UNSERE ZEIT: DEUTSCHE REVUE DER GEGENWART

:...

Digitized by Google

Enc. 241 / N.F. 4, 2

Fiche

Digitized by Google

<36602770830019

<36602770830019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.

Preis des Heftes 6 Ngr.

Vierter Jahrgang.

Dreizehntes Heft. (1. Juli 1868.)

Inhalt.

	Seite
Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre. Erster Artikel. Landwirthschaftliche Schulen und Vereine.	1
Reisebilder aus Aegypten. Von Arthur Stahl.	19
Guizot und seine Memoiren. Ein Essay von Fedor Wehl.	33
Johann Heinrich von Thünen und seine Bedeutung für die Landwirthschaft. Von Dr. M. J. Schleiden.	51
Der russische Strafcodex. Von Dr. W. Bechaus.	59
Chronik der Gegenwart:	
Nekrologe: Thomas d'Arcy M'Gee. — James Thomas Brudenell (Earl of Cardigan). — Charles-Aimé-Josephe Lehon. — Louis-Marie de la Haye, Vicomte de Cormenin. — Auguste-Pierre-Waldbourg Gemeau. — Benjamin Delessert. — Marie Barthélemi Vicomte de Castelbajac.	67
Technologische Revue: Neue Sicherheitslampen. — Carburiren des Leuchtgases. — Elektrisches Licht. — Nitroglycerin als Vernichtungsmittel. — Holzpolsterung der Möbel. — Briquettesfabrikation mit Sägespänen. — Neue Papierindustrie. — Der Dampfmann (eine Straßenlocomotive). — Die Flugmaschine. — Die Schnell-Buttermaschine. — Lehrwerkstätten für die Spitzenfabrikation. — Neue Maschinen, Apparate und technische Verfahren.	74

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Digitized by Google

Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Wie dieser neue Roman Gutzkow's gleich im Beginn seines Erscheinens die lebhafteste Spannung erregte (vom ersten Bande wurde sofort eine zweite Auflage nothwendig), so wird derselbe nach seiner nunmehrigen Vollendung die Theilnahme der deutschen Lesewelt gewiß auch allseitig befriedigen. Die Redaction der Leipziger Zeitung äußerte sich: „Derselbe, eine Frucht wahrhaft eminenter historischer Studien, ein Zeugniß der edelsten deutschen Gesinnung, in der Form von vollendeter Meisterschaft, nimmt nicht allein unter den literarischen Schöpfungen des Verfassers einen hervorragenden Platz ein, sondern dürfte auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in seiner Art unerreicht dastehen." Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben unveräußerlichen Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volkes gilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor kurzem erschien der vierte Band des Werks:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem «Neuen Pitaval».

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

Jeder Band (ungefähr 20 Bogen Octav) 15 Ngr.

Inhalt des vierten Bandes: König Philipp II. von Spanien, sein Staatssecretär Don Antonio Perez und Prinzessin Eboli. — Der Oberst Labedoyère und der Marschall Ney, zwei Opfer der Bourbonen. — Der Magister Linius. — Die Ermordung des Schultheiß Keller in Luzern. — Die Räuberbanden am Mittel- und Niederrhein zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts.

Durch seinen spannenden Inhalt und durch den außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses rasch beliebt gewordene Volksbuch den weitesten Kreisen zum Privatbesitz.

Die bereits erschienenen vier Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Digitized by Google

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift

zum

Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Vierter Jahrgang. Zweite Hälfte.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre.

Erster Artikel.

Landwirthschaftliche Schulen und Vereine.

1) Historische Einleitung.

Das Jahr 1867 wird in der Geschichte des österreichischen Kaiserstaats einen wichtigen Abschnitt bilden. Durch die Kundmachung der Verfassungsgrundsätze vom 21. Dec. 1867 ist Oesterreich in eine neue Phase getreten. Das constitutionelle Regime wurde für die Zukunft abermals gewährleistet, die bisherige einheitliche Staatsleitung soll dem Dualismus das Feld räumen. Der Nationalitätenkampf, welcher bisher eine Lösung der Verfassungswirren unmöglich machte, ist geschlossen; freilich ohne Betheiligung der Czechen, die sich murrend fern halten. Der Grundbau des neuen Verfassungsstaats ist glücklich gelegt, es handelt sich nur noch um den allerdings schwierigen weitern Aufbau, um die praktische Durchführung jener Principien, welchen nun die kaiserliche Sanction zutheil wurde. Von der Art und Weise, wie dieses Werk von einsichtigen Baumeistern in Angriff genommen und vollendet wird, hängt unstreitig die dauernde Consolidirung des Reichs ab, die Möglichkeit künftighin im europäischen Staatensystem seine gegenwärtige Stellung zu behaupten. Daß der Kaiserstaat lebensfähig sei, kann auch von den Gegnern desselben nicht unbedingt in Abrede gestellt werden; ob er von den Wunden, welche die Vergangenheit ihm geschlagen, gänzlich zu genesen im Stande ist, muß die Zukunft lehren. Die neuen Männer, denen die Leitung des Staatsschiffs anvertraut ward, haben eine große und schwierige, aber auch lohnende Aufgabe zu lösen, und der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein, wenn sie mit der Einsicht die nöthige Energie verbinden und kräftig Hand anlegen, um Uebelstände zu beseitigen, Misbräuche abzustellen, Fesseln und Hemmnisse, die sich einer gedeihlichen Entfaltung der zum Theile noch schlummernden Volkskräfte entgegenstellten, wegzuräumen.

Die staatsrechtliche Frage ist ausgeglichen, aber unzählige andere Fragen, welche begierig der Lösung harren, sind noch unangetastet. Die innere Verwaltung ist den Bedürfnissen der Neuzeit gemäß umzugestalten, das Chaos der Finanzen zu entwirren, durch eine gesunde Wirthschaftspolitik sind neue Bahnen zu eröffnen, und demgemäß im Unterrichtswesen jene Umgestaltungen und Reformen vorzunehmen, welche gebieterisch gefordert werden müssen, wenn Oesterreich mit den hervorragendsten Culturstaaten gleichen Schritt halten soll. Der Bruch mit der Vergangenheit hat auf allen Gebieten des staatlichen Lebens einzutreten, wenn das bisherige Ringen nach einer Neugestaltung Oesterreichs kein fruchtloses sein soll.

Wir legen auf die wirthschaftliche Reorganisation ein Hauptgewicht, da unsere staatlichen und anderweitigen Verhältnisse mit diesen Fragen weit inniger zusammenhängen,

Digitized by Google

als man gewöhnlich anzunehmen beliebt, und die Gebiete des geistigen und materiellen Lebens durch keine scharfe Kluft geschieden sind, sondern ein Ineinandergreifen fast überall manifestiren. Oesterreich kann jetzt die Bilanz für die Vergangenheit ziehen, und wenn das Bild kein erfreuliches ist, so muß der Absolutismus der funfziger Jahre, der falsche Constitutionalismus unsers Jahrzehnts, die Sistirungsära hierfür verantwortlich gemacht werden.

Die „unerschöpflichen Hülfsquellen" Oesterreichs bildeten eine stehende Phrase; alle Staatsmänner beriefen sich auf dieselben, ohne daß sämmtliche Hebel angesetzt worden wären, dieselben wirklich flüssig zu machen, und erst harter mühsamer Arbeit wird es gelingen, das Versäumte nachzuholen und der nationalen Production jene Hülfsmittel zu verschaffen, deren sie unumgänglich bedarf. Ein eigenthümlicher Unstern waltete über Oesterreich, daß es im Laufe eines Jahrhunderts blos Einen Reformminister von weitgreifender Bedeutung befaß, dessen Wirksamkeit überdies durch die politischen Verhältnisse und andere Unglücksfälle gehemmt war.

Man durchblättere einmal mit prüfendem Blick die Geschichte Oesterreichs und hole sich die Antwort auf die Frage, was seit Joseph's II. Tode bis zum Beginn des vorigen Jahrzehnts in Oesterreich geleistet wurde. Man wird wol einzelne Thaten, aber keine einzige große That namhaft machen können, eine wahrhaft betrübende Stagnation machte sich auf fast allen Gebieten des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens breit. Man braucht die ökonomischen Ansichten Joseph's II. nicht zu billigen, und wird zugestehen müssen, daß er die Dinge wenigstens in Fluß brachte. Die Hebung des Bauernstandes, die Befreiung desselben von drückenden Lasten, schon von Maria Theresia theilweise in Angriff genommen, war und blieb eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens. Mächtige Hinderuisse, welche der Betriebsamkeit des Bauernstandes sich entgegenstemmten, räumte die starke Hand des Kaisers hinweg. Von einschneidender Bedeutung für die agricole Production ist die Durchführung der Grundsteuergesetze geworden, welche bestimmten, daß der Unterthan die Naturalabgaben, Fron- und Lohnarbeiten in Geld leisten und nur dazu verpflichtet werden könne, und daß nur 30 Proc. vom Ertrage an Steuern, Abgaben und Zöllen geleistet werden dürfen; und da der Staat 12 Fl. 13⅓ Kr. als Grundsteuer hinwegnahm, so blieb für die Urbarialschuldigkeit nur 17 Fl. 46⅔ Kr. übrig. Von allen Seiten erhob sich gegen diese Maßregel Widerspruch, der Nachfolger Joseph's II. hob sie auf, „weil bei der Ausmessung und der Abschätzung des Bodenertrags Unrichtigkeiten vorgekommen waren", und erst eine spätere Zeit nahm den Gedanken des mit seinen Reformversuchen unglücklichen Kaisers in anderer Form wieder auf.

Joseph II. hatte wenigstens alles Mögliche gethan, die Dinge in Fluß zu bringen. Die Regierung Leopold's II. war zu kurz, um erfolgreich sein zu können, unter der Regierung Franz' wurden alle Bestrebungen zu einer durchgreifenden politischen und wirthschaftlichen Organisation zu Grabe getragen. Daß man während der kriegerischen Wirren, welche das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts ausfüllten, das Reformwerk auf spätere Zeiten verschob, kann man vielleicht begreiflich finden. Kopf und Sinn wurden in ganz anderer Weise in Anspruch genommen, als daß man zu reformatorischen Arbeiten die nöthige Muße hätte finden können; das Trostlose war nur, daß selbst diese Epoche revolutionärer Bewegungen bei den Staatsmännern Oesterreichs nicht die Ueberzeugung wach rief, die Volkswirthschaft bedürfe mannichfacher Anregungen und Aufmunterungen. Von jenen großartigen Ideen, welche Stein in Preußen anregte und theilweise realisirte, war in Oesterreich auch nicht eine Spur vorhanden. Die beschränktesten Ansichten lugen aus den Patenten hervor. Mißernten und der Bedarf der Kriege erzeugten Getreidetheuerung; die Regierung befahl, daß die Getreidebesitzer ihre Vorräthe innerhalb einer bestimmten Frist verkaufen müssen, daß kein Jude Kornhandel

Digitized by Google

treiben solle u. dgl. m. Die Regierungskreise besaßen für alles, was nicht Militärsachen betraf, schlechterdings kein Verständniß. Dazu kam die traurige Finanznoth, welche mehr als der Krieg die Volkskräfte lahm legte und eine heillose Zerrüttung auf fast allen Gebieten des innern staatlichen Lebens hervorrief.

Der Schrecken und die Verwirrung, welche im Gefolge des Finanzpatents vom Jahre 1811 eintrat, liegt gegenwärtig noch dem Staate in allen Gliedern; die damalige Zeit hatte in vielfacher Beziehung Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen; auch damals reichten die finanziellen Kräfte Oesterreichs nicht aus, um jene zur Schau getragenen Großmachtsalluren zu rechtfertigen, die auswärtige Politik verschuldete auch am Anfange unsers Jahrhunderts die traurige Ohnmacht im Innern; jene Scheu vor durchgreifenden Maßnahmen, welche viele Jahre der letzten Epoche auszeichneten, war auch damals vorhanden.

Die finanzielle Lage des österreichischen Staats war nie eine befriedigende, es ist eine bekannte Thatsache, daß seit 1782 bis auf die Gegenwart jedes Jahr mit einem Deficit abschloß; das mangelhafte Besteuerungssystem, die ungleichmäßige Vertheilung der Staatslasten trugen zumeist die Schuld, wenn ein Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen nicht hergestellt werden konnte. Selbst jene Institute, wie z. B. die Banken, welche anderwärts ins Leben gerufen wurden, um dem Handel und der Industrie mächtige Dienste zu leisten, waren in Oesterreich dazu bestimmt, der Regierung Vortheile zu gewähren. Die Papiergeldwirthschaft war der Krebsschaden, an welchem der Staat zu wiederholten malen litt. Daß unter derartigen Zuständen Handel und Verkehr fortwährenden Schwankungen unterlagen und durch die grenzenlose Unsicherheit der Geldverhältnisse viel zu leiden hatten, ist an und für sich klar. Wo der öffentliche Credit tief unterwühlt ist, kann die Einzelwirthschaft auch nicht gedeihen.

Man kann nicht behaupten, daß die Regierung der Hebung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse keine Aufmerksamkeit zugewendet hätte, aber leider verriethen die hierfür getroffenen Maßnahmen nur eine geringe Einsicht in die Gesetze des wirthschaftlichen Lebens. Selbst als man nach dem Abschlusse des Friedens im Jahre 1815 mit Fug und Recht erwarten konnte, eine Anzahl dringlicher Reformen werde in Angriff genommen werden, um die Productivkräfte des Landes zu heben, geschah wenig, fast nichts; einen Zeitraum von 30 Jahren, während dessen die meisten Staaten Europas große Fortschritte machten, ließ man ungenützt vorüberstreichen, ohne irgendeinen Reformact von einiger Bedeutung vorzunehmen.

Die Folgen blieben nicht aus. Vergleicht man die wirthschaftliche Entwickelung Oesterreichs mit jener der fortgeschrittenen Länder Europas während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, so wird man nirgends eine solch starre Unbeweglichkeit gewahr werden. Bei dem Unterthänigkeitsverhältnisse, an dem man nicht zu rütteln wagte, mußte die Landwirthschaft auf Fortschritte verzichten, die gewerbliche Thätigkeit wurde durch das Zunftwesen in Banden gehalten und der Schutzzoll war weit davon entfernt ein Erziehungsmittel der Industrie zu sein, da die Hebung der gewerblichen Thätigkeit durch Errichtung von Unterrichtsanstalten nicht angebahnt wurde. Die geistige Sperre, mit der man das Land umgab, blieb auch nicht ohne trostlose Rückwirkung auf das Gebiet der materiellen Interessen; den Kritikern und Tadlern gegenüber, welche den wirthschaftlichen Verfall auf allen Linien scharf betonten, begnügte man sich mit stolzem Selbstbewußtsein auf die große Wohlfeilheit des Lebens hinzuweisen. Es dauerte mehr als ein Decennium, ehe alle Zollschranken fielen, welche die Länder diesseit der Leitha voneinander schieden; Ungarn mit seinen Nebenländern, Dalmatien, Istrien mit den Quarnerischen Inseln, Venedig, Triest und Brody blieben auch dann noch selbständige Zollgebiete. Bei dem Hochschutzsystem blühte nur der Schmuggel üppig empor, und alle Tarifänderungen, welche im Laufe von vier Decennien vorgenommen wurden, waren nicht von dem

Digitized by Google

Gedanken einer einschneidenden Zollreform dictirt, sondern nur Palliative, um den Klagen, welche bald hier, bald dort auftauchten, abzuhelfen. Man begrüßte es demnach als einen großen Fortschritt, daß der Zolltarif vom Jahre 1838, der uebenbei gesagt blos eine Zusammenfassung vieler erlassenen Decrete ist', nur 70 Verbote bei der Einfuhr und 10 bei der Ausfuhr enthielt und 634 Waaren aufzählte, welche einem Zolle unterlagen! Es ist unleugbar, eine Antipathie gegen irgendeine Veränderung auf dem Gebiete des staatlichen Lebens, der entschiedenste Reformhaß wohnte der Regierung inne, welche mehrere Decennien in lahmer Thatenlosigkeit verharrte.

Die Staatsmänner Oesterreichs hatten zwar die Ueberzeugung erlangt, daß eine Abänderung des nationalökonomischen Systems eintreten müsse. Metternich hatte für die Frage eines deutsch-österreichischen Zollvereins, welche seit dem Beginn der vierziger Jahre die deutsche Publicistik vielfach beschäftigt, ein gehöriges Verständniß. Kübeck, von dessen Erhebung zum Hofkammerpräsidenten (1840) man sich viel versprach, faßte dieselbe vom materiellen Standpunkte ins Auge. Indeß die Schwierigkeiten waren groß, sehr groß, und der Muth, dieselben zu beseitigen, fehlte vollends. Bei einer Untersuchung, welche der wiener Gewerbeverein anstellte, um die Klagen der Industriellen über den Schmuggel zu prüfen und Vorschläge zur Abhülfe des Uebels zu machen, kam die Frage eines commerziellen Verbandes mit dem übrigen Deutschland zur Sprache. Man konnte das Resultat voraussehen; damals, sowie später noch oft, sprach sich die Mehrzahl der Gewerbtreibenden für die Beibehaltung des bisherigen Systems der Prohibition und gegen den Anschluß aus und nur einige intelligente Industrielle erklärten sich für Beseitigung des Prohibitivsystems, für den Uebergang zum Schutzzoll, der freilich nur langsam und allmählich ins Werk gesetzt werden dürfe. Die Reformidee lag auch in der That im Plane der Regierung. Die deutsche Publicistik, welche das Project einer Handelseinigung mit Oesterreich warm befürwortete, war damals fast durchgängig großdeutsch gesinnt und erhielt ihre Inspirationen von der Hof- und Staatskanzlei in Wien. In der Staatsconferenz kam auf Anregung Metternich's im November 1841 die Frage über die Zweckmäßigkeit des Anschlusses an den Deutschen Zollverein zur Sprache. Graf Hartig wurde mit der Berichterstattung beauftragt. Er gelangte zu dem Resultate, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Anschluß schlechterdings unausführbar sei. Die Staatsconferenz erklärte sich nach kurzer Erörterung damit einverstanden. Nicht die Rücksicht auf die Industrie gab den Ausschlag; man erkannte wol an, daß einige Zweige leiden dürften, allein man war überzeugt, daß das Ganze nur gewinnen würde, wenn auch der einzelne große Opfer bringen müsse. Am meisten war es die Rücksichtnahme auf Ungarn, welche hierbei den Ausschlag gab. Es ist bezeichnend für den Standpunkt der wiener wirthschaftlichen Weisheit, daß es der ungarische Hofkanzler war, welcher auf die Nothwendigkeit der Beseitigung der ungarischen Zwischenzollinien hinwies. Das in Oesterreich bestehende Tabacksmonopol, welches damals dem Staatsschatze 10—12 Mill. Fl. abwarf, bildete das Haupthinderniß. Die Regierung war nicht abgeneigt auf den Wunsch des Hofkanzlers für den Fall einzugehen, daß das Tabacksmonopol auch in Ungarn eingeführt würde.

Hierzu war wenigstens vorläufig keinerlei Aussicht vorhanden. Die Frage einer Zolleinigung mit Deutschland war hiermit momentan erledigt. Man glaubte auf einen Anschluß verzichten zu müssen und blos einen Handelsvertrag mit Preußen abschließen zu sollen. Die hierüber angeknüpften Unterhandlungen führten zu keinem Resultat. Die Schwierigkeiten lagen darin, daß es sich bei der damaligen Sachlage um einen entschiedenen Bruch mit dem herrschenden Zollsystem handelte, und dazu fehlte es den dirigirenden Staatsmännern an Entschiedenheit und Muth. Man machte Combinationen über Combinationen, zu einer That kam man nicht.

Digitized by Google

Die österreichische Monarchie befand sich im Jahre 1848 in einer traurigen Lage. Das Metternich'sche System zeigte sich in seiner vollsten Nichtigkeit. Nur kurze Zeit träumte man von einer Neuordnung des Staats auf constitutioneller Basis. Der Absolutismus hielt abermals seinen Einzug, nachdem es unter Strömen Blutes gelungen war, die widerstrebenden Elemente zur Reichseinheit zusammenzufügen. Die Fehler und Gebrechen der vormärzlichen Entwickelung lagen viel zu klar am Tage, als daß man einfach zu dem patriarchalischen System vor 1848 hätte zurückkehren können. Der moderne Absolutismus brauchte Geld, viel Geld, die Steuerkraft des Landes mußte angespannt werden, was nur durch Hebung der materiellen Interessen geschehen konnte. Auch glaubte man mit einer gewissen Berechtigung der trügerischen Täuschung sich hingeben zu dürfen, daß eine bevorzugende Berücksichtigung der commerziellen und industriellen Verhältnisse den kurzen constitutionellen Rausch werde vergessen machen. Die wirthschaftliche Weisheit des Vormärz erwies sich als faul, das Prohibitivsystem hatte nur das Gegentheil bewirkt, was es nach der Ansicht der Staatslenker bewirken sollte. Mittelalterliches überwucherte fast überall, ein Bruch war hier unvermeidlich, wenn auch in vielfacher Hinsicht schwierig. Die Aufhebung der Robot war ein großes Ereigniß, aber der Bauer, an den althergebrachten Schlendrian gewöhnt, mußte erst lerneu auf eigeneu Füßen stehen, sich in seiner neuen Stellung zurechtfinden. Hier zeigte sich deutlich, wie viel das vormärzliche Oesterreich durch seine mangelhaften Unterrichtsanstalten verschuldet, wie wenig die Regierung dazu beigetragen, auch nur die nothdürftigsten Kenntnisse unter dem wichtigsten Stande der Monarchie, dem Bauernstande, zu verbreiteu. Eine neue Aera brach ungestüm herein, ohne daß der Bauer eine richtige Erkenntniß der großen Tragweite derselben hatte. Das Zunftwesen stand noch ungebrochen; hieran war in dem Vormärz nicht gerüttelt worden, einerseits weil man keinen richtigen Einblick in die Gesetze wirthschaftlicher Entwickelung besaß, andererseits weil jene Institutionen und Innungen ganz dem engherzigen Geiste entsprachen, welcher die damaligen Staatslenker gefangen hielt. Konnte man sich zu einer selbst unscheinbaren Aenderung bestehender Verhältnisse nur schwer entschließen, um wie viel weniger war eine so durchgreifende Reform möglich, welche einen vollständigen Bruch mit der ganzen Vergangenheit erheischte. Die kleinere Industrie war in lästige Formen eingeengt, die große bewegte sich mit scheinbar größerer Freiheit. Prohibitivzölle sperrten sie vom Auslande ab. Wenn irgendwo, hatte man in Oesterreich Gelegenheit, die Weisheit des Mercantilsystems zu erproben, denn Decennien hindurch konnte die österreichische Industrie unbelästigt von der Concurrenz der Nachbarstaaten sich entwickeln und hätte unbedingt eine dominirende Stellung in Europa einnehmen müssen, wenn Prohibitivmaßregeln überhaupt ein Industrievolk großzuziehen im Stande wären.

Die am tiefsten eingreifenden wirthschaftlichen Reformen der letzten 20 Jahre haben einem Staatsmanne ersten Ranges ihren Ursprung zu danken. Freiherr von Bruck hat das Verdienst, mit ungemeiner Energie Hand ans Werk gelegt zu haben, um ererbte Uebelstände zu beseitigen, neue Bahnen zu ebnen. Was von der sogenannten Neugestaltung Oesterreichs, mit welchem Stichwort viel gesündigt worden ist, sich als lebenskräftig erwies, ist größtentheils sein Werk. Mit ihm beginnt eine neue Aera in der Wirthschaftsgeschichte Oesterreichs.

Es ist nun unsere Aufgabe, jene Fortschritte, welche die wirthschaftliche Entwickelung Oesterreichs seit dem Beginn des vorigen Jahrzehnts gemacht hat, unsern Lesern vorzuführen.

Digitized by Google

2) Die Landwirthschaft.

a) Allgemeines.

Die Verhältnisse der Agriculturbevölkerung des österreichischen Kaiserstaats blieben seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1848 stationär. Die Bauern Tirols und Vorarlbergs, die sächsischen Bewohner Siebenbürgens und einzelne Landwirthe in Istrien und Dalmatien waren freie Eigenthümer. Die Bewohner des südlichen Tirols, eines Theils von Istrien und Dalmatien waren freie Zeit- oder auch Erbpächter. Dagegen war die gesammte übrige Agriculturbevölkerung Oesterreichs fast insgesammt erbunterthänig, wenn auch im Laufe der Zeit einzelne feine Unterschiede zwischen den verschiedenen Klassen sich herausgebildet hatten. Nur einsichtige Grundherren willigten gern in eine Ablösung der Fronen, fanden aber mit ihrem Beispiel nur geringe Nachahmung, da die österreichische Aristokratie im großen und ganzen zu nützlichen und heilsamen Reformen auch nicht die geringste Neigung verspürte. Die Revolution machte diesem Zustande ein Ende, die Erbunterthänigkeit des Landvolks, die Gebundenheit des Grundes und Bodens wurde durch das Gesetz vom 7. Sept. 1848 in den deutschslawischen Provinzen beseitigt. Aehnliches war in Ungarn geschehen.

Man erwartete mit Fug und Recht von der großartigen Maßregel der Grundentlastung eine Besserung der agricolen Verhältnisse. Erst jetzt konnte eine rationelle Bewirthschaftung durch Anwendung besserer Methoden platzgreifen und die Panegyriker des jeweilig herrschenden Systems posaunten es in alle Weltgegenden aus, welch neues Leben jetzt beginnen werde, welche Zukunft dem Staate erblühe. Gewiß ein großes Werk war vollbracht worden, der Bauer konnte nun über seine volle Arbeitskraft verfügen, der Tüchtigkeit und der freien Concurrenz ward ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet. Die kommenden Jahre rechtfertigten nur zum Theile die gesteigerten Hoffnungen. Die Landwirthschaft hat in Oesterreich Fortschritte gemacht, aber der Weg, den sie zu durchlaufen hat, um dort anzulangen, wo sie in den wirthschaftlich fortgeschrittenen Ländern gegenwärtig steht, ist ein weiter. Zum Theil trägt die Unthätigkeit der Regierung seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts hieran die Schuld. Die agricolen Interessen erfordern eine intensive Pflege, die ausdauerndste Aufmerksamkeit. Das Ministerium für Ackerbau bestand nur kurze Zeit. Der Handelsminister erhielt das Ressort desselben zugewiesen. Und auch das Handelsministerium erfreute sich nicht eines dauernden Bestandes. Bald aufgehoben, bald rehabilitirt konnte dasselbe eine energische und consequente Thätigkeit nicht entfalten, da die Männer, welchen die Leitung desselben anheimfiel, sich nicht der vollen Selbständigkeit erfreuten, indem ihr Wirkungskreis vielfach geschmälert ward. Das Ackerbauministerium, welches im Nachmärz ins Leben gerufen wurde, ward beseitigt, trotzdem es nicht Unbedeutendes, ja verglichen mit den Schöpfungen der nächsten anderthalb Jahrzehnte wahrhaft Großartiges geleistet. Mancherlei Entwürfe, schon damals vorbereitet, harren noch gegenwärtig der Erledigung. Als nach dem Falle des Octoberministeriums, dessen Repräsentant, Graf Goluchowski, die Nothwendigkeit eines Ministeriums für Volkswirthschaft nicht recht begriff, das Handelsministerium eine neuerliche Auferstehung feierte, hoffte auch die Landwirthschaft, daß das sogenannte constitutionelle Ministerium die Versäumnisse früherer Jahre gut machen werde. Leider geschah wenig. Die Leitung desselben — man begnügte sich mit sogenannten Leitern, da man vollwichtige Minister nicht finden wollte oder konnte — befand sich nicht immer in geeigneten Händen und gutmüthige Versprechungen vertrösteten die Drängenden auf Maßregeln, welche sich in der Vorbereitung befänden. Aus diesem Stadium kam man nicht heraus.

Der Einfluß der Regierung kann allerdings in den meisten Fällen kein directer sein, in Oesterreich indeß gibt es leider noch eine Anzahl Dinge, welche die Regierung schon

Digitized by Google

längst einer entsprechenden Regelung hätte unterziehen sollen, wenn man dafür nur das nöthige Verständniß gehabt hätte. Man sprach von der Hebung der wirthschaftlichen Kräfte, von der Bedeutung derselben für die künftige Regeneration des Staats, und man begnügte sich einzelne Maßregeln ins Leben zu setzen, die von dem Drange des Moments abgerungen wurden. Seit Jahren fordern die österreichischen Landwirthe einen Agriculturrath oder Ackerbaukammern, ohne daß man bisher diesem gewiß ungefährlichen Wunsche Rechnung getragen hätte. Wir unsererseits erwarten von einer derartigen Institution gerade nichts Bedeutendes; aber gewiß wären eine Anzahl von Ideen angeregt worden, welche der österreichischen Bureaukratie jedenfalls zugute gekommen wären. Ueber Ideenreichthum hat sich diese nicht zu beklagen und eine kleine Anleihe könnte ihr nicht schaden. Auch der Reichsrath hatte bisher keine Gelegenheit sich in intensiver Weise mit Agrarfragen zu beschäftigen, es bleiben daher nur die Landtage übrig, die nun auch wirklich während der kurzen Spanne Zeit ihrer Wirksamkeit manches geleistet haben.

Die österreichische Gesetzgebung hat von jeher eine zweckmäßige Vertheilung des Grundes und Bodens regeln zu müssen geglaubt. Jedoch sind es nicht so sehr Maßregeln gegen die Vereinigung zu großer Gütercomplexe, als solche gegen übermäßige Zersplitterung, welche die Legislative beschäftigten. In die erstere Kategorie gehören die sogenannten Amortisationsgesetze, welche bis zum Jahre 1855 die Erwerbsfähigkeit der Stifte und Klöster beschränkten. Diese restrictiven Bestimmungen traten infolge des Concordats außer Kraft. Eine Modification ist durch das Staatsgrundgesetz vom 21. Dec. 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger insofern eingetreten, als der §. 6 die Bestimmung enthält: „Für die Todte Hand sind Beschränkungen des Rechts, Liegenschaften zu erwerben und über sie zu verfügen, im Wege des Gesetzes aus Gründen des öffentlichen Wohles zulässig."

Dagegen bestehen die bezüglich der Zersplitterung des Grundes und Bodens erlassenen Gesetze noch in Kraft. Eine Reihe von Gesetzen wurden seit 1780 in dieser Beziehung gegeben und nach Aufhebung des Unterthanenverbandes durch Ministerialerlaß vom 23. März 1850 ausdrücklich erklärt, daß die bisherigen Grundzerstückelungsvorschriften fortzubestehen haben. Durch die Normen über den Bestiftungszwang, die Untheilbarkeit der Bauergüter und die bäuerliche Erbfolge wird bezweckt, jedes Bauergut möglichst als ein untheilbares Ganzes zu erhalten. Nur die Zerstückelung zu großer Bauerhöfe wurde gesetzlich nicht blos gestattet, sondern als für die Verbesserung des Ackerbaues und für die Vermehrung der Bevölkerung förderlich erklärt. Für einzelne Kronländer bestehen auch besondere Vorschriften über das Minimalflächenmaß, unter welches nicht hinabgegangen werden dürfe. Der obenerwähnte Erlaß bestimmt, daß derartige Zerstückelungen ohne Genehmigung der politischen Behörde nicht gestattet sind. Das Bezirksamt hat mit Zuziehung von Sachverständigen zu untersuchen, ob die beabsichtigte Gutstrennung zweckmäßig und zulässig sei.

Es ist jedenfalls ein Zeichen der fortschreitenden wirthschaftlichen Bildung, daß die Aufhebung des Bestiftungszwangs von Theoretikern und Praktikern fast einmüthig gefordert wird. In der That muß es gewiß als Widerspruch hingestellt werden, wenn verschuldete Bauerwirthschaften unter den Hammer kommen, während der Verkauf einzelner Grundstücke gesetzlich nicht gestattet ist.

In engster Verbindung hiermit stehen die speciellen Bestimmungen über die Erbfolge, wonach hinsichtlich des gesetzlichen Erbrechts bei dem Bauernstande die allgemeine Erbfolgeordnung zu gelten hat. Wenn das Bauergut nicht ausdrücklich einem Kinde zugedacht wurde, soll dasselbe mit allem, was unmittelbar dazu gehörig ist, dem ältesten Sohne, wenn gegen denselben ein gegründetes gesetzliches Bedenken nicht obwaltet, sonst aber dem nächsten, und wenn kein Sohn vorhanden, der ältesten Tochter zufallen. Die

Digitized by Google

Erben oder Miterben müssen nach einem durch gütliches Uebereinkommen oder ordentliche Schätzung bestimmten Werthe des Guts entschädigt werden. Wenn jedoch keins der erbnehmenden Geschwister oder Erbparteien dieses Gut um den Schätzungspreis übernehmen wollte, so ist dasselbe, da eine Zerstückelung desselben eben gesetzlich nicht eintreten kann, einem mehr bietenden Fremden kaufweise zu überlassen. Hat der Testator den Uebernehmungspreis bestimmt, so ist in der Regel hieran festzuhalten. Falls zwei besondere Bauergüter oder so viele zusammengehörige Grundstücke hinterbleiben, die ohne Nachtheil für die Cultur getheilt werden können und für die Subsistenz zweier Familien ausreichen, so kann der älteste Sohn das eine wählen, das andere ist dem nächstfolgenden zu überlassen. Besteht die Erbschaft nebst dem Gute noch aus andern dazu nicht gehörigen Grundstücken, die zum Fortbetriebe der Wirthschaft nothwendig sind, so fallen dieselben ebenfalls dem Erben des Hauptguts anheim. Dieser darf jedoch von diesen Grundstücken nur so viel veräußern, als er andererseits durch Kauf, Tausch oder auf eine andere Art an sich bringt und dem Bauergute einverleibt: Bestimmungen welche unstreitig Hindernisse der agricolen Entwickelung sind, deren Aufhebung nur befürwortet werden kann. Die Zeit, wo die Regierung die Vorsehung spielen wollte, um dem Pauperismus entgegenzuwirken, ist vorüber. Die wirthschaftlichen Nachtheile, welche im Gefolge der bestehenden Normen eintreten, sind so mannichfacher Art, die Forderung, daß auch im Gebiete des Ackerbaues die unbedingteste Freiheit der beste Regulator ist, eine so begründete, daß die Beseitigung nur eine Frage der Zeit sein kann.

Die Landtage haben sich zu wiederholten malen über die Nothwendigkeit einer Aenderung der agrarischen Gesetzgebung ausgesprochen, ohne daß bisher ihre Forderungen und Wünsche bereitwilliges Gehör bei der Regierung gefunden hätten. Der niederösterreichische Landtag forderte die Abfassung eines die Aufhebung des Bestiftungszwanges bezweckenden Gesetzes und die verfassungsmäßige Behandlung desselben durch den Reichstag. Mähren, Oberösterreich, Salzburg und Böhmen sprachen den Wunsch nach einem Arrondirungsgesetze aus, Kärnten befürwortete die Erleichterung der Commassation. In der Bukowina beschloß man die Aufhebung aller Beschränkungen. Jeder Eigenthümer solle befugt sein, über seinen Grundbesitz zu verfügen, ohne der Bewilligung der politischen Behörde zu bedürfen, die Bestimmungen in Betreff der Erbfolge und Erbtheilung der Bauergüter sind aufzuheben.

Die frühern Ministerien hatten sich in den Landtagen weder über die Frage der Aufhebung des Bestiftungszwanges ausgesprochen, noch eine Gesetzvorlage über die Commassation eingebracht. Nur für Böhmen wurde ein Gesetz sanctionirt, welches einige Beschränkungen bei Verwerthung und Benutzung von Bauergütern aufhob. Die Erwerbung bäuerlicher Grundstücke ist fortan weder durch den Besitz einer Ansässigkeit, noch durch ein bestimmtes Ausmaß von Grundstücken bedingt. Auch zur Verpachtung von bestifteten Bauergütern oder Bestandtheilen derselben ist die Bewilligung der politischen Behörde nicht mehr erforderlich. Dagegen wurde die Untheilbarkeit der Bauergüter aufrecht erhalten, solange der gesetzliche Bestiftungszwang besteht. Eine Vorlage des kärntner Landtags, daß bei Tauschverträgen, welche bei den für die Landwirthschaft höchst wünschenswerthen Arrondirungen vereinbart werden, die Stempel- und Gebührenfreiheit bewilligt werden möge, wurde seitens der Regierung nicht erledigt.

Es ist zu hoffen, daß das parlamentarische Ministerium den wirthschaftlichen Forderungen Rechnung tragen und der agrarischen Gesetzgebung eine freisinnigere Bahn ebnen werde. Die Freiheit der Theilung des Grundbesitzes kann die wirthschaftlichen Kräfte des Landes nur heben. Es kann ein allgemeines Gesetz nicht gefunden werden, welches darüber entscheidet, ob der kleine oder große Grundbesitz einen größern Ertrag liefere, dies muß den örtlichen Verhältnissen überlassen werden. Die Einhaltnng des richtigen

Digitized by Google

Maßes wird eine vollständige Freiheit gewiß eher anbahnen, als Maßregeln, die sich überlebt haben, weil sie der ökonomischen Entwickelung der Neuzeit widersprachen. Wir hoffen, die neue Aera, welche dem Lande ein Ackerbauministerium gebracht hat, wird auch bezüglich der agricolen Verhältnisse mit der Vergangenheit brechen und dem Fortschritte im umfassenden Sinne huldigen. Wer die Bedeutung der Landwirthschaft für Oesterreich kennt, wird uns beistimmen, wenn wir behaupten, daß die Regierung nach dieser Richtung thätig sein muß, wenn sich das Land von den Schlägen, welche eine trostlose innere und unkluge äußere Politik heraufbeschworen hat, erholen soll.

Auch die Forstgesetzgebung hat unleugbare Fortschritte gemacht, die aus frühern Jahrhunderten stammenden Waldordnungen machten einem im Jahre 1852 erlassenen Forstgesetze Platz, welches 1857 auch in Ungarn und 1860 in der Militärgrenze Gültigkeit erlangte. Dieses Gesetz, welches 1861 in Ungarn beseitigt wurde, entsprach jedoch nicht durchwegs in allen Kronländern. Das Gesetz unterscheidet zwischen Reichsforsten, Gemeindewäldern und Privatwäldern. Ohne specielle Bewilligung darf kein Waldgrund der Holzzucht entzogen und zu andern Zwecken verwendet werden. Frisch abgetriebene Waldtheile müssen bei Reichs- und Gemeindeforsten spätestens binnen fünf Jahren beholzt werden, bei Privatforsten kann eine längere Frist gestattet werden. Wälder, auf denen Waldservituten lasten, müssen erhalten und angemessen bewirthschaftet werden. Ferner enthält das Gesetz besondere Normen über Waldweide, Einsammlung der Bodenstreue und über Streugewinnung überhaupt. Die Vertheilung der Gemeindewälder ist in der Regel nicht gestattet, nur in besondern Fällen kann die Bewilligung hierzu von der Landesstelle ertheilt werden. Hiermit stehen im Zusammenhange eine Anzahl Maßnahmen, welche zur Förderung des Waldbaues getroffen wurden, und welche die Bestimmung haben, den Holzverbrauch zu beschränken. Das Gesetz hat sich in vielfacher Beziehung nicht als genügend erwiesen, und eine Reihe legislatorischer Acte werden von der Regierung urgirt, deren endliche Durchführung zur Förderung der Forstcultur dringend nothwendig ist.

Während das Forstgesetz, welches der privativen Wirthschaft enge Schranken auflegt und bevormundet, bei seinem Erscheinen mit besonderer Genugthuung seitens der betheiligten Kreise begrüßt wurde, ist in den letzten Jahren ein bedeutsamer Umschwung in den Ansichten der größern Gutsbesitzer eingetreten. Man hat erkannt, daß die Unfreiheit gewisser Kategorien des Forsteigenthums viele Nachtheile im Gefolge hatte, und dringt auf Beseitigung der hemmenden gesetzlichen Fesseln, welche die privative Thätigkeit einengen. Freiheit des Forsteigenthums lautet die Parole, deren endlicher Sieg nicht zweifelhaft sein kann.

b) Landwirthschaftlicher Unterricht.

Man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man behauptet, daß in Oesterreich die Elemente zu einer Steigerung der landwirthschaftlichen Production vorhanden sind, und nun die Nothwendigkeit gebieterisch an das Land und die Regierung herantritt dieselben zu benutzen, um die Productionsfähigkeit thunlichst zu fördern. Die irrationellen in vielen Gegenden heimischen Methoden müssen einem gesündern den volkswirthschaftlichen Forderungen der Gegenwart entsprechenden Verfahren weichen, Arbeitskraft und Kapital besser verwerthet werden. Eine tüchtige Volksbildung ist der erste Schritt zur Erreichung dieses Zieles. Der Stand der Bauern und der kleinern Grundbesitzer ist der bei weitem zahlreichste und die Elementarschule die einzige Bildungsanstalt, welche diese Klasse durchwandert. Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß in den letzten beiden Jahrzehnten mancherlei für die Hebung des Schulwesens in Oesterreich geschah, die Volksschule hat dank der Opferwilligkeit der Gemeinden und Provinzen einen kleinen Ruck nach vorwärts erhalten, im großen und ganzen sieht es jedoch mit dem Stande der

Digitized by Google

allgemeinen Bildung trotz aller officiellen Verschönerungsversuche noch ziemlich traurig aus. Noch immer ist die Anzahl der Schulbesuchenden in vielen Theilen des Reichs eine ungenügende, und die Resultate entsprechen billigen Anforderungen nicht. Eine Verbesserung und Vermehrung der Volksschulen ist ein allgemein tief gefühltes Bedürfniß, welches die neue Aera zu befriedigen bestrebt sein muß, wenn eine Gesundung der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht dauernd ein frommer Wunsch bleiben soll. Selbst jene, welche auf die allerdings großen Schwierigkeiten hinweisen, mit denen die österreichische Volksschule bei der Mannichfaltigkeit der Sprachen und der Verschiedenartigkeit der Volksstämme zu kämpfen hat, müssen zugestehen, daß bezüglich der Qualität und Quantität eine Reihe von Wünschen nicht erfüllt worden sind. Eine Reform der Volksschule, welche unbedingt eintreten muß, wird auch einer größern Verbreitung landwirthschaftlichen Wissens Rechnung tragen müssen. Viel kann auf diesem Gebiete durch Einführung eines landwirthschaftlichen Lesebuches geschehen, da die Schüler für einen fachlichen Unterricht noch nicht die nöthige Reife besitzen. Ein weiterer Uebelstand der Schuleinrichtungen ist die mangelhafte Organisation der sogenannten Fortbildungsschulen, welche gerade für die Landwirthschaft nützlich werden könnten. Erst in den Hauptstädten ist ein guter Anfang gemacht worden, den Vorbildern in Deutschland nachzueifern, auf dem Lande liegt noch alles im argen.

Es ist ein Verdienst der landwirthschaftlichen Gesellschaften und Vereine, daß Oesterreich gegenwärtig eine Anzahl Ackerbauschulen mittlerer Art besitzt. Im Jahre 1865 zählte man 16 derartige Lehranstalten, unter denen Großau in Niederösterreich, Liebwerda in Böhmen in erster Linie genannt zu werden verdienen. Einige dieser Schulen sind blos für die Ausbildung von Kleinwirthen bestimmt, während andere, wie z. B. die beiden obengenannten, aus einem höhern und niedern Curse bestehen und daher den befähigtern Schülern die Möglichkeit einer erweiterten Ausbildung gewähren. Der Unterricht ist der Natur der Sache nach kein ausschließlich theoretischer, sondern mit praktischen Uebungen in den Wirthschaften verbunden. Unter den österreichischen Kronlanden steht Böhmen mit acht derartigen Schulen obenan. Mähren besitzt blos eine Ackerbauschule zu Preran, Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark je eine; Galizien und Ungarn sind spärlich bedacht, dort befindet sich zu Dublany eine landwirthschaftliche Lehranstalt und eine Ackerbauschule zu Czernichow; hier sind in neuester Zeit in Szent-Miklos, Keszthely und Debreczin solche Schulen eingerichtet worden. Zu diesen selbständigen Lehranstalten kommen noch einige landwirthschaftliche Curse, welche an einigen Realschulen eingeführt worden sind. Es ist einleuchtend, daß die gegenwärtige Anzahl der landwirthschaftlichen Bildungsanstalten für die Heranbildung eines tüchtigen Mittelstandes nicht ausreicht und Anstrengungen gemacht werden müssen, die fühlbare Lücke auszufüllen. Die höhern landwirthschaftlichen Lehranstalten sind fast sämmtlich neuern Datums. Hierher gehört in erster Linie die Schule in Ungarisch-Altenburg, welche in jüngster Zeit reorganisirt worden ist. Zur Aufnahme ist die vollständige Realschule oder das Gymnasium erforderlich. Der Lehrstoff umfaßt in zwei Jahrgängen die Grundwissenschaften, worunter man mathematisches Repetitorium und Geometrie, Allgemeine Mechanik mit einer Einleitung aus der elementaren Physik, Maschinenlehre, Mineralogie, Allgemeine und Agriculturchemie, Klimatologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Thiere, Botanik und Zoologie, endlich Nationalökonomie versteht. Diese Lehrfächer bilden den Lehrstoff für das erste Jahr. Hieran reihen sich die Fachgegenstände: Bodenkunde, Pflanzenlehre, Thierproductionslehre, Thierheilkunde, landwirthschaftliche Betriebslehre, Forstwirthschaft, Wein- und Obstbau, landwirthschaftlich-technische Gewerbe. Als Nebenfächer werden vorgetragen: Statistik, allgemeine Rechts- und Staatskunde und landwirthschaftliche Baukunde. Bei der Reorganisation der technischen Hochschule zu Graz wurde auch eine

Digitized by Google

selbständige land- und forstwirthschaftliche Fachschule ins Leben gerufen und im Herbste 1865 eröffnet. Sie besteht aus drei Jahrgängen. Als Versuchsobject dient der landwirthschaftliche Versuchshof der Landwirthschaftsgesellschaft in Graz. Auch an der technischen Akademie zu Brünn ist eine Art landwirthschaftliche Fachschule eingerichtet worden. Ungarn besitzt drei höhere Anstalten dieser Art zu Ofen (am Franz-Josephs-Polytechnikum), zu Keszthely und seit kurzem auch zu Debreczin. Die beiden letztern stehen jedoch tief unter Ungarisch-Altenburg.

Die an den technischen Hochschulen und einigen Universitäten bestehenden Lehrkanzeln für Landwirthschaft sind zu einer Zeit creirt worden, als Specialschulen noch mangelten. Sie sind jedoch auch nach Vornahme der Reform der technischen Anstalten beibehalten worden.

Eine höhere forstwissenschaftliche Akademie besitzt Oesterreich seit dem Jahre 1813 zu Mariabrunn bei Wien. Sie erhielt ihre gegenwärtige Einrichtung im vorigen Jahre und hat den Zweck in drei Jahrescursen eine gründliche theoretische und praktische Ausbildung im Forstfache zu gewähren. Die Aufnahmewerber müssen ein Maturitätszeugniß eines Gymnasiums oder einer Realschule besitzen, oder sich einer Aufnahmeprüfung unterziehen, welche sich auf die in der Realschule gelehrten Fächer erstreckt.

Forstschulen niedern Ranges, auch Waldbauschulen genannt, besitzt die Monarchie zu Hinterbrühl bei Wien, Weißwasser in Böhmen, Aussee in Mähren. Auch an der landwirthschaftlichen Schule zu Kreutz werden Forstfächer gelehrt und am Polytechnikum zu Prag Vorlesungen über Forstwissenschaft gehalten.

Die Specialschulen für einzelne Zweige der Landwirthschaft sind nicht zahlreich genug. Hierher gehören die Weinbauschulen zu Klosterneuburg, Krems, Leibnitz, die landwirthschaftliche Wein- und Obstbauschule zu Ofen, die Garten- und Obstbauschule zu Brünn, die Gärtnerbildungsanstalt zu Lemberg. Für Seidenbau und Bienenzucht besteht eine Anstalt in Steiermark zu Baierdorf.

Endlich sind noch die Veterinärschulen der Monarchie: das k. k. Thierarzneiinstitut zu Wien und die Thierarzneischule in Pesth zu erwähnen. Mit der wiener Anstalt ist eine Hufbeschlagslehranstalt und ein zweijähriger Curs für Militärcurschmiede verbunden. Selbständige Hufbeschlagslehranstalten sind zu Graz und Laibach.

Es ist eine gewiß erfreuliche Erscheinung, daß die Landtage bezüglich der Förderung des landwirthschaftlichen Unterrichts eine nicht unersprießliche Thätigkeit entfalteten. Böhmen, Mähren, Steiermark und Niederösterreich stehen hier in erster Linie und gehen mit trefflichem Beispiele voran. Im Jahre 1866 wurden fünf Schulen begründet: eine Ackerbau- und Weinbauschule in Steiermark, eine Ackerbauschule zu Znaym in Mähren, eine Ackerbau- und Flachsbereitungsschule in Mährisch-Schönberg und eine Ackerbauschule in Görz. In der Bukowina und Galizien sprach man sich für die Einführung des landwirthschaftlichen Unterrichts in den Volksschullehrerpräparandien aus. In Steiermark, Böhmen und Mähren wurden Preise für landwirthschaftliche Volkslehrbücher ausgeschrieben, in mehrern Kronländern die landwirthschaftlichen Wandtafeln von Hartinger in Tausenden von Exemplaren vertheilt. Am besten wird der Landwirthschaft unstreitig gedient sein, wenn das Volksschulwesen eine Umgestaltung erfahren wird; ohne eine entsprechende Volksbildung sind alle Versuche, die Intelligenz bei der agricolen Bevölkerung zu steigern, fruchtlos. Auf diesem Gebiete kann sich unser Unterrichtsminister Lorbern erwerben, hier eröffnet sich ihm ein beneidenswerthes Feld erfolgreicher Wirksamkeit. Mögen die Hoffnungen sich realisiren, welche Neuösterreich dem neuen Unterrichtsminister (Hasner) entgegenbringt.

Digitized by Google

c) Landwirthschaftliche Creditvereine.

Die Wichtigkeit und Bedeutung des landwirthschaftlichen Creditwesens braucht wol nicht ausführlich erörtert und begründet zu werden. Die Nothwendigkeit einschlägiger Institutionen ist jedem einleuchtend. Was Oesterreich anbelangt, so blieb es bis in die letzte Zeit hinter den übrigen Culturstaaten weit zurück, und erst seit kurzem hat die Monarchie eine Anzahl Anstalten erhalten, welche zur Hebung und Belebung der landwirthschaftlichen Production beizutragen die Aufgabe haben.

Es ist klar, daß die größtmögliche Sicherheit, das geborgte Kapital werde sammt Zinsen zurückgezahlt, eine der wesentlichsten Grundlagen des landwirthschaftlichen Credits ist. Hierbei kommen nicht blos die Schuldgesetze und Schuldordnungen in Betracht, sondern auch die gesammte Hypothekargesetzgebung ist von einschneidender Bedeutung. Man hat als Hauptgrundsätze derselben Publicität, Specialität und Priorität gefordert und im allgemeinen läßt sich der österreichischen Legislative nachrühmen, daß sie den richtigen Grundsätzen der Theorie thunlichst zu entsprechen suchte. Schon das bürgerliche Gesetzbuch hat dem Princip der Publicität Rechnung getragen und diese Vorschrift, bis 1852 blos auf jene Ländertheile beschränkt, wo das Gesetzbuch Geltung hatte, wurde in diesem Jahre (durch kaiserliches Patent vom 23. März 1852) auf Krakau und einige Monate später auf Ungarn, Kroatien und Slawonien, die Wojwodschaft Serbien und das Temeser Banat (kaiserliches Patent vom 29. Nov. 1852), endlich im folgenden Jahre auf Siebenbürgen (kaiserliches Patent vom 29. Mai 1853) ausgedehnt, demnach im ganzen Kaiserstaate als Norm aufgestellt. Dieses Princip wurde selbst durch die jüngsten Veränderungen in Ungarn nicht alterirt, indem die Inder-Curial-Conferenz im Jahre 1861 die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches in dieser Beziehung ausdrücklich aufrecht erhielt. Auch die Specialität ist in genügender Weise berücksichtigt. Die früher bestandenen Generalhypotheken wurden aufgehoben und für die Umwandlung derselben in Specialhypotheken eine bestimmte Frist verwilligt. Die Priorität ist nicht umfassend genug anerkannt, indem noch eine Anzahl von Pfandrechten besteht, welche vor den früher wohlerworbenen Pfandrechten einen Vorrang erhalten, so z. B. hat der Fiscus ein Vorzugsrecht.

Auch der Forderung nach einer entsprechenden Einrichtung der Grund- und Hypothekenbücher kam die Legislative im vorigen Jahrzehnt für jene Gegenden nach, wo bisher Unordnung herrschte. In den deutsch-slawischen Kronländern bestand schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, in einigen Gegenden noch früher, das Grundbuchinstitut, welches für die zur ungarischen Krone gehörigen Länder erst im Jahre 1855 gesetzlich normirt wurde. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß das österreichische Grundbuchsystem jenen hohen Grad der Verläßlichkeit nicht besitzt, der unbedingt im Interesse des Creditwesens gefordert werden müßte. Es bürgt nicht dafür, daß die im Grundbuche aufgenommene Beschreibung des Guts, das angegebene Flächenmaß der eingetragenen Parcellen genau sei, noch haftet es für die Richtigkeit der Preis- und Werthangaben. Höchst unvollkommen sind die Einrichtungen in Dalmatien, in Tirol und Vorarlberg, zum Theil in Salzburg, endlich in der Bukowina und in Siebenbürgen. Der Mangel einer gleichförmigen Gesetzgebung wird auch tief gefühlt und die Forderung einer einheitlichen Grundbuchsordnung ist zu wiederholten malen erhoben worden. Das Executionsverfahren ist mit mancherlei Mängeln behaftet, indem das Gesetz den säumigen Schuldner vielfach zu begünstigen scheint. Weitläufige Schätzungen und die Ausschreibung vor den Feilbietungsterminen verursachen es, daß der Gläubiger nur mühsam in den Besitz der geborgten Summe kommt.

Bis zum Beginn der funfziger Jahre war der landwirthschaftliche Credit fast ausschließlich auf Privatdarlehne, ferner auf jene Kapitalien angewiesen, die sich bei Waisen-

Digitized by Google

ämtern und Sparkassen angesammelt hatten. Der Zinsfuß stand nicht sehr hoch und es war etwas Gewöhnliches, zu $4\frac{1}{2}$—5 Proc. Anleihen zu erhalten. Die sogenannten Waisenämter mit ihren Waisenkassen fielen nach Aufhebung des Unterthanenverbandes hinweg; die Waisengelder wurden von den k. k. Steuerämtern übernommen und im Jahre 1850 durch ein kaiserliches Patent festgestellt, in welcher Weise derartige Pupillengelder zu verwalten seien. Große Summen, welche bis dahin der Landwirthschaft zugute kamen, werden seitdem zum Ankaufe von Staatspapieren, Grundentlastungsobligationen u. dgl. mehr verwendet. Die Sparkassen genügten dem Kapitalbedürfnisse des Landwirths nicht, obwol eine beträchtliche Vermehrung derselben im Laufe der letzten Jahrzehnte (1819—51) eingetreten war. In den deutsch-slawischen Provinzen betrugen die Gesammteinlagen der Sparkassen im Jahre 1851 77,319 Mill. Fl., wovon natürlich nur ein Theil dem Landwirthe zur Verfügung gestellt wurde.

Das Bedürfniß nach selbständigen Creditanstalten, welche ausschließlich der Landwirthschaft zu dienen haben, trat seit dem Beginn des vorigen Jahrzehntes nach Aufhebung des Unterthanenverbandes immer dringlicher hervor. Damals bestand in der gesammten Monarchie nur Ein Institut dieser Art: die galizisch-ständische Creditanstalt, welche im Jahre 1841 die kaiserliche Genehmigung erhielt und im folgenden Jahre sich constituirte. Jeder Besitzer von landtäflichen selbständigen Gutskörpern, welcher für jedes aufzunehmende Darlehn von mindestens 1000 Fl. die statutenmäßige Sicherstellung zu bieten vermag, kann Mitglied werden. Die Tilgung der Schuld geschieht in zweiundvierzigjährigen Annuitäten, indem nebst den 4 Proc. Zinsen und einem kleinen Beitrage zur Bestreitung der Vereinsauslagen jährlich 1 Proc. vom Kapitalsnennwerthe der Pfandbriefe zu bezahlen ist. Die Darlehne, welche demnach blos dem Großgrundbesitz zugute kommen, haben seit dem Jahre 1843 in beträchtlicher Weise zugenommen. Sie machten damals 1,7 Mill. Fl. aus und betrugen 1848 9,9 Mill., 1863 18,7 Mill., 1866 16,6 Mill. Fl. Ersi im Jahre 1856 trat eine neue Institution in Wirksamkeit, welche damals fast allseitig begehrt wurde. Im März erfolgte die kaiserliche Genehmigung der Statuten und des Reglements der Hypothekarcreditabtheilung der Oesterreichischen Nationalbank, welche am 1. Juli 1856 ihre Wirksamkeit eröffnete. Schon bei der Gründung der Anstalt im Jahre 1816 wurde eine ähnliche Thätigkeit der Bank in Aussicht genommen, indem sie nebst der Ausgabe von Noten, der Escomptirung von Wechseln und andern kaufmännischen Effecten, „im Falle als ihr Kapital später eine ausgedehnte Wirksamkeit zuließe, die Leistung von Darlehnen auf liegende Güter gegen volle Sicherheit" übernehmen sollte. Um ihre Thätigkeit als Hypothekaranstalt zu eröffnen, wurden der Nationalbank eine Anzahl nicht unwichtiger Vorrechte eingeräumt. Sie ist berechtigt, Pfandbriefe bis zum fünffachen Betrage der für diese Abtheilung bestimmten Fonds mit einer längstens zwölf Monate laufenden Verfallzeit zu emittiren; die Pfandbriefe der Nationalbank können zu fruchtbringender Anlegung von Kapitalien der Gemeinden, Körperschaften, Stiftungen, unter öffentlicher Aufsicht stehenden Anstalten, dann der Pupillar- und Depositengelder verwendet werden, indem für die pünktliche Rückzahlung und Verzinsung der Pfandbriefe das gesammte bewegliche und unbewegliche Vermögen der Nationalbank sammt den bestehenden Hypotheken haftet. Die Pfandbriefe lauten auf Namen oder Ueberbringer, die erstern können für jeden beliebigen durch 100 theilbaren Betrag, die letztern nur für Summen von 100, 500, 1000 und 5000 Fl. ausgestellt werden. Die Pfandbriefe dürfen an der Börse veräußert oder verpfändet werden und die Nationalbank ist berechtigt, dieselben zu escomptiren oder Vorschüsse darauf zu ertheilen. Eine Erweiterung erhielt die Bank im Jahre 1857, indem die Beschränkung der Verfallzeit der Pfandbriefe auf zwölf Monate hinwegfiel und die Emission mit sechs- bis zehnjähriger Dauer, ferner verlosbare Pfandbriefe ohne bestimmte Verfallzeit gestattet wurden. Seit 1858 werden die Darlehne fast

Digitized by Google

ausschließlich in innerhalb 32 Jahren verlosbaren Pfandbriefen ertheilt. Alljährlich finden zwei Verlosungen statt. Die minimale Höhe eines Darlehns beträgt 5000 Fl. Die Summe der im Umlauf befindlichen Pfandbriefe betrug in Oesterreichischer Währung

im Jahre	Mill. Fl.	im Jahre	Mill. Fl.
1858	26,6	1862	36,1
1859	40,1	1863	39,6
1860	41,8	1864	56,5
1861	33,3	1865	56,4

Zur Erläuterung dieser Ziffern muß hinzugefügt werden, daß im Jahre 1856 die Darlehne auf Güter in den deutsch-slawischen Ländern (Salzburg, Tirol und Voralberg ausgenommen) ertheilt wurden, weil blos das Grundbuchswesen dieser Länder geordnet war. Unter gewissen Bedingungen wurde nun 1857 gestattet, Hypothekardarlehne auf Realitäten zu ertheilen, welche sich in den zur ungarischen Krone gehörigen Ländern befinden. Im Jahre 1858 wurde die Thätigkeit der Anstalt auf die italienischen Provinzen ausgedehnt. Eine Modification trat für Kroatien und Slawonien ein, indem eine kaiserliche Entschließung ein zwischen den Ministerien des Innern und der Finanzen und der Baudirection geschlossenes Uebereinkommen genehmigte, wonach unter Haftung des Landesfonds die Ertheilung von sechsprocentigen Hypothekardarlehnen bis zur Höhe von 4000 Fl. gestattet wurde, welche nicht in Pfandbriefen, sondern in baarem Gelde ertheilt wurden und in Raten oder Annuitäten binnen 20 Jahren zu tilgen sind. Auch wurden in den Jahren 1859 und 1860 bedeutende Summen den Theißregulirungsvereinen vorgestreckt. Eine theilweise Beschränkung der Hypothekardarlehne trat bezüglich Ungarns nach dem October 1860 ein. Erst durch die Circularverordnung der ehemaligen ungarischen Hofkanzlei vom 19. Febr. 1863, wonach den Gerichtsbehörden eingeschärft wurde, für die Wahrung der Executionsrechte der Nationalbank Sorge zu tragen, konnte Ungarn wieder bei Ertheilung von Darlehnen berücksichtigt werden.

Folgende Tabelle gibt eine Uebersicht über den Stand der Hypothekarcreditgeschäfte der Oesterreichischen Nationalbank in den einzelnen Ländern der Monarchie am 31. Dec. der letzten drei Jahre:

	1865.		1866.		1867.	
Länder.	Zahl der Darlehne.	Gesammtbetrag in Mill. Fl.	Zahl der Darlehne.	Gesammtbetrag in Mill. Fl.	Zahl der Darlehne.	Gesammtbetrag in Mill. Fl.
Ungarn	849	34,64	917	37,76	896	37,65
Niederösterreich	539	10,33	537	10,41	613	10,62
Galizien	475	7,75	556	9,54	513	9,85
Böhmen	39	3,9	44	4,15	40	3,92
Mähren	44	3,7	45	3,2	45	2,91
Kroatien und Slawonien	13	1,39	13	1,39	15	1,54
Bukowina.	26	0,673	29	0,784	36	1,21
Steiermark	25	0,587	24	0,577	22	0,551
Siebenbürgen . . .	9	0,291	9	0,287	8	0,281
Oberösterreich	3	0,141	3	0,139	4	0,138
Krain	3	0,076	3	0,075	4	0,048
Küstenland	4	0,041	3	0,068	3	0,067
Schlesien	7	0,045	7	0,044	6	0,041
Kärnten	3	0,028	3	0,028	3	0,028
Summa . . .	2039	63,6	2193	68,5	2208	68,9

Leider geben uns die Uebersichten über die Höhe der einzelnen Belehnungen keine genügende Auskunft und wir sind nur auf Durchschnittsrechnungen angewiesen, welche jedoch

Digitized by Google

bei Erörterung der Frage, ob mehr der große oder mittlere Grundbesitz an den Vortheilen des Instituts sich betheiligt, nicht genügende Anhaltspunkte bieten.

Es lag in den politischen und socialen Verhältnissen Ungarns, daß dies Land bis in die jüngste Zeit eines landwirthschaftlichen Creditinstituts entbehrte. Das Bedürfniß wurde längst gefühlt und auf den Landtagen vor dem Jahre 1848 zu wiederholten malen erörtert. Die großen Staatsmänner Ungarns, z. B. Szechényi, erkannten es nur zu gut, daß die Kapitalarmuth des Landes den agricolen Fortschritt hindere. Noch fühlbarer trat das Bedürfniß nach Credit seit Aufhebung der Fronen hervor. Der Grundherr mußte sich nun mit Zugvieh und Geräthen versorgen, die Erhaltung der Arbeiter und des Gesindes war kostspielig, die verschiedenen Steuern, bis an die Grenze der Möglichkeit getrieben, trugen zur Kapitalersparung nicht bei. Fremdes Kapital strömte nicht herbei und die Ersparnisse Deutsch-Oesterreichs fanden nach der allgemein verbreiteten Ansicht eine ergiebigere Anlage in den hochverzinslichen Staatspapieren, als daß sie der Landwirthschaft hätten zufließen sollen. „Der Credit", bemerkt Ditz in seiner Schrift „Die Landwirthschaft Ungarns" treffend, „ist in Oesterreich noch nicht der, was er sein sollte: das Zutrauen auf die Fähigkeit und den Willen, ein Darlehn mit seinen Früchten zurückzuzahlen, sondern viel eher die Hoffnung auf eine hohe Zinsenperception." Auch die alte Scheu, mit dem ungarischen Adel Geschäfte zu machen, an dessen Güter man früher nicht Hand anlegen durfte, hielt den Kapitalisten zurück. Die Oesterreichische Nationalbank, deren Abtheilung für den Hypothekarcredit dem ganzen Reiche zugute kommen sollte, erstreckte anfangs ihre Thätigkeit nicht auf Ungarn, dem ein Hypothekargesetz mangelt. Erst die Hypothekenreform bahnte eine allmähliche Besserung an, da die Bedingungen, unter denen die Bank seit Eröffnung ihrer Wirksamkeit in Ungarn im Jahre 1857 Credit gewährte, ziemlich schwierig waren. Das Octoberdiplom hat momentan wenigstens zu einer Sistirung der Creditgewährung geführt und erst am 19. Febr. 1863 nahm die Bank ihre Geschäfte wieder auf. Man kann dies Vorgehen des ersten Geldinstituts nicht tadeln. Die Unsicherheit und Ungewißheit, welche durch Wiedereinführung der ungarischen Rechtspflege eine jede Geschäftsthätigkeit zwischen den Ländern diesseit und jenseit der Leitha lähmte, hat jene Stagnation hervorgerufen. Es ist anzuerkennen, daß die ungarischen Grundbesitzer selbst bemüht waren, dem trostlosen Zustande ein Ende zu machen. Die ungarische landwirthschaftliche Gesellschaft gab zur Gründung eines heimischen Creditinstituts im Jahre 1860 die erste Anregung und das Bodencreditinstitut trat 1863 ins Leben, nachdem 209 Grundbesitzer, durch Namen und Vermögen ausgezeichnet, einen Fonds von 1,667000 Fl. zusammengebracht hatten; eine halbe Million wurde aus dem Landesfonds als Vorschuß zur Vergrößerung des Reservefonds vom Kaiser gewährt. Die Anstalt emittirt auf Namen oder Ueberbringer lautende Pfandbriefe, welche innerhalb 34½ Jahren durch Verlosung eingelöst werden müssen, und sogenannte Renteuscheine, welche innerhalb einer bestimmten Frist (5—10 Jahren) ohne Verlosung rückzahlbar sind. Die Verzinsung der erstern beträgt 5½, die der letztern 6 Proc. Auch ist der Verein berechtigt, Depositen von mindestens 100 Fl. anzunehmen, wofür Pfandbriefe, Rentenscheine oder auf 6—12 Monate lautende Zahlungsanweisungen ausgefolgt werden. Die Anstalt ist kein Institut, welches auf Gewinn berechnet ist. Die Gründer erhalten von ihrer Gründungseinlage blos 5 Proc. Zinsen, was bei den ungarischen Verhältnissen, wo das Kapital mit 8—12 Proc. angelegt werden kann, ein Opfer ist. Auch erhält der Verwaltungsausschuß keine Besoldung, die Mitglieder unterziehen sich aus Patriotismus der ihnen gewordenen Pflicht. Außer dem Zinse, den das Institut den Pfandbriefinhabern zu zahlen hat, wird vom Darlehnsempfänger blos ¼ Proc. als Beitrag zu den Verwaltungskosten gefordert; der etwa restirende Ueberschuß fließt in den Reservefonds und demselben fallen überdies noch zu: ein Beitrag der Darlehnsempfänger von 1 Proc.,

Digitized by Google

welcher bei der Aufnahme der Darlehne zu entrichten ist und bei der Anstalt als Depositi bis zur gänzlichen Tilgung desselben verbleibt, sodann aber mit den einfachen Zinsen rückgezahlt wird, während die Zinseszinsen dem Reservefonds zufließen; ferner die etwaigen Interessen vor dem Verfalltermin gezahlter Zinsen und Tilgungsquoten, die Erträge verjährter Pfandbriefe und Coupons, Conventionalstrafen, Verzugszinsen u. dgl. m.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des ungarischen Instituts, daß der Darlehnsempfänger zugleich Theilnehmer der Anstalt ist. Theilnehmer und Gründer wählen gemeinschaftlich die Beamten und die Ueberwachungscommission. Sämmtliche Theilnehmer haften für die Sicherheit der Institutsschulden. Es steht jedem Pfandbriefinhaber frei, falls die Anstalt seine Forderungen nicht begleicht, sich durch Execution an dem Vermögen irgendeines Theilnehmers zu seinem Rechte zu verhelfen. Auch verbindet der Verein den Crédit foncier mit dem Crédit-agricole, indem, wie gesagt, auch Darlehne auf kürzere Fristen gewährt werden, und der Gutsbesitzer zur Beschaffung von Betriebsmitteln Kapital erhält. Gerade der kurze Credit (Crédit-agricole nach Wolowsky) ist in Ungarn bisher wenig entwickelt. Es hängt dies mit dem eigenthümlichen Charakter der ungarischen Landwirthschaft zusammen, da in den meisten Gegenden eine Hauptfrucht gebaut wird und die Möglichkeit, den erhaltenen Vorschuß zurückzuzahlen, von dem Gedeihen dieser einen Frucht abhängt. Dadurch ist die Landwirthschaft eines regelmäßigen Ertrags nie so gewiß wie dort, wo neben dem Getreidebau auch der Wein und Tabacksbau oder die Schafzucht betrieben wird und das Erträgniß einer Wirthschaft aus mehrern Betriebszweigen resultirt.

Ein Anfang ist gemacht und wenn die politischen Verhältnisse sich befestigen, wird dem Lande mit der Zeit jenes Kapital zufließen, dessen die Agricultur bedürftig ist. Noch immer ist der Hypothekarcredit wenig entwickelt, da nach einer freilich flüchtigen Berechnung Anfang 1867 sämmtliche Hypothekardarlehne in Ungarn ein Kapital von 100 Millionen repräsentirten, im Durchschnitt daher auf das Joch nicht mehr als 3 Fl. 11 Kr. entfällt, ein jedenfalls ungenügender Betrag.

Zu diesen Anstalten kam im Jahre 1864 die Allgemeine Oesterreichische Bodencreditanstalt in Wien hinzu, welche am 8. Febr. die Sanction ihrer Statuten erhielt. Der Geschäftskreis der Anstalt ist ein umfassender. Sie ist berechtigt, Hypothekendarlehne auf lange oder kurze Frist zu gewähren, deren Rückzahlung entweder auf einmal oder in Raten oder in Annuitäten bedungen werden kann; sie ist ermächtigt, hypothekarische Kapitalforderungen einzulegen, Darlehne an Landes-, Bezirks- und Ortsgemeinden, soweit diese zur Aufnahme derselben gesetzlich befugt sind, gegen hypothekarische Sicherstellung oder ohne Hypotheken, gegen Zusicherung ihrer Verzinsung und Rückzahlung mittels Umlagen zu gewähren. Sie darf Pfandbriefe oder andere Schuldverschreibungen emittiren, welche entweder auf bestimmte Rückzahlungsfristen oder verlosbar ausgestellt werden können, auch können mit der Rückzahlung der letztern Prämien in Verbindung gebracht werden; ferner ist ihr gestattet, ihre eigenen Pfandbriefe und Schuldverschreibungen zu escomptiren und auf dieselben Vorschüsse zu ertheilen. Das Gesellschaftskapital wird vorzugsweise den ebenangeführten Geschäften zugewendet. Die Gesellschaft ist berechtigt, Gelder gegen Ausgabe von verzinslichen Kassenscheinen anzunehmen, welche auf bestimmte Namen und mindestens auf 100 Fl. lauten und an eine Kündigungsfrist von wenigstens drei Tagen gebunden sind; das Contocorrentgeschäft in der Art zu betreiben, daß nur über baares Guthaben durch Anweisung (Check) und Abschreibung auf dem zu diesem Behufe eröffneten Folium verfügt werden kann; Vorschüsse auf österreichische Staatspapiere zu gewähren sowie Wechsel zu escomptiren. Die Gesellschaft darf Unternehmungen zum Zweck von Bodenverbesserungen und von Bauten aller Art unterstützen, indem sie Credit gegen Deckung durch Hypotheken, Faustpfänder und andere Sicherstellung gewährt. Die Ge-

Digitized by Google

sammtsumme der auf Hypotheken, dann an Landes-, Bezirks- und Ortsgemeinden gewährten Darlehne darf den dreißigfachen, und die dem Wechselescompte gewidmete Summe den doppelten Betrag des baar eingezahlten Actienkapitals nicht überschreiten. Die Gesammtsumme der wirklich ausgegebenen Pfandbriefe darf jene der jeweilig bestehenden Hypothekarforderungen niemals überschreiten.

Das Gesellschaftskapital ist auf 24 Mill. Fl. Oesterr. W. in Silber festgesetzt, welches durch 120000 Actien à 200 Fl. gebildet wird. Vorläufig sollen blos 60000 Actien (jedoch nicht unter pari) ausgegeben werden. Die Anstalt erhielt auch eine Reihe von Begünstigungen, als Gebührenfreiheit für die im Namen der Anstalt ausgefertigten Urkunden, Befreiung von dem damals noch in Kraft bestandenen Wuchergesetze u. dgl. m.; die Pfandbriefe und die auf Grund von Darlehnen an Gemeinden ausgegebenen Schuldverschreibungen der Anstalt genießen pupillarische Qualität, sie dürfen an der Börse verhandelt und notirt werden. Die Pfandbriefe müssen mindestens auf den Minimalbetrag von 100 Fl. in klingender Münze ausgestellt werden. Sie lauten auf Inhaber oder Namen und sind entweder nach einer bestimmten Frist oder nach einer durch Verlosung festzustellenden Verfallzeit zahlbar. Die Inhaber-Pfandbriefe werden mit halbjährigen Zinscoupons und Talons versehen.

Diese Anstalt unterscheidet sich in einigen nicht unwesentlichen Punkten von andern ähnlichen Anstalten. Sie gewährt Hypothekendarlehne nur gegen mindestens doppelte Sicherheit, während in Mitteldeutschland Darlehne bis drei Fünftel oder zwei Drittel des Pfandwerths ertheilt werden. Endlich erstreckt sich ihre Wirksamkeit auf ein großes Reich, besitzt demnach eine große Operationsbasis. Auch sucht sich dieses Institut von der trostlosen Papierwirthschaft zu emancipiren, da die ganze Pfandbriefemission auf Silberzahlung begründet ist. Die Vortheile kommen indeß nur der Anstalt zu statten, nicht den Schuldnern. Diese müssen sich behufs der Zahlung Silber verschaffen, während die zum Verkauf gebrachten Pfandbriefe nur gegen Noten umgesetzt werden. Die Differenzen haben nur die Schuldner zu tragen. Auch die Vermischung verschiedener Geschäftsaufgaben ist gerade kein großer Vortheil. Ein entschiedener Fehler ist es, daß der Anstalt der Betrieb des Discont- und Lombardgeschäfts ohne ziffermäßige Beschränkung und die Annahme von Depositengeldern von nur dreitägiger Kündigungsfrist gestattet ist, ferner, daß sie Unterstützungen zum Zweck von Bodenverbesserungen und Bauten gewähren kann, ohne an absolut hypothekarische Sicherheit gebunden zu sein. Wenn bisher das wiener Institut sich vor Abwegen bewahrt hat, so lag dies nicht an dem Statut, welches diese hätte verhindern sollen, sondern nur an der Einsicht und geschickten Leitung der Anstalt. Nach französischem Muster hat man der Regierung die Ernennung der Directoren und der Gouverneure anheimgegeben, wodurch derselben die Möglichkeit geboten wird, auf die Anstalt einen gewissen Einfluß auszuüben, was mit dem Grundsatze der Autonomie der Creditinstitute nicht vereinbart werden kann. Diese theilweise Abhängigkeit von der Regierung trat auch im Jahre 1867 zu Tage, indem die Bodencreditgesellschaft behülflich war, die Geldcalamitäten des Staats durch Gewährung einer Anleihe zu lindern. Von derartigen Geschäften müßte sich eine Bodencreditgesellschaft gänzlich fern zu halten suchen.

Das Hypothekargeschäft weist von Ende Juni 1864 bis Ende 1865 folgende Ziffern auf. Gesucht wurden 11498 Anleihen im Betrage von 58,4 Mill. Fl., realisirt wurden blos 1648 in der Höhe von 15,94 Mill. Fl. Hiervon in Pfandbriefen 12,89, in Baarem aus dem Actienkapital 3,059 Mill. Fl. Im Jahre 1866 betrug die Anzahl der nachgesuchten Darlehne 1368 im Betrage von 15⅓ Mill. Fl., realisirt wurden 247 im Betrage von 3,97 Mill. Fl., und zwar sämmtlich in 5proc. funfzigjährigen Pfandbriefen.

Digitized by Google

Es participirten im Zeitraume 1864—65 an den ertheilten Darlehnen 148 Häuser im Betrage von 2,197700 Fl., der Großgrundbesitz 196 Objecte mit 11,851800 Fl., der Kleingrundbesitz mit 1394 im Betrage von 1,889200 Fl.; im Jahre 1866 34 Häuser im Betrage von 849500 Fl., der Großgrundbesitz mit Objecten im Betrage von 2,869100 Fl., vom Kleingrundbesitz 150 Complexe in der Höhe von 274500 Fl.

Einem wahrhaft tief gefühlten Bedürfnsse half die Hypothekenbank des Königreichs Böhmen ab. Die Nothwendigkeit eines derartigen Instituts wurde schon 1846 anerkannt; Graf Deym regte damals die Idee bei den böhmischen Ständen an; der Plan scheiterte. Im Jahre 1860 unterbreitete ein Comité, an dessen Spitze Graf Albert Nostitz stand, der Regierung ein Statut, dessen Erledigung jedoch nicht erfolgte, und im böhmischen Landtage wurde diese Angelegenheit im Jahre 1861 abermals zur Sprache gebracht. Der mit der Ausarbeitung eines Statuts betraute Landesausschuß legte dasselbe in der Session vom Jahre 1863 vor. Das mit wenigen Modificationen sanctionirte Statut trat im Anfange des Jahres 1865 in Wirksamkeit. Die Hypothekenbank gewährt Darlehne bis zum Minimalbetrage von 500 Fl. in Pfandbriefen, welche unter der Controle des Landtags stehen. Diese können zu Kapitalsanlagen von Kirchen, Stiftungen, Fideicommissen und andern öffentlichen Anstalten, zu Cautionen verwendet werden, die Darlehne sind seitens der Bank unkündbar. In der jährlichen Rückzahlung von 6 Proc. sind 5 Proc. Verzinsung eingeschlossen, überdies ist nur noch $^1/_4$ Proc. Regiebetrag zu entrichten. Es ist dem Bankschuldner gestattet, Beträge, die von ihm gekündigt wurden, in unverlosten Pfandbriefen zum Nominalwerthe zurückzuzahlen. Schon während der kurzen Zeit ihres Bestandes hat die Hypothekenbank segensreich gewirkt. Vom 16. Jan. 1861 bis zum 31. Dec. 1866 wurden 12075 Darlehne im Betrage von 14,$_{29}$ Mill. Fl. nachgesucht, 11,$_{382}$ Mill. Fl. bewilligt und 8,$_{537}$ Mill. Fl. realisirt. Die Wirksamkeit der Bank erstreckt sich über das ganze Land, indem von 207 Bezirken 146 die Bank in Anspruch genommen haben. Auch nach anderer Richtung hat sich bewährt, was bei der Berathung des Statuts hervorgehoben wurde, daß das Institut in erster Linie dem Kleingrundbesitze zu dienen berufen sei, da der Großgrundbesitz sich auf verschiedenen Wegen die nöthigen Kapitalien zu beschaffen in der Lage sei. Von den 2300 Hypotheken, welche in der Periode bis Ende 1866 beliehen wurden, sind 49 landtäfliche Güter mit 3,564700 Fl. und 2051 Grundwirthschaften mit 3,733300 Fl., der Rest entfällt auf 200 Häuser. Von 2284 Posten sind 2300 im Betrage von 8,$_{165}$ Mill. Fl. mittels 6 Proc. Annuitäten und nur der Rest mittels höherer Annuitäten zu tilgen. Die Rückzahlung der Pfandbriefe geschieht durch Verlosung derart, daß jeder Pfandbrief binnen 38 Jahren zur Verlosung gelangen muß. Am 9. Juli 1866, am Tage nach dem Einmarsch der Preußen in Prag, fand die erste Verlosung statt.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß durch die böhmischen Landesgesetze vom 9. Juli 1863 und 6. Aug. 1864 die Contributions-, Getreide- und Getreidegeldfonds in Vorschußkassen umgewandelt worden sind, welche auch Hypothekarcredit gewähren. Diese Vorschußkassen sind ihrem Wesen nach landwirthschaftliche Creditinstitute. Eine Vereinigung derselben etwa nach Bezirken zu landwirthschaftlichen Bezirksvorschußkassen wurde von verschiedenen Handelskammern angeregt, bisher aber noch nicht durchgeführt.

In den andern Kronländern wird das Bedürfniß nach Creditinstituten wol tief gefühlt, ohne daß bisher die Angelegenheit über das Stadium der Vorverhandlung hinausgekommen wäre. In Steiermark besteht bei dem steiermärkischen Sparkassenverein eine Pfandbriefanstalt, welche im Jahre 1866 301200 Fl. auf Hypotheken anlegte. In Dalmatien wurde der Landesausschuß mit der Ausarbeitung eines Statuts behufs Errichtung einer landwirthschaftlichen Provinzialcreditbank und einer Bodencreditanstalt be-

Digitized by Google

traut; in Niederösterreich ist eine Landeshypothekenanstalt in Aussicht genommen. Auch in Schlesien sind ähnliche Projecte im Zuge.

Eine ersprießliche Förderung des Bodencredits hängt von einer günstigen Gestaltung der staatlichen Finanzwirthschaft ab. Die Consolidirung oder besser gesagt Gesundung der Valutaverhältnisse wird auch eine Steigerung des Spartriebes zur Folge haben und sodann die Landwirthschaft einen Zufluß erhalten, den sie bei der trostlosen Wirthschaft der letzten Decennien so sehr entbehren mußte; die Papiergeldemissionen, die hohe Verzinsung von Staatsanleihen haben jedenfalls jene ungesunden Verhältnisse hervorgerufen, an denen die gesammte Volkswirthschaft Oesterreichs leidet.

Reisebilder aus Aegypten.

Von Arthur Stahl.

1) Von Alexandria nach Kairo.

Zu den Seltsamkeiten Aegyptens gehört die Eisenbahn, und zwar, weil sie sich so sonderbar neben den Monumenten der ältesten Cultur der Erde ausnimmt. Die Strecke von Alexandria nach Suez ist fertig, von einer Bahn nach den großen Pyramiden spricht man, und kommt sie zur Ausführung, so sollte man denken, sie müßte die Sphinx aus ihrer viertausendjährigen Fassung und zum Reden bringen.

In Alexandria führt der Weg nach dem Bahnhofe durch eine der breitesten Hauptstraßen und weiter durch ein Stadtviertel, in welchem die zahlreichen deutschen Physiognomien in den Butiken sehr seltsam gegen das orientalische Gepräge abstechen; denn auch der Fes und der Turban nehmen sich immer unbehaglich auf ihren Häuptern aus. Bevor man den Bahnhof erreicht, Berge von Trümmern, zerstörte Forts, gesunkene Mauern und selbst das Werden der neuen Gebäude schon halbe Zerstörung, denn bei dem Mangel an Plan hat es den Anschein, als würden sie niemals fertig.

Auf dem Bahnhofe selbst wiederholt sich einigermaßen das Schauspiel der Ankunft im Hafen von Alexandria, was das bunte Gemisch aller Nationen, der Bakschis-Hungernden betrifft, nur hat es hier eine Art von officiellem Anstrich, denn türkische Bedienstete mit mächtigem Säbel und vollständigem Costüm gehen umher unter den Sansculotten der Alten Welt.

Die Schaffner sind Araber in ihrer nationalen Tracht ohne besondere Abzeichen, aber sie sind von würdigem und sehr höflichem Benehmen, es ist das Land des natürlichen Anstandes. Die Wagen kommen den italienischen an Eleganz bei weitem nicht gleich, sie sind verdorben durch den Staub, den sie vorzüglich im Sommer auszuhalten haben, auch die Locomotiven würden mit ihrem schmutzbedeckten Aussehen und ohne allen blitzenden Messingschmuck das Auge eines deutschen Maschinisten schwer beleidigen. Aber gefahren wird gut und der Reisende bereite sich vor, auf der vierstündigen Fahrt die fremdartigsten Eindrücke zu haben. Zu Anfang bietet sich noch einmal Alexandrias Umgebung, der Palmenwald, dem Auge dar, und dies ist seine im höchsten Grade malerische Physiognomie. Dann wieder eine halbe Meile Trümmerberge der alten prachtvollen Stadt Alexander's und auf dem höchsten derselben in ihren herrlichen Verhältnissen die Pompejussäule. Und dicht daneben, wie eine Parodie, erhebt sich fast zu gleicher Höhe der Schornstein einer Fabrik, beide allein in einer weiten, öden Umgebung.

Jetzt breitet sich zu beiden Seiten die große Ebene aus, überall von Wasserkanälen durchschnitten und überall bedeckt von neusprossenden grünen Saaten. Nur in der Nähe der Städte sieht man Bäume. Hier bedecken Baumwollpflanzungen, an deren Stauden

Digitized by Google

noch die Reste der bereits geernteten Flocken hängen, die Fluren, dazwischen Reisfelder mit ihrem sanften Grün, Gemüse, Getreide, das Zuckerrohr sanft wogend im Winde und zur Ernte reif. Die Ebene ist von Thieren reich bevölkert. Vor allem sind es die weißen und schwarzen Ibisse, die heiligen Vögel, welche zu beiden Seiten des Wegs ihr Wesen treiben; bald sitzen sie nachdenklich auf einem Bein, bald suchen sie mit ihren langen Schnäbeln das Beste, was die Jahreszeit bietet, und nur wenn der Riesenvogel, die Locomotive, vorüberbraust, fliegen sie indignirt auf. Wahrscheinlich reden sie dann von dem goldenen Zeitalter ihrer Vorfahren, die nun einbalsamirt schlummern. Sie waren nicht so indiscreten Störungen ausgesetzt, damals genossen sie noch anbetende Verehrung mit den nun auf immerdar gestürzten Göttern.

Daneben weiden die Kühe von grauer, grämlicher Farbe, und man kann sich nicht vorstellen, daß sich für den göttlichen Apisstier kein schönerer Typus in Aegypten vorfinden sollte. Unter ihnen, in nachbarlicher Freundschaft, lagern Kamele. Sie sind von wahrhaft plastischer Ruhe, während junge Esel, die lustigsten und drolligsten Thiere der Schöpfung, um sie herumspringen. Am Wege sind die Landleute, immer mit dem Turban bedeckt, aber im übrigen, selbst im December, fast nackt, beschäftigt, das Wasser aus dem Kanal in höher gelegene Reservoirs zu schöpfen, und zwar vermittels eines runden Gefäßes, das je zwei Männer an Stricken halten und mit dem sie das Wasser heraufschwingen, um es in die Felder zu leiten.

Hier am Wege stehen auch häufig die kleinen tempelartigen Gebäude, die man in katholischen Ländern für Marienkapellen halten würde, die aber hier jenem andern Gott gewidmet sind, welcher den Muselmanen heilig gilt: dem Wasser. Es sind dieselben Brunnen, welche in der Wüste der Karavane nach heißer mühseliger Wanderung tröstend winken. Ringsherum rauschen die Bäume und auf den Stufen des kleinen Tempels ruhen die Erschöpften aus.

Es sind dieselben Brunnen, um welche in Mesopotamien die Heerden des Erzvaters Abraham lagerten, wo die Hirten mit den Rundstäben auf ihrer Schulter am Rande lehnen und die Frauen, zierlich die Wassergefäße auf den Köpfen tragend, kommen zu schöpfen. Wie damals, so lagern auch hier die Schafheerden, geleitet von Hirten, an deren Physiognomien und Trachten Jahrtausende nichts haben ändern können, und die Widder mit den gewundenen Hörnern, welche jenen im Tempel Salomonis wie in den Tempeln der Pharaonen als Vorbilder dienten, schauen würdevoll drein.

Fremder aber als alles andere auf diesem Wege muß den Europäer die Bauart der Dörfer berühren, denn nichts trägt so sehr den Ausdruck der Naturwüchsigkeit. Wahrscheinlich haben die Menschen, welche die ersten Hütten bauten, von den Termiten gelernt und ihnen nachgeahmt, nur weniger geschickt. Die Häuser sind aus Straßenschmutz aufgeführt in zwei verschiedenen Arten. Die erstern haben die Form des Bienenkorbes mit einem kleinen Schornstein oben und stehen in Menge nebeneinander, nur selten mit einem Baum dazwischen.

Die zweite Art der Dörfer erkennt man nicht so leicht, denn sie sehen in der That aus wie Schmutzhaufen. Die Häuser erheben sich nur etwa 10 Fuß über den Boden, stehen mit Regelmäßigkeit nebeneinander, sind viereckig, oben ganz platt, häufig ist das ganze Dorf von einer Mauer umgeben. Für gewöhnlich haben sie keine Fensteröffnungen, die kleine hölzerne Thür steht immer offen und zudem lebt die Familie vor der Thür, und zwar das ganze Jahr, in einem Klima, wo die Behausung wie die Kleidung nur eines gewissen Anstandes wegen existirt. Auf dem platten Dache residirt die Hühnerfamilie und um das Dorf im Kreise werden runde Einzäunungen von Reisstroh gemacht, um dort, da es nie regnet, die Vorräthe von Getreide, vorzüglich Mais, aufzuspeichern, aus dessen Mehl die Frauen auf heißen Platten ihre Brote backen.

Digitized by Google

Der Zug pfeift und geht im Fluge über die lange Brücke, welche über den ersten der beiden Nilarme in das Delta führt, die Hälfte des Wegs ist zurückgelegt und Tentah, nächst Alexandria eine der größten Städte, ist erreicht. Welch buntes Leben! Der Nil ist bedeckt mit Booten, welche die Güter befördern sollen, die man am Ufer geschäftig ist zu verpacken: die Baumwolle in große Ballen eingenäht, das Zuckerrohr, Datteln, Früchte aller Art, Gemüse und die Erzeugnisse der Industrie, welche die Stadt liefert.

Die Wartehäuser in Tentah wie alle Locale auf den Stationen sind mit den unserigen nicht zu vergleichen; besser als die türkischen Einrichtungen ist das aus Arabern und Nubiern gebildete Beamtenpersonal.

Die Bewohner der Städte und Dörfer zu beiden Seiten des Wegs haben sich leicht an das unbekannte Schauspiel der Eisenbahn gewöhnt, besonders soweit es ihren Vortheil betrifft, denn sie bringen alles Erdenkliche dem Reisenden zum Verkauf: Wasser in den antiken Amphoren, die sie so graziös auf dem Kopfe zu tragen verstehen, Kuchen, Zuckerrohr, dessen Mark roh gegessen wird, gekochte Eier, eine Art eßbares Getreide und Apfelsinen oder vielmehr Mandarinen, d. h. eine Art sehr fein schmeckender Orangen, welche sich leicht wie eine Nuß aus ihrer Schale lösen.

Aber es hat noch eine andere Bewandtniß mit den Apfelsinenverkäuferinnen. Es sind dies junge, oft sehr hübsche, unverschleierte Mädchen, deren es in dem volkreichen Tentah, das zu den Märkten viele Fremde heranzieht, gegen sechstausend geben soll. Diese Zahl klingt unglaublich und könnte wie eine Demonstration gegen den Schleier aussehen, wenn es nicht in Tentah eine solche gegen die Sittlichkeit wäre. Die erstere wäre ihnen zu verzeihen, denn wie entstellt der Schleier die türkischen und arabischen Frauen! Sie sehen aus wie wandelnde Todtenköpfe, sodaß selbst die freischauenden Augen kaum zu näherer Bekanntschaft reizen. Das Hauptgewand, welches sie über baumwollenen oder seidenen Unterkleidern tragen, besteht in einem Stück weißen oder schwarzen Zeuges, das über den Kopf gehängt den ganzen Körper bis zu den Füßen einhüllt. An diesen Ueberwurf ist mit einer goldenen Zierath der Gesichtsschleier in der Mitte der Stirn befestigt, der die Augen frei läßt und dann glatt über den untern Theil des Gesichts gezogen wird. Er ist ebenfalls weiß, zuweilen aber auch schwarz, was zu dem weißen Obergewande völlig abschreckend aussieht.

Neben ihnen nehmen sich die Apfelsinenmädchen in der That sehr anmuthig aus. Sie tragen nur ein loses schwarzes, auf der Brust geschlitztes Gewand, aus welchem die kleinen nackten Füße mit dem Goldreifen über dem Knöchel hervorsehen, und einen klaren schwarzen Schleier, der das Gesicht ganz frei läßt und nach hinten herunterfällt. Hals und Brust sind mit reichen Goldzierathen bedeckt und die Handgelenke ziert immer die goldene Spange. Auch zu reisen beginnen jetzt die ägyptischen Damen, sie haben also den ersten Schritt gethan, um aus der Abgeschlossenheit des Harems ihre geistigen Fühlhörner hinauszustrecken in die lebendige Welt. Aber mit welchem Apparat reist die Frau eines Paschas! Zwei ganze Waggons erster Klasse unsers Zuges waren mit dichten Holzläden geschlossen, und aus dieser mysteriösen Finsterniß stiegen nur von Zeit zu Zeit zwei Ungeheuer, die schwarzen Eunuchen des türkischen Gefolges. Es ist nicht möglich, sich etwas abschreckend Widerwärtigeres vorzustellen als diese Wächter; sie sind von einer Häßlichkeit der Gesichtsbildung und des Körperbaues, welche auf den ersten Blick frappirt. Alle haben einen Zug des Todes um die Augen. Damit contrastirt schauerlich ihre Putzsucht und ihr beinahe europäisches Costüm. Sie tragen schwarze Pantalons und einen schwarzen Oberrock, alles schlotternd auf den Gliedern, dazu eine Weste von schreiender Farbe, und so viel Ringe, goldene Ketten und Breloques als sich irgend anbringen lassen.

Digitized by Google

Von den Schätzen der Schönheit im Allerheiligsten des Wagens, welche diese Hüter zu bewachen haben, kann natürlich nur die Phantasie sich eine Vorstellung bilden.

Das fruchtbare Delta des Nils bietet mehr des Freundlichen als die erste Strecke, überall Bäume und aus den Palmengruppen hervorragend zierliche Kuppeln und Minarets, schlank wie Pfeile.

Auch der schmalere, zweite Nilarm, welcher sich oberhalb des ersten vereinigt, wird nun von der Bahn überschritten, und fern werden die Höhenzüge von Kairo sichtbar. Dann und wann tauchen wie gigantische Nebelbilder die Pyramiden hervor. Und jetzt scheint ein Meer den Rand des Horizonts zu begrenzen, aber ein Meer mit gelben Wellen, die es unheilbringend in die grünen Fluren hineinwälzt — es ist die Wüste.

Der erste charakteristische Eindruck, den man von Kairo empfängt, ist der Staub, welcher den Himmel verschleiert, welcher die üppige Vegetation ihrer Farbe beraubt und in Wolken aufwirbelnd Menschen und Thiere einhüllt. Er bleibt auch auf Schritt und Tritt der unzertrennliche Begleiter, wie viel auch aus den Hammelschläuchen gespritzt werden mag, und von dieser Unannehmlichkeit muß man in Kairo bei jedem Genuß absehen. Kairo ist die größte der Städte Aegyptens, sie hat gegen 300000 Einwohner und ist bei weitem interessanter als Alexandria, weil sie streng den orientalischen Charakter bewahrt hat. Ja sie würde ohne den Staub eine sehr schöne Stadt sein mit ihrer Lage, ihrer altorientalischen Bauart, ihren Moscheen, Plätzen und vor allem mit ihrem buntbewegten Leben. Auch das Klima ist bei weitem milder als jenes von Alexandria, es ist in der That ewiger Sommer, um Weihnachten blühen Myrten und Rosen, und selbst Kranke können sich den ganzen Tag im Freien aufhalten.

Wenn man durch die Hauptstraße der Stadt, die Moskee, welche sie fast ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, gewandert ist, so hat man ziemlich alle Bilder an sich vorüberziehen lassen, die das Interesse des Europäers reizen können. Da sind die türkischen Cafés, in welchen die turban- und fesbedeckten Söhne des Südens mit untergeschlagenen Beinen sitzen, nachdenklich ihre gelben Pantoffeln betrachten, den Mokka aus kleinen Tassen schlürfen und den Tschibuk oder den Kargileh, die Wasserpfeife, rauchen. Da sind alle Arten von Handwerkern: Schuhmacher, Fesfabrikanten, Sattler, die in ihren offenen Werkstätten arbeiten, da sind die Verkäufer in ihren offenen Butiken, die auf dem Teppich sitzend ihre bunten Stoffe, Burnusse, Seidentücher und Goldstickereien ausbreiten.

Einige haben alle Sorten von Gemüsen und Früchten, den gedarrten Mais, die eingekochten Fruchtsäfte, das Zuckerrohr, feil. Andere bereiten die Speisen sogleich auf offener Straße: Suppen aus Reis und Liebesäpfeln, Kastanien, Fische auf dem Rost, Kuchen mit Knoblauch, Dattelconfect und candirte Rosenblätter; noch andere credenzen Sorbet.

Dazu das Gedränge auf den ungepflasterten Straßen selbst, die beladenen Kamele, die munter trabenden kleinen Esel mit ihren Reitern, prächtig geschirrte türkische Pferde, Equipagen mit Schwarzen auf dem Bock und Vorläufern. Ist man im Wagen, so wird das Gedränge oft so groß, daß man abwarten muß, bis die Passage wieder möglich ist, denn die Straßen sind durchgehends schmal der Sommerhitze wegen, die kleinern so schmal, daß die vorgebauten Erker der obern Etagen sich fast berühren.

Am ersten Tage wurden unsere Pferde scheu vor einem durchdringenden Geschrei, das sich hinter uns erhob; es war das Begräbniß einer Frau, und wir ließen den langen Zug vorüberpassiren. Zuerst kamen Kinder, welche sangen, dann die Männer mit den Priestern und die Leidtragenden dicht vor dem Sarge. Dieser, in der Form eines Mumienkastens, wurde hoch auf den Schultern von Männern getragen, er war mit einer rothen Decke bedeckt, mit dem Halstuch der Verstorbenen und mit dem goldenen Kopf-

Digitized by Google

schmuck derselben, der aus kleinen Münzen, die dicht nebeneinander aufgereiht sind, besteht. Dann folgten die Frauen, dicht in ihre dunkelblauen Gewänder gehüllt, selbst wie wandelnde Leichen, und endlich die Klageweiber, die mit ihrem Geheul die Luft erfüllten. Es scheint schon hier die Todtenfeier zu beginnen, die man den Frauen auf den Kirchhöfen ausschließlich läßt. Von den Kirchen dagegen sind und bleiben sie ausgeschlossen, was uns desto seltsamer erscheint, da wir im Gegentheil daran gewöhnt sind, die Kirchen fast ausschließlich von Frauen besucht zu sehen.

Hinter dem Leichenzuge ging ein munteres Gefolge von Nichtleidtragenden. Für die Klasse der Armen, und es liegt eine ergreifende Tragik in dieser Komik, ist eine Leichenfeier in der That ein Fest. Sie ermannen sich von ihrer rauhen Arbeit, die sie halb zum Thiere macht, sie waschen sich, putzen sich, schmücken ihr Haus, sammeln alle ihre dumpfen Lebensgeister, bereiten einen Schmaus und erweisen dem Todten in ihrer Naivetät oft rührende Ehren.

Wir reden nicht davon, daß man ihm allerlei Schmuck und Lebensmittel mitgibt; hier läuft zuweilen wol die Eitelkeit mit unter, aber man stellt z. B. ihm zu Häupten des Leichensteines kleine Schalen mit Wasser und Körnern: damit alle bis auf die Vögel des Himmels sein Andenken segnen. Unter diesem lachenden und schwatzenden Gefolge fiel mir die Art der Frauen auf, die Kinder zu tragen, welche reizend ist. Die Frauen lassen sie auf ihrer linken Schulter reiten, und zwar so früh als die kleinen schwarzen Geschöpfe den Kopf gerade tragen können. Sie halten das Kind an dem einen Beinchen, während das andere nackt auf den Rücken der Mutter herabhängt. Es ist unmöglich, etwas Graziöseres zu sehen.

Auch ausgezeichnete Personen fehlten in dieser Gruppe nicht. Es waren dies alte Männer mit Leibröcken und grünen Turbanen von unbeschreiblichem Schmutz, aber mit einer Haltung von solchem Selbstbewußtsein, daß die Menge stets einige Schritte vor ihnen zurückwich. „Er trug mit königlichem Anstande seine Lumpen", und dies hat seinen guten Grund. Alle die, welche ihr Haupt mit dem Turban von grüner Farbe bekleiden, betrachten sich als directe Nachkommen Mohammed's des Propheten. Wol selten wird die Aristokratie der Geburt mit größerm Stolz zur Schau getragen. Die einzigen Personen, von welchen ich bemerkte, daß sie von den Söhnen Mohammed's beachtet oder mit einigen Worten beehrt wurden, waren die Männer der Gelehrsamkeit, die öffentlichen Schreiber an den Straßenecken. Daß in Aegypten wenige lesen und schreiben können, ist bekannt. Ist es nicht viel bequemer und vernünftiger, das Leben lustig zu genießen und es einigen Dummköpfen zu überlassen, alle die Gelehrsamkeit in sich aufzuspeichern, die man dann nach Bedarf für wenige Piaster von ihnen kaufen kann?

Hier sitzen sie auf den Straßen und an den öffentlichen Wegen, die Vornehmern auf einer kleinen Bank mit einem Schaffell bedeckt, die andern einfach im Staube. Vor sich haben sie ihre Schreibtafel, im Gürtel steckt das bekannte und classische Schreibrohr, während sich Papyrus und Griffel jetzt in Leimpapier und Tinte umgewandelt haben. Die arabischen Buchstaben gelangen langsam groß und herrlich auf das Papier, bekanntlich wie das Hebräische rückwärts geschrieben. Neben dem Schreiber sitzt in tiefer Meditation der Dictirende. Gleichviel, ob es ein Türke, der nachsinnend seine gelben Pantoffeln betrachtet, oder ein Araber im Burnus, oder ein Nubier mit dem schneeweißen Turban: sie alle tragen mit gleicher fürstlicher Würde das, was wir sehr unbedacht Unwissenheit nennen.

Andere wunderliche Gestalten der Straßen von Kairo sind auch die weissagenden Scheiths und die Magnauns, d. h. die Blödsinnigen. Man sperrt sie niemals ein, sie genießen der größten Schonung, ja einer Art Verehrung von den Frauen. Ihre Berührung gilt für Segen und Fruchtbarkeit bringend. Oft sieht man Frauen einen engen

Digitized by Google

Kreis um einen solchen schließend, und wer seine Augen noch nicht an die urwüchsige Symbolik und Nacktheit der Gebräuche gewöhnt hat, thut wohl, ihn nicht zu durchdringen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Fest des Saïd el Bedoui, das alljährlich in Tentah gefeiert wird. Die Frauen, welche sich Kinder wünschen, thun das Gelübde zum Namenstage des Heiligen, dorthin zu wallfahrten. Einem Gelübde darf sich der Mann nicht widersetzen, auch begleitet er sie nicht. Das Fest wird mit Illuminationen, Tänzen der Almeen, Lustbarkeiten und geheimnißvollem Ceremoniell aller Art gefeiert, und nach ihrer Rückkehr finden die Frauen recht häufig, daß der Heilige ihr Gebet erhört hat.

Wenn man einige Stunden in den Straßen von Kairo umhergewandert ist, so pflegt man von dem unermeßlichen Lärm so betäubt zu sein, daß man seine Schritte gern nach dem großen öffentlichen Garten lenkt, dessen herrliche alte Bäume von fern winken. Aber in welchem Zustande findet man ihn! Er ist das Symbol der türkischen Zustände in Aegypten. Ueberall die Natur bereit, mit freigebiger Hand die Pracht ihrer Vegetation zu entfalten, überall die fette Nilerde nur des Wassers harrend, um millionenfach die Keime aus ihrem Schos hervorsprossen zu lassen, und überall Vernachlässigung, wüste Unordnung, Zerstörung und Schmuz. Dieser Garten, mit geringen Arbeitskräften und Mitteln erhalten, würde eine der größten Zierden für Kairo sein. Er ist ursprünglich gut angelegt, prachtvolle Bäume, Sykomoren, Akazien, Tamarisken zieren ihn, Myrtenhecken und Rosen trennen die Wege, ein solides Eisengitter sollte das Ganze umgeben. Hier ist man kurz vor der Vollendung stehen geblieben. Die prachtvollen Eisenthüren des Haupteinganges sind geschlossen, man geht daneben durch ein Loch in der Mauer und klettert über Erdhaufen und Schutt in die Hauptallee. Die noch fehlenden Eisengitter und Barren stehen in Kisten oder liegen verstreut umher; Diebe gibt es nicht, auch würden sie zu faul sein, etwas fortzutragen.

Die Bewässerungsrinnen, welche überall gegraben sind, stehen trocken, die Wege sind wild verwachsen, denn nie berührt sie die Hand eines Gärtners, das nicht getränkte Erdreich staubt so, daß die Bäume und Pflanzen mit Grau wie überzogen sind, und es ist zu bewundern, daß die armen Akazien noch Lust und Muth haben, so prachtvoll zu duften. Ziegen weiden auf den Rasenplätzen, eine Meute halbwilder Hunde kreist um sie herum, faule Araber liegen wie todt in der Sonne hingestreckt und schlafen.

Der freie Platz zwischen der Straße und dem zweiten Eingange ist so mit Steinen und Schutt bedeckt, daß es kaum möglich ist, hinüberzugelangen. Dies wird nie weggeschafft, es bleibt in alle Ewigkeit so, es liegt auch noch um die Paläste herum, wenn sie schon bewohnt sind. Diese Nation hat nicht den Instinct des Vollendens.

Mit großen Kosten etwas unternehmen und es halb fertig liegen lassen, das ist hier Gebrauch vom Palast bis zur Hütte. Die ungeheuere Zerstörung der Jahrtausende, welche um sie herum meilenweit Berge von Schutt aufthürmte, hat ihnen nicht die Lehre von der Erhaltung gegeben, im Gegentheil, es ist als ob sie es nicht der Mühe werth fänden, etwas zu vollenden, oder wenn es verfällt, wieder in Stand zu setzen. Sie lassen von vornherein vor der Zerstörung die Arme sinken.

Kairo ist umgeben von Palästen, aber nicht einer ist wirklich sehenswürdig. Dies liegt darin, daß jeder Herrscher von neuem zu bauen beginnt, das Alte verfallen läßt aus Mangel an Geld und das Neue aus demselben Grunde nicht vollendet. Auch könnte das neue Kairo sehr schöne Straßen haben, wenn die große Menge an sich schöner Häuser nach irgendeinem Plane aufgeführt wäre, aber nicht einmal etwas der Art existirt in Kairo. Ein Palast und daneben ein wüster Baufleck, auf welchem die wilden Hunde ihr Lager aufgeschlagen haben, eine Straße, erfüllt von thätigem Leben und Menschengewühl, eine andere daneben vollständig in Trümmern, ein Fleckchen schönen Gartens

Digitized by Google

neben einer Meile Verwüstung, öffentliche Plätze, deren Bestimmung zu sein scheint, dort den Unrath von Jahrhunderten aufzuschichten, alle Greuel des Schmuzes, der Desorganisation, des schlechten Regiments, der Verkommenheit neben den höchsten malerischen Reizen der Lage, der Monumente, der Vegetation, des Lebens der Umgebung — dies ist Kairo.

Wie lernt der Europäer, aus großen Städten kommend, hier das oft so vielgeschmähte Institut der Polizei schätzen! Welche unaussprechliche Wohlthat wäre es hier! Denn Kairo ist eine Residenz, ist außer Alexandria die einzige für Europäer bewohnbare Stadt des Landes. Aber von der höchsten bis zur niedrigsten Rangstufe gibt es nur Privatinteressen. Der Vicekönig lebt in seinem Palaste jenseit des Nils, von einem doppelten Zeltlager seiner Soldaten umgeben, niemand kann zu ihm gelangen ohne vorherige telegraphische Anfrage, er pflegt nicht wie Harun Al-Raschid verkleidet mit seinem Vezier spazieren zu gehen, um sich vom Wohl und Wehe seines Volks zu überzeugen; sein Auge dringt nicht bis zu diesen untergeordneten Angelegenheiten seiner Residenz und über den Zustand des öffentlichen Gartens zu murren lasse man sich wohl vergehen! Flugs nimmt ihn ein Pascha als Belohnung für treue Dienste, läßt sich das Decret besiegelu, schließt das Loch in der Mauer, aber auch für immer dem Publikum die Thüren. Dies ist in allerneuester Zeit geschehen und kein Berichterstatter wird künftig mehr Gelegenheit haben des öffentlichen Gartens von Kairo zu erwähnen.

Der Bildungszustand in Kairo ist mangelhaft. Zwar existiren Bildungsinstitute aller Art, zum Theil unter der kurzen französischen Herrschaft gegründet, aber sie gedeihen nicht, das Volk mistraut den türkischen Einrichtungen und würde die Herrschaft lieber heute wie morgen abschütteln. Besser gedeihen die Schulen für die niedern Klassen. Die gütige Mutter Natur ist eine reiche, herrliche Lehrmeisterin im Süden, sie vertheilt ihre Gaben mit vollen Händen und öffnet die jungen Köpfe früh der Intelligenz. Die arabischen Knaben sind geweckt, witzig, oft von bewunderungswürdig schneller Auffassung. Sie lernen zuweilen mit beinahe fieberischer Hast, aber freilich vorzüglich, wenn sie dabei einen bestimmten Zweck verfolgen, denn Geldgier ist ein hervorstechender Zug ihres Charakters. So lernen sie besonders das Englische, damit ihnen der Verkehr mit Fremden und der daraus entspringende Erwerb möglich werde. Doch gibt es auch andere, die höhere Zwecke im Auge haben. So verfolgte mich von Anfang bis zu Ende meines Aufenthalts in Kairo ein zwölfjähriger Araberknabe mit der Bitte, ihn mit nach Europa zu nehmen. Er hatte übertrieben große Vorstellungen von allem, was er dort sehen und lernen könnte, war von seltenster Begabung, klar, schlagfertig, sicher in allem, was er begriffen hatte, da, wo er nur ahnte und tastete, von naiven, aber immer interessanten Aperçus, ich verstand ihn sehr viel besser als er sich selbst. Nie habe ich etwas fieberisch Leidenschaftlicheres gesehen als dieses Kind, wenn ich es zuweilen mit mir nahm und ihm erlaubte, in meinen Büchern und europäischen Sachen zu wühlen. Er zitterte dann vor Vergnügen und seine Augen waren flammend. Hätte ich die Mittel und selbst die Zeit gehabt, dem Knaben eine große Ausbildung geben zu lassen, so würde ich ihn unbedingt mitgenommen haben, aber als Bedienten, wie er es wollte, ließ er sich nicht gebrauchen, dazu hatte ich zu große Achtung vor den rohen Schätzen der Intelligenz, die hinter dieser jungen Stirn verborgen lagen.

Der Industrie in Kairo haben sich die Franzosen, aber vor allen die Deutschen bemächtigt.

„Haben Sie Mommsen's «Römische Geschichte»?"

„Nein."

„Haben Sie überhaupt eine Geschichte?"

„Nein."

Digitized by Google

So begann meine Unterhaltung mit dem deutschen Buchhändler in Kairo, oder vielmehr mit seinem Commis, einem österreichischen Knaben, der, so oft ich hingekommen bin, seinen Herrn ersetzte.

Daß man in Kairo an seinen deutschen Brüdern große Freude hätte, läßt sich nicht behaupten. Das erste, was sie alle thun, wenn sie nach Kairo kommen, ist, sich einen Fes zu kaufen und ihn nicht wieder abzusetzen, das zweite, sich auf jeden Divan, den sie finden, hinzulagern wie ein Türke. Beide Gewohnheiten, welche den Orientalen bei der ihm angeborenen Grazie nicht übel kleiden, sind für den Deutschen abscheulich und nirgends ist mir der deutsche Michel so lebhaft eingefallen als hier. Wenn die Deutschen im Auslande doch mehr Werth auf ihr Aeußeres legen wollten! Die Tüchtigkeit des Menschen hängt ja davon freilich nicht ab, aber daß sie es oft bis zur Lächerlichkeit vernachlässigen, ist sicher einer der Gründe, warum sie sich auf Reisen und in den Hotels zu beklagen haben, mit weniger Rücksicht als andere Fremde behandelt zu werden.

Der österreichische Buchhändler mit dem Fes also, nachdem er noch einige meiner Fragen mit Kopfschütteln beantwortet und ich die Literatur gänzlich aufgegeben hatte, ermannte sich zu einem Coup, um die Ehre des Hauses zu retten, und sagte:

„Nein, aber ich habe Antiken."

Nach diesen Worten holte er tief Athem und kramte hervor, was er hatte.

„Ist diese Sphinx echt?"

„Diese Sphinx? Nein, gerade die ist von Birmingham."

Und nun bestätigte sich mir auf die lächerlichste Weise, was ich schon längst wußte, nämlich, daß die Engländer hier einen ausgedehnten Handel mit Antiken treiben und daß von hundert Bronzen und geschnittenen Steinen, welche man sieht, vielleicht einer echt ist.

Daß es in dem frommen England Götzenfabriken gibt, ist längst bekannt. Warum sollten sich denn die industriellen Söhne Albions Scrupel machen, den Apis und die alten Pharaonengötter nachzubilden, vor welchen sich keine gläubige Menge mehr in den Staub wirft? Es gilt nur gläubige Reisende zu täuschen, und im Grunde geschieht den meisten so unrecht nicht, denn so echt wie ihre Bildung und ihr Verständniß der bewunderungswürdigen Reste der Vergangenheit, welche sie sehen, so echt sind auch die englischen Antiken; die Bronze ist besser und die Steine glänzen schöner.

Wahrhaft schöne Sachen dagegen sieht man in dem von Hrn. von Mariette gegründeten Museum von Kairo, der sich überhaupt um die Ausgrabung und Erhaltung der Alterthümer in Aegypten so unsterbliche Verdienste erworben hat. Vor allem haben die Felsgräber von Sakara und die neuentdeckte Pyramide der Kleopatra reiche Ausbeute gegeben: alle Arten von Schmuck und Waffen, welche die schöne Königin mit sich eingeschlossen hatte, ein silbernes und ein goldenes Schiff mit voller Bemannung, vielleicht eine Abbildung der herrlichen Jacht, in welcher sie mit Antonius zur Seeschlacht von Actium auszog, und unzählige Statuetten der Götter von Bronze und Gold. Neben diesen stereotypen Götterbildern: der Isis mit dem Kopf der Katze oder des Ibis, des Horus mit dem Finger auf der Lippe, des Apis, des Osiris, wiederholt sich zu unzähligen malen die Statuette der Kleopatra selbst, und zwar in zwei verschiedenen Typen, welche in Aegypten so verbreitet gewesen sein müssen wie bei uns die Bilder der Könige. Kleopatra ist immer mit dem kleinen Cäsarion abgebildet, ihres und Cäsar's Sohn, den sie mit Stolz und abgöttischer Liebe gehegt zu haben scheint. In der einen Darstellung sitzt er auf ihrem Schos und sie reicht ihm die Brust, in der andern sitzt Kleopatra, zwei mächtige Flügel vorstreckend, zwischen welchen der Knabe steht. Gerade in der unförmlichen Größe dieser Flügel und in der steifen Art, wie die Königin sie mit den ausgestreckten Armen hält, liegt ein naiver Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit, wie

Digitized by Google

er vielleicht in keinem Werke vollendeter Kunst erreicht worden ist. Unbegreiflich ist, daß Adolf Stahr in seiner „Kleopatra" des Reliefs von Denderah, aber dieser interessanten Statuette nicht erwähnt.

Sodann reizen im Museum von Kairo vor allem die großen Bildnisse des Apis zur Bewunderung. Sie sind von schwarzem Granit, haben die glänzendste Politur bewahrt und sind der Vollendung der Ausführung nach zu schließen schon unter den Einflüssen griechischer Kunst entstanden.

Wer ferner Geschmack hat für Mumien, Münzen, Vasen, geschnittene Steine, Scarabäen, der kann im Museum von Kairo die reichste Ausbeute finden.

Im Vorgarten des Museums kann man eine Auswahl der Flora Aegyptens sehen, die man geschmackvoll zusammengestellt hat, bei weitem reicher und vollkommener aber findet man diese in den Gärten des Palastes Shoubrah.

Es ist dies einer der wenigen bewohnten Paläste von Kairo und zugleich derjenige, dessen Gärten dem Publikum gegen eine Erlaubniß vom Consulat offen stehen. Er gehört Halim-Pascha, dem Onkel des Vicekönigs. Wie schön könnten diese Gärten sein mit dem ewigen Frühling des Klimas, mit der überreichen Vegetation Aegyptens, mit ihrer Lage am Nil und dem Blick auf die Pyramiden, mit den reichen Mitteln endlich, die man darauf verwendet; und wie wenig entsprechen sie den Erwartungen, die man hegt! Die Anlage ist ohne Reiz, die Wege sind schlecht gehalten und unter den herrlichen Pflanzen des Südens wuchern gemeine Pflanzen ohne Wahl. Die Orangenbäume seufzen unter der Last der Mandarinen, die Rosen duften, die Narcissen sprießen überall hervor. Inmitten des Gartens liegt ein Kiosk, der ungemein reizend sein würde, wenn er nicht ebenfalls an dem großen Uebel litte, das in Aegypten überall das Auge beleidigt, dem Verfall. Zerbrochene Fensterscheiben neben strahlender Vergoldung, Staub und Spinnweben auf den glänzenden Marmorfliesen und den Alabastersäulen, Pracht neben der Verkommenheit. Die Mitte der offenen Säulenhallen nimmt ein Wasserbassin ein, groß genug, um darauf eine Regatta zu veranstalten, ringsherum Candelaber mit Krystallglocken, die sanft läuten wie Aeolsharfen. Hier gibt der Pascha den Haremsdamen ihre Feste.

Der Palast, welchen der Prinz bewohnt, ist für das große Publikum nicht zugänglich, er ist kaum größer als ein Pavillon und liegt sehr anmuthig im Grün versteckt. Von hier aus fällt der Blick auf die Fronte des himmelblau angestrichenen Palastes, welcher den Harem einschließt. Eine der armen Gefangenen sah neugierig aus einem Fensterspalt zu uns hinüber und unten hielten die Eunuchen Wacht.

Um den Tag in Kairo schön zu beschließen, gibt es keinen großartigern Anblick als den Sonnenuntergang von der Citadelle, die sich auf dem Berge erhebt, der die Stadt nach Osten hin begrenzt und in deren Ringmauern sich zugleich die große Moschee befindet. Said-Pascha ließ die Festung renoviren und die Moschee als seine Begräbnißstätte erbauen. In den angrenzenden Gebäuden befinden sich die Bureaux der Ministerien und eine große Cisterne, welche der Volksmund Josephsbrunnen nennt.

Wenn das Festungsthor, zu welchem der Weg durch ein Labyrinth von interessanten Straßen voll frischen Volkslebens hinaufführt, überschritten ist, so hat man vom Mauerrande aus den Anblick, welcher mit Recht als einer der schönsten gerühmt wird. Ganz Kairo dehnt sich zu den Füßen des Berges hin mit seinen Palästen, Gärten, Plätzen, Moscheen und seinen unzähligen Minarets, die wie Bündel Pfeile zwischen den Palmen aufsteigen. Der Nil wälzt seine röthlichen Fluten und so weit zu beiden Seiten seine fruchtbringenden Ueberschwemmungen das Land berühren, prangt es im Schmuck der Bäume, der Palmen, Tamarisken, Sykomoren, Akazien und der grünenden Saatfelder, darüber hinaus die Wüste. Und wo sie beginnt, sieht man zuerst von hier, ver-

Digitized by Google

hangen von dem trüben Schleier der Atmosphäre, die gigantischen Repräsentanten einer versunkenen Macht, die Pyramiden. Von diesem Platze aus tritt man in den Vorhof der prächtigen Moschee, nachdem man zuvor seine Füße geduldig mit großen Pantoffeln hat bekleiden lassen.

Mit weißen Marmorfliesen belegt bildet er ein Viereck, rings von einem Säulengange umgeben, während in der Mitte der Brunnen sich erhebt, der in keinem Vorhof einer Moschee fehlt und den Besuchenden zu ihren Waschungen dient. Auch scheinen diese selbst hier nicht blos formeller Natur, denn der schöne tempelartige Brunnen ist bis zur halben Höhe bedeckt mit Schmuz. Die Moschee selbst ist überraschend schön sowol in ihren großartigen Verhältnissen als in ihrer prächtigen Ausstattung. Die Wände sind mit Alabaster bekleidet, die Gewölbe strahlend von Gold und Farben, das Ganze im höchsten Grade imposant. Das Grabmal, welches nach der Bestimmung des Erbauers die Mitte der Moschee einnehmen sollte, hat der Nachfolger in einer Ecke angebracht und mit einem goldenen Gitter umschlossen.

Der Fußboden ist mit türkischen Teppichen belegt und hier liegen die wenigen Gläubigen, welche die Moschee besuchen, weniger um zu beten, als um in der Kühle ruhig zu schlafen. Einen regelmäßigen Gottesdienst gibt es auch hier nicht, und man fragt sich auch in den andern schönen, verfallenden Moscheen Kairos oft, ob denn der Glaube Mohammed's wanke?

In der ganzen Anlage des Vorhofes, der Kuppel und Säulenverzierungen wurde ich lebhaft an die Höfe der Alhambra erinnert, wie es in einem Lande, das die Araber so lange in Besitz hatten, leicht erklärlich ist. Selbst die ähnlichen Ueberlieferungen und die Blutflecken am Boden, die von Thaten zeugen, fehlen nicht. König Boabdil, welcher die Abencerragenritter zu einem Fest in die Alhambra lockte, um sie dort ermorden zu lassen, fand seinen Nachahmer. Mohammed-Ali, dessen kühne Thaten die Pforte beunruhigten, wurde seinerseits von den Mamluken, welche unaufhörlich revoltirten, belästigt. Er faßte einen schnellen Entschluß. Er kam in der Nacht von Suez an, lud die Mamluken andern Tags zu einem Feste in die Citadelle, und als sie heranzogen in glänzendem Schmuck und die Pforte sich hinter ihnen geschlossen hatte, ließ er sie alle erschießen. Nur einer entkam durch einen kühnen Sprung von der Mauer mit seinem Pferde, man zeigt die Stelle.

2) Memphis.

Wo ist das königliche Memphis hin? Liegt es vergraben im Wüstensande, hat der Nil es verschlungen, oder haben Kambyses' Streiter in wildem Fanatismus es der Erde gleichgemacht? Wie könnte man den Gedanken ausdenken, Paris oder London verschwänden von der Erde und zwar so spurlos, daß die Stelle, wo sie gestanden, nicht mehr aufzufinden wäre? Und doch ist es hier so geschehen. In der Umgebung von Kairo und Alexandria bezeichnen Berge von Schutt die Stelle, wo die alten Städte, die Tempel und Paläste gestanden haben; Memphis hat auch diese Spur nicht hinterlassen und noch vor hundert Jahren wußte man seine ehemalige Lage nicht anzugeben. Dies hat seinen gewichtigen Grund, und um die Erschütterungen zu begreifen, welche so oft den Boden Aegyptens umgestaltet haben, muß man mit ungeheuern Zahlen rechnen.

Memphis, Manasse, die Stadt der Götter oder wie Plutarch sie nennt: der Himmel der guten Menschen, reicht an zweitausend Jahre weiter hinauf in die Vergangenheit als die Stadt Alexander's; sie wurde gegründet von dem ersten, halb sagenhaften König Aegyptens, Menes, und ihre Anfänge selbst sind in Dunkel gehüllt und von Wundern bezeichnet wie die Gründung Roms. Aber die Götter, welche sich in ihren Tempeln

Digitized by Google

niederließen, waren ihr gnädig, sie leiteten mit Zeichen und Orakelsprüchen ihr Schicksal und die Könige, personificirt in ihrer Gestalt, schmückten sie in den folgenden Jahrhunderten mit allen bewunderungswürdigen Denkmalen der ältesten und gewaltigsten Cultur, welche mit ihren Segnungen und Schrecken jemals über die Erde dahingegangen ist und welche der Kunst Griechenlands und der Völker Vorderasiens die Urbilder gegeben hat.

Als Kambyses nach Aegypten kam, konnte er seinen erobernden Scharen zwei der prachtvollsten Städte, die jemals gestanden haben, zur Beute geben, Memphis, die Stadt der Götter, am linken Ufer des Nils und gegenüber Heliopolis, die Priesterstadt, wo der berühmte Sonnentempel stand und in dessen Priesterschulen Moses die Weisheit erlernte, mit welcher er sein Volk zur Größe führte, und die Wunder, mit welchen er dem Pharaon nicht imponirte, weil seine Priester sie nachmachten.

Erst in den letzten funfzig Jahren hat die Forschung genau die Stelle zu bestimmen gelernt, wo Memphis gestanden hat, und zwar durch einen Fund, der die großen Mühen der Ausgrabung reichlich belohnt hat, es ist dies ein Koloß, die Statue König Ramses' II., von welcher Herodot erzählt. Einsam steht sie da in der großen Ebene, die vom Nildelta, den Natronseen, den großen Pyramiden und der Libyschen Wüste begrenzt wird, und ihr ernster Mund scheint zu sagen: hier lag Memphis.

Der Eindruck ist so gewaltig, daß man sich nicht denken kann, er sei majestätischer gewesen, als noch im meilenweiten Kreise rings die Tempel und Paläste der Gott-Könige standen, welche mit jenem unvergleichlich naiven und imposanten Stolz ihre Formeln zu beginnen pflegen: „Ich, König der Welt, Sohn der Götter . . .“

Diese trauernde Königsgestalt, die nach 4000 Jahren wieder auferstehen muß, um Zeuge zu sein und Wacht zu halten über der Welt, die hier versunken liegt, gibt unserer Phantasie den Maßstab für die Pracht der wunderbaren Stadt, und sie baut dieselbe wieder auf mit großartigen Mitteln, die aber die Wirklichkeit dennoch nicht erreichen mögen. Denn da wir auf der Erde nichts Analoges mehr finden, so können wir uns kaum eine Vorstellung machen von der despotischen Macht, die hier in einer Hand vereinigt war, von den Arbeitskräften und fabelhaften Reichthümern, die verwandt wurden, von den Ausgeburten ägyptischer Symbolik und Naturphilosophie, von dem unermeßlichen Selbstgefühl der Könige endlich, welche sich nicht scheuten, ein Volk zu bekriegen und in die Gefangenschaft zu führen, um ihre Pyramiden und Tempel zu bauen.

Es ist gelungen, den Koloß ziemlich erhalten dem Schos der Erde zu entreißen. Zwar ist er am Fuß gebrochen und es fehlt ein Theil des königlichen Kopfschmucks, aber der Eindruck ist dadurch nicht beeinträchtigt. Die Statue mißt ohne das Piedestal eine Höhe von 42 Fuß und ist aus weißem, sehr hartem Leimstein gemeißelt, der eine glänzende Politur annimmt. Die Gestalt hat jene steife und stereotype Haltung, welche an ägyptischen Statuen so bekannt ist und die vielleicht nicht immer aus Ungeschicklichkeit, sondern bewußt angewandt wurde. Denn wenn es ein Fehler der Sculptur ist, eine schnell vorübergehende Handlung darzustellen, so ist hier der directe Gegensatz zum Ausdruck gebracht: das ewig Dauernde, Beharrende, die thronende Majestät, die Unzerstörbarkeit. Das Ungeschick, die Körper bewegter darzustellen, wäre nicht ganz vereinbar mit der hohen Kunst, den Gesichtszügen plastischen Ausdruck zu geben. Das Gesicht der Statue ist völlig erhalten und außerordentlich schön. Es trägt so sehr den Ausdruck der Weisheit, der ruhigen Milde, der Güte, daß es schwer ist, sich danach eine Vorstellung zu bilden von der maßlosen Tyrannei, mit welcher die Pharaonen über die Völker herrschten und über das Leben der Individuen verfügten.

Vom Nacken des Königs hängt ein Amulet herab, auf welchem der Name Ramses in einer Umfassung steht, die von Phtha gehalten wird.

Digitized by Google

In der Hand hält der König eine Art Rad, wahrscheinlich das geflügelte Rad mit der Sonne, das Bild der Seele, welches auch das Emblem der persischen Könige ist*), und auf der einen Seite steht: Aman—mai—Remeses. Zu seiner Seite ist eine Gestalt seiner Tochter dargestellt, sie hat immer eine beträchtliche Größe, obwol sie dem Könige nur bis an die Kniebeugung reicht.

Die Statue des Ramses wurde von zwei Engländern entdeckt, welche auch die Kosten der Ausgrabung bestritten und sie dem englischen Museum schenkten unter der Bedingung, den Koloß nach England zu schaffen, was bisjetzt aus Furcht vor den Kosten unterblieben ist. Die türkische Regierung thut nichts, um dem Lande seine architektonischen Schätze zu erhalten. Möchte sie, die ein Monopol aus allem und jedem Handelsartikel Aegyptens gemacht hat, dieses auch hier in Anwendung bringen und die Kunstwerke wenigstens vor der Zerstörung durch Menschenhand schützen! Aber von Jahr zu Jahr sehen wir in Aegypten die kostbaren Ueberreste der Pharaonenzeit durch Roheit und mehr noch durch Unwissenheit vermindert, und wenn England sich seines Besitzes nicht bemächtigt, so erleben wir vielleicht, daß die Türken die Statue des Königs Ramses zu Leim verbrennen.

Mit der Auffindung des Kolosses ist zugleich das räthselhafte Dunkel gelichtet, welches über der Lage von Memphis schwebte. Herodot berichtet uns von der Kolossalstatue des Ramses, von einer zweiten seiner Königin und vier kleinern, von welchen ebenfalls Fragmente aufgefunden wurden. Diese sechs Statuen befanden sich vor dem Eingange des prachtvollen Tempels des ägyptischen Vulcan, des Phtha, von welchem ziemlich genaue Beschreibungen vorhanden sind. Er stand längst wie Memphis selbst in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit, als diese Statuen von Sesostris errichtet wurden. Isis und Osiris hatten ihre Tempel, Apis, Bubastis, Venus die Fremde, aber der schönste blieb jener des Phtha. Der König Menes hatte ihn gegründet und jeder der folgenden Herrscher dazu beigetragen, ihn mit Kunstwerken zu bereichern. Zwei kolossale Pylonen, mit Malereien und Hieroglyphen bedeckt, standen vor dem Eingange, und der Triumphbogen, welcher hindurchführte, galt für ein Werk des Griechen Dädalus, dem man hier später selbst göttliche Verehrung erwies. Säulen von polirtem Granit trugen das Dach, und von seiner Größe macht man sich ungefähr eine Vorstellung, wenn man hört, daß später Amasis dem Tempel einen liegenden Koloß von 75 Fuß Länge schenkte, welcher ohne weiteres seine Stelle fand und von welchem es noch unbegreiflicher ist, daß er spurlos hat verschwinden können, als von dem Tempel selbst. Unmittelbar an diesen Tempel schloß sich der Vorhof und die Halle, in welcher Apis, der heilige Stier, göttliche Verehrung genoß und in den frühesten Zeiten nicht selten mit Menschenopfern gefeiert wurde.

Der Vorhof war prächtig, weite Propyläen umgaben ihn, von Kolossalstatuen aus polirtem Granit getragen, der Fußboden war mit Platten von schwarzem Basalt belegt,

*) Die Maschinen- und Lampenfabrikanten, welche das geflügelte Rad mit der Sonne als Fabrikzeichen angenommen haben, wissen vielleicht nicht, daß sie in einer neuen, materiellen Bedeutung, die das 19. Jahrhundert charakterisirt, eins der urältesten Embleme anwenden und zugleich eins der schönsten. Der „Feruer" der Parsen, der Feueranbeter, deren Religion überhaupt eine der tiefsinnigsten des Orients ist und aus welcher ohne Zweifel das Christenthum geschöpft hat, wollten in dem geflügelten Rade mit der Sonne gewissermaßen das geistige Urbild des Menschen darstellen, das über ihm schwebt, der Sonne, als dem Born des Lichts, und der Erkenntniß zustrebend, und sich rein erhaltend von den Zufälligkeiten des irdischen Lebens, des Alters, des Leidens, der Unvollkommenheit, der harten Noth um die irdische Existenz.

Es ist das, was der Türke sein Fatum nennt, das Christenthum die wiedergeborene Seele, Napoleon seinen Stern, der Dichter seinen Genius und unser Jahrhundert, über alle Metaphysik kühn erhaben — den Dampf.

Digitized by Google

die Wände mit der berühmten Glasmoſaik geſchmückt, welche die Phönizier ſchon früh nach Aegypten brachten. Nicht minder prächtig war der heilige Stall, die Wohnung des Apis, denn alles was er that und jede ſeiner Bewegungen wurde von den Prieſtern beobachtet und als Götterzeichen betrachtet. Strabo beſchreibt ihn folgendermaßen: „Er hat ein weißes Mal an der Stirn und andere Zeichen am Körper; ſein Fell iſt ſchwarz. Wenn er ſtirbt, ſo wird ein anderer, welcher dieſelben Zeichen beſitzt, auserwählt, um ſeine Stelle zu erſetzen. Vor der Wohnung des Stiers iſt ein prächtiger Vorhof und ein anderer für die Mutter des Apis. Zuweilen wird er in den Vorhof geführt, dann aber haben nur Prieſter und geweihte Perſonen Zutritt und wenn er ſich dort eine Weile ergangen hat, kehrt er wieder in ſeine Wohnung zurück. Das Volk darf ihn nur durch die Fenſter ſehen. Vor dem Dromos liegt ein Koloß aus einem einzigen Stein und in dieſem Raume iſt es Sitte Stiergefechte zu halten. Sie werden von Roſſebändigern geführt."

Von einem zweiten Wunder der Baukunſt berichtet ebenfalls Strabo. Es war dies das Serapeum, der Tempel des Serapis, von welchem ſich die Reſte noch zwiſchen Sahara und Memphis im Wüſtenſande finden. Aber die Stelle war ſehr unglücklich gewählt, denn ſchon der griechiſche Reiſende fand ihn zum Theil vom Flugſande verſchüttet und die Sphinxreihe, welche zum Eingange führte, nur noch theilweiſe mit den Köpfen aus dem Sande hervorragend.

Einer der eleganteſten und mit den feinſten Kunſtwerken geſchmückten Tempel war der, welcher mit dem geheimnißvollen Namen bezeichnet wird: Venus der Fremden. Venus die Fremde iſt niemand anders als die ſchöne Helena, die, ebenſo abenteuerluſtig als verführeriſch, auf ihren Reiſen auch eine Weile am ägyptiſchen Hofe lebte. Der Tempel iſt eine ihrer Schönheit dargebrachte Huldigung des ägyptiſchen Königs, und ihren Namen mit dem der Venus zu ſymboliſiren eine in Aegypten, dem Lande der Liebe und der großen Leidenſchaften, nicht ungewöhnliche Galanterie. Sagt die Tradition doch auch, daß die dritte Pyramide vom König Menſcheres der Griechin Rhodope errichtet ſei, und identificirte doch Kleopatra ſtets ihren Namen mit jenem der Yathor. Die Pharaonen der Ramſesdynaſtie bilden einen langen glänzenden Triumphzug in der Geſchichte Aegyptens, und alle die Bauwerke von jenem ernſten, ſpröden, hocherhabenen Stil, welche wir jetzt bewundern, ſtammen aus jener Zeit. Wie Schönes die Ptolomäer auch hinterlaſſen haben, die Renaiſſance, welche ſie mit ihrem Geiſt und ihrem Wiſſen über ihr Land heraufführten, iſt ſchon durchdrungen von fremden Einflüſſen. Die Götter Griechenlands ſind nach Aegypten gezogen, die Weiſen und Gelehren des Morgen- wie des Abendlandes vereinigen ſich in der Schule von Alexandria, die Soter-Ptolomäus gründet; Kleopatra, die letzte der Lagiden, welche Aegypten den herrlichen Tempel von Denderah hinterlaſſen, iſt durch ihre Liebe zu dem Imperator von römiſchem Geiſte genährt; die Architektur hat die Schönheit und die Grazie in ſich aufgenommen, aber ſie hat dafür jenen unnahbar ſtrengen, gewaltigen, dem alten Aegypten ganz charakteriſtiſchen Stil eingebüßt, der uns in ſeiner Einfachheit und ſeiner Majeſtät berührt wie organiſche Gebilde, aber aus einer Welt der Größe, der Anſchauungen und Normen, welche uns verloren gegangen iſt.

Memphis, welches länger und früher als das hundertthorige Theben die Reſidenz der Könige war, beſaß Bauwerke und Kunſtwerke aus allen Epochen. Außer den Tempeln, die, von weißen Mauern umgeben, mit ihren Propyläen, Vorhöfen, Triumphthoren und Sphinxreihen an ſich dem Umfange nach ein Terrain von Meilen bedeckten, bauten die Pharaonen ſich und ihren Königinnen mächtige Paläſte und zwar ſolider als die heutigen Vicekönige von Aegypten, welche in Trümmer fallen, bevor ſie vollendet ſind, häufiger aber nie vollendet werden. Die Reichthümer, um den unglaublichen Luxus von edelm

Digitized by Google

Baumaterial, Sculpturen, Gold, Farben und allen Seltenheiten Afrikas und Asiens zu bestreiten, fehlten nie.

Die Schätze, welche man von den Kriegszügen heimbrachte, waren unerschöpflich, Aethiopien und Nubien lieferten aus ihren Bergen den berühmten schwarzen Basalt und die Granitblöcke zu den Monolithen, Kolossen und Obelisken, und wenn ein Herrscher den Gedanken faßte, dem Gott seiner Wahl oder sich selbst, was meistens gleichbedeutend ist, ein gigantisches Denkmal zu setzen, so fehlte es nicht an Sklaven und Kriegsgefangenen, um die Tausende und Tausende von Werkleuten zu stellen, ohne dem Nilthale seine arbeitsfähigen Männer zu entziehen. Einer der Könige aus der Dynastie der Ramses, welche am segensreichsten für Aegypten gewesen und am meisten zur Verschönerung von Memphis, seiner Residenz, beigetragen haben, ist Toutmosis III. oder Möris. Karnak, Medineh, Esneh, Elephantine bewahren uns Bauwerke, die seinen hohen und ernsten Kunstgeschmack bezeugen, die Nadeln der Kleopatra, welche vor dem Sonnentempel von Heliopolis standen, bevor die Königin einen der Obelisken nach Alexandria entführte, um den Eingang des Palastes zu schmücken, den sie dem Cäsar erbaute, stammen aus seiner Regierungszeit, und ebenfalls das älteste bekannte Manuscript der Erde, ein Papyrus von dem ehrwürdigen Alter von 3500 Jahren, einen Kaufcontract enthaltend.

König Möris verwandelte die sandige und unfruchtbare Umgebung von Memphis in einen blühenden Garten, und zwar durch das einzige Mittel, welches in Aegypten die Keime des Lebens weckt, das Wasser. Er legte Kanäle an, leitete einen der Nilarme in ein neues Bett, sodaß Memphis fast wie eine Insel umflossen war; er ist der Schöpfer des geheimnißvollen Sees, der seinen Namen trägt und über welchen so viel gefabelt worden ist. Man fragte sich, wie ein See gleichwie die Stadt von der Erde verschwinden könne. Dies hatte seinen sehr natürlichen Grund, weil er künstlich war, genährt von den Wassern des steigenden Nils, ein enormes und von Menschenhand gegrabenes Reservoir, um die Ueberschwemmungen des Stroms zu regeln und die Wassermenge dort festzuhalten, die nöthig war, um das Fergoum, noch jetzt eine der fruchtbarsten Provinzen, den Rosengarten Aegyptens, zu bewässern.

In der Mitte des Sees war, ebenfalls künstlich, eine Insel gebaut und auf der glänzenden Wasserfläche schwamm sie, mit üppiger Vegetation bedeckt, wie eine Lotosblume. Später baute sich der König Möris auf dieser Insel sein Grabmal, und der Fürst Pückler-Muskau machte es ihm nach. Aber alle die, welche in Memphis das Irdische gesegnet hatten, mußten nach ihrem Tode noch eine Wasserfahrt machen, denn die Mumiengräber, die Pyramiden und Felsgrotten von Sakara waren durch das Wasser von Memphis getrennt, und ohne Zweifel hat dieser Umstand dem griechischen Mythus vom Hades mit allen Einzelheiten seine Entstehung gegeben. Dies scheint unter den Griechen völlig bekannt gewesen zu sein, und Diodorus berichtet uns darüber folgendermaßen: „Orpheus hat den größten Theil seiner mystischen Ceremonien, die Orgien, welche die Wanderungen der Ceres begleiten, und die Mythologie der Schatten von den Aegyptern gelernt. Die Bestrafung der Bösen im Tartarus, die Gefilde der Seligen im Elysium, der ganze Pomp der griechischen Todtenfeier war der ägyptischen entlehnt. Hermes, welcher die Schatten geleitet, entspricht seiner ägyptischen Bestimmung, wo er den Körper des Apis zu einer entfernten, unterirdischen Felsgrotte zu führen hatte und dort von einem Mann empfangen wurde, der die Maske des Cerberus trug. Durch Orpheus in Griechenland verbreitet, wurde die Fabel von Homer adoptirt. Er nennt den Fluß Ocean, weil die Aegypter dem Nil in ihrer Sprache den Namen Oceanos beilegen, die Sonnenthore sind von Heliopolis entlehnt und die blühenden Gefilde sind nach dem See Acherusian in Memphis Nähe benannt, der mit herrlichen Wiesen und Gärten umgeben und mit Lotos und schwimmenden Pflanzen bedeckt ist. Die meisten und

Digitized by Google

anfehnlichſten der ägyptiſchen Gräber waren hier, die Mumien wurden über den Fluß und den Acherusianſee (Acheron?) geführt und in den Katakomben beigeſetzt, die beſtimmt waren, ſie aufzunehmen. Das Boot, welches ſie hinüberbrachte, hieß Baris, dem Fährmann wurde eine kleine Geldmünze gereicht und er hieß in der Sprache des Landes Charon."

Man ſieht alſo, daß es ägyptiſche und nicht griechiſche Phantaſie war, welche zuerſt die Schatten in den Hades führte und ſie dort den Anfang der Qualen erdulden ließ, die ſpäter der chriſtliche Inferno ſo freigebig weiter ausmalte.

So auch brachte Melampos von Aegypten die Myſterien des Bacchus, die Mythen des Saturn und die Kämpfe der Titanen. Wie vieles der eleuſiniſchen Myſterien mag von dem üppigen ſymboliſch expanſiven Naturdienſt der Aegypter in die griechiſchen Tempel gezogen ſein, um dort unter mildern Formen maß- und poeſievoller wieder aufzutauchen. Je weiter man ſich in das Studium des alten Aegyptens verſenkt, deſto fremdartiger iſt man berührt durch das ungeheuerliche Gemiſch von Weisheit und Abſurdität, von Menſchengröße und Menſchenverachtung, von den gigantiſchen Lebensformen, in welche, an der Schwelle aller Cultur, der Menſchengeiſt unter der abſoluten Herrſchaft von Prieſtern und Gott-Königen ſich ergoß.

Denke man ſich in dieſer Stadt von 17 Meilen im Umfange, alle die Feſte, Triumphzüge und Ceremonien, die pulſirende Bewegung einer Bevölkerung, welche an die Millionen reicht, das fremdartige Leben der Nationen Afrikas, Aſiens und Europas, welches hier in Handel und Verkehr zuſammenſtrömte und die Phantaſie wird ſich ein Bild von dem Memphis machen, auf welches vor 3000 Jahren der Koloß des Königs Ramſes niederſah.

Guizot und ſeine Memoiren.

Ein Eſſay von Feodor Wehl.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, par M. Guizot (8 Bde., Paris, Michel Lévy Frères; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858—67).

Guizot, der unter Ludwig Philipp am längſten und häufigſten Miniſter war, und ſeine Denkwürdigkeiten dürfen mit allem Recht wol als der paſſendſte Ausdruck des franzöſiſchen Bürgerkönigthums betrachtet werden, wie es vom 9. Aug. 1830 bis zum 24. Febr. 1848 beſtanden hat.

Nachdem Karl X. durch ſeine verhängnißvollen Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, welche die Freiheit der periodiſchen Preſſe ſuspendirten, eine neue Wahlreform anordneten und die bereits zum 3. Sept. einberufenen Wahlkammern auflöſten, den Aufſtand des Volks und ſeine Vertreibung hervorgerufen, war hauptſächlich auf Antrieb von Lafayette, dem Ceremonienmeiſter der Freiheit, dem Gonfaloniere der Revolution, und Laffitte, dem Matador der Bourgeoiſie und der Börſe, Herzog Ludwig Philipp von Orleans zuerſt als Generallieutenant des Reichs die Regentſchaft und ſpäter die Krone übertragen worden.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß, wie bei allen pariſer Aufſtänden ſeit 1789, auch bei der Julirevolution die republikaniſche Staatsverfaſſung ins Auge gefaßt war. Allein abgeſehen davon, daß diejenige Partei, welche das Hauptſächliche that, an ſich nicht allzu ſtark und durch den raſchen Verlauf der Dinge überraſcht erſchien, war auch der

Digitized by Google

Constitutionalismus der französischen Nation noch zu neu und wenig abgenutzt, als daß sie sogleich die Neigung hätte zeigen sollen, sich über denselben hinaus in eine Regierungsform zu wagen, an welcher die blutigsten Erinnerungen ihrer Geschichte hafteten. So kam es, daß sie sich mit einem Königthum begnügte, das, mit republikanischen Institutionen umgeben, die Greuel der Revolution zu vermeiden und doch die neuerrungene Volkssouveränetät zu befestigen versprach. „Sire, Sie sind die beste Republik, die wir erhalten können", hat bekanntlich Lafayette gesagt, als er auf dem Stadthause Ludwig Philipp umarmte. Und obschon gleich damals das pariser Witzblatt „Figaro" meinte: man verlange gar keine Republik mehr, seit man diese beste gesehen, die (mit einer Anspielung auf die Civilliste) noch obendrein 15 Millionen koste, so gab man sich dennoch einen Augenblick dem Glauben hin, daß man eine glückliche Wahl getroffen und Frankreich unter diesem „Régime mixte" werde gedeihen können. Allein dieses Gedeihen war, wie man sich nur zu bald überzeugen sollte, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Das Bürgerkönigthum erhielt eine Aufgabe, der es nicht gewachsen war, es erhielt die Verpflichtung: die Julirevolution mit der Revolution von 1789 zu vermitteln, also gleichsam die Restauration und die Napoleonische Zeit politisch zu überbrücken und durch diese Ueberbrückung den historischen Zusammenhang jener beiden Epochen durchzuführen.

Laffitte und Lafayette waren die Vertreter dieser beiden Epochen. Lafayette hatte die erste große Revolution über den Ocean aus Amerika mit herübergebracht; er war, wenn auch nicht ihr Vater, doch ihr Pathe. Unter seinem Ansehen und Ruf gleichsam war sie emporgewachsen; seinen Namen hatte sie zuerst gelallt. Was wunder, daß sein Name sie jedem wiederum ins Gedächtniß rief! Er war ihr wandelndes Denkmal, die redende Chronik ihrer Thaten, man darf sagen: ihr Symbol. In seinem Schweigen lagen ihre Räthsel, in seinen Worten ihre Offenbarungen. In ihm lebten ihre Ideen, ihr Geist, ihr Prestige in die Neuzeit herüber. In ihm gab die Revolution von 1789 der Julirevolution gewissermaßen die Sanction, sie impfte derselben ihre Grundsätze ein, Grundsätze freilich, welche der Vertreter der andern Epoche, ein Mann, der entschieden zu den Moderados gehörte, allem politischen Fanatismus und den republikanischen Gelüsten abhold war, in sehr wesentlicher Weise beschränkt wissen wollte. Laffitte muß als der echte Justemilieumensch, als der Heros von Gevatter Schneider und Handschuhmacher gelten. In ihm verkörperte sich die Politik der Geschäftswelt und der Börse.

Es waren so ziemlich also zwei Contraste, die sich begegneten, indem sie die Hände zur Weihe über das Bürgerkönigthum zusammenfügten, und diese Contraste legten schon in den Grund dieses Bürgerkönigthums den innern Zwiespalt, an dem es zu Grunde gehen sollte. Die großen Ueberlieferungen und die kleinen Rücksichten, das ließ sich nicht gut vereinigen. Man verdarb die einen mit den andern und schließlich sich selbst, weil man, mit gewaltigen Ursachen winzige Wirkungen suchend, wie der Fischer im arabischen Märchen handelte. Jener Fischer öffnete die Flasche, in die ein schrecklicher Dämon gebannt war, und als ihn dessen furchtbare Erscheinung erschreckte, war er verschmitzt genug, den ungeheuern Geist durch die ungläubige Bemerkung: „Bist du Riesengestalt wirklich aus einer so kleinen Bouteille hervorgestiegen?" in den Bauch derselben zurückzubannen. Der Dämon, der wie jeder Dämon seine kindliche Naivetät besaß, kroch in die Flasche zurück, um zu beweisen, daß er darin Raum gehabt. Der Fischer aber war rasch dabei, sie mit einem guten Stöpsel zu schließen. Auch das Julikönigthum wußte gar schlau den aus den Reminiscenzen von 1789 emporgestiegenen Geist wieder in dieselben zurückzulocken. Aber was half es? Endlich sprengte er denn doch alle politischen Verkorkungen hinweg und in die Luft, um sich für die List zu entschädigen, durch welche er sich hatte betrügen lassen.

Sehen wir uns dies eigenthümliche Schauspiel etwas näher und zum größten Theil

Digitized by Google

nach der Vorstellung und mit den Worten Guizot's an, der daran so wesentlich betheiligt ist. Geben wir aber zuvor von diesem Manne selbst ein Bild.

François Pierre Guillaume Guizot ist zu Nimes am 4. Oct. 1787 von protestantischen Aeltern geboren. Sein Vater, der Advocat war, wurde 1794 guillotinirt. Seine Mutter, welche eine energische Frau gewesen zu sein scheint, verabscheute infolge dessen die Revolution und begab sich mit ihren beiden Söhnen nach Genf, wo sie dieselben sorgfältig erziehen und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Abneigung gegen alles erfüllen ließ, was wie Umsturz aussah. Unser Guizot wenigstens hat wol aus seinen Jugendeindrücken jene fast fanatische Liebe zu Gesetz und Ordnung eingesogen, die später aus ihm den Friedensmann um jeden Preis gemacht hat. Als ein für sein Alter von 28 Jahren auffallend gesetzter und gründlich gebildeter Mann kam er 1806 nach Paris, wo er zuerst eine Stelle als Hauslehrer annahm, aber bald durch Veröffentlichung einiger literarischer und gelehrter Werke die Aufmerksamkeit bedeutender Menschen auf sich zog. Wie er selbst erklärt, waren deutsche Philosophie und deutsche Literatur damals seine Lieblingsstudien; er rühmt sich: Kant und Klopstock, Herder und Schiller mehr als Condillac und Voltaire gelesen zu haben. „Sein Ziel", schreibt Gutzkow in seinen „Pariser Briefen" von 1842, „wurde eine Professur. Er erhielt sie durch Royer-Collard, dem er im Jahre 1814 nach der Restauration auch eine Anstellung im Ministerium des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab seine Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volks einleiteten, und erörterte in einer Menge von Flugschriften die Fragen der Zeit, in jenem Sinne, den man damals spottweise den doctrinären nannte. Daher der Name Doctrinärs. Einigemal seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem Könige die Gefahren des Staats ans Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

„Die Julirevolution wurde gleich anfangs zweifach beurtheilt. Den einen brachte sie etwas völlig Neues, den andern nur das, was sie dem bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den letztern gehörte Guizot. Während die einen die Julirevolution zu einer unmittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

„Guizot war ein Freund der Jahre 1789—1815; doch als Kenner der Geschichte wußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte noch mehr, er wußte, daß große Epochen die Nation erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: funfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglücks, die Opfer, welche die Jahre von 1789—1815 Frankreich gekostet hatten, nicht ersetzt. Funfzehn magere Jahre reichten nicht hin, um sich von dreißig bluttriefenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That nur stark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht ertragen würde, und wurde einer der ersten Taufzeugen des 9. Aug., des Geburtstages der orleanischen Dynastie."

Gutzkow äußert diese Gedanken nach einem Gespräche, das er mit Guizot gehabt, und es ist also anzunehmen, daß Aeußerungen des letztern unsern Autor auch zu diesen Betrachtungen veranlaßten, aus denen wir sogleich den politischen Standpunkt des französischen Staatsmannes vollständig klar erkennen. Mit den Ueberzeugungen, wie sie hier ihm unterbreitet werden, konnte es nicht fehlen, daß er gleich vom Beginn des Bürgerkönigthums an eifrigst mit bestrebt war, dasselbe vom Einfluß Lafayette's und seinen Ideen ab- und ganz und gar in die von Laffitte eingeschlagenen Bahnen zu lenken. Er, der

Digitized by Google

da von sich selbst meint, daß ihm „der Umsturz ebenso sehr durch Instinct als aus Ueberlegung zuwider sei" und sich „der Revolution für misfällig, ja gar für verdächtig hält, weil er der Restauration gedient", er documentirt oft merkbar genug eine Art Abneigung gegen Lafayette. Mit einer etwas eigenthümlichen Genugthuung hebt er bei dem Tode dieses großen Mannes hervor, „daß die Politik, die sein ganzes Leben erfüllt, an seinem Todtenbett wie an seinem Grabe keine Stelle gefunden". Mit großer Beflissenheit führt er an, daß Lafayette ohne jedes historische Schlagwort und mit einem schweigenden Kuß auf ein Medaillon gestorben sei, das er auf seiner Brust getragen und welches das Bildniß und eine Haarlocke von seinem Weibe enthielt, das er 27 Jahre früher durch den Tod verloren.

Einigermaßen will Guizot doch damit andeuten, daß Lafayette sich überlebt, daß die Zeit des Verständnisses für ihn eingebüßt. Er selbst hat niemals große Sympathie für ihn gehabt, und an der Stelle, an der unser Minister das Zerwürfniß erwähnen muß, das zwischen Lafayette und Ludwig Philipp später eingetreten ist, nimmt er vollständig Partei für den König, indem er dem erstern „republikanische Velleitäten" vorwirft und wegwerfend von ihm meint, „daß er weit verwegener in der Idee als beherzt in der Handlung gewesen".

Das ist ganz die Sprache des Doctrinärs, des Geschichtsprofessors, von welchem Guizot immer etwas an sich gehabt. Wie anders schildert z. B. unser Heinrich Heine aus dieser Zeit Lafayette. „Lafayette", sagt er, „gründete sich eine bessere Säule als die des Vendômeplatzes und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo gibt es Marmor so rein wie das Herz, wo gibt es Metall so fest wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einseitig, aber einseitig wie die Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechselung einmal nach Süden oder Osten. So sagt Lafayette seit 40 Jahren täglich dasselbe und zeigt beständig nach Nordamerika; er ist es, der die Revolution eröffnete mit der Erklärung der Menschenrechte; noch zu dieser Stunde beharrt er auf dieser Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten sei, der einseitige Mann mit seiner einseitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich, er ist kein Genie wie Napoleon war, in dessen Haupte die Adler der Begeisterung horsteten, während in seinem Herzen die Schlangen des Calcul sich ringelten; aber er hat sich doch nie von Adlern einschüchtern oder von Schlangen verführen lassen. Als Jüngling weise wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die List der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volks, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig streng und milde, so blieb Lafayette sich immer gleich; und so in seiner Einseitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer stehen auf demselben Platze seit den Tagen Marie Antoinette's bis auf die heutige Stunde; ein getreuer Eckart der Freiheit, steht er noch immer, auf sein Schwert gestützt und warnend, vor dem Eingange der Tuilerien, dem verführerischen Venusberge, dessen Zaubertöne so verlockend klingen und aus dessen süßen Netzen die armen Verstrickten sich niemals wieder losreißen können."

Auch Ludwig Philipp und seine Getreuen, zu denen in erster Reihe Guizot gehört, vermochten das nicht, Ludwig Philipp, als er kaum in den Tuilerien sich häuslich eingerichtet hatte, trachtete nach nichts so sehr als nach dem Heiligenschein der Legitimität und der Herstellung einer Continuität zwischen der Restauration und dem neuen Königthum. Daß bei diesem Trachten die republikanischen Institutionen mehr und mehr in Wegfall kommen mußten, versteht sich von selbst, und daß Guizot redlich mitgeholfen, dies zu vollbringen, ergibt sich zur Genüge aus dem zweiten Theil seiner „Memoiren" (S. 201), wo er über die republikanische Partei und ihre Sache sich vernehmen läßt wie folgt: „Die Republik hat in unsern Tagen diejenige Kraft,

Digitized by Google

welche alles verspricht, was die Völker wünschen, und zugleich die Schwäche, die es ihnen nie zu ertheilen im Stande sein wird. Es ist die Regierungsform der großen Hoffnungen und der ebenso großen Enttäuschungen. Freiheit, Gleichheit, Uebergewicht des persönlichen Verdienstes, Fortschritt, Oekonomie, Spielraum für die guten und bösen Leidenschaften, für die uninteressirten Wünsche und die egoistischen Instincte bietend, enthält die Herrschaft der Republik die Versuchungen zu allem diesen und stellt sie unter die Garantie eines sogenannten, nur allzu verführerischen Princips, des Princips, daß alle Welt das gleiche und nämliche Recht auf Theilnahme an der Regierung des Landes habe. In den Augen der strengen Vernunft wie des gesunden Menschenverstandes verträgt das republikanische Princip durchaus eine strenge Prüfung nicht, und sein Werth wie der Werth aller Verfassungsformen hängt von Ort, Zeit, socialer Einrichtung, dem Zustande des öffentlichen Geistes und einer Menge von zufälligen und veränderlichen Verhältnissen ab. Aber durch die Wahrheiten, die Interessen und Gefühle, mit denen es sich verknüpft, ist dieses Princip allerdings solcher Natur, daß es tiefe und leidenschaftliche Ueberzeugungen erweckt. Die republikanische Partei hat einen Glauben: einen Glauben, den die Philosophie allerdings nicht anerkennt und die Erfahrung grausam Lügen gestraft hat, aber der nichtsdestoweniger seine Anhänger begeistert und einen Augenblick auf die Massen des Volks von allmächtiger Wirkung sein kann. Frankreich würde sehr kurzsichtig sein, wenn es der republikanischen Partei erlauben wollte, über sein Geschick zu bestimmen; aber nicht weniger kurzsichtig müßte eine Regierung sein, welche die Wichtigkeit dieser Partei nicht begriffe und nicht Sorge trüge, ihr zu widerstehen oder sie zu überzeugen, indem sie gründlich mit ihr Abrechnung hält."

Diese Erörterung ist bedeutsam und läßt uns die Einsicht sowol als die eigenthümliche Weisheit Guizot's erkennen, der auch als Staatsmann nie den Gelehrten verleugnet und Politik im Ministerium wie ein Geschichtsprofessor vom Katheder herab gemacht hat. Er hat mit tiefem Ernst und großem Eifer den Gang der Jahrhunderte und namentlich die Geschicke Frankreichs studirt, aber aus diesem Studium heraus sich leider nur todte Anschauungen und abstracte Meinungen gebildet. An diesen so gebildeten Meinungen und Anschauungen ist das einzig Rühmenswerthe, daß darin kein Funke von Frivolität vorhanden ist, wie denn überhaupt Guizot als Mensch und politischer Charakter durchaus ehrenwerth und unangetastet dasteht. Heine nennt Guizot einen „fast deutschen Pedanten", den „Charakter von Frankreich", er schilt seinen „puritanischen Zuschnitt", seinen „lauernden Hochmuth", seinen „doctrinären Belehrungston", sein „eckig-calvinistisches Wesen", zugleich aber schreibt er: „Es ist etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in diesem Manne, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen." Aehnlich äußert sich Gutzkow, der ihn folgendermaßen schildert: „Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängstigenden Eigenschaften eines Arztes. Er ist kein Damenarzt, der, statt nach dem Befinden seiner Patientin sich zu erkundigen, nach ihrer neuesten Lektüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für seine nächste Visite etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge, die Haltung des nur kleinen Wuchses ist sicher und entschlossen, die Bewegung, die eine Hand in der Brust- und die andere in der Pantalontasche zu halten, bleibt sich fast immer gleich, die Sprache ist deutlich und bestimmt. Er hört mit Ruhe an, ergänzt wie ein Lehrer die Aeußerung des andern, wenn dieser sie selbst nicht ganz klar aussprechen kann, und tritt dann erst mit seiner Antwort hervor, die allerdings etwas von der Unwiderrufbarkeit eines Richterspruchs, etwas Apoditisches hat." Von dem Redner gibt uns Gutzkow das nachstehende Bild: „Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht, und Kenntnisse

Digitized by Google

genug, um als Minister durch Anführung von Thatsachen seine Ueberzeugung zu erhärten.... Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen ebenso glänzend sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe; sein Herz ist des Enthusiasmus fähig; auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen.... Guizot's Organ ist nicht stark; seine Action einfach, ohne Leidenschaft und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sichern, taktfesten Zurückweisungen Guizot's, und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bitterer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert.... Es ist nicht zu leugnen, daß bei allem Adel seines Willens, bei aller Kraft seines Gedankens, bei aller Tiefe seines Talents Guizot auf die Tribüne zu viel von dem Katheder mit hinübergenommen hat."

Wir sehen, daß alle Auslassungen über Guizot, und wir könnten noch eine Menge dergleichen anführen, stets auf einen und denselben Punkt hinauslaufen, nämlich darauf: ihn als einen Gelehrten und Schriftsteller hinzustellen, und daß er ein solcher in der That auch ist, belegen zunächst schon die zahlreichen Schriften, welche von ihm vorhanden sind. Guizot schrieb über den „Zustand der schönen Künste in Frankreich", über die „Lebensgeschichten der französischen Dichter aus dem Zeitalter Ludwig's XIV.", über „Die Freiheit der Presse", über „Die Todesstrafe als politische Maßregel"; ferner einen „Essay über die Geschichte Frankreichs", eine „Geschichte der englischen Revolution"; Guizot schrieb: „Corneille und seine Zeit", „Shakspeare und seine Zeit" und vieles, vieles andere. Alle Muße, welche ihm die Regierung ließ, gehörte der Schriftstellerei; durch die Schriftstellerei wollte er sein Regieren unterstützen, ihm Rückhalt und Ansehen geben. Seine Schriften, so meinte er, sollten einst seine Politik erläutern und sie vertheidigen; leider jedoch thun sie das Gegentheil, denn nur allzu redselig decken sie deren Schwächen und Fehler auf und tragen dadurch wesentlich bei, sie vor den Augen der Welt bloßzustellen.

Ganz besonders geschieht das durch seine „Memoiren", welche die ganze Periode des französischen Bürgerkönigthums umfassen und mit actenmäßiger Treue vor den Richterstuhl der Geschichte stellen.

Vor diesem wird man Guizot gern einräumen können, daß die Regierung Ludwig Philipp's manches Gute gestiftet, daß sie eine Menge trefflicher Gesetze erlassen, daß sie die öffentlichen Schulen, die Wege und Straßen des Landes, den Ackerbau, die allgemeine Sicherheit verbessert, daß sie, auf besondere Anregung Guizot's, manches Rühmenswerthe für Kunst, Literatur und Wissenschaft gethan, daß sie die Rechte der Freiheit, den Wohlstand und die sittliche Erhebung der Nation beständig im Auge gehabt, zugleich aber auch wird man mit Erstaunen zu der Ueberzeugung gelangen, daß das alles nur aus engen Gesichtspunkten heraus und mit Mitteln geschehen ist, die sich der Mehrzahl nach als klein und erbärmlich bezeichnen lassen.

Als Hauptfehler des Julikönigthums springt das geringe Vertrauen in das französische Volk und die Liebedienerei gegen die auswärtigen Potentaten in die Augen. Nicht durch den Willen seiner Nation, sondern mit der Gunst der Großmächte wollte Ludwig Philipp herrschen. Das Kopfnicken und Kopfschütteln seiner hohen Vettern galt ihm mehr als die Zu- oder Abneigung seiner Unterthanen. Nicht als König der Franzosen fühlte er sich, er fühlte sich als Monarch nach der Uebereinkunft der europäischen Cabinete. Hierin beruht das Fatum, dem er erlegen. Er begann damit, womit Ludwig XVI. aufhörte: mit der Hoffnung auf das Ausland. Ein solcher Regent konnte keinem Volk, am wenigsten dem französischen angenehm sein. Es ließ sich eine Weile durch seine Schmeicheleien, seine bürgerlichen Gewohnheiten, seine häusliche Ehrbarkeit,

Digitized by Google

sein beständiges Händedrücken, seinen Regenschirm und seinen unscheinbaren Castorhut für ihn einnehmen; allein seine Art constitutionell zu regieren, nur solche Männer als Minister zu wählen, die mit ihm sozusagen in Ein Horn bliesen, Abscheu vor der Revolution und deren Grundsätzen trugen und bedacht waren, seinen Thron durch die Entente cordiale mit den Großmächten zu stützen, diese Art zu regieren mußte auf die Länge in Frankreich ihn unpopulär und selbst gehaßt machen.

Guizot spricht im zweiten Bande seiner „Memoiren" gleich im Anfang von Ludwig Philipp's Einfluß auf das Cabinet. „Nicht daß jemand schon damals", schreibt er, „sich über den Einfluß zu beunruhigen anfing, den der König im Cabinet ausüben konnte und auch wirklich ausgeübt hat. Die Nothwendigkeit und die Gefahr waren noch zu nahe und zu dringend, um diesen Eifersüchteleien ruhigerer Tage Raum zu lassen. Selbst die Argwöhnischsten fühlten, daß ein Fürst, der so wie Ludwig Philipp für seine eigene Ehre und Sicherheit, sowie für die seiner Familie verantwortlich war, wol das Recht hatte, bei Verhandlungen und Entschlüssen ein Wort mitzureden, die über sein wie über das Schicksal des Landes entscheiden sollten. Der König präsidirte also mit Recht im Staatsrath und sprach über alle Dinge mit derselben Freiheit wie seine Minister, die er dabei in keiner Weise beeinträchtigte. Aber es gab dabei dennoch in ihm selbst und in seiner Lage Ursachen zu großen Verlegenheiten. Die revolutionären Erinnerungen hatten bei der Bewegung, die ihn zum Throne berief, eine große Rolle gespielt, eine zu große für die Regierungsweise, welche die Krone ihm auferlegte. Diese Erinnerungen knüpften eine Menge von Menschen an ihn, die sich wie natürliche Freunde um ihn bemühten, deren revolutionäre Gewohnheiten und Vorurtheile sie ihm indeß bald zu sehr lästigen Freunden, wenn nicht gar zu gefährlichen Feinden machen mußten. Viele von ihnen hatten unter dem Kaiserreich, ohne darüber gerade Gewissensbisse zu empfinden, dem Absolutismus gedient; jetzt indeß, einem Régime der Freiheit angehörend, nahmen sie ungescheut ihre revolutionären Ideen und Leidenschaften wieder an, und der König sah sie mit sich und seiner Sache verbunden und doch wenig geeignet, beiden zu nützen. Die Revolution von 1789 hatte Ludwig Philipp selbst sehr trübe und widerwärtige Eindrücke hinterlassen. Jung, wie er damals war, hatte er ihren Ausbruch, der zu so viel schönen Hoffnungen berechtigte, mit wärmster Antheilnahme begrüßt. Die ruhmvollen Grundsätze, welche den Ruhm und Glanz dieser Epoche ausmachen, haben sich seiner Seele bemächtigt. Später aber hatten der Lauf der Ereignisse, die Wechselschläge seines eigenen Schicksals, seine Reisen durch zwei Erdtheile ihn die Irrthümer erkennen lassen, welche so vielen heilsamen Errungenschaften so viel Fehler, Verbrechen und Irrthümer beigemischt. Doch die klare Erkenntniß von dem Wesen der Revolution hatte den Geist Ludwig Philipp's nicht ganz davon freigemacht; er hatte sie anfangs so stark und sieghaft, sei es vermöge des Worts oder der Waffen, der Anarchie oder des Despotismus gesehen, daß sie ihm noch stets wie eine unwiderstehliche und verhängnißvolle Macht erschien. Er erachtete es zugleich für ebenso nothwendig als schwierig, gegen ihre Leidenschaften und Erfordernisse anzukämpfen; und überzeugt davon, daß sie sich mit einem freien und geregelten Gouvernement nicht vereinigen ließen, war er doch nicht sicher darüber, ob ein solches Gouvernement ihnen mit Erfolg würde entgegenzuarbeiten im Stande sein. Umgeben von unter sich uneinigen, ihm freilich günstigen Parteiungen, und manchmal beirrt durch die Zweifel an seinem eigenen Leitgedanken, entstand in ihm gleich von Anfang an jene Neigung, sich in nichts einzulassen und selbst bei Befolgung einer sonst festen Politik seine verschiedenen Freunde zu schonen und bald hier der Revolution zu weichen, bald dort ihr zu widerstehen, in der Hoffnung, durch solches Laviren Zeit und Macht zu gewinnen, um den Widerstand zu besiegen, den das schwierige Regiment fand, das zu begründen seine Aufgabe und Mission war."

Digitized by Google

Dieser Auszug dürfte genügen, um darzuthun, daß wir in der Darstellung bezüglich der politischen Haltung Ludwig Philipp's nicht auf unrichtigem Wege waren. Guizot, der am längsten unter dem Julikönigthum Minister war, gleich im ersten seine Stelle fand und das letzte leitete, ist jedenfalls als derjenige Staatsmann zu bezeichnen, der Ludwig Philipp am zusagendsten erschien und seine meiste Sympathie besaß. Das ist leicht erklärlich, da er des Königs Anschauungen und politisches Verfahren in ein System brachte und eine Art Wissenschaft daraus machte.

Wie sehr aber Guizot das gethan, belegt kaum etwas mehr als eine Auseinandersetzung, die er noch 1846 von dem Verhalten eines Herrschers und seiner Räthe in einer constitutionellen Monarchie gab und welche folgendermaßen lautet: „Ein Thron ist kein leerer Armstuhl, den man mit einem Schloß versehen hat, damit niemand versucht werde, sich daraufzusetzen. Eine einsichtsvolle und unabhängige Person, die ihre Ideen, ihre Gefühle, ihre Wünsche und Willensmeinungen hat wie alle übrigen Wesen von Fleisch und Blut, sitzt darauf. Die Pflicht dieser Person, denn es gibt Pflichten für alle und zwar Pflichten, die für alle gleich heilig sind, die Pflicht, sage ich, und die Nothwendigkeit, welche die Situation dieser Person gebietet, ist: nur in Uebereinstimmung mit den großen öffentlichen Gewalten zu regieren, welche die Charte eingesetzt hat, mit ihrem Einvernehmen, ihrem Zugeständniß, ihrer Hülfe. Die Pflicht der Räthe, welche den König umgeben, ist hingegen die: um diesen herum dieselben Ideen, dieselben Anschauungen und dieselbe Politik zur Geltung zu bringen, die sie in den Kammern zu vertreten für unerlaßlich erachten. Als Rath der Krone halte ich mich für beauftragt: die Uebereinstimmung unter den großen öffentlichen Factoren des Staats herzustellen, nie aber diesem oder jenem von ihnen das Uebergewicht einzuräumen. Es ist die Aufgabe eines Raths der Krone, weder die Krone über die Kammern zu setzen noch die Kammern über die Krone: diese verschiedenen Gewalten einig zu machen in einem Gedanken, in einem Verfahren, das ohne Zweifel ist die Mission der Minister eines Königs in einem freien Staate; nur so existirt der Constitutionalismus, der wahre, aufrichtige, würdige Constitutionalismus, denn wir alle sollen vor der Krone jene Achtung haben: uns zu erinnern, daß sie auf dem Haupte eines einsichtigen und freien Wesens, nicht auf der Spitze einer trägen und geistlosen Maschine ruht, einzig dazu bestimmt, einen Platz einzunehmen, den die Ehrgeizigen einnehmen würden, wenn sie nicht vorhanden wäre."

Es gehört die ganze Breitspurigkeit, das ganze Selbstbewußtsein des Doctrinarismus dazu, eine solche Erklärung abzugeben, die von Trivialitäten wimmelt und im Grunde doch nichts anderes in sich schließt als die Lehre: in einem constitutionellen Staate dem König so weit zu Willen zu sein als irgend möglich, wenigstens seinen innersten Anschauungen und Bestrebungen sich geneigt zu erweisen, soweit sich das thun läßt. Und Guizot hat in Bezug auf Ludwig Philipp das redlich gethan, nicht aus Servilität, Gewinnsucht oder sonst einer niedern Regung, denn Guizot hat weder Reichthümer noch hohe Ehrentitel erlangt oder gesucht, sondern weil er dieselben Ansichten, dieselben bürgerlichen und häuslichen Neigungen hegte wie sein Monarch. Ludwig Philipp und Guizot waren beseelt von dem nämlichen Widerwillen gegen die Revolution, von der nämlichen Liebe zum Frieden, von dem nämlichen Hange für die Familie. Wenn sie zusammenkamen, drückten sie sich die Hände und fragten sich gegenseitig sehr angelegentlich nach dem Befinden der Ihrigen. Sie sprachen von ihren Kindern, ihren Frauen und dazwischen auch von den Staatsgeschäften wie gute Nachbarn und Epiciers. Die Wucht ihres Bürgerkönigthums lag auf dem Bürgerlichen in ihnen und zwar so sehr, daß das Königliche darüber ganz verloren ging. Ludwig Philipp sagte eines Tags selbst zu Guizot: „Ich habe weder Günstlinge noch Maitressen; ich liebe weder Krieg noch Jagd noch Spiel; nur das Bauen sei meine Leidenschaft, versichert man; aber, wenn das der

Digitized by Google

Fall, so leidet wenigstens der Staatsschatz ebenso wenig darunter wie die Moral." Als 1832 ein Aufstand in Paris ausbrach und der König trotz dessen die Straßen durcheilt, ward er von seinem Gefolge beschworen, sich keiner Gefahr auszusetzen. „Seid unbesorgt", entgegnete Ludwig Philipp, „ich habe einen guten Harnisch, meine fünf Söhne nämlich." „Trotz seiner langen Erfahrung", schreibt Guizot an einer Stelle, „und allem, was er von den Leidenschaften der Menschen und den Wechselfällen des Lebens kannte, war und blieb er von leichtem, zutrauungsvollem und stets zur Hoffnung geneigtem Naturell; er ermüdete in der Aufgabe: immer auf seiner Hut zu sein, sich zu vertheidigen und unausgesetzt daran zu denken, daß ihm auf Schritt und Tritt Feinde begegneten." Man weiß, daß Ludwig Philipp gern etwas redselig, ja, geradezu schwatzhaft war wie ein Spießbürger von Paris. Als im September 1843 während des ersten Besuchs der Königin Victoria in Eu der Bürgerkönig mit seinem hohen Besuche eines schönen Tags im Küchengarten des Schlosses spazieren ging, kam man auch an den Pfirsichspalieren vorbei, die mit den herrlichsten Früchten bedeckt waren. Der König pflückte eine davon und überreichte sie der englischen Herrscherin, die sie zu verspeisen Miene machte, aber dabei wegen des Abschälens in Verlegenheit gerieth. Ludwig Philipp, der das gewahrte, zog sogleich ein Messer aus der Tasche, indem er sagte: „Wenn man wie ich ein armer Teufel gewesen ist und von 40 Sous täglich leben mußte, so hat man immer ein Messer in der Tasche." „Bei einer andern Gelegenheit, wo ich allein mit ihm war", erzählt Guizot im Anschluß an diese Anekdote, „sprach er mir von seinen häuslichen Verhältnissen, von der Zukunft seiner Familie und den Glückswandlungen, die dieser eben noch bevorstehen könnten; er erhitzte sich, indem er näher auf seine Befürchtungen einging, in so hohem Grade, daß er endlich meine Hände ergriff und im höchsten Schmerz ausrief: «Ach, ich sage Ihnen, mein lieber Minister, ich sehe im Geiste, wie meine Kinder noch ohne Brot sein werden.»" Die Briefe, die Ludwig Philipp an Guizot geschrieben, besitzen wenig Hoheit und vornehme Haltung, sondern athmen den Geist und Stil eines guten Freundes. Es ist beinahe rührend zu lesen, wie er seinen Minister von den Zurichtungen auf Schloß Eu für den vorhin erwähnten Besuch der englischen Königin unterrichtet. Er scherzt über seine vier Invaliden, mit denen er sechs Geschütze für die Salutschüsse zu bedienen hat, über den Mangel an Silberzeug und Porzellan und meldet zum Schluß: „Ich ließ 60 Betten von Neuilly kommen und in Dieppe Segelleinwand kaufen, die getheert werden soll, um als Dach zu dienen. Es wird dies eine Art von Smala sein, unter der zu schlafen der Herzog von Aumale mit gutem Beispiel vorangehen wird." Diesem heitern Zuge gegenüber steht ein tragischer beim Tode des Herzogs von Orleans. „Als wir das Unglückshaus, in dem der Prinz seine letzten Seufzer aushauchte, verließen", schreibt Guizot, „wurde die Leiche des Verunglückten auf einer Bahre getragen; der König und die Königin schritten hinter derselben zu Fuß länger als eine halbe Stunde her mitten durch die Stadt."

Man muß diese und ähnliche Momente zusammenhalten, um sich von Ludwig Philipp ein wahrheitsgetreues Bild zu machen. Er ist unbezweifelt ein Mensch von vielen Kenntnissen, liebenswerthen Eigenschaften und durchaus bürgerlichen Tugenden. Sein Scepter war in der That ein Regenschirm, wie man oft gewitzelt hat. Er erschien hausbackenehrbar wie ein Gewürzkrämer. Er konnte sich über gute Wäsche und wo sie am billigsten zu kaufen war, ganz ernsthaft unterhalten. Die königliche Würde ist dagegen nie seine Sache gewesen. Unter den legitimen Fürsten kam er sich wie ein Parvenu vor, ein Umstand, der ihm allen Muth zu entschiedenem Auftreten und einer kühn durchgreifenden Politik benahm. Kaiser Nikolaus von Rußland durfte ihn in wahrhaft wegwerfender Weise behandeln, ohne daß er es über sich brachte, dieser wegwerfenden Behandlungsweise den ganzen Stolz seiner Stellung und seines Landes entgegenzusetzen.

Digitized by Google

Der Zar haßte in Ludwig Philipp den Sprößling und den Emporkömmling der Revolution. Hätte Ludwig Philipp sich als solchen gefühlt und seinen Ruhm darin gesucht, so würde er sich ohne Zweifel im Herzen seines Volks befestigt und in dieser Befestigung eine Position gewonnen haben, aus der heraus es ihm möglich geworden wäre, der Ueberhebung und dem Uebermuthe jenes nordischen Imperators einen gewissen Trotz und mit diesem Trotz eine Art von Würde entgegenzusetzen. Aber Ludwig Philipp war sein revolutionärer Ursprung und seine Erhebung durch die Revolution ebenso beängstigend und drückend, und anstatt sich auf dieselbe zu berufen und sich ein gefürchtetes Ansehen durch sie zu geben, wünschte er selbst sie gern vergessen und ausgelöscht zu sehen, und verhielt sich infolge dessen beinahe unterwürfig und demüthig gegen jenen Potentaten, der sich eine Zeit lang die Miene gab, als ob er den Weltball im Arme trüge.

„Kein Souverän wol", äußert sich Guizot, „hat in seinen Staaten und in Europa so viel Macht ausgeübt als Kaiser Nikolaus, obschon er im Grunde wenig gethan, um sie zu erlangen, und überdies nur einen sehr mittelmäßigen Gebrauch davon gemacht. Er war weder hervorragend als Militär noch als Staatsmann, weder an Geist noch an Ehrgeiz. Unter ihm haben sich weder seine Länder vermehrt, noch seine Völker an Wohlfahrt, Civilisation, Aufklärung, Macht und europäischer Bedeutung erheblich zugenommen. Dennoch hat er mit unbeschränkter Gewalt und nach außen hin mit Eclat regiert. Er hatte in sich gewisse Instincte und vor der Welt alles Prestige der Macht, Dinge, welche unterstützt wurden durch seine persönliche Schönheit, die Entlegenheit und Ausdehnung seiner Reiche, die Zahl seiner Unterthanen, deren blinde Ergebenheit und schweigende Unterwürfigkeit. Bei zwei oder drei besondern Gelegenheiten, bei denen er persönlich ins Spiel kam, hatte er Geistesgegenwart und Muth gezeigt und damit ein wirksames Uebergewicht bewiesen; seitdem aber hatte er weit eher vermieden als gesucht, diese Eigenschaften von neuem zu bekunden und überhaupt mehr Besorgniß sich zu compromittiren als Sucht nach neuem Ruhm an den Tag gelegt. Er war ein strenger und vornehmer, aber zugleich auch kluger Despot, ein großer Schauspieler unter den Monarchen, der mehr Geschmack an theatralischen Knalleffecten als dramatischer Entwickelung empfand. Das Glück hat ihn merkwürdig begünstigt; bei seiner Thronbesteigung hatte er Rußland groß dastehend und Europa in Ruhe und zugleich ermüdet gefunden; er genoß des Vortheils der glänzenden Erfolge seines Bruders, des Kaisers Alexander, der seinen Reichen so viel Ruhm und Sicherheit gegeben, daß weder die Unterthanen noch die Verbündeten weitere Ansprüche an seinen Nachfolger zu erheben in die Lage kamen; im Innern beschränkten sich dessen reformatorische Bestrebungen auf Einführung größerer Rechtschaffenheit in der Verwaltung, nach außen reichte eine gewisse statiöse Unbeweglichkeit hin, seinen Einfluß sicherzustellen; im Abendlande gaben ihm die Begebenheiten nichts zu schaffen; im Orient glückten seine ersten Unternehmungen gegen die Türkei, ohne ihn zu Weiterm zu verpflichten. Mitten in dieser günstigen und zugleich leichten Situation überraschte ihn die Julirevolution, die seinen Stolz als Souverän beleidigte, ihn in seinen Aussichten für die Zukunft genirte und ihn aus seiner Ruhe aufrüttelte; er stellte ihr einen ganz persönlichen Haß entgegen, ohne es freilich zu wagen, demselben einen eclatanten Ausdruck zu geben und ohne sich zum offenen Gegner des Ereignisses zu machen, das er verabscheute. Und um seiner Leidenschaft Genüge zu thun und doch dabei seine Politik in keiner Weise zu compromittiren, machte er auf eine sehr affectirte Weise einen Unterschied zwischen dem König Ludwig Philipp und Frankreich, indem er nach wie vor 1830 fortfuhr dem französischen Volke zu schmeicheln, zur selben Zeit aber dessen neuen Herrscher geradezu feindlich behandelte. Es war dies ein durchaus unwürdiges Benehmen eines so mächtigen Fürsten und zugleich eine befremdliche Inconsequenz eines Despoten, denn es ist ja doch eine alte Gewohnheit des

Digitized by Google

Absolutismus, Souverän und Volk zu verwechseln und den Souverän für den Vertreter, gleichsam für die Incarnation von Millionen von Menschen zu nehmen, die unter seinem Machtspruche leben. Ein oberflächlicher Geist, wie Kaiser Nikolaus trotz all seiner prunkhaften Strenge es doch war, vergaß total diese Lebensmaxime seines eigenen Regierungssystems, und fühlte nicht wie überaus knabenhaft er sich benahm, indem er sich darauf versteifte, König Ludwig Philipp nicht wie andere Könige zu behandeln und doch zu gleicher Zeit vor der Revolution sich beugte, die jenen zum König gemacht."

Wenn man dieses scharfe Urtheil über Kaiser Nikolaus liest und zugleich die kindisch-kleinliche Art und Weise erfährt, in welcher jener nordische Potentat seinem Ingrimme Luft machte, wie er z. B. den französischen Gesandten an seinem Hofe leutseligst empfing, mit ihm alle Staatsangelegenheiten in cordialer Weise besprach, aber nie dabei des Königs Erwähnung that, wie er, wenn es die Geburtstagsfeier Ludwig Philipp's galt, durch einen eigenen Ukas seinem Gesandten in Paris eine Grippe oder ein Indigestionsfieber decretirte, damit er dabei nicht erscheine, oder ihn sogar nach Petersburg befahl, nur damit er, als der zufällig älteste Diplomat am Hofe des Bürgerkönigs, diesem zu Neujahr im Namen der Diplomatie nicht feierlich deren Glückwünsche zu Füßen lege — wir sagen, wenn man Guizot's scharfes Urtheil über Ludwig Philipp liest und zugleich dergleichen politische Schülerstreiche erfährt, so würde man nicht begreifen können, warum die Julimonarchie, empört über ein solches Gaukelspiel, nicht energischer und würdiger aufgetreten ist, sondern sich verleiten ließ, dasselbe nachzuahmen, wenn man nicht wüßte, daß der Bürgerkönig selbst ohne Zutrauen zum französischen Volk und jener revolutionären Bewegung war, die ihn auf den Thron gehoben. Wäre er ausgerüstet mit jenem Zutrauen gewesen, so würde er, weit davon entfernt, jenes erbärmliche Gaukelspiel nachzuahmen und die Zurücksetzung, die er von Kaiser Nikolaus erfuhr, ängstlich zu vertuschen, sich damit gebrüstet und damit seine Nation veranlaßt haben, für ihn einzutreten. Hätte er offenes Spiel gespielt und den Franzosen hier wie bei andern Gelegenheiten Einblick in seine Karten gegönnt, so würde er dabei ohne Zweifel nur gewonnen haben. Das Unglück dieses Königs war, daß er meinte: alles selbst machen zu müssen. Hätte er bei der Verwirklichung dieser Meinung eine gewisse Größe und Emphase gezeigt, so wäre noch ein Erfolg möglich gewesen; aber Ludwig Philipp's Handeln erschien, ohne Pathos und Erhabenheit des Stils, in durchaus kleinbürgerlicher Manier, welche den Franzosen zu imponiren nicht im Stande war. Nur, wenn er die Franzosen selbst hätte handeln, wenn er sie für sich bis zu einem gewissen Grade hätte eintreten lassen, würden sie darüber seine Schwäche vergessen und sie vor den Augen der Welt verdeckt haben.

Ein ehrlicher Mann wie Guizot kann sie heutzutage mit seinen „Memoiren" leider nichts weniger als verbergen. Liest man die ziemlich dicken acht Bände dieser „Memoiren" durch, so vermag man sich einer Art von Verwunderung über einen weitschichtigen Regierungsapparat und dessen doch ziemlich geringfügige Erfolge nicht zu enthalten. In der europäischen Politik ist stets irgendein Staatsmann von hervorragendem Uebergewicht. Lange Zeit hindurch war es Talleyrand, über welchen Guizot nachstehendes Urtheil abgibt: „Talleyrand hatte während der Krisis der Restauration durch eine außerordentliche Scharfsinnigkeit und Geistesgegenwart vorwiegenden Einfluß gewonnen und besonders in Wien für die Bourbonen und Frankreich mit außerordentlichem Erfolge gewirkt. Aber über eine solche Krisis oder einen Congreß hinaus war er weder geschickt noch mächtig. Mann des Hofes und der Diplomatie, war er ganz und gar nicht Mann der Regierung und einer freisinnigen am allerwenigsten; er excellirte in der mündlichen Unterhandlung durch Liebenswürdigkeit und die geschickte Anwendung von geselligen Beziehungen aller Art, namentlich gegen den einzelnen; Macht des Charakters, erfinderischer Geist, Raschheit des Entschlusses, Gewalt der Rede, sympathisches Einvernehmen

Digitized by Google

mit den herrschenden Ideen und den öffentlichen Leidenschaften, alle diese großen Einwirkungsmittel auf eine Versammlung von Menschen gingen ihm vollständig ab. Ueberdies besaß er weder Geschmack noch Gewohnheit für regelmäßige und andauernde Arbeit, womit ihm also noch eine andere Bedingung für die innere Regierung eines Staats gebrach. Ehrgeizig und zugleich träge, hier schmeichlerisch und dort wegwerfend, war Talleyrand vollendet in der Kunst zu gefallen und zu dienen, ohne sich wegzuwerfen oder knechtisch zu erweisen, bereit zu allem und fähig von allen Finten Gebrauch zu machen, sobald sie ihm nützlich sein konnten, dabei aber doch stets sein Ansehen bewahrend und wo es nöthig auch die Miene der Unabhängigkeit täuschend zur Schau tragend; Politiker ohne Scrupel, gleichgültig gegen die Mittel und fast auch gegen das Ziel, vorausgesetzt nur, daß er dabei persönlichen Erfolg erziele; mehr dreist als tief in seinen Ansichten, von unerschüttertem Muth in der Gefahr, geeignet für alle großen Geschäfte des Absolutismus, erschien er genirt von dem Geist und dem Licht der Freiheit, in welcher er sich gleichsam heimatlos vorkam und unter der er nicht zu handeln verstand."

Talleyrand in der politischen Tonangabe folgte Metternich; Metternich, der, nach seiner Vertreibung aus Wien von dem gleichfalls vertriebenen Guizot gefragt: wie und wodurch die Februarrevolution in Oesterreich durchgedrungen sei, mit melancholischem Lächeln die indirecte Antwort gab: „Ich habe manchmal wol Europa, aber niemals Oesterreich regiert." Dieser Metternich war der politische Heros der Friedenszeit bis 1830 und zugleich einer jener Kolosse auf thönernen Füßen, deren die Neuzeit so viele gesehen. Guizot schildert ihn als „erfahren in der Kunst: andern seine eigenen Ansichten unterzuschieben und sie zu seinen Zwecken zu benutzen, sich dabei die Miene verleihend, als ob er die ihrigen fördere". Als die Revolution von 1830 ausbrach, hatte Metternich bereits viel von dem Glanz seines Ansehens verloren. Seine Finessen waren abgenutzt und fadenscheinig geworden; das Feld seines Ruhms hatte nur noch Stoppeln aufzuweisen. Dagegen begann der Weizen der englischen Diplomatie zu blühen und zwar hauptsächlich, weil Ludwig Philipp und das ganze Bürgerkönigthum, lüstern danach, sich Anerkennung und Respect zu verschaffen, und nicht darauf angelegt, diesen Respect und diese Anerkennung sich zu erzwingen, solche vielmehr sich durch Unterordnung und Willfährigkeit verschaffen zu können meinten. Wenn man die ganze Epoche von 1830—48 durchgeht und die politischen Verhandlungen Frankreichs mit andern Ländern verfolgt, so muß man über die Nachgiebigkeit erstaunen, die es dabei zu Tage legt. Zwar wird Guizot nicht müde von Erfolgen und Siegen zu sprechen, allein diese Siege und Erfolge sind entweder so nichtiger oder so fraglicher Natur, daß sie beinahe alle mit ebenso gutem Rechte Niederlagen genannt werden können. Das Höchste, was Frankreich in dieser Zeit zu Stande bringt, sind die spanischen Heirathen, d. h. die Vermählung der Königin Isabella II. von Spanien mit ihrem Vetter, dem Infanten Don Francisco, Herzog von Cadiz, und der Schwester desselben, der Infantin Luisa Fernande, mit Ludwig Philipp's jüngstem Sohne, dem Herzog von Montpensier. Das Kapitel, in welchem Guizot diese Angelegenheit berichtet, ist eins der längsten in seinem Werke, denn es umfaßt 238 Seiten, und als diese Angelegenheit befriedigend beendet ist, weiß man vor Vergnügen nicht, was man machen soll, und Guizot wird ein mal über das andere mal gefragt, ob er spanischer Grande oder französischer Herzog werden will. Echt puritanisch hat er beides abgelehnt, indem er meinte: „Ich glaube, daß es mir jetzt mehr Ansehen und in der Folgezeit mehr Ehre gibt, wenn ich kurzweg Herr Guizot bleibe." Die einzige Belohnung, die er für die Durchführung dieser Unternehmung nicht ablehnte, war „ein kleines reizendes Bild von Murillo", wie er schreibt.

Die Unternehmung selbst, zu ihrer Zeit wie ein Riesenwerk der französischen Politik ausposaunt und gepriesen, charakterisirt den damaligen Geist und Sinn der europäischen

Digitized by Google

Cabinete, die, um zwei königliche Mädchen unter die Haube zu bringen, vier Jahre hindurch Intrigue auf Intrigue häufen und mehr als einmal auf dem Punkte stehen, in offene Feindseligkeiten auszubrechen. Man muß die Verhandlungen, die man über diese Sache pflog, in dem Werke Guizot's lesen, um sich einen Begriff von den diplomatischen Kindereien zu machen, die dabei mit unterlaufen. Die Art, wie Olozaga, der spanische Premierminister, mit der kindlichen Königin verkehrt, ist allein schon ein Stoff zu einem neuen „Glas Wasser" für einen andern Scribe. Die Königin behauptet, Olozaga habe sie zum Unterschreiben von Cabinetsordres gezwungen, indem er ihr die Feder in die Hand gedrückt und Miene gemacht, sie zu schlagen. Olozaga hingegen beschwört, die Königin habe scherzend und lachend die Unterschrift vollzogen und ihm darauf noch Bonbons für seine Kinder mitgegeben.

Die Geschichte ist zu unerquicklich und im Grunde auch von gar zu geringem politischen Austrage, als daß wir sie hier näher verfolgen könnten. Ludwig Philipp, begierig darauf, sich mit legitimen Regentenhäusern von einigermaßen europäischem Ansehen zu verschwägern, glaubte schon viel erreicht zu haben, als er einen seiner Söhne mit einer Familie verband, die nicht viel legitimer war als seine eigene, und auf dem Throne nicht eben fester saß als er mit der seinen. Geholfen hat ihm diese so sehr beglückwünschte Heirath jedenfalls gar nicht, sondern eher geschadet, denn in Frankreich selbst ward sie durchaus nicht günstig angesehen und nach außen nöthigte sie ihn im Interesse der Königin Christine eine Politik zu befolgen, die seinen Beziehungen nach manchen Seiten und namentlich nach England hin bedeutenden Eintrag that.

Diese Vorgänge waren jedoch sozusagen schon der Anfang des Endes. Schiffbruch hatte die Politik des Juliskönigthums lange vorher bereits mehrfach in sehr gefährlicher Weise gelitten. Sie hatte sich, um sich bei Völkern und Fürsten einzuschmeicheln, die Erhaltung des Friedens um jeden Preis zum innersten Gesetz gemacht, dies Gesetz aber gleich im Beginn allzu sehr auf Kosten ihrer Würde proclamirt. Sie glaubte es am wirksamsten hinzustellen, indem sie manifestirte: Frankreich werde die bewaffnete Intervention jeder dritten Macht in den insurgirten Ländern als eine Kriegserklärung ansehen. Damit wollte sie gleichsam ihre Abstammung von der Revolution documentirt haben; allein da sie selbst an diese Abstammung nicht recht glaubte und dieselbe kaum im eigenen Innern gelten lassen wollte, so konnte es nicht fehlen, daß sie gleich von vornherein ziemlich lau und kleinlaut dabei verfuhr und das Princip keineswegs mit Nachdruck aufrecht erhielt. Nachdem sie Polen preisgegeben, trat sie auch gegen Oesterreich in Italien nur mit halbem Maßregeln auf, obschon Casimir Périer, der damals Cabinetschef war, doch immer noch eine energische und mit einer gewissen rauhen Kühnheit auftretende Erscheinung war. Er machte wenig Federlesens weder mit seinen politischen Freunden noch mit dem Könige selbst. Die innern Aufwiegeleien und Unruhen, die damals 1831 schon begannen, nöthigten ihn aber von einem entschiedenen Auftreten nach außen abzusehen. Noch mehr geschah das unter seinen Nachfolgern. Die Expedition gegen die Citadelle von Antwerpen, welche Belgien wiedergegeben werden sollte, und das entschlossene Auftreten Frankreichs in Spanien zu Gunsten des constitutionellen Systems gegen Don Carlos war darauf angelegt, der französischen Politik die Sympathie des eigenen Volks und zugleich die Achtung des Auslandes zu erobern. Allein von dieser Eroberung stand Ludwig Philipp schließlich kleinmüthig ab, weil er es mit den nordischen Mächten nicht verderben wollte, unter denen der Absolutismus noch in voller Blüte war, so sehr in Blüte, daß, als der Minister Molé am 14. Jan. 1837 in der Deputirtenkammer von den Gefahren sprechend, die dem constitutionellen System durch einen Sieg des Don Carlos in Spanien erwachsen müßten, sagte: „Wir verabscheuen den Despotismus und beklagen die Völker, die nicht Kraft genug haben, denselben von ihrem Nacken abzuschütteln",

Digitized by Google

die Gesandten von Oesterreich und Rußland in Paris feierlich gegen die Verkündigung solcher Maximen protestirten und sie für eine Appellation an die Rebellion erklärten. Ludwig Philipp, statt sich offen zu dieser Sprache zu bekennen und sie als die einzig würdige des constitutionellen Frankreichs zu bezeichnen, ließ sich von dem Stirnrunzeln des Zaren in Petersburg und des Habsburgers in Wien so sehr einschüchtern, daß er sie kleinmüthig verleugnete und sich durch diese Verleugnung dann am Ende doch nicht vor der Niederlage rettete, die ihm hauptsächlich durch russisches und österreichisches Betreiben bei der Lösung der orientalischen Wirren, d. h. bei den Streitpunkten zwischen dem Pascha von Aegypten und dem Sultan zutheil wurde. Die vier Großmächte Rußland, England, Oesterreich und Preußen hatten bekanntlich am 15. Juli 1840, ohne Zuziehung des französischen Gesandten (zu jener Zeit Guizot), einen Vertrag unterzeichnet, demzufolge Ibrahim-Pascha Aegypten erblich und alles Land zwischen dem Rothen Meere und dem See Tiberias lebenslänglich erhalten sollte. Rußland hatte damit England von Frankreich getrennt und letzterm eine schwere Niederlage bereitet. Thiers, damals an der Spitze des Cabinets und durch die Zurückführung von Napoleon's Asche auf dem Wege die französische Nation national zu erhitzen, wollte den Intriguen Rußlands und Oesterreichs die Stirn bieten und durch lärmende Rüstungen, auch wol durch einen Krieg das dem Bürgerkönigthum über den Kopf geworfene Netz zerhauen. Aber dem König der Franzosen fehlte hier abermals der Muth, und statt von der Begeisterung und Kriegslust des Volks sich tragen zu lassen und der gekrönten Fronde mit dem ganzen Stolze seines Landes entgegenzutreten, hielt er es für angemessener, das Ministerium aufzulösen und sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Am 29. Oct. 1840 trat unter Soult's Präsidium das neue Ministerium zusammen, das bis zum 24. Febr. 1848 bestand und als dessen eigentliche Seele sehr bald Guizot sich hervorthat. Es fand sich mit leidlichem Anstande in die Verhältnisse, die es vorfand, und suchte zum mindesten das Einvernehmen mit England wiederherzustellen, wozu eben Guizot Ludwig Philipp der rechte Mann erschien. Guizot war französischer Gesandter in England gewesen und hatte dort lediglich dazu beigetragen, Lord Palmerston das Uebergewicht in der europäischen Politik zu verschaffen, das er geraume Zeit ausgeübt hat. Dem schlichten einfachen Guizot imponirten England und seine Einrichtungen, und wenn er auch schon zu zeiten eine Frankreichs würdige Sprache führte, und unter anderm einmal zu Palmerston sagte: „Die Allianz von Frankreich und England hat Europa einen Frieden von zehn Jahren gegeben; das Whigministerium aber ist gleichsam unter der Fahne dieser Allianz geboren und hat daraus seinen ganzen Einfluß geschöpft", so war er doch nicht der Mann, dem vornehmen und diplomatisch gewiegten Premierminister Englands die Stirn zu bieten. Man braucht nur den Theil von Guizot's „Memoiren" zu lesen, der die Zeit von 1840—48 umfaßt, um sich klar davon zu überzeugen. Frankreich gibt beinahe überall nach und wird vom politischen Einflusse Englands fast in allen Fragen überholt. Im Durchsuchungsrecht zur Unterdrückung des Sklavenhandels, in der Ausdehnung des französischen Schutzes auf Tahiti, namentlich aber in Rücksicht auf die Bewegung in Italien und in der Schweiz zieht Frankreich entschieden den kürzern. Dazu kam die innere Opposition. Obschon Guizot den politischen Zustand Frankreichs um 1840 äußerlich als befriedigend schildert, indem er meint: „Die Ordnung herrschte in Paris und dem ganzen Lande und die Regierung konnte, ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen, ihre Maßregeln ausführen", fügt er doch hinzu: „aber die Feindseligkeit der republikanischen und legitimistischen Parteien blieb freilich dieselbe, denn beide hatten weder auf ihre Hoffnungen noch Absichten verzichtet, und wir befanden uns infolge dessen den fortgesetzten und sehr eifrigen Bemühungen des Umsturzes gegenüber,

Digitized by Google

Bemühungen, zu denen die Presse, die Wahlen, die Tribüne, kurz alle Waffen, welche die Freiheit liefert, benutzt wurden."

Denselben zu begegnen, gab es nur wenig auserlesene Mittel, aber gerade diese wurden seltsamerweise verschmäht. Guizot wettert in seinen Denkwürdigkeiten gegen jene Phantasten, die in Frankreich die Schutzmacht der Schwachen, den Anwalt des Liberalismus erblicken und von ihm deswegen verlangen, daß es seine Armeen über die ganze Erde wälze, um überall Recht zu schaffen. Er meint die Regierung habe eine nähere Verpflichtung, sie habe auf guten Zustand im Innern, auf Gerechtigkeit, Wohlfahrt, kurz, auf Gut und Blut, auf die Sehnsucht und das Verlangen des eigenen Volks zu achten.

Und wer wird Guizot hierin unrecht geben? Guizot begriff ganz wohl, daß die Zeit vorüber sei, in welcher Frankreich sich einbilden dürfe, die Vorsehung der Welt zu sein. Die Herrschaft Napoleon's hatte diese Einbildung in Blut ertränkt, es konnte jetzt nur die innerste Tendenz und der leitende Grundsatz des Bürgerkönigthums sein, davon völligen Abstand zu nehmen. Aber für diese Abstandnahme mußte denn freilich etwas anderes geboten werden. Ludwig Philipp mußte sich gleichsam zum Erben der Revolution machen, er mußte in dieser Erbschaft seine Legitimität suchen. Hierin allein lag seine Macht, seine Größe, lag sein Prestigium. Wer mich angreift, greift die Revolution an, diese Drohung hatte er zu gebrauchen, und hätte er sie gebraucht, keine Gewalt der Erde hätte es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben. Sie würde ihn unantastbar gemacht haben.

Die Bedachtsamkeit Ludwig Philipp's, jene Furcht vor der Revolution, nahmen ihm in den Augen der europäischen Herrscher auf die Länge alle Bedeutung und aus dem Herzen seines Volks die Liebe. Es war ein Unglück für ihn, daß er in Guizot eine gleichgestimmte Seele, einen Staatsmann fand, der ihn begriff und verstand und aus diesem Grunde es sich angelegen sein ließ, Frankreich nach solchem Verständniß und solchem Begriffe zu appretiren. Gutzkow hat ganz recht, wenn er darüber schreibt: „Nicht Eine große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulse, die er unmittelbar gegeben, sind negativ, kein schaffender, kein belebender. Die Bourbonen wählten die Jesuiten und die Ultraroyalisten zu ihren Rathgebern, man wußte, woran man mit ihnen war. Der Kampf gegen sie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Presse war ein offener, freier, freudiger, ein Kampf, der der Wissenschaft, der edeln Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue Feld ließ. Der damalige Kampf hob die Nation, hob die Erziehung, hob die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 sich so anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbstüberwindung zu halten wußte. Jetzt flüchtet sich der Hof von einer Partei zur andern; die jungen Prinzen jammern, daß man sie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg Saint-Germain, der König selbst empfängt heute die Doctrinärs, morgen den Tiers-Parti, drückte gern auch Odilon-Barrot die Hand und verständigte sich, wenn er nur dürfte, mit Mauguin, mit Cormenin, mit dem «Charivari». Keiner von sämmtlichen französischen Staatsmännern weiß, wie er mit Ludwig Philipp daran ist. Nicht etwa die Klugheit des Königs ist daran Schuld, sondern seine Unbeständigkeit. Der eine geht, der andere kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen sie ja alle dienen. Rathlos schwankt der König, wem sich anvertrauen?"

Zuletzt vertraute er sich Guizot, und Guizot ist gewiß der redlichste, solideste und uneigennützigste Staatsmann, dem Ludwig Philipp sich anvertrauen konnte, aber auch zugleich einer der beschränktesten in Bezug auf politische Erkenntniß. „Armer Guizot, armer Schulmeister, armer Rector Magnificus von Frankreich", ruft ihm Heine zu, und

Digitized by Google

Heine misachtete Guizot nicht, sondern rühmt ihn als „Schutz und Hort des Bestehenden", als „Mann der Ordnung", als „großen Ruhestifter".

Um diese Aussprache und Guizot selbst zu verstehen, muß man die Bekenntnisse lesen, die er an verschiedenen Stellen seiner „Memoiren" macht. Gleich im Anfange derselben sagt er: „Ich bin von denen, die der Aufschwung von 1789 erhoben und welche von dieser Höhe nicht wieder herabsteigen wollen. Aber, wenn mich auch kein Interesse an das alte Régime knüpft, so trage ich doch auch keine Bitterkeit für das alte Frankreich in mir. Von bürgerlichen Aeltern und als Protestant geboren, bin ich der Freiheit des Gewissens, der Gleichheit vor dem Gesetz sowie allen großen Errungenschaften unserer socialen Einrichtungen mit Wärme zugethan. Aber mein Vertrauen in diese Errungenschaften ist ein durchaus vollkommenes und ruhiges, und ich halte mich keineswegs für verpflichtet, um ihrer Sache zu dienen, das Haus der Bourbonen, den französischen Adel und den katholischen Klerus als Feinde anzusehen." Ueber die Freiheit der Presse äußert er sich in nachstehender Weise: „Regierungen und freie Völker haben nur Eine vernünftige und wirksame Art, mit der Freiheit in gutem Einvernehmen zu leben, das ist die, sie ehrlich anzunehmen, ohne sie indeß durch Nachsicht zu verwöhnen. Sie dürfen aus der freien Presse weder einen Märtyrer noch einen Abgott machen, sie weder erniedrigen noch über Gebühr erhöhen. Die Freiheit der Presse ist weder eine Macht im Staat noch der Vertreter der öffentlichen Vernunft, am wenigsten der höchste Richter der staatlichen Gewalten; sie ist ganz einfach ein Recht für die Bürger, ihre Meinung über die Angelegenheiten des Staats und über die Haltung der Regierung zu sagen: ein großes und bedeutsames, aber zugleich auch ein anmaßendes Recht, das, um heilsam in seiner Ausübung zu bleiben, von den öffentlichen Gewalten nicht geschont werden darf, sondern dem sie jene schwerwiegende und beständige Verantwortlichkeit zuschieben müssen, die auf allen Rechten zu lasten hat, damit sie nicht ohne weiteres aufrührerisch und zuletzt tyrannisch zu wirken im Stande werden." Ueber die bürgerlichen Rechte läßt er sich aus wie folgt: „Es gibt ganz allgemeine Rechte, Rechte, welche schon allein in der Eigenschaft als Mensch beruhen und von keiner Regierung rechtmäßig irgendeinem Menschen verweigert werden können; es gibt aber auch ganz individuelle Rechte, Rechte, welche einzig aus dem persönlichen Verdienst eines Menschen entstehen und unabhängig von den äußern Bedingungen der Geburt, des Reichthums und der Stellung, von jedem in Anspruch genommen werden dürfen, der sie in sich selber trägt. Von der gesetzlichen Achtung der Menschenrechte und der freien Entwickelung der natürlichen Ueberlegenheiten, von diesen beiden Principien, wohl oder übel verstanden, sind seit nahezu einem Jahrhundert alle Wohlthaten und Uebel, alle großen Handlungen und Verbrechen, alle Fortschritte und Verirrungen entsprungen, die bald die Revolutionen, bald die rechtmäßigen Regierungen selbst in den Schos der europäischen Gesellschaft ausgeschüttet haben. Welches von diesen Principien ruft die ausschließliche Herrschaft der mittlern Klassen hervor oder läßt sie auch nur zu? Ganz sicherlich keines von beiden; das eine öffnet den individuellen Ueberlegenheiten alle Thüren, das andere will für jedes menschliche Geschöpf seinen Platz und seinen Theil; keine Größe ist ausgeschlossen, kein Dasein für nichts gerechnet. Mit solchen Principien ist jede ausschließliche Herrschaft unvereinbar; die der mittlern Klassen wie jede andere würde sich in directem Widerspruche mit den souveränen Tendenzen der modernen Gesellschaften befinden."

Man braucht nur solche Auslassungen zu lesen, um sogleich den Dogmatiker zu erkennen. In allem, was Guizot sagt, ist Sinn und Verstand, aber zugleich auch etwas von der Lehrstuhlweisheit. Guizot ist der Politiker, der nach gelehrten Voraussetzungen regiert, nach einem System, das er sich aus seiner Philosophie der Geschichte zusammengetragen.

Digitized by Google

Diese Anschauung und Ueberzeugung von ihm gewinnt man besonders während seines letzten langen Ministeriums. Er will das Beste, und weil er sich dessen bewußt ist, meint er, daß alles gut gehen müsse. Er ist blind mit sehenden Augen. Noch in seinen „Memoiren" überrascht und überrumpelt ihn die Februarrevolution, die wie eine Bombe in seine weitläufigen Auseinandersetzungen und Erzählungen fällt und für ihn ohne eigentliches Verständniß bleibt.

Wie er bei der letzten Kammereröffnung den König in seiner letzten Thronrede sagen ließ: „Inmitten der Aufregung, welche feindselige oder blinde Leidenschaften anzuzetteln nicht müde werden, ist es eine Ueberzeugung, die mich stützt und belebt, die Ueberzeugung, daß wir in der constitutionellen Monarchie, in der Vereinigung der großen Staatsgewalten die sichern Mittel besitzen, alle Widerwärtigkeiten zu überwinden und alle sittlichen und materiellen Bedürfnisse unsers theuern Vaterlandes zu befriedigen. Halten wir, nach der Charte, die sociale Ordnung und alle ihre Vorbedingungen aufrecht, leisten wir, nach eben dieser Charte, Bürgschaft für die öffentlichen Freiheiten und deren Entwickelung, wir bewahren damit nach uns kommenden Geschlechtern unangetastet den Schatz, der unsern Händen anvertraut worden ist, und sie werden uns segnen dafür, eine Institution begründet und vertheidigt zu haben, unter deren Schutz sie frei und glücklich ihres Daseins sich freuen werden", so sagt er zum Trost für sich selbst, nachdem sich jene Ueberzeugung als durchaus hinfällig und bodenlos gezeigt: „Wir haben allzu sehr auf den gesunden Menschenverstand und die politische Einsicht gerechnet, welche ein langer Gebrauch der Freiheit verbreitet; wir haben das constitutionelle System für weit stärker erachtet, als es wirklich gewesen; wir haben zu viel von ihren verschiedenen Elementen, vom Königthum, von den Kammern, den Parteien, der Bourgeoisie und dem Volk verlangt; wir haben nicht genug deren Charakter und Unerfahrenheit geschont. Es geht den Völkern wie es den Individuen geht, die Erfahrungen des reifen Mannesalters machen sich langsamer und kosten bei weitem mehr, als die vermessenen Hoffnungen der Jugend erwarten lassen." Auch das gereicht ihm zur Genugthuung, daß die Republik von 1848 gleichwie die Monarchie von 1830 und zwar noch rascher als diese zu Grunde gegangen (VIII, 536, Brockhaus'sche Ausgabe).

Man erkennt darin den Doctrinär, der sich eben nirgends verleugnet und welcher am erschreckendsten aus dem politischen Verfahren Frankreichs gegen Italien zur Zeit der Reformerlasse von Pius IX. und gegen die schweizer Wirren ersichtlich wird. Hier tritt das Julikönigthum fast reactionär, jedenfalls so zaghaft und ängstlich an die sich kundgebenden Bewegungen heran, daß man wohl gewahrt, wie es kein Herz zu ihnen hat und vom Geiste blasser Furcht angeweht, zwar nicht an ihre Unterdrückung, doch an ihre Vertuschung und Verschleppung denkt. Die Verhandlungen, welche Guizot nach allen Seiten hin pflog, beweisen uns deutlich genug, daß er keine unbefangene Stellung einnahm. Joseph Mazzini hatte von London aus durch einen Brief, den er durch die Zeitung „Le National" an Guizot richtete, diesen für die italienische Bewegung zu gewinnen gesucht; sechs Wochen vorher hatte aber bereits Metternich sich an den französischen Premier gewendet, um ihn möglichst gegen dieselbe einzunehmen. Der Genius des Fortschritts und der der Reaction versuchten in diesen beiden Personen sich des Bürgerkönigthums zu bemächtigen. Mazzini schrieb feurig, begeistert, im Apostelstil. Er prophezeit die Einheit Italiens unter der Republik. Metternich dagegen übt seine alte, auch von Guizot erkannte Kunst, indem er sich bemüht, seine eigenen Gedanken zu den Gedanken Guizot's zu machen. Um dies zu erreichen, scheut er sich nicht, sich zu einem Zögling der Revolution zu stempeln, indem er anführt, daß er die ersten Jahre der Revolution in Frankreich verlebt und daß Eulogius Schneider, der später mit im Revo-

Digitized by Google

lutionstribunal gesessen, sein Gouverneur gewesen. Revolution ist in diesem Schreiben immer das dritte Wort und lediglich, wie man bald merken kann, um Guizot damit zu erschrecken, dessen Abneigung gegen die Revolution er nur gar zu gut kennt.

Daß seine Winkelzüge nicht ohne Wirkung geblieben, läßt sich leicht erkennen. „Italien hat schon mehr als einmal seine Sache verloren", schreibt Guizot an den französischen Gesandten in Rom, „indem es seine Hoffnungen auf einen europäischen Zusammenstoß setzte. Es dürfte sie wieder verlieren. Befestige es sich daher statt dessen auf dem Boden der europäischen Ordnung, der Rechte unabhängiger Regierungen, der Achtung der Verträge. Nur auf diesem Wege hat es Aussicht das gelingen zu sehen, was es jetzt im Schilde führt; der Erfolg von dem, was es heute kann, ist das einzige Mittel, den Erfolg dessen vorzubereiten, was es eines schönen Tages können wird. Was das sein wird, das weiß ich nicht, ich weiß nicht wie, nicht wann; ich weiß nichts, als daß jetzt dazu die Zeit nicht ist."

Dieser dunkle Orakelstil offenbart uns nichts so sehr als die Verlegenheit dessen, der sich in ihm ergeht. Guizot war so gut wie rathlos. Metternich's Befürchtungen haben ihn angesteckt; er sah, wie er selbst sagt, „den Geist der Nationalität hinter dem Geist der Reform emporwachsen und hinter dem Geist der Nationalität den revolutionären Geist". Dieser Geist verwirrte, versteinerte ihn. Als der Prinz Joinville, der mit einem Geschwader im Mittelmeere kreuzte, einen Augenblick Miene machte, der liberalen Bewegung Italiens gegen Oesterreich wirksamen Vorschub zu leisten, entrüstete sich Guizot und in einem langen ziemlich geharnischten Actenstück liest er darüber dem jungen Königssohne sozusagen die Leviten. „Die Italiener möchten", meint er dabei, „daß Frankreich ihnen seine Armee, seinen Staatsschatz, seine ganze Regierung zur Verfügung stellte, um das auszurichten, was sie selbst auszurichten nicht vermögen, ja nicht einmal ernsthaft wollen, nämlich um die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben und in Italien selbst unter dieser oder jener Form die nationale Einigkeit und eine Repräsentativregierung herzustellen." .... „Die Hand voll Popularität, welche England in diesem Augenblicke in Italien genießt", fährt er fort, „beunruhigt mich wenig; sie ist nichtig und eitel genug. England gibt den Italienern heute an Worten und Aussichten, was ihnen behagt; aber es wird ihnen auch nicht mehr geben und es dürfte gut sein, wenn sie selbst das inne würden."

Mit allen diesen Aussprüchen hat Guizot nicht ganz unrecht, aber der ruhige Beobachter wird es gleichfalls nicht haben, wenn er darin eine Irritirung des Ministers selbst und des Verhältnisses von Frankreich zu England erkennt. Die Entente cordiale, so beflissen erstrebt und eifrig gesucht, war gebrochen. Palmerston regierte achtlos über Frankreich weg, wie sich das noch auffallender in den Vorgängen der Schweiz bekundete. Hier hatten die religiösen Streitigkeiten und der Kampf um den Einfluß der Jesuiten zu weitgreifenden Spaltungen, zu einem Vorspiel des amerikanischen Secessionskriegs geführt. Mehrere ultramontane Cantone hatten einen Sonderbund gestiftet, um der Conföderation Widerstand zu leisten. Oesterreich war gleich mit einer Intervention zum Schutz des Sonderbundes bei der Hand und scheute sich nicht, Frankreich nebst Preußen mit dazu aufzufordern. Guizot schwankte auch hier und suchte durch einen offenen, ziemlich drohenden Brief vom 2. Juli 1847 die Schweizer einzuschüchtern, was aber nicht gelang, weil diese an England einen mächtigen Rückhalt hatten.

Von England gelöst, sah man so die Julimonarchie ihrem Ursprung immer mehr abwendig und den absoluten Staaten dagegen mehr zugeneigt werden. Damit betrat sie die schiefe Ebene, die sie zum Abgrund führen sollte, und über welche Guizot sich selbst und die Regierung durch zahllose Depeschen lange und gefährlich genug getäuscht hat. Diese Depeschen sind alle gründlich und gediegen wie Abhandlungen, aber auch

Digitized by Google

ebenso trocken und weitschweifig. Wie es Stubengelehrte gibt, so gibt es auch Stubenpolitiker, und als ein solcher wird und muß Guizot gelten. Es mag paradox klingen, aber doch ist es wahr bei Guizot: Kenner und Denker der Geschichte, begreift er dieselbe in allen Theilen, nur in dem nicht, den er selber gemacht hat. Wer sich davon überzeugen will, lese die acht Theile seiner „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps", die des Wichtigen und Interessanten viel, aber im Grunde doch nur das Nebensächliche enthalten und der Geschichte seiner Zeit nur insofern dienen, als sie zu Tage legen, wie wenig ihr zu dienen man auf der einen Seite geneigt und auf der andern im Stande war.

Johann Heinrich von Thünen und seine Bedeutung für die Landwirthschaft.

Von Dr. M. J. Schleiden.

Auf der großen Bühne der Erde, wo jede Secunde einen Mitspieler für immer abtreten läßt und einen neuen in die Scene führt, gilt freilich im ganzen ein einzelner sehr wenig. Genauer zusehend findet man aber bald heraus, daß in dem allgemeinen Drama des Lebens eine große Anzahl gleichgültiger Lebenspersonen als Große, Soldaten, Volk u. dgl., nur als Masse die kleine Anzahl wirklich handelnder und den Fortschritt im Drama bedingender Personen begleiten. Den Einfluß jener eigentlich allein wirkenden Personen kann man nach zwei Seiten betrachten, je nachdem sie durch das, was sie leisten oder geben, fördernd eingreifen oder vorzugsweise durch das, was sie sind, ihren Einfluß ausüben.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Doppelt bedeutend und beachtenswerth stehen aber die wenigen ausgezeichneten Naturen da, die durch ihr ganzes Dasein ihren sittlichen Adel beweisen und daneben auch durch ihre Leistungen tief fördernd und schaffend in wichtige Kreise des Lebens eingreifen. Die Gestalt eines solchen Menschen, lebendig faßbar vor Augen gestellt, gewährt einen der erhebendsten Genüsse, ähnlich wie auf dem Gebiete der Kunst die Betrachtung einer in Idee und Ausführung vollendeten Statue.

Ein solcher ganzer Mensch war Johann Heinrich von Thünen, geboren am 24. Juni 1783 im Jeverlande und später Gutsbesitzer auf Tellow in Mecklenburg. Es würde hinreichen, wenn wir nur den Mann preisen und seine Ansprüche auf Beachtung in weitern Kreisen darlegen wollten, auf seine Leistungen hinzuweisen. Er war ein Landwirth, der in seltener Vollendung Theorie und Praxis, wissenschaftliche Grundlage und thätige prüfende Anwendung im Leben miteinander vereinte. Als einer der bedeutendsten Schüler Thaer's, war er gleichwol einer der ersten, welcher von manchen Einseitigkeiten dieses Begründers der rationellen Landwirthschaft zurücktrat und zuerst sich seinem Lehrer als ebenbürtiger Gegner entgegenstellte. Zu einer Zeit, als weder Land- noch Forstwirthe daran dachten, ihr Thun und Treiben in irgendeiner Verbindung mit der Nationalökonomie aufzufassen (1826), hatte Thünen schon mit sicherer Hand, gestützt auf umfassende Erfahrungen und mit klarem Kopfe, der durch gründliche mathematische Studien gebildet war, die Grundzüge der volkswirthschaftlichen Bedeutung von Land- und Forstbau in einem größern Werke niedergelegt und das belebende Princip in so einleuchtender Weise entwickelt, daß dasselbe jetzt allgemein in der Nationalökonomie anerkannt und von einem unserer größten Fachmänner, von Roscher in Leipzig, als „das

Digitized by Google

von Thünen'sche Gesetz" hingestellt worden ist. Das Werk, in welchem Thünen die Resultate seines Nachdenkens niederlegte, hatte er zwar richtig, aber für die große Menge nicht gleich verständlich „Der isolirte Staat" genannt. Gar viele dachten dabei an ein politisches Werk. Er zeichnet darin ein abgeschlossen gedachtes Land, in dessen Mittelpunkt eine große Hauptstadt liegt, und berechnet dann, geführt durch seine umfangreichen Studien und Erfahrungen, nach welchem Gesetz die Wirthschaftssysteme, vom Mittelpunkte ausgehend und von ihm in der Richtung nach der Peripherie sich entfernend, sich verändern müssen, bis sie endlich an der äußersten Grenze zu Viehzucht und dann zu Fischerei und Jagd herabsinken, weil jede andere Betriebsweise hier aufhört vortheihaft zu sein. Aus dieser Entwickelung folgt nun zunächst der wichtige Grundsatz, daß es beim Landbau überhaupt gar kein absolut vollkommenes Wirthschaftssystem gibt und geben kann, so vortrefflich dasselbe auch physikalisch und physiologisch begründet sein mag, daß jedes Wirthschaftssystem vielmehr nur einen relativen Werth hat, welcher durch den Grad der Civilisation in der Umgebung, durch den Zustand der Verkehrsmittel und der dadurch bedingten Nähe des größten Markts bestimmt wird. Zweitens ergibt sich dann aber auch aus diesem Grundsatze und seinen Bedingungen die Bestimmung der Höhe der Bodenrente für jeden gegebenen Ort. Manche Klugthuer erklärten Thünen's isolirten Staat anfangs für eine utopische Träumerei, weil sie zu beschränkt waren, einzusehen, daß sie selbst darin leben; denn in der That ist unsere ganze Erde Thünen's isolirter Staat, nur, daß durch die vielen größern Mittelpunkte und die Ungleichheit der Verkehrsmittel in den verschiedenen Richtungen die Verhältnisse verwickelter erscheinen. Für die Darstellung mußte Thünen dies verwickeltere Leben aber auf ein einfaches Schema zusammenziehen, um daran die Gesetze entwickeln zu können, durch welche dann von einem gescheiten Manne, und für andere wollte Thünen auch nicht schreiben, jeder einzelne gegebene Fall in der Wirklichkeit leicht bestimmt und geordnet werden konnte. Roscher sagt über das Werk: „Thünen hat durch die Entwickelung seines Gesetzes einen Schlüssel gemacht, der eine wahrhaft erfreuliche Menge verschlossener Thüren und Schränke im Hause der Nationalökonomie zu öffnen vermag, und ich stehe nicht an, diese Arbeit für eine der allerbedeutendsten zu erklären, welche in Deutschland für die exacte Staatswissenschaft geschehen sind." Wenn Lorenz Stein nun in seiner Volkswirthschaft bemerkt: „es sei höchst merkwürdig, daß dieser so hochstehenden Leistung Thünen's, die einen so viel größern Werth hat als die unklaren Ansichten Ricardo's, namentlich von seiten der Deutschen eine so viel geringere Anerkennung als jenem Fremden gezollt worden ist", so erklärt sich das einestheils leicht aus der bekannten Nationalnarrheit der Deutschen, alles Fremde zu überschätzen und das Eigene zu verachten, andererseits aber auch wesentlich aus Thünen's so außerordentlich bescheidenem, ja fast (im edelsten Sinne) demüthigem Charakter, dem es durchaus nicht gegeben war, die geringste Anstrengung zu machen, um sich selbst in ein besseres, ja nur in das richtige Licht zu setzen. Aber auch das dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß Thünen darin nur das Schicksal aller der großen Männer theilte, die das Unglück haben, ihrer Zeit weit voraus zu sein, und die daher immer nur allmählich und sehr spät ganz in das Verständniß der Menge übergehen. Gewiß treffend hebt Baumstark in den (preußischen) Annalen der Landwirthschaft hervor, daß „alle der Landwirthschaftslehre beistehenden Wissenschaften und an ihrer Hand sie selber seit einem Menschenalter große Fortschritte gemacht, aber das Thünen'sche Buch doch nicht überholt haben". Und F. Bauer sagt (in den „Kritischen Blättern für Forst- und Jagdwissenschaft") nach einer Darstellung der Thünen'schen Belehrungen über Forstwissenschaft: „Vorstehend haben wir einige Resultate der interessanten Untersuchungen Thünen's mitgetheilt, welche derselbe schon vor 40 Jahren niederschrieb und die in der Hauptsache mit den Ansichten übereinstimmen,

Digitized by Google

welche in neuerer Zeit von andern Seiten als neu aufgestellt wurden und noch jetzt mit Eifer und auch in vieler Beziehung mit vollem Rechte verfochten werden."

Ich bemerkte vorhin, daß die langsame Würdigung und Anerkennung, die Thünen geworden, zum Theil mit in seinem Charakter begründet sei. Noch weniger können wir von diesem absehen, wenn wir die Aufgabe des zweiten Theils seines „Isolirten Staat" (welcher schon lange bearbeitet, doch erst 1850 auf dringendes Zureden seiner Freunde gedruckt erschien) ins Auge fassen. Ein Hauptcharakterzug Thünen's war seine echte allumfassende und werkthätige Menschenliebe. Von vornherein, als er selbst in die Stellung eines praktischen Landwirths eintrat, war das Los der Arbeiter ihm eine ernste Angelegenheit, ein Gegenstand ununterbrochener Sorge und unausgesetzten Nachdenkens geworden. Sehr bald hatte er herausgefühlt, daß hier ein Grundfehler verborgen liege, der sich über kurz oder lang als Veranlassung zu einem schweren Kampfe gestalten werde. Von da an war sein unablässiges Bestreben, sich dies Verhältniß klar zu machen, auf den richtigen Ausdruck zu bringen und das Naturgesetz zu finden, nach welchem der Arbeitslohn bemessen werden muß, wenn nicht die Uebertretung dieses Gesetzes zu schlimmen Folgen führen soll. Wohl bekannt mit dem immer nur den nächsten Vortheil, der oft nur Schein ist, ins Auge fassenden Egoismus der Menschen, setzte er freilich keine großen Hoffnungen in den Erfolg seiner Bemühungen. Schon 1838 schrieb er an seinen Freund und Stiefbruder Hrn. von Buttel: „Es war mir, als wenn sich plötzlich die Zukunft den Blicken öffnete, und ich sah in den kommenden Jahrhunderten einen furchtbaren Kampf beginnen, der zu seiner Entscheidung vielleicht ein halbes Jahrtausend voller Zerstörung und Elend bedarf. Ich meine den Kampf zwischen dem gebildeten Mittelstand und dem gemeinen Volk, oder eigentlich dem Kapitalisten und dem Handarbeiter." Wer, der die socialen Bewegungen unserer Zeit mit aufmerksamen Blicken verfolgt hat, erkennt hierin nicht den genialen Seher in die Zukunft, denn in der That hat ja dieser Kampf bereits begonnen.

Aber nicht nur sein Charakter, sondern auch die Fortführung seiner im „Isolirten Staat" zur Lösung gestellten Aufgabe mußte Thünen bestimmen, an die Arbeiterfrage heranzutreten. In dem ersten Theile seines Werks waren bei Bestimmung der Bodenrente zwei wichtige Factoren, die Höhe des Zinsfußes und die des Arbeitslohns, unbestimmt geblieben und nur als gegeben angenommen. Beide mußten genauer untersucht und auf ihre naturgesetzlichen Normen zurückgeführt werden. In allen bedeutendern Handbüchern der Nationalökonomie war ausgesprochen, dem Arbeiter gebühre nur der Lohn, der ihm seinen Lebensunterhalt und Erhaltung seiner Arbeitsfähigkeit ermögliche, und dem entsprachen und entsprechen zum großen Theil noch jetzt die thatsächlichen Verhältnisse in Europa. Diese Lohnbestimmung führt aber nothwendig dahin, den Arbeiter dem Resultate seiner Arbeit, dem Producte derselben, interesselos gegenüberzustellen, derselbe wird für gute wie für schlechte Arbeit gleich bezahlt, er wird also auch für seinen Lohn möglichst wenig und schlechte Arbeit liefern. Die Erfahrung zeigt aber, daß der Grundbesitzer sich besser dabei steht, wenn er gute Arbeiter höher bezahlt, als wenn er für geringern Lohn schlechte Arbeiter beschäftigt. Daraus ergibt sich denn Thünen's Gesetz, daß der Lohn bestimmt werden muß durch das Product aus der geleisteten Arbeit und den durch die Arbeit erzielten Erfolg. Bei dieser Feststellung steigt der Lohn des Arbeiters mit der schnellern, bessern und somit productivern Arbeit, er erhält dadurch unmittelbaren Antheil am Gewinn und ist so persönlich bei den erlangten Resultaten interessirt. Insbesondere wird durch den so steigenden Lohn der Arbeiter in den Stand gesetzt, für sich und die Seinigen an den Fortschritten der Bildung durch bessere Erziehung und Schule theilzunehmen, und der Arbeiterstand wird damit einer steigenden Intelligenz und Sittlichkeit entgegengeführt. Es sei hier nur noch bemerkt, daß

Digitized by Google

Thünen schon lange, ehe er mit seinen neuen Anschauungen vor die Oeffentlichkeit trat, auf seinem Gute Tellow in Mecklenburg seine Theorie praktisch durchgeführt hatte, und daß sich seine Arbeiter vor vielen der Umgegend durch größere materielle Behaglichkeit, größere Intelligenz und Sittlichkeit, und ebenso sehr durch gesteigertes Selbstgefühl wie durch treue Anhänglichkeit an ihren Gutsherrn auszeichneten.

So bedeutend aber auch Thünen uns in seinen wissenschaftlichen und praktischen Leistungen entgegentritt, so ist das doch meiner Ueberzeugung nach die bei weitem untergeordnete Seite an dieser edeln Menschengestalt. Es gibt viele Menschen, die Bedeutendes gethan haben, aber sie können dabei, wie Schiller richtig sagt, durchaus zu den gemeinen Naturen gehören. Hr. von Thünen erscheint, wenn wir ihm persönlich näher treten, noch ungleich größer durch das, was er ist, als durch das, was er gethan hat. Er war ein vollkommener Mensch, soweit als dieses Beiwort überhaupt auf einen Menschen angewendet werden kann. Aber ich muß mich hier zunächst darüber erklären, was für einen Begriff ich mit dem Worte „vollkommener Mensch" verbinden will. Natürlich kann das nicht durch eine einzelne Handlung oder durch viele zusammengezählte bestimmt werden, denn damit blieben wir immer bei dem stehen, was der Mensch thut. Näher kommen wir der Bestimmung, wenn wir an das schöne Wort denken: „Selig sind die, die reines Herzens sind." Nur müssen wir uns diesen Ausspruch in die bestimmtere Sprache der Psychologie übertragen. Gewiß ist es, daß kein Mensch ohne Fehler ist, daß es keinen Menschen gibt, der nicht einmal etwas Falsches thut. Aber dabei bleibt die Frage völlig offen und unbeantwortet, ob diese Fehler, dieses falsche Thun das innerste Wesen dieses Menschen angreifen, diesem angehören, ob sie von diesem ausgehen und als nothwendige Folgen desselben angesehen werden können. Schon die einzelne, dem Augenblick angehörige That der Leidenschaft ist so wenig ein zur Bestimmung des wirklichen, eigentlichen Menschen gehöriges Moment, wie ein vom Sturm gebrochener Ast zur Charakteristik der Eiche, ein durch zu günstige Lebensverhältnisse hervorgerufenes siebentes Blumenblatt zur Charakteristik der Tulpe gehört. Gewiß liegt auch dieses in dem schönen Ausspruch von Rückert mit inbegriffen:

Des Mannes Größ' ist mir, nicht, daß er fehlerfrei,
Doch über Fehler, die er hat, erhaben sei.

Aber es ist doch lange nicht alles, ja nicht einmal das Wichtigste; denn ich kann schließlich von einem Manne verlangen, daß er sich selbst in Besitz genommen, daß er, daß sein verständiger Wille über seine Leidenschaften Herr geworden ist. In dieser Beziehung aber hatte Thünen alles erreicht, was man von einem Menschen verlangen kann; er war schon früh vollkommen Herr seiner selbst geworden, und seine Ueberzeugung vom Rechten, vom Schönen war auch die nie übertretene Richtschnur seiner ganzen äußern Erscheinung. Vielleicht aber wird mancher mit ihm über diese oder jene Behandlung des Lebens rechten und das nicht gelten lassen wollen, was er etwa in einem einzelnen Falle gethan. In einem solchen Falle lag dann aber die Quelle des Fehlers niemals in einem unrechten Gefühl, in einem mangelhaften Willen, sondern in einer Schwäche der Einsicht, die außerhalb des sittlichen Urtheils steht.

Wir müssen ganz bestimmt aussprechen, was wir als das eigentlich Entscheidende in der sittlichen Beurtheilung eines Mannes ansehen, was ihm den Anspruch darauf sichert, als Mann das zu sein, was Goethe für das weibliche Geschlecht als den Begriff der „schönen Seele" charakterisirte und was man beim Manne vielleicht besser einen „schönen Charakter" nennen sollte, der dann eben das darstellt, was allein durch sich selbst, durch sein bloßes Sein Werth hat und den sittlichen Adel verleiht. Es läßt sich das, was wir hier aussprechen wollen, wie mir scheint, in drei Worte zusammenfassen: Lebens-

Digitized by Google

ernst, Ueberzeugungstreue, Demuth. Allerdings ist dabei das Erste das eigentlich Bestimmende, von dem die beiden andern fast als nothwendige Folgen abgeleitet werden können. Von dem Augenblick an, als im werdenden Jüngling das Selbstbewußtsein erwachte, finden wir bei Thünen bis zu seinem Lebensende auch nicht den leisesten Zug von Leichtfertigkeit und noch weniger von Frivolität, eine Sache, wofür glücklicherweise der deutschen Sprache sogar das Wort fehlt. Mit allem, was er that, war es ihm heiliger Ernst; jede Erscheinung des Lebens auf jedem Gebiete faßte er in ihrer sittlichen Bedeutung, in Beziehung auf die Entwickelung, Bildung, Gestaltung seiner Seele zur höchstmöglichen Vollkommenheit auf. Schon früh sprach Thünen als Resultat seines Nachdenkens und seiner Selbsterziehung aus: „Es gibt wol keine würdigere und mehr fördernde Beschäftigung als diese: den Gedanken in seinen letzten Schlupfwinkel zu verfolgen und Jagd auf seine eigenen Irrthümer zu machen; haben wir die Quelle derselben entdeckt, so sind wir nicht blos von diesen Irrthümern befreit, sondern auch vor ähnlichen Verirrungen in der Zukunft gesichert." So Thünen; aber wie viele Menschen erkennen ihren Irrthum und irren doch fort, weil es ihnen mit dem Besserwerden durchaus nicht Ernst ist. Am schönsten und klarsten spricht Thünen sein Lebensziel aus in einem Briefe, den er an seinen Sohn über dessen Eifer beim Erlernen der griechischen Sprache schreibt. Hr. von Thünen warnt seinen Sohn in diesem Briefe vor der Selbstüberschätzung, die so leicht aus dem einseitigen Wissen hervorgeht und zu der kindischen Verachtung derer, die etwas anderes wissen, zur Geringschätzung dieses fremden Wissens selbst führt, und sagt dann: „Wenn wir das, was der Mensch hier erstreben soll und kann, Humanität nennen, so ist in höherer Beziehung alles Wissen nicht Zweck an sich, sondern nur Mittel zum Zweck, nur Mittel zur Erreichung der Humanität. Nur das, was der Geist des Menschen durch seine Thätigkeit, durch das Erlernen von Sprachen, Wissenschaften u. s. w., an Stärke und Kraft gewinnt, ist sein unverlierbares Eigenthum." Es erinnert dieses Wort lebhaft an den Ausspruch eines andern großen, wenn auch weniger liebenswürdigen deutschen Charakters, Seume's:

Durchforsche nicht der Schule Winkelzüge
Um eitler Federweisheit Siege,
Die schnell die Skepse dir verwischt,
Erforsche nur, um froh und gut zu leben,
Und deinen Mußestunden Salz zu geben,
Und lache, wenn der Tadler zischt.

Gewiß hat Thünen diesen Gedanken bestimmter und richtiger, klarer und schöner ausgesprochen, obwol auch Seume dasselbe vorschweben mochte. Gerade aus diesem Ernst, mit dem Thünen alles erfaßte und mit dem höchsten Zweck seiner sittlichen Entwickelung in unmittelbare Verbindung setzte, den wir, wenn wir um uns blicken, bei so außerordentlich wenig Menschen finden, entwickelte sich ihm für sein ganzes Leben die ungetrübte Heiterkeit, mit der er jeden anzog und so wohlthuend auf seine Umgebung wirkte, eine Heiterkeit, die sich von der ephemeren Lustigkeit des sinnlichen Wohlbehagens, welche die leichtsinnig dahinlebenden Menschen zeigen, so wesentlich unterscheidet.

Als bedeutendere Frucht jenes Lebensernstes tritt nun bei Thünen seine Ueberzeugungstreue auf. In ihm wurde Gedanke, Wort und That Eins; einen Widerspruch unter denselben duldete er nie und merzte ihn aus, sobald er denselben erkannte. Lebendig war in ihm dieser große und wichtige Grundsatz der innern Wahrhaftigkeit, der vollständigen Uebereinstimmung und Harmonie seines ganzen Seelenlebens auf allen sowol theoretischen als praktischen, geistlichen als gemüthlichen Gebieten. Seine daraus hervorgehende unbeugsame Wahrheitsliebe (zu seinen Enkeln sagte er einmal: „Das Merkmal eines Thünen möge sein, daß nie eine Unwahrheit über seine Lippen komme") artete

Digitized by Google

zuweilen wol einmal in Pedanterie aus und brachte ihn dadurch in einzelnen Fällen des Lebens mit sich selbst in Widerspruch, indem ihm schon jedes Verschweigen eines Gedankens, eines Gefühls oder einer Thatsache als tadelnswerthe Unwahrheit erschien. Allerdings konnte ein Mann, der sich in seiner Seele so rein wußte, der in seinem einfachen geraden Lebensgange nichts zu verbergen hatte, leicht zu einem so extremen Grundsatz kommen. Und endlich neben dieser erquickenden Frucht trug der Stamm des Lebensernstes in ihm noch eine liebliche Blüte, die echte menschliche Demuth. In seinem aufrichtigen Streben, in seinem ernsten Kampfe um die Wahrheit hatte er die großen zu überwindenden Schwierigkeiten, die oft so nahe liegenden Irrwege, die so schwer zu umschiffenden Klippen so klar erkannt, daß er seinen eigenen, sichern und geraden Lebensgang mehr wie eine Gunst der Vorsehung als wie ein eigenes Verdienst auffaßte und mit menschlich warmem Herzen und freundlicher Milde den fehlenden Mitmenschen Nachsicht, und soweit er konnte, die helfende Hand bot. Wie richtig ist das Wort, welches er einmal aussprach: „Es gehört nicht viel Verstand dazu, die Schwächen und Fehler anderer zu bekritteln und zu tadeln, schwerer aber ist es und erfordert mehr Bildung, die guten Seiten des Menschen zu erkennen."

Ich hoffe in dem Vorstehenden die Grundlage des Charakters in genügender Klarheit und Bestimmtheit gegeben zu haben. Doch möchte ich nun noch zeigen, wie sich derselbe im Leben nach den einzelnen Hauptbeziehungen desselben darstellte. Freilich ist es nicht möglich, den ganzen Reichthum einer Menschenseele in wenig kurze Sätze zusammenzufassen; einzelne Hauptzüge müssen gleichsam in Holzschnittmanier das Bild vollenden und dem Maler (hier dem eigentlichen Biographen) muß die Ausführung und die Farbengebung überlassen bleiben. Uns muß das Beispiel statt des Ganzen genügen. Ein wichtiges Interesse will ich hier zunächst berühren, da ich mir keinen bedeutenden Menschen vorstellen kann, in welchem demselben nicht irgendwie Rechnung getragen worden ist, ich meine das Religiöse. In dem Leben jedes wahrhaft gebildeten und selbstdenkenden Menschen kommt früher oder später eine Zeit, wo ihm das im jugendlichen Religionsunterricht auswendig Gelernte wankend wird, wo er sich im eigenen Innern nach unerschütterlichen Grundlagen umsieht, die er in dem blos historisch Gewordenen und daher dem Zweifel, dem Streit Zugänglichen nicht finden kann. Schon die Thatsache, daß jede der christlichen Sekten ihre Auffassungsweise der Religion als die allein berechtigte ansieht, jede andere als Irrthum verurtheilt, und daß doch jede sich für ihre Anschauungen auf dieselben Grundlagen stützen, sie mit denselben Waffen vertheidigen zu können meint, zeigt, daß in diesen dogmatischen Aussprüchen nur Menschenwerk, aber nicht die ewige Wahrheit sich darstellt. So ging es auch Thünen. Er sagt einmal darüber: „Leider habe ich den größten Theil meines Lebens, zwar nicht im Unglauben, aber doch im Zustande des Zweifels, wo der Gedanke an Gott und die Unsterblichkeit alle Kraft und Bedeutung für das Leben verliert, hingebracht. Der Glaube wurde dem achtzehnjährigen Jünglinge durch seinen Lehrer Staudinger genommen, und, einmal entflohen, konnte er nur durch eine lange ernste Betrachtung des Lebens — nun aber freilich in ganz anderer Kraft — wiederhergestellt werden." Die gewöhnlichen Menschen, wenn sie zu einer solchen Zweifelsperiode geführt werden, brechen leicht nicht nur mit der dogmatischen Form, sondern auch mit den ewig unerschütterlichen Grundlagen aller Religion überhaupt. Anders gestaltet sich die Sache bei einem sittlich bereits völlig durchgebildeten Menschen, wie Thünen einer war. Dem sittlich vollkommen mit sich verständigten Menschen bleibt der Glaube an eine höhere Welt, als die uns umgebende, unvermeidlich; ob er aber für diesen seinen Glauben den klaren und vollständigen Ausdruck findet, das hängt davon ab, wie ihn das Geschick in seinen Lebensverhältnissen bezüglich seiner philosophischen Ausbildung gefördert hatte, ob er die rechten Führer fand, die ihm sein eigenes

Digitized by Google

Innere klar machen konnten. Das hatte nun allerdings bei Thünen nicht stattgefunden, und deshalb sehen wir diesen edeln Geist bis ans Ende seines Lebens ringen, um sich das begreiflich und deutlich zu entwickeln und auszusprechen, was in seiner Seele mit der vollen Ueberzeugungskraft des Wesentlichen und Nothwendigen lebte.

Auch im Verhältniß zu seiner Familie war Thünen das ganz und vollkommen, was man von einem echten Manne erwarten kann. Hunderte von kleinen Zügen und Worten geben uns das Bild des musterhaften Sohnes einer edeln Mutter, und das Streben nach dem Höhern, das er willig von ihr empfangen, wußte er als das schönste Erbtheil wiederum auf die Seinigen zu übertragen und so die endlich Geschiedene in der Familie unsterblich zu erhalten. Das Schicksal hatte ihn freilich in der wichtigsten Beziehung besonders gesegnet (obwol natürlich die Wahl auch zugleich sein Verdienst war), daß es ihn schon früh ein Mädchen (Helene Berlin) finden und gewinnen ließ, die nicht nur den Aufgaben des täglichen Lebens vollkommen gewachsen war, sondern auch allen Ansprüchen, welche die Gemüths- und Geisteswelt eines solchen Mannes an eine Gattin machen mußte, durchaus entsprach. Sie war ein echtes Weib, wie er ein ganzer Mann, und nichts charakterisirt die Harmonie beider Gatten besser als eine briefliche Aeußerung Helenens an ihren Stiefschwager: „Mein Thünen weiß alles, ausgenommen das, was sich von selbst versteht; das weiß mein Thünen nicht, das muß ich wissen." Wie sehr Thünen dieses ihm gewordene Glück anerkannte und zu schätzen wußte, das spricht er in einem Briefe an seinen Stiefbruder aus: „Soweit ich um mich blicke, finde ich in keinem Hause diese Harmonie, diese Ruhe und diesen stillen Frieden, der durch die glückliche Vereinigung mit meiner Helene bei uns wohnt!" Und ein andermal: „Wir leben in unserm Hause ein Leben, was — wenn wir gesund sind — vielleicht zu glücklich für diese Erde ist." Der Einfluß, den er erziehend auf seine Söhne und Töchter ausübte, indem sich in der schönsten Mischung väterlicher Ernst, Klugheit und Liebe verbanden, wurde von dem herrlichsten Erfolge gekrönt, und wenn man die erhaltenen Familienbriefe durchliest, hat man das Gefühl, als träte man in eine Gesellschaft auserwählter, edler Persönlichkeiten; man wünscht nicht wieder zu scheiden, weil man von dem bildenden und veredelnden Einfluß eines solchen Umgangs unwillkürlich ergriffen wird. In allen freudigen und schmerzlichen Vorkommnissen des Lebens zeigt sich in dieser Gesellschaft ein Geist der reinsten und innigsten Liebe und des aufrichtigsten Strebens, gegenseitig auch den höchsten Anforderungen der Selbstverleugnung und Hingebung zu genügen, ein Geist, bei dem man nicht lange zweifelhaft bleibt, daß er von Thünen ausgeht, von ihm dem ganzen Kreise eingehaucht ist. Von der Familie aus, die Thünen im großen römischen Sinne auffaßte und somit auch die für das Haus arbeitende Klasse in dieselbe einschloß, wurde Thünen in der Ausbildung seiner Welt- und Lebensanschauung auf die höhere Erweiterung der Familie auf den Staat geführt. Da seinem sittlich begründeten Gerechtigkeitssinne der Begriff von Pflichten ohne entsprechende Rechte und umgekehrt ein Unding war, so durfte man seine politische Weltanschauung vielleicht im edelsten Sinne des Worts eine demokratische nennen, obwol er selbst, von altem Adel geboren und größerer Gutsbesitzer in einem rein aristokratischen Staate, der privilegirten Klasse angehörig war. Denn was heißt Demokratie im philosophischen und man kann ebenso sagen im echt christlichen Sinne des Worts anderes als daß kein Mensch auf Erden nur als Mittel betrachtet werden darf, weil er mit jedem andern gleich göttlichen Ursprungs und somit Selbstzweck ist, und daß daher jedes Verhältniß zwischen Mensch und Mensch auf Gegenseitigkeit beruhen muß. Es versteht sich aber dabei von selbst, daß dieses Verhältniß nur nach sittlichen Grundsätzen geordnet werden darf, und daß daher jedes unsittliche Mittel zur Ueberführung eines bestehenden Misverhältnisses in ein besseres und richtigeres verwerflich ist und bleibt. Wenn somit vom sittlichen Standpunkte aus

Digitized by Google

jede Revolution und ihre Urheber zu verurtheilen sind, so ist doch historisch die Revolution unvermeidlich, weil die augenblicklichen Machthaber so selten freiwillig das rechte Verhältniß herbeizuführen streben, und dies Beharren auf historisch gewordenem, also bestehendem Unrecht an sich schon eine „passive Revolution" genannt werden könnte, wenn man diesen an sich sinnlosen Worten etwa eine ähnliche Bedeutung unterlegen will wie den in neuerer Zeit so oft ausgesprochenen, nicht minder sinnlosen Worten des „passiven Wiederstandes".*) So ungefähr könnte man Thünen's politische Grundsätze charakterisiren. Er war streng conservativ in allem bestehenden Guten, bei bestehenden Mißständen immer auf der Seite der Reform. Aber in letzter Beziehung war er viel zu praktisch, viel zu gründlicher Kenner des Lebens und seiner naturgesetzlichen Bedingungen, um nie zu verwirklichende Ideale zu verfolgen, oder entfernt liegende Möglichkeiten mit einem Sprunge, statt mit dem ruhigen und sichern Fortschritte erreichen zu wollen. Als Familienvater, als ein auf fester Lebensgrundlage stehender Mensch verdammte er jede Revolution, aber erkannte sie gleichwol als historisch nothwendige Folge aus den Thorheiten der mächtigen und besitzenden an, sah ihr unvermeidliches Kommen und zugleich ihre verhältnißmäßige Erfolglosigkeit voraus. In seinem engern Vaterlande Mecklenburg mit gewissenhafter Treue seine Pflicht als Staatsbürger erfüllend, war er doch auch ein warmer und klarer Verehrer seines größern Vaterlandes, des ganzen Deutschlands. Wenige Worte von ihm, Briefen an seine Tochter entlehnt, machen seine ganze Anschauungsweise klar. Im Jahre 1847 schrieb er: „Vergleiche ich das, was mir als Zweck der Menschheit vorschwebt, mit dem Sinn und Geist der Geld- und Geburtsaristokratie, so erscheint mir die Stellung derselben als sehr verfehlt und unhaltbar. Das Fürstenprincip: «Die Nation ist um meinetwillen da», wird in vollem Maße von der Aristokratie gegen das Volk geübt. Daß das Volk auch Zweck an sich sei, daß es auch Anspruch auf Lebensglück und Bildung habe, wird wenigstens dann, wenn es zum Handeln kommt, nicht anerkannt." Und am 20. März 1848: „Die Macht der Fürsten und der Dünkel ihrer Allmacht ist jetzt gebrochen, und zwar durch ganz Deutschland, innerhalb weniger Wochen. Nichts steht jetzt der deutschen Einheit entgegen, und Großes und Herrliches kann aus dieser Zeit erblühen — wenn die Vernunft herrschend bleibt. Aber wo ist dies in der Geschichte der Fall gewesen?" Jedoch schon im Anfang April war ihm klar, daß die große deutsche Bewegung entweder im Sande verlaufen oder in entsetzliches Unglück, in Krieg nach innen und außen führen müsse, und da sprach er die schönen, hoffnungsvollen und, wenn wir die Geschichte der letzten Jahre betrachten, prophetischen Worte: „Nur in dem gewaltigen Streben der Deutschen nach Nationalität und Einheit erblicke ich den einzigen Halt- und Lichtpunkt." Und im Juli 1848 endlich schreibt er noch an seinen Stiefbruder: „Preußens Geschichte ist ruhmvoll, und die Verschmelzung mit Preußen wird auch den übrigen Deutschen ein Nationalgefühl geben. Auch sind 33 Mill. Deutsche mit preußischer Militärverfassung genügend, um jedem andern Volke zu widerstehen."

Es würde mich freuen, wenn es mir gelungen wäre, durch die vorstehende Skizze das Bild dieses Charakters wenigstens so weit anschaulich entwickelt zu haben, daß in meinen Lesern das Bedürfniß erwacht ist, die nähere Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, eines der bedeutendsten der echt deutschen Männer neuerer Zeit, wozu die von einem Schüler und Freunde des Verstorbenen, Schumacher, herausgegebene Biographie „Johann Heinrich von Thünen. Ein Forscherleben" (Rostock 1868) die Hand bietet.

*) Passiver Widerstand ist ein physikalischer Unsinn. Man widersteht einem Angriff, jeder Angriff ist eine Bewegung, und keine Bewegung wird durch Beharrung, sondern nur durch Bewegung in entgegengesetzter Richtung aufgehoben.

Digitized by Google

Man bedauert in derselben nur den Verlust jedes Wortes, welches aus Rücksicht auf lebende Menschen und bestehende Verhältnisse unterdrückt werden mußte.

Hr. von Thünen war groß und kräftig gebaut, hatte braunes Haar und bräunliche, glänzende Augen, hohe, helle Stirn, eine eigenthümliche große, etwas vornübergebogene Nase und einen wunderschön geschnittenen Mund; die denselben umgebenden Züge zeigten die feine, aber unendlich gutmüthige Ironie eines in sich festgegründeten und überlegenen Geistes. Freundlicher Ernst und jugendliche Frische des Aussehens blieben ihm bis zu seinem am 22. Sept. 1850 erfolgten Tode eigen. Im Herzen aller, die ihm näher getreten sind, steht seine Grabschrift:

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.

Die Resultate seiner inhaltvollen Arbeiten sind theils in zahlreichen Aufsätzen niedergelegt, die sich in mehrern mecklenburgischen Zeitschriften aus den Jahren 1814—46 abgedruckt finden, namentlich: „Der Landwirthschaftliche Erzähler", „Neue Annalen der mecklenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft", „Landwirthschaftliche Annalen des mecklenburgischen patriotischen Vereins", „Freimüthiges Schweriner Abendblatt", theils in den amtlichen Berichten über die Verhandlungen deutscher Land- und Forstwirthe zu Dobberan und zu Potsdam.

Das wichtigste Werk Thünen's bleibt aber: „Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie oder Untersuchungen über den Einfluß, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben" (2. Aufl., Rostock 1842); desselben zweiter Theil, 1. Abtheilung (ebend. 1850); desselben zweiter Theil, 2. Abtheilung (ebend. 1863); dritter Theil (ebend. 1863).

Der russische Strafcodex.

Von Dr. W. Beckhaus.

Daß Rußland seit des jetzigen Kaisers Thronbesteigung gewaltig ringt, sich in die Reihe der europäischen Culturstaaten zu bringen, weiß jeder und jeder wünscht, daß es ihm gelingen möge, auf dem betretenen Wege der Reformen zu einer freiheitlichen Entwickelung zu gelangen; wie sehr aber die Reformen auf den wichtigsten Gebieten des Lebens noththun, das wissen nur diejenigen in vollem Maße zu würdigen, die sich längere Jahre hindurch mit den Verhältnissen des großen Reichs im Lande selbst beschäftigt haben. Ich will heute nur von der Justiz Rußlands, und auch nur von der Strafjustiz reden, da die Verordnung vom 20. Nov. 1864 manches an der Handhabung der Civiljustiz gebessert hat und noch bessern wird; doch einen klarern Spiegel für den Bildungsgrad eines Landes wird man wol schwerlich zu finden wissen als die Strafjustiz und das Gesetzbuch, nach dem sie gehandhabt wird.

Der verstorbene Kaiser Nikolaus erkannte sehr wohl, daß die in dem allgemeinen Reichsgesetzbuche enthaltenen Strafbestimmungen dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprachen. Er befahl deshalb die Abfassung eines neuen Strafgesetzbuchs, in welches, so heißt es wörtlich im betreffenden Ukas, „alle durch den jetzigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft und der Sitten in Rußland nöthig gewordenen Ergänzungen der bestehenden Gesetze aufgenommen und für jede gesetzwidrige Handlung eine ihrer Beschaffenheit ent-

Digitized by Google

sprechende und verhältnißmäßige Strafe festgesetzt werden sollte, damit bei Fällung der Urtheile die Willkür soviel wie möglich beseitigt und der Angeschuldigte nur der unmittelbaren Wirkung der Gesetze unterworfen würde". Nach vierjähriger Arbeit war der Entwurf fertig, wurde den Ministerien und obersten Staatsbehörden zur Begutachtung vorgelegt, dann durch ein aus dem Justizminister, einigen Senatoren und Oberprocuratoren zusammengesetztes Collegium revidirt und endlich im Plenum des Reichsraths endgültig abgeschlossen. Am 15. Aug. 1845 überwies Kaiser Nikolaus den so festgestellten Strafcodex dem Dirigirenden Senat und bestimmte zugleich, daß das Gesetzbuch am 1. Mai 1846 für das ganze Reich in Wirksamkeit treten solle; nur für einige fremde Volksstämme in Sibirien, in den Gouvernements Archangel, Orenburg und Astrachan und in der Provinz Kaukasien sowie für Transkaukasien wurden einige Einschränkungen hinsichtlich der Wirksamkeit dieses Strafgesetzbuchs festgesetzt. Seitdem gilt dasselbe im wesentlichen bis auf den heutigen Tag.*) Man sieht, der Wille war gut, auch Arbeit und Fleiß genug auf den wichtigen Zweck verwendet worden; ob aber auch nur annähernd erreicht ist, was man gewollt, ob die Bestimmungen jenes Gesetzbuchs auch nur irgendwie in Einklang zu bringen sind mit dem jetzigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, mit den Geboten der Gerechtigkeit überhaupt, das ist eine Frage, über deren Beantwortung man nicht lange in Zweifel sein wird.

Was zunächst jedem Unbefangenen auffällt, das ist der ungeheuere äußere Umfang dieses Strafcodex; er enthält nicht weniger als 2224 Paragraphen, während beispielsweise der Code pénal seine Strafbestimmungen in 484 Artikeln, das preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 die seinigen sogar in 349 Paragraphen zusammenfaßt. Sieht man auch davon ganz ab, daß der russische Strafcodex die ganze Reihe der Vergehen wider die öffentliche Wohlfahrt und Ordnung, wider die Proviant-, die Censur-, Bau- und Feuerordnung, wider das Post- und Creditreglement u. s. w. in sich aufgenommen hat, Bestimmungen, die keinem Straf-, sondern höchstens einem Polizeigesetzbuche angehören, so bleibt einem doch noch immer die Frage übrig, ob denn in Rußland noch andere Verbrechen verübt werden als in andern Ländern, daß deren Verhütung durch Strafandrohung erforderlich werde? Leider muß derjenige, der das Land und seine Bevölkerung kennt, darauf eine bejahende Antwort geben, denn der Bildungsgrad des Volkes stempelt noch jetzt manches zum Verbrechen, was eine aufgeklärtere Zeit als solches nicht mehr anerkennen wird. Was ferner im russischen Strafcodex sofort jedem auffällt, das ist die große Anhäufung und Abstufung der Strafen, denn das russische Strafgesetzbuch begnügt sich nicht damit, eine möglichst geringe Anzahl von Strafarten festzusetzen, sondern stuft dieselben nach Graden in einer so willkürlichen Weise ab, daß mehr als ein gewöhnliches Gedächtniß dazu gehört, die Klasse und den Grad der Strafe, welche das Gesetzbuch vorschreibt, sofort gegenwärtig zu haben, weshalb man denn auch nicht selten in den russischen Gerichtshöfen förmliche Klassifikationsregister der Strafen findet. Zählt man alle Strafen ohne Rücksicht auf Klasse und Grad, so hat das Strafgesetzbuch deren nicht weniger als 37. Die folgende Zusammenstellung der peinlichen Strafen möge ein Bild von der bei der Festsetzung derselben stattgehabten Willkür geben.

Die Strafen zerfallen in peinliche und correctionelle, von denen die peinlichen Strafen wieder in vier Klassen, die correctionellen in sieben Klassen mit den verschiedensten Graden zerfallen. Nämlich:

1) Peinliche Strafe erster Klasse: Der Verbrecher wird aller Standesrechte für verlustig erklärt und zum Tode verurtheilt.

*) Dieser Codex ist in einer sehr guten, freilich nicht officiellen deutschen Uebersetzung erschienen von C. S. (Karlsruhe und Baden 1847).

Digitized by Google

2) Peinliche Strafe zweiter Klasse. Ersten Grades: Der von Leibesstrafe eximirte Verbrecher wird nach vorheriger Verlusterklärung aller Standesrechte nach Sibirien zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken deportirt. Der nichteximirte Verbrecher erhält außerdem öffentlich 100 Peitschenhiebe von Henkershand und wird, wenn er nicht ein Weib oder bereits 70 Jahre alt ist, gebrandmarkt, d. h. ihm die Buchstaben K. A. T. (Katorshnyi — Zwangsarbeiter) auf Stirn und Wangen eingebrannt. Zweiten Grades: Der eximirte Verbrecher wird zu funfzehn- bis zwanzigjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken nach Sibirien transportirt und dann auf Lebenszeit dort angesiedelt; der nichteximirte erhält außerdem 80—90 Peitschenhiebe und wird gebrandmarkt. Dritten Grades: Für den Eximirten Deportation nach Sibirien, Verurtheilung zu zwölf- bis funfzehnjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken und dann Ansiedelung daselbst auf Lebenszeit; für den Nichteximirten außerdem 70—80 Peitschenhiebe und Brandmarkung. Vierten Grades: Für den Eximirten Verurtheilung zu Deportation und zehn- bis zwölfjähriger Festungsarbeit nebst lebenslänglicher Ansiedelung in Sibirien; für den Nichteximirten außerdem 60—70 Peitschenhiebe und Brandmarkung. Fünften Grades: Für den Eximirten Deportation, acht- bis zehnjährige Festungsarbeit und lebenslängliche Ansiedelung in Sibirien; für den Nichteximirten außerdem 50—60 Peitschenhiebe und Brandmarkung. Sechsten Grades: Für den Eximirten Deportation nach Sibirien zu acht- bis zehnjähriger Zwangsarbeit in den Fabriken und zu Ansiedelung auf Lebenszeit; für den Nichteximirten außerdem 40—50 Peitschenhiebe und Brandmarkung. Siebenten Grades: Für den Eximirten Deportation nach Sibirien zu vier- bis sechsjähriger Zwangsarbeit in den Fabriken und lebenslänglicher Ansiedelung; für den Nichteximirten außerdem noch 30—40 Peitschenhiebe und Brandmarkung.

3) Peinliche Strafen dritter Klasse: Ersten Grades: Der Eximirte wird in die entfernten Gegenden Sibiriens deportirt und dort auf Lebenszeit angesiedelt; für den Nichteximirten 20—30 Peitschenhiebe hinzu. Zweiten Grades: Für den Eximirten Deportation in minder entferntere Gegenden Sibiriens zu lebenslänglicher Ansiedelung; für den Nichteximirten außerdem 10—20 Peitschenhiebe.

4) Peinliche Strafen vierter Klasse: Der Verbrecher wird zu lebenslänglicher Ansiedelung jenseit des Kaukasus deportirt. Bei allen diesen Klassen versteht sich der Verlust aller Standesrechte von selbst.

Und so geht es mit den correctionellen Strafen fort, die bei ihren sieben Klassen die geringe Anzahl von 25 (!) Graden haben; doch gewiß eine in der ganzen Strafgesetzgebung beispiellose Willkür. Mit den correctionellen wie mit den peinlichen Strafen aber ist in gewissen Fällen noch eine Kirchenbuße verbunden, deren Art und Dauer von der geistlichen Behörde festgesetzt wird, und zu einigen correctionellen Strafen tritt als Verschärfung hinzu die Bekanntmachung des Urtheils durch die „Senatszeitung" und die Zeitungen beider Residenzen und der Gouvernementsstädte, und ein Verbot, wonach der Verurtheilte sich in den Hauptstädten, an gewissen andern Orten oder auf seinen eigenen Gütern, die unter Curatel gestellt werden, nicht aufhalten oder sein bisheriges Handwerk oder Gewerbe nicht treiben darf. Auch für die besondern Strafen der Beamten hat der russische Strafcodex einen eigenthümlichen Klimax, da außer den gewöhnlichen peinlichen oder correctionellen Strafen bei Verbrechen und Vergehen der Beamten noch folgende Strafen verhängt werden sollen: Ausschließung vom Dienste aller Art, daß der Ausgeschlossene nicht nur in keinen Staatsdienst mehr treten darf, sondern auch unfähig wird, an den Corporationswahlen theilzunehmen, um von einer Adelscorporation, Stadt- oder Dorfgemeinde zu irgendeinem Amte gewählt zu werden; Absetzung vom Amte, wodurch blos eine dreijährige Unfähigkeit zum Staats- und Corporationsdienste eintritt; Abzüge vom Dienstalter, Entlassung, Versetzung zu einer geringern

Digitized by Google

Stelle, mehr oder minder scharfe Verweise mit Eintragung derselben in das Dienstformular, und als mildeste Strafen mehr oder minder strenge Rügen. An Strafen jeglicher Art fehlt es also dem russischen Strafcodex nicht. Aber auch die Bestrafung der einzelnen Verbrechen entspricht in keiner Weise den Forderungen einer vorgeschrittenen Zeit und wahrer Gerechtigkeit, vor allem nicht die Bestrafung der „Verbrechen wider die Religion und der Uebertretung der zum Schutze der Religion bestehenden Anordnungen". Ist es nicht bezeichnend für die russische Codification, daß gerade diese Verbrechen an die Spitze aller übrigen gestellt und mit schweren Strafen nicht nur die „Gotteslästerung und Herabwürdigung der Religion", sondern auch „der Abfall vom Glauben, die Ketzerei und Sektirerei und die Nichtbeachtung kirchlicher Vorschriften" bedroht worden sind? Wem vergegenwärtigt sich nicht dabei sofort die Erinnerung an die ganze Intoleranz der orthodoxen Staatskirche, an die Verfolgung aller übrigen nichtorthodoxen Confessionen unter Nikolaus? Fürwahr, wer auch nur diesen einzigen Abschnitt des Strafcodex (§§. 182—263) durchgelesen und die Handhabung desselben in praxi beobachtet hat, der wird sich von der Unerträglichkeit solcher Bestimmungen mit einer wirklichen Gerechtigkeit leicht überzeugen. Mag immerhin, wie manche entschuldigend anführen, die Aufrechthaltung der Orthodoxie für das russische Kaiserreich von noch so großer Bedeutung sein, eine nur halbwegs freiheitliche Entwickelung kann bei solchen Strafandrohungen, wie sie jener Abschnitt enthält, nicht bestehen. Da heißt es z. B. §. 182: „Wer vorsätzlich und öffentlich in einer Kirche eine Lästerung ausspricht wider den dreieinigen Gott oder wider die heilige Mutter Gottes und ewige Jungfrau Maria, wider das Kreuz unsers Herrn und Erlösers Jesus Christus, wider die unkörperlichen himmlischen Mächte (!) oder wider die Heiligen des Herrn und deren Abbildungen (!), verfällt in die peinliche Strafe zweiter Klasse dritten Grades. Wenn dieses Verbrechen außerhalb der Kirche an einem öffentlichen Orte oder vor einer Menschenmenge verübt wird, so trifft den Schuldigen die peinliche Strafe zweiter Klasse sechsten Grades." Das heißt doch fürwahr, jeder freiern Geistesrichtung, die dem orthodoxen Dogma nicht überall anhängen kann, jeder selbständigen Forschung über die Satzungen der Staatskirche Thor und Thür verschließen. Aber nicht nur das, sondern auch derjenige, welcher vor Freunden seine abweichenden Ansichten frei darlegt, riskirt noch Deportation nach Sibirien, denn mit dieser Strafe bedroht der Strafcodex jeden, der eine solche Aeußerung obenbezeichneter Art „in Gegenwart anderer Personen, weder öffentlich noch vor einer Menschenmenge, in der Absicht ausspricht, deren Glauben zu schmähen oder Aergerniß zu stiften", und, um das Maß der Strenge recht voll zu machen, verfügt der §. 188 sogar wörtlich: „Wer irreligiöse Reden" (und irreligiös ist natürlich alles, was nicht genau mit dem Dogma der russischen Staatskirche übereinstimmt), „nicht in der Absicht, Aergerniß zu erregen oder Verachtung wider die Religion zu äußern, sondern aus Unverstand, Unwissenheit oder in der Trunkenheit führt, wird zu drei Wochen bis zu drei Monaten Arrest verurtheilt." Und das soll mit einer höhern Bildung des Volks, mit einem Fortschreiten zum Bessern vereinbar sein? Nimmermehr! Dazu kommen die nicht minder drakonischen Strafen wegen sogenannten Abfalls vom Glauben, wegen Ketzerei und Sektirerei! Diese Bestimmungen sprechen so sehr durch sich selbst, daß die hauptsächlichsten von ihnen hier ihren Platz haben mögen. §. 192: „Wenn ein Mohammedaner oder Jude mit einer Person evangelisch-lutherischer oder reformirter Confession verheirathet ist und seinem schriftlichen Versprechen zuwider die aus solcher Ehe entsprossenen Kinder nicht in der christlichen Religion erziehen läßt, seiner Ehefrau oder deren Kindern die Ausübung des christlichen Cultus wehrt oder sie gar durch Drohungen oder Verführungskünste zum Abfall vom Christenthum bewegt, so wird die Ehe getrennt und der mohammedanische oder jüdische Ehegatte mit Entziehung aller Standesrechte nach Maßgabe seiner Schuld in eine mehr oder weniger entfernte

Digitized by Google

Gegend Sibiriens auf Ansiedelung verwiesen." §. 193: „Der Jude, welcher ohne besondere gesetzliche Autorisation bei sich einen Christen zu häuslichen Dienstbeschäftigungen hält, muß, auch wenn er ihn nicht dem christlichen Glauben abwendig zu machen sucht, für die Zeit, wo er denselben bei sich gehabt, täglich (!) 5 Rubel Strafe zahlen und wird im Wiederholungsfalle neben dieser Geldbuße mit drei Wochen bis zu drei Monaten Arrest bestraft." Ja selbst wenn ihm ausnahmsweise gestattet ist, Christen in Dienst zu nehmen, darf er, wenn er nicht in eine Strafe von 1—200 Rubel fallen will, keine Christin in dem Hause halten, in welchem er selbst wohnt. Diese Strafandrohungen sind jedoch verhältnißmäßig noch mild gegen die folgenden, zum Schutze der orthodoxen Kirche für nöthig gehaltenen; hier mußte in majorem Dei gloriam mehr geschehen. Deshalb befahl Kaiser Nikolaus in §. 195 seines Strafcodex: „Wer jemand zum Uebertritt von der rechtgläubigen (!) zu einer andern christlichen Confession verleitet, wird zur correctionellen Strafe erster Klasse fünften Grades verurtheilt", d. h. der arme Mann, der dem Schoße der Staatskirche, wenn auch nicht dem Christenthum, ein Kind entzogen hat, welches vielleicht der Herrschaft roher Popen längst zu entrinnen wünschte, wird, wenn er von Leibesstrafe befreit ist, lebenslänglich in das Gouvernement Tomsk oder Tobolsk verbannt; ist er nicht eximirt, so erhält er von der Hand der Polizeidiener 50—60 Ruthenstreiche, wird dann auf ein bis zwei Jahre in eine Arrestantencompagnie gesteckt und schließlich auf ein bis zwei Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt. Der Unglückliche selbst aber, welcher von der rechtgläubigen zu einer andern Kirche übertritt, wird wie ein Wahnsinniger behandelt, der durch die geistliche Behörde geheilt oder, um die Worte des Strafcodex zu gebrauchen, „zur bessern Erkenntniß gebracht", für den deshalb auch eine „vormundschaftliche Verwaltung" seines ganzen Vermögens, namentlich auch derjenigen „Güter, auf denen rechtgläubige Bauern wohnen", angeordnet werden muß. Selbst der Aufenthalt auf diesen Gütern ist ihm untersagt, damit die Bauern und deren Dienstleute ja vor Verführung bewahrt bleiben (§. 196). Dagegen kommt „derjenige, welcher einen andern am freiwilligen Uebertritt zur rechtgläubigen Kirche hindert, auf drei bis sechs Monate ins Gefängniß" (§. 199). Daß ein Apostat weder orthodoxe Dienstleute haben, noch diejenigen seiner Güter selbst verwalten darf, auf denen rechtgläubige Bauern wohnen, versteht sich von selbst. Aber nicht nur die Apostasie und Verleitung dazu, sondern auch die Nichtvermeidung derselben ist mit Strafen bedroht, denn „wer darum weiß, daß seine Ehefrau, seine Kinder und andere unter seiner Aufsicht stehende Personen von der rechtgläubigen Kirche abfallen wollen und nicht alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, um dem vorzubeugen, wird zu drei Tagen bis zu drei Monaten Arrest verurtheilt und muß sich, falls er selbst zur rechtgläubigen Kirche gehört, außerdem einer Kirchenbuße unterziehen" (§. 200). Am härtesten sind die Strafandrohungen wegen Ketzerei und Sektirerei, denn da heißt es im §. 206: „Wer die ketzerischen und schismatischen Lehren derer verbreitet, die von der rechtgläubigen Kirche abgefallen sind, oder eine neue der Religion schädliche Sekte stiftet, hat den Verlust aller Standesrechte und Verbannung auf Ansiedelung zu gewärtigen und wird, wenn er im europäischen Rußland wohnt, nach Transkaukasien, wenn er in den kaukasischen und kaspischen Provinzen oder im grusinisch-imeretischen Gouvernement ansässig war, nach Sibirien, und wenn er in Sibirien zu Hause war, in entferntere Gegenden dieses Landes verwiesen. Diejenigen, für welche diese Strafe in Militärdienst umgewandelt wird, können, solange sie nicht zur rechtgläubigen Kirche zurückkehren, weder Abschied noch Urlaub erhalten. Dieselben Strafen treffen die Sektirer, die sich in fanatischer Verblendung unterfangen, die rechtgläubige Kirche oder deren Geistlichkeit zu schmähen." §. 214: „Wer alte Religionsbücher, d. h. der orthodoxen Kirche, auf anderm Wege als vermittels der Synodalbuchdruckerei zu Moskau herausgibt, solche Bücher verkauft oder auf irgendeine Weise ver-

Digitized by Google

breitet oder schismatische Bücher beim Gottesdienste gebraucht, wird beim ersten mal um 1—200 Rubel, beim zweiten und dritten mal um noch einmal soviel gestraft und außerdem beim dritten mal auf drei bis sechs Monate zum Gefängniß verurtheilt. Die Bücher werden weggenommen und der geistlichen Oberbehörde abgeliefert." §. 215: „Wer Einsiedeleien für Schismatiker anlegt, ein dem schismatischen Gottesdienste gewidmetes Gebäude neu anlegt oder ausbessert, in solchen Gebäuden Altäre errichtet oder ein Bauerhaus zu einem öffentlichen Bethause macht, wird mit ein- bis zweijährigem Gefängniß bestraft. Alle solche Gebäude werden abgebrochen und das Material wird dem örtlichen Collegium der allgemeinen Fürsorge zugewiesen." Und endlich §. 217: „Wenn der Eigenthümer oder Arrendator eines Privatgutes oder der zeitige Nutznießer eines Krongutes einen Juden in einem mit der jüdischen Ketzerei behafteten Orte, aus welchem er ausgewiesen ist, beherbergt, so wird er die ersten beiden male um 50—100 Rubel bestraft, das dritte mal aber wird das Privatgut für die ganze Lebenszeit des schuldigen Eigenthümers unter curatelische Verwaltung gestellt, resp. der Arrendator für zur Verwaltung untauglich erklärt. Wenn Personen des Bauern- oder Bürgerstandes einen solchen Juden beherbergen, so werden sie beim ersten und zweiten mal auf drei Wochen bis zu drei Monaten in Arrest gesetzt, oder, falls sie von Leibesstrafe gesetzlich nicht frei sind, mit 20—30 Rutheustreichen bestraft, beim dritten mal aber auf sechs Monate bis zu einem Jahre zum Gefängniß verurtheilt." Das sind Bestimmungen, die sich längst überlebt haben, und die auch der Synod, selbst wenn ihm noch mehr Macht zur Seite stünde, als es schon der Fall ist, in voller Strenge nicht aufrecht erhalten kann und darf. Von der orthodoxen Kirche Rußlands wird man zwar, seitdem Peter I. sie durch die Einsetzung des Synods vom griechischen Patriarchat in Konstantinopel völlig unabhängig gemacht hat und seine Thronfolger auf dem von ihm betretenen Wege, der auf die Alleinherrschaft der Staatskirche hinausläuft, immer weiter gegangen sind, niemals eine große Toleranz gegen Andersgläubige zu erwarten haben; aber das läßt sich doch wol hoffen, daß bei fortschreitender Zeit solche Bestimmungen, wie sie der Nikolaus'sche Strafcodex enthält, auch im großen nordischen Reiche zu den Unmöglichkeiten gehören.

Nicht minder schlimm bestellt ist es mit den Festsetzungen des Strafcodex über die sogenannten Staatsverbrechen. An deren Spitze steht das „Verbrechen wider die geheiligte Person des Kaisers und wider die Mitglieder des kaiserlichen Hauses". Man mag es dabei völlig gerechtfertigt und den russischen Anschauungen gemäß finden, daß sie nicht nur der Kaiser, sondern auch das ganze kaiserliche Haus mit Sacrosanctität bekleidet, daß deshalb jedes gegen das Leben des Kaisers, seiner Gemahlin, des Thronfolgers oder der andern Mitglieder des kaiserlichen Hauses gerichtete verbrecherische Unternehmen mit dem Tode bestraft wird. Auch das mag man noch billigen, daß jeder Anschlag, der darauf abzielt, den Kaiser vom Throne zu stoßen, der Freiheit zu berauben, seine Souveränetätsrechte zu beschränken oder seiner Person Gewalt anzuthun, gleichfalls Todesstrafe nach sich zieht; aber daß dieselbe Strafe verfügt ist wegen jedes „gegen die Ehre des Kaisers gerichteten verbrecherischen Unternehmens" — wegen eines so unbestimmt gelassenen, so dehnbaren Verbrechens — das ist gewiß ebenso wenig zu rechtfertigen wie die Strafandrohung gegen diejenigen, welche um solch ein Unternehmen wissen und keine Anzeige davon machen. Auch diese Personen trifft Todesstrafe (§. 265). Und nun die Majestätsbeleidigung? Zwar haben die Gesetzgeber zu allen Zeiten, namentlich zur Zeit des Absolutismus, in monarchischen Staaten sich bemüht, dem Begriffe der Majestätsbeleidigung eine Ausdehnung zu geben, die ihm sicherlich nicht gebührt, und haben die Strafen unverhältnißmäßig hoch festgestellt; aber der russische Strafcodex übertrifft doch die übrigen Strafgesetzbücher nach beiden Seiten hin wol ohne Ausnahme. Da verfügt nämlich der §. 267 wörtlich: „Wer handschriftliche oder gedruckte Aufsätze oder Bildwerke in der

Digitized by Google

Absicht verfertigt und verbreitet, die oberste Staatsgewalt, die Person des Kaisers oder dessen Regierung verächtlich zu machen, verfällt als Majestätsbeleidiger in die peinliche Strafe zweiter Klasse vierten Grades. Derselben Strafe unterliegen diejenigen, welche zur Anfertigung oder Verbreitung solcher Schriften oder Bildwerke mitwirken." Ja selbst der bloße Besitz solcher Schriften, der nicht von der zuständigen Behörde genehmigt ist, wird mit sieben Tagen bis zu drei Monaten Arrest bestraft und hat Stellung unter Polizeiaufsicht zur Folge. Hiermit aber ist der Klimax noch lange nicht vollendet, sondern die Fortsetzung enthalten die folgenden Paragraphen: „§. 268. Wer sich unterfängt, freche, ehrenrührige Worte gegen den Kaiser, wenngleich in Abwesenheit desselben, auszusprechen, oder die in einem Amtslocale oder an öffentlicher Stätte aufgestellten Standbilder oder Bildnisse vorsätzlich beschädigt, verunstaltet oder zerstört, wird als Majestätsbeleidiger zur peinlichen Strafe zweiter Klasse sechsten Grades verurtheilt. Wer sich solche freche Worte oder Handlungen in der Trunkenheit, ohne Vorbedacht, erlaubt, kommt auf sechs Monate bis zu einem Jahre ins Besserungshaus." Ja sogar denjenigen, der Zeuge dieser Handlungen oder Reden ist und sie weder hindert noch der nächsten Ortsobrigkeit anzeigt, trifft ein Arrest von drei Wochen bis zu drei Monaten. Dieselben Strafen gelten wegen sogenannter Majestätsbeleidigungen gegen die Gemahlin des Kaisers, gegen den Thronfolger oder irgendein anderes Mitglied des kaiserlichen Hauses. Dergleichen Strafbestimmungen richten sich selbst und dienen erfahrungsmäßig am allerwenigsten dazu, die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes, auf die das Kaiserhaus so viel hält, zu erhöhen.

Auch die Bestimmungen über den Aufruhr und die Widersetzlichkeit gegen die oberste Staatsgewalt sind von einem ähnlichen Geiste eingegeben wie jene über die Majestätsbeleidigungen, es ist der Geist der Furcht und der Wahn, freie Regungen der Seele durch die Strenge des Gesetzes niederhalten zu können, der aus jedem Buchstaben spricht. Oder was anderes als jene Furcht und jener Wahn sollte Bestimmungen, wie sie die §§. 272 fg. enthalten, eingegeben haben? „Wer in der Absicht, Aufruhr oder Widersetzlichkeit gegen die oberste Staatsgewalt zu erregen, aufwiegelnde Aufrufe, Abhandlungen oder Abbildungen verfertigt und handschriftlich oder durch den Druck verbreitet, wird zu acht bis zehn Jahren Festungsarbeit nach Sibirien deportirt und dort lebenslänglich angesiedelt. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der solche Schriften und Abbildungen, ohne sie selbst verfertigt zu haben, böswillig verbreitet oder zu diesem Verbrechen sonst auf irgendeine Weise mitwirkt, sowie auch den, der in derselben verbrecherischen Absicht öffentliche Reden hält." Aber auch derjenige, welcher nicht ausdrücklich zum Aufruhr auffordert, sondern nur die Rechte der Staatsgewalt bestreitet oder in Zweifel zieht (!), oder die bestehende Regierungsform oder Thronfolgeordnung anzufechten sucht", entgeht der Deportation nach Sibirien nicht, und dieselbe Strafe ereilt auch den böswilligen Verbreiter von Schriften solchen Inhalts sowie jeden, der zu diesem Verbrechen wissentlich mitwirkt. Hat doch Kaiser Nikolaus niemals den Militäraufstand vom 26. Dec. 1825 vergessen können, der ihn beinahe Thron und Leben gekostet, und muß man leider immer wieder auf dieses Ereigniß zurückkommen, um die sonst unbegreifliche Härte der russischen Strafbestimmungen einigermaßen erklärlich zu finden. Daß bei einer solchen Härte, wie sie aus dem Streben nach dem starrsten Absolutismus hervorgeht, die Strafen gegen geheime Gesellschaften und verbotene Versammlungen nicht gelinde ausfallen können, versteht sich von selbst, und es ist daher wol nicht erforderlich, die darauf bezüglichen Strafandrohungen noch besonders aufzuführen; nur Einer Bestimmung sei hier gedacht, weil sie so recht deutlich den Stempel der Furcht und der Verleitung zur Spionage an der Stirn trägt. Es ist dies der §. 350, welcher dahin lautet: „Wer um das Dasein einer von der Regierung

Digitized by Google

nicht erlaubten Gesellschaft weiß und sie nicht anzeigt, kommt nach Umständen drei bis sieben Tage in Arrest, und es dient ihm nicht zur Entschuldigung, daß ihm die Beschaffenheit und der Zweck des Vereins nicht genau bekannt waren." Solche Bestimmungen nehmen sich gegen die der fortgeschrittensten europäischen Staaten, in denen die Wohlthat des Versammlungs- und Vereinsrechts anerkannt ist, wunderbar genug aus; sie sind echte Kinder der Zeit Nikolaus', der seine Russen gegen alle neuern politischen und socialen Ideen abzusperren suchte und sowenig von Versammlungs- und Vereinsrecht wie von Freizügigkeit etwas wissen wollte. Um die letztere in seinem großen Reiche gar nicht aufkommen zu lassen und die Russen an das Land zu fesseln, verordnete er im Strafcodex: „Wer das Vaterland verläßt und ohne Erlaubniß der Regierung in fremde Dienste tritt oder sich als Unterthan eines fremden Staats aufnehmen läßt, wird für diese Verletzung seiner Unterthanenpflicht und seines Eides aller Standesrechte verlustig erklärt, auf immer aus dem Reiche verbannt und, falls er eigenmächtig nach Rußland zurückkehrt, nach Sibirien auf Ansiedelung verwiesen" (§. 354). „Wer das Vaterland verläßt und nicht auf den Befehl der Regierung zurückkehrt, wird für diesen Ungehorsam ebenfalls zum Verlust aller Standesrechte und zu ewiger Verbannung aus dem Reiche verurtheilt, wofern er nicht innerhalb der Frist, die ihm das Gericht bestimmt, Beweise beibringt, daß sein Ausbleiben durch Umstände veranlaßt war, die nicht von ihm abhingen. Bis dahin wird er als ein Verschollener angesehen und sein Vermögen unter Curatel gestellt" (§. 355). Ebenso ergeht an denjenigen, der ohne besondere Erlaubniß der Regierung länger, als ihm gestattet ist, außer Landes verweilt, und wer gar einen russischen Unterthan zum Auswandern beredet, wird zum lebenslänglichen Aufenthalt in das Gouvernement Tomsk oder Tobolsk verbannt. Ob das wol der richtige Weg ist, um der schwachen Bevölkerung Rußlands abzuhelfen? Schwerlich! Das wird hinreichend sein, um jedem Einsichtigen die großen Mängel in der russischen Strafgesetzgebung klar zu legen und ihm einen Maßstab für das, was auf diesem Gebiete noch noththut, zu geben.

Es bedarf nur noch einiger Worte über den im russischen Strafcodex so häufig erwähnten Verlust aller Standesrechte. Unter den Standesrechten versteht man die Rechtsfähigkeit eines Menschen, den ganzen Inbegriff seiner Personen-, Familien- und Vermögensrechte, und der russische Strafcodex hat denselben in folgenden Abstufungen: Verlust aller Standesrechte, Verlust aller besondern Standesrechte und Verlust einiger besondern Standesrechte. Mit dem Verlust aller Standesrechte ist verbunden bei Adelichen der Verlust des erblichen und persönlichen Adels und aller damit zusammenhängenden Vorrechte, bei Geistlichen die Ausstoßung aus dem geistlichen Stande und Entziehung aller Privilegien dieses Standes, bei denen, die das erbliche oder persönliche Ehrenbürgerthum besitzen, und bei den Handelsleuten der zwei ersten Gilden der Verlust des guten Namens und aller dem Bürgerstande überhaupt sowie insbesondere den zwei ersten Gilden zugehörende Vorrechte, und bei den übrigen Ständen der Verlust des guten Namens und der besondern Rechte dieser Stände. Zudem ist mit dem Verluste aller Standesrechte jedesmal auch der Verlust des Ranges, der Titel, Orden und Ehrenzeichen, sowie die Wegnahme der den Verurtheilten persönlich zugehörenden Diplome, Gnadenbriefe, Patente und Attestate verbunden. Wer dagegen mit Entziehung aller besondern Standesrechte bestraft ist, verliert nur seine Titel, Ehrenzeichen, Adel und Rang und unterliegt folgenden Einschränkungen: 1) Er darf weder in den Dienst des Staats noch irgendeiner Corporation treten; 2) in keine Gilde eingeschrieben werden noch ein zum Handelsgewerbe nöthiges Attest erlangen; 3) bei keinem Vertrage oder anderm Acte Zeuge sein; in Civilsachen darf er weder beeidigt noch unbeeidigt Zeugniß ablegen, außer wenn das Gericht es für durchaus nöthig findet, ihn zu vernehmen; 4) er darf nicht

Digitized by Google

zum Schiedsrichter gewählt werden; 5) weder Vormund noch Curator sein, und 6) für niemand als Bevollmächtigter handeln. Der mit der Entziehung einiger besondern Standesrechte Bestrafte endlich darf als Edelmann nicht in den Dienst des Staats oder einer Corporation treten, an den Wahlen nicht theilnehmen, zu keinem Amte gewählt, auch von keinem adelichen Waisengericht zum Vormund bestellt werden, ist als Priester für immer der Priesterwürde verlustig, darf als Handelsmann und Ehrenbürger an städtischen Wahlen nicht theilnehmen, zu keinem Ehrendienste gewählt werden und verliert als Sträfling andern Standes ebenfalls das Recht, an den Wahlen theilzunehmen und zu Ehrendiensten gewählt zu werden.

Der jetzige Kaiser Alexander II. wird gewiß manches Heilsame auch für die Strafjustiz thun, vor allen Dingen aber muß sich, soll das ganze Reich vorwärts gebracht werden, eine eingreifende Reform auf das Strafgesetzbuch und nicht nur auf den Strafproceß beziehen. Diese bringt uns vielleicht eine nicht allzu ferne Zeit.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Selten hat ein politischer Meuchelmord ein gleich großes Aufsehen erregt und eine so allgemeine Theilnahme gefunden wie der von Thomas d'Arcy M'Gee, eines Mitgliedes der jetzigen Verwaltung Canadas und eines ausgezeichneten Politikers der neuerrichteten Conföderation der britisch-nordamerikanischen Provinzen. Dazu trug theils die hohe Stellung des Opfers, der Schrecken vor der That und dann auch noch das Gerücht bei, daß der Fenianismus dabei seine Hand im Spiele gehabt habe. Inwiefern das letzte Gerücht gegründet ist, läßt sich noch nicht entscheiden, doch es sollen Spuren vorliegen, die darauf hinweisen, daß der Plan zu diesem schändlichen Morde in Newgate entworfen worden ist.

Der Meuchelmord fand unter folgenden Umständen statt: M'Gee hatte als der Vertreter von Montreal im canadischen Parlament am 6. April 1868 bis spät in die Nacht gesprochen und kehrte erst nachts gegen 2 Uhr am 7. April in seine Wohnung zurück. Er hatte die Thür seiner Wohnung in Spark's Street erreicht und seinen Schlüssel in das Schlüsselloch gesteckt, als eine unbekannte Person sich ihm von hinten näherte und ihm eine Kugel durch den Hinterkopf jagte. Die Kugel durchbohrte seinen Kopf und blieb in der Hausthür stecken, die er eben öffnen wollte. Ein Sohn der Mrs. Totter, in deren Hause er wohnte, einer der Pagen des Parlaments, kehrte eben nach Hause zurück und war noch in einiger Entfernung von dem Hause, als er den Schuß hörte. Als er an der Thür des Hauses seiner Mutter ankam, fand er M'Gee todt auf dem Pflaster. Er sah niemand in der Nachbarschaft und hörte auch keinen Fußtritt. Die Nacht war hell und klar und der Meuchelmörder mußte sich entweder hinter der Verzäunung eines gegenüberliegenden Bauplatzes versteckt oder sich unmittelbar nach dem Schuß schleunig durch die Flucht gerettet haben.

Auf die Ergreifung des oder der Schuldigen setzte die Regierung von Canada sofort einen Preis von 5000 Doll., die Regierung von Ontario und Quebec einen ebenso hohen und der Mayor von Ottawa, in welcher Stadt der Mord stattfand, einen solchen von 4000 Doll. aus. Die Behörden auf allen Punkten erhielten die Weisung, mit Eifer auf den Mörder zu fahnden und alle verdächtigen Personen verhaften zu lassen. Am

Digitized by Google

7. April, dem Tage des Mordes, wurden bereits zwei Personen, Whelan und Doyle, unter der Anklage, an diesem Morde betheiligt gewesen zu sein, verhaftet und verhört. In welcher Achtung der Ermordete in Canada stand, zeigte sich recht deutlich bei seinem Begräbniß, dem nicht weniger als 20000 Menschen beiwohnten, die von allen Orten herbeigeströmt waren.

M'Gee war ein geborener Irländer und in wenig Tagen würde er 43 Jahre alt geworden sein. Im Alter von 17 Jahren kam er in die Vereinigten Staaten und ließ sich in Boston nieder, wo er mit der Redaction des „Pilot" in Verbindung trat. Bei seiner Ankunft hatte er weder Freunde noch Geld, aber sein Fleiß und seine Talente verschafften ihm bald Freunde und verbesserten seine Lage. In kurzer Zeit wurde er mit der Abfassung der Leitartikel beauftragt und schließlich Herausgeber des „Pilot". Nach einem Aufenthalt von einigen Jahren in Boston kehrte er in sein Geburtsland zurück, wo er einer der Redacteure des in Dublin erscheinenden Journals „The Nation" wurde. Bei dem Ausbruch der Unruhen im Jahre 1848 war er mitbetheiligt und sah sich deshalb gezwungen, Irland zu verlassen und sich einen Zufluchtsort in Nordamerika zu suchen. Nach seiner Ankunft in Neuyork ließ er dort mit John Mitchel den „American Celt" erscheinen, ein Organ der irischen Gesinnungen und Gefühle. Dieses Unternehmen mußte er nach kurzer Zeit wegen finanzieller Schwierigkeiten aufgeben, blieb aber noch eine Zeit lang als ein politischer Führer seiner Landsleute in Neuyork, dann begab er sich nach Canada, wo er sich dauernd niederließ; dort ging mit seinen politischen Meinungen eine radicale Veränderung vor. Früher ein heißer Republikaner, wurde er nun ein entschiedener Royalist. Infolge dessen richtete die Regierung bald ihre Augen auf ihn und beförderte ihn zu hohen Stellungen. Er wurde Präsident des Executive Council in Canada von 1864—67, bekleidete die Stelle als Minister des Ackerbaues, wurde zum ersten Commissionär bei der Ausstellung in Paris 1855, in Dublin 1864 und ebenso für die letzte internationale Ausstellung in Paris ernannt. Ebenso war er Delegirter bei allen Conferenzen, welche die Union der Colonien des britischen Nordamerika befördern sollten, und er hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Conföderation derselben zu Stande kam.

M'Gee war ein fließender und beredter Redner, witzig, aber abschweifend und nicht immer wirksam. In der Literatur wie in der Politik war er eine hervorragende Erscheinung. Seine Poesie hatte einzelne glänzende Seiten. Er vereinigte Geschmack und Einbildungskraft mit einem glücklichen formellen Ausdruck, der seine Gedichte entschieden populär machte.

In geselligen Kreisen war M'Gee selbst noch glänzender und populärer als in der literarischen und politischen Welt. Genial, witzig, voller Anekdoten und Meister in der Kunst der Unterhaltung, verfehlte er nie, in jedem Kreise als liebenswürdiger Gesellschafter aufzutreten.

Infolge eines unglücklichen Sturzes mit den Pferde starb am 28. März 1868 der namentlich durch den Krimkrieg berühmte englische Cavaleriegeneral Earl of Cardigan auf seinem Landsitze Deane Park in Northamptonshire.

James Thomas Brudenell, seit 1837 Earl of Cardigan, wurde am 16. Oct. 1797 geboren und trat erst am 6. Mai 1824 als Cornet im 8. Husarenregimente in die Armee ein. Seine Beförderung war eine sehr schnelle, denn am 3. Dec. 1830 wurde er bereits Oberstlieutenant. Als Lord Brudenell war er von 1832—37 Mitglied des Unterhauses; in dem letztern Jahre wurde er durch den Tod seines Vaters Earl of Cardigan, worauf er als Peer ins Oberhaus eintrat. Im März 1832 wurde er zum wirklichen Oberstlieutenant des 11. Husarenregiments befördert, und von dieser Zeit an war

Digitized by Google

sein ganzes Streben darauf gerichtet, die Kriegstauglichkeit seines Regiments zu vergrößern. Im Februar 1840 hatte er vor dem Oberhause ein Verhör zu bestehen, weil er den Kapitän Tuckett in einem Duell verwundet hatte, wurde aber freigesprochen. Im Jahre 1848 beglückwünschte der Herzog von Wellington ihn zu der Disciplin und der Kriegstauglichkeit seines Regiments, und als 1854 der Krimkrieg ausbrach, wurde ihm, da er kurz vorher den Rang eines Generalmajors erhalten hatte, und da er für einen der besten englischen Cavalerieoffiziere galt, das Commando einer Cavaleriebrigade übertragen. In der Schlacht an der Alma kam die leichte englische Cavalerie nicht zur Verwendung, aber in der Schlacht bei Balaklawa am 25. Oct. 1854 befehligte er den berühmten sogenannten death charge gegen eine russische Batterie, bei welcher der größte Theil der Leute seiner Brigade das Leben verlor. Ein gleich tollkühner Angriff ist in den Annalen der Kriegsgeschichte eine seltene Erscheinung. Die aus 600 Mann bestehende leichte Brigade hatte die Kühnheit, eine Batterie von 30 Geschützen in schnurgerader Stellung anzugreifen, sich ihren Weg durch ein dichtes russisches 5000 Mann starkes Cavaleriecorps zu bahnen, die Artilleristen neben ihren Geschützen niederzuhauen und endlich durch ein Infanteriefeuer auf beiden Seiten von 20000 Musketen gewissermaßen Spießruthen zu laufen. Die Heftigkeit dieses Vordringens machte dasselbe zu einer ganz isolirten Bewegung, denn es war unmöglich, zu rechter Zeit so viel Unterstützung herbeizubringen, um das kleine tapfere Corps in den Stand zu setzen, die schweren Geschütze, die es überritten hatte, in die englischen Linien zu bringen. Das Verhältniß der Feinde zu diesem Corps war wie 30 zu 1 und nichts als die beispiellose Kühnheit und Plötzlichkeit des Angriffs und die Rückkehr in die frühere Stellung rettete diese Hand voll Helden, daß sie nicht von der großen Zahl der Feinde eingeschlossen, niedergehauen oder gezwungen wurde, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die ganze Unternehmung dauerte nur 25 Minuten, aber in dem kurzen Zeitraume fielen von diesen 600 Mann 26 berittene Offiziere, 276 Husaren und ungefähr 400 Pferde. Dieser Cavalerieangriff ist von militärischer Seite sehr getadelt worden. Auch die englische Tagespresse griff damals den Earl of Cardigan sehr scharf an, die Regierung hielt ihn aber nicht für schuldig und ernannte ihn bald nach seiner Rückkehr aus der Krim zum Comthurritter des Bathordens. Vom Februar 1855 bis Ende März 1860 bekleidete der Earl of Cardigan den wichtigen Posten als Generalinspector der Cavalerie. Im August 1859 wurde er zum Obersten des 5. Dragonerregiments der königlichen Garde ernannt, aber im August 1860 wurde er wieder als Oberst zu seinem frühern 11. Husarenregiment versetzt, das auch den Titel Prince Albert's Own Hussars führt. Das englische Heer, das mit Recht stolz auf ihn war, hat in ihm einen seiner ausgezeichnetsten Cavalerieoffiziere verloren, dessen Andenken sich in demselben lange Zeit erhalten wird. Der Earl of Cardigan ist ohne Leibeserben gestorben, seine Titel und sein Vermögen gehen auf seinen Vetter, den Marquis of Ailesbury, über.

In dem am 30. April 1868 in Paris verstorbenen belgischen Staatsminister, Graf Lehon, hat Belgien einen Staatsmann verloren, der sich allerdings schon seit geraumer Zeit von der politischen Bühne zurückgezogen, der aber in der neuern Geschichte seines Vaterlandes eine wichtige Rolle gespielt hat.

Charles-Aimé-Josephe Lehon wurde 1792 in Tournay geboren, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz und ließ sich als Advocat in Lüttich nieder. Seine Geschicklichkeit und auch seine glänzende Heirath, die er mit Frl. Mosselmann, der Tochter des reichsten Grubenbesitzers in Belgien, schloß, verschafften ihm bald einen solchen Einfluß, daß er 1825 von seinen Mitbürgern beauftragt wurde, sie in der Zweiten Kammer der Generalstaaten, die sich im Haag versammelte, zu vertreten. Er machte sich in derselben

Digitized by Google

durch mehrere ausgezeichnete Reden über den Ackerbau, das Zollwesen und die Industrie bemerkbar und gehörte zu den entschiedensten Gegnern der holländischen Verwaltung. Nach der Revolution im September 1830 nahm er seinen Sitz im Nationalcongreß ein, trug bedeutend zu der Wahl des Herzogs von Nemours (am 3. Febr. 1831) zum Könige von Belgien bei und gehörte auch zu der Zahl der Mitglieder, welche beauftragt wurden, nach Paris zu reisen, um den König Ludwig Philipp zu bestimmen, seine Zustimmung zu dieser Wahl zu geben. Von Surlet de Chokier im März 1831 zum bevollmächtigten Minister in Paris ernannt, bekleidete er diesen schwierigen Posten zwölf Jahre lang. Er hatte Antheil an den Verhandlungen in Bezug auf die Vermählung des Königs Leopold mit der Prinzessin Luise von Orleans sowie an allen Fragen, welche zwischen den beiden Ländern zu Debatten Veranlassung gaben. Der König Leopold belohnte seine Dienste durch die Verleihung des Grafentitels. Im Jahre 1842 sah der Graf Lehon sich gezwungen, infolge des großen Aufsehens, das die Geschäftsführung seines Bruders, der seit 1826 Notar in Paris war, erregte, seine Entlassung einzureichen. Seine Gemahlin, die fortfuhr in Paris zu leben, verbreitete in den pariser Salons den höchsten Glanz. Der Graf selbst zog sich in seinen Geburtsort Tournay zurück und saß bis 1856 in der Deputirtenkammer, wo er die Anstrengungen der gemäßigten Partei unterstützte. Die Beziehungen seiner Familie zur kaiserlichen Dynastie in Frankreich und die Decemberereignisse wurden von der liberalen Opposition gegen seine Popularität ausgebeutet. Graf Lehon war Commandeur des Leopoldordens und wurde von dem Kaiser Napoleon III. zum Großoffizier der Ehrenlegion befördert.

Am 6. März 1868 starb im Alter von mehr als 80 Jahren in Paris der Vicomte de Cormenin, ein ausgezeichneter Publicist und Jurist, der sich in der Literaturgeschichte Frankreichs eine ehrenvolle Stelle gesichert hat.

Louis-Marie de la Haye, Vicomte de Cormenin, wurde am 6. Jan. 1788 in Paris geboren. Sein Großvater und sein Vater waren Generallieutenants der Admiralität. Er hatte den Herzog von Penthièvre zum Pathen und die Prinzessin von Lamballe zur Pathin, ein Beweis dafür, in welchem hohen Ansehen sein Vater gestanden haben muß. Nachdem er sich in dem Pensionat des Hrn. Lepitre in Paris für die Universität vorbereitet hatte, besuchte er die Rechtsschule und im Jahre 1808 wurde er Advocat. Zu derselben Zeit setzte er seine literarischen Studien fort und in enger Verbindung mit Laya und Villemain widmete er sich auch der Dichtkunst; Gedichte von ihm erschienen in dem „Mercure de France“ und im „Almanach des muses“. Im Jahre 1810 wurde er von Napoleon I. als Auditeur in den Staatsrath berufen, und nach der Restauration in demselben zum Requêtenmeister beim Ausschuß für streitige Sachen (Comité du contentieux) ernannt. Während der Hundert Tage verzichtete er auf diesen Posten, der ihm aber gleich nach der Rückkehr des Königs von Gent wieder übertragen wurde.

Cormenin hatte sich schon zu dieser Zeit dem Studium der Fragen des administrativen Rechts sehr thätig gewidmet und sich durch mehrere Schriften bekannt gemacht. In einer derselben, welche anonym erschien, die den Titel führte: „Du conseil d'état envisagé comme conseil et comme juridiction dans notre monarchie constitutionnelle“ (Paris 1818), verlangte der Verfasser, welcher eifersüchtiger auf die Rechte der Verwalteten als auf die Autokratie der Verwaltung war, daß den Privatpersonen für ein unabhängiges Urtheil durch die Errichtung eines besondern Gerichtshofes mit unabsetzbaren Richtern, mündlicher Vertheidigung und Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen Bürgschaften gegeben werden sollten. Eine andere Schrift aus derselben Zeit: „De la responsabilité des agents du gouvernement“, forderte Bürgschaften gegen den

Digitized by Google

Staatsrath selbst. Im Jahre 1822 erschien von ihm unter dem Titel „Questions de droit administratif" das wichtigste seiner Werke, dessen fünfte ganz umgearbeitete Auflage, die 1840 in zwei Bänden in Paris erschien, den Titel führt: „Droit administratif." Dieses Buch, die Frucht einer vieljährigen Arbeit, behandelt vorzüglich in einer tiefeindringenden Weise alle dies Gebiet betreffenden Streitfragen.

Im Jahre 1828 in Orleans zum Deputirten erwählt, nahm er in der Kammer seinen Platz im linken Centrum und begann sofort eine lebhafte Opposition gegen die Regierung der Restauration, die ihn sehr geehrt hatte, denn von Ludwig XVIII. war er zum Baron und von Karl X. zum Vicomte ernannt worden. Infolge seines geringen Rednertalents erschien er wenig auf der Rednerbühne, aber er machte sich dennoch zum Vertheidiger aller bedrohten Freiheiten, theils in den Bureaux der Kammer, theils durch politische Flugschriften, welche die Tagesfragen gründlich erörterten. Er wurde deshalb von den ministeriellen Journalen sehr lebhaft angegriffen, die ihn ironisch „l'homme du contentieux" nannten. Ganz besonders zeigte er sich im April 1829 als der entschiedenste Gegner der Erblichkeit und der Dotation der Pairie.

Im Jahre 1830 gehörte Cormenin zu den Unterzeichnern der Adresse der 221, aber nach den Julitagen protestirte er gegen die Erhebung der Dynastie Orleans auf den Thron, weil die Deputirten dazu keine Vollmacht gehabt und sich einen Eingriff in die Volkssouveränetät erlaubt hätten. Er schlug die höchsten Posten im Richterstande aus und verzichtete auf seine Stelle im Staatsrathe und auf sein Mandat als Deputirter. Im Jahre 1831 im Departement de l'Ain wieder zum Deputirten gewählt, nahm er in der Kammer seinen Sitz auf der äußersten Linken und zeigte sich als ein ebenso erbitterter Gegner der Quasilegitimität wie früher der Restauration. Damals mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit die mörderische Waffe der Flugschrift führend, begann er 1832 bei der Berathung des Budgets seine berühmten „Lettres sur la liste civile", die später unter dem Titel „Trois Philippiques" in einem Bande erschienen, der in Zeit von 10 Jahren 25 Auflagen erlebte.

Im Jahre 1832 wurde Cormenin an demselben Tage in vier Wahlbezirken zum Deputirten erwählt und nahm für Belley an; auch 1834 wurde er doppelt erwählt und er nahm die Wahl im Bezirk Ivigny an, den er bis zur vorletzten Sitzung der alten Kammer vertrat. Während dieser ganzen Zeit veröffentlichte er unter dem gefürchteten Pseudonym „Timon" eine Menge Flugschriften über alle Tagesfragen, die geeignet waren, das Publikum leidenschaftlich aufzuregen, und außerdem eine Menge Artikel in Journalen und Revuen, die sofort in alle Blätter der Opposition aufgenommen wurden.

In seinen Flugschriften bekämpfte Cormenin 1838 das Gesuch der Regierung um eine Erhöhung der Civilliste und ebenso 1840 die für den Herzog von Nemours bei seiner Vermählung beantragte Dotation. Der Erfolg der beiden Flugschriften war so groß, daß die Regierung sich gezwungen sah, den betreffenden doppelten Gesetzesvorschlag zurückzuziehen. Zwei andere Flugschriften von anderer Art schadeten dagegen seiner Popularität bei der republikanischen Partei sehr. Er schrieb nämlich 1845: „Oui et non au sujet des ultramontains et des gallicans", eine Schrift, in der er die allgemeine Religionsfreiheit auch für die ultramontan gesinnte Geistlichkeit forderte. Diese kleine Schrift machte ein solches Aufsehen, daß davon 20 Auflagen vergriffen wurden, stieß aber auch auf solche Gegnerschaft, daß er in demselben Jahre eine zweite Flugschrift unter dem Titel „Feu! Feu!" folgen ließ, um sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu vertheidigen. Er galt aber von der Zeit an als ein Jesuitenfreund und fiel deshalb bei den Wahlen im Jahre 1846 durch, nachdem er von 1828 an, also 18 Jahre lang, ununterbrochen in der Kammer gesessen und sich ebensowol durch die Unabhängigkeit seines Charakters wie durch die Originalität seiner Ansichten aus-

Digitized by Google

gezeichnet, auch als Feind der Misbräuche jeder Regierung und als beständiger Freund des socialen und politischen Fortschritts bewährt hatte.

Das allgemeine Stimmrecht, zu dessen wenigen Vertretern er schon vor der Revolution von 1848 gehörte, war ihm günstig, denn er wurde in vier Departements zum Deputirten in der Nationalversammlung erwählt. Zu einem der Vicepräsidenten derselben ernannt, ging er auch als der erste aus der Wahl der Mitglieder der Constitutionscommission hervor, deren Präsidentschaft ihm übertragen wurde. Er nahm den größten Antheil an der Abfassung der republikanischen Verfassung und trug während einer ziemlich langen Zeit dazu bei, ihr einen so demokratischen Charakter zu geben, als sie nur ertragen konnte. Meinungsverschiedenheiten, die in der Mitte dieser Commission ausbrachen, bestimmten ihn aber, seine Dimission als Präsident zu geben, ehe das Werk vollendet war. Er drang beharrlich, aber ohne Erfolg darauf, die Ratification der Constitution durch das Volk zu verlangen. Zum Mitgliede des provisorischen Staatsraths ernannt, behielt er durch die parlamentarische Wahl am 11. April 1849 seinen Platz in dem reconstituirten Staatsrath und wurde zum Präsidenten des Ausschusses für streitige Sachen ernannt. Er war in die Finanzsection übergetreten, als der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 noch einmal eine Reorganisation dieser Körperschaft herbeiführte. Cormenin, welcher von seinem Gesichtspunkte als radicaler Publicist nach dem strasburger Putsch an der Vertheidigung Louis Napoleon's theilgenommen hatte, nahm eine Stelle in dem neuen Staatsrath an und zwar gehörte er zur Section des Innern, des öffentlichen Unterrichts und der Culte. Im Jahre 1855 ließ ihn eine kaiserliche Verordnung ins Institut als Mitglied der Verwaltungssection eintreten, die der Kaiser der Akademie der moralischen Wissenschaften hinzugefügt hatte.

Außer seinen Rechtsschriften und Flugschriften hat der Vicomte de Cormenin auch „Etudes sur les orateurs parlamentaires" (1838 in 2 Bänden, von denen 1847 bereits die 15. Auflage erschien), veröffentlicht, ein Werk, welches die Regeln der parlamentarischen Beredsamkeit enthält und die Redner der Restauration — Manuel, Foy, Royer-Collard, Berryer u. s. w., sowie die der Julimonarchie: Guizot, Thiers, Lamartine, Dupin, Odilon-Barrot u. s. w., in den wesentlichsten Zügen ihres öffentlichen Lebens und ihres Talents darstellt. Das Werk ist noch jetzt ein Lieblingsbuch aller philosophisch gebildeten Franzosen. Ein Theil des Werks war schon zehn Jahre früher unter dem Titel „Dialogues de maître Pierre" erschienen, dem Verfasser wurde dafür 1846 der Monthyon-Preis zuerkannt, was der beste Beweis für den Werth desselben ist. Seine letzte Schrift, die er nach einem langen Stillschweigen 1860 erschienen ließ, führt den Titel „Le droit de tonnage en Algérie".

Daß ihm die Wohlfahrt des Volks sehr am Herzen lag, hat Cormenin durch verschiedene wohlthätige Anstalten bewiesen, die er ins Leben gerufen hat, z. B. Abendwerkstätten für bejahrte Frauen, Nähschulen für Landmädchen, industrielle Werkstätten, Vertheilung von Gaben an Greise durch die Kinder bei ihrer ersten Communion u. s. w.

Der General Gemeau, der am 29. Jan. 1868 in Paris gestorben ist, war einer der ältesten französischen Generale und ein geachtetes Mitglied des Senats.

Auguste-Pierre-Walbourg Gemeau wurde am 4. Jan. 1790 in Paris geboren, erhielt seine Bildung in der Ecole militaire, aus der er 1808 mit dem Grade als Souslieutenant im 25. leichten Regimente austrat, in dem er die Feldzüge in Spanien, Deutschland, Rußland und Frankreich von 1808—14 mitmachte. Nachdem er die Stellung als Adjutant bei dem General Mouton Duvernet bekleidet hatte, wurde er 1813 Bataillonschef, welchen Grad er auch später in der königlichen Garde beibehielt, bis er 1825 nach dem Ende der spanischen Expedition unter dem Herzog von Angoulême zum

Digitized by Google

Obersten des 20. leichten Regiments ernannt wurde. Nach der Julirevolution erhielt er 1833 zur Belohnung seines Verhaltens bei der Belagerung von Antwerpen den Rang als Maréchal du Camp und am 20. Oct. 1845 stieg er dann zum Generallieutenant auf. Seit dieser Zeit hat Gemeau mehrere Militärdivisionen commandirt, unter andern die in Lyon, wo er im Juni 1849 eine insurrectionelle Bewegung schnell unterdrückte. Im Jahre 1850 ersetzte er in Rom Baraguay d'Hilliers als Oberbefehlshaber der Occupationsarmee. Am 24. Oct. 1848 wurde er zum Großoffizier der Ehrenlegion und Ende 1852 von dem Kaiser zum Senator ernannt.

Am 25. Jan. 1868 starb ganz plötzlich Benjamin Delessert in Paris. Er gehörte einer bekannten Familie an, denn sein Oheim bekleidete in Paris den Posten als Polizeipräfect und sein Vater, Bankier in Paris, war lange Zeit Präsident der Sparkasse in Paris und wurde von der Handelskammer, der er seit 1811 angehörte, sechsmal zu ihrem Präsidenten gewählt. Als Deputirter des Seinedepartements von 1831—34 und von da bis 1848 Deputirter des Departements du Pas de Calais, betheiligte er sich an allen Debatten über die Sparkassen, das Zollwesen, die Dauer der Arbeit der Kinder in den Fabriken u. s. w., kurz an allen Fragen, welche die Wohlfahrt des Volks vermehren sollten. Der Sohn wurde am 15. Nov. 1817 in Paris geboren, erhielt eine gute Erziehung und beschäftigte sich wie alle Mitglieder seiner Familie sehr viel mit allem, was die Wissenschaften und Künste berührt, namentlich ermuthigte er die ersten Versuche der Photographie. In der Geschichte dieser Kunst wird der Name Delessert stets eine sehr ehrenvolle Stelle einnehmen. Im Jahre 1849 wurde er in Paris als einer der Deputirten des Seinedepartements für die legislative Nationalversammlung erwählt, in der er sich an allen Discussionen über Finanzfragen betheiligte. Als gründlicher Kenner der Finanzfragen hat er sich auch in mehrern Artikeln gezeigt, die in der „Revue nouvelle" und in der „Revue des deux Mondes" von ihm veröffentlicht worden sind. Außerdem hat er 1852 in Paris eine „Notice sur la vie de Marc-Antoine Raimondi, graveur bolonais" veröffentlicht, die 1854 in einer zweiten Auflage erschien.

Aus Pau meldet man den Tod des Vicomte de Castelbajac, eines 92 Jahre alten Mannes, der unter der Restauration eine wichtige politische Rolle spielte und sich damals als Dichter, Schriftsteller und Redner auszeichnete.

Marie Barthélemy Vicomte de Castelbajac wurde am 8. Juli 1776 in dem Departement der Hautes-Pyrénées geboren, emigrirte im Anfange der Revolution und zeigte sich in den Reihen der Armee Condé's sehr thätig in der Bekämpfung der Republikaner. Als er mit den Bourbons nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er zum Deputirten in der sogenannten Chambre introuvable gewählt, wo er für die Ausnahmen des Amnestiegesetzes stimmte und energisch zu Gunsten des Klerus Forderungen stellte, den man nach seiner Ansicht nicht reich genug machen könne. Ueberall vertrat er die Grundsätze eines absoluten Royalismus. Er war Hauptredacteur des „Conservateur". Später zum Deputirten in der Haute-Garonne gewählt, wurde er von seinem Collegen, Hrn. de Villèle, 1823 zum Generaldirector der Gestüte und Mannfacturen ernannt, welchen Posten er 1824 gegen die wichtigere Direction der Zölle vertauschte. Der Freundschaft desselben Ministers und seinen Diensten verdankte er seine Erhebung in die Pairskammer am 5. Nov. 1827. Gleich nach der Julirevolution reichte er seine Dimission ein und seitdem hat er sich den öffentlichen Angelegenheiten fern gehalten, um nicht seinen politischen Grundsätzen untreu zu werden.

Digitized by Google

Technologische Revue.

In der letztvergangenen Zeit haben sich die Unglücksfälle in Bergwerken dermaßen gehäuft, daß man ernstlich bemüht gewesen ist, deren Grund aufzusuchen und diesem vorzubauen. Da hat sich denn herausgestellt, daß die bisher gebräuchlichen Schutzmittel gegen schlagende Wetter oder entzündliche Kohlengase völlig unzureichend sind, sodaß die Construction neuer Sicherheitslampen zur Nothwendigkeit wurde. Eine solche von Reuland in Dortmund scheint allen Anforderungen zu entsprechen. Das Neue und Eigenthümliche daran ist, daß sie bei bösen Wettern stets sicher erlischt, welches dadurch bewirkt wird, daß ein Legirungsdraht aus Zinn, Blei und Wismut im Innern sogleich durch die im Drahtgewebe brennenden Gase schmilzt, wodurch ein daran aufgehängter Hut auf den Rand hinuntergleitet, die Gase in dem Gascylinder einschließt und diese mit der Flamme sofort ersticken. Ein solches Auslöschen der Sicherheitslampe ist unbedingt das einzig Richtige, indem der Arbeiter, der das Brennen der Gase im Innern der Lampe nicht beobachtet hat, dadurch veranlaßt wird, in dem Augenblick der größten Gefahr von der Arbeit wegzufahren. Außer der selbstthätig erlöschenden Vorrichtung dieser Wetterlampe ist noch eine sehr zweckmäßige Vorrichtung daran angebracht, die das Löschen derselben bewirkt, sobald der Versuch gemacht wird, die Lampe zu öffnen, und zwar durch eine auf die Flamme drückende Feder, während das Putzen und Stellen des Dochts von außen ganz bequem zu bewirken ist. Eine derartige Lampe kostet 8 Frs. und verdient eingehende Untersuchung. In England und Belgien hat man Sicherheitslampen mit elektrischem Licht in Gebrauch genommen, welche übrigens nur den einzigen Vorzug besitzen, daß sie in stinkenden Wettern brennen, in welchen andere Lichter verlöschen, aber auch der Mensch nicht athmen kann.

Eine neue Erfindung ist das Carburiren des Leuchtgases, welches das letztere durch Zusatz von feinzertheilten Steinkohlentheerölen auf die doppelte Leuchtkraft bringen soll. Die zu diesem Zwecke gebauten Apparate heißen Carbureure und haben ihren Namen daher, daß mittels derselben dem Leuchtgase schwere Kohlenwasserstoffverbindungen zugeführt werden. Sie sind übrigens so construirt, daß durch Aenderung der Hahnstellung sowol gewöhnliches als carburirtes Gas gebrannt werden kann; sie können mit Bequemlichkeit an jeder Gasleitung angebracht werden, endlich ist die Vorsichtsmaßregel getroffen, daß der Zusatz von Theeröl auch außerhalb des Hauses geschehen kann, wodurch jede Gefahr vermieden wird. Der Werth dieser Erfindung für die Benutzung der Gasbeleuchtung wird als ein sehr großer geschildert. Mit $2^1/_2$ Pfd. Theeröl ist man im Stande durch den Apparat wenigstens 1000 Kubikfuß gewöhnliches Steinkohlengas sofort auf die doppelte Leuchtkraft zu bringen; die $2^1/_2$ Pfd. präparirtes Theeröl kosten 15 Ngr. Der praktische Nutzen kommt nach zwei Seiten hin in Betracht, indem man doppelte Leuchtkraft des Gases benutzt, während dieses nicht um das Doppelte, sondern nur um einen geringen Procentsatz theurer ist, und sodann, indem man die frühere Lichtmenge behält, aber nur die Hälfte des früher dazu erforderlich gewesenen Gases zu verwenden braucht. In Deutschland sind die Carbureure zu beziehen durch H. Liebau in Magdeburg-Sudenburg, welcher auch das Carburiröl liefert; als letzteres sind übrigens verschiedene überall beziehbare, flüchtige Steinkohlentheeröle zu verwenden.

Bisher wurde das elektrische Licht in der Praxis nicht anders gebraucht als zur versuchsweisen Anwendung auf Leuchtthürmen — von kleinern Benutzungen, wie zu den obenerwähnten Sicherheitslampen u. dgl. abgesehen. Neuerdings hat die französische Regierung Versuche veranlaßt, ob und wie sich dasselbe am besten an die Stelle der seitherigen Schiffslaternen setzen lasse, die trotz vielfacher Vervollkommnungen dennoch

Digitized by Google

häufige Zusammenstöße, besonders bei Nebel, nicht vermeiden konnten. Namentlich würde das elektrische Licht sich zur Einführung auf Dampfschiffen eignen, deren Maschine Kraft genug hergeben könnte, um die Rotation des magnetischen Apparats in energischer Weise zu bewirken. Die von der Fregatte Héroine ausgeführten Experimente haben die Anwendbarkeit nicht nur in vollem Maße bestätigt, sondern auch noch andere, besonders für den Seekrieg wichtige Vortheile des elektrischen Lichts ergeben. Ein Kriegsschiff kann dabei sehen, ohne gesehen zu werden, es kann vor sich durch elektrische Blitze plötzlich Tageshelle erzeugen, während es selbst dabei im Dunkel bleibt. So kann es Küstenbefestigungen oder feindliche Schiffe fast ohne Gefahr beschleichen und recognosciren, denn der Feind wird über die Lage und besonders die Entfernung des Schiffs, von dem das elektrische Licht ausgeht, immer sehr im Zweifel sein, sodaß er sein Geschütz umsonst verwendet, zumal auf eine Entfernung bis auf 1000 Meter hin die feindlichen Kanoniere durch wiederholte Blitze vollständig geblendet werden müssen. Daß das elektrische Licht auch unter Wasser mit Glück versucht worden ist, hat die „Technologische Revue" dieser Zeitschrift schon früher berichtet; zweifelsohne wird es von nun an immer mehr zu wirklich nutzbringender Verwendung gelangen.

Bekanntlich ist die Neuzeit groß in der Erfindung von Vernichtungsmitteln, ein neues hat sie entdeckt in dem Nitroglycerin, dessen wir auch schon wiederholt als Sprengmittel für technologische und bergwerkliche Zwecke gedacht haben. Es ist nämlich gelungen, durch Zusatz gewisser poröser Stoffe das Nitroglycerin in ein Pulver zu verwandeln, welchem der Namen Dynamit beigelegt wurde. Dadurch aber ward demselben zugleich die leichte Entzündbarkeit vollständig entzogen, welche bisher die Benutzung des Präparats so gefährlich machte, und sie namentlich für Kriegszwecke nicht zuließ. Mit der Umwandlung des Nitroglycerin in Dynamit ist zugleich die Verwendung desselben als Sprengsatz in Geschossen erfolgt, und sollen damit namentlich bei Verwendung gegen Panzerplatten ganz erstaunliche Resultate erzielt worden sein. Die Explosion erfolgt dabei erst mit dem Einschlagen des Geschosses in die Panzerwand, welche in den meisten Fällen vollständig zertrümmert wird, wogegen eine Gefahr beim Einbringen des Geschosses in das Rohr und beim Abfeuern, wenigstens bei Hinterladungsgeschützen, durchaus nicht stattfinden soll. In Berlin wurden mit den neuen, gezogenen Mörsern Versuche angestellt, bei welchen sich die außerordentliche Wirksamkeit der Dynamitladungen über allen Zweifel stellte. Inwiefern dieser neue Explosionsstoff geeignet sein wird, dem Schießpulver, welches nach und nach ganz verdrängt zu werden scheint, eine neue Concurrenz zu machen, müssen spätere Erfahrungen nachweisen.

In Amerika wird als das geeignetste Surrogat der Roßhaare zur Polsterung neuerdings das Holz in eigens präparirten, feinen Spänen in ausgedehntestem Maße angewendet und hat sich nunmehr die Holzpolsterung der Möbel auch im alten Welttheil eingebürgert. Es eignen sich zu der Darstellung des Materials alle feinfaserigen, dichten Hölzer, wie Ahorn, Rüster, Linden, Eiben (Taxus), Birn- und Apfelbaum, weniger das brüchige Nadelholz, welches aber immer noch brauchbar ist. Die Anfertigung der Polsterspäne geschieht mittels Maschinen, ähnlich denjenigen, welche in der Zündholzfabrikation gebraucht werden. Diese hobeln das Holz in ganz feine Drähte, welche sich von selbst kräuseln und ungemeine Federkraft besitzen. Zu dem Ende dürfen aber die Hobeleisen nicht in gerader Linie vorwärts stoßen, sondern die Späne so abschürfen, daß dieselben sich in die Höhe biegen und jene Locken bilden, welche beim Tischlerhobel abfallen. Bei Dampfbetrieb sind die Hobel so breit und gewellt, daß mit Einem Stoße bis 50 Drähte auf einmal erzeugt werden; wird blos mit der Hand gearbeitet, so ist der Hobel auf 20—30 Drähte berechnet, da deren Feinheit keinen allzu großen Wider-

Digitized by Google

stand erzeugt. Je dünner die Drähte producirt werden, um so besser sind sie und desto weniger Rohmaterial wird dazu gebraucht. Rathsam ist es, die Abhobelung des Holzes stets von dem Splint aus nach dem Kern hinzuleiten, weil auf diese Weise die widerstandsfähigsten Späne erzeugt werden. Die Elasticität und Dauerhaftigkeit der Holzpolsterung läßt nichts zu wünschen übrig; sie übertrifft weitaus diejenige des völlig unelastischen, harten Seegrases und ist weit billiger als das Roßhaar, vor dem sie noch den Vorzug hat, daß sie von Insekten nicht angegriffen wird. Ueber die Dauer der Holzpolsterung liegen noch keine Erfahrungen vor; es mag aber hier darauf hingewiesen werden, daß vielleicht eine Imprägnation des Rohmaterials, vielleicht mit Kautschuklösung, wie beim Wallosin, geeignet sein dürfte, die Federkraft und Widerstandsfähigkeit bedeutend zu erhöhen.

Eine andere Verwendung von Holz in seither beinahe werthlosen Abfällen bietet die neuerdings sehr in Aufnahme gekommene Briquettesfabrikation mit Sägespänen. Letztere werden bei Schneidemühlen, auf Holzplätzen und in Werkstätten oft in so großer Menge gewonnen, daß ihre Verwerthung in Verlegenheit setzt, zumal wenn die Roste der Feuerungsanlagen nicht auf ihre directe Verbrennung eingerichtet sind. Durch ihre Herstellung in Briquettesform aber liefern sie ein Brennmaterial, wie es zur Heizung vorzüglicher gar nicht gedacht werden kann. Früher glaubte man dazu ein Bindemittel nothwendig und verwandte als solche Lehmwasser, Steinkohlentheer, Harzlösungen, Rindermist, Leimflüssigkeit u. s. w. und setzte zur Erhöhung der Intensität Steinkohlenabfall, Staub und Gries, auch Braunkohlenerde oder Torfmulm zu. Gegenwärtig aber sieht man von allen Bindemitteln ab und preßt die mit Wasser angefeuchteten Sägespähne unter starkem Druck in dünne Ziegel, Briquettes, welche an der Luft getrocknet und mit bestem Erfolge zum Feuern verwendet werden. Außerdem benutzt man in der Neuzeit Sägespäne sehr gern und zweckmäßig als Zusatz zum Mörtel für den Ausputz der Innenwände von Gebäuden. Ein derartiger Holzmörtel wird am besten dargestellt aus einer Mischung von hydraulischem Kalk und Sägespänen, und hat den Vortheil, daß die damit verputzten Wände ungemein rasch austrocknen, dem Feuchtigkeitszudrang aber den Weg versperren, daher eine trockene Wärme im Zimmer festhalten, somit bald bewohnbare, gesunde Räume herstellen. Vermischt man endlich Sägespäne mit Cement, so erhält man den sogenannten Holzcement, der ein brauchbares Dachdeckungsmaterial ist. Es braucht zu dem Ende ein Dach nur mit $^1/_2$—1 Zoll Zwischenraum verlattet und mit einer zolldicken Schicht Holzcement übergossen zu werden, um ein dauerhaftes, feuerfestes, sturmsicheres und warmes Bedeckungsmittel zu haben, das insbesondere weit minder Beschädigungen ausgesetzt ist als Ziegeldächer.

Daß Chinesen und Japanesen aus Papier alle möglichen Gegenstände, zu welchen man anderwärts Holz oder Metall nimmt, zweckmäßig und dauerhaft anzufertigen wissen, ist bekannt. Die Amerikaner thun es ihnen aber hierin eifrig nach und haben demzufolge eine ganz neue Papierindustrie gegründet. Auf galvanoplastischem Wege werden einfache, kupferne Formen hergestellt und in diese ein Brei aus Manillapapier eingepreßt. Beim Trocknen schrumpft der Brei etwas zusammen, sodaß er leicht aus der Form zu nehmen ist. Auf diese Art werden alle Gattungen von Kopfbedeckungen gefertigt, welche den Vorzug haben, daß sie außerordentlich leicht, nichtsdestoweniger aber vollkommen wasserdicht sind. Uebrigens sind die Papierhüte elastisch und daher weit weniger zerbrechlich als die Strohhüte. Dabei sind sie überaus billig, denn das Material ist wohlfeil, während die Fabrikation selber, sobald einmal die Formen vorhanden sind, sehr leicht und schnell von statten geht. Eine andere Art der Benutzung sind Gondeln aus wasserdichter Papiermasse, welche in Neuyork angefertigt werden. Ein solcher Kahn

Digitized by Google

von 30 Fuß Länge und 12 Fuß Breite soll nur 22 Pfd. wiegen, während der leichteste denkbare Holzbau in diesen Dimensionen mindestens doppelt so schwer ausfallen, aber auch um das Dreifache der Widerstandsfähigkeit hinter der Papiermasse zurückstehen würde. Der Jacht-Wettrennclub zu Portland hat seinen Papiernachen noch dadurch verbessert, daß demselben ein gefüllter Gassack aufgeschnallt und dadurch ein Zug nach oben bewirkt wird, der das Fahrzeug so erleichtert, daß es höchstens noch mit 8 Pfd. Last auf das Wasser drückt.

Amerika ist überhaupt die Heimat der originellsten Erfindungen. Unstreitig gehört unter sie der sogenannte Dampfmann, eine Straßenlocomotive kleinster Gattung, welche gegenwärtig in der Umgegend von Neuyork herumfährt und bald genug sich auch in das Innere der Städte wagen wird. Den Namen hat die Maschine davon erhalten, daß sie, mit Zuhülfenahme von einiger Phantasie, mit einem plumpen Menschengebild verglichen werden kann, wenigstens ist ihr ein Kopf aufgesetzt, in dem sich das Sicherheitsventil befindet. Die gesammte Länge des Apparats beträgt 6 Fuß auf 7,5 Fuß Höhe, er soll in der Stunde 30 englische Meilen zurücklegen und dabei eine Last von vier Personen bequem mitführen können. Der tägliche Steinkohlenverbrauch soll auf nicht höher als 10 Ngr. zu stehen kommen, der Preis der ganzen Maschine ist blos 500 Doll. Ob dieselbe wirklich den Lobeserhebungen entspricht, welche einzelne Blätter von ihr gemacht haben, muß vorderhand noch unentschieden bleiben.

Von dem Dampfmann zur Flugmaschine ist nur Ein Schritt. Eine solche, einen mechanischen Vogel, will der Ingenieur Kaufmann in Glasgow erfunden haben und soll sogar schon mit der Construction desselben beschäftigt sein. Der eigentliche Flugapparat bekommt ein Gewicht von 3000 Pfd., es gehört aber zu dessen Ausrüstung eine Dampfmaschine von 70 Pferdekraft, mehrere Luftschrauben von 42 Fuß Durchmesser und ein Steuerruder von entsprechender Größe. Daß dies alles nicht mit 3000 Pfd. Gewicht bestritten werden kann, sieht auch der Laie ein, hegt daher bescheidene Zweifel selbst ohne das Votum des Sachkenners. Uebrigens soll die mit vieler Zuversicht der Welt verkündete Flugmaschine mindestens 40 englische Meilen in der Stunde und in der Luft zurücklegen, die Schnelligkeit des Dampfwagens daher übertreffen.

Eine neue Schnell-Buttermaschine, welche der Ingenieur C. Pieper in Dresden verbreitet, gibt als Hauptvortheile ihres Gebrauchs an: Süße, reine, besonders schmackhafte Butter, Ersparniß an Zeit und Brauchbarkeit der Rückstände nach der Butterbereitung ohne Verringerung ihres Werths. Eine wirklich brauchbare, unter allen Umständen zuverlässige Buttermaschine war bekanntlich bisher noch nicht erfunden. Die Construction der genannten entspricht dem Princip der sogenannten Luftbuttermaschinen; durch das Oeffnen und Schließen eines oben auf dem Stile angebrachten Ventils wird Luft in den hohlen Stil aufgenommen und beim Hinuntergehen durch die Milch oder Sahne hindurchgepreßt. Die Luftbläschen, welche auf diese Weise durch die Milch oder Sahne immer von neuem getrieben werden, tragen die darin freischwebenden Fettkörperchen, die ohnehin schon das Bestreben haben, wegen ihrer Leichtigkeit an die Oberfläche zu steigen, schnell in die Höhe, ähnlich wie Zuckerkörnchen oder Sandtheilchen in kohlensauren Wassern durch die frei werdenden Kohlensäurebläschen nach oben getragen werden. Die Butter- oder Fettkörperchen bleiben an der Oberfläche, weil sie leichter sind als die Sahne, und von dem auf- und abarbeitenden Stile, der nicht bis über die Oberfläche in diesem Apparat hinausgehen kann, nicht wieder hinuntergedrückt werden. Auf diese Weise werden in verhältnißmäßig kurzer Zeit alle Fettkörperchen nach oben zusammengebracht und ohne Beimischung fremder Theile, wie z. B. des Käsestoffs, als reine Butter entfernt, wogegen während der langen Dauer der alten Butterbereitung das immer wieder Durcheinander-

Digitized by Google

arbeiten der Butter mit der Milch oder Sahne, auch die Mischung von Käsestoff in die Butter ein unumgängliches Uebel ist. Bekanntlich ist das Entziehen der Fettkörper aus der Milch nicht zugleich das Entziehen der gerade nahrhaftesten Bestandtheile aus derselben, welche im Gegentheil darin bleiben können, und zwar in durchaus schmackhafter Form. Es kann daher für große Wirthschaften die Butter aus der Milch entfernt werden, ohne daß der Nahrhaftigkeit der letztern für den Wirthschaftsgebrauch Eintrag gethan wird, und schon deshalb würde diese neue Methode der Butterbereitung, deren Princip übrigens ein altes, schon oft hervorgeholtes ist, als eine mit vielen Vorzügen ausgestattete rentable Einrichtung anzusehen sein, im Fall sie sich bewährt.

Anerkennender Erwähnung verdienen hier die Lehrwerkstätten für die Spitzenfabrikation, welche, nach dem von der preußischen Regierung schon längst in Schlesien gegebenen Muster, nunmehr auch im böhmischen Erzgebirge gegründet worden sind. Zur Einrichtung dieser Anstalten hat das Comité für die Hebung der Erwerbsthätigkeit in Prag im Verein mit dem österreichischen Handels- und Finanzministerium den Leiter der preußischen Klöppelschulen, Kaufmann und Spitzenfabrikant Wechselmann in Berlin, für die Aufstellung des Programms und die obere Leitung gewonnen; bisjetzt sind die besten Resultate erzielt worden. Die Musterwerkstätten sollen nicht länger als fünf Jahre hindurch bestehen, alsdann hofft man die Reform der Spitzenindustrie im böhmischen Erzgebirge vollendet zu haben, indem dann Arbeiterinnen genug ausgebildet sein werden, um die Kunst selbständig zu erhalten und zu verbreiten. Durch Herbeischaffung der neuesten, geschmackvollsten Muster und Verwendung geeignetsten Rohmaterials soll die Spitzenfabrikation im Erzgebirge allmählich auf die Stufe der Vollkommenheit, wie in den besten Etablissements in Belgien und Frankreich, gebracht werden. Insbesondere sollen die Points d'aiguille weiter verbreitet, die Erzeugung der Points plats zur Feinheit der besten belgischen Producte dieser Art entwickelt, und die Erzeugung der ordinären, geklöppelten Spitzen mit jenen von Valenciennes und den schwarzen Spitzen von Chantilly, ebenso Guipures vertauscht, allenthalben aber für das gleichzeitige Entstehen von Applications- und Appreturanstalten in Verbindung mit den Lehrwerkstätten gesorgt werden. Zum Unterrichte der Schülerinnen und zur Anfertigung der verschiedenen genannten Spitzengattungen werden und sind zum Theil bereits 12 Lehrwerkstätten in 12 verschiedenen Ortschaften des Erzgebirges errichtet, wo es eben die zu lehrende oder umzuformende Industrie nöthig erscheinen läßt. Der Standort dieser Lehrwerkstätten wird nicht unabänderlich fest bestimmt, sondern kann je nach den gemachten Erfahrungen geändert werden. Für die Unterhaltung dieser Lehrwerkstätten erhält der Unternehmer, Wechselmann, welcher seinerseits für die Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten Caution erlegt hat, drei Jahre hindurch von dem österreichischen Handelsministerium eine Summe von jährlich 36000 Fl. als Subvention; im vierten und fünften Jahre werden dieselben mit gleichem Personal und in unveränderter Ausdehnung von dem Unternehmer auf eigene Kosten erhalten und ohne Anspruch auf weitere Entschädigung fortgeführt. Das Centralcomité für die Hebung der Erwerbsthätigkeit in Böhmen zu Prag führt die Oberleitung und Controle über diese Lehrwerkstätten.

Von neuen Maschinen, Apparaten und technischen Verfahren haben wir folgende als beachtenswerth zu notiren: Dampfmaschine von Hamilton Ruddick in Breston, Nordamerika, bei deren Construction vorzugsweise auf Einfachheit, geringen Raumbedarf und billige Herstellung Rücksicht genommen ist („Deutsche Industriezeitung", S. 94). Röhrendampfkessel von Field, zwar schon länger bekannt, aber erst neuerdings erprobt und gewürdigt als in Bezug auf Behandlung, Sicherheit, Unterhaltung und geringe Kesselsteinablagerung allen übrigen Constructionen dieser Art überlegen („Zeitschrift des

Digitized by Google

Vereins deutscher Ingenieure“). Rauchverbrennungsanlage des Oberingenieurs Zeh in Wien, mit beweglichem Rost und Schlackenkammer, zur Beschickung mit Kleinkohle oder überhaupt sehr verkleinertem Brennmaterial („Oesterreichischer Bericht über die pariser Ausstellung“, 6. Lieferung, S. 53). Dynamometer von de Bary in München, dessen Princip auf der Druckdifferenz beruht, welche an dem Umfange zweier die zu erprobende Maschine in Bewegung setzender Zahnräder stattfindet, sowie auf der Wirkung derselben auf einen doppelarmigen Hebel („Deutsche Industriezeitung“, S. 132). Hobelmaschine von Towle, Teggin und Carter in Manchester, zugleich als Stoßmaschine zur Bearbeitung von breiten und schweren Eisenplatten bestimmt, die wegen ihres beschwerlichen Transports gleich auf der Hobelmaschine ausgestoßen werden sollen. Amerikanisches Vulkanöel (Lubricating oil), ein neues Schmiermittel, eine schwere Sorte von durch Kohle entfärbtem Petroleum, aus welchem das Naphtha abgeblasen worden ist, zuweilen versetzt mit einem geringen Procentgehalt an thierischen oder pflanzlichen Fetten, stellt sich billiger als alle andern Schmieröle, reducirt die Reibung auf ein Minimum, hält sehr lange an, trocknet nicht ein, harzt nicht, schmiert bei Hitze und Kälte gleich gut, brennt nicht und enthält keine dem Metall schädlichen Bestandtheile („Polytechnisches Journal“, Nr. 187, 172). Blechwalzwerk von Ramsbottom zu Crewe in England, bei dem eine raschgehende Zwillingsmaschine ohne Schwungrad durch Zahnradübersetzung die langsamer gehende Walzenstraße treibt und der Dampfverlust vermindert wird. Universal-Schaufelpumpe von Pistotnick in Graz, welche durch ein System von beweglichen Schaufeln das Wasser hebt und saugt, und die, ohne daß an ihrer innern Einrichtung das Geringste geändert wird, je nach Umständen als Brunnenpumpe für den Hausbedarf, als Wasserhebemaschine, Feuerspritze, Schiffspumpe, Schiffsmotor, Ventilator und direct rotirende Dampfpumpe zu verwenden ist („Steiermärkisches Industrieblatt“). Drehscheibe für Maschinenbetrieb zur Fabrikation der Thonwaaren von Haupt in Brieg, welche die Dreharbeit bei der Porzellanfabrikation weniger brustanstrengend und gesundheitsgefährlich macht, billig arbeitet, schwächere Leute beschäftigt und wenig Raum beansprucht („Deutsche Industriezeitung“, Nr. 103). Lahnspinnmaschine von Tietz und Tobias in Dresden, zum Ueberspinnen von Seide mit Gold- und Silberlahn, oder von Zwirn mit Seidenfäden u. s. w. (sächsisches und preußisches Patent). Webstuhl von Leeming u. Sohn in Bradford, der in Verbindung mit einer Wippchen- oder Broschirlade arbeitet, wobei die Fadenhebung für das Broschiren durch dieselben Grundkarten mit verrichtet wird („Mittheilungen des hannoverischen Gewerbevereins“, Heft 1, S. 68). Kattun- oder Leinwandwebstuhl von Howard u. Bullough in Accrington bei Manchester, der durch eine sinnreiche Vorrichtung nicht innehält, sobald der Einschuß des arbeitenden Schützen reißt oder abgelaufen ist, sondern den Schützen hinauswirft und sofort dafür einen andern mit gefüllter Spule selbstthätig einschaltet („Mittheilungen des hannoverischen Gewerbevereins“, Heft 1, S. 7). Familienstrickmaschine von Hinkley, außerordentlich gerühmt wegen ihrer großen Einfachheit, Brauchbarkeit und Billigkeit; es kommt bei ihr eine einzige Nadel mit Oehr in Verbindung mit einem einfachen Apparat zur Maschenbildung und ein das Arbeitsstück tragender Kamm in Anwendung, der sich die Nadel entlang bewegt („Deutsche Industriezeitung“, S. 103). Spindelzähler vom Mechanikus Goldschmid in Zürich, der nicht nur die Bewegungsgeschwindigkeit der Spindeln der Spinnmaschinen, sondern auch diejenige schnellgehender Wellen sowie der Flügel und Ventilatoren ermittelt („Polytechnisches Journal“, Nr. 185, 6). Lubrifacteur von Blandin, Schmierapparat für Transmissionswellen, bei dem die untere Oeffnung des Ansatzrohrs luftdicht durch die bewegte Welle geschlossen wird, sodaß das Fett durch den Luftdruck von oben nur in dem Maße nachdringt, wenn von unten ein Aufsaugen erfolgt („Verhandlungen und Mittheilungen des

Digitized by Google

niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 155). Metall- und Papierbeschneidevorrichtung von Reh in Wien, welche keinen Werktisch, sowie weder Lineal noch Winkel oder Zirkel benöthigt („Verhandlungen und Mittheilungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 308). Zeigerwage von Rival in Paris, bei der das Gewicht ruhend in Quecksilber taucht, dessen Steigen einen Hebel mit Zeiger regiert, der die Belastung angibt („Verhandlungen und Mittheilungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 143). Gasregulator von Hermann Liebau in Magdeburg, der mit möglichst wenig Druck jede beliebige Flammenzahl einer Leitung gleichmäßig brennen macht („Deutsche Industriezeitung", Nr. 133). Moirirapparat von C. Tavernier in Paris, durch welchen moirirte Zeichnungen in den verschiedensten Formen beliebig angefertigt werden können; Anstrich von gußeisernen und blechernen Oefen mit Wasserglasfarben, welche eine sehr gefällige Ornamentirung in verschiedenen Couleuren, Vergoldung oder Bronzirung gestatten („Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 290). Lapidarstoff, zu Anstrichen auf Mauerwerk, Holz, Metall u. s. w. von großer Haltbarkeit und Billigkeit („Oberlausitzer Gewerbeblatt", Nr. 13). Krappextract mit Trennung des Alizarins vom Purpurin mittels Petroleumäther von Kopp in Zabern („Polytechnisches Journal", Nr. 187, 329). Xylindrin, blaugrüner Farbstoff, von Rommier in Paris entdeckt in abgestorbenen Stücken von festem Holz, längst bekannt, jetzt aber zum ersten mal dargestellt. Präparation der Gewebe und Gespinste aus Flachs, Hanf, Baumwolle, Jute und andern Pflanzenfaserstoffen gegen Zerstörung durch den Gebrauch mittels Imprägnation (Geheimverfahren, zu beziehen durch das Technische Bureau von Böger u. Comp. in Dresden). Neue Darstellungsmethode des Phosphors aus natürlichen Phosphaten, Knochen und Gesteinen, unter Zusatz der Kieselsäure, von Aubertin und Boblique in Paris (englisches Patent). Sogenannte mobile Büchereinbände des pariser Buchbinders Weber, welche jedermann gestatten, die gewünschte Zahl Einzelblätter ganz bequem einzubinden, und dies von einem einzelnen Blatt angefangen, bis zu der durch die Dicke des Bandes festgesetzten Grenze, ebenso, sie wieder ohne Beschädigung und erheblichen Zeitverlust wegzunehmen, in veränderter Ordnung einzulegen u. s. w., besonders wichtig für Kupferstichsammlungen u. dgl. („Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 236). Conservation thierischer Stoffe zum Behufe der Düngerfabrikation mittels verdünnter Salzsäure in völlig geruchlosem, breiartigem Zustande, von Boucherie (dem Erfinder des Verfahrens zur Conservation des Holzes) in Paris. Glycerocolle, Erfindung von Mandet in Tarare, welche den Monthyon-Preis erhalten hat, ein Ersatz der Schlichte, soll die Fäden weicher und elastischer machen, daher sie weniger brechen und keinen Flaum zeigen, sowie den damit gewobenen Stoffen einen guten Griff und große Festigkeit geben, auch für die Appretur der Weißwaaren von besonderm Werth sein. Endlich ist noch auf dem Gebiet der Telegraphie zu erwähnen der pneumatische Telegraph von Sparre, bei dem das Zeichen durch die Verschiebung einer Luftsäule in einem sehr engen Metallrohr fortgepflanzt wird, also die immer etwas lästige, galvanische Batterie entbehrlich ist; der hydrodynamische Telegraph von Tabourin in Lyon, welcher zu gleichem Zweck die Verschiebung einer Wassersäule benutzt, womit exactere Signale erreicht werden, da das Wasser nicht compressibel ist; und der Lufttelegraph des Mechanikers Klemm in Wien, der in bekannter Weise mittels einer Kautschukbirne regiert wird, statt der Glocke aber am Ende der Leitung ein gewöhnliches Kindertrompetchen hat, welches genügt, die verschiedensten Zeichen in allerlei Tönen, je nach dem auf die Gummibirne geübten Druck, hervorzubringen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Idee und Mission der internationalen Literatur.

Von Alexander Jung.

Nimmt man für den Verlauf der Dinge und besonders für die Geschichte der Menschheit den allein würdigen wie richtigen Standpunkt ein, der das Denken und das Ergebniß aller bisherigen Erfahrungen zugleich in Anschlag bringt, so wird man eingestehen müssen, daß eine Veränderung in der Gegenwart eingetreten ist, welche die Vergangenheit auch nicht in entfernteſter Weiſe gekannt hat. Allerdings ist jene Veränderung keine isolirte Thatsache. Sie ist ein Ereigniß, das mit andern Vorgängen in stetigem Zusammenhange sich befindet, welches die Menschenarbeit vieler Jahrhunderte herbeigeführt hat, ohne daß die Arbeiter wußten, um was es sich eigentlich handle und was sie außer ihren Nebenzwecken noch sonst zur Reife bringen würden. Nicht einmal, daß diese Veränderung im Plane der Bauherren verzeichnet war. Sie unterscheidet sich durchaus von jeder anderweitigen Umgestaltung des geschichtlichen Lebens und hebt sich in ihrer Eigenthümlichkeit als der Hauptgegenstand ab, auf welchen das gegenwärtige Zeitalter seine Aufmerksamkeit zu richten, seine Kräfte zu verwenden hat; sie ist von einer so großartigen Erheblichkeit und unberechenbaren Tragweite, daß sie mit der ganzen Wucht ihrer Erscheinung, ihres ideellen Gehalts alle diejenigen auf den Mund schlägt, wenn nicht zur Ueberzeugung bringt, welche noch immer schwatzen von einem Stillstehen, wenn nicht gar Zurückgehen der Menschheit. Dieses Geschwätz ist freilich das Allerleichteſte, aber auch Trostloſeſte, was es nur geben kann.

Was nun jene Grundveränderung betrifft, welche mit der Menschheit vorgegangen ist und welche ausschließlich als Zeichen der Zeit die Gegenwart kennzeichnet, gleichwol in der Zukunft erst recht völlig neue Zustände zur Folge haben wird, so ist es ein ganz anderes Verhältniß, in welches die Völker zueinander zu treten eben im Begriff sind, oder noch richtiger, eine Bewegung der Völker, welche bereits ihren Anfang genommen hat und welche durch nichts mehr rückgängig gemacht werden kann. Ist diese Bewegung zwar erst unter den civilisirten Nationen unsers Planeten im Gange, so dürfte es doch kein Volk, vielleicht sogar keinen Volksstamm auf Erden geben, der nicht, und wäre es auch nur in einzelnen, eine dunkle Kunde von jener mächtigen Bewegung erhalten hätte, jenen Stößen, Erschütterungen vergleichbar, welche Entfernteſtwohnende von einem gewaltigen Erdbeben zu spüren pflegen, von dem sie möglicherweise gar nicht einmal vermuthen, wo es stattfindet, wo sein eigentlicher Herd, geschweige denn sein Schauplatz ist.

Wir dagegen, wir Deutsche, ebenso Engländer, Franzosen, Italiener, jetzt auch bereits Russen, die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten, wir haben über jene eigenthümliche Bewegung nicht blos speciellere Nachricht erhalten, sodaß wir über das beinahe wunderbare, dennoch völlig gesetzmäßige Phänomen, über seinen Ursprung, seine Beschaffenheit, seine Richtung, seinen ganzen Charakter genauern Bericht abzustatten vermögen, sondern wir alle sind an jener Bewegung unmittelbar betheiligt, wir befinden

Digitized by Google

uns mitten auf ihrem Terrain, sie liegt uns nicht blos in den Gliedern, sie regt sich nicht allein in unserer Atmosphäre, wir alle machen die Bewegung mit; sie ist unserer Intelligenz als eine Nothwendigkeit aufgegangen, und ob wir auch zunächst unsern Ort nicht verlassen, durch unser Fühlen, Denken und Handeln, durch das, was wir als Arbeiter mit der Hand oder mit dem Geiste industriell, religiös, wissenschaftlich, künstlerisch betreiben, wenn anders uns ein lauterer Geist treibt, erkennen wir uns als solche, welche auf jene großartige Bewegung gespannt sind, welche ihr freithätig Folge leisten und Folge leisten müssen, ohne daß dadurch unsere Freiheit auch nur im geringsten beeinträchtigt würde.

Der eingetretene Unterschied ist der. Im Alterthum, im Mittelalter, in der Neuzeit bisjetzt standen die Völker, selbst diejenigen, welche in der Bildung schon einen hohen Rang einnahmen, voll von Mistrauen einander gegenüber. Sie verneinten sich gegenseitig, sie suchten sich nach Princip und Methode jeden Vorzug und Vortheil abwendig zu machen. Jede Allianz wurde nur zeitweilig unter Vorbehalt geschlossen, jede Freundschaft begünstigte die Feindschaft. Ueberlistung, particuläre Plane, Intriguen, Rechtsverdrehungen, Zwangsmittel schlichen und arbeiteten im geheimen fort. Erweiterung des Besitzthums war überall der verborgene Antrieb, der nur auf der Lauer lag, um plötzlich vorzubrechen und nun das Selbstgelüsten, gleichviel durch welche Schritte, zu befriedigen, den eigenen Ruhm zu erhöhen, für andere Völker nur Fesseln zu haben, ihnen Eigenart, Sitte, Sprache, Freiheit zu rauben. Im Willen der civilisirten Nationen der Gegenwart aber ist das anders geworden, wenn auch erst im allgemeinen, wenn auch noch lange nicht in der ganzen Ausführung. Auch müßte man sich wundern, wenn, was den letztern Punkt betrifft, dem nicht so wäre. Man bedenke, auch Völker wie Individuen, ungeachtet ihrer Freiheit, stehen zum Theil unter dem Gesetz der Naturbestimmtheit, welches sie aber früher oder später durchbrechen. Es verhält sich nach der Seite der Natur hin mit den Culturperioden ähnlich wie mit den Jahreszeiten. Der Winter zieht sich noch in den Frühling hinein, der Sommer in den Herbst u. s. f. Es bildet sich in allen Cyklen der Natur wie in der Geschichte am Ende des einen Abschnittes der nächstkommende bereits vor, aber im folgenden auch nach. So ist es auch in Bezug auf die Grundveränderung, von welcher wir eben sprechen.

Daher kann es nicht ausbleiben, daß selbst jetzt noch, indem zwischen den Nationen ein gemeinsames Interesse auf- und abgeht, hier und da andere Stimmen laut werden, welche die alte Beeinträchtigung und Befehdung dreist proclamiren oder gar noch im Verborgenen zum Zweck haben. Ja es können derartige Erklärungen und Manifeste vielleicht aus einem Volke hervorgehen, welches bei sonstigen Vorzügen, glänzenden wie resoluten Eigenschaften, gerade dieses zu seinem Naturell hat, daß es sich im Innern unermüdet mit Reformplanen trägt, aber auch nach außen hin leidenschaftlich operirt, den Ton angibt und aus starkem Selbstgefühl, nie ruhendem Ehrgeiz, dem Trachten nach Weltruhm, so sehr in den Nationalegoismus zurückfällt, so sehr aller Humanität und gemeinsamen Cultur und der Freiheit uneingedenk wird, die jedem tüchtigen Volke gebührt, daß es die Forderung macht, man solle sich allein ihm bequemen, von ihm die Befehle zu schneller Ausführung empfangen. Wir sagen, es *kann* ein Volk geben, dessen Natur sich dahin neigt, eine Neigung, welcher dann einige aus seiner Mitte auch stets wieder unterliegen. Wir behaupten aber keineswegs, daß gegenwärtig ein solches Volk noch existirt, in dem jene Neigung Wille wäre. Ja, wir erklären hiermit, daß das Dasein eines solchen Volks bereits zur Unmöglichkeit geworden ist, da die Intelligenz der Menschheit sich schon dermaßen vorgeschritten erweist, das Bewußtsein aller Nationen um gemeinsame Güter, um die Aufgaben der Cultur, welche von allen zu lösen sind, und daß nur auf dem Wege dieser Lösung, dieser Theilung der Arbeit, je nach Klima, Anlage,

Digitized by Google

Beruf, bestimmten Verhältnissen, ein gemeinsames Wohlsein gewonnen werden kann. Es ist daher gewiß, daß, wo jene Stimmen sich vernehmen lassen, welche ein Volk gegen das andere wieder aufrufen, dieselben nicht Kundgebungen des Volks, nicht einmal der öffentlichen Meinung, geschweige denn eines nationalen Bewußtseins sind, sondern stets und überall aus Parteistellungen künstlich, gebieterisch hervorgelockt werden, deren Führer oder Glieder selbstische Interessen verfolgen, aber auch einen so engen Gesichtskreis beherrschen und daher noch in einer solchen Niederung der Bildung verharren, daß sie gar nicht ahnen, wie viel höhere, edlere Gewinne gegenwärtig auf dem Spiele stehen.

So ist und bleibt die von keinem, der Augen zu sehen hat, wegzuleugnende Grundveränderung die, daß die civilisirten Völker der Erde, mit ihnen aber auch die andern, welche mitbewegt, sogar wider Willen vorwärts gestoßen werden, aufeinander hin gravitiren, um sich gegenseitig zu verstärken, in ihrer Intelligenz sich zu vervollständigen. Die Völker der Gegenwart bejahen sich gegenseitig, sie wenden einander nach Princip und Methode jeden Vorzug und Vortheil zu, um alle ihn im höchsten Grade zu gewinnen, jedes einzelnen Rechte sind aller Rechte, jedes einzelnen Freiheit ist hinfort die Freiheit aller. Hat die Menschheit früher Völkerwanderungen der Roheit, des wilden Naturtriebes durchzumachen und auszuhalten gehabt, welche alle Errungenschaften der Bildung gefährdeten, so ist sie doch stärker gewesen als jene alle, sie hat sie überwunden und in das Gegentheil umgewandelt, sodaß wir heute in der Periode der Völkerwanderung der Cultur, der Freiheit des Geistes leben. Den civilisirten Völkern der Gegenwart genügt kein diplomatisches Uebereinkommen bis auf eine gewisse Zeit hin, keine Allianz unter Vorbehalt, keine scheinbare Verbindung unter verdecktem Verrath, sie mistrauen jeder geheimen Verhandlung, sie wollen die Oeffentlichkeit in allen politischen Beziehungen. Jedes civilisirte Volk will gegenwärtig offene, aufrichtige Freundschaft mit jedem andern Volke, ungehemmten, freien Verkehr nach allen Richtungen, in allen Sphären des äußern und intellectuellen Lebens, des socialen, des industriellen, des mercantilen, des politischen, der Religion, Wissenschaft, Kunst im Interesse internationaler Cultur und internationaler Wohlfahrt.

Wie wir indessen oben einräumen mußten, daß in einer Partei einer bestimmten Nation die Herrschaft ihres naturgemäßen, speciellen Temperaments sich wieder für Kriegsruhm und Eroberung immer noch erhitzen könne, so schließt ein so cholerisches Gebaren nicht aus, daß in einem andern Volke selbst ein gewisses Phlegma natürlicher Beschaffenheit bei sonstigen Vorzügen und einem imposanten Weltbewußtsein in der Sucht nach äußerm Gewinn und Reichthum durch Handelsverkehr gegen andere Nationen andrängen, deren Freiheit für nichts achten, den Eroberungskrieg zu voller Flamme anschüren könne. Aber auch die Stimmen dafür werden heute nicht mehr aus dem Willen jenes Volks kommen, sondern sie werden nur der Ausdruck einer mercantilen Gilde sein, wie derer, die durch Eigennutz von ihr fortgerissen werden. Auch dieses Gelüsten, gleichgültig gegen alle wahre Cultur, vermag nichts mehr auszurichten in unsern Tagen und wird es erfahren, daß der Volkswille stärker ist als der einer Zunft und ihm in der Herrschaft auf dem Meere entgegentreten wird mit dem Gebot: bis hierher und nicht weiter, hier sollen stillstehen deine stolzen Dampfer!

Die Völker der Gegenwart wollen Frieden und unter allen Umständen Frieden, nur mit der alleinigen Ausnahme, daß nun doch die aufreizenden Umtriebe, die Rädelsführer einer kriegerischen Faction in ihrem Volke die Oberhand bekommen und unter der Parole: Eroberung um jeden Preis, also auch gegen jedes Völkerrecht, ihr Stück durchsetzen. Sicher aber wird dann deren Los ein ebenso schimpfliches wie halsbrechendes sein. Sie werden durch dasselbe Volk, dem Unterjochung zugedacht ist, nicht blos zurückgeworfen, sondern mit ihrem ganzen Anhang aufgerieben werden. Es wird sich keine diplomatisch

Digitized by Google

beschlossene, vielmehr eine aus dem freien Willen aller civilisirten Nationen lebendig hervorspringende Völkerallianz bilden, bis an die Zähne bewaffnet, und es wird nur weniger Wochen bedürfen, um die Rebellen und Speculanten auf Menschenblut zu zertreten und auch ihr eigenes Volk, dem sie den Krieg nur abgezwungen, in seiner Freiheit wiederherzustellen. Die Völker der Gegenwart, mit ihnen in vollster Uebereinstimmung alle edeln Fürsten, wollen den Weltfrieden aus dem unumstößlichen Princip der Vernunft und aus all den Consequenzen, welche aus der Vernunft folgen. Sie wollen ihn um des alleinigen Totalzweckes der Geschichte und Menschheit willen, welcher Cultur heißt, aber Cultur in einem unendlich weitern Sinne als je. Wer das Wesen aller Kraft, alles Dynamischen recht und würdig faßt, der wird es nicht in die bloße Nation, die Masse, nicht in die physische Macht des Stärkern setzen. Wer da weiß, wie kostbar alle Zeit ist, um sie für das Ewige zu verwerthen und sie nicht für den Ruhm, für die Ernte der Schlachtfelder zu verwenden, oder zu wähnen, Zeit sei blos Geld, der wird auch wissen, daß es gegenwärtig gilt, alle Kraft mit Intelligenz zu armiren und Cultur über die ganze Erde hin zu verbreiten. Die Völker haben jetzt keine Zeit mehr zum Kriege, sie haben viel höhere, edlere Interessen zu verfolgen, die Menschheit hat alle Hände voll zu thun, und nur solche Individuen können von Langeweile — die so oft schon zu den Waffen griff, um rohe Kräfte los zu werden — sich gedrückt fühlen, die in der Bildung hinter der Zeit zurückgeblieben sind.

Eine unaufhaltsame Bewegung zur Weltcultur hat in der Gegenwart mehr oder weniger alle Völker ergriffen, die Alte und die Neue Welt, beide Hemisphären geben Zeugniß dafür. Wenn man mit Recht behauptet, die wahre Staatskunst oder Staatswissenschaft sei erst die, welche jeden Krieg hinfort unmöglich mache, so wird unfehlbar solche Unmöglichkeit verwirklicht werden, wenn jeder einzelne Staat alles anwendet, um Culturstaat zu sein. Erst dieser Zweck trifft dann vollständig zusammen mit dem heutigen Willen und jener unaufhaltsamen Bewegung der Völker. Regierung und Volk sind überall dann einig. Die einzelnen oder gar ganze Parteien, welche widerwillig sind, kommen durchaus nicht in Anschlag, sie werden von der allgemeinen Strömung fortgeführt, gleichwol sind auch sie mit Humanität zu behandeln, in den Willen des Culturstaats hineinzuerziehen und damit zu befreien. Der Culturstaat duldet keine Sklaven.

Diese Bewegung zu einer universellen Cultur hin, wie sie zu einer internationalen Thatsache geworden ist und wie sie in solcher Großartigkeit noch keine andere Zeit aufzuweisen hatte, ist ein unwiderlegbarer Beweis für den Fortschritt der Menschheit. Er spricht für sich selbst. Dennoch nehmen wir hier Gelegenheit, einen Augenblick bei denen zu verweilen, welche einer solchen Veränderung gegenüber immer noch keck genug sind, den Wahnwitz auszusprechen, es ändere sich nichts auf Erden, höchstens verschlechtere sich alles, der Stillstand oder vielmehr der Rückschritt sei außer Zweifel in der Geschichte der Menschen. Wir haben es hier mit dem absoluten Pessimismus zu thun, dessen vollständige, aber unumstößliche Widerlegung wir hier nicht geben dürfen, da wir nur das in genauere Erwähnung zu bringen haben, was uns zu unserm eigentlichen Thema: die internationale Literatur, hinüberführt. Wie ist es nun aber mit der Aussage jenes vermeinten Stillstandes oder Rückschrittes? Welches sind ihre Ursachen, worin besteht ihre Absurdität?

Die beiden Hauptursachen jener Behauptung sind: Denkscheu und moralische Verdorbenheit, wobei aber wohl zu beachten ist, daß die Scheu vor dem Denken in der Regel durch Selbstvernachlässigung herbeigeführt wird, und daß demnach auch die Verdorbenheit in moralischer Beziehung als zurechnungsfähig befunden werden muß. Eine der übeln Neigungen des heutigen Zeitgeistes ist die, alle Ereignisse der Geschichte, bis auf Erfindungen und Entdeckungen, immer nur äußerlich zu behandeln, selbst die der

Digitized by Google

Gegenwart meist nur Zeitungen zu entnehmen oder solchen historischen Werken, welche sich nur auf Erzählung und auf subjective Reflexionen einlassen. Alle Philosophie, die den Gesetzen nachforscht, das Verband zwischen Ursache und Wirkung ermittelt, wird beiseitegeschoben. So entsteht jene Denkscheu, die allmählich Unfähigkeit zu denken wird, aus beiden ergibt sich eine Trägheit, die auch nicht einmal mehr zu combiniren oder Jetzt und Einst zu vergleichen vermag. Mangel an Scharfblick, an Urtheil ist die Folge davon. Man kann dreist derartigen Schwächlingen Momente der Geschichte, wie Schießpulver, Buchdruckerkunst, Reformation, Anwendung des Dampfes, Telegraphen, alle Umwälzungen der Naturwissenschaft, auf die sie doch heute vorzugsweise sich berufen, zu erwägen geben, damit sie das Nacheinander riesenhafter Fortschritte einsehen, alles umsonst. Sie denken aber auch über sich selbst so wenig, daß sie nicht merken, wie in ihrem Innersten eine Veränderung zum Schlechtern vorgegangen ist. Sie sind selbstsüchtig geworden. Sie belügen sich selbst, daß es draußen stillstehe, alles Elend zunehme, weil sie beides wünschen, um von beiden nur für sich Vortheile zu ziehen. Sie leugnen daher auch die neue Phase eines moralischen Willens der Völker, weil dieser Aufopferung des einzelnen zum Wohle aller fordert, wobei sie wieder zu denkschwach sind, um einzusehen, daß nur auf dem Wege das Individuum den höchst möglichen, positiven Gewinn zieht. Aber auch die Absurdität jener Ritter von der traurigen Gestalt und Leugner des Fortschritts der Menschheit ist in Kürze nachzuweisen. Sie räumen bei Gelegenheit der Erfindungen und Entdeckungen in der Geschichte im einzelnen Falle den Fortschritt ein, dem Ganzen aber sprechen sie ihn wieder ab. Dieses allein schon ist das glänzende Zeugniß ihrer Armuth an Geist, welches sie sich selbst ausfertigen, der Mangel eines richtigen Schließens, also Unfähigkeit des Denkens. Für den einzelnen den Fortschritt zugeben, für die Gesammtheit, welche jene einzelnen ausmachen, denselben zurücknehmen, das ist etwa so wie wenn jemand behauptet, jedes einzelne Mitglied einer bestimmten Familie sei fleißig, die ganze Familie, welche jene Glieder constituiren, aber sei faul. Das heißt denn eben absurd sein. Wir haben daher an derartige Abgeschmacktheiten weiter kein Wort zu verlieren.

Nur denen, die sich vielleicht denn doch überzeugen lassen und zu Gunsten des wahrhaften, gefunden Fortschritts umkehren, haben wir noch etwas sehr Wichtiges und nicht selten völlig Uebersehenes in Erinnerung zu bringen. Die Menschheit ist ihren Anlagen nach so reich ausgestattet, daß sie ungeachtet ihrer bisherigen Culturbewegung, die wir gewiß hoch anschlagen, noch etwas völlig Unangebrochenes in Reserve hat. Es ist gewiß, die Menschheit hat, wie lange sie auch schon bestehen mag, von der Vernunft noch keineswegs die volle Anwendung gemacht, noch keineswegs aus der Vernunft alle die Consequenzen gezogen, welche in ihr liegen. Auch gehen diese ins Unendliche. Man kann sich bei der menschlichen Natur nicht des Eindrucks erwehren, daß sie vor gewissen Schlußfolgen der Vernunft zurückbebt, weil sie die naturgemäße Trägheit beeinträchtigen würden. Woher kämen auch alle Irrthümer, alle Fehltritte und Schwachheit, wenn dem nicht so wäre? Selbst bei den größten Denkern trifft man auf Stellen, wo sie ermüden, wo sie nicht wagen, den consequenten Schluß zu ziehen, weil dieser sofort ihre Lieblingsansichten vernichten müßte. Dann ist in einzelnen wie in der Gesellschaft die Vernunft einstweilen brach gelegt, beseitigt; ein thierischer Trieb, ein nothdürftiger Instinct, ja der Zufall der Entscheidung, sie sind dann zur Herrschaft gelangt, bis die Inhaber sich wieder besinnen. Aus solcher Stockung und Unterbrechung der Vernunft sind bisweilen ganze Institutionen hervorgegangen, die sich trotz dessen, daß sie gegen alle Vernunft sind, jahrhundertelang halten. Die unbedingte Anwendung der Vernunft, und zwar aus den Ideen heraus, überall und zu jeder Zeit, gäbe eine Größenlehre und Rechnung, welche die der Mathematik bei weitem übertreffen und den Fortschritt der

Digitized by Google

Menschheit beschleunigen würde. Daher geben wir denen, die den letztern stets noch in Zweifel ziehen, dabei aber Gründe annehmen und guten Willen haben, zu bedenken, daß die Menschheit eben noch nicht zur ununterbrochenen Vernunft sich entschlossen hat, und daher auch ab und zu immer wieder zögert, alle die Consequenzen zu ziehen, welche die Vernunft als Nothwendigkeit einem jeden zur Aufgabe macht.

Doch wir haben jetzt uns aufs neue jener Grundveränderung zuzuwenden, welche mit dem Willen der Völker vorgegangen ist, jener großartigen Bewegung, welche wir zuletzt als Völkerwanderung der Cultur bezeichneten. Sogar das gelingt der Vernunft und der ihr ganz eigenthümlichen Bewegung, welche auch sie hat, dem Denken, es sich nahe zu bringen, wie es allmählich zu jenem Willen, zu jener Uebereinstimmung der Völker hat kommen können. Ueberall geht aus dem Kleinsten das Größte hervor. Aus schweifenden Lichtnebeln bilden sich rotirende Sphären, aus dem Willen des einzelnen, vieler einzelnen, bildet sich der Gesammtwille der Menschheit. Zuerst war es der Gedanke des Individuums, für den es aber bereits im Innersten Ausdruck gefunden haben mußte, um von solchem Gedanken Bewußtsein zu haben. Dann ging derselbe Proceß unter mehrern vor, die sich einander mittheilten, sich verständigten. So kam es zur Sprache, zu immer weiterer Gegenseitigkeit, zum Uebereinkommen, zu Gesetzen. Die Cultur hatte begonnen. Sie beschrieb stets umfassendere Kreise. Der Mensch, die Menschen unterwarfen sich immer mehr die Natur. Oft wurden sie zurückgeschlagen oder doch wenigstens gehemmt. Sie gaben nicht nach. Ihr eigenes Naturell machte ihnen zu schaffen. Sie zerfielen untereinander. Sie verständigten sich wieder. So ging der Wechsel zwischen Einigkeit und Uneinigkeit fort, aber die Herrschaft über die Naturmacht wurde stets größer, die Verständigung der Menschen untereinander nahm ihren Verlauf durch Zwietracht hindurch von Volksstämmen zu Völkern, von der Abhängigkeit, von der Gefahr bis zur Freiheit, bis zu gegenseitigem Schutz, vom Nützlichen zu allem, was die Vernunft unwandelbar als Seinsollen, als Gebot der Verwirklichung uns vorhält. So waren die Menschen allmählich von der niedrigsten Culturstufe durch die mittlern, wenn sie diese alle auch immer noch neben sich hatten, bis zur höchsten vorgedrungen, wo es galt, auch das Gute, Wahre, Schöne zu gewinnen, auch die Schätze des Geistes über die Menschheit zu verbreiten. Wir überlassen hier den weitern Verfolg dem Studium der Geschichte und Cultur.

Ein unermeßlicher Weg war zurückgelegt worden, ein unermeßlicher Weg steht bevor. Es kann, nach dem Raume gemessen, nicht weiter sein von dem unscheinbarsten, kleinsten Sonnenstäubchen bis zur Pracht und Größe einer Sonne selbst, um die sich Planeten bewegen, welche aber mit ihrem ganzen System wieder von andern Systemen gezogen wird, auf daß alle um Eine Centralsonne rotiren, als, nach dem Maßstabe der Zeit, die Weite ist von jenem ersten Gedanken eines menschlichen Individuums bis zum heutigen Austausche der Gedanken zwischen den Nationen der Erde. Und doch! Dieser Austausch der Ideen und Gedanken unter den Völkern, um einander auch ihren Willen kundzugeben, muß noch unendlich vervollkommnet werden, auf daß die Menschheit alle ihre Anlagen bis zur höchsten Reife entwickele und sie wieder fähig genug, d. h. ihrem Urbilde ähnlich ist, um mitthätig zu sein an der Verwirklichung des Plans, der dem Universum zu Grunde liegt. Das ist dann zugleich die Cultur nicht blos eines Volks, sondern aller Völker, es ist die Cultur der Menschheit. Und wo liegt im Verlaufe der Geschichte der Anfang dieser ganzen Bewegung? Auf welchem Gebiet ist sie in die Erscheinung getreten, um immer umfangreichere Kreise zu ziehen?

Wieder ist der Anfang dieses stetigen Culturprocesses kein anderer als der Gedanke, der im Innersten eines menschlichen Individuums irgendwelchen Ausdruck fand, wie dürftig jener und dieser auch noch sein mochte. Indem aber dasselbe auch in andern In-

Digitized by Google

dividuen derselben Gattung vorging, die Sprache entstand durch Gegenseitigkeit der Mittheilung, noch dazu Uebereinstimmung der Gedanken sich ergab, Vernunft sich bethätigte, sehen wir aus kaum merkbaren Ansätzen, je mehr man über die bloße Abwehr der Noth und Gefahr sich erhob, dasjenige entstehen, was man später Literatur genannt hat. Die mündliche Tradition war damals die alleinige Vermittelung. Die Mythe, die Sage wurden von weitem Belang. Man erzählte sich von einem goldenen Zeitalter. Die Ahnung eines Unsichtbaren, aber Höhern und Höchsten war unausbleiblich. Schon früh bildete die Phantasie alles das immer specieller aus, im Kolossalen in Hindostan, im Erhabenen unter den Hebräern, bis späterhin das rechte Maß — „der Mensch ist das Maß aller Dinge" — von den Griechen gefunden wurde. Die altindische, die hebräische, die hellenische Literatur wurden charakteristisch für alle Zeiten. Wie entschieden aber auch die Griechen das erste classische Zeitalter heraufführten, die Religion, wenn auch erst mythisch, gestalteten, die Wissenschaft rationell entwickelten, in der Kunst das Schöne bis zur Vollendung in die Erscheinung riefen, jene drei Erstlingsliteraturen schlossen sich mehr oder weniger in sich ab, die Hellenen sogar bis zur nationalen, strengen Ablehnung alles Barbarenthums. Gleichwol sollte die Nachwelt anders urtheilen und sogar richtiger erkennen, um über jene bewunderungswürdigen Völker gerecht zu sein. Und so lautet dieses richtigere Urtheil heute so. Wie sehr jene frühern Nationen sich in sich selbst faßten, jede an sich selbst genug hatte — wenn auch einzelne Hellenen erfolgreiche Reisen unternahmen, um historische Kunde einzuziehen und Weisheit an der Quelle anderer Völker zu schöpfen — sie drangen in Poesie und Prosa schon so weit vor, sie brachten es zu so eigenthümlichen Sprachleistungen, daß ihre Werke auf alle spätern Nationen von Einfluß waren und heute erst recht ein Culturband zwischen allen civilisirten Völkern knüpfen, welches sich in der Folgezeit stets weiter schlingen wird. Haben jene Literaturen auch sehr abweichende Schicksale gehabt, ist manches überaus Werthvolle aus ihrem Bereich verloren gegangen, ist die eine von ihnen erst jetzt so weit erforscht, um der heutigen und künftigen Menschheit wieder zu genauer Kenntniß zu gelangen, jede derselben ist aus ihrer Isolirtheit befreit und hat auf dem Felde der Cultur bereits einen internationalen Charakter erhalten. Die Wunder- und Phantasiegärten der indischen Poesie und Philosophie mit wilden Kataraкten, mit ihren Büßern in Grotten tiefsinnigster Beschaulichkeit oder lustwandelnden Frauen holdester Anmuth und Zartheit; die geheimnißvollen, erhabenen Bücher zunächst des Alten Testaments von den Schöpfungstagen, von der ersten Morgenfrische des Paradieses bis zu den Schauern des Sündenfalles, von dem verzweifelnden Dulder Hiob bis zu der Buße und dem Triumph des Psalmisten und dem Schwunge, den Strafgerichten und den Weissagungen der Propheten; das ewige Menschenepos des Homer, die glänzenden Ideengestirne des Platon, die keuschen Begriffsbestimmungen des Aristoteles, die tragödische Hoheit und das erschütternde Pathos des Sophokles, die komödische Heiterkeit und Ausgelassenheit des Aristophanes; sie alle, einst für eine Nation gedichtet und gedacht, sind jetzt allen zugänglich und verständlich geworden, sodaß sie heute allen civilisirten Völkern gleichmäßig angehören, weß Landes, welcher Nation der einzelne auch ist, ihn erheben und erquicken können. Das ist aber freilich noch lange nicht die verwirklichte Idee einer vollständigen internationalen Literatur, auf welche wir uns hinbewegen, doch allerdings schon der Weg zu ihr.

So viel entnehmen wir schon jetzt, die Literatur hat weiter reichende Mittel als jede andere Institution oder jedes andere Gebiet des Geistes, denn das Medium, durch welches sie wirkt, ist die Sprache. Es begann natürlich eine um vieles beschleunigte Bewegung, es begann ein neues Stadium mit der Erfindung der Schreibekunst. Es war damit nicht blos für die Erhaltung der Werke eine größere Sicherheit gewonnen, auch für die feste Gegenständlichkeit, für die präcisere Ausarbeitung, für die Genauigkeit und Sauberkeit

Digitized by Google

der Feile war ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Ungeachtet der Grieche, zu großer Genugthuung für Platon und Aristoteles, ein politischer Mensch war, so war er doch wie jene beiden Denker selbst noch unendlich mehr als das. Dieser unendliche Ueberschuß über das nur Nützliche, über den Staat, ist vorzugsweise die herrliche Eigenthümlichkeit der Griechen. Sie führte sie bereits bis zur reinsten Humanität, bis wohin sie kein Gesetz des Lykurg geführt haben würde. Daher hat sich denn auch die Literatur der Hellenen ganz anders bewährt als ihre Politik. Welcher heutigen Nation könnte der griechische Staat noch genügen? Hat er auch seinen Samen abgeworfen, er selbst ist verwelkt. Die Literatur der Griechen dagegen steht noch heute wie einst in voller, unvergänglicher Blüte, ihre Früchte werden gemeinsam gesucht von allen civilisirten Nationen. Ihre Literatur ist normal für alle Zeiten.

Wir haben hier nicht Raum, um den entsprechenden Nachweis einer internationalen Vorbereitung zur Erdcultur für alle Völker zu geben. Von den Römern ist es gewiß, daß ihr organisirender, scharfer Weltverstand auch von der Literatur aus für die Handhabung des Gesetzes, die Regulirung des Rechts, die Beredsamkeit, das Kriegswesen auf andere Nationen durch alle Jahrhunderte vom größten Einfluß gewesen ist. Wie hat Cicero gewirkt auf die oratorische Kunst, auf die Eloquenz der Tribüne, auf die Redegewalt der Oeffentlichkeit zu Gunsten, zur reichem Gewinn für alle spätern Parlamente! Wie Julius Cäsar nicht blos mit dem Schwert weiter reichend durch die Feder zur Ausbildung militärischer Geschichtschreibung, der Strategie, des Commentars selbstausgeführter Feldzüge! Aber das Christenthum tritt in die Welt, und gegen die Umwälzungen, welche es zuerst durch das mündliche, dann durch das aufgeschriebene Wort herbeiführt, verschwinden alle frühern. Ist doch nicht blos die Bergpredigt, ist doch das ganze Neue Testament vorzugsweise an das Volk, an die Völker gerichtet. Dieses ist die mächtigste Grundlegung durch die Macht des Wortes für die gegenwärtige und künftige internationale Literatur.

Nun wird die Bewegung, welche unter die Völker kommt, stets unaufhaltsamer, um sie über den bloßen Naturtrieb zu erheben, das, was Wille im Volk ist, zur Geburt zu bringen, für die Willensbestimmungen aller civilisirten Nationen Uebereinstimmung zu gewinnen. Das Christenthum hatte einmal für immer den Geist als den Herrn der Welt, des Universums offenbart, aber denselben Geist auch im Menschen als gottverwandtes Wesen gesetzt. Es hatte somit dem Worte als Boten des Geistes eine neue Weihe ertheilt. Es hatte die Weisung gegeben, daß dieses Wort in allen Ländern, unter allen Völkern verkündet werden solle. Hier war die Idee und Mission der wahren Literatur recht eigentlich schon ausgesprochen. Daß Verzögerungen, sogar Unterbrechungen eintraten, wurde nothwendig durch die Reibung der Gegensätze veranlaßt. Auch die Geschichte hat ihre Pausen wie die Natur sie hat, in welchen aber der Rhythmus der Bewegung keineswegs aufhört, sondern sich nur sammelt, sich vertieft. Auch der Rückgang in einzelnen Perioden ist nur das Ausholen zu einem beschleunigten Vorwärts für den ganzen Proceß der Cultur. Die Weltalter der Menschheit sind nur erweiterte Lebensalter des Menschen, des Individuums. Das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis wiederholen sich stets in unserm Geschlecht, dieses jedoch gelangt dadurch weiter und bringt es zu Niegeahntem.

Auch für unsern Gegenstand stellt sich das außer Zweifel.

Wir wollen eben nur hindeuten auf das, was die Poesie der Troubadours gewirkt hat im Kreise der romanischen Völker. Die Germanen nun vollends stehen in der Völkerwanderung der Cultur an der Spitze und sind bis auf den heutigen Tag vorzugsweise das Wandervolk der Cultur, und zwar stets mit dem Hinblick auf universelle Bildung. In der Dichtung der Minnesänger, in der Ausgestaltung des Epos macht sich das in

Digitized by Google

imposantester Weise geltend. Wolfram von Eschenbach stellt einen Weltspiegel auf, in dem sich auf dem Boden des Christenthums Poesie und Philosophie tiefsinnig für andere Dichter maßgebend durchdringen. Der Einfluß der Deutschen auf Italien auch außerhalb der Politik ist schon jetzt ein immenser. Die gesammte abendländische Bildung und damalige Weltanschauung concentrirt sich in nie dagewesener Ausgestaltung in Dante, und zwar in dreifacher Beziehung. Einmal, indem er das ganze Weltbild der katholischen Kirche meisterhaft zur Darstellung bringt, Alterthum und Mittelalter freisinnig und unbefangen zusammenschaut, sodann, indem er die Philosophie der Kirchenväter, der Scholastik, der Mystik, wiefern sie damals schon zu Tage gefördert war, selbständig verarbeitet und noch dazu poetisch verklärt, wobei daran zu erinnern ist, daß der Florentiner dem Ideenhimmel Platon's viel näher steht als den reizenden Abenteuern Virgil's, endlich, indem Dante, hoch über allem Parteiwesen, dennoch uns mitten in den Kampf und Grimm der politischen Parteien seiner Zeit hineinversetzt, stets unbeirrt, stets brav und charakterfest an Gesinnung, wie er denn auch in allen diesen Beziehungen seinen Freimuth walten läßt, schon vorbereitend ein Weltgericht übt, das ihn als Religiösen, Dichter und Propheten den größten Genien aller Jahrhunderte anreiht.

Hier ist nun eines Unternehmens zu gedenken, welches, wie viele Schwärmereien dadurch auch hervorgerufen wurden, dennoch einzig in seiner Art ist, indem es in Europa eine fast allgemeine Begeisterung hervorruft, bereits wieder einen entschieden internationalen Charakter hat und auf die Literatur zumal der kommenden Zeit einen außerordentlichen Einfluß übt; es sind die Kreuzzüge. Durch sie wird der Orient dem Occident näher gerückt und es wird auf weithin durch die Romantik der Poesie eine durchaus neue Thätigkeit eröffnet. Von jetzt ab Wendepunkt auf Wendepunkt zu Gunsten des Fortschritts wohin wir blicken. Die Wiederbelebung des Alterthums, die Vervielfältigung seines literarischen Nachlasses, wenn auch erst durch Abschrift, das Kopernicanische System, die Entdeckung des Columbus, es sind Momente, welche die Nationen in ein ganz anderes Verhältniß zueinander bringen, neue Fahrstraßen, neue Wohlfahrtswege, neue Durchsichten, Anschauungen sogar des Weltganzen erschließen. Nun aber vor allem ein Ereigniß, welches mit Einem Zauberschlage die Gesammtheit der Bildung zu einer andern macht, ihre Bewegung unendlich beschleunigt, den Strom der Idee über die Erde leitet, es ist die Buchdruckerkunst. Die Schwarzkunst des Barthold Schwarz ist im Vergleich mit der Schwarzkunst Johann Gutenberg's eine mit dem Fortschritt der Cultur stets leichter wiegende Acquisition. Denn jene ist nur Steigerung materieller Kraft, diese ist Steigerung, Erweiterung und Beschleunigung der Gewalt des Geistes. Jene dient, außer daß sie das Sprengen harter Massen erleichtert, blos der äußern Wehr und Gegenwehr, sie gibt dem Kriege eine vollkommenere Waffe und Gestalt, diese dagegen verbürgt und bahnt dem Siege der Intelligenz auf Erden den Weg, sichert der Cultur und dem endlichen Frieden der Völker für die Zukunft den vollständigen Triumph. Kanone, Presse, späterhin Fernrohr (Teleskop), seht da, das sind drei Apparate, welche die Steigerung, den Fortschritt der Menschheit außer Zweifel setzen. Jene, die Kanone, wird freilich von letztern beiden unendlich überflügelt. Die ultima ratio der erstern ist allerdings diejenige Instanz, welche mit ihrem Blitz und Donner Auge und Ohr imponirt, die Roheit zur Raison bringt, aber auf die Länge nichts hilft. Die ultima ratio der Presse und des Tubus sind höhere Instanzen, sie leuchten, erleuchten, zünden mit dem Blitz des Geistes, daß es ein heiliges Feuer gibt, Licht und Wärme zugleich. Kanonen können um ihre Wirkung gebracht, sie können vernagelt werden, Finsterlinge können auch der Presse Stillstand gebieten, sie vernageln, das Fernrohr zerstören, auf daß es nicht in die Räume des Himmels dringt, nicht andere Sphären bloßlegt. Alles umsonst. Die Erfindungen sind einmal gemacht, sie verbleiben dem Bewußtsein der Menschheit,

Digitized by Google

die aber, welche unmittelbar dem Göttlichen dienen, am längsten; es werden Freunde des Lichts, Verwalter, Förderer der Ideen kommen, welche auch jene Hebel wieder ansetzen.

Die erste Bibel wird gedruckt. Dies ist das Signal, der Auferstehungsruf für die ganze Bücherwelt. Wir bemerken auch alsbald wie es wirkt. Die concentrischen Kreise der Cultur werden immer umfangreicher, gehen schon über ganze Länder und Völker fort, um bald auch die Meere zu überschreiten. Die reformatorische Freiheit, die Bewegung der Presse kommt jetzt auch denen zu statten, die das Licht der Intelligenz eindämmen, abfangen möchten, jedoch nicht lange. Wie das alles der geistigen Fruchtbarkeit zum Vortheil gereicht, wir sehen es an Luther. Da ist aber auch schon der Dichter ein wahres Weltwunder und doch mit rationellen Mitteln, freilich auch mit dem höchsten Schwunge der Phantasie ausgestattet, welcher sich von seinem Inselande aus über alle Länder und Nationen der Erde erhebt, um allen Menschen die Gerechtigkeit Gottes, das Strafgericht, aber auch die Herrlichkeit der Himmel zu verkündigen, dramatisch in Scene zu setzen, ein Dichter, der nie von seiner Höhe weicht, auch nicht, wenn er sich in Anmuth, in den stillsten wie zartesten Verborgenheiten des Seelenlebens ergeht, ein Dichter, der alles und jedes an den Tag bringt, gleichwol sich ebenso auf alle Heimlichkeiten der Nacht, und zwar der ganzen Nachtseite der Natur, einzulassen, ihnen Ausdruck zu geben versteht. Allen Zeiten der Geschichte, allen Räumen der Natur gehört er an, wie weit der Mensch sie im Fluge der Begeisterung zu durchdringen vermag, keine Oertlichkeit ist für ihn eine Schranke, kein Ereigniß für ihn ein Geheimniß, daher er sich eben auf alle Nationen bezieht. Hätte Shakspeare nie gelebt und gedichtet, wir würden von einer internationalen Literatur weder ihrer Idee noch ihrer Mission nach auch nur die entfernteste Ahnung haben.

Sehen wir nun auch in Spanien die Sonne der Poesie — fast sind es zwei Sonnen — im schönsten Aufgange, steigt sie in einem ihrer Dichter so hoch, daß sich das Leben unter einer Ueberfülle von Blüten und Duft in ausgelassenster Liebe und Lust ergeht und unbeschadet tiefster Religiosität die Romantik tausend neue Gestalten sogar über die Bühne führt, so hat diese außerordentliche Productivität doch zunächst noch keine universelle Bedeutung, sie übt erst dann ihre Wirkung auf andere civilisirte Nationen, als es wieder Deutschland ist, welches sich mit Spanien berührt und Calderon in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit den Empfänglichen weithin verkündet. Auch hier wird das allgemein Menschliche freudig anerkannt, das Nationale in seiner Einzigkeit innigst genossen, ja es erhebt sich in einem gewissen Sinne jene köstliche Dichtung bei Cervantes selbst bis zum Welthumor und versöhnt unter dem erquicklichsten Lachen mit allen Ausschreitungen des Ritterthums. Dennoch liegt in dieser Poesie der ganz aparte Reiz im Spanisch-Nationalen als solchem, während er bei Shakspeare der menschlichen Natur angehört, sodaß dieser Dichter denn auch alle Nationen zur Menschheit eint.

Noch weniger will uns in der französischen Literatur im Zeitalter Ludwig's XIV. der Faden bereits sichtbar werden, in welchem sich das internationale Band der Zukunft ankündigen könnte, bis wir allerdings im Verlaufe des 18. Jahrhunderts es deutlich gewahr werden. Schon die berühmte Vorrede zur „Encyklopädie", vor allem das gewaltige Unternehmen und Werk selbst weist nicht blos darauf hin, sondern erregt schon seiner Idee nach ein internationales Interesse.*) Auch, daß ausgezeichnete französische Autoren für ihre Darstellungen gern den Orient zum Schauplatz wählen, um größere Freiheit in

*) Eine meisterhafte Charakteristik und Analyse wie Gesammtanschauung der französischen Encyklopädisten und ihres Werkes ist nachzulesen in dem vortrefflichen Buche von Karl Rosenkranz: „Diderot's Leben und Werke" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866).

Digitized by Google

der Satire zu haben, schlägt in das Berührte ein. Ferner, daß Voltaire den Stand des Schriftstellers zu Ehren bringt, einen europäischen Briefwechsel unterhält, mit Fürsten correspondirt, trägt viel dazu bei, auch die Nationen einander zu nähern. Nicht minder leistet J. J. Rousseau Verwandtes durch seinen weitreichenden Einfluß auf Politik und Pädagogik, wobei, was den erstern Punkt betrifft, vor allem Montesquieu's mit seinem universellen Blick für das Gesetz in Ehren zu gedenken ist. Keiner jedoch unter den Franzosen dieser Periode ist durch reiche Anlage, durch Vielseitigkeit der Lektüre und des Wissens, durch Combinationsvermögen, Schärfe des Verstandes, Feinsinn der Kritik, philosophisches Interesse, Frische der Phantasie, Geist und Darstellungsgabe so entschieden befähigt zu einer Weltfühlung über seine Nation hinaus, keiner verräth so deutlich die Einsicht, daß Bildung zwischen den Nationen alle Unterschiede ausgleicht, ohne sie zu tilgen, wie Diderot. Schade, daß er durch zu verschiedenartige Unternehmungen, durch encyklopädische Hast und eingegangene Verpflichtungen seine Kraft zersplittert und nicht dazu gelangt, auch seinem Volke den Sinn zu öffnen für die universelle Literatur. Dankenswerth wird es immer bleiben, daß später Frau von Staël in ihrem bekannten Buch „Sur l'Allemagne" den gewagten Versuch machte, wenigstens Deutschlands Literatur ihrer Nation näher zu rücken. Es ging ihr freilich mit so dreister Fahrt, wie wenn man auf zierlich leichter mit Blumen geschmückter Gondel unter dem Accompagnement einer Guitarre lustig und wohlgemuth in den Ocean hinaussteuert, ohne zu bedenken, was der Himmel dazu sagen, welcher Sturm sich erheben, welchen Bergen wie Abgründen der Woge man sich überliefern könne. Dennoch ist das allerliebste und doch so heroische Abenteuer der verwegenen Seglerin bis auf einen gewissen Breitegrad hin geglückt, nur als sie höher hinaufkam, entschloß sie sich zwar nicht feige zur Umkehr, aber sie begegnete so grandiosen Orlogfahrern auf hoher See, wie Goethe und Jean Paul, sie hielt sogar an, erkeckte sich zu einem kleinen Tauschhandel, auch wol Uebersetzung genannt, und wäre bei so tollkühner Wagniß auf ihrem windigen Spazierschifflein fast, indem nur noch ein Haar breit fehlte, von jenen beiden Weltumseglern in Grund gebohrt worden. Kam die so resolut unternehmende Dame, der es wirklich an Idealsinn und tiefer Anempfindung keineswegs fehlte, noch mit einigem Ruhme davon, so muß ihr Beispiel, ihr Risico, eine Durchfahrt zu entdecken zu deutscher Poesie und Philosophie, in ihrem Vaterlande doch sehr abgeschreckt haben. Lange war nichts von neuen Unternehmungen der Art zu hören, von Frankreich aus Deutschland zu finden, zu entdecken. Aber die Zeiten, mit ihnen alle civilisirten Nationen änderten sich im Fluge, in einer nie für möglich gehaltenen Weise, und so wird sich uns für die Gegenwart Erfreulicheres bei unsern westlichen Nachbarn darbieten. Nur das ist noch zu bemerken, daß Franzosen durch Nachforschungen über Alterthümer, durch Reisewerke viel Dankenswerthes beigetragen haben, die Hemmketten und Schranken zwischen den Völkern wegzuräumen.

Wenden wir uns wieder den Deutschen zu, so bemerken wir auch sogleich das vereinigende Band, um welches es sich hier handelt, die Ausbeute wird immer größer, bis sie zuletzt so überreich ist, daß wir das Detail beiseitelassen, um auf den eigentlichen Herzpunkt unsers Gegenstandes einzugehen. Wenn Flemming und Olearius im 17. Jahrhundert eine Reise nach Ispahan unternehmen, wenn der letztere sie beschreibt und in der persischen Poesie Eroberungen für Deutschland macht, so ist das keineswegs geringzuachten. Aber nun kommt auch die Philosophie an die Reihe, und von ihr ist für unsern Gegenstand viel zu erwarten, da es im Wesen aller echten Philosophie liegt, theoretisch wie praktisch, den Menschen über die Scholle hinauszurücken, ihn durch Ideen und Ausdruck weiter zu führen, als die Grenzen seines Landes eben reichen. Zuerst hatte sich, wie wir wissen, der Keim der Literatur in der Seele, gleichsam in der Monade

Digitized by Google

eines einzelnen als Gedanke geregt. Leibniz bringt es gar zu einem System von Monaden. Außerdem, daß er gleich gewandt in verschiedenen Sprachen spricht und schreibt, sinnt er darüber nach, wie man zu einer allgemeinen, allen verständlichen Schriftsprache (Pasigraphie) gelangen könne, und trifft zur Ausführung einer solchen schon wichtige Anstalten. Er hat als Denker, als Rechts- und Staatsmann, als Weltmann, als allseitiger Gelehrter bereits ein solches Ansehen und Gewicht, daß er Fürsten zu Rathe geht, daß sein Ruf und Ruhm weit in die civilisirten Länder hinausdringt. Kurz, Leibniz hat seinen Stand als Weiser und Weltweiser bereits zwischen und über den Nationen, eine Errungenschaft für die Literatur — da von Leibniz die Rede ist, muß man richtiger sagen: für die Literaturen — welche von außerordentlichem Erfolge ist. Hier und da mochte einer wol schon ahnen, daß es nicht blos eine Association der Ideen, sondern auch eine der Individuen, der Völker gäbe, welche vielleicht von einer und derselben Vernunft gefordert würde, nach denselben Gesetzen erfolge, und welcher man auf die Länge sich gar nicht entwinden könne.*) Dennoch finden wir in keinem Autor des 17. Jahrhunderts das, was wir suchen, so deutlich ausgesprochen, wenn auch von Wulst und Schwulst überwuchert, keinen andern sehen wir einen so gewaltigen Anlauf nehmen, die ganze, damalige Völkercivilisation mit Einschluß der Vergangenheit zusammenzufassen, zu gestalten, vor die Anschauung zu bringen wie Daniel Kaspar von Lohenstein, und zwar in seinem Roman „Arminius und Thusnelda", als wäre es an ihm in einem Gesichte vorübergegangen, welches Verhältniß höherer Geselligkeit sich später zwischen den Nationen ausbilden werde. Es ist wahr, sein Ungeschmack übersteigt alle Grenzen. Kind und Phantast, Ammenmärchen, Alterthumsgeschichten und Ritterfahrten wie Liebesabenteuer reden und fahren bei ihm wild durcheinander. Er befindet sich in seinem dichterischen Schaffen gleichsam in einer reichen Garderobe und Pretiosensammlung, und hat nun den Tic, seine Gestalten, zumal die weiblichen, die vornehmen und allegorischen mit all jenen Stücken zu behängen, aufzuputzen, aufzubonnern, um doch ja keins unangebracht zu lassen. Jede seiner pomphaften Figuren von Rang und Repräsentation ist eine Prinzessin Pomphia, wie das Volk sie nennt. Aber welch eine Weltphantasie spricht aus dem allem und wie unverkennbar tritt uns aus all der Superfötation ein Dichter entgegen, der eine ungeheuere Belesenheit besitzt, die umfassendsten Studien gemacht hat, mit dem Rechte, mit der Geschichte seiner und früherer Zeit, sogar mit Staatsactionen aufs beste vertraut ist, und der einen so weiten Horizont beherrscht, daß er alle civilisirten Nationen, ganze Welttheile darin aufnimmt, sie in prächtigen Zügen an uns vorüberschreiten läßt, und das alles, um keine Getrenntheit unter den Nationen zu gestatten und Germanien als den Mittelpunkt eines großen Völkerbündnisses und der Erdcultur zu feiern. Man begreift, wie ein solcher Roman damals so viel gelesen, seine endlose Redseligkeit als Musterprosa bewundert werden konnte, und wie die Deutschen gegenüber den Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs sich daran wieder wohlgemuth und werdelustig zu machen vermochten.

Es ist aber freilich auch, als wenn nach derartigen Ausschweifungen, Schwelgereien, um nicht zu sagen Orgien der Phantasie, in welchen wie auf einer Maskerade alle Hauptgestalten des damaligen historischen Culturbewußtseins unter den Fahnen des Patriotismus mitfigurirten, als wenn die Deutschen einer Ernüchterung und bürgerlichen Sammlung bedurft hätten, um sich wieder auf den rechten Geschmack zu besinnen. Allerdings wurden ihnen noch Rampen genug in den Kopf gesetzt von Leuten, die Alongeperrüken nach

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Die Literatur und die Association" („Unsere Zeit", Neue Folge, IV, 1., 38 fg.), eine Darstellung, welche ein Seitenstück zu der vorliegenden Entwickelung bildet, sodaß beide Arbeiten sich beleuchten.

Digitized by Google

der Mode von Paris auf demselben trugen und den deutschen Tölpel nunmehr ohne Hanswurst sogar für die Bühne französisch zustutzen wollten. Ungeachtet alles dessen war und blieb es noch eine Weile unerquicklich und öde genug in deutschen Landen. Es war ein hartnäckiger Winter gekommen. Die deutschen Autoren wagten sich gar nicht hinaus. Sie saßen hinter dem Ofen, schrieben Stadtgeschichten, ließen Volk Volk sein, höchstens, daß sie sich zum Kinder- und Schäferdrama, zur Fabel, zum Pasquill und zu einiger andern Satire verstiegen. Wo sollte wol da der Weg zur Nation oder gar die Verbindung zwischen den Nationen in der Literatur gefunden werden? Wenn aber die Deutschen zeitweilig auch dem Winterschlafe verfallen, sicher, sie wachen wieder auf. Das eigentliche Deutschland ist auch darin so günstig gelegen, daß es die Jahreszeiten der Natur in aller Vollständigkeit bietet; die dem entsprechende Periodicität macht es im Geiste durch. Es kündigte sich ein Frühling an, der bald sogar zu einem Völkerfrühlinge ausschlagen sollte, wenn auch zunächst erst für den deutschen Stamm und Idealsinn. Es regte sich, es trieb, es knospete allmählich an verschiedenen Orten. Oder, wollen wir es kriegerisch ausdrücken, da es auf Eroberung ganz neuer Culturgebiete ankam, mitten im keimenden Lenze übte sich das junge Volk in Gesängen, aber auch in Waffen zu einem neuen Zuge nach dem deutschen Musenberge, vielleicht sogar durch das ganze Vaterland hin, wol selbst darüber hinaus. Dergleichen Uebungsplätze waren: Leipzig, Halle, Berlin, Hamburg, Wandsbeck, Göttingen. Das Feuer der Intelligenz griff immer weiter um sich. Es brannte schon an den entferntesten, einander entgegengesetzten Oertlichkeiten, soweit die deutsche Sprache nur reichte. Es flammte bereits auf in Frankfurt a. M., Strasburg, Darmstadt, in kleinern Cirkeln von Pempelfort und Münster, in Stuttgart, Manheim, Weimar, Jena, Königsberg in Preußen. Es hatte zur Ankündigung des Frühlings sogar an Aequinoctialstürmen nicht gefehlt; waren sie doch in jenen überkräftigen Jünglingen eingekehrt, die sich das Höchste und Kühnste zutrauten, der Natur und der Kraft ewige Treue gelobten, in jenen Stürmern und Drängern, unter welchen wir selbst Goethe und Schiller einige Zeit mitstürmen sehen, bis sie weise daran denken, selbst sich Einhalt zu gebieten, ihre Blüten zu schützen, Früchte zu ziehen. So sehr war Deutschland in jedem Betracht ein anderes geworden, seine Schriftsteller mit ihm, daß jetzt der wackere Verfasser der „Patriotischen Phantasien" ebenfalls, aber nicht wie einer der obigen, eine Stadtgeschichte schrieb, jedoch eine, die zugleich Staatsgeschichte war, eine Perspective eröffnete in die große Zukunft deutscher Nation und, wer nur zu folgen verstände, in die aller Nationen.

Unter diesen Feuersignalen sind es denn wol brennende Fragen: wie verhalten sich die großen Schriftsteller unsers classischen Zeitalters in Deutschland, zumal Dichter und Denker, aber auch einige von den spätern, die, ihnen ebenbürtig, in ihrem Geiste, in ihrer Sprache fortwirken, zu der Idee und Ausgestaltung einer internationalen Literatur? Sehen wir auch sie auf dieselbe hinarbeiten? Tritt sie auch bei ihnen immer heller hervor? Genügt es schon, es dabei bewenden zu lassen, was die erstern erreicht, was die kommenden fortgesetzt, genügt das Neue, das sie gewonnen haben? Obgleich wir in unserer vorliegenden Entwickelung andeutungsweise in die Idee der internationalen Literatur eingedrungen sind, und sie hervorgehen sahen aus dem, was hinfort Wille aller civilisirten Völker ist, aus der Uebereinstimmung aller mit allen im Interesse des Gedankens und der Sprache, somit der höchsten Cultur — dennoch werden wir das, worin das Wesen jener Idee eigentlich besteht, von wie verschiedenen Seiten her wir es auch bereits beleuchten mochten, erst dann in voller Klarheit gewinnen, wenn wir das literarische Deutschland der Neuzeit mit einiger Charakteristik in Betracht gezogen haben. Eben weil die Deutschen, wie wir schon früher nachgewiesen, das eigentliche Wandervolk der Cultur sind, und selbst da, wo sie rasten oder gar sich ansiedeln, sich schnell acclimatisiren, und dennoch ihre

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit bewahren und Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn vereinigen, so werden wir bei ihnen die vollständigste wie untrüglichste Einsicht erhalten in die muthmaßlichen oder auch bereits vorhandenen Strömungen der einzelnen Literaturen, in den Proceß der Gegenseitigkeit, welchen sie durchzumachen berufen sind, demnach in dasjenige, was die wahrhafte Aufgabe, also die Mission der internationalen Literatur ist.

Wenn der urthümlichste, gewaltigste unserer Odendichter, wenn Klopstock bekanntlich gern im Haine deutscher Eichen verweilt, um mit dem Geiste Tuiscon's und den Barden Umgang zu pflegen, so bewahrt er sich doch immer eine freie Durchsicht in die weitesten Fernen, und zwar der Erde wie des Weltalls. Wie hätte dem Sänger der Messiade nicht auch das Herz schlagen sollen für das Alleben, also auch für das Heil aller Nationen und Menschen! Verliert er etwa je die Alten aus dem Gesicht, wenn er in den Palästen der nordischen Götter wandelt, mit ihnen um die Wette auf funkelnder Eisbahn fliegt? wenn er eifersüchtig auf den Ruhm seines Vaterlandes die Muse Albions in die Schranken fordert? Aber schon freut er sich wieder harmlos, daß man seinen Messias ins Italienische übersetzt, er paßt und achtet auf jeden Vorgang in Frankreich während der Revolution und wendet sich erst dann mit Abscheu hinweg, als die Greuel dort zum Ausbruch kommen. Dem Gelehrtenwesen aller Länder will er eine freie Verfassung gegeben wissen, denn die Wissenschaft gehört keinem, weil sie allen gehört. Er bindet nicht blos die Geliebte „mit Rosenbändern", er will das Band, welches wir hier eben verfolgen, um alle Nationen geschlungen haben, und wahrlich, wir sehen es aus seinen Werken glänzend hervortreten, immer weiter sich weben. War aber je einer dazu organisirt, die Literaturen aller Zeiten zu beachten, zu durchspähen bis auf vergilbte Handschriften in Winkeln, wo kein Mensch sie suchte, Griechen und Römer, Mittelalter und Neuzeit mit gleicher Gerechtigkeit zu bedenken, verkannter Geister Ehre zu retten, wer ist es mit diesem ruhelosen Eifer in dem Grade gewesen wie Lessing? Schon seine Collectaneen zeugen davon, wie vielmehr noch alle seine eigenen ausgeführten Schriften! Doch wie hatte er zuvörderst aufzuräumen, den Schutt der Jahrhunderte fortzuschaffen, um dann erst Nachgrabungen anstellen zu können. Wir brauchen bei ihm gar nicht im einzelnen zu fragen, wie er sich zu den Alten verhielt, wie zu den Franzosen und Engländern; ob er schon damals, wo so vieles noch unerforscht war, die Menschheit als eine und dieselbe große Geisterfamilie nicht blos ahnte, nein erkannte. Wir dürfen bei ihm nur auf die eine unsterbliche That hinweisen, daß er die Deutschen auf jenen höhern Koloß von Rhodus der Poesie hinwies, an welchem alle Nationen auf ihrer Culturfahrt vorbei, unter dem sie hindurch müssen, um zum erhabenen Ziel ihres Geschlechts zu gelangen. Lessing hat meisterhaft ergründet, wie die Alten den Tod gebildet haben; an Shakspeare aber hat er es sich und allen Nationen zum Bewußtsein gebracht, wie ein solcher Genius das Leben gebildet hat und was daraus nun auch für alle Zukunft und alle Völker folgt. Doch wie steht es in Bezug auf unsern Gegenstand um Wieland? Ungeachtet seiner außerordentlichen Vielseitigkeit ist es nicht in Abrede zu stellen, daß das Werden einer internationalen Literatur bei ihm fast um etwas zurücktritt, wenigstens darf behauptet werden, daß jenes Band, nach welchem wir suchen, auch bei Wieland zwar vorhanden ist, aber an Ungemischtheit, Reinheit der Farbe verliert. Bei ihm gewahren wir den Sinn für Morgen- wie Abendland, sogar hat er das mit den Franzosen gemein, daß er moderne Gebräuche, Lieblingsneigungen, mit Ernst und Scherz, zum Ergötzen wie zur Rüge, in der Absicht, Weisheit, Lebenskunst zu lehren, auf dem Grunde des Orients zeichnet und malt, nur wie er das alles angreift und ausführt, wie er in seinen Schöpfungen Elemente des verschiedenartigsten Nationalen zusammenbringt, ist es selten ein rein künstlerischer Guß. So gibt es hier denn dichterische Gebilde, welche das

Digitized by Google

Gute und Schöne verschmelzen, auf hellenischen Geschmack französischen pfropfen, auf diesen wieder deutschen, ohne daß man weiß, ob so das Gute noch gut, das Schöne noch schön ist, und kein rechtes Behagen und nirgends ungemischte Nationalität findet, wie denn, was die zu stark aufgetragene Sinnlichkeit betrifft, schon mit dem Worte zweideutig sowol das Moralisch-Bedenkliche wie der Mangel reiner Farbengebung ausgesprochen ist. Wieland's größte Stärke liegt darin, einer gewissen Romantik sich zu überlassen, wie gefährlich diese auch wird für das lebendige, sich ergänzende Zusammengehen der Völker, ferner darin, den Geist der alten Römer wieder heraufzubringen durch Uebersetzung und Erläuterung, wohin denn auch das gehört, was er für Shakspeare geleistet hat. Im Oberon ist es ihm wie nie einem andern gelungen, den echten Hauch und Schmelz französischer Courtoisie, Chevalerie, Aventure und ritterlicher Anmuth mit deutscher Phantasie zu verbinden, sodaß auch das Ganze uns anmuthet wie der Tonsatz der reinsten Harmonie, welche zwischen zwei Nationen waltet. In seiner Lebensphilosophie, in seinem eigentlichen Eudämonismus, in seiner Auffassung des ganzen Ernstes der Existenz, wo er oft die größten, herrlichsten Anschauungen auch als Denker hat, verweilte Wieland auf einem so hohen Standpunkt, daß er sich den offenen, vorurtheilslosen Blick für alle civilisirten Nationen bis in sein höchstes Lebensalter erhielt, wie er denn auch zu denen gehörte, welche die furchtbare Tragödie der Vorgänge in Frankreich am Ende des Jahrhunderts mit gespanntester Aufmerksamkeit begleiteten, ohne daß er sich je um die Selbständigkeit des Urtheils bringen ließ. Dagegen sehen wir bei Herder das allmähliche Heranreifen einer internationalen Literatur im vollkräftigsten Wachsthum. Was sich für uns unter Wieland's Hand zu einem bisweilen sogar verschwindenden Faden verringerte und so erblich, das wird in Herder's Darstellungen wieder zu einem breiten, hellen Bande, es wird zu einem Lichtwege, der uns zu einer ganz neuen Menschheit hinüberführt.

Wenn wir in dem Vorliegenden auf eine Zeit der Cultur uns hinbewegen, in der nicht blos Männer von Fach, Gelehrte über Angelegenheiten der Literatur, für oder wider, stimmen, oft mit öffentlicher Stimmabgabe, sondern die Völker selbst zu Gericht sitzen, ganze Nationen über den Werth literarischer Werke entscheiden und im Urtheil übereinstimmen, so ist es schon von guter Vorbedeutung, daß wir unter Herder's Schöpfungen, die selbst da, wo er sie bescheiden nur für Bearbeitungen, Uebertragungen ausgab, von schöpferischer Sprachkraft zeugen, sogar „Stimmen der Völker" begegnen. Das Volkslied ist auch für unsern Zweck nicht hoch genug zu schätzen. Das Volk, wenn es singt, feiert nicht immer blos in Wehmuth und Melancholie seine Vergangenheit, accompagnirt nicht blos den Rhythmus seiner gegenwärtigen Arbeit, sondern es strömt im Liede oft auch seinen Heldenmuth aus, es ahnt seine Zukunft, es jauchzt ihr entgegen. So sehen wir denn auch Herder, enthusiastisch wie er war, in seiner Arbeit vom Orient nach dem Occident (gleichsam einen umgekehrten Dionysos) schreiten. Von Osten bringt er mit Forster uns die reizende Sakuntala mit, hier im fernen Westen läßt er den feurigen Cid in deutscher Sprache zur Geburt kommen. Wahrlich, wir brauchen bei ihm am wenigsten seine internationale Stellung, sein literarisches Auf- und Abgehen zwischen den Nationen erst aus der Poesie der Hebräer, von den Palmen, von den Cedern des Libanons herzuholen — er wandelte nicht blos ungestraft, sondern sogar gesegnet unter den Palmen —, wo er sich jenen großen Stil seiner frühern Periode aneignete, auch nicht aus der griechischen Anthologie, die er so trefflich übersetzte, wie z. B. jenes Distichon auf die Nacht, aus dem Herder ein für allemal lernte, auch mit dem Tode und Schlafe ganzer Völker sich aussöhnen, nicht aus seiner gleichen Empfänglichkeit für Homer und Ossian; wir haben nur dessen eingedenk zu sein, daß er so kühn war, aus den Ideen sich Licht und leitendes Gesetz für die ganze Geschichte zu holen, ja die Geschichte selbst nun erst

Digitized by Google

als sein eigen zu betrachten, während so viele vor wie nach ihm aus der ganzen Geschichte auch nicht eine Idee gewinnen, und trotz endloser Wisserei, Zählerei und minutiöser Statistik, doch stets unter allen Nationen wie in der Fremde umhertasten. Das war es auch eben, was Goethe so früh schon zu Herder hinzog, diese Sicherheit des Herder'schen Standpunkts, dieser weite Gesichtskreis, der sich von hier aus ergab. Wie in Goethe Zeit seines Lebens Natur und Kunst die beiden Pole waren, die beiden Brennpunkte vielmehr, an welchen er sich auch für die Wissenschaft entzündete und begeisterte, so mußte ihm das an Herder so wohl thun, daß dieser auch die Genesis der Geschichte nur wie einen andern Proceß der Natur nahm, in welchem alles und jedes nach demselben Vernunftgesetz vor sich geht. Obschon Goethe's Lieblingsneigungen ihn nicht gerade zu besonderer Geschichtsforschung hinführten, daß nach Herder's Auffassung die Reiche und Schicksale der Völker ebenso durcheinander bedingt, miteinander verwandt sind wie die Reiche und Vorgänge in der Natur, das mochte sich Goethe gefallen lassen, das konnte ihm auch die Geschichte interessant machen. Er sah sich mit Herder, obwol im übrigen ihre Individualitäten weit auseinandergingen, in schönster Uebereinstimmung, als sie beim Endziel der Humanität zusammentrafen, und sich bei Herder aus Natur und Geschichte ebenso Cultur ergab wie bei Goethe aus Natur und aus Kunst. So befriedigt, so durch Herder unendlich angeregt, in manchem sogar unterwiesen, beschreibt von da ab Goethe freilich seine eigene Bahn, und wie er sie beschreibt, erreicht er einen Höhepunkt, wie solchen noch nie ein Autor erreicht hat, nämlich in gleicher Classicität der Poesie und der Prosa, eine Höhe, von der er nicht blos seine dichterischen Schöpfungen entsendet, sondern auf welcher er auch zu einer Fernsicht gelangt, die ihn prophetisch bewährt. Goethe besaß eine bewundernswürdige Gabe, das Abweichendste, ihm Fremdartigste auf sich wirken zu lassen, sogar bisweilen das Krankhafte, dieses dann aber auch jedesmal auszuscheiden und immer nur er selbst zu sein. Er übte im Geselligen von früh auf, durch sein ganzes Leben, eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Wie er, noch selbst Kind, Kinder zu Märchen um sich versammelte, so wußte er später mit Bürger und Adel, mit dem Volk, mit Fürsten, mit allen Ständen, Nationen zu verkehren, sich zu befreunden. In seinen Volksliedern wurde er eine lebendige Stimme aus dem Volk. Daß er auf das Fremdländische im Umgang, in der Literatur einzugehen vermochte, auf Reisen, in der Heimat, bis zu seinem Tode hat es sich glänzend bewährt, vom Grafen Thorane, dem sich der Knabe unentbehrlich gemacht, bis zu Napoleon, dem Manne, vor dem die Erde erbeben sollte, und dem nun wieder Goethe, der Mann, imponirte. Und wenn wir uns seinen Lauf vergegenwärtigen, den er als Dichter, als Weiser, als Schriftsteller nahm, wobei wir nicht nach chronologischer Abfolge entscheiden, um die es uns hier nirgends wesentlich zu thun ist, sondern nur nach dem ewigen Gehalt, der auf die Zeit wirkt, so müssen wir sagen, nie hat ein einzelner das literarische Bewußtsein in dem Grade geweckt wie Goethe. Es ist hier darauf hinzuweisen, daß die Idee einer internationalen Literatur nicht blos darin besteht, daß die heutigen Nationen zu einem lebendigen Austausch ihrer literarischen Erzeugnisse gelangen. Das wäre eine zu dünne Ackererde für das, was künftig geerntet werden soll. Die internationale Literatur muß ihren Samen tiefer streuen, ihre Wurzeln tiefer senken. Sie hat auch die Aufgabe zu lösen, daß sie die bedeutenden Literaturen der sogenannten todten Sprachen und abgeschiedener Nationen den civilisirten Völkern wieder zuführt, dadurch auch jene Nationen gleichsam aufs neue ins Leben ruft. Viel ist daran bereits gearbeitet worden, lange aber nicht ausreichend. Die Pädagogik, das Schulwesen bedürfen in dieser Hinsicht einer Reform, um nicht allein den künftigen Gelehrten, auch jeden wahrhaft Gebildeten, die Nationen selbst zu bedenken, so aber, daß mehr Zeit erspart wird und dennoch die Gründlichkeit darunter nicht leidet. Goethe hat auch in dieser Beziehung Unendliches geleistet.

Digitized by Google

Er vertritt aber überhaupt das Werden einer internationalen Literatur in der vollständigsten Weise durch Dichtung wie durch literarische Regsamkeit nach allen Seiten. Schon früh, und später immer wieder, verweilt er gern unter den hebräischen Altvätern. Er bringt uns durch Iphigenie die Griechen zurück, als lebten sie noch. In seinen „Römischen Elegien", in so vielen seiner Alterthumsforschungen sind die Römer in Herculanum mit auferstanden. Wie er das spätere Italien bis auf seine Gegenwart durchdringt, Cellini, Tasso, der römische Carneval, Manzoni sprechen dafür. Wie er England erfaßt, Shakspeare, Yorik, Sterne, Byron, Carlyle, welch glänzende Zeugen! Wie ihn das neueste England würdigt, beweist Lewes. Was Frankreich betrifft, so hat Goethe in der Uebersetzung des „Rameau" Diderot und sich ein bleibendes Denkmal gesetzt, von der Charakteristik Voltaire's und der Frau von Staël, der ersten Französischen Revolution (wenn sie auch nur als Hintergrund bemerkbar wurde) und den neuesten Erscheinungen in der Literatur Frankreichs, der erfreulichen Wendung, welche sie nimmt, zu schweigen. Und hat Goethe etwa Spanien vernachlässigt, hat er den Reiz, den Calderon ausübt, etwa nicht gekannt? Und ist er nicht noch in den spätesten Jahren wieder dem Orient zugeeilt? und hat er uns nicht von daher Blumen, Früchte, Lebensweisheit in reichsten Spenden mitgebracht? So sprach er aus Erfahrung und Selbstthat das fern hinausdringende Seherwort einer kommenden „Weltliteratur" aus, welches jetzt vor unsern Augen, in der zur Reife gelangenden internationalen Literatur in Erfüllung geht, zumal in Europa und Amerika, wie denn Goethe in zweien seiner Romane wiederholt auf den letztern Welttheil, sogar mit Regulirung eines Auswanderungssystems, zu Gunsten der Erdcultur, hingedeutet hatte. Sollte unserm Schiller, der mit Goethe überall gleichen Schritt hielt, nicht dasselbe nachzurühmen sein? Im vollsten Maße! Schiller nahm seinen Durchgang zum höchsten Gipfel der Kunst durch die Geschichte, obwol er dabei die Natur nie aus dem Blicke verlor. Was Goethe die exacte Wissenschaft war, das war Schiller die Philosophie, die er, bei seiner Liebe zum Ideal, freilich, und zwar mit Recht, für nicht minder exact hielt im Sinne der Ideen und ihrer wahrhaften Wirklichkeit. Schiller mußte zur Geschichte und Philosophie vor allem hingezogen werden, weil ihn die Freiheit so durch und durch erfüllte. Daß man frei ist, bringt man nur auf dem Boden der Geschichte zur Erfahrung wie auf dem der Philosophie zur Gewißheit. Schiller wollte die Freiheit, aber er wollte die Freiheit nicht blos für sich, er wollte sie auch für sein Volk, er wollte sie für alle Völker, für die Menschheit. Wird man auf dem Wege des alleinigen Beibringens von Kenntnissen je dahin gelangen, den Menschen, die Nation zum Bewußtsein ihrer Freiheit zu bringen? Diese Frage hat sich unser Dichter gewiß oft genug verneint. Man muß, soll es bewerkstelligt werden, die menschliche Natur erst aller Gemeinheit entheben, man muß sie von der Seele aus adeln, man muß ihr Liebe zu dem, was schön ist, einimpfen, und der so erzogene Mensch wird, da alles Schöne mit dem Guten und Wahren Eins ist, fortan im Bewußtsein unendlicher Freiheit leben. Diese Erziehung durchs Schöne, im Elemente des Schönen, diese Ausgestaltung des Schönen durch die Kunst, und die Anwendung derselben auf das Individuum, die Nation, die Menschheit ist schon hier der ewig antike Zug in Schiller. Er wendet ihn aber auch Zeit seines Lebens auf die Jahrhunderte, er wendet ihn sogar auf das Weltall an. Er erkennt tief und wahr, daß das Urgefühl alles Lebens, die Gesundheit der Existenz die Freude und nicht die Trauer, der Schmerz ist. Nie hat ein Poet ein Gedicht verfaßt, in welchem so der Pulsschlag des Daseins durch Sprache wiedergegeben wäre, das Entzücken darüber, daß es nicht blos einen Weltverstand, sondern auch ein Weltherz geben müsse, wie Schiller in seinem „Lied an die Freude". So ist er aber auch in seinem übrigen Dichten und Denken, künstlerisch wie historisch, unermüdet thätig, den Völkern

Digitized by Google

Bildungs- und damit Wohlfahrtswege zu eröffnen, die Völker einander zu nähern, zwischen ihnen Uebereinstimmung hervorzurufen. So brachte auch er das Entstehen einer internationalen Literatur um ein Beträchtliches vorwärts. Wie Schiller schon in seiner ganzen Lyrik das Gemüth jedes nicht verrotteten Menschen aufs tiefste erregt, aber zugleich befriedigt, uns in die nächste Nähe des Ideals rückt, durch die Stärke seiner Sehnsucht, durch die Macht seiner Elegie die schönen Gestalten antiker Welt uns vor die Seele zaubert, das Band mit Hellas wieder knüpft, auf daß es nie wieder gelöst werde; so vollführt er im historischen Drama seine Hauptthat für die internationale Zukunft, indem er in demselben, wie in einem Pantheon, alle civilisirten Nationen, oder doch deren Repräsentanten zusammenruft, nicht blos das Herz des Deutschen, des Italieners, des Spaniers, des Engländers, des Franzosen, des Russen, sondern das des Menschen erschüttert, tragödisch reinigt, zum Willen erzieht, fürs Handeln stark macht, und so zuletzt alle Völker der Erde bindet zu um so größerer Freiheit, sodaß Friedrich Schiller in allen diesen Beziehungen nur noch Einen seinesgleichen hat, William Shakspeare. Wer da behauptet, sich auf Schiller zu verstehen, der schwatze nicht mehr mit vom Pessimismus des Menschengeschlechts oder gar der Zukunft und der Welt. Wenn Schiller lehrte: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" — obwol keineswegs unbedingt, wie auch Kant bewährt —, so wird auch sicher die Literaturgeschichte der Zukunft ein solches Gericht über die Schriftsteller sein, in welchem aber die Nationen, und nicht die Gelehrten und Recensenten, den rechtsprechenden Chor des internationalen Dramas bilden werden. War Schiller auch anderweitig mit größtem Erfolge bemüht, das historische Dunkel zu lichten, die Literaturen miteinander zu vermitteln, wie er ja auch dem Mémoire eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, so mußte eine Katastrophe wie die am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ihn anfangs spannen, später mit Schmerz erfüllen. War sein Ruf ja bereits so weit gedrungen, daß man ihn zum Bürger der Republik machte, eine Auszeichnung, die freilich seinem edeln Gemüth, seinem klaren Blick das richtige Urtheil weder rauben noch trüben konnte. So rasch folgten damals die Genien in Deutschland einander, daß schon wieder ein neuer im hellsten Glanze vor uns sich erhebt. Wir meinen Jean Paul. In ihm war recht eigentlich ein Fürsprecher für das Volk, ein Schutzgeist desselben zur Welt gekommen. Er hatte ein Herz, welches vom Anbeginn bis zum Ende für alle Völker, für die Menschheit, für die Gottheit schlug, unter diesen Schlägen rügte und anerkannte, strafte und belohnte, scherzte und vom höchsten Ernst erfüllt war. Ihn mußte es ganz besonders zu Herder hinziehen. Hat doch Herder über die Menschheit wie über Gott geschrieben. Herder ist für Jean Paul gewiß stets der Mensch gewesen, wie er ihn suchte, wie er ohne ihn nicht leben konnte, daher er auch in allen seinen Schriften Herder vor allen feiert, bei ihm immer wieder anlangt. Herder verstand sich auch auf den Humor. Er liebte die englischen Humoristen. Jean Paul war selbst Humorist, und zwar ein das Weltall wie das kleinste Stilleben umfassender, noch nie so dagewesener. Einem Zeitalter allerdings, wie das heutige, dessen große Vorzüge für sich sprechen, in welchem sich aber nicht wenige in der Zerrissenheit gefallen, sodaß sie jede Versöhnung der Gegensätze abstoßen, muß ein so überlegener, versöhnter Geist wie Jean Paul schwer zugänglich sein. Sie lieben die Zersetzung so sehr, lieben sie in der Religion, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst und Kritik, daß sie auch im Leben wie in der Lektüre der Fäulniß recht absichtlich nachgehen, sie im Hautgout eines stumpf gewordenen Roué sogar genießen, um sich nur noch aufzuprickeln. Daher das Interesse am Verbrechen, die Analyse desselben, daher die Gier nach solchen Teufel- und Tafelauffätzen selbst im Romane. Jean Paul läßt es wahrlich an meisterhaften Diagnosen und Zergliederungen des Lasters, Verbrechens, kleiner wie großer Infamien und Teufeleien nicht fehlen, doch stets so, daß er die Nichtswürdigkeit

Digitized by Google

schon während der Darstellung brandmarkt, sie dem Abgrunde überliefert, dem Guten, dem Reinen den Sieg zusichert, den Triumphzug der Tugend, wenn auch durch die Pforte des Todes, mit der höchsten Kraft des Dichters bereitet. Er bleibt aber nicht in der Unentschiedenheit zwischen dem Wahren und der Lüge, dem Schönen und Häßlichen, zwischen dem Guten und Bösen. Sie aber behagen sich in der Schwebe. Daher kommen sie nirgends über die laue Mitte, nie über den Gegensatz hinaus. Daher verstehen sie auch Jean Paul nicht mehr. Wenn er auf dem Wetter des Humors niederfährt, die Ströme seiner Gedanken sich entladen, wenn die zahllosen Blitze seines Witzes die Schande der Großen und der Kleinen beleuchten, so merken sie nicht, daß auch sie mitgemeint sind, aber sie fürchten dennoch die Wasser des Lebens, seinen himmlischen Humor, sie flüchten sich ins Trockene, in die Spelunke gemeiner Kannegießerei und Witzbolderei, und sehen daher auch nicht den Bogen der Versöhnung, der sich bei ihm über Tiefen und Höhen ausspannt. Jean Paul steht so hoch, daß er einen unermeßlichen Gesichtskreis beherrscht. Aus dem Weichbilde der Sternenstadt Gottes nimmt er die Erde auf, und nichts auf ihr entgeht ihm. Stets betreibt er die Sache des Volks, aber jeder einzelne, wiefern er edel ist, zählt ihm im Volke mit. Bei Jean Paul finden wir die unverkennbarste Beschleunigung des internationalen Interesses. Fragen wir, ob er sich auf den Orient verstand, so antwortet Goethe für uns, der unsers Dichters Sprachweise aus dem Orient ableitet. Mit welcher Feinheit, zutreffenden Phantasie geht Jean Paul aber auch auf Hellas ein, entdeckt hier Charakterzüge, Schönheiten, die bis dahin noch jedem entgangen waren, und in welcher Heldengröße richten sich die alten Römer, ihre Bauwerke vor ihm auf, und ebenso das heutige Rom, Neapel, der rauchende Vesuv, das Meer und die Inseln! Und die Sprache, die er dem allen verleiht, ist noch nie gesprochen worden. So trifft er auch den Italiener selbst und das holde Mädchen von Ischia und ebenso die stolze, glühende, sehr decidirte, dann wieder melancholische, unnahbare und doch so unglückliche Spanierin; jeder Zoll eine Fürstin. War es dort mehr die Beachtung der Kunst, der Landschaft, unmittelbar mehr der Mensch, so ist es in Frankreich und England wieder auch die Literatur, so sind es zugleich beider Länder Nationen, für die Jean Paul den schärfsten Blick, über die er das richtigste Urtheil hat. In Frankreich erstreckt sich dieses bis über die Zeit der ersten Revolution hinaus, stets von ebenso gehaltvollen wie glänzenden Bemerkungen über Esprit, über Eigenart französischer Sprache, über Sitte, Institutionen, über Charaktere begleitet, mit großartiger Fernschau in die zunächstkommende Zeit, die wir Heutigen bereits hinter uns haben. In England trifft der Unvergeßliche ohnehin auf Sympathien, sogar auf Geistesverwandte, auf Shakspeare, Sterne, Swift, wie denn überhaupt die Söhne Albions mit ihrem Weltbewußtsein, ihrem Nationalstolz, ihrer Freiheitsliebe, ihrer Ungeniertheit zu seinen Lieblingen gehören. Es ist das ganz Eigenthümliche in Jean Paul, wodurch er uns Deutsche selbst, mit unsern Tugenden und Gebrechen, einander näher gebracht und dadurch geläutert hat, aber auch mit andern Nationen vermittelt, daß er mit unendlicher Menschenkenntniß und Kunst das Große aus dem Kleinen, dieses aus jenem verstehen und hervorgehen läßt. Auch hierin ist das deutsche Naturell vollständig von ihm vertreten, das Bedürfniß, sich in das Weltganze wie in den einzelnen hineinzuversetzen, Patriot und Weltbürger zu sein. Für die wirkliche, intelligente Größe der Großen, wie für seinen Friedrich den Großen, für ihren höchsten Seelenadel wird er stets den Lorber bereit haben. In seinem köstlichen Humor, in dieser ebenso tiefen wie zarten Sentimentalität, die, wo es gilt, tapferste Energie ist, hat das Kleine, um das wahrhaft Große zu verherrlichen, eine doppelte Bedeutung. Einmal ist es die patriarchalisch idyllische Einfriedigung harmloser Menschen, die auch im Kleinsten das Größte besitzen, in denen eine so gewaltige Phantasie arbeitet, daß sie den Reichthum des Allebens als ihren eigenen nehmen und

Digitized by Google

nichts vermissen. Dann aber ist das Kleine auch die Abart des Großen, es ist die Spieß- und Pfahlbürgerei, welche auch nicht entfernt ahnt, was ein Volk, was nun gar eine civilisirte Nation bedeutet, welcher Verkehr zwischen den Nationen erwirkt werden soll, in welchem es nicht blos um Waaren, um Handel, um einen diplomatischen Notenwechsel sich handelt, sondern um große Gedanken, um Ideen, um die Verwirklichung derselben zu aller Wohl, um den Austausch ihrer Literaturen, um dadurch in jedem Betracht den edelsten Willen in jeder Nation wach zu rufen, die Freiheit jedem Volke zu sichern, Uebereinstimmung zwischen allen Nationen der Erde zu gewinnen. Kurz, die Idee einer internationalen Literatur, den Weg zu ihr, die Mission derselben betreibt Jean Paul in allen seinen Schriften. Er erzieht seine Helden beiderlei Geschlechts, den Leser, die Leserin, welche seinem Fluge zu folgen vermögen, in seinen Romanen, in seiner Aesthetik, wie in seinem Buche für Mütter, wie in den beiden über die Unsterblichkeit der Seele, er erzieht sie für das, was allein erst wahres Leben ist. Er erzieht beide Geschlechter auch für den Staat, aber nicht blos für den Staat, sondern für echte, freie Menschenwürde, für Familie, Nationalität, für Menschheit und Gott, und will eine deutsche Literatur, die sich fern hält von aller Buhlerei mit dem Auslande, mit der Aesthetik und elenden Schönseligkeit. Er will eine solche, die treu und selbstbewußt an sich festhält, zugleich aber auch zu höchster Cultur denen anderer Nationen sich gesellt. Auch Jean Paul hat es wie Goethe vorausgesehen, welche Zukunft Amerika verbürgt, welchen Segen der Intelligenz deutsche Auswanderer dorthin bringen würden. Wie oft läßt er, fast symbolisch, in seinen Dichtungen die Sonne über Amerika untergehen, und freut sich ihres Aufganges dasselbst! Seine Liebe zu England, sein Vorgefühl für die Neue Welt, sein internationales Interesse und Mitleben mit der Menschheit sind ihm aber auch als Dank und Segen reichlich zurückgekommen, wenn auch erst nach seinem Tode. Schon in den dreißiger Jahren gab eine der berühmtesten Zeitschriften Englands eine Charakteristik Jean Paul's, welche ihn als ein wahres Weltwunder von Genie feierte. Später erklärte ein Engländer, er schenke seinen Landsleuten ihre ganze humoristische Literatur für den einen Jean Paul. Es ist bekannt, als welche Einzigkeit, als welches unvergleichliche Genie Carlyle Jean Paul feiert. Es ist uns die Nachricht gekommen, daß Jean Paul in Nordamerika gegenwärtig Furore macht. Und die Deutschen? werden sie nicht auch für ihren größten Humoristen, für ihren größten Landschaftsmaler in der Poesie, für den feinsten Seelenkundigen wieder erwachen? Freilich, etwas von Ironie muß sich nun einmal in allem menschlichen Erfahren geltend machen. Während von Jean Paul ein literarisch elektrischer Strom ausging, der nach allen Seiten hin überschwoll, befruchtete, auch über den Ocean drang, um dort große Ideen zu verbreiten, hat die Alte Welt aufgehört, ein Leiter dieses Feuers zu sein, verkennt sie ihren eigenen Genius, ist im gröbsten Sinne, wenn wir einzelne ausnehmen, undankbar, überläßt es den Ausländern ihm gerecht zu werden und ist in derselben Zeit antinational, in der sie sich für internationale Literatur lebhaft interessirt.

Niemand hat das eigentliche Wesen gesunder Romantik tiefer gefaßt als Friedrich Richter. Es ist ihm aber dabei nie entgangen, welche Einseitigkeiten, Verirrungen, Liebäugeleien mit sich selbst der neuen romantischen Schule in Deutschland zur Last fallen. Jean Paul hat bei zeiten und sehr nachdrücklich dagegen gewarnt. Dies führt uns auf Ludwig Tieck und die Schlegel'sche Schule. Nicht als wenn das bis dahin so mächtige Werden der internationalen Literatur jetzt unterbrochen worden wäre. Jedoch es schwächte sich eine Weile ab, es zersplitterte sich in zahllose Wunderlichkeiten. Gleichwol haben die modernen Romantiker in mehrern Beziehungen den internationalen Fortgang auch zu ihrem Verdienst. Dies gilt besonders von Tieck und den beiden Schlegel. Ueber Tieck ist das richtige Urtheil noch keineswegs festgestellt. So viel indessen ist sicher, Tieck ist ein

Digitized by Google

außerordentlicher Dichter. Er ist an der Spitze der Romantik, mit dem ganzen Aufwande aller romantischen Mittel, der Ironie und des Humors, eine Art Aristophanes. Zugleich vereinigt er in sich oft Cervantes und Calderon. Er unternahm nichts Geringeres, als die derb prosaische Wirklichkeit für so viel elende Unbilden zu strafen, aufs Haupt zu schlagen, sie für die Poesie zu erobern, durch Märchen, Gespräche, Novellen, Romane, Dramen, und sich zu diesem gewagten Kampfe der Waffe schärfster Kritik zu bedienen, sogar in der Dichtung selbst. Tieck wie August Wilhelm von Schlegel arbeiteten mit glänzendem Erfolge an der internationalen Zukunft fort durch das Große, was sie für Shakspeare thaten. Außerdem gab Tieck sein „Altenglisches Theater" sowie „Shakspeare's Vorschule", A. W. von Schlegel seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" und seine „Indische Bibliothek". Von weitreichender Bedeutung für unsern Gegenstand ist ferner, was Tieck, die Gebrüder Schlegel und die, welche sich ihnen anschlossen, für genauere Kenntniß und vorzügliche Uebersetzung der Werke aus den Literaturen der romanischen Völker wirkten. Dahin gehörige, treffliche Arbeiten wurden auch geliefert von Streckfuß, Kannegießer und Gries. Friedrich von Schlegel erfreute mit seiner „Sprache und Weisheit der Indier" und mit seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur". Im übrigen würden die Romantiker, bei dem Geist, der ihnen eigen war, bei der Formgewandtheit, die ihnen zu Gebote stand — wie denn überhaupt ihre rühmenswerthen Eigenschaften, wenn man an Achim von Arnim, an Novalis, an Clemens Brentano, an Eichendorff denkt, noch lange nicht genug anerkannt sind — noch viel gedeihlicher der internationalen Literatur in die Hand gearbeitet haben, wenn man sich nicht bisweilen hätte gehen lassen, in einem weichlichen Dahinträumen sich behagt, in subjectiver Phantasie geschwelgt und darüber das eigene Volk und die andern Nationen vergessen hätte. Daß man alles dazu besaß, um begeisternde Rufe auch ins Volk zu senden, beweisen noch heute die kräftigen Terzinen Friedrich von Schlegel's „An die Deutschen" und seine patriotischen Gedichte. Wie billig haben wir hier auch eines Mannes wie Joseph Görres zu gedenken. Er war nicht blos Genie, er war ein Hypergenie. Mit diesem Drüber deuten wir an, worin er zu weit ging. Unermeßliches Wissen, kolossale Phantasie, origineller Stil zeichnen ihn aus. Dabei schlug auch sein Herz für das Volk. Er war freimüthig bis zum Aeußersten, von Napoleon I. gefürchtet, verfolgt. Er hat für die Genesis einer internationalen Literatur eine großartige Thätigkeit entwickelt. Dahin gehören unter seinen Schriften: „Die deutschen Volksbücher", „Mythengeschichte der asiatischen Welt", „Deutschland und die Revolution", „Das Heldenbuch von Iran". Zu bedauern ist, daß er sich später in eine kranke Mystik verlor, womit sich sein einst so rüstiges Hervorbringen im Interesse der Cultur und des literarisch zusammengreifenden Fortschritts aller Nationen ferner unmöglich machte.

Um nun die Idee der internationalen Literatur ihrem Inhalte nach zu vervollständigen, haben wir noch einige Augenblicke bei den großen Denkern der Deutschen in der Neuzeit zu verweilen.

Daß Kant sich stets, ungeachtet der Schwierigkeit und Tiefe seiner Speculationen, auf der Höhe seines Jahrhunderts befand, sich nichts entgehen ließ, nach allen Seiten hin Umschau hielt, und immer auch vom Weltlauf unterrichtet war, geht aus seinen Schriften hervor. Vielleicht gelangte er zu dieser Kunde weniger durch Lektüre, durch selbstempfangene Briefe — denn wie mangelhaft war damals noch die periodische Presse, wie langsam gingen die Correspondenzen — als durch den ausgesuchtesten Umgang mit Gelehrten nicht allein, auch mit gebildeten Kaufleuten, mit In- und Ausländern. War doch Kant in eigener Person der aufgeweckteste Gesellschafter. Seine „Anthropologie" dient zum Belege, wie scharf und fein er beobachtete, wie ausgesucht er sich auf Völker und

Digitized by Google

Menschen verstand, wie vortrefflich er zu charakterisiren wußte. Hat Kant ohne Zweifel Werke vollbracht, welche in der Entwickelung der Intelligenz von unvergänglichem Werthe sind, und das menschliche Erkennen um ein Außerordentliches gefördert haben, so ist dennoch auch von ihm zu behaupten, was wir im Früheren von der bisherigen Menschheit andeuteten, daß sie noch keineswegs aus der Vernunft alle die Consequenzen gezogen habe, welche in dieser liegen. Schon daß Kant ein für allemalige Grenzen der menschlichen Vernunft setzt, darf man dem Philosophen nicht zugeben. Allerdings setzt die Vernunft Grenzen, wie der Künstler, der Dichter sie setzt, um zu gestalten, aber das schöpferische Subject ist sich der Unendlichkeit bewußt, aus der es schafft, und aus welchem immer neue Schöpfungen hervorgehen können. Die Vernunft in ihrer Bewegung, welche Denken heißt, ist endlos, eine Unendlichkeit, welche der des Raumes und der Zeit entspricht, wiefern man diese als Möglichkeit der Bewegung und des Geschehens faßt. Nur in dem, was die Vernunft erkennt, hat sie einen Halt, wird sie als Gegenwart des Ewigen inne. Dies ist die stete Ruhe in ihrer unendlichen Denkbewegung. So sehen wir denn auch sogleich in den auf Kant folgenden Philosophen die Grenzen der Vernunft erweitert, und mehr oder weniger auf die Nationen und deren stets zunehmende, wenn auch unterbrochene Verständigung untereinander angewendet. Dies gilt zunächst besonders von Johann Gottlieb Fichte. Legte er doch einen überaus starken Accent auf den Willen des Menschen, und blieb er doch nie beim einzelnen stehen, sondern arbeitete auf das Volk und die Völker hin, um auch seinerseits Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn zugleich zu cultiviren. Gewaltige Effulgurationen dieser Art sind: „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die Revolution", „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", „Reden an die deutsche Nation". In Schelling's philosophischer Productivität sehen wir das Band, an welchem wir das Werden einer internationalen Literatur verfolgen könnten, wieder um etwas zurücktreten. Schelling war zu sehr in Anspruch genommen, die Natur- und Religionsphilosophie tiefer zu begründen, zu systematisiren, als daß er anfangs der Geschichte sich besonders hätte zuwenden können. Dennoch ist bei ihm für unsern Gegenstand von großem Belang seine Idee und Darstellung der „Weltalter", wenn er sie in erster Gestalt auch wieder zurücknahm und sich im Spätern nur ein Fragment davon vorfindet. Außerdem aber ist hier von Wichtigkeit sein ausgezeichnetes Buch: „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums", welches in Deutschland segensreich gewirkt hat, und welches Franzosen, Italiener, Engländer und Amerikaner auch jetzt noch benutzen sollten, um ihrem Universitätswesen doch endlich eine würdigere Gestalt zu geben, den Zusammenhang aller Wissenschaften zu tieferm Bewußtsein zu bringen und damit die Verbindung der Literaturen zu fördern. Von seiten deutscher Naturphilosophen ist ferner sehr beachtenswerth die Schrift von Henrik Steffens: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden."

Von Hegel's Philosophie aus sehen wir das, was die internationalen Tendenzen begünstigt, wieder zu einem gewaltigen Strom werden, und zwar zu einem Lichtstrom. Man muß es an Ort und Stelle erlebt haben, wie Hegel durch seine Vorlesungen und Schriften die Zuhörer und Leser aus aller Herren Landen mit sich fortriß. Er war so beliebt, er wußte durch seine Weise so zu packen, daß er sich erlauben durfte, heute seine Vorlesung mit einer angefangenen Sprachperiode, mit einem Vordersatze zu beendigen, und erst morgen sie mit dem Nachsatz, mit einem grandiosen „Also" zu beginnen. Er gab also einige Stunden Zeit, den Schluß womöglich selbst zu finden. Er überzeugte, er riß vorwärts, man schmollte, daß die Stunde schon zu Ende sei, und war nun gar das Triennium zu Ende, da gelobte man es sich und andern, wo man auch seine Heimat hätte, das Licht zu verbreiten, welches er angezündet hatte, dafür zu sorgen, daß es auch der Enkel Wege beleuchte. So sind die Hegel'schen Ideen allmählich über ganz

Digitized by Google

Europa und die andern Welttheile gekommen. Man hat Wort gehalten. Wir erfahren es jetzt an Italien, England und Nordamerika, wie es sich auch schon zu Lebzeiten des Meisters in Frankreich und Rußland kundgab. Gewiß, man darf Hegel nicht den Vorwurf machen, daß er der Vernunft eine zu enge Grenze gesetzt. Jedenfalls aber ist zu behaupten, daß er sie zu wenig bedingt habe, da die Ableitung der Vernunft bei ihm nicht genugsam hervortritt; daher auch der Streit, welcher später in seiner Schule sich laut machte. Dennoch hatte er der Vernunft einen unendlichen Schauplatz eröffnet, sogar Vernunft und Wirklichkeit für identisch erklärt. Nur veranlaßte das wieder Kreuz und Irrthum. Die Kleinmüthigen, Aengstlichen, die stets so etwas von Denkschwäche an sich gemerkt, sahen sich auf einmal um alle Existenz gebracht, durch einen Machtspruch sondergleichen. Die Dünkelvollen, Kecken, welche sogar Staatsprüfungen bestanden, wirkliche Carrière gemacht, sahen sich geschmeichelt, ohne zu ahnen, daß solche Wirklichkeit allein unter Umständen leicht ausgeschlossen sein könne. Wie dem allen aber auch war, Hegel's Weltanschauung machte Epoche, seine Lehre verkündigte eine neue Weltzeit. Schon durch seine Geschichte der Philosophie und wiederum Philosophie der Geschichte wirkte er unglaublich. Daß die Philosophie sich erst in ihrer Geschichte vollbringe, also erst die Geschichte jeder Wissenschaft, somit die aller Wissenschaften, die Wissenschaft selbst sei, welche Freisinnigkeit sprach sich darin aus, was war daraus für Literatur zu folgern, für alle Literaturen! Es ergab und ergibt sich daraus, daß Philosophie, daß Wissenschaft, daß Literatur dem Leben, dem Volke, den Nationen, der Menschheit angehören und nicht dem Studirzimmer, der Schule, dem Gelehrten, daß daher Schriftsteller, Denker wie Dichter, daß die Literatur sich auch um ihr Volk zu kümmern habe, die Nation aber auch um ihre Schriftsteller und Literatur. Es folgte daraus, daß alle Literaturen eine Literatur ausmachen, daß alle civilisirten Nationen wie ihre Literaturen aufeinander gewiesen seien, sich zu ergänzen hätten, um durch Gegenseitigkeit, Vereintwirken die Erdcultur auf den höchsten Gipfel zu erheben, daß daher ein ununterbrochener Austausch der Gedanken, der Ideen zwischen den Nationen stattfinden müsse. In diesem Sinne wirkte Hegel umgestaltend auf sein Jahrhundert und die Zukunft, zunächst auf Philosophie und Literatur durch seine „Phänomenologie", durch seine „Rechtsphilosophie" auf den Staat. So sollte denn auch die Kritik eine gänzliche Reform durch ihn erfahren. Wer von den Aeltern hätte das nicht in dankbarem, frischem Andenken? Es constituirte sich unter Hegel's Vorsitz eine Societät. Man wollte, ob und wie ein tüchtiges Buch beurtheilt würde, nicht mehr der Clique, nicht mehr dem belletristischen Theecirkel überlassen. So entstanden die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". Sie haben Ausgezeichnetes geleistet und nach langer Zeit deutsche Kritik wieder zu Ehren gebracht. Selbst Goethe, bereits im höchsten Alter, lieferte noch einen rüstigen Beitrag. War Jean Paul vom Himmel der Poesie her mit einem tropischen Gewitter über Deutschland gekommen, so entsandte jetzt Hegel mit seinen Mitarbeitern von der Gebirgshöhe der Philosophie aus ein Wetter, welches nicht minder einschlug. Auch dauerte das Strafgericht fort. Mit den „Hallischen" und „Deutschen Jahrbüchern" brach eine Sündflut los, daß ein panischer Schrecken gelehrt und ungelehrt ergriff. Alles floh, was fliehen konnte. Hatten früher die Feuer von oben gebrannt, jetzt beizten, fraßen und verschlangen die Wasser von unten, die das schärfste Meersalz mit sich führten. Was wurde hier nicht alles an den Tag gezogen und bekam seinen Theil! Die Politik des Hrn. von Gentz, die altbackene Weisheit der Stuben- und Zopfgelehrten, sogar die deutschen Universitäten mußten die Revue passiren und sahen sich in mancher Celebrität nicht blos in „Physiognomischen Fragmenten" — Lavater war ja längst todt — sondern in ganzen Gesichtern, ja Figuren porträtirt. Die „Göttinger Anzeigen" waren verlegen, was zu thun. Mancher ihrer Recensenten, nämlich Mitreferenten, schlug eine öffentliche Anzeige,

Digitized by Google

nämlich Beschwerde vor, daß die Presse sich so etwas erlauben dürfe. Viele andere gelehrte Blätter und Zeitungen schrien gar Zeter. Was hätten diese ergrauten Zeitschriften darum gegeben, wenn sie sich plötzlich hätten verjüngen können! Und wie ging es vollends der Romantik! Manches artige Dichterchen, welches sich selbst, so oft es sich im Rasir- oder Hutspiegel besehen, durchaus nicht uneben und romantisch befunden, und — als zweiten Fund — in jedem Jahre sein Unterkommen in einem goldgerandeten Taschenalmanach gefunden hatte, wußte jetzt kein Unterkommen vor der Sturmflut kritischer Vergeltung zu finden. Kurz, es war ein nicht blöder Terrorismus in der deutschen Literatur ausgebrochen.

Auch Herbart verdient unter den Denkern der Neuzeit, was deren vorbereitendes Wirken auf internationale Literatur betrifft, rühmlicher Erwähnung, da in seiner „Praktischen Philosophie" Dinge zur Sprache kommen, welche für ein literarisches Leben und Produciren im umfassendsten Stil von wesentlichem Gehalt sind. Noch mehr ist dieses bei Franz von Baader der Fall. Er ist ein philosophisches, theosophisches Genie, ein Originaldenker, der, Kant, Fichte, Schelling, Hegel völlig ebenbürtig, das Sociale und Nationale in seinem Philosophiren mit großartigen Ideen, weitreichenden Vorschlägen bedacht hat, wie solches schon allein aus seinen Schriften über Societätswissenschaft hervorgeht, wie er denn in der Literatur mit Frankreich und England sich vielfach in sehr folgenreiche Beziehung gesetzt hat. Endlich haben wir noch über Arthur Schopenhauer, der auf unsere Gegenwart einen so außergewöhnlichen Einfluß üben sollte, ein Geständniß abzulegen. Wenn wir in einer andern Sphäre der Vorgänge einen Geistertrupp an uns vorbeibrausen hörten und sähen, so würde der kundige Beobachter ausrufen: der dort ist ein Genius seltenster Art, nur hat einer der Blitze, die aus seinen Augen ins All hinauszucken, ihn selbst einst getroffen, und hat seinen wilden Zickzack der prachtvollen Stirn eingegraben, darob Grimm und wiederum Grimm das Gesicht des Gewaltigen erfüllt! Und in Wahrheit, dieser Genius ist Schopenhauer! Was hätte dieser Denker leisten können! Schöpferische Intelligenz, Gedankenreichthum, Witz, Scharfsinn, umfassendes Wissen, Belesenheit, Bekanntschaft mit allen Literaturen, Kennerblick, hinreißende Schreibart zeichnen ihn aus. Was hätte er auch für die internationale Literatur leisten können! Aber unser Lichtpfad verläuft sich bei ihm nach Einer Richtung, und zwar nicht nach Amerika, sondern nach Asien. Der Buddhismus wird ihm zur Sackgasse, aus der er nicht mehr heraus kann. Das Stärkste, was man Schopenhauer nachsagen darf, nachsagen muß, ist, daß er in seiner philosophischen Weltanschauung von der Vernunft abgefallen ist. Er unterließ also nicht blos, die letzten höchsten Consequenzen aus der Vernunft zu ziehen, er bebte vor jenen Consequenzen nicht blos zurück, er verleugnete zuletzt alle Vernunft. Der Wille, den Schopenhauer lehrt, ist nicht der Wille, zu dem wir in unserer Darstellung die Völker heranreifen sahen. Bei seinem Willen kann keine Freiheit bestehen, weder die des Individuums, noch die der Nationen. Der Schopenhauer'sche Weltwille weiß selbst nicht, was er will. Er tyrannisirt die Vorstellung, er tyrannisirt alle Gesetze der Natur und Geschichte, er tyrannisirt alle Vorgänge in beiden, er tyrannisirt zuletzt sich selbst, um sich immer aufs neue zu tyrannisiren. Wir haben in Schopenhauer einen Denker vor uns, dem das, was er Intellect nennt, zum Schlagbaume wird, über den er nicht mehr hinauskommt. Wird doch auch dieser Intellect vom Gehirn tyrannisirt. Der Fall ist in der bisherigen Geschichte der Literatur und Cultur noch nie in die Erscheinung getreten, daß ein Geist so glänzend ausgestattet, entwickelt ist, dann plötzlich stockt, steht, sich verfinstert, und die Verfinsterung für Licht ausgibt. Welche Aufgeschlossenheit besitzt Schopenhauer für das Schöne der Kunst, für die wunderbaren Offenbarungen schon allein der Tonwelt, für die Architektonik der Wissenschaft! Wo es nun aber gilt, den Wunderbau des Universums, den gesetz-

Digitized by Google

mäßigen Rhythmus, der allem Leben eigen ist, anzuerkennen, den ganzen Tiefsinn, die ganze Herrlichkeit der Existenz, da sieht derselbe Schopenhauer nur Zerrbildung, da hört er nur Miston. Und was ist das Endergebniß dieser ganzen Scheinweisheit? Der Wille zum Leben soll verneint werden. Also der Wille empört sich gegen sich selbst. Das heißt denn doch, aller Cultur, mit ihr also auch aller Literatur, der nationalen wie internationalen, den Garaus machen. Hier bricht daher jede Unterhandlung mit Schopenhauer ab.*)

Indem wir dagegen, in Uebereinstimmung mit der existirenden Menschheit, in Uebereinstimmung mit Vernunft, mit Religion und Sittlichkeit, den Willen zum Leben bejahen, sind wir in der Beleuchtung unsers Gegenstandes so weit vorgerückt, daß wir die Idee der internationalen Literatur schon ihrem Inhalte nach bis zu dem Punkte erkannt haben, daß wir einige von den Hauptgestalten uns vorführten, welche bisjetzt in den einzelnen Literaturen für jene mit Erfolg thätig gewesen sind. Wir haben von diesem Nacheinander eine phänomenologische Darstellung gegeben, und haben somit zum Theil auch schon das Wesen, welches der Erscheinung zu Grunde liegt, zum Ausdrucke gebracht. Sahen wir die Genien und Talente in den bisherigen Literaturen immer größere Kreise beschreiben, sodaß sie innerhalb ihrer Nation auch bereits das mit Aufmerksamkeit begleiteten, was auf sprachlichem Gebiet von den Producenten anderer Völker herangefördert worden, so war das erst immer die Annäherung an das, was wir eigentlich suchen. Es waren bisjetzt die unterrichteten Männer des Faches, es waren Gelehrte, Schriftsteller, Denker, Dichter, Kritiker, es waren hervorragende Individuen beider Geschlechter, welche die Literatur ihrer Nation hegten und pflegten, durch neue Werke bereicherten, durch Urtheil bestimmten, höchstens von ihrem individuellen Standpunkt aus verschiedene Literaturen aufeinander bezogen, würdigten, mit Einsicht in die Eigenthümlichkeit der Nationalgeister. So sahen jene Literaturkundigen, nach dem Vorgange Goethe's, eine „Weltliteratur" sich heranbilden. Das heißt, sie erkannten, daß jede der einzelnen Literaturen der civilisirten Völker schon so weit vorgerückt sei, um das Verlangen zu haben, durch die andern ergänzt zu werden, denn wie alle Wissenschaften nur Eine, alle Künste, alle Religionen nur Eine constituiren, so sind alle Literaturen nur Eine. Dies beruht auf dem Zusammengehören aller Individuen zu einer und derselben Gattung, hier gar der durch Intelligenz höchsten Gattung, der Menschheit. Es beruht auf der Einheit der Vernunft in allen intelligenten Wesen, sogar der nichtintelligenten, indem die Vernunft sich bei den erstern durch Wille und Freiheit, bei den letztern durch Naturbestimmtheit und Nothwendigkeit verkündet. Die Culturgeschichte des Menschen aber ist hier der eigentliche Schauplatz, der Boden, auf dem Uebereinkunft gefunden werden muß, wie diese auch bereits vielfach besteht. Wie Franzosen, Engländer, Italiener, Russen, Deutsche, Amerikaner u. s. w. die Wahrheiten der Mathematik, die Hauptsätze der Ethik unbedingt anerkennen, und es keinen Unterschied ausmacht, welchem Volke jemand angehört, so muß es auch mit der fortrückenden Bildung in Sachen der Kunst, der Literatur werden. Modificationen, durch Eigenthümlichkeit, durch individuellen Geschmack herbeigeführt, werden sich dennoch unendlich geltend machen, wodurch aber die fundamentale Uebereinstimmung an Lebendigkeit, Frische und Farbenreichthum nur gewinnt. Mit diesem sich bildenden Verständniß ganzer Nationen, d. h. der Durchschnittsintelligenz der Völker, wird gegenwärtig der Uebergang gemacht in eine völlig neue Periode der literarischen Entwickelung, womit wir demnach anderntheils die Idee der internationalen Literatur uns zum Bewußtsein bringen. Viel-

*) Vgl. des weitern über Schopenhauer meine beiden Werke: „Das Geheimniß der Lebenskunst" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858), II, 245 fg., und: „Rosmarin oder die Schule des Lebens" (5 Bde., ebendaselbst, 1862), V, 325 fg.

Digitized by Google

umfassende Gelehrte, große Denker und Dichter, wahrhaft reproducirende Kritiker, über den Ereignissen stehende Historiker hören deshalb nicht auf, Wirkung auszuüben; ihr Einfluß wird vielmehr jetzt erst für immer gesichert; aber der einzelne Schriftsteller, wie bedeutend er sein mag, hört auf, Vormund, absoluter Sachwalter einer Nation oder gar mehrerer Nationen zu sein, und somit kann es hinfort auch kein Autor, ob er hervorbringt oder beurtheilt, über den andern Autor mehr sein. Das Genie ist freilich höherer Abkunft, als daß es von diesem Proceß der Literaturgeschichte je eine Einschränkung erfahren könnte, es bringt im Gegentheil stets etwas noch nie Dagewesenes mit, wodurch es jenen Proceß noch beschleunigt oder gar in ein anderes Stadium rückt. In allem übrigen ist der Wille, das Bewußtsein der Freiheit und Menschenwürde, bis auf jedes nicht entartete Individuum, in allen civilisirten Nationen gegenwärtig so weit gediehen, daß die Nationen sich mündig wissen, daß zwischen ihnen ein über die ganze Erde reichender Culturbund sich gebildet hat, in Bezug auf die einzelnen Richtungen, als Wohlfahrtswege der Menschheit, gleichsam ein Culturnetz, wie man von einem Eisenbahnnetze spricht, nur daß jenes Netz die Schätze der Literaturen nicht einfängt, um sie für ein einzelnes Volk zurückzubehalten, sondern um sie auf den Weltmarkt, auf eine allen Gebildeten stets zugängliche Weltausstellung literarischer Werke aller Nationen zu bringen. Verbreitung vortrefflicher Bücher, in gebundener und ungebundener Rede, unter alle Völker, Aufstellung derselben an Orten, welche Knotenpunkte für die sich kreuzenden Weltstraßen der Cultur sind, ist eine Forderung, welche schon in der Idee einer internationalen Literatur liegt, eine Forderung, welche die Mission derselben, auf die wir sogleich kommen, ausführen wird. Alles, was man bis dahin für Bücherverbreitung gethan hat, ist gegen das, was künftig, und zwar schon jetzt im Beginn gethan werden soll und wird, fast unbedeutend. Denn wie viel mehr besagt die Weltausstellung literarischer Werke, von welcher wir sprechen, als das, was wir kaum annähernd bereits dafür besitzen, wie: öffentliche Bibliotheken, Lesemuseen, oder etwa ein zu wohlthätigen Zwecken eröffneter Bazar, auf dem auch einige Bücher schüchtern mit unterlaufen, die aber auch selbst mit Rosaumschlag erröthen müssen vor dem Glanz, der Unzahl, dem Luxus anderer Gegenstände.

Die Mission der internationalen Literatur ist die Ausführung ihrer Idee, die Praxis derselben im Leben der Völker. Wenn eine Idee nie in die Erscheinung tritt, so ist sie auch nicht. Die Idee als solche aber ist stets. Sie ist das Ewige. Folglich muß sie sich auch in der Zeit irgendwie verwirklichen. Die Mission der internationalen Literatur hat zur Voraussetzung, daß die Verbreitung werthvoller, sprachlicher Erzeugnisse bereits innerhalb jeder einzelnen, civilisirten Nation vor sich gehe, wenn diese Verbreitung auch noch viele Mängel haben sollte. Die internationale Mission wird ihnen abhelfen. Beide Thätigkeiten werden allerdings noch durch etwas anderes bedingt. Es ist die Erziehung zur Literatur in der Familie wie in der Schule, die Fortsetzung solcher Ausbildung auf der Hochschule. Wir haben schon im Frühern in Erwähnung gebracht, daß in dieser Beziehung unser Schulwesen, sogar in Deutschland, wie vielmehr nicht in andern Ländern, einer großen Umgestaltung bedürfe. Was kann Bücherverbreitung ausrichten, welchen Sinn hat sie auch nur noch, wenn Bücher für gewisse Menschen keinen Werth haben? Wir müssen uns begnügen, im Folgenden einige Haupterfordernisse für die Mission internationaler Literatur anzudeuten; die Ausführung würde eine besondere Darstellung nöthig machen.

Da Sprache das Medium für jede Literatur ist, so werden Sprachen es für die Literaturen sein. Ueber die Wichtigkeit der alten Sprachen haben wir uns schon geäußert. Unter den neuern stehen an der Spitze, die deutsche, französische, englische. Die italienische fängt eben an, wieder von hoher Wichtigkeit zu werden, und ist auch für

Digitized by Google

unsern Zweck nicht mehr zu entbehren. Bekanntlich besitzen die Russen das entschiedenste Sprachentalent, nächst ihnen die Deutschen. Die Gabe, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Sprache gründlich anzueignen, zumal was die Lektüre betrifft, ist dann besonders hoch anzuschlagen, wenn solche Fähigkeit sich mit Uebersetzungstalent, mit Geist, womöglich mit Productivität verbindet. Ist jemand so vielseitig, daß er der Sprachen aller civilisirten Völker mächtig geworden, so wird er, wenn ihm andere Eigenschaften nicht fehlen, ein um so brauchbarerer Missionar für unsern Zweck sein. Wir kommen wieder auf die Presse zurück. Es leuchtet jedem ein, daß sie auch in der internationalen Mission, wie für alles Culturleben, von wesentlicher Bedeutung ist. So viele Menschen sind leider noch ganz in dem Bewußtsein zurück, daß der Proceß des Geistes erst der wahrhafte Lebensproceß ist. Die Individuen ermüden und bedürfen für einige Zeit der Erfrischung und Ruhe. Sie können aber durch andere abgelöst werden. Die Gedanken der Menschheit stehen nie still. Daher sollte auch die Presse auf wichtigen Culturpunkten der Erde Tag und Nacht bedient werden; sie sollte — wenn auch natürlich nur annäherungsweise — das Perpetuum-mobile der Intelligenz sein. Die periodische Presse scheint hiervon eine Ausnahme machen zu dürfen. Und doch keineswegs immer. Es käme darauf an, wie oft das Blatt erschiene, welches sie befördert, was es für einen Zweck hätte. Die internationale Literatur hat sich in einer für sie ausschließlich arbeitenden, periodischen Presse in Bewegung zu setzen. Hier können für die Gegenwart zwei Wege eingeschlagen werden. Entweder es erscheint eine Zeitschrift für internationale Interessen, in welcher unter geschickter Leitung alles das in die Oeffentlichkeit gebracht wird, was auf dem Gebiete der verschiedenen Literaturen gegenwärtig mit der nöthigen Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft vorgeht, und zwar müßte der Text in deutscher, französischer und englischer Sprache gegeben werden. Oder es erscheinen drei Zeitschriften, die eine in Leipzig, die andere in Paris, die dritte in London in der betreffenden Nationalsprache, in derselben Weise wie die obige redigirt, so jedoch, daß die Redactionen dieser drei Zeitschriften in steter Verbindung, in lebhaftem Austausch ihrer Pläne, Beobachtungen, Novitäten, Correspondenzen sich befinden, und daß die besten, also instructivsten, anregendsten, gediegensten Aufsätze, von der Abhandlung, Charakteristik, von der Uebersicht und dem Auszuge bis zur Kritik und der Miscelle, in allen dreien jener Organe abgedruckt werden. Dieser eben angegebene zweite Weg scheint uns Vorzüge vor dem ersten zu haben.

Das Nächste für unsere Mission wären: Jährliche Versammlungen von Buchhändlern und Schriftstellern aus allen civilisirten Ländern, also in einem viel größern Stil, als es auf dem Felde der literarischen Association innerhalb einer Nation ausführbar ist. Derartige Sitzungen wären in Europa zu halten in Leipzig, Stuttgart, Berlin, Paris, London, für Amerika in Boston. Daß so leicht Schriftsteller an derartigen, außereuropäischen Versammlungen theilnehmen, zumal deutsche, wenn man bedenkt, wie kläglich in der Regel auch der ausgezeichnete Autor in Deutschland gestellt ist, dürfte nicht wahrscheinlich sein. Und doch, wie würde die Betheiligung an einer solchen Expedition in die andere Hemisphäre besonders den deutschen Dichter bereichern, und welche Schätze großer Gedanken und Anschauungen würde er zurückbringen, und wie würde das wieder auf die Bereicherung seiner Heimat zurückwirken! Aber die Zeiten werden sich mit der fortrückenden Weltliteratur ändern. Mit den obigen Zusammenkünften wären die von uns bereits erwähnten Bücherausstellungen, internationale Büchermessen, zu verbinden. Weiter sind für unsern Zweck von den Hauptfirmen beider Welttheile in jedem Jahre wohlunterrichtete, praktisch bewährte Schriftsteller nach den namhaft gemachten Orten mit literarischen Depeschen und wichtigen Aufträgen zu mündlicher Verhandlung auszusenden. Jede einzelne Nationallitteratur ist auch als Staat für sich, als Culturstaat zu betrachten,

Digitized by Google

der mit den andern literarischen Staaten sich in Gegenseitigkeit erhält und daher auch seiner Gesandten bedarf. Damit, wie mit sonstigen Reisen vielvermögender Notabilitäten, wären Vorlesungen,' freie Vorträge in ungebundener wie gebundener Rede zu vereinigen, Correspondenzen nach allen Weltgegenden, nur auch dies alles in größerm Stil, als es bereits von der literarischen Association ausgeführt werden kann, welcher wir es ebenfalls schon zur Beherzigung empfohlen haben. Endlich sind für die literarische Mission im Sinne der Weltliteratur von weitreichender Erheblichkeit: Werke, welche die allgemeine, die Universalliteratur der Poesie und Prosa zu pragmatischer Darstellung bringen. Hier erhellt so recht, daß die Deutschen vorzugsweise den Beruf haben, die internationalen Culturinteressen zu vermitteln. Denn welche andere Nation hätte bisjetzt auch nur Ansätze dazu gemacht, eigentliche Geschichten der Literatur aller Völker zu geben, wie die Deutschen? Wenn auch alles bis dahin von diesen Geleistete, an sich sehr Dankenswerthe, Vortreffliche, noch weit hinter dem zurückbleibt, was die Zukunft darin zu Tage fördern wird, sobald die Weltstraßen der Cultur mehr geebnet und vervielfältigt sein werden.

Es wird auch hier nicht an Leuten fehlen, welche die von uns nicht blos in Vorschlag gebrachten, sondern von den Fortschrittsbestrebungen der Gegenwart zum Theil schon eröffneten, wenn auch eben nur eröffneten Anstalten für literarische Mission bemäkeln und verachten, und alles und jedes beim alten Schlendrian, der an seiner politischen Zeitung, an einigem Journalimbiß und an der Hauptmahlzeit aus Leihbibliotheken genug hat, belassen möchten. Dies sind die noch keineswegs in deutschen Landen ausgestorbenen Philister, höher hinauf Magister, welche jede Lesart im Plato kennen, von seinen Ideen aber nichts merken; noch höher hinauf ist es der Anhang allerletzter Philosophie, nämlich der Schopenhauer's, über dessen Pessimismus hinaus, nach jener Leute Wahn, nur noch Nichts ist. Wir haben an sie kein Wort zu verlieren. Nur andern, welche sich leicht mitbethören lassen könnten, geben wir zu bedenken, ob der seelenlose Mensch früherer Jahrhunderte es nicht auch für Utopien erklärt haben würde, für Hirngespinste überspannter Köpfe, wenn ein glücklicher Seher ihm gesagt hätte, es würden in nicht langer Zeit ganze Karavanenzüge, mit Menschen, Thieren und Lasten, ohne Pferd, blitzschnell über Eisengleise dahinfliegen; es würde ein untermeerisches Kabel, und zwar unter dem Ocean fort, gezogen werden, um internationale Berichte zu ertheilen, die Bewohner zweier Welttheile in bleibenden Rapport zu setzen. Ja, würde jener gesagt haben, in Rapport zwischen deinem Kopf und dem Schlaraffenlande Utopien! Wir dagegen sind der Meinung, daß dergleichen Ungläubigkeit dürftiger Naturen nur Kurzsichtigkeit, ihre Utopie also Myopie ist, und daß man es dabei bewenden lassen müsse und unbeirrt seinen Fortschritt weiter machen.

Dieser Fortschritt internationaler Literatur ist gleichzeitig mit Goethe und nach demselben schlagend nachzuweisen, nur führt er so unüberfehliche Errungenschaften in Deutschland und dem Auslande herbei, daß wir nur noch einzelne Züge hervorheben, hier und da auf eine Erscheinung hinweisen, einen und den andern Namen nennen können, aber auch auf bedenkliche Symptome der Zeit, auf jämmerliche Ansichten und Vorgänge hinweisen müssen.

Der Orient wird uns mit großartigem Gelingen nahe gerückt, sei es durch Uebersetzung, sei es durch eigene Dichtungen ausgezeichneter Geister, Poesien, die mehr oder weniger auch den Occident durch herrliche Lichter verklären. In Rückert kommt der ganze ostwestliche Divan in neuer Gestalt wieder, mit einem Reichthum, einer Sinnigkeit der Sprache, die in Erstaunen setzt. Dahin gehören auch so eminente Dichter wie Bodenstedt und von Schack. Ueber das alte Griechenland und Italien erhalten wir neue, überraschende Aufklärungen, nicht minder über das Mittelalter. Was die Neuzeit be-

Digitized by Google

trifft, oft auch mit Beziehung auf frühere Perioden der Natur und Geschichte, so sind für die internationale Literatur der Gegenwart und Zukunft leitende Sterne erster Größe die beiden Brüder Humboldt, Alexander als Naturforscher und Verfasser des „Kosmos", sowie in seinen anderweitigen Weltbeziehungen, die noch über die von Leibniz hinausgehen, da die Verbindungen und Verhältnisse des großen Naturforschers über den ganzen Planeten reichen, dann Wilhelm als Dichter, Staatsmann, Mehrer, Förderer, Priester der Ideen und genialer Sprachenforscher. Wir begegnen jetzt mehrfach der eigenthümlichen Erscheinung, daß Deutschland und das Ausland so sehr in Sympathien zusammentreffen, so sehr sich in humaner, kosmopolitischer Weise literarisch in die Hand arbeiten, daß sie nicht selten die Rollen gegeneinander austauschen, daß der Deutsche es ist, welcher ein noch nicht hinlänglich beleuchtetes Gebiet Italiens, Frankreichs, Englands aufklärt, der Franzose, der Engländer, der Italiener den Deutschen verherrlichen, bis jeder dann auch wieder seiner Heimat gedenkt. Wir beziehen uns wiederholt auf das beredte, schöne Denkmal, welches Karl Rosenkranz Diderot und dem Salon Frankreichs im vorigen Jahrhundert gesetzt hat, auf die trefflichen Schriften von Ferdinand Gregorovius über Italien, wie denn neben der Uebersetzer- und Commentatorschule Shakspeare's in Deutschland sich auch eine entsprechende für Dante bildet. Hierher gehören auch so reichhaltige Werke wie „Die Poesie und ihre Geschichte" von K. Rosenkranz, „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" von M. Carriere, und in anderer Beziehung Varnhagen's „Denkwürdigkeiten". Und weiter, mit welcher Liebe und welchem tiefern Verständniß als alle frühern hat bei den Franzosen Taillandier auf die neueste Literatur der Deutschen einzugehen gewußt, und wie Bedeutendes ist ebenfalls von Franzosen selbst neuerdings über J. J. Rousseau und Voltaire mitgetheilt worden! Und wie wissen sie sich hinwiederum in unsere Philosophie hineinzudenken, zu leben! Und wie haben Carlyle und Lewes nicht etwa in flüchtigen Skizzen, sondern in großen, lebenswahren Gemälden Goethe, Schiller und Jean Paul mit feinster Seelenkunde und vollster Farbenfrische wiederzugeben verstanden, ja ein anderer Engländer sogar Hegel! Die Nordamerikaner außerdem, und zwar nicht Deutsche, haben sich in unsere Literatur bereits vollständig eingelebt. Gediegene Reisewerke, oft von den solidesten Studien erfüllt, und gleichwol in gefälliger, malerischer Darstellung, haben, von Deutschen, Franzosen, Engländern, Amerikanern verfaßt, nicht wenig dazu beigetragen, zwischen den Nationen und ihren Literaturen jede Hemmung oder doch wenigstens altbestandene Vorurtheile zu entfernen. Dies ist ein „Nebeneinander" der Cultur, wie es in Gutzkow's Romanen den großartigsten Dichter gefunden hat.

Also im ganzen genommen und in den meisten Einzelbezügen ist alles so bestellt, daß wir für die Weltliteratur immer reichern Ernten entgegensehen, wie wir ja auch bereits eine Zeitschrift besitzen, die unser Thema schon im Titel vertritt: „Internationale Revue", der wir hiermit das beste Gedeihen wünschen. Dennoch ist gegen alle edle Literatur, und also auch gegen die internationale, nicht blos ein leichtes Heer von Schwätzern im Anzuge, sondern sie hat noch einen viel gefährlichern Feind in der Gegenwart, der doppelt gefährlich ist, weil er selbst ganz mittelmäßigen oder gar gemeinen Interessen obliegt, und nicht entfernt daran denkt, die Sache der eigenen Nationalliteratur zu der seinigen zu machen, geschweige die Literatur anderer Nationen. Geschwätz ist es, wenn man von einigen die fade Frage stellen hört, was denn damit gewonnen wäre, im Fall die Cultur so überhandnähme, daß alle Menschen gebildet wären, und kein Unterschied mehr stattfände zwischen dem Gelehrten und dem Ungelehrten, und ob die steigende Weltliteratur nicht der Langeweile auf Erden entgegenbrüchte. Wir erwiedern darauf nur, daß die Unterschiede sich steigern, je mehr die Cultur sich steigert — Nivellement ist keine Cultur — wie man an Physiognomien nachzuweisen vermag, und daß das Be-

Digitized by Google

wußtsein wahrhaft beseligender Unendlichkeit und eines ewigen Gehalts durch nichts mehr erschlossen wird als durch die Unerschöpflichkeit der Gedankenwelt und ihres sprachlichen Ausdrucks. Der gefährlichste Feind aller classischen Literatur und der aus ihr folgenden Bildung der Menschheit von Grund aus zur Vernunft, zum Wollen und zur Freiheit aber ist die mit dem steigenden Materialismus steigende Gleichgültigkeit gegen Bildung oder Nichtbildung, und am meisten da, wo es sich um Lektüre handelt. Man huldigt der Mode, dem Schwindel; einer ist der Affe des andern, alle sind Affen des Schwindels, der, man weiß nicht von wem ausgeht, aber überall in Europa wie in Amerika bis zum Verwechseln derselbe ist, in verkappter Gestalt auftritt, die Massen hänselt, ihnen schmeichelt, Bücher unter sie verbreitet, die er unverschämt anpreist, als Quellen unerschöpflichen Genusses, und in welchen jeder Bessere, der sie prüft, denselben Sumpf der Gemeinheit findet. So tanzt jetzt der tollste Humbug mit der unverschämtesten Reclame unter den wildesten, schrillsten Dissonanzen, die sie vollführen, und alle heutigen Massenleser tanzen mit. Was soll diesen Tänzern Weltliteratur? was soll ihnen auch nur Literatur? Erklärt ihnen das befremdende Wort, und sie werden dennoch dabei bleiben, es handle sich um Bücher nach ihrem Geschmack, mit dem Reiz des Skandals, sogar des Verbrechens. So ist also die Unvernunft in einem nicht kleinen Theile der Menschheit mehr losgelassen als je. Aber die Weltvernunft, der Wille, die Freiheit der Nationen wird siegen, der Gedanke über die Phrase, das Erhabene über das Niedere, der Geist über die Materie, die Nationalliteratur, die das Licht nicht zu scheuen hat, über die Winkelleserei, die das Buch zuschlägt, wenn ein honneter Mensch sich nähert, die internationale Literatur wird siegen über das vermeinte Privilegium für gewisse Bücher in exclusiven Kreisen oder in versteckten Cliquen.

Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre.

Zweiter Artikel.

Land- und forstwirthschaftliche Zustände.

1) Art der Bewirthschaftung.

Es ist von vornherein klar, daß bei der Verschiedenheit des Bodens und Klimas, bei der Mannichfaltigkeit der Nationalitäten, welche sich in Oesterreich finden, der Charakter des landwirthschaftlichen Betriebes kein gleichartiger sein kann. Im allgemeinen kann das westliche Gebiet von dem östlichen geschieden werden. Die so oft gehörte Behauptung, daß dort die intensive, hier die extensive Wirthschaft vorherrsche, ist indeß nur relativ richtig. Auch innerhalb dieser Gebiete ergeben sich bedeutende Differenzen. In den Alpenländern wird der Ackerbau von der Wiesencultur zurückgedrängt; jener umfaßt etwa 20, diese 80 Proc. Auch ist das Wiesenland zumeist Weideland und nur der kleinere Theil besteht aus Wiesen und Eggärten. In den tiefer gelegenen Ebenen ist die Dreifelderwirthschaft mit zur Hälfte benutzter und halb reiner Brache vorherrschend; die freie Wirthschaft ist selten. Die Eggartenwirthschaft findet sich in den höher gelegenen Theilen. Die Düngung ist keine intensive, in einzelnen Gebieten bleiben die Eggärten vier bis fünf Jahre liegen und werden während dieser Zeit zweimal gedüngt. Am entwickeltsten ist der Betrieb in Böhmen, Mähren und Schlesien. Es entfallen hier im Durchschnitt 50 Proc. auf das Ackerland, auf das Grasland etwas über 18 Proc., wäh-

Digitized by Google

rend dem Walde 28 Proc. zufällt. Von besonderm Einfluß auf den agricolen Fortschritt dieser Gebiete sind die rationell bewirthschafteten Domänen des reichen Adels, von denen einzelne als Musterwirthschaften hingestellt werden können. Vorherrschend ist auch hier, namentlich auf den bäuerlichen Gründen, die Dreifelderwirthschaft; die Fruchtfelderwirthschaft und die freie Wirthschaft haben zwar Fortschritte gemacht, aber keine große Ausdehnung erlangt. Nur auf den größern Gütercomplexen ist der Uebergang zur Fruchtwechselwirthschaft ganz entschieden durchgedrungen. Einen ähnlichen Charakter weist der Ackerbau in den Ebenen Nieder- und Oberösterreichs auf. Zumeist ist er Dreifelderwirthschaft, doch hat sich in einzelnen Districten die Zweifelderwirthschaft eingebürgert, die Wechselwirthschaft hat in neuerer Zeit Ausbreitung gewonnen, die freie Wirthschaftsführung findet sich nur ausnahmsweise vor. Eine rationelle Bereitung des Düngers weisen nur die Güter des Großgrundbesitzes auf, große Quantitäten Düngstoffs gehen ungenutzt verloren, obzwar in neuerer Zeit vielfache Anstrengungen gemacht werden, einem rationellern Verfahren Eingang zu verschaffen.

Einen im wesentlichen von dem Betriebe in den Ländern diesseit der Leitha verschiedenen Charakter weisen die zur ungarischen Krone gehörigen Gebiete auf. Eine soviel als möglich vollkommene technische Production haben nur die Adelsgüter aufzuweisen, wobei indeß in Betracht zu ziehen ist, daß die technische Production mit der ökonomischen, d. h. mit der wirthschaftlich zweckmäßigen Bewirthschaftung nicht immer und überall zusammenfällt. Nicht der Geist der Wirthschaftlichkeit leitet den Besitzer des Grund und Bodens, sondern die Ehre, denn es gilt als patriotische Pflicht, sein Gut in gutem Stande zu erhalten, während auf Erzielung eines höhern Ertrags bereitwilligst Verzicht geleistet wird. Im allgemeinen muß festgehalten werden, daß in Ungarn bei dem Mangel an Kapital und bei der Höhe des Arbeitslohnes die extensive Wirthschaft überwuchert, und man kann diesen Umstand nicht gerade tadeln. Kenner haben zu wiederholten malen darauf hingewiesen, „daß die ungarische Wirthschaft nur da rationell sei, wo sie einen ziemlich niedrigen Grad von Intensität nicht übersteigt". „Wer in Ungarn einen hohen Ertrag erzielen will, der muß oft weniger dahin streben, seine werthlosen Producte zu vermehren, als dahin, die theuere Arbeit und das theuere Kapital zu sparen."*) Das Jahr 1848 bildet in dem landwirthschaftlichen Leben Ungarns einen einschneidenden Wendepunkt. Nach dem Wegfall der Frone sah sich der Großgrundbesitzer genöthigt, einen Theil seines Grund und Bodens zu verpachten, da ihm zur Anschaffung von Zugvieh und Arbeitsgeräthschaften das nöthige Kapital mangelte. Bei den eigenthümlichen Pachtverhältnissen, welche sich zumeist auf ein bis drei Jahre ausdehnten, ist es begreiflich, daß dem Pachter die Amelioirung oder Instandhaltung des Grund und Bodens nicht gerade sehr am Herzen lag und die größtmöglichste Ausnutzung desselben sein Hauptaugenmerk bildete. Von einer ergiebigen Düngung kann fast nirgends in Ungarn die Rede sein, die bisherige große Fruchtbarkeit des Landes hat den Mangel derselben noch nicht in bedauerlicher Weise hervortreten lassen. Die Drainage findet sich nur als Curiosum; einzelne Versuche wurden in den Grenzgebieten Deutschlands, im eisenburger und ödenburger Comitat gemacht.

Geregelte Normen bezüglich der Wirthschaftssysteme dürften sich nur in wenigen Districten nachweisen lassen. Hier findet sich eine Zwei-, dort eine Vierfelderwirthschaft vor. Ein bestimmter Turnus wird nicht eingehalten, man baut, was man gerade für passend findet. Das Ackergeräth ist selten gut, fast durchgehends schlecht. Man muß es als einen Fortschritt bezeichnen, wenn der eiserne Pflug häufiger in An-

*) Vgl. das ausgezeichnete Buch von Dr. Heinrich Ditz: „Die ungarische Landwirthschaft" (Leipzig 1867), S. 215.

Digitized by Google

wendung kommt, noch vor einem Decennium kam der Bauer oft in Verlegenheit, wenn eine Reparatur desselben nothwendig war. Gute Werkzeuge kommen blos bei großen Gütern in Anwendung, und der Mangel an Handwerkern, der auf dem Flachlande nicht selten ist, kann hier durch eigene Werkstätten gehoben werden, auch macht die Maschine den Großgrundbesitzer von den Wechselfällen des Arbeitsmarktes unabhängig. Im Jahre 1863 zählte man bereits 194 Locomobilen mit 1603 Pferdekräften. Die Erträgnisse sind daher verschieden. Der Grund liegt eben in dem unvollkommenen Wirthschaftsbetriebe. Scheunen gehören in den rein ungarischen Districten zu den Seltenheiten. Die Einführung des Stalles ist eine Neuerung. Das Dreschen ist eigentlich ein Austreten mit Pferden und Ochsen. Die Aufbewahrung des Getreides geschieht in Gruben, welche mit Stroh ausgebrannt werden, um den Erdgeruch zu beseitigen. Bei den deutschen und slawischen Bauern ist diese „asiatische" Wirthschaft längst nicht mehr in Anwendung.

In Kroatien, Slawonien und der Militärgrenze, theilweise in Unterkrain und Untersteiermark mit vorwiegend südslawischer Bevölkerung kann von einer intensiven Wirthschaft ebenfalls nicht gesprochen werden. Der Ackerbau wird mit geringem oder ganz ohne Futterbau betrieben. Dagegen findet sich viel Brache. Eine Eigenthümlichkeit ist der gemischte Anbau verschiedener Gewächse. Mais oder Moorhirse wechseln mit Kartoffeln und Kürbissen ab; Kartoffeln, Hirse und Hanf; Wintergetreide und Linsen; Sommerfrucht und Mohn u. dgl. m.

2) Arbeitslohn.

Eine genaue Statistik des Arbeitslohnes gehört noch zu den frommen Wünschen, auch nicht einmal ein Anfang dazu ist gemacht. Wir müssen uns mit einigen Angaben begnügen, welche den verschiedenartigsten Berichten entnommen sind und die wenigstens allgemeine Anhaltspunkte für die Beurtheilung bieten. In Niederösterreich wechselt der Tagelohn eines landwirthschaftlichen Arbeiters von 36 Kr. bis $1^1/_4$ Fl. Oesterr. W., wobei alle Emolumente eingerechnet sind. Auf den Gütern der Großgrundbesitzer haben auch Accordarbeiten Eingang gefunden, wodurch sich der Arbeitslohn um 20—30 Proc. erhöht. In Böhmen und Mähren ist der Lohn der Miethsarbeiter gering, das System der Naturaldeputate häufig in Anwendung. Der Tagelohn schwankt zwischen 30—40 Kr. für den Mann, zwischen 20—30 Kr. für das Weib. Dienstboten, welche Kost und Wohnung erhalten, beziehen einen geringen Geldlohn; der Knecht 25—40 Fl., die Magd 14—20 Fl.; wozu noch einige Kleidungsstücke kommen, hier und da auch ein Ackerbeet oder ein Flachsdeputat. In Ungarn steht der Arbeitslohn verhältnißmäßig ziemlich hoch, da Mangel an Arbeitskräften vorhanden ist. In vielen Gegenden Ungarns sind es Slowaken und Südslawen, welche zur Zeit der Ernte ihre Heimat verlassen, auf die der Grundbesitzer angewiesen ist. Sie arbeiten meistentheils für einen Theil des Naturalertrags, wozu sie noch einige Sporteln erhalten, Wein oder Speck, Mehl u. dgl. m. Kommt der Arbeiter aus weiterer Ferne, so hat er auch ein oder zwei Pferde bei sich, welche von der Herrschaft erhalten werden. Die Höhe des Arbeitslohnes ist keine gleichmäßige. In Ungarisch-Altenburg beträgt der Tagelohn 35—70 Kr. nebst Kost, zur Erntezeit auch 1 Fl. Dort wo die Entlohnung in natura geschieht, entfällt auf Mähen, Binden und Aufstellen ein Elftel bis ein Neuntel, das Gleiche für Dreschen. Im pesth-piliser Comitat betrug der Arbeitslohn im Durchschnitt 55 Kr. Oesterr. W. im Jahre 1858 und 1859; auf der Herrschaft Mágócs beliefen sich die Arbeitskosten auf ein Zwölftel bis ein Achtel des Ertrags, fast ebenso viel im baranyer Comitat. Im Banat wird als Arbeitslohn dem Manne 75 Kr. bis 1,40 Fl. Oesterr. W. gezahlt, die Frau erhält 35—75 Kr. Der Walache ist für Geld nicht zu haben, solange er seine geringen Bedürfnisse ohne Arbeit

Digitized by Google

zu befriedigen vermag. Kommt die Noth an ihn heran, so verlangt er ein Minimum, er begnügt sich mit Kost oder auch mit 20 Kr., wobei er seine Beköstigung besorgt.

3) Vertheilung des Grundbesitzes und Bodenwerth.

Ueber ein höchst wichtiges Moment der Landwirthschaft, über die Vertheilung und Parcellirung der Bodenfläche, suchen wir vergebens bei dem Stande der administrativen Statistik nach Aufschlüssen, welche exacten Forderungen entsprächen, da das Kataster noch nicht vollendet ist. Wir müssen uns mit einigen allgemeinen Angaben begnügen. In den Alpengebieten ist die Größe der Besitzungen meist bedeutend; eine Bauernwirthschaft mit 30—40 Joch ist nichts Seltenes und gilt als mittlerer Besitz, einzelne haben 1500—2000 Joch. In Böhmen, Mähren und Schlesien finden sich neben großen, dem Adel angehörigen, Latifundien mit einer Fläche von 10000 Joch Acker und Wiesenland und 6,—10000 Joch Wald, mittelgroße Bauernbesitzthümer von 15—20 Joch und zahlreiche Kleinhäusler. Die großen Güterconplexe umfassen etwa den dritten Theil des Gesammtareals. In Ober- und Niederösterreich überwiegt der mittlere Besitz von 30—40 Joch, jedoch findet man auch Bauergüter von 2—300 Joch. In Ungarn steht neben dem kleinen Grundbesitz des Bauers der reichbegüterte, große Strecken umfassende Großgrundbesitz. Zehn größtbegüterte Familien des Landes sollen nicht weniger als den sechsten Theil des Landes innehaben.*) Der Mittelstand fehlt fast gänzlich. Dies prägt der ungarischen Landwirthschaft ihren eigenthümlichen Charakter auf. Eine Parcellirung des Großgrundbesitzes könnte nur von Vortheil sein. In den slawischen Theilen Steiermarks und Krains hat die Güterzertheilung große Fortschritte gemacht, da die Größe der Wirthschaften sehr gering ist, ohne daß eine rationelle Bewirthschaftung die Nachtheile einer weitgehenden Parcellirung wettmachen würde. In Kroatien, Slawonien, theilweise in Dalmatien und der Militärgrenze hat sich das System der Hauscommunionen erhalten, d. h. jene Familienverfassung, der zufolge das Besitzthum nicht einem einzigen Gliede der Familie gehört, sondern für dieselbe meist von dem ältesten verwaltet und bewirthschaftet wird. In Siebenbürgen ist der Besitzstand nicht so bedeutend wie in Ungarn, doch gibt es 216 Besitzstände mit einem Areal von 500—1000 Joch, 109 mit 1000—2000 Joch, 82 bis 5000 Joch, 36 bis 10000 und 14 Besitzstände über 10000 Joch.

Genaue Angaben über den Werth des österreichischen Realbesitzes fehlen uns fast gänzlich, sodaß alle Schätzungen im strengsten Sinne des Worts nur approximativ genannt werden können. Czörnig in seinem Werk „Die Neugestaltung Oesterreichs" (Stuttgart 1859) nimmt folgende Schätzungseinheiten für sämmtliche Kronländer Oesterreichs an: Ackerland pro Joch 150 Fl., Wiesen und Gärten 160, Weingärten 300, Weide 50, Wald 40 Fl. Oesterr. W. und beziffert den Werth des productiven Bodens auf 9900—10140 Mill. Fl., worunter indeß noch die Lombardei figurirt. In dem neuesten „Statistischen Handbuch der österreichischen Monarchie" ist der Werth des Grund und Bodens mit 9500,970325 Fl. geschätzt, wovon jedoch die auf das mittlerweile abgetretene Lombardisch-Venetianische Königreich entfallende Quote von über 800 Millionen abzuziehen ist, sodaß 8700,268682 Fl. verbleiben würden. Zu etwas geringerer Totalsumme gelangt Schmitt, der im Durchschnitt aller Culturarten nach Verschiedenheit der Länder den Werth eines Joches mit 39—210 Fl. und durchschnittlich mit 92 Fl. pro Joch beziffert, daher eine Gesammtwerthssumme von 9070 Mill. Fl. angibt, wovon 721 Millionen auf Venedig entfallen, für den gegenwärtigen Umfang der Monarchie 8349 Mill. Fl.

*) Oroß, Terra incognita. Studien über Ungarn (1860).

Digitized by Google

verbleiben. Komers in einem Aufsatze: „Die Landwirthschaft Oesterreichs“ („Oesterreichische Revue“, 1863, II, 167), hält die angenommenen Werthsfactoren für viel zu niedrig gegriffen, veranschlagt das Culturareal auf rund 96 Mill. Joch im Gesammtdurchschnitt von 125 Fl. mit 2000 Mill. Fl., wovon approximativ auf die Waldfläche von 31 Mill. Joch à 45 Fl. 1395 Mill. Fl., der Rest auf das landwirthschaftliche Areal von 65 Mill. Joch zu 163 Fl. als Bodenwerth ohne Gebäude entfallen. In einem kürzlich erschienenen Werke von Fillunger („Vergleichende Statistik über die Real- und Productionswerthe“, Wien 1868) ist die Frage ebenfalls einer sorgfältigen Erörterung unterzogen. Der Verfasser beziffert den durchschnittlichen Werth des productiven Bodens in folgender Weise: Der durchschnittliche Werth des Ackerlandes wird mit 178,1 Fl. pro Joch angenommen, Weingärten 237,4 Fl., Wiesen und Gärten 194,5, Weiden 54,7, Waldungen 38,5, im Durchschnitt pro Joch der productiven Bodenfläche mit 116,5 Fl. Der Realwerth würde sich exclusive Venetien auf 11215 Mill. Fl. belaufen, was etwas höher als die Berechnungen von Komers sich herausstellen würde, da bei diesen Benedig noch mit in Anschlag gebracht worden ist. Nach Fillunger entfielen auf das Ackerland 6360 Mill. Fl., auf Weingärten 237,4 Mill., auf Wiesen und Gärten 2602 Mill., auf Weiden 785,9, auf Waldungen 1219,9 Mill. Fl. Ferner ist zu bemerken, daß in diesen Schätzungen Fillunger's die zum landwirthschaftlichen Betriebe gehörigen Wohnungen und Wirthschaftsgebäude mit inbegriffen sind.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man den mittlern Durchschnittswerth pro Joch des productiven Bodens mit 84—90 Fl. beziffert. In Frankreich wird der mittlere Bodenwerth auf 132 Fl. angegeben, in Preußen auf 98 Fl., in England sogar auf 230 Fl. pro Joch.

4) Statistische Uebersicht der österreichischen Landwirthschaft.

Die officielle Statistik hat sich der so wichtigen Aufgabe, die Production des Bodens in einer verlaßlichen und vollkommen entsprechenden Weise nach Menge und Werth zu bemessen, bisher nicht entledigt, und wir sind in vielfacher Beziehung auf mehr oder weniger richtige approximative Daten angewiesen. Als Grundlage zur Nachweisung des productiven und unproductiven Areals dienen die Vermessungsarbeiten des stabilen Katasters sowie die Schätzungsoperate der Grundsteuerprovisorien, welche jedoch den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechen. Der unproductiven Area sind einerseits Flächen zugerechnet, welche vollständig unbenutzt bleiben, andererseits Baugründe, Steinbrüche, Wege, Gewässer, Straßen u. dgl., welche als unproductiv nicht bezeichnet werden können. Von der gesammten Area sind 86,9 Proc. productiv und 13,1 unproductiv. Die Productivität ist nicht in allen Provinzen eine gleichmäßige. Am unproductivsten ist die Militärgrenze mit 19,85 Proc., hierauf folgt Steiermark mit 17,8 Proc., Tirol und Vorarlberg mit 17,23, Ungarn mit 16,04, Böhmen mit 13,77, Siebenbürgen mit 13,48, Kroatien und Slawonien mit 13,37, Galizien mit 13,07, Kärnten mit 12,42, Oberösterreich mit 9,24, Steiermark mit 7,99, das Küstenland mit 6,55, Krain mit 5,59, Unterösterreich mit 4,88, Dalmatien mit 3,62, Mähren mit 3,59, Bukowina mit 2,74, endlich Schlesien mit 0,42 Proc. Von der productiven Fläche sind etwa 31 Proc. Ackerland, der mittlere Durchschnitt von Gesammtösterreich wird von Böhmen, Mähren, Schlesien, Unterösterreich, Oberösterreich, Ungarn übertroffen, während die übrigen Länder ein geringeres Areal aufweisen. Hauptfrüchte sind Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Halbfrucht, Buchweizen; Hirse und Reis sind nur locale Getreidearten. Die Getreideproduction wird annäherungsweise auf Grundlagen amtlicher Erhebungen nach Menge und Werth folgendermaßen geschätzt:

Digitized by Google

	Menge.	Werth.
Weizen	46 Mill. Metzen.	164 Mill. Fl.
Halbfrucht	15 „	38 „
Roggen	80 „	100 „
Gerste	43 „	45 „
Hafer	95 „	110 „
Mais	45 „	90 „
Hirse und Heidekorn	10 „	20 „
Reis	0,025 Ctr.	0,22 „
Summa		617,22 Mill. Fl.

Durch die Cultur von Gemüsen und Hülsenfrüchten wird gewonnen:

	Menge.	Werth.
Kartoffeln	120 Mill. Metzen.	130 Mill. Fl.
Kraut	60 Mill. Ctr.	28 „
Zuckerrüben	23 „	9 „
Andere Rübensorten	30 „	9 „
Hülsenfrüchte	10 „	15 „
Summa		191 Mill. Fl.

wodurch sich eine Gesammtproduction im Werthe von über 808 Mill. Fl. ergibt.

Die wichtigsten Handelspflanzen der Monarchie sind Hanf, Flachs, Hopfen, Raps und Tabak. Der Hanf- und Flachsbau wird fast in der gesammten Monarchie betrieben. Besonders in Böhmen und Mähren hat letzterer in jüngster Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. An Flachs und Hanf werden alljährlich etwa 3 Mill. Zollctr. gewonnen, wovon 1,8 Mill. Ctr. auf Hanf, 1,2 Mill. Ctr. auf Flachs entfallen. Hierzu kommen noch etwas über 2 Mill. Ctr. Hanf- und Leinsamen; Hopfen wird in Oberösterreich, Böhmen, Mähren und Ungarn gebaut, jedoch von Belang nur in den beiden erstgenannten Ländern, die beste Qualität im Egerthale. Die Erzeugungsmenge beträgt 90000 Ctr. im Werthe von etwa 9 Mill. Fl.; acht Zehntel liefert Böhmen. Der Rapsbau hat an Ausdehnung gewonnen in Böhmen, Galizien, Bukowina, Ungarn, Kroatien. Der mittlere Ertrag beträgt etwas über 1,26 Mill. wiener Metzen im Werthe von 7 Mill. Fl. Der Anbau des Tabacks unterliegt monopolistischen Beschränkungen. Von der Productionsmenge im Betrage von 1,1 Mill. kommen 80 Proc. auf Ungarn, 10 Proc. auf Galizien, 7 Proc. auf Siebenbürgen. Der Werth dürfte 12 Mill. Fl. übersteigen. Außer den erwähnten Ländern ist der Anbau des Tabacks in Böhmen, Mähren, Galizien, Ober- und Niederösterreich gestattet. Von andern Handelspflanzen kommen in der Monarchie noch vor: Krapp, Wein, Saflor als Farbepflanzen, Eichorie, Weberkarde, Safran, Senf, rother türkischer Pfeffer, Süßholz, Rhabarber. Der Gesammtwerth dieser Handelspflanzen wird auf über 2 Mill. Fl. geschätzt, wovon 75 Proc. auf Ungarn entfallen.

Was nun den Werth des Nebenproducts Stroh anbelangt, so wird derselbe auf 120—130 Mill Fl. veranschlagt.

Oberösterreich, Salzburg, Schlesien und Galizien ausgenommen, betheiligt sich jedes Kronland am Weinbau. Die Weinproduction wurde im Jahre 1865 auf 23,19 Mill. Eimer im Werthe von 105,9 Mill. Fl. geschätzt. Hiervon kommen auf Ungarn 53,5 Proc., auf Unterösterreich 13, auf Steiermark 7,2, auf Kroatien 5,8, auf Siebenbürgen 4,3, Dalmatien 4,6, Mähren 3,6, Küstenland 2,5, Militärgrenze 2,2, Krain und Tirol je 2,5, Böhmen 0,4 und Kärnten 0,005 Proc. dem Werthe nach. Vorzügliche Qualitäten Wein erzeugt namentlich Ungarn, Unterösterreich, Steiermark und Böhmen. Eine bessere Pflege der Weinrebe könnte dem Reiche eine wahrhafte Fundgrube eröffnen. Man hat verschiedene Ursachen für den bisher noch unbedeutenden Absatz an ungarischen Weinen ange-

Digitized by Google

führt, auf die hohen ausländischen Zölle, die nicht unbeträchtlichen Frachten, hingewiesen. Gewiß mit Recht. Vielleicht stehen wir der Zeit nicht fern, wo diesen Uebelständen abgeholfen wird. Viel schwieriger dürfte die Beseitigung einer alten Klage sein, nämlich der schlechten Behandlung des Weins. Das Land besitzt alle Eigenschaften, um treffliche Weinproducte zu erzeugen, es fehlt nur die künstlichere Vervollkommnung, und eine Besserung in dieser Beziehung kann der Natur der Sache nach nur allmählich eintreten. Die Kapitalarmuth Oesterreichs ist hauptsächlich die Ursache, daß der Weinhandel nicht größere Dimensionen angenommen hat, die Concurrenz mit den westeuropäischen Ländern ist ohne Gewährung eines längern Credits eine Unmöglichkeit. Ein wie es scheint tüchtiger Kenner des ungarischen Weinbaues hat in einem vielgelesenen Journal, im „Pesther Lloyd", auf ein Grundübel, nämlich auf die fehlerhafte Anlage der Weingärten aufmerksam gemacht. Der ungarische Weingarten bestehe aus 30—40, häufig sogar aus 40—50 verschiedenen Rebensorten. Diese stehen bunt gemischt nebeneinander. Die so verschiedenen Trauben, wovon nicht nur fast jede eine andere Reifzeit, sondern auch jede einzelne ihre Eigenthümlichkeiten hat, werden an Einem Tage gelesen, in Einen Bottich und schließlich in Ein Faß zusammengeworfen. Hierdurch käme es, daß der Mehrzahl der Weine Blume oder Bouquet fehle. In dem mixtum compositum könne keine noch so edle Sorte zur Geltung kommen, man erziele da, wo ein edles kostbares Gewächs erzeugt werden könnte, ein höchst mittelmäßiges Getränk von geringem Werth.

5) Forstwirthschaft.

Der Waldreichthum Oesterreichs ist bekannt. Mehr als 32 Proc. des productiven Bodens sind mit Wäldern bedeckt, und nach Mannichfaltigkeit und Qualität kann Oesterreich mit jedem andern europäischen Lande concurriren. Leider ist in einem großen Theile der Monarchie von einer rationellen Waldbewirthschaftung keine Spur. Die Production hat sich insofern gehoben, als der österreichische Holzexport im Steigen begriffen ist und bereits 60 Mill. Kubikfuß im Werthe von 30 Mill. Fl. erreicht. Allein diese Summe steht mit der Ertragsfähigkeit des österreichischen Waldstandes in keinem Verhältnisse. Wir entnehmen einer Schrift eines gewiegten Fachmannes (Wessely, „Oesterreichs Waldschätze und sein Holzexport") einige hierauf bezügliche Daten. Es ist oben erwähnt worden, daß 32 Proc. des productiven Bodens aus Wald bestehen, die Kronländer, Salzburg, Kärnten, Steiermark, die Bukowina, Tirol und Vorarlberg, Krain, Siebenbürgen, Krakau und Slawonien, Ober- und Unterösterreich, die Militärgrenze, endlich Schlesien überschreiten jene Durchschnittsziffer um ein Beträchtliches. Der Holzexport geht nach drei Richtungen. Was zunächst jene Gebiete betrifft, deren Ausfuhr vorzugsweise über die Häfen Oesterreichs und Italiens zur See stattfindet, so gehören hierher Kroatien und Slawonien, die illyrischen Provinzen und Südtirol. Von Kroatien und Slawonien mit 680 Meilen Fläche sind 47 Proc. des productiven Bodens bewaldet, etwa 800000 Joch Urwald, wo vielleicht nie eine Axt thätig war. Im Verhältniß zu diesem Holzreichthum ist der Export mit 10 Mill. Kubikfuß ein wahrhaft winziger, indem ohne Benachtheiligung der Waldwirthschaft 80 Mill. Kubikfuß gewonnen werden könnten. In den illyrischen Provinzen (Küstenland, Krain, Unterkärnten und Untersteiermark) sind etwa 44 Proc. bewaldet, sodaß auf den Kopf der Bevölkerung 1,3 Joch entfallen. Der Export aus diesen Gegenden ist zwar ein nennenswerther, jedoch noch immer einer Steigerung fähig. In Oberkärnten und Südtirol sind 962000 Joch Wald, also 50 Proc. der productiven Area; auf den Bewohner kommt $1^3/_4$ Joch. Der Holzreichthum dieser Gegenden geht über Venedig ins Ausland. Schon im Jahre 1858 sind aus Südtirol 6 Mill. Kubikfuß Säge- und Bauholz im Werthe von $1^1/_2$ Mill. Fl. nach den lombardisch-venetianischen Provinzen exportirt worden. Im Jahre 1865 führte Venedig

Digitized by Google

4,6 Mill. Kubikfuß Werkholz aus, großentheils aus den erwähnten Gebieten herstammend. Durch Vermehrung der Communicationen dürfte auch in diesen Gegenden eine Steigerung des Holzexports sich ergeben.

Galizien und die Bukowina besitzen 4¼ Mill. Joch Wald, jedoch höchst ungleich vertheilt. Den größten Waldreichthum findet man in dem Hochgebirge an der ungarisch-siebenbürgischen Grenze. In Ostgalizien und der Bukowina gibt es noch 944000 Joch Urwald, wo höchstens Pottasche gebrannt wird. Die große Wohlfeilheit und vortreffliche Qualität der Hölzer Galiziens und der Bukowina hat zwar einen nicht unbeträchtlichen Holzexport bewerkstelligt (im Jahre 1865 14 Mill. Kubikfuß und über eine halbe Million Fuß Brennholz), doch könnte der Waldreichthum noch intensiver ausgebeutet werden. Der Export geschieht nach zwei Richtungen, über die Ostsee und das Schwarze Meer. Dort wird die Ausfuhr über die Weichsel veranlaßt, hier durch den Sereth, Pruth und Dniestr. Noch ganz unausgebeutet ist Siebenbürgen, wo von dem Gesammtareal von 1054,79 Quadratmeilen 356,8 Meilen Waldland sind und wo die Mangelhaftigkeit der Communication eine ergiebige Ausbeute fast unmöglich macht. Nordtirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien stehen mit den deutschen Gebieten durch mannichfache Communicationsmittel in Verbindung, und im Jahre 1865 betrug der Holzexport dieser Gegenden 19 Mill. Kubikfuß Werk- und 2 Mill. Fuß Brennholz. Schließlich ist noch erwähnenswerth, daß etwa 19 Proc. des Reichswaldstandes oder 5,907 Mill. Joch im Besitze des Staats stehen. Die officielle Statistik bewerthet die mittlere Jahresproduction der Waldbestände Oesterreichs mit 68 Millionen, wovon auf Holz 52 Millionen und 16 Millionen auf die Nebennutzungen entfallen. Die Ziffer scheint zu niedrig gegriffen, aber das mittlere jährliche Erträgniß übersteigt 2,5 Fl. pro Joch nicht.

6) Viehzucht.

Ueber den Stand der landwirthschaftlichen Nutzthiere sind wir nicht genau unterrichtet; die letzte Zählung wurde am 31. Oct. 1857 vorgenommen, die Ergebnisse dieser Aufnahme stellen sich geringer heraus, als der wirkliche Thierbestand zu jener Zeit gewesen sein dürfte. Nach den neuesten Angaben zählt man in der gesammten Monarchie in Millionen: Pferde 3,39, Rindvieh 14,2, Schafe 16,57, Ziegen 1,5, Schweine 7,9, Esel und Maulthiere 0,023 u. s. w.

Der Stand des Rindviehs in der Monarchie ist der Qualität und Quantität nach ungenügend. In fast allen Kronländern, Dalmatien etwa ausgenommen, ist die Zahl der Kühe größer als die der Stiere und Ochsen zusammen. Dies findet seine Erklärung in der Milchwirthschaft. In der Gesammtmonarchie kommen auf die Quadratmeile 1208 Stück Vieh und Oesterreich wird in dieser Hinsicht von Großbritannien, Belgien, Frankreich, der Schweiz und zum Theil auch von Preußen übertroffen. Vergleicht man die Länder diesseit der Leitha mit den zur ungarischen Krone gehörigen Gebieten, so entfallen dort 1451 Stück, hier blos 982 auf die Quadratmeile. Eine Besserung in der Rindviehzucht hängt vielfach von einer Herabminderung des Viehsalzpreises ab. Abgesehen von dem regelmäßigen Viehimport aus Podolien und Bessarabien, namentlich für den Fleischconsum der Residenz, wird noch alljährlich eine nicht unbedeutende Quantität an Häuten eingeführt, um den Ausfall des Landes zu decken.

Der Pferdezucht ist in den letzten Jahren eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Es werden in Oesterreich gutgebildete und ausdauernde Pferde gezogen und auch alljährlich nicht unbeträchtliche Mengen ausgeführt. Fast der dritte Theil der Gesammtzahl von Pferden entfällt auf Ungarn, Galizien besitzt 612000, Böhmen 188000, Mähren 130000, die Militärgrenze 207000. In der Monarchie kamen 300 Pferde

Digitized by Google

auf die Quadratmeile, in Ungarn 357, in den diesseitigen Ländern 240. Uebertroffen wird Oesterreich von Belgien mit 540, Großbritannien mit 450, Preußen mit 325 und Frankreich mit über 300 Pferden auf die Quadratmeile. Vergleicht man die Pferdezahl mit der Bevölkerung, so steht Oesterreich in zweiter Linie, indem es nur von Rußland, wo auf 4 Einwohner ein Pferd kommt, übertroffen wird, während in Oesterreich dies bei 10 Einwohnern der Fall ist.

Der Schafstand der Monarchie wird von der officiellen Statistik nach dem Wegfall Venedigs auf $16^1/_2$ Mill. Stück beziffert. Hiernach entfielen in der gesammten Monarchie 1466 Schafe auf die Quadratmeile. Von der angegebenen Menge entfallen 11,2 Millionen auf die ungarischen Länder oder 1930 auf die Quadratmeile, 5,2 Millionen auf die deutsch-slawischen Provinzen oder 950 Schafe auf die Quadratmeile. Der Schafstand dürfte mit Rücksicht auf den Consum inländischer Wolle beträchtlicher sein, als ihn die officielle Statistik angibt. Die Schafzucht steht nicht überall auf einer gleich hohen Stufe. In den Alpenländern findet sich blos eine grobwollige Rasse vor, deren Wolle zu dem landesüblichen Lodenstoffe verarbeitet wird. Besonderer Aufmerksamkeit erfreut sich die Schafzucht in Böhmen und Mähren. Eine große Veränderung hat die ungarische Schafzucht seit 1848 erfahren, indem die Production der hochfeinen und feinen Wolle durch die Aufhebung der Robot große Einschränkungen erlitten hat. Der ungarische Gutsherr konnte sich früher mit größerer Ausschließlichkeit diesem Productionszweige zuwenden, während später das Zugvieh, für welches vor der Aufhebung der Robot der Unterthan gesorgt hatte, seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Das zottige ungarische Schaf liefert den für die nationalen Kleidungsstücke nöthigen Rohstoff. Seine Zucht beschränkt sich gegenwärtig auf das bekeser Comitat, auf die walachischen Districte Ungarns und auf Siebenbürgen. Letzteres Land trieb früher seine Schafe auch in die Türkei, ein Vertrag vom Jahre 1855 regelte die Zulassung der siebenbürgischen Heerden zur Weide. Seit der Einwanderung der Tscherkessen wurden die zu diesem Zwecke verwendeten Strecken der Colonisation zugewiesen und der Vertrag im Jahre 1865 rückgängig gemacht. Die ungarische Schafzucht ist im Rückgange begriffen, die Production der Wolle dürfte mit der Zeit der Fleischerzeugung weichen.

Die Zahl der Ziegen scheint in Abnahme begriffen. Die meisten finden sich in Dalmatien, über 435000 Stück, in Tirol und Vorarlberg werden 139000 ernährt, in den ungarischen Ländern zählt man 430000, in Böhmen über 136000. In der Gesammtmonarchie wird ihre Anzahl auf 1,488 Millionen beziffert, etwa 130 auf die Quadratmeile.

Bei der großen Anzahl von Eichenwaldungen hat die Schweinezucht eine beträchtliche Ausdehnung erlangt und ist gegen früher wie es scheint in Zunahme begriffen. Man beziffert die Anzahl der Schweine in der Monarchie auf beinahe 8 Millionen und zwar 770 Schweine auf die Quadratmeile. Am verbreitetsten ist die Mastung in Ungarn, Siebenbürgen und der Militärgrenze. Hier fehlt das Schwein auch bei dem Taglöhner nicht, dessen Producte in der ungarischen Küche eine große Rolle spielen. Auf den großen Gütern wird der Schweinezucht keine sonderliche Beachtung geschenkt. Der Schweinehandel Ungarns vor dem Jahre 1848 war beträchtlich. In den Jahren 1831—40 betrug die jährliche Ausfuhr 218989 Stück gemästete und ungemästete Schweine, 1845 352440 Stück. Seit der Aufhebung der Zollinie ist es nicht möglich, bestimmte Angaben zu erhalten. Auch in Steiermark, Tirol, Böhmen und Mähren und in jüngster Zeit besonders in Schlesien ist die Schweinezucht von Belang, indem namentlich in den industriellen Bezirken die Fabrikationsabfälle zur Fütterung verwendet werden. Die Kreuzung der Landschweine mit importirten englischen Schweinen hat eine große Ausdehnung genommen. In einigen Theilen übersteigt die Consumtion des Schweinefleisches jene des Rindfleisches.

Digitized by Google

In den Alpengegenden wird die Fütterung durch Molken und andere Abfälle bewerkstelligt.

Die Bienenzucht wird in Kärnten und Niederösterreich mit Vorliebe betrieben, deckt aber die Bedürfnisse der Monarchie nicht. Die Zahl der Bienenstöcke wird zwischen 2—3 Millionen geschätzt. Der Bestand des Geflügels soll 60 Mill. Stück im Werthe von 100 Mill. Fl. erreichen.

Ueber den Stand der Maulbeerbäume und Seidenzucht hat die im Jahre 1867 abgehaltene Untersuchung interessante Aufschlüsse gebracht. Die Anzahl der tragbaren Maulbeerbäume dürfte hiernach auf 9 Mill. Stück zu schätzen sein. Das jährliche Ergebniß der Cocons wird auf circa 4 Mill. Pfd. angegeben, was 15 Pfd. Cocons auf 1 Pfd. Seide gerechnet, eine Seidenproduction von 266000 Pfund ergibt, wobei Floretseide und andere Abfälle nicht eingerechnet sind. Hiervon kommen auf den italienischen Theil Südtirols neun Sechzehntel, auf das deutsche Südtirol, Görz, Militärgrenze, Triest und Dalmatien ein Dreizehntel, auf die nördlichen Länder ein Sechsundsechzigstel.*) Die Anzahl der Maulbeerbaumschulen wird auf 800 angegeben, welche alljährlich 5 Mill. Pflanzen abgeben können. Die Hebung des Seidenbaues hat seit dem Wegfall des lombardisch-venetianischen Gebiets die Aufmerksamkeit der verschiedenen Kreise beschäftigt und eine Anzahl Maßregeln soll zu diesem Behufe in nächster Zeit ins Leben treten. Ein in Wien vom 15. bis 17. Oct. 1867 tagender Seidenbaucongreß schlug zu diesem Behufe vor, auf Vermehrung der Maulbeerbaumschulen hinzuwirken, Prämien oder Subventionen von seiten des Staats, Errichtung einer Versuchs- und Forschungsstation als Reichsanstalt zur Erforschung der Bedingungen der Seidenraupenzucht, Beibehaltung des japanesischen Raupensamens und Bildung von Privatgesellschaften, welche den Bezug echten Samens unter Beihülfe der Regierung vermitteln sollen u. dgl. m.

Wir haben oben statistische Daten über die Thierzucht in Oesterreich gegeben. Was nun die mittlern Productionswerthe der landwirthschaftlichen Nutzthiere anbelangt, so beziffern sich diese jährlich:

	Menge.	Werth.
Milch	95 Mill. Eimer.	127 Mill. Fl.
Fleisch und Fett .	17,5 „ Ctr.	190 „
Jungvieh	18,8 „ Stück.	40 „
Häute	12 „ „	26 „
Schafwolle . . .	0,67 „ Ctr.	56,7 „
Seidencocons . .	0,13 „ „	10,3 „
Honig und Wachs	0,5 „ „	9 „
Eier	2,9 „ Stück.	10 „
Geflügel	55 „ „	10 „
Jagd		12 „
Fischerei		21 „

Ueber den gegenwärtigen Stand der österreichischen Landwirthschaft gibt eine Vergleichung mit Frankreich und Preußen den interessantesten Aufschluß. Vergleichen wir die Culturflächen Oesterreichs mit jenen Preußens (vor dem Kriege) und Frankreichs, so ergibt sich bezüglich der Vertheilung des Areals nach den verschiedenen Culturarten in Procenten**):

*) Vgl. Enquête über den Seidenbau (Wien 1867).

**) Wir entnehmen diese Daten den sorgfältigen Berechnungen des Wirthschaftsraths Hoffmann in der „Statistik der Volkswirthschaft in Niederösterreich" (Bd. 1, 1855—66).

Digitized by Google

	Oesterreich.	Preußen.	Frankreich.
Ackerland	31,1	53,84	52,13
Weingärten	0,9	0,06	4,26
Wiesen und Gärten . .	12,3	10,83	13,17
Weiden und Heiden . .	13,9	8,69	14,75
Wälder	28,7	26,58	15,68
Summa des productiven Bodens	86,9	85,82	94,66
Unland	13,1	14,18	5,34

Obschon Oesterreich ein größeres productives Areal besitzt als Preußen, so steht die Bewirthschaftung bezüglich des verhältnißmäßig geringen procentuellen Antheils von Ackerland und des großen Waldumfangs hinter Preußen zurück. Auch die Weiden und Heiden nehmen in Oesterreich ein großes Gebiet ein. Was nun die gewonnenen Productionswerthe anbelangt, so ist das Erträgniß in Oesterreich 18,5, in Preußen 14,09, in Frankreich 23,2, in England sogar 40 Fl. per Joch. Der Geldertrag der jährlichen Gesammtbodenproduction beläuft sich im Durchschnitte auf 1800 Mill. Fl. in Oesterreich, in Frankreich auf 2000 Mill. Fl. und in Preußen auf 626 Mill. Fl. Dies ist der Bruttoertrag. Der Nettoertrag wird in der Gesammtmonarchie auf 4,02 Fl., in Preußen auf 4,9 Fl., in Frankreich auf 6 Fl. per Joch berechnet. Von den Bruttoerträgnissen entfallen demnach in Procenten auf Auslagen in Oesterreich 77,2 Proc., in Preußen 77,1 Proc., in Frankreich 71,8 Proc. Der Bodenwerth beträgt per Joch in:

	nach dem Reinertrag.	nach Landespreisen.
Oesterreich	84	80
Preußen	98	139
Frankreich	132	194

Was die Productenerträgnisse anbelangt, so wird per Joch gewonnen:

	Getreide aller Gattungen.	Dürrfutter.
in Oesterreich	9,28 Ctr.	33 Ctr.
„ Preußen	8,37 „	35 „
„ Frankreich	10,72 „	41 „
„ England	18,76 „	81 „

Vergleicht man den Viehzuchtbetrieb Oesterreichs mit jenem anderer Staaten, so sind die Resultate für die Monarchie nicht gerade sehr günstig. So entfallen in Belgien, England, Frankreich, Holland, Norddeutschland und Sachsen mehr Pferde auf die Quadratmeile; an Rindvieh wird Oesterreich von Belgien, England, Holland, Sachsen und Würtemberg übertroffen. Die Schafzucht steht in vierter Linie, England, Frankreich, Norddeutschland gehen voran; die Schweinezucht liefert bei dieser Gruppirung in Belgien, England, Norddeutschland, Italien, Sachsen bessere Resultate. Etwas günstiger stellt sich das Verhältniß, wenn wir den Viehstand mit der Bevölkerung vergleichen, insofern als dieser Vergleich einen Maßstab dafür gibt, ob der Viehstand den Bedarf des Landes und die Bewirthschaftung deckt. Bei dieser Zusammenstellung nimmt Oesterreich bezüglich der Anzahl Pferde den vierten Rang ein, bei Rindvieh überhaupt den fünften, bei Schafen den sechsten, bei Borstenvieh den vierten.*) Es ist dies jedenfalls ein geringes Verhältniß für ein Land, dessen Weiden eine solche Ausdehnung haben und sich eines großen Rufes erfreuen.

Legt man bei Berechnung der Erträgnisse der Landwirthschaft den Werth des landwirthschaftlichen Bodenkapitals zu Grunde, so ergibt sich eine Verzinsung desselben mit 14 Proc. Nach der obenangeführten Angabe entfallen aber mindestens 80 Proc. des

*) Vgl. „Unsere Zeit", III, 2., 58 fg.

Digitized by Google

Bruttoertrags auf Bewirthschaftungskosten, wonach sich eine Nettoverzinsung mit 3 Proc. ergeben würde, welche uns jedoch etwas zu niedrig gegriffen scheint.

Ein mit den agricolen Verhältnissen Oesterreichs vertrauter Schriftsteller (Komers in einem Artikel: „Die Landwirthschaft Oesterreichs", „Oesterreichische Revue", 1863, II, 173) kommt bei seinen auf amtliche Angaben sich stützenden Berechnungen zu dem betrübenden Schlusse, daß auf mehr als der Hälfte des österreichischen Ackerbodens die Wirthschaft ohne einen Nettoertrag, somit ohne Verzinsung des Grundkapitals betrieben werde. Dies stimmt auch theilweise mit den Ansichten Czörnig's („Die Neugestaltung Oesterreichs") überein. Gewiß ist es, daß, wenn man selbst mit optimistischen Meinungen an die Arbeit gehen würde, die Resultate nicht erheblich anders würden. Diese Zahlen sind um so trauriger, als der Grund und Boden des größten Theiles der österreichischen Monarchie durch eine intensivere Bewirthschaftung einen weit höhern Ertrag mit Leichtigkeit abwerfen kann. So groß auch der Umschwung ist, der in den letzten anderthalb Jahrzehnten eingetreten ist, so hat in den meisten Gegenden Oesterreichs die Landwirthschaft die Kinderschuhe noch nicht abgelegt, und eine Nutzbarmachung des Bodenreichthums macht noch eine Reihe von Umgestaltungen erforderlich, welche in den Nachbarstaaten schon längst vorgenommen worden sind.

Für Bodenmeliorationen eröffnet sich in Oesterreich noch ein weites Feld der Thätigkeit. Kenner behaupten, daß von den 12 Mill. Joch Wiesen etwa ein Drittel durch Bewässerung oder Entwässerung ameliorirt werden könnten und eine Steigerung um 10 Proc. der Gesammtproduction von Wiesen und Weiden zur Folge haben würden. Auch vom Ackerlande könnten etwa 7 Mill. Joch, von den Weiden ebenso viel auf dieselbe Weise einen höhern Ertrag liefern und demnach 14 Mill. Joch durch Bewässerung und Entwässerung um 30 Proc. im Ertrage gesteigert werden. Die Einführung einer bessern Dünger- und Futterwirthschaft ist schon längst von einsichtigen Landwirthen auf das wärmste befürwortet und insbesondere auf die sorgfältige Benutzung der thierischen Düngstoffe und der flüssigen Excremente hingewiesen worden. Die werthvollsten Düngmittel bleiben unbenutzt, und die so oft angeregte Frage ihrer Verwerthung harrt noch ihrer Lösung. Welche Perspective eröffnet sich dem Landwirthe durch eine nachhaltige Hebung des Ernteertrags, durch die Productionssteigerung der Wiesen und Weideländer. „Bei der Sorge für Hebung der Bodenproduction", sagt Komers ganz richtig in dem erwähnten Aufsatze, „muß als zweites Fortschrittsmoment die Geltendmachung aller derjenigen Behelfe anerkannt werden, durch welche eine größere Mannichfaltigkeit, die erreichbare Vollkommenheit und eine bessere Verwerthung der Producte bezweckt werden kann."

Einen entschiedenen Fortschritt wird indeß die Landwirthschaft erst dann machen, wenn die heimische Industrie einen erhöhten Aufschwung nimmt; solange die größere Hälfte der Monarchie eines jeden gewerblichen Lebens bar ist, dürften alle Hoffnungen der agricolen Kreise zu Schanden werden. Die Ansicht, daß Oesterreich und speciell Ungarn die Kornkammer Europas werden könne, scheint uns eine illusorische, selbst wenn verbesserte Communicationsmittel dem regelmäßigen Export nicht jene Hindernisse entgegensetzen werden, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Diese Ansicht wurde vornehmlich dadurch begründet, daß im vorigen Jahrzehnt eine Anzahl von Misernten in Westeuropa durch die Production Ungarns ausgeglichen werden konnte. Diese glücklichen Zeiten dauerten nicht lange. Ein Rückschlag trat ein, im Jahre 1858 war Ungarn nicht im Stande, seinen Ueberschuß abzusetzen, obwol dieser nicht einmal groß genannt werden konnte.

Im Jahre 1860 war England Abnehmer des österreichischen Getreides, im folgenden Jahre Frankreich. Es waren dies jedoch nur Ausnahmszustände. Hierauf basirten jene utopistischen Hoffnungen, welche in Bontout („Ungarn und die Ernährung Europas", Wien 1861) einen beredten Vertheidiger fanden. Die Jahre 1862 und 1863 waren

Digitized by Google

mehr oder weniger Misjahre für das hervorragendste Getreideland Oesterreichs, für Ungarn, und in den folgenden drei Jahren fanden sich wieder keine Abnehmer für das Getreide, indem in Rußland und namentlich in Nordamerika gewichtige Concurrenten erwuchsen. Das verflossene Jahr 1867 ist abermals ein Ausnahmsjahr. Schon aus diesen Notizen geht mit Evidenz hervor, daß auf den Consum des Auslandes für den Absatz des österreichischen und speciell des ungarischen Getreides nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann. Noch einleuchtender aber wird diese Ansicht, wenn man die Einfuhr an Getreide, Hülsenfrüchten und Rohproducten nach Oesterreich mit der Ausfuhr vergleicht. Es betrug die Einfuhr in Zollcentnern

im Durchschnitt im Jahre	Weizen.	Roggen, Mais, Halbfrucht, Hülsenfrüchte.	Gerste, Malz, Hafer.	Mehl und Kleie.
1841—50 . . .	489354	879397	350811	55921
1851—60 . . .	1,043205	2,099195	556557	158977
1861	485626	1,363798	356771	273602
1862	446453	1,673587	289934	178701
1863	705441	1,147755	549555	318930
1864	1,122274	1,949817	597659	388545
Dagegen die Ausfuhr				
1841—50 . . .	490933	597520	294070	186921
1851—60 . . .	828407	1,182856	556945	311670
1861	5,829297	1,668794	1,239568	797974
1862	5,051961	1,413878	1,915922	880069
1863	1,863085	1,429060	949798	740011
1864	2,445973	887815	976430	811864
1865	4,959686	2,480511	2,253221	1,216078

So beträchtlich auch die Mehrausfuhr der letzten Jahre im Vergleiche mit früher sein mag, so erfreulich auch der Aufschwung der österreichischen Landwirthschaft ist, auf einen regelmäßigen Export dürfte nicht zu rechnen sein, da die Concurrenz in Mitteljahren schon eine bedeutende und schwer zu besiegende ist. Nur eine dichte Bevölkerung, ein sich steigernder Consum in Inlande wird der agricolen Production dauernden und sichern Gewinn bringen. Solange der inländische Consument fehlt, wird der Absatz nach auswärts gesucht werden müssen, und die Wirthschaft eines Landes, welche auf dem Getreideexport basirt, steht auf keiner hohen Stufe. Die Culturbedeutung der Arbeit ist in Oesterreich noch nicht allseitig begriffen worden; daß dies bald eintrete, ist ein unbedingtes Erforderniß für die künftige materielle und politische Stellung der Monarchie.

Man hatte noch im vorigen Jahrzehnt über Oesterreich als Großmacht weit rosigere Ansichten und beurtheilte die politische Machtentfaltung günstiger, als dies bei richtigerer Würdigung der wirthschaftlichen Verhältnisse berechtigt gewesen wäre. In der Gegenwart allerdings, bei der herrschenden Ueberzeugung, daß die politische Entwickelung eines Landes am meisten durch die wirthschaftlichen Verhältnisse desselben bedingt sei, ist dieser Glaube an Oesterreich stark erschüttert worden. Die heutige geistige und materielle Schwäche der Monarchie hat der Absolutismus verschuldet, der die Ausbeutung und Aussaugung des Landes trefflich verstand, für die Hebung und Förderung der geistigen und materiellen Hülfsquellen aber nicht den richtigen Sinn hatte. Selbst die wirthschaftlichen Reformen, welche im Laufe fast zweier Decennien wirklich durchgeführt worden sind, waren von der Noth des Augenblicks abgerungen. Hoffentlich wird die neue Aera die Versäumnisse früherer Jahre einzuholen sich bemühen.

Digitized by Google

Skizzen aus den Walliser Alpen.

Von Otto Speyer.

Zweiter Artikel.

1) Der Monte-Moro und das Saasthal.

Rüstige Bergwanderer, welche die Schnee- und Eiswelt der Monte-Rosagruppe kennen lernen wollen, pflegen von Macugnaga aus südlich durch das Quarazzathal den öden und beschwerlichen Turlozpaß (Monte-Turlo) erklimmend, nach Alagna im Sesiathal, von hier westlich über die Scarpietta oder südwestlich über den Col di Val Dobbia ins Lysthal, weiter hin über die Betta-Furca nach Ayas im Val Challant und endlich über den Col des cimes blanches ins Val Tournanche hinabzusteigen, über dessen oberm Ende der dreiseitige Felsblock des Matterhorns wie ein Riesenobelisk 7000 Fuß hoch in furchtbarer Steilheit in den Himmel ragt. Nachdem sie so die drei südlich von der Monte-Rosagruppe ausstrahlenden Quergräte passirt, übersteigen sie, sich nordöstlich wendend, dem höchsten Festungswerk Europas, der alten Theodulschanze vorüber, den Mont-Cervin zur Linken lassend, den Eispaß des Matterjochs und erreichen unterhalb des Absturzes des Gornergletschers bei Zermatt die grüne Niederung des Nikolaithals. Wer aber auf kürzerm Wege die Thäler des Oberwallis am Nordabhange des Gebirges erreichen will, dem bieten sich zwei Pfade dar, beide so steil und unscheinbar, daß sie das Auge des Thalwanderers vergeblich am Abhange der scheinbar unersteiglichen Bergwände zu entdecken sucht. Rein westlich führt der eine anfangs längs der Moräne des Macugnagagletschers die furchtbare Felswand aufwärts zu dem 11120 Fuß hohen Passe des neuen Weißthors und weiter unterhalb der Cima de Jazzi über das Firnmeer des Gornergletschers und diesen selbst zu dem neuen Hotel auf dem Riffelberge, ein elfstündiger Marsch durch die großartigsten Scenen des Hochgebirges, aber nur von kniestarken, schwindelfreien Bergsteigern zu unternehmen. Gefahrlos hingegen für den einigermaßen vorsichtigen Wanderer, wenngleich in hohem Grade beschwerlich und anstrengend, ist der Paß, der nördlich von Macugnaga über die Höhe des Monte-Moro, den Petersrücken, in das Saasthal hinabführt. Dahin machten wir uns in der kühlen Frühe des folgenden Morgens unter der Leitung eines rüstigen Schweizers, Baptist Andermatten, aus der bekannten saaser Führerfamilie, auf den Weg. Baptist erwies sich als einen ebenso freundlichen und gefälligen wie umsichtigen und kundigen Führer; dabei war er ein Mann von eisernen Muskeln, der, während er unser sämmtliches Gepäck auf dem Rücken trug, uns noch hier und da seinen Alpstock reichte, um uns das Hinaufklimmen zu erleichtern.

Der Weg führt zunächst eine Strecke weit längs der nördlichen Thalwand her bis zu der Schlucht, aus der jener Bergstrom hervorstürzt, der einst die Umgegend von „Auf der Rive" verschüttete. An den Wänden dieser Felskluft geht es in steilem Zickzack auf schmalem, oft ganz unkenntlichem Pfade bergan. Anfangs lagen die Gipfel ringsher in hellem Sonnenschein, während das Thal zu unsern Füßen noch im tiefen Schatten schlummerte. Aber schon spielten leichte Nebel über uns um die Paßhöhe und einzelne Wölkchen hingen sich an die Kuppe der Cima de Jazzi. Bald durch lichten Lärchenwald, bald zwischen wüstem Steingerölle oder über dünnbegraste Matten stiegen wir so über zwei Stunden lang bis zu den elenden Sennhütten der etwa 6500 Fuß hoch liegenden Alp Am Bühl. Hier wurde eine kurze Rast gehalten, weniger zur Stärkung unserer Glieder, als um, was bisher die Steilheit des Weges unthunlich gemacht, mit Muße einen Blick rückwärts in das verlassene Thal zu werfen. Wohl erscheint es wunderlieblich wie ein grünleuchtender Edelstein in der dunkeln Fassung der ungeheuern Gebirgswände, aber

Digitized by Google

nur einen Moment vermag es unsere Augen zu fesseln, die bald wie gebannt an der herrlichen Berggestalt haften, die majestätisch im Südwesten emporsteigt. Links und rechts haben die Wolken schon die Filarkuppe und die Cima de Jazzi wie die südlichen Gipfel des Rosa selbst in ihren weißen Schleier gehüllt, aber um so riesiger steigt das Gornerhorn in gewaltigen Linien von dem tiefen Kessel des Gletschers in herrlicher Kegelform in den blauen Himmel empor. Wer den König der walliser Berge in seiner vollen, alles überragenden Majestät erkennen will, muß ihn von hier aus betrachten; wie er hier erscheint, ist vielleicht unter all den ragendsten Gipfeln der Alpenkette vom Mittelmeere bis zur Adria keiner, der sich mit ihm zu messen vermöchte.

Aber lange ist unsers Bleibens nicht: immer dichter lagern sich drohende Wolkenmassen rings um die Kämme des Gebirges. Wald und Matten sind verschwunden, die niedere, artenarme, aber blüten- und farbenreiche Flora der hochalpinen Region bekleidet die Zwischenräume des nackten Felsens. Gewaltige, schräg geneigte Glimmerschieferplatten, zuweilen fast stufenartig gelegt, deuten auf die Reste eines alten Saumpfades. Denn nicht immer führte nur ein unscheinbarer Fußweg, der nur dem kühnen Fuße des Menschen und der Gemse Halt bietet, über den großen Berg.*) Vor vielen Jahrhunderten, lange bevor der Simplonpaß bekannt war, bildete er die Hauptverkehrsstraße weit und breit zwischen den südlichen und nördlichen Thälern der Penninischen Alpen. Von herüber zog der Walliser, um Wein, Getreide und Oel zu holen, und der Lombarde, um seine Kunstfertigkeit, seine List und seinen Fleiß in dem rauhern, unwissendern und arglosern Norden zu verwerthen. Ob schon in altrömischen und celtischen Zeiten ein gepflasterter Weg bestand, läßt sich freilich nicht mehr entscheiden; doch werden die Wege über das Gebirge von Saas nach Macugnaga und Antrona schon 1440 uralte Pässe genannt.**) Der Verfall erklärt sich leicht durch die Entdeckung des ungleich niedrigern und bequemern Simplonübergangs. Die Unterhaltung des Saumpfades über den nie ganz schneefreien Paß, dessen schiefriges Gestein der Zerklüftung durch Frost und Wasserfluten besonders ausgesetzt ist, war ohne Zweifel sehr kostspielig. Sie wurde zuerst auf der italienischen Seite vernachlässigt. Denn auf dem nördlichen Abhange sind die Spuren des alten Pfades weit deutlicher, und die noch auf langen Strecken sichtbar übereinandergelegten Platten deuten auf eine neuere Zeit. Nach Saussure's Bericht war die Straße jedoch bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Verfall gerathen.

Immer öder und wilder wird die Umgebung, immer eisiger weht der Wind vom hohen Kamme herab, immer näher rücken die verhüllenden Nebel. Die letzte Spur von Vegetation ist verschwunden: ein Chaos von Felstrümmern und Steinplatten umgibt uns, soweit das Auge reicht. Den Schnee, den die Sonne des vorigen Tags geschmolzen und dessen Wasser die Zwischenräume der Felsblöcke ausgefüllt, hat der Nachtfrost von neuem gefestigt, jede Steinplatte erscheint wie in einen spiegelnden Rahmen von Eis gefaßt. Höher hinauf ist der Winter noch ungebrochen; wir klimmen ein weites, dachartig steil geneigtes Schneefeld hinauf, in das man die Fußspitze fest einstoßen muß, um nicht tief hinabzurutschen. Des Führers Hand deutet auf ein Kreuz auf dem höchsten

*) Monte-Moro, nach Schott von dem celtischen mar oder mor, groß. Daß der Name nicht Maulbeerberg bedeutet, wie Gatschet in seinen ortsetymologischen Forschungen behauptet, ist klar genug, und wir würden auch geneigt sein, die Deutung „Maurenberg" unbedingt zu verwerfen, fände sich nicht in der Nähe auch ein Pizzo del Moro, dessen Name schwerlich eine andere Erklärung zulassen dürfte als „Berg des Mauren", wenn man ihn nicht (wie wirklich geschehen) etwa auf den mailändischen Herzog Ludovico il Moro beziehen will!

**) Vgl. Engelhard, Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizer Alpen, besonders in Südwallis und Graubündten (Basel 1840), S. 298.

Digitized by Google

Felsblock zur Linken: es bezeichnet die Paßhöhe (8380 Fuß), die wir nach vierstündigem Klimmen erreichen und mit dem üblichen Jubelruf, dem „Jauchzer", begrüßen. Hier sollte ein längerer Halt gemacht werden; die mitgebrachten Vorräthe wurden ausgepackt und wir lagerten uns, durch die vorspringende Felswand einigermaßen gegen den eisigen Luftzug geschützt, zwischen Schnee und Eis auf den nackten Stein.

Glücklichern Wanderern, denen die Sonne in voller Klarheit leuchtet, eröffnet sich hier oben eins der großartigsten Panoramen der Alpen. Nicht nur, daß alle Blätter der ungeheuern Gebirgsrose*) sich ihm hier in ihrem vollen Umfange enthüllen, daß das Anzascathal sich ihm in seiner ganzen Ausdehnung offenbart: seine Blicke dringen auch tief hinein in das Hügelland und die Ebenen Hesperiens bis über die blauen Fluten des Lago-Maggiore hinaus. Wir erblickten nach Süd und West nichts mehr, als wirbelnde Nebel- und Wolkenmassen. Anders gegen Norden. Zwar war auch hier der Blick nie ganz frei; aber wie ein Zauberspiel der Phantasie trat bald ein Bild, bald das andere aus jener grandiosen Gebirgslandschaft vor unser Auge, welche den ganzen nördlichen Horizont von nächster Nähe bis in die fernste Ferne mit stolzen kühngeformten Berggestalten, theils Felshörnern, theils Schneekegeln mit eisgepanzerten Seiten, von Gletscherströmen durchschnitten, von grünen Thälern eingefaßt, erfüllt. Denn wir stehen auf dem Knotenpunkte, wo die beiden Gebirgszüge, welche das Thal der Saaser Visp einfassen, links der gewaltige Saasgrat mit seinen bis über 14000 Fuß emporragenden Gipfeln, rechts die Kette des Simplon, weniger hoch, aber doch auch auf ihrem Rücken mit weiten Firnfeldern bedeckt, in einem spitzen Winkel zusammenstoßen. Ihre Gipfelhöhen erscheinen und verschwinden in unablässigem Wechsel; jetzt tritt links der fleckenlose Schneekegel des Strahlhorns, weiterhin die schwarzen Felszacken des Rympfischhorns hervor; einen Augenblick erscheinen die nadelscharfen Spitzen des großen Mischabelhorns gleichsam schwimmend auf dem Wolkenmeere, das ihren Fuß verhüllt. Länger weilt der Sonnenstrahl auf den 12000 Fuß hohen Fletschhörnern, den Culminationspunkten der östlichen Kette, und plötzlich hebt sich dort in weiter Ferne die prächtige Pyramide des großen Nesthorns in den Berner Alpen aus den Tiefen des nördlichen Horizonts.

Zu unserer Rechten steigt der Kegel des Joderhorns von dem Gebirgskamme empor, bald greifbar nahe, bald wieder in duftige Ferne entrückt und gleich einem Nebelbilde zerfließend. Von seinen Flanken senkt sich der Monte-Morogletscher in die schaurige, nebelwallende Tiefe zu unsern Füßen hinab. Ihr entgegen führt unser Weg; erst über Fels und Eis, dann an der steilen Abdachung halbgefrorener Schneefelder her, die einen festen Fuß und sichern Schritt erfordern, wenn auch nicht jedes Ausgleiten, wie Berlepsch behauptet, sicheres Verderben nach sich ziehen würde; weiter abwärts unter überhangendem, tropfendem und rieselndem Gestein, in stetem Zickzack, an schroffem Hang auf rauhem Pfad, oft wieder über treppenartige ungefüge Steinplatten, bis wir tief unten den kleinen ebenen Kessel des Tellibodens erreichen, an dessen oberm Ende der Monte-Morogletscher halt gemacht hat. Hier trifft unser Pfad mit dem ebenso unscheinbaren zusammen, der östlich vom Joderhorn über den Mondellipaß führend, das Anzascathal eine Meile unterhalb Macugnaga bei Prequartero erreicht.

Ein Bild trostlosester Oede umgibt uns. Nur kümmerliches triefendes Moos bedeckt den Boden; ringsher ist alles nacktes zerklüftetes Felsgestein mit schnee- und eis-

*) Die Ableitung des Namens Monte-Rosa von der Gestalt einer Rose ist allerdings mehr als zweifelhaft; ebenso wenig statthaft sind die Erklärungen von dem Rosenglanz, mit dem ihn die Morgenröthe übergießt, oder die weit hergeholte und ebenso wenig sprachlich wie thatsächlich zu rechtfertigende seiner Entstehung aus montagna rossa (rother Berg). Ob der Name, wie Schott meint, mit dem gälischen ros (Halbinsel oder Borgebirge) zusammenhängt, lassen wir dahingestellt sein.

Digitized by Google

gefüllten Spalten. Die nahen Hänge oder die grauen Nebel verbergen selbst die majestätischen Gestalten der fernen Gipfel, das Einzige, was in so lebenloser furchtbarer Wildniß noch erhebend und befreiend auf das bedrückte Gemüth zu wirken vermag. Auch der Blick in die Tiefe des Saasthals zu unsern Füßen ist wenig erfreulich; seine reichen Matten sind hier noch hinter Steingetrümmer, vorspringenden Felsen und Gletschern verborgen. Durch wilde Schluchten, wo am Rande des schäumenden Tellibaches die weißen Blüten des Eishahnenfußes (Ranunculus glacialis) und die rosenrothen Rasen des stengellosen Leimkrauts (Silene acaulis) den Wiederbeginn der phanerogamischen Pflanzenwelt verkünden, geht es steil abwärts zur zweiten Thalstufe, wo wir schon von weitem die ärmlichen Sennhütten der Distelalp und die ersten grünen Matten mit Jubel begrüßen. An ihrem untern Ende, wo der Weg etwas ebener wird, ist die bis zu einer Breite von mehr als 1000 Schritten erweiterte Thalsohle abermals mit einem Steintrümmermeer überschüttet, aus dem schon von fern zwei ungeheure Blöcke weit hervorragen. Es sind die Spuren, welche der Seewinen- und Schwarzenberggletscher zurückgelassen, die in den beiden Thalschluchten zur Linken die steilen Matten der Bergwand „zum Seewinen" einfassend, einst die ganze Tiefe mit ihren Eismassen bedeckten und erfüllten. Rückte doch der gewaltige Schwarzenberggletscher, der an seinem obern Rande in phantastischen Zacken von dem wieder blau gewordenem Himmel sich abhebend, noch immer nahe und drohend vom Strahlhorn herunterhängt, vor 40 Jahren so gewaltig vor, daß er den Mattmarksee erreichte und in zwei Theile zu trennen drohte. Seit jener Zeit weit den Abhang des Berges hinauf zurückgedrängt, ist er in den letzten Jahren wieder in langsamem Vorrücken begriffen. Von den beiden gewaltigen Steinwürfeln, die schon von weitem unsere Blicke auf sich gezogen und welche, ein lebendes Zeugniß von der ungeheuern Gewalt der Gletscher, im Laufe von Jahrhunderten und vielleicht Jahrtausenden von der Höhe des Strahlhorns in den Abgrund hinabgetragen wurden, hat der größere, bei 60 Fuß Höhe und 50 Fuß Breite und Länge, ein ungefähres Gewicht von 200000 Ctrn.*), während der kleinere in seiner von polirten „Gletscherschliffen" durchzogenen Südseite ein Prachtexemplar für eine Sammlung zur Illustration der Gletscherwirkungen darbieten würde. Das Material derselben, sowie der meisten umherliegenden Trümmer, erklären die Mineralogen verschieden für Blaustein, Gabbro oder Nephrit. Ueberhaupt bietet die weitere Umgegend dem Mineralogen eine Mannichfaltigkeit geognostischer, zumal aber oryktognostischer Producte, wie sie auf gleichem Areal in Europa nicht oft wieder vorkommen mag. Vor allem sind die Moränen des Schwarzenberg- und Allalingletschers im Saasthal, des Findelen- und Gornergletschers, die ins Zermatter Thal herniederziehen, die Abhänge des Strahl- und Rympfischhorns eine unerschöpfliche Fundgrube seltener Gesteine.

Wenige Schritte unterhalb jener Felsstücke erreichen wir ein einsames, an die östliche Bergwand gelehntes Haus, das Mattmark-Hotel. Noch oberhalb alles Baumwuchses, (6714 Fuß) nur von Felsen und Gletschern umstarrt, grau und unscheinbar in unwirthbarer Wildniß, erinnert es auch in seinem Aeußern lebhaft an das Schwarenbach-Wirthshaus in den Einöden der Gemmi, den Schauplatz von Z. Werner's „24. Februar". Wer von Norden kommend gen Italien reist, pflegt hier zu übernachten, um in der Frühe des folgenden Morgens vom Petersrücken aus den Monte-Rosa in voller unverhüllter Pracht zu schauen, ehe die Wolken und Dünste des Mittags ihn verbergen. Wir aber brachen nach kurzer Ruhe wieder auf, um uns weiter unten im Thal in freundlicherer und lebensvollerer Gegend einzuquartieren.

Sobald wir dicht hinter dem Gasthause die vorspringende Bergecke umschritten, er-

*) Vgl. Melchior Ulrich, Die Seitenthäler des Wallis (Zürich 1850), S. 29.

Digitized by Google

scheint vor uns in der Entfernung einer kleinen halben Stunde, einer hohen weißen Felswand ähnlich, der große Allalingletscher, der vom Saasgrat zwischen Strahl- und Allalinhorn herabkommend, das Thal durchschneidet und sich an der entgegengesetzten Bergwand aufbäumt. Er hat die von den Bergen und Gletschern herabströmenden Gewässer genöthigt, sich in ein großes Wasserbecken, den Mattmarksee*), zu sammeln, welcher die ganze Thalspalte vom Gasthause bis zum Gletscher mit seinen trüben weißgrauen Fluten ausfüllt. Um seine Gewässer dem untern Thal zuführen zu können, mußte er sich einen Weg durch die Eismassen bahnen. Mehr als einmal schon seit Menschengedenken haben Fels- und Eisblöcke den Abzugskanal verstopft und durch die dann mit plötzlichem Ausbruche sich ergießenden Fluten, wie die des Gietroz-Gletschers im Bagnethale, Schrecken und Verheerung im ganzen Saasthal verbreitet. Als das furchtbare Ereigniß zum letzten male im Jahre 1833 drohte, gelang es den vereinigten Anstrengungen der Thalbewohner, noch rechtzeitig einen künstlichen Durchbruch zu sprengen. Zahlreiche Kreuze weiter unten im Thale, zumal zwischen Saas und Balen, deuten auf die fromme Hoffnung der Saaser, durch ihre Aufrichtung den Himmel zu bewegen, daß er sie mit solch furchtbarer Heimsuchung verschone.

Ein bequemer ebener Weg führt längs des steilen, mit duftenden Blumen bedeckten Ostabhangs unmittelbar über dem See bis zum Fuße des Allalingletschers. Vor kurzer Zeit mußte man den Gletscher selbst passiren; jetzt hat sich derselbe so weit zurückgezogen, daß nur noch sein durch die entgegenstehende Bergwand zu gewaltiger Höhe emporgestauter Stirnwall überklommen werden muß. Von seinem Rücken schweift der Blick weithin über die geborstenen Massen des Eisstroms, bis wo jenseit hoch oben die seltsam gestalteten blauweißen Blöcke und Zacken von riesiger Größe aus dem Himmel selbst herabzustürzen scheinen. Dann geht es steil im Zickzack über den Moränenschutt hinab, wo zur Linken der wilde Gletscherbach unter dem Namen der Saaser Visp aus der selbstgebrochenen Thorwölbung hervortritt. Der Thalgrund ist von den Felstrümmern, welche der Gletscher herabgeschleppt, dermaßen ausgefüllt, daß er erst etwa eine Viertelstunde weiter unten in einem ganz neuen Charakter zum Vorschein kommt. Eis und Schnee sind verschwunden; Tannen und Lärchen wurzeln an den steilen Hängen, Rasen und Blumen bekleiden die schmale ebene Fläche zu beiden Seiten der Visp. An ihrem linken Ufer wandern wir zunächst auf schattigem Pfade der alten Kapelle „im Lerch" und den wenigen auf den Matten der östlichen Thalwand zerstreuten Matten der Eienalp vorüber, bis, wo bei dem Weiler Zermeigern rechts der Furca- oder Furggenbach aus der engen Schlucht hervorströmt, durch welche der alte Paß ins Antronathal führt, das Vispthal sich plötzlich zur grünen Wiesenfläche erweitert. Freundliche bosketartige Wäldchen von Tannen, Lärchen und schlanken Birken unterbrechen die Eintönigkeit der Matten, während Gebüsche von Haftdorn (Hippophaë rhamnoides), Weiden und Tamarisken (Tamarix germanica) den Lauf des Flusses begleiten und bezeichnen. Auch einige Gipfel des Gebirges, noch vom Nebel umspielt, werden sichtbar: links dicht über uns ragt die schwarze Pyramide des Mittaghorns, über ihre Abhänge hin tritt bald das eine, bald das andere der Mischabelhörner aus dem Wolkenschleier hervor, während von dem Rücken der Simplonkette gegenüber Weisnies und Trifthorn in ihrem weißen Firnmantel herabblicken. Hinter dem großen freundlichen Dorfe Almagell**) braust der Lehmbach, der wasserreiche Abfluß

*) Mac maar, großes Wasser? Vgl. Schott, a. a. O., S. 68.

**) Die arabisch klingenden Namen Almagell, Mischabel, Allalin und einige andere in der Umgebung des Saasthals haben, in Verbindung mit der bekannten Thatsache, daß die Sarazenen einst bis in das untere Wallis eingedrungen sind, manche Sprach- und Geschichtsforscher (wie z. B. Dr. Keller in den „Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft") veranlaßt, in ihnen wirklich Wörter semitischen Ursprungs zu sehen. Macht sich auch Schott (a. a. O., S. 229)

Digitized by Google

des Rothblattgletschers im prächtigen Sturze von der östlichen Thalwand herab. Jetzt erscheint auch im Hintergrunde des Thals unser heutiges Reiseziel, der Hauptort des Thales, Saas im Grund, mit dem stattlichen Monte-Moro-Hotel, der steinernen Kirche und einigen größern Holzhäusern ein verhältnißmäßig wohlhäbiges Aeußere zeigend. Die Bestimmung des erstern verkünden nicht nur die cubitalen Lettern des Schildes, sondern auch ein von einem Laternenpfahl quer über die Straße zum Hause gezogenes Bret, während zu allem Ueberfluß noch Wirth, Wirthin und Kellner an der Thür stehen, um uns zu empfangen. Dennoch wandern wir, von dem Wirthe zur Mattmark geleitet, den Hügel hinauf zu dem ihm ebenfalls gehörigen „Monte-Rosa", einem hölzernen wohlgebauten Hause im bekannten Chaletstil. Es liegt dermaßen am Abhange, daß man von außen in alle drei Stockwerke gelangen kann, und bietet aus seinen Fenstern einen hübschen Blick thalaufwärts auf das Mittaghorn, den felsigen Eginer und den abgeflachten Schneegipfel des Allalinhorns.

Saas im Grund, der Hauptort des sieben Stunden langen und von etwa 2000 Menschen bewohnten gleichnamigen Thals, besteht aus zwei ziemlich weit getrennten Häusergruppen. Es hat zwar außer den beiden stattlichen Kirchen im obern Theile und „unter dem Berg" gleich seinen Schwesterdörfern nur Häuser von braunem Lärchenholz in oberwalliser Bauart, aber sie sind meist höher und ansehnlicher als die sämmtlicher übrigen Ortschaften, nicht nur im Thale der Saaser, sondern auch in dem der Gorner Visp. Auch schienen uns seine Bewohner gesundern Aussehens und kräftigern Baues, in ihrem Aeußern sorgfältiger und reinlicher, und weniger geistig gedrückt, als die Menschen in Sanct-Niklaus, dem Hauptort des Nikolaithals, und seinen Nebendörfern. Ihre Hauptbeschäftigung ist natürlich die Viehzucht, die im Sommer hauptsächlich auf den hoch hinaufreichenden Alpweiden der östlichen Thalwand betrieben wird. Doch fehlt es an den Abhängen auch nicht an Kartoffel- und Roggenfeldern, ja es sind hier, wie freilich in den meisten Hochthälern der Schweiz, alle Fleckchen dazu benutzt, die, dem Vieh zu steil und gefährlich, noch die geringste Aussicht auf Ertrag darbieten, oft an so entsetzlich jähen Abhängen, daß der nicht vollkommen schwindelfreie Wanderer sich scheuen würde, sie überhaupt zu betreten, geschweige denn, sie zu bearbeiten, Dünger, Saat und Ernte auf dem Kopfe oder auf dem Rücken dort hinauf- und hinabzutragen.

Die westliche Wand des Thales bildet ein mit hochstämmigem Nadelwald, am untern Rande auch mit Getreide- und Kartoffelfeldern bekleideter Vorberg, der dem Auge des Thalwanderers den firnbedeckten Rücken des Saasgrats verbirgt. Eine vom linken Vispufer schräg am Abhange dieses Berges aufsteigende Reihe weißer Kapellen bezeichnet den Weg nach dem in tiefer Weltabgeschlossenheit verborgenen Hochthal von Fee. Der Himmel war tiefblau und nur um die hohen Gipfel spielten die parasitischen Wolken, welche der verdunstende Schnee bildet, als wir am folgenden Morgen den steilen Waldpfad hinaufwanderten. Die 16 Kapellen enthalten in aus Holz geschnitzten und übermalten Figuren Darstellungen des Leidens Christi, grell und naturalistisch ohne künstlerischen Werth, aber zugleich so ausdrucksvoll und lebendig, daß man leicht ermessen kann, wie

vielleicht nicht mit Unrecht über diese Interpretation lustig, so ist sie doch noch lange nicht so schlimm wie Hirzel's „Mistgabelhörner" für Mischabel, auf die er triumphirend hinweist. Auch die Deutung aus verdorbenem Italienisch, wie sie z. B. Gatschet (nach dem im „Ausland" von 1865, Nr. 49, gegebenen Auszuge) in seinen ortsetymologischen Forschungen als unzweifelhaft hinstellt, scheint uns sehr gewagt. Er führt Allalin auf all'alagna, das nach einem uns unbekannten Provinzialismus „an der Haselstaude" heißen soll; Almagell auf al macello (bei der Metzig), Mischabel auf mezz'a valli (inmitten der Thäler) zurück, wogegen ihm die Eienalp, besser Eieralp, von dem nahen Eginer, und dieser von dem althochdeutschen Ekka (das Scharfe, Zugespitzte) benannt sein soll. Es würde zu weit führen, wollten wir hier die innern und äußern Gründe entwickeln, die gegen diese höchst gewaltsamen Deutungen sprechen.

Digitized by Google

sehr sie der leicht entzündlichen Phantasie des Volks die evangelische Geschichte verkörpert nahe bringen, mit welchem Schauer frommer Andacht sie die noch in kindlich unkritischem Glauben befangenen Gemüther erfüllen müssen.

Nachdem wir etwa 600 Fuß hoch am Bergabhang emporgeklommen waren, wo die knotigen Wurzeln der Lärchen und Tannen schlangengleich über und zwischen dem Gestein fortkriechen, um die dürftige Erdkrume aufzusuchen, die ihnen ihr Weiterleben ermöglichen soll, erreichten wir, um den nördlichen Vorsprung des Berges biegend, eine kleine ebene Terrasse, auf der eine Bank am Fuße einer uralten Lärche mit weitschattenden Aesten den Wanderer einladet, in Ruhe das herrliche Landschaftsbild zu betrachten, das sich hier plötzlich vor ihm aufthut, so großartig schön und doch wieder so abgeschlossen in einem natürlichen Rahmen, daß ein Künstler es nicht etwa blos zum Motiv eines Bildes nehmen könnte, sondern es nur geradezu zu copiren brauchte, um der bedeutendsten Wirkung sicher zu sein.

Dicht zu unserer Rechten steigt der Berg in kleinen, von baumbesetzten Rasenabhängen unterbrochenen Felsterrassen empor; zur Linken senken sich blumige Hänge der Felswand zu, die senkrecht in eine schaurige Kluft abfällt, aus deren Tiefe das Brausen der Fee-Visp emordringt. Jenseit der Schlucht steigt der stolze Kegel des Mittaghorns, unten mit breitem Waldgürtel, weiter oben bemattet, an der Spitze nackter brauner Fels, 9400 Fuß hoch empor. Vor uns lehnt sich eine schöne kleine Kirche im Renaissancestil mit säulengetragener Vorhalle an die Felswand zur Rechten, zu deren Höhe jenseit der Kapelle die vielstufige Treppe hinanführt. Wunderlich gestaltete Bäume drängen sich zu beiden Seiten aus den Spalten des Gesteins; darüber hinaus aber erscheint im Hintergrunde die grandiose Schnee- und Gletscherwelt des Saasgrats im hellen Sonnenschein schimmernd, überwölbt von einem Himmel, dessen strahlendes Blau noch vertieft durch das Grün der Bäume, durch die er hindurchblickt, einen wundervollen Contrast zu den blendendweißen Schneeflächen des Gebirgskammes und seiner Gipfel bildet.

Die Treppe hinansteigend, erreichen wir den Rand der Schlucht, durch die der Gletscherbach sich seinen Weg ins Hauptthal gebahnt hat. Fünf- bis sechshundert Fuß stürzt hier die Felswand senkrecht ab, um jenseits noch höher emporzusteigen; zwischen den Spalten des Abhangs hängen die grünen Fahnen der Büsche und Kräuter, in der Tiefe schäumen die weißen Wogen; ewige tiefe Dämmerung herrscht dort unten im stärksten Gegensatz zu dem blendenden Sonnenglanz hier oben, ein schaurig schöner Anblick, den man in Gegenden, wo die Natur ihre Reize weniger verschwenderisch ausstreut, allein einer Reise werth halten würde.

Vor uns breitet sich eine weite grüne Matte aus, auf der, in mehrern Gruppen verstreut, die Häuser des Kirchdorfes Fee und des Weilers Biel gelegen sind. Wir überschreiten, an dem reichsprudelnden überbauten Dorfbrunnen vorüber, die sanftansteigende Fläche und machen erst eine kurze Strecke unterhalb des Stirnwalls des Gletschers halt, wo der Schatten der Tannen am Fuße eines bemoosten Felsens zu beschaulicher Muße ladet.

Dicht vor uns senkt sich der mächtige Feegletscher, dessen weiße Eismassen, von bläulichen Spalten durchzogen, bis an den Rand des Horizonts hinanreichen, eine ungeheuere Geröll- und Schuttmasse bergartig vor sich herschiebend, ins Thal hinab. Mit seinen zwei gewaltigen Armen umfaßt er die grüne Insel der steilen Gletscheralp, deren wenige Hütten in dem Eiswall, wie in einem Zauberringe eingefaßt, von der übrigen Welt des Lebendigen abgeschlossen erscheinen. Darüber hinaus zieht am Abhange des Mittaghorns im Süden durch West bis Nord eine ununterbrochene glänzende Schnee- und Eiswand, auf ihrer Schneide die Gipfel des Saasgrats tragend: die ruhigen Formen des Allalin-

Digitized by Google

horns, dessen lückenlose Schneehülle alle scharfen Gräte und Ecken ausgefüllt hat; die breite Masse des Alphubels, dessen diesseitiger Abhang von schrägen, parallellaufenden, schneeumhüllten Gesteinschichten so fein gerippt erscheint wie die Schneckenschale eines Nautilus, weiter nördlich die Mischabelhörner als kühne Pyramiden, die scharfen, jähen Schneiden kaum mit Schnee bepudert, die nadelscharfen Spitzen gleichsam in das Himmelblau einstoßend, voran die beiden Culminationspunkte des ganzen Gebirgszugs, ja, nächst dem Montblanc und Monte-Rosa, ganz Europas, Täschhorn und Dom oder Grabenhorn, weiterhin das kleine Mischabel, Nadelgrat und Nadelhorn, während die nördlichsten Spitzen des Saasgrats, das Ulrichshorn und der vielgipflige Balferin durch die nähern nördlichen Berge verdeckt sind. Von diesen, deren unterer Abhang noch von reichem Nadelwald bekleidet ist, hängt ein steiler Gletscher in gebrochenen Massen herab. Oestlich schweift der Blick über die Matten von Fee, welche den Spalt des Saasthals verbergen, zur Simplonkette hinüber, aus der die Spitzen der beiden Trifthörner und die Firnmassen des Weismies, vom Rothblatt- und Triftgletscher eingefaßt, mächtig hervortreten. Im Südosten endlich schließt der schöngeformte Kegel des Stellihorns, von der Scheide zwischen Antrona- und Saasthal aufsteigend, den Zauberkreis einer Gebirgslandschaft ab, deren ernste Größe durch den Gegensatz des frischgrünen lebensvollen Hochthals, das gleichsam in ihrem Centrum eingebettet liegt, noch ausdrucksvoller hervortritt.

An unserm Ruheplatz vorüber führt ein schmaler Pfad dicht unterhalb der Moräne über die Brücke des Gletscherbachs westwärts. Es ist der Weg zum Alphubelpaß, einem der fünf, die über den breiten Rücken des Saasgrats, dessen Kammhöhe nirgends unter 10000 Fuß herabsinkt, die beiden Bispthäler verbinden. Die drei südlichen (über den Schwarzenberg zum Weißthor; am Fuße des Strahlhorns her zum Findelengletscher (Adlerpaß) und über den Allalingletscher) gehen von der Mattmark aus nach dem Riffelhause, Zermatt und Täsch; der nördlichste, erst einigemal von kühnen Bergfahrern versucht, führt von Saas aus zwischen Mischabel und Balferin über den Riedgletscher nach Sanct-Niklaus. Der Alphubelpaß von Saas nach Täsch, obgleich 12 Stunden lang, und zur größern Hälfte über Schnee und Eis eine Höhe von 12418 Fuß überklimmend, ist noch der betretenste und leichteste dieser schauerlichen, aber an den großartigsten Naturschauspielen reichen Uebergänge. Bei weitem die meisten Reisenden ziehen jedoch den bequemen Thalweg abwärts bis Stalden an der Gabelung der beiden Bispthäler und wieder aufwärts an der Gorner Visp vor. Zwar beträgt die Entfernung auf diesem Wege von Saas nach Randa (zwei Stunden unterhalb Zermatt) acht, die gerade Linie zwischen beiden Orten auf der Karte gemessen, zwei schweizer Stunden; aber auf dieser kurzen Strecke erhebt sich der Boden von 4900 bis zu 14000 Fuß absoluter Höhe, also in einem Winkel von 50—60 Grad.

Die Sonne neigte sich gegen Westen, schon streckten die südlichen Berge ihre Riesenschatten über das Allalinhorn hin. Die Bemerkung Bädeker's, die Landschaft mache bei Abendbeleuchtung einen besonders schönen Eindruck, beruht auf einem Irrthum, wie uns ein zweiter Besuch des Calvarienberges gegen Sonnenuntergang bewies und wie es die Lage der bedeutendsten Aussichtspunkte gegen Westen mit sich bringt. Nur die Simplonkette, die aber an Schönheit der Formen wie an Großartigkeit der ganzen Erscheinung gleich sehr hinter den Saasgrat zurücktritt, erscheint dann in der günstigsten Beleuchtung.

Ueber die vom nächtlichen Reife weiß schimmernden Matten wanderten wir am folgenden Morgen thalabwärts, der einsam liegenden Kirche von Sanct-Anton vorüber der zweiten Häusergruppe von Saas „unter dem Berg" zu. Neben der Kirche erhebt sich im Saasthale überall ein riesiges lateinisches Holzkreuz, schwarz mit vergoldeten Ecken, zuweilen mit einer Inschrift, die es als „Missionskreuz" bezeichnet oder die Vorübergehenden zum Gebet und zur Buße ladet.

Digitized by Google

Die beckenförmige Erweiterung, welche, eine Stunde lang und 1000—1500 Schritt breit, die Thalstufe von Saas bezeichnet, schließt sich; bewaldete Berge treten von beiden Seiten unmittelbar an die Visp heran und bilden einen mit Felstrümmern übersäeten Engpaß. Der schattige wohlgebahnte Waldweg führt uns in einer halben Stunde zu einer neuen Landschaft, dem 300 Fuß tiefer gelegenen Thalgrunde von Balen, am Fuße des Balferins, dem dieses Dorf den Namen gegeben.*) Mitten im Wiesengrunde liegt die freundliche Kapelle, während die Häuser des ärmlichen Orts sich an die östliche Bergwand lehnen, von der weiterhin der Füllbach laut rauschend herabstürzt. Die Wiesenfläche ist mit großen Blöcken granatreichen grauen Glimmerschiefers, die einst von den Abhängen des Saasgrats herabgerollt sind, überstäet. Bald verengt sich das Thal von neuem zur wilden Schlucht. An einem der schönsten Punkte halten wir unsere Frühstücksrast. Vor uns hängt der wasserreiche Schweibbach von der westlichen Thalwand herab, bald in gedrängter Masse von Fels zu Fels stürzend, bald leicht hin- und herwehende, im Sonnenglanz blitzende Wasserschleier bildend. Ueber ihm erscheinen die blauen Zacken des Balferingletschers. Durch die nördliche Thalöffnung leuchten die Schneekegel des großen und kleinen Nesthorns, die Felsgipfel des Bietschhorns und die weiten Firnfelder der Berner Alpen; im Süden schließt die hohe Pyramide des Stellihorns die Landschaft.

Weiter abwärts wird die Thalschlucht rauher und einförmiger. Zwischen Felswänden und Tannenwald führt der Weg mehrere hundert Fuß über dem Flusse an dem westlichen Abhange hin, die untersten Vorsprünge des Balferins umgehend. Kleine hölzerne Kreuze ragen aus den Felsspalten: theils Votivkreuze gegen einen Ausbruch des Mattmarksees, theils zum Andenken an einen „Erfallenen". Auf einem derselben erzählt die Verunglückte in schlichten Versen im schweizer Stil des breitern das Ereigniß, das ihrem Leben ein Ende gemacht:

Als meines Lebens Faden abgelaufen
Und der unerwartete, aber stets befürchtete Tod mich getroffen.

Unterhalb der Häusergruppe „Zen Schmiden" wird die Landschaft wieder offener und freundlicher. Die Wände treten weiter auseinander, Kastanien- und Walnußbäume, Weizen- und Maisfelder erscheinen an den Abhängen. Wir biegen um den letzten Auslänfer des Saasgrats, den waldigen Ebiberg, und überschreiten, 2500 Fuß unterhalb Saas, auf dem 150 Fuß hoch gespannten Bogen der Kinnbrücke die mächtige Gorner Visp, deren Thal sich zur Linken öffnet. Dann geht es unter den glühendheißen Strahlen der Mittagssonne den steilen gegenüberliegenden Abhang hinan, wo das Dorf Stalden zwischen Weinpflanzungen und Obstgärten halb versteckt liegt. Den fensterreichen Speisesalon des wohlbekannten Wirthshauses Zur Traube betretend, finden wir uns plötzlich in großer Gesellschaft. Denn hier mündet unser einsamer Pfad in die belebte Straße, die seit einem Jahrzehnt vom Genfersee wie über Gemmi, Grimsel und Furca in rasch wachsender Progression Schwärme von Touristen zu Fuß, zu Pferde und in Tragsesseln nach Zermatt, dem Mittelpunkt der Gebirgsfahrer im Wallis, geleitet. Einige Söhne Albions in vollem Hochlandscostüm mit Tartan, Plaid und nackten Knien und ein alter Mann mit eisgrauem, bis auf den Gürtel herabreichendem Bart, härner Kutte, Gürtelstrick und Sandalen, fielen uns zuerst in die Augen. Der letztere erwies sich als ein Einsiedler, der gewöhnlich in Gesellschaft eines andern, also eigentlich als Zweisiedler, in einer Felsenklause am Eingange des Val d'Hérens zu hausen pflegte und sich für sein gewöhnliches Fasten und Schweigen heute wie es schien nach beiden Richtungen hin gründlich entschädigen wollte. Seine Zunge war nie einen Augenblick unbeschäftigt und

*) Balferin, durch Buchstabenversetzung aus Balen-Firn corrumpirt.

Digitized by Google

seine Rede von so origineller Jovialität, daß wir es bedauerten, nicht in seiner Gesellschaft weiter wandern zu können.

Von der hochliegenden Kirche des Dorfes senkt sich der Weg nach dem Rhônethal zwischen gelben Glimmerschieferfelsen eingehauen an der linken Thalwand abwärts. Die Hänge sind steil; nur hier und da ist der dürre Boden mit Mühe zu terrassenförmigen Weinbergen benutzt. Das entgegengesetzte Flußufer ist weniger abschüssig; Matten und Getreidefelder umgeben hier das hochliegende Dorf Visperterminen. Von den Erdpyramiden, die sich wie am Ritten bei Oberbozen in Tirol unweit des rechten Ufers erheben sollen, wurden wir so wenig etwas gewahr wie von den in der Nähe gebrochenen Topfsteinen (Gildsteinen). Eine halbe Stunde von Stalden überschreitet der breite bequeme Saumpfad bei dem Dorfe Neubrück die rauschende Visp, die, hier ein bedeutender Fluß, fast wasserreicher als die Rhône selbst, die ganze Thalsohle ausfüllt. Jenseit der schmalen, von einem einzigen hohen Bogen gebildeten Steinbrücke steht ein steinernes Haus, dessen halbzerfallenes romanisches Portal auf ein hohes Alter deutet. Zwischen von Waldreben durchflochtenen Hecken, rechts der steile steinige Abhang, an dem die dunkelgrünen fest aufliegenden Sträucher des Sadebaumes (Juniperus sabina), durch ihren Wuchs an die alpine Legföhre, durch ihre Farbe und ihr Laub an die südliche Cypresse erinnernd, bis zu uns herabkriechen; links zum Flußufer absteigende Gebüsche zackigblätteriger Erlen (Alnus viridis) und olivenartiger Hippophaë, dazwischen ein reicher Flor von scharlachrothen Nelken, leuchtenden Sonnenröschen und bunten Papilionaceen, wanderten wir an nackten, hier und da grottenbildenden Kalkfelsen hin, zwischen denen Blöcke von Chlorit- und Talkschiefer verstreut liegen, auf glühendheißem, staubwirbelndem Wege thalabwärts. Mehrere Gesellschaften, jeden Alters und Geschlechts, zu Fuß und zu Roß auf der Wallfahrt nach Zermatt begriffen, begegneten uns, nicht minder Kutscher aus verschiedenen Ortschaften des Rhônethales, die in Vispach auf Rückfracht wartend, hier bereits die Reisenden aufzufangen suchen. Scheuen sie es doch nicht, drei bis vier Stunden weit die steile Höhe des Gemmipasses zu erklimmen, um ihren Concurrenten in Leuk und Kandersteg zuvorzukommen.

Schon stand die Sonne westlich, als wir die schlecht gepflasterte Hauptstraße von Vispach und mit ihr das Ziel unserer heutigen Wanderung erreichten.

2) Ins Val d'Anniviers.

a) Das Rhônethal von Vispach bis Siders.

Vispach, von den Hügeln des rechten Vispufers bis dahin hinabsteigend, wo eine lange bedeckte Holzbrücke den Eintritt des Flusses aus seiner Bergenge in das weite Hauptthal bezeichnet, trägt ganz jenen eigenthümlichen Charakter, den wir von dem engen Felsenpasse an, der zwischen der Dent du Midi und Dent du Morcle die Grenze des Waadtlandes bezeichnet, bis an den Fuß des Simplon an allen wallisischen Städtchen, selbst die Hauptstadt Sitten nicht ausgenommen, wahrnehmen. Mit ihren engen, winkeligen, schlecht gepflasterten Straßen, ihren zahlreichen, oft stattlichen Kirchen, ihren hohen düstern Steinhäusern, die sich zwischen elenden Lehm- und Holzhütten erheben, ihrer schmuzigen, dunkelfarbigen, großentheils auf den Straßen und Plätzen umherlungernden Bevölkerung, gemahnen sie den von Süden herkommenden Reisenden lebhaft an die kleinen castella des mittelitalienischen Gebirgslandes.

Um nach dem zwei Stationen weiter abwärts im Hauptthale gelegenen Siders zu gelangen, wo sich das Einfischthal öffnet, bestiegen wir die vom Simplon herabkommende Diligence, eins jener mit fünf Pferden bespannten Wagenungethüme, wie man sie außerhalb der Schweiz nur noch selten zu sehen bekommt. Denn die Eisenbahn, bestimmt

Digitized by Google

vom Genfersee über den Simplon zum Lago-Maggiore zu führen, war seit 1864, wo wir sie zuletzt befuhren, nicht einen Schritt weiter gekommen. Noch immer zeigt oberhalb Sitten nur der schienenlose Damm, wie eine natürliche Erhebung des Bodens mit Büschen und Kräutern bewachsen und hier und da von dem verheerenden Strome zerrissen, eine Strecke lang ihren künftigen Lauf an. Allerdings ist nicht nur für die Ueberschienung des Simplon vorläufig wenig Aussicht, sondern auch der Bau in dem versumpften Thale, dessen Fluß alljährlich sein Bett verändert, so schwierig und kostspielig, daß sich eine Fortführung der Bahn bis Brieg kaum rentiren dürfte.

Wo der Wagen donnernd über die Bispbrücke rasselt, winken uns über die glitzernden Wellen des breiten Stroms die vier herrlichen Gipfel des Balferin, zwei in fleckenlosem Schneemantel, die beiden andern nackte Felskegel, von der Abendsonne roth angestrahlt, einen Abschiedsgruß zu. Sie verschwinden hinter der nackten, steilen Bergwand, an deren Fuße auf der südlichen Thalseite die Straße hinläuft. Das Thal zur Rechten, von Bisp und Rhône alljährlich überschwemmt, erscheint bald mit Kies und Geröll bedeckt, bald mit dichtem Gehölz bekleidet, zwischen dem überall das bleierne, von einer schillernden Haut überzogene Sumpfwasser sichtbar wird. Selbst die Straße, wenn auch jetzt ziemlich trocken, zeigt deutliche Spuren, daß sie noch vor kurzem überschwemmt war. Alljährlich fahren hier die Wagen wochen-, ja monatelang durch das Wasser, oft auf weite Strecken bis an die Achsen einsinkend.

Ueber die öde Fläche schweifend, haftet der Blick gern auf der malerischen nördlichen Thalwand. Ihre riesenmäßigen schiefliegenden Felsplatten sind von tiefen, engen Thalspalten mannichfach gefurcht und durchbrochen. Zahlreiche grüne Oasen unterbrechen die finstern Felsenflächen; zwischen zerstreuten Sennhütten blickt vom reizenden Vorsprung die weißleuchtende Kirche freundlich herüber. Baum- und Gebüschgruppen, oben mit horizontaler Linie scharf abgeschnitten, nach unten in zierliche Spitzen und Zacken auslaufend, hängen an den steilen Wänden herab. Sie deuten auf den Lauf der Suonen, jener künstlichen, vielbewunderten Wasserleitungen, in denen die Walliser Meister sind. Aus den unzugänglichsten Klüften und Abgründen hervor, zum Theil geradezu (wegen der befruchtenden Eigenschaft des luftreichen Gletscherwassers) aus den fernen Gebirgen hergeführt, ziehen sie stundenweit durch die Urwildniß in schwindelnder Höhe, mit eisernen Klammern an die Felswand befestigt, oder durch künstlich gebrochene Galerien hindurch, öfters in hölzernen Rinnen von einer Seite des Thals zur andern geleitet. Dafür wird aber auch das Wasser so haushälterisch abgegeben, daß jeder Tag in der Woche seine eigene Bestimmung für gewisse Striche hat, und an jedem Tage wieder bestimmte Stunden einzelnen bestimmten Wiesen gehören. Aus der tiefgespaltenen Schlucht, welche, Vispach gegenüber, den Ausgang des Baltschieder Thals bildet, kommen drei oder vier solcher Wasserleitungen übereinander hervor, von welchen die oberste mehr als 2000 Fuß über dem Thalboden an einer Felswand hinzieht und das frische Grün an Stellen erhält, wo sonst das Auge nur eine nackte Wildniß erblicken würde.

Auf der Station Turtman (Tourtemagne), wo der Bach mit gewaltigem Sturze von der hoch oben abbrechenden Sohle des gleichnamigen Thales die Felswand herabschäumt, setzte sich der katholische Pfarrer des Dorfes Raron, das sich auf freundlichem grünen Hügel am nördlichen Rhôneufer erhebt, zu uns in den Wagen. Der über die Verhältnisse seiner Heimat wohlunterrichtete Mann bestätigte uns, was wir schon früher gehört, daß das germanische Element im Wallis weiter und weiter vor dem romanischen zurückweiche, sodaß die Zeit nicht mehr fern ist, wo wenigstens im Hauptthale bis Brieg hin die französische Sprache die alleinherrschende geworden sein wird. Sitten und Siders bildeten vor nicht langer Zeit noch, allerdings schon vom französischen Meere umflutete, deutsche Sprachinseln, jetzt rede dort die Mehrzahl französisch; in der Kathedrale zu

Digitized by Google

Sitten sei früher nur deutsch gepredigt worden, jetzt geschehe das nie mehr; die Regierung habe früher mit dem ganzen Oberwallis nur in deutscher Sprache verhandelt, das komme jetzt nur noch ausnahmsweise vor. Den Grund dieser Erscheinung wollte er in der Ueberzahl, dem Reichthum und der Macht der Unterwalliser im Gegensatz zu der dünnen Bevölkerung, der Armuth und Einflußlosigkeit der östlichen Hälfte des Cantons zugleich mit dem vom Westen her durch das offene Thal ungehindert eindringenden französischen Luftstrom finden. Was er nicht in Anschlag brachte, war die von seinen Amtsbrüdern bestens gepflegte Scheu vor allen Neuerungen, die Unwissenheit und der Aberglaube, der erbitterte Kampf gegen die eindringende Geistesfreiheit, die hier ganz ähnliche Erscheinungen hervorrufen wie in Südtirol, wo auch das deutsche Element, das doch im Osten und Norden des Vaterlandes siegreich vordringt, Schritt vor Schritt vor dem romanischen aus den reichen südlichen Thälern bis zu den Pässen der Alpen zurückweicht. Viele Anzeichen weisen darauf hin, daß die Sprachgrenze, welche jetzt der Weiler Pfyn oberhalb Siders bildet, in frühern Jahrhunderten bedeutend weiter thalabwärts gelegen habe. Und das ist natürlich. Bewiese es auch nicht schon die von dem alemannischen Dialekt wesentlich abweichende Sprache, so würden doch ebenso sehr mancherlei Eigenthümlichkeiten in Bauart und Volkssitte wie in der geschichtlichen Entwickelung darauf hinführen, daß wir es hier im Wallis wie in den Monte-Rosathälern mit Einwanderern burgundischen Stammes zu thun haben, vielleicht den Nachkommen jener Burgunder, die von den siegreichen Franken nach der Schlacht bei Zülpich gedrängt, von dem Ostgothen Theodorich Sitze in den westlichen Alpen angewiesen erhielten und besonders mit der Hut der Hochgebirgspässe betraut sein sollen. Sie standen ohne Zweifel in ununterbrochener Verbindung mit ihren am Genfersee und im Jura zurückgebliebenen Stammesgenossen, welche auf gallisch-romanischem Boden gleich den Franken und Normannen bald die Sprache und zum Theil die Sitten der Unterworfenen annahmen. Aber in den weltabgeschlossenen Gebirgsthälern bleiben die Völker alter Sitte und Sprache länger getreu. So drang auch das welsche Idiom nur langsam, Schritt vor Schritt, im Laufe der Jahrhunderte durch das Hauptthal und seine Seitenarme aufwärts und wird aller menschlichen Berechnung nach weiter vorwärts dringen, bis es im ganzen Canton, wenigstens bis zum Fuße des Simplon, zur vollen Herrschaft gelangt ist. Wäre das Wallis nicht im Osten und Norden durch rauhes Gebirge von der deutschen Cultur abgeschlossen, grenzte es an Bern wie an Waadt durch ein offenes Thal, so möchte das schließliche Resultat zweifelhaft sein: wie die Verhältnisse liegen, werden die „Tütschen Walchen", wie sie die mittelhochdeutschen Schriften nennen, so gut im Oberwallis wie an den Südabhängen des Monte-Rosa von der übermächtigen von Westen und Süden herandringenden Cultur und Sprache erobert werden und der letzte Rest des deutsch-burgundischen Stammes von der Erde verschwinden.

Eine Stunde unterhalb Turtman verändert sich der Charakter des Thals. Die sumpfige Niederung hört auf, Straße und Fluß drängen sich dicht an den Fuß der nördlichen Berge. Von dem grünen Hügel zur Rechten ragen die epheuumrankten Mauern des alten Städtchens Leuk mit seinen zahlreichen Thürmen und seiner altersgrauen Burg wie ein Rest des Mittelalters, noch unberührt vom Hauche der neuern Zeit. Neben ihm öffnet sich der schauerliche Dalaschlund, die düstere Felskluft, durch welche die von der Gemmi und dem leuker Bad herabkommende Dala ihre Gewässer der Rhône zuführt. Hoch über derselben gruppiren sich auf der grünen Matte die braunen Häuschen von Albinen um ihre weiße Kirche. Bad Leuk selbst liegt verborgen in seinem Felsenkessel, aber deutlich erblicken wir die steilrechten gelbgrauen Wände der Daube, an denen der Gemmipaß, „ein ewig Klippenband", nach Bern hinüberführt.

Gerade Leuk gegenüber führte uns eine Brücke über einen tiefen natürlichen Kanal,

Digitized by Google

in dem ein trübes, lehmfarbiges Wasser der Rhône zufließt. Es ist der berüchtigte Illgraben, der Abfluß des südlich zwischen Schwarz- und Illhorn 7000 Fuß hoch gelegenen Illsees. Aber nicht aus dieser Quelle stammen die furchtbaren Schutt- und Schlammmassen, die, ein gewaltiges Delta bildend, den Hauptstrom siegreich auf die nördliche Thalseite zurückgeworfen haben, sondern aus einer wilden Seitenschlucht, einem förmlichen Gebirgstrichter zwischen der Cauquella und dem Illhorn, eine halbe Meile südlich vom Rhônethal. Sie liegt etwa 3000 Fuß hoch, und die 6—8000 Fuß hohen Wände umschließen sie von allen Seiten so eng, daß kaum die Mittagssonne im Hochsommer den Grund zu erreichen vermag. Schutthalden und kahle Felsen bilden die Gehänge dieses Höllenkessels oder Höllengrabens, wie ihn die Umwohner nennen, mit abergläubischem Entsetzen ihn als den Wohnsitz böser Geister betrachtend. Kein lebendes Wesen zeigt sich in dem schaurigen Aufenthalt. Das Wasser stürzt mit dumpfem Dröhnen zwischen großen Blöcken herab und arbeitet ohne Unterlaß an der Zerstörung der bröckeligen Kalk-, Gips- und Quarzgesteine. Nach jedem Regenguß stürzen die Gewässer in den Trichter, zernagen seine Wandungen und verwandeln sich durch die aufgelösten, losgerissenen und zerriebenen Massen in Schlammströme, auf welchen große Blöcke schwimmend mit fortgetragen werden, sodaß bei Hochwasser der ganze Graben bis zur Rhône hin mit einem dicken Brei gelben, fließenden Schlammes erfüllt ist.

Das Rhônethal hat hier seine söhlige Fläche fast ganz verloren. Eine Unzahl von Erdhügeln von wenigen Fuß bis zu mehr als 100 Ellen Höhe steigt zumal am südlichen Ufer des Flusses empor. Es sind wol hauptsächlich die Reste alter Schlammströme, die Trümmer der bei dem Durchbruch der Dala zerstörten Kalk- und Schiefermassen, die, vor der Oeffnung der Dalaschlucht aufgehäuft, von der Rhône zerwühlt und durchfurcht wurden. Mit knorrigem Kiefergestrüpp, Berberitzengebüsch und allerlei hochstengeligen Stauden bewachsen, bilden sie den sogenannten Pfynwald, ehemals als Schlupfwinkel verwegener Räuberbanden übel berüchtigt.

Siders selbst, das wir mit dunkelndem Abend erreichten, macht, obgleich wenig über 1000 Einwohner zählend, mit seinen alterthümlichen Steinhäusern, den Wohnungen des oberwalliser Adels, dem palastähnlichen Bau der großen Pension Baur in der Vorstadt Claret und seinen freundlichen Gärten einen städtischen Eindruck. Seine Lage am Fuße der nördlichen Gebirgswand zwischen Rebbergen, Wiesen und den grünen malerisch geformten Schutthügeln ist eine der schönsten im ganzen Rhônethal. Die Ueppigkeit der natürlichen wie der künstlichen Vegetation der Umgegend deuten auf eine Gunst des Klimas im Unterwallis, wie sie übrigens für die nördlich von der Centralkette der Alpen gelegenen Länder ohne Beispiel ist. Nicht nur die baumartig aufschießenden Maishalme, der feurige Wein, die edelsten Südfrüchte erinnern lebhaft an Italien: an den Felsen des Schlosses Tourbillon in Sitten ist der Feigencactus verwildert, und in den Gebüschen singt die Cicade. Im Hochsommer ist dafür freilich die Hitze in dem tiefeingeschnittenen Thale, verdoppelt durch die von den weißen Kalkwänden der Berner Alpen zurückprallenden Sonnenstrahlen, fast unerträglich.

b) Von Siders nach Saint-Luc.

Obgleich sich das Val d'Anniviers gerade Siders gegenüber öffnet, muß man doch, um den Eingang zu erreichen, zunächst der Simplonstraße eine Viertelstunde aufwärts bis zur Rhônebrücke folgen. Hat man diese passirt, so führt der Weg weiterhin, rechts von der Heerstraße abbiegend, zwischen den kieferbewachsenen Schutthügeln, die hier und da von den epheuumrankten Ruinen eines alten Schlosses gekrönt erscheinen, hindurch an den Fuß der südlichen Bergwand. Hier beginnt die alte, allmählich am steilen Abhang emporziehende Fahrstraße ins Val d'Anniviers, wenn man anders einen fünf bis sechs

Digitized by Google

Fuß breiten Weg, dessen Boden häufig nackte Felsklippen bilden, links eine steile Felswand, rechts ein schwindelnder Abgrund, so nennen darf. Daß sie wirklich als solche für ihre leichten schmalen Fuhrwerke von den kühnen Thalbewohnern benutzt wird, lehrte uns der Augenschein. Knorrige Nadelbäume strecken ihre schlangenartigen Wurzeln weithin durch die spärliche Humusdecke; zwischen dem dunkeln Grün ihrer Zweige schimmert das hellere der zahllos an Aesten und Stämmen schmarotzenden Misteln. Nach einstündigem Steigen erreichen wir erst den Eingang des Thals. Wo tief zu unsern Füßen die Navisanche (Usenz) aus düsterer Felskluft ins Rhônethal hervorbricht, erscheinen auf grünem Wiesenplan die freundlichen weißen Hügel des Fleckens Chippis, von so reinlichem und einladendem Aeußern, wie mir kein zweiter Ort in Wallis vorgekommen. Aus der Tiefe dringt der Schlag des Hammers und der Knall springender Minen von der neuen Straße her, die künftig von Chippis aus in vielgewundener Serpentine hinansteigen wird.

Wol tausend Fuß über der Rhône stehend, überschaut unser Blick hier das Thal von Siders bis zu den schloßgekrönten Felshügeln von Sitten. Tief zu unsern Füßen schimmern zwischen grünen Hügeln zwei himmelblaue Seen wie die freundlichen Augen der lachenden Landschaft. Jenseits ziehen sich erst Weinberge, Haine von Kastanien- und Obstbäumen, dazwischen freundliche Dörfer, höher hinauf grüne Matten bis zu dem Fuße des gewaltigen kahlen Felsdammes der Berner Alpen, über dessen Rücken von West nach Ost hin die Gipfel des Grand Mouveran, die zerrissenen weißgestreiften Felshörner der Diablerets, der Schneekegel des Oldenhorns, die breiten Massen des Wildstrubels, weiter östlich die Pyramide der Altels und ihre Nachbarn emporsteigen.

Unser Weg windet sich jetzt scharf links um die Felsecke nach dem ersten Dorfe des Einfischthales, den schmuzigen, jetzt leeren und verlassenen Holzhütten von Niouc, und führt weiterhin, kaum ansteigend die Felswand entlang, thalaufwärts. Baum- und buschbekleidete Felsmassen stürzen in steilem Hange zu dem Flusse nieder. Erst oberhalb der Fahrstraße beginnt die Cultur, liegen Weiden und Felder. Am jenseitigen Berghang erscheinen auf weicher, saftgrüner Matte die zerstreuten Häuser des großen Dorfes Vercorin, während seine stattliche Kirche sich in der Ausbuchtung des Bergsattels vom Horizont abhebt. Südwärts tauchen in der Ferne die gewaltigen Berggestalten auf, die den äußersten Hintergrund des Thales umgeben. Die Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen, der bunte, vielfarbige Blumenteppich verkündet den Reichthum der Kalkflora, während die scharenweise bei jedem Schritt auffliegenden roth-, blau- und grüngeflügelten Schnarrheuschrecken (Acridium) auf die Milde des Klimas deuten. Die Zahl dieser letztern ist so groß, daß ihre abgestreiften Häute in den seltsamsten Stellungen zu Hunderten an den Pflanzenstengeln hängen. Auch der, für dieses Jahr wenigstens, große Reichthum an Arten und Exemplaren buntfarbiger Schmetterlinge und metallschimmernder Käfer deutet auf eine glückliche Verbindung südlicher und alpiner Formen.

Matten und Felder zur Linken verschwinden, schroffe, gelbe Kalksteinwände nehmen ihre Stelle ein, wir treten in eine jener tiefeingeschnittenen Felsschluchten, der Pontis, welchen die Straße bis ins Innere des Gebirges zu folgen genöthigt ist, sodaß man die in Steinwurfweite gegenüberliegende Bergwand erst nach viertelstündiger Wanderung erreicht. Zweimal scheint ein vortretender Fels den Weg zu sperren: links die senkrechte Wand, rechts ein jäher, thurmtiefer Abgrund. Aber ein düsteres Felsenthor öffnet sich und eine dunkle, triefende Galerie führt uns in eine neue sonnenbeglänzte Landschaft. So erreichen wir nach zweistündiger Wanderung den Saumpfad, der links durch den Wald nach Saint-Luc emporführt, anfangs allmählich und bequem im Waldesschatten an rieselnden Quellen und Bächen vorüber, dann in steilen Windungen zwischen lichtstehenden Lärchenbäumen hin, riesigen Greisen mit Stämmen von 10—15 Fuß Umfang, oft in den seltsamsten Gestalten mit weitausgespannten flechtenbehangenen Aesten, die

Digitized by Google

zähen Wurzeln mit unverwüstlicher Kraft in das harte Felsgestein geschlagen. Endlich hört der Wald ganz auf, auf der weitgedehnten abhängigen Matte erscheinen, 3300 Fuß über dem Rhônethal, die dichtgedrängten Häuser von Saint-Luc, meist braune Holzhütten, nur um die Kirche her einige stattlichere weiße Gebäude. Aber auch sie halten nicht, was ihr Aussehen verspricht: die roh und kunstlos gefügten Wände, die engen Gänge, die schmalen steilen Steintreppen, die niedrigen Zimmer deuten auf keine hohe Blüte der Architektur im Einfischthal. Dabei ist das Ganze so wackelig, daß jeder feste Fußtritt das Haus in allen Stockwerken erschüttert. Auch bei dem stattlichsten, dem Hotel de la Bella-Tola, war es nicht anders. Dagegen ließ der Empfang und die Verpflegung, die uns der Wirth, Hr. Pons, zutheil werden ließ, nichts zu wünschen übrig.

Pierre Pons ist auch der beste Führer auf die Bella-Tola, den aussichtberühmten Gipfel zwischen Einfisch- und Turtmanthal, den wir am folgenden Morgen zu besteigen gedachten. Mit zwei Spitzen, dem nördlichen Schwarzhorn und dem südlichen Borterhorn, über 9300 Fuß ansteigend, erhebt sie sich fast genau in der Mitte zwischen den Centralketten der Berner und Walliser Alpen und bietet, von keinem nahen Berge überragt, eins der gewaltigsten Gebirgspanoramen der Schweiz. In dem ungeheuern Umkreise von 70 schweizer Stunden verbirgt ihr vom Montblanc bis zur Furca und vom Monte-Rosa bis zur Jungfrau kaum einer der höchsten Alpengipfel sein stolzes Haupt. Aber es war uns nicht vom Schicksal beschieden, unsere Augen an diesem Anblick zu weiden. Obwol im Thale die Sonne schien, hingen die grauen Wolken hartnäckig an den hohen Stirnen der Berge. So mußten wir uns begnügen, die entzückten Herzensergießungen glücklicher Reisenden in dem Fremdenbuche zu lesen.*)

Um den Tag nicht ganz zu verlieren, machten wir einen Ausflug nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunden nördlich von Saint-Luc gelegenen Dorfe Chandolin. Es war ein prächtiger, bequemer Waldweg, am Abhange mit schönen wechselvollen Ausblicken auf die Thaltiefe und die gegenüberliegende Bergwand. Von den hohen Gipfeln derselben, dem Mont-Noble, Bec de Besson und Sasseneire, blickte freilich nur dann und wann eine vereinzelte Spitze durch die Wolkenhülle; um so malerischer aber war das Spiel der Licht- und Schattenmassen an den Bergseiten, die kommenden und schwindenden Nebel, die, bald alles ringsher in ihre Schleier hüllend, wie wirbelnde Dämpfe im Thale aufzukochen schienen, bald, wie mit einem Zauberschlage zerfließend, einem blauen Himmel und strahlenden Sonnenscheine Platz machten. Einer alten Halde vorüber, deren von Malachit grüngefärbtes Gestein darauf deutete, daß man hier vor zeiten nach Kupfer gegraben, erreichten wir die hoch oben am sonnigen Rasenhange zusammengedrängten Hütten des Dorfes. Aber unsere Hoffnung, hier einen Führer nach dem nur eine Stunde entfernten Bergsturz der Cauquella zu finden, jener furchtbaren Werkstätte der Naturmächte, deren wir oben gedachten, war vergeblich; kein Erwachsener war im ganzen Dorfe aufzutreiben, nur kleine Kinder spielten vor den Thüren, und wir mußten unverrichteter Sache nach Saint-Luc zurückkehren.

---

*) Einen derselben, einen bonner Studenten, hatte der Anblick zu der folgenden poetischen Apostrophe begeistert:

Siehst majestätisch du den Tempel ragen,
Ein Riesenwerk, von Meisterhand gebaut?
Viel hundert marmorweiße Säulen tragen
Das Prachtgewölb', das köstlich drüber blaut.
Blick auf, o Mensch, in andachtsvollem Zagen,
Solch Gotteshaus hat nie dein Aug' geschaut!
Ins Heiligthum sollst du mit Andacht treten,
Und vor dem Meister neigen dich und beten!

Digitized by Google

e) Von Saint-Luc nach der Alp La Lée.

Zwei Wege führen von Saint-Luc ins obere Einfischthal: der eine in steilen, ermüdenden Windungen den Mattenhang hinab nach dem gerade unter uns 1500 Fuß tiefer gelegenen Bissoye, der andere in weitem Bogen die von der Bella Tola herabziehende Schlucht umgehend am östlichen Bergabhange hin nach dem eine Stunde weiter abwärts gelegenen Ayer. Wir wählten den letztern, der längere Zeit durch schattigen Nadelwald längs einer „Kandel" (Suone), dann über steilgeneigte Alpweiden nach den am Abhange aufsteigenden zahlreichen, aber schmuzigen und ärmlichen Hütten von Ayer führt, wo wir die inzwischen zum Saumpfade gewordene Hauptstraße des Thales wieder erreichen, die uns in zwei Stunden nach Zinal, dem letzten bewohnten Orte des Val d'Anniviers bringt. Hier befindet sich, Saint-Luc ausgenommen, das einzige Gasthaus des Thales, Hôtel Durand, dessen Wirthin, eine hübsche, junge Unterwalliserin, uns, wie gewöhnlich die einzigen Gäste, freundlich bewillkommnet. Obwol nur mit steinernen Grundmauern, oben eine echte „Schachtel", die Ritzen mit Moos ausgestopft, kein Fenster und keine Thür schließend, erscheint doch neben den erbärmlichen Baracken des eine Viertelstunde lang sich hinziehenden Dorfes das Hôtel Durand wie ein Palast. Seitdem die wetteifernden Heroen des londoner und berner Alpenclubs von hier aus die nahen Gipfel des Weißhorns, Rothhorns, Gabelhorns und der Dent blanche zu erklimmen begannen und kühne Abenteurer immer häufiger die Wegefahrt über die Eiswüsten des Zinal- und Triftgletschers nach Zermatt und umgekehrt unternehmen, ist Hôtel Durand, in der Mitte zwischen dem Val d'Hérens, dem Nikolai- und dem Rhônethal und dicht am Fuße einiger der gewaltigsten Bergkolosse der Walliser Alpen gelegen, zu einem beliebten Rendezvous geworden, wo die Bergfahrer von Zermatt und Evolena sich begrüßen, um nach kurzer Rast in entgegengesetzten Richtungen hinter Felswänden und Gletschermoränen zu verschwinden.

Am nächsten Morgen war die Luft hell und kalt; nur im fernen Norden lagerte eine Wolkenwand über dem Kamme der Berner Alpen. Erst durch die endlose Dorfstraße, dann über das vom Nachtfrost knisternde Gras wanderten wir thalaufwärts. Die oberste Stufe des Einfischthales bildet eine breite, kaum geneigte, auf drei Seiten von steilen Felswänden eingeschlossene Fläche. Pferde, Maulthiere und Rinderheerden weideten auf den mit bunten Blumen, unter denen die schwefelgelben Blüten des Wundklees die erste Rolle spielen, bedeckten Matten. Am Fuße der westlichen Hänge lagern noch große, mit grauem Staube bedeckte Schneemassen, die letzten Reste gewaltiger Frühlingslawinen. Alpenkrähen, Steindrosseln und Falken fliegen schreiend zu ihren Nestern, als wir uns der Felswand nähern. Aus der Höhe ertönt wiederholt der laute, schrille Pfiff wachsamer Murmelthiere. Gegen das Ende des Thales liegen zahlreiche bis 50 Fuß hohe Felsblöcke verstreut, tief eingesunken in den morastigen Boden. Endlich rücken die westliche und östliche Kette zusammen; durch Erlengebüsch und Alpenrosendickicht steigen wir zunächst allmählich aufwärts, überschreiten auf dem aus einem schmalen Balken bestehenden Stege den tosenden Bach, der hoch über uns vom Felsen herabstürzt, und erreichen eine durch eine Steinhütte bezeichnete Felsterrasse, wo plötzlich dicht vor uns das untere Ende des großen Zinalgletschers (Glacier Durand) erscheint. Ein mächtiger Felsriegel, der sich, das Thal sperrend, ihm hier vorgeschoben, zwingt ihn, mit einer 60—70 Fuß hohen Wand plötzlich abzubrechen. Durch einen engen finstern Spalt suchen sich die abschmelzenden Gewässer ihren Weg in die Tiefe. Schwarzer Staub und zahllose Steine bedecken die Oberfläche des Gletschers, sodaß nur am Absturz selbst die durchsichtige Eismasse zu Tage kommt. Wir lagern eine Weile am Abhange, den ein Wald hochstengeliger Pflanzen des Eisenhuts (Aconitum napellus und lycoctonum) und Alpenhuflattichs (Homogyne alpina) bekleidet. Von Zeit zu Zeit unterbricht ein dumpfer

Digitized by Google

Ton die ringsherum herrschende tiefe Stille. Der Gletscher spricht, sagen die Alpenbewohner. Mächtige Steine, die am äußersten Rande des Absturzes lagen, rollen in die Tiefe, sei es, daß die langsam nachdrängenden Massen des vorstrebenden Eisstromes sie hinabgestürzt, sei es, daß trotz der frühen Stunde die Wärme des Hochsommers an der Stirn des Eiswalles nagt. Vielleicht sind es Steine, die vor vielen Jahren stundenweit oberhalb an den Abhängen der Pointe de Zinal oder des Rothhorns hingen. Denn wie die „alles gebärende, alles verschlingende Zeit" nimmt der Gletscher alles auf, gibt aber endlich alles wieder von sich. Erschienen doch im Jahre 1842 am Fuße des Glacier du Mont die Skelete dreier französischer Soldaten, noch an Uniformresten kenntlich, die 46 Jahre vorher in einer Eisspalte verunglückt waren. Aber auch höher hinauf und aus der Tiefe des Gletschers selbst dringen seltsame Töne wie Klagelaute des zwischen zwei ungeheuern Felswänden eingeklemmten Eisungeheuers, das sich vergebens ihrer steinernen Umklammerung zu entringen sucht. Es liegt etwas Schauerliches in diesen Lebenszeichen der scheinbar todten Massen, in diesen handgreiflichen Beweisen des steten unwiderstehlichen Fortarbeitens der Naturkräfte in der unorganischen Welt, denen, obwol sie überall wirksam sind, der Mensch sonst achtlos vorüberzugehen pflegt, ohne zu bedenken, wie sie im Laufe der Jahrtausende langsam, aber unermüdlich, die ganze Oberfläche der Erde neugestalten, mächtiger als alle die plötzlichen und rasch verschwindenden Schrecken, als Orkane und Wasserfluten, als Erdbeben und Vulkane. Freilich sind die Gletscher jetzt verhältnißmäßig klein und unbedeutend; nur wenige flößen den Bewohnern der nächsten Alpweiden Besorgniß ein; die meisten sind nur das wohlthätige Reservoir, das ewig unversiegbar die wasserreichen Alpenströme speist und ihnen die Hochflut zusendet, wenn die Quellen der Mittelgebirge und der Ebene versiegen. Wer aber die Spuren ihrer Thätigkeit in den Thälern der Schweiz gesehen, wer die riesigen erratischen Blöcke 10—20 Meilen weit von den Bergen, von denen sie losgerissen, in der Thaltiefe oder hoch oben auf der Gebirgsterrasse findet, wer viele tausend Fuß über dem jetzigen Thalgrunde die von der stillen Arbeit des Eises glattgeschliffenen Felswände schaut, der wird inne, welch ungeheuere Kräfte diese gefrorenen Ströme dereinst entfaltet haben und welche riesige Wirkungen sie auch dereinst wieder hervorbringen können.

Wir brachen auf und erklommen in steten Zickzackwindungen die steile Bergwand oberhalb des Gletschers, auf deren sanfter geneigten höhern Abhängen zwischen 6500 und 7500 Fuß Höhe die Rinder- und Ziegenheerden der Alp La Lée*) weiden. Hier eröffnet sich ein herrliches Panorama. Am Fuße eines mächtigen Gneisblockes, der uns vor dem scharfen Morgenwind schützt, schlagen wir unser Hauptquartier auf. Die Ziegen kommen neugierig herzu, lagern sich in malerischen Gruppen auf den umgebenden Felsblöcken oder drängen sich dicht heran, um ihren Antheil an unserer Morgenmahlzeit zu erhalten. Vor uns steht der Senne, ein kräftiger junger Mann mit offenem wettergebräunten Gesicht, auf seinen Alpstock gelehnt, und erzählt uns in verständlichem Französisch von seinem einfachen Leben, das er kein einsames nennen will, da ja auf eine Stunde Entfernung noch zwei andere Sennen vorhanden seien und Sonntags Freunde und Freundinnen zu Besuch auf die Alp kämen.

Aber bald schweift der Blick über die Staffage der nächsten Umgebung zu den schneegekrönten Gipfeln, die den südlichen und östlichen Horizont erfüllen. Vor allem fesselt die stolze Gestalt des Lo Besso (11313 Fuß), weit aus der Hauptkette heraus und uns entgegentretend, das bewundernde Auge. Eine zackige Felspyramide von furchtbarer Steilheit, oben in zwei scharfe Zinken endigend, hebt sich, umgürtet von den breiten Eisbändern des Moming- und Zinalgletschers, von dem schimmernden Hintergrunde des firn-

*) Andere schreiben l'Allée oder la Leta. Die Etymologie ist ungewiß.

Digitized by Google

gepanzerten Gebirgskammes ab, nur die Spitze frei in den blauen Himmel emporstreckend. Nur hier und da erscheinen auf dem dunkelfarbigen Felsen kleinere und größere Schneeflecken wie Verzierungen von weißem Marmor an diesem gewaltigen Meisterwerk natürlicher Architektur. Den breiten Strom des Durandgletschers, der die Thalschlucht zwischen uns und dem Lo Besso ausfüllt, verfolgt das Auge aufwärts, bis wo fern im Süden die dreiseitige Pointe de Zinal, ein Matterhorn im Kleinen, über seinem Firnmeer aufsteigt. An der Ostseite zieht der Momingletscher zum Weißhorn hinauf, das hier vom Fuß bis zum Gipfel sichtbar, mit seiner imposanten weißen Masse fast den ganzen östlichen Horizont ausfüllt. Südlich von ihm erscheint ein zackiger Eiskamm, überragt von dem Schallhorn und einigen andern Gipfeln; über die nördliche Schulter des Lo Besso ragt das Zinalrothhorn, über die südliche der Doppelgipfel des untern und obern Gabelhorns hervor. Zwischen beiden hin führt von der Alp La Lée aus, über den Zinalgletscher und an den schroffen Klippenhängen des Lo Besso hin der Eispaß des Col de Zinal hinab auf den Triftgletscher und in das Thal von Zermatt. Mit dem Gabelhorn endet die hohe Seitenkette, die anfangs zwischen dem Nikolai- und Turtmanthal aufsteigend, weiterhin die Thäler der Navisanche und Gorner Visp u. s. w. trennt; oder sie schwenkt vielmehr in gewaltigem Bogen nach Westen, um hier, mit dem weiter südlich streichenden Kamme der Centralkette zusammenstoßend, jenes Labyrinth von Hochgipfeln zwischen der Dent blanche und der Dent d'Hérens zu bilden, das man als den innersten, in seinen Einzelheiten noch wenig bekannten Kern der Walliser Alpen betrachten kann. Der regelmäßig aus breiter Basis aufsteigende Kegel der Dent blanche selbst mit seinen feingerippten Firnwänden liegt halb verborgen hinter den vortretenden Massen des Grand-Cornier und der südwestlich dicht über uns aufsteigenden Pigne de la Lée. Aber vergeblich suchen wir das von Bädeker verheißene Matterhorn; um seiner ansichtig zu werden, müssen wir noch höher ansteigen, wo weiter im Norden auf der abhängigen Matte dicht über dem 2000 Fuß tiefen Felsabsturz in das Thal von Zinal die letzte Rinderheerde weidet. Da taucht es auf neben der Pointe de Zinal, dies Ideal eines Berges, wie es der Engländer Ruskin nennt, „mit seinen bräunlich-isabellfarbenen Seiten, dieser Zahn eines vorsündflutlichen Haifisches, diese Woge des geschmolzenen Graniturmeeres, emporgehoben und erstarrt im Augenblick, wo sie zurückfallen wollte" (Ravelaye in der „Revue des deux Mondes", 1865, S. 831). Wer diesen Berg erblickt, wie er sich so plötzlich vom Kamme emporschwingt und seine scharfe Felsnadel in den Himmel hineinstößt, sei es von hier, sei es aus größerer Nähe von den Klippen des Hörnli oberhalb Zermatt oder südlich aus dem Thalgrunde von Breuil, wo seine Spitze fast scheitelrecht über dem Beschauer zu schweben scheint, dem erscheint das Schicksal seiner ersten Besteiger fast wie eine wohlverdiente Strafe für ein so tollkühnes, gottversuchendes Wagniß.*)

d) Das Einfischthal**) und seine Bewohner.

Es war unsere Absicht gewesen, von der Alp La Lée über den Gletscher herabsteigend, die gegenüberliegende Alp L'Arpitetta zu besuchen; aber schon umlagerte wieder dichtes Gewölk die Gipfel und zwang uns auf geradem Wege in unser gastliches Hôtel Durand zurückzukehren, von wo wir am folgenden Morgen wieder abwärts dem Rhônethal zuwanderten. Wir benutzen den langen Rückweg, um unsern Lesern in gedrängten Zügen ein Gesammtbild des Thals und seiner Bewohner zu entwerfen.

*) Das Matterhorn wurde bekanntlich am 14. Juli 1865 zuerst von vier Engländern mit drei Führern bestiegen. Von den ersteren wurden drei, von den letztern einer durch einen Sturz von der 4000 Fuß hohen Felswand in Stücke zerschmettert. Seitdem ist der Berg jedoch noch zweimal ohne Unfall bestiegen worden.

**) Einfisch wahrscheinlich corrumpirt aus dem französischen Anniviers.

Digitized by Google

An Höhe oft kaum dem Hauptkamm weichend, furchtbar steil und zerklüftet, von Eis und Firn übergossen, senden die nordwärts ausstrahlenden Seitenketten der Walliser Alpen zwischen den Montblancgruppe und dem Gotthardstock die aus ihren Gletschern, Schneemassen und Quellen sich sammelnden Gewässer in fünf größern und sechs kleinern Querthälern dem großen Längenthale zu, welches die Rhône von der Furca bis zum Lemansee durchströmt. Alle die größern gabeln sich in ihrem obern Theile, den steilabfallenden Grat eines kurzen Querjochs zwischen sich einschließend, während im Gegentheile ein gegabeltes Bergjoch den einfachen Lauf der kleinern Bäche in sich aufnimmt, beide Formen mit wunderbarer Regelmäßigkeit wechselnd. Das Val d'Anniviers ist dem Range nach das vierte, indem es von den Bispthälern, dem Val d'Erin und dem Val de Bagne sowol an Ausdehnung wie an Volkszahl übertroffen wird. Auch ist die Wassermasse, welche die Navisanche der Rhône zuführt, weder mit der der Visp bei Bispach noch der Dranse bei Martigny zu vergleichen.*)

Von dem großen Knotenpunkte der Dent blanche und ihres Vorwächters, des Grand-Cornier, strecken zwei große Gletscher ihre Eiszungen weit gegen Norden hinab. Ein felsiger Grat, der, wo er sich von der Centralmasse ablöst, unter dem Namen Pigne de la Lée noch mit ewigem Schnee bedeckt ist, trennt den östlichen Glacier Durand (Zinalgletscher) von dem westlichen Glacier de Moiry, und zugleich die von ihren Ausflüssen durchströmten Thäler, das Val de Zinal von dem Val de Torrent in einer Längenerstreckung von etwa 3 schweizer Stunden, in seiner Mitte, wo ihn der beide Thalarme verbindende Paß des Col de Sorebois überschreitet, noch über 8000 Fuß hoch ansteigend. Wir folgen dem Abfluß des Zinalgletschers zu der uns bereits bekannten 5200 Fuß hoch liegenden obersten Thalstufe, der obersten und breitesten von allen, über der im Osten zuerst die Felswände des Weißhorns, weiterhin über Zinal die zackigen Hörner der 10800 Fuß hohen Diablons aufsteigen. Unmittelbar hinter den letzten Häusern des Dorfes beginnt das Herabsteigen zu der zweiten etwa 600 Fuß tiefer liegenden Thalstufe. Doch bricht die Bergwand nicht plötzlich ab, der rauschende Bach bildet nur Stromschnellen, keine Wasserfälle, rechts und links liegen zahlreiche Hütten bald einzeln, bald zu Gruppen vereinigt. Aber die menschlichen Wohnungen müssen sich hier fast einzig auf die schmale Thalsohle beschränken. Höher hinauf sind die steilen Hänge nur an der Ostseite theilweise bemattet, an der Westseite waldig, bald beiderseits in schroffe Felswände übergehend. Wo sich der Bach weiterhin schäumend in eine enge Felsschlucht verliert, überschreitet ihn der Saumpfad auf hölzernem Stege, um ziemlich hoch über dem linken Ufer einer alten Kapelle vorüber durch den Lärchenwald zu führen. Eine halbe Stunde weiter abwärts kreuzt er die weißgrauen, seifenwasserartigen Wellen der Usenz zum letzten male. Denn von nun füllt der Fluß, immer tiefer sich einwühlend zwischen die Felswände, die Thalsohle vollständig aus, und aller Anbau, alles menschliche Dasein ist auf die Bergseiten verwiesen. Durch eine von einzelnen hohen Lärchen beschattete Schlucht, in der jetzt verlassene Nickelerzgruben sich befinden, erreichen wir die grauen Häusergruppen von Ayer. Unsern von Saint-Luc herabkommenden Pfad zur Rechten lassend, folgen wir dem Wege, der stets hoch über dem Flusse die östliche Thalwand entlang bis zum Ausgange des Val d'Anniviers führt. Noch ist das Thal enge und schluchtig, aber endlich ist der letzte Vorsprung des Col de Sorebois umgangen, von der weißen Kirche von Mission aus blicken wir rückwärts nicht nur in das eben durchwan-

*) Die 11 Thäler sind von Ost nach West gezählt (die gesperrt gedruckten bezeichnen die größern gegabelten Thäler): Blinnen-, Binnen-, Saltine-, Gamsa-, Bisp-, Turtman-, Einfisch-, Reschi-, Eringer-, Prince-, Bagnethal. Wir lassen hier allerdings die kleinen, zum Theil nur wenige tausend Schritte langen Felsschluchten unbeachtet, durch welche sich die Zahl der Querthäler zwischen dem Griespaß und dem Col de Ferrex auf 16 steigern würde.

Digitized by Google

derte, sondern auch in das noch wildere und einsamere Torrentthal, von dessen Abhängen die freundlichen Häuser des Fleckens Grimence herüberblicken.

Von Mission abwärts bis Bissoye erstreckt sich der fruchtbarste und bevölkertste Theil des Thales. Der Anbau beginnt an beiden Ufern einige hundert Fuß über dem eine tiefe, fast wie künstlich erscheinende Felsrinne bildenden Flußbett und steigt zumal auf der Westseite mehrere tausend Fuß an den meist ziemlich sanft geneigten Abhängen empor. So begleitet den an dem rechten Ufer abwärts Wandernden zur Linken ein in seinen Einzelheiten wechselndes, im Gesammtcharakter unveränderliches, stets liebliches und doch wieder großartiges Landschaftsbild, zu seinen Füßen der zwischen seinen Klippenwänden bald sichtbar, bald unsichtbar tosende Fluß; oberhalb der Felswand meist erst ein Waldsaum, darüber weitgedehnte frischgrüne Matten, auf denen in malerischen Gruppen zahllose braune Wohn- und Wirthschaftsgebäude und weiße Kirchen liegen, verbunden durch schlängelnde Pfade, die das Auge stundenweit an den steilen Hängen verfolgen kann. So das weit ausgebreitete freundliche Saint-Jean, Painsec auf seinem kühnen spornartigen Vorsprung und weiter abwärts das schon erwähnte Vercorin. Höher hinauf tritt der Wald wieder in seine Rechte und hoch über ihn herüber leuchten die 7—10000 Fuß hohen Schnee- und Felsgipfel des Sasseneire (Sasso nero, schwarzer Stein), des Bec de Bossson und des Mont-Noble. Anders die östliche Thalwand. Unterhalb des Hauptorts Bissoye, das auf weit aus der Bergwand vortretender Felsterrasse wie auf einer künstlichen Bastion erbaut ist, werden die Abhänge so jäh und felsig, daß erst 2—3000 Fuß über der Thalsohle der Mensch wieder einen Platz für seine Hütte und zugängliche Weide für sein Vieh finden konnte. Hier liegen Saint-Luc 5100 und Chandolin 6000 Fuß hoch auf mäßig steiler Matte; schroffer senkt sich weiter abwärts der Wald, fast senkrecht endlich der nackte Fels. Hier befinden sich die beiden gewaltigen Tobel, die Pontis, deren wir oben gedacht. Nur das Dorf Fang liegt, ähnlich wie Bissoye auf einer niedern, aus der Felswand vorspringenden rasenartigen grünen Terrasse. So streicht das Thal in fast rein nördlicher Richtung weiter, denselben Charakter beibehaltend, bis unterhalb Nioue und Vercorin die Seitenwände unmerklich in die den Lauf der Rhône auf- und abwärts begleitenden Bergzüge übergehen, während die Thalöffnung bei Chippis selbst dem im Hauptthale vorübereilenden Reisenden als eine unzugängliche Felskluft erscheint.

Die ganze Länge des Thals vom Absturz des Durandgletschers bis Chippis beträgt 7½ Wegstunden, wovon etwa vier auf die vereinigten Thäler fallen. Das Flußbett der Navisanche liegt bei Chippis gegen 3500 Fuß tiefer als bei ihrem Austritt aus dem Gletscher. Die von den Höhen herabgestürzten oder vom Gletscher herabgetragenen Felsblöcke im obersten Theile des Thals bestehen theils aus Gneis, theils aus jenem eigenthümlichen grünen Protogyn, den die schweizer Geologen Arkesine nennen. Weiter abwärts bis in die Gegend von Bissoye herrschen metamorphische Schiefer, zumal dunkelgrauer Thonschiefer vor; dagegen bestehen die steilen Hänge unterhalb Bissoye, an denen und durch die der Weg führt, aus einem löcherreichen, rauhen, dem Auschein nach dolomitischen Kalkstein, der Desor'schen Karte zufolge der Kohlenformation angehörig und bei Chandolin bedeutende Anthracitlager einschließend.

Die natürliche Baumvegetation des Val d'Anniviers ist ziemlich einförmig. Während wir im untern Theile noch öfters der Sommereiche (Q. pedunculata), aber meist in unbedeutenden, der flachen Humusdecke wegen rasch absterbenden Exemplaren begegneten, fanden wir höher hinauf von Laubhölzern nur hier und da Erlen- und Birkengebüsch. Das Nadelholz herrscht durchweg vor, vor allem die Lärche, daneben Kiefer und Fichte, während die Arve nicht vorzukommen scheint. Von Sträuchern herrschen neben mehrern Cornusarten die im Wallis überall dominirenden Berberissträucher (Sauer-

Digitized by Google

born) vor, im untern Theile von Waldreben (Clematis) durchwoben und mit den leuchtenden rothen Fruchttrauben bedeckt, während sie hoch oben bei Zinal noch in der Blüte standen. Die niedere Pflanzenwelt zeigt im untern Theile die reiche Kalkflora des mittlern Wallis; erst oberhalb 4500 Fuß wird das Eintreten subalpiner, erst von 6000 Fuß an die charakteristischen Formen der alpinen Flora bemerkbar. Der Anbau des Getreides reicht an den Bergseiten bis gegen 6000 Fuß hinauf, ist aber im ganzen nicht bedeutend. Im untern Theile findet man auch Weizen, im obern nur Roggen und Gerste. Bis Mission unterhalb der Thalstufe von Ayer finden sich Kirsch- und Pflaumen-, Apfel- und Birnbäume. Doch scheint dies alles, ja die ausgedehnten Alpweiden und Wiesen selbst nicht genügend, die zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, auf welche die häuserreichen Dörfer und Flecken wie die Anzahl einzelner Gehöfte schließen lassen. Aber der Schluß ist eben ein Fehlschluß. Nicht nur die Menge der äußerlich von den Wohngebäuden wenig verschiedenen Heuschober und Viehställe täuscht uns, die ganze Bevölkerung des Thals ist eine wandernde; die Anniviarden sind Nomaden mit dem Unterschiede, daß ihre Wohnungen fest, nur die Menschen beweglich sind. Nicht nur, daß eine nicht geringe Anzahl jener zahllosen Holzhütten auf allen Alpen bis hinauf an die kahlen Felsen oder die unwirthbare und unsichere Moräne des Gletschers Leuten aus dem Rhônethal gehören, die in der Nähe von Niouc und Vercorin ihre Mayens, ihre Maiensässe, haben, d. h. die Frühalpen, die im Mai bezogen werden, sondern fast die ganze Thalbevölkerung rückt mit der Jahreszeit allmählich in die Höhe und im Herbste in umgekehrter Reihenfolge wieder abwärts. Manche Familie soll an fünf bis sechs verschiedenen Orten Wohn- und Wirthschaftsräume besitzen, die alle im Laufe des Jahres benutzt werden. So kommt es, daß die höchstgelegenen Orte wie Chandolin und Zinal, aus bloßen Sommerwirthschaften bestehend, im Winter ganz verödet sind. Nur wenige Orte besitzen wie Bissoye und Saint-Luc wenigstens theilweise eine feste Bevölkerung. So erklärt es sich, daß nirgends ein sicherer Nachweis über die Zahl der Bewohner zu erlangen ist; doch dürfte sich dieselbe trotz der zahlreichen großen Ortschaften auf nicht mehr als 3—4000 belaufen.

Auch die Herkunft der Anniviarden ist ein noch nicht mit Sicherheit gelöstes Problem. Es ist kaum ein Jahrhundert her, seit ihr Thal der von außen hereindringenden, allerdings bisjetzt noch sehr mäßigen Cultur erschlossen ist. Noch findet man bei ihnen Sagen von Ueberresten einer Bevölkerung, die sich daselbst lange feindselig gegen die neuen Einwanderer (d. h. wol die burgundischen Walliser) gehalten, auch das Christenthum erst spät angenommen habe. Diese von Fröbel*) mitgetheilte Sage ist ohne Zweifel gleichen Ursprungs mit einer andern**), die berichtet, fremde Eindringlinge seien über den Col de Collon gekommen, haben die Urbewohner genöthigt, sich in die Höhlen des Kalkgebirges zurückzuziehen, und seien erst im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts zum Christenthum bekehrt worden. Wenn die Verfasserin jenes Aufsatzes hinzufügt, noch vor 50 Jahren sei eine eigenthümliche Mundart im Einsischthale geredet worden, mit asiatischen Elementen (sic!) versetzt, während die Einwohner sich in Sitte, Kleidung und Volksgebrauch von ihren Nachbarn unterschieden, und darin einen Beweis sarazenischer Niederlassungen in Wallis aus dem 9. oder 10. Jahrhundert (von Fraxinetum aus) finden will, so können wir das erstere theilweise bestätigen, ohne uns ihre Folgerungen anzueignen. Die eigenthümliche Mundart, welche die Einsischer noch heutzutage untereinander reden, ist ein französisches Patois, dem im übrigen Unterwallis verwandt, aber

*) Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen (Berlin 1840), S. 172.

**) Vgl. „Ausland" von 1865, Nr. 83.

Digitized by Google

allerdings mit seltsamen Eigenthümlichkeiten, zumal in der oft ganz germanischen Aussprache. So werden Luc, Ayer und Zinal wie deutsche Namen ausgesprochen (nur daß das letztere ein Oxytonon ist), während Bissoye, Painsec, Saint-Jean, Mission, Chandolin u. a. m. nicht nur in der Orthographie, sondern auch in der Aussprache ganz romanisch behandelt werden. Uebrigens ist uns auch unter den zahlreichen Bauern, mit denen wir uns unterhielten, nicht Einer vorgekommen, der nicht ein geläufiges und im wesentlichen grammatisch richtiges Französisch sprach, wenn auch natürlich immer als etwas Erlerntes, etwa wie unsere westfälischen Bauern hochdeutsch sprechen.

Der Habitus der Anniviarden hat etwas entschieden Südländischeres als der der Oberwalliser: schwarze Haare und Augen, scharfe Züge, Adlernasen, ein gelblicher Teint, magere, aber wohlproportionirte Gestalten sind die Regel. Kröpfe und cretinartige Erscheinungen fanden wir so wenig wie die in den Visperthälern so häufigen schwarzblauen Ringe um die tiefliegenden Augen. Schönheiten sind uns nicht vorgekommen; dagegen ist der Ausdruck der groben Züge meist offen und gutmüthig, oft lebhaft und intelligent. Alle, Männer wie Frauen, verrathen in ihrem Aeußern die Spuren der schweren Arbeit von Kindesbeinen an, die auch wol zum Theil an den unschönen Formen schuld sein mag. Dazu kommt der Mangel an Reinlichkeit: der Schmuz dominirt überall, in den Gassen und Häusern wie am Körper und der Kleidung. Die letztere besteht bei den Männern in der Regel aus Jacke und Hose vom gröbsten dunkel- oder naturfarbenem Wollzeuge bei bloßem oder von einem lose geknüpften bunten Tuche umschlungenem Halse, dunkelm breitrandigen Filzhut und derben plumpen Schuhen. Auch die Frauen tragen meist kurze Wolljacken und kurze, fast faltenlose Röcke, unter denen die nur ausnahmsweise mit Strümpfen bekleideten Knöchel hervorsehen, ursprünglich weiße, aber meist von Schmuz misfarbige Schürzen und fast ausnahmslos bloßen Kopf. Selbst am Sonntag fanden wir nur die Modification, daß die Bauern in Zinal, zumal die ältern, einen Frack mit endlosen Schwalbenschwänzen und glänzenden Knöpfen trugen, genau wie man denselben noch heutzutage hier und da als Sonntagsstaat geputzter Spießbürger in nord- und mitteldeutschen Landstädtchen beobachten kann. An Werkeltagen scheinen es die Anniviarden beiderlei Geschlechts ihren ökonomischen Grundsätzen für angemessen zu erachten, die Wolljacken weglassend, in schmuzstarrenden Hemdärmeln einherzugehen. Denn ihrer Sparsamkeit, Erwerbsthätigkeit und des Talents wegen, bei dem kleinsten Einkommen noch Kapitalien zurückzulegen, sind die Einfischer in ganz Wallis berühmt. Charakteristisch für ihre Mäßigkeit und Wirthschaftlichkeit ist die vollständige Abwesenheit aller Schenken und Wirthshäuser, abgesehen von den beiden nur für Fremde bestimmten Hotels in Saint-Luc und Zinal. Von großem Reichthum ist freilich bei ihnen keine Rede, aber eine gewisse mäßige Wohlhabenheit scheint die Regel zu sein. Nicht Einen Bettler trafen wir im ganzen Thale, und als ich in Saint-Luc einem halbgelähmten, mit Lumpen bekleideten Greise unaufgefordert ein Almosen reichte, mußte ich ihm erst begreiflich machen, daß das Geld für ihn zum Geschenk bestimmt sei. Seine kindliche Freude über die unerwartete Gabe hatte etwas Rührendes.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie wacker sich die Anniviarden gegen das Eindringen schlechter Culturelemente durch die enge Thalpforte wehren. So wie keine Bettler, so finden wir auch keine dienstbereiten Ciceroni, kein Angebot von Trägern, Eseln, Pferden; keine Leute, die Merkwürdigkeiten zeigen oder verkaufen, oder Gatter öffnen, oder Wasserfälle sehen lassen, oder Steine in die Tiefe werfen, oder Stufen in die Gletscher hauen, oder euch anfingen oder anblasen, oder — doch das Verzeichniß dieser Plagegeister, die vor allem die Reisenden im Berner Oberlande heimsuchen, ist endlos wie der Sand am Meere. Noch bietet uns hier nicht nur jeder begegnende Eingeborene einen freundlichen Gruß, sondern sucht in der Regel auch ein Gespräch mit uns anzuknüpfen und fragt mit kind-

Digitized by Google

lich unbefangener Neugier: Wer? und woher des Landes? Weß Stammes? Wer die Erzeuger? und wo wir hin wollen und wie lange wir zu bleiben gedenken u. s. w. Guten Rath erhält man die Fülle, und gern ist unser zufälliger Begleiter bereit, einen Theil unserer Bürde zu tragen, ohne nach einem Trinkgelde zu schielen. Alle wollen wissen, wie es uns bei ihnen gefällt; sie fühlen sich durch den Besuch ihres geliebten Heimatthales geschmeichelt. Gern lassen sie sich von fremden Ländern erzählen und zeigen bei ihren Bemerkungen über ihnen ganz neue und auffallende Verhältnisse ein sehr gesundes natürliches Urtheil. Die Frauen, welche man in den Dörfern vorherrschend antrifft, da sie hier nicht wie im deutschen Oberwallis die Hut des Viehes und die Käsebereitung auf den Senten besorgen, sind freilich zurückhaltender, wenn sie sich auch in Blick und Benehmen keinerlei Zwang anthun, um zu verbergen, welch lebhaftes Interesse ihnen die Erscheinung der Fremden einflößt. Es ist natürlich, daß bei dem stets wechselnden Aufenthalte keine große Sorgfalt auf Schönheit, Solidität und Bequemlichkeit der Wohnungen verwandt wird: in der That finden wir mit Ausnahme eines Theiles von Bissoye und Saint-Luc, am rechten Ufer wenigstens, die kleinen im wallisischen Blockhausstile errichteten Holzhäuschen derart eng, dumpf und finster, daß die Bewohner solange irgendmöglich ihre Zeit außerhalb der Thüren zubringen.

Der Flecken Bissoye, obgleich nur wenige hundert Einwohner zählend, macht durch seine malerische Lage auf dem weit heraustretenden Vorsprunge, dessen grüne, mit Obstbäumen bekleidete Rasenbastionen sich zum Flusse niedersenken, und seinen zwei stattlichen Kirchen einen vortheilhaften Eindruck. Wir hatten die Absicht, uns nach dem vierstündigen Marsche bei dem gastfreundlichen Pfarrer auszuruhen und seinem trefflichen Vin du glacier Ehre anzuthun. Aber weder er noch seine Haushälterin waren daheim. Ein Wirthshaus gibt es auch hier nicht. Wir standen hungerig, durstig und ziemlich verdrießlich in strömendem Regen auf dem kleinen Marktplatze; da erbarmte sich ein alter, schwarzberußter Schmied, der vor seinem Häuschen stand, unserer Verlegenheit und erbot sich, uns Obdach, Brot und Wein zu liefern. Wir folgten ihm eine außen am Hause angebrachte halsbrechende Hühnersteige hinauf in das einzige Zimmer, das ihm zur Disposition stand und welches bei 6 Fuß Höhe etwa 12 Fuß ins Gevierte messen mochte. Die eine Ecke füllte ein riesiger eiserner Kachelofen, in einer andern waren drei Betten neben- und zum Theil übereinander geschoben, die bei Tage offenbar zugleich als Divans dienten; die eine Wand nahm ein langer Tisch von rohem Tannenholz mit entsprechenden Bänken ein. Rings um den Ofen hing sämmtliches Kochgeschirr; der übrige Theil der Wände war mit rohen Heiligenbildern und einer großen Schwarzwälder Uhr verziert. Ein Kalender, eine Feder und einige Bogen Papier, die unter den Balken der Decke eingeklemmt waren, bewiesen, daß wir uns hier nicht nur im Salon, Schlafzimmer und der Küche, sondern auch in dem Studirzimmer und der Bibliothek der Bewohner befanden. Die drei Fenster mit ihren winzigen, trüben, bleigefaßten Scheiben maßen kaum 1 Fuß im Quadrat und konnten natürlich nicht genügen, die Dünste zu entfernen, die das schwarze und verräucherte Gemach fast greif- und sichtbar erfüllten. Um so freundlicher waren die Bewohner selbst: unser wackerer derber Wirth, der augenscheinlich seine Freude an dem kräftigen Appetit hatte, mit dem wir über Brot und Käse herfielen, zu dem er uns ein Maß seines besten Weins für 80 Cent. vorsetzte, und seine Frau, die mit der ungeheuern Flügelhaube im deutsch-wallisischen Geschmack und einem Gesicht, das noch Spuren früherer Schönheit trug, auf einem schmalen, hochlehnigen Holzstuhle so steif dasaß wie ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert. Der Alte erzählte uns, daß er als Handwerker einer von den wenigen sei, die ihre Wohnung nicht wechselten, und daß es ihm, obgleich er aus Bad Leuk gebürtig, also eigentlich ein „Dütscher" sei, hier ganz

Digitized by Google

wohl gefalle. Als er hörte, daß wir Preußen seien, begann er sogleich von dem Kriege von 1866, über den er ganz gut unterrichtet war, zu sprechen und drückte vor allem seine Befriedigung darüber aus, daß „der Napoleon", der bisher alle nach seiner Pfeife habe tanzen lassen, jetzt in Bismarck seinen Mann gefunden habe.

Künftigen Besuchern des Einsischthales empfehlen wir den Besuch der stattlichen Pfarrkirche von Vissoye, zumal wegen ihres trefflichen Altarbildes von einem modernen schweizer Maler. Er stellt die Madonna dar von lorberreichenden Engeln überschwebt, während ein Löwe ihr die Hand leckt. Die Auffassung der Jungfrau streift etwas an das Sentimentale; aber sowol Composition wie Zeichnung und Colorit sind musterhaft.

Am Sanct-Bartholomäustage ist die Kirche von Vissoye Zeugin einer seltsamen Ceremonie. Wenn nämlich um Johannis das Vieh von den Mayens auf die höhern Alpweiden getrieben wird, steigt auch der Pfarrer von Vissoye*) auf die Berge hinauf, wandert von Alp zu Alp und ertheilt den Hirten, dem Vieh und den Kräutern seinen Segen. Dafür gehört ihm die Milch, welche sämmtliche Kühe am dritten Tage ihrer Sommerung geben. Es wird daraus ein fetter Käse bereitet, von dem Alpbesitzer am Tage von Sanct-Bartholomäus nach Vissoye gebracht und in Procession in die Kirche getragen, wobei die Größe der Käse die Reihenfolge der Träger bestimmt. Wie jeder mit seiner Last bei dem Altar vorüberzieht, erhält er von dem Pfarrer den Segen. Ist die Procession vorüber, so wird die ganze Gesellschaft ins Pfarrhaus zum gemeinsamen Mahle geladen, bei welchem Fleischspeisen, den Anniviarden ein seltener Leckerbissen, die Hauptrolle spielen und in ungeheuern Quantitäten vertilgt werden.

Unterhalb Vissoye begegneten wir einer jungen Anniviardin, die, keck auf einem Maulthier sitzend, mehrere Aeste voll reifer Kirschen, die sie vermuthlich aus dem Rhônethal mitgebracht, in der Hand trug. Mit unnachahmlicher natürlicher Anmuth reichte sie jedem von uns im Vorüberreiten mit einem „Plaît-il, Messieurs?" einen vollen Zweig dar, winkte nochmals rückschauend mit der Hand und war lächelnd hinter dem Vorsprunge des Felsens verschwunden. Vielleicht ist es die Fee des unzugänglichen und doch so wunderlieblichen Thälchens dort unten. Mehr als 1000 Fuß unter uns zog sich von der gegenüberliegenden Bergwand ein grüner Thalgrund zum Flusse hinab, rechts und links von senkrechten Felswänden eingefaßt voll üppig schwellenden Rasens und hoher schattiger Bäume, abgeschlossen von der ganzen Welt und wie es schien, nur auf Flügeln erreichbar. Noch immer steht diese Verkörperung eines lieblichen Märchenbildes aus meiner Kinderzeit leibhaftig vor mir; sie begleitete mich am folgenden Tage durch die Dalaschlucht hinauf nach Bad Leuk und weiter durch die Felsenwildniß der Gemmi und die grünen Thäler und Seen des Oberlandes bis zurück in die Heimat.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Obgleich der Vesuv keineswegs ein sehr bedeutender Vulkan, noch überhaupt ein sehr ansehnlicher Berg ist, so erfüllt uns doch wegen seiner Lage, in der unmittelbaren Nähe des volkreichen Neapels, seine vulkanische Thätigkeit mit besonderm Interesse. Nachdem er seit dem Jahre 1861 fast stets geschwiegen, hat er seit dem November 1867 seine Thätigkeit wieder mit besonderer Rüstigkeit aufgenommen. Während des Tages

*) Er war früher der einzige auf dem ganzen rechten Ufer; jetzt hat wenigstens Saint-Luc seinen eigenen Pfarrer.

Digitized by Google

flatterte wieder vom Krater die große, weiße Rauchwolke, welche sich bei dem vorwaltenden Nordwind bis über Sorrento, mitunter fast über Capri erstreckt. Während der Nacht sah man von Neapel aus eine kleine Feuersäule über dem Gipfel stehen, und schmale Feuerstreifen zeigten, wo die Lava den Bergabhang hinunterfloß. Auf dem Berge selbst sah man fortwährend ein Kleingewehrfeuer von rothglühenden Steinen aus dem Gipfel emporsprühen und in Gruppen die steilen Kegelseiten hinunterspringen. Die Lava aber floß in vielfach verschlungenen Strömen langsam abwärts, indem sie sich fortwährend unter Betten von Schlacken und Schutt vergrub und dann wieder wie aus der ursprünglichen Quelle emporquoll. Hinsichtlich der weißen Wolke war es, selbst aus unmittelbarer Nähe, nicht ausfindig zu machen, ob sie aus Dampf oder aus Rauch bestand; in ersterm Fall hätte man, wenigstens bei kalter Nachtzeit, einen feinen Regenfall, in letzterm einen Fall von Asche erwarten sollen; keins von beiden trat jedoch ein. Hatte man schließlich den Rand des Kraters erreicht, so schaute man keineswegs, wie man wol erwarten mochte, in einen Feuersee hinein, die wirklichen Flammen waren dann noch immer oberhalb des Besuchenden und nicht weiter nahbar. Der Ausbruch hatte von innerhalb des großen Kraters einen zweiten Kegel emporgetrieben, und auf der Spitze dieses zweiten Kegels befand sich der thätige Krater. Der große Krater selbst schien ausgefüllt zu sein; doch war eine nähere Untersuchung nicht ausführbar, da hier vom obern Krater herab ein fortwährender Schauer von rothglühenden Steinen fiel. Von dem obern Kegel schossen in minutenlangen Zwischenräumen fünf große Flammenstrahlen fort, vier von dem obern Krater und einer von der Seite des obern Kegels.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Ausbrüche war, daß sie nicht in ununterbrochenem Zusammenhange erfolgten, es wechselten Zeiten von großer Bewegtheit mit den Zeiten der Ruhe. Dadurch wurde die zerstörende Wirkung der Ausbrüche beträchtlich vermindert. Mitunter floß ein Lavastrom so schnell, daß man für die Sicherheit der Städte besorgt zu werden anfing. Torre z. B. sandte seine Korallen fort, viele Einwohner verließen es, und die Behörden trafen Anstalt zu einem allgemeinen Aufbruch, im Falle die Nothwendigkeit dazu eintreten sollte. Am folgenden Tage stand die Lava still, und neue Lavaströme flossen in verschiedener Richtung. Während der ersten Hälfte des Januar verhielt der Vesuv sich ruhig. In der Nacht vom 20. zum 21. Jan. wurden leichte Erdbebenstöße, sowie ziemlich laute Detonationen vernommen, die Lava fing wieder zu fließen an. Am folgenden Tage zeigten sich die Instrumente im Observatorium besonders empfindlich und deuteten einen vermehrten Lavaauswurf an. Am 24. Jan. bestand eine beträchtliche unterirdische Energie, wie man aus der Unruhe des Seismographs ersah, und mehrere Erdstöße wurden verspürt. Zwei Tage darauf floß die Lava weiter hinunter und es war bemerkenswerth, daß die Lava nun vom höchsten Gipfel herabfloß, während der obere Kegel selbst wenig Bewegung zeigte. Dies galt für ein merkwürdiges Phänomen, denn man ist allgemein der Ansicht, daß der Verlauf nur dann so ruhig vor sich geht, wenn die Lava aus Oeffnungen an der Base des Gipfelkegels fließt. Auch wird, wenn die Lava am Gipfel austritt, dieser Austritt mit lautem Donner und andern Zeichen unterirdischer Thätigkeit begleitet. Am 26. Jan. floß sie jedoch so ruhig über, wie Wasser aus einem Becken, das nicht mehr fassen kann. Der Lavastrom überwand demzufolge alle Hindernisse, die sich ihm auf dem Bergabhange entgegenstellten, wie die Betten älterer Lava, von Schlacken und von Schutt, und kam in dem Piano delle Ginestre, am Fuße des Gipfelkegels, oberhalb der prächtigen Weinberge von Torre del Greco, an. Noch in keiner Nacht seit dem Beginne des Ausbruchs hatte der Vesuv ein so großartiges Schauspiel gewährt. Der ganze obere Theil des Berges, der ganze Kegel, erglänzte im Feuergewande. In allen Theilen von Neapel versammelten sich die Leute, um das so seltene, wundersame Schauspiel zu beobachten. Geräuschlos, aber unwiderstehlich floß

Digitized by Google

das Feuer am obern Gipfel über und den Berg hinunter. Indem die neue Lava seit mehrern Tagen das Bett einer gekühlten unterhöhlt, dieser Durchgang sich nun aber verschlossen hatte, theilte sie sich in unzählige Ströme, die an dem Kegel hinunterflossen und die erwähnten, überraschend schönen Effecte hervorbrachten.

Ein eingehender Bericht über den letzten Ausbruch des Vesuvs wird von den Professoren Palmieri und Guiscardi in Neapel erstattet werden. Inzwischen hat der ausgezeichnete Geolog Professor Phillips in Oxfort dem Vesuv einen kurzen Besuch abgestattet, von dem wir uns reiche wissenschaftliche Resultate versprechen. Zuvörderst untersuchte Phillips die vulkanische Entwickelung an der Westseite der Bai bis zum Lago d'Agnano, Monte-Nuovo und Astroni. Die Vermessung ergab für Monte-Nuovo eine Höhe von 445 Fuß über dem Meeresspiegel und für den Fuß desselben von 20 Fuß, ebenso verhielt es sich mit der Tiefe von Astroni und Agnano, was also einen gemeinschaftlichen Ursprung erweist. Avernus wurde nicht gemessen, sondern vorausgesetzt, daß er den erwähnten Kratern ähnlich ist und zu derselben Klasse von Phänomen gehört. Phillips erwartete in der Nähe von Astroni Trachyt zu finden, fand jedoch nur zwei oder drei Spuren davon. Das Gestein war im Gegentheil dort meistens Tuff, wie auch bei Monte-Nuovo und Agnano, eine andere auffallende Erscheinung, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweist. Hierauf wurde der Vesuv und zwar von der Seite von Pompeji aus, da in dieser Richtung die meiste vulkanische Thätigkeit war, erstiegen. Die Lava quoll von der Fumarole oberhalb Ottajano empor, jedoch nicht so reichlich, wie an den vorhergehenden Abenden, als die angebaute Strecke unterhalb bedroht war. Es war ein Hauptzweck des Professors, die Lavaströme von verschiedenem Alter zu studiren. Während die Lavaströme des Vesuvs gewöhnlich nur aus Schlacken bestehen, die sich vorwärts bewegen, indem eine über die andere herfällt, hat man dieses Jahr wirklich mehrere Ströme reiner Lava gehabt, was eine größere Intensität der unterirdischen Glut anzeigt. Sodann hat Professor Phillips besonders beabsichtigt, die zerrissenen Gipfel des Monte-Somma zu untersuchen, in deren Mitte der Vesuv gebildet worden ist, es erwies sich dies jedoch als eine zu mühsame Aufgabe. Obgleich es von Neapel aus keineswegs schwierig aussieht, die Spitze einer jener Felsen zu erreichen, so erfordert es doch keinen geringen Aufwand an Kraft und Zeit, den ganzen Ring um den Berg zu durchwandern, in die steilen Thäler hinab, die fast senkrechten Felsenmauern bis zur Höhe von 4—5000 Fuß hinaufzusteigen. Phillips wünschte den Somma besonders mit Bezug auf die Theorie des Sir Charles Lyell zu untersuchen, welcher im Widerspruch mit Humboldt und Buch behauptet, daß die Vulkane nicht durch Hebung entstehen, sondern durch die allmähliche Aufhäufung des ausgeworfenen Gesteins. In Bezug auf diese Frage ist der Umstand von Wichtigkeit, daß nach Cozzolino am Somma ein Tuffbett von fossilen Pflanzen liegt, auch wurde vor 10 Jahren daselbst ein Tuffbett von marinen Muscheln gefunden. Nach Professor Palmieri hat man in Neapel, selbst in den ruhigsten Zeiten, eine Anzahl von Erdbeben während des Jahres, wenn sie auch nur vermittels des Seismometers bemerklich sind. Gegenwärtig sind solche Erdbeben sehr häufig und die Instrumente sehr thätig. Die Tiefe, in welcher die Erdbeben erzeugt werden, hält Palmieri in Uebereinstimmung mit Mallet für 6—8 Meilen.

Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß die furchtbare Katastrophe, welche am Abend des 28. Jan. das liebliche, so überaus malerische Städtchen Santa-Lucia plötzlich überwältigte, obschon dasselbe an der andern Seite der Bai liegt, oder vielmehr lag, doch mit den unterirdischen Arbeiten des Vulkans in unmittelbarer Verbindung stand. Es sollen Warnungszeichen vorangegangen, jedoch unbeachtet geblieben sein. Spalten im Felsen waren seit langer Zeit bemerkt worden. Viele von den Einwohnern waren gerade in der Trattoria und dem Café abwesend; diejenigen, welche sich in den Häusern befanden,

Digitized by Google

wurden fast sämmtlich getödtet. Der Eigenthümer des Logirhauses hatte erfahren, daß eine neue Spalte entstanden sei, und hatte gerade noch Zeit, mit einigen andern Leuten aus dem Hause zu eilen, als es fiel oder die Klippe hinunterglitt. Ein Amerikaner Namens Nunns war daringeblieben. „Ich hegte keine Besorgniß", erzählte er später, „ich dachte, es sei ein Erdbeben, und ich sank in den Grund. Dann verlor ich das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Wagen, in dem man mich nach dem Hospital der Pellegrini brachte." Sein Kopf hatte eine Quetschung und durch einen über ihn fallenden Balken wurde die Pelvis gebrochen; er wurde jedoch wiederhergestellt. Das oberste Stockwerk blieb am Abgrund hängen, und man erblickte im Balkon eine Frau mit zwei Kinder, die um Hülfe schrien. Mit äußerster Gefahr eilten einige Männer über die Ruinen, stellten eine Leiter gegen das lose Gestein und brachten jene herunter. Den Leuten im Café gelang es, durch eine Oeffnung verwundet und blutend zu entkommen. Die Verschütteten lagen 40—50 Fuß tief unter den Ruinen. Zampari aus Benedig führte nun einen Tunnel, 60 Fuß lang, unter dem Schutt hindurch nach der Weinhandlung. Es war eine furchtbare Arbeit, denn außer der Masse von Ruinen, durch welche er zu bohren hatte, hingen hoch oben, volle 270 Fuß hoch, Felsenblöcke, Tausende von Tonnen an Gewicht, sowie die Kaserne, am Rande der Klippe. Nach acht Tagen erreichte Zampari nebst Genossen das Haus, welches dicht mit Schutt angefüllt war. Der Geruch zeigte an, daß ein Leichnam sich darin befand; Zampari erhielt aber Befehl, seine Arbeit auszusetzen, da die Gefahr zu groß war, und keine Hoffnung, ein lebendes Wesen zu finden, verblieb. Als man am folgenden Morgen anfing, den Schutt wegzuführen, fand man zuvörderst den Leichnam der Frau des Weinschenkers. Sie muß bereits fast in Sicherheit gewesen sein; allein ein Felsblock traf sie in den Rücken und warf sie vorwärts nieder, worauf ein anderer ihr den Kopf zerschmetterte. Der Körper war sonst unverletzt, indem ein Stein so gefallen war, daß er dadurch geschützt wurde. Ein anderer, tiefer angelegter Tunnel unter der Leitung des Cavaliere Alvino gelangte bis in den Keller der Weinschenke, wo eine lebendige Katze und die Flaschen und Gläser in unverletztem Zustande gefunden wurden. Manche glauben, daß Neapel selbst von ähnlichen Gefahren bedroht ist.

Die Vermuthungen, welche man hinsichtlich der Sicherheit des Dr. David Livingstone auf seiner jetzigen Afrikareise seit einiger Zeit hegte, und welche auch in unserm letzten Berichte ausgesprochen wurden, haben sich inzwischen zur Freude aller Geographen vollständig bestätigt. Dem Dr. Kirk auf Zanzibar sind im Februar 1868 vom arabischen Händler Bunduki, welcher von einem Karavanenzuge ins Innere von Afrika zurückkehrte, Briefe von Livingstone's eigener Hand überbracht worden. Bunduki hatte dieselben ein volles Jahr bei sich gehabt; sie sind jedoch theilweise vier Monate später geschrieben, als der Reisende nach der lügnerischen Angabe der Johannaleute erschlagen worden sein sollte; auch wird die Flucht dieser Leute von Livingstone selbst erwähnt. Die Briefe sind gegen Ende April in London angekommen, und wir theilen dieselben hier mit einigen unwesentlichen Abkürzungen mit. Der erste, an einen Freund in Schottland gerichtet, lautet:

„See Njassa, 20. Aug. 1866. Wir haben einen langen und mühsamen Weg hier herauf gehabt und haben von unserm Aufenthalt keine Kunde zu geben vermocht. Die arabischen Sklavenhändler machen sich alle davon, sobald sie von unserer Ankunft hören. Ich schreibe jedoch für den Fall, daß ich zufällig einen treffen sollte, wie mit Seph Rubea der Fall war. Derselbe hörte, daß ich Mangel litt, und erschien, wie ein Mann und Bruder, mit einem Ochsen und einem großen Sack Mehl. Wir hatten eben einen Marsch von acht Tagen durch einen entvölkerten Landstrich gemacht, und er war eben im Begriff mit einigen 800 Sklaven diesen Weg anzutreten. Ich hatte am sechsten und siebenten

Digitized by Google

Tage forcirte Märsche gemacht, um Lebensmittel zu kaufen und den zurückgebliebenen schwächern Genossen zuzusenden. Alle bis auf vier hatten sich bereits aufgegeben, als dieser gute samaritanische Sklavenhändler Vorsichts halber den Stier bei den Hörnern nahm. «Die Engländer kommen! wie? was wollen diese Christen haben als unsere Sklaven?», und alle ergreifen die Flucht. Diese Furcht vor den Engländern hat den Nachtheil, daß ich keinen Dhau bekommen kann, obgleich zwei auf dem See sind, weil sie befürchten, daß ich dieselben als Sklavenhändler verbrenne. Das Land steigt allmählich an von der Meeresküste bis auf 50 Meilen vom See. Wo die Feuchtigkeit des Indischen Oceans einwirkt, haben die Wälder eine Dichtigkeit, welche äußerst beschwerlich ist; wer nicht ein Affe ist, könnte unmöglich astronomische Beobachtungen über eine Ortslage anstellen. Weiter oben ist der Wald etwas lichter, doch noch so dicht bestanden, daß man den Horizont nur selten zu sehen bekommt. Bei der Mündung des Scendi in den Rovuma kamen wir in einen Landstrich, wo keine Lebensmittel vorhanden waren, und die Sepoys erwiesen sich hier als durchaus unbrauchbar. Sie hatten, um mich zur Rückkehr zu nöthigen, alles Mögliche angewandt, auch versucht, die Lastthiere zu tödten, und mit einigen Thieren gelang es ihnen auch. Doch mag ihnen die Zeze geholfen haben. Wir waren dann alle sehr schlecht daran; weder für Geld noch gute Worte war Speise zu bekommen. Ich mußte den ganzen Weg zu Fuße machen, und da ich keine thierische Speise hatte, außer was mitunter an Turteltauben und Perlhühnern geschossen wurde, so sah ich aus, wie eine von Pharao's magern Kühen. Wir kamen sodann in ein sehr fruchtbares Land, das jedoch gänzlich entvölkert war. Ich zählte während eines Tagemarsches 15 rinnende Bäche, und das in der trockenen Jahreszeit. Das Land war wellenförmig und gebirgig, erst 2—3000, dann 4000 Fuß hoch, kühl und angenehm. Die Einwohner an der Küste heißen Makonde, darauf folgen die Matambue, die Makoa, die Waian oder Waigan, die Agaua und endlich die Mangandscha oder Wanjassa, die hier am See wohnen. Der oberste Häuptling Namens Mataka wohnt auf der Wasserscheide oberhalb des Njassaufers, über 50 Meilen davon. Seine Stadt enthält 1000 Häuser, darunter viele viereckige in der Weise der Araber. Englische Erbsen mit vollen Hülsen stehen in weiter Ausdehnung in feuchten Einsenkungen oder bewässerten Stellen. Das Vieh zeigte, daß es keine Zezen gab. Als wir ankamen, hatte Mataka eben eine Anzahl Vieh und Gefangene nach Hause zurückgeschickt, welche ohne sein Vorwissen von seinen Leuten weggenommen worden waren. Ich sah sie zufälligerweise. Es waren 54 Weiber und Kinder, 12 junge Männer und Knaben und 25 oder 30 Stück Rindvieh. Die Handlung war eine um so mehr erfreuliche, als sie eine freiwillige war. Von Mataka schickte ich die Sepoys zurück; eine unnützere Bande ist mir noch nicht vorgekommen. Sie waren wider Willen gekommen und hatten eine so mürrische Galgenmiene, daß das Volk zu sagen pflegte: «Das sind die Sklaven der Partei.» Ich fand mich am Njassa sofort wieder heimisch. Ein Bad in den tobenden, brandenden Wogen war höchst erfrischend. Wir bekommen hier Milch und oft frische Fische, welche den Heringen an Geschmack und Aussehen ähnlich sind; dadurch wird an den Knochen wieder einiges Fleisch angesetzt. Die Route des Dr. Roscher weiß ich mir nicht zu erklären. Niemand kannte ihn als einen Europäer oder wußte von seinem Namen; ich vermuthe, daß er als ein Araber reiste. Ich muß mich sehr viel angaffen lassen, da ich der erste Engländer bin, welchen sie jemals gesehen haben. Mein Pudel ist jedoch ebenso populär. Sein Aussehen kommt den einheimischen Kötern so furchtbar vor, daß sie vor ihm fliehen, als ob er ein Löwe wäre, und er macht Jagd auf sie, als ob er das selber glaubte."

Die andern Briefe sind sämmtlich vom 1. und 2. Febr. 1867 datirt und haben den gleichen Inhalt, sie sind an den schottischen Freund, an das englische Colonialministerium und an Sir Roderick Murchison, den Präsidenten der londoner Geographischen

Digitized by Google

Gesellschaft, gerichtet. Wir theilen den letztern mit, welcher in der Sitzung der Gesellschaft vom 27. April vorgelesen wurde:

„Bemba, 2. Febr. 1867. Mein lieber Sir Roderick. Ich ergreife die erste Gelegenheit, welche ich gehabt habe, einen Brief an die Küste zu senden, und zwar durch eine Partei schwarzer Araber, Sklavenhändler aus Bagamojo bei Zanzibar. Sie waren zum ersten male hierher vorgedrungen und auf einem kürzern Wege als wir gekommen. Ich konnte nicht um das Nordende des Sees Njassa herumgehen, weil die Johannaleute beim ersten Nahen einer Gefahr die Flucht ergriffen haben würden; und sie ergriffen wirklich die Flucht am Südende des Sees bei der ersten Kunde von den Thaten der schrecklichen Masitu. Hätte ich sie gänzlich über den See hinübergehabt, so würden sie sich zu mir gehalten haben; solange jedoch die arabischen Sklavenhändler bei uns vorbeikamen, konnte man sich nicht auf sie verlassen. Sie waren übrigens so arge Diebe, daß man wirklich froh ist, sie los zu werden, obgleich mein Gefolge dadurch auf neun afrikanische Burschen aus einer Schule in Nassick bei Bombay beschränkt wird. Ich beabsichtigte, in der Mitte des Sees überzusetzen; allein alle Araber an der Ueberfahrtsstation flohen, sobald sie hörten, daß die Engländer kamen, und die Besitzer zweier Dhau, die jetzt auf dem See sind, versteckten dieselben aus Furcht, daß ich sie als Sklavereischiffe verbrennen möchte. Ich blieb in Mataka's Stadt, welche auf der Wasserscheide zwischen der Meeresküste und dem See, ungefähr 50 Meilen vom letztern, liegt. Die Stadt enthält wenigstens 1000 Häuser, und Mataka ist der mächtigste Häuptling im Lande. Ich war in seinem Gebiet, welches sich bis zum See erstreckt, von Mitte Juli bis Ende September. Er wünschte sehr, daß einige von den freigesprochenen Burschen aus meinem Gefolge bei ihm bleiben möchten; ich suchte sie jedoch vergeblich dazu zu bewegen. Er wünschte besonders zu lernen, wie man das Rindvieh am besten beim Ackerbau verwendet; ich versprach, ihm womöglich andere Burschen zu verschaffen, die mit dem indischen Ackerbau bekannt seien. Mataka ist der beste Punkt, den ich gesehen habe, für eine wichtige Station. Nachdem wir die Ufer des Sees verlassen hatten, wollten wir Kirk's Kette ersteigen, aber die Leute am Fuße derselben fürchteten sich vor denen auf dem Gebirge, und nur dadurch, daß ein alter Freund, Katosa oder Kiemafura, seine Frauen veranlaßt hatte, unser Gepäck zu tragen, gelangten wir hinauf. Die Gebirgskette ist nur die Kante eines Tafellandes, welches von verschiedenen Zweigen der Mangandscha bewohnt wird, die sich niemals am Sklavenhandel betheiligt haben; sie haben im Gegentheil vor einiger Zeit eine Anzahl arabischer Sklavenhändler weggetrieben. Wir pflegten sie alle für Maravi zu halten; Katosa ist jedoch der einzige Maravihäuptling, den wir kennen. Die Kanthunda oder Kletterer bewohnen die Gebirge, welche sich aus dem Plateau erheben. Die Tschipeta bewohnen die dortigen Hochebenen; die Etschewa wohnen weiter nördlich. Wir zogen westwärts mitten in einem sehr gastfreundlichen Volke, bis wir die geographische Länge der Masitu hinter uns zu haben glaubten. Wir bogen dann nach Norden um und liefen einer Streifrotte jenes Volks fast geradezu in die Hände. Nach einer gar zickzackig laufenden Route nahmen wir den Punkt, welchen wir im Jahre 1863 liegen gelassen hatten, ungefähr 20 Grad westlich vom Tschimangas, wieder auf, setzten über den Loangua in 12° 45′ südl. Br. über, welcher Fluß hier in einem alten Seebette rinnt, und erstiegen, nachdem wir aus dieser großen Niederung herausgekommen waren, das Plateau von Lobisa in 11° südl. Br. Auf diesem Hochlande erheben sich Gebirge bis auf 6600 Fuß Höhe. Während wir in der Niederung waren, konnte ich unsere Reisegesellschaft leicht mit Fleisch versorgen, da es hier Hochwild in Menge gab; aber auf diesem Hochlande der Babisa war kein Wild zu finden. Das Land ist infolge des Sklavenhandels, welchen das Volk trieb, entvölkert worden und gegenwärtig eine große Waldung, wo sich nur hier und da in weiten Zwischenräumen

Digitized by Google

eine elende Dorfschaft findet. Das Getreide wird nur in kleinen Stellen im Walde gesäet, und die Leute hatten nichts zu verkaufen. Wir hatten nun viel wirklich nagenden Hunger zu erdulden, wie wir Tag für Tag durch die kothigen, träufelnden Wälder wanderten, welche einige elende, wilde Früchte und eine große Menge von Pilzen lieferten. Ein Weib sammelt in kurzer Zeit einen halben Centner Pilze. Dieselben werden, wenn sie gekocht sind, zu Brei zerstoßen; aber leider tragen sie nur dazu bei, Träume von dem Roastbeef früherer Tage wach zu rufen. Die Einwohner benutzen an sechs und verwerfen an zehn Arten. Einige Arten sind so groß wie ein Mannshut. Als wir den Tschambese (Chambeze), dessen Wasser, treu dem Charakter des Zambezi, von animalischem Leben schwärmte, erreichten, erlegten wir bald eine Antilope an seinen Ufern. Wir passirten ihn in 10° 34′ südl. Br. Der Fluß flutete mit klarem Wasser; die Reihen buschiger Bäume, welche die wirklichen Ufer bezeichneten, standen jedoch nur 40 Yards voneinander ab. Wir kamen hier in Bemba am letzten Tage des Januar an. Es ist ein mit dreifachem Staketenzaune befestigtes Dorf; um das innerste Staket ist außerdem ein tiefer trockener Graben gezogen. Wenn ich mich nicht irre, so sind wir hier auf der gesuchten Wasserscheide zwischen dem Chambeze und dem Loapula. Ich habe noch keine Zeit gehabt, Beobachtungen anzustellen, da es Regenzeit und fast immer bewölkt ist; aber wir wollen uns hier etwas ausruhen und etwas Fleisch ansetzen. Wir sind ungefähr 10° 10′ südl. Br. 31° 50′ östl. L., Höhe an 4500 Fuß. Der Loapula oder Luapula soll ein sehr großer Fluß sein; ich hoffe jedoch nähere Mittheilungen vom Tanganjika machen zu können. Ich habe die ganze Jagd immer selbst besorgt, mich einer guten Gesundheit erfreut und nicht den leisesten Anfall von Fieber gehabt. Wir verloren jedoch unsere sämmtliche Arznei, der betrübendste Verlust, den ich jemals erlitten habe. Ich hoffe daher, wenn das Fieber kommt, es durch einheimische Mittel abhalten zu können, und vertraue der wachsamen Obhut einer höhern Macht. Der hiesige Häuptling scheint ein freundlicher, offenherziger Mann zu sein; wenn das Land hier jedoch nicht sehr unsicher ist, so sehe ich nicht ein, von welchem Nutzen seine Festungswerke sind. Er schenkte bei unserer Ankunft eine Kuh und einen großen Elefantenstoßzahn. Wir sind ohne alle Nachricht von der Küste, seitdem wir sie verlassen haben, erwarten jedoch Briefe und unsern zweiten Vorrath in Ubschidschi vorzufinden. Ich habe ebenfalls durchaus nichts senden können; ich hatte einige Briefe geschrieben in der Hoffnung, einen arabischen Sklavenhändler zu treffen; sie flohen jedoch alle eiligst, sobald sie von der Ankunft der Engländer hörten. Ich konnte keine Nachricht erhalten über die Route der Portugiesen nach Cazembe, bis wir auf dem Babisa-Plateau waren. Ich erfuhr dann, daß sie westwärts gingen von dem Gebirge am Loanguathal. Die Verfertiger von Landkarten haben die Route der Portugiesen viel zu weit östlich gesetzt. Die in Afrika gewöhnliche Wiederholung von Flußnamen hat sie wahrscheinlich irregeleitet. Es gibt vier Loanguas, welche in den Njassasee strömen."

Hr. Churchill, der englische Consul auf Zanzibar, hat ferner die folgende Depesche nach London gesandt: „Zanzibar, 27. Jan. 1868. Dr. Livingstone erwartet den Tanganjika im vorigen Mai zu erreichen und wird im Juni in Ubschidschi gewesen sein. In Ubschidschi wird er die ihm im Juli 1866 vom Dr. Seward gesandten Vorräthe und Arzneien vorgefunden haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß neue Vorräthe ihn jetzt in Ubschidschi erreichen würden, zumal seine weitere Route von jenem Platze aus unbekannt ist. Bunduki und seine zwei Gefährten, von welchen einer den Hauptmann Burton nach dem Tanganjika begleitete, wurden über die Geographie des Landes zwischen Wemba (Bemba) und der Küste befragt; aus ihren Angaben geht hervor, daß sie nirgends über einen Fluß von beträchtlicher Größe gekommen waren. Auch erwähnt Dr. Livingstone keinen solchen Fluß außer dem Tschambese und dem Loapula, welche beide nicht in den Njassa fließen. Da

Digitized by Google

also von Dr. Livingstone zusammen mit Bunduki's Reise ein vollständiger Kreis um den Njassa beschrieben worden ist, so scheint die wichtige Frage über den Nichtzusammenhang des Njassa und des Tanganjika befriedigend gelöst zu sein."

Eine zweite Depesche vom Consul Churchill lautete sodann: „Zanzibar, 5. Febr. 1868. Aussage des Issa Bin Abdulla Charusie, eines Elfenbeinhändlers, welcher soeben von Udschidschi angekommen ist. «Ich verließ Udschidschi am 6. Oct. und begab mich nach Salusie, wo ich zehn Tage blieb, ehe ich nach der Meeresküste abreiste. Daselbst erfuhr ich, daß ein Europäer, ein Engländer, in Udschidschi angekommen war.»"

Endlich ist vom Dr. Kirk auf Zanzibar ein Schreiben, datirt vom 1. März 1868, eingetroffen: „Es freut mich mitzutheilen, daß soeben ein Brief von Unianuesi angekommen ist, welcher die vor drei Wochen überbrachten Nachrichten bestätigt. Livingstone war in Udschidschi Mitte October vorigen Jahres, wo er den ihm von Zanzibar aus übersandten Agenten mit Vorräthen und Briefen angetroffen haben wird. Dieser Brief erreichte uns in 20 Tagen. Er wurde von vorausgeschickten Sklaven überbracht. Die Araber von der Karavane werden in 14 oder 20 Tagen hier sein; sie werden wahrscheinlich Livingstone's Briefe aus Udschidschi überbringen. Er ist ohne Zweifel längst zum Albert Njansa gelangt. Ich übersandte ihm Sir Samuel Baker's Karte nebst einer Angabe der hier zu lösenden geographischen Probleme, soweit ich mit ihnen vertraut war, denn Sir Samuel Baker's Entdeckungen waren noch nicht bekannt, als Livingstone London verließ. Mit dieser Karte in der Hand wird er im Stande sein, die Untersuchung der fehlenden Glieder in der Kette von Seen vorzunehmen. Betreffs des Mussa und seiner Genossen hat man sich an den Sultan von Johanna gewandt, und ich hoffe, daß er Anstalt treffen wird, sie für ihre falschen Angaben bei ihrer Vertheidigung zur Strafe zu ziehen, da durch dieselben ebenso viel Kummer wie auch nicht geringe Ausgaben verursacht worden sind."

Aus vorstehenden Angaben, wenn sie gleich an sich geographische Entdeckungen noch nicht enthalten, geht hervor, daß damit bereits das erste der vorliegenden, großen, geographischen Probleme befriedigend gelöst, nämlich erwiesen ist, daß eine Wasserverbindung zwischen dem See Njassa und dem See Tanganjika nicht stattfindet. Wir haben nun zuvörderst die nähere Untersuchung des Tanganjika abzuwarten, um eine Lösung der diesen See betreffenden Hauptfragen zu gewinnen, ob nämlich der große Fluß Marungu im Süden desselben in ihn mündet oder aus ihm abfließt, ob der Tanganjika westwärts durch einen Arm des Zaire (Congo) oder ob er nordwärts in den Albert Njansa Baker's, Speke's Luta Nsige, abfließt und somit die östliche Hauptquelle des Nils bildet, oder ob beides, der Abfluß durch den Nil und durch den Zaire, statthat, wie auf Mercator's Karte angegeben ist.

Wir theilen noch die folgenden kleinern Notizen aus Afrika mit:

Dr. Tozer, der anglikanische Bischof von Centralafrika, ist, begleitet von einer Anzahl Missionare, im April von London nach seinem Sprengel abgegangen.

Die Anglikanische Missionsgesellschaft in London unterhält nach ihrem letzten, im Monat April veröffentlichten Jahresberichte 483 ordinirte Missionare in 40 Diöcesen, nämlich 248 in Amerika, 73 in Afrika, 107 in Asien, 54 in Australien, 1 in Europa. Als Gehülfen dieser Geistlichen sind 650 Katechisten und Lehrer, meistens Eingeborene, angestellt. Die Gesellschaft hat auswärts 7 höhere Lehranstalten mit 106 Studenten.

Im innern Südafrika sind sehr reiche und ausgedehnte Goldfelder entdeckt worden. Eins liegt nördlich vom obern Zambesi, ein anderes 900 englische Meilen nordwestlich von Natal, unmittelbar jenseit der Nordgrenze des Transvaalfreistaats der holländischen Boeren, namentlich bei Sekome's Kraal. Im Transvaal greift daher ein hitziges Gold-

Digitized by Google

fieber um sich. Prospectparteien organisirten sich mit größter Rüstigkeit. Nach den Mittheilungen Mauch's, welcher unter den Auspicien der Geographischen Gesellschaft zu Gotha jene Gegenden bereist, besteht das Land daselbst aus metamorphischen Gesteinen mit zahlreichen Anzeichen von Goldgehalt.

Dem Golde von Transvaal hat die Schwesterrepublik, der Oranjefluß-Freistaat, gleichzeitig die Brillanten beigefügt. Am obern Oranjeflusse, besonders im Bezirke Colesberg, werden Diamanten gefunden. Dieselben sind meistens von reinem Wasser, wiegen 3—4½ Karat und sind roh je gegen 15 oder 16 Pfd. St., geschliffen gegen 30—35 Pfd. St. werth.

Der seit längerer Zeit zwischen dem Oranjefreistaat und dessen Nachbarn, den Basuto, unter dem alten Häuptlinge Moschesch geführte Krieg scheint ein unerwartetes, plötzliches Ende nehmen zu wollen. Die Bürger haben soeben Kieme, ein Hauptbollwerk der Basuto, mit den vereinigten Divisionen von Bloemfontein und Smithfield unter dem Befehle der Commandanten Jubert und Pansegrouw erobert. Der Verlust auf seiten der Basuto ist unbekannt, auf seiten der Bürger hatte man nur drei Verwundete. Dagegen wurden weggeführt 1500 Pferde, 8000 Schafe und Ziegen, 11000 Rinder. Gegen 6000 Stück Rindvieh und viele Pferde wurden von den Basuto geflüchtet, welche sich nach Thaba Bosigo, des Moschesch Hauptfestung, zurückzogen. Indem die Bürger nun gegen Thaba Bosigo heranziehen wollten, wurden sie durch Proclamation des Gouverneurs der Capcolonie, Sir P. Wodehouse, vom 12. März überrascht, welche die Basuto für britische Unterthanen und ihr Land für dem britischen Gebiet annectirt erklärte, was denn zugleich dem Präsidenten der Republik notificirt wurde mit der Aufforderung, von weitern Feindseligkeiten gegen die neuen britischen Unterthanen abzustehen. Die Bürger waren über diese unerwartete Wendung der Dinge äußerst aufgebracht und erklärten, sich an die Proclamation des Gouverneurs nicht kehren, sondern den Krieg kräftig verfolgen zu wollen, bis Moschesch die Mörder der Bürger ausgeliefert und die Kriegskosten erstattet haben würde. Schließlich haben die Bürger jedoch nachgegeben, und es soll nun in Aliwal eine Conferenz des Gouverneurs, des Präsidenten, des Moschesch und des Vicegouverneurs von Natal zur Ordnung der Basuto-Angelegenheiten stattfinden.

Die englische Forschungsreise nach Palästina unter der Leitung des Lieutenants Warren, welche eine gründliche geographische wie archäologische Erkenntniß des Gelobten Landes zum Zweck hat, wo trotz aller trefflichen Forschungen seit Origenes und Hieronymus bis auf den gelehrten Robinson noch so viele höchst interessante wissenschaftliche Ausbeute zu machen ist, hat bereits einige erhebliche Erfolge erzielt. Namentlich gewähren drei neue Entdeckungen einen weiten Blick in die äußere Erscheinung des alten Jerusalem. Vor 30 Jahren wurde neben dem Tempel das Anfangstück eines gewaltigen Bogens von Dr. Robinson aufgefunden. Er fragte sich, was dies war, ob der Bogen einer großen Brücke, oder ein Strebepfeiler, oder zu einem noch unbekannten Nebengebäude der Tempelmauern gehörig. Das Räthsel hat sich jetzt gelöst. Längs des ganzen Thales unterhalb dieses Bogens hat man die Grundsteine der Bogenreihe vorgefunden, woraus sich ergibt, daß hier ein großartiger Viaduct über das Thal zwischen den beiden Hügeln, also ein Hauptzugang zum Tempel führte. Sodann hat man einen Fluß entdeckt, welcher mitten durch die Hauptstraßen der Stadt strömte, und welcher gegenwärtig, wie der Tyburn und der Fleet in London, unter Schutt und Erdmassen begraben ist. Weiter lernen wir jetzt zum ersten male die großartige Höhe der Hügel, auf denen der Tempel und die innere Stadt standen, näher kennen. Wir erfahren jetzt, daß jene aus Felsblöcken und Steinen erbauten Tempelmauern 120 Fuß hoch waren. Von hier blickte Josephus schwindeligen Hauptes herab, dessen bisher für übertrieben erachtete Beschreibung sich nun

Digitized by Google

vollständig bestätigt, wie jetzt auch die Scene im Evangelium, in welcher der Versucher von der Spitze der Tempelthürme auf die Tiefe unterhalb herabzeigt, uns lebhafter vor Augen tritt.

Es sind besonders drei Punkte, über die man mit Bezug auf das alte Jerusalem nähere Auskunft zu erhalten wünscht. Vor allen Dingen ist das Grab der Könige aufzufinden. David und seinen Nachfolgern wurde das ausschließliche Vorrecht gewährt, innerhalb der Stadt begraben zu werden, während alle andern Einwohner außerhalb der Stadtmauern begraben werden mußten. Die Könige wurden ohne Zweifel, wie alle übrigen Juden, in Felsenhöhlen beigesetzt. David wird in der mittlern oder innersten Zelle und um ihn her der Reihe nach die folgenden Könige liegen. Jene Katakombe oder Königsgruft muß sich in der Stadt irgendwo vorfinden. Da sie aus dem lebendigen Kalkgestein des Grundes ausgehauen gewesen sein muß, so ist sie eins der wenigen Monumente der jüdischen Monarchie, die nicht zerstört worden sein können. Seine Größe und die Anzahl der Grabzellen würde uns sofort in den Stand setzen, es wiederzuerkennen, und wir würden uns alsdann in der Topographie sämmtlicher umliegenden Stadttheile orientiren können. Keine der bisjetzt als die Königsgruft bezeichneten Stellen kann dieselbe wirklich gewesen sein, weder die Königsgruft französischer Reisender, welche außerhalb der Stadt liegt, noch das Davidsgrab der Mohammedaner, welches keine große Katakombe hat, wie die wirkliche Königsgruft besessen haben muß. Das zweite Problem, welches die Engländer sich gestellt haben, ist die Entdeckung des Heiligen Grabes des Erlösers, ein Problem, dessen Gelingen wir freilich etwas mehr bezweifeln müssen. Die als das Heilige Grab bezeichnete Stelle, auf welcher Konstantin seine Kirche baute, für die Richard Löwenherz seine Regierungsjahre verwandte und Sanct-Louis starb und für die oder für Fragen, die sich auf ihre Wiederherstellung ergaben, noch in unsern Tagen das Blut von Russen, Franzosen und Engländern bei Sewastopol in Strömen vergossen wurde, besitzt bekanntlich durchaus keine Beurkundung. Es ist mit dem Grabe des Herrn wie mit dem Moses, kein Mensch weiß davon bis auf den heutigen Tag. Wenigstens weiß man nichts anderes davon, als daß es sich eben außerhalb der Stadtmauer befand. Das Einzige, was die Engländer mit ihren Ausgrabungen, die sie in umfassender Weise anzustellen gedenken, erreichen dürften, ist die nähere Kenntniß, ob das jetzt sogenannte Grab innerhalb oder außerhalb der Mauer liegt; in ersterm Falle kann es gewiß nicht das wirkliche sein, in letzterm möglicherweise. Das dritte Problem, das die Expedition sich gestellt hat, ist vielleicht in wissenschaftlicher Beziehung das wichtigste. Es ist bisher von eigenthümlichem Interesse in Palästina gewesen, daß, während die geheiligten Localitäten selbst verschwunden sind, die Landschaft und sogar die Ortschaften ihre äußere Gestaltung ziemlich bewahrt haben. In Jerusalem liegen aber die Naturformen unter einer ungeheuern Schuttanhäufung verborgen. Die Hügel, Thäler und Quellen liegen 30—40, mitunter 60—70 Fuß unterhalb der Oberfläche. Diese, die noch lebenden Zeugen der heiligen Geschichte, lassen sich noch hervorziehen; man kann, wenn man tief genug gräbt, wol noch die Straßen erreichen, wo David wandelte und Athalia floh, den Felsen, welchen Joab erklomm, die Quelle, welche unter dem Tempelgewölbe sprudelte.

Der Boden der Stadt besteht hauptsächlich aus feinem Kalksteinschutt, entstanden aus der Verwitterung von Kalksteinbauten, und die Contouren der Hügel, auf welchen die Stadt steht, ähneln mehr gigantischen Schutthaufen als den natürlichen Formen einer Kalksteinkette, wie sie sich auch in dem Oelberge und dem Neby Samwill-Gebirgszuge gleich in der unmittelbaren Nähe der Stadt aufweisen. Diese Schutthaufen bedecken, wie erwähnt, bis zu einer Tiefe von 70 Fuß die gesammte Oberfläche nicht nur der beiden Hügel, auf welchen die gegenwärtige Stadt steht, sondern auch die, welche von der alten Stadt eingenommen wurden. Obgleich man nun fortwährend, wo man diese künstlich entstandene

Digitized by Google

Oberfläche entfernte, ein Ueberbleibsel der alten Stadt fand, die Spitze eines Bogens, einer Mauer, eines Thurms, so ist es doch erst jetzt der Forschung offenbar geworden, daß hier ein Ruinenfeld vergraben liegt, welches an Ausdehnung, wenn auch nicht hinsichtlich der Erhaltung der Ruinen, das von Pompeji bedeutend übertrifft, und dessen Erforschung, verbunden mit den Beschreibungen in den alttestamentlichen Schriften und im Josephus, die schwebenden Controversen über die alte Stadt, die Lage und Beschaffenheit seiner wichtigsten Gebäude, zur Entscheidung bringen muß.

Hauptmann G. Freyer von der Madras-Armee hat uns einige neue Mittheilungen über die wilden Gebirgsbewohner von Cochin in Ostindien gegeben. Dieselben werden verschiedentlich als die Kardar, Malijar, Vaisharvar, Kannikarenen bezeichnet, welche Namen alle Waldleute bedeuten; sie werden aber auch Multscher, Ausgestoßene, genannt. Sie sind in äußerer Erscheinung und in Sitten von den heller gefärbten Bewohnern der Ebene sehr verschieden; sehr klein von Wuchs, doch mit gutem Verhältniß der Gliedmaßen. Ihr Körper ist gewandt und ausdauernd in Anstrengungen und Entbehrungen; sie sind jedoch träge und nähren sich nur von den Erzeugnissen des Dickichts. Ihre religiösen Vorstellungen sind äußerst unbestimmt. Ihr Charakter hat jedoch manche angenehme Seiten; sie sind sanftmüthige und treue Gatten und Väter. Wenn ein Weib zur Ehe begehrt wird, so wird dies dem Häuptlinge des Stammes angezeigt, der das Mädchen dem Bräutigam überliefert, worauf das Hochzeitsgelage folgt. Sie begraben ihre Todten und üben keinen Kindermord. Ihre Hütten werden aus Bambuspfosten und Bambusmatten mit Grasdächern erbaut. Nach Professor Huxley haben die Multschers mit den Eingeborenen Australiens eine auffallende Aehnlichkeit.

Die geographischen Geheimnisse Australiens klären sich immer mehr auf. Die Forschungsexpedition unter dem Befehle des Hauptmanns Cadell hat ihr Unternehmen glücklich ausgeführt und das Land zwischen der Nordgrenze der Colonie Südaustralien und der Nordküste von Neuholland explorirt. Sie hat drei große Flüsse und einen großartigen Hafen, 20 englische Meilen lang und 10 Meilen breit, entdeckt. Die Nordküste wird als für die Legung der beabsichtigten Telegraphenlinie von Australien nach Europa sehr günstig geschildert.

Die Explorationen, welche von den Regierungsgeologen der Vereinigten Staaten zur Vorarbeit für die Pacific-Eisenbahn ausgeführt werden, sind in den Staaten Dakotah, Colorado und Nebraska beendigt und haben zu manchen wichtigen Entdeckungen geführt. Es ist bereits von Reisenden berichtet worden, daß am obern Missouri und am Yellowstone-Flusse Steinkohlen vorkommen; die gegenwärtigen Untersuchungen haben nun ergeben, daß es Lignit ist, welches in Feldern von erstaunlicher Ausdehnung lagert und von um so größerm Werthe ist, als es sich neben Erzlagern befindet, welche 70 Proc. reines Eisen liefern. Im Staate Colorado gibt es ein Areal von 50 englische Quadratmeilen, welches solche Erzlager in Menge enthält, von denen viele in unmittelbarer Nähe der Eisenbahnen liegen. Kein Holz wächst jetzt in jenen Gegenden, das Lignit nimmt aber eine Strecke von 10000 Quadratmeilen ein. Man erwartet daher, daß jene nordwestlichen Staaten einst der Sitz eines großartigen Bergwerks- und Fabrikbetriebs werden dürften, welcher den gegenwärtig in Pennsylvanien blühenden noch weit übertreffen werde.

Bekanntlich ist durch dieses Nebeneinanderliegen des Brennstoffs und des Eisenerzes, welches der britischen Eisenindustrie jenen mächtigen Aufschwung verliehen hat, dieselbe gegenwärtig an die Spitze der gesammten Eisenindustrie der Welt gestellt. Nach H. Bauermann, „A Treatise on the Metallurgy of Iron, containing Outlines of the History of Iron Manufacture" (London 1868), war das Erzeugniß der britischen

Digitized by Google

Hohöfen während der 5 Jahre 1862—66 folgendes: Roheisen 1862 3,943469 Tons, 1863 4,510040, 1864 4,767951, 1865 4,819254, 1866 4,523897 Tons; Schmiedeeisen 1862 3,499015 Tons, 1863 4,024765, 1864 4,301966, 1865 4,276236, 1866 4,026659 Tons; zu welchem Betriebe verbraucht wurden Steinkohlen 1862 23,552107 Tons, 1863 27,013082, 1864 28,715439, 1865 28,783052, 1866 27,056316 Tons. Die Gesammtmasse der im Jahre 1866 zu Tage geförderten Eisenerze betrug 9,665012 Tons, welche 618 Hohöfen, 6239 Puddlingöfen und 826 Rollmühlen in Betrieb setzte.

Die Eisenindustrie in Britannien ist eine uralte. Die alten Briten machten Eisen schon lange vor Ankunft der Römer. Die letztern hatten hauptsächlich in den holzreichen Walddistricten der jetzigen Grafschaft Sussex Eisenwerke. Ebendaselbst finden wir die englischen Eisengewerke am Anfang ihrer Geschichte, welche mit dem 13. Jahrhundert anhebt. Das erste urkundlich belegte Datum ist das Jahr 1266, in welchem der Stadt Lewes in Sussex das Recht verliehen ward, von jeder Wagenladung Erz eine Abgabe zu erheben. Im 16. Jahrhundert gab es 140 Hohöfen in Sussex. Dieselben consumirten jährlich je 200000 Faden Holz; man kann sich also wol vorstellen, wie schnell die weiten Wälder der Grafschaft durch den großen Bedarf an Holzkohle gelichtet wurden. Im Jahre 1740 gab es 59 Eisenöfen in England, von welchen nur 10 in Sussex waren. Im Jahre 1796 gab es dann 164 Eisenöfen in England und nur noch 1 in Sussex, dessen Feuer ebenfalls bald erlosch. Die Erzgänge waren immer noch so ausgiebig wie jemals; allein durch die Einführung der Steinkohle wurde die Fabrikation von Roheisen nach den großen Kohlenfeldern des mittlern Englands verlegt, sodaß gegenwärtig unter 600 Hohöfen nur 2 in der Nähe von Ulverstone Holzfeuer haben. Simon Sturtevant, der Erfinder der Steinkohlenfeuerung in Hohöfen, welcher im Jahre 1611 darauf ein Patent erhielt, erzielte keinen Erfolg. Erst Dud Dudley, dem Verfasser des „Metallum Martis“ (London 1665), gelang es, die Zweckmäßigkeit der Steinkohlenfeuerung beim Eisenschmelzen zu erweisen, und erst im Jahre 1735, als Abraham Darby in seinen Gebläseöfen in Coalbrook Dale das Coaken der Steinkohle anwandte, trat die englische Eisenindustrie in ihre jetzige glänzende Laufbahn ein.

Inzwischen wird der Bau der Pacific-Bahn auf der californischen Seite rüstig nach Osten vorgeführt. Es sind ganz außerordentliche Schwierigkeiten überwunden worden, um die Bahn über die Sierra-Nevada mit ihren unzugänglichen Abgründen und steilen Felsenwänden zu leiten. Sie liefert gar manches Beispiel der Ueberwindung der Natur durch die Kunst und den Unternehmungsgeist des Ingenieurs. So ist z. B. der Viaduct üben den Great Ravine (die große Bergschlucht) bei Sacramento einer der größten Triumphe der Zimmermannskunst, eine über den weiten Abgrund gezogene Brücke, bestehend aus einem aus Tausenden von massiven Balken zusammengefügten, über 100 Fuß hohen Gerüste. Wenn der Eisenbahnzug über die Brücke, scheinbar hoch in der Luft, zwischen Erde und Himmel schwebend, dahinzieht, ist der Anblick ein wahrhaft furchtbarer. Das Material zu dem Riesenbau ist freilich an Ort und Stelle in der Riesenkiefer reichlich vorhanden.

Ueber British-Columbia hat die englische Regierung einen neuen Bericht erstattet. Infolge der verbesserten Verkehrsmittel hat sich der Landbau schnell entwickelt. Im Jahre 1866 betrug der Goldertrag 600000 Pfd. St., was, unter den 3000 Goldgräbern vertheilt, einen Durchschnittsertrag von 200 Pfd. St. per Mann ergibt, ein Ertrag, der sowol den californischen wie den australischen Durchschnittsertrag übertreffen dürfte. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1866 43000 Pfd. St., die öffentlichen Ausgaben 91000 Pfd. St., die Schuld (einschließlich der von Vancouverland) 295000 Pfd. St., die Bevölkerung 46000, unter welchen 6000 Weiße. Der Schule wird seitens der Colonialregierung

Digitized by Google

besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Schulmeister erhält eine monatliche Zulage von 4 Sh. für jedes Kind, das regelmäßig die Schule besucht.

In den Vereinigten Staaten befanden sich nach dem Census von 1861 1,611304 in Irland geborene Iren, wie denn seit dem Jahre 1846 die irische Einwanderung in Amerika jährlich an 50—100000 betragen hatte. Wegen ihrer Parteinahme für den Süden, ihres Katholicismus und ihres „rowdyism" bilden die Iren bei den eingeborenen Amerikanern im Norden das am wenigsten beliebte Element in der gesammten Einwanderung. In Großbritannien (England, Schottland und Wales) befinden sich nach dem letzten englischen Census 805717 Iren; auch gibt es viele in Canada und Australien.

Die Mormonen scheinen auch in Europa ihre Stellung zu behaupten. Nach dem bei der jüngst in London abgehaltenen Conferenz abgestatteten Bericht hat die Mormonengemeinde in London 1172 Mitglieder mit 107 Altermännern, 53 Priestern, 24 Lehrern und 30 Diakonen.

Wie sehr auch in der Neuen Welt an manchen Stellen der Raum für den Menschen zu eng wird, ersieht man aus den neuen statistischen Angaben über Neuyork. Von den 100000 Familien der Stadt bewohnen nur 15000 ein ganzes Haus. An 480386 Personen wohnen zur Miethe in Häusern, die durchschnittlich je 7 Familien beherbergen. An 15214 Personen wohnen in Kellern. An 52258 Personen empfingen im Jahre 1865 öffentliche Armenunterstützung. Der steuerbare Werth des Grundes und Bodens betrug im Jahre 1865 427,360884 Doll., welcher Werth, wie sich aus Vorgehendem ergibt, sich in den Händen weniger Individuen befindet. Das bewegliche Vermögen der Stadt wurde vom Steueramte auf 181,423471 Doll. geschätzt. Das Gesammtvermögen der Stadt belief sich demnach auf 609 Mill. Doll. (an 750 Doll. für die Person).

Da neuerdings arktischen Unternehmungen in England und Deutschland wieder besondere Aufmerksamkeit zugewandt wird, ist die eben in London erschienene Biographie eines der arktischen Heroen Englands: „Life of Sir John Richardson C. B. by the Rev John M'Ilraith", für die Geographen von besonderm Interesse. John Richardson wurde am 5. Nov. 1787 zu Dumfries geboren, studirte Chirurgie und diente mehrere Jahre als Wundarzt in der englischen Flotte. Er trat sodann, obgleich eben erst verheirathet, in die unter der Leitung Franklin's abgesandte Expedition zur Erforschung der Nordküste von Amerika ein. In dieser berühmten Expedition war er nächst dem Führer das hervorragendste Mitglied. Ihm war, wie Franklin wiederholt erklärte, ein wesentlicher Theil des wissenschaftlichen Erfolgs, den die Expedition erlangte, sowie die Errettung mehrerer Mitglieder derselben von einem gewaltsamen Tode zu verdanken. Hätte Richardson z. B. nicht Michael, den Irokesen, welcher Hord tödtete, erschossen, so wäre ohnfehlbar das Leben Franklin's, Back's und mehrerer anderer verloren gewesen. In der ergreifenden Geschichte der so langen und entsetzlichen Leiden und Anstrengungen, denen die Expedition in den furchtbaren Einöden des arktischen Amerikas ausgesetzt war, vernimmt man mit besonderer Theilnahme, mit welcher Großmuth und Geduld sowie mit welcher Entschlossenheit Richardson stets verfuhr, und wie er die Genossen zu gleich heroischem Verfahren stets aufzumuntern vermochte. Zugleich wurde durch seine Forschungen unsere Kenntniß von der Flora und Fauna jener ausgedehnten Region beträchtlich vermehrt. Endlich kehrte nach einer Abwesenheit von drei Jahren und fünf Monaten und einer Reise von 5550 englische Meilen im arktischen Amerika die Expedition im October 1822 nach England heim. Richardson brachte den Winter in London, wo ihm allerseits die größte Aufmerksamkeit gewidmet wurde, zu und ließ sich dann in Edinburgh nieder, wo er den zoologischen Appendix zu der Beschreibung von Parry's zweiter arktischen Entdeckungsreise für die Presse revidirte. Richardson lebte in Edinburgh unter zahlreichen Freunden und Ver-

Digitized by Google

wandten recht angenehm; dennoch hatte trotz der gemachten schrecklichen Erfahrungen die arktische Unternehmung ihren Zauber nicht verloren. Als Franklin sich auf seine zweite Expedition nach dem arktischen Amerika begab, wurde er abermals von Richardson begleitet. Diese Expedition verlief ohne besonders große Beschwerden, und es wurde durch sie ein weiteres großes Stück der amerikanischen Nordküste erforscht, wichtige magnetische Experimente angestellt und beträchtliche botanische und sonstige naturhistorische Sammlungen heimgebracht. Richardson wurde jetzt zum obersten ärztlichen Beamten des Melville-Hospitals in Chatham ernannt, wandte aber dessenungeachtet seine Aufmerksamkeit sofort wieder den arktischen Regionen zu. Er reichte bei der Admiralität einen Plan ein zur Vervollständigung der Aufnahme der amerikanischen Nordküste im Westen des Mackenzie und erbot sich, die betreffende Expedition selbst zu führen; allein die Admiralität nahm das Anerbieten nicht an, sowenig wie ein anderes, auf die Nachsuchung des Sir John Roß auszugehen. Richardson wurde statt dessen zum Marinehospital Haslar befördert und schloß bald darauf seine zweite Ehe mit Fräulein Booth, einer Nichte von Sir John Franklin. Haslar-Hospital nahm nun seine ganze Zeit in Anspruch; aber immer noch hegte er das lebhafteste Interesse für die arktische Forschung. Seine nachdrücklichen Vorstellungen, daß eine andere Expedition zur Entdeckung der Nordwestdurchfahrt abgesandt werden sollte, trug in der That wesentlich mit dazu bei, daß jene verhängnißvolle Franklin-Expedition organisirt wurde. Um so tiefere Wirkung hatte es auf ihn, als man für die Sicherheit Franklin's und seiner Gefährten besorgt wurde. Es fragte sich denn für ihn auch nicht, was er zu thun habe. Obgleich an der Spitze des größten englischen Marinehospitals, zum Ritter geschlagen, obgleich zum dritten mal verheirathet, Vater einer zahlreichen Familie und in dem vorgerückten Alter von 61 Jahren, schwankte er keinen Augenblick. Er mußte sich nach Amerikas Nordgestade begeben, um seinen Freund, seinen frühern Chef zu suchen. Daß auch er, wie alle andern Autoritäten, sich hinsichtlich des von Franklin eingeschlagenen Weges in einem verhängnißvollen Irrthum befand, haben wir in einem frühern Artikel eingehend besprochen.*) Die von ihm in Angriff genommene Richtung lag jedoch der richtigen am nächsten, und es war sein Gefährte, Dr. Rae, welcher schließlich die ersten Spuren der Franklin-Expedition entdeckte. Richardson kehrte mit neugestärkter Gesundheit von seiner arktischen Reise zurück, zog sich jedoch bald darauf von seiner Stelle nach 48 in öffentlichen Diensten verbrachten Jahren zurück. Er verbrachte den Abend seines Lebens in Ruhe zu Lancrigg in Westmoreland, fleißig mit wissenschaftlichen Studien, namentlich mit Ichthyologie, in welcher er für die größte Autorität in England galt, beschäftigt, und verschied plötzlich am 5. Jan. 1867.

Dr. Petermann's Deutsche Nordpolexpedition, über deren Zweck, Bedeutung, Ursprung u. s. w. ein Separatabdruck aus den „Geographischen Mittheilungen" Auskunft gibt, ist jedenfalls ein der deutschen Nation zur Ehre gereichendes Unternehmen. Petermann erließ folgenden Aufruf zur Theilnahme und Unterstützung durch Geldbeiträge und Sammlungen für die Deutsche Nordpolexpedition:

„Seit Hunderten von Jahren hat die Geographie und Erforschung der Polarregionen unserer Erde bei allen gebildeten Völkern großes Interesse gefunden und dieses Interesse ist seit drei Jahren in den seemännischen und wissenschaftlichen Kreisen Englands, Frankreichs, Schwedens, Amerikas und Deutschlands neu erwacht.

„Als eine ernste Mahnung tritt an vorwärts strebende und thatkräftige Männer unserer Zeit der lebhafte Wunsch heran, den noch völlig unbekannten Kern dieser Gebiete endlich erforscht zu sehen, da ohne seine Kenntniß alles geographische Wissen unserer Erde durch-

*) „Die Nordwest-Durchfahrt" („Unsere Zeit", Erste Folge, VIII, 683 fg.).

Digitized by Google

aus lückenhaft und unzusammenhängend bleibt und des Schlußsteins in seiner Grundlage entbehrt.

„Amerikanische Walfischfänger sind auch bereits im vorigen Jahre mit bloßen Segelschiffen in das arktische Centralgebiet eingedrungen und haben ein neues Polarland entdeckt.

„Die Schweden senden in diesem Sommer eine neue Expedition nach Spitzbergen, ausgerüstet von einer einzigen Stadt, Göteborg, mit nur 40000 Einwohnern. Sie wird neuerdings aufs lebhafteste unterstützt vom Könige und von der Regierung, damit sie bis zum Nordpol selbst vordringe.

„Frankreich, um seinem Kapitän Lambert zur Ausrüstung einer französischen Expedition zu verhelfen, hat eine allgemeine Nationalsammlung eröffnet, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon mit einem Beitrage von 50000 Frs. gestellt und die bis zum 1. April die Summe von 140000 Frs. ergeben hat.

„Wir Deutschen rühmen uns, ein wissenschaftliches Volk zu sein. Soll Deutschland aber in Vollbringung dieser der größten übrigbleibenden That in der Erforschung unserer Erde hinter Schweden und Frankreich zurückbleiben?

„Um zu Gunsten Deutschlands vorzugehen, habe ich eine für mich bedeutende Schuldenlast contrahirt und eine Deutsche Nordpolexpedition ausgerüstet, die am 25. Mai von Bergen aus (in 60° nördl. Br.) in See gehen wird.

„Es ist das erste derartige Unternehmen zur See, welches von Deutschland ausgeht, und ich habe mit Freuden alles darangesetzt, um ein Werk fördern zu helfen, welches mit Gottes Hülfe wieder einmal zeigen wird, daß Deutsche mit kleinen Mitteln Bedeutendes zu leisten vermögen und daß deutsche Seeleute neben denen anderer Nationen auch tüchtig und thatkräftig sind.

„Deutschland sehnt sich schon lange nach ruhmvollen und achtunggebietenden Thaten zur See, und indem ich die vollendete Thatsache einer Deutschen Nordpolexpedition hiermit anzeige, wende ich mich vertrauensvoll an das deutsche Volk um seine gütige Sympathie und Unterstützung.

„Wie gern Deutschland für sein Seewesen Opfer zu bringen bereit ist, haben die Flottensammlungen und das Marinebudget des Norddeutschen Bundes bewiesen; in Oesterreich schickt man eine neue Expedition nach Ostasien. Unsere braven Seeleute dürsten nach Thaten, und es fehlt nur an dem Willen der Nation, um ihnen zu solchen Thaten zu verhelfen.

„Die bereits von allen Seiten gezeigte Zustimmung und Theilnahme an diesem deutschen Unternehmen zur See zeigt, daß man dasselbe ernsthaft ausgeführt haben will, und läßt es mich als meine Pflicht erkennen, diesen Aufruf an unsere stets hülfebereite Nation zu richten, um ihre moralische und materielle Theilnahme anzusprechen.

„In dem gleichzeitig erscheinenden ausführliche Berichte nebst Karte habe ich den Zweck und die Bedeutung, den Ursprung und die Ausrüstung, die Bestimmung und die Aussichten des Erfolges der Deutschen Nordpolexpedition zu beschreiben versucht. Wer ihn eines nähern Einblicks würdigt, wird dem Unternehmen seine Theilnahme und Unterstützung nicht versagen.

„Auch die kleinsten Beiträge werden willkommen sein.

„Es handelt sich um die Vollbringung und erfolgreiche Durchführung einer deutschen That!"

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.

Erster Artikel.

Der constituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes.

I.

So rasch ist die deutsche Geschichte seit 1866 geschritten, so reich ist die kurze Spanne Zeit an mächtigen Umwälzungen und Wandlungen der Fundamente unserer öffentlichen Verhältnisse gewesen, daß es schwer fällt, sich die staatsrechtliche und politische Lage Deutschlands in jenen Wochen zu vergegenwärtigen, als das norddeutsche Volk zum ersten mal wieder seit mehr als einem halben Menschenalter auf die Wahlen einer gemeinsamen Constituante sich vorbereitete. Kaum mehr als ein Chaos unfertiger Zustände, unerreichter Probleme sieht der Deutsche von heute, sicher fußend auf dem neuen Grundgesetz Norddeutschlands, in jenen Wochen. Kaum hat sich der Rauch von den Schlachtfeldern am Main und in Böhmen verzogen, noch unberaft stehen die Hügel der Gefallenen. Der Friede ist geschlossen; mit jedem einzelnen der Ueberwundenen hat der Sieger besondere Bedingungen vereinbart. Noch lange Monate sind allen außer den leitenden Staatsmännern die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse unbekannt, die Preußen von allen deutschen Staaten als vornehmsten Preis des Sieges gefordert und gewonnen hat. Von den wichtigsten Folgen des Kriegs für die Neugestaltung Deutschlands halten sich zwei fast die Wage in der Sympathie des Volks. Daß Oesterreich mit seiner eigenthümlichen dynastischen Verfassung auf immer von der Mitberathung unserer deutschen Interessen ausgeschlossen ist, begrüßt die übergroße denkende Mehrzahl der Deutschen, theilweise selbst in Oesterreich, mit Freuden. Aber während man diesen einen Erfolg des Kriegs der theuern Opfer werth hält, welche die Schlacht von Königgrätz mit ihrem Leben bezahlten, wo ist der Siegespreis der Helden, die über dem Main gegen den süddeutschen Sonderbund stritten? Das volle Recht souveräner Selbstbestimmung soll den Staaten jenseit des Mains nach wie vor verbleiben; über 8 Mill. Süddeutsche, in vier wehrlose Gemeindewesen zerstückelt, sollen zunächst fern bleiben dem Einigungswerk, das der Norden unter Preußens Führung erstrebt. Und bei alledem steht auch das einzige wirkliche Band, das Deutschland bis dahin besessen, die Grundbedingung aller wirthschaftlichen Blüte Deutschlands, auf bloßer freier Kündigung des Contrahenten. Wer wußte damals, ob der Zollverein in einem halben Jahre noch bestehe!

So ungefähr oder noch unfreundlicher urtheilt die Mehrzahl der Deutschen jetzt von jenen Wochen, die den Wahlen zum constituirenden Reichstage vorangingen. Ohne Frage ist diese Darstellung zu düster, mit den auch damals gewonnenen Thatsachen nicht im Einklange. An die Bündnisse, durch die Preußen die widerwilligen Leidenschaften des Südens von jedem rheinbündlerischen Streben fern zu halten die Macht und das Recht besaß, wurde schon soeben erinnert. Aber außerdem wird bei derartigen Schilderungen meist die That-

Digitized by Google

sache vergessen, daß bereits im Prager Frieden ein „engeres Bundesverhältniß" ins Auge gefaßt ist, „welches der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen werde", daß Oesterreich „die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes" sowol anerkannte als auch „die von Sr. Maj. dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen einschließlich der Territorialveränderungen" im voraus anzuerkennen sich im Art. 4 verpflichtete. Durch diesen am 23. Aug. 1866 ratificirten Friedensvertrag waren in aller Form Rechtens die Hindernisse hinweggeräumt, die aus dem unfertigen deutschen Staatsrecht der Gründung der nationalen Einheit entgegengehalten werden konnten. Der Dualismus war durch feierlichen Vertrag für immer beseitigt; den Schritt, den die Metternich'sche und wieder die Schwarzenberg'sche Zeit fort und fort als den Selbstmord Oesterreichs zu bezeichnen liebte, den Verzicht auf die Leitung und Mitberathung der deutschen Dinge, hatte Oesterreich jetzt gethan, und war damit endlich den einzigen Weg zu seiner festern Selbstzusammenfassung gegangen. So lag die Bahn zur deutschen Einheit offen. Sie war unter Preußens Führung sechs Tage, ehe der Feind die Erfolge des Sieges in Prag anerkannte, von allen mit Preußen im Kriege verbündeten Regierungen entschlossen beschritten worden. Am 18. Aug. 1866 hatten sich zwölf deutsche Fürsten und die drei Hansestädte mit Preußen in Berlin zu einem Offensiv- und Defensivbündniß geeinigt, welches in der That, wenn nicht der neue Bund selbst, doch die entscheidende That zu dessen Verwirklichung war. Namentlich ging dieser Vertrag weit hinaus über die Grenzen eines gewöhnlichen Schutz- und Trutzbündnisses. Nur langgetrennte Glieder eines Stammes konnten sich geloben, „die Zwecke des Bündnisses definitiv sicherzustellen durch eine Bundesverfassung unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments", nur die souveränen Fürsten Eines Volks aus der Nothwendigkeit nationaler Machtentfaltung einem Mitsouverän allein den Oberbefehl aller ihrer Truppen übertragen. Und was noch mehr als die Opferwilligkeit der kleinen Kronen die Gewähr bot für den segensreichen volksthümlichen Ausbau dieses Fürstenbundes zur deutschen Volks- und Staatseinheit, war der ehrliche Ernst, mit dem das große siegreiche Preußen, stark, geachtet und gefürchtet wie nie zuvor, jetzt sein Wort löste, das es am Vorabend des deutschen Kriegs dem deutschen Volke gegeben: das Versprechen einer Nationalvertretung, eines Parlaments. Damals, als in der Bundestagssitzung vom 9. April 1866 der preußische Gesandte beim Bundestage den Antrag auf Einberufung „einer aus directen Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehenden Versammlung zur Berathung über eine Reform der Bundesgesetzgebung" einbrachte, fiel der Antrag in ein von den wildesten entgegenstrebenden Parteileidenschaften erregtes Volk. Dieser Entschluß des Grafen Bismarck war dem größten einsichtigsten Theil der Nation das Zeichen des Bruches mit seiner Vergangenheit, das heißersehnte Ziel, um das eine große Bewegung unsers Volks vergeblich gerungen hatte, das auch in den dann folgenden schlimmsten Tagen unserer Botmäßigkeit unter dem Bundestage immer als das Palladium unserer nationalen Ermannung von allen deutschgesinnten Männern hochgehalten war. Nun nahm man es freudig bewegt entgegen, aus wessen Händen immer es kommen mochte. Aber nicht alle dachten so. In wüstem Parteigezänk wurde gerade diese mannhafte That des preußischen Staatslenkers zur willkommenen Quelle fanatischer Anschuldigungen. Die überlebten radicalen Doctrinäre der preußischen Opposition, die Fanatiker des Friedens, die Wortführer des Particularismus, alle staatsfeindlichen meisterlosen Elemente in Nord und Süd und der Chorus der wiener Zeitungen häuften Schimpf und Hohn auf den Parlaments- und Bundesreformantrag des Grafen Bismarck. Einen ausgeworfenen Nothanker, einen Köder, auf den kein Hund sich locken lasse und der dem preußischen Corporalstock weichen werde, sobald der erste Sieg im Felde errungen sei, so schalt man ihn in diesen Kreisen. Nun wurden sie zu schlechten Propheten gestempelt. Dasselbe Parlament,

Digitized by Google

gewählt nach demselben allgemeinen und directen gleichen Wahlrecht, das einst die Deutsche Nationalversammlung im Wahlgesetze vom 12. April 1849 dem deutschen Volke verleihen wollte, ja dieses Wahlgesetz selbst forderte jetzt am 18. Aug. 1866 Preußen von den mit ihm verbundenen Fürsten. Auch die Grundzüge der neuen Verfassung selbst waren im Vertrage vom 18. Aug. — mit alleiniger selbstverständlicher Ausnahme der Hereinziehung der Südstaaten zum Bunde, die ja nach dem Prager Frieden vorläufig ihren eigenen Weg gehen sollten — wörtlich dieselben wie in jener denkwürdigen Vorlage über die „Grundzüge einer neuen Bundesverfassung" vom 10. Juni 1866, die Preußen dem Bundestage in der letzten Sitzung am 14. Juni unterbreitete. Wie damals sollten Krieg und Frieden, Heer, Flotte und Kriegshäfen und die auswärtige Vertretung in der Hand der Centralgewalt ruhen, die Bundesgebiete ein Zoll- und Handelssystem bilden, die Zoll- und Handelsgesetzgebung, das Maß-, Münz- und Gewichtssystem, das Bankwesen und Papiergeld, die Erfindungspatente, der Schutz des geistigen Eigenthums, die Freizügigkeits-, die Heimats- und Ansiedelungsverhältnisse, der Gewerbebetrieb, die Colonisation und Auswanderung, die Organisation des deutschen Handels und der deutschen Flagge zur See und ihre consularische Vertretung, das Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen, die Civilproceßordnung und das Concursverfahren der Bundesgesetzgebung unterworfen sein. Aber nicht mehr forderte das siegreiche Preußen, das übermächtig nun seinen kleinen Bundesgenossen gegenüberstand, als was es von ihnen verlangt hatte als Preis gegenseitigen treuen Schutzes im Kriege: einen ehrlichen deutschen Bundesstaat. Diesem Bündnisse nun traten am 21. Aug. die beiden Mecklenburg, am 3. Sept. der Großherzog von Hessen „mit seinen sämmtlichen nördlich des Mains liegenden Gebietstheilen", am 26. Sept. Reuß ältere Linie, am 8. Oct. Meiningen, am 21. Oct. 1866 endlich auch Sachsen bei, die letztgenannten vier Regierungen auf Grund ihrer Friedensverträge mit Preußen, sodaß am 15. Dec. 22 deutsche Regierungen zu vertraulichen Berathungen über die Grundlage eines neuen deutschen Staatsgrundgesetzes in Berlin zusammentreten konnten, das an praktischer Durchführbarkeit, an Reinheit des nationalen Einheitsgedankens, an Ausdehnung über wirklich sympathische oder gezwungen theilnehmende Territorien alle frühern Experimente einer deutschen Staatsverfassung bei weitem überragte. Das ist es, was so selten von den radicalen Parteien anerkannt wird. Daß der neue Verfassungsentwurf zwar die Versuche des wackern Erfurter Parlaments, durch die Gunst der Lage getragen, in Schatten stellte, gaben auch sie bereitwillig zu. Aber daß die frankfurter Reichsverfassung in Ueberschrift und Titel mehr politischen Scharfsinn beherberge als die neuen Verfassungsgrundzüge im ganzen, wurde von vielen noch lange zäh behauptet. Leicht ist der Streit heute vom gewonnenen Port aus zu entscheiden. Aber auch damals mußte jeder einsichtig-patriotische Politiker das directe Gegentheil eingestehen. Nach der Reichsverfassung sollten die deutschen Provinzen Oesterreichs (wie häufig den Interessen ihrer Dynastie zuwider!) dem Reiche unter der gehaßten Leitung Preußens in allen großen Staatsleistungen pflichtig sein; hier war Oesterreich, als Großmacht für immer von Deutschland ausgeschlossen, mit keinem Worte erwähnt. Umgekehrt in der Reichsverfassung ein Stimmenverhältniß im Staatenhause, das dem Staat, dessen Fürsten die Kaiserkrone zugedacht war, nicht einmal die absolute Stimmenmehrheit sicherte, nicht die Herrschaft über den eigenen Willen gewährte. Auch eine kühne Phantasie wahrlich vermag den Staatsbau Heinrich's von Gagern nicht völlig luftig genug sich auszumalen! Hier die nothwendige Stimmenanzahl im Bundesrathe auf seiten der Vertreter Preußens, dann entscheidend zum Segen der nationalen Entwickelung, wenn die Interessen des Ganzen in Widerstreit traten mit denen des dynastischen Particularismus. Und ein vortheilhafter Gegensatz zum Schluß: der Werdegang der neuen und der alten Verfassung. Die Reichsverfassung von 1849 ein Werk der Revolution von unten; langsam gereift

Digitized by Google

unter dem bittern Hader der Parteien, ein Werk des Compromisses zwischen maßvollem Freisinn und übermüthigem Radicalismus; in die Welt getreten und als Reichsgesetz verkündet, als der dynastische Eigenwille wieder hinreichend erstarkt war, um seine Misachtung gegen die revolutionäre Constituante durch die Vernichtung der Reichsverfassung zu bekunden: dort also ein Werk der Freiheit, das scheitert an den misachteten Verhältnissen der Macht. Hier ein Werk der Revolution von oben, geboren aus einem starken Willen, hart und fest geworden durch glorreiche Waffenthaten, zuerst besiegelt durch das Wort der Fürsten Deutschlands in einer Zeit, die den Widerspenstigen ohne Nachdenken vom Throne hob, den Fortbestand territorialer Selbständigkeit unlösslich in Verbindung brachte mit der bedingungslosen Unterwerfung unter die neuen Verhältnisse.

Dies war die politische und rechtliche Lage Deutschlands, als das norddeutsche Volk zu den Wahlen zum Reichstage schritt, der das Verfassungswerk der Regierungen berathen und zum Grundgesetz des neuen Bundes erheben sollte.

Nicht ohne Grund ist diese thatsächliche Lage Deutschlands mit Nachdruck zu betonen in einer Darstellung, die einen Abriß der Geschichte der drei ersten norddeutschen Reichstage und zunächst des constituirenden Reichstags, seiner Parteien, seiner Verhandlungen, seiner Resultate zum Gegenstande hat. Für die Kämpfe bei den Wahlen, für die Debatten im Hause, für die oft räthselhaften Abstimmungen der Opposition sind immer diese durch Krieg und Frieden geschaffenen Anfänge einer neuen deutschen Staatsrechtsbasis die Linien, um die sich der Kampf der Freunde und Feinde dreht. Nur von diesem Standpunkt aus ist es möglich, den Streit der Parteien vor und nach den Wahlen richtig zu beurtheilen.

Noch niemals zuvor, auch das Jahr 1848 nicht ausgenommen, waren in dem größten Theil von Norddeutschland die Leidenschaften der Parteien zu solcher Höhe getrieben wie in der ersten Hälfte des Februar 1867. Fast schien es, als solle nach der Tragödie des Sommers 1866 angesichts der Wahlurne zum constituirenden Reichstage ein kriegerisches Satyrspiel seitens der Wähler aufgeführt werden. Wer erwartete, daß in dem Staate, der vor allen übrigen ein Jahrzehnt parlamentarischer Kämpfe, eine Fülle reicher parlamentarischer Talente und erprobte Routine im Wahlmechanismus ebenso voraushatte wie die Gewohnheit des Volks an geschlossene Parteien, daß in Preußen der Wahlkampf glatt und sicher verlaufen werde, täuschte sich schwer. Auch hier wie überall in Deutschland hatte der Ausbruch des Kriegs eine strenge Gliederung in der vormals geschlossenen Phalanx der Fortschrittspartei hervorgerufen. Hier ward dieser Bruch sogar früher als anderwärts, bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause im Frühjahr 1866 vollzogen. Mit voller Klarheit hatte damals die große Mehrzahl der alten Fortschrittspartei, vor allem diejenigen, welche die Partei einstimmig als ihre staatsmännischen Köpfe verehrte, denen sie in ihren Träumen von der einstigen Leitung des Staats die Ministerposten zudachte, die Forckenbeck, Lasker, Unruh, Michaelis, Lette, Aßmann, Hennig u. s. w., gemahnt, den alten Streit zu begraben im Hinblick auf die für die Existenz des preußischen Staats bedrohliche Lage. Schon die damaligen Wahlen hatten ihnen recht gegeben. Die Enkel der Krieger aus den Freiheitskriegen, deren Ahnen alles an die Errettung der Existenz Preußens und Deutschlands gewagt hatten, fanden es unbegreiflich, wie politische Männer sich um ein Mandat bewerben konnten mit den alten Schlagwörtern: „Diesem Ministerium keinen Groschen", „Frieden um jeden Preis", in einem Augenblicke, wo der Uebermuth der großen und kleinen Feinde beutelustig an die Thore des Staats klopfte. Die Antwort der Wähler war, daß viele Sitze des Abgeordnetenhauses zum ersten mal seit Jahren an streng conservative Elemente verloren gingen, daß der nationale Fortschritt die seinen sämmtlich behauptete, daß dagegen die Doctrinäre des Conflicts nur in Berlin, in den rheinischen, einigen ostpreußischen und thüringischen Wahlkreisen

Digitized by Google

wiedergewählt wurden. Ihre Reihen waren sichtlich gelichtet. Die Spaltung der vormaligen Fortschrittspartei hatte sich dann in der Herbstsession des preußischen Abgeordnetenhauses, als es galt die Erfolge der großen Siege anzuerkennen und für ganz Deutschland nutzbar zu machen, auch äußerlich vollzogen. Auch hier beharrte nur der kleinste Theil der alten Fortschrittspartei bei dem Geiste, der stets verneint. Der Gegensatz zeigte sich nun bei den Wahlen zum constituirenden Reichstage völlig klar. Häufig waren in einem preußischen Wahlkreise ein Conservativer, ein Fortschrittsmann, ein National-Liberaler die Bewerber um dasselbe Mandat. Der Conservative in den alten Provinzen als der unbedingte blinde Diener seiner Regierung; der Fortschrittsmann, unbelehrt durch die große Zeit auch diesen Wahlkampf als den Streit der Freiheit mit dem Grafen Bismarck fassend; der National-Liberale mit dem festen Entschluß, vor allen Dingen nach seinem Zuthun den neuen Bund zu gründen, dem Volke aber in der Verfassung und der Volksvertretung so viele Rechte als immer möglich zu sichern. Wenn es als Beweis für die Naturwüchsigkeit und Nothwendigkeit einer Zeitrichtung gelten muß, daß sie in einer großen Nation trotz deren Zersplitterung in viele selbständige Gemeinwesen, ohne nachweisbare Verständigung ihrer Vertreter und Führer im Gegensatz zu früher für unumstößlich gehaltenen Dogmen, mit einem mal allenthalben in gleicher Kraft und mit denselben Zielen hervortritt, so darf die Partei der National-Liberalen dieses Lob für sich in vollem Maße in Anspruch nehmen. Die allen deutliche entscheidende Wendung in der Politik Bismarck's am 9. April 1866, die energische Inangriffnahme der deutschen Frage rief überall in Norddeutschland diese neue Partei in compacten Massen hervor. Selbst ihren Namen wählte sie sich überall ohne geplante Verabredung gleichlautend. Ihr Bildungsproceß wurde sehr beschleunigt, sozusagen in wenigen Tagen abgethan, durch die Thatsache, daß in allen Mittel- und Kleinstaaten Norddeutschlands (mit Ausnahme Sachsens) die Opposition in den Kammern seit Jahren in erster Linie nationale Ziele verfolgte, daß überall aber die große Mehrzahl der Intelligenz, die Vertreter der Industrie und des Handels, die Spitzen der städtischen Behörden, die Wortführer communaler Selbstregierung, die zahlreichen Wanderversammlungen, die das letzte Jahrzehnt gesehen, insgesammt erfüllt waren von nationalem Geist, insgesammt in sich selbst das Gegenbild boten zum staatsfeindlichen Particularismus. Am deutlichsten zeigte sich diese Ueberlegenheit der jungen Partei in den neupreußischen Provinzen Hannover, Kurhessen und Nassau. Hier war eine künstliche Begeisterung für die gestürzten Staatsverhältnisse nur in den Kreisen wahrzunehmen, die in ihrem materiellen Wohlergehen durch die neue Ordnung der Dinge unsanft berührt waren, oder welche die Schlangenklugheit der katholischen Kirche gegen den großen protestantischen Staat zu fanatisiren verstand. Durchaus andere Verhältnisse aber zeigten sich in Schleswig-Holstein und Frankfurt a. M. Hier war das Bewußtsein der staatlichen Pflicht, der Zusammengehörigkeit mit Deutschland den meisten allmählich abhanden gekommen. Frankfurt, seit Jahrzehnten in seiner Presse und der großdeutsch-kleinbürgerlichen Gesinnung seiner Bewohner nur ein vorgeschobener Posten des österreichischen Hinterlandes, mit dessen Papieren jeder echte Frankfurter eng verschwistert war, dann während des Kriegs diejenige deutsche Stadt, die sich allein durch wüste Excesse gegen Preußen und seine Bundesgenossen auszeichnete, war durch den Verlust seiner Scheinselbständigkeit, seiner Prätension, die deutsche Hauptstadt zu werden, durch die übergroße Contribution hart gezüchtigt, und betrachtete die Parlamentswahl als eine passende Gelegenheit, seinen ohnmächtigen Zorn auszutoben. Schleswig-Holstein aber hatte die Siege von Düppel und Alsen nur als die ersten Attentate auf das Erbrecht des Augustenburgers in Erinnerung. In Schleswig war nach dem Wiener Frieden und dem Vertrage von Gastein die stramme preußische Zucht eingezogen, ungestüm und schonungslos nach der preußischen Einheitsschablone arbeitend wie überall, aber diesem Stamme

Digitized by Google

vor allem verhaßt, der sich von der dänischen Herrschaft her gewöhnt hatte, alle Leistungen für den Staat als aufgedrungene Willkür zu betrachten, der Preußen nur für einen deutschen Räuber seines angestammten Selbstbestimmungsrechtes ansah. Zahlreiche junge Leute entzogen sich der Fahnenpflicht durch die Flucht in das Ausland. Daneben sorgte die österreichische Statthalterschaft in Holstein nach Kräften, dem Statthalter in Schleswig das schwierige Terrain noch schwieriger zu machen. In Holstein hatte die kleinstaatliche Gesinnung und Gemüthlichkeit gute Tage unter Gablenz und Hoffmann; anfangs im geheimen, dann immer offener, wurde von dort aus das Augustenburgerthum geschürt und bei Kräften erhalten, Oesterreich als der Verfechter des transalbingischen Selbstbestimmungsrechts den Herzen der Bewohner theuer gemacht. Was wunder, daß der Ausgang des Kriegs, die Annexion, dort im Norden mit dumpfem Groll beantwortet wurde! Eine heimliche tiefe Verbissenheit gegen die neuen Verhältnisse und Pflichten hatte sich der großen Mehrzahl des Volks bemächtigt. Die Freunde Preußens, von keinem geringern als Heinrich von Treitschke angefeuert, standen im Lande vereinzelt, kaum sichtbar vor der hohen Flut der antinationalen Strömung. So groß war der Haß, oder was schlimmer war, die Apathie gegen die neue Staatsangehörigkeit zu Preußen, daß man in den nördlichsten Wahlbezirken selbst dänischen Candidaten keinen energischen Widerstand leistete. Alle übrigen Wahlen kennzeichneten den zähen Particularismus des Landes.

Noch unholdere Verhältnisse aber zeigte ohne Frage die Wahlbewegung in Sachsen. Das Regiment des Hrn. von Beust hatte hier tiefe Spuren hinterlassen. Das Interesse an der großen Politik war gering, die politischen Charaktere grundsätzlich verdrängt, die politische Sittlichkeit schwankend, der ohnehin bei materiellem Wohlleben leicht befriedigte Stamm auf Jahrzehnte mit der Reform seiner wirthschaftlichen Gesetzgebung beschäftigt, dagegen war das gleisnerische Gerede von sächsischem Patriotismus gleichbedeutend mit einem fanatischen Preußenhaß großgezogen worden. Von der Thätigkeit im Landtage war die große Mehrzahl der Intelligenz theils gesetzlich ausgeschlossen, theils hielt sie sich grundsätzlich fern, weil ihr weder die Rechtsbeständigkeit noch die Würde dieser Kammern zweifellos genug erschien, um an deren Arbeiten theilzunehmen. In den Kammern sprachen höchstens die Vertreter Leipzigs zu zeiten ein kräftiges deutsches Wort; die übergroße Mehrzahl des Volks verkam in politischem Indifferentismus. Die wenigen freisinnigen Abgeordneten waren Leute von localer Berühmtheit, wenig geeignet, eine Partei im ganzen Lande zu organisiren, noch weniger mit den radicalen Velleitäten im entscheidenden Augenblicke zu brechen, das Land energisch zu einem Bündniß mit Preußen zu drängen, das reine Banner einer nationalen Politik zu entfalten. Kaum konnten sie auf ein klares Verständniß bei ihren Landsleuten rechnen. Leipzig allein stand seit Jahren im Verrufe deutscher Gesinnung. Was an Parteiorganisation durch die Presse, durch den Nationalverein, durch die Gründung eines Genossenschaftsverbandes von Arbeiterbildungsvereinen und durch persönlichen Verkehr mit den Gesinnungsgenossen im Lande geschehen war, war von hier ausgegangen. Hier fand am Vorabend des Kriegs die städtische Vertretung zuerst den Muth, dem allmächtigen Minister ein Halt entgegenzurufen vor der abschüssigen Bahn, auf der er den Staat abwärts gleiten ließ. Eine schulmeisterliche Abfertigung seitens der Regierung, die Anklage des „Landesverraths" seitens der größern und der zahllosen kleinen Regierungsorgane war die Antwort auf diese That. Die Kriegsmonate waren für das blinde Sicherheitsgefühl des sächsischen Particularismus von erschütternder Wirkung gewesen. Eine vollständige Hoffnungs- und Thatlosigkeit hatte die specifisch sächsischen Patrioten ergriffen, als die böhmischen Siege zur blutigen Wahrheit geworden und Hr. von Wurmb als Regent von Sachsen die sogenannte Landescommission in Schatten drängte. Die deutsche Partei ihrerseits ergriff mit beiden Händen die Gunst der Lage. Sie begann von Leipzig aus mit Energie ihre Organisation im

Digitized by Google

Lande, scheute nicht den Bruch mit den überlebten Reichsverfassungsideen der sächsischen Demokraten von 1848, forderte in Versammlungen, in der Presse, in zahlreichen Beschlüssen der Gemeindevertretungen schleunigsten Friedensschluß auf Grundlage der übrigen Friedensverträge, die Abdankung Beust's, die Zurückberufung des in Oesterreich weilenden Heeres. Und als die Rathgeber des Königs fort und fort den Frieden verzögerten, der Blüte des Landes durch die Unsicherheit der Zukunft der empfindlichste Schaden drohte, zuverlässige Berichte das Hereinbrechen der Cholera über die tapfern Truppen meldeten und trotz der endlichen Entlassung des Hrn. von Beust (19. Aug.) die Friedensverhandlungen nicht vorwärts kamen, beschloß die Partei auf einer sogenannten Landesversammlung am 26. Aug. in Leipzig, obwol unter mehrfachem Widerspruch, daß bei dieser Lage die Annexion an Preußen das weitaus wünschenswertheste Schicksal für Sachsen sei. Dieser Beschluß rüttelte die Grün-Weißen aus ihrer Apathie. In prosaischen Versen und poetischer Prosa wurden die „Landesverräther" vom 26. Aug. gebrandmarkt. Im ganzen wurde die Landesversammlung dem Lande nur durch die sogenannten Amtsblätter kund, denn die nationale Presse auf dem platten Lande war erst im Entstehen. Dazu kam plötzlich das Verbot aller politischen Versammlungen seitens des commandirenden preußischen Generals. So war die nationale Agitation mit Einem male lahm gelegt bis Ende September. Dann änderte der Friedensschluß die ganze Lage. Es hatte wahrlich eine tiefere Bedeutung, daß bei der Rückkehr des Königs die Herren Schwauß und Häpe, die Koryphäen der „milden Praxis" des Hrn. von Beust, zugleich ihren Einzug in Dresden hielten. Es beginnt fortan in Sachsen, mindestens bis zu den Parlamentswahlen, ein System des Zweifels, des Widerspruchs, von seiten der Regierungsbehörden den neuen Zuständen gegenüber. Der König hat sein königliches Wort verpfändet dafür, daß er rückhaltslos und treu eintreten wolle in den neuzugründenden Bund. Er hat sich mit Ministern umgeben, die wie Friesen und Fabrice gewillt sind, diesem königlichen Willen in der Regierung ehrlichen Ausdruck zu geben. Aber unbelehrbar zeigt sich die gesammte sächsische Bureaukratie. Die Anklagen wider die zweifelhafte Bundestreue der sächsischen Behörden und der großen Mehrzahl des sächsischen Volks bilden fortan eine stehende Rubrik in der außersächsischen Presse. Die officiösen Dementis aus den wirklich bundesgenössischen Ministerialdepartements stimmen schlecht zu dem meisterlosen Particularismus des ganzen Beamtenthums. Am häßlichsten zeigt sich diese öffentliche Unwahrheit bei den Wahlen zum Reichstage. Ueberall werden als sogenannte Regierungscandidaten Männer aufgestellt, die das grün-weiße Programm unterzeichnet oder zu dem ihren gemacht, und damit bekundet haben, daß sie entschlossen seien, nach ihren Kräften sich gegen das Zustandekommen des neuen Bundesstaats, gegen die Schöpfung einer ausreichend kräftigen Centralgewalt zu stemmen. Diese mit den feierlichsten Versicherungen und Verträgen der Regierung in schroffem Widerspruch stehenden Parteibestrebungen und Candidaturen werden von den Regierungsbeamten, der Regierungspresse, den Subalternen aufs eifrigste gefördert. Selbst Schullehrer, die nach dem sächsischen Schullehrergesetz bei Verlust ihres Amtes der politischen Agitation fern bleiben sollen, lassen ihre Schulkinder den Namen des „conservativen" Candidaten zur Nachachtung und Verwendung für die Aeltern schreiben. Die beiden größern Regierungsorgane führen gegen die Nationalen, d. h. die Partei, die den bundestreuen Versprechungen der Staatsleiter in der That am willkommensten sein mußte, am entschiedensten für dieselben Partei nahm, eine erbitterte Fehde. Endlich bei den Wahlen selbst, und zumal bei den Nachwahlen, wo in drei bis vier Kreisen die Wahl zwischen einem Candidaten der „Volkspartei" und einem Nationalen zur Entscheidung kam, tritt die gesammte sächsische Partei für den Candidaten der Volkspartei, in Leipzig die Volkspartei für den conservativen Geheimrath von Wächter an die Wahlurne, der seinerseits nicht wider-

Digitized by Google

sprach, als er von dieser Partei für einen handwerksmäßigen Feind des deutschen Staats, für einen Apostel ihrer socialen föderalistischen Bestrebungen ausgegeben wurde. Gegen die Nationalen aber muß der Vorwurf erhoben werden, daß sie über ihre eigene Klarheit erschraken, in den meisten Wahlkreisen auf die Aufstellung eigener Parteicandidaten verzichteten und durch das Compromiß mit Männern von zwar sehr gesinnungstüchtigem Radicalismus und ehrlichem Eigensinn für Reichsverfassung und Grundrechte, aber sehr zweifelhafter Sympathie für das neue Deutschland das durch den sogenannten Annexionsbeschluß verlorene Terrain wiederzugewinnen trachteten. So war der Erfolg der Wahlen in Sachsen kaum zweifelhaft. Die überwiegende Mehrheit der Mandate wurde an Regierungsbeamte von ungetrübter sächsischer Gesinnung vergeben; der Rest vertheilte sich unter einige demokratische Namen, die bei der preußischen Fortschrittspartei ihre Sitze nahmen, und sogar zwei Apostel der Volkspartei tagten als Vertreter sächsischer Arbeiterbezirke in Berlin.

Ueberhaupt waren die Resultate, die der erste Versuch des allgemeinen directen und geheimen Wahlrechts in Deutschland lieferte, den meisten unerwartet, wol nicht zum geringsten Theil den Conservativen, die dem Experiment nahezu die Hälfte aller Sitze im Reichstage verdankten. Ueber 60 unmittelbare Regierungsbeamte, gegen 90 ländliche Grundbesitzer und Landwirthe, ungerechnet die Offiziere und Generale der Versammlung, waren auf Grund des allgemeinen Stimmrechts zu Volksvertretern erwählt worden. Dieses Resultat ist nicht nur dem Einflusse der Bureaukratie, den zahllosen bis an und über die Grenze der Wahlbeeinflussung streifenden Manövern der höhern Verwaltungsbeamten zuzuschreiben, obgleich allerdings in sehr vielen preußischen und auch sächsischen Wahlkreisen der Bewohner des platten Landes dieser Lockung nur schwer zu widerstehen vermag. Aber zum großen Theil befanden sich auch die liberalen Parteien einem ganz neuen Experiment mit ungeahnten Wirkungen gegenüber und griffen die Wahlagitation durchaus am verkehrten Ende an. Dies gilt namentlich von den preußischen Nationalen. Von Berlin aus mit einigen Dutzend ins Land geworfenen Flugblättern, die mit Ausnahme des Bamberger'schen „Auf zur Wahl!" obendrein nach Form und Inhalt auf ein Publikum von sehr tiefer politischer Bildung berechnet waren, mit sparsamen Briefen an die Wähler glaubte man nicht nur Preußen, auch die außerpreußischen Bundesländer beherrschen zu können. Aber man hatte vergessen, daß das allgemeine Wahlrecht andern Zauber erheischt als die Kunststücke des altpreußischen Dreiklassensystems, auf die der Berliner vollständig eingerichtet war. Nach den bisherigen Erfahrungen kann als ausgemacht gelten, daß die Wirkung derartiger Centralwahlcomités, d. h. indirecten Einflusses, auf die Wähler gleich Null ist. Dagegen hat die energische persönliche Einwirkung, das selbstthätige Auftreten des Candidaten vor seinen Wählern, auch Regierungscandidaturen gegenüber oft wunderbare Erfolge gehabt. Es ist das ein gutes Zeichen für den Charakter unsers Volks; der Deutsche liebt es, in einem gewissen persönlichen Verhältniß zu seinem Abgeordneten zu stehen; er will sein höchstes politisches Recht nicht für bloße Begriffe und Principien, sondern für leibhaftige Menschen von Fleisch und Blut üben, die ihn durch die Macht der Rede selbst entzünden sollen, die er sich als die Träger edler Grundsätze vorstellen kann. Hier liegt das Geheimniß auch der conservativen Siege. Alle die Wahlbeeinflussungen, die vor das Forum des Reichstags gekommen sind, geben davon Kunde, daß man in der persönlichen captatio benevolentiae in diesen Kreisen für den Candidaten eher zu viel als zu wenig thut. Und wollte man den gemeinen Mann um dieser Prätension willen schelten, und es für einen Beweis der Unreife unserer politischen Bildung ausgeben, daß das Volk im ganzen noch nicht gewöhnt ist, dem Winke der Parteiführer zu gehorsamen: haben es denn diese Führer damals anders gemacht? Suchten nicht auch sie mit Personen, mit Autoritäten den Kampf ihrer Prin-

Digitized by Google

cipien zu stützen, und zwar alle Parteien ohne Ausnahme? Oft wurden wir in jenen Wochen erinnert an das große Bild Kaulbach's im berliner Treppenhause, in dessen Vordergrunde die zum Kampf aufsteigenden Geister die Abgeschiedenen aus dem Traum rütteln zur Theilnahme an der luftigen Feldschlacht der Gothen und Römer gegen die Geisel Gottes. Kaum ein Name von politischer Bedeutung in der Geschichte der letzten 20 Jahre, der nicht von irgendeiner Partei zum Zeugen aufgerufen wurde für die Reinheit ihrer Principien. Der alte Jahn und Jakob Venedey, Arndt und Dahlmann, Robert Blum und Hecker und eine Menge verschollener Flüchtlingsnamen und Farmer kämpften durch die Erinnerung des Volks mit bei den Wahlen zum constituirenden Reichstage.

Die Nothwendigkeit, diese Vorgänge einmal, auch für die spätere Darstellung mit zu schildern, mag das längere Verweilen bei denselben entschuldigen.

Die Wahlen sind vorüber. Zum ersten male bestimmend für den ganzen Umfang des Norddeutschen Bundes beruft der „Preußische Staats-Anzeiger" die Gewählten zum 24. Febr. 1867 zur Eröffnung des Reichstags nach Berlin. Nicht der Fahnen- und Blumenschmuck, unter dem einstmals im Mai 1848 das erste deutsche Parlament zur Paulskirche geschritten war, hing jetzt in den Straßen Berlins, nicht die Tausende von damals gaben den erwählten Vertretern der Nation das Geleit. Aber reichlich entschädigte für den Mangel des festlichen Gepränges und Volksjubels das Bewußtsein, daß der einzige deutsche Staat, der diesen Namen beanspruchen darf, von Anfang an dem neuen Werke schirmend und fürsorgend zur Seite stand, daß die Krone Preußens und die Insignien der preußischen Staatsmacht, die bei der Eröffnung des Reichstags in feierlichem Pomp dem Könige vorangetragen wurden, auch wirklich dem neuen Bunde dienstbar waren. Unvergessen noch für lange Zeit werden die Worte sein, die damals der greise König, seinen Thronerben auf der mittlern Stufe zu seiner Rechten, die Vertreter der Bundesregierungen links vom Throne, die Mitglieder des neuen Parlaments vor sich, vor den Ohren Europas sprach in dem großen weißen Galasaale seines Residenzschlosses: „Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volk ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. Im Vertrauen auf diese Führung werden wir jenes Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen, welche uns und unsere Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblick auf die Geschichte Deutschlands erkennen. Einst mächtig und groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich, nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern, in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichts im Rathe von Europa, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Walstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab. Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volks nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wiederzuerringen." Dann, nachdem der König die vergeblichen frühern Einigungsbestrebungen berührt, die Aufgabe der Gegenwart dahin gezeichnet hatte, „nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerthen zu opfern", nachdem er das Wesen des neuen Verfassungsentwurfes so ausgelegt, daß er der Selbständigkeit nur die zur Sicherheit des Bundesgebiets sowie zur Entwickelung der Wohlfahrt seiner Bewohner unentbehrlichen Opfer auferlege, nachdem er den Bundesregierungen für ihre Bereit-

Digitized by Google

willigkeit gedankt und den Reichstag ermahnt hatte, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen, schloß er mit den Worten: „Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden ... Helfen Sie uns die große nationale Arbeit rasch und sicher durchführen. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Wie ganz anders klingt diese Rede als jene Worte, mit denen der Erzherzog Johann von Oesterreich im frankfurter Parlament seine Reichsverweserschaft antrat!

Den folgenden Tag trat der Reichstag unter dem Präsidium des zweiundachtzigjährigen Alterspräsidenten von Frankenberg-Ludwigsdorf in der ansehnlichen Stärke von 230 Mitgliedern (297 beträgt die Gesammtzahl der Abgeordneten) zur ersten Sitzung zusammen, in den heitern, bequemen Räumen des preußischen Herrenhauses in der Leipziger Straße, das fortan den Sitzungen des Norddeutschen Reichstags dienen sollte. Das Gebäude zeigt eine schlichte einstöckige Straßenfront von einer mäßigen Anzahl Fenster, hoch überragt durch die königlichen Bauten der Porzellanmanufactur und des Kriegsministeriums links und selbst durch Privathäuser rechts dem Leipziger Platze zu. Einige Stufen, an deren beiden Seiten je ein hoher Gascandelaber steht, führen von der Straße zu dem schönen Hauptportal, die Zuhörer der Tribünen und die Vertreter der Presse finden rechts und links vom Hauptgebäude durch bescheidenere Thore zur ebenen Erde Eingang zum Sitzungssaal. Alle Fenster des ersten Stocks, und über dem Hauptportal der Balkon gehören zu der Amtswohnung des Präsidenten des Herrenhauses, jetzt zur Amtswohnung des Reichstagspräsidenten, die Fenster des erhöhten Parterre links vom Portal zu den Vorstandszimmern des Bureau, rechts zu der Post und dem Telegraphenamt des Hauses und der Privatwohnung des Bureauchefs. Die Worte „Frey-Haus" in der Mitte des Gebäudes dicht unter dem Giebel erwecken die Neugier nach seiner frühern Verwendung. Diese Historie ist keineswegs uninteressant. War doch das Grundstück bis vor ungefähr 30 Jahren im Privatbesitz der Familie Mendelssohn-Bartholdy, von der es der Staat sammt dem weiten schönen parkähnlichen Garten hinter dem Hause für eine Summe kaufte, die jetzt für solchen Erwerb mindestens verzehnfacht werden müßte. Nachdem es dann bis zur Geburt des preußischen Herrenhauses als „Frey-Haus", also zur Aufnahme und Verpflegung betagter und leidender Menschen verwandt worden, erhielt es um die Mitte des Jahrhunderts im Innern seinen heutigen parlamentarischen Ausbau, seinen Namen, seine Verwendung zu lediglich parlamentarischen Zwecken. Die reiche moderne innere Ausstattung aber verdankt es lediglich seiner Bestimmung, dem Reichstage des Norddeutschen Bundes als Behausung zu dienen. Treten wir durch das Hauptportal und schreiten wir durch einen Vorhang an der Reichstagspost zur Rechten vorüber, so liegen links die Bureaux, rechts die Bibliothek und das elegante Lesezimmer der Mitglieder, beide mit politisch-staatsrechtlichen und volkswirthschaftlich-geschichtlichen Werken und mit Zeitungen und Zeitschriften außerordentlich reich ausgestattet. Vor uns leitet die breite in edelm Stein aufgeführte Treppe zu den Tribünen des Hofes, der Diplomaten und Minister, und höher hinauf zum ersten Stock. Hier liegen nach der Straße die Prunkzimmer der Präsidentenwohnung, rechts und links von dem Vorsaal zwei Abtheilungszimmer, mit reichen Vorhängen und Tapeten geziert. Ueberall im Hause schreitet der Fuß über Teppiche. Wir folgen einem Corridor geradeaus vom Eingange, bis ein zweiter dunklerer ihn in rechtem Winkel schneidet. Hier sind die Eingänge zum Sitzungssaal für die Mitglieder. Rechts und links auf diesem Gange hängen die ersten Kopfbedeckungen der Abgeordneten; hier an den Hüten beginnt man bei zweifelhafter Beschlußfähigkeit zu zählen. Wir gelangen von diesem Gange zur Linken schreitend durch einige Stufen abwärts und dann uns rechts wendend in die eigentliche Garderobe, ein

Digitized by Google

geräumiges längliches Rechteck. Ueberall Diener in den kleidsamen Farben des Norddeutschen Bundes. Wir durchschreiten auch die Garderobe, und gelangen so, die freundliche Restauration zur Linken lassend, wieder einige Stufen abwärts schreitend an die Gartenseite des Hauses in den Park. Rechts die Treppe würde uns in die Abtheilungszimmer 1—5 führen; alle sehr comfortabel ausgestattet, mit telegraphischer Klingel und Gas, jedes mit einer kleinen parlamentarischen Bibliothek, vier davon nach der Gartenseite mit einer herrlichen Aussicht in die Fülle von Grün, Sonnenlicht und Schatten, im Winter tadellos heizbar, rechts am Ende des obern Ganges das größte Abtheilungszimmer (Nr. 5), in dem die Nationalen ihre Fractionssitzungen halten. Doch treten wir in den Garten. Links und rechts zwei alte Eiben (Taxus), die rechts der zweitgrößte dieser seltenen Bäume in Deutschland, die im Nibelungenlied den deutschen Wald füllten, die aber die moderne Zeit auf den Aussterbeetat gesetzt hat, oder ein kümmerliches Heckendasein fristen läßt. Hier hat Felix Mendelssohn-Bartholdy einst in einer warmen Nacht seine Ouverture zum „Sommernachtstraum" geschrieben; und in der That ist der ganze, reichlich $1\frac{1}{2}$ Morgen deckende Park mit seinen hohen, schlanken, dichten Laubdomen und Baumgängen, seinen weißen Marmorbildern und grünen Rasenflächen ein Stück lieblich-ernster Poesie im Hintergrunde der stolzen anstrengenden Arbeit, der im Saal die Vertreter des deutschen Volks obliegen. Damals freilich, im Februar 1867, wo der Park nicht wie in dem 1868er heißen Sommer 26 Grad im Schatten aufwies, zog es die Mitglieder und Gäste des Hauses nach der behaglichen Wärme des Sitzungssaals.

Fassen wir diesen Saal und die äußere Gestaltung des Reichstags ein für allemal ins Auge. Gerade in der ersten Sitzung des constituirenden Reichstags am 25. Febr. 1867 ist dazu die beste Gelegenheit. Denn an kleinen Vorpostengefechten über den Antrag des Grafen Schwerin, die preußische Geschäftsordnung provisorisch anzunehmen u. s. w., zeigt sich schon damals die lauernde Gehässigkeit des Particularismus, die Stellung der großen nationalen Mehrheit, außerdem ist die Versammlung ja ziemlich vollzählig. Versetzen wir uns auf die Tribüne A, die geräumigste von den engen, räumlich nach dem Interesse des Publikums für Herrenhaussitzungen bemessenen Tribünen; diese Tribüne ist wie die ihr gegenüberliegende der Journalisten auf der Schmalseite des fast quadratischen Rechtecks, das der Sitzungssaal bildet, in der Höhe der ersten Etage eingelassen. Die nördliche Langseite des Sitzungssaals, dem Präsidentenstuhl gerade gegenüber, rechts von unserer Tribüne A, befinden sich die drei Logen für die Diplomatie, den Hof und die Minister oder die Angehörigen der Bundescommissare. In der Mitte der südlichen Langseite des Saals erhebt sich in ansehnlicher Höhe über den Mitgliedersitzen der Präsidentenstuhl; links und rechts vom Präsidenten, etwas niedriger, ziehen sich die Tische der Schriftführer, mit grünem Tuch bezogen, immer noch mannshoch den Platz überragend, wo jetzt die Rednertribüne steht, die Stenographen und Referenten während der Sitzung arbeiten. Vom Präsidentenstuhl und den Schriftführersitzen führen drei kleine Thüren in einen hinter dem Sitzungssaal liegenden langen schmalen Gang, an dessen jenseitiger Wand die Eingänge zu dem Empfangszimmer des Präsidenten, des Grafen Bismarck und dem Sitzungszimmer des Bundesraths sich befinden. Die Fenster aller dieser Gemächer gehen, etwa zwei Mannshöhen über dem Erdboden, auf den Park. Sie sind mit rothen Sammtmöbeln, feinen fanct-galler Gardinen und kostbaren Tapeten und Teppichen ausgestattet. Die Tische sind Prachtwerke eingelegter Holzplatten. Von diesem Gange aus betreten auch die Bundescommissare und -Räthe, betritt namentlich Graf Bismarck den Sitzungssaal. Ihre Plätze befinden sich auf demselben Podium, auf dem die Rednertribüne, der Stenographen- und Referententisch steht, und in dessen beiden Eckwinkeln die allezeit bereiten Bundesdiener über frischem Wasser Wache halten. Die grünbezogenen Tische der Bundesräthe ziehen sich rechts und links vor dem Präsi-

Digitized by Google

dentenstuhl bis zu den beiden Schmalseiten des Saals in leisem Bogen hin. Der Eckplatz rechts vom Präsidenten, der Rechten des jeweiligen Redners zunächst, sitzt Bismarck, neben ihm zur Rechten der sächsische Minister von Friesen, dann von Savigny (später Delbrück, der Vorsitzende des Bundeskanzleramts), dann die jeweiligen Fachbundesräthe je nach der Tagesordnung des Hauses, hier und da auch ein Vertreter der kleinen Staaten. Den Eckplatz links vor dem Präsidenten und links der Tribüne nimmt stets der weimarische Minister von Watzdorf ein, neben ihm sieht man am fleißigsten die Vertreter Sachsens und der Hansa; auch der treue Gesinnungsgenosse Dalwigk's, der unheimlich blickende Hesse Hoffmann, fehlt selten auf seinem Eckplatze, der Wand und dem Eingang zum Stenographischen Bureau zunächst. Selbstverständlich kehren sich die Bundesregierungsvertreter mit dem Gesicht dem Reichstage zu, sodaß also die Sitze der Mitglieder des Reichstags en face der Bundesräthe und des Präsidenten aus der Tiefe des Saales aufsteigen. Nicht viel mehr als zwei Drittel des Saales bleiben für die 297 Sitze übrig. Ein mäßig breiter Gang scheidet, gerade vor der Rednertribüne beginnend und wie die Sitze selbst nach der Hinterwand des Saals zu allmählich ansteigend, die Rechte von der Linken. Ein Gang von derselben Breite zieht sich wieder vor der äußersten Linken und Rechten hin, dieser auf jeder der 15—20 Bankreihen nur je 3 Plätze Tiefe (nach der Wand zu) absteckend. Hierbei sind jedoch die Begriffe „äußerste Linke und Rechte" wirklich mehr im physischen als politischen Sinne zu fassen. Denn unmittelbar unter unserer Tribüne A, wo eigentlich die äußerste Rechte sitzen sollte, haben die „Freiconservativen" Platz genommen, Männer, die meist nur bei Conflictsfragen, wenn der Reichstag der Regierungsansicht entgegen auf seiner Anschauung beharrt, conservativer stimmen als die National-Liberalen. Da gewahrt man den kurzgeschorenen Grafen Bethusy-Huc, den eigentlichen Redner seiner Fraction, der das Haus in blühender Sprache und mit diplomatischer Wichtigkeit öfters von der nationalen Bedeutung seiner Auffassung unterrichtet; aber ein ehrlicher Deutscher durch und durch, der ein offenes Wort ebenso gern hört als spricht. Neben ihm einige tief schweigsame Fürsten, Grafen und katholische Priester, unter andern der Herzog von Ujest. Ganz auf der hintersten Bank, einsam auf ihrer kahlen Höhe von Kopenhagen träumend und der Zeit, wo Nordschleswig wieder dänisch sein könnte, die Dänen. In noch buntere Gesellschaft aber theilen sich unstreitig die Sitze der äußersten Linken. Vorn die ersten 13 Plätze haben die Polen belegt; selten aber sind mehr als 2—3 anwesend von den unaussprechlichen Namen, darunter der fleißigste ihr redegewandter unschöner Führer Kantak; die übrigen in der Heimat bereit, auf den ersten telegraphischen Ruf herbeizueilen, um auch an dieser Stelle eine nutzlose Demonstration in Scene zu setzen für ihr verlorenes Vaterland. Vielleicht ist es nur ein boshafter Zufall, daß unmittelbar hinter den Polen die schmalen Reste der alten preußischen Fortschrittspartei ihre Sitze belegt haben, in Qualität und Quantität nicht eben trostreich verstärkt durch die Demokraten Sachsens: Schaffrath, Wigard, Riedel, Mammen, Schreck, Heubner, Evans, Minckwitz, am besten durch den wackern alten Rewitzer und den hamburger Republikaner Rée. Gewaltige Verschiedenheit des Denkens wird in der kleinen Fraction der „Deutschen Fortschrittspartei", wie sie sich im Reichstage nennt, durch harte Parteidisciplin erstickt. Von den 19 Mitgliedern denkt sich jeder Deutschland völlig anders als der andere; das hindert aber nicht, daß sie meist unisono gegen alle Anträge stimmen, die nicht von ihnen ausgehen, und sich bei dieser Abstimmung meist durch eine seltsame Fügung des Schicksals in der Gesellschaft der Particularisten, Polen, Dänen und Ultramontanen befinden, später auch in Gesellschaft der Apostel der „Volkspartei", nachdem diese Partei durch mehr Geister als die blasse Gestalt des Drechslers Bebel aus Leipzig im Hause vertreten ist. Wir gestehen, wir haben von keiner Fraction des Hauses in den anderthalb Jahren, da norddeutsche Reichstage sich versammelten, mehr einstimmige Vota ver-

Digitized by Google

nommen als von der Linken; aber uns dünkt nicht zum Vortheil der Fraction. Wir glauben vermuthen zu dürfen, daß nicht selten die bessere Einsicht der eigentlich politischen Köpfe der Partei, der Schulze, Simon, Waldeck damals, später der Löwe (Calbe), Hoverbeck, Wiggers, majorisirt und zum einstimmigen Votum herangezwungen wird durch eine Ueberzahl von Parteigenossen, die Dahlmann einst in Wigard in dem harten Worte zeichnete: man erfahre durch sie, was der gemeine Mann sage. In der That sollte sich nie eine Partei an dem Princip genügen lassen, durch dessen Befolgung nur die flache Mittelmäßigkeit sich befriedigt fühlen kann: der Opposition quand-même. Dieses Streben wird dann mehr als bedenklich, wo die ganze Nation sorgen- und mühevoll erst an dem Grundbau des eigenen Staats arbeitet. Wenn wir aufrichtig beklagen, daß reichbegabte Männer wie Schulze und Hoverbeck, ein politischer Kopf und Redner von Löwe's Bedeutung, ein ehrlicher Freund des Einheitsstaats wie Waldeck, so anhaltend und bitter die Empfindung durchleben müssen, von der einstigen Herrschaft über die mächtigste Partei des preußischen Staats herabgestiegen zu sein zu der Führerschaft eines Schattens von ehedem, zu der Leitung von lauter „Führern" ohne andere Armee, als sie der fanatische Berlinismus zu den Volksversammlungen der Residenzstadt entbietet, so muß doch mit Grund die Hoffnung gehegt werden, daß sich so hervorragende Männer von den tief unter ihnen stehenden Leitern des süßen Mob Berlins bald einmal losmachen werden. Hierauf deuten gewichtige Anzeigen. Ehe aber die Linke nicht völlig bricht mit den Traditionen der Conflictszeit, sich gänzlich loslöst von dem sehr schlimmen geisttödtenden Terrorismus der „Berliner Demokratie und Demagogie, ist sie unsers Erachtens ihres Verfalls gewiß. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ihr von dem jugendlichen Contingent der letzten Parlamentswahlen keine Stimme zutrat. Immer dieselben eisgrauen Theoretiker wie zuvor. Für eine Oppositionspartei das denkbar schlimmste Zeugniß! Im größten Gegensatz zur innern Organisation der Linken steht die kleine, kaum ein Dutzend Stimmen vereinigende Fraction, die der Linken in fortschrittlicher Gesinnung die verwandteste ist, die „Freie Vereinigung" unter Bockum-Dolffs. Sie läßt ihren Mitgliedern in allen Fragen eine so große Freiheit, daß von einer Vereinigung füglich nicht mehr gesprochen werden kann. Das Ganze gewinnt den Anschein einer planmäßigen Höflichkeit gegen von Bockum-Dolffs, der sich von alters her sein parlamentarisches Leben ohne planlose Vielgeschäftigkeit als Parteihaupt nicht denken kann. Seine „politischen Freunde" haben längst den richtigen Werthmesser für den Mann gefunden, dessen politische Verdienste hauptsächlich darin bestehen, daß er nach jener stürmischen Dialektik mit dem Kriegsminister im preußischen Abgeordnetenhause als Vicepräsident das Haupt bedeckte mit seinem historischen Hut. Der wackere alte Kämpe von Carlowitz, der damals beim constituirenden Reichstage noch der Fraction den Glanz seines Namens lieh, ist seitdem Krankheits halber aus dem Hause geschieden. Die Radicalen von Hilgers und Zur-Megede nehmen sich seltsam aus in einem politischen Kreise mit den katholischen Rheinländern Kratz und von Kleinsorgen; die Fraction ist heute nur noch eine kaum sichtbare Ruine.

Wenige Männer nur hatten damals im Februar 1867 den Muth, mitten in dem großen Einheitsdrange der Nation sich offen zu particularistischen Grundsätzen zu bekennen, in eine besondere Fraction zusammenzutreten, die dem gemeinsamen Haß, dem überall kundzugebenden Protest gegen die Resultate des großen Kriegs, die Machtentfaltung Deutschlands durch Preußen zur Stütze dienen sollte. Unter der sanften Firma „Bundesstaatlich-constitutionelle Vereinigung" traten 18 geborene Particularisten zusammen, vorläufig nur Schleswig-Holsteiner und Hannoveraner und der ultramontane Regierungsrath von Mallinkrodt aus Düsseldorf. Hier sah man unter andern die gewesenen Welfenminister, den in chronischer innerer Erregung vor sich hinstarrenden von Münchhausen,

Digitized by Google

den stets lächelnden feinen Ultramontanen Windthorst, die beiden Exminister Hammerstein und Erxleben, den berühmten Staatsrechtslehrer Zachariä aus Göttingen, dessen mannhaftes Auftreten gegen die Reactivirung des Bundestags wol hätte erwarten lassen, daß er über dessen Beseitigung die Annexion von Hannover vergessen würde, endlich eine Reihe von Männern, die noch an dem Rückfall erhoffter augustenburgischer Ministerposten krankten, der melancholische Staatsrath Francke, der verbitterte Jensen, der redselige kluge Schleiden. Die schlimmsten der Particularisten aber, welche die Bundestreue im Munde führen und den Haß im Herzen, stellten sich damals noch nicht auf diesen vorgeschobenen Posten ihrer Freunde vor allem Volke. Der schlaue sächsische Landesälteste von Thielau und die vorgebliche Bundestreue des Hrn. von Zehmen meldeten sich dreist bei den Freiconservativen, die das nationale Streben über alles setzten. Die sächsischen Justizräthe Gebert und Herbig sammt dem Generalstaatsanwalt Schwarze und dem leidenschaftlich-verbitterten Stadtrath Sachße von Freiberg ließen sogar glauben, daß sie in der Fraction des Centrums, bei den gutpreußischen Altliberalen, also neben den beiden Vincke, von Bethmann-Hollweg, den nordhessischen tapfern Nationalen Zur Nabenau und Graf Solms-Laubach und dem wackern jugendlichen Evelt aus Sigmaringen, ein gesinnungstüchtiges Unterkommen gefunden hätten. Die Crême der Beust'schen Kammerherrlichkeit endlich, Präsident und Vicepräsident der Zweiten sächsischen Kammer Haberkorn und Oehmichen und der Cicero des sächsischen Unterhauses Günther, nicht minder der Brennpunkt des Vertrauens der leipziger „Patrioten" und Volksmänner, der Geheimrath von Wächter, hielten es nicht für gerathen, die Erstgeburt ihrer selbständigen politischen Ueberzeugung für das Linsengericht der Fractionsangehörigkeit zu verkaufen. In derselben vornehmen Unabhängigkeit bewegten sich die sächsischen Ochlokraten Bebel und Schraps, der hannoversche Kammerherr Groote, die mecklenburgischen Hochtories Graf Bassewitz und von Oertzen, der reiche und schweigsame Vertreter der Stadt Frankfurt, Rothschild, und der Ultramontane Peter Reichensperger.

Die großen Hauptquarrés aber der Sitzplätze füllten die preußischen Conservativen auf der Rechten, die National-Liberalen auf der Linken. Die Conservativen hatten sich gewissermaßen unter militärische Führung gestellt. Vorn auf der ersten Bank ein reicher Kranz Erinnerungen an das Jahr 1866, „die lebendigen Generale", wie Bräsig in seiner „Reise nach Berlin" sagt, fast in derselben Schlachtordnung wie sie im Felde standen: Vogel von Falckenstein, Moltke, Steinmetz, Herwarth von Bittenfeld, Prinz Friedrich Karl. Wenn Bismarck zur Abstimmung in den Saal herabstieg, wozu ihn sein damaliges Mandat als Abgeordneter berechtigte, nahm auch er dort seinen Platz. Den Eckfitz der zweiten Bankreihe am Mittelgange behauptete der Abgeordnete Kriegsminister von Roon, neben ihm von Blanckenburg und Wagener-Neustettin. Auch die eine Sitzreihe, die vor dem Bundesrathstische in entgegengesetzter Richtung zu den übrigen hinläuft, war besetzt von Conservativen, den Heißspornen conservativen Feuers, von Wedemeyer, dem „allabschreienden", wie Homer sagen würde, von Gottberg, von Thadden u. a. Wedemeyer hatte sich gerade vor Bismarck gesetzt, wie um diesen an die um 20 Jahre rückwärts liegende Zeit zu erinnern, da Bismarck der Wedemeyer des erfurter Parlaments und der preußischen Landtage gewesen; in Wahrheit aber behauptet Wedemeyer den Platz, um vom Bürgergeneral der Partei aus, dem Geheimrath Wagener, der ihm, durch die Generale getrennt, gegenübersitzt, das Commando zu seiner mehr physischen, mit Katzenberger'schen Armbewegungen begleiteten Redeanstrengung zu empfangen; mit Bismarck ist er jedenfalls nie verwechselt worden. Steht die conservative Parteitaktik schlimm, ist irgendein fabelhafter Rechtssatz zu vertheidigen, der in den Schriften von Haller oder Stahl mit Behutsamkeit in irgendeine Note versteckt worden, dann besteigt der berufene Gründer der „Kreuzzeitung" die Tribüne, eine Gestalt von mittlerer Größe, hager, starknochig,

Digitized by Google

mit vorspringenden Backen, tiefliegenden stechenden blauen Augen, einem großen sinnlichen Mund, struppig-schwarzem Haar, mit spitzen Vatermördern, allezeit den Bleistift docirend ausstreckend. Vor dem scharfen Schall seiner hochfahrenden Rede und dem Geschiebe seiner gewaltigen Kinnbacken müssen die Gemeinplätze menschlichen Denkens verschwinden. Der organisirte Beifall der Conservativen lehrt das Haus, daß wieder eine Wagener'sche Staatstheorie fertig geworden ist. Am liebsten citirt er die englische Verfassung oder irgendeinen namhaften Gegner im Hause als Bundesgenossen seiner Ueberzeugung oder besser seiner Behauptung: ein Mittel, das auf Neulinge niemals seine Wirkung verfehlt, das aber in der Regel übel auf den Urheber zurückprallt in Gestalt erwiesen falscher Citate. Dann pflegt ein heiteres Lachen um Wagener's Lippen zu spielen. Der momentane Erfolg, auch auf Secunden errungen, genügt ihm; seine Rhetorik lebt von der Hand in den Mund; genug, wenn ihm ein neuer Zauber vor seinen Parteigenossen gelungen; am zufriedensten, wenn er wieder eins seiner „geflügelten Worte" geboren hat, von denen so viele umlaufen, wie: „Die Bundesverfassung ist nicht das Kind constitutioneller Aeltern", „Das Schuldenmachen ist sozusagen ein Grundrecht des Menschen" u. s. w. Man hört Hrn. von Blanckenburg weit häufiger das Wort ergreifen als Wagener, im Grunde spricht aber nur dieser kluge Nachbar aus dem ehrlichen Pommer mit dem vergnügten Gesicht. Wagener'sche Gedankenspäne, Blanckenburg'sche Emballage. Wagener hebt sich für das schwere Gefecht auf. Blanckenburg spricht stets vom Platze, seiner Partei den Rücken gekehrt, das Gesicht nach der unbelehrbaren Linken, nur durch den Gang geschieden von Forckenbeck und Lasker, von denen der letztere mit eifrigen halblauten Einwürfen die rollenden Worte des Gegners stört, damit ihm jener bei seinen Reden denselben Liebesdienst leiste. Damit ist die conservative Intelligenz des Reichstags erschöpft, die oft redende wenigstens; die einzige Beredsamkeit Moltke's, die seltenern Sprecher der Conservativen Freiherr von Hagke, Graf Kleist u. s. w. werden wir bei Gelegenheit vorführen. Auch der liebenswürdige Dramatiker Dr. Köster hat unter den Conservativen seinen Platz genommen, fast immer schweigsam, als genüge ihm, die lebensvolle Handlung, die sich vor seinen Augen abspielt, ganz und ungetheilt seiner bildenden Phantasie einzuprägen. In ihrem Aeußern sind die Angehörigen dieser altpreußischen Adelsgeschlechter hervorragend durch ihre, theilweise riesenhafte, Größe, ihre modisch auffallende Kleidung, ihr feines aristokratisches Benehmen, ihre eifrige Frequenz der „Fraction Müller" (Restauration des Hauses).

Achtzig Mitglieder zählte im constituirenden Reichstage die Fraction der National-Liberalen (gegen 60 Conservative), die das ganze linke Centrum und auch auf der Rechten einige Eckplätze des Mittelgangs besetzt hielt, bis wo die hintern Bänke des linken Centrums dem Flügelschlage der Bundesstaatlich-Constitutionellen und der Freien Vereinigung Raum gewährten. Doch nicht blos der Zahl nach durfte sich diese Fraction die stärkste des Hauses nennen. Daß Namen wie von Forckenbeck, Lasker, Aßmann, Michaelis, Lette, Twesten, von Hennig, Graf Schwerin, von Unruh von allen denen, welche die Bedeutung der Männer aus ihrer preußischen Vergangenheit kannten, zu den Zierden des Hauses gezählt wurden, war von allen Parteien zugegeben. Sie sammt und sonders hatten sich in dem rasch abnutzenden parlamentarischen Kampfe des letzten Lustrums die alte Kraft und Lust an der stolzesten Arbeit des Staatsbürgers bewahrt, sie alle in reichem Maße die Erfahrung davongetragen, die nur an der Urquelle des politischen Lebens deutscher Nation so erworben werden kann. Aber wer wollte sich unterfangen, in dem engen Rahmen, den diese Blätter dem Reichstage überhaupt widmen können, den Werth so bedeutender Menschen in wenige Linien zu fassen! Alle diese Namen werden uns ohnehin noch oft begegnen. Für jetzt genüge zu sagen, daß diese altpreußischen Führer der jungen Partei die Eckplätze des linken Centrums nach dem Mittelgange zu innehaben,

Digitized by Google

zuvörderst Graf Schwerin, dann nach hinten zu Forckenbeck, dann hintereinander Lasker, Hennig, Unruh, Bennigsen. Aber wenn man die diplomatische Klugheit und gewinnende Herzlichkeit Forckenbeck's, die schlagfertige Schärfe und unerschöpfliche Arbeitskraft Lasker's, die Würde Lette's, das wirthschaftliche Verständniß von Unruh's und Michaelis' und die herbe Schneide von Hennig's auch noch so hoch anschlagen mochte, die größten Redner, die geborenen diplomatischen Unterhändler, die selbständigsten Charaktere hatten sicherlich die neuerworbenen preußischen Landestheile oder die übrigen Bundesstaaten der Fraction gestellt. Von ihnen war jeder in seinem Kreise Cäsar gewesen. Das Leben in Berlin, das Zusammenströmen hervorragender Intelligenzen hier war andererseits so bedeutend, daß mancher von ihnen, ohne den daheim das politische, communale, landständische Lebenselement fehlte, hier kaum einmal, selbst in der Fraction zur Geltung kam. Aber wie gesagt, den meisten dieser Nationalen aus den neuen Landestheilen und Bundesstaaten war das neue Feld parlamentarischer Thätigkeit überraschend schnell und erfolgreich erschlossen. Sie mochten in der Routine der preußischen Geschäftsordnung, in der Kenntniß der Persönlichkeiten den eingeborenen Preußen nachstehen; aber dafür brachten sie durchschnittlich eine höhere nationale Weihe, die mit keiner Vergangenheit zu brechen hatte, ein richtigeres Urtheil über die leitenden Personen der neuen Bundesära, deren Politik sie freundlich nur vom 9. April 1866 an datirten, und die energische Feindschaft gegen allen Particularismus, in welcher Form er immer auftreten mochte. Seiner Bekämpfung war ihre politische Vorschule gewidmet gewesen. In den Vordergrund unter allen Neupreußen traten bald die trefflichen Redner Braun und Miquel, in ihrer Erscheinung und in ihrer Redeweise so entgegengesetzt wie kaum zwei andere Mitglieder des Hauses, aber beide gleich unentbehrlich für eine große Partei, und Bennigsen, der feine, wortkarge, aber um so thatkräftigere Unterhändler der Partei mit den leitenden Staatsmännern. Nächst ihnen zeichneten sich aus der Obergerichtsanwalt Planck aus Hannover durch die sichere Klarheit seiner Rede, der Bürgermeister Grumbrecht aus Harburg durch die bewegliche erfahrungsreiche Theilnahme an allen Fragen, der leidenschaftliche Rechtsanwalt Weber aus Stade mit seinem nationalen Feuereifer; von den Hessen die alten Vorkämpfer gegen die kurhessische Misregierung, Oetker, und später Nebelthau und Bernhardi, der erfahrene Volkswirth Weigel und der liebenswürdige tiefdenkende Harnier aus Kassel; von den Thüringern die alten Koryphäen der weimarischen Landtage Fries, Hering, von Erfurt der Dichter des „Soll und Haben", Gustav Freytag, der muntere koburger Justizrath Forstel und der originelle Humorist Salzmann; von den Mecklenburgern der würdige Dr. Prosch und der bekannte Hochverräther, Dr. theol. und emeritirte Professor Julius Wiggers, des waghalsigen Nationalökonomen Wachenhusen gar nicht zu gedenken; von den Hansestädtern endlich der von allen verehrte Chapeaurouge. Wahrlich, eine stolze Summe von politischer Intelligenz und Erfahrung! Hier vereinigten sich die meisten der Namen, die alle liberalen Elemente in Deutschland seit vielen Jahren mit Liebe und Verehrung genannt hatten. Auch die Gegenwart wird sie, wenn sie unbefangen urtheilt, mit neuen Lorbern zieren müssen.

Wir kommen nunmehr zu der Schilderung des ersten constituirenden Reichstags selbst.

Digitized by Google

Luxusgerichte.

Erster Artikel.

Die Auster.

Es gibt eine Anzahl von Nahrungsmitteln, Speisen und Getränken, die man ziemlich allgemein als ein Kennzeichen verfeinerten Lebens, nicht für ein Bedürfniß anzusehen geneigt ist und deren Genuß man demgemäß mehr als eine Art von Luxus betrachtet, denn als eine wirkliche Befriedigung des Körpers. Meistentheils stehen dieselben auch, in einiger Entfernung von den Orten ihres Vorkommens oder ihrer Production, in so ansehnlichem Preise, daß ihre Consumtion nur den Klassen der Wohlhabenden zugänglich ist. Zu diesen Verzehrungsgegenständen gehören Austern, Caviar, Trüffeln, Schildkröten, indische Vogelnester, Gänseleberpasteten u. dgl.; es lassen sich noch daran reihen Hummern, Langusten, Krebse, Sardinen, Ingwer, conservirte Früchte verschiedener Art und andere sogenannte Delicatessen, welche theils Seltenheiten, theils im Binnenlande wegen des weiten Bezugs oder der Schwierigkeit der Conservirung kostbar sind. Wollte man, außer Europa, auch andere Welttheile in Betracht ziehen, so könnte das Verzeichniß noch bedeutend vergrößert werden, von dem Trepang (einer Holothurie) und der Ginsengwurzel in China an bis zu dem duftigen Confect aus Pandanusblüten der Südseeinseln. Allerdings ist der Begriff sehr relativ; was an einem Orte eine ganz gemeine Speise, das ist am andern die Krone der Tafel. In diesem Sinne kann also nur von ganz wenigen jener Consumtibilien behauptet werden, daß sie blos Luxusgerichte seien; vielleicht sind dies einzig nur die Salanganennester, welche schon am Platze ihrer Gewinnung beträchtlichen Werth haben. Ebenso verhält es sich auch mit den verschiedenen Getränken, deren Verbrauch man nur den Bevorzugten nachsieht; zu ihnen gehören Portwein, Sherry, Madeira, Capwein, die südlichen Liqueurweine, der Champagner, auch die feinern Liqueure und Ratafias. Es ist aber interessant, nachzuforschen, welche Berechtigung und Bedeutung dergleichen sogenannte Luxusgerichte in dem Haushalte des Menschen haben. Dann wird sich ergeben, daß dieselben theilweise einen hohen Rang einnehmen in dem Handel, dem Verkehre, der Gewerbthätigkeit der Völker, daß eine weitverzweigte Industrie sich mit ihrer Aneignung und Weiterbehandlung beschäftigt; daß sie vielen tausend Händen lohnende Arbeit geben und ungeheuere Kapitalien in Umlauf setzen. In der That wird man erstaunen müssen, wenn man von der Statistik erfährt, welche Summen allein der Austernhandel bewegt, oder wie viele Personen in der Bereitung des Portweins, des Champagners verwendet werden. In der Volkswirthschaft knüpft sich aber Glied an Glied; so erstreckt sich denn auch der Einfluß derartiger Productionen weit hinaus über ihr eigentliches Gebiet und ist im Stande, ganzen Länderstrichen und Bevölkerungen ein besonderes Gepräge zu geben. Nebenbei muß auch in Anschlag gebracht werden, daß die Luxusgerichte allerdings Nahrungsmittel sind, deren Werth nicht zu unterschätzen ist. Schon der alte Avicenna hat gesagt: „Quod sapit, nutrit“ (was gut schmeckt, nährt auch), und dies gilt insbesondere von den erwähnten Speisen. Die Chemie hat deren elementare Zusammensetzung kennen gelehrt, Physiologie und Diätetik haben sich bemüht, ihre besondere Wirkung auf den menschlichen Körper zu erforschen, und sie sind dabei zu Schlüssen gelangt, welche althergebrachte Meinungen als völlig unhaltbar darstellen, somit ein neues Licht verbreiten über wichtige Grundsätze der Ernährung. Der größere Eifer, mit dem man sich in neuerer Zeit auf die Erkenntniß des Wesens der Stoffe und der Daseinsbedingungen der Naturproducte geworfen hat, bereicherte überhaupt die Wissenschaft in mancher Hinsicht sehr erheblich; es ist dies namentlich nachzuweisen bei

Digitized by Google

verschiedenen der obengenannten Lebensmittel. So bietet denn die Einzelbetrachtung derselben ein anziehendes Feld nach mehrern Richtungen hin. Wir wollen versuchen, einen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen. Wir werden dann ersehen, welche ungemeine Wichtigkeit gegenwärtig schon viele der sogenannten Luxusgerichte für die gesammte Volkswohlfahrt gewonnen haben, zugleich, daß man allenthalben danach trachtet, den Luxus von ihnen abzustreifen und sie mehr und mehr der Allgemeinheit zugänglich zu machen, je nach dem Grade ihres innern Werths, d. h. ihrer Nährkraft oder Zuträglichkeit für den menschlichen Organismus. Wenn aber auch an einzelnen davon solche Bemühungen scheitern, so sind dies gerade die minder werthvollen, um nicht zu sagen, nothwendigen, während das Interesse an ihnen dadurch nicht verringert wird, daß sie auch fernerhin nur dem Luxus dienen werden. Denn auch dieser hat bekanntlich seine volle Berechtigung im Leben der Nationen, aus welchem er niemals verschwinden wird, um so weniger, je höher sich dasselbe civilisatorisch entwickelt. Seine Ausdehnung ist bekanntlich unberechenbar, ohne daß er in wirkliche Verschwendung auszuarten braucht; schon Say hat es schön ausgesprochen, daß die Bedürfnisse der Menschen, gleich der Wärme, keineswegs auf ein festes Ebenmaß zurückzuleiten, sondern relativ sind. Solange aber die Natur Güter darbietet, hat auch der Mensch nach Maßgabe seiner Mittel das Recht, sie zu genießen; leider wird auf diese Weise jedoch oft ihre unscheinbarste Gabe für den Darbenden zum Luxusgericht.

Zu den primitivsten, ältesten Nahrungsmitteln der Menschheit gehören die Schalthiere des Meeres. Frühere Naturforscher haben den Grundsatz verfochten, daß die Beschaffenheit des menschlichen Gebisses auf Obst und Mollusken hinweise; sie führten, lange vor Darwin und Vogt, den Affen als Analogon an, der es bekanntlich trefflich versteht, die ausgeworfenen Austern des Strandes zu seiner Sättigung zu verwenden. Es gibt aber ein besseres, untrügliches Zeugniß, daß sie schon in unberechenbar entfernter Vorzeit eine Hauptnahrung der Urvölker bildeten. Dies sind die sogenannten Kjökkenmöddinger (Küchenabfälle), deren Namen eine besondere Periode der Urzeit charakterisirt. In derselben, vor der Pfahlbautenzeit, hatten die Menschen gelernt, Thiere zu zähmen, deren Heerden sie längs der Meeresborden weideten; sie lebten von ihrem Ertrage und von Austern, Miesmuscheln, Herzmuscheln, deren Schalen, untermischt mit Knochen, Geweihen, Steinwerkzeugen und andern Resten, in Haufen aufgeschüttet, heute noch ihre Niederlassungen bezeichnen, die sich besonders häufig in Skandinavien finden, daher auch den dänischen Namen empfangen haben. Bekannt ist, daß alle der See anwohnenden Völkerschaften von jeher Austern und andere Muscheln zu ihren Hauptnahrungsmitteln zählten. Den alten Juden waren sie unreine Speise, nur was Flossen und Schuppen trug von Meeresgethier war rein vor dem Gesetze. Dagegen verzehrten die Griechen sie in Mengen; bekannt ist deren Ostracismus, das Schalenurtheil, welches die Verbannung eines Atheners durch eine Majorität von Austernschalen oder Scherben entschied, die mit seinem Namen beschrieben waren. Bei den römischen Gastronomen standen schon frühzeitig die Austern in hohem Rufe. Der Proconsul Sergius Orata war der erste, welcher zur Zeit des Crassus Orator, vor dem Kriege mit den Marsen, lehrte, die Austern in besonders dazu angelegten Teichen in der Nähe von Bajä zu mästen; ein Verfahren, welches ihm reichen Gewinn abwarf. Damals galten die lucrinischen Austern für die besten; später holte man sie von Brundusium und Tarent, um sie in den Mästungsteichen schmackhafter werden zu lassen. Der heute noch als solcher benutzte See von Fusaro, der Acheron der Alten, soll schon von den Römern zu gleichem Zweck gebraucht worden sein. Horaz erwähnt der Austern an zwei Stellen der Satiren, er gibt denen der Bucht von Cumä den Vorzug:

Digitized by Google

Ostrea Circejis, Miseno oriuntur echini,
Pectinibus patulis jactat se molle Tarentum.

Plinius, welcher der Auster von Kyzicum den Vorzug einräumt, ist mit dem Verfahren der Austernmästung in den lucrinischen Teichen bekannt; Licinius Muräna führte neben ihr die Teichwirthschaft für Seefische ein, deren Columella und Varro Erwähnung thun. Apicius, der große Kenner der Tafelfreuden, kannte das Verfahren, die Austern lange Zeit vollkommen frisch zu erhalten, denn er sandte sie dem Kaiser Trajan in den parthischen Krieg aus Rom nach Persien, und sie kamen daselbst an, als ob sie eben dem Meere entnommen wären. Bedenkt man die damaligen Verkehrszustände, so muß bekannt werden, daß diese Kunst der Conservirung heute noch verloren ist. In der Kaiserzeit wurden die britannischen und die gallischen Austern berühmt. Ausonius besang diejenigen der Südwestküste Galliens, welche heute noch als die vorzüglichsten der Welt gelten:

Sed mihi prae cunctis delectissima, quae Medulorum
Educat Oceanus, quae Burdigalensia nomen
Usque ad Caesareas tulit admiratio mensas,
Non laudato minus nostri quam gloria vini.

und kennt gleichfalls die künstliche Austernmästung:

Ostrea Bajanis certantia, quae Medulorum
Dulcibus in stagnis reflui maris aestus opimat.

Von den Bewohnern des Bosporus berichtet später Petrus Gillius, daß sie die Austern zu säen verständen, wie Getreide, was man lange für eine Fabel hielt, bis man auch anderwärts lernte, junge Austern zu verstreuen, um damit Bänke zu bilden. Es scheint, daß schon zur Zeit vor dem Verfall des römischen Reichs die allzu sehr ausgebeuteten Austernbänke, welche den Bedarf geliefert hatten, unergiebig wurden; möglich auch, daß sich der Geschmack geändert, kurz, die Austern hörten auf, ein bevorzugtes Gericht zu sein. Welche Quantitäten das einzige Rom verbraucht hatte, davon liefert ein Beispiel der kaiserliche Schwelger Vitellius, welcher täglich 1200 Stück Austern verzehrt haben soll, was aber wol so genau nicht zu nehmen ist. Mit den Römern verschwinden die Austern so ziemlich aus der Geschichte der Cultur und der culinarischen Wissenschaft; sie erobern darin erst wieder eine Stelle in der allerneuesten Zeit durch den französischen Gelehrten Coste, welcher die Aquicultur zu seinem besonderm Studium gemacht und ein Verfahren der künstlichen Austernzüchtung eingeführt hat, welches schon jetzt von hoher Bedeutung ist, eine weit größere aber noch in der Zukunft erhalten wird.

Der bei allen arischen Völkern gleichklingende Name der wohlschmeckenden Schalthiere deutet in der gemeinsamen Wurzel schon an und für sich darauf hin, daß sie den ältesten Völkern wohlbekannt gewesen sind. Im Griechischen heißt Ostreon (ὄστρεον) überhaupt ein Schalthier; Aristoteles gibt der Auster den Sondernamen Limnosteron oder Limostreon (λιμνόστερον, λιμόστρεον); bei den Römern hieß sie Ostrea, italienisch Ostrica, französisch Huître, englisch Oyster, holländisch Oester, russisch Ustritza (Устрица) u. s. w. Daß die Gastronomen sie gern „Meertrüffel" nennen, sei nur nebenbei erwähnt; die Beziehung paßt nicht einmal. Häufig nimmt man im Sprachgebrauch Auster für irgendeine Muschel überhaupt. Man macht jedoch einen strengen Unterschied zwischen „Austern" und „Muscheln", wenn man sie als Verzehrungsgegenstände betrachtet.

Die Auster (Ostrea edulis) gehört zu den Weichthieren oder Mollusken, in die Ordnung der Muscheln (Cormopoda), deren erster Familie sie den Namen gibt (Ostreaceen). Das Thier ist geschützt durch eine zweiklappige, flachgewölbte Schale, deren Untertheil

Digitized by Google

mit Längsrippen versehen, während der obere blätterig ist, von unregelmäßig rundlicher, elliptischer Form. Der weiche Leib ist gewöhnlich von weißer Farbe, die jedoch viele Nuancen durchgeht, von Gelb an bis zum Schwärzlichen. Der Schließmuskel ist immer etwas dunkler gefärbt. Der Körper ist umgeben von einem bräunlichen Kranze der Kiemenblätter, dem sogenannten Bart. Die Auster ist ein Hermaphrodit, beide Geschlechter vereinigen sich in demselben Wesen. Die Befruchtung beginnt gewöhnlich im April, öfters auch schon im März, und kennzeichnet sich durch ein Milchigwerden der Kiemenblätter, in welchen die junge Austernbrut sich sammelt, bis sie freigegeben wird. Dieser Vorgang dauert bis zum Ende des August; daher pflegt man die Austern in den Monaten ohne „r" nicht zu verspeisen, nicht blos, weil sie dann unschmackhaft, selbst ekelerregend sind, sondern um die Laichzeit zu respectiren. Das Fortpflanzungsvermögen der Auster ist ein unermeßliches. Schon Leeuwenhoek (1695) hat die Zahl einer mäßig starken Brut auf 1,728000 Junge von einem einzigen Thiere berechnet, bei besonders großen Exemplaren aber sogar bis 4 Millionen gefunden. Sobald die mikroskopischen Embryonen hinreichend entwickelt sind, entläßt sie das Aelternthier ins freie Meer. Mittels eines Schwimmapparats, mit dem sie versehen sind, entfernen sie sich nach allen Richtungen, um einen festen Körper aufzufinden, an welchen sie sich anheften. Daß auf dieser Reise nach einer Heimat die Mehrzahl zu Grunde geht, ist leicht begreiflich. Völlig ausgewachsen, reif ist das Thier, je nach der mehr oder minder günstigen Localität, in drei bis fünf Jahren. Es lebt von mikroskopischen Organismen, welche es zugleich mit dem Meerwasser in seinen Körper bringt. Eine angeheftete Auster, sagt Karl Vogt, ist durch ihre Kiemen- und Mundblätter, auf welchen Millionen schwingender Wimpern stehen, welche einen ununterbrochenen Kreisstrom durch den Körper erzeugen, eine Wasserturbine von unerhörtem Nutzeffect. Eine Auster treibt täglich das Fünfzehnfache ihres Körpergewichts Wasser durch ihren Leib hindurch. Um sich einen Begriff von dieser Menge Flüssigkeit zu machen, kann man sagen, daß ein Mensch von mittlerm Körpergewicht, der einen gleichen Nutzeffect erzielen sollte, täglich 2250 Liter Wasser durch seinen Leib jagen müßte! Mit diesem beständigen Wasserstrome zieht auch die Auster ihre Nahrung an sich, die bis zu ihrem Munde fortgerissen wird, und je reicher ein Meerwasser an mikroskopischen Pflanzen und Thieren ist, je mehr organischer Stoff, theils lebend, theils zersetzt, in ihm angeschwemmt ist, desto besser gedeiht die Auster, desto schneller wächst sie, desto eher ist sie marktfähig. Sie bevorzugt eine geringe Tiefe des Wassers, findet sich daher am meisten in der Nähe der Küsten. Unter einem Salzgehalt des Meeres von 17 Proc. kommt sie nicht mehr fort, daher gedeiht sie nicht in der Ostsee, welche nur 5, während die Nordsee, der Atlantische Ocean und das Mittelmeer 30—41 Proc. Salzgehalt haben. Nicht selten findet man in den Austern kleine Perlen, fremde, unorganische Körper, welche durch Zufall zwischen die Schalen gerathen, dem Thiere unbequem werden, daher es sie mit seinem Schleim überzieht, der zu Schmelz verhärtet; in den ostindischen Austern erreichen derlei Perlen öfters Erbsengröße. Auch an Krankheiten leidet die Auster, wahrscheinlich infolge von Nahrungsmangel, wie er bei sonst günstigen Verhältnissen in starkbesetzten Bänken eintreten kann. Eine Austernbank nennt man den Platz des Meeresgrundes, wo die Austern dicht gedrängt angeheftet sind. Werden sie nicht gestört, so setzen sie sich schichtenweise aufeinander fest, sodaß die untern zuletzt von jedem Nahrungsbezuge abgeschnitten sind und zu Grunde gehen müssen. Auf diese Weise sind im Laufe der Jahrtausende fossile Austernbänke entstanden, wie deren sich namentlich längs der amerikanischen Küsten in ungeheuern Ausdehnungen hinziehen, und zum Theil einen Schutzwall gegen die Brandung bilden, ähnlich wie die ringförmigen Korallenriffe der Südseeinseln. Die Krankheit der Austern kennzeichnet sich durch rostbraune Flecken, bedeutende Abmagerung, zuletzt bildet sich um das Thier, inner-

Digitized by Google

halb der Schale, eine dünne glashelle Membrane, worauf es bald absteht. Vergiftungsfälle durch den Genuß kranker, aber auch anscheinend gesunder Austern sind mehrfach bekannt. Im Jahre 1862 erkrankte in der bretagnischen Stadt Quimper eine ganze Familie nach dem Genuß frischer, von Falmouth importirter Austern, unter den heftigsten Vergiftungsanzeichen. Zwar wurden durch rasche Vorkehrungen der Aerzte alle gerettet, hatten aber doch längeres Siechthum zu bestehen. Die Austern wurden, wahrscheinlich nur oberflächlich, untersucht und nichts Verdächtiges daran gefunden als die grüne Farbe; diese aber gilt bei vielen Feinschmeckern gerade als ein besonderer Vorzug.

Es gibt nämlich gewisse Austernbänke, deren Producte mit der Reifezeit ein schönes, grünes Pigment aufnehmen, welches hier und da auch künstlich zu erzeugen gelungen ist. Die berühmtesten grünen Austern sind die französischen von Marennes, dann die englischen aus Falmouth und Cornwallis, die italienischen von Fusaro (nicht immer grün, sondern öfters so stark bis ins Schwärzliche pigmentirt — Folge des vulkanischen Schlamms ihrer Lagerstätten — daß sie dem Nordländer zuwider sind), und die adriatischen von Murano. Die Ursache der grünen Färbung ist nicht sicher festgestellt. Man schreibt sie verschiedenen Infusionsthierchen, dem Vibrio ostrearius oder einer Gallionella, ferner mikroskopischen Seepflanzen, in der Adria einem moosartigen Pilz zu, welche durch Einwirkung von dem im Boden enthaltenem Schwefeleisen zersetzt worden und mit dem Wasser in die Kiemenblätter des Thieres gelangt sind, endlich auch der bloßen Einwirkung der Wärme und des Lichts. So viel ist gewiß, daß durch sachgemäße Behandlung sowol Austern von grüner als von weißer Farbe erzeugt werden können, wie namentlich die Austernteiche von La Tremblade beweisen. Die erstere ist aber nicht mehr so beliebt wie ehedem; in Paris wenigstens bevorzugt man gegenwärtig allgemein die weißen Austern, während früher die grünen doppelt so hoch im Preise standen. Schädlich ist übrigens die grüne Färbung nicht im geringsten; sie erstreckt sich auch weniger auf das Thier selbst als vielmehr auf dessen Bart.

Man sollte glauben, die Auster könne in ihrem Panzerhause, festgekittet am Felsen oder eingewühlt in den Sand der Tiefe, gar keine Feinde haben außer dem unersättlichen Menschen; sie hat deren aber eine ganze Anzahl. Einer ihrer gefährlichsten ist die Bohrschnecke (Nassa reticulata; französisch Bigorneau perçeur), welche sie anbohrt und aussaugt; ebenso die Mondbohrschnecke, Murex tarentinus. Besonders fürchten die französischen Austernzüchter ein Muschelthier kleinster Art, Maërle genannt, dessen Gattungsname unbekannt ist, es überzieht die Austernbänke millionenweise und ruinirt sie in kürzester Zeit. Langusten und Hummern wissen die Auster zu überraschen, wenn sie ihre Schalen aufgeklappt hat; den listigen Kampf eines Hummers mit einer Auster, wobei der erstere mit der Schere der letztern ein Steinchen zwischen das Gehäuse schiebt, hat J. Cats in lateinischen Strophen verherrlicht. Polypen verschlingen namentlich die ganz jungen, noch schwärmenden Austern zu Tausenden. Auch Fische stellen ihr nach, insbesondere die Rochenarten Raja aquila und Raja pastinaca; man hält dieselben längs der Küsten durch eingeschlagene Stäbe, sodaß die breiten Fische nicht hindurchkönnen, ohne sich zu spießen, von den Austernbänken ab. Die Austernfischer, Haematopus ostralegus (französisch l'oiseau huitrier, italienisch Ostricario) ein über ganz Europa verbreiteter Waldvogel aus der Familie der Strandläufer, steht dagegen mit Unrecht im allgemeinen Verdachte, ein Austerndieb zu sein, denn wenn er auch zu den dicht am Ufer lagernden Schalthieren gelangen könnte, so vermag er sie doch nicht zu öffnen, verspeist daher höchstens die an den Strand geworfenen, verschmachteten, deren Schale offen steht. An solchen thun sich noch mancherlei Thiere gütlich, auch vierfüßige; Erzählungen, wie eine Auster Mäuse fängt, gibt es mehrere, sogar ein lateinisches Epigramm von Burmann auf einen solchen Fall. Stürme und Verschlämmungen werden Austernbänken

Digitized by Google

in der Nähe der Gestade oft verderblich. Am meisten ruinirt dieselben aber der rücksichtslose, unsystematische Fang, namentlich während der Laichzeit.

Die Familie der Ostreaceen, der austernartigen Muscheln, zählt außer der gewöhnlichen, eßbaren Auster noch mehrere Arten, welche man in zwei Gruppen theilt, solche mit gewelltem und solche mit ebenem Schalenrand. Sie sind alle genießbar, einige den tropischen Meeren angehörige Arten sollen sogar in Größe und Wohlgeschmack die europäischen weit übertreffen. Von diesen letztern ist, nach der gewöhnlichen, die bekannteste die Hahnenkammauster, Ostrea crista galli oder cristata des Mittelmeeres. In Ostindien heimisch ist die Baumauster, O. parasitica, welche sich besonders gern an die zahlreichen Wurzelausläufer der Rhizophoren oder Manglebäume anheftet, sodaß dieselben zur Zeit der Ebbe ganz damit incrustirt erscheinen; es hat dies zu der Fabel von Austern tragenden Bäumen Anlaß gegeben. Ebendort, auch in Afrika, kommt vor die Blattauster, O. folium, eine kleine, aber besonders wohlschmeckende Art. In Nordamerika unterscheidet man drei Arten: O. virginiana, O. canadensis und O. borealis, welche sich den europäischen gegenüber namentlich kennzeichnen durch die violette Färbung der Muskeln und die stets mehr lange, als runde Form der Schalen. Innerhalb der Arten gibt es gleichfalls wieder viele Unterschiede, auf welche der richtige Austernkenner nicht geringen Werth legt. Bergaustern nennt man die auf felsigem Grunde gewachsenen, welche man den Sandaustern, diese aber wiederum den Schlammaustern vorzieht. Pfahlaustern heißen solche, die sich an Holz ansetzen, an Pfähle, Faschinen, Baumstämme, Wurzeln u. s. w., es finden sich darunter die schmackhaftesten Sorten. Hufaustern (Pieds de cheval, Horse-shoe Oyster) werden die größten Varietäten genannt, sie finden sich gewöhnlich auf dem tiefsten Grunde, sind roh und rauh, werden daher meistens nur zur Speisezuthat verwendet. In Europa kommen sie vor im Canal la Manche, bei Cette im Mittelmeere und im Skagerrack. Amerikanische Horse-shoe-Austern hat Sarah Felix in Frankreich eingeführt. Eine untergeordnete Sorte sind auch die Flachaustern (Huîtres comprimées) mit ganz zusammengedrückten Schalen und grauem, oft sogar schwärzlichem Fleisch; sie stecken im Schlamm, in Löchern, welche bei eintretender Ebbe sichtbar werden.

Die berühmtesten Austernbänke oder Fundorte der Austern sind die folgenden: die ganze Westküste von Frankreich, vorzüglich die Plätze Rocher du Cancale bei Saint-Malo, die Bucht von Arcachon mit der Bank La Hillon, deren besonders geformte Austern „Gravettes" heißen von den Furchen, die sie im Sande hinterlassen, Marennes, Ile de Chauzet bei Granville in der Normandie, Bucht La Forêt in der Bretagne, Bucht de la Trinité bei L'Orient, Touras bei Rochefort, Calais, Dünkirchen, u. a. m. Die beliebtesten Austern in Paris sind gegenwärtig diejenigen aus dem Aermelkanal. Holland besitzt große Austernbänke in dem Zuiderse, zu Texel, Zirikfee, Wadden, Dollach, Vieringen, Lauerzee u. s. w., Belgien bei Nieuwport (Nieuweweck bei Nieuwediep), während in Ostende sich nur Erziehungsanstalten für englische Austern befinden. Der letztern gibt es zahlreiche Sorten, unter welchen die kleinen der Süd- und Südostküste unter dem Namen „Natives" in den Handel kommen. Als die vorzüglichsten aller Austern gelten in England selbst die Emsworth Natives von der Insel Hayling in der Bucht von Portsmouth (schon im altberühmten „Doomesdaybook" erwähnt); ihnen zunächst stehen die Milton aus Kent, welche jenen sogar theilweise den Rang ablaufen, die Langston-Harbour, die von Newtown auf der Insel Wight, die grünen Falmouth und die Bergaustern von Harwich, deren Ankergrund ein besonders felsiger, auch hartsandiger Meeresboden ist. Große Austernbänke besitzt die Küste von Hampshire, die von Wales, Bucht von Caernavon, von Essex und Cornwallis (grüne!); bekannte Bezugsorte sind ferner: Colchester, nur als mittelgut geachtet, Langston, Chichester, Faversham, Whitstable, welchen Namen

Digitized by Google

die sämmtlichen Producte der künstlichen Austernbänke im Estuarium der Themse (soweit Ebbe und Flut reichen) führen; Rochester, Burnham, Schottland und Irland besitzen eine Menge von Austernbänken, letzteres Land rühmt seine Carlingfords als die besten der Welt; die Kanalinseln Jersey und Guernsey sind gleichfalls höchst ergiebig; endlich gibt es mitten im Kanal reiche Austernbeete, welche außerhalb der Jurisdiction irgendeiner Nation liegen, daher nach gemeinschaftlicher Convention von Briten und Franzosen zugleich ausgebeutet werden. In den Binnenstädten Norddeutschlands sind die großen holsteinischen Austern die bekanntesten; eigentlich sind sie schleswigische, von der Westküste bei Husum, den Inseln Sylt und Föhr; sie liegen auf lehmigem Meeresboden und mästen sich im Abfluß der Marschen. Auch bei den Nordseeinseln Norderney, Nauwerk, Wangeroge befinden sich Austernbänke, holländische Fischerboote, welche auf der Doggerbank thätig waren, pflegen die daselbst aufgenommenen Austern bei den genannten Inseln niederzulegen, um sie im nächsten Jahre gemästet wieder einzunehmen. In dem ruhigen Gewässer des Lijmfjord, im Kattegat und bei Skagen liegen Austern, an letzterm Orte die größten Europas, aber rauh von Geschmack, ähnlich den Helgolandern; das Gleiche gilt von denjenigen Schwedens und Norwegens. Die Küsten Spaniens und Portugals sind gleichfalls an vielen Stellen gut besetzt; berühmt sind die grünen baskischen Austern sowie diejenigen von Almada an der Tajomündung und die der Balearen, besonders von Ivica. Italien hat von alters her berühmte Austernbänke namentlich im Golf von Neapel, in der Bai von Cumä; derjenigen des Fusarosees ist schon gedacht worden. Als besonders berühmt galt und gilt die Arsenalauster von Venedig, eine Pfahlauster an den Hafenbauten, welche aber nach der Erbauung der Porta-nuova aus dem Arsenal gänzlich verschwunden ist, sie scheint selbst früher niemals in großen Mengen gefunden worden zu sein; ja Kenner leugnen ihr jemaliges Dasein gänzlich und behaupten, der Name sei nur ein Köder für leichtgläubige Reisende gewesen, die darunter mit Andacht die Austern von Chioggia verzehrt hätten. Künstliche Zucht der Austern in den Bassins des Arsenals ist mislungen, dagegen ergab diejenige der Miesmuscheln glänzende Erfolge. Die Adria ernährt sehr geschätzte Austernsorten. Allen voran steht die triestiner Pfahlauster, sie kommt aus der Bucht von Muggia gegen Duino, ist aber sehr selten, daher so theuer und gesucht, daß der Fremde sie schwerlich zu kosten, sondern dafür die ordinären der Lagunen von Morgo und Grado vorgesetzt bekommt. Die grünen Austern von Murano, die Pfahlaustern der Buchten von Sistiana, Capo d'Istria, Porto Caleri, Valle Sagreda, Bajona, die Bänke unter dem alten Schlosse Duino auf Felsengrund, des Lago-grande auf Meleda und vieler kleiner Estuarien und Buchten werden von der Gilde der Ostreganti (Austernfischer, eine Art Aristokratie gegenüber den Caparioi, den Sammlern von Herzmuscheln) ausgenutzt. Die edelste, durch Größe und Wohlgeschmack ausgezeichnete Auster des Adriatischen Meeres ist diejenige von Carin bei Novigradi im Bezirke Zara, die schlechteste diejenige der görzer Küste, Teraglio genannt, mit schwarzem Kiemenrand, daher nicht beliebt und schwer verkäuflich. Griechenland und die Türkei besitzen zahlreiche Austernbänke, letztere namentlich im Bosporus; das Schwarze Meer hat dagegen keine aufzuweisen, wahrscheinlich infolge seines geringen Salzgehalts. In Asien sind die Küsten von Ostindien und China besonders reich; Afrika besitzt Austernbänke am Niger, am Senegal, am Gambia, in der Mosselbai des Caplandes, alle jedoch von geringerer Qualität als die europäischen. Auch Polynesien ist genugsam damit bedacht, am reichlichsten jedoch Amerika, dessen ungeheuere Küstenausdehnung den Ansiedelungen der Mollusken besonders bequem scheint; in dieser Hinsicht ist es jedenfalls der begünstigtste Welttheil. Die vorzüglichsten Sorten der Vereinigten Staaten kommen aus der Chesapeakebai, von der Küste Massachusetts, Virginias (die virginische Auster ist identisch mit einer fossilen der Bucht von Bordeaux!) und aus der Bai von Wellfleet

Digitized by Google

am Cap Cod. Auch Californien erzeugt vortreffliche Austern. Diejenigen Südamerikas sind dagegen minder beliebt, gewöhnlich von fadem Geschmack und kommen nicht in den Handel. Uebrigens wird in ganz Amerika das Verfahren der Mästung, Parkirung der Austern in großartigem Maßstabe betrieben.

Der Austernfang geschieht mit dem Scharrnetz oder mit dem Austernrechen. Ersteres ist ein sackartiges Garn, dessen Mündung durch einen eisernen Bügel offen gehalten wird, die untere Querstange ist mit Zinken besetzt, welche beim Schleppen über die Bank die Muscheln losreißen, sodaß das Netz sie aufnehmen kann; manchmal füllt sich dasselbe bis zu 200 Stück auf einmal. Die Breite des Austerngarns (französisch Drague, englisch Dredge, italienisch Ostreghero oder Mussolero, wenn der Rahmen von Holz, Cassa, wenn er von Eisen) beträgt gewöhnlich 60—75 Centimeter, die Zinken, 10 an der Zahl, sind 6—10 Zoll lang; es wird mittels Tauen von den Barken geschleift. Liegen die Mollusken in geringerer Tiefe, so bedient man sich des Austernrechens, der einen 15—20 Fuß langen Stil und derartig gebogene eiserne Zinken hat, daß ihr äußerster Abstand von der Horizontalen des Balkens 25 Centimeter beträgt. In Nordamerika verwendet man gern zwei gekreuzte, durch ein Charnier in eine Zange (Tong) verwandelte Rechen mit geraden Eisenzinken. Die Austernbarken sind gewöhnlich Smacks von geringem Tonnengehalt; die Bemannung beträgt 3—4 Handen; in dem Mittelmeere beschäftigen sich Gabarren zu 3—4 Tonnen, Bragagnen zu 2—3 und Batelli zu 2—3 Tonnen mit dem Austernfang; es sind dies Boote ohne Deck mit 1—3 Masten; als Transportschiffe dienen die einmastigen Toppi, zu 3—4 Tonnen, oder die Ruderboote Tratti. Selten bildet der Austernfang ein ausschließliches Gewerbe, sondern wird gewöhnlich neben der Seefischerei betrieben; nur Nordamerika macht eine Ausnahme. Doch gibt es längs der Küsten immerhin auch Fischer, welche den Austernfang in erster Linie, die eigentliche Fischerei erst in zweiter betreiben. Es ist noch nicht lange her, daß eine einzige Austernbank an der irischen Küste gegen 2000 Fischer beschäftigte, allein sie ward so unbarmherzig ausgebeutet, daß die Ernte, welche 1860 durchschnittlich gegen 1000 Pfd. St. in der Woche der Saison abwarf, gegenwärtig auf 300 Pfd. St. das ganze Jahr herabgesunken ist. Die große, über drei englische Meilen lange Austernbank im Kanal an dessen engster Stelle ist binnen wenigen Jahren vollkommen gesäubert und jede Reproduction unmöglich gemacht worden. So war es auch mit den ehemals berühmtesten englischen Austernbänken zu Newhaven, deren Product als das feinste der Welt galt; sie sind durch maßlose Ausnutzung gänzlich zu Grunde gerichtet und das britische Sprichwort sagt von ihnen: „They have killed the goose for the sake of the golden egg" (sie haben die Gans geschlachtet, um das goldene Ei zu finden). Das ist aber leider an sehr vielen, vormals einträglichen Stellen des Austernfangs geschehen. Der größte Schaden wird angerichtet durch die Fischerei während der Laichzeit; in London, Paris und Hamburg kann man auch in den Monaten ohne „r" Austern bekommen, und sie werden genossen, trotz des oft ekelhaften Ansehens und schlechten Geschmacks. Daß dadurch aber zahllose Brut zu Grunde geht, wird von den wenigsten beachtet. Allerdings gibt es Gesetze und Conventionen, welche eine Schonfrist vorschreiben und während dieser den Austernfang verbieten, aber sie zu handhaben ist sehr schwierig, wenn nicht eine strenge Marktpolizei mit ihnen Hand in Hand geht. Die französisch-englische Convention zum Schutze der Austernfischerei verbietet den Austernfang von Mai bis Juli inclusive, zweckmäßiger wäre das Verbot bis Ende August. In der Adria dauert die Laichzeit etwas länger als in nordischen Meeren, daher gilt in Oesterreich und Italien die letztgenannte Schonfrist. Das Serbelloni'sche Gesetz für die Lagunenfischerei (vom Jahre 1808) bestimmt: Im allgemeinen ist der Fang der

Digitized by Google

Austern in den Monaten Mai bis August incl. verboten. Zum Gebrauche der Valli (Weiher, Parks, im Wege der Bestockung) werden gegen Erlegung von 2 Lire Licenzen für Austernsammler in den Hauptkanälen ertheilt. Aber auch zu diesem Behuf dürfen Austernnetze niemals in den Paludi und Barenen gebraucht werden. Allein Professor Schmarda bemerkt dazu: „Dieses höchst weise Gesetz, welches den Fang der Austern während der Laichzeit verbietet und so deren Vermehrung garantirt, wird gröblich verletzt. Ich habe im Monat Mai 1864 überall Scharrnetze im Gebrauch gefunden und Austern wurden auf öffentlichen Plätzen und in Speisehäusern verkauft. Ich habe wiederholt solche Austern untersucht und sie in der Mehrzahl der Fälle voll junger Brut gefunden." Ein zweiter Uebelstand, welcher abzustellen wäre, ist der Verkauf von Austern, welche ihr Wachsthum noch nicht vollendet haben. In England und Frankreich dürfen die Austern, welche die vorgeschriebene Normalgröße noch nicht erreicht haben, nicht verkauft werden. Es geschieht leider doch. In Italien kommen die Austern zu jeder Jahreszeit auf den Markt. Das Gesetz, welches den Verkauf vom 3. April bis Ende August verbietet, stammt schon aus dem Jahre 1532. Die zunehmende Verringerung der natürlichen Austernbänke hat in England Vorschläge ins Leben gerufen, dem Austernfange ein größeres Gebiet anzuweisen. Gegenwärtig gehen die französischen und englischen Austernfischer nicht tiefer als bis 30 Faden, es ist aber erwiesen, daß in größerer Tiefe noch ungeheuere jungfräuliche Austernbänke begraben liegen, mit Gewißheit weiß man es von der Doggerbank und vom Kanal, zwischen Cap Lizard und der Insel Ouessant. Solche Stellen sollen nach dem Plane von Robert Atkin ausgebeutet werden durch kleine Dampfer, Propeller, von 150 Tonnen Last, mit Eiskammern und Wasserabtheilungen für den lebenden Transport ausgerüstet, der Fang selbst soll mit Trawls (französisch Chalut, italienisch Cocchia oder Strassina), Schleppnetzen, vor sich gehen, wie sie zur Dorschfischerei im Gebrauch sind, aber für den besondern Zweck entsprechend verändert. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies Project zur Ausführung gelangt.

Wie schon mehrfach erwähnt, hat man seit den ältesten Zeiten an vielen Orten den Gebrauch befolgt, einen Theil der gefangenen Austern an geeigneten Stellen wieder ins Meerwasser zu legen, theils um die ausgewachsenen zu mästen, theils um die jungen zur gehörigen Größe heranreifen zu lassen. Solche, häufig künstlich angelegte Wachs- und Mästgebiete nennt man „Parks" (Oyster farms) und das Verfahren „Parkirung" (O. farming). Man wählt dazu gewöhnlich stille Salzgewässer, mit gutem Grunde, am besten hartem Sande; diesem jedoch fehlen gewöhnlich die Bedingungen, welche zur Mästung der Austern vorhanden sein müssen, nämlich reichliche Nahrung und völlige Ruhe. Beide finden sie am sichersten in den Estuarien der Flüsse, weshalb auch in diesen sich die meisten Austernparks befinden, so in der Themse, vor dem Ausflusse des Stour (Harwich), des Yare, im Humber, im Solent, im Milford Harbour, im Carlingford Lough (Großbritannien), vor den Mündungen der Somme, der Seine, des Rance (Cancale), der Loire, der Charente (Ile de Ré, Oléron), des Seudre (Marennes), der Gironde (Frankreich), der Yssel, der Weser, der Elbe, welche letztere ihren befruchtenden Schlamm bis über die Halligen und nach Helgoland hinausspült, u. s. w. Ebenso geeignet sind auch geschützte Buchten am Gestade mit reichem submarinen Pflanzenwuchs und Abschwemmungen vom Lande her, wie z. B. bei Ostende, Husum u. s. w., oder endlich natürliche oder künstlich angelegte Brackwasserbecken, mit dem nöthigen Salzgehalt und reichem, organischem Leben, wie der Fusarosee in Neapel, die venetianischen Lagunen, die istrischen Paludi und Barenen. In diese Behälter werden die Austern kunstlos eingesetzt, um, gewöhnlich nach Verlauf eines Jahres, oder zweier, wieder herausgenommen zu werden. Man bezeichnet die Stellen, namentlich auch diejenigen, wo die jüngere, zu längerm Bleiben bestimmte Saat eingesenkt worden ist, und hat dann weiter keine Arbeit bis

Digitized by Google

zur Ernte. Die künstlich angelegten Austernparke werden gewöhnlich derartig eingerichtet, daß die Meerflut nur bei besonderer Höhe in dieselben zu dringen vermag, damit von Zeit zu Zeit das Wasser erneuert wird. Dasselbe steht meistens nicht viel über einen Fuß hoch über den eingelegten Austern; dies ist wenigstens der Fall in den französischen Parks, namentlich in denjenigen von Marennes zur Hervorbringung grüner Austern. Der Bezirk, in welchem sie hauptsächlich angelegt sind, heißt La Tremblade (Charente inférieure). Der Boden dieser, vor der Mündung des Seudre gelegenen Becken besteht aus ziemlich festem, lehmigem Schlamm und wird sorgfältig rein gehalten, auch von Zeit zu Zeit mit hölzernen Stampfen geebnet. Zum Satz nimmt man junge, ein- bis zweijährige Austern, welche mit möglichster Regelmäßigkeit so vertheilt werden, daß ungefähr 15000 Stück auf die Fläche einer Hektare kommen. Sie bleiben gewöhnlich zwei Jahre lang im Park; alsdann erscheinen die Kiemenblätter intensiv grün gefärbt, der Körper des Thieres sehr fett, mit zartem, rosigem Fleische von besonderm Wohlgeschmack. Alljährlich werden in Marennes auf diese Weise über 60 Millionen Stück Austern im Werthe von gegen 4 Mill. Frs. parkirt oder gemästet. Die Austernparks bei Ostende bestehen in ausgemauerten Becken, welche mittels Schleusen völlig entleert werden können; sie werden alle 24 Stunden gereinigt und im besten Zustande erhalten. Es sind deren 7, und es werden jährlich 15 Mill. Austern, ausschließlich für den Export bestimmt, eingesetzt. Das letztere geschieht vom Monat September an bis zum Frühjahre. Die gefangenen, zur Parkirung bestimmten Austern kommen zuerst in Entrepots, Bassins, welche täglich zweimal vom Meere überflutet werden; nach einiger Zeit werden die großen, als Marktwaare schon tauglichen ausgeschieden und die kleinern in die Parks gebracht. Hier müssen sie nicht allein sorgfältig vor Frost und Hitze geschützt, sondern auch wiederholt von einem Becken in das andere versetzt werden, damit die Reinigung vorgenommen, der angesammelte Schlamm entfernt werden kann. Parqueurs, wie die Austernmäster heißen, welchen nicht mehrere Becken zu Gebote stehen, verrichten auch die Reinigung einfach mit der Hand und legen das Thier wieder an seinen Platz. Die Mästteiche heißen auf französisch Claires, italienisch Valli, und das ganze Verfahren wird daher auch Claireswirthschaft genannt. Außer der Veredlung und der Farbenveränderung, welche die Austern darin erlangen, sollen sie auch in ihnen lernen, ihr Wasser länger an sich zu behalten, dessen Vorhandensein die Gourmandise auf dem Continent, nicht aber in Großbritannien, besonders schätzt. Es schadet nichts, wenn die Claires manchmal ganz trocken liegen, doch sieht man darauf, daß die Austern wenigstens immer 20 Tage lang ununterbrochen unter Wasser bleiben; übrigens begnügt man sich in vielen französischen Claires mit einem Wasserstande von nur 4 Zoll. In Nordamerika befinden sich die hauptsächlichsten Austernparks an der Küste von State Island, namentlich in der Price Bay, am East River, bei Harlem, an dem Gestade von Shrewsbury, in der Bai von Quinnipiac, bei Bird Island, Hong Island, an einzelnen Stellen des Saint-Charles River und Mystic River. In Italien und längs der Ostküste der Adria steht die Vallicultur nicht blos für Austern, sondern auch für Seefische in hoher Blüte. Zur Mästung der erstern wird sie mit Vortheil betrieben namentlich zu Chioggia und zu Isola bei Venedig; doch hat eine ausgebrochene Epidemie diese Industrie an ersterm Orte auf lange hin geschädigt. In Frankreich betrachtet sich der Staat im Besitz der gesammten Meeresufer, einer Fläche von über 200000 Hektaren, und will sich im Interesse der Marine desselben nicht entschlagen. Zur Anlage von Parks oder Claires bedarf es daher einer Concession von seiten der Marineadministration, welche aber nur gedienten Seeleuten und zwar auf Zeit, widerruflich, ertheilt wird. Daher befinden sich die Claires wirthschaftlich nicht immer in den besten Händen; nur selten und durch besondere Vergünstigung können sich dem Seewesen fremde Personen dieser

Digitized by Google

wichtigen Industrie direct widmen, weil schon die einzige Thatsache der Beschäftigung mit dem Seefischfang genügt, um jedermann in die Inscriptionsregister der Marine eintragen zu können. Begreiflicherweise ist diese harte und durch nichts gerechtfertigte Maßregel nicht gerade geeignet, die Austerncultur zu heben; nichtsdestoweniger steht sie doch in Frankreich am höchsten, da es leicht ist, einen berechtigten Concessionär aufzutreiben und den Bedarf durch eingeschriebene Fischer zu beziehen. Der Reinertrag der Claireswirthschaften ist bei richtigem Betriebe ein sehr lohnender und kann sich bis auf 1500 Frs. per Hektare erheben.

Wohl zu unterscheiden von der Parkirung und Mästung der Austern ist ihre künstliche Zucht. Diese hat den Zweck, durch Schutz der jungen, den Schalen der Mutter entschlüpften Austern gegen die zahllosen Gefahren, welchen dieselben im freien Meere ausgesetzt sind, eine gesteigerte Production, demnach eine Vermehrung des Umsatzes zu erzielen. Zu dem Ende muß sie vor sich gehen an geschützten Stätten und unter allen Bedingungen, welche das Leben und Gedeihen der Mollusken in Anspruch nehmen. Erst in der neuesten Zeit ist die künstliche Austernzucht zu einem wirklich großartigen Gewerbe, und zwar binnen kurzer Frist geworden; bekannt war sie aber in den ältesten Zeiten und der Fusarosee diente ihr schon unter den alten Römern, wie noch heute. Dieser kleine, nicht weit von Neapel gelegene Salzsee, welcher durch einen unterirdischen Kanal mit dem Meere in Verbindung steht, hat ungefähr eine Stunde im Umfange und eine Tiefe von 5 — 6 Fuß; sein Boden ist ein schwarzer, feinzertheilter Lavaschlamm; überhaupt soll er vulkanischen Ursprungs sein und mit dem Vesuv in Verbindung stehen; bei großen Ausbrüchen des letztern ist es vorgekommen, daß sämmtliche Austern zu Grunde gegangen sind, infolge der Schwefelwasserstoffdünste, mit welchen sich plötzlich sein Wasser schwängerte. In dem ganzen See sind nun kegelförmige Steingruppen, durch ringsum eingeschlagene Pfähle gehalten, von 6 — 9 Fuß Durchmesser in mit dem Ufer parallelen Ringen aufgeschüttet; außerdem sind stärkere Pfähle in größern Abständen in der Mitte des Sees errichtet und durch Seile miteinander verbunden; an diesen hängen an senkrechten Stricken beschwerte Faschinen, welche sich unter Wasser befinden. Diese, wie jene künstlichen Felsen, dienen den Austern zu ihren Wohnsitzen und Wachsstätten. In den ersten Monaten des Jahres erfolgt die Bestellung des Sees; die trächtigen Austern werden aus der Bucht von Tarent bezogen und vorsichtig eingesetzt; ihre Vermehrung geht völlig ungestört und unter den günstigsten Verhältnissen in unglaublicher Weise vor sich; bald sind die Steinkegel sowol als die eingehängten Faschinen über und über mit jungen Austern in mehrfachen Schichten übereinander bedeckt. In der Mitte des Sees sind auf künstlichen Inselchen zwei Wächterhütten errichtet, deren Bewohner die Pflege der Zucht unter sich haben. Der See wird öfters gereinigt, die Austern nach der Größe fortirt und an bestimmte Plätze gebracht, namentlich die jungen von den Faschinen auf die Steine, und die Marktwaare ausgeschieden. Letztere geht, in Weidenkörben verpackt, sämmtlich nach Neapel. Dreißig Monate genügen zum völligen Auswachsen. Der Lago Fusaro wirft eine jährliche Rente von 32000 Frs. ab. Diese Umstände waren bekannt. Durch den Erfolg der künstlichen Fischzucht, welche ihm gleichfalls viel verdankt, ermuthigt, kam der französische Naturforscher und Akademiker Coste auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, auch die künstliche Austernzucht einzuführen und dadurch eine neue Quelle des Nationaleinkommens zu schaffen. Die in solchen Angelegenheiten sehr weitsichtige Regierung des dritten Kaisers ging auf seine vorgelegten Plane ein; er reiste im Jahre 1855 an den Lago Fusaro und gründete 1858 die erste Anstalt zur künstlichen Austernzucht in Frankreich zu Saint-Brieuc. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ein anderer, ein Maurer in Rivedoux auf der Insel Ré, Hyacinthe Boeuf, dem Gelehrten die Priorität streitig macht, indem er schon vor 1854 die künstliche Austern-

Digitized by Google

zucht mit Erfolg durchgeführt haben will; wie dem auch sein möge, so steht so viel fest, daß es nur dem Eifer und dem Wissen Coste's zu verdanken ist, wenn sie sich, wie geschehen, binnen wenigen Jahren zu einer großartigen Industrie emporgeschwungen hat. Neben ihm muß aber auch ein deutscher Name genannt werden, der des Dr. Kämmerer, welcher, auf der Ile de Ré angesiedelt und begütert, sich der neuen Sache mit Geschick und Glück dermaßen annahm, daß die wichtigsten praktischen Einrichtungen dabei auf sein Theil fallen. Wie gesagt, besteht das ganze Wesen der künstlichen Austernzucht darin, daß, ebenso wie bei der künstlichen Fischzucht, dahin getrachtet wird, die eben entwickelte Brut so vor den Gefahren und Zufällen des Meeres zu behüten, daß nicht von den Millionen Embryonen einer einzigen Auster nur wenige Exemplare am Leben bleiben und zur Fortentwickelung gelangen. Dazu bedarf es vor allem geeigneter Salzwasserbecken von größerer Tiefe als die Claires, sogenannte Productionsparks. Wo dieselben nicht vorhanden sind, werden sie geschaffen durch Aufführung von oft kostspieligen Dammbauten mit Schleusen in geeigneten Lagen der Meeresnähe. Die besten Gründe sind diejenigen mit feinem Kalksandboden, der zum großen Theil aus Muschelträmmern besteht, und zahlreich vertheilten Felsblöcken, woran sich die Schalthiere festhesten können. Wo diese fehlen, müssen sie herbeigeschafft oder durch künstliche Vorrichtungen ersetzt werden. Man unterscheidet die Lagerplätze der Mutteraustern, wozu gewöhnlich Steine, Pfähle u. dgl. genügen, von den Brutsammlern (Buches collectrices, englisch Hurdles, italienisch Raccoglitori), welche letztern derartig eingerichtet sein müssen, daß die jungen, schwärmenden Austern sich leicht daran in großer Anzahl festsetzen, gewissermaßen verstecken und halten können, während sie zugleich möglichst geschützt sind, außerdem, daß man sie bequem aus dem Wasser heben und wieder einsetzen kann. Es gibt vielerlei Arten und Formen der Brutsammler; wie es scheint, bewähren sich verschiedene je nach den verschiedenen Localitäten. Man nimmt dazu locker gebundene, freischwebende Faschinen (in der Mitte geschnürt, am Ende des Stricks ein Stein zum Versenken) wie im Fusarosee, Hohlziegel, treppenartig zusammencementirte Bau- oder Dachziegel, oder Gruppen aus losen Ziegeln, welche unten auf Latten ruhen müssen, damit sie nicht in den Grund sinken, zerbrochene Ziegel, Drainröhren, wobei man gefunden haben will, daß die intensiv roth gebrannten Steine bessere Resultate ergeben als die hellern, endlich auch Holzgerüste, Trümmer von Booten u. s. w. Von den hölzernen Brutsammlern kommt man jedoch neuerdings immer mehr ab, und das mit Recht. In der Bucht von Arcachon hat das französische Marineministerium eine, im Jahre 1865 vollendete, künstliche Austernzuchtanstalt gegründet, welche die Schalen der gemeinen Herzmuschel, Cardium edule, neben Hohlziegeln, als Brutsammler verwendet; mit 500000 Stück Austern aus dem Park von La Hillon bestockt, konnte sie Ende 1866 schon über 6 Mill. marktfähige Austern verkaufen, ohne den Bestand im geringsten zu gefährden. In der Valle Bistrina bei Stagno in Dalmatien werden jährlich 3000 — 3600 Aeste von Eichen, mit Steinen beschwert, als Brutsammler ausgelegt, sie haben sich bisjetzt trefflich bewährt. Man hat auch mit Erfolg versucht, die jungen Austern mittels Cement an die Ziegel festzukitten, doch hat dann das Wiederabnehmen Schwierigkeiten. Auf der britischen Insel Hayling und im Kanal, der dieselbe von Havant trennt, befolgt man auf 36 Acres zweierlei Methoden der Austernzucht; in der einen Hälfte, dem Fusaropark, verwendet man Faschinen, in der andern, dem französischen Park, Ziegel als Brutsammler. Bei einer im September 1867 vorgenommenen Stichprobe ergab der erstere, bei 18000 Faschinen auf 18 Acres Seegrund, für die Jahre 1870—71 die zuversichtliche Aussicht auf eine Totalernte von 80 Mill. Austern im Minimum. In den Productionsparks dürfen die Culturarbeiten niemals ruhen. Solche mit intermittirendem Wasserstand, welche von der Flut überdeckt werden, während der Ebbe aber ihr Niveau nur

Digitized by Google

durch Dämme behalten, sind denjenigen, welche immer ganz unter Wasser stehen, vorzuziehen, weil sie die Reinigung sowie alle übrigen Geschäfte wesentlich erleichtern. Diese bestehen in der Sortirung der Muscheln nach Größe und Alter, in der Vertheilung derselben, in dem Ausnehmen der Marktwaare (Austernpflücken, Cueillette genannt), in dem Auslegen der trächtigen Mutteraustern, dem Schutz gegen eingeschlichene Feinde und Naturgefahren, in der Vertilgung parasitischer Pflanzen und Thiere, in der Reinigung von Schlamm, in der steten sorgsamen Instandhaltung der Bassins, kurz, es sind deren so viele, daß eine sehr bedeutende Arbeitskraft zu ihrer Bewältigung gehört. Jede Vernachlässigung rächt sich aber alsbald durch einen Rückgang des Ertrags, wo nicht völlige Fehlernte. Die Hochschule der künstlichen Austernzucht ist die Westküste von Frankreich. Nachdem 1858 in der Bai von Saint-Brieuc der erste Versuch mit 3 Mill. Stück Austern aus Cancale und Treguier nach Coste's Vorschrift durch das kaiserliche Marineministerium, welches übrigens nur schwer daran ging, und anfänglich die ganze Sache für eine „theoretische Spielerei" erklärt hatte, gemacht worden und über alle Erwartung gut ausgefallen war — 221 Frs. Anlagekapital (300 Faschinen) ergaben einen Ertrag von 30000 Frs.! — entstanden mit einem male zahlreiche, ja Tausende von Etablissements zur künftigen Austernzucht. Ihr Mittelpunkt ist gegenwärtig die Insel Oléron, wo die Parkirung schon seit undenklichen Zeiten betrieben ward. Sie besitzt seit 1863 über 2000 Productionsparks, jeden mit einer Anzahl Claires, welche eine jährliche Ernte von 30 — 70 Mill. Stück Austern, je nach der Gunst der Umstände, abwerfen; der Absatz ist gesichert an die Parqueurs in La Tremblade und Marennes, welche die gesammte Production aufkaufen, um sie in ihren Claires zu mästen und grün werden zu lassen. Aelter sind die Anstalten der Insel Ré, schon im Jahre 1859 begonnen; es sind deren gleichfalls gegen 2000, darunter zwei kaiserliche Musterparks mit Hohlziegeln als Brutsammler. Daß selbst unter ungünstigen Umständen die Zucht gelingt, sobald nur Fleiß und Ausdauer vorhanden sind, beweisen die der Verschlammung sehr ausgesetzten Productionsparks zwischen Saint-Martin und Ridedoux, bei welchen trotzdem Plätze von 6—800 Quadratmeter einen jährlichen Reinertrag von 3—400 Frs. abwerfen. Hier ist es, wo Dr. Kämmerer einen Musterpark von 8 Hektaren, mittels Steindämmen gegen Fluten geschützt, gegründet hat. Auch Marennes hat begonnen, sich der Production zu widmen. Sehr interessant ist die künstliche Austernzucht von Regneville bei Granville in der Normandie; sie wird nicht im Meere selbst, sondern in einem abgegrenzten Brackwasser, mit 19 Claires betrieben, in welche durch Schleusen jährlich zweimal das Wasser der See eingeleitet wird; sie ist Eigenthum der ehemaligen Schauspielerin Sarah Felix, der Schwester der Rachel (mit welcher sie Kunstreisen machte, sie ist unter anderm in Leipzig aufgetreten); diese energische Frau verwendet große Kapitalien und Intelligenz auf ihre Unternehmung. Versuche, welche mit der künstlichen Austernzucht im See von Thau bei Cette, am Mittelmeere sowie in der Bai von Villafranca bei Nizza gemacht wurden, mislangen, ohne daß Gründe bekannt geworden wären. Folgende „Axiome" der Austernzucht stellt Harry Lobb, der Director der South of England Oyster Company, zusammen: Austern pflanzen sich nur fort in Wasser mit dem gehörigen Salzgehalt und auf reinem Meeresgrunde. In Brackwasser dagegen und auf Schlammboden werden die Austern fett, mästen sich. In den Productionsparks sollen die Austern bleiben bis zum vollendeten zweiten Jahr; in den Claires zur Mästung aber ein bis zwei Jahre. Austern zur Zucht dürfen nicht fett werden, gemästete Austern pflanzen sich nicht oder nur schlecht fort. (Dies scheint nicht ganz erwiesen zu sein, wenn es gleich dem Naturgesetz entspricht.) Da die natürlichen Austernbänke theils erschöpft sind, theils, trotz aller Gesetze, vor der gänzlichen Ausnutzung durch unverständigen Fang nicht bewahrt werden können, so ist die künstliche Austernzucht nicht blos ein Vor-

Digitized by Google

theil, sondern eine Nothwendigkeit. Den Beweis dafür liefert die Thatsache, daß allein in England mehr als 100000 Acres zu Productionsparks geeignete Seegründe verlangt werden.

Außer der Auster erstreckt sich die künstliche Zucht übrigens auch noch auf folgende Mollusken: die Miesmuschel, Mytilus edulis (französisch Moule, italienisch Pidocchio); verschiedene Venusmuscheln (Venus vulgaris u. s. w.) und Trogmuscheln (Mactra), namentlich aber eine Schlammmuschel, Lutraria compressa (auch Mactra lutraria; französisch Lavagnon oder Lutraire comprimée, italienisch Loca), welche bei großer Schmackhaftigkeit weit leichter zu cultiviren ist als die Auster, daher die Nachfrage im Wachsen begriffen ist; früher galten 100 Stück 20 Cent., werden jetzt aber mit 50 — 60 Cent. bezahlt; ein Plätzchen von 5 Quadratmetern liefert jährlich 3000 Stück Lavagnons. Aus Amerika wurden die eßbaren Muscheln Mya arenaria, Venus mercenaria, Pecten concentricus und Mactra solidissima in Frankreich eingeführt, um damit Acclimatisationsversuche zu machen. Auch die künstliche Zucht der Hummern und Langusten, der Krabben und Seesterne (Asteria rubens) ist mit Glück eingeführt worden und macht große Fortschritte. Gudin, auf der französischen Insel Tudy, züchtet jährlich 75000 Stück Langusten, in Dänemark hat Heins, Director des Fischereimuseums in Kopenhagen, sehr schöne und erfolgreiche Versuche mit der künstlichen Zucht der verschiedensten eßbaren Seethiere angestellt.

Die Auster ist aber nicht blos ein Leckerbissen, wie noch viele zu meinen geneigt sind, sondern ein Nahrungsmittel von bedeutendem Werthe. Noch vor 25 Jahren war sie im Binnenlande eine wahre Seltenheit; es fehlte an raschen Verkehrsmitteln, auch an dem Geschick, sie weithin zu versenden, daher kam sie häufig abgestanden, sogar verdorben an, und entsprach um so weniger dem Geschmacke, als der Anblick des gestaltlosen Weichthieres den damit nicht Vertrauten schon abstieß. Früher scheint man sie seltener roh denn zubereitet genossen zu haben; wie die Römer damit verfuhren, ist leider unbekannt. Oken berichtet, es sei erst in der neuern Zeit beliebt geworden, die Austern mehr roh zu essen, gewöhnlich mit Citronensaft oder mit rothem Wein. Ihre Nahrhaftigkeit ist unbezweifelt. Genauere chemische Untersuchungen über ihre Bestandtheile fehlen bis heute, doch ist bekannt, daß dieselben mit den nahrhaftesten Fleischsorten in gleichem Range stehen. Sie enthalten thierisches Eiweiß (Albumin), Fett, Muskelfaser, Leimsubstanz, Extractivstoffe, darunter einen bedeutenden Gehalt an Creatin, welches bekanntlich einen Hauptfactor bei der Nährkraft oder Verdaulichkeit bildet, endlich Wasser, und zwar gegen 88 Proc., demnach nur ca 12 Proc. Trockensubstanz nebst Salzen. Unter den letztern sind insbesondere diejenigen der Phosphorsäure, an Kalk und Eisen gebunden, sehr stark vertreten, außerdem finden sich in der das Thier umgebenden Flüssigkeit die Salze des Meerwassers, allein in bedeutend verdünnter Lösung, sodaß deren sonst hervortretende Bitterkeit unbemerkbar wird. Geht aus dieser Zusammensetzung schon unzweifelhaft die hohe Nahrhaftigkeit des Austernfleisches hervor, so wird diese bestätigt durch Payen's Nachweis, daß 16 Dutzend Austern 315 Gramme Proteïnstoffe (stickstoffhaltige Masse) enthalten, die zur täglichen Nahrung eines erwachsenen Menschen völlig ausreichen. Ein großer Theil der Salze, namentlich das Eisen, findet sich in dem Saft oder dem Blut der Austern, woraus hervorgeht, daß irgendeine Zubereitung, welche einen Theil davon in Verlust bringt, den Nahrungswerth des thierischen Körpers beeinträchtigt. Steht die Auster ab, stirbt sie, so verlieren ihre Schließmuskeln nicht immer die Kraft, wonach die Schalen sich öffnen, sondern es findet häufig eine Contraction statt, sodaß von außen kein Merkmal der eingetretenen Zersetzung zu gewahren ist. Diese erfolgt aber sehr rasch, es erzeugt sich dabei Phosphorwasserstoff, Ammoniak und Schwefelwasserstoff, und in

Digitized by Google

solchem Zustande ist der Genuß der Auster, abgesehen von dem Ekel, in der That gesundheitsschädlich. Wahrscheinlich auf den beiden letzterwähnten Ursachen beruht der noch vielfach verbreitete Aberglauben, daß die Austern eine schwer verdauliche, magenverderbende Speise seien. Dem ist nicht so, im Gegentheil gehören sie, wenn nicht allzu fett und gut gekaut — das letztere hält man im Binnenland gleichfalls für nicht nothwendig und meint, man müsse sie ganz, unzertheilt hinabschlürfen — zu den allerverdaulichsten, den Körperverlusten raschen und reichen Ersatz gewährenden Nahrungsmitteln. Wo man daher schon länger mit ihnen vertraut ist, hält man sie für Reconvalescenten oder Personen, welche der Kraftnahrung bedürfen, für besonders zuträglich, ja man geht sogar so weit, sie als ein wirkliches Heilmittel zu betrachten. Boerhave will Erfolge von ihnen gegen Auszehrung beobachtet haben; Baster behauptet: die Austern nähren vortrefflich und befördern die Ruhe; man schläft gewöhnlich sehr gut nach einem Austernmahle. Wer an schwachem und verschleimtem Magen leidet, der wird sich besser befinden, wenn er nüchtern oder eine Stunde vor dem Mittagessen 8 — 12 rohe Austern mit etwas geröstetem Brote verzehrt, als wenn er Arzneimittel braucht. Vielleicht schreiben sich von dieser Beobachtung die Austernfrühstücke und der Gebrauch her, mit Austern ein Diner zu beginnen. Man legt ihnen sogar noch andere, stimulirende Kräfte bei, jedenfalls aber mit nicht mehr Recht als einem jeden kräftigen Fleisch. In Nordamerika hat man den Werth der Austern als Stärkungsmittel für schwache Leute übrigens längst anerkannt; Karl Vogt erzählt, daß es dort als der äußerste Grad von Armuth betrachtet werde, wenn eine Familie längere Zeit keine Austern habe essen können, und daß Armenärzte in solchen Fällen sie geradezu auf Kosten der Gemeinde verordnen, weil sie der Ansicht sind, daß man schwachen Magen nichts geben könne, was verdaulicher, wohlschmeckender und passender für einen krankhaften Zustand der Ernährungsorgane sei. Für die Leichtverdaulichkeit der Austern sprechen auch die fabelhaften Quantitäten, welche einzelne Eßkünstler davon zu sich nehmen können. Brillat-Savarin erzählt, daß er genug Gutschmecker gekannt habe, welche als Avantgarde des Diners ein Groß oder 12 Dutzend Austern verzehrten, als ob das gar nichts sei. Er wollte sich davon überzeugen, welches Gewicht dieses Voressen habe, und fand, daß ein Dutzend Austern mit Inbegriff des Wassers (ohne Schale) 4 Unzen wiege, demnach das Groß gerade 3 Pfd. Ich halte es aber für ausgemacht, fügt der große Physiologe des Geschmacks hinzu, daß die nämlichen Personen, welche nach den Austern noch dem Mittagsmahl alle Ehre anthaten, mehr als vollkommen gesättigt gewesen wären, wenn sie 3 Pfd. Fleisch, und sei es von den zartesten Poularden, genossen hätten. Es soll aber in Frankreich Leute geben, welche vor dem Diner ohne Anstand 60 Dutzend Austern essen, eine fast unglaubliche, aber völlig verbürgte Thatsache. Aß doch ein Mann von historischem Namen, der Marschall Junot, jeden Morgen vor dem Frühmahl seine 300 Stück, solange die Saison währte, und wie weit blieb er hinter dem Kaiser Vitellius zurück! Mit Einem Worte, die Auster steht durchaus mit Unrecht in dem Verdacht der Unverdaulichkeit. Dieser kann sie nur treffen, wenn sie nicht gesund, trächtig und allzu fett gemästet ist, sie theilt dann die Eigenschaft mit jedem fetten Fleische; ebenso, wenn ihr durch Kochen oder andere Vornahmen ein Theil ihres Saftes entzogen worden ist, welcher gerade die am raschesten assimilirbaren Nahrungsstoffe in Lösung enthält. Eine große Rolle bei der Verdauung der Austern spielt jedenfalls ihr Salzgehalt, welcher durch Erzeugung von Salzsäure im Magen die Zersetzung beschleunigt, sowie die bedeutende Menge von Wasser in ihrem Fleisch und Fett; die letztere trägt mit dazu bei, daß selbst größere Quantitäten den Magen nicht sonderlich beschweren.

Weitaus die größte Menge von Austern wird roh gegessen. Mit einem besonders geformten Austernmesser wird die Schale geöffnet, wozu einige Uebung gehört, dann mit

Digitized by Google

einem Schnitt das Thier von der untern Hälfte getrennt, und ohne oder mit gewissen Zuthaten verspeist. Die erste ist das Wasser, welches sie umgibt; auf dem Continent hütet man sich sorgfältig, es zu verschütten, sondern schlürft es mit hinab; in England wird es abgegossen; dort gibt man Citronensaft, hier Pfeffer im Streubilchschen dazu. In der Bretagne nimmt man die frischen Austern mit einer Sauce aus gutem Weißweinessig, Pfeffer und zerriebenem Lauch. Was man vorzieht, ist Geschmackssache, die echten Austernesser halten alle Würzen für irrationell. Dagegen verschmähen sie nicht die Beigabe eines guten, geistigen Tranks. Es ist eine Streitfrage, welcher sich am besten zu den Austern eigne, sie wird aber schwerlich gelöst werden, da jedes Getränk dazu gut schmeckt, selbst Branntwein und Wasser. Gewöhnlich wird der Weißwein von Chablis, ein zu den kleinen Burgundern gezähltes Gewächs des Auxerrois im Departement der Yonne, als der bevorzugte Austernwein betrachtet, und in der That paßt seine Feinheit, sein Körper und sein Parfum trefflich zu den Trüffeln des Meeres. Aber auch Champagner, Burgunder und Bordeaux munden dazu, Rheinwein und Mosel nicht minder, der sicilische Marsala, die Marzamino, Vino nero und Refosco der adriatischen Küsten, der griechische Santorino, sie alle vertragen sich ganz gut mit den schmackhaften Molusken. Es ist aber nicht gesagt, daß sie des Weines zum Hinabschwemmen bedürfen, Bier leistet den gleichen Dienst und wird sogar von den britischen und amerikanischen Austernessern bevorzugt, welche behaupten, daß es keine rationellere Zusammenstellung gebe, als Austern und Porter. Von dem londoner Fischmarkt Billingsgate an durch alle die tausend Oyster Shops der gewaltigen Weltstadt bis in den fernsten Winkel der Vereinigten Königreiche ist sie gäng und gebe, höchstens daß der Porter durch ein Half and Half ersetzt wird, indem man ihn zur Hälfte mit Ale mischt. Daß auch bairisches Bier sich recht gut mit Austern verträgt, wird ein kleiner Versuch lehren. Der Holländer trinkt gern dazu einen Schluck Genever, der Ire Whisky, der Schotte Usquebough. Kurz, in dieser Hinsicht ist die Auster die verträglichste, hingebendste Creatur von der Welt. Auch paßt sie zu jeder Mahlzeit gleich gut, zum Frühstück, Diner oder Souper. Wie bereits erwähnt, bildet sie gern den Eingang bei einer größern Tafel; das ist schon unter den Römern gebräuchlich gewesen, deren Hauptmahlzeit, der Cöna, gewöhnlich eine Collatio (πρόπομα, promulsis oder antecoena) vorherging, welche namentlich in Austern, Eiern, Spargeln u. s. w. neben Falernerwein bestand. Dieser Gebrauch ist heute noch in Rußland üblich, nur ersetzt den horazischen Trunk ein feiner Liqueur. Sonst waren frische Austern, wie auch noch jetzt, immer die Einleitung des ersten Ganges der Mahlzeit; in der Saison dürfen sie bei einem Diner, das den höchsten Ansprüchen Rechnung tragen will, nicht fehlen; denn, sagt der Franzose: „L'huître est le bivalve de l'aristocratie et la palme de nos tables!" Allein nicht blos im frischen oder rohen Zustande wird sie verzehrt, die Kochkunst hat sich ihrer längst bemächtigt und gibt sie den Feinschmeckern in einer ganzen Reihe von Metamorphosen, als da sind Austernsuppe, Austern in Sauerkraut, Austernpastete, Austernsauce, geröstete Austern, welche, wie die Miesmuscheln, mit etwas Käse und Gewürz bestreut in ihrer eigenen Schale gebacken werden, und noch in mancherlei andern Gestalten, deren Recepte man vorzugsweise in britischen Kochbüchern findet. Vielleicht noch mehr in nordamerikanischen, denn die culinarische Vielseitigkeit der Austernverwendung kommt nirgends mehr zur Geltung als in den Vereinigten Staaten, wo sie in der That zum Nationalgericht geworden sind, mehr als der sonst als solches betrachtete Pumpkin (Speisekürbis), der nur am Thanksgiving day (allgemeiner Bußtag) als Pumpkin pie in keinem Hause der Union fehlen darf. In jeder noch so bescheidenen Volksrestauration ihrer Städte bekommt man für sechs Cents eine treffliche, sehr nahrhafte Austernsuppe. Zu dem Ende werden aber auch die Austern nicht blos lebend in ihrer Schale, sondern ebenso häufig ohne die letztere, als „Fleisch" oder „Austernfleisch"

Digitized by Google

versendet. Der Sitz des Handels damit sind die Städte Boston und Newhaven. In der letztern sind während der Saison täglich 7—800 Weiber blos mit dem Oeffnen und Ausnehmen von Austern beschäftigt, welche als Fleisch verpackt werden; eine geübte Arbeiterin öffnet in der Minute bis 80 Stück; sie erhält 8 Cents für die Gallone der Mollusken und kann bis 2 Dollars im Vormittage verdienen. Die ausgeschnittenen Austern kommen zuerst in einen blechernen Durchschlag, welcher unter dem Hahn einer Wasserleitung steht, werden darin tüchtig ausgewaschen und dann in ein Fäßchen verpackt; sie halten sich bei gutem Verschluß und nicht zu hoher Temparatur gegen 14 Tage; tritt letztere ein, so werden sie auf Eis gelagert, wozu jeder amerikanische Güterzug mit besonders eingerichteten Waggons versehen ist; auf diese Weise haben Cincinnati und Saint-Louis, ja noch entlegenere Städte des far West täglich frische Austern von der Ostküste. Eine Partie davon geht auch in Schalen, die Mehrzahl aber nur als „Fleisch"; der praktische Yankee bedarf des gewichtigen, kostspieligen und unnützen Gehäuses nicht, damit ihm der Kern munde; in Deutschland würde man sich nur schwierig zur Nachahmung dieses Beispiels verstehen. Die Verpackung und Versendung der Austern geschieht in Europa meistentheils in Fässern. Sie werden darin möglichst fest aufeinander geschichtet, ohne jede Zuthat; es ist irrig, wenn man glaubt, daß sie mit Meerwasser übergossen würden. Auf kurze Strecken, insbesondere vom Fang bis zu den Händlern, kommen sie in Frankreich in kleine, sehr flache Körbe, Bourriches, zu je 150 Stück übereinandergestellt, welche mit Stroh fest verbunden und mit Segeltuch umgeben werden. An der Adria packt man sie zu 20—25 Stück in geflochtene Körbchen, die in Ragusa sammt Inhalt zu 25 Kreuzern verkauft werden. Auch die Austern des Fusarosees gelangen in Weidenkörben zur Versendung. In Amerika werden sie, falls mit der Schale, in Fässer von der Größe eines Quarters Inhalt geschichtet, fest genug, daß keine ihr Gehäuse zu öffnen vermag; auf dieser Vorsicht beruht hauptsächlich die größere Transportfähigkeit. Die Austern als Fleisch, ohne Schalen, werden auch in Gläser mit hermetischem Verschluß, oder bei sehr weitem Transport in zugelöthete Blechkisten verpackt. Zu Newhaven in Nordamerika und in dem benachbarten Kegs sind drei mittels Dampfkraft betriebene Fabriken, welche 150 Mann beschäftigen, jahraus jahrein mit der Verfertigung von Austernfässern beschäftigt. Die Gefäße werden fest zugeschlagen, oben und unten mit Blech vernagelt und bis zur Spedition an einem kühlen Orte aufbewahrt. Während der kalten Jahreszeit kommen selbst bei größern Entfernungen keine Verluste vor; es ist bekannte Thatsache, daß man in Warschau ostender, in Wien englische und in Odessa französische Austern völlig frisch haben kann, wozu allerdings die Benutzung von Eisenbahnen oder Dampfschiffen nöthig ist. Bei wärmer werdender Witterung wird Eis zu Hülfe genommen. Hier und da werden auch die ausgenommenen Austern marinirt, wie die Miesmuscheln. Es geschieht dies unter Zufügung von Wasser, in dem sie angesotten werden, mit gutem Essig und Gewürzen; Frankreich liefert die besten marinirten Austern, nächstdem Amsterdam und London; die nordamerikanischen sind geringer wegen der schlechten Qualität des Essigs. Endlich werden die Austern auch als Conserven behandelt; von den Schalen losgelöst, werden sie, gleich Fleisch und Gemüse, in cylindrische Blechbüchsen gefüllt, der Deckel aufgelöthet und im Marienbad gesotten. Bei der londoner Ausstellung fand die Jury, welche 270 Blechbüchsen mit Conserven öffnete und untersuchte, namentlich die aufbewahrten Austern sämmtlich so frisch, als seien sie eben ausgenommen worden; sie stammten aus englischen Etablissements.

Die Schalen der Austern sind nicht ohne Werth. Früher wurden sie, calcinirt und gepulvert, als Arznei gegen Magensäure — neben rothen Korallen und Perlmuscheln — gegeben; ebenso als austrocknendes Mittel bei Skorbutgeschwüren; gegenwärtig werden

Digitized by Google

sie höchstens noch mit verschiedenen Gewürzen und Parfumen vermengt zu Zahnpulver verarbeitet. Wo sie dagegen in großer Anzahl zu haben sind, werden sie zu einem deshalb sehr geschätzten Baukalk gebrannt, weil sie fast gar keine Magnesia enthalten; es geschieht dies an den Küsten Nordfrieslands und Hollands, in Frankreich, England und Nordamerika. Im letztern dienen sie auch als Wegbaumaterial, zur Umfriedigung der Gartenbeete, oder anstatt der Schindeln, zur Bekleidung der Wetterseiten von Gebäuden. In zermahlenem Zustande liefern sie dem Ackerbau, für Boden, welchem es an kohlensaurem Kalk fehlt, einen schätzbaren Dünger. Einige Zahlen werden darthun, welche mercantilische Bedeutung ein scheinbar so geringfügiger Gegenstand erlangen kann, wie Austernschalen. Im Jahre 1867 erlösten aus denselben die großen Austernhandelshäuser in Baltimore die Summe von 600000 Frs. Vor dem Bürgerkriege brannten die Kalköfen von Barnes in Newhaven jährlich 250000 Bushel Austernschalen (1 Bushel = 10 Metzen preußisch). Längs der ganzen nordamerikanischen Küste beschäftigt sich eine große Menschenzahl mit dieser Industrie. Der Bushel Austernkalk wird mit 12—13 Cents verkauft.

Welche ungemeine Bedeutung der Austernhandel gewonnen hat, welche Umsätze er veranlaßt, wie viele Menschen er und die künstliche Zucht und Pflege der Weichthiere direct und indirect in Anspruch nimmt, darüber sollen nachstehend einige statistische Daten Nachweis geben. Von allen Städten der Welt verbraucht Paris die meisten Austern. Im Jahre 1804 betrug sein Bedarf 17 Mill. Stück; im Jahre 1853 war der Werth der Consumtion 1,641359 Frs.; 1859 = 2,186000 Frs.; nach Clavé verzehrt es gegenwärtig 75 Mill., nach Lobb sogar 132 Mill. Stück jährlich. In Calais gehen während der Saison 5 Austernboote auf den Fang in den Kanal und bringen jährlich 558—620000 Austern, die sie zu 35—40 Frs. das große Tausend (1240 Stück), in guten Jahren aber mit 50—60 Frs. verkaufen. Auf der Ile de Ré sind gegenwärtig nahezu 2000 Menschen mit der Austernindustrie beschäftigt; es gibt daselbst circa 3000 einzelne Parks und Claires, deren Ertrag im Jahre 1863 (binnen drei Jahren seit dem Beginn systematischer Zucht und Pflege) 30 Mill. Austern im Werth von 800000 Frs. betrug. Eine genaue statistische Aufstellung nach Dr. Kämmerer wird den Werth dieses Betriebszweigs ins rechte Licht setzen; die Insel Ré zählte im Jahre 1865: Productionsparks 2421; Claires für die Austernmästung 839; eingepackt waren in mittlerer Zahl 74,242038 Austern; in den Claires befanden sich 1,026282 Stück; den Durchschnittsertrag der Parks schätzte man auf 1,086230 Frs.; denjenigen der Claires auf 40015 Frs.; es waren zu Parks verwendet 140, zu Claires 6 Hektaren des Gestades; bei der Austerncultur beschäftigt waren 1700 Personen, davon 100 Fischer und Seeleute (Concessionsinhaber), 1450 Arbeiter (Cultivateurs) und 150 verschiedene Handwerker. Die Claires von Marennes liefern jährlich 50 Mill. Austern, deren Preis von $1\frac{1}{2}$—6 Frs. das Hundert variirt; bei dem gewöhnlichen von 5 Frs. repräsentiren sie einen Werth von 2 Millionen. Die Bucht von Arcachon im Golf von Gascogne, Departement Gironde, galt Jahrhunderte hindurch für einen der fruchtbarsten Fundorte der besten französischen Austern. Sie ist aber gänzlich erschöpft, und zwar so, daß im vorigen Jahre, 1867, der ehemals berühmte Kanal von Eyrac nicht mehr als 12 Stück Austern, die Bank von Teychan deren aber gar nur 5 Stück ergab! Um Abhülfe zu schaffen, errichtete das Gouvernement, auf Coste's Andrängen, drei Musterparks, Grand Cés mit 10 Hektaren, Craftorbe mit 12 und La Hillon mit 4 Hektaren. In die beiden erstern, welche noch Austern enthielten, kamen 1860 circa 1 Mill. Mutteraustern, es wurden 100 Kubikmeter Schalen von Cardium edule und 179 Brutsammler eingesenkt, letztere gebildet aus je 8 Bretern von 3 Meter Länge und 25 Centimeter Breite, welche einen Fuß über dem Grunde schwimmend gehalten werden. Diese Sammler sind mit Reisigbündeln

Digitized by Google

und Cardiumschalen, letztere durch Bleidraht befestigt, garnirt. Außerdem wurden auch noch 10000 Stück Hohlziegel auf Lattenunterlagen eingelegt. Alle diese Brutsammler überdeckten sich rasch mit jungen Austern, sodaß von 1862—65 schon 8 Mill. Stück Marktwaare im Werthe von 400000 Frs. aus der Anstalt gewonnen wurden, diese aber jetzt schon jährlich das Doppelte einbringt, wobei daranf gesehen wird, daß stets ein Bestand von mindestens 16 Mill. zurückbleibt. La Hillon, dessen schon oben erwähnt ward, war als Austernbank gänzlich erschöpft. Mit der Baggerschaufel wurden 10 Centimeter Schlamm ausgehoben, von 1864—65 circa 500000 Mutteraustern eingelegt, 270 Brutsammler und 5736 Ziegel versenkt, und schon im Jahre 1866 ergab der Park 7 Mill. Austern im Werthe von 300000 Frs. Dies sind die staunenswerthen Erfolge der künstlichen Austernzucht in Frankreich. Auf den Fischmarkt von London gelangen jährlich 500 Mill. Stück Austern (1860 circa 496 Mill.). Davon werden in der Stadt selber consumirt 130000 Bushel à 30 Liter, nach einer andern Angabe (Sturz) beträgt allein der Straßenverkauf in London 124 Mill. Stück, der Bushel zu 10 Sh., im Betrag von 150000 Pfd. St. aus erster Hand; diese ist aber unzuverlässig, denn danach würde der Bushel 413 Stück enthalten und über 3 Pfd. St. kosten müssen, während es Thatsache ist, daß in London gegenwärtig die Austern Stück für Stück zu 2 Pence verkauft werden, in Amerika dagegen, wo sie nach dem Gewicht gehen, kostet das Pfund nur 4 Pence. Im Jahre 1840 konnte man auf dem bedeutendsten Fischmarkt Londons, Billingsgate, bei der Ankunft der Austernboote allabendlich für Sixpence (5 Ngr.) einen ganzen Korb voll Austern, wie sie abgetragen wurden, kaufen, zahlte einem der dazu bereit stehenden Weiber eine Kleinigkeit für das Oeffnen und konnte, eine Pinte Porter eingerechnet, somit für ein Billiges eine sehr substantiöse Mahlzeit halten. Das Austernöffnen ist in London sowol als in Paris ein Geschäft für sich, es gibt einer großen Zahl von schwächern Händen Arbeit; in letzterer Stadt ernährt es während der Saison gegen 6000 Weiber. Da der Verbrauch in fortwährender Zunahme begriffen ist, die bestehenden Austernbänke ihn aber nicht mehr genügend zu decken vermögen, so haben sich in Großbritannien überall Genossenschaften oder Actiengesellschaften zur künstlichen Austernzucht gebildet, welche über genügende Kapitalien verfügen, und mit der den Briten angeborenen praktischen Umsicht rasch die besten Resultate zu Wege gebracht haben. Die bedeutendsten darunter sind: die South of England Oyster Company, die Southend, die Herne Bay und die Irish Oyster Company, letztere in Dublin. Die Insel Jersey führt jährlich 260000 Bushel Austern aus. Schweden und Norwegen betreiben nur den Fang, aber auch diesen blos gelegentlich, ihre Ausfuhr beträgt jährlich 281 Last Austern. In den Deutschen Zollverein wurden eingeführt in den Jahren 1836—61 an Austern, daneben auch Muscheln und Conserven 143190 Ctr. im Werthe von 2,863800 Thlrn.; wieder ausgeführt wurden davon 4418 Ctr. zu 88360 Thlrn. Den großartigsten Austernverkehr zeigt Nordamerika. Nach dem Berichte des Hafenkapitäns de Broca in Havre, welchen das französische Marineministerium im Jahre 1862 dorthin abgesandt hatte, um die betreffenden Verhältnisse genau zu studiren, sind die Hauptsitze des amerikanischen Austernhandels die Städte Richmond mit 1,050000, Baltimore mit 3,500000, Philadelphia mit 2,500000, Neuyork mit 6,950000, Fairhaven mit 2,000000, Boston und Providence mit 4,000000, insgesammt mit 20 Mill. Bushel jährlichem Umsatz. Da man auf den Bushel circa 200 Stück rechnet, so ergibt dies den ungeheuern Consum von 4 Milliarden Austern. Für Neuyork allein berechnet sich der tägliche Verbrauch das volle Jahr hindurch auf 19000 Bushel oder 3,800000 Stück. Der Verkauf im großen geschieht in letzterer Stadt an zwei Plätzen: Catharine Market am East River, und Foot of Spring Street am Hudson; an ersterm legen täglich 11, an letzterm 22 Oyster Boats (Austernboote) an. Der Kleinverkauf findet statt auf

Digitized by Google

Fulton Market und Washington Market. In Fairhaven (oder Newhaven, Connecticut) ist der Hauptsitz der künstlichen Austerncultur; es sind dafelbst in der Zeit vom März bis Juni über 1500 Fischer blos mit der Austernsaat, dem Auslegen der Mutteraustern, wovon man 250000 Bushel verbraucht, beschäftigt. Hier ist auch das Centrum des Handels mit Austernfleisch, d. h. Austern ohne Schalen. Das einzige Haus Levi Rove, welches Succursalen in Boston, Detroit und Cleveland hat, versendet jährlich davon 150000 Gallonen, bemannt 20 eigene Fahrzeuge für den Austernfang und beschäftigt stetig 75—100 Weiber mit dem Oeffnen und Einpacken. Außer ihm gibt es aber noch gegen 30 große Austernhandlungen in Fairhaven. In Baltimore hat sich das Austerngeschäft seit einem Vierteljahrhundert consolidirt; von hier aus wird der Westen Nordamerikas versorgt. Es gehen von Mitte September bis Mitte Mai Austern in der Schale nach Cincinnati und Chicago 400000 Bushel, nach andern Städten des Westens 400000, in Baltimore selbst werden consumirt 150000 Bushel, als Austernfleisch und Conserven nach Californien 200000, nach Saint-Louis 150000, nach andern Städten 310000, den Häfen der Ostküste 50000 Bushel, ein Gesammtbetrag von 1,660000 Bushel. Die Eisenbahnen verfrachteten davon 2,543620 Pfd. Austern in Blechkisten; der Gesammtbedarf des Handels der Stadt erheischt, wie erwähnt, 3,500000 Bushel in der Schale. An Austernbooten beschäftigt Baltimore 500, an Arbeitern für den Austernverkehr 3000, die darin engagirten Kapitalien betragen gegen 2 Mill., die Werthe der Waare 3 Mill. Doll. Die Austernhändler von Baltimore sind sämmtlich reiche Leute, viele darunter Millionäre, so namentlich Malby, der, ganz und gar ein self made man, sich vom Austernkleinhändler zu einem fürstlichen Vermögen emporgeschwungen hat. Welche Bedeutung dies großartige Geschäft für die Stadt besitzt, mögen noch folgende Zahlenangaben vervollständigen: die Bemannung der Austernboote und Transportschiffe beträgt 2—3000 Mann; es sind 2000 Personen beiderlei Geschlechts unabläßig mit dem Austernöffnen beschäftigt; 200 Männer werden verwendet zur Verpackung und den damit in Verbindung stehenden Arbeiten; 300 Klempner fertigen das ganze Jahr hindurch Austernkisten aus Weißblech und Zink; von ersterm werden jährlich für 150000 Doll. Tafeln verbraucht; endlich zu Holzkisten, welche die Blechgefäße umgeben, über 1 Mill. Fuß Tannenbreter. Ein beträchtlicher Handel mit Austern findet auch von Virginien aus in der Weise statt, daß bedeutende Transporte nach den Häfen des Nordens gehen, um daselbst in Parks gebracht und ein Jahr lang gemästet zu werden, ehe sie zum Verkauf kommen. Diese Parks (Oyster beds) befinden sich an der Küste von Connecticut, von Neujersey, von State Island, in der Price Bay, am Quinnipiac u. s. w. Es ist hier noch hervorzuheben, daß die Nordstaaten durch geeignete gesetzliche Bestimmungen sowol den Austernfang als auch die Parkirung und Cultur zweckmäßig geregelt haben.

Die Rentabilität der Wassercultur oder Meeresbewirthschaftung (Aquiculture oder Agriculture de la mer, Cultura di mare) stellt sich am sichersten heraus durch den Vergleich mit einem andern Betriebszweige. Die Inseln Ré und Oléron, die Centren der künstlichen Austernzucht in Frankreich, betreiben neben der Fischerei hauptsächlich Weinbau; Dr. Kämmerer hat den Reinertrag des letztern mit demjenigen der Austerncultur in folgenden Ansätzen aus der Erfahrung verglichen: Ein sogenannter Schlammpark zur Austernmästung in Rivedoux hat 10000 Quadratmeter Flächengehalt, auf den Meter rechnet man 30 Stück, er ist also besetzt mit 300000 Austern, welche, das Tausend nur zu 20 Frs. gerechnet, den Werth von 6000 Frs. ergeben. Um zu diesem Resultat zu gelangen, sind folgende Ausgaben und Arbeiten nothwendig: Einrichtung und Besetzung des Parks 3000 Frs., zwei Stunden Arbeit alle fünf Tage macht auf 3 Jahre 360 Arbeitsstunden, für 3 Mann 1080 Arbeitstunden oder zu 8 Stunden für den Tag 135 Arbeitstage zu 1,75 Frs., im ganzen 235,75 Frs., wonach die Gesammtausgabe be-

Digitized by Google

trägt 3235 Frs. 75 C., sodaß ein Reinertrag übrigbleibt von 2765 Frs. 75 C., oder auf jedes Jahr von 991 Frs. 92 C. Verbindet der Parqueur mit der Mästung die künstliche Zucht, sodaß er nicht jedesmal zu frischer Aussaat schreiten muß, so erhöht sich die Ernte leicht auf 400000 Stück; als Saataustern gelten diese 6 Frs. das Tausend, der jährliche Werth beträgt 2400 Frs., der von 3 Jahren 7200 Frs., nach Abzug der Kosten bleiben also dem Züchter 3965 Frs., oder ein jährlicher Nettogewinn von 1321 Frs. 70 C. Stellt man dem gegenüber die Bebauung eines Weinbergs von gleicher Größe, so bedarf der Besitzer dazu ein Pferd mit Karren und Geschirr, fünf Jahre der Vorbereitung ohne Nutzen, die Kosten der Pflanzung, eine dreijährige Arbeit ohne Ernte, sodaß bis zu dieser die Ausgaben gegen 1000 Frs. betragen. Eine Hektare Weinberg mit 10000 Stöcken ergibt 10 Eimer Wein à 80 Frs. = 800 Frs., die jährlichen Culturkosten belaufen sich auf 150 Frs., die der Lese auf 35 Frs. 50 C., ungerechnet Fässer und Kellerbehandlung also auf 185 Frs. 50 C., sodaß dem Winzer jährlich, in günstigen Weinjahren, bleiben 615 Frs. 92 C., während der Austernmäster 991 Frs. 92 C., der Austernzüchter 1321 Frs. 70 C. einnimmt und stets eine sichere, von der Gunst der Witterung nicht abhängige Ernte hat. Die Anlagekosten eines großen Austernproductionsparks weist Lobb an denjenigen von La Hillon nach. Die Herstellung des Bodens kostete 2800 Frs., der Ankauf der Mutteraustern 20200 Frs., der eines Bootes 1000 Frs., die Bewachung 2600, Nebenarbeiten 1500 Frs., Hohlziegel u. s. w. zu Brutsammlern 400 Frs., zusammen 28500 Frs. Im Jahre darauf besaß man nach Schätzung auf Stichprobe: Junge Austern an den Ziegeln 1,255248 Stück, auf den Mutteraustern angeheftet 2,680000, auf den Faschinen u. s. w. 1,246014, zusammen 5,181262 Stück Austern, welche verkauft werden können für 170000 Frs., sonach reiner Gewinn 141500 Frs. Die große Einträglichkeit der Austerncultur steht demnach außer allem Zweifel.

Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß die Auster, so gern sie genossen und so werth sie als Luxusgericht gehalten wird, sich im Volksmunde, wenn man so sagen darf, in intellectueller Hinsicht eines sehr schlechten Leumunds erfreut. „Dumm (oder verschlossen) wie eine Auster" ist ein im Deutschen wie bei allen austernkennenden Nationen gewöhnliches Sprichwort. Der Franzose sagt von einem eingezogenen, etwas bornirten Menschen: „Il vit, comme une huître en écaille!" Die Briten haben das Wort: „Undone, as a man would undo an oyster" (so offen dargelegt, wie jemand eine Auster öffnet), und die scherzhafte Begrüßungsformel: „How do you after your oysters?" Die Poesie hat sich leider des guten Geschöpfes wenig bemächtigt, so hold ihm auch die neuern Poeten an und für sich sein mögen; höchstens daß Goethe erwähnt „Austern, wenn ihr sie nicht frisch genoßt, wahrhaftig ist eine schlechte Kost", daß Hölderlin die Menschheit bemitleidet „um das Austerlebens willen", Heine die Perlen den „bleichen Schleim eines armen Austerthiers, das im Meergrund blöde kränkelt" nennt, daß ein Asmus omnia secum portans wegwerfend „was kümmern uns Austern und Lampreten" oder der Humorist im Engern zu Heidelberg singt von dem „Hering, der liebt eine Auster, tief unten im Meeresgrund". Die Alten haben das zarte Wesen besser zu würdigen gewußt; glücklicherweise nimmt ihm die Vernachlässigung nichts von seinem Werth und Wohlgeschmack.

Zum Schlusse sei noch für diejenigen, welche sich über die Auster und ihre künstliche Zucht des Nähern unterrichten wollen, eine Auswahl der dieselben behandelnden Literatur hierher gestellt: Blanchère, „Culture des plages maritimes" (Paris 1866); H. Lobb, „Successful oyster culture" (London 1867); F. Fraiche, „Guide pratique de l'ostréiculture et procédés d'élevage et de multiplication des races marines comestibles"

Digitized by Google

(Paris 1865); Schmarda, „Die maritime Production der österreichischen Küstenländer" („Oesterreichische Revue", Wien 1865—67); Kämmerer, „Des ruches tuilées et de la culture des huîtres sous le rapport commercial (Saint-Martin [Ile de Ré] 1867); Derselbe, „De la graine d'huître et des collecteurs ciments, science, revenues, statistique" (Saint-Jean d'Angely 1863); Erco, „Sulla coltura delle ostriche" 3 Bde., Triest 1862, 1863, 1864); Derselbe, „Sulla cultura dei pidocchi" (Bd. 1 und 2, Triest und Zara 1863, 1864); Coste, „Voyage d'exploration sur le littoral de la France et de l'Italie" (Paris 1861); Broca, „Rapport au Ministère de la Marine sur la culture des huîtres dans les États-Unis de l'Amérique" („Revue maritime et commerciale", 1863); „The Oyster, where, how, and when to find, breed, cook, and eat it" (2. Aufl., London 1863); endlich M. Busch, „Der gerechte und vollkommene Austernesser" (Hannover 1868).

Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie.

Zweiter Artikel.

Die Vorkämpfer der Unsterblichkeit.

Der Eifer, mit welchem die freiere Richtung der Philosophie sich gegen den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit wandte, hat natürlich im Heerlager der conservativen Denkweise einen nicht minder großen Eifer in Bezug auf hartnäckige Vertheidigung der angegriffenen Lehre hervorgerufen. Die Unsterblichkeitsfrage ist ein Angelpunkt geworden für die Gedankenbewegung der jüngsten Zeit. Während unsere großen Philosophen sie durchaus nicht mit einem Nachdruck behandelten, als wäre sie ein nothwendiges Glied in der Architektur ihres Systems, wollen die philosophischen Epigonen gleichsam auf diesen Fels ihre Kirche gründen. Doch schon der unbefangenen Betrachtung muß es einleuchten, daß dieselbe für das philosophische Denken niemals eine solche Bedeutung gewinnen kann, wie groß auch immer ihre Bedeutung für den subjectiven Glauben und die Frage des Seelenheils sein mag. Es ist durchaus nicht die Aufgabe der Philosophie, Ahnungen zu beweisen oder Glaubensartikel zu stützen. Wenn sie sich auf dies Gebiet begibt, geräth sie in das zweifelhafte Bereich der Hypothesen, der Inductionsbeweise, der Wahrscheinlichkeitsschlüsse, und verliert den festen Boden unter ihren Füßen. Die Aufgabe der Philosophie ist tiefsinnige Erfassung von Geist und Natur in ihrer idealen Bedeutung, keineswegs aber die Hingabe an eine Beweismanie, welche, die Grenzen der Erkenntniß unkritisch überfliegend, durch einen philosophischen Ansatz von zweifelhafter Berechtigung unbekannte Größen aus den bekannten herauszurechnen versucht. Alle diese Beweise sind um so schwieriger, als sie gegen die Wahrheit der Sinne gerichtet sind, welche für das unbefangene Denken und Empfinden doch eine beachtenswerthe Autorität bleibt, mag selbst Hegel ihr den untergeordnetsten Standpunkt in seiner „Phänomenologie" anweisen und sie durch eine Dialektik zersetzen, welche das sinnlich Einzelne im sprachlich Allgemeinen auflöst, dabei aber doch schließlich nur Resultate für die Genesis des Begriffs gewinnt, welcher der einzelnen Erscheinung ebenso interesselos wie machtlos gegenübersteht.

Mag man gegen Hegel's Dialektik immerhin einwenden, daß die Bewegung des Begriffs nur eine Scheinbewegung sei und dieser keineswegs durch Evolution den ganzen Inhalt der Welt aus sich herausentfalten, sondern sich nur mit dem Inhalt erfüllen könne, den er aus der concreten Welt in sich hereinnehme — das Zeugniß wird man dem großen Denker immer ausstellen müssen, daß er über die Vernunft des Wirklichen

Digitized by Google

niemals hinausging zur Unvernunft des Unwirklichen, daß er alles experimentirende Denken verschmähte und daß er selbst die religiösen Vorstellungen, wenn er sie auch nicht subjectiv-kritisch auflöste, wie Feuerbach, doch nur gelten ließ als metaphysische Begriffe, oder, wie wir von einem außerhalb des Systems fallenden Standpunkte sagen müssen, als Gedankensymbole. Wenn die Epigonen der Hegel'schen Philosophie dadurch über Hegel hinauszugehen meinen, daß sie Ernst machen mit dem objectiven Inhalte jener religiösen Vorstellungen als einem thatsächlichen, der sich innerhalb des Raumes und der Zeit als bestehend nachweisen lasse, so können wir hierin keinen Fortschritt erblicken; denn eine so sichere Wissenschaft die Experimentalphysik ist, eine so unsichere ist die Experimentalphilosophie, und über das Experiment, den Versuch eines Beweises, kommen derartige Unternehmungen nicht heraus.

Darum erscheint der Skepticismus, wie ihn Lotze in seinem „Mikrokosmus" gegenüber der Unsterblichkeitsfrage vertritt, als eine weise Selbstbeschränkung, verglichen mit der Sicherheit, mit welcher andere Denker der Neuzeit für die Unsterblichkeit unantastbare Grundlagen von unumstößlicher Beweiskraft zu legen glauben. „Daß wir die Seele", sagt Lotze, „als den substantiellen und dauernden Träger der Erscheinungen unsers innern Lebens ansehen müssen, davon allein haben unsere Betrachtungen uns überzeugen können. Aber daß die Seele darum, weil sie für diese Erscheinungen die bleibende Substanz sei, auch eine ewige und unvertilgbare Dauer als das Vorrecht ihrer Natur besitzen müsse, von der Sicherheit dieses Schlusses wird das unbefangene Gemüth sich nie überzeugt fühlen. Verlangt man das Zugeständniß von uns, daß jede Substanz ihrem Begriffe nach nothwendig unzerstörbar sei, so mögen wir die Richtigkeit dieses Begriffs zugeben, aber wir werden dann die Seele nicht mehr zu dem rechnen, was in seinen Umfang fällt. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, was einmal sei, müsse nothwendig immer sein, und Entstehen und Vergehen bezweifeln wir nur deshalb zuweilen in seiner Möglichkeit, weil wir mit der gewohnten Neugierde unsers Denkens eine Anschauung seines Hergangs haben möchten. Sind wir endlich durch den Zusammenhang unserer übrigen Ansichten so sehr darauf hingewiesen, in allem Endlichen nur Geschöpfe des Ewigen zu sehen, so können noch weniger die Schicksale dieses Einzelnen andere sein, als das Ganze sie ihnen gebietet. Das wird ewig dauern, was um seines Werthes und seines Seins willen ein beständiges Glied der Weltordnung sein muß; das alles wird zu Grunde gehen, dem dieser erhaltende Werth gebricht. Kein anderes höchstes Gesetz unserer Schicksale können wir auffinden als dieses, aber eben dieses ist unanwendbar in unsern menschlichen Händen. Wir können uns nicht vermessen wollen zu bestimmen und zu richten, welche geistige Entwickelung durch die ewige Bedeutung, zu welcher sie sich erhoben hat, die Unsterblichkeit sich erwerbe, welcher andern sie versagt bleibe. Weder ob alle Thierseelen vergänglich, noch ob alle Seelen der Menschen unvergänglich sind, dürfen wir entscheiden wollen, sondern müssen uns auf den Glauben zurückziehen, daß jedem Menschen geschehen werde nach seinem Rechte. Und ebenso wie die Fortdauer nach dem Tode ist das Dasein der Seele vor der Geburt dieses irdischen Lebens kein Gegenstand unserer menschlichen Kenntniß."

Gegen diese Selbstbescheidung, welche die Unsterblichkeitsfrage aus dem Kreise wissenschaftlicher Forschung ausschließt, im übrigen aber der Resignation näher steht als dem Glauben, auch in jenen Andeutungen, welche die Fortdauer von geistigen und sittlichen Werthbestimmungen abhängig und deshalb zu einem Monopol der Auserwählten machen, keinen der Billigung werthen und sichern Maßstab anlegt, erhebt sich nun in Sturm und Drang die rastlose Beweispartei, welche von der Ueberzeugung ausgeht, der Glaube an Unsterblichkeit sei unauflöslich mit unserm Wesen verbunden, und, unbewußt oder mit deutlicher Einsicht, die Prämisse des ganzen Verhaltens der Menschen, und deshalb diesen

Digitized by Google

Glauben durch alle nur möglichen Beweise zu geistiger Gewißheit zu erheben sucht. An der Spitze dieser Partei, als ihr eifrigster Vorkämpfer, steht der jüngere Fichte.

1) Immanuel Hermann Fichte.

Immanuel Hermann Fichte kann für den Begründer einer philosophischen Schule gelten, die er selbst mit Recht als die theosophische bezeichnet; eine Schule, welche der Hegel'schen Dialektik das Rüstzeug ihrer Beweisführungen verdankt, im übrigen aber ein Gedankenamalgam aus Stahl und Baader in ein System mit hinübernimmt, das sich für eine Art von höherm Empirismus ausgibt und die Erfahrungen des Seelenlebens, namentlich die ungewöhnlichen des Traumes, des Somnambulismus und der Ekstase, als Grundsteine für eine neue Anthropologie und Physiologie benutzt. Wie Stahl einst dem Pantheismus gegenübertrat mit der Betonung der Persönlichkeit, und diese theologisch erfaßte Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner Rechtsphilosophie stellte: so behauptet auch Fichte, daß der Geist nur als individueller, in der Form der Persönlichkeit existirender zu denken und daß jede andere Auffassung als eine willkürlich ersonnene, seiner Realität nicht entsprechende zurückzuweisen sei, und wendet sich damit gegen die „irrige pantheistische" Theorie und ihre „falschen psychologischen Resultate".

Gegen das Aufgehen der einzelnen Persönlichkeiten im Allgemeinen, gegen das Hinopfern des Individuums als eines werthlosen Bestandtheils der Gattung an diese, wie es mehr oder weniger alle pantheistischen Systeme lehrten, konnte der Gegenschlag nicht ausbleiben; er findet sich bei Fichte wie bei Feuerbach, nur dort auf theosophischer, hier auf materialistischer Grundlage. Mit der Persönlichkeit wissen die Logiker und Metaphysiker, die nur mit reinen Gedanken arbeiten, mögen sie dieselben auch concrete Begriffe taufen, nichts anzufangen; das Individuum ist etwas Unnennbares und entzieht sich der Bezeichnung durch die Sprache, in deren allgemeinen Aether ja alles einzelne verflüchtigt wird, nur der Name bleibt übrig, das begrifflose Etikett, das aber für die Phantasie das Bild gibt. Daß dies kein Schattenbild sei, beweist die innige Herzensneigung, die Leidenschaft der Liebe, die sich gerade an den einzelnen in seiner Erscheinung knüpft, die sich an das Individuum heftet bis zur Aufopferung des eigenen Ich; beweist ferner die Macht bedeutender Persönlichkeiten, welche die Geschichte bestimmen und bilden, welche die Gedankenbewegung ganzer Geschlechter vorbildnerisch in sich tragen und für Jahrhunderte ausprägen und welche ihr eigenstes Wesen in künstlerischen Gebilden unvergänglich für die späte Nachwelt hinstellen. Es ist daher die nothwendige Consequenz der pantheistischen Logik, daß sie gering denkt von der Neigung, die sich ausschließlich an ein Wesen heftet, wie denn auch Hegel aus seiner Geringschätzung der geschlechtlichen Liebe kein Hehl macht, die Neigung für etwas Gleichgültiges und Vernunftlosen für die besten hält, daß sie ferner in den großen geschichtlichen Persönlichkeiten nur ein Sprachrohr des Weltgeistes erkennt, den Fichte dagegen als ein gespenstisches Wesen bezeichnet. Ja dieser erklärt ausdrücklich, in der Welt des Geistes zähle die Gattung nicht mehr, nur der Einzelne habe Bedeutung.

So sehr man indeß die Bedeutung des Individuums für das Menschenleben und für die Geschichte zugeben muß, so kann man sich doch darüber nicht täuschen, daß die Natur jenen Philosophen recht gibt, welche das Individuum der Gattung preisgeben und das individuelle Leben gleichsam für ein geborgtes und werthloses erklären. Die Erfahrung zeigt uns, wenn wir sie unbefangen befragen, daß die Nothwendigkeit des Naturgesetzes für das einzelne Leben zum unberechenbaren Zufall wird. Ein Erdbeben, das mit einem einzigen Schlage viele Tausende verschlingt, ist doch ein irrationaler Eingriff in das Einzelleben; es verschlingt die verheißungsvollsten Keime und Entwickelungen, Gute und Böse, Genies und Cretins, Glückliche und Unglückliche, ohne eine andere Begründung,

Digitized by Google

als die im Zusammenhange unterirdischer Feuerherde liegt; eine Schlacht, in welcher der Mensch selbst die Naturgewalten entfesselt, mag für die Geschicke eines Volks und der Menschheit von großer Bedeutung sein; der Einzelne, den die Kugel oder die explodirende Bombe trifft, hat zwar das Bewußtsein, nur einem Gesetz der Chemie oder Mechanik zum Opfer zu fallen; aber für ihn selbst, für seine innere Entwickelung erscheint der Tod als ein Werk des Zufalls; das Los der zerpflückten Rose und des zertretenen Käfers ist auch das seine. Le roi est mort, vive le roi — der Einzelne stirbt, aber die Gattung lebt. Es bedarf eines bergeversetzenden Glaubens, um im Geschick der einzelnen, wo wir oft die höchste Begabung verkümmern, das edelste Streben scheitern sehen, einen vorgezeichneten Weisheitsplan zu erkennen, und die Unerforschlichkeit geheimer Rathschlüsse ist ja auch das letzte Asyl, in welches die theologische Weltanschauung sich flüchtet.

Bei aller Hochstellung des Individuums muß es ferner doch Bedenken erregen, wenn Fichte behauptet, daß jedes, auch das geringste Menschenwesen, ursprünglich und seiner Anlage nach Genius sei. Der Genius ist ihm die geistige Eigenthümlichkeit in ihrer Eigenheit, und ebenso ein Wesen sui generis, wie eine neue, in die Geschichte der Erde eintretende Thierspecies, nur mit dem im Wesen des Geistes begründeten Unterschiede, daß diese in unzähligen Einzelexemplaren sich ausprägt und somit doch blos der Natur zugerechnet werden darf, während jener nur einmal erscheint und wirkt, und so gerade die Geschichte hervorbringen hilft. „Daß jedoch ferner", fährt Fichte fort*), „ein jeglicher, welcher dem Menschengeschlechte angehört, zeige er sich in seinem factischen Bestande auch noch so sehr in geistiger Dürftigkeit oder Entartung befangen, dennoch Genius sei und eine tief eigenthümliche geistige Anlage verberge: dies im allgemeinen wenigstens anzuerkennen, dazu genügt schon eine etwas gründlichere Reflexion auf das Wesen der Menschen, wie es der unmittelbaren Beobachtung sich darbietet. Auf empirischem Wege ist es völlig unmöglich, im Gebiete menschlicher Individualitäten zwischen Genius und Nichtgenius eine Grenze zu ziehen, jenen nach irgendeinem specifischen Kennzeichen von den gewöhnlichen Exemplaren der Menschengattung abzuscheiden: vielmehr in stetigen, aber unbestimmbaren Uebergängen reiht die niedrigste Geistigkeit der erhabensten und originellsten sich an. Eine kurzsichtige Verblendung vollends wäre es, aus dem bloßen Nichthervortreten genialer Begabung auf ihr Nichtvorhandensein zu schließen, während oft genug, durch besondere Erregung geweckt, der Genius im unscheinbarsten Individuum plötzlich und unerwartet mit hellstem Glanze vor uns tritt. Wer erinnert sich nicht der schon einmal von uns angeführten Thatsache, daß die schlichtesten Menschen, in den Zustand des Hellsehens versetzt, d. h. in ihr eigentliches Wesen zurückkehrend und der eigenen innern Fülle theilhaftig geworden, unerwartete Schätze der Weisheit öffneten? Aber ebenso sehr ist zu beachten, was die moralische Ausbildung zu bewirken vermöge und wie tiefverborgen ohne dieselbe die entschiedensten Fähigkeiten bleiben, sodaß die wahre Geistesbeschaffenheit eines Menschen nur in höchst seltenen und begünstigten Ausnahmen zur Anschauung gelangen kann. So befremdlich daher es dem empirisch verhärteten Sinn erscheinen möge, so unzweifelhaft sicher ist es, daß im allgemeinen Zeitdasein nur der allergeringste Theil unserer verborgenen Anlagen sich ins Bewußtsein herauszuleben vermag. Seiner ewigen Natur nach ist jeder Genius; in seiner Zeitlichkeit, in seinem sinnlich vermittelten Bewußtsein erscheint nur ein Bruchstück davon."

Indem Fichte so das Individuum zum Genius erhebt, kann er durch solche übertreibende Glorificirung eine klare Anschauung von der Bedeutung der Persönlichkeit nicht fördern. Denn der Individualgenius Fichte's verwandelt sich ihm unter der Hand in den Ausdruck der allgemeinen gleichen Begabung. Am unglücklichsten ist wol das Bei-

*) Anthropologie (2. Aufl., Leipzig 1860), S. 528.

Digitized by Google

spiel des Hellsehens gewählt; denn gerade im Zustande der Vision tritt das einzelne Individuum ganz aus sich heraus; es ist eine Situation, in welcher der persönliche Genius gar keine Rolle spielt. Auch ist es eine starke Zumuthung an den guten Glauben, daß der Genius eines Lappländers und eines Goethe, eines Cretins und eines Newton ursprünglich gleich sei. Derartigen Behauptungen gegenüber hat die Anatomie ihr gutes Recht, wenn sie die Unterschiede geistiger Begabung auf äußere Unterschiede der Gehirnstructur zurückführt. Freilich wird Fichte entgegnen, daß der „Genius" sich in so unglücklich construirten Gehirnen in einer Art von Hemmungszustand befinde, der ihm die Entfaltung seiner ursprünglichen Begabung zur Unmöglichkeit mache. Denn der Genius Fichte's ist ein geflügeltes Wesen, das, bequem oder unbequem, mit seinen zusammengefalteten Fittichen unterhalb der Gehirnschale liegt, bis es aus diesem Zustande unfreiwilliger Dienstbarkeit durch den Tod befreit wird.

Durch den Genius ist das Individuum hypostasirt, nicht erklärt; ja die ursprüngliche allgemeine Gleichheit der „Genien" setzt ja wieder den Unterschied der Individuen zu einem Schein herab. Wer Ernst macht mit dem Individuellen, erkennt aber gerade diesen Unterschied an, erkennt die Verkümmerung an, wie die Herrlichkeit der Individuen in ihrer schöpferischen Bedeutung, zugleich aber die immerhin schmerzliche Thatsache, daß das Gesetz der Natur nicht das Individuum, sondern nur die Gattung respectirt. Gegenüber dieser Thatsache, die über jeden Zweifel erhaben ist, gehört der Beweis der persönlichen Unsterblichkeit zu den schwierigsten Aufgaben; denn die Wahrheit, welche hier auf der Erkenntniß durch die Sinne beruht, kann nicht mit jener mathematischen Evidenz als Täuschung nachgewiesen werden, mit welcher eine andere Wahrheit sinnlicher Erkenntniß, die Bewegung der Sonne um die Erde, als eine Täuschung erwiesen worden ist.

Gleichwol hat Immanuel Fichte mit großer Unermüdlichkeit versucht, den Unglauben der Zeit zu überwinden, indem er nicht an den Glauben, sondern an die wissenschaftliche Einsicht appellirte und mit dem ganzen Aufgebot anthropologischer und psychologischer Kenntnisse und ethischer Grundsätze, mit dem Eifer einer Beweisführung, welche allen entgegenstehenden Zweifel niederzustürmen sicher ist, jene erschütterte Heilswahrheit wieder im Herzen der Zeitgenossen zu befestigen strebte. Man darf behaupten, daß, im entschiedensten Gegensatz zu der Beiläufigkeit, mit welcher in den frühern Systemen die Unsterblichkeitsfrage behandelt worden war, diese in der Fichte'schen Theosophie eine centrale Bedeutung in Anspruch nimmt, sodaß der Denker sie mehrfach aus dem systematischen Zusammenhange seiner größern Werke herausnahm und als einen Kernpunkt derselben selbständig auf das ausführlichste behandelte.

Von jenen größern Werken erwähnen wir hier namentlich: „Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt" (2. vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig 1860), und: „Psychologie. Die Lehre von bewußten Geiste des Menschen oder Entwickelungsgeschichte des Bewußtseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung" (Leipzig 1864); von den kleinern Schriften: „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer" (Elberfeld 1834), „Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession" (Leipzig 1859), und „Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zu einer Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte" (Leipzig 1867).

Mit Recht sagt Fichte in dem letztern Werke, daß sich die Bedenken gegen das Wie der Fortdauer auf einen sehr einfachen Ausdruck zurückführen lassen. Es ist das Thatsache, daß während des Lebens die Seele in vollständiger und (wie es scheint) ausnahmsloser Abhängigkeit vom Leibe und seinen Veränderungen sich befindet; es ist im Tode der Schein eines völligen Verschwindens derselben als das letzte und entscheidende Zeugniß

Digitized by Google

jener unbedingten Abhängigkeit. Die erstere Thatsache zu widerlegen, die zweite als einen Schein nachzuweisen, wie er von Fichte schon der gegnerischen, gerade den Schein leugnenden Ansicht, um sie gleich im Keime zu ersticken, zugeschrieben wird, ist die Hauptaufgabe der Fichte'schen Bestrebungen. Ausdrücklich erklärt er den Glauben für zu schwach, jene Bedenken niederzuschlagen. Ebenso ist er der Ansicht, daß es keinen apriorischen Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit gebe, daß sich die Ueberzeugung davon dem Menschen nicht andemonstriren lasse. Wohl aber könne von einem Erfahrungsbeweis dafür gesprochen werden, in dem Sinne, daß man die empirischen Bedingungen vollständig untersuche, welche dabei in Frage kommen und bei denen es eben die Frage sei, ob sie zu jener Annahme stimmen oder ob sie in unversöhnbarem Widerstreit mit ihr stehen. Der Beweis der Unsterblichkeit soll auf Thatsachen der Erfahrung aufgebaut werden, ein um so kühneres Unternehmen, als diese augenfälligen Thatsachen gerade die Unsterblichkeit auszuschließen scheinen.

Gleichwol gibt es einen Kreis empirischer Thatsachen, der wenigstens zu Analogie- und Inductionsschlüssen mannichfachen Anhalt bieten; es sind dies die allerdings vielbestrittenen Thatsachen des Somnambulismus. Stellte sich doch schon Schelling das jenseitige Leben als ein fortwährendes Hellsehen vor, sodaß diesem eine vorbildnerische Bedeutung zukommen mußte, und dort nur, was im Diesseits als Ausnahme erscheint, zur Regel wird. Es ist daher erklärlich, wie Fichte sowol in seiner „Anthropologie" als auch in seiner „Psychologie" den Erscheinungen des Hellsehens die eingehendste Würdigung zukommen läßt und sie zu Angelpunkten seines Systems macht. In der „Anthropologie" behandelt er im fünften Kapitel des zweiten Buchs das Hellsehen und die Ekstase ausführlich und in der „Psychologie" wird eine umfassende Unterabtheilung der unwillkürlich objectivirenden Wirksamkeit der Phantasie dem Traumleben des Geistes gewidmet und der Schlaftraum, der Traum des Tiefschlafs, Somnambulismus und der Wachtraum mit den Visionen und der Fernschau der Ekstase in eingehender Darstellung und mit scharfer Sonderung oft zusammengeworfener Erscheinungen abgehandelt.

Man darf nicht behaupten, daß der Philosoph diesen Erscheinungen, die ein sehr zweifelhaftes Gebiet des Thatsächlichen einnehmen, kritiklos gegenübertritt; wir würden uns sonst in ein wüstes Gebiet von Spukgeschichten verlieren, die hier in überwuchernder Fülle gedeihen und die doch selbst für ein theosophisches Denken etwas Unnahbares haben. Eher kann man es ihm zum Vorwurfe machen, daß seine Kritik nicht eine voraussetzungslose, sondern durch die Voraussetzungen seines Systems bestimmt ist.

Die Untersuchung des „Hellsehens" ergibt ihm nun die folgenden Resultate: Es steht fest, daß im Hellsehen weder physiologisch noch psychologisch von Sinnenempfindung oder specifischer Nervenvermittelung mehr die Rede sein kann. Der äußere Leib ist der innern Sehe überall und in jedem Theile durchsichtig geworden, und hat aufgehört, eine isolirende und verdunkelnde Hülle für sie zu sein; es ist ein relativer Entleibung analoger Zustand eingetreten. Es muß die Möglichkeit der Annahme gestattet sein, daß unter gewissen bisher freilich noch nicht festgestellten und weiterer Untersuchung zu unterwerfenden Bedingungen die Seele auch ohne Vermittelung jener Organe percipiren und wirken könne. Ja, nicht als Hypothese, sondern als Erfahrungsthatsache ist der entscheidende Satz auszusprechen, daß es noch vor dem eigentlichen Tode Zustände gibt, in denen der Geist vom Einflusse des Nervensystems und des ganzen äußern Leibes völlig befreit, dennoch nicht aufhört, Bewußtsein zu haben und die Erinnerung an seinen bisherigen Zustand, kurz, das Bewußtsein der Identität seiner Persönlichkeit festzuhalten. In diesem Zustande relativer Entleibung tritt der gesammte eingelebte Besitz des Geistes plötzlich in engster causaler Verkettung vor sein Bewußtsein; die Gedanken gehen in einer für die Vorstellungsgesetze des Wachens unverhältnißmäßig raschen Folge vor dem Bewußt-

Digitized by Google

sein vorüber, während doch die innere causale Verbindung, das Logische, bewahrt bleibt. Der Geist erscheint in diesen Zuständen nicht verdunkelt, sondern gesteigert; er muß daher auch ohne Leib und Nervenapparat des Bewußtseins fähig sein. Nach den physikalischen Untersuchungen von H. Helmholtz über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenwirkungen vergeht „eine meßbare Zeit", während sich der Reiz vom Centralende eines Bewegungsnerven zum peripherischen in die Muskeln hinein fortpflanzt, und diese Zeit wird kürzer in dem Verhältniß, je kürzer die Nervenpartie ist, welche der Reiz durcheilt. Diese meßbare Zeitdauer wird ebenso von den Empfindungsnerven, überhaupt von allen Nerven- und Hirnwirkungen anzunehmen sein. Im Hirn- und Nervensystem liegt daher die retardirende Ursache für die gewöhnlichen Bewußtseinsprocesse; in jenen Zuständen erhöhten zeitfreien Vorstellens ist der Geist vielmehr als leib- und hirnfrei zu betrachten. Das gewöhnliche Bewußtsein bezeichnet Fichte ausdrücklich als „Hirnbewußtsein" und das durch dasselbe hervorgerufene „Weltbild" als „Erdgesicht".

Diese Entwickelungen der „Anthropologie" werden in der genauer specialisirenden „Psychologie" fortgeführt. Die Bewußtseinsquelle im Geiste beruht keineswegs auf seiner leiblichen Organisation, sondern im eigenen vorempirischen Wesen desselben. Durch seine Verbindung mit dem organischen Leibe und die dadurch vermittelten Sinnenreize wird sie zwar geweckt und in bestimmte enge Formen sinnlicher Perception geleitet, wodurch das Sinnenbewußtsein entsteht; aber an sich selbst ist sie durchaus vorsinnliches und selbständiges Wesen. Daraus folgt, daß jenes Sinnenbewußtsein nur eine der möglichen Formen des Bewußtseins überhaupt ist. Der allgemeinen Möglichkeit nach könnte es auch noch andere geben, so gewiß die innere Quelle desselben durchaus unabhängig ist von jeglichen äußern Bedingungen ihres Wirkens. Das Bindende und Verzögernde für die Processe des Sinnenbewußtseins liegt daher nur in den organischen Bedingungen, an welche der Geist im sogenannten „normalen Zustande" sich befindet. Nun gibt es aber einen Zustand des Geistes, in welchem er die Bewußtseinsprocesse mit ungleich größerer Geschwindigkeit, Lebhaftigkeit und eindringlicherer Intensität vollzieht, als er im Zustande des Sinnenbewußtseins jemals fähig ist. Dieser erhöhte Zustand des Bewußtseins kann nur die Folge einer Entbindung von jenen leiblich-organischen Bedingungen sein. Die obenerwähnte Möglichkeit ist daher nun eine Thatsache geworden, es gibt factisch noch einen andern Ausdruck für die allgemeine Bewußtseinsquelle im Geiste. Die Grundform dafür ist der Traum, für diese Form ist das Organ die Phantasie, welche in ihrer Art bewußtseinerzeugend ist wie das Sinnenorgan, für diejenigen Erregungen im Geiste, welche von innen stammen und geistigen Ursprungs sind. Denn der Geist hat, von wie vielen Seiten er auch in seinen bewußten Lebensäußerungen sich darstelle, doch immer zugleich noch einen unausgeschöpften Gehalt hinter sich, in den es ihm bisweilen gelingt sich unwillkürlich zurückzuversetzen. Und zwar sinkt er dabei nicht etwa, mit Verdunkelung seines individuellen Selbstbewußtseins, in irgendeine allgemeine geistige Substanz zurück, sondern wird nur gestärkt und erhoben in seiner individuellen Selbstgewißheit.

Die Consequenz dieser ganzen Theorie deutet zwar Fichte an, ohne sie jedoch rückhaltslos durchzuführen; er sagt mit Recht, daß sie den factischen Zustand des Geistes als den normalen und einzig möglichen verneine und ihm wenigstens hypothetisch einen höhern, umfassendern und andere Daseinsbedingungen gegenüberstelle.

Die wahre Consequenz derselben besteht aber darin, daß der Leib als eine Schranke, ein Hinderniß des Geistes dasteht, daß die Energien der Seele durch denselben gehemmt werden, daß der normale Zustand eigentlich nicht der normale und dieser von Luther so verächtlich als Madensack charakterisirte Leib eine ungeeignete Wohnung der Seele ist.

Wenn Fichte mit Verleugnung dieser Consequenz sich gegen den Spiritualismus und sein „dualistisches Erklärungsprincip" kehrt und dem Materialismus nachrühmt, daß er

Digitized by Google

von dem mächtigen Gefühle der Einheit des Menschen in sich selbst getragen werde, so ist dies nur jene Unklarheit, welche mehr oder weniger den vermittelnden Systemen eigen ist. Oder kann man den Dualismus von Leib und Seele mehr auf die Spitze treiben, als wenn man diejenigen Zustände der Seele, in denen sie vom Leibe frei ist, als die höhern bezeichnet?

Hier beginnt indeß erst die Aufgabe für den Philosophen, welche der consequente Mysticismus eines Baader, Ennemoser u. s. w. zu lösen versucht, während die Theosophie eines Fichte vor derselben rathlos stehen bleibt. Hier war nachzuweisen die gänzliche Werthlosigkeit des „Erdgesichts" gegenüber jenen höhern Visionen und durch theologische Motive die Unglaublichkeit zu erklären, daß ein höherer Bewußtseinsgrade fähiger Geist in die Schranken des Sinnenbewußtseins eingekerkert werde, ja daß gerade die Organe dieses Bewußtseins mit vollendeter Kunst und Zweckmäßigkeit gebildet sind. Wozu dieser Wunderbau des Auges, ruft schon Feuerbach aus, wenn die Seele desselben für ihr inneres Schauen nicht bedarf? Für diese Anschauung wird die Sinnenwelt, das „Erdgesicht", ein unerklärliches Räthsel, und der „Schleier der Maja", hinter den doch alle Weisheit zu blicken sucht, schwebt undurchdringlich vor den Augen des Philosophen. Die indische Weisheit ist indeß in dem allen viel tiefer als die Halbheit abendländischer Theosophie. Ist die Seele höherer Bewußtseinsformen fähig, an deren Ausübung sie durch die leibliche Organisation gehindert wird, so ist der Zustand irdischer Verleiblichung für sie ein unangemessener; sie befindet sich in Gebundenheit und Unfreiheit; sie hat sich erniedrigt und Knechtsgestalt angenommen. Dies kann nur ein Zustand der Buße, der Strafe sein, und hierüber findet sich in den Religionssystemen der Brahmanen und Buddhisten manche tiefsinnige Deutung, die wir bei Fichte und den philosophischen Anhängern dieser Richtung vermissen.

Ein anderer Mangel an Consequenz tritt in der Darstellung des Fernschauens hervor, durch welches Raum und Zeit überwunden wird. Uns scheint beides nicht mit gleichem Maße meßbar. Der Blick auf ein gleichzeitiges Geschehen, das nur räumlich entfernt ist, setzt ein von der gewöhnlichen Sinnenthätigkeit abweichendes höheres Schauen voraus, wandelt aber nicht die äußere Thatsachen; er sieht nur aus der Ferne, was andere in der Nähe sehen; er ist nur eine Steigerung subjectiver Seelenkraft. Der Blick in die Zukunft, insoweit er nicht aus der Klarheit verstandesmäßiger Berechnung oder der Intuition des Genius hervorgeht, welche durch die Kette des Causalnexus wie ein Blitz hindurchschlägt, aus ihren vergangenen Gliedern in die künftigen dringend, insofern er gerade den Zufall im Schicksal der einzelnen vorausschaut, dasjenige, was im Schos der Zukunft, ἐν δεων γουνασι liegt, was sich aller verständigen und genialen Voraussicht entzieht, ist nicht blos Ausfluß einer höhern subjectiven Intensität der Anschauung, sondern er setzt nothwendig voraus, daß die Zukunft auch objectiv etwas Fertiges sei, in welches erhöhten Gaben ein Einblick verstattet werden kann; es wird daher alles Geschehen wie alle That herabgesetzt zu einer Scheinbewegung innerhalb eines von Ewigkeit kreisenden Rades, zu einer traumartigen Erfüllung längstgefaßter göttlicher Rathschlüsse. Der Verfasser der „Ethik" bewegt sich harmlos an diesem Abgrunde des Mysticismus vorüber, welcher die ganze Ethik mit Stumpf und Stiel verschlingt.

Wenn Fichte überdies die „Phantasie" zu einem gleichberechtigten Organ und zu einer gleichen Bewußtseinsquelle macht wie die Sinne, so werden sich mit Recht gegen diese Behauptung die begründetsten Einwendungen erheben. Daß die Phantasie gleichsam hinter dem Rücken der Sinne ihre besondere Eingebungen habe, ist eine unbewiesene Thatsache; sie darf auf die Ehre eines aparten Organs nicht Anspruch machen; denn in den Träumen, in den Schlaf- und Wachträumen, selbst in den Visionen der Ekstase verarbeitet sie kein anderes Material, als was ihr das Organ des Sinnenbewußtseins überliefert

Digitized by Google

hat. Sie mag frei mit Licht und Farbe, mit den Formen und Gestalten der sinnlichen Welt schalten, sie mag die Schranken überspringen, welche die hart im Raum sich stoßenden Dinge ihr gegenüberstellen — die Vorstellungen, welche sie in der rohen Unbewußtheit des Traumes und der traumartigen Zustände, wie in der freien schöpferischen Thätigkeit einer vom Ideal des Schönen durchleuchteten Seele verknüpft, sind nicht aus der eigenen weltfremden Tiefe geschöpft, sondern den Eindrücken der äußern Welt entlehnt, wie sie die Sinne aufgenommen haben. In der Verknüpfung selbst kommt ein höheres geistiges Gesetz zur Geltung; aber solange uns die Phantasie nicht eine Gestaltenwelt zeigt, die weit von der äußerlich aufgenommenen abweicht und ihren Schwerpunkt in sich selbst trägt, kann sie nicht als Organ mit den Sinnen, von deren Eindrücken sie abhängig ist, in gleiche Linie gesetzt werden. Das Erdgesicht des Hirnbewußtseins schimmert mit seinen Contouren unentfliehbar durch die Gesichte unserer Theosophen hindurch.

So erscheint die Fichte'sche Theorie, bei einer Fülle geistvoller Ausführungen im einzelnen und bei kritischer Schärfe gegenüber den Verirrungen früherer Systeme doch als ein Gewebe von Halbheiten und Widersprüchen, ein Dualismus, der sich selbst verleugnet, ein Mysticismus, der vor seinen Consequenzen erschrickt und sich durch Vernunftgründe beweisen will.

Gleichwol hat Fichte die beiden wichtigsten Punkte der Unsterblichkeitsfrage scharf ins Auge gefaßt, die unendliche Bedeutung der Persönlichkeit auf der einen Seite, auf der andern die Möglichkeit einer, von den leiblichen Bedingungen unabhängigen Seelenthätigkeit, wie sie in den Thatsachen des Somnambulismus erfahrungsmäßig vorzuliegen scheint. In jener dunkeln, vom Hirnbewußtsein nicht erleuchteten Region der Seele liegt allein der Ankergrund für ein Jenseits, das die nur mit jenem Bewußtsein arbeitende Philosophie allerdings nicht erfassen und am wenigsten beweisen kann.

Auf den ersten Blick scheint dies Fichte'schen „Hirnbewußtsein" große Aehnlichkeit zu haben mit dem Schopenhauer'schen Intellect und ebenfalls nur eine Art von Hülfslaterne zu sein, damit die Creatur sich auf Erden zurechtfinde. Doch der Intellect Schopenhauer's ist eben alles Bewußtsein; Fichte's Hirnbewußtsein deutet auf ein anderes Bewußtsein, in welches das Ich sich bei besonders günstigen Umständen zurückziehen kann, wie in einen ruhigen Hafen aus sturmbewegtem Meere. Der Gegensatz zu Schopenhauer's Intellect ist der Wille, jenes riesige millionenköpfige Ungeheuer, das die Welt bewegt, das auch uns gleichsam in allen Gliedern liegt und so ohne Hülfe des Intellects erkannt wird; der Gegensatz zu Fichte's Hirnbewußtsein ist das Phantasiebewußtsein, das sich von den Sinnen, von Hirn und Nerven emancipirt und in dem Hellsehen, dem „Vortod", seine den Tod spiegelnde und überwindende Macht zeigt.

Jener abstracten Theorie der „Unsterblichkeit", wie sie der Rationalismus mit Verschmähung des „Wie" und des „Wo" als ungerechtfertigter sinnlicher Uebertragungen in ein himmelblaues Jenseits zeichnete, tritt Fichte mit Entschiedenheit entgegen, indem er diese Vorstellung als dürftig und arm, rabulistisch und unbestimmt verwirft; er fragt vielmehr, in welcher Welt die Seele fortdauert, eine Frage nach dem Wo, die nothwendig auch ein Raumverhältniß der Seele in sich schließt. Schon Schleiermacher hatte den Wink fallen lassen in seinem „Christlichen Glauben", daß man die Vorstellung eines endlichen geistigen Einzellebens ohne die eines organischen Leibes gar nicht vollziehen könne, sodaß von einer Unsterblichkeit der Seele im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein könne ohne leibliches Leben. Schelling behauptet in seiner Schrift „Clara", daß, wenn wir eine Fortdauer des Bewußtseins und eine Identität dieses Bewußtseins behaupten, der Begriff eines Physischen nicht aufgegeben werden könne; denn das Physische scheine ihm die Grundlage aller Bewußtheit zu sein; er behauptete, daß der im Tode

Digitized by Google

fortdauernden Seele der Leib nachfolgen müsse. Schelling spricht von einer geistigen Seele des Leibes, die, hier verborgen und untergeordnet, dort die offenbare und herrschende werde, daß dies Geistige des Leibes eben die geistige Gestalt sei, deren Keim schon jetzt, aber durch die Materie gebunden, in unserm Leibe liege und erst durch jene Entbindung sich entwickeln könne. Die mehr zum Glauben sich neigenden Forscher F. von Meyer, Schubert, Eschenmayer sprechen von einem „Aetherleibe", welcher nach dem Tode der Seele verliehen werde, während Krause und seine Schule einen „materiellen Urleib" anerkennen. Anknüpfend an diese Vorgänger, namentlich an Schelling und Krause, verkündet uns nun Fichte die Lehre von dem „Seelenleibe", durch welche er die menschliche Seele nach dem Gesetz der Stetigkeit und auf den Grund thatsächlicher Analogien aus ihren gegenwärtigen Lebenszuständen in die künftigen hinüberzubegleiten und der Forschung ein neues Gebiet anzueignen hofft, welches ebenso zugänglich und sicher wie alle übrigen im Bereiche der Erfahrung liegenden, der Menschheit über ihr inneres ewiges Wesen bisher ungeahnte Aufschlüsse verspräche. Was sonst dunkel gehofft, zweifelnd geglaubt wurde, könnte dann einen Grad innerer, durch fortgesetzte Forschung immer zu steigernder Gewißheit erhalten. Fichte will den kühnen Versuch machen, für immer dies ganze Gebiet der physiologischen und psychologischen Naturforschung zu gewinnen. Es ist der Begriff des „Seelenleibes", des „innern Leibes", an dessen Balancirstange Fichte über die Kluft des Diesseits und des Jenseits hinwegzusetzen versucht.

Nach Fichte erzeugt sich die Seele, ihrer vorbildlichen Eigenthümlichkeit gemäß, ihren Körper als nachbildliches Organ aus der in ihrem Assimilationskreise eintretenden chemischen Stoffwelt. Wie sie Herr ihres Verleiblichungsprocesses ist, so bleibt sie begreiflicherweise auch in ihrer völligen Integrität bestehen, wenn sie sterbend jenen ganzen Darstellungskreis fallen läßt. Dieser Darstellungskreis besteht aus chemischen Elementen, welche aber das unablässig Wechselnde sind. Nach Verlauf eines bestimmten Zeitraums hat dieser äußere Leib, das Product ihrer Zusammensetzung, so vollständig sich wieder erneuert, daß auch nicht der kleinste Theil dieses alten zurückgeblieben, daß ein völlig neuer Leib vorhanden ist. Dennoch bleibt derselbe Leib während der ganzen Dauer unsers Zeitlebens sowol im äußern Typus als nach dem Grundcharakter seiner innern organischen Construction ganz der eine und selbe während dieser steten Umbildung seiner Stoffe. In den Stoffelementen kann daher das wahrhaft Beharrende, jenes einende Formprincip des Lebens nicht gefunden werden, welches sich während unsers ganzen Lebens wirksam erweist; es ist daher nur als Kraft zu denken, als Kraft aber *ohne Zweifel* an einem realen Substrat befestigt; das aber nicht gleichfalls ein Stoff, ein einfaches Element sein kann. Das ist nun aber der wahre, innere unsichtbare, aber in aller sichtbaren Stofflichkeit gegenwärtige Leib. Fichte geht auf das Harmonisirende des Hypokrates, auf das ätherische Seelensubstrat des Aristoteles, auf das „Nephesch" der Kabbala, auf den „pneumatischen Leib" der Neuplatoniker, auf den „siderischen" oder „Astralleib" des Paracelsus zurück, die er dem irdischen Elementarleib gegenüberstellt, um das ehrwürdige Alter und die stete Wiederkehr dieser Vorstellungsweise in der Geschichte der Philosophie nachzuweisen. In Wahrheit ist dies einende Formprincip doch nur die Lebenskraft, die allerdings auch von vielen Physiologen, aber mit Unrecht bestritten wird, eine Kraft, welche Fichte, indem er sie an ein besonderes Substrat heftet, zu einer transscendenten macht, statt ihre Immanenz im menschlichen Körper zu behaupten. Jenes Substrat, das Fichte mit der beweisunkräftigen Wendung „ohne Zweifel" durch eine Hinterthür in seine Theorie einführt, die es allein auf starken Schultern tragen soll, ist eben nichts als eine Hypothese.

Weiterhin behauptet unser Philosoph, daß der Tod durchaus keine *andere* und *neue* Erscheinung sei; der innere Leib lasse nur *vollständig* die sinnlichen Medien fallen,

Digitized by Google

wie er es unvollständig in jedem Augenblicke des Lebens gethan. Der Tod bezeichne ebenso wenig als das tägliche Sterben ein Ende des organischen Lebens, ein Erlöschen der Lebenskraft; denn er sei ebenso nothwendig im allgemeinen Rhythmus des Lebens gesetzt wie der ununterbrochene „Mauserproceß" während des zeitlichen Daseins.

Auf diese Höhe der Abstraction werden unserm Denker nur wenige zu folgen vermögen. Den Tod für keine andere und neue Erscheinung zu halten, das ist eine Meinung, welche schon von dem allgemeinen Empfinden Lügen gestraft wird. Eine Mauser, bei der man nicht die Haut und einzelne chemische Elemente, sondern den Leib selbst abstreift, fällt doch aus dem Begriff des Mauserungs- und Verjüngungsprocesses ganz heraus. Ein Theolog und ein Dichter, in denen der Glaube an Unsterblichkeit lebendig ist, mag dies kühne Bild benutzen, um seine Gedanken in hyperbolischem Odenstil auszusprechen; ein Denker soll uns nicht den Witz des Paradoxen als das Resultat begriffsmäßiger Entwickelung auftischen.

Der Gedankengang Fichte's besteht nun in der Entwickelung, daß wir diesen pneumatischen Organismus nicht erst im künftigen Leben zu gewinnen haben; daß wir ihn als das wahrhaft Substantielle unsers äußern Leibes schon im gegenwärtigen Leben besitzen und zugleich in uns ausbilden müssen, sodaß der Tod, indem er uns den äußern Stoffleib entzieht, der verdunkelnde Wirkung auf das Bewußtsein übt, somit nur den allgemeinen Erfolg haben könne, jenen „innern Leib" vollständig zur Bewußtheit zu befreien, wie er schon in diesseitigen Zuständen vorübergehender relativer Entleibung theilweise befreit erscheint. Die Seele trägt also gleichsam ein Ober- und Untergewand. Wenn sie das Obergewand im Tode abgestreift hat, erhebt sie sich im Untergewande in jene höhern Regionen, wo sie von neuem „raumsetzend" wirkt. Oder vielmehr, der „innere Leib" ist dem Mauserproceß entnommen, der nur auf Erden Geltung hat. Warum überhaupt diese Verbannung in den „chemischen Stoffleib", diese Verkleidung in die Maske des irdischen Leibes, während das Substrat eines höhern Leibes bereits vorhanden ist? Darauf bleibt der Philosoph die Antwort schuldig.

Ohne Frage läßt sich auch dem Thierleibe nicht das einende Formprincip, das beharrlich bei dem Wechsel der chemischen Elemente fortbesteht, absprechen; auch die Thierseele muß daher ihren „innern Leib" haben so gut wie die Menschenseele, und damit auch dieselbe Anwartschaft auf Unsterblichkeit. Hier weicht uns aber der Philosoph aus und ist nicht geneigt, den Thieren eine individuelle Fortexistenz zuzusprechen, mindestens soll eine etwaige Seelenfortdauer der Thiere in keinerlei Analogie mit der eigentlich menschlichen zu setzen sein; denn diese beruhe auf dem individualisirenden Princip des Geistes, indem jeder von uns Eigenpersönlichkeit, Genius sei. Der innere Seelenleib thut's also nicht allein; es muß der „Genius" hinzukommen. Wir meinen, daß die Thierindividualität ebenso ausgeprägt sei in ihrer Art wie die menschliche, daß nicht blos der Pinscher sich von der Dogge, sondern auch dieser Pinscher von jenem, diese Dogge von jener unterscheide, und daß man daher auch jedem Hunde Eigenpersönlichkeit, d. i. Fichte'schen „Genius" zuschreiben müsse.

Wenn der Seelenleib den Thierwesen entzogen wird, so können wir darin nur eine falsche Vornehmheit sehen, welche ihren Principien untreu wird, um eine mißliebige Gemeinschaft zu vermeiden, die aber für den physiologischen Standpunkt unvermeidlich ist. Dieselbe Vornehmheit prägt sich in der folgenden Betrachtung aus, der man im übrigen nur den Werth einer Phantasie zuschreiben darf, ähnlich derjenigen, welche einem Herbart im Jenseits die anmuthige Bewegung ungehemmter Vorstellungen vorgaukelt: „Wir dürfen behaupten, daß der künftige Zustand zunächst den Gegensatz unsers gegenwärtigen bilden werde: Zurückziehung ins Innere, tiefere Substantiirung und Vergeistigung des Persönlichen in uns, durch ein tieferes, durchdringenderes Gesammtgefühl desselben. Unsere

Digitized by Google

während des Sinnenlebens verborgene, vielleicht uns selber im klarsten und tiefsten Selbstgefühl noch nicht zum Bewußtsein gelangte Innigkeit muß hier, im Jenseits, hemmungslos sich offenbaren in jener unwillkürlichen Gesammtgeberde, welche nunmehr der eigentliche Leibesabdruck unserer geistigen Grundgestalt geworden ist. Wenn daher im Sinnenleben der innere Zustand der Seele um ihrer Entäußerung willen an ein ursprünglich ihr Fremdartiges überwiegend der Effect und Widerschein dieses Aeußerlichen ist, so wird nunmehr umgekehrt im jenseitigen Leben das Aeußere rein und durchaus Effect und Widerschein unsers Innern sein. Darum läßt es sich zugleich als Ergänzung des gegenwärtigen Daseins fassen; der turba des Sinnenlebens entrückt, ist es Erlöstsein und innerer Friede für den im Geiste Gewurzelten, Oede und inhaltsloser Mangel für den, welchem der Geistestrieb diesseits lediglich auf Sinnliches gerichtet blieb."

Den armen Proletariern, die hier auf Erden nur mit der harten Noth des Lebens kämpfen mußten, sich nur dem Sinnlichen zuwenden konnten, bietet also das Fichte'sche Jenseits keineswegs die Ergänzung, die sie im christlichen erwarten durften, jene Ergänzung, um derentwillen Kant die Unsterblichkeit zu einem Postulat der praktischen Vernunft machte, sondern sie werden wiederum zur Oede und Inhaltlosigkeit des Daseins verdammt. Die im Geiste Gewurzelten aber, d. h. vor allem die Professoren der Philosophie erfreuen sich dort des „Erlöstseins" und des „innern Friedens". War doch ihr Trieb im Erdenleben nicht auf „Sinnliches" gerichtet. Bekennt doch Fichte selbst in seinem Werk über die Seelenfortdauer, daß die unüberwindliche Scheu, die wir tragen, uns zu den sexuellen Functionen zu bekennen, bei höher begabten, vorzüglich im „Geiste" stehenden Menschen jenen geheimen Widerwillen, jene halb schon ethische Abneigung hervorruft, dem durch jenen Trieb erregten Sinnentaumel sich hinzugeben.

Was nützt den Proletariern ihr „Genius", wenn sie in der nächsten Gestalt des künftigen Lebens so weit hinter den philosophischen Genien zurückstehen müssen? Welche Ungerechtigkeit, die geistig Armen, denen Christus das Himmelreich versprochen hat, in eine Art von Hölle zu verweisen; denn gibt es eine größere Hölle als der Zustand der Oede und inhaltslosen Mangels? Und von einer solchen Hypothese behauptet Fichte, daß sie zugleich auf wissenschaftliche Berechtigung Anspruch machen dürfe!

Sehr richtig sieht der Philosoph ein, daß die Frage der Fortdauer nicht gelöst werden könne, ohne die Frage der Präexistenz zur Entscheidung zu bringen. Diesen Untersuchungen widmet er nicht nur mehrere Paragraphen der Anthropologie, sondern einen der umfassendsten Abschnitte in dem Werk „Die Seelenfortdauer des Menschen", in welchem er über die Permutations- und Präformationstheorie manches Geistvolle und Treffende sagt, obgleich, nach unserer Ansicht, die Frage individueller Präexistenz mit derjenigen der generellen Grundtypen gar nichts gemein hat. Die Gattungsseele, welche den organischen und psychischen Grundcharakter des Thieres, seine Urgestalt innerhalb der oft zahllosen Modificationen, in die es sich vereinzelt, festhält, diese „Idee" des Thieres erlebt in der Individualseele nur eine ihrer Modificationen, und jene allgemeine Präformation beweist gar nichts für die Präexistenz der letztern. Im Gegentheil, sie schließt eher die letztere aus, indem dem Urtypus wie allem Allgemeinen der Charakter des Bleibenden, dem Individuum wie allem Einzelnen der Charakter des Vergänglichen aufgedrückt ist. In der That gelangt Fichte nur durch einen Sprung oder eine Erschleichung von der Präformationstheorie zum Beweis der einzelnen Präexistenz. Er meint, daß das stete Eintreten neuer Individualgeister (Genien) in den Umkreis des Menschengeschlechts, nur auf einer höhern Stufe, ganz dem Processe einer geistigen generatio originaria gleiche, wie wir sie bei dem äußerlichen Entstehen neuer Thier- und Pflanzengattungen anzunehmen genöthigt sind. Der Genius, die geistige Eigenthümlichkeit in

Digitized by Google

ihrer Einzelheit, sei ebenso ein Wesen sui generis wie irgendeine neue, in die Geschichte der Erde eintretende Thierspecies, nur mit dem im Wesen des Geistes begründeten Unterschiede, daß diese in unzähligen Einzelexemplaren sich ausprägt und somit doch blos der Natur zugerechnet werden darf, während jener nur einmal erscheint und wirkt und so gerade die Geschichte hervorbringen hilft. Und ebenso erklärt er in der Seelenfortdauer des Menschen, daß die Wirkungen der Präformation in Bezug auf den Menschen nicht blos auf die allgemeine Gattung, sondern bis auf den Individualgeist herab sich erstrecken müssen, daß der Mensch nicht blos als allgemeines Gattungswesen im göttlichen Weltplan vorausgeschaut sein könne, sondern, daß darin zugleich der Einzelmensch mitumfaßt sein müsse. Zur Erklärung der Menschheit und einer Geschichte in derselben sei unerläßlich der Begriff einer individuellen, die Einzelgeister vorschauenden und die Aufeinanderfolge ihres geschichtlichen Eintretens ordnenden Vorsehung.

Das Individuum soll also in der Menschheit dieselbe Bedeutung haben wie die Species in der Thierwelt. Diese prägt sich in unzähligen Einzelexemplaren aus und kann somit doch blos der Natur zugerechnet werden, aber prägt sich denn die Menschheit nicht ebenfalls in unzähligen Einzelexemplaren aus und müßte sie somit nicht auch der Natur zugerechnet werden? Der Mensch erscheint nur einmal; aber ebenso erscheinen doch auch „Nero" und „Sultan" und die Rosinante Don Quixote's, sehr ausgeprägte Thierindividuen, nur einmal. „Doch der Mensch", wird von Fichte entgegnet, „wirkt und bringt die Geschichte hervor."

Wenn wir die geschichtbildende Kraft von der Menschheit auf den Einzelnen übertragen, und zwar nicht auf das hervorragende Individuum, den Genius, wie er früher aufgefaßt wurde, sondern auf jeden Einzelnen, auf den Genius, wie ihn Fichte verstanden wissen will, so tritt uns alsbald die Thatsache entgegen, daß Millionen dieser Einzelindividuen in Wahrheit vollkommen geschichtslos dahinleben. Oder darf man behaupten, daß der einzelne Pescheräh und Feuerländer, der einzelne Lappländer und Samojede „Geschichte producire"? Gewiß nicht mehr wie der einzelne Gorilla, der sich heute mit losgebrochenen Baumästen herumprügelt und morgen vom Jäger erschossen wird. Ja, mitten in der Civilisation begegnen uns Millionen, für welche die Geschichte ein Jenseits ist und die an ihr mitarbeiten bewußtlos nur als Massen, nicht schöpferisch als Individuen. So erscheint der ungeheuere Sprung, den Fichte's Philosophie macht, indem er dem einzelnen Menschen die gleiche Bedeutung einräumt wie der ganzen Thierspecies, als nicht gerechtfertigt durch die Thatsachen der Erfahrung, auf welche sich dieser Philosoph sonst mit Vorliebe zu berufen pflegt.

Doch auch zugegeben, daß für jeden Einzelgeist eine urbildliche Gestaltungsform der Schöpfung vorhanden sei, so ist mit dieser Annahme individueller Präformation noch keineswegs die Frage individueller Präexistenz gelöst. Wenn der Begriff der Fortdauer des Geistes uns unwidersprechlich auf den Begriff einer Vordauer desselben zurückführt, so müssen diese Begriffe sich auch gegenseitig decken, und man läßt dem Denker nur sein gutes Recht widerfahren, wenn man dieselben Forderungen, die er an den Begriff der Fortdauer stellt, auch bei dem der Vordauer geltend macht. Nun betont Fichte aber gerade den begrifflichen Zusammenhang des Wirkens und Leidens für diese und jene Welt, das künftige „Wo", das Raumverhältniß der Seele, gegenüber abstracten, jeder Anschaulichkeit sich entziehenden Begriffen; und diesen gleichen Zusammenhang, den Nachweis des Wo der Seele, verlangen wir mit Recht auch in Bezug auf die Präexistenz der Seele. Und da Unsterblichkeit Fortdauer des Bewußtseins ist, wie kommt es, daß wir von dieser „Präexistenz" kein Bewußtsein haben? Selbst wenn es andere Bewußtseinsquellen gibt als die sinnliche Vermittelung; der individuelle Genius kann doch ohne Fortdauer seines Bewußtseins keine Fortdauer haben. Hier läßt uns Fichte gänzlich

Digitized by Google

im Stich, weil er hier von den Thatsachen der Erfahrung im Stich gelassen wird; er escamotirt unsere bewußte Präexistenz hinüber in eine typische Präformation; doch eine urbildliche Gestaltungsform, ein Typus, sei er noch so individuell, ist noch lange kein Individuum und seine „latente" Existenz im göttlichen Schöpfungsplan himmelweit verschieden von einem persönlichen bewußten Vorleben, welches Bürgschaft für ein gleich bewußtes Nachleben zu leisten vermöchte.

In seiner Schrift „Ueber die Seelenfortdauer des Menschen" nimmt Fichte neue Anläufe, die Unsterblichkeit, theils e consensu gentium, theils durch die Darlegung, daß der Geist als ein reales substantielles Wesen dem phänomenalen Entstehen und Vergehen entnommen ist und namentlich als ein ethisch-geschichtliches Postulat zu beweisen. Der consensus gentium drückt indeß nur den allgemeinen und leichterklärlichen Wunsch des Individuums aus, die Schranke des Todes zu überwinden. Bei dem zweiten Punkt kommt es auf den Beweis an, daß auch der Individualgeist ein reales und deshalb beharrliches und unzerstörbares Wesen sei und nicht der Phänomenalwelt angehöre, weder als Product zusammengesetzter Wirkungen noch als vorübergehende Erscheinung eines an sich unpersönlichen Pneuma. Fichte gibt indeß selbst zu, daß auch mit dieser metaphysischen Dauer und Unzerstörbarkeit des Realwesens noch nicht die persönliche Unsterblichkeit als die Gewißheit eines bewußten Zusammenhanges zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben bewiesen sei. Diesen Beweis führt dann Fichte auf die psychologische Frage nach dem Ursprung und der Quelle des Bewußtseins zurück, welche er dahin beantwortet, daß die Bewußtseinsquelle im Wesen des Geistes selber liege, und daß, was sie beleuchtet, nur seine eigenen, d. h. aus dem eigenen Wesen hervorgehende Zustände sind, und daß daher der äußere (phänomenale) Leib nicht zum Wesen des Geistes gehöre und deshalb keine unentbehrliche Bedingung zur Erweckung des Bewußtseins bilde. Wir haben schon vorher die „transscendente" Anschauung zurückgewiesen, der zufolge das gesammte Sinnebewußtsein mit seinem ganzen Apparat nur Eine der möglichen Formen sei, welche dies Urbewußtsein annehmen könne.

Noch weit mehr hinausgreifend über das alles und sich im Blauen verlierend ist Fichte's sogenannter ethisch-geschichtlicher Unsterblichkeitsbeweis, demzufolge die ganze Entwickelung der Menschheit kein epitellurisches Ziel hat, sondern der Culturmensch mit seinem Glauben wie mit den Zielen seines Handelns entschieden über das Erddasein hinausweise. Der Mensch, der einmal in den Culturproceß des Ethischen, in die Geschichte aufgenommen sei, habe ebendarum Anspruch auf eine unendliche Culturentwickelung, mit welcher zugleich das Bewußtsein derselben gesetzt sei. Der gegenwärtige Schauplatz, der Anfangspunkt dieser Entwickelung, sei allein die Menschengeschichte. Wo aber bleibt die Präexistenz der Seele? Warum fängt diese Entwickelung gerade auf der Erde an? Und wie kann die Culturgeschichte der Menschheit, die durchweg an epitellurische Bedingungen geknüpft ist, auf einmal den Sprung in ein Jenseits machen?

Die ganze Fichte'sche Unsterblichkeitstheorie ist ein Gewebe von Widersprüchen, wie sie nothwendig aus einer theologischen Weltanschauung hervorgehen, welche fortwährend den Purzelbaum aus dem Reich des Begriffs in das Reich der Vorstellung schlägt und die Immanenz fortwährend zum Schein herabsetzt gegenüber einer Transscendenz, die auf theologischen Glaubenssätzen ruht. So nur ist es möglich, daß Fichte einerseits den Spiritualismus bekämpft und den Dualismus leugnet, während seine ganze Lehre auf der dualistischen Grundanschauung beruht, daß die Seele dem Leibe transscendent ist, in ihm nur eine mögliche, ja eine ungeeignete Existenzform hat und denselben abstreift, um andere Formen zu gewinnen, deren Möglichkeit sie in Gestalt eines Seelenleibes bereits in sich trägt; so nur ist es möglich, daß Fichte den Begriff einer Präexistenz für nothwendig erklärt, denselben aber umgekehrt wieder als einen mehr immanenten in den vor-

Digitized by Google

bildlicher Typen auflöst, weil das zusammenhängende Bewußtsein einer Voreristenz sich nicht einmal philosophisch beweisen läßt, indem die Thatsache desselben nicht vorhanden ist; daß Fichte ferner trotz dieser Präexistenz die Geschichte der Menschheit auf der Erde anfangen und im Jenseits sich fortsetzen läßt. Ja, dieser theologische Standpunkt prägt sich in der Selbstgewißheit aus, welche alle Möglichkeit fortgeräumt zu haben glaubt, daß sich nach solchen Beweisen noch ein Zweifel an der Unsterblichkeit regen könne.

Eine metaphysische Untersuchung der Unsterblichkeitsfrage müßte eigentlich mit einer Untersuchung der „Zeit" beginnen; denn der Begriff der „Fortdauer" bleibt unklar, solange wir das Wesen der „Zeit" nicht erkannt haben. Hierüber enthält die „Psychologie" Fichte's im vierten Kapitel des zweiten Buchs zutreffende Entwickelungen, welche namentlich die Kant'sche Theorie dahin erweitern, daß Raum und Zeit nicht blos für das Bewußtsein galten oder von blos subjectivem Charakter, sondern ganz ebenso die nothwendige Bedingung von allem sind, was Object des Bewußtseins werden soll, daß sie also von ebenso objectiver wie subjectiver Bedeutung nicht blos allgemeine Bewußtseins-, sondern allgemeine Existentialbedingungen sind. Ja bei Erklärung der Genesis der Raum- und Zeitanschauung, die Fichte auf psychologische Grundlagen zurückführt, erklärt er das Dauergefühl des Geistes, der sich im Wechsel eigener Zustände als derselbe behauptet, für den Ursprung der eigentlichen Zeitanschauung, welche eben damit schlechthin a priori allem sonstigen Empfinden und Bewußtsein unserer selbst als bedingend vorangehen muß. Gleichwol fehlt hier die nahe liegende Anknüpfung an das Problem der persönlichen Fortdauer. Freilich würde die einfache Thatsache der Todesfurcht hinlänglich beweisen, daß dieses Dauergefühl kein absolutes sei, sondern auch Zustände anerkenne, denen gegenüber es sich nicht zu behaupten vermag. Wie bei den Untersuchungen über Zeit und Raum zeigt Fichte in zahlreichen Abschnitten seiner „Anthropologie" und „Psychologie", in der Kritik früherer Systeme, namentlich in der gründlichen Beurtheilung Herbert's, in der Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Vorstellen, von der Phantasie eine Gabe so scharfsinniger und so streng an die exacte Forschung sich anlehnender Untersuchung; seine Darstellung ist dabei so durchsichtig, lichtvoll und überzeugungskräftig, daß man die Sprünge, Inconsequenzen und Erschleichungen, durch welche er die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen sucht, theils auf die hypothetischen Grundlagen, welche nur Inductions- und Analogieschlüsse verstatten, theils auf den theosophischen Eifer zurückführen muß, mit welchem er den eigenen Glauben zum Gemeingut der ungläubigen Welt machen will. Läßt doch schon Jean Paul in der „Selina" seinen skeptischen Helden Alexander sagen: „Nirgends gibt es mehr Grillen- und halblahme Flüge als in der Lehre von der Unsterblichkeit: So lebt und flattert es gerade in den Pyramiden, den Tempeln der hiesigen Unsterblichkeit, blos von Fledermäusen."

2) Wilmarshof.

Bekanntlich hat unser ebenerwähnter größter Humorist, Jean Paul Friedrich Richter, nicht blos zwei Schriften über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben: „Das Campanerthal" und „Selina", sondern auch eine Fülle von Gedanken und Betrachtungen über diese Frage durch alle seine Werke ausgestreut. Eine seiner Lieblingsphantasien bleibt die Wanderung durch die Sterne; Emanuel, sein hoher Mensch im „Hesperus", phantasirt sich in seinen Visionen bereits auf andere Gestirne und macht sich später selbst den Vorwurf, daß er die Erde nicht aus der Erde, sondern zu sehr aus dem Jupiter betrachte. In einem dieser Traumgesichte hält er den gelb und matt im Süden hängenden Mond für die Erde, die er von einem andern Stern aus erblickt, und redet sie an: „Kugel der Thränen! Wohnung der Träume! Land voll Schatten und Flecken! Ach, auf deinen breiten Schattenflecken werden jetzt die guten Menschen beben und untersinken!

Digitized by Google

...Ein Ring aus Nebeln umkreifet dich und sie sehen das Elysium nicht.... Ach, wie still trägst du durch den seligen stillen Himmel dein Schlachtgeschrei, deine Stürme, deine Gräber; deine Dunstkugel schließt wie ein Sarg alle Klagstimmen um dich ein und du rinnest mit überdeckten Gebeugten blos als eine blasse Kugel über das Elysium hinüber."

Wohl läßt Jean Paul im „Campanerthal" den Baron diesen Glauben einer kosmischen Wanderung scherzhaft berühren mit den Worten: „Ach, ich dachte mir oft die große Tour durch die Sterne so reizend! Es war die Location eines Schülers von einer Klasse zur andern; die Klassen sind hier Welten." Doch als der Rittmeister entgegnet: „Auf allen diesen Erden wirst du abgewiesen wie auf unserer, wenn du ohne Körper hinein willst. Durch welches Wunderwerk bekommst du einen?" lautet die Entgegnung: „Durch ein wiederholtes, denn den gegenwärtigen haben wir ja schon durch eins. Zum Vortheil der Planetenwanderung kann man noch sagen: unser Auge trennt die Welten zu sehr, deren jede nur ein Element des unendlichen zusammenwirkenden Integrals ist. Die verschiedenen Erden und Nebenerden über und um uns sind nur entferntere Welttheile, der Mond ist nur ein kleineres entlegeneres Amerika und der Aether ist das Weltmeer."

Diesen Standpunkt der Planeten- und Weltenwanderung als Form der Unsterblichkeit vertritt Karl Wilmarshof in seiner Schrift „Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage. Erste Abtheilung: der ontologische Beweis. Zweite Abtheilung: der kosmologische Beweis. Dritte Abtheilung: der theologische Beweis. Vierte Abtheilung: Art und Beschaffenheit des künftigen Lebens" (Leipzig 1863—66). Das Werk ist mit großem Fleiß abgefaßt und enthält die Darlegung der Anschauungen und Aussprüche der bedeutendsten Denker über die Unsterblichkeitsfrage neben den eigenen Untersuchungen des Autors, dessen Standpunkt als ein kritischer Eklekticismus betrachtet werden kann.

Um indeß der menschlichen Seele die Zukunft einer kosmischen Fortdauer zu sichern, muß überhaupt zunächst die Möglichkeit ihrer, vom irdischen Körper losgelösten Existenz bewiesen werden. Die Frage über das Wesen der Seele und über den Zusammenhang von Leib und Seele ist die Fundamentalfrage für alle Forschungen über die Unsterblichkeit.

Wilmarshof kommt nun zu ähnlichen Resultaten wie Fichte und Fortlage. Der innere Leib, der Seelenleib, das Substrat der Seele verwandelt sich bei ihm in ein besonderes „Seelenorgan", ein stetig Zusammenhängendes (Atom), welches gleichzeitig und gleichräumlich die Seele in sich schließt, sie stets in bestimmten Verhältnissen zum Organismus erhält und bald ihre Selbstthätigkeit hemmt, bald freigibt. Man soll aber dabei nicht an ähnliche Constructionen denken wie die körperlichen Organe sind. In diesem Seelenorgan findet kein Stoffwechsel statt, die Seele ist nur mit ihm verbunden, nicht mit den wägbaren und unwägbaren Stoffen, welche den Organismus bilden und in unaufhörlichem Wechsel begriffen sind. Indeß wie die Seele ist auch das Seelenorgan ein Raumerfüllendes: beide stehen in Wechselwirkung und erfüllen denselben Raum, müssen daher als ein einziges Atom betrachtet werden. Im Tode zerfällt der Organismus und geht mit den übrigen Stoffen andere Verbindungen ein. Auch der Nervenäther zerstreut sich, denn die Nervenconstruction löst sich auf, mit welcher er verbunden war. Dies alles kann zwar auf das Bestehen der Seele, welche auch im Leben weder mit dem Nervenäther noch mit dem wahrnehmenden Organismus in unmittelbarer Verbindung stand, keinen Einfluß haben, wohl aber auf ihre Thätigkeit, da die Wechselwirkung des Seelenorgans mit dem Aeußern aufhört. Das Resultat wird verschieden sein, je nachdem das Seelenorgan fortbesteht oder nicht. Das Seelenorgan löst sich aber nicht auf; auch wird die Seele von demselben nicht auf immer gehemmt, sondern sie bleibt mit einem Wirksamen verbunden, welches ein bestimmtes Verhältniß zum Allgemeinen unterhält und der Seele wieder eine neue Stellung anweist.

Digitized by Google

Wir können nicht umhin, das Seelenorgan Wilmarshof's wie den „innern Leib" und „Seelenleib" Fichte's und Fortlage's für wenig beweiskräftig in Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele zu halten, da sie uns blos zum Zweck dieses Beweises ersonnene Hypothesen scheinen. Denn der „Seelenleib" und das „Seelenorgan" sind weder Thatsachen, sonst würde die Physiologie davon zu berichten wissen, noch Begriffe, sondern es sind nur Vorstellungen, welche zum Theil an den Aetherleib der christlichen Thologie und an den Neuplatonismus anknüpfen, zum Theil der Atomen- und Monadenlehre eine etwas handgreifliche Auslegung geben.

Die Ausdehnung im Raum, das eine Attribut der spinozistischen Substanz, hat man bisher allgemein für eine Eigenschaft der Körper gehalten; wir erfahren von den neuesten Psychologen, daß auch die Seele ein ausgedehntes, raumerfüllendes Wesen ist, ja nach Wilmarshof nicht blos die Seele, sondern außerdem auch ein Seelenorgan, das aber trotzdem nicht körperlicher Art ist. Wir bekennen aufrichtig, daß uns diese psychologischen Einschachtelungen, diese Schöpfungen neuer Leiber und Organe die Einsicht in das Wesen des Menschen zu verwirren scheinen. Der Leib ist eben die raumerfüllende Existenz der Seele; das ist die Thatsache der Erfahrung, welche in Hegel's philosophischer Wendung, daß Leib und Seele durch die Einheit des Begriffs verknüpft seien, den angemessenen Ausdruck gefunden hat. Wir wüßten auch in der That nicht, welche Rolle denn diesem „Stoffleib" zu spielen verhängt sei, mit dem die Seele nach Wilmarshof gar nicht einmal verbunden ist, der also nur um den Kern als lockere überflüssige Hülse herumhängt.

Und wozu alle diese Annahmen und Erfindungen? Nur um die Unsterblichkeit der Seele beweisen zu können, da der Verfall des „Stoffleibes" doch zu unwiderleglich ist und jene noch einer transparentern Existenzform bedarf, um ihre Wanderschaft in das Jenseits antreten zu können.

In Bezug auf die Thierseele nimmt Wilmarshof einen andern und consequenteru Standpunkt ein als Fichte. Er meint, daß alle Seelen, die wir kennen, auch die Thierseelen, von einem Seelenorgan durchdrungen seien, welches seine Wirksamkeit den verschiedenen Organismen entsprechend einrichtet und nach Maßgabe wechselnder Verhältnisse modificirt, und daß deshalb die Fortdauer der Thierseele nicht verneint werden könne, ohne den Beweis für die der Menschenseele bedeutend abzuschwächen.

Diese Anschauung von der Thierseele läßt unsern Philosophen auch die Frage von der Voreristenz in einer Weise lösen, welche dem indischen Glauben der Seelenwanderung nahe kommt. Er muß zugeben, daß die Frage des Vorlebens auf dem Erfahrungswege nicht zu entscheiden ist, da sich niemand eines Lebenszustandes vor dem Erdenleben erinnere. Von einem bewußten Fortleben, einem Zusammenhang der Existenz mit Erinnerung, kann also nicht die Rede sein, wenn wir den Lebenslauf der Seele rückwärts verfolgen. Soll daher das Bewußtsein zuerst auf der Erde dazukommen und für spätere Existenzformen fortdauern, so bleibt nur die Annahme eines stufenweisen Lebensganges übrig, der bis zu einem Hemmungs- und Schlafzustand der Seele zurückführt. Die Beobachtung im Thierreich mache wahrscheinlich, daß wirklich Seelen in einem Schlafzustand sich befinden und bei geeigneter Organisation ins Leben treten. Wilmarshof schreckt nun nicht vor der Consequenz zurück, daß die Menschenseele verschiedene Thierstufen durchlaufen habe, und wenn sie sich ihres frühern Thierlebens nicht erinnern könne, so sei das leicht erklärlich, weil der Zusammenhang der Vorstellungen zwischen dem Thier- und Menschenleben fehle, der zur Wiedererkennung eines frühern Thierlebens führen könne.

Dem ontologischen Beweis läßt Wilmarshof den kosmologischen folgen, in welchem aus der übereinstimmenden Ordnung der Natur gefolgert wird, daß es ein Fortleben der Seelen nach dem Tode gebe. Dieser „kosmologische Beweis" zersplittert sich wieder in

Digitized by Google

mehrere Unterbeweise: den Erfahrungsbeweis, den Vergleichungsbeweis, den Beweis aus der Weltstellung der Seele, den astronomischen Beweis, den Beweis aus dem seelenähnlichen Streben der Natur, den Glückseligkeitsbeweis, den Erziehungsbeweis, den moralischen Beweis, den Vergeltungsbeweis, den Ausgleichungsbeweis, sodaß wir hier mit einer Fülle von Argumentationen überschüttet werden. Wilmarshof lehnt sich dabei meistens kritisch an frühere Philosophen an und gibt eine interessante Anthologie von den Ansichten und Meinungen der verschiedensten Denker.

Der Grundgedanke des kosmologischen Beweises ist der Nachweis der planmäßigen Anlage des Weltgebäudes, wo die Stellung und Bewegung jedes Atoms berechnet, gewogen und gemessen ist, eines Weltbildungsplans, der sich auf eine Vergangenheit und Zukunft von Trillionen Jahren zu erstrecken scheint, und die daraus sich ergebende Folgerung, daß auch die Zukunft der Seelen der allgemeinen Ordnung gemäß bestimmt sein müsse. Wenn diese Ordnung auf eine Fortsetzung und Fortbildung des Seelenlebens nach dem Tode hinweise, so könnten wir auf die Verwirklichung dieses Plans um so sicherer rechnen, weil die Natur eine sich selbst fortbildende Macht sei. Der Glaube an das Fortleben der Seelen stütze sich auf denselben Grundsatz, welchen die Naturwissenschaft ihren Berechnungen der frühern und künftigen Naturzustände unterlege. Da sich in der Natur kein Vergehen des Stoffs, sondern nur Veränderlichkeit der Form zeige und die Seelen mit der Natur in Wechselwirkung ständen, so sei zu folgern, daß auch sie nicht vergehen. Zu demselben Resultat führe die Betrachtung, daß die Seele ihrem Sinn nach unabhängig von der Materie und unentstanden sei. Es könne also nur davon die Rede sein, daß die Seele nach dem Tode in ihrer Lebensthätigkeit gehemmt werde. Gegen diese Besorgniß sei eben der ganze kosmologische Beweis gerichtet. Der Umstand, daß ihre Spur nach dem Tode verschwinde, gestatte keinen weitern Schluß, als daß die Seele in einen andern Wirkungskreis übergehe.

Die Voraussetzungen dieses kosmologischen Beweises sind doppelter Art: die Harmonie und Ordnung der Natur und des Weltbaues und das Bestehen eines Seelenorgans, einer „psychoidischen Potenz", eines Seelenatoms, das in dieser wohlgeordneten Welt, „wo alles gewogen und gezählt ist", nicht verloren gehen darf. Wir geben zu, daß „sich die Natur als eine vollkommen, folgerichtig wirksame Macht zeigt und mithin den Charakter einer vernünftigen, weisen, ihr ganzes Gebiet in einer Gedankeneinheit beherrschenden Intelligenz trägt", so sehr auch durch diese Ausdrucksweise Geist und Bewußtsein in die Natur übertragen wird, die nach Hegel's tiefsinniger Darlegung doch nur die Idee in ihrem „Andersein", nur das „Werden zum Geiste" ist. Doch wenn wir auch die Folgerichtigkeit der Natur zugeben, was ist damit für die Unsterblichkeit der Seele bewiesen? Gerade die unerbittliche Consequenz, mit welcher die Natur die Individuen der Gattung opfert, ist einer der stärksten Gegenbeweise gegen diese Unsterblichkeit; denn die Ordnung des Kosmos ist zugleich ein ewiger Proceß, der mit der übergreifenden Flamme des allgemeinen das einzelne Leben verzehrt. Diese Folgerichtigkeit der Natur soll der Denker anerkennen, auch wo sie nicht zu seinen Wünschen und Meinungen paßt. Aus dem allgemeinen Schiffbruch der einzelnen Existenzen die Seele retten zu wollen, indem man sie gleichsam auf dem Bret eines „Seelenorgans", einer „psychoidischen Potenz", die so wenig für die Erfahrung wie für den Begriff existirt und nichts ist als eine für bestimmte Beweiszwecke ersonnene Hypothese, durch die Wogen des Alls schwimmen läßt: das erscheint gerade eine Versündigung an der kosmischen Ordnung, an der Consequenz der Natur, die man nicht zugleich preisen und in ihrem gesetzmäßigen Walten verleugnen, d. h. durch beliebige Vorstellungen und Erfindungen corrigiren darf.

Was aber das Bestehen des „Seelenorgans" betrifft, so spricht sich Wilmarshof bei Gelegenheit des „astronomischen Beweises" dahin aus, daß dasselbe für die Seele das Be-

Digitized by Google

wegende, das Transportmittel sei, indem das Organ durch den Organismus, die Seele aber durch das Organ bewegt werde. Obgleich dasselbe „ein Theil der Natur" sei, so komme für dasselbe doch die Entfernung nicht in Betracht, denn „für die überall gegenwärtige Natur, welche, wie die sogenannte Anziehungskraft zeigt, in unermeßlichen Weiten und in jedem Moment mit sich selbst correspondirt, ist es einerlei, ob sie in einer Secunde ihre Wirksamkeit in der Entfernung einer Linie oder eines Fixsterns fortsetze".

Die Physiologie weiß nichts von einem Seelenorgan, am wenigsten von einem solchen, das außerhalb des Körpers existirt und eine den Schall und das Licht übertreffende Geschwindigkeit in der Fortbewegung besitzt. Da Wilmarshof für seinen Beweis eine naturwissenschaftliche Basis sucht, so muß dies Seelenorgan, mag es auch zu den Imponderabilien gehören, doch den Maßstab exacter Wissenschaft vertragen. Doch auch die Grundsätze, welche die Naturwissenschaft „ihren Berechnungen der frühern und künftigen Naturzustände unterlegt", d. h. die Inductions- und Analogieschlüsse können hier nicht in Betracht kommen. Denn diese gehen aus von Thatsachen der Erfahrung, aus denen sie die für den Gedanken nothwendigen Folgerungen ziehen. Die Erfahrung aber sagt uns nichts von einer „psychoidischen Potenz", nichts davon, daß die Seele nicht entstanden, noch weniger, daß sie vom Körper unabhängig sei, sondern von diesem allen das Gegentheil. Aus Prämissen, welche der Erfahrung widersprechen, lassen sich keine Inductionsschlüsse herleiten, die sonst ihren einzigen Halt einbüßen und sich ins Blaue verlieren würden.

Die meisten einzelnen Unterabtheilungen des „kosmologischen Beweises", wie der moralische, der Erziehungs-, der Glückseligkeitsbeweis und andere gehen von dem Standpunkt auf Erden unerreichter Ideale aus. Derartige Beweise gehen selbstverständlich nicht über das Postulat hinaus und können doch nur einen schlechten Progreß ins Unendliche in Aussicht stellen. Solche Ideale, keineswegs mit den Ideen zu verwechseln, welche die wahre Wesenheit der Natur und des Geistes bilden, sind in der Regel Abstractionen, deren Verwirklichung nicht gewünscht wird, weil sonst das „Streben nach dem Ideal" aufhören müßte. Der menschliche Geist setzt sich blos derartige Zielpunkte, um seinem Wege eine bestimmte Richtung zu geben. Dies würde im Jenseits nicht anders sein als im Diesseits.

Einen dritten Anlauf zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage nimmt Wilmarshof mit dem theologischen Beweise, dem Beweise aus dem Dasein Gottes, dem er „eine Geschichte des Gottesbegriffs" vorausschickt. Er lehnt sich hierbei an die zweitausendjährigen Forschungen scharfsinniger Denker an und sucht unter Ausscheidung des Unhaltbaren, Widersprechenden, Problematischen und Unwahrscheinlichen zu einem annähernd sichern und überzeugenden Resultate zu gelangen. Im ganzen macht der Gottesbeweis der Unsterblichkeit den kosmologischen überflüssig, während er ihn nach Wilmarshof's Ansicht ein besseres Verständniß und eine bedeutende Verstärkung geben soll. Für den Standpunkt unsers Denkers wäre es zweckentsprechender gewesen, beide Beweise miteinander zu verschmelzen.

Die schwierigsten Fragen der Fortdauer, Ort und Beschaffenheit des Jenseits, versucht Wilmarshof in der letzten Abtheilung seines Werks zu lösen. Hier bewegt er sich selbständig originell, ohne kritische Anlehnung, auf einem Boden, den er sich in den frühern Beweisen gleichsam im Schweiße des Angesichts geebnet hat, und verkündet mit Begeisterung die Theorie einer „astralen Seelenwanderung", welche allerdings von allen Hypothesen der Unsterblichkeit die am wenigsten unnahbare ist und auch das Wie! und Wo! derselben, unabhängig von dogmatischen Ueberlieferungen gleichsam auf naturwissenschaftlicher Grundlage zu bestimmen sucht. „Für die fernere Wanderung der Seele", ruft Wilmarshof aus, „bietet sich eine unabsehbare Reihe verschiedener Weltkörper dar, die uns wie Schiffe im Weltocean weiter tragen. Wenn wir uns, soweit möglich, in die

Digitized by Google

mannichfaltigen Zustände der auf ihnen lebenden unzähligen Wesen, in die Geschichte ihrer Lebensereignisse, in den Umfang und die Verzweigung ihrer intellectuellen Bildung, in ihre gesellschaftlichen Verbindungen, in die Mischungen der verschiedenen Bewohnerschaften, in den gradweise immer umfänglicher und bildender werdenden Verkehr, in die sich zu größerer Freiheit emporringende mannichfache Selbstthätigkeit, in den Reichthum der sich dort entwickelnden Naturformen und in die Pracht großartiger Weltkörper versetzen, so eröffnet sich eine Zukunftsaussicht von solcher Fülle, Schönheit, wechselvoller und beglückender, immer höher steigender Lebensthätigkeit, daß dagegen die Vorstellung, welche man sich gewöhnlich von einem Himmelreiche macht, wie ein Traum erscheint, in welchem sich ein Fragment des Erdenbildes verworren abspiegelt."

Gewiß schon der Wißbegierde und unermüdlichen Forschung des Menschen erschließt sich eine der lockendsten Aussichten. Doch auch das Erdenleben befriedigt nicht alle die gerechten Ansprüche des forschenden Geistes. Mit wie vielen ungelösten Räthseln würden wir von hier scheiden, welche auf einem andern Planeten schwerlich ihre Lösung finden dürften! Die Beschaffenheit des Erdinnern z. B. ist uns so unbekannt, ja unbekannter als die des Saturn und des Uranus, und wenn wir von den Organen der auf Mars und Venus lebenden Geschöpfe nichts wissen, so kann es uns trösten, daß wir auch über einzelne Organe unsers eigenen Leibes, wie z. B. über die Milz und ihre Aufgabe für das Leben des Organismus noch im Dunkeln tappen. Wer aber bedauert, jene eigenthümlichen Landschaften und wunderbaren Beleuchtungen anderer, von mehrfachen Trabanten umkreisten Himmelskörper nicht durch Selbstschau genießen zu können, der wird auch bedauern müssen, daß ihm hier auf Erden der prachtvolle Reiz der Tropenlandschaft, die geheimnißvolle Beleuchtung des Polarkreises und manches seltene Naturschauspiel nie zugänglich geworden ist.

Selbst wenn wir annehmen, daß die Seele mit Hülfe eines Seelenorgans unabhängig vom Körper existiren, daß sie mit einer kosmische Bewegungen übertreffenden Geschwindigkeit auf andere Weltkörper verpflanzt werden könne, daß es also derartige von David Strauß geleugnete Seelentransporte gebe: so tritt uns immer noch der andere Einwand dieses Denkers entgegen, daß jene Weltkörper, wenn sie bewohnbar sind, schon bewohnt sein werden, ohne Colonisten von der Erde zu bedürfen.

Auch die Seelenwanderungstheorie von Wilmarshof, der zufolge die Seelen auf der Erde, aus einem anfangs gehemmten Zustande, durch die niedern Thiergattungen zu den höhern und zum Menschen hinauf sich stufenweise fortbilden und vom Menschen aus auf andere Gestirne übersiedeln, bietet gerade in dem, was ihr eigenthümlich ist, auch eigenthümliche Bedenken dar. Wir meinen nicht den „anfangs gehemmten" Zustand, der doch der Nichtexistenz vollständig gleichkommt, da überhaupt nur „gehemmt" werden kann, was sich bereits thätig erwies, wir uns aber von einer Existenz oder Thätigkeit, die gleich anfangs gehemmt wird, keine Vorstellung machen, viel weniger sie begrifflich fixiren können; wir meinen vielmehr die mit den theologischen Ueberlieferungen übereinstimmende Ansicht, durch welche die Erde gewissermaßen zum Mittelpunkte des Universums gemacht wird. Denn wie kommt es, daß die Seelen gerade auf der Erde ihre Existenz beginnen und hier durch das Thierreich wandern, von hier aus wie von einer Brutstätte der Existenzen ihren Flug durch den Kosmos antreten? Weder die Stellung der Erde im Sonnensystem noch ihre Naturbeschaffenheit berechtigt sie dazu, einen derartigen Ausgangspunkt zu bilden. Venus, Mars, Merkur, welche Wilmarshof als verwandte Planeten und geeignete Wohnplätze für Menschenseelen schildert, während er, im Einklange mit den Resultaten der Astronomie, den Schriften von Mädler, Littrow, Zöllner, Flammarion, die äußern Planeten Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun noch in Bildungsprocessen befindlich darstellt, welche sie wenigstens für menschenähnliche Wesen nicht zu geeigneten

Digitized by Google

Wohnorten machen — Venus, Mars und Merkur werden ebenso gut wie die Erde sich zum Ausgangspunkte für die Weltfahrt der Seele eignen und auch außer den menschenähnlichen Organismen niedrigere aufweisen, durch welche die Seele auf ihnen selbst ihre Wanderung antreten könne. Für den Standpunkt der Vermuthungen, auf dem wir uns hier befinden, kommt es freilich nicht auf die planetarische Ordnung, nicht auf die Folge der Sonnensysteme an, sodaß auch Wilmarshof, obgleich er die Venus für den nächsten Aufenthalt unserer Seelen in erster Linie bestimmt, doch der Ansicht ist, daß dieselben auch auf Planeten anderer Sonnensysteme verpflanzt werden können, die für den allmählichen Fortschritt, den er annimmt, die erforderlichen Bedingungen bieten. Herrschte nicht im Reiche der Phantasie die vollkommenste Freiheit, so würde man eine planetarische Wanderung doch nach den von der Natur selbst geschaffenen Stationen vor sich gehen lassen und etwa mit dem Neptun oder dem Merkur beginnen müssen.

Dem Beginn der „astralen Wanderung" mit der Erde liegt indeß eine schweigende Nöthigung zu Grunde, deren Zugeständniß für die ganze Hypothese bedenklich werden müßte — der Mangel jeder Erinnerung der Menschenseelen an eine frühere Existenz, welche sich in Bezug auf die Seelenwanderung durch die Thiere allenfalls noch erklären, bei der Sternwanderung aber durch nichts rechtfertigen läßt, sodaß allein das auch in Anwendung gebrachte Radicalmittel: die Negation jeder siderischen Vergangenheit und die Feststellung eines absoluten Anfangs der Existenz auf der Erde hier eine Auskunft gewährt.

Das Werk von Wilmarshof wird, so wenig wir den in ihm aufgestellten Hypothesen Beweiskraft einräumen können, durch die Fülle des Materials in Bezug auf die Unsterblichkeitsfrage, welches dasselbe enthält, und durch den Ton ruhiger Besonnenheit, in dem es abgefaßt ist, stets eine anziehende Lektüre bleiben.

3) Fechner.

Wenn wir von Wilmarshof's verstandesmäßigen Beweisführungen übergehen zu Gustav Theodor Fechner's Anschauungen von der Unsterblichkeit, so befinden wir uns in einem Bereich von Intuitionen, poetischen Schwärmereien auf physikalischen Grundlagen, in einem Bereich träumerischer Mystik, einer pantheistischen Allbeseelung, welche sich zugleich mit der vielfach widersprechenden Dogmatik des Christenthums auf guten Fuß zu setzen sucht.

Fechner's Hauptwerke in Bezug auf diese Frage sind: „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung" (3 Bde., Leipzig 1851) und „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode" (2. Aufl., Leipzig 1866). Von Wilmarshof unterscheidet sich Fechner in zwei wesentlichen Punkten; er ist ein entschiedener Gegner der kosmischen Seelenwanderung und erklärt sich mit gleicher Entschiedenheit gegen das Seelenorgan. So ist mancher geneigt, sagt er, die Seele in ein bevorzugtes Atom oder einen unzerstörbaren Kern klar oder unklar vorgestellt zu verlegen, welcher der Fäulniß trotze und an welchem haftend die Seele den Weg ins neue Leben finde. Der Stein der Weisen, den man so lange als äußerliches Mittel der Unsterblichkeit suchte, wird hiermit gewissermaßen in den Körper selbst verlegt. Der Aberglaube wird aber dadurch nicht geringer, denn welcher Zauber könnte an ein starres Atom das Leben einer Seele heften? Ebenso erklärt sich Fechner gegen den von dem jüngern Fichte acceptirten „Seelenleib", gegen die Ansicht, daß ein feiner ätherischer Leib in dem gröbern enthalten sei, der sich bei Zerstörung des gröbern freimache und unsichtbar ins neue Leben entschwebe. Einen scheinbaren Anhaltspunkt, sagt Fechner, kann die vorstehende Ansicht darin finden, daß nach vielfachen, wenn auch nicht über das Hypothetische hinausführenden Andeutungen unser Nervensystem wirklich der Behälter für ein feines ätherisches unwägbares Agens sein mag, das für die Bethätigung unserer Seele im Leiblichen eine besonders wichtige Rolle zu spielen und gewissermaßen der Vermittler für dieselbe

Digitized by Google

zur gröbern Leiblichkeit zu sein scheint. Nun hindert nichts in der Vorstellung dies ätherische Wesen auch nach Wegfall seiner gröbern Unterlage noch übrigbleibend als einen feinen Lichtleib oder verklärten Leib zu denken. Aber abgesehen von dem Hypothetischen, was in der Annahme eines solchen Nervenagens liegt, weist nichts in der Wirklichkeit darauf hin, daß ein unwägbarer Leib noch abgetrennt von einem wägbaren gestaltet fortbestehen und sich fortentwickeln und merken könne. Soweit wir in die Natur blicken, sehen wir die Organisation des Unwägbaren an die des Wägbaren geknüpft. Einen für sich bestehenden ätherischen Leib annehmen zu wollen, heißt daher nicht nur eine neue Existenz, von der wir nichts sehen, sondern auch neue Bedingungen der Existenz, von denen wir das Gegentheil sehen, annehmen.

Wie sich Fechner im Gegensatz zu dem schon hier vorhandenen Seelenorgan und Seelenleibe die künftige Leiblichkeit der Seele denkt: das sucht er uns durch mehrfache Bilder und Analogien zu erläutern, welche freilich nach dem alten Satz „Omne simile claudicat" vielfacher Erweiterungen und Ergänzungen bedürfen. Er vergleicht den Tod mit dem Zuschlagen des Auges, durch welches das Bild der Anschauung verschwindet, dafür aber hinter jenem ein zweites hervorbricht, ein höheres, ein freieres, ein schrankenloseres, das geistigere Bild der Erinnerung. Ein solches Erinnerungsleben ist das Jenseits gegenüber dem jetzigen Anschauungsleben, das Massive, Handgreifliche unsers jetzigen Lebens wird freilich künftig schwinden, der Leib nicht mehr mit Händen zu fassen sein, nicht mehr mit schweren Füßen gehen, nicht mehr Lasten tragen und bewegen können; all das liegt im Grabe, liegt hinter uns; in all dem mag unser künftig Leben wirklich machtloser und kraftloser sein als unser jetziges. Denn unstreitig wird sich das Verhältniß sinnlicher Abschwächung, was zwischen Anschauungen und Erinnerungen in uns besteht, auch zwischen unserm Anschauungs- und Erinnerungsleben im höhern Geiste widerspiegeln; die Analogie wird keinen Bruch erleiden; und so mag unser künftiges Erinnerungsleben überhaupt leicht, licht, luftig, äußerlich unfaßlich gegen unser jetziges schweres, dickes, fettes, mit groben Sinnen ergreifliches Leben erscheinen; statt schwerer, anschaulicher Leibesgestalten mögen leichte, freier bewegliche Erinnerungsgestalten im Haupt des höhern Geistes wandeln. Das Erinnerungsleben wird ein gesteigertes, helles, volles, bestimmtes sein. Um im Diesseits Analogien für das Leben des Jenseits zu finden, muß Fechner auf einzelne Thatsachen des Somnambulismus zurückgreifen.

Wir haben es hier selbstverständlich nicht mit Begriffen zu thun, sondern mit Vorstellungen, die für den Denker selbst aus tiefsinniger Intuition hervorgehen mögen, aber für den von außen Hinzutretenden etwas Fremdartiges behalten. Eine derartige Erinnerungsgestalt scheint doch nur in andern existiren zu können; wir vermögen uns nicht, sie in ihrem äußern Fürsichsein zu denken; doch sollen diese Gestalten im Jenseits auch objectiv erscheinen; unserer leiblichen Fortsetzung soll die materielle Unterlage so wenig fehlen als dem jetzigen Leibe selbst; dort soll der Kreis unserer Wirkungen und Werke die äußere Gestalt unsers Leibes widerspiegeln. „Der Mensch schafft sich schon in seinem Jetztleben, ohne daß er freilich daran denkt, einen weitern Leib in Wirkungen und Werken, wie seinen engen Leib, der, wenn der engere vergeht, nicht untergeht, sondern in dem er fortlebt und fortwirkt, ja der aber erst mit dem Tode des engern dahin erwachen wird, der Träger des Bewußtseins zu werden." Der „Seelenleib" verwandelt sich also hier in einen „Wirkungsleib"; ja in diesem „Wirkungsleibe" findet sich alles wieder, „was von Stoffen, Bewegungen und Kräften im alten war". Dies ist allerdings für einen „Erinnerungsleib" eine mehr als solide Grundlage. Auch die alte Gestalt ist gewahrt, aber welche Gestalt? Hier wird uns nun die Mär von einer unbestimmbaren Vielgestaltigkeit der jenseitigen Existenz vorgetragen und erläutert durch die folgenden wunderlichen Enthüllungen: „Zuvörderst zählt im Jenseits für den, der als Greis gestorben,

Digitized by Google

nicht blos seine eingeschrumpfte Geistesgestalt, womit er starb, sondern ebenso gut seine Kindes- und Jünglingsgestalt. Er begegnet im Jenseits dem sicher zunächst in Kindesgestalt, der ihn hier nur als Kind kennen lernte, dem in Greisesgestalt, mit dem er nur als Greis verkehrte, wen er aber in verschiedenen Lebensstufen bekannt war, dem kann er in Kindes- oder Greisesgestalt erscheinen, nach Umständen; es kommt ja nur darauf an, in welcher der bekannten Gestalten dieser ihn in die Erinnerung rufen will, darin erscheint er ihm, oder in welcher bekannten Erinnerungsgestalt er sich ihm darstellen will. In einer andern freilich als einer bekannten würde er zunächst nicht von ihm erkannt werden. Von selbst aber wird der andere am meisten geneigt sein, ihn in der Gestalt zu suchen und am leichtesten ihn in der Gestalt wiedererkennen, in der er ihn am öftersten oder am liebsten gesehen. Die Gestalt im Jenseits wird also keine so feste mehr sein wie hier, sondern wie sie im Jenseits leicht da und dort, ja an verschiedenen Orten zugleich erscheinen kann, so auch leicht so oder so. Es wird sozusagen der Begriff aller Anschauungsbilder, in welchen der Mensch je vor einem andern aufgetreten, der Quell aller täglichen Erinnerungsbilder und hiermit Erscheinungsarten sein, die dieser von ihm zunächst haben kann, und so, daß die Tendenz zu gewissen überwiegt.

Noch eine neue Ansicht spricht der Philosoph über den Leib der Zukunft aus. Die ganze Erde ist die künftige Lebenssphäre und insofern haben sie einen compactern Leib als den jetzigen. Gleichwol soll die Gestalt, in der die Geister des Jenseits erscheinen, sich als ein leichtes, frisch webendes Bild der jetzigen Gestalt darstellen.

Wir haben also im Jenseits einen Erinnerungsleib, einen Leib, der sich aus den Wirkungen der Persönlichkeit zusammensetzt, einen compacten Leib mit einer weitern, leiblichen, wägbaren Unterlage, ja dessen Sphäre die ganze Erde ist, vor allen Dingen aber einen Leib, der sich trotz seiner Compactheit und wägbaren Unterlage fortwährend proteusartig zu verwandeln vermag.

Wir bekennen offen, daß wir uns einen solchen Leib, selbst wenn wir alle Vorstellungen des irdischen Lebens verbannen, wenn wir das Wort „Leib" in der verwegensten Bedeutung nehmen, nicht zu denken vermögen, weil die einzelnen Bestimmungen desselben sich gegenseitig ausschließen. Wir können uns eine traumbildartige Gestalt vorstellen, die sich mit der Geschwindigkeit der dissolving views in die Gestalten verschiedener Lebensalter auflöst; aber wie sich dies Erinnerungsbild wiederum aus den Wirkungen irdischer Thätigkeit zusammensetzen, wie aus diesen geistigen Wirkungen in Staat, Kunst u. s. w. sich eine compacte wägbare Grundlage gestalten soll: das zu erfassen fehlt uns die Beweglichkeit der Phantasie, oder die Stärke eines abgrundtiefen Denkens, das alle diese Widersprüche in eine höhere Einheit zusammenzufassen weiß.

Wir wiesen schon auf den andern Hauptunterscheidungspunkt der Fechner'schen Anschauungen von denjenigen Wilmarshof's und Fichte's hin, von denen der erstere das Jenseits auf die andern Weltkörper verlegt, während auch dieser ihm eine nicht epitellurische Existenz anweist. Fechner dagegen vermeidet jeden Seelentransport; sein Jenseits liegt auf der Erde, auf welcher der Mensch nicht einmal, sondern dreimal lebt. Seine erste Lebensstufe ist ein steter Schlaf, die zweite eine Abwechselung zwischen Schlaf und Wachen, die dritte ein ewiges Wachen. Nach dem Tode ergießt sich der Geist in völliger Freiheit durch die irdische Natur. Er wird nicht mehr blos die Licht- und Schallwellen empfinden, wie sie an sein Auge und Ohr schlagen, sondern wie sie im Aether- und Luftmeere selbst fortrollen, nicht mehr blos das Anwehen des Windes und das Anwogen des Meeres gegen seinen darin gebadeten Leib fühlen, sondern in der Luft und dem Meere selbst rauschen; nicht mehr äußerlich in Waldes- und Wiesengrün wandeln, sondern Wald und Wiese mit den darin wandelnden Menschen fühlend durchdringen.

Nicht dadurch, ruft Fechner aus, kommt der Mensch in den Himmel, daß er

Digitized by Google

Flügel bekommt, von einem Gestirn zum andern oder gar in einen unsichtbaren Himmel über dem sichtbaren Himmel zu fliegen; wo gäbe es in der Natur der Dinge dazu die Flügel; nicht dadurch lernt er den ganzen Himmel kennen, daß er nach und nach in immer neuen Geburten von einem Gestirn auf das andere getragen wird; kein Storch ist dazu da, die Kindlein von Stern zu Stern zu tragen; nicht dadurch gewinnt sein Auge die Tragkraft für die größten himmlischen Weiten, daß es zum größten Fernrohr gemacht wird; das Princip des irdischen Sehens will nicht mehr reichen; sondern dadurch gelangt er zu allem, daß er als jenseitiger bewußter Theil des großen himmlischen Wesens, das ihn trägt, an dessen Lichtverkehr mit den andern himmlischen Wesen bewußten Antheil gewinnt.

Um dies im Fechner'schen Sinne zu fassen, muß man auf den Grundgedanken seiner „Zend-Avesta", den er namentlich im ersten Bande des Werkes ausführt, zurückgehen; es ist dies die Beseelung der Gestirne. Wie er früher in der „Nanna" zu erweisen suchte, daß die Pflanzen beseelte Wesen seien, so behauptet er dies jetzt von den Gestirnen, und zwar seien diese eine höhere Art beseelter Wesen als die Pflanzen. Die Gestirne sind für die einfachste Anschauung wie für die gründlichste Prüfung selbständigere Geschöpfe als wir und uns übergeordnet, weil wir recht betrachtet selbst nur ihre Glieder sind. Die meisten Disciplinen der Naturwissenschaften fassen die Erde nur als Stücke auf, die sie einzeln zusammensetzen, die Astronomen zwar als Ganzes, andern Himmelskörpern gegenüber, aber auch nur als Ganzes, dort die Theile ohne das Ganze, hier das Ganze ohne die Theile. Die Erde ist ein Organismus; die Unterschiede zwischen dem Organischen und Unorganischen halten überhaupt nur so lange Stich, als man einen ganzen irdischen Organismus mit einem Stück der ganzen Erde vergleicht. Fechner vergleicht den Organismus der Erde mit dem Organismus des menschlichen Leibes in 46 Punkten und dieser Vergleich ist voll schlagender Analogien. Das Resultat dieses Vergleichs ist das folgende: Die Erde ist ein ebenso in Form und Stoffen, in Zweck und Wirkungsbeziigen zum Ganzen einheitlich gebundenes, in individueller Eigenthümlichkeit sich in sich abschließendes, in sich kreisendes, andern ähnlichen, doch nicht gleichen Geschöpfen relativ selbständig gegenübertretendes, unter Anregung und Mitbestimmtheit durch eine Außenwelt sich aus sich selbst entfaltendes, eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit theils gesetzlich wiederkehrender, theils unberechenbar neuer Wirkungen aus eigener Fülle und Schöpferkraft gebärendes, durch äußere Nöthigung hindurch ein Spiel innerer Freiheit entwickelndes, im einzelnen wechselndes, im ganzen bleibendes Geschöpf wie unser Leib. Oder vielmehr, sie ist es nicht nur ebenso, sondern unsaglich mehr; ist alles das ganz, wovon unser Leib nur ein Glied, alles das dauernd, was unser Leib nur im Vorbeigehen, verhält sich dazu wie ein ganzer Baum zum einzelnen Schoß, ein verwickelter Knoten zur einzelnen Verschlingung darin, ein dauernder Leib zu einem vergänglichen kleinen Organe.

Der Schluß aus diesem Vergleiche liegt nahe. Wie der menschliche Leib, so muß auch die ihm verwandte Erde eine Seele haben. Die Erde ist das Hauptseelenwesen, alles unser Leben dreht sich um das ihrige. Diese Ansicht steht der gewöhnlichen, welche umgekehrt in dem Menschen das Hauptseelenwesen erkennt und alles Geschehene der Erde sich um ihn drehen läßt, gegenüber, wie die Kopernicanische Weltansicht, welche die Planeten, die kleinen Ausgeburten der Sonne, sich um die Sonne drehen läßt, der Ptolemäischen, welche die große Sonne sich um die kleine Ausgeburt, die Erde, drehen läßt. Die Abwesenheit der Merkmale, welche das Dasein einer menschlichen und thierischen Seele beweisen können, beweisen eben nichts als die Abwesenheit derartiger Seelen, aber nicht die einer Seele überhaupt, nicht einmal einer niedern, geschweige einer höhern. Der Erde kommen auch die Menschen und Thiere mit zu; aber die menschlichen Gehirne bilden in ihr keine compacte Masse, sondern im Zusammenhang des ganzen irdischen Gebiets etwas ganz

Digitized by Google

anderes als ein Gehirn, etwas nach höherm allgemeinen Princip Wirkendes, in höherm Sinn Einiges als alle einzelnen Menschengehirne, sowie die einzelnen Buchstaben und Worte, die wir aussprechen oder schreiben, nicht wieder einen Buchstaben oder ein Wort, sondern eine Rede von viel höherm Sinn, viel größerer Bedeutung bilden als der Buchstabe, das Wort hat.

Die Gestirne sind nach Fechner höhere Wesen als die Menschen, die eigentlichen Engel des Himmels; denn es gibt keine andern Bewohner des Himmels. Man hält sie nur deshalb nicht für Engel, weil sie nicht wie Menschen aussehen und keine Vogelflügel haben; sie sollen aussehen, wie sie der Maler malt; aber glaubt man denn, daß unsaglich viel höhere Wesen als der Mensch in einem unsaglich feinern Elemente gebaut und eingerichtet sein und sich benehmen können wie der Mensch, das kleine einseitige auf die Erde geklebte Wesen. Wenn der Leib nun so höher geartet ist, je mehr und je mehrerlei Ueber-, Unter- und Nebengeordnetes wir in ihm unterscheiden, so der Geist, je mehr und mehrerlei Ueber-, Unter- und Nebengeordnetes er in sich selbst unterscheidet. Der Geist der Erde aber unterscheidet in sich die ganzen Seelenreihe der Menschen, Thiere, Pflanzen und darin wieder die einzelnen Seelen derselben und darin wieder das, was jede einzelne Seele in sich unterscheidet. Gewöhnlich meint man, ein höherer Geist sei nur eine Vergrößerung des menschlichen, man anthropomorphisirt den Geist wie den Leib. Ein höherer Geist aber hat vielmehr die Menschengeister mit andern Geistern zugleich zu Theilwesen. Das Gestirn, die Erde, hat ein höheres übergreifendes Bewußtsein, sie weiß alles in Eins, was ihre Menschen wissen, empfindet alles, was wir empfinden und wie wir es empfinden; aber, indem sie noch ein Mehr als wir ist, fühlt sie auch, wie das Was und das Wie unsers Empfindens in Beziehungen eingeht, die wir nicht mitempfinden und die eine viel höhere Bedeutung haben als unsere Einzelempfindung.

Fechner's ganze Theorie ist gegen die Lehre der großen Gedankensysteme von Schelling und Hegel gerichtet, welche in der Natur nur Nothwendigkeit und Unbewußtsein, im Geiste Freiheit und Bewußtsein suchen. Die Weltkörper, welche von diesen Denkern in den Mechanismus der Natur verwiesen werden, sind ihm selbst beseelte und bewußte Wesen, welche das Bewußtsein ihrer Geschöpfe als ein Theilbewußtsein in einer höhern Einheit umfassen. Die Consequenzen dieser Lehre für die Unsterblichkeit der Seelen sind klar. Die Geister der dritten Stufe, d. h. die Seelen nach dem Tode, werden in der irdischen Natur, von der die Menschheit selbst ein Theil ist, wohnen wie in einem gemeinschaftlichen Leibe und alle Processe der Natur ihnen dasselbe sein, was uns jetzt die Processe unsers Leibes. Ihr Leib wird die Leiber der zweiten Lebensstufe (der Lebenden) umfangen als eine gemeinschaftliche Mutter, gleich wie die Leiber der zweiten Stufe die der ersten umfangen. Nur das alles hat jeder Geist dritter Stufe von dem allen gemeinsamen Leibe als seinen ihm eigenen Theil, was er im irdischen Reiche fortentwickelt, fortgebildet hat. Was in der Welt durch eines Menschen Dasein anders geworden, als wäre er nicht dagewesen, ist sein ferneres Dasein auf der gemeinsamen Wurzel alles Daseins.

Die Erde bleibt also die Heimat der Menschengeister auch nach dem Tode. Wir sollen nicht glauben, daß wir durch unsern Tod in eine ganz andere Welt hinausgerückt werden, sondern in derselben Welt, in der wir jetzt leben, werden wir fortleben, nur mit andern neuen Mitteln sie zu erfassen und mit größerer Freiheit sie zu durchmessen. Es wird die alte Welt sein, in der wir einst fliegen werden und in der wir jetzt kriechen. Wozu auch einen neuen Garten schaffen, wenn in dem alten Garten Blumen blühen, für die sich im neuen Leben ein neuer Blick und neue Organe des Genusses öffnen. Dieselben irdischen Gewächse dienen Raupen und Schmetterlingen; aber wie anders erscheinen sie dem Schmetterling als der Raupe, und indeß die Raupe sich an eine Pflanze heftet, fliegt der Schmetterling durch den ganzen Garten.

Digitized by Google

Der Denker gibt dies alles selbst nur als vernünftige Möglichkeiten, vernünftig insofern, als sie widerspruchslos in sich und mit den Thatsachen, Gesetzen und Forderungen unsers Jetztlebens zusammenhängen und selbst positiven Nutzen darin finden. Die Hypothese Fechner's bietet jedenfalls den Vorzug, daß nicht wie durch die kosmische Wanderung für die Sphäre geistigen Wirkens ein fortwährend neuer Anfang gesetzt wird; es bleibt ein Zusammenhang des Wirkens, Strebens und Lebens ohne einen durch kosmische Entfernungen gesetzten Bruch. Doch wie vag die Vorstellungen von der Form dieser Existenz sind, haben wir früher gesehen. Tiefsinnig, an uralte, orientalische Auffassungen erinnernd, aber, trotz aller Bemühungen Fechner's schwer mit den Grundlehren des Christenthums zu vermitteln ist die Anschauung der Erde als eines bewußten Wesens, deren Centralgehirn man ja allenfalls in ihren bisher unerforschten Mittelpunkt verlegen könnte. Doch befinden wir uns hier überall auf dem Gebiete von Träumereien, für welche die Forschung keinerlei Anhaltspunkte bietet. Wir kennen auf der Erde kein anderes Bewußtsein als das der Menschen, in weiterm zusammenfassenden Begriff, das der Menschheit; für die Annahme, daß das Erdindividuum selbst außer diesem Bewußtsein noch ein höheres habe, fehlt jeder Anhalt. Das Wollen und Wirken der Geister nach dem Tode, die also „störend sich im Dunstkreis überbreiten", ist für die Lebenden vollkommen verschlossen, man müßte denn annehmen, daß Acte der Inspiration durch ein Hineinwirken jener Geister in den Kreis menschlichen Schaffens und Handelns zu Stande komme, daß etwa der Geist Alexander's in den Geist des ersten Napoleon und der Geist Octavian's in den des dritten hinüberwirkte, was zuletzt nur auf eine idealisirte Seelenwanderung herauskäme. Es bleibt der kühnen Erfindung schöpferischer Phantasie vorbehalten, sich von der Wirkungssphäre dieser mit den elementarischen Mächten verschwisterten Geister irgendeine Vorstellung zu machen, da sie sich menschlichen Sinnen und menschlicher Forschung entzieht. Die genaueste Analyse, welche Sauerstoff, Kohlenstoff und Stickstoff in dem Element der Luft unterschied, hat selbstverständlich nicht vermocht, dem unwägbaren himmlischen Element auf die Spur zu kommen, das in den Elementen waltet. Gleichwol sollen diese Geister individuelle Gestalt, eine compacte Grundlage haben. Hierin liegt der Hauptwiderspruch der Fechner'schen Hypothese.

Ein zweiter Mangel derselben ist die Leugnung der Präexistenz, ohne welche die Unsterblichkeit doch ein logischer Widerspruch ist. Die erste Lebensstufe ist für Fechner „das Kind im Mutterleibe"; hierfür muß aber doch ein absoluter Anfang gesetzt werden, über den auch der erfindungsreiche Denker in seinen Hypothesen nicht hinausgeht. Wir haben es also mit Existenzen zu thun, die im Mutterleibe beginnen und später ein ewiges Leben führen, über jene als möglich angedeutete Weltkatastrophe hinaus, daß die Erde einmal mit ihren sämmtlichen Seelen in die Sonne stürzt und dann für diese Seelen eine neue Sonnenexistenz beginnt.

Die Unsterblichkeit der Thierseelen kann Fechner nach seinen Annahmen nicht leugnen; wie aber und für wen ihre Erinnerungsbilder in den Elementen schweben, darüber bleibt er uns die nähere Aufklärung schuldig.

Die mystische Allbeseelung Fechner's bringt es daher zu keiner so widerspruchslosen Theorie der Unsterblichkeit, wie der geistreiche Denker zu glauben scheint. Selbst die Annahme, daß die Erde eine bewußte seelenvolle Individualität sei, würde noch nicht beweiskräftig sein für die Fortdauer ihrer bewußten und sich stets neuerzeugenden Theilseelen, welche sie sehr wohl in ihrem eigenen Lebensproceß verbrauchen und als gleichgültige und vergängliche Wesen in ihrem Schos zurücknehmen könnte.

Digitized by Google

4) Kirchmann.

Der preußische Gerichtspräsident a. D. und Abgeordnete der Fortschrittspartei in den preußischen Parlamenten, Julius von Kirchmann, hat sich in jüngster Zeit auf Begründung einer neuen Wissenschaftslehre verlegt, die er mit dem Namen der „Seinsphilosophie" bezeichnet, die man als eine wesentlich realistische charakterisiren und in ihren Ausgängen mit der sensualistischen Philosophie Feuerbach's, mit der Philosophie des „concreten Seins" auf die gleiche Stufe setzen möchte. Wie unermüdlich der Philosoph im Ausbau seines Systems ist, beweist die Thatsache, daß er bereits eine „Aesthetik auf realistischer Grundlage" (1868) ausgearbeitet hat, welcher gewiß eine Rechts- und Staatsphilosophie folgen dürfte, da diese Disciplinen der bisherigen Thätigkeit Kirchmann's am nächsten liegen.

Wir haben es indeß hier nicht mit dem System selbst zu thun, sondern nur mit einer Hypothese über die Unsterblichkeit, welche Kirchmann in dem Werke „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" (1865) entwickelt hat und welche mit seiner eigentlichen Grundtheorie nur locker zusammenhängt. Da im Grunde bei dieser Hypothese die persönliche Unsterblichkeit aufgegeben ist, so könnte man Kirchmann mit gleichem Recht zu den Gegnern wie zu den Vorkämpfern der Unsterblichkeit zählen.

Kirchmann sendet seinem philosophischen Versuch eine längere geschichtliche Einleitung voraus, in welcher er die bisherigen Theorien und Dogmen der Unsterblichkeit bei den Denkern der verschiedensten Nationen und in allen Religionen verfolgt. Eine bunte Musterkarte von Meinungen über eine, der sichern Erkenntniß entrückte Frage! Hier finden wir auch den geistigen Stammbaum der meisten neuern Ansichten und Hypothesen. Fechner's in den Elementen waltende Seelen mahnen an diejenigen der Pythagoräer, welche die ganze Luft erfüllen, und auch den Heraklitischen Satz, daß jede Seele ein Theil der Weltseele sei, hat der neue Psychophysiker mit jener geringen Variante, welche an die Stelle der Weltseele die Erdseele setzt, in seine „Zend-Avesta" aufgenommen.

Die Stimmung der Gegenwart in Bezug auf die Unsterblichkeitsfrage charakterisirt Kirchmann dahin, daß vielleicht kein Gebiet in der Religion zu finden sei, wo die Angriffe so großen Erfolg selbst bei den Gläubigen gehabt haben, als die Lehre von der Unsterblichkeit; er meint, daß ein großer Theil der Gebildeten bereits den Glauben daran aufgegeben habe und die Zahl derselben mit jedem Jahre wachse, indem man sich mit einer gewissen Resignation in das Unvermeidliche ergebe. „Dennoch bleibt ein großes Interesse an dieser Frage haften, selbst wo ihre Verneinung bereits zur Ueberzeugung geworden ist. Man erkennt wol die Schwäche aller Beweise für die Unsterblichkeit, man erkennt die Stärke der gegen sie sprechenden Gründe, man hat auch nicht mehr Glauben genug, um die Kraft dieser Gründe niederzuhalten, aber dennoch würde selbst der festeste Leugner der Unsterblichkeit gern bereit sein, sie als ein Geschenk wieder dankbar anzunehmen, wenn gezeigt werden könnte, daß sie sich mit seinen sonstigen Ueberzeugungen wohl vertragen kann. Vielleicht ist ein solches Geschenk möglich."

Indem Kirchmann in seinem „Philosophischen Versuch" das Geschenk bringen will, gehört er nach seiner eigenen Ansicht zu den Vorkämpfern der Unsterblichkeit, obwol seine Hypothese im wesentlichen auf die von Albert Dulk im „Tod des Bewußtseins" vertretenen Anschauungen zurückkommt.

Mit Recht beginnt Kirchmann mit einer Theorie des Raumes, den er allerdings in etwas brüsker und unphilosophischer Weise einen „Gegenstand" nennt und mit einer Theorie der Zeit, mit welcher jede Abhandlung über Unsterblichkeit beginnen sollte. Ihm erscheint es als die wichtigste Frage, ob die Zeit fließt und die Dinge ruhen, oder ob die Dinge fließen und die Zeit ruht. Für die letztere Anschauung sucht er ein erläu-

Digitized by Google

terndes Bild, das zugleich für seine Unsterblichkeitshypothese bezeichnend wird, oder vielmehr dieselbe vollkommen darstellt. Man stelle sich an einer dunkeln Wand eine senkrecht erhellte Spalte vor; hinter dieser Wand werde, für den Zuschauer unbemerkt, eine Leinwand, mit vielerlei Farben bemalt, bewegt, der Zuschauer vor der Spalte sieht dann nicht die Bewegung, sondern nur die Veränderung der Farben in der Spalte, ihren zeitigen Wechsel. „Sollte in der Natur eine ähnliche Vorrichtung vorhanden sein, wie sie eben mit der Wandseite und Leinwand beschrieben worden ist, so erhellt, daß die Wahrnehmung des zeitlichen Entstehens und Vergehens auf einer Täuschung beruhen würde, und daß in Wirklichkeit nur die Bewegung eines, in allen seinen Unterschieden zugleich und immer Vorhandenen stattfinde." Die Mauerspalte verwandelt sich nun in einen Lichtstreifen; der Mensch selbst ist unter den bewegten Dingen, nicht als Zuschauer vor denselben zu denken. Die Gegenwart aber ist in dem hellen Streifen zu suchen, welcher sich über den hintereinanderruhenden Menschen und Dingen ausbreitet, und die so aus dem Dunkel der Vergangenheit durch das Licht der Gegenwart in das Dunkel der Zukunft gleiten. Sie sind also kein Nichts, ehe sie in die Gegenwart eintreten, und sie werden auch kein Nichts, wenn sie in die Vergangenheit übergehen, sondern sie bleiben unverändert und ewig was sie sind. Der helle Lichtstreifen ist das Wissen, dies Wissen stirbt, nicht das Sein; die wahre Unsterblichkeit ist die Unsterblichkeit des Seienden, allerdings eine Unsterblichkeit ohne Bewußtsein. Da es indeß auf eine Hypothese mehr oder weniger nicht ankommt, so spricht Kirchmann die Hoffnung aus, daß unser Sein wieder ins Wissen treten kann in unzähligen Wiederholungen, und daß der Lichtstreifen des Wissens jedesmal breiter werden kann, ja so breit, daß er die ganze Zeittafel umfaßt. Eine weitere Hypothese ist, daß das als Zeittafel Vorgeführte, sich Bewegende und vom Lichtstreifen des Wissens erleuchtete Sein sehr wohl als gekrümmt und so gedacht werden kann, daß sich der Anfang dem Ende anfügt, und daß so das Sein ohne Anfang und Ende sich vorstellen lasse.

Wie soll man indeß das stets neu in das Licht des Bewußtseins rückende Sein sich denken? Das individuelle Leben ist an das Bewußtsein geknüpft! Erlischt dies nach der Vorbeibewegung unter dem ersten Lichtstreifen, so hat ein Wiederauftauchen des Wissens ja für das Individuum keinen Werth, das nicht mehr von sich selbst und seiner Identität weiß, man müßte denn Zustände eines gehemmten Bewußtseins annehmen, das sich unter dem wiederkehrenden Licht wieder jenes Wissens erinnerte, dessen es unter dem ersten Lichtstreifen theilhaftig gewesen war.

Uebrigens ist an der Hypothese Kirchmann's nichts neu als die Einkleidung; sie beruht im wesentlichen auf Schopenhauer'schen Grundsätzen. Wir finden sogar in der „Welt als Wille und Vorstellung" (I, 329) ein ähnliches Bild: „Wir können die Zeit einem endlos drehenden Kreise vergleichen: die stets sinkende Hälfte wäre die Vergangenheit, die stets steigende die Zukunft; oben aber der untheilbare Punkt, der die Tangente berührt, wäre die ausdehnungslose Gegenwart: wie die Tangente nicht mit fortrollt, so auch nicht die Gegenwart." „Es gibt keinen größern Contrast", heißt es (II, 548), „als den zwischen der unaufhaltsamen Flucht der Zeit, die ihren ganzen Inhalt mit sich fortreißt, und der starren Unbeweglichkeit des wirklich Vorhandenen, welches zu allen Zeiten das eine und selbe ist." Schopenhauer protestirt fortwährend dagegen, das Unzerstörbare, Ewige im Menschen in dem Intellect zu suchen; der Intellect aber ist Kirchmann's Lichtstreifen, der vorübergehend dem unvergänglichen Sein leuchtet. Dies „Sein" ist von derselben Art und gleich unzerstörbar wie Schopenhauer's Willen.

Wir sahen, daß die Gegner der Unsterblichkeit an die unleugbaren Thatsachen empirischer Erkenntniß anknüpfen und diese die bald verschwiegene, bald laut betonte Grund-

Digitized by Google

lage für den Aufbau ihrer sonst sehr verschiedenartigen Theorien bilden, während der Eifer, die Unsterblichkeit zu beweisen, wol zu manchen geistvollen Analogien und Träumereien, aber auch zu unhaltbaren Hypothesen führt und namentlich die Aufgabe der Philosophie verrückt, die Vernunft des Wirklichen und die in der Welt erschlossenen Ideen zu erkennen. Diesen Bestrebungen gegenüber gilt wol der Ausspruch unsers dichterischen Altmeisters Goethe: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Erinnerungen an Victorien Sardou.

Als ich mit Victorien Sardou zuerst bekannt wurde (im Winter 1852/53), waren wir Beide junge Leute, im Anfange der Zwanziger, unbekannt und unberühmt, aber Beide entschlossen, nicht auf dem Niveau der Alltäglichkeit stehen zu bleiben. Und dies wurde der Anlaß unserer Bekanntschaft, indem ein Kamerad von ihm und College von mir uns als Wahlverwandte zusammenzubringen beschloß. Der Ort unserer Bekanntschaft war natürlich Paris, denn es wäre leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge, als daß ein Franzose, der es zu etwas bringen will, sich anderswo als in Paris antreffen ließe, während wir Deutsche, wie übrigens nicht weniger die Engländer, Polen, Russen, Schweden und Amerikaner, einen Aufenthalt in Paris als unumgänglich nöthig zur Bildung oder gar zum Glück erachten. Sardou und mit ihm sein Umgangskreis schwärmte damals für deutsche Lieder, deutsches Leben und namentlich deutsche Studenten, die er übrigens nur vom Hörensagen kannte, und warf sich nun mit Inbrunst auf das Quellenstudium, soweit ich dazu Gelegenheit bot. Ich mußte erzählen, singen, Kneipausdrücke verdolmetschen, akademische Sitten erklären und beschreiben, und das war unendlich schwer, denn abgesehen davon, daß Jungburschi und bemooftes Haupt, Katzenjammer und Katzenmusik, Wanderlied und Abschiedsschmerz entschieden unübersetzbare Germanismen sind, so fand ich bei meiner Zuhörerschaft alle Voraussetzungen zu einem Verständniß deutschen akademischen, deutschen Familien- und Liebeslebens nicht vor. Glaubte ich einen Commers recht anschaulich beschrieben zu haben, so fragte einer (wenn auch nicht Sardou selbst) aus dem Zuhörerkreise: „Y-a-t-il des femmes?", oder wenn von den Studentenverlobungen, dem langen Brautstande und davon die Rede war, wie man einander jahrelang treu bleibe, antwortete ein anderer: „Oui, plus ou moins." Kurz, die Grundanschauungen und die Ausgangspunkte alles Denkens und Fühlens waren verschieden, mit denselben Ausdrücken meinten wir Verschiedenes und nur unser beiderseitiger guter Wille und die gemeinsame Schwärmerei für deutsches Leben hielt uns zusammen; denn das war Sardou klar, daß mehr ideales Streben und mehr Ideen, zugleich mehr Jugendlust und Freiheit in dem Jugendleben der Deutschen vorhanden ist als in dem seiner Nation. Unsere Volks- und Studentenlieder entzückten ihn und nachdem wir manches gemeinsam in Prosa übertragen (Sardou verstand und versteht kein Wort deutsch), brachte es Sardou in schöne, entsprechende Verse; so entstand unter anderm die beste französische Uebersetzung von „Lützow's wilder Jagd", die auch später gedruckt wurde; ich erinnere mich, daß wir auch gemeinsam übersetzten: „Morgen muß ich fort von hier."

Noch bewahre ich ein Originalgedicht von Victorien aus jener Zeit: „Le chant du soir." Es erschien mir damals wie heute schwülstig, wie denn Sardou's Stärke nicht in poetischem Malen, sondern in drastischem Zeichnen besteht. Als eine eigene Arbeit des Dichters, glaube ich mich leider nicht berechtigt, es hier mitzutheilen. So unbedeutend

Digitized by Google

die Leistungen, so ehrlich waren unsere Bestrebungen und so beglückt waren wir selbst dabei. Bald kamen wir bei mir in einem erträglich eleganten, aber engen Zimmer auf der Isle de la cité, wo jetzt tabula rasa gemacht worden, zusammen, vor einem zugigen Kamin frierend, den ich seiner stets mäßigen Temperatur halber mit den herrlichsten Winterastern geschmückt hatte, bald bei Sardou vier Treppen hoch auf dem gegenüberliegenden Kai des Quartier latin in einem niedern Stübchen, wo ein Pianino stand, an welchem sein Hausbursche componirte, indeß Sardou $2^1/_2$ Fuß davon an einem Stehpult dichtete. Die beiden jungen Gesellen hatten sich nämlich vorgenommen, der eine als Schriftsteller, der andere als Musikdichter Carrière zu machen; sie arbeiteten viel, lauschten auf die Strömung des Zeitgeistes und näherten sich halb verehrungsvoll, halb berechnend den tonangebenden Größen in ihren Fächern. Dabei führten sie ein Leben de bohème (wie Henri Murger es schildert), aber doch in den Grenzen, welche anständige Menschen und noble Seelen innehalten. Ich habe damals von Sardou nie ein unwürdiges, niedriges Wort gehört, hörte ihn mehr über politische und sociale Ideen debattiren als über les femmes. Seine Liebesgedichte waren ideal, sein Umgangskreis war von den besten. Komisch war es, wenn Scenen aus dem deutschen Studentenleben in Scene gesetzt werden sollten. So lud Sardou zuweilen ein halbes Dutzend Altersgenossen zum Abend ein, ich brachte einen singenden Landsmann mit; daraus sollte eine Art „Kneipabend" mit Gesang werden. Aber die quecksilbernen Burschen waren zu keinem Stillsitzen um den Tisch, zu keinem methodisch-rationellen Trinken, zu keiner Gemüthlichkeit, am allerwenigsten zu einem Chorgesang zu bringen. Sie hingen auf den Kanapeelehnen, saßen verkehrt auf den Stühlen oder auf dem Fensterbret; sobald sie ins Disputiren geriethen — und das war alle paar Minuten — sprangen sie alle zugleich auf und zappelten mit Händen und Beinen und lärmten durcheinander, daß man von niemand Stimme, Nase oder Hände mehr als ihm gehörig erkennen konnte. Ich habe Studentenlieder und Schwänke in gebildeten deutschen Gesellschaften mit Damen und ältern Herren, oder mit Kindern und Schülern, ich habe sie im Dorf mit Philistern und Bauern, in den höchsten Alpen mit gemischtester Reisegesellschaft ausgeführt und überall ließ sich ein Chor organisiren, aber nicht in Paris unter Sardou und Genossen. Wenn wir beiden Deutschen ein zweistimmiges Volkslied gesungen, wenn wir mit Hülfe des Klaviers das Embryo eines Chorliedes schlecht genug imitirt hatten, so spielte einer von ihnen eine Polka oder Nocturne, ein anderer sang ein Chanson und wir hatten unser Repertoire erschöpft. Im Frühjahr sollte eine Wanderschaft von ein bis zwei Tagen aufgeführt werden; Sardou und ein Freund, ich mit einem Landsmann und Collegen fuhren mit der Eisenbahn nach Meudon und gingen dann zu Fuß weiter. Aber der Ausflug wollte nicht lustig werden und vor allem nicht deutsch-studentisch; ich wurde in diesem vergeblichen Ringen nach etwas, was jenen nicht im Blute, nicht in der ganzen Atmosphäre lag, widerwärtig und tadelte alles Französische, theilweise aus Ueberzeugung, um mich zu rächen, daß sie meinen Maiwein une tisane gescholten hatten. Wir kamen schon den ersten Abend müde und verstimmt mittels der Eisenbahn nach Paris zurück, ohne daß deshalb unsere freundschaftlichen Beziehungen gelockert wurden. Damals fast 9 Monate, solange wir zusammen waren, und seitdem 13 Jahre trotz der Trennung dauerte unsere Freundschaft. Uebrigens boten unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen auch vollkommene Freuden und Genüsse, so unsere Besuche im Louvre, im Theater, in Gesellschaften. Nie haben Sardou und seine Kameraden versucht, mich auf einen jener abgestandenen, langweiligen Studentenbälle zu führen, wo die anständigen, jungen Pariser keineswegs figuriren, sondern die thörichten Fremden sich für theueres Geld zu amusiren und zu bilden wähnen; nie haben sie jene forcirte Genialität im Schlamme niedriger oder roher Gesellschaft gesucht oder gepriesen. An pikanten Begegnissen fehlte es uns dennoch keineswegs, z. B. ein bekannter, auch jetzt noch

Digitized by Google

thätiger Theaterschriftsteller war der Gatte einer ausgezeichnet schönen Frau. Einer von uns beiden widerstand, trotz ausgesprochener Bewunderung für ihre Schönheit, ihren Lockungen. Der Gemahl brachte die Sache in einem Stücke an und lud uns zur ersten Aufführung in seine Loge ein. Einen andern Abend waren wir zu Dennery, dem Verfertiger und Mitarbeiter von mehr als hundert Stücken, auf einen Ball geladen, an dem alle hervorragenden dramatischen Künstler im Costüm einer ihrer Hauptrolle theilnahmen: die Rachel als Phädra, Roger als George Brown, Mademoiselle Miolan (jetzt Carvalho) als Leonette eines „les nous de Jeannette", Bressant als Fils de famille u. s. w. Wer nicht dramatischer Künstler war, erschien sonst in einem ihm nahe liegenden Costüm: Moritz, der Sohn von George Sand, als sein Querbalkenahne Moritz, Marschall von Sachsen, Sardou mit seinem feinen Figürchen und blassen scharfen Gesicht als Charles IX.; da er kurzsichtig ist, kneift er die Augen häufig zu und sieht alsdann weder freundlich noch besonders hübsch aus; so gekleidet mit solchem Gesicht und solcher unausgebildeten Gestalt sah ich seitdem Charles IX. immer auf dem vergoldeten Balkon des Louvre stehen und nach seinen hugenottischen Unterthanen schießen. Ich selbst war van Dyck, nach seinem berühmten Porträt in der Louvregalerie, wegen meiner Aehnlichkeit, welche nicht nur damals meine pariser Genossen, sondern noch später alle meine Bekannten herausfanden. Sardou verhielt sich ernst, als müßte er den finstern Königsjüngling spielen, zwang mich aber doch bis zum Morgen zu bleiben, der Fortsetzung des Tanzes bei Tageslicht zuzusehen und den Entwickelungen einzelner Intrignen beizuwohnen.

Er genoß nur maßvoll, beobachtete gut, kritisirte viel, hatte viele Plane und Wünsche, und sein höchster Wunsch war, mit Dennery zusammen ein Stück zur Aufführung zu bringen. Den er sich damals als Taufpathen für ein Stück wünschte, hat er seitdem weit überflügelt.

Damals waren mein Freund Victorien sammt seiner ganzen Genossenschaft rothe Republikaner und große Feinde des Napoleon; ich, obgleich kein Vertheidiger des Staatsstreichs, fand an dem Präsidenten sein Verständniß des alltäglichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft bewunderungswürdig, seine Maßnahmen für die Arbeiter, sein Verhalten gegenüber den Kranken und Armen anerkennungswerth. Es war eben die Zeit, wo der Kaiser in Orleans „L'empire c'est la paix" gesagt hatte, wo er bei seinem Einzuge von der südfranzösischen Reise mit „Vive l'empereur!" und ziemlichem Enthusiasmus begrüßt wurde; meine jungen Freunde wollten behaupten, daß das alles bezahlt sei. Von den öffentlichen Gebäuden schwand die Inschrift „Fraternité, Egalité, Liberté" immer mehr; zuletzt trugen nur noch einige hohe Häusergiebel die Inschrift, erreichbar wol für den Enthusiasmus der jungen Republik, nicht für den Ernst des hereinschreitenden Kaiserthums; manche derselben fielen mit dem Hause selbst, denn schon begann der treffliche Minirer das alte Paris mit seinen strategisch-sanitätlichen Straßen zu lichten. Tag und Nacht ward eingerissen, daß die Staubwolken ganze Stadtviertel verhüllten, Tag und Nacht wurde gebaut, sodaß oft in vier Wochen ein Häuserconglomerat verschwunden, ein Platz und neue Façaden entstanden waren. Ueber das alles stritten wir; ich hätte gern manches gelobt, manches bewundert; Sardou verwarf alles. Ihm waren dies nur Nothbefehle von der Hand in den Mund, das rechte Princip fehlte; und nun entwickelte er sociale Utopien und einen glühenden Haß gegen Napoleon und dessen damalige Braut. Die gesammte Intelligenz war damals gegen le régime Napoléonien und die Acte höflichen Widerstandes, beleidigenden Ignorirens und bissiger Anfeindung waren in jenen der Republik und den Orleans ergebenen Kreisen wie auch im Faubourg Saint-Germain sehr allgemein. Die Kaiserin gewann durch ihre schönen und extravaganten Toiletten schon in kurzer Zeit Bewunderer; der Kaiser wurde erst später, durch die Kriege im Osten und Süden, populärer. Victorien Sardou aber

Digitized by Google

reifte unterdessen zu einer Macht, einer Berühmtheit heran. Seine siegreichen Feldzüge waren „Les pattes de mouches" und „Nos intimes", sein erobertes Gebiet die Bühnen von Paris und einige außerfranzösische. Ich verfolgte mit Interesse seine Fortschritte, ohne daß wir jedoch correspondirt hätten. Nach 13 Jahren Zwischenzeit kam ich wieder nach Paris und wir knüpften an dem letzten Tag des Zusammenseins an, als ob 13 Tage, aber nicht ebenso viele Jahre dazwischenlägen. Ich fand Sardou mir gegenüber unverändert, was um so mehr anzuerkennen war, als sich um ihn alles geändert hatte. Er wohnte in Marly le Roi bei Saint-Germain auf einem schönen Landhause, das ihm gehörte, Garten und Park und Gebäude waren herrschaftlich; Monsieur le curé machte der liebenswürdigen Herrin seine Aufwartung, wie weiland seine Vorgänger der Châtelaine; an Victorien kamen alle halben Stunden Briefe von Schauspielern und Regisseuren wegen der damals in Scene gehenden „Famille Benoiton" an; ich selbst ein Gast aus weiter Ferne pilgerte nach Marly zu ihm. Außer, daß er noch etwas schmächtiger geworden und einige scharfe Striche im Gesicht erworben hatte, war mit seiner Erscheinung keine Veränderung vor sich gegangen. Dieselbe bewegliche Gestalt, das feine, blasse Gesicht, mit langem, schlichtem, aber kräftigem Haar, nicht unähnlich Liszt in seiner berühmtesten Zeit, die Augen nicht ohne Güte, die Stirn nicht ohne Geist, der Mund nicht ohne Malice. In fliegenden Worten recapitulirten wir einander unser Leben und unsere geistige Entwickelung. Bald nach 1853 war ein Studentenstück Sardou's, d. h. ein Stück, in welchem deutsches Studentenleben wiedergegeben sein sollte, im Odéontheater von den französischen Studenten ausgepfiffen worden. Anklänge an die „Räuber", „Lützow's wilde Jagd" in guter Uebertragung vermochten bei dem französischen Publikum keine Sympathien zu wecken. Nach diesem Misgeschick konnte Sardou auf keinem Theater mehr ein Stück anbringen; jahrelang mühte er sich vergebens und fristete durch Stundengeben sein Dasein. Auch war er in dieser Zeit häufig als „spiritistisches Medium" thätig. Nach sechs Jahren treuen Aushaltens und fortgesetzter Arbeit, aber erfolglosen Ringens heirathete Sardou ein liebenswürdiges, bürgerliches Mädchen und von da an lächelte ihm das Glück, wie er sagt, unausgesetzt. Ein Stück gefiel; „Les pattes de mouches" machten Furore; der Hof nahm Notiz von ihm, in ganz Europa spielte man Sardou und immer wieder Sardou; Geld floß ihm zu, Ehre, Freude, Lob, Arbeit, was er begehrte. Doch versagte ihm das neidische Schicksal ein anderes Glück: er hat keine Kinder. Ich sagte ihm, daß ich zwei Vorwürfe gegen ihn auf dem Herzen trage, die er begierig zu hören war, der eine gegen „Nos intimes", der zweite gegen „Les ganaches". Ich fand, daß das Mittel, den dringenden Liebhaber schnell auf einer Balkonthür auszusperren, ein sehr äußerliches sei, und daß eine tugendhafte Frau durch moralische Kraft sich selbst bewahren und den wenn auch geliebten Liebhaber zur Vernunft zurückrufen könne, ohne das mesquine Mittel eines umgedrehten Schlüssels. Ueberhaupt sei das Ringen, der Kampf und der Sieg in jener Scene rein physisch gehalten und das sei weder ein Gegenstand für die Kunst noch eines moralischen Schriftstellers würdig. Victorien erwiderte in fliegender Rede viel Treffendes, wovon mir jedoch auffiel, daß er sagte: eben darin liege die packende Gewalt der Scene und der immense Erfolg des Stücks, und ich solle nicht vergessen, daß er für Paris und die Pariser schreibe. Doch bat er mich, ihm die Lösung, wie ich mir sie denke, zu schreiben; es interessire ihn doch ungemein, wie man das auch etwa anders behandeln könne. In den „Ganaches" fand ich eine dem Erfolge dargebrachte Huldigung, die speciell dem gekrönten Erfolge in den Tuilerien galt, wie sie mit seinen frühern Ansichten unvereinbar sein müßte. Hierauf entgegnete Sardou: „Im allgemeinen muß man zugestehen, daß die Ansichten bei allen reifen und damit das Utopische, Unhaltbare und Maßlose verschwindet. So ist das auch bei mir der Fall; doch habe ich im übrigen meine Weltanschauung nicht geändert und bin

Digitized by Google

namentlich kein Diener und Lobredner des Kaiserthums geworden. So wenig der Kaiser, der übrigens wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft hat und nur aus Klugheit die Autoren freundlich behandelt und auszeichnet, mich ignorirt, so wenig kann ich ihn ignoriren. Ich war also in den Tuilerien und in Compiègne; doch mag ich die beiden Herrschaften persönlich so wenig als sie mich. Ich hatte schon den Muth, in den «Ganaches» auch «une ganache impériale» anzubringen; aber die Censur hat mir sie gestrichen und so erscheint mein Ingenieur, der nur den wirklichen Fortschritt der Ideen und der That vertreten sollte, als Vertreter des herrschenden Régime. Mein nächstes Stück: «La famille Benoiton», ist indirect gegen die Kaiserin, nämlich gegen den Kleiderluxus und die verkehrte Emancipation der Damen gerichtet und wird höchsten Orts misfallen. Denn so wenig tiefes Verständniß die Kaiserin Eugenie für Kunst oder Literatur hat, so fein ist sie, jede Nuance herauszuempfinden, die etwa gegen sie gerichtet sein könnte. Uebrigens ist es mir weniger um einen kleinen Krieg gegen eine mächtige Dame zu thun, als um einen ernstlichen Kampf gegen den Kleiderunfug und das demoralisirende Umsichgreifen eines Lorettentons auch in der guten Damengesellschaft." Während dieses Gesprächs hatten wir die verfallenen Grundmauern, die von Disteln bewachsenen Terrassen und halb vertrockneten Wasserspiegel des Schlosses Marly le Roi durchstreift, wo der alternde Ludwig XIV. zu wohnen liebte. Zwischen allen andern Discussionen hindurch demonstrirte mir mein quecksilberner Begleiter die ursprüngliche Anlage des Königssitzes, bezeichnete die Wohnzimmer, Paradesäle, die Kapelle, Hof und Garten und erzählte die traurige Geschichte der allmählichen Zerstörung des nicht schönen und schön gelegenen Schlosses. Durch den alterthümlichen Ort mit engen Straßen, alten Häusern und royalistischen Straßennamen (als Rue de Madame, Rue de Monsieur, Rue de Dauphine u. s. w.) kehrten wir zurück, und ich fand auch hier, daß Sardou nicht nur Liebe und Verständniß für Tradition und Geschichte hat, sondern daß er auch Zeit findet, durch Studium dieselben zu befruchten. Er kennt die historischen Phasen seines jetzigen Wohnorts und allerlei interessante Züge, die sich daran knüpfen, und erzählt sie mit Geschick und Vorliebe. Wir aßen ein bürgerliches Mittagsmahl, bei welchem Frau und Schwiegermutter in fast deutscher Weise des Amts der Hausfrau walteten. Die Gespräche waren heiter und natürlich, nicht gesucht noch geschraubt; Sardou entwickelte dabei ein auffallendes Gedächtniß für alle einzelne Züge unsers frühern Zusammenseins und widmete beim Scheiden unsern Freundschaftsbeziehungen so warm gefühlte und natürliche Worte, daß ich an ihre Echtheit glauben mußte. Ich rechne ihm dies Verständniß für Freundschaft und die Treue des Festhaltens um so höher an, als seine Nation, so ausgezeichnet sie sonst ist, hierin nicht ihre starke Seiten zu haben pflegt. Im Hause, in der Einrichtung, Bedienung, im Gebaren der Bewohner war nichts von dem Gespreizten oder Ueberladenen eines Parvenu, eines schnell Reichgewordenen zu verspüren. Verschwendung war nur mit schönen, frischen Blumen getrieben, und der Reichthum, der am meisten in die Augen fiel, war der an Gastlichkeit, Geist und Gemüth.*)

*) Wir verweisen übrigens auf die Charakteristik des Dramatikers Victorien Sardou und seine Werke, die in dem letzten Artikel über „Das Theater und Drama des second empire" („Unsere Zeit", Neue Folge, III, 2., 924 fg.) enthalten ist.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Mai sowol als Juni führten in einer seit längerer Zeit unerhörten Weise unablässig eine so geschlossene Phalanx schöner Tage ins Feld, daß ein irgendwie siegreiches Standhalten der Concertgeber gegen so stark desorganisirende Bestechungsmittel auf die Dauer unmöglich schien. Doch der Mensch ist und bleibt ein zäher Despot und zumal die unmenschliche Species der Concertgeber. Das übliche Quantum Concertmusik war nun einmal vom Chaos der Virtuosen, Impresarii u. s. w. beschlossen, folglich mußte es zu Stande kommen, ohne Rücksicht auf die massenhaft springenden Violinquinten und auf die oft mehr als schwebende musikalische Temperatur und Intonation. Am stärksten concentrirten sich dieselben auf London und Nachbarschaft, welches bekanntlich seine Season wie England überhaupt hartnäckig auf die schönste Frühlingszeit gelegt hat. Zwölf bis achtzehn Concerte fast an jedem Tage! Von hervorragenden Sängern und Virtuosen fanden sich in London diesmal auf die kurze Zeit von ein bis zwei Monaten folgende stattliche Namen ein: die Patti, Ennequist, Trebelli, Lemmens-Sherrington, Rudersdorf, Lucca, Wippern, Tietjens, Kellogg, Nilsson und Götze, Wallenreiter, Rokitansky, Simes Reeves und Santley, ferner Joachim, Strauß, Auer, Grützmacher, Lübeck und Piatti, Klara Schumann, Rubinstein, Arabella Goddard, Anna Mehlig, Jaell und Frau, Hallé und die Gebrüder Thern, ungerechnet die Legion weniger bedeutender Concertgeber. So führte z. B. Benedict in seinem Guineen-Monstreconcert 24 Solisten in 40 Nummern vor, Arditi's großes Season-Concert bot 35 Nummern, von denen trotz der langen Dauer des Concerts und der Hitze der Luft eine ganze Partie zur Wiederholung verlangt wurde. Das mit einem brillanten Feuerwerk und Händel's „Feuermusik" eingeleitete große Händelfest, welches vom 15. bis 19. Juni in dem speciell zu diesem Behufe mit thurmhohen Schallwänden abgegrenzten Krystallpalaste veranstaltet wurde, führte ebenfalls einige 20 Sänger ersten Ranges und 4000 Mitwirkende ins Treffen, während die Zahl der Zuhörer mehr als 30000 betrug. Die Durchführung des reichen Programms („Messias", „Israel" und Auswahl aus „Saul", „Semele", „Theodora", „Salomo" und „Makkabäus") war nach dem Urtheil aller Anwesenden eine überaus glänzende. Ferner ließen sich hören: 5000 Kinder im Concert der Metropolitanschools choral Society, am 9. Mai 1000 Sänger im Krystallpalast, ferner die National choral Society mit 700 Mitwirkenden u. s. w. Eine Anzahl hocharistokratischer Ladies eröffnete „Alterthümliche Concerte", Arabella Goddard spielte in drei Mendelssohn-Recitals 48 „Lieder ohne Worte" von Mendelssohn, alte und neue philharmonische, Händel-, Haydn- und Mendelssohn-Gesellschaften, Schubert-, Schumann-, Beethoven- u. s. w. Recitals jagten sich in athemloser Hast und Oratorien von Mendelssohn, Händel und Haydn konnte man massenhaft genießen.

In Amerika wurden im Mai unter anderm zwei wochenlange Musikfeste in Boston und Neuyork gefeiert. In Boston beging die dortige Händel- und Haydngesellschaft mit nahezu 900 Mitwirkenden ihr erstes dreijähriges Musikfest unter Zerrahn's gewiegter Leitung und unter Mitwirkung der gefeierten Parepa-Rosa und der seit kurzem aus Deutschland hinübergekommenen Pianistin Alide Topp, welche mit dem Vortrage des Schumann'schen A-moll-Concerts und des Liszt'schen Es-dur-Concerts Sensation erregte. Das Programm enthielt nicht weniger als 11 große Chor- und Orchesterwerke, darunter Beethoven's „Neunte", Händel's „Messias" und „Samson", Haydn's „Schöpfung", Mendelssohn's „Lobgesang", „Psalm 95" und „Reformationssymphonie", ungerechnet zahlreiche kleinere Stücke für Gesang, Violine und Orgel. Das Musikfest in Neuyork unternahm

Digitized by Google

Impresario Harrison ebenfalls mit der Parepa-Rosa und dem Chore der Harmonic Society unter Leitung von Th. Thomas und F. L. Ritter und führte in demselben unter andern vor: den „Elias", die „Schöpfung", die phantastische Symphonie „Romeo und Julie" von Berlioz, das Vorspiel zu Wagner's „Meistersingern", Liszt's Mephistowalzer, Bach's dritte Orchestersuite, Mendelssohn's Reformationssymphonie, Schumann's vierte Symphonie, Beethoven's „Schlacht von Vittoria" und „Pastorale" u. s. w., Programme, welche der Vergangenheit wie der Gegenwart in gleich nachahmenswerther Weise Rechnung tragen.

Von deutschen Musikfesten war am anziehendsten und hervorragendsten das fünfzigjährige Jubiläum der niederrheinischen Musikfeste in Köln. Gegründet wurden dieselben 1818, also zu einer Zeit, wo weder Dampfboote noch Eisenbahnen existirten, wo eine Baßgeige schwerer zu befördern war als heute eine ganze Familie, und wo die erforderliche Anzahl von Miethswagen für die auswärtigen Solo- und Chorsängerinnen keine geringe Sorge machte*), in Düsseldorf, wo „Schöpfung" und „Jahreszeiten" aufgeführt wurden; 1819 Musikfest in Elberfeld: „Messias", Hymne von Mozart, Symphonie und Ouverture von Beethoven; 1820 Bildung eines stehenden Comité und Entwurf von Statuten; 1821 Beitritt Kölns; 1824 Beitritt Aachens; 1825 in Aachen erste Aufführung der „Neunten" in Deutschland nach Wien (noch im Manuscript); 1827 Austritt Elberfelds als Festort wegen des Mangels an einem ausreichenden Local; 1831 kein Musikfest, weil politische Demonstrationen befürchtet wurden; 1833 unter Leitung Mendelssohn's, auf seine Anregung, erstes Morgenconcert am dritten Pfingsttage; 1834 wollte ein frommer Superintendent die Feste an den Pfingsttagen unterdrücken, doch Friedrich Wilhelm III. gab auf die kräftige Fürsprache des Prinzen Friedrich in Düsseldorf die Erlaubniß erst provisorisch, später für alle Zeiten; 1835 zum ersten male Besetzung der Soli durch Fachkünstler an Stelle von Dilettanten; 1836 Composition des „Paulus" für das düsseldorfer Fest, erster Kartenverkauf für die Proben; 1853 gründet Joachim seinen Ruf durch den Vortrag des Beethoven'schen Concerts in Düsseldorf; 1857 in Aachen Musikfest neuer Richtung unter Liszt; 1858 Einweihung des 10 Jahre lang umgebauten Gürzenichsaales mit Hiller's „Saul", und seit 1854 am dritten Festtage stehende Künstlerconcerte. Im Jahre 1818 waren im Chor und Orchester zusammen 209 Mitwirkende, in diesem Jahre dagegen 763, 1866 sogar 885 thätig, Zuhörer an 2500 und alle Proben überfüllt. Am ersten Tage Festrede des Advocaten Schrinck und Händel's „Messias" mit Frau Dustmann an Stelle der erkrankten Wippern, Frau Joachim, deren schöne Stimme und weihevoller Vortrag lebhafte Theilnahme errang, Gunz und Hill, welcher erst im letzten Augenblick an Stelle des heiser gewordenen Dr. Schmid aus Wien eintrat. Am zweiten Tage Pfingstcantate von Bach, Concertouverture von Hiller, „Psalm 114" von Mendelssohn, Duett aus der „Bestalin" (Frau Dustmann und Gunz) und Beethoven's „Neunte". Am dritten Tage Ouverture von Rietz, „Frühlingsnacht" von Hiller (Soloquartett mit Orchester), ferner ein sehr interessantes Violinconcert von Bach (Joachim), Cantate von Marcello (Frau Joachim), Schumann's D-moll-Symphonie, verschiedene Lieder und Händel's „Halleluja", welches trotz einer Hitze von 32—35 Grad auf allgemeinen Jubelruf mit gleicher Frische und Begeisterung wiederholt wurde. Ueberhaupt blieb bis zum letzten Augenblicke der Enthusiasmus auf gleicher Höhe mit der Hitze; unter andern meinte ein Holländer, er habe 20 Jahre in Java gelebt, aber nie so heißen Concerten beigewohnt. Am Schlusse großes Festmahl mit bemerkenswerthen Toasten von Pasdeloup aus Paris, Taubert aus

*) Eingehenderes findet man in den von Hauchecorne anonym bei DuMont-Schauberg in Köln herausgegebenen „Erinnerungsblättern".

Digitized by Google

Berlin, Soubel, Director des Conservatoriums in Lüttich u. a., wie überhaupt das diesmalige Fest besonders reich war an einer Menge hervorragender Persönlichkeiten.

Von andern Festen sind zu erwähnen das der Stadt Leyden am 4. und 5. Juni mit Frau Bellingrath-Wagner aus Karlsruhe, Frl. Lelièvre und der Altistin Schreck aus Bonn, Gunz und Hill. Hauptwerke waren Händel's „Josua", Mozart's „Requiem", Beethoven's Ouverture Op. 124, „Psalm 95" von Mendelssohn und Händel's „Halleluja". Am 6. und 7. Juni fand in Dessau das Jahresfest der aus den Liedertafeln von Berlin, Magdeburg, Dessau, Köthen, Halle, Barby, Calbe und Zerbst bestehenden Provinzialliedertafel statt unter Leitung von J. Schneider aus Berlin und Thiele in Dessau. Am 31. Mai veranstalteten die Chorvereine von Bielefeld, Minden und Herford in letzterm Orte unter Leitung von Hahn aus Bielefeld ein recht hübsches Fest mit den Fräulein Eggeling und Wolters aus Braunschweig und Haas von Hannover, in welchem sie unter andern „Die Jahreszeiten" aufführten. Der niederschlesische Sängerbund tagte am dritten Pfingsttage auf dem Gröditzberge, mit dem bei schlesischen Sängerfesten unvermeidlichen Gewitterregen, unter Leitung von Knauer, Scholz u. s. w. Vieles Interesse erregten Vorträge des in pleno anwesenden bunzlauer Damengesangvereins. Endlich hatte das alljährlich ebenfalls am dritten Pfingsttage in Merseburg stattfindende Musikfest wiederum Tausende von Kunstfreunden aus Thüringen und Sachsen in den wegen seiner Akustik und der neuen Ladegast'schen Orgel berühmten herrlichen Dom gelockt. Auf der Orgel ließen sich vier tüchtige Organisten hören: Engel in Merseburg, Palme aus Magdeburg, Voigtmann aus Sondershausen und Höpner aus Leipzig, von denen letzterer den Preis davontrug. Concertmeister Bollandt aus Leipzig fesselte durch seine sehr schön mit der Orgel sich verschmelzenden Violinvorträge und der Sologesang wurde vertreten durch die Opernsänger Stieber und Frau Repuscinska. Geradezu Sensation endlich erregte der aus Leipzig herübergekommene Chorverein Ossian durch die ungewöhnlich feine Nuancirung und Tonfülle im Vortrage verschiedener interessanter neuer Chorwerke von Ruhn, Zopff und Engel, wie es überhaupt in nachahmenswerther Weise Princip dieses Vereins ist, die neuesten Chorwerke jüngerer Autoren zu möglichster Geltung zu bringen.

Kurz nachdem in Leipzig das einhundertundzwanzigjährige Bestehen der Gewandhausconcerte gefeiert worden, galt es, ein anderes von mindestens gleicher Wichtigkeit zu begehen, nämlich das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Gründung des dortigen Conservatoriums. Am 2. April waren 25 Jahre verflossen, seit es Mendelssohn gelungen war, den König von Sachsen zur Bestimmung eines bedeutenden Legats des Oberhofgerichtsraths Blümler für Gründung einer Musikschule zu bewegen, welche, dank den Bemühungen des Advocaten und Directors Schleinitz und des nachmaligen Ministers Dr. von Falkenstein, von letzterm am 2. April 1843 mit 40 Schülern eingeweiht wurde. Welchen Weltruf die Anstalt in kurzer Zeit durch Namen wie Mendelssohn, Schumann, Moscheles, Hauptmann, David u. s. w. erhielt, bedarf keiner nochmaligen Erwähnung, 1420 Schüler, zu denen das Ausland, zumal England und Nordamerika (sogar Westindien, Südamerika und Californien, Finland, Siebenbürgen, die Walachei u. s. w.) ein zahlreiches Contingent stellten, besuchten in diesen ersten 25 Jahren die Anstalt, und eine namhafte Zahl hervorragenderer Künstler ist aus ihrem Kreise bereits hervorgegangen. Nach einer zwanglosen Vereinigung am Vorabende des Jubiläums hob in der Hauptfeierlichkeit des Tags Director Schleinitz Vorstehendes sowol als das lebhafte Interesse der regierenden Könige von Sachsen und den guten Geist der Anstalt in seiner gemüthvollen Weise hervor, von den Jubilaren derselben wurden Schleinitz und David (sowie einige Monate darauf auch Wenzel) durch Orden, Richter durch den Professortitel ausgezeichnet, ein Gratulationsschreiben der Stadt Leipzig durch den Bürgermeister überreicht und zahlreiche Gratulationstelegramme anderer Musikschulen wie früherer Schüler ver-

Digitized by Google

lesen. Vorher hatten die Lehrer ihrem Director und die Schüler den Jubilaren der Anstalt werthvolle und sinnige Erinnerungsgeschenke überreicht. Abends fand im Gewandhaussaale das Festconcert statt, diesmal durchweg nicht aus Compositionen früherer Schüler, sondern jetziger Lehrer des Instituts bestehend, und diesem folgte ein von mehr als 400 Personen frequentirtes Festsouper. Was die fernere Zukunft des leipziger Conservatoriums betrifft, welches sich infolge der Berühmtheit Mendelssohn's und der Bemühungen der obengenannten Persönlichkeiten damals so schnell zur ersten und tonangebenden Musikschule emporschwang, so erscheint dieselbe trotz der schweren Verluste, den sie durch den Tod Mendelssohn's, Schumann's und Hauptmann's erlitten, und trotzdem jetzt manche andere Anstalt ihrer ältern Schwestern nicht ohne Erfolg Concurrenz macht, dennoch gesichert theils durch die obigen Traditionen, theils durch den bedeutenden Aufschwung des leipziger Musiklebens, welches Mendelssohn überhaupt in hohem Grade einen erneuten Impuls verdankte, und endlich durch die Weltstellung Leipzigs als Centralpunkt des Musikalienverlags wie auch als ein wichtiger Vorort der musikalischen Presse, seit Rochlitz und noch mehr seit Schumann hier ihre Musikzeitungen gründeten. Rechnen wir hierzu das durch die geographische Lage immer mehr vorwiegend international-republikanische, jede stagnirende Exclusivität und Einseitigkeit ausschließende Geistesleben dieser Stadt, so erklärt es sich, warum Leipzig allmählich ein immer anregenderer Aufenthaltsort für viele junge Musiker wurde, die von auswärts einwanderten, um hier ihre Bildung zu vollenden, oder auch ein Verführungsort für solche, welche, obgleich sie aus ganz andern Beweggründen hierher kamen, ihren bisherigen Beruf hier mit dem der Musik vertauschten. Es soll nicht geleugnet werden, daß, wie so vieles jetzt, auch das Musikleben Leipzigs sich zur Zeit in einem verjüngenden Uebergangsprocesse befindet und daß zwischen dem Gewünschten und Gebotenen zum Theil ziemlich grelle Misverhältnisse schweben; doch sind andererseits unstreitig auch so viel wahrhaft lebensfähige Elemente auf der Basis eines gesunden Sinnes vorhanden, daß nach einigen gründlichen Gärungen wiederum ein bedeutenderer Aufschwung zu erwarten ist. Dem längst rege gewordenen Verlangen, Mendelssohn für seine bedeutenden Verdienste um Leipzig daselbst ein würdiges Denkmal zu setzen (am richtigsten jedenfalls durch den Bau eines großartigen Concertsaals unter dem Namen „Mendelssohn-Halle"), ist vor einiger Zeit durch Gründung eines aus den ersten leipziger und dresdener Kunstnotabilitäten bestehenden Comité endlich entsprochen worden. Sowol dieses Comité als auch die dortige Singakademie und die dresdener Liedertafel haben Concerte für diesen Zweck mit hervorragenden Kräften veranstaltet, welchem Beispiele hoffentlich bald viele andere Concertinstitute nachfolgen werden. Endlich fand auch im Rosenthal bei Leipzig nach längern Verzögerungen durch Schneefall und Erkrankungen die Enthüllung des dem beliebten Männergesangcomponisten Zöllner gesetzten Denkmals unterentsprechenden Feierlichkeiten statt, und hob der bekannte Lustspieldichter Roderich Benedix in seiner Festrede unter anderm hervor, daß Zöllner, ein Sohn wie ein Lehrer des Volks, zwar nur einen kleinen Zweig der Musik, das deutsche Lied, angebaut habe, darin aber Meister gewesen sei. Wie er im Walde und von dessen Zauber erfüllt, seine fröhlichen und ernsten Gesänge geschaffen, so stehe auch sein Denkmal am besten hier im Walde.

Als neue originelle Belege dafür, wie mächtig deutsche Kunst im Süden bereits bis über Rom hinaus gegenwärtig zur Geltung zu gelangen beginnt, können zwei deutsche Concerte in Kairo und Beirut in Kleinasien dienen. Das erste veranstaltete Frau Zachmann-Bretschneider aus Leipzig zum Besten der Ostpreußen mit einem Reinertrage von mehr als 700 Thlrn., das zweite die Diakonissenanstalt in Beirut ebenfalls zu einem wohlthätigen Zwecke, und das aus reichen Türken und Arabern des Libanons bestehende

Digitized by Google

Auditorium folgte den Werken eines Beethoven, Mozart und Mendelssohn mit bewunderungswürdiger Andacht.

Was die diesmaligen großen Osteraufführungen betrifft, so vermochten wir bereits in frühern Revuen erfreuliche Fortschritte in der Wahl bedeutenderer monumentaler Werke zu constatiren. Im Anschluß hieran können wir in diesem Jahre von einem immer allgemeinern Vorgehen in dieser Richtung berichten. So finden wir z. B. Bach's „Matthäuspassion" fast auf allen Osterprogrammen größerer Orte, überdies unternahm der Kirchengesangverein in Stuttgart eine ausnahmsweise ganz vollständige Vorführung des Werks an zwei Abenden. Nur wenige bedeutendere Städte beharrten noch immer in dem bisherigen Stagniren; unter anderm bewahrte sich Berlin nebst Potsdam auch diesmal den sehr zweifelhaften Ruhm, den dort längst traditionell gewordenen „Tod Jesu" Graun's wiederum fünfmal aufgeführt zu haben, wurde aber von Paris darin noch bedeutend durch vierzehnmalige Aufführung des zwar geistreichen, aber noch viel unkirchlichern Rossini'schen „Stabat mater" übertroffen. Von den Seltsamkeiten französischen Gottesdienstes und Geschmacks hatten wir schon Gelegenheit*), ein kleines Bild zu geben, und auch in diesem Jahre enthielten wiederum die Programme der pariser „geistlichen" Concerte im Conservatorium bei Pasdeloup u. s. w. überwiegend Opernouverturen, Opernarien und Symphonien. Ein originelles Seitenstück hierzu lieferte die kürzlich von der Administration der Großen Oper in Paris ausgeschriebene Concurrenz von Operntexten, von denen der beste nicht den ersten Preis, sondern nur eine einfache Belobigung erhielt, und zwar aus dem echt pariser Grunde: weil man fürchte, daß der majestätische Ernst, der denselben durchwehe, das Publikum ermüden könne! Andererseits hatte in Paris der Maimonat ein für deutsche Kunst wie für die Veranstalter gleich ehrenvolles Ereigniß aufzuweisen. Dechant Freppel an der Sainte-Génovèvekirche (dem Panthéon), ein mit dem deutschen Leben wohlbekannter gelehrter Elsasser, setzte sich nämlich mit dem um populäre Verbreitung guter Musik hochverdienten Pasdeloup in Verbindung, um von nun an regelmäßig jeden Donnerstag in jener ungewöhnlich großen, durch gute Akustik sich auszeichnenden und von regelmäßigem Gottesdienste freien Kirche die hier noch fast gänzlich unbekannten großen Kirchenwerke der deutschen Tonmeister zu Gehör zu bringen. Pasdeloup bildete zu diesem Behuf eine besondere Gesellschaft von weit über 400 Sängern und Musikern und führte am ersten Maidonnerstage den ersten Theil der Bach'schen „Matthäuspassion" mit einer Tüchtigkeit und einem Erfolge auf, die ganz Paris in Aufregung brachten. Die Kirche war bis zum letzten Winkel mit Menschen gefüllt, welche der nebst der Predigt nahezu drei Stunden dauernden Feierlichkeit mit Andacht bis zum Schluß beiwohnten. Alle Kritiker und Kunstkenner waren überrascht von der Gewalt und Schönheit einer Tonschöpfung, die sie bisher kaum dem Namen nach kannten.

Ueber die Concertsaison theilen wir Folgendes mit. Aus dem Schluß der pariser Saison ist hauptsächlich Rubinstein als epochemachend hervorzuheben, für dessen Billets man bis 50 Frs. zahlte, nächstdem die schwedische Violinistin Norman-Neruda und der Autorpianist Gernsheim, zur Zeit städtischer Kapellmeister in Köln, dessen Compositionen in solchem Grade Anerkennung fanden, daß ihn die Pariser mit Brahms und Bruch an die Spitze des jungen Deutschlands stellten. Während Rubinstein hierauf mit gleicher Sensation in Marseille, Bordeaux u. s. w. concertirte und Bülow dagegen sich in München auf Mozart-Abende beschränkte, wurde Joachim in Kopenhagen, London, Köln und Leipzig gefeiert; das Jean Becker'sche Quartett erntete in Kopenhagen, Pesth, Brünn, Strasburg u. s. w. Lorbern und löste sich sodann auf, indem Masi und Chiostri, und zwar mit Wilhelmj, Concert-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 1., 877.

Digitized by Google

einladungen nach Florenz folgten, Hilpert aber sich zuerst nach Nürnberg begab. Eines ungewöhnlich solennen Empfanges erfreute sich Sivori, nachdem derselbe ebenfalls bis nach Kopenhagen seine Concertreise ausgedehnt hatte, in seiner Vaterstadt Genf, welche ihn zum Ehrenbürger ernannte und ihn durch feierliche Deputationen um Erlaubniß ersuchte, zwei neuerbaute Kunsttempel, ein Theater und einen großartigen Concertsaal, mit seinem Namen schmücken zu dürfen. Der berühmte Contrabassist Bottesini, bis vor kurzem Opernkapellmeister in Cadiz, erregte in Madrid solchen Enthusiasmus, daß ihm die Königin den Isabellenorden verlieh, und wandte sich hierauf nach dem südlichen Frankreich. Hofkapellmeister Abt folgte einer ehrenvollen Einladung, in Petersburg eine größere Partie seiner Gesangscompositionen vorzuführen, und sah an den ihm dargebrachten Ovationen, daß er als Salonliedercomponist dort ebenso beliebt sei wie in Deutschland und Nordamerika. Dem greisen Nestor Hector Berlioz wurde seine in Monaco gesuchte Erholung insofern höchst verhängnißvoll, als er daselbst von einem Felsen kopfüber hinabstürzte und sich erst nach mehrern Monaten von diesem lebensgefährlichen Sturze sehr langsam erholte. Von namhaftern Persönlichkeiten aber starben in letzter Zeit: in Weimar Hofkapellmeister Eberwein, persönlicher Freund Goethe's; in Wien Kirchlehner, Freund Beethoven's und Schubert's; in Graz Hüttenbrenner, Freund Schubert's, dessen H-moll-Symphonie u. s. w. er erst nach vieljährigem Andringen Herbeck's aus seinem Verschlusse herausgab; in Stockholm in hohem Alter der auf dem Gebiete der Kammermusik hervorragende, in seinem Vaterlande durch hohe Ehrenbezeigungen ausgezeichnete Componist Berwald; in Regensburg Domdechant Mettenleiter, ein um Baierns Musikgeschichte sehr verdienter Schriftsteller; in Leipzig Kistner, Gründer der bekannten Verlagshandlung, ein wahrer, aufopfernder Freund der Künstler, und in Paris Gasperini, ein besonders um gerechtere Würdigung von Wagner's Opern in Paris hochverdienter geistvoller Kritiker, sowie kurz hintereinander vier ehemalige Directoren der Großen Oper, nämlich Crosnier, Dr. Véron, Pillet und Duponchel. Andererseits verdienen von Jubiläen Erwähnung in Berlin das vierzigjährige Dienstjubiläum des Hofkapellmeisters Dorn und das fünfundzwanzigjährige des dortigen Domchors. Das durch Hauptmann's Tod erledigte Cantorat an der Thomaskirche in Leipzig wurde dem dortigen hochgeschätzten Theoretiker Professor E. F. Richter übertragen.

Seit Mitte Juni concentrirten sich die glänzendsten Kräfte und Leistungen wiederum auf die Badeorte ersten Ranges, deren Directionen mit Recht bei zeiten darauf bedacht sind, durch die ungleich edlere Speculation auf den Kunstsinn ihrer Besucher die enormen Einnahmequellen zu ersetzen, welche ihnen bisjetzt nur allzu verschwenderisch aus ihren, nun endlich von deutschem Boden nach wenigen Jahren verschwindenden Spielhöllen flossen. Besonders glänzend ist die Saison unter anderm diesmal in Baden-Baden eröffnet worden, und finden wir unter den bis Anfang September gewonnenen Sängern und Virtuosen die Damen Carlotta Patti, Miolan-Carvalho, Vandenheuvel-Duprez, Nilsson, Schröder, Brunetti, Harris, Escudier-Kastner (Piano) und Norman-Neruda (Violine), sowie die Herren Stockhausen, Agnesi, Sighicelli, Batta, Th. Ritter und N. Rubinstein (Piano), Sivori und Wilhelmj. Außerdem sollen nach einer längern Reihe von Vorstellungen der karlsruher Hofoper Anfang September im dortigen Opernhause Musteraufführungen mit den ersten Kräften der Hoftheater von Berlin, Hannover, München und Wien stattfinden, nämlich mit der Mallinger, von Murska, Tellheim und Bertram-Meyer, sowie mit Niemann, Th. Wachtel, Nachbaur, Betz, Dalle Aste und Cornor, zu welchen ein besonderes Orchester und ein besonderer Chor unter Leitung des Hofkapellmeisters Reiß gewonnen sind. Rechnen wir hierzu die Abende, welche Pauline Viardot-Garcia mit ihren begabtesten Schülerinnen den von ihr eingeladenen Kunstfreunden in ihrem neuerbauten reizenden Privattheater bietet, und ihre glanzvollen Nachmittage in der

Digitized by Google

Villa Turgieneff in Gegenwart des preußischen und badischen Hofes und aller sonst anwesenden Potentaten und Autoritäten, so ist Baden-Baden in diesem Sommer das wahre Eldorado aller musikalischen Gourmands zu nennen. Stockhausen verweilte in der letzten Zeit, und zwar mit seinen besten Schülern, in dem neuen Modebade Neuenahr, Vieuxtemps concertirte in Spaa, Homburg und Wiesbaden und Sivori u. a. in Ems, wo man mit Ankunft des Königs von Preußen ebenfalls eine ganze Reihe hervorragender Künstler erwartete.

Bei einem Rückblick auf die dramatischen Novitäten der letzten Zeit machen diesmal einige kritische Lebensäußerungen des Publikums verschiedener größerer Städte Anspruch auf Anerkennung. Gründlich durchfallen ließ nämlich dasselbe in Brüssel nicht nur Verdi's „Don Carlos", sondern auch Offenbach's „Robinson", im Theater an der Wien Offenbach's „Genoveva von Brabant" (dessen neueste Misgeburt „Le château à Toto" Jules Janin in einer Aufsehen erregenden, in Versen geschriebenen Kritik lächerlich gemacht hat), ferner das manheimer Publikum Bazin's „Reise nach China", das gothaer Stiehl's „Jery und Bätely", ziemlich gelind das baden-badener Gounod's „Romeo und Julie" und das neuyorker Maillart's „Glöckchen des Eremiten" — eine jedenfalls wenig aufmunternde Blumenlese von Miserfolgen, zu denen noch infolge mangelhafter Ausführung im Carl-Theater in Wien und in Leipzig Mozart's, von Victor Wilder vervollständigte „Gans von Kairo" gerechnet werden muß. Auch haben die Intendanzen in Wien und Berlin die bereits in Angriff genommene Oper „Mignon" von Thomas wegen zu erheblicher Bedenken wiederum gänzlich von ihrem Repertoire abgesetzt. Günstigen Erfolg hatten dagegen in Manheim „Ruy Blas" von Max Zenger, seit kurzem Kapellmeister in Regensburg, welches Werk bei ganz vorzüglicher Aufführung sich viel vortheilhafter behauptete als alle Novitäten der letzten Jahre, und von Adelburg's „Zrinyi" in Pesth, ein Stoff, der natürlich stark magyarischen Nationalenthusiasmus erregte. Während ferner der Herzog von Massa im pariser Conservatorium eine selbstcomponirte Oper „Dante" aufführen ließ und für diesen harmlosen Scherz den Mitwirkenden 30000 Frs. bezahlte, gewann in Mailand die Aufführung einer neuen Oper: „Mephistophelos" von Boito, fast die Bedeutung eines politischen Ereignisses, weil der Autor, welcher sich den Text nach beiden Theilen von Goethe's „Faust" selbst gedichtet hat, den Muth hatte, mit den in der italienischen Musik herrschenden gedankenlosen Convenienzen zu brechen. Zum Dank dafür wurde sein Werk vom Publikum der Scala in Mailand nach Kräften ausgezischt und als Fabrikat der Conforteria verfemt und verdammt, weil es sich nicht nach dem Geschmack der Masse richtet. Wie es um denselben in Italien selbstverständlich beschaffen, beweist unter anderm der vom Theaterdirector in Bologna einem obscuren Musiker ertheilte Auftrag: einen neuen „Barbier von Sevilla" zu componiren, weil der Rossini'sche für die heutigen Sänger unausführbar geworden sei! und ein origineller Brief des italienischen Unterrichtsministers Broglio an Rossini mit der Bitte: sich an die Spitze einer großen Gesellschaft zur Hebung der vaterländischen Kunst zu stellen, weil seit Rossini's Opern, die niemand mehr zu singen verstehe, fast gar nichts Gutes mehr geschaffen worden sei. Man kann sich vorstellen, welchen Sturm von Entrüstung letztere Meinung unter den zahlreichen Anhängern Verdi's hervorgerufen hat, welcher denn auch den ihm vom Könige verliehenen Orden sofort dem Minister zurückgeschickt hat.

Mit glänzendem Erfolg gingen in München Richard Wagner's „Meistersinger von Nürnberg" und in Leipzig Reinecke's „König Manfred" in Scene.

Unter den Verlagsnovitäten der letzten Zeit empfehlen sich von Kammermusikwerken weiterer Beachtung Trios von Ferdinand Thieriot (Op. 14, Leipzig, Fritzsch) und Hermann

Digitized by Google

Götz (Op. 1, Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Ist auch bei Thieriot, welcher sich in seinem durchweg anregenden Werke vorzugsweise in den durch die Classiker vorgezeichneten Bahnen hält, formelle Abrundung und organische Gestaltung noch nicht genug entwickelt, so bewegt er sich doch hinsichtlich der technischen Mittel freier und zeigt in dieser Sphäre eine achtunggebietende, höher entwickelte Bildung, beweist auch zugleich einen offenern Sinn für die guten Errungenschaften der Zeit. Sein in größern Dimensionen angelegtes Werk beseelt die herkömmliche Form durch bedeutsamere Conception und durch die Richtung auf vertiefteren, zuweilen ganz dramatische, lebendige Darstellung von Seelenzuständen. Treten auch hier und da Stockungen des musikalischen Flusses ein, so ist doch die Factur stets interessant und reich an combinatorischen wie modulatorischen Feinheiten. In Hermann Götz machen wir die erfreuliche Bekanntschaft eines allem Anscheine nach ebenso jugendlichen wie bedeutenden und zu ziemlicher Reife gelangten Talents. Eine solche Naturwüchsigkeit und Frische der Empfindung und Erfindung innerhalb der bekanntern Form und Technik ohne jede Spur einer blos zum Schein lebendigen Routine ist uns seit langer Zeit nicht vorgekommen. Nur der zweite Satz hat eine höchst befremdliche Schwäche und Lückenhaftigkeit der Structur. Sonst wächst alles organisch und mit klarer Nothwendigkeit hervor, und ist auch noch manches Anlehnen an Schumann und besonders an Mendelssohn bemerkbar, so zeigt sich doch bereits hinlänglicher, eigener Fonds, um baldiges Herausarbeiten zu größerer Eigenthümlichkeit erwarten zu dürfen. Eine Mazurka-Phantasie Bülow's hat Liszt in sehr anziehender Weise für Orchester bearbeitet und sowol den einheitlichen Charakter des aus vielen einzelnen, streng in der Tanzform gehaltenen Theilen bestehenden, durch gewinnende Melodik fesselnden und an interessanten Combinationen und Feinheiten reichen Stücks sehr glücklich gewahrt als auch dasselbe durch wohlklingende, geniale Instrumentirung gehoben. Die Gesangvereinsliteratur wurde durch verschiedene beachtenswerthe Werke bereichert. Dem wiener Männergesangverein hat Heinrich Gottwald (Op. 11, Breslau, Leuckart) einen natürlich und gesund, frisch und kräftig den Stoff erfassenden Männerchor mit Blasinstrumenten: „Ins Freie", gewidmet. Die Instrumentirung erregt einige Bedenken in Bezug auf gute Klangwirkung, ist aber sonst nicht ohne Routine durchgeführt. Christian Fink hat bei Bote u. Bock in Berlin zwei zwar anspruchslose, aber den gewiegten Fachmann verrathende religiöse Männerchöre veröffentlicht, nämlich den „67. Psalm" (Op. 31) und eine Motette „Herr sei uns gnädig" (Op. 33). Hin und wieder wäre noch mehr Correctheit des Ausdrucks zu wünschen; auch erscheint die zuweilen an Mendelssohn oder Wagner erinnernde Melodik ziemlich weich romantisch gefärbt. Sonst sind beide Stücke wegen ihre respectabeln Haltung und guten Klangwirkungen geeignetes Material für Kräfte mittlern Ranges. Für gemischten Chor empfehlen sich von Rudolf Thanä (dem in seinen Kirchenconcerten entschlossen mit der Gegenwart fortschreitenden, noch jungen Cantor an der Elisabethkirche in Breslau) ein für Preußens Friedensfeier geschriebenes und dem König Wilhelm I. gewidmetes Tedeum für Solo, Chor und Orchester; ferner der „28. Psalm" für Sopransolo, Chor und kleines Orchester und zwei leichte Kirchenstücke mit kleinem Orchester oder Orgel (Op. 18, 19 und 20, Breslau, Hientzsch). Das Tedeum und der lebhaft von Mendelssohn inspirirte Psalm zeichnen sich vielfach durch Frische und Schwung der Anlage aus, nur hier und dort sind unbedeutende Zwischen- oder Nachspiele zu streichen, auch ist im Tedeum der gregorianische Gesang wirkungsvoll benutzt, während im Psalm die letzte Fuge etwas trocken und unbeholfen erscheint. Die andern beiden Kirchenstücke sind ebenfalls von ganz empfehlenswerther Frische der absichtlich möglichst einfach gehaltenen Erfindung. Von dem als Dirigent des Kirchenvereins in Stuttgart um die geistliche Musik daselbst verdienten Kammersänger Schüttky liegen vor eine „Missa

Digitized by Google

pro festis B. V. Mariae", ein „Domine salvum fac regem" und sechs Marienlieder für Frauenstimmen (Op. 3 und 4, Stuttgart, Ebner). Alle Stücke zeichnen sich durch sehr sangbare, klangvolle Stimmenführung aus; in Bezug auf innern Gehalt dagegen verdienen vor den beiden zu monoton bleibenden größern Werken die kleinen Marienbilder wegen ihrer natürlichen, oft wahrhaft rührenden Innigkeit den Vorzug. Damengesangvereinen können wir außerdem Richard Hol's bei Roothaan in Amsterdam im Klavierauszuge erschienenen „Morgengesang" für eine Altstimme mit Frauenchor als ein feinsinniges, stimmungsvolles Stück empfehlen. Liegen auch die Chorstimmen an ein paar Stellen in etwas ungünstiger Tiefe, so sind dieselben doch sonst mit Umsicht und Ausdruck behandelt, und muß besonders mit Harfe und Orgel das Werk mit seiner duftigen Einleitung einen fesselnden Eindruck machen. Von wiederum mehr als hundert neuerdings versandten Liedern verdienen Erwähnung die von Robert Franz, Tottmann und Lammers vorliegenden Hefte. Nach langem Schweigen erfreut uns R. Franz mit neuen Spenden (Op. 42 und 43, Leipzig, Siegel und Kistner) von gleicher Frische und Gediegenheit wie seine frühern Liederhefte, welche denn auch bereits schnell weiteste Verbreitung gefunden haben. A. Tottmann (Op. 11, 12, 13 und 14, Leipzig, Hofmeister) erhebt sich diesmal am meisten in seiner, in Form einer Scene für Sopran mit obligater Violine angelegten „Loreley", deren überwiegend dramatische Haltung allerdings eine routinirte Sängerin verlangt. Die theils erzählende, theils tonmalerische Anlage erhebt sich in der zweiten Hälfte zu feurigerm dramatischen Schwunge und wird von der obligaten Violine, kleine Härten abgerechnet, durchweg ebenso entsprechend als wirkungsvoll unterstützt. Aus den von Tottmann für Sopran und Tenor gebotenen Liedern heben wir ein ungarisches Liedchen mit reizendem Text von Petöfi, den in leidenschaftlicher Stimmung gehaltenen „Spielmann" und ein elegisch warmempfundenes Pendant zu „Es ist bestimmt" hervor, aus den für Alt und Baß bestimmten die träumerische „Abendstille" und ein anziehendes Nachtigallenliedchen. Lammers (Op. 17 und 19, Bremen, Präger u. Meier) hat die ersten drei Gesänge in Schiller's „Tell" von neuem componirt und, wenn man auch manches noch schweizerischer, noch mehr durch den würzigen Aether der Alpenluft verklärt wünschen möchte, doch im ganzen Stimmung und Charakter wohl getroffen. Auch seine Gesänge in Op. 19 gewinnen durch ungeschminkte Unmittelbarkeit der Empfindung und treffenden Ausdruck, besonders erscheint der populäre Ton im edlern Sinne wohl getroffen und ist nach dieser Seite hin unter andern das vierte Lied als ein recht glücklicher Wurf zu bezeichnen. Aus der leichtern Literatur sind als sehr ansprechende Gaben hervorzuheben „Die Bekehrte", ein dankbares Coloraturliedchen (Op. 54, Pesth, Heckenast) von Volkmann sowie mehrere bei Hofmeister in Leipzig erschienene Hefte für Gesang von dem beliebten Operettencomponisten Louis Schubert in Dresden, nämlich ein Liedercyklus aus Klaus Groth's „Quickborn" (Op. 23 und 24) und eine Gesangschule in Liedern (Op. 18). Wir haben selten so hübsche und treffend dargestellte Skizzen und Genrebilder gefunden wie die meisten Quickbornlieder. Die hin und wieder störenden Einzelheiten lassen sich meist leicht beseitigen. Am meisten sagen uns die humoristischen Stücke zu, z. B. „Der staubige Müllerbursche", andererseits fesseln einige der ernstern durch eigenthümliche Darstellung, erscheinen auch zum Theil durch Schumann oder Liszt glücklich inspirirt. Als eine glückliche neue Idee, dem Schüler die betreffende Studien in möglichst angenehm zugänglicher Form zu bieten, läßt sich Schubert's „Gesangschule in Liedern" begrüßen. In den Treffübungen ist in jedem Stücke ein besonderes Intervall mit großem melodischen Geschick bevorzugt, das zweite Heft enthält Stücke für die verschiedensten Vortragsweisen, und das dritte ist dem colorirten u. s. w. Gesange gewidmet. Zur Klavierliteratur haben Rheinberger, Volkmann, Speidel, Taubert, Keßler und J. von

Digitized by Google

Beliczai anziehende neue Beiträge geliefert, und zwar Rheinberger eine geistvoll feurige und contrapunktisch fesselnde Toccata (Op. 12, München, Falter) und eine vierhändige, von Frische und Humor übersprudelnde Tarantella (Op. 13, Leipzig, Fritzsch); Volkmann ein einfach, aber künstlerisch gehaltenes, zartes, vierhändiges Rondino und ein Marschcapriccio (Op. 55, Pesth, Heckenast), das uns mit seinem etwas wirren Rhythmus weniger gemundet hat, Speidel charakteristische Klavierstücke (Op. 34, Stuttgart, Ebner), welche man wegen ihres ausgeprägten und poesievollen Charakters sofort liebgewinnen muß; E. E. Taubert (nicht der berliner Hofkapellmeister, sondern ein junger begabter Schüler Kiel's) vier Stücke (Op. 5, Leipzig, Breitkopf u. Härtel) von oft überraschend kühnem und ernstem, jedenfalls vielversprechendem Aufschwunge (auch Taubert's Lieder Op. 4 verdienen Beachtung); der einst von Schumann warm begrüßte wiener Klaviercomponist J. Keßler „Fromme Lieder am Pianoforte" (Op. 82, Wien, Spina), ebenso weihevolle als kernige und feinsinnige Stimmungsbilder, und der ungarische begabte Pianist J. von Beliczai „Charakterstücke" (Op. 6, Wien, Haslinger), mit Ausnahme des dritten edel und ausgeprägt empfundene lyrische Skizzen. Neue Partiturausgaben werden soeben unternommen von Gluck's Opern durch Heugel in Paris, revidirt von Gevaert, und von Mozart's Opern durch Breitkopf u. Härtel, revidirt von Rietz. Neue und billige Ausgaben von Schubert's „Müllerliedern" haben kürzlich geboten Breitkopf u. Härtel, Peters und Senff in Leipzig. Obgleich letztere von Rietz revidirt wurde, ist sie nach der zweiten unzuverlässigern von Diabelli veranstaltet, und daher die Härtel'sche nach der ersten Edition von Leidesdorf unbedingt vorzuziehen. Beide werden aber noch von der Peters'schen Ausgabe übertroffen, welche 75 Lieder Schubert's in einem recht correct und elegant ausgestattetem „Schubert-Album" zu höchst geringem Preise bietet. Von Richard Wagner ist bei Schott der 402 Seiten umfassende Klavierauszug der „Meistersinger" und bei J. J. Weber eine Auflage von „Oper und Drama" sowie eine neue anziehende Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik" aus der Feder desselben Verfassers erschienen. Arrey von Dommer hat ein über 600 Seiten starkes „Handbuch der Musikgeschichte" (Leipzig, Grunow) verfaßt, welches am besten solchen Kunstfreunden zu empfehlen ist, die sich durch den ziemlich trockenen, unbeholfenen Stil nicht abschrecken lassen und lediglich Aufschluß über ältere Musikgeschichte wünschen, da sich der sonst fleißige Verfasser im Urtheil über alles nach Händel Geschaffene etwas beschränkt zeigt. Gänzlich unbeachtet gelassen hat er übrigens bei seinen Forschungen die gesammte außerdeutsche Literatur, etwas rücksichtslos spricht er über Lindner's sehr verdienstvolle Arbeiten ab, während er doch selbst unter anderm in dem Abschnitte über die italienische Oper nur die Behauptungen anderer nachschreibt, z. B. die von seinem Händel-Mitarbeiter Chrysander widerlegte: „das Volk habe sich seine Volkslieder selbst gemacht", oder die bereits wiederholt, am gründlichsten von Schelle, rectificirte Ente über die Singeschule des Papstes Sylvester. Aus dem wohllebigen Graz überraschen als ein höchst respectables neues Unternehmen die dort von Dr. von Sacher-Masoch und Dr. von Zwiedineck-Südenhorst mit einer Anzahl namhafter Mitarbeiter herausgegebenen „Monatshefte für Theater und Musik". Unabhängig von jeder Art Agentur hat sich das Journal die Aufgabe gestellt, den classischen Idealismus mit dem modernen Realismus zu einer reinen Kunstform zu verschmelzen und jenes Virtuosenthum zu bekämpfen, welches an die Stelle der Kunst das Handwerk setzt, jedes echte Talent und Streben wie jeden wahren Fortschritt in der Kunst aber nach Kräften zu fördern.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.

Erster Artikel.

Der constituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes.

II.

Kehren wir von der vorläufigen Umschau unter den Mitgliedern des Hauses zurück zum Laufe der Verhandlungen des constituirenden Reichstags. Daß gleich bei der ersten lediglich der Annahme einer Geschäftsordnung gewidmeten Sitzung die Parteigegensätze explodirten, ist bereits kurz erwähnt worden. Dem Antrage des Grafen Schwerin, provisorisch die Geschäftsordnung des preußischen Abgeordnetenhauses für den Reichstag anzunehmen, hält der Präsident der sächsischen Zweiten Kammer, Haberkorn, den aus solchem Munde ziemlich unerwarteten Einwand entgegen, „daß uns nicht eine so vollständige Kenntniß der preußischen Geschäftsordnung beiwohne", daß man sie heute schon provisorisch en bloc annehmen könne. Er beantragte daher Vertagung, mußte sich dagegen von Braun-Wiesbaden sagen lassen: „man kann allerdings nicht jedermann zumuthen, die Geschäftsordnung von Nassau, Dessau oder sonst zu kennen, aber die preußische kennt die große Mehrzahl der Versammlung." So wurde denn diese Geschäftsordnung in der ersten Sitzung provisorisch, dann noch vor Eintritt in die Berathung über den Verfassungsentwurf definitiv als Geschäftsordnung des Reichstags angenommen, und ist erst in den letzten Wochen des dritten Reichstags durch eine andere ersetzt worden.

Wir würden von den Wahlprüfungen beim constituirenden Reichstage nur zu melden haben, daß sie weit milder geübt wurden als die spätern, daß man namentlich Beeinflussungen von oben und unten die Gewählten schlechthin nicht entgelten ließ, sondern sich an einer Vermahnung der Schuldigen vor den Augen Deutschlands begnügte. Aber seltsame fremdartige Fragen liefen damals bei einzelnen Wahlprüfungen unter, die in solcher Weise nie wiederkehrten, und sie müssen erwähnt sein, nicht nur der Vollständigkeit und Curiosität, sondern auch des allgemeinen Interesses halber. Kurz mag hinweggegangen werden über die Wahlbeanstandung des Dänen Ahlmann und des sächsischen Landesältesten von Thielau: außer der des Consuls Isaak Brons zu Emden die einzigen, die überhaupt vorkamen. Die Wahl Ahlmann's wurde beanstandet, weil ein Theil seines Wahlkreises, Dollrott, bei der Wahl überhaupt übergangen worden war, die des Hrn. von Thielau aber wegen einer ganzen Reihe von argen Wahlmisbräuchen seitens der bei der Wahl betheiligten Verwaltungsbeamten. So wurden in den großen Gemeinden Ober-, Mittel- und Niederbolland, die zusammen ungefähr 600 Wähler zählten, die Stimmzettel mit den Namen und Hausnummern der Wähler von der Behörde äußerlich bezeichnet und ward damit das Geheimniß der Abstimmung verletzt; im Bezirk Eulowitz wurden die Wahlzettel gar mit dem Namen Thielau's von der Ortsbehörde ausgefüllt an die Wähler versendet, Wähler, die für Thielau stimmen wollten, nach Schluß der Wahlstunde (3 Uhr)

Digitized by Google

noch zugelassen, Wähler seines Gegners Mosig von Aehrenfeld, die vor 3 Uhr im Wahllocal sich eingefunden hatten, nicht mehr zur Urne gelassen u. s. w.*) Die Erörterungen und deren Resultate, welche die sächsische Regierung nach dem Beschlusse des Reichstags ihm „demnächst mittheilen" sollte, sind niemals zu öffentlicher Kunde gekommen. Hr. von Thielau hat seinen Sitz bis zum Ende des constituirenden Reichstags unangefochten behauptet. Zeigte sich hier der dringende Verdacht ungesetzlicher Wahlmanöver zu Gunsten eines hohen Beamten, so bot dagegen die Verhandlung über die Wahlgültigkeit des in Berlin erwählten berühmten Mecklenburgers Moritz Wiggers die unholde Gewißheit, daß die mecklenburgische Regierung aus unversöhnlichem Haß gegen diesen Einen Mann ihr Wahlgesetz ganz besonders eingerichtet, d. h. die in allen übrigen befindliche Clausel, wonach „verbüßte oder durch Begnadigung erlassene Strafen wegen politischer Vergehen von der Wahl nicht ausschließen", weggelassen hatte. Wiggers hatte aber wegen Theilnahme am Versuch des Hochverraths eine vierundvierzigmonatige Untersuchungshaft und mehrjährige Zuchthausstrafe auszustehen gehabt, und war damit nach mecklenburgischem Begriffe ehrlos, also in Mecklenburg activ und passiv der Wahl verlustig. Nun kam die Frage zur Entscheidung, ob ein in seiner Heimat wegen politischer Vergehen nicht Wahlberechtigter in Preußen gewählt werden dürfe. Juristisch konnte man über die Entscheidung allenfalls zweifeln, factisch war die Gültigkeit der Wahl sonnenklar. Man brauchte nur die Consequenzen der eigenmächtigen Abänderung des Reichswahlgesetzes seitens der mecklenburgischen Regierung zu ziehen, um ad absurdum zu gerathen. Denn erkannte man die Bestimmung an, dann mußte die Wahl eines z. B. in Preußen wegen politischer Vergehen mit dem Verlust der Ehrenrechte bestraften Mannes in Mecklenburg ungültig, in Preußen gültig sein. Solche grobe Widersprüche in den Grundzügen der Wählbarkeit konnte das Haus, das ein norddeutsches Indigenat in Hinsicht der Wahlfähigkeit als bereits bestehend annehmen mußte, als berechtigt nicht anerkennen. Von diesem Standpunkte aus erklärte sich auch der Führer der Conservativen, Wagener-Neustettin, für die Gültigkeit, nicht minder die großen Rechtslehrer Wächter und Zachariä und der heitere Rechtsanwalt Wölfel, der die Frage drastisch dahin zuspitzte: „Wir erklären dadurch, daß wir in diesem Lande, insbesondere in unserer Reichshauptstadt, nach mecklenburgischem Recht und Gesetz nicht leben und nicht sterben wollen." Mit der mit überwiegender Mehrheit beschlossenen Gültigkeit der Wahl des Hrn. Moritz Wiggers war aber das Verdict des Reichstags über mecklenburgische Eigenthümlichkeiten noch keineswegs am Ende. Auch in dem Landstriche, den der wohlmeinende, aber ununterrichtete Deutsche bis dahin mit dem Sammelnamen Mecklenburg zu bezeichnen liebte, lebten 2634 Wahlberechtigte, die nach mecklenburgischem Recht und Gesetz „nicht leben und nicht sterben" wollten, und diese Männer nannten sich Ratzeburger, genauer Bürger des Fürstenthums Ratzeburg. Bis dahin hatten nur wenige Deutsche von dem Fürstenthum Ratzeburg etwas gewußt, selbst wenige Mitglieder des Reichstags. Jetzt erfuhr man nach sorgfältigen geographisch-historischen Forschungen, daß Ratzeburg in der That ein besonderes Reich mit einer Nation von 17000, nordwestlich von Mecklenburg-Schwerin seßhaften, und mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz lediglich durch Personalunion verbundenen Seelen sei. Zwischen Stargard-Strelitz aber, dem die Ratzeburger durch Personalunion verkettet waren, und Ratzeburg selbst lag nicht blos Mecklenburg-Schwerin, sondern auch ein alter Hader und Streit trennte die personaliter zusammengehörigen Reichsglieder. Das war der Streit um die gemeine Freiheit Ratzeburgs. Ratzeburg war vordem Bisthum; da waren die Domkapitulare die Stände des Bischofs. Seitdem es aber an Mecklenburg-Strelitz gekommen, fehlte es dem Lande an der nach mecklen-

*) Stenographischer Bericht, S. 202 fg.

Digitized by Google

burgischer Anschauung unerlaßlichen Vorbedingung zur Landesvertretung, nämlich einigen 20 Rittergütern. Ratzeburg hatte nämlich nur 3; so war Ratzeburg's Nation in dem Staate Mecklenburg-Schwerin unvertreten. Der alte Bund hatte die ratzeburgerlichen Querulanten, die sich ihm supplikweise nahten, todtgeschwiegen. Seit dieser Zeit war dem Lande in der Person des Advocaten Kindler in Schönberg ein rühriger Verfechter der alten Verfassungsprivilegien entstanden, der, stets auf dem qui-vive, schon manchen Streit mit der Krone Mecklenburg siegreich geführt hatte, z. B. die Handelseinheit Ratzeburgs mit Lübeck. Er galt dem Volke als der ratzeburger Großherzog. Neue Hoffnungen beseelten das Land, als der neue Bund sich aufrichtete. Hier war ein neues Forum für den alten Streit. Die Person des Reichstagsabgeordneten war die geeignetste, den Streit vor das hohe Haus zu bringen. Man harrte mit Spannung den Wahlen entgegen. Da erläßt Mecklenburg-Strelitz sein Wahlgesetz. Der §. 7 streut Balsam ins Herz der Ratzeburger; denn hier heißt es: „Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz bildet mit Einschluß des Fürstenthums Ratzeburg Einen Wahlkreis." Hier war also des Reichs Selbständigkeit anerkannt. Aber heimliche Tücke lauerte im §. 2. Da stand zu lesen: „Wähler ist jeder unbescholtene Mecklenburger, welcher" u. s. w. Das war entscheidend. Ein Nothschrei durchlief Ratzeburg. „Wir sind Ratze- und nicht Mecklenburger", schrieb Kindler seinen Landsleuten. „Man will uns an die Urne locken, um uns alle unsere Privilegien und Freiheiten dort mit versenken zu lassen. Als Ratzeburger meinen wir hinzugehen, als Mecklenburger kehren wir heim. Eine offene Regierung hätte in das Wahlgesetz geschrieben: Jeder unbescholtene Ratze- und Mecklenburger. Enthalten wir uns der Wahl!" Und Ratzeburg enthielt sich der Wahl; von den 2634 Wählern opferten nur 246 die Freiheiten der Väter an der in Gestalt der Reichstagswahlurne aufgestellten Falle. Die 2388 renitenten Ratzeburger aber protestirten gegen die Gültigkeit der Wahl des Gutsbesitzers Pogge beim Reichstage. Da Pogge aber auch nach Abzug aller ratzeburger Stimmen 1131 Stimmen über die absolute Majorität behalten haben würde, so erklärte der Reichstag die Wahl für gültig. Seit dieser Zeit vergeht keine Session, in der nicht ein Verfassungsschmerzensschrei der Ratzeburger an die Petitionscommission des Reichstags dringt. Die Polen endlich erhoben in der nämlichen Sitzung, in der die Ratzeburger ihren Proceß contra Mecklenburg-Strelitz verloren, laute Klage wider die Umtriebe der preußischen Beamten bei den Wahlen.*) Polnische Klagen und eine heftige Gegenanklage Bismarck's ist von alters her untrennbar; auch diesmal beantwortete er die Beschwerde der Polen mit einer scharfen Widerklage gegen die frivolen Agitationen der polnischen Gutsbesitzer und der niedern Geistlichkeit, wonach man das Landvolk in den Glauben versetzt habe, daß deutsch gleichbedeutend sei mit protestantisch, polnisch mit katholisch, ja daß in der Wahl des polnischen Candidaten der einzige Weg zur Rettung der religiösen Glaubensfreiheit sich biete. Er erklärte sich „im Stande, dem Herrn Vorredner eine ganz andere Blumenlese von polnischen Wahlbeeinflussungen für seinen Privatgebrauch zu bringen, als er sie von deutscher Seite vorgebracht hat". Diese Scene war das Vorspiel zu heißern, bedeutendern polnischen Kämpfen bei der Generaldebatte über den Entwurf zur Bundesverfassung.

Inzwischen hatte das Haus, am 2. März 1867, in seiner 5. Sitzung, sich constituirend, die Wahlen des Präsidenten und des Bureau vollzogen. Bei den beiden für die Präsidentenwahl nothwendigen Wahlgängen stimmten die Nationalen und ein Theil der Linken und Altliberalen für Dr. Simson, den Präsidenten des frankfurter und erfurter Parlaments, die Conservativen für den Präsidenten des Herrenhauses, Grafen Eberhard zu Stolberg, die Particularisten für den Vertreter der Stadt Leipzig, den Geheimrath

*) Sitzung vom 4. März 1867, S. 54 fg. des Stenographischen Berichts.

Digitized by Google

von Wächter. Simson siegte mit 127 gegen 95 Stimmen, die auf Stolberg, 12, die auf Wächter fielen. Die Bedeutung dieses Resultats war, daß diejenigen, die in Simson die Verkörperung der nationalen Einheitsbestrebungen des letzten Menschenalters feierten, eine ansehnliche Majorität gegenüber dem conservativen preußischen, eine erdrückende Mehrheit gegenüber dem kleinstaatlichen Particularismus darstellten. Simson betrat den Präsidentenstuhl mit der ihm eigenen classischen Würde der Rede und Erscheinung, imponirend und von seinem Präsidententalent auch den überzeugend, der heute zum ersten mal auf diesen bisher so bescheidenen, stillen Collegen mit den feinen, scharfgeschnittenen Zügen blickte, der sich nun „das Wohlwollen und die Nachsicht des Hauses" erbat in seiner liebenswürdigen, herzlichen Bescheidenheit, von deren Aufrichtigkeit auch diejenigen überzeugt sind, die den eminent klaren Geist des würdigen Mannes erprobt haben. Es mag begreiflich erscheinen, daß die Conservativen aus esprit de corps bei der Präsidentenwahl für einen der Ihren stimmten, daß sie den Versuch bei der ersten Vicepräsidentenwahl erneuerten und, als sie damit nicht durchdrangen, ihre Stimmen auf den Candidaten der Freiconservativen, den stattlichen einsilbigen Herzog von Ujest, vereinigten, und dadurch dessen Wahl gegen Bennigsen durchsetzten; aber das erscheint unbegreiflich, wie nahezu dieselben 95 Stimmen, die in der ersten Wahl dem Grafen Stolberg galten, bei der zweiten Vicepräsidentenwahl gegen Bennigsen für Haberkorn in die Wagschale gelegt wurden! Diese Methode des Compromisses zwischen den nächsten Kreisen des Grafen Bismarck und den antinationalen Elementen sollte erst in den Flitterwochen des Zollparlaments ihr Analogon finden. Aber auch Bennigsen's Wahl zum zweiten Vicepräsidenten erlangte gerade durch den politischen Gegensatz seines nächstbegünstigten Nebenbuhlers ein um so höheres, principielles Relief. So konnte die Besetzung des Präsidiums mit vollem Recht für den ersten bedeutendern Waffengang der verschiedenen Parteien, als glückliches Omen für den wichtigsten aller Kämpfe gelten, der dieser Versammlung nach Bewältigung der mehr formellen Geschäfte bevorstand: die Generaldebatte über den Entwurf einer Verfassung für den Norddeutschen Bund.

Diesen Entwurf, sammt einer authentischen Ausfertigung der im Eingang unserer Darstellung erwähnten Verträge, auf welchen bisher die Constituirung des Bündnisses beruhte, sowie der Protokolle über die Conferenzen, in welchen der Verfassungsentwurf zwischen den Vertretern der Regierungen festgestellt worden ist, legte Graf Bismarck am Montag, 4. März, dem Reichstage vor. Alle empfanden die Bedeutung des Augenblicks, der der Weltgeschichte unvergessen bleibt, als Bismarck sich erhob zu der ersten politischen Rede vor dieser Versammlung, die seinem Geiste ihr Dasein wesentlich verdankte, um das höchste Werk, das der blutige Krieg dem deutschen Volke eingetragen, dem Präsidenten zu übergeben, und dieses Werk, dessen intellectuellen Urheber und Vater er sich wol nennen durfte, der ernsten Pflichttreue und Fürsorge zu empfehlen mit wenigen Worten. Ihn, den Lenker des mächtigsten deutschen Staats, den verkörperten Träger des jungen Bundes, hatte auch bisher jedes neuzutretende Mitglied, jeder Reporter, jeder Besucher der Tribünen, der in dem großen Zudrange glücklich sich eine Einlaßkarte erstritten hatte, zuerst gesucht. Man hatte ihn bisher stets und gern beobachtet, wie er, sich höflich gegen das Bureau und die Rechte verbeugend, seinen Platz nahm, eine Fülle von Arbeit, ernste Staatsgeschäfte, während der Sitzung erledigte, wie er von den Dienern ab und zu verschlossene Portefeuilles entgegennahm, die er mit eigenem Schlüssel öffnete, durchsah, mit Bemerkungen von seiner Hand versehen wieder verschloß, wie er hier und da auch, wenn keiner dachte, daß er den Verhandlungen sein Ohr schenke, plötzlich ein launiges oder die Verhandlungen kürzendes Wort dazwischenwarf, oder mit den Vertretern kleinerer und kleinster Bundesstaaten und Abgeordneten gemüthliches, leises Zwischengespräch anknüpfte. Man erzählte sich wahrheitsgemäß, wie er den nationalen Abgeord-

Digitized by Google

neten Bode, der ihn einst in Göttingen mit einer tiefüberlegten Quart gezeichnet, mit der Hand die Narbe entlang fahrend, mit dem Rufe empfing: „Sind Sie der? aber das war doch ein Sauhieb!" Man liebte es vor allem, sich diesen Kopf, diese imponirende hohe Gestalt in der dunkelgrünen Uniform mit dem gelben Stehkragen einzuprägen, diese hohe klare Stirn, diese ungewöhnlich kräftigen Brauen, diese scharfen und zugleich freundlichen Augen, diesen mächtigen altersgrauen Schnurbart über dem feinen beweglichen Munde, dieses ganze Antlitz wie aus Erz oder Marmor geschaffen, aber beseelt von dem Hauche eines feurigen und klugen Geistes. Nun stand er zum ersten male vor den Vertretern der Nation, um eine seiner großen Ideen mit seiner Person, mit der Macht seiner Rede und Ueberzeugung zu decken. Hochaufgerichtet, so ernsten Ausdrucks, wie ein Mann an der Wende seines Schicksals nur sein kann, wie immer in seiner Rede kurz anhebend und absetzend im Tonfall, als ob er nach dem weitern Ausdruck für seine Gedanken suche, aber wie immer scharf, klar und fest, mahnte er die Versammlung wohl zu bedenken, daß das Augustbündniß nur auf Ein Jahr geschlossen sei, wenn der neue Bund nicht vor Ablauf des Jahres zu Stande komme. „Nur noch $5\frac{1}{2}$ Monate von jetzt an gerechnet bleiben für das Werk übrig, und in dieser Zeit sollen auch noch 22 Einzellandtage über die Annahme der Verfassung beschließen. So drängt die Noth zur Verständigung. Es liegt etwas in unserm Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands widerstrebt. Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren, oder bald wiedergewonnen. In der Zeit der deutschen Größe, in der ersten Kaiserzeit hatte kein Land in Europa in dem Maße die Wahrscheinlichkeit für sich, eine mächtige nationale Einheit sich zu erhalten, wie gerade Deutschland, kein anderes so wie wir von dem Reiche der Rurik'schen Fürsten bis zu den westgothischen und arabischen Gebieten in Spanien. Der Grund, der uns die Einheit verlieren ließ, ist, mit einem kurzen Worte, ein gewisser Ueberfluß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welche in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesammtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des Einzelnen und des Stammes zu Gunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohlthaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern. Die Regierungen haben im jetzigen Falle ein gutes Beispiel gegeben. Es war keine unter ihnen, die nicht erhebliche Bedenken, mehr oder weniger berechtigte Wünsche dem bisher erreichten Ziele hat opfern müssen. Liefern auch wir den Beweis, daß Deutschland in einer jahrhundertjährigen Leidensgeschichte Erfahrungen gemacht hat, die es beherzigt. Das deutsche Volk hat ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir der Wiederkehr einer Katastrophe wie die des Vorjahres vorbeugen, und ich bin überzeugt, daß Sie mit den verbündeten Regierungen nichts mehr am Herzen liegen haben, als diese gerechten Erwartungen des deutschen Volks zu erfüllen."*)

Der „lebhafte Beifall von allen Seiten", den die Stenogramme der Wirklichkeit gemäß zu dieser Rede notiren, galt sicherlich mehr dem genialen Ausspruch Bismarck's über den organischen Fehler unsers Volks, als dem drohenden Bilde, das er zu Anfang vorgeführt hatte: dem Herankommen des 18. Aug., ohne daß auch dieses Verfassungswerk zu Stande gekommen wäre. Und doch lag hierin ohne Frage der Schwerpunkt seiner patriotischen Mahnung. Vollkommen richtig war, daß die Regierungen nach Art. 6 des Bündnißvertrags vom 18. Aug. nur auf Ein Jahr an diesen Versuch, mit Preußen einen Bund zu gründen, mit ihrer Staatsehre und Pflicht gebunden waren. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Wunsch, des Worts ledig zu sein, nicht auf seiten irgendeiner dieser Regierungen in geheimem Winkel des Herzens schlummerte. Sicher

*) Stenographischer Bericht, S. 41. 42.

Digitized by Google

aber ist, daß auf diese Clausel der Verträge alle diejenigen Elemente des Reichstags ihre Hoffnungen bauten, denen die Bundesverfassung für ihren radicalen oder particularistischen Standpunkt den Todesstoß bedeutete. Daher von hier aus sofort nach der Rede Bismarck's Versuche, die Berathung des Verfassungsentwurfs durch Ueberweisung an eine Commission um Monate zu verzögern, denen das Haus durch den Beschluß, sofort darüber in Vorberathung zu treten, die Spitze abbrach. Noch in weit höherm Grade aber ist diese geheime Sehnsucht der Widersacher der Bundesverfassung auf das Herannahen des 18. Aug. der beherrschende Punkt, von dem aus die Generaldebatte über den Entwurf, die vier volle Sitzungen vom 9. März an in Anspruch nahm, leicht übersehen werden kann. Diese volle Empfindung der eisernen Nothwendigkeit spornt andererseits die Freunde der nationalen Einheit, sie klingt aus allen ihren Reden wider, sie beflügelt die Arbeiten des Reichstags. Und das war wahrlich kein Kleines, ebenso wenig gegenüber den anmaßenden Worten, mit denen die „Kreuzzeitung" sofort nachdem sie sichere Kunde von der überraschenden großen Anzahl conservativer Wahlsiege hatte, die Bundesverfassung als ein Noli me tangere bezeichnete, und deren En-bloc-Annahme verlangte, als gegenüber den feindlichen Stimmen, die von allen denkbaren und undenkbaren Standpunkten aus die Verfassung herabsetzten.

Die Generaldebatte begann am 9. März mit einer mehr als einstündigen Rede Twesten's. Der Mann voll persönlicher Liebenswürdigkeit, der ruhigste, sicherste Redner des Hauses, der in jeder Aufregung der Versammlung — wenn er einmal mit seiner schneidenden Schärfe eine solche hervorruft — lächelnd dasteht wie der Kürassier in „Wallenstein's Lager": „auf das Getümmel unter mir ruhig herabschauend von meinem Thier", und sein Princip weiter reitet, war heute ausersehen, im Namen der preußischen Nationalen für den Entwurf zu sprechen. Die Rede war an sich vortrefflich. Einem Rechtsbeflissenen, der durch das Jahr 1866 etwa in seinen profunden Examenstudien über deutsches Staats- und Bundesrecht gestört, und nun gezwungen gewesen wäre, sich über die deutsche Staatskunde umzudenken, bot der Eingang der Rede in knappem Rahmen alles Wissenswerthe, alle liebenswerthen Seiten der Verfassung in didaktisch-epischer Fassung. Aber dafür war der Theil der Rede, wo die Kritik gegen die Verfassung begann, kühl bis ans Herz hinan und wenig geeignet, unsern Examinanden mit den Störungen des Jahres 1866 zu versöhnen. Wir haben, so oft wir Twesten reden hörten, jenes Satzes berühmter Anthropologen gedenken müssen, die da behaupten, daß die Enkel den Großvätern mehr ähneln als die Söhne den Vätern. Twesten's Großvater aber war Nachtwächter im holsteinischen Glückstadt. In der That, wenn Twesten über constitutionelle Theorien und Mängel spricht, weiß man, was die Stunde geschlagen hat. Die Brandfackel der Conflictszeit steht fortwährend vor seinen Augen in Gestalt des mangelnden oder nicht ausreichend garantirten Budgetrechts der Volksvertretung, und dann klingt seine Rede monoton wie die Warnung: „Bewahrt das Feuer und das Licht!" Diesmal ward dieser Theil des Vortrags gehoben durch das Citat aus den Schriften eines Mannes, dem, hätte das Schicksal ihm diesen Augenblick unter den Lebenden zu schauen vergönnt, wol das erste Wort gebührt hätte in der großen Sache: Dahlmann. Dahlmann sagt: „Erst durch preußische Reichsstände kann dem constitutionellen System in Deutschland ein gesicherter Ausbau werden"; und weiter: „Nimmt man den Kammern das Recht, die einzelnen Steuern zu verweigern, so nimmt man das Recht, mit Erfolg zu prüfen und zu bewilligen, und man mag das Ständehaus nur zuschließen." Es mag dahingestellt bleiben, ob Dahlmann, dieser energische Vertreter der Einheit Deutschlands durch Preußen, in demselben Sinne wie Twesten sich damals seines eigenen Worts erinnert hätte, ob auch er die constitutionellen Rechte des preußischen Landtags als das unverrückbare Maß der Privilegien des Reichstags bezeichnet hätte. Aber von dieser preußischen Eigenthüm-

Digitized by Google

lichkeit abgesehen, lag in der That das unverkümmerte Budgetrecht des Reichstags im Princip im wohlverstandenen Interesse der Regierungen ebenso sehr wie des Volks. Nur wenn dieses der Volksvertretung ganz und voll gewährleistet war, konnte das Volk diesen Reichstag als den machtvollen sympathischen Repräsentanten seiner nächsten und wichtigsten Interessen, denen des Geldbeutels, betrachten. Nur dann war zu hoffen, daß die Stimme des Reichstags, an deren Beachtung im Volke den Regierungen gerade in diesen Tagen am meisten gelegen sein mußte, als die Stimme der Nation angesehen würde.

Hatte also schon Twesten den preußischen Standpunkt stark betont, so kann die nachfolgende Rede Waldeck's durchaus nur als ein Vortrag über die Gefahren gelten, die der norddeutsche Bundesstaat dem Einheitsstaat Preußen einer-, dem preußischen Constitutionalismus andererseits bereite. Der Standpunkt, von dem aus Waldeck die Hebel ansetzte zur Bewegung der deutschen Frage, war also noch ausschließlicher auf altpreußischer Erde, als der Twesten's, nichtsdestoweniger aber der erste Theil seiner Rede ohne Frage ein Theil, und vielleicht der wichtigste Theil der deutschen Frage selbst. Dieser Theil galt der Untersuchung, ob ein Bundesstaat möglich sei zwischen Bundesgliedern, von denen 25 Millionen dem Einheitsstaat Preußen, „5 Millionen aber unter einer Anzahl von Fürsten und drei Freien Städten sich gruppirt fänden, nicht nach dem Wunsche der Bevölkerung gerade, sondern durch den Zufall, mit dem die Geschichte zu spielen pflegt"; der Einheitsstaat aller sei bei solcher Lage jedenfalls besser. Der Bundesrath insbesondere sei ein Institut, das durchaus an den Reichstag in Regensburg oder den alten Bundestag erinne, von dessen „Ewigkeit" er trotz der feierlichen Formel im Eingang der Verfassung nur sehr unzureichend überzeugt sei, gegen dessen Existenz schon er als Preuße energisch protestiren müsse, da er einen Staat von 24 Millionen zu Gunsten von 5 Millionen majorisire, jedenfalls die Centralgewalt schwäche. Denke man sich daneben den sehr engbegrenzten Reichstag, den Mangel constitutioneller Bundesminister, überhaupt den absoluten Staat statt des constitutionellen, so werde man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese Verfassung die Süddeutschen und selbst die Deutsch-Oesterreicher (die der Redner nach Zerfall des österreichischen Centralstaats zu gewinnen hofft) nicht gerade „locken" werde.

Kaum kann ein größerer Gegensatz gedacht werden als der zwischen dem ehrwürdigen Redner, der jetzt die Tribüne des Reichstags verließ, mit seinem schneeweißen, langen Haupt- und Barthaar, den durch blaue Gläser verborgenen leidenden Augen und seiner Redeweise, der trotz allem der Druck des Alters anzuempfinden war, und jenem Manne in den besten Jahren, der ihm jetzt auf die Tribüne folgte, das tiefschwarze, rollende Auge voll geistiger Glut emporgerichtet, das schwarze Haar verwirrt rückwärtsliegend, bleich und gefurcht wie ein Mann, der viel physisches und geistiges Leid durchlebt hat, Kinn und Oberlippe von einem mittelgroßen starren schwarzen Bart beschattet, das lebhafte Spiel des feinen Mundes sichtbar, die Arme selten in Ruhe. So war Miquèl, durch und durch eine nervöse leidenschaftliche Erscheinung, ein echtes Kind jener Tage, da der süße Sinnenzauber und Weltschmerz der Lieder Byron's und Heine's die deutsche Jugend beherrschte. Aber früh schon, als zwanzigjähriger Student in Heidelberg, war Miquèl eine politische Berühmtheit geworden. Seine Ausweisung forderte 1848 die rehabilitirte badische Regierung als einen Cardinalpunkt des Friedens mit ihrem Volke. Dann war er daheim einer der Koryphäen des Selfgovernment der Gemeinde, vor allem deutscher Gesinnung in Hannover geworden, seine Berichte über die deutsche Frage in den Generalversammlungen des Nationalvereins waren in den trüben Jahren oftmals die Stärkung, an der sich die nationalen Hoffnungen der Zaghaftern emporrichteten. Das Geheimniß seiner oft fieberhaften Erregung aber, seiner merkwürdig zarten Gesundheit, seiner bleichen Züge und des geisterhaften Glanzes seiner Augen war ein

Digitized by Google

Ereigniß, das er unter Hunderttausenden einzig glücklich überdauerte; er war einst, mitten im weiten Paris, mitten im lebhaften Gespräch mit einem Juristen des Temple, von der Cholera hingestreckt worden auf den Boden seines Hotelzimmers und hatte hier stundenlang vergebens nach menschlicher Hülfe, nach Wasser geröchelt, dann stundenlang im Scheintod gelegen. Dieser Mann sprach jetzt zur Versammlung; seine ersten Worte gleich schieden ihn streng von den Vorrednern. „Die Lage, in der wir sind", sprach er, „im Begriffe, endlich eine Verfassung für Deutschland zu berathen, diese Lage ist neu und originell, sie kann nur aus sich selbst begriffen werden. Ich werde daher weniger sprechen vom preußischen Abgeordnetenhause und der preußischen Verfassung als von Deutschland und dem deutschen Verfassungsentwurfe. (Lebhafter Beifall.) Der Entwickelungsgang zur deutschen Einheit, in dem wir sind, der hat nicht allen Idealen des Gemüths entsprochen, die in Deutschland gäng und gebe waren. Es hat sich gezeigt, daß nicht mit den ideellen Mitteln der geistigen Ueberzeugung, sondern mit machtvoller Anstrengung der Kräfte des preußischen Staats, durch Gewalt und Krieg, der Boden geschaffen werden mußte, auf welchem das deutsche Reich gebaut werden konnte. Viele Ideale sind verletzt, viele Hoffnungen sind zu Schanden geworden. Der Entwurf, welcher uns vorliegt, entspricht der politischen Basis, auf der er entstanden ist. Bei der ersten Beschauung tritt er uns rauh und eckig entgegen; er befriedigt weder ein politisches noch ein theoretisches Ideal, noch entspricht er einem historischen Vorbilde, nicht der amerikanischen, nicht der schweizerischen Bundesverfassung, nicht der Reichsverfassung. Er gewährt keinen Einheitsstaat, keinen Bundesstaat, keinen Staatenbund; er ist völlig originell wie die politische Lage, die er formuliren soll. Große Völker copiren nicht, große Völker in großen Umständen sind immer neu. Ich lehne daher von vornherein den Versuch ab, den Entwurf zu kritisiren aus historischen Reminiscenzen oder theoretischen Idealen. Der Entwurf ist ein praktisches Werk, und ich will nur die Kritik der praktischen Brauchbarkeit an ihn legen." Von diesem Standpunkt aus beweist nun der Redner, wie der Entwurf insoweit über den „correcten wissenschaftlichen" Bundesstaat hinausgehe, als er Heerwesen, Marine und die Forstentwickelung des Bundes selbst von der Zustimmung der Einzelstaaten emancipire; daß der Entwurf andererseits hinter einem Bundesstaat zurückbleibe, weil lediglich ein Mehrheitsbeschluß der Vertreter der einzelnen Regierungen den Willen der Centralregierung kundgebe, die diplomatische Vertretung den einzelnen Staaten belassen bleibe und der Bundesgesetzgebung nur das Vorrecht derogatorischer Kraft gegenüber den Landesgesetzen eingeräumt sei. Wol zu rosig hat Miquël sich damals den Einfluß dieser letztern Bestimmung der Verfassung als gleichbedeutend mit einer Entziehung der Legislative der Einzelstaaten gedacht; dagegen hat er sehr richtig vorausgesehen, daß „sehr wenig deutsche Volksvertretungen geneigt sein würden, die Tasche des Volks für unnütze Berichterstatter von Hofneuigkeiten in Anspruch zu nehmen". Den neuen Bund selbst betrachtet Miquël nun von zwei Seiten: zunächst die räumliche Ausdehnung desselben, dann seinen „qualitativen Umfang". Die erste Frage ist die unserer Stellung zu Süddeutschland, die zweite die, ob die Competenz, die dem Nordbunde gegeben ist, dem praktischen Bedürfniß genüge. In der ersten Richtung sagte Miquël: „Vielen von uns war die Mainlinie immer ein schreckliches Gespenst. Wir fürchteten den Dualismus mehr als die Vielheit, den Föderalismus. Nun, wir haben die Mainlinie, das Gespenst ist Wirklichkeit geworden. Aber gerade damit hat es aufgehört, Gespenst zu sein, es ist eine praktisch-politische, ja ich wage das ketzerische Wort, eine heilsame Nothwendigkeit. Die Mainlinie, wie wir sie heute haben, ist nicht die Scheidung zwischen Großmächten, nicht mehr die Scheidelinie zwischen Oesterreich und Preußen; sie ist, prosaisch ausgedrückt, eine Haltestelle für uns, wo wir Wasser und Kohlen einnehmen, Athem schöpfen, um nächstens weiter zu gehen. Eben darum müssen wir unsere Verfassung für Nord-

Digitized by Google

deutschland berechnen, nicht für zukünftige noch unberechenbare politische Constellationen. Sie darf kein theoretisches Werk der Zukunft, muß ein praktisches der Gegenwart sein. Der Bund, den wir schaffen, darf nicht provisorisch, er muß definitiv sein. «Locken» werden wir die Süddeutschen freilich nicht. Wenn der Bund nicht als nationale Einheit, als Garantie friedlicher Culturentwickelung, wenn das Gefühl der Einheit in Sprache, Sitte, Denkungsart die Süddeutschen nicht an uns heranzieht, so werden wir sie nicht locken durch Aufnahme einiger Freiheitsbestimmungen in den Entwurf. Nur ein machtvoller Staat, der zu vergleichen ist einer Feste, welche nicht blos die, die darinnen sind, schützt, sondern auch die Außenbürger, und bereit ist, diesen die weite Pforte aufzuthun, wenn es Zeit ist, kann uns Süddeutschland erobern. Auch der Nikolsburger Friedensvertrag wird diese Entwickelung nicht aufhalten. Der Friede von Villafranca that ein Gleiches wie der von Nikolsburg; die italienische Nation ist über ihn zur Tagesordnung übergegangen, wir, die wir nicht mit fremder Hülfe die Einheit begründeten, werden auch übergehen zur Tagesordnung über diese Bestimmungen des Nikolsburger Friedensvertrags. Keine Macht des Auslandes soll uns daran hindern. Die qualitative Competenz des Bundes besteht in der Centralisation der Macht zu Lande, zu Wasser, in der diplomatischen Vertretung und im Consularwesen, in der vollständigen wirthschaftlichen Einheit. Solcher einheitlichen Macht gegenüber paßt es nicht, vom «Zollparlament» zu sprechen (wie Waldeck gethan hatte). Unsere Kinder werden nicht begreifen, wie wir uns dem Fortschritt gegenüber so kalt und abstoßend verhalten konnten. Sehen wir doch einmal rückwärts in die Vergangenheit, dann werden wir sehen, welche kolossale Fortschritte durch diesen Entwurf gemacht werden." Von den einzelnen Ausstellungen, die Miquèl nun gegen den Entwurf erhob, von seinen Wünschen auf Hereinziehung der Civilproceßordnung, des Criminalrechts und Hypothekenwesens in die Competenz des Bundes und die Einführung einer Reichssteuer an Stelle der Matricularbeiträge, ist leider der letzte, wichtigste Wunsch unerfüllt geblieben. Den vollen Haß der centrifugalen Elemente des Hauses aber forderte Miquèl heraus, als er aus Anlaß des vom Entwurf geforderten Normalmilitärbudgets, das er für schlechthin unannehmbar erklärte, das tapfere Wort sprach: „Wir sind entschlossen, jedes Opfer, selbst der Freiheit, für den Augenblick zu bringen, welches wahrhaft nöthig und wirklich nothwendig ist für die Gründung des Bundes. Aber wir leugnen nach gewissenhafter Prüfung, daß das Opfer des ständischen Geldbewilligungsrechts in diesem Maße nothwendig ist. Denn man kann wol einen neuen Staat schaffen, ihn auf die Bühne werfen durch glorreiche Schlachten; ihn begründen aber für die Dauer und befestigen ohne die freie Zustimmung und Zufriedenheit des besonnenen Kerns der Nation, das ist heute wie ehedem unmöglich. Ein Parlament, hervorgegangen aus allgemeinen Volkswahlen, ohne Rechte, wird unmäßig sein in seinen Forderungen, revolutionär in seinen Bestrebungen. Ein Parlament, dem man wahrhaft Rechte gewährt, wird sich seiner Verantwortlichkeit bewußt sein, wird conservativ und maßvoll auftreten. Am wenigsten ist ein Misbrauch von der nationalen Gesinnung dieses Reichstags zu fürchten. Denn die particularistischen Elemente, von denen sich ein großer Theil hinter Freiheitsphrasen versteckt, während sie particularistische Sonderinteressen im Herzen haben, werden noch lange nicht, vielleicht nie wieder in Deutschland die Oberhand gewinnen. (Lebhaftes Bravo, anhaltendes Zischen.) Darum hegen wir das Vertrauen zu den Männern der königlichen Regierung, daß sie den Boden, den sie geschaffen haben, nicht wieder preisgeben werden in dem Gefühle: das, was sie dem Volke entziehen, ihm doch auf die Dauer nun und nimmer entziehen zu können."

Nur wer persönlich jener Sitzung beiwohnte, vermag sich eine Vorstellung zu machen von der lebhaften Erregung, in welche die Miquèl'sche Rede das Haus versetzte; schon während derselben war dem Reichstage der übliche sanfte deutsche Dehors abhanden

Digitized by Google

gekommen. Aber vollends als Miquèl geendet hatte, glich der Moment den stürmischsten Scenen im französischen Gesetzgebenden Körper. Beifall und Misfallen wurde in einem noch nicht vorhanden gewesenen Maße gehört. Die Linke machte ihren Gefühlen durch Zischen Luft. Rothe Demokraten stürzten auf den gutkatholischen Professor Michelis zu, der jetzt zum Worte kommen mußte, um ihm noch schnell ein Schlagwort wider Miquèl zuzuraunen. Die ganze Rechte aber und die Bänke der Nationalen geriethen gleichfalls in Bewegung; jeder wollte zuerst dem Redner die Hand drücken. Mit dieser Rede Miquèl's war aber auch das größte Interesse des Tages erschöpft. Der ultramontane Professor Michelis aus Kempen, der nach ihm sprach unter fortwährender, von ihm keineswegs beabsichtigter Heiterkeit des Hauses, besah sich die Bundesverfassung vom Standpunkte eines katholischen Professors. Er hat vor dem „Praktischen" des Vorredners „als denkender Mensch sehr wenig Respect". Denn „praktisch ist ein sehr indifferentes Wort, jedesmal dasjenige, was einem augenblicklich dient, dem Bösen sowol wie dem Guten. Alle preußischen Abgeordneten haben hier in dieser Sache nur einen einzigen Standpunkt, das ist die Gewissensfrage. Ich habe die preußische Verfassung beschworen, und ich kann mit gutem Gewissen nichts zugeben, was dem Grundrechte dieser Verfassung widerspricht. Das thut der Bundesgesetzentwurf. Ich gestehe, ich habe das volle Bewußtsein der Situation, in der ich mich befinde." (Heiterkeit.) War schon bisher das Unternehmen eines Mannes, der in dem preußischen Staate den mächtigsten Gegner seiner ultramontanen Parteistellung seit Jahren bekämpfte, kühn, sich und sein Gewissen mit der preußischen Verfassung zu identificiren, so klang die Frivolität, mit der der katholische Professor die Folgen einer Ablehnung des Verfassungsentwurfs wegzuspotten versuchte, aus solchem Munde am schnödesten. Er sagte: „Was soll werden, wenn der Verfassungsentwurf abgelehnt wird? Man sagt, es wird ein Chaos kommen! Nun das hat nichts zu sagen. (Heiterkeit.) Es wird ein Chaos kommen, der Herr Ministerpräsident, der so Großes durchgeführt hat ohne und gegen die Volksvertretung (große Heiterkeit), der wird ganz gewiß auch noch die Krönung des Werks durch eigene Hand vollbringen, ohne daß die Volksvertretung dazu nothwendig ist. (Große Heiterkeit.) Seien wir darum ganz unbesorgt." Und unmittelbar an diesen Hohn reihte er dann sein biblisches Schlußwort: „Was nützt es uns, wenn wir die ganze Welt gewönnen, wenn wir aber Schaden leiden an unserer Verfassung." Die parlamentarische Bahn dieses frommen Sonderlings mag hier gleich zu Ende erzählt werden. In der Sitzung vom 17. März fühlte er das Bedürfniß, mitten in der Specialdebatte zu Art. 4 (Indigenat) noch einmal seine Bemerkungen über die Verfassung im ganzen hören zu lassen. Als alle Ermahnungen des Vicepräsidenten von Bennigsen, den Redner zur Sache zurückzuführen, nicht fruchteten, wurde ihm von der großen Majorität des Hauses durch förmlichen Beschluß das Wort entzogen. Hierauf erklärte Michelis, „daß er ruhig und wohlüberlegt sein Mandat niederlege". Seit dieser Zeit ist der Wahlkreis Kempen glücklicher durch den jungen bonner Historiker Hüffer vertreten. Einen durchaus wohlthuenden Eindruck machte die Rede des Hrn. von Gerber. Dieser bedeutende deutsche Rechtslehrer mit den feinen, freundlichen und behäbigen Zügen zeigte sich mit wenigen kräftigen Worten als warmer Freund des Zustandekommens dieser Bundesverfassung, am unerwartetsten seinen Wählern des leipziger Landkreises, denen er als Hort specifisch-sächsischer Gesinnung empfohlen worden war. Seine denkwürdigsten Worte waren: „Mein Verhältniß zu dem Entwurf ist, daß ich die Verantwortlichkeit nicht übernehmen möchte, mich principiell in Opposition zu demselben zu stellen. Dieser Entwurf ist berufen, eine Zeit gewaltsamer Action abzuschließen, einen Friedenszustand, einen festen Rechtsboden in Deutschland herzustellen. Es ist eine erste elementare Grundlage! Bringen wir sie rasch zum Abschluß und geben wir getrost unsern Nachfolgern anheim, sie auszubauen und gedeihlich zu entwickeln." Interessanter

Digitized by Google

als die Rede des hamburger Republikaners Rée war die des Häuptlings der Conservativen, Wagener-Neustettin. Sie war durchaus gesättigt von dem derben Materialismus, mit dem er die conservativen Ideale bei den Hörern einzuführen liebt. Sein Hauptthema war das Schlagwort, das die „Kreuzzeitung" ungefähr acht Tage zuvor gebracht hatte, daß die Bundesverfassung und namentlich der ein für allemal festgesetzte Militäretat ein Noli me tangere für den Reichstag sei. Dies sei ganz natürlich nach der Genesis dieser Verfassung. Sie ist der concrete Niederschlag großer weltgeschichtlicher Ereignisse. Wo man sonst gewöhnt war, Grundrechte zu finden, da findet man hier Eisenbahnen und Telegraphen, und wo man sonst Menschenrechte suchte, da begegnen wir hier dem billigen Transport von Kohlen und Hülsenfrüchten. Für die Masse des Volks gibt es eben nur zwei Punkte, an denen sie wirklich empfindlich und politisch ist, dies ist auf der einen Seite das Herz, d. h. die religiösen Interessen, und auf der andern Seite der Magen, d. h. alles das, was man heute unter dem Namen der socialen Frage zusammenzufassen pflegt. Am glücklichsten war die Rede Wagener's in ihrer Abwehr gegen die von Twesten und Waldeck ausgesprochene Befürchtung, der preußische Landtag werde der Verfassung seine Genehmigung versagen, am bemerkenswerthesten durch seine „Hoffnung, daß die kleinen deutschen Fürsten je länger desto mehr das Geheimniß erkennen werden, weshalb ein Lord Palmerston und Lord Derby in Europa und auf der ganzen Welt mehr bedeuten als ein kleiner deutscher Fürst; weil die englischen Lords zur rechten Zeit und in der rechten Weise verstanden haben, ihren rechten Platz in einem großen Gemeinwesen zu suchen und zu finden". Uebergehen wir, wie billig, die Schlußrede des Abgeordneten Rohden, so können wir hiermit den Bericht über den ersten Tag der Generaldebatte schließen. Nicht vom sicher gewonnenen Port des deutschen Staats, von der hochgehenden wildbewegten See der öffentlichen Kämpfe von damals aus ist die Bedeutung des Tags zu bemessen. Er zeigte festes Land und sichern Ankergrund fast überall und wiederholt den freundlichen Sonnenblick versöhnter Gegensätze. Noch Eins fehlte, die Hoffnung auf das Gelingen dieses Verfassungswerks zu vervollständigen: die Aussprache der Regierung über ihre Stellung zu den von allen liberalen Parteien geforderten Verbesserungen der Verfassung.

Auch diese sollte der zweite Tag der Generaldebatte (11. März) bieten. Der Sonntag zwischen dem 9. und 11. März war zur Erholung, zur Sammlung der Redner, zu vertraulichen Besprechungen der Nationalen mit der Rechten und mit Bismarck benutzt worden. So hatte die ganze Verhandlung einen noch präcisern, geschlossenern Anstrich wie am ersten Tage. Im Anfange sprachen wieder die Altpreußen; Dr. Köster begann mit einem Dithyrambus auf den preußischen Staat, der sich besser liest als anhörte. Dann folgte Lasker, gegen die Vorlage eingeschrieben, vermuthlich, um unter die ersten Redner zu gerathen, mit einer langen geistvollen Rede, die dem Entwurf ähnliche Bedenken entgegenhielt wie Twesten am ersten Tage; Lasker vermißt eine verantwortliche Regierung, gerechte Erwägung der Lasten, das Budgetbewilligungsrecht des Reichstags. Aber auch heute sollte die Palme des Tags einem Neupreußen, dem Vertreter für Wiesbaden, Dr. Braun, gebühren. Alle Augen wandten sich dem Eckplatz an dem schmalen Gang auf der linken Seite des Hauses zu, der das Centrum von den Sitzen der Fortschrittspartei scheidet, als der beherrschende Brustton des Mannes laut wurde, der daheim so lange Jahre den parlamentarischen Reigen wider die kleinstaatliche Misregierung des Herzogs von Nassau geführt hatte, als Braun in stark süddeutsch klingendem Accent erklärte, „daß er für seine Person den Glanz der Tribüne nicht liebe und hoffe, man würde jeden nach seiner Façon, also auch vom Platz, sprechen lassen". Wie das Verlangen originell war, namentlich in diesem Hause, das sich seiner frischen Tribüne als der ersten Errungenschaft seiner parlamentarischen Souveränetät freute, war auch die

Digitized by Google

Erscheinung des Redners. Ein solcher Typus von übermüthiger, leichtlebiger, aber schier unerschöpflicher Naturkraft konnte nur unter der mildern südlichen Sonne gedeihen, die dem Bewohner den Genuß edler Reben als angeborenes Menschenrecht verstattet. Eine Fülle leichtgelockter, dunkelbrauner Haare umwallt den mächtigen Kopf. Damals umzog auch noch ein Vollbart von gleicher Farbe sein Gesicht, jetzt beschattet er nur noch Kinn und Lippe. Die Augen blitzten klein und behaglich, etwas schief und faunisch eingelassen, unter dichten Brauen, die von der Nasenwurzel in ungewöhnlichem Winkel nach der Stirn in die Höhe steigen. Die breite, durchgearbeitete Stirn gibt narbige Kunde von der streitbaren Gesinnung des weiland flotten Burschen, der sich noch jetzt als Mahnwort für sein Gewissen die furchtbare lateinische Achtserklärung aufhebt, in der einst der hochweise Senat von Göttingen die Unthaten seiner verruchten Klinge der Mit- und Nachwelt beurkundete. Kurz ist der Hals, breit die Schultern, mächtig und beleibt, mittelgroß die Gestalt, das Spiel der Hände unmerklich beim Reden. Noch während die Versammlung über den köstlichen erschütternden Humor des eben Gehörten sich in heiterster Stimmung befindet, gleitet über seine Züge das eigenthümliche, harmlose Wetterleuchten, das dem Vertrautern bekundet, der Springquell seines Witzes werfe von neuem Strahlen. Auch diese Art der Rede war bis dahin in diesen Räumen nicht gehört worden; um so zündender ihre Wirkung. Braun begann so bescheiden wie keiner seiner Vorredner. Nur in seinem Namen, nicht im Namen einer politischen Partei rede er. „Der Entwurf hat keine Motive. Das ist formell ein Fehler. Aber war es möglich, ihm Motive beizugeben? Ich glaube, unter den Bundescommissarien haben sehr verschiedene Motive obgewaltet (Heiterkeit) und statt eines Gesammtmotivs hätten wir vielleicht 22 Motive zu jedem einzelnen Artikel bekommen. (Heiterkeit.) Ich bin in dieser Meinung bestärkt worden durch das Studium der Protokolle, die uns belehren über die außerordentlichen Schwierigkeiten, die das Zustandebringen des Entwurfs gehabt hat; ich möchte sie die Eierschalen nennen, die den Küchlein des Entwurfs noch ankleben. (Heiterkeit.) Sie enthalten eine solche Menge von Clauseln, Bedenklichkeiten und Vorbehalten, daß sie beinahe an Blackstone's Etymologie des Worts Parlament erinnert, das entstanden sein soll aus «Parium lamento». .(Große anhaltende Heiterkeit.) Allerdings hat der Entwurf selbst wenig Aehnlichkeit mit dem, was wir eine Constitution zu nennen pflegen. Er ist hierin nicht gerade correct, noch weniger «elegant». Aber dafür soll er auch mehr werden als ein Stück Papier. Wir können allerdings nicht octroyiren, kaum pactiren, nur Rath ertheilen. Aber keine Potenz außer uns kann das Werk der Vermittelung zwischen den Regierungen und dem Volke vollenden. Derjenige, der sagt, man könne dieser Verfassung die Zustimmung nicht ertheilen, weil man die des Einzellandes beschworen habe, befindet sich in einem verhängnißvollen Irrthum. (Lebhafter Beifall.) Man kann überhaupt keine Reichsverfassung aufrichten ohne die Landesverfassungen zu ändern. Wer aus diesem Grunde keine Aenderung an der Landesverfassung will, der will überhaupt keine Reichsverfassung! (Lebhafte Zustimmung.) Wie kann denn von einer Verletzung des Gewissens die Rede sein, wo die Landesverfassung sicherlich nur auf verfassungsmäßigem Wege geändert werden soll? Es ist absolut nothwendig, die Landesvertretungen müssen Opfer bringen. Denn so gut wie die preußische, könnte jede der 22 Kammern die Unverletzlichkeit ihrer Verfassung beanspruchen, und dann wäre unsere Arbeit vergebens. Aber wir haben die Einzelvertretungen in ihrem Bestreben zu unterstützen, daß bei dem Transport der Volksrechte aus den Partialversammlungen in die Centralversammlung nicht zu viel davon verloren gehe." (Bravo!) „An zwei Dingen", führt Braun nach einem längern historischen Rückblick weiter aus, „sind bisher die Einheitsbestrebungen in Deutschland gescheitert. Erstens am Mangel an Entschlossenheit, den Dualismus zu brechen, den ich von meinem Standpunkt als die habsburgische Fremdherrschaft in Deutschland

Digitized by Google

bezeichnen möchte. (Bravo!) Das zweite Hinderniß war, daß man sich zu wenig nach dem Geiste der deutschen Nation richtete, zu viel nach dem guten Willen der Cabinete. Wenn man uns an Frankfurt erinnert, so mahnen wir an Erfurt! wo der gute Wille der Regierungen nichts ausrichtete, weil man entbehrte, ja geflissentlich verschmähte jene freiwillige enthusiastische Huldigung der Herzen und Geister, die mehr den Ausschlag gibt als «das Herz und der Magen».“ (Bravo! und Heiterkeit.) Wie Miquel wendet auch Braun den Kern seiner Rede gegen das Odium der Mainlinie. „Man thut da immer, als wenn, ehe die Mainlinie eingetreten ist, früher ein einheitliches Reich gewesen wäre. Wir hatten doch vorher nicht blos Eine Mainlinie, sondern einige dreißig (Heiterkeit), eine große Mainlinie, die von Norden nach Süden lief und Preußen in zwei unzusammenhängende Theile separirte. Ich fürchte auch nicht, daß uns über Nacht ein concentrirter Südbund erwächst. Denn diejenigen Volkselemente, die in Süddeutschland hinarbeiten auf die Gründung eines Südbundes, die wollen überhaupt keinen Staat. Den Leuten ist selbst Würtemberg und Baiern viel zu groß, sie möchten die kleinen und kleinsten Länder in Kirchspiele zerschlagen, an Stelle der Staaten Cantönli etabliren. Wir dürfen uns also durch Rücksichten auf den Süden nicht abhalten lassen, zuzugreifen. Deutschland ist ein so hoch cultivirtes und reich entwickeltes Land wie eins auf dem ganzen Erdenrunde. Aber solange wir die Einheit nicht gegründet haben, solange haben wir einen Leib, aber keinen Kopf, Arme und Beine, aber kein Gehirn, welches sie commandirt. (Beifall.) Ich glaube vor allen Dingen, man gewinnt den Süden nicht damit, daß man ihm mit schönen Redensarten nachläuft. Das haben wir nun seit etwa zehn Jahren geübt, und je eifriger wir ihm nachgelaufen sind, desto eifriger ist er fortgelaufen. (Große Heiterkeit.) Was wir unsererseits thun können, um den Süden zu gewinnen, besteht einfach darin, daß wir ein möglichst vollkommenes Werk schaffen. (Sehr richtig.) In Einem Punkte ist theilweise die Abneigung des Südens gegen die deutsche Einheit begründet, in dem Glauben, daß sie mit großen Opfern verbunden sei. Wir werden diese Opfer dann bringen können, wenn wir die Kräfte der Nation entfesseln durch Gewährung der vollsten wirthschaftlichen und bürgerlichen Freiheit. Die Widersprüche auf dieser Bahn werden wir überwinden, eingedenk der Worte Uhland's, daß nach dem großen auch das schlichte Heldenthum seinen Platz hat, die Arbeit auf dem Gebiet der socialen bürgerlichen und wirthschaftlichen Thätigkeit, die Arbeit am Webstuhle, am Pfluge.“ Die nun folgenden einzelnen Bedenken Braun's gegen den Entwurf, das Verlangen einer Reichssteuer, des „gemeinen Pfennigs“ der Reichszeit im Gegensatz zu den „Römermonaten“ zur Zeit des Verfalls, seine Einwendungen gegen das „Indigenat“ des Entwurfs, wonach der übrige Norddeutsche so viel Rechte genießen solle als der Inländer, „also z. B. in Mecklenburg gar keine“, können hier übergangen werden. Braun schloß mit der Mahnung: „stets die Interessen des Ganzen über die des Einzelnen zu stellen, damit uns nicht wieder der Vorwurf gemacht werde, wir seien eine Nation von Dichtern und Träumern, die, wenn ihnen einmal das Glück die Stirn mit der vollen, wallenden Locke zum Zugreifen darbietet, so lange warten, bis es vorbei ist und nichts mehr zeigt als das kahle Hinterhaupt“!

Noch während des lebhaften Beifalls, der dieser Rede folgte, begann der hannoversche Kammerherr und frühere Cavallerieoffizier, Abgeordnete Graf von Grote, eine Rede, deren Bitterkeit und krankhafte Schmähsucht namentlich gegen die „staatsmännische Kühnheit“ Bismarck's erklärt wird durch die Inclination des Redners zur Schwindsucht, der er vor wenig Monden erlegen ist.

Unter der tiefsten Aufmerksamkeit und Stille des Hauses erhob sich nach Groote (Düsseldorf) Graf von Bismarck. Den Mangel an Motiven zum Entwurf entschuldigt er schlagend mit dem absoluten Drange der Zeit, fein mit der Bemerkung, daß die „hervor-

Digitized by Google

ragenden Reden" der Abgeordneten Braun und Miquel „bereits erheblich an Motiven zu diesem Verfassungsentwurf beigetragen haben". „Von zwei Seiten", fährt er fort, „sind bisher Einwendungen gegen die Verfassung erhoben, von der unitarischen und particularistischen. Die Unitarier fordern die Einsetzung eines verantwortlichen Bundesministeriums. Wer sollte dieses ernennen? Einem Consortium von 22 Regierungen ist diese Aufgabe nicht zuzumuthen. Ausschließen aber können Sie 21 von den 22 Regierungen von der Theilnahme an der Executive ebenso wenig. Eine einheitliche Spitze mit monarchischem Charakter böte kein Bundesverhältniß mehr. Dann haben Sie die Mediatisirung derer, denen diese monarchische Gewalt nicht übertragen wird. Diese Mediatisirung ist von unsern Bundesgenossen weder bewilligt noch erstrebt worden. Noch viel weniger aber denkt Preußen daran, etwa auf seine Uebermacht sich berufend, diese Concession zu erzwingen von Bundesgenossen, die im Augenblick der Gefahr treu zu uns gestanden haben, oder mit denen wir soeben einen Frieden auf ewig, wie wir hoffen, besiegelt haben. Die Basis dieses Verhältnisses soll das Vertrauen zu der gegenseitigen Vertragstreue der Bundesgenossen sein. (Lebhafter Beifall.) Schwerer und ernstlicher gemeint sind die Einwendungen vom particularistischen Standpunkt. Unter Particularismus denkt man sich sonst den Widerstand einer Dynastie oder Kaste aus Souderinteresse gegen die Herstellung gemeinsamer Einrichtungen. Wir haben es heute mit einer neuen Species von Particularismus zu thun, mit dem parlamentarischen Particularismus. (Heiterkeit.) Früher hieß es: «Hie Waiblingen, hie Welf», jetzt heißt es: «Hie Landtag, hie Reichstag!» Das Recht Nein zu sagen zu unsern Vereinbarungen hat allerdings jeder Landtag, so klein oder so groß er sein mag. Ich zweifle keinen Augenblick an der aufrichtigen Ueberzeugung dieser Männer, auch nicht desjenigen, der die preußische Verfassung mit dem Heile seiner Seele an dem Leitfaden eines Bibelspruchs auf dieselbe Höhe stellte, obwol es mich überrascht hat, daß er die Wirkung seiner Rede abschwächte durch einen scherzhaften Seitenhieb auf meine Person: «ich würde mir auch zu helfen wissen, wenn hier nichts zu Stande käme». Ob ich mir in diesem Falle zu helfen wüßte, will ich nicht erörtern. Ich würde mir aber nicht helfen. Ich habe meinem König und Lande niemals den Dienst versagt, in einem solchen Falle aber würde ich ihn versagen und würde denjenigen, die das Chaos herbeigeführt haben, auch überlassen, den Weg aus dem Labyrinth wieder herauszufinden. (Beifall.) Wie aber in diesem Hause unser schweres Werk vor die Assisen des preußischen Landtags citirt wurde, meine Herren, da hat mich ein demüthigendes Gefühl beschlichen, daß diejenigen, die uns neu zugetreten sind, so rasch die Illusion verlieren, daß der Mensch wirklich wachse mit seinen größern Zwecken, daß der weitere Gesichtskreis des größern Staats sich auch allen seinen Mitgliedern mittheile. Ich habe in der ganzen Versammlung keinen Ausruf des Erstaunens gehört, außer dem, den ich in meinem Innern unterdrückte. Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siciliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dniestr zum Kampf führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde — daß die Millionen deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpaten — daß die Tausende und aber Tausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können, meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation! (Lebhafter Beifall.) Ich habe die sichere Ueberzeugung, kein deutscher Landtag wird einen solchen Beschluß fassen, wenn wir uns hier einigen. (Beifall.) Die Regierungen ihrerseits sind für keinen Vorschlag, der wirklich mit der Erleichterung und Verbesserung des Werks ernstlich gemeint ist, unempfänglich. Wir wollen den Grad von Freiheitsentwickelung, der mit der

Digitized by Google

Sicherheit des Ganzen nur irgend verträglich ist. Ich halte es aber nicht für gut, daß man das Bedürfniß hat, den parlamentarischen Einfluß, den man erstrebt, vorzugsweise an der Armee, an deren Budget zu üben. Wenn die Bundesarmee durch ein jährliches Votum in Frage gestellt werden sollte, so würde mir das den Eindruck eines Deichverbandes machen, in dem jedes Jahr nach Kopfzahl, auch der Besitzlosen, darüber abgestimmt wird, ob die Deiche bei Hochwasser durchstochen werden sollen oder nicht. Ich würde aus solchem Verbande einfach ausscheiden. Jedenfalls brauchen wir in dieser Hinsicht ein unantastbares Uebergangsstadium, bis wir organisch zu Fleisch und Blut miteinander verwachsen sind." (Beifall.) Dann deutete Bismarck die nähern Beziehungen zu Süddeutschland an, die durch die Zollvereinsverträge vom Juli 1867 und die Schöpfung eines Zollparlaments zur Wahrheit wurden, erklärte die von Braun und Miquel verlangte Reichssteuer für eine „Sache der Zukunft, gegen die bei den verbündeten Regierungen ein principieller Widerstand nicht obwalte", und schloß mit den bekannten Worten: „Meine Herren! Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können."

Der Abgeordnete von Gottberg ernüchterte dann die Versammlung in einer langen monotonen Rede, sodaß selbst dem hannoverischen Exminister von Münchhausen, der nach Gottberg das Wort ergriff, anfangs nur ein sparsames Publikum lauschte. Die Scene änderte sich aber, sobald im Hause ruchbar ward, daß Münchhausen sein durch die Presse von dem Kaliber der „Zukunft" bereits in Schwung gesetztes Vorhaben ausführe und Bismarck die angebliche Misregierung Preußens in Hannover vorrücke. Die Abgeordneten strömten in den Saal, Bismarck sah von seinen diplomatischen Nebengeschäften auf, warf Worte aufs Papier, schoß Blitze nach dem Redner und nahm allmählich die Stirnhaltung und das Colorit an, die seine Kenner für ein Anzeichen von Sturm mit Grundwellen deuten; die Rechte rief: „Zur Sache!" Die „Bundesstaatlichen" antworteten, das gehöre zur Sache; der Präsident ebnete in geschicktester Weise die entstandene Bewegung. Er erklärte, er werde den Redner nicht unterbrechen, weil der Redner erst vor kurzem der Mitgliedschaft des preußischen Staats theilhaftig geworden sei und die Maßregeln der preußischen Regierung in den neuerworbenen Landestheilen eine öffentliche Discussion sicher nicht zu scheuen haben. Damit war die Märtyrerkrone für welfische Gesinnung abgewendet und der Redner gezwungen, seinem Prolog von der preußischen Vergewaltigung in Hannover Details nachfolgen zu lassen, die allerdings mit dem großen Entrüstungsaufwand der Vorrede schon deshalb in argem Misverhältniß standen, weil diese Details großentheils erfunden, alle entstellt waren. Münchhausen beschwerte sich über die absolute Gesetzlosigkeit in Hannover — man erinnert sich, daß Hannover sich damals im sogenannten Uebergangsjahre befand —, der einzige Gebrauch, der von der Legislative gemacht werde, sei der, Privatpersonen nach Minden abzuführen; die Preßfreiheit sei gleich Null, nicht minder die Wahlfreiheit; sittliche Entrüstung errege der Bruch der Convention von Langensalza, nach der das Privatvermögen des Königs Georg demselben gesichert sein sollte; denn das Vermögen des Königs sei mit Beschlag belegt; die Königin Marie werde in ihrem Schlosse bewacht, kürzlich erst sei ein Major, der Ueberbringer eines Privatbriefs des Königs an sie, verhaftet, der Brief ihm abgenommen und erbrochen worden.

Solchen Insinuationen gegenüber war begreiflich, daß Bismarck mit einem unbarmherzigen Nachdruck und einer nur mühsam verhaltenen Leidenschaft antwortete. Zunächst wies er den Vorwurf eines Bruchs der Capitulation von Langensalza seitens der preußischen Regierung „als eine unwürdige Verleumdung mit Entrüstung zurück". Diese Capitulation sei nach der unzweifelhaften Ansicht beider Parteien nur eine militärische Convention zur Vermeidung weitern Blutvergießens gewesen. „Nur das Privatvermögen,

Digitized by Google

das der König von Hannover im Lager hatte, ist in dieser Convention gemeint, nur dieses konnte gemeint sein. Der Major von Klenk, der verhaftet wurde, sollte der Ueberbringer aufrührerischer Schriften sein; er hat sie, rechtzeitig gewarnt, nicht an sich genommen. In dem Erbrechen des Briefs an die Königin liegt eine Ueberschreitung des Auftrags, über die der König von Preußen selbst sein Bedauern auf die Marienburg hat melden lassen. In Hannover existirt keine Festung, sonst würden wir es für correcter gefunden haben, die Betreffenden dorthin abzuführen. (Große anhaltende Heiterkeit.) Im übrigen wünsche ich Hannover, daß der 1. October (und damit die Einführung der preußischen Verfassung) schneller herankomme, als dies sonst seine Art ist." Bleibend denkwürdig sind die Enthüllungen, die Bismarck bei dieser Gelegenheit über die Verhandlungen mit Hannover vor Ausbruch des Krieges gab. Er schloß mit einer directen scharfen Apostrophe an die hannoverischen Particularisten: „Hüten Sie sich, uns herauszufordern! Sie werden einer Energie begegnen, der Sie nicht gewachsen sind." Unter dem tiefen Eindruck dieser energischen Rede schloß der zweite Tag der Generaldebatte. In diesen Stunden ward das Schicksal des Entwurfs entschieden; denn die gewichtigsten Bedenken der nationalen Partei, die in einem Theile ihrer Glieder bis dahin noch geschwankt hatte, hatte die versöhnliche, allen gerechten Ansprüchen der Opposition im voraus entgegenkommende Rede Bismarck's, die Art, wie er in der Frage des unantastbaren Militäretats schon jetzt sich mit einigen Uebergangsjahren begnügen zu wollen erklärte, beseitigt. Für sie war nicht mehr die Frage der Annahme oder Ablehnung streitig, sondern höchstens noch das Maß der innern, durch die Verfassung zu gewährenden Freiheit. So war dem Zustandekommen des Verfassungswerks eine überwiegende Mehrheit des Hauses gesichert. Solchen festgewonnenen Resultaten gegenüber tritt selbstverständlich das Interesse an den beiden folgenden Tagen der Generaldebatte (12. und 13. März) weit zurück hinter die große Erregung der beiden ersten Tage, die auch heute noch jeden warmfühlenden Leser in Mitleidenschaft zieht.

Wir werden also nur solche Momente dieser Debatten hier erwähnen dürfen, die bleibenden historischen Werth haben. Als ein solcher darf die Eröffnungsrede des dritten Tags der Generaldebatte, die des Abgeordneten Michaelis, bezeichnet werden, der vom rein wirthschaftlichen Standpunkt aus die Segnungen der allgemeinen Wehrpflicht beleuchtete und in die Worte zusammenfaßte, sie sei „die Einordnung der Wehrpflicht in die Cultur" und „eine Garantie des europäischen Friedens". Auch sein Plaidoyer für das jährliche Budgetbewilligungsrecht des Reichstags auch in Militärausgaben verdient bleibende Beachtung. Die darauffolgenden Reden von Mallinckrodt, Schulze und Schleiden waren, wie zu erwarten war, wesentlich recapitulirend; Schleiden sagte allerdings einiges Neue, debutirte aber nicht gerade mit besonders allgemein anerkannten Aperçus, behauptete nämlich, daß der Prinz von Augustenburg ein „edler Fürst" sei und „daß er es für ein Glück halte, daß wir bisher noch keine große Marine gehabt haben" (!), worauf Hr. von Savigny kurzer Hand entgegnete, daß er sich freue, den Vorredner in dieser Hinsicht bei der Specialdebatte zu widerlegen. Die dankbarste Aufgabe des Tages, die nämlich, die Resultate der bisherigen parlamentarischen Kämpfe von einem hohen weitsichtigen nationalen Standpunkt zusammenzufassen, hat ohne Zweifel der Führer der National-Liberalen, Rudolf von Bennigsen, in vortrefflicher Weise gelöst. Nur in diesem Manne findet sich in so edler Mischung das Ebenmaß zwischen der feinen beziehungs- und verantwortungsreichen Stellung des praktischen Staatsmanns und dem energischen Schlage des warmen deutschen Herzens. Die Worte, in denen er die Ergebnisse dieser Tage des Kampfes um die deutsche Frage nicht blos, sondern die der Wandlung der entscheidenden Staatslenker durch die große Umwälzung offenbarte, sind heute noch vollgültig: „daß zum ersten male die Ueberzeugung in Deutschland vollständig durchschlage, daß die leitenden

Digitized by Google

Männer des preußischen Staats die Regierung nicht vorzugsweise als Parteimänner, sondern als wahrhafte Staatsmänner zu führen suchten." Nicht minder aber beseelt dieselbe Hoffnung in derselben Berechtigung unsere vornehmsten politischen Bestrebungen, die er am Schlusse seiner Rede zusammenfaßte: „Noch sechs Jahre haben die nordamerikanischen Staaten nach dem Unabhängigkeitskriege bedurft, um die Unionsverfassung festzustellen. Gelingt es uns, in den nächsten Wochen ein lebensfähiges und entwickelungsfähiges Werk, zunächst für den Norddeutschen Bund, zu schaffen, so müßte man an der Zukunft Deutschlands verzweifeln, wenn wir nicht in der Lage wären, schon in weniger als der Hälfte dieser Zeit eine ganz Deutschland umfassende, vollkommene Reichsverfassung hergestellt zu sehen."

Der Rest des Tages war sozusagen ein sächsisches Monopol. Die lange verhaltene Redseligkeit der Sachsen brach sich mit einem male Bahn. Fast nacheinander vier Sachsen, zwei (Zehmen und Gebert) für, zwei (Wigard und Heubner) gegen die Verfassung zu Wort zu bringen, war eine Tücke der Rednerliste und des Loses, die die Versammlung schon des Dialekts halber mit Heiterkeit aufnahm. Diese Reden ergingen sich sammt und sonders in der Versicherung ehrlich deutscher, in der Perhorrescirung specifisch sächsischer Gesinnung, was nicht hinderte, daß bei der Schlußabstimmung gerade zehn Sachsen gegen die Verfassung stimmten.

Auch am vierten Tage der Generaldebatte (am 13. März) setzte ein sächsischer Redner, Dr. Schaffrath, die Verhandlung fort. Seine Rede bot so wenig Neues wie die der Abgeordneten Bethusy-Huc und Duncker. Die Angriffe des letztern auf Bismarck's Stellung im erfurter Volkshause provocirten diesen wieder zu einem seiner Bekenntnisse, an denen gerade diese Session so reich ist. Er sagte: „Ich kam nach Erfurt mit denjenigen politischen Anschauungen, die ich, ich möchte sagen, aus dem Vaterhause mitbrachte, geschärft in jener Zeit durch die Angriffe der Bewegung von 1848 auf Zustände, die mir werth waren. Vom Jahre darauf ab, 1851, wo ich in die praktischen Geschäfte eintrat, durch 16 Jahre, habe ich Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in der großen Politik, namentlich aber in der deutschen zu sammeln. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuschauerraume die Welt — nicht blos auf den Bretern, die die Welt bedeuten — anders aussieht, als wenn man hinter die Coulissen tritt, und daß der Unterschied nicht blos an der Beleuchtung liegt. Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine erfurter Politik gerechnet hatte, nicht existirten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich nicht möglich war, weil das Oesterreich, mit dem wir rechneten — es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg — überhaupt eben nicht existirte. Ich beschränke mich auf diesen kurzen Rückblick, indem ich hinzusetze, daß ich mich glücklich schätze, überhaupt nicht zu den Leuten zu gehören, die mit den Jahren und der Erfahrung nichts lernen." (Lebhafter Beifall.)

Eine der bedeutendsten Reden der ganzen Session sollte aber doch noch dieser letzte Tag der Generaldebatte hervorbringen, die des Freiherrn Georg von Vincke-Hagen. Kaum wollten allerdings die ehrwürdigen Relicten des frankfurter Parlaments oder gar diejenigen, die den Mann vom Vereinigten Landtage her von Angesicht kannten, glauben, daß dieselbe Gestalt mit dem eisgrauen Haar, der vorgebeugten Haltung und der vortretenden Unterlippe demselben Manne angehöre, der einst die Welt von seinem „Römerkopf" reden machte, und in Frankfurt als „Parlaments-Xanthippe" der Schrecken der Linken gewesen. Aber seine heutige Rede erwies doch, daß, wie immer sein Körper gealtert sein mochte, dieser vornehme Geist unberührt geblieben war von dem Wandel der Jahre. Vincke besitzt in gleichem Maße das hohe nationale Pathos wie den zermalmenden Witz, die feine Lieblingsvorbilder, die großen Redner des englischen Unterhauses im 18. und

Digitized by Google

19. Jahrhundert zieren. Auch seine heutige Rede sollte diesen seinen beiden Gaben gleich hervorragenden Ausdruck geben. Im Eingange gedachte er der Grundverschiedenheit der heutigen Bewegung von der, die das frankfurter und erfurter Verfassungswerk begleitete. „Statt des warmen Hauchs der Begeisterung für die Sache Deutschlands habe ich hier mehr eine kühle Kritik, mehr staatsmännische Bedenken und Erwägungen gehört. Aber erinnern wir uns doch daran, daß wir in Deutschland gewöhnt sind, auch Eichen zu pflanzen, deren vollen Schatten erst künftige Generationen genießen werden."

Sodann rechnet Vincke zunächst ab mit dem Einwande, daß durch die Gründung der Verfassung eine drohende „Stellung des Auslandes", eine „Verschiebung des politischen Gleichgewichts" erzeugt werde, daß wir nur im Vereine mit Süddeutschland stark genug sein würden, diesen Gefahren zu begegnen. „Meine Herren!" ruft Vincke, „das sagt uns jemand im deutschen Reichstage! Glauben Sie, daß eine solche Bemerkung auch nur angehört würde im englischen oder französischen Parlament? selbst in einem russischen Reichstage? (Beifall.) Das sagt man uns hier in Berlin, wo wir noch umgeben und begleitet sind von den Trophäen des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskriege? im Angesicht der Helden von Gitschin, Skalitz, Nachod, Königgrätz, Aschaffenburg und Kissingen? (Lebhafter Beifall.) Ein Redner aus Sachsen (von Zehmen) hat gesagt, der Verfassungsentwurf mache den Eindruck, als ob er mit der Hand am Degen geschrieben wäre. Das Ausland mag wissen, daß wir ihn, wenn er zur Verfassung geworden, auch mit der Hand am Degen zu vertheidigen bereit sind!" (Lebhafter Beifall.) Nach einigen Worten über die Stellung zu Süddeutschland geht Vincke über zu einer „kleinen Auseinandersetzung mit den Herren Particularisten, die in dreifacher Gestalt hier auf dieser Bühne erschienen sind (Heiterkeit), und die uns scheinbar ein historisches Collegium über die Ereignisse des Jahres 1866 gelesen, in Wahrheit aber von der guten alten deutschen Sitte Gebrauch gemacht haben, daß der Verurtheilte am letzten Tage genießen und sagen kann, was er will". (Anhaltendes Gelächter.) Es erfolgt nun eine gründliche Abrechnung mit dem hannoverischen Particularismus des Hrn. von Münchhausen, dem schleswig-holsteinisch-großdeutschen des Dr. Schleiden, dem ultramontanen des Hrn. von Mallinckrodt, „dem Landsmann aus der Provinz Westfalen", dem Vincke in edelm Unmuth das Wort des großen Briten entgegenhält: „Wenn man von den Schäden des Staats spricht, dann soll man reden wie von den Fehlern eines Vaters in scheuer Ehrfurcht und zitternder Besorgniß!" Dann aber, nachdem Vincke noch eine Reihe der von der Linken dem Entwurfe gemachten Einwendungen unter großem Beifall beider Seiten des Hauses bekämpft hat, spricht er über den alten Wortstreit „durch Freiheit zur Einheit" und umgekehrt das treffende Wort: „Von der Einheit wollen wir gar nicht reden in diesem Augenblick, wir wollen lieber reden von der Existenz. Einheit und Freiheit ist nicht möglich ohne Existenz. Was wir hier zu sichern haben, ist die Existenz des deutschen Vaterlandes. Man hat gefragt: aber wenn es nun doch nicht zu Stande käme, was dann? Was dann? Das weiß ich auch nicht. Nur was ich ganz bestimmt weiß, sage ich Ihnen voraus. Nachdem wir dreimal vereinigt waren, und wenn dann zum dritten male das Werk nicht zu Stande gekommen wäre, was werden wir bekommen? Freilich, keinen Angriff von Europa, aber den höhnischsten Hohn von Europa (Beifall) und den haben wir dann verdient. Aber der allmächtige Gott, der unsere preußische Fahne auf den Schlachtfeldern nicht hat sinken lassen, wird auch das deutsche Banner hoch halten. Wir, meine Herren, wollen es mit beiden Händen tragen bis zum letzten Athemzuge unsers Lebens." (Lebhafter anhaltender Beifall.)

Im preußischen Abgeordnetenhause ist es eine alte Erfahrung, daß diejenigen Redner, denen bei der Generaldebatte das Wort durch den Schluß der Debatte entzogen wird, sofort beim §. 1 des betreffenden Gesetzentwurfs, da dieser meist die Principien des

Digitized by Google

Ganzen enthält, wieder auftauchen, um hier den Kampf der Grundsätze noch einmal zu entzünden. Nach der viertägigen Generaldebatte im Reichstage hatte nur noch ein einziger Redner das Bedürfniß bei Gelegenheit des vom „Bundesgebiet" handelnden Abschnittes des Entwurfs das Roß der Principien zu tummeln, der königlich sächsische Advocat Reinhold Schraps aus Dresden, eine Säule der sächsischen „Volkspartei", für deren politischen Horizont seine Rede nicht gerade günstige Meinungen erweckte. Er erklärte nämlich gleich zu Anfang, daß er hierher gekommen sei, um schlechthin gegen die Gründung des Norddeutschen Bundes sich zu stemmen, und daß seine Wähler ihm „darauf hin (!)" sein Mandat ertheilt hätten. Schraps ist seit Jahren an solche isolirte Kraftgedanken gewöhnt; bei den Generalversammlungen der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt in Leipzig z. B. pflegte er alljährlich den Antrag auf „Theilung" oder „höhere Dividenden" zu stellen. Dort war er sicher, den ganzen vernichtenden Spott Mathy's, der damals an der Spitze dieses Creditinstituts stand, herauszufordern. Hier antwortete niemand. Er wurde also kühner und stellte die Behauptung auf, das stuttgarter Rumpfparlament von 1849 bestehe noch zu Recht. Die Versammlung protestirte. Das war das Wasser, dessen die Schraps'sche Redemühle stets bedarf, um in Bewegung zu kommen. Nun wimmelte es von unbewiesenen Verunglimpfungen der preußischen Regierung. „Die Verfassung ist eine Analogie der Rheinbundsacte; Preußen hat Luxemburg und Limburg zum Bunde hinausgedrängt, so werden die Rheinprovinzen für alles, was sie an Deutschland gethan haben, von Preußen behandelt; das Besatzungsrecht in Luxemburg ist gar nichts, denn das österreichische Besatzungsrecht in Ferrara und Ancona hat zu Solferino und Königgrätz geführt; ich fürchte sehr, uns wird ein gleiches Schicksal bevorstehen!" So Schraps. Die Gründlichkeit der Abfertigung, die ihm seiten Bismarck's zutheil wurde, ließ nichts zu wünschen übrig. Er erklärte seine Freude darüber „den abfurden Verdächtigungen", „Gerüchten, die so vollständig aus der Luft gegriffen sind, daß mit keinem Buchstaben jemals der mindeste Anlaß gegeben ist, der einer solchen Erfindung auch nur die Haaresbreite darböte, auf der eine Lüge Fuß fassen könnte", widersprechen zu können. Er klärte den Schraps'schen Horizont durch die Darlegung des Sachverhalts, wonach eben die Souveräne, denen Luxemburg und Limburg gehören, gerade das Gegentheil von dem Wunsch eines Anschlusses an den Norddeutschen Bund zu erkennen gegeben hätten.

Wie zu erwarten war, fielen in derselben Sitzung vom 18. März alle die Fremden, die sich als Nichtdeutsche hatten wählen lassen, in dieser deutschen Versammlung über den von dem Entwurf als Bundesgebiet aufgestellten Begriff her, die Angehörigen der beiden Nationen, die, solange an ihnen die Macht war, im Osten und Norden Deutschlands seit Jahrhunderten ihre Arme eroberungslustig nach deutschem Lande ausgestreckt hatten: die Polen und Dänen. Die Polen ermangelten nicht, sich auch hier als widerrechtlich unterdrückte Nation aufzuführen, alle Clauseln der Wiener Verträge, alle Noten ehemalig russischer und englischer Staatsmänner vorzutragen, die auf ihre „nationale Berechtigung" entfernten Bezug haben mochten; sie verlasen schließlich einen Protest gegen die Einverleibung des Großherzogthums Posen in den Norddeutschen Bund. Die Erwiderung Bismarck's auf diese Ueberhebung betonte in einem von reichem historischen Material gesättigten Rückblick, wie wenig es Angehörigen dieser Nationalität zukomme, sich über das friedliche Vordringen des deutschen Pfluges, deutscher Sitte und Sprache in Posen zu beschweren, da ihre Vorfahren überall da, wo sie Deutsche sich botmäßig machen konnten, durch Feuer, Schwert und Zwang das deutsche Element ausrotteten. Geradezu vernichtend aber für die polnische Reclame war der statistische Theil seiner Rede, indem er sich über die numerische Anzahl der polnischen Nation aussprach. Dieser Theil von Bismarck's Rede hatte den Eingang: „Es gibt viel weniger Polen, als man gewöhnlich glaubt." (Heiterkeit.) Man spricht von 16 Mill. Polen. Das Gebiet der ehemaligen

Digitized by Google

Republik Polen von 1772 ist aber bewohnt von 24 Mill. Menschen, unter diesen befinden sich 7½ Mill. Polen, mehr gibt es in der ganzen Welt nicht (Heiterkeit), und davon sind 1½ Millionen zerstreut in den weiten Gebieten der westlichen Gouvernements des russischen Reichs. Ueberall in einem Verhältniß von 10 Proc. zu 90 Proc. Nichtpolen, und diese sprechen russisch, weinen russisch, wenn sie unter polnischer Herrschaft sind." (Heiterkeit.) Aber auch da, wo das polnische Element die große Mehrzahl der Bewohner bilde, wie in Galizien, habe die Erfahrung gelehrt, daß sich namentlich das Landvolk keineswegs nach polnischer Herrschaft sehne. „Sie haben zu trübe Erfahrungen gemacht." In Posen seien 800000 Polen gegen 700000 Deutsche, und hier die Mehrzahl der Wahlen nur deshalb zu Gunsten nationaler Polen ausgefallen, weil die Geistlichkeit die unwürdigsten Beeinflussungen auf ihre wahlberechtigten Diöcesanen geübt habe. Dies sei bis zur Versagung der Absolution bei der Osterbeichte gegen diejenigen getrieben worden, die einen deutschen Candidaten wählten. (Hört! Hört!) Und die volle Größe des tragischen polnischen Geschicks traf Bismarck in seinen Schlußworten — zugleich ein warnendes Exempel für unsere modernen Föderalisten in Deutschland! — wenn er ausrief: „Der hohen Versammlung möchte ich dieses Beispiel der Polen noch besonders vor Augen halten. Es zeigt, wohin ein großer Staat, geleitet von einem tapfern, kriegerischen und gewiß auch einsichtigen Adel gelangen kann, wenn er die Freiheit des einzelnen höher stellt als die Sicherheit nach außen, wenn die Freiheit des Individuums als eine Wucherpflanze die allgemeinen Interessen erstickt. Die energischsten Anstrengungen, die größte Hingebung und Tapferkeit reichen nicht ihn, um die verlorenen Güter zurückzubringen. Es bleibt das Wort des Dichters wahr: «Was du vom Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!»"

Derjenige, der diese Scene nicht erlebte, kann sich kaum ein Bild machen von der tiefen Erregung der großen Mehrzahl des Hauses gegen die Polen und einige ebenso staatsfeindliche Elemente, die dieser Rede Bismarck's folgte. Sie war begreiflich, da so lange in Deutschland und namentlich noch bei der Linken der Paulskirche 1848 freisinnige und polenfreundliche Gesinnung für identisch gegolten und von wenigen geahnt und gekannt war die harte Arbeit von Jahrhunderten, welche die deutsche Energie, Cultur und Sitte auf die Germanisirung der Ostgrenze unsers Vaterlandes verwandt hatte. Die veränderte Gesinnung dieser neuen Volksvertretung war vor den Augen ganz Europas ein Beweis, wie viel der Norden Deutschlands wenigstens an sich gelernt hatte in der harten Schule der letzten zwanzig Jahre. Aber ungleich wichtiger doch, weil unmittelbar im Zusammenhange mit der Grundlage der neuen Verhältnisse, dem Prager Frieden, war die andere Antwort, die Bismarck dem Dänen Krygor an jenem Tage auf sein Begehren ertheilte, daß „zum Bundesgebiete nicht gehörig sein dürften die Districte von Schleswig, denen das Recht der freien Abstimmung über ihre Zugehörigkeit vertragsmäßig gewährt ist". Diese Antwort beansprucht darum ein so hohes Interesse, weil sie nicht nur noch vollkommen in unsere Tage hineinragt, sondern auch Aufschluß gibt über die triftigen Motive, welche die Vormacht des Bundes hat, den betreffenden Artikel des Prager Friedens nur mit großer Vorsicht zur Ausführung zu bringen. „Die Grenze in Nordschleswig", sagte Bismarck, „wird und muß gezogen werden durch das preußische Interesse an seiner militärischen Sicherheit. Eine Grenze nach jener Richtung, die uns in die Verlegenheit setzen könnte, das mit schwerem Blute gewonnene Düppel nochmals zu nehmen, würden wir unter keinen Umständen anerkennen, dazu sind wir aber auch nicht verpflichtet. (Bravo!) Es ist nicht gesagt im Friedensinstrument «der nördliche District von Schleswig»; es ist nicht gesagt «ein sprachlich abgegrenzter District», es ist der Ausdruck gebraucht «die nördlichen Districte», also solche Districte, deren es mehrere, vielleicht viele in Schleswig gibt — man kann sich deren Maß sehr klein und sehr groß

Digitized by Google

denken, so groß, wie es in Kopenhagen vorschwebt, wird es aber, glaube ich, nicht ausfallen." (Heiterkeit.) Jedenfalls müßten die Deutschen, die etwa mit abgetreten würden, durch ganz andere Bürgschaften vollkommen geschützt werden als dies früher geschehen, zudem frage es sich, ob nicht die Feststellung der Grenzlinie in Gemeinschaft mit Oesterreich erfolgen müsse. Endlich kämen 29 Mill. dänische Thaler Schulden auf die Herzogthümer, d. h. über 60 Thlr. auf den Kopf der Bevölkerung, die Dänemark antheilig übernehmen müsse. Wahrlich Anlaß genug für Preußen, noch heute die Rolle des Cunctator mit Erfolg zu spielen!

Nachdem in wenigen Tagen so alle Deutschland bewegenden Fragen der großen Politik an dem Hause vorübergegangen waren, schien die Verhandlung über die innern Machtbefugnisse des Bundes den meisten willkommen, und zwar nicht blos aus dem Bedürfniß nach bloßer Abwechselung; sie war in der That die Umschau in den eigenen vier Pfählen, von denen man eben durch die Ergebnisse der frühern Debatten feierlich Besitz genommen. Diese Verhandlungen, die nach der Terminologie des ersten Deutschen Zollparlaments die Ueberschrift „Competenz des Bundes" und nach der gelehrt-particularistischen des Dr. Zachariä diejenige „Bundesgewalt" gemeinsam führen könnten, ordneten sich nach dem Entwurf unter der Rubrik „Bundesgesetzgebung". Hier stand an der Spitze (im Art. 2) das kennzeichnende Princip des Bundesstaats im Gegensatz zum Staatenbunde, daß die Bundesgesetze ihre verbindliche Kraft durch die von Bundes wegen erfolgte Verkündigung im Bundesgesetzblatt erhalten, und im Zweifel 14 Tage nach der in Berlin erfolgten Ausgabe des betreffenden Stückes des amtlichen Bundesorgans verbindliche Kraft erlangen. Nicht mehr also bestand fortan das hemmende Medium der Ausführungsgesetze der Einzelstaaten. Ja, die particularistische Angst und Theorie, in Zachariä verkörpert, provocirte bei diesem Anlaß durch das Amendement, wonach „die Einzelstaaten in ihrer Selbständigkeit, ihren staatlichen Hoheiten und Rechten nur so weit beschränkt sein sollten, als diese der Bundesgewalt ausdrücklich übertragen sind" (ein Amendement, das verworfen wurde) gerade die gegentheilige Auslegung des Reichstags, die außerdem auch in Uebereinstimmung sich befand mit nahezu allen außer den göttinger Theoretikern über den Begriff des Bundesstaats. Daß nur Zachariä gegen diesen Artikel Bedenken erregte, war ein Beweis, daß die Versammlung fast einstimmig sich den Begriff des neuen Bundesstaats durchaus correct zurechtgelegt hatte. Aber weit auseinander gingen die Ansichten über den Art. 3, der ein Indigenat der Bundesangehörigen, die Anfänge eines deutschen Bürgerrechts aufstellte. Wir sagen mit Grund die Anfänge. Denn die Erfahrung und zum Glück auch schon die seitherige Gesetzgebung des Bundes hat bewiesen, wie sehr der Abgeordnete Dr. Braun-Wiesbaden in seiner Rede bei der Generaldebatte über den Entwurf im Rechte war, wenn er die in diesem Artikel decretirte Gleichstellung des Norddeutschen mit dem „Inländer", d. h. dem Angehörigen des betreffenden Einzelstaats, für sehr dürftig, oftmals für gleichbedeutend mit der Versagung der wichtigsten bürgerlichen und politischen Rechte erachtete. Namentlich war nach der Erklärung des hessischen Bundescommissars Hoffmann sicher, daß an politischen Rechten das Indigenat der Bundesverfassung nur die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern in dem als neue Heimat gewählten Bundesstaate, keineswegs aber das active und passive Wahlrecht bei den dortigen Landtags-, noch weniger bei den Gemeindewahlen verlieh; selbst die Berechtigung, bei den Geschworenenwahlen activ und passiv mitzuwirken, blieb hiernach zweifelhaft. Aus diesem engen, mit den idealen Ansichten von einem deutschen Staatsbürger- oder Heimatsrecht keineswegs vereinbarten Indigenatsbegriffe der Bundesverfassung war erklärlich, daß nicht weniger als 14 Verbesserungsanträge zu diesem Artikel einliefen. Davon hielten nicht weniger als 4 hier die Gelegenheit gekommen, in einem besondern Artikel die Grundrechte des norddeutschen Volks in mehr oder weni-

Digitized by Google

ger ausführlicher Fassung, nach dem Muster der Grundrechte der Reichsverfassung von 1849 einzuschieben. Alle diese Anträge sind gefallen, sind zum Theil bei namentlicher Abstimmung mit stets ansehnlicher Majorität verworfen worden. Der Grund dieser Verwerfung lag, wie die Debatten zu diesem und dem folgenden Artikel lehren, nicht etwa in principieller Abneigung gegen die in diesen „Grundrechten" entwickelten Postulate politischer und bürgerlicher Freiheit der norddeutschen Staatsangehörigen, sondern darin, daß die Mehrheit dieser Versammlung mit allem Grunde die Erneuerung des seit dem Sommer 1848 so berufenen Experiments scheute, eine kostbare nie wiederzugewinnende Zeit, und vermuthlich nicht blos Wochen, sondern Monate, mit rein theoretisch-principiellen Streitigkeiten zu vergeuden. Für den Augenblick und für die sichere Gewähr, daß dieser Theil des Ausbaues der Bundesverfassung von den zukünftigen Reichstagen in Muße mit aller Energie gepflegt würde, war zweifellos das beste Mittel, daß zum Art. 4, der die einzelnen Zweige der Bundesgesetzgebung aufzählt, ein Zusatz des Inhalts beschlossen wurde: „daß zur Gesetzgebung des Bundes auch die Feststellung der Befugnisse gehöre, welche kein Bundesstaat in Beziehung auf Preß-, Vereins- und Versammlungsrecht und alle sonstigen persönlichen und staatsbürgerlichen Rechte den Bundesangehörigen vorenthalten darf." Und dies war der Sinn und Zweck des in der radicalen Presse aus Haß gegen den Urheber so viel verspotteten und verleumdeten Amendements von Braun-Wiesbaden, das bei namentlicher Abstimmung in der Sitzung vom 21. März mit 130 gegen 128 Stimmen, d. h. durch die Stimmen der Herren Bebel und Schraps, zu Fall gebracht wurde. Dagegen gelang es der nationalen Partei des Reichstags vornehmlich, die Zweige der Bundesgesetzgebung, welche der Entwurf ungefähr in dem eingangserwähnten Umfange des preußischen Bundesverfassungsplans vom 10. Juni 1866 aufstellte, um sehr erhebliche Theile zu vermehren, indem außer der Gesetzgebung über Land- und Wasserstraßen auch die gemeinsame Gesetzgebung über Staatsbürgerrecht (Hammerstein), Paßwesen und Fremdenpolizei (Michaelis), Obligationen-, Straf-, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren (Amendement Lasker), das Militärwesen des Bundes und die Kriegsmarine (Twesten) und die Maßregeln der Medicinal- und Veterinärpolizei (Graf Schwerin) Sache des Bundes sein sollten.

Fünf von den 14 Abschnitten der Verfassung sind den Grundzügen der wirthschaftlichen Gebiete gewidmet, die nach Art. 4 zur Bundesgesetzgebung gehören. Die Bestimmungen über Zoll und Handel, Eisenbahnen, Post und Telegraphen, Marine, Schiffahrt und Consulatswesen sind diejenigen, die sich in ihrer einfachen Klarheit dem so lange vergeblich nach wirthschaftlicher Einheit ringenden Volke am schnellsten einprägten, am meisten ihm diese Verfassung ans Herz wachsen ließen. Der constituirende Reichstag widmete diesen fast die Hälfte der Verfassung füllenden Theilen nur zwei seiner Sitzungen, so sehr drängten sich damals die Frage der politischen Gestaltung des Bundes nach innen und außen in den Vordergrund. Dagegen ist die Thätigkeit der zwei ordentlichen Reichstagssessionen im Herbst 1867 und Sommer 1868 fast ausschließlich der gesetzlichen Ausbildung dieser wirthschaftlichen Zweige gewidmet gewesen. Um so rascher kann hier darüber weggegangen werden.

In der That aber waren die Proportionen des innern politischen Aufbaues des Bundes, wie sie die Abschnitte über den Bundesrath, das Bundespräsidium und den Reichstag aufführten, so neue und verschlungene für sich allein, in ihrem Verhältniß zueinander, und wieder jede dieser Bundesbehörden und alle zusammen in ihrem Verhältniß zu den Regierungen, Landesvertretungen und Bevölkerungen der Einzelstaaten, daß dem Reichstage die lange Arbeit, die er auf diese Theile der Verfassung verwandte, nur zum Lobe gereicht. Ueber die Stellung des Bundesraths in diesem neuen Bunde war bei der Generaldebatte schon das Wesentlichste gesagt worden. Seine innere geschäftliche Ausstat-

Digitized by Google

tung, die vom alten Bundestage herübergenommene Art der Stimmenvertheilung, seine Gesetzesinitiative und seine Gliederung in sieben Ausschüsse, endlich das Recht jedes Bundesraths, jederzeit im Reichstage das Wort zu verlangen, gab nicht Veranlassung zu Debatten. Den Kernpunkt der General- und Specialdebatte bildete vielmehr natürlicherweise die politische und namentlich die constitutionelle Stellung des Bundespräsidiums, d. h. der Krone Preußens, und des einzig greifbaren Vertreters des Reichsministeriums: des Bundeskanzlers. Gleich von Anfang an spitzte sich diese Verhandlung zu einer der in constitutioneller Hinsicht wichtigsten zu, nämlich zu dem Streit über ein verantwortliches Reichsministerium, oder besser über die Ministerverantwortlichkeit überhaupt. Denn dem Bedürfniß, das unsere Tage so klar vor Augen gelegt haben, wie nothwendig es sei, Bundesressortminister zu schaffen, mindestens für Marine, Krieg, Finanzen und Aeußeres, und nicht die ganze Last und die ganze Hoffnung der Staatsgeschäfte des Bundes auf zwei Augen zu stellen, fand damals kaum Ausdruck. Selbst ein Mann wie Grumbrecht dachte sich unter diesen zwei Augen die des Königs von Preußen, während andererseits wieder Wagener-Neustettin Bismarck mit dem „Herrn Bundespräsidenten" verwechselte. Unsere Leser kann es kaum interessiren, eine Skizze der damals im constituirenden Reichstage für und wider Ministerverantwortlichkeit gehaltenen Reden zu erhalten; vergeht doch keine Session des preußischen Landtags, irgendeiner größern Landesvertretung, vor allem des Reichstags, ohne daß von neuem die alten Gründe für und wider ins Feld geführt würden. Das rechte greifbare Interesse für diesen längst ausgetretenen Kampfespfad scheint uns zudem so lange im Norddeutschen Bunde wirklich zu mangeln, als ein einzelner Bundeskanzler statt eines collegialen Reichsministeriums an der Spitze der Geschäfte steht. So lange fehlt die eigentlich praktische Garantie, einen Bruch des öffentlichen Vertrauens, eine Ueberschreitung der Machtbefugnisse schon im Entstehen zu verhüten: wir meinen die gegenseitige Gewissensschärfung und Pflichtaneiferung, die stets aus einem collegialen Verhältniß, aus der Theilung der obersten Regierungszweige unter verschiedenen Händen entspringt. Solange nur Einer regiert, wird die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers, die das Amendement von Bennigsen zum Art. 18 durchsetzte, kaum über die Theorie hinauskommen. Eine Meinungsverschiedenheit über wichtige Regierungshandlungen zwischen dem Bundeskanzler und dem Reichstage, darüber, ob der verantwortliche Leiter des Bundes unverantwortlich gehandelt habe oder nicht, wird stets zu einer reinen Machtfrage sich zuspitzen; als Rechtsfrage wird sie sich sicherlich nicht behandeln lassen. Und wenn nun auch einem collegialen Ministerium jeder Ministerwechsel, der aus dem Grunde eines von der Mehrheit der Volksvertretung kundgegebenen Mistrauensvotums vor sich geht, ein Resultat politischer mehr als rechtlicher Factoren ist, so liegt doch gerade bei unsern Verhältnissen ein Mistrauensvotum des Reichstags, vollends eine Anklage gegen den Bundeskanzler so lange außerhalb aller denkbaren Möglichkeit, als eine Person nicht existirt, die dem Umfange und der Bedeutung seines Amts und seiner Erfahrung auch nur entfernt gewachsen wäre.

Die erfolgreichsten Verbesserungen gelangen dem constituirenden Reichstage ohne Frage zu den über den Reichstag selbst handelnden Bestimmungen des Entwurfs. Vergleicht man diesen Entwurf mit dem wirklich beschlossenen Verfassungsrecht, so ist fast alles neu in diesem Abschnitte: daß die Wahlen nicht blos aus allgemeinem und directem Wahlrecht, sondern auch aus geheimer Abstimmung hervorgehen, daß Beamte keines Urlaubs für den Reichstag bedürfen, daß jeder Abgeordnete sofort Sitz und Stimme verliere, der im Bunde oder einem Bundesstaat ein Staatsamt annimmt, oder im Bundes- oder Staatsdienste in ein mit höherm Range oder höherm Gehalte dotirtes Amt eintritt. Diese Amendements erhöhten die Selbständigkeit des Reichstags ebenso nach innen als die andere Verbesserung, daß wahrheitsgetreue Berichte über seine Verhandlungen von jeder

Digitized by Google

Verantwortung freibleiben sollten, ihm die volle Sympathie der Presse sicherte. Für seine Autorität und seine constitutionelle Macht im Bunde that er den entscheidenden Schritt dadurch, daß er sich im Art. 23 das unbeschränkte Recht der Gesetzesinitiative und der Befürwortung von Petitionen zulegte, und dann zur Vermeidung eines gegen den ganzen Reichstag oder vollends einzelne Mitglieder gerichteten unconstitutionellen Uebergriffs außer der Unverletzlichkeit der Mitglieder auch beschloß, daß im Falle der Auflösung des Reichstags die Wähler innerhalb 60, der neugewählte Reichstag innerhalb 90 Tagen versammelt werden müssen, die Frist von 30 Tagen aber ohne seine Zustimmung bei Vertagungen nicht überschritten werden dürfe. Bis auf einen einzigen sind auch diese Verbesserungsanträge alle von Mitgliedern der national-liberalen Partei (von Fries, Henckel, Unruh, Lasker, Harnier) ausgegangen.

Die gewaltigsten Stürme aber, die das Verfassungswerk fast zum Scheitern brachten, die es mindestens vom 30. März bis 15. April aus dem bisherigen flotten Fahrwasser herauswarfen auf feste Klippen, erhoben sich um das Recht des Reichstags auf Diäten. Der Art. 29 des Entwurfs bestimmte: „Die Mitglieder des Reichstags dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen." Die Abgeordneten Weber und von Thünen hatten dazu das Amendement eingebracht: „Die Mitglieder des Reichstags erhalten aus der Bundeskasse Reisekosten und Diäten nach Maßgabe des Gesetzes. Bis zum Erlaß dieses Gesetzes stellt das Bundespräsidium die Höhe derselben fest. Ein Verzicht auf Reisekosten und Diäten ist unstatthaft." Am 30. März begann die Debatte darüber. Dem Amendement Weber-Thünen standen die beiden conservativen Fractionen und die Altliberalen in geschlossener Phalanx gegenüber; von den liberalen Parteien war nur die Freie Vereinigung und die Linke ungetheilt für Diäten, die Bundesstaatlichen waren getheilt, die Nationalen nicht minder; sie sandten aus der Fraction sogar Redner für und wider Diäten auf die Tribüne; bei der Abstimmung stimmten 10 oder 11 Nationale gegen Diäten, darunter Braun-Wiesbaden, Michaelis, Jungermann und Sybel. Die Debatte litt offenbar unter dem allgemeinen Bewußtsein, daß die Presse aller Farben für und wider Diäten seit Wochen alles nur Denkbare gesagt hatte. Lag die Frage einfach vor ohne jede Verbindung mit dem Schicksal der Verfassung, so war die Annahme von Diäten, so dünkt uns, unbedingt geboten. Alles was die Gegner der Diäten an jenem Tage vorbrachten, daß „das Proletariat der Intelligenz durch die Versagung von Diäten ausgeschlossen würde, daß das ein Correctiv des allgemeinen Stimmrechts sei", wie Wagener und Consorten ausführten, daß „sehr viele, die die unrechten Männer wären, nicht hierher gewählt werden", oder daß „die politisch-gesellschaftliche Macht des Reichstags dadurch erhöht" werde, wenn die Mitglieder, namentlich die Opposition, keine Diäten bezögen, wie Jungermann sagte: alles das scheint uns wenig mehr als Phrase zu sein. Damals fehlte beiden Parteien die deutsche Erfahrung für ihre Ansicht; die des Auslandes war so wenig beweiskräftig wie das Citat aus John Stuart Mill und der englischen Parlamentsverfassung von seiten Wagener's, oder das Citat des französischen Sprichworts „Tant vaut l'homme, tant vaut sa chose" aus dem Munde Jungermann's. Aber jetzt liegt die Erfahrung, eine Wahl wenigstens auf drei oder vier diätenlose Sessionen, vor. Und was hat sie ergeben? Keineswegs, daß die Diätenlosigkeit der Reichstagsmitglieder ein Correctiv gegen das allgemeine Wahlrecht oder mit einem Ausschluß des „Proletariats der Intelligenz" gleichbedeutend sei. Ueberall, wo ein günstiger Boden für die berückende Zauberpflanze des Socialismus sich zeigte, sind Arbeitercandidaten aufgetreten; wo sie siegten, haben sie das Mandat angenommen; und zwar sechs Sitze statt der zwei im constituirenden Reichstage füllt die sociale Demokratie heutigentags. Noch viel verkehrter aber ist die Illusion, als ob die social-politische Würde des Reichstags erhöht werde durch die Diätenlosigkeit seiner Angehörigen. Ja wenn man annehmen

Digitized by Google

könnte, daß die Aussicht auf 3 oder 4 Thlr. pro Tag in Berlin eine so lockende wäre, um die „Diätenhascherei" zu erzeugen, die Jungermann befürchtete, dann war wirklich die Würde des Reichstags gefährdet. Aber auch mäßige, ja niedrige Ansprüche können in solcher Summe nicht ein Aequivalent für die dem Erwerbe für die Familie verlorene Arbeitszeit und zugleich für die Kosten des berliner Aufenthalts, ja die meisten kaum eine Entschädigung für die wirklichen baaren Opfer erblicken. Dies hob der Bürgermeister von Eisenach, Hering, sehr richtig hervor. Und angenommen, es fänden sich unter nahezu 300 Abgeordneten einige wenige, die gering genug dächten von sich selbst und der höchsten Würde, die das norddeutsche Volk verleihen kann, die wirklich Nutzen zögen aus ihrem Mandat bei 3 Thlrn. Diäten und es um derentwillen suchten: wäre dies schlimmer, als wenn man nachgerade den norddeutschen Reichstag im socialen Lager mit Grund als den Vertreter der Plutokratie und Bourgeoisie ausgeben könnte? schlimmer, als daß der Reichstag wie dereinst die französische Kammer unter Ludwig Philipp der Popanz statt der Vertreter der größern Mehrzahl der Wahlberechtigten werde? Diesen Gedanken führte Twesten aus. Auf jene seitens der Linken immer mit Ostentation und zugleich mit dem Antrage auf Prüfung der Beschlußfähigkeit des Hauses vorgetragene Behauptung, daß die Diätenlosigkeit die Beschlußunfähigkeit verschulde, vermögen wir zwar nicht viel zu geben angesichts der Thatsache, daß diejenigen, die am leichtesten das Opfer brächten, am häufigsten und anhaltendsten den Verhandlungen fern bleiben; aber das Eine möge man nicht unterschätzen: der deutsche Mittelstand, sei er gewerblichen, sei er gelehrten Berufs, ist an Ueberfluß mit Glücksgütern nicht zu vergleichen mit dem englischen und selbst dem französischen, und doch wurzelt in ihm ohne Frage der Kern parlamentarischer Vertretung. Wir hegen nach allem, was wir in sehr competenten Kreisen zu erfahren Gelegenheit hatten, die ernste Sorge, daß die nächste Legislaturperiode des Reichstags eine Reihe der anerkannt tüchtigsten, eifrigsten und bestgesinnten Mitglieder des Reichstags unter den Candidaten mindestens nicht mehr sehen wird, weil sie es bei der Diätenlosigkeit einerseits und ihrer Rücksicht auf ihre Familie andererseits für unverantwortlich halten, Jahre hindurch „Kapital (nicht blos Revenuen) zuzusetzen". Alle diese Argumente für die Diäten aber waren damals verdunkelt durch die wichtigere politische Frage: wie verhalten sich die Regierungen zu dem Amendement, das die Diäten bewilligen wollte? Man hatte hierüber vertrauliche Mittheilungen vor der Plenarsitzung empfangen, die darin übereinstimmten, daß die Regierungen sich einmüthig und entschieden der Annahme dieses Amendements widersetzen würden. In der Sitzung selbst erklärte sowol Bismarck als noch klarer und motivirter der sächsische Bundescommissar von Friesen, daß die Regierungen sich „unter keinen Umständen auf die Bewilligung oder Zulassung von Diäten einlassen könnten", wenn sie auch gemeinsam betonten, daß dieser Entschluß sich späterhin vielleicht ändern könne, wenn die Zukunft Gelegenheit gegeben habe, „beruhigende Erfahrungen über die Wirkungen eines bisher noch wenig erprobten Wahlgesetzes zu sammeln". So war dem Reichstage in der That eine goldene Brücke gebaut für die Ablehnung des Amendements Weber. An dieser seinem eigenen materiellen Vortheil doch zunächst dienenden Frage durfte er das Verfassungswerk nicht scheitern lassen. Die Verwerfung des Weber-Thünen'schen Amendements gleich bei der Vorberathung schien uns daher bei der zwingenden Macht der politischen Gründe der correcteste. Der Reichstag sparte sich auf diese Weise einen Rückzug, der immerhin dann nothwendig wurde, wenn die Regierungen auf ihrem Votum beharrten und die Verfassung mit Diäten für unannehmbar erklärten. Auch in vielen wichtigen andern Punkten hatte man ja den Ausbau spätern Nachfolgern vorbehalten. Aber die Entscheidung fiel anders aus. Mit 136 gegen 130 Stimmen wurde das Weber'sche Amendement am 30. März angenommen.

Digitized by Google

So war der erste Conflict zwischen Reichstag und Bundesregierungen geschaffen. An einem zweiten, noch ernstern, sollte es nicht fehlen.

Alle Parteien waren darin einverstanden, daß in dem sechsten Abschnitte des Entwurfs über das Bundeskriegswesen, über den am 3. April die Generaldebatte im Reichstage begann, der Kern und Schwerpunkt der ganzen Verfassung liege. Es fehlte nicht an solchen, welche in ihrem Radicalismus diese Thatsache für gleichbedeutend achteten mit dem „nackten Cäsarismus". Allen Patrioten dagegen war die Erkenntniß gemeinschaftlich, daß nur ein starkes Volksheer, unwiderruflich unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn geeinigt, diesem Bunde den nöthigen Halt nach innen und außen verleihe, Deutschland endlich zu einem wehrfähigen Staat mache, die Lasten, die Preußen bis dahin allein um Deutschlands willen getragen, gleichmäßig vertheile. Diesen ebenso sehr im Charakter des Bundesstaats liegenden als im Interesse der nationalen Existenz nothwendigen Gedanken hatten die Bundesregierungen, aus deren Berathung der Entwurf hervorging, mit größter Bereitwilligkeit Rechnung getragen. War den meisten schon die neue Bestimmung der allgemeinen Wehrpflicht eine tiefgreifende Aenderung des einheimischen Wehrsystems, so schmälerte der Entwurf in seinem ganzen Princip die vornehmsten Privilegien der Landeshoheit der verbündeten Monarchen und Städte. Daß in Einer Hand der Befehl in Krieg und Frieden ruhen, Eine norddeutsche Militärkasse errichtet, die gesammte preußische Militärgesetzgebung bundesgesetzliches Ansehen erlangen, Ersparnisse am Militäretat nur der Bundeskasse zufallen sollten, wäre nach altem Bundesrechte als eine ebenso schreiende Vergewaltigung erschienen, als daß nun dem Bundesfeldherrn seitens des Soldaten Gehorsam geschworen, ihm das Festungs-, Besatzungs- und Truppendislocationsrecht im unbeschränktesten Umfange zugestanden werden sollte. Indessen noch weit höhere Opfer forderte der Entwurf von dem Constitutionalismus des Reichstags. Der Art. 56 fixirte vorläufig die Friedenspräsenzstärke 10 Jahre lang auf 1 Proc. der Bevölkerung von 1867 und setzte außerdem hinzu, daß „bei wachsender Bevölkerung nach je zehn Jahren ein anderweitiger Procentsatz festgesetzt werde". Es bedurfte keiner großen Voraussicht zu der Annahme, daß, wenn der Reichstag diese Bestimmung bewilligte, er sich „für ewig der Mittel entäußerte, auf die Zahl der bei der Fahne stehenden Mannschaften einzuwirken". Diese Zahl blieb mindestens auf die Summe des einen Procent der Bevölkerung von 1867 fixirt, nur der „Procentsatz" sollte „bei wachsender Bevölkerung von 10 zu 10 Jahren anderweitig festgesetzt werden dürfen". Denkt man sich zu dieser Bestimmung die andere des Entwurfs, wonach ohne Prüfung und Auswahl des Reichstags die gesammte preußische Militärgesetzgebung sammt allen Reglements, Instructionen und Rescripten ohne weiteres als eisernes Inventar vom Bunde übernommen werden sollte, so hatte der Reichstag das wichtigste politische Gebiet des neuen Bundes auf immer seiner Mitberathung entzogen. Und namentlich die Hoffnung benahm der Entwurf, daß das Budgetrecht, die Berathung der Einnahmen und Ausgaben für das Bundesheer, Gelegenheit bieten werde, alle die Rechte wiederzuerwerben, die die vorigen Artikel der Volksvertretung versagten. Denn Art. 58 des Entwurfs verlangte ohne jede begrenzende Zeitbestimmung, also dauernd, und durch die Verfassung gewährleistet, 225 Thlr. jährlichen Bundesbeitrag pro Kopf des stehenden Heeres. Ging diese Bestimmung durch, so war das Budgetrecht der neuen Volksvertretung illusorisch und damit die große Ader ihres Lebensorganismus zerschnitten. Das Militärbudget umfaßt 67,500000 Thlr., das ganze Budget des Bundes im Ordinarium nur einige 70 Millionen. Bis auf einige Millionen, die allenfalls dem Jahresbedürfniß eines norddeutschen Mittelstaats entsprechen mochten, hätte der Reichstag Budgetrecht und Gesetzgebung über das Bundeskriegswesen für immer preisgegeben.

Digitized by Google

Mit Ungestüm stürzten sich alle freisinnigen Parteien des Hauses auf diese argen Blößen des Entwurfs; bei der Generaldebatte allerdings, wo die National-Liberalen noch auf die Zustimmung Bismarck's zu ihren Amendements hofften, sprachen nur die Männer der Linken gegen, die Generale und der berühmte Vincke für die Regierungsvorlage, die Generale, namentlich Moltke, mit jener Größe patriotischer Empfindung, die nur der nationale Feldherr und nie ein Diener des Militärdespotismus besitzt. Aber dann, als die Specialdebatte zwei Tage später (den 5. April) begann und inzwischen die Verhandlungen der Nationalen mit den Regierungen hinter den Coulissen zu einem Resultat nicht geführt hatten, trat die nationale Partei durch ihre besten Redner ein gegen die Vorlage, alle, auch die Sachverständigen der Rechten, von Roon und die Generale, überragt durch die unvergleichliche Feinheit und Sachkenntniß von Forckenbeck's, der in diesen entscheidenden Tagen des Verfassungswerks der Mittelpunkt, der Führer aller der bedenklichen Tendenz der Regierungsvorlage widerstreitenden Elemente wurde. Dieser Mann, der jahrelang im preußischen Conflict als eine der Säulen der Opposition gegolten, dessen reiches Wissen im Gebiet des preußischen Heerwesens und Militärbudgets als vieljähriger Berichterstatters über letzteres kein Gegner unterschätzte, dessen Wahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses die Organe der Regierung als eine beklagenswerthe Fortsetzung des Conflicts signalisirten, um ihm wenige Wochen darauf die höchste Anerkennung für sein seltenes Präsidialtalent und seine unübertroffene Unparteilichkeit zu zollen, dieser Mann, so mild und gewinnend von Person wie entschieden in allen Principfragen, so kerndeutsch wie ein Sohn rother Erde nur sein kann und zugleich mit seltener Unerschütterlichkeit festhaltend an allen wichtigen Rechten der Volksvertretung, wie nur ein jahrelanger reiner Kampf sie hervorbringt: Forckenbeck war ohne Frage der Mann des Augenblicks. Sein klarer Kopf, sein warmes Herz hatten von Anfang an die Aufgabe des Reichstags, den besten Weg der Vereinigung richtig erkannt. Alle Einwendungen der Gegner waren hinfällig, wenn man für ein ausreichend und langes Uebergangsstadium der Bundeskriegsverfassung die innere Gestaltung, die Mannschaften, die Mittel, die der Entwurf verlangte, unbedingt gewährte, nach Ablauf dieser Zeit aber das volle Gesetzgebungs- und Budgetrecht des Reichstags wieder aufleben ließ. Und von diesem Standpunkt aus brachte Forckenbeck, unterstützt durch seine nationale Partei, zu jedem Paragraphen, den wir oben als bedenklich charakterisirten, entscheidende Amendements ein, um deren jedes hart gestritten ward, deren jedes durch die beantragte namentliche Abstimmung sich als ein principielles kundgab, bei dem Freund und Feind bestrebt ist, die Namen der Stimmenden der Nachwelt zu fixiren. Aber auch Schritt für Schritt siegte Forckenbeck mit Hülfe der liberalen Parteien des Hauses. Aller Anspannung der Kräfte bedurfte es, um die compacte Masse der conservativen und freiconservativen Stimmen mit unbedeutender Majorität zu schlagen. Aber sie wurden doch geschlagen. So gelang es ihm, bereits beim Art. 60 (56 des Entwurfs) die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres nur bis zum 31. Dec. 1871, fünf Jahre, auf 1 Proc. der Bevölkerung zu fixiren, dagegen den Zusatz durchzusetzen, daß „für die spätere Zeit die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Bundesgesetzgebung festgestellt werde". Nicht minder wußte er der Annahme der gesammten preußischen Militärgesetzgebung seitens des Bundes nur den Charakter einer Uebergangsbestimmung zu verleihen, indem er hier seinem Amendement Aufnahme verschaffte, wonach „nach gleichmäßiger Durchführung der Bundeskriegsorganisation das Bundespräsidium dem Reichstage und Bundesrath ein umfassendes Bundesmilitärgesetz zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung vorlegen wird". Die wichtigste Aenderung aber verdankt ihm der Art. 62 (58 des Entwurfs), wonach die Pauschsumme von 225 Thlrn. für den Kopf des Bundesheeres gleichfalls nur bis Ende 1871 als unantastbarer Ordinarbetrag des Budgets bewilligt werden solle. Alle Anträge in der Vorberathung, die

Digitized by Google

sich mit dem Schicksal des Militärbudgets nach jenem Uebergangsstadium beschäftigten, wurden abgelehnt.

So war, was keineswegs in Forckenbeck's Absicht lag, den unerlaßlichen Forderungen des Constitutionalismus zwar genügt, nicht aber der dauernden Sicherung der Fundamente des nationalen Heerwesens, die in einer Verfassung ebenso unbestritten niedergelegt sein mußten. Ueber das Jahr 1871 hinaus war alles Vacuum. In tiefer Verstimmung schloß die Vorberathung über das Bundeskriegswesen. Die geschlagenen Freunde des Entwurfs, an der Spitze der Abgeordnete und preußische Kriegsminister von Roon, hatten nicht ermangelt, den Siegern ihre schwererkämpften Verbesserungsanträge als unbedingt unannehmbar von seiten der Bundesregierungen zu bezeichnen. Ein Mund hatte sich bei den langen Verhandlungen nur über Nebendinge (die auch hier mit Ostentation vorgetragenen Anmaßungen der Dänen) geöffnet, auf dessen Ausspruch alle mit Hoffnung und banger Furcht harrten, der Bismarck's. Ueber die wichtigsten Anträge verharrte er in Schweigen bis zu Ende. So viel war dadurch gewiß, daß die maßgebenden Kreise, wie immer ihre Entscheidung fallen mochte, jetzt noch nicht so fest ihren Beschluß gefaßt hatten, als die Redner der Rechten glauben machen wollten. Die wirkliche Entscheidung war Sache der klugen geheimen Verhandlung mit dem mächtigen Mann. Sie wurde unausgesetzt betrieben, während der Reichstag die letzten Abschnitte des Entwurfs, den Abschnitt über Bundesfinanzen und das Verhältniß zu den süddeutschen Staaten, in der Vorberathung erledigte und die Competenz des Bundesraths bei Justizverweigerung (Antrag Wiggers-Rostock) wie einen neuen Abschnitt über Verfassungsveränderungen (Antrag Lasker) einschob. Erfreulichster Art waren die Kämpfe und Siege des Reichstags in dem Abschnitt der Bundesfinanzen, wo er nach den Miquèl'schen Anträgen sein Budgetrecht unzweifelhaft im Art. 69 feststellte so sonnenklar, daß die nach Schluß des zweiten Reichstags entbrannte Frage, ob die Erhöhung der Matricularbeiträge überhaupt zur Competenz des Reichstags gehöre, nur von solchen verneint werden kann, welche den Wortlaut und die Entstehungsgeschichte des Reichstags nur oberflächlich lesen oder lesen wollen. Erfreulich war dieser Theil der Vorberathung auch um deswillen, weil mit Annahme des Amendements Miquèl's zu Art. 70 die Matricularbeiträge nur als Nothbehelf, „solange Bundessteuern nicht eingeführt sind", aufgefaßt wurden.

Die Verhandlungen über das Verhältniß zu den süddeutschen Staaten erhielten eine eigenthümliche Würze durch die erste Rede Bebel's, der sich höchst entrüstet gegen Bismarck zeigte darüber, daß die süddeutschen Staaten noch nicht beim Bunde seien. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieser Art von Volksmännern, das Wort „Tempora mutantur et nos mutamur in illis" mit Beweglichkeit an sich zu erproben. Denn ein Jahr später finden wir ihn und seine Gesinnungsgenossen als verschriebene Redner des Erzbischofs von Mainz wider Bamberger und den Anschluß an den Nordbund. Geräuschlos dagegen wußte das Amendement Lasker-Miquèl zugleich die Aufnahme der süddeutschen Staaten oder eines derselben zu erleichtern „durch den Vorschlag des Bundespräsidiums" und zugleich die „bundesgesetzgeberische" Befugniß des Reichstags dabei zu wahren.

Aber bei alledem gestaltete sich der Blick auf die Gesammtarbeit des Reichstags trübe, solange die zwei Hauptfragen, Diäten und Bundesheerwesen, vor allem das letztere, noch nicht entschieden waren. Immer näher rückte die Entscheidung, als der Reichstag vom 15. April ab in die Schlußberathung trat und hier gleich anfangs Bismark, aus seiner Reserve heraustretend, die Beschlüsse des Hauses über diese beiden Punkte als solche bezeichnete, die den Regierungen nicht annehmbar seien. Immer drohender zugleich gestaltete sich die auswärtige Politik Deutschlands, provocirt durch die Händelsucht Frankreichs, durch das Benehmen der niederländischen Regierung in der luxemburger Frage. Noch

Digitized by Google

am 1. April hatte Bismarck die mannhafte, von dem edelsten Patriotismus getragene Interpellation Bennigsen's beruhigend beantworten können. Heute standen die Dinge an der Schwelle des Kriegs. Einen Schritt nur hatten die Heißsporne der napoleonischen Traditionen noch zu thun und sie sahen eine Million deutscher Krieger wider sich in Waffen. So drängten die ernstesten Gründe zu rascher Entscheidung. Die große Mehrheit des Reichstags, die conservativen Fractionen und die Nationalen, waren entschlossen, in der Diätenfrage nachzugeben, sie künftiger Aenderung vorbehaltend. Schon in der ersten Sitzung der Schlußberathung, den 15. April, wurde mit 178 gegen 90 Stimmen die Regierungsvorlage wiederhergestellt. Die Entscheidung über das Bundeskriegswesen aber erfolgte erst in den späten Nachmittagsstunden des 15. April an entscheidender Stelle, d. h. beim Grafen Bismarck. Sie blieb noch bis gegen Mittag des 16. April, d. h. bis nach Eröffnung der Reichstagssitzung, Geheimniß Bismarck's und der zwei oder drei Männer der nationalen und freiconservativen Fraction, die in den schweren Stunden die rechte Fassung für den rechten Ausgleich gefunden hatten, da nicht eher bestimmte Formalitäten zwischen dem Könige selbst und Roon, als dem Minister des preußischen Heerwesens, im Klaren sein konnten. So geschah es, daß in der vorletzten Sitzung des Reichstags die Partei, die sonst am besten unterrichtet zu sein und die Regierung unbedingt zu unterstützen behauptete, die Rechte, sich gegen einen Antrag auflehnte, der von der Regierung als der einzige Weg des Compromisses in dieser ernstesten Frage bereits angenommen war. Namentlich ist es die Vincke'sche Rede, die sich heute, wo man weiß, daß zur Zeit, als sie gehalten wurde, die Regierung sich bereits absolut anders entschieden hatte, als der große Redner ihr unterschob, immer ausnimmt wie eine Illustration zu dem Shakspeare'schen Lustspiel „Verlorene Liebesmüh". Der Boden aber, auf dem der Vergleich geschlossen ward über das Bundeskriegswesen, war das Amendement Ujest-Bennigsen. Hiernach blieben, kurz gesagt, alle die wichtigen principiellen Verbesserungen, die Forckenbeck in die Verfassung hineingetragen hatte, bestehen. Dagegen wurde dadurch beseitigt die gegründete Besorgniß, daß das Bundesheerwesen nach dem 31. Dec. 1871 in freier Luft schweben werde. Denn das Amendement Ujest-Bennigsen bestimmte, „daß nach dem 31. Dec. 1871 die einzelnen Staaten den Betrag von 225 Thlrn. pro Kopf der Friedenspräsenzstärke fortzahlen müssen, die letztern aber als Interimisticum so lange auf 1 Proc. der Bevölkerung von 1867 festgehalten werde, bis sie durch ein Bundesgesetz abgeändert sei; die Verausgabung dieser Summe muß durch das Etatsgesetz festgestellt werden; die gesetzlich feststehende Organisation des Bundesheeres wird dem Militär-Ausgabeetat zu Grunde gelegt". Als dieses Amendement am 16. April mit 202 gegen 80 Stimmen Annahme im Reichstage fand, war dem Verfassungswerke das große Siegel des Gelingens endlich aufgedrückt.

Noch feierlicher freilich, noch unvergeßlicher allen, die den Moment miterlebten, und Millionen Deutschen, denen der elektrische Strahl Kunde brachte von dem Augenblicke, da eine neues Verfassungsfundament auf deutschem Boden gelegt ward, war dann die nächste Stunde, wo 230 gegen 58 Stimmen die Verfassung des Norddeutschen Bundes annahmen. Unsere Zeit ist eine durchaus nüchterne. Kaum verstehen wir mehr die heiße Inbrunst patriotischer Erregung, an der sich das Geschlecht vor uns begeisterte zu seinen politischen Thaten. Aber das Gemüth des Deutschen läßt sich nie verleugnen; am allerwenigsten in Stunden, die ihm bis dahin nur in hundertjährigen Zwischenräumen einmal beschieden gewesen, da der stolze Traum der deutschen Einheit, allen Frevlern und Spöttern zum Trotz, leibhaftige Gestalt gewann. Und solch ein Moment war dieser. Die Bewegung und Erregung der Männer, die das deutsche Volk zur Lösung der schweren Aufgabe berufen, die nun gelöst war, war fern aller romanischen Ekstase, tief und ernst wie das deutsche Gemüth. Aber doch haben wir Thränen rollen sehen über das Antlitz

Digitized by Google

von Männern, deren Leben Ein Kampf gewesen, deren Züge Menschenfurcht niemals entstellt hat. In solcher Stunde, da der heilige Geist nationaler Größe und Herrlichkeit über jeden ausgegossen ward, vermochte auch die Anmaßung der Polen, die die Gründung des deutschen Staates mit dem Namen „Gewaltact" brandmarkten, nicht zu stören. Am nächsten Tage, den 17. April, erklärte Graf Bismarck auch im Namen der verbündeten Regierungen die Verfassung, wie sie der Reichstag beschlossen, unter dem lebhaftesten Beifall der Versammlung für angenommen. Die Aufgabe des constituirenden Reichstags war segensreich beendigt. Mit einer kurzen, formenschönen und gedankenreichen Ansprache Simson's ward die Versammlung geschlossen.

Wenige Stunden später, wenig mehr als sieben Wochen nach der Eröffnungsfeier, stand der constituirende Reichstag abermals vor den Stufen des Thrones im Weißen Saale und vernahm hier aus dem Munde des königlichen Schirmherrn des Norddeutschen Bundes den Dank für die harte Arbeit, die nun vollendet war: „Daß der Dank des Vaterlandes ihn begleite, daß das Werk, welches er aufgerichtet hat, sich unter Gottes Beistand segenbringend entwickeln wird für uns und für künftige Geschlechter."

Welchen Widerhall diese Worte und der Abschluß der Verfassung fanden in unserm Volke und im Auslande, bei den Wahlen zum ersten ordentlichen Reichstage und in der ersten Session dieser neugewählten Vertretung, wie energisch sie die ihr gewordene Aufgabe des Ausbaues der Verfassung angriff, mag ein folgender Artikel schildern.

Der Kanal von Suez im Jahre 1868.

Von Gerhard Rohlfs.

Es hat kaum ein großartigeres Unternehmen mehr das Interesse der gebildeten Welt in Anspruch genommen als der Durchstich des Isthmus von Suez, eine Unternehmung, wie sie eben nur der vor nichts zurückschreckende Geist des 19. Jahrhunderts erdenken konnte. Und keine Arbeit ist mehr besprochen und beschrieben worden als gerade dieser Kanal, Stimmen haben sich dafür und dagegen erhoben; Enthusiasten wollten den Kanal in ein paar Jahren vollenden, unterschätzten die Schwierigkeiten, setzten die Kosten zu gering an; ihre Gegner sprachen von unüberwindlichen Hindernissen, vom Niveauunterschiede der beiden zu verbindenden Meere, von nicht zu besiegenden Sandstürmen der Wüste, vom Mangel an Geld und endlich, falls der Kanal zu Stande käme, von den zu großen Kosten, welche die Rheder für ihre durchgehenden Fahrzeuge zu entrichten haben würden.

Man muß gestehen, daß beide Theile in vieler Hinsicht recht hatten, obgleich sie beide zu sehr ins Extrem übergingen.

Im Jahre 1854, als Hr. von Lesseps vom Vicekönig die Autorisation bekam zur Anlegung eines maritimen Kanals durch die Landenge, constituirte sich infolge dessen eine internationale Commission, bestehend aus Ingenieuren von England, Oesterreich, Spanien, Frankreich, Niederlande und Preußen, um einen Plan auszuarbeiten, und nachdem diese Commission festgestellt hatte, daß kein Niveauunterschied zwischen den beiden getrennten Meeren vorhanden sei, hatte sie die Bildung der Compagnie des Kanals von Suez und eine Subscription zur Folge. Die auszuführenden Arbeiten waren auf 200 Mill. Frs. veranschlagt worden, welche Summe aufgebracht wurde. Im Jahre 1859 begannen die ersten Arbeiten unter der unmittelbaren Direction der Compagnie selbst.

Diese bestanden hauptsächlich in Menschenwerk; das ägyptische Gouvernement hatte

Digitized by Google

contractlich 20000 Fellahs oder Leibeigene zu liefern, welche eine einmonatliche Dienstzeit hatten, wobei sie auf Kosten der Compagnie ernährt und abgelohnt wurden. Jeden Monat löste ein Haufen anderer Zwangsarbeiter den alten ab.

Als nun Ende 1865 die Unzulänglichkeit dieser Arbeiten sich herausstellte, schloß die Compagnie mit dem Hause Borrel u. Lavalley einen Contract, demzufolge das genannte Haus es übernahm sämmtliche Erdarbeiten, die Ausgrabung und Ausbaggerung des Kanals, durch Maschinen bewerkstelligen zu wollen. Zu gleicher Zeit wurde der Firma Dussaud Frères die Vollendung der großen Molen von Port-Said überwiesen, und die Arbeiten, welche dieses Haus durch seine kolossalen künstlichen Steinblockbauten in Algier, Cherbourg u. s. w. ausgeführt hatte und dem man neuerdings noch die Construction des Hafens von Smyrna übergeben hatte, waren hinlänglich Bürge, daß ihnen die Molen von Port-Said würden ebenbürtig zur Seite gestellt werden können.

Es handelte sich nun aber darum, das ägyptische Gouvernement, welches sich verpflichtet hatte, während des Kanalbaues so und so viele Arbeiter zu liefern, dahin zu bringen, daß es für die jetzt unnöthig gewordenen Menschenkräfte einen äquivalenten Theil an Geld gewährte, und die ägyptische Regierung, immer bei der Hand, aufs großmüthigste das Unternehmen zu fördern, ging auf das bereitwilligste darauf ein. Indeß stellte es sich heraus, daß die Ablösungssumme, welche die Compagnie verlangte, 54 Mill. Frs., dem Vicekönig zu hoch gegriffen schien, und man kam nun überein, sich einem Schiedsrichter zu unterwerfen, wozu beide Parteien den Kaiser Napoleon erwählten. Aber nicht für 54 Millionen entschied sich der Kaiser der Franzosen, sondern für 84 Millionen, welche die ägyptische Regierung der Compagnie zu zahlen habe. Die anfängliche Schätzung der Compagnie war also bedeutend durch den Ausspruch des Kaisers Napoleon überboten worden. Man hat behaupten wollen, der Umstand, daß Hr. Lesseps ein Verwandter der Kaiserin Eugenie ist, habe nicht wenig dazu beigetragen, eine für die Compagnie so außerordentlich günstige Entscheidung herbeizuführen. Außerdem hatte die Compagnie einen neuen Geldzuschuß von 10 Mill. Frs. als Entschädigung für die Domäne Tel-el-kebir vom Vicekönig erhalten. Trotzdem daß nun die ursprünglich veranschlagte Summe von 200 Mill. Frs. sich so um fast andere 100 Millionen erhöht fand, stellte es sich schon im kommenden Jahre heraus, daß zur Beendigung des Kanals noch wenigstens 100 Millionen erforderlich seien. Deshalb ging Anfang 1868 Hr. Lesseps nach Paris, um eine neue Anleihe zu negociiren. Eine Anleihe als solche scheiterte indeß, es gelang aber Hrn. Lesseps eine Lotterie mit Bewilligung der französischen Kammern zu Stande zu bringen, welche bis Anfang Juni 1868 40—45 Millionen ergab und voraussichtlich bald die ganze gewollte Summe erreichen wird.

Nach der jetzigen Abmachung sollen die Arbeiten bis zum 1. Oct. 1869 fertig sein, und nach den Arbeiten des Hauses Borrel u. Lavalley zu schließen kann dieses auch geschehen. Denn um von jetzt an den Kanal so herzustellen, daß er überall an der Wasserlinie eine Breite von 100 Meter, an der Base 22 Meter (an einigen Stellen indeß oben 75 Meter und unten blos 12 Meter) mit einer Tiefe von überall 8 Meter hat, bleiben vom Juni 1868 an noch 34 Mill. Kubikmeter Terrain wegzuräumen übrig. Mit der Arbeitsfähigkeit, welche Borrel u. Lavalley zu ihrer Disposition haben und die sich im Mai 1868 bis auf 18 Mill. Kubikmeter weggeschafftes Erdreich belief, und im Juli 1868 bis auf 20 Mill. Kubikmeter gesteigert werden wird, ergibt es sich, daß in der That bis Ende des Jahres 1869 der Kanal fertig sein würde. Ob aber derselbe dann schon für die größten Fahrzeuge passirbar sein wird, ist eine andere Frage, jedenfalls aber werden Borrel u. Lavalley, die mit der Compagnie übereingekommen waren, eine so und so große Menge von Erdreich aus der vorgeschriebenen Linie des Kanals hinwegzuräumen, ihren Verpflichtungen nachgekommen sein. Zur Ausführung

Digitized by Google

dieser großartigen Arbeit haben Borrel u. Lavaley folgende Maschinen, welche sämmtlich entweder in England oder Frankreich und Belgien angefertigt sind, zu ihrer Disposition: a) 10 mechanische Zermalmer; b) 4 Handbaggermaschinen; c) 19 kleine Baggermaschinen; d) 58 große Baggermaschinen, von denen 20 mit langen Abgüssen; e) 30 Dampfschiffe, um Schutt wegzutragen, mit Seitenklappen; f) 79 Schuttdampfschiffe mit Grundklappen, 37 von diesen halten das Meer; g) 18 Elevateurs; h) 90 schwimmende Chalands mit Schuttkisten; i) 30 Dampfwidder; k) 15 Dampfschalands; l) 60 Locomobilen; m) 15 Locomotiven; n) 20 Dampferdhöhler theils für trockenen, theils nassen Boden; o) 1800 Erdwagen; p) 25 Dampfcanots oder Remorqueurs; q) 200 eiserne Cholands.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß außerdem ein genügendes und massenhaftes Material von kleinen Geräthen, als Schaufeln, Hacken, Schiebkarren u. s. w., vorhanden ist. Borrel u. Lavaley haben außerdem eine Arbeitskraft von circa 12000 Menschen auf dem Platze, welche theils aus Eingeborenen, die sich freiwillig zum Arbeiten gemeldet haben, theils aus Europäern besteht. Alle arbeiten contractlich, erstere bekommen für 1 Meter Kubikfuß 1 Fr. 95 Cent., wo das Terrain leicht zu bearbeiten, wo es hingegen wie in Chalouf schwierig ist, bis 2 Frs. 45 Cent., die Handwerker und Europäer haben nicht unter 5 Frs. per Tag.

In letzter Zeit sind wieder viele Stimmen laut geworden, daß nach vollendetem Kanalbaue zwei große Schiffe nicht würden nebeneinander passiren können; indeß bei den geringsten Dimensionen von 75 Meter an der Wasserlinie und 12 Meter an der Basis, glauben wir doch, daß das der Fall sein wird, oder daß man dem wird abhelfen können. Man hat ferner angeführt, daß die Ausfüllung der Bitterseen vom Mittelmeere aus zu rasch vor sich gehen würde, und so durch den hereinbrechenden Strom der Kanalbau beschädigt, wenn nicht ganz zerstört werden würde. Die Anfüllung des Timsahsees im Jahre 1861, wozu nicht weniger als circa 100 Mill. Kubikmeter Wasser erforderlich waren, welche dem Mittelländischen Meere entzogen wurden, hat gezeigt, daß bei so großen Quantitäten mit verhältnißmäßig so geringem Falle die Strömung mit großer Langsamkeit vor sich geht; und so hat man jetzt schon berechnen können, daß zur Ausfüllung des großen und kleinen Beckens des Bittersees, welcher wenigstens 20 mal soviel Volumen Wasser verschlingen wird als der Timsahsee, fast zwei Monate werden erforderlich sein.

So war, als wir Mitte Juni 1868 den Kanal besuchten, die Sachlage; und wenn wir auch nicht der Meinung der Pessimisten sind, welche behaupten, der Kanal würde nie fertig, würde stets wieder versanden, oder auch diese Compagnie würde nicht die erforderlichen Mittel aufbringen können, um die Bauten zu Ende zu führen, und so selbstverständlich der Kanal in die Hände der Engländer übergehen (beiläufig gesagt wäre dies gar kein Schaden für die commerzielle Welt), so sind uns doch auch andererseits starke Zweifel aufgestoßen, ob der Kanal schon Ende 1869 der allgemeinen Benutzung wird übergeben werden können. Denn wenn auch die Firma Borrel u. Lavaley die vorgeschriebene Anzahl von 34 Mill. Kubikmeter Terrain wird bis Ende 1869 herausgeschafft haben, so ist damit noch lange nicht der Kanal fertig. Vor allem möchten wir überdies der Compagnie eine weise Sparsamkeit empfehlen. Wozu nützt es jetzt, nachdem sie alle Arbeiten abgegeben hat an Privatunternehmer (Borrel u. Lavaley, Dussaud Frères, Couvreux in El Guisr u. a. m.), einen so großen Stab zu unterhalten? Seitdem die Compagnie sich nicht mehr direct bei den Arbeiten betheiligt wie im Anfange, ist es da nicht eine eitle Geldverschleuderung, noch immer denselben Personalbestand zu haben, welcher unter den hochtönenden Namen Agence supérieure und Direction générale des travaux ein Personal von über 200 Leuten (officiell) aufweist, von denen der geringste

Digitized by Google

Beamte sicher nicht unter 5000 Frs., der Director Hr. Voisin 50000 Frs. Gehalt bezieht?

Wozu hat der Bau der kostbaren Häuser in Ismailia genutzt? Glaubt denn die Direction générale, daß sie ewig auf Kosten der Actionäre leben wird! Wozu überhaupt eine so großartige und kostbare Anlage wie die der Stadt Ismailia? Hätte man nicht von vornherein den Sitz der Direction nach Suez oder Port-Said verlegen können und so das Geld für Bauten, welches die Compagnie erst mit großen Schwierigkeiten von ihren Actionären bekommt, auf Oerter verwenden können, welche eine Zukunft haben, sodaß man das Anlagekapital wieder hätte verwerthen können? Aber die Compagnie hat aus Eitelkeit ihre eigene Stadt gründen wollen, ohne zu bedenken, daß sie selbst nicht immer bestehen wird und daß mit dem Aufhören der Direction générale Ismailia sich auf ein Nichts reduciren wird. Der Kanal soll doch einmal fertig werden (oder falls die Actionäre müde werden, Geld nachzuschießen, wäre Bankrott, also Auflösung der jetzigen Compagnie, Folge), und dann hat die jetzige Direction générale, welche 150 Personen zu viel hat, ihre Aufgabe gelöst und ihr Ende erreicht. Ich will auch nicht unerwähnt lassen, daß die Compagnie die Gelder gedankenlos für bloße Fetirung von Fremden vergeudet; jeder mit irgendeinem Empfehlungsbriefe versehene Reisende wird auf die großartigste Weise bewirthet, hat Dampfer und Post zur Disposition und Champagner fließt in der Regel in Strömen. Aber mancher Actionär würde schief sehen, wenn er wüßte, welche Anwendung man von seinem Gelde macht, und Hr. Lesseps selbst sollte längst eingesehen haben, daß man mit Champagner in einer so wichtigen Angelegenheit, wie es der Kanalbau von Suez ist, und mit übertriebener Höflichkeit den Leuten in Europa keinen Sand in die Augen streuen kann. Wozu konnte es z. B. neulich nützen, einen eigenen Delegirten nach Abyssinien zu schicken, um der Expedition beizuwohnen? Ist die Compagnie denn eine politische Macht oder auch nur eine Corporation, welche für immer bestehen wird! So große Achtung wir für Hrn. Lesseps haben und die Ausdauer bewundern, welche er bei diesem riesenartigen Unternehmen an den Tag legt, so können wir ihn doch von dem Vorwurf der Eitelkeit nicht freisprechen. Indeß hoffen wir, daß er seinen Actionären nicht zu viel versprochen hat, und der Kanal wo nicht im Jahre 1869, so doch überhaupt fertig werde.

Abgesehen von den technischen Fragen, welche bei dem Durchgange der Schiffe ins Spiel kommen, welche aber alle bei dem heutigen Stande unsers Genieweſens zu lösen sind, wären sie auch noch so schwierig, fragt es sich dann, ob es die Schiffe vorziehen werden, den hohen Durchgangszoll durch den Kanal zu zahlen oder den freien Weg um das Cap nehmen werden. Gewöhnlichen Waarenschiffen kommt es in der Regel auf Zeit nicht an. Was aber die Posten anbetrifft, so wird die Art der Beförderung, wie sie jetzt besteht, immer schneller sein als die mittels des Kanals; das wenige Umpacken in Suez und Alexandria kommt dabei gar nicht in Betracht, und ein jedesmaliger Extrazug über den Isthmus führt Reisende und Post rascher hinüber als wenn selbst die indischen Schiffe, ohne sich aufzuhalten, durch den Kanal gingen. Wenn nun namentlich erst eine Bahn längs des Kanals von Port-Said nach Suez wird errichtet sein, dann wird die Zeit noch um die Hälfte verkürzt, da dann der große Umweg über Kairo ganz wegfällt. Wir hoffen dies um so mehr, da halbwegs, d. h. von Ismailia bis Suez, schon im Herbst 1868 eine Bahn fertig sein wird.

Der einzig richtige Weg nach Vollendung des Kanals ist unserer Meinung nach der, daß alle maritimen Mächte sich dahin einigen, denselben den Actionären abzukaufen, indem jeder Staat nach Verhältniß seiner Handelsflotte seinen Theil zahlt (oder falls auch Kriegsschiffen der Durchgang gestattet wird, nach Verhältniß einer jeden Flotte über-

Digitized by Google

haupt) und dann den Nationen diesen Seeweg ohne Zoll dem Verkehr übergeben. Unterhaltungs- und Administrationskosten des Kanals würden auf gleiche Weise zu beschaffen sein. Dies wäre der würdige Ausgang dieses Wunderbaues des 19. Jahrhunderts.

Man kann von drei Seiten hinkommen, um den Kanal zu besuchen: von Port-Said, von Ismaïlia und Suez. Wir gingen von letzterm Platze aus, uns auf dem Süßwasserkanal einschiffend, welcher von Ismaïlia kommt und in Suez sein Ende hat. Von diesem Orte an bis nach Ismaïlia hat der Kanal eine Länge von 90 Kilometern, ist an der Wasserlinie überall 14 Meter breit und hat eine durchschnittliche Tiefe von 1,20 Meter. Es besteht eine regelmäßige Post, jedoch kann man auch Extradahabien haben, welche wie sie von Maulthieren, die immer im schnellen Trabe oder Galop gehen, gezogen werden. Der Verkehr ist außerdem sehr belebt durch kleine Privatschiffe, so beziehen schon jetzt die indischen Schiffe und ganz Suez alle Kohlen mittels des Kanals. Um die Fähigkeit zu haben, überall halten und aussteigen zu können, zogen wir eine Extradahabie vor, zumal die Posten sehr schmuzig und voller Ungeziefer sind. Jede Dahabie hat einen Vorraum und einen kleinen Salon, der für vier Personen geräumig ist, sogar ein kleines Ankleidezimmer und Accessoir fehlen nicht. Die unvermeidlichen Hausthiere mohammedanischer Länder, Flöhe und Läuse, fehlen aber auch in den Extradahabien nicht, was auch ganz natürlich ist, da der Reis oder Kapitän in Abwesenheit von Passagieren sich sicher nicht zum Schlafen auf das Dach der Dahabie, sondern auf die Sofas in derselben legt, und seine beiden Leute sicher seinem Beispiel folgen. Man kann, falls man sich gar nicht aufhält, die Fahrt von Suez nach Ismaïlia in 10—12 Stunden machen, indeß ist es sehr gerathen, einige Stunden in Chalouf zu bleiben, um die dortigen Arbeiten zu besichtigen. Hier ist der einzige Ort, wo man auf felsiges Terrain, jedoch von lockerer Beschaffenheit, stieß. Tagtäglich findet man hier die schönsten Versteinerungen, Fische, Säugethiere und Pflanzen. Als wir den tiefen Graben besuchten, wurde gerade ein ausgezeichnet schöner Rückenwirbel eines Elefanten ausgegraben. Es herrscht in Chalouf ein reges Leben, große Dampfpumpen sind fortwährend in Thätigkeit, um das eindringende Wasser, welches der nahe Süßwasserkanal durchsickern läßt, herauszuschaffen, während andere mächtige Maschinen die Erde selbst angreifen. Nur in Chalouf hat man jetzt das Bild und Profil des Kanals, da die andern Strecken zwischen Port-Said und Ismaïlia alle angefüllt sind.

Nebenbei ist hier eine ganze Stadt entstanden, es gibt Kirchen, Moscheen, Wirthshäuser, Spitäler, Cafés u. s. w. Von hier nun wendet sich der Süßwasserkanal ab, um die Bitterseen, deren Bassin tiefer ist als die Basis des Süßwasserkanals, zu vermeiden, und bei der großen Hitze, die im Sommer hier herrscht, zogen wir es vor, diesen Theil des Wegs nachts zu machen, wo wir dann am andern Morgen früh in Serapeum eintrafen; dies liegt am Nordrande der Bitterseen. Vom Süßwasserkanal führt eine Zweigbahn nach Serapeum. Auch hier kann man die Arbeiten in ihrer ganzen Großartigkeit bewundern und auch hier hat sich rasch ein Ort entwickelt, wie es übrigens das Zusammensein so großer Arbeitermassen von selbst mit sich bringt.

Von Serapeum bis Ismaïlia sind nur noch 20 Kilometer und bald landet die Dahabie an dem schönen steinernen Kai; vorbeifahrende Wagen, die Menge der Schiffe, unter denen manche Dreimaster und stattliche Mittelmeerdampfer, Kirchthürme, Häuser und Hotels, wie man sie nur in den großen Seestädten findet, überraschen den Reisenden, sodaß er glaubt in Europa zu sein.

Ismaïlia ist eine Stadt von circa 8000 Einwohnern. Nach einem vollkommen regelmäßigen Plane gebaut, ist es weit hinaus im Halbkreise von einem Süßwasserkanal umgeben, welcher von üppigen Weiden bordirt ist. Man hat eine katholische und zwei

Digitized by Google

griechische Kirchen, eine Moschee, zwei Hospitäler, von denen eins für die arabische Bevölkerung bestimmt ist. Es befinden sich hier die Gebäude der Directoren, welche an Pracht und Bequemlichkeit in nichts den Sommerwohnungen der Fürsten nachstehen. Die Straßen sind breit und vor allen Privathäusern breite Blumenbeete und Baumanlagen, was einen reizenden Anblick gewährt. Namentlich der Hauptcentralplatz ist eine allerliebste Anlage, und obgleich erst seit zwei Jahren geschaffen, so üppig, als ob sie seit zehn Jahren bestände. In Ismailia ist das beste Hotel das Hotel des Voyageurs; es gibt deren fünf oder sechs. Natürlich, wo Franzosen sind, fehlen nicht die Cafés chantants und die Roulette, diese ist jetzt in Aegypten so verbreitet wie in Californien, und namentlich zur Zeit der Baumwollperiode wurden oft in den schmuzigsten Winkelkneipen Summen umgesetzt, um die sie die Banken von Homburg, Wiesbaden und Ems hätten beneiden können. Aber auch das deutsche Bier hat seinen Weg zum Kanal gefunden, und in Ismailia wie in allen andern Städten Aegyptens gibt es deutsche Bierbrauer, welche ihr Bier von Wien beziehen.

Der Timsahsee ist jetzt vollkommen angefüllt, er ist südlich von der Stadt und circa einen halben Kilometer entfernt. Der Canal maritime geht an der östlichen Seite hindurch. Obgleich das auf dem Boden stark aufgehäufte Salz, welches sich beim Hereinlassen des Mittelmeerwassers natürlich auflöste, anfänglich keine Fische leben ließ, so ist doch durch die constante Erneuerung des Wassers, durch den Abfluß vom Süßwasserkanal her, der Salzgehalt so vermindert, daß eine Menge Fische jetzt darin leben, obgleich der Salzgehalt des Wassers noch bedeutend größer ist als der des Mittelländischen Meeres. Das Wasser ist übrigens hell wie Krystall und ladet jeden zum Baden ein. Krokodile sind heute nicht mehr zu fürchten (behar el timssah heißt Krokodilsee) und eine gute Badeanstalt am Ufer des Sees sorgt für alle Bedürfnisse ihrer Clienten.

Von Ismailia bis Port-Said benutzt man den Canal maritim, der von Port-Said an gerechnet 75 Kilometer lang ist (die Länge des ganzen Kanals, wenn er fertig ist, beträgt bis Suez 160 Kilometer). Es ist hier tägliche Dampfverbindung und man legt die Fahrt gewöhnlich in acht Stunden zurück. Die Dampfer, kleine Boote, sind übrigens zweckmäßig eingerichtet und haben eine erste und zweite Klasse. Der Kanal hat jetzt überall die planmäßige Breite, aber noch nicht die gehörige Tiefe zwischen diesen beiden Plätzen. Durch den Balahsee kommt man zuerst nach El Guisr, einem Punkte, der Interesse erregt durch die Aufstellung der Maschinen des Hrn. Couvreux. Diese Maschinen, Excavateurs genannt, greifen mittels Dampf das trockene Erdreich an, sind also Trockenbaggerer; das Süßwasser wird nach diesem Ort durch Dampfdruckmaschinen befördert. Nichts ist eigenthümlicher als der Anblick der kolossalen Dampfbaggerer und der Elevateurs, die man nun von hier an auf Schritt und Tritt bis Port-Said findet. Es gibt Baggerer, die in Einem Tage bis 2000 Kubikmeter heraufholen.

Man passirt dann noch den Ort El Kántara (die Brücke) von circa 2000 Einwohnern, schon früher wichtig als ein Halteplatz für Karavanen, die nach und von Syrien ziehen. In El Kántara ist eine Kirche, ein Spital und eine Moschee, dann die sehr sehenswerthen Etablissements von Borrel u. Lavaley, welche denen dieser Herren in Chalouf um nichts nachstehen.

Der einzige Ort von Wichtigkeit ist nun nur noch El Aech (sprich Aisch), ein kleines Etablissement circa 15 Kilometer von Port-Said entfernt. Bald sieht man nun schon die hohen Masten der Seefahrer und nach einer Weile fährt unser kleiner Dampfer hindurch zwischen seinen großen Seebrüdern aus der Familie der Lloyd, der Messagerie impériale und anderer Gesellschaften, die wie Riesen auf einen Zwerg, so auch auf unsere kleine Dampfnußschale herabschauen.

Port-Said ist eine vollkommen europäische Stadt und hat in diesem Jahre circa

Digitized by Google

10000 Einwohner, welche Bevölkerung außer aus Aegyptern hauptsächlich aus Oesterreichern (Dalmatinern), Franzosen, Italienern und Griechen besteht. Letztere, der Auswurf ihres Landes, machen indeß das Leben in Port-Said ebenso unsicher wie in Suez und Alexandria. In allen diesen Städten kann man durchschnittlich täglich einen Mord rechnen; zum Glück für die übrigen Europäer, von denen sie wie die Pest gemieden werden, schlachten sie sich meist untereinander selbst ab. Die Stadt hat einen ägyptischen Gouverneur und einen von der Regierung gepflegten Gesundheitsdienst, fast alle maritimen Staaten sind durch Consuln vertreten, der Norddeutsche Bund durch Hrn. Bronn, welcher früher ebendaselbst schon Consul von Preußen war. Es gibt Kirchen für den katholischen und griechischen Cultus, eine Moschee für die Mohammedaner, Hospitäler und Klöster, in denen nichtsthuende griechische oder katholische Mönche auf Kosten der Bewohner Port-Saids ihre Bäuche mästen, eine Menge Hotels (von denen das Hotel Pagnon das beste sein soll, wir selbst hatten unsere Wohnung auf Sr. Majestät Consulat), Cafés mit und ohne Musik, öffentliche Bäder, Clubs, kurz nichts fehlt, um schon jetzt Port-Said als eine kleine Großstadt bezeichnen zu können.

Sehr sehenswerth ist die Fabrikation der großen Steinblöcke zur Construction der beiden Hafenmolen. Wie schon erwähnt, sind es die Herren Dussaud Frères, welche diese Arbeit übernommen haben. Jeder Block hat 10 Kubikmeter Gehalt und wiegt 40000 Pfd. Das Verfahren, sie herzustellen, ist so einfach wie möglich. Mittels Sand, welcher aus dem Hafen gebaggert und mit der vorgeschriebenen Partie Süßwasser gemischt wird, bringt man dieses Gemenge unter eine Zerreibmühle und thut es dann mit Kalk und Cement in gewollter Menge zusammen. Wenn alles ordentlich durcheinandergemischt ist, kommt diese Masse in hölzerne Formen und muß dann zwei Monate trocknen, nach welcher Zeit eine felsenartige Härte eintritt.

Es ist schon jetzt ein sehr reger Verkehr von und nach Port-Said. Die Messageries, der Oesterreichische Lloyd, die Asiie-Compagnie, die russischen Postdampfer, ferner andere regelmäßige Dampflinen von Privaten, wie die der Fresiult von Marseille, unterhalten eine regelmäßige Postverbindung mit den Haupthäfen des Mittelmeeres. Der Ein- und Auslauf der Waarenschiffe ist ebenfalls ein sehr bedeutender.

Gewiß, Port-Said hat eine große Zukunft, und wenn Suez auch vorausgeeilt ist in der Einwohnerzahl, die jetzt nahe an 30000 Seelen beträgt, so ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß es Eisenbahn hat und Transitpunkt des Verkehrs nach Indien war, außerdem in den letzten Monaten sehr von der abyssinischen Expedition profitirt hat. Aber wie Alexandria jetzt mit 200000 Einwohnern (zur Zeit Napoleon's I. 50000 Seelen) Damiette und Rosette todtgemacht hat, so wird es seinerseits von Port-Said überflügelt werden, denn wenn einmal die Verbindung zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meere offen steht, dann wird, falls der Durchgang frei ist und eine Eisenbahn längs des Kanals läuft, alle Welt diesen Weg gehen. Noch einige Jahre und dies wird eine weltkundige Thatsache sein, aber schon Ende 1869 wird Afrika eine vollkommene Insel, denn der Kanal wird die genaue Grenze zwischen den beiden Erdtheilen sein.

Digitized by Google

Karl Maria von Weber.

Von Otto Gumprecht.

Erster Artikel.

Kehren wir den Blick thalabwärts von den Gipfeln der Tonkunst, auf denen die olympischen Gestalten der classischen Meister thronen, so ist einer der ersten, der sich uns darstellt, der Vater unserer musikalischen Romantik, der Schöpfer der specifisch deutschen Oper, Karl Maria von Weber. Was das Schaffen jener von dem seinen unterscheidet, ist weder die Fülle ursprünglichster Production noch der tiefgreifende Einfluß auf die spätere Entwickelung; in der einen wie in der andern Beziehung darf er kaum den Vergleich mit den Größten und Besten scheuen. Das Ausdrucksvermögen der Kunst verdankt auch ihm den bedeutsamsten Zuwachs; was er gesungen, war nicht der Nachhall fremder Weisen, sondern am Urquell der Töne geschöpft. Die Charaktere, mit denen er die Bühne bereichert, zeigen in jedem Zuge den individuellen Stempel ihres Bildners. Kein Componist hat mächtigere Einwirkung geübt auf das künstlerische Hervorbringen und Genießen der Zeitgenossen wie der ihnen folgenden Generationen. „Der Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon" bezeichnen drei gewaltige Stromgebiete der Musik, jedes dieser Werke ist der Ausgangspunkt einer blütenreichen Literatur. Die Epigonen der Agathe, des Aennchen und Max begegnen uns nicht allein in zahllosen Arbeiten derjenigen Gattung, die sich mehr oder weniger dem Singspiel nähert, die Töne der Empfindung, die hier angeschlagen, sind auch ebenso viel Grundtonarten für das deutsche Lied geworden; ganze Scharen von Sängern holten sich ihren Bedarf an lyrischem Epheu und Immergrün aus dem Walde, zu dem Weber ihnen den Weg gewiesen. Die „Euryanthe" ist die Ahnfrau unserer großen heroischen und romantischen Oper von rein nationalem Gepräge. Im „Oberon" endlich hat die phantastische Richtung, die seit einem Menschenalter fast unsere gesammte Instrumentalmusik beherrscht, ihren Ursprung, ebenso jene in der jüngsten Zeit mit solcher Liebe gepflegte Art von Cantaten, die ihre Stoffe der Märchenwelt entlehnen und deren vornehmste Vertreter wir in Mendelssohn, Schumann und Gade erblicken. Wenn die Schöpfungen des Meisters ebenso viele Lebenskeime gewesen, die in der Phantasie der Nachgeborenen tausendfältige Frucht getragen, so verdanken sie ihre fortzeugende Kraft dem Umstande, daß sie, den innersten Tiefen des deutschen Gemüths entstammt, einen wesentlichen Theil der diesen zugehörigen Gefühlswelt umschrieben und durchmessen. Weber steht deshalb auch in einer traulichern Nähe zu den Herzen seines Volks als irgendeiner der Frühern oder Spätern. Nicht wenige seiner Weisen sind so sehr das Eigenthum aller geworden, wie wenn sie von keinem einzelnen ersonnen, vielmehr, echte Kinder der Natur, auf dem Boden des Volksgesanges selbst gewachsen wären. Keine Oper hat so feste Wurzeln in der Liebe und dem Verständniß der Massen geschlagen wie „Der Freischütz". Obwol um ein volles Menschenalter jünger als „Don Juan", feierte er doch z. B. in Berlin nur drei Jahre später, als jenes höchste Gebilde der Gattung, das Jubiläum seiner dreihundertsten Aufführung, und für die übrigen deutschen Theater muß man ein ähnliches Verhältniß annehmen. War auch der „Euryanthe" und dem „Oberon" nicht das gleiche Schicksal beschieden, so gehören sie doch zu der enggeschlossenen Zahl derjenigen Werke, in denen jede künstlerisch geartete Bühne die Grundsäulen ihres Repertoire zu erblicken hat.

Wie hoch wir nun aber auch den Reichthum ureigener Erfindung anschlagen, der uns hier überall entgegenquillt, wie stark und nachhaltig demgemäß der Widerhall ist, den die Stimme des genialen Sängers wach gerufen: ein Charakterzug, welcher allein den

Digitized by Google

Gestalten der Kunst den Stempel der Vollendung aufprägt, geht dennoch dieser Tonsprache ab. Ein unverkennbares Merkzeichen trennt Weber von der Zahl der classischen Meister und weist ihm seinen Platz erst in der zweiten Reihe an. Mit ihm beginnt jener Auflösungsproceß, der die beiden im idealen Kunstwerk zu innigster Gemeinschaft geeinten Seiten zwiespaltig gegeneinander kehrt. Inhalt und Form, Idee und Ausdruck, musikalische Schönheit und geistige Bedeutsamkeit hören auf zu still in sich befriedigter und deshalb das Gefühl erlösender Harmonie zusammenzufließen. Das letztere Element fängt an, den Stoff, in dem es zur Erscheinung kommen soll, und den diesem eingeborenen Bildungstrieb als eine äußere Schranke zu empfinden, deren Zwang es mehr oder minder gewaltsam zu durchbrechen sucht. Der Kampf, der auf solche Weise den innersten Kern der Musik ergreift, führt nicht allein dahin, deren verschiedene Organe, namentlich das vornehmste, aber auch das unduldsamste von allen, die menschliche Stimme, um sie dem Willen gefügiger zu machen, weit über ihr natürliches Vermögen in Anspruch zu nehmen; er tastet auch die organische Gliederung der Gedanken, den Adel und die Reinheit der Architektonik an und endigt folgerichtig damit, an die Stelle des schönen Scheins den ungestümen Naturlaut zu setzen. Unsere ganze classische Musik, vor allem aber die classische Oper, war ein Kind des Bundes, den deutschen Geist und deutsches Gemüth mit italienischer Form und Schönheit geschlossen. Nachdem diese Vereinigung einmal vollzogen, verhält sich zu der Weltsprache, die deren Frucht ist, die bestimmte musikalische Ausdrucksweise der einzelnen Völker wie das Besondere zum Allgemeinen, oder wie die Dialektdichtung zur Nationalliteratur. Bleiben wir einen Augenblick bei diesem Vergleiche stehen, er kann uns vielleicht manchen lehrreichen Gesichtspunkt liefern. Das Volk bringt seine Schriftsprache keineswegs als Wiegengeschenk mit auf die Welt, in geduldiger, mühevoller Arbeit muß es sich dieselbe langsam schaffen und bilden. Zunächst erscheinen alle Anfänge seines geistigen Besitzes in eine bunte Mannichfaltigkeit verschiedener Mundarten verstreut. Sie sind die Quellen, die nach kürzerer oder längerer Wanderung ihren mehr oder weniger reichen Inhalt zuletzt in den großen gemeinsamen Strom ergießen. Mit der Dialektdichtung beginnt auf solche Art alle poetische Production. Das classische Drama der Griechen trat die Erbschaft der ionischen Rhapsodien wie der dorischen und äolischen Lyriker in ihrem vollen Umfange an. Homer und Pindar haben geholfen, das wunderbare Werkzeug zu fügen und abzustimmen, dem unter der Hand des Sophokles die Flut des edelsten Wohllauts entquoll. Bei uns mußten aber die Dichter des „Nibelungenliedes“ und des „Reinecke Fuchs“, die zahllosen Minne- und Heldensänger des Mittelalters, vorangegangen sein, um die Sprache für die classische Weihe bereit zu machen, den Boden zu schaffen, auf dem sich der stolze Tempelbau unserer Nationalliteratur erhob. Nicht selten gewahren wir nun jedoch, daß am Ausgange großer Culturperioden die eine oder andere besondere Mundart plötzlich aus der Verborgenheit wieder hervortritt, in die sie sich gegenüber der allgemein gültigen Ausdrucksweise geflüchtet. Diese Nachblüte oder Dialektpoesie ist nur die entsagungsvolle Rückkehr zum Anfang. In ihr mag eine Zeit die Befriedigung ihres Productionsdranges finden, welche die höchsten Ideale nicht erst noch zu verwirklichen hat, sondern sie in der reichsten Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen als gesicherte künstlerische Habe bereits überkommen. Während die gewaltigen Schöpfungen der unmittelbaren Vergangenheit und der durch sie massenhaft aufgehäufte Apparat der Bildung alles individuelle Vermögen zu erdrücken drohen, kann das letztere dazu gelangen, von dem breiten Strom, in welchem die gesammelte geistige Arbeit der Nation flutet, sich abzuwenden, um aus den Dialekten jenen ersten, der kindlichen Volksseele entsprungenen Lebensadern neue Kraft, Jugend und Unschuld zu schöpfen. Wenn diese Erscheinung auf dem Gebiet der Literatur uns nur als gelegentliche Episode begegnet, so setzte sich eine ganz ähnliche Wandlung in dem

Digitized by Google

Entwickelungsgange der Musik, wenigstens innerhalb einer ihrer vornehmsten Gattungen, mit zwingender Nothwendigkeit durch.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, das die Geschichte der Oper im zweiten und dritten Decennium unsers Jahrhunderts bietet. Wir sehen in dieser Periode die Gesangsbühne der drei vor allen andern an der Pflege der Tonkunst betheiligten Völker plötzlich eine neue Gestalt gewinnen. In Italien, Frankreich und Deutschland gelangt gleichzeitig eine wesentlich nationale Richtung zur Herrschaft und bezeichnet wird sie durch die klangvollen Namen Rossini, Auber und Weber. Die tausendfältigen Unterschiede und Gegensätze, welche diese im eigentlichen Sinne epochemachenden Tondichter trennen, schließen einen verwandten Zug so wenig aus, daß sie vielmehr in ihm als ihrer gemeinschaftlichen Quelle den Ursprung haben. Jeder der drei Meister vollzog die melodische Wiedergeburt der heimischen Opernbühne nur dadurch, daß er als Stoff zu seinen Gebilden die ureigene Sangs- und Empfindungsweise seines Volks verwandte. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts hatte sich die Musik zu einer Gleichmäßigkeit und Gemeingültigkeit der Formen und des Ausdrucks entwickelt, die ihr in der That den Charakter einer Weltsprache gaben. Die Production des classischen Zeitalters zeigt im ganzen betrachtet eine auffällige Aehnlichkeit des Stils. Méhul und Cherubini, die wiener Meister, die Componisten der neapolitanischen Schule, folgten in ihrem Schaffen so sehr den nämlichen Gesetzen und Anschauungen, daß gegen diese Uebereinstimmung zwar nicht die größere oder geringere individuelle Begabung, wohl aber die nationalen Verschiedenheiten durchaus in den Hintergrund treten. Die komischen Opern Mozart's und Cimarosa's gleichen einander wie mehr oder weniger reife Früchte von demselben Baume, und der „Wasserträger" und der „Joseph" reichen dem „Fidelio" die Bruderhand. Das Schicksal aller dieser Werke blieb deshalb auch keineswegs an die Bühne des Landes geknüpft, der sie zunächst gewidmet waren, überall fanden sie vielmehr eine Heimat, wo der Tonkunst eine Stätte bereitet worden. Die Uebersetzung des Textes aus einer Sprache in die andere ließ ihr innerstes Wesen unangetastet. Der ideale Zug, dem damals die Musik gehorchte, hob die einzelnen Musiker weit empor über die Besonderheit des bestimmten Volkscharakters, er einte sie zu einer aristokratischen Genossenschaft, deren Glieder im Dienst der gesammten Menschheit als Verkünder reinster Humanität ihren Beruf übten. Die Zersetzung des classischen Ideals und der immer siegreichere Durchbruch der realistischen Richtung hatten nun aber unter anderm auch die Folge, daß die dramatische Tonkunst den Zusammenhang mit dem Allgemeinen mehr und mehr lockerte und dafür ein nationales Gepräge annahm. Sie hörte auf Weltsprache zu sein und zersplitterte sich in einzelne Idiome. Eifrig horchte sie nach den einfachen Weisen hin, denen das Volk den Inhalt seines unmittelbaren Empfindens anvertraut, und die zu ihr emporklangen wie leises Quellenrauschen aus verborgenem Waldgrunde. In dem, was sie nun ihrem Publikum zu bieten begann, erkannte dies jubelnd den getreuen Widerhall aller seiner Freuden und Schmerzen. Je deutlicher und eindringlicher aber die italienischen, französischen und deutschen Componisten zu ihren Landsleuten redeten, um so weniger verstanden sie sich gegenseitig. Häßlich erschien dem einen was die andern schön dünkte. Es liegt in der Natur der nationalen Oper, daß sie weit inniger als die classische mit der Bühne ihrer ursprünglichen Heimat verwachsen ist. Die meisten Werke Rossini's und Auber's fügen sich ebenso widerwillig einem deutschen Texte als die Melodien Weber's dem Munde französischer und italienischer Sänger. Da trotzdem die Völker nicht abstanden, ihre künstlerische Habe auszutauschen, stürmte von der Bühne das verwirrendste Getümmel der Töne dem Sinne der Empfangenden entgegen. Nur kurze Zeit vermochten indeß jene Gegensätze in ihrer ursprünglichen Schärfe und Einseitigkeit sich nebeneinander zu behaupten. Sehr bald kam die kosmopolitische Oper, um ihre Ernten in sämmtlicher

Digitized by Google

Herren Länder zu schneiden. Froh des überschwenglichen Tonsegens, die zahllosen Unterschiede und Contraste des Ausdrucks als ebenso viel Reizmittel für ihre Zwecke ausnutzend, warf sie alles in ihren großen Topf.

Obgleich das deutsche Singspiel bereits auf eine mehr als hundertjährige Vergangenheit zurückblickte, obgleich unter den Werken Mozart's und Beethoven's drei der vaterländischen Gesangsbühne gewidmet wurden, nennt man doch Weber mit Fug und Recht den Vater unsers nationalen Musikdramas. Gewiß hat an der „Entführung", der „Zauberflöte" und zumal am „Fidelio" der Genius unsers Volks ein ungleich näheres und stärkeres Anrecht als an „Don Juan", „Figaro's Hochzeit" und „Così fan tutte", aber noch in einem ganz andern Sinne als jene Opern sind von deutscher Art „Der Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon". Mozart's und Beethoven's Tonsprache bewegt sich stets in den fließenden Linien und in den großen Formen des classischen Stils. Demgemäß stellen sich ihre Charaktere trotz der reichsten Mannichfaltigkeit und individuellsten Bestimmtheit des Inhalts als allgemeine, der Beschränktheit und Zwiespaltigkeit des Endlichen weit entrückte, in jedem Zuge den ungetrübten Glanz des Ideals abspiegelnde Urbilder des menschlichen Wesens dar. Von der holden Harmonie, dem gesättigten Vollklang der Empfindung, die in Belmonte, Tamino, Sarastro, Florestan, in Konstanze, Pamina, Leonore zur Erscheinung gekommen, vernehmen wir in der uns umgebenden Wirklichkeit nur einzelne losgerissene Töne. Die halbverständlichen Laute, welche die letztere stammelt, die bunten Bruchstücke, in die sie das innerlich Geniale zersplittert, sind hier durch die versöhnende und erlösende Macht der Kunst zu überzeugendstem Zusammenhange und edelster Lebensfülle verbunden. Die Musik Weber's steht dagegen zur realen Welt theils in einem weit abhängigern Verhältniß, theils setzt sie, wo sie sich ihr zu entringen sucht, nicht deren verklärtes Widerspiel an die Stelle, sondern ein willkürliches Traumreich der Phantasie. Die Gebilde des Componisten sind entweder wirkliche Menschen, behaftet mit allen Schwächen und Zufälligkeiten der Gattung, oder abenteuerliche Kinder der Luft und Wolken, des Nebels und der Nacht. Ob nun aber realistisch oder phantastisch, Einen Grundzug haben diese Schöpfungen sämmtlich miteinander gemein. Mögen sie mitten hineingreifen ins volle Leben, oder in allerlei sinnige Beziehungen zu den Gestalten des Märchens und der Sage treten, immer ist es die Muttersprache des deutschen Gemüths, die uns mit ihren traulichen Klängen grüßt. Weil dies nationale Element Weber's Musik so sehr erfüllt und durchdringt, daß nichts anderes mehr neben ihm Raum hat, weil es hier in seiner ganzen Einseitigkeit und Beschränkung zum Ausdruck gelangt, durften wir behaupten, daß sie zur Tonsprache der classischen Meister in dem nämlichen Verhältniß stehe wie eine besondere Mundart zum allgemeinen Tauschmittel des Geistes. Von dem gesammten Modulationsreichthum des Gefühls, der sich in den Werken jener ausbreitet, nannte der Componist des „Freischütz" und der „Euryanthe" nur einen scharf abgegrenzten Theil sein eigen. Daß, von seiner Hand berührt, alle einzelnen Töne der Empfindung innerhalb dieses bestimmten Umfangs nur um so voller ansprachen, lag aber in der Natur der Sache. Wenn wir bisher bei unserer Betrachtung immer von neuem auf den Gegensatz zwischen Besonderm und Allgemeinem stoßen, so macht sich derselbe noch nach einer andern Richtung hin geltend. Weber's große Vorgänger waren Universalherrscher im Reiche ihrer Kunst. Erscheint auch das Wesen des einen mehr dem Vocalen, das des andern mehr dem Instrumentalen zugewandt, so umfaßte doch ihr Vermögen sämmtliche Gebiete der Tonwelt, jedes einzelne bot sich zum Abdruck ihres Genius dar. In viel engere Grenzen sehen wir Weber's Tagewerk gewiesen. Die Pflege einer einzigen Gattung, und zwar derjenigen, die zur wirklichen Welt in der nächsten Beziehung steht, bildete so sehr den Inhalt dieses Künstlerlebens, daß was wir ihm sonst noch verdanken, dagegen kaum ins

Digitized by Google

Gewicht fällt. Die Heimat des Componisten ist die Bühne. Sie hat seine Phantasie mit ihren üppigsten Blüten umrankt, wie sie fast aus ihr allein ihre Nahrung gesogen. Sobald seine Töne den Zusammenhang mit ihr aufgeben, scheinen sie des natürlichen Resonanzbodens zu entbehren. Ehe wir die Gestalten der Weber'schen Opern im einzelnen an uns vorüberziehen lassen, haben wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung seiner übrigen Compositionen zu verweilen.

Unter den Arbeiten des Tondichters ist die Kirchenmusik durch zwei Messen vertreten. Was von ihnen dem Verfasser dieser Skizze bekannt geworden, deutet unverkennbar darauf hin, daß sie aus keiner wahrhaft innern Nöthigung entsprungen, sondern lediglich durch rein äußere Anregung hervorgerufen sind. Als königlich sächsischer Kapellmeister hatte Weber den musikalischen Theil des Cultus in der dresdener katholischen Kirche zu leiten. Die Ehre des Amtes, die Fülle der Mittel, die es ihm zur Verfügung stellte, mußten ihn drängen, seine Kraft an Aufgaben zu versuchen, die ihm bisher gänzlich fern gelegen. Nicht anders hatten es seine zahlreichen Vorgänger gehalten und er, ihnen insgesammt an schöpferischem Vermögen überlegen, konnte sich am wenigsten dieser künstlerischen Anstandspflicht entziehen. Kaum täuschen können wir uns darüber, daß er bei so manchem Anlaß in seinen Opern — man denke nur an Agathens „fromme Weise" — weit inbrünstiger, rührender und unschuldsvoller gebetet als wo er am Altar im Namen der Gemeinde deren uraltes Glaubensbekenntniß ablegt. Dort birgt die weltliche Hülle als ihren Kern einen Schatz echtester Frömmigkeit, hier zerstört die Befangenheit, mit welcher der Componist der unduldsamen Strenge der durch die Natur der Sache wie durch ein unverbrüchliches Herkommen geheiligten Form gegenübersteht, alle Inbrunst, Weihe und Innerlichkeit der Stimmung. Nicht lebendig war in seiner Seele die Polyphonie, welche doch allein den Tönen den kirchlichen Segen zu geben vermag. Stets blieb sie ihm eine äußere Satzung, stumm und betroffen stand vor ihr seine Muse. Wir gewahren hier deshalb eine Erscheinung, die in unzähligen neuern Arbeiten derart sich wiederholt. Sobald der Componist mit redlichem Bemühen in das eigentliche Wesen der Gattung sich zu vertiefen sucht, versagt ihm seine Phantasie jede Betheiligung. Wo dagegen diese ihre Schwingen entfaltet, wirft sie die durch den idealen Charakter der Aufgabe gebotene Zucht der Form als eine lästige Bürde ab und entführt uns in Regionen der Empfindung, über welche die Reize und Lockungen des Irdischen volle Gewalt haben. Soweit hier die Tonsprache in irgendwelche Beziehungen zum Gegenstande tritt, ist es dessen sinnliche Seite, an der sie haftet. Nicht aus dem geistigen Gehalt der Worte, sondern aus dem theatralischen Zubehör des Cultus schöpft sie ihre Anregungen. Bedeutung hat für sie nur der äußere Festglanz, mit dem sich die Kirche umgibt, er allein spiegelt sich ab in dem feierlichen Gepränge der Harmonie und der bunten Farbenpracht der Instrumentaltöne. Noch weniger als von den Messen Weber's vermögen wir von seinen weltlichen Cantaten zu berichten. Eine derselben, „Kampf und Sieg", war der Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen gewidmet, die andern verdankten dem Verhältniß ihres Autors zum sächsischen Königshofe die Entstehung. Alle diese Werke sind längst verklungen, nur die Ouverture einer Jubelcantate hat einen Platz in unserm Musikleben behauptet. Durch ihren volksthümlichen Grundzug, ihre üppige Tonfülle und ihren Stimmungsreichthum pflegt sie sich als willkommener Festgruß darzubieten, wenn es sich darum handelt, dem gehobenen Gefühl der Massen künstlerischen Ausdruck zu leihen. Nur Klänge der Freude ziehen hier an uns vorüber, bald gesteigert zu laut aufjauchzender Lust, bald in den süßen Frieden seliger Idylle sich hineinträumend. Kein Instrument erscheint mit leeren Händen bei der allgemeinen Feier. Lorbeerzweige bringen die einen, Erntekränze die andern. Eingerahmt ist das ganze Bild rührigen Lebens von der Melodie des „God save the king". Während die Einleitung präludirend auf sie

Digitized by Google

hindeutet, wird sie am Schluß im Jubel des vollen Orchesters emporgetragen. Auf die Bedeutung der Weber'schen Ouverturen haben wir im weitern Verlaufe noch ausführlicher zurückzukommen.

Zu ungleich frischerm und reicherm Ausdruck als in den großen chorischen Gesangswerken gelangte das Wesen des Componisten in seinen Liedern. Haben wir in ihnen auch nicht die höchsten Muster der Art zu suchen, so verdient doch die Mehrzahl ein freundlicheres Schicksal als die Theilnahmlosigkeit, mit der die jüngste Zeit an ihnen vorübereilt. Wer das Beste besitzt, verlernt leicht die Dankbarkeit gegen das Gute, und nicht anders geschah es hier. Gerade in diejenige Periode, die wir sonst die nachclassische nennen, fällt die bedeutsamste Entwickelung des Liedes. Während die meisten Zweige der Kunst allmählich hinzuwelken begannen, zeigte dieses das erfreulichste Wachsthum und Gedeihen. Eine neue Welt der Schönheit schufen hier dieselben Kräfte, die auf andern Gebieten der Musik gegen das unabwendbar hereinbrechende Zerstörungswerk der rückbildenden Metamorphose mühselig gerungen und in dem Streben, ihm Einhalt zu thun, es in der Regel nur noch beschleunigt. Keiner hat der Leier der lyrischen Muse vollere, süßere Klänge entlockt als der Sänger der „Müllerlieder" und der „Winterreise". Leiser rauschten ihre Saiten, nachdem sie seiner Hand entfallen, aber bis auf den heutigen Tag umschweben sie die Geister der Melodie und des Wohllauts. Unscheinbar genug nehmen sich nun gewiß die Weber'schen Lieder neben den Schubert'schen aus, die uns das Wesen der Gattung in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Formen darstellen. Wie die bescheidenen Kinder des Vorfrühlings zu dem schwellenden Blüten- und Fruchtsegen der folgenden sonnenreichen Monate verhalten sie sich zu ihnen. Auch das Mendelssohn'sche Lied und zumal das Schumann'sche hat vollern Klang als das Weber'sche. Die wählerische, überall vom feinsten Duft der Bildung angehauchte Art des erstern ist ihm ebenso fremd wie die dem andern eigene, den verborgensten Tiefen des Gemüths entsprungene, gleichsam mit dem Herzblut des Componisten genährte Poesie des Ausdrucks. Fast durchweg bleibt die Lyrik Weber's dem Volksgesange aufs engste angeschmiegt. Wie sie nur selten über dessen naiven Empfindungsgehalt hinausgreift, genügen ihr auch seine knappen, schlichten Formen. Lediglich die allgemeine Grundbestimmung pflegt sie in einer einfachen Melodie zusammenzufassen, die unverändert wiederkehrt, so oft es den Umfang des Gedichts verlangt. Die Begleitung fügt gewöhnlich blos die allerunentbehrlichste harmonische Unterlage hinzu. Die Stelle des Klaviers dieses bevorzugten Genossen der Singstimme vertritt dabei oft die patriarchalische Guitarre. Allerdings begegnen uns unter den Weber'schen Liedern einzelne, in denen die tondichtende Phantasie freier gewaltet. Ein kleines Cabinetsstück musikalischer Genremalerei ist z. B. das „Frage mich immer, fragest umsonst", aus dessen zierlich bebender Weise Aennchen's schalkhafte Züge hervorzulauschen scheinen. Bis auf den heutigen Tag gehört ferner das sinnige „Schneeglöckchen" sogar zu den Lieblingsblumen in dem Liederkranze unserer Concertsängerinnen. Noch manche anmuthige Gebilde ähnlicher Art ließen sich anführen, die kaum minder verdienten, von der Gegenwart in Ehren gehalten zu werden. Bei dem allen kann man jedoch nicht behaupten, daß der Name des Componisten einen besondern Abschnitt in der Geschichte des Liedes bezeichnet. Es verdankt ihm keine qualitative Bereicherung, nie ist er mit seinem Schaffen über den Markstein hinausgekommen, welchen bereits Mozart und Beethoven auf diesem Gebiet der Kunst errichtet. Einen noch volksthümlichern Ton als Weber's einstimmige Lieder schlagen seine Männerquartette an. Von den Arbeiten des Componisten sind sie die ersten gewesen, welche durch ihre kernige Popularität, die frische Gesangslust, die in ihnen sprudelt, seinen Namen unter die Massen getragen. Weisen, wie „Du Schwert an meiner Linken" und „Lützow's wilde Jagd", sind echte Kinder einer thatenfrohen, begeisterungsstarken Zeit. Jubelnd stimmte die ge-

Digitized by Google

sammte deutsche Jugend in sie ein und bis zu diesem Augenblick haben sie nicht aufgehört, in deren Mund und Herzen zu leben.

Eigenthümlich und kaum mit kurzen Worten darzulegen erscheint das Verhältniß Weber's zur Instrumentalmusik. Während er denjenigen Formen, in denen ihr Wesen am reinsten und vollsten sich darstellt, der Symphonie und dem Streichquartett, gänzlich fern geblieben, während seine Sonaten, Duos, Trios nur von sehr untergeordneter Bedeutung für eine Zeit sind, welche die Beethoven'sche Erbschaft in ihrem gesammten Umfang angetreten, hat er doch einen unberechenbaren Einfluß auf die heutige Behandlung des Orchesters geübt, und nicht minder folgenreich ist der Anstoß gewesen, den ihm das moderne Klavierspiel verdankt. Es war davon die Rede, daß den großen chorischen Gesangscompositionen Weber's mit dem polyphonen Charakter eine wesentliche künstlerische Lebensbedingung abgeht. Einen ganz ähnlichen Mangel lassen seine instrumentalen Schöpfungen erkennen. Statt zusammenhangsvoller, organisch fortschreitender Entwickelung gewahren wir in ihnen eine bunte Reihe melodischer und modulatorischer Einzelheiten. Die strenge Geschlossenheit des thematischen Processes ist aufgegeben und das lockere Band der bloßen Gedankenassociation an die Stelle getreten. Nicht das Gesetz der musikalischen Dialektik, sondern die phantasirende Willkür des Componisten weist der Gestaltung Weg und Ziel an. Wie in den höchsten sittlichen Thaten des Menschen, so vermählen sich auch in dem echten Kunstwerk Freiheit und Nothwendigkeit zum innigsten Bunde. Je nachdem nur das eine oder andere dieser Momente einseitig sich geltend macht, wird entweder das Wesen oder der schöne Schein geopfert. Dort sind es körperlose Schatten, hier ungestalteter Stoff, denen wir uns gegenüber befinden. Nicht gehörte zu Weber's künstlerischer Ausrüstung jenes plastische Vermögen, das beim Schaffen im Grunde nur den den Tönen eingeborenen Bildungstrieb gewähren läßt, jenes schöpferische Schauen, dem zugleich mit und aus dem Inhalt die Form als dessen eigenste Thätigkeit und naturgemäße Darstellung sich erzeugt. Seine Tonsprache bedurfte der stetigen Beziehung auf einen außerhalb ihrer selbst liegenden Gegenstand. Indem sie ihn umklammerte, von allen Seiten mit blühendem Leben umrankte, fand sie den Halt, der ihr die Stelle des aus eigener Kraft stark und straff emporstrebenden Wuchses vertreten mußte. Wenn in der Oper das Drama, auf dem gesammten Gebiet des Vocalen der Text zu diesem Zweck sich darbot, so war der Componist genöthigt, innerhalb des Instrumentalen, wo ihm solche Stütze fehlte, den Mangel durch ein rein vorgestelltes Etwas zu ersetzen. In seinen Klavierwerken, wenigstens in allen anspruchsvollern, erscheint ihm der Concertsaal als Turnierplatz, der Spieler als ritterlicher Kämpe, der vor versammeltem Volke die Proben der Tapferkeit und Geschicklichkeit ablegt. Seinen Ouverturen dient aber als Programm der Inhalt der folgenden Handlung.

Weber gehörte zu den gefeiertsten Pianisten seiner Zeit. Er hatte als Virtuose glänzende Triumphe aufzuweisen, namentlich den Schwung und das Feuer seiner Improvisation wußte man nicht genug zu rühmen. Daß der Genius des Instruments ihm besonders gewogen und vertraut gewesen, läßt auch die Betrachtung der diesem gewidmeten Arbeiten auf den ersten Blick erkennen. Unter ihnen begegnen uns sämmtliche Gattungen der Klaviermusik, von dem Concert und der Sonate bis hinab zum Tanz und Marsch. Je kleiner der Rahmen war, den seine Tonsprache zu erfüllen hatte, um so voller und frischer quoll sie aus seiner Seele. Keine einzige unter seinen Sonaten kann in Rücksicht auf Eigenthümlichkeit der Erfindung und den Reiz des Ausdrucks mit der „Aufforderung zum Tanz", den Polonaisen in E- und A-dur, den „Variationen über den Zigeunermarsch" sich messen. Deutlich wird man bei den erstern inne, daß die Form nicht aus der künstlerischen Idee hervorgewachsen, sondern lediglich ein äußeres Fachwerk geblieben, welches gleichgültig gegen den Inhalt zur Aufnahme des Verschiedenartigsten

Digitized by Google

und Unzusammenhängendsten sich herlieh. Stets scheint der concertirende Virtuose dem Componisten die Hand zu führen. Statt eines planvoll geordneten, vermöge eigener Triebkraft emporwachsenden, in jedem Theil Sinn und Bedeutung des Ganzen abspiegelnden Kunstwerks, wird uns eine Aufeinanderfolge von mehr oder weniger anregenden Einfällen geboten, wie sie der begnadigten Phantasie aus der Begeisterung des Augenblicks in Fülle zuzuströmen pflegen. Auf echte Perlen der Klavierliteratur stoßen wir dagegen unter denjenigen Arbeiten, die ihrem Charakter nach nicht genöthigt waren, über die knappste Lied- und Tanzform hinauszugehen. Unversehrt geblieben bis auf den heutigen Tag ist der Glanz der Jugend und Schönheit, der in Stücken wie der „Aufforderung zum Tanz" und jenen beiden Polonaisen über jeden Ton sich ergossen. Die Musik beschränkt sich hier keineswegs darauf, die rhythmischen Bewegungen der Tänzer zu ordnen und zu begleiten, sie entrollt sich vielmehr zu einer Aufeinanderfolge dramatisch bewegter Scenen, welche die Romantik des Ballsaals zum Inhalt gewählt. Nicht allein von dem Wiegen und Schweben der Paare, auch von dem Sehnen und Drängen der Herzen bringt sie Kunde. Brausende Festluft, glühender Lebensdrang, verführerische Liebeslockung schlingen um uns ihre magischen Kreise. Die poetische Weihe empfangen aber diese Klänge von der strotzenden Gesundheit der Empfindung, die in ihnen pulsirt, wie von der, wir möchten sagen ritterlichen Stattlichkeit und Vornehmheit des Ausdrucks. Bei einer andern Gelegenheit war von der Einwirkung die Rede, welche die durch Schubert idealisirte Tanzweise auf Chopin geübt, und von nicht geringerm Einfluß auf den letztern sind die Weber'schen Muster der Gattung gewesen. Bei aller geistigen Verwandtschaft, welche diese mit den Walzern, Polonaisen und Mazureks des Nachfolgers verknüpft, macht sich indessen ein sehr charakteristischer Unterschied bemerkbar. Hier wie dort ist die Grundstimmung durchaus erotisch; während sie jedoch in den Schöpfungen des deutschen Componisten frei, fröhlich und hoffnungsvoll aufjubelt, versenkt sie sich bei dem andern in die süße Wehmuth milde und träumerisch nachgenießender Rückerinnerung. Jauchzend erhebt jener den überschäumenden Becher der Freude zum Munde, dieser hat den Trunk bereits bis auf den letzten Tropfen geleert. Wenn von Weber's Klaviersachen nur das Wenigste Gemeingut des Dilettantismus geworden, so empfehlen sie sich um so nachdrücklicher allen berufsmäßigen Pianisten zum ernstesten Studium. Zunächst bieten sie durch ihren Spielreichthum, ihre dem Ausdrucksvermögen des Instruments aufs engste sich anschmiegende Haltung in Rücksicht auf technische Fertigkeit den trefflichsten Bildungsstoff. Dabei sind sie für die weitere Entwickelung der Klaviercomposition von besonderer Bedeutung gewesen. Wem es um einen gründlichen Einblick in dies Gebiet der Kunst zu thun ist, wird nicht umhin können, sich mit ihnen angelegentlich zu beschäftigen. Wie Weber der Vorgänger Chopin's gewesen, so finden wir seinen Einfluß in einem großen Theil der Mendelssohn'schen und Schumann'schen Klaviermusik wirksam. Auf der andern Seite hat ihm diejenige Richtung, bei der es sich lediglich um prunkvolle Schaustellung virtuosenhafter Bravour handelt, eine Menge der dankbarsten Effecte abgelauscht, was aber dort als eitler, nur künstlich herzugebrachter Flitterstaat der Töne erscheint, strömte ihm aus seinem eigensten Wesen als die naturgemäße Lebensäußerung einer ebenso frisch und voll empfindenden wie energisch sich bethätigenden Individualität hervor. Das Klavier war es endlich auch, das dem Componisten den Weg in das ernste Reich der Kammermusik gewiesen, heimisch ist er indessen nie auf diesem Gebiet geworden. In einem Trio für Klavier, Flöte und Cello wie einigen Arbeiten verwandter Art, die wir von ihm besitzen, ist die musikalische Substanz viel zu leicht gewogen, um ihnen noch etwas mehr als ein blos biographisches Interesse zu verleihen. Allerlei Abfälle von der reichlich besetzten Tafel der Weber'schen Oper haben hier ihre Verwendung gefunden. Im Hinblick auf diese mit flüchtiger Hand hingeworfenen Gelegenheitsstücke pflegt mancher

Digitized by Google

zunftsmäßige Musiker nicht ohne einen gewissen Anflug von Selbstzufriedenheit sein Bedauern auszusprechen, daß eine von der Natur so überschwenglich gesegnete Phantasie es zur rechten Zeit versäumt habe, der heilsamen Zucht der Schule sich zu unterwerfen. Unter den Werken des Tondichters suche man vergeblich nach einem richtig angelegten und durchgeführten Sonatensatz, weil er in allem, was zur eigentlichen Compositionstechnik gehörte, stets Naturalist geblieben. Wie uns dünkt, stehen aber hier Ursache und Wirkung gerade im umgekehrten Verhältniß. Es ist nie die Art eines Künstlers von Gottes Gnaden gewesen, irgendwelchen Keim, der in seiner Seele geruht, verkümmern zu lassen. Weber hat die großen Formen der Instrumentalmusik nur vorübergehend berührt, weil sie sich ihm zur getreuen Kundgebung seines innersten Wesens von Haus aus versagten. Nicht in der Sprache des Klaviers, nicht in der des Orchesters konnte sich seine eigenste künstlerische Persönlichkeit offenbaren, er bedurfte der Bühne, um zu vollem sinnlichen Leben zu erwecken, was in ihm sang und klang. Indem unsere Betrachtung sich den drei Opern zuwendet, die den Genius ihres Urhebers in seiner männlichen Reife darstellen, haben wir zunächst einen Augenblick bei der Gestalt zu verweilen, welche durch ihn die Ouverture empfing.

Die Sitte, mit einer instrumentalen Einleitung das gesungene Drama zu eröffnen, verdankt ihren Bestand weder einem gedankenlosen Herkommen noch dem Gelüste unserer Componisten, zuerst einmal in ganzer Person als absolute Musiker den Schauplatz zu betreten, bevor sie ihn mit dem Dichter und dessen Geschöpfen theilen, sie entspringt vielmehr aus einer ästhetischen Nothwendigkeit, dem Bedürfniß unsers Gefühls nach einer angemessenen Vorbereitung auf die Gaben, die seiner warten. Das Reich des schönen Scheins ist die gemeinsame Heimat aller Künste. Selbst diejenige unter ihnen, welche die bunte Fülle des Wirklichen am vollständigsten und handgreiflichsten abspiegelt, die dramatische hat zu ihrer Voraussetzung eine poetische Fiction. Nur wer sich willig der holden Täuschung hingibt, vermag an ihre Schöpfungen zu glauben und sie als warmes Leben zu empfinden und zu genießen. Noch durch eine ungleich breitere Kluft als das recitirende Schauspiel ist nun aber von der realen Welt die Oper geschieden. An die Stelle der gesprochenen Rede, dieses allgemeinsten und verständlichsten Ausdrucksmittels, welches das erstere als vornehmsten Stoff zu seinen Gebilden verwendet, tritt hier die Musik, und zwar handelt es sich für sie nicht allein darum, durch die Macht ihrer Töne die Resonanz der vom Text angerufenen Gefühle und Stimmungen zu verstärken und zu vertiefen; höher und umfassender ist die Aufgabe, die sie vorfindet, sie soll aus ureigenem Vermögen die handelnden Personen in aller Bestimmtheit und Mannichfaltigkeit individueller Besonderung zu unmittelbar sinnlichem Dasein verkörpern, soll Wesen, die Geist von unserm Geist und Fleisch von unserm Fleische sind, mit Einem Wort lebendige Menschen schaffen. Die Ouverture hat hier aber die Bedeutung, das Gemüth emporzuheben aus der uns umgebenden Alltäglichkeit, ihm das Wunderreich zu erschließen, in welchem die tongestaltende Phantasie als oberste Herrin und Meisterin waltet. Je nach dem losern oder engern Zusammenhange zwischen diesen instrumentalen Vorspielen und den Werken, zu deren Aufnahme sie unsere Seele in Bereitschaft setzen, lassen sich mehrere Arten derselben unterscheiden. Zu dem gesungenen Drama, das sie einleiten, können sie zunächst in einem ganz allgemeinen und äußerlichen Verhältniß stehen, sich damit begnügen, den Hörer im Tempel der Kunst willkommen zu heißen, ihn zur Aufmerksamkeit und Sammlung zu mahnen, die Saiten in seiner Brust, in denen des Werkeltags Leiden und Freuden gewühlt, zu stimmen, damit sie fähig werden, in ursprünglicher Reinheit die empfangenen Erschütterungen dem innern Sinne zu überliefern. Diese Art der Ouverture behauptete bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhundert uneingeschränkte Herrschaft und die italienische Oper ist bis auf den heutigen Tag nicht über sie hin-

Digitized by Google

ausgekommen. Seit jeher hatte in ihr der Prolog des Orchesters nur den Zweck, dem Publikum anzukündigen, daß alle Veranstaltungen zur musikalischen Lustbarkeit getroffen seien und die eigentlichen Festgeber, die Sänger und Sängerinnen sogleich erscheinen würden. Da immer wieder auf dies und nichts anderes alles hinauslief, trug mancher Tonsetzer, z. B. auch Rossini, nicht das geringste Bedenken, ein und dieselbe Ouverture für mehrere Werke zu verwenden. Der Instrumentalsatz, der jetzt den „Barbier von Sevilla" eröffnet, war aus der „Elisabetta" herübergenommen, die ihn wieder der Partitur des „Aureliano" entlehnt. Wie leichtfertig und handwerksmäßig uns nun aber auch ein solches Verfahren dünkt, so vermag es doch immer noch eine bessere künstlerische Berechtigung aufzuweisen als die Unsitte der Verdi'schen Oper, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Kein Zug ist charakteristischer für die allem Idealern abgekehrte Weise des Componisten. Eine dramatische Musik, die ihren Ton bis zum widerwärtigen Lärm der gemeinen Wirklichkeit herabstimmt, bedurfte in der That keiner Einleitung, keines die künstlerische Illusion vorbereitenden Uebergauges.

Ihre geistige Weihe empfing die Ouverture von demselben Meister, der die Oper zum musikalischen Drama erweckte. Bis dahin nur heimisch in der Sphäre untergeordneten Tonspiels, wurde sie nun der Träger einer ganz bestimmten künstlerischen Idee. An die Stelle der herzlosen Gleichgültigkeit gegen das Werk, das sie eröffnete, trat die innigste Beziehung zu dessen Stimmungsgehalt. Was sich später auf der Bühne leibhaftig begeben, die Freuden und Schmerzen, deren Widerhall wir von den Lippen der Sänger vernehmen sollten, alles das warf bereits seinen Schatten in das Orchester und gewann in dessen Sprache ahnungsvollen Ausdruck. Gluck ist der Vater dieser classischen Ouverture, in dem Schaffen Mozart's, Cherubini's und Beethoven's breitete sie sich dann weiter zu reichster Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen aus. Zu ihrem Wesen gehört, daß sie, obwol den Stimmungscharakter der folgenden Handlung getreu abspiegelnd, doch nirgends die Grenzen der reinen Musik überschreitet, also Sinn und Bedeutung lediglich in sich selbst trägt. Sie bedarf, um gewürdigt und genossen zu werden, keines erläuternden Programms, wenn auch unsere Bekanntschaft mit dem Inhalt des Dramas auf manche Einzelheit noch ein helleres Licht zu werfen geeignet sein mag. Es hat mit der classischen Ouverture nach dieser Seite hin genau dieselbe Bewandtniß wie mit den übrigen großen Formen der Instrumentalmusik. Auch die Symphonien, Streichquartette, Klaviersonaten unserer Meister finden nirgends anders als in sich ihre Erklärung; unabhängig ist ihr künstlerisches Verständniß von jeder äußerlich herzugebrachten Rücksicht. Wer wollte indessen leugnen, daß die Kenntniß der Umstände, unter denen das eine und andere jener Werke geschaffen wurden, der gelegentlichen Anregungen, die sie hervorriefen, nicht allein das Interesse an ihnen steigert, sondern uns auch noch mehr in den Tönen entdecken läßt, als sie an und für sich auszusagen vermögen. Stilvoll baut sich die classische Ouverture auf, nur nach den Gesetzen der musikalischen Architektonik entwickelt sie ihre Formen. Wenn sie es auch nicht immer verschmäht, dem Munde der Sänger einzelne Züge zu entlehnen, so verfährt doch der Componist in der Wahl seiner Motive nach freiem künstlerischen Ermessen. Während die Ouverture zur „Iphigenie in Aulis" auf die Arie des Agamemnon, die zum „Don Juan" auf das zweite Finale durch handgreifliche Anklänge hindeutet, enthält ein anderes unübertroffenes Muster der Gattung, die Ouverture zur „Hochzeit des Figaro" nichts dergleichen. Umsonst suchen wir hier nach einer Wendung, die in der Oper selbst wiederkehrte, und doch gibt es im gesammten Bereich unserer Kunst kein stimmungsvolleres, dramatisch bewegteres, seinem concreten Zweck entsprechenderes Tongemälde. Alle Geister des Muthwillens, der Neckerei und Schalkhaftigkeit, die den Personen des Stücks lächelndes Geleit geben, sind bereits im Orchester vollzählig beieinander.

Digitized by Google

Die reflectirende Richtung, die in unserer modernen Musik immer siegreicher hervordrang und sie zu dem Versuch trieb, nach Dingen ihre Hand auszustrecken, die nur der Kunst der Rede oder der gegenständlichen Darstellung zugänglich sind, gewann nun aber auch in der Ouverture Raum, und machte sich hier um so entschiedener geltend, da sie in der innersten Natur der Aufgabe ihre Berechtigung zu finden schien. Lediglich mit ihrem Orchester unternahmen es die Componisten, das gesammte Drama vorbildlich abzuschildern, dessen Inhalt buchstäblich in die Sprache der Instrumente zu übersetzen. Den ersten Schritt nach dieser Seite hin that bereits Beethoven in der großen Leonorenouverture, Form und Wesen der Kunst waren jedoch in seiner Seele viel zu fest gegründet, um ihn eine Bahn verfolgen zu lassen, die ihn weit über die Grenzen des musikalischen Ausdrucks hinausgeführt haben würde. Allein wie in so mancher andern Beziehung, so ereignete sich auch hier der Fall, daß andere ihren Ausgangspunkt gerade da nehmen zu müssen glaubten, wo der Meister in richtiger Würdigung des dem Instrumentalen innewohnenden Ausdrucksvermögens aufgehört. Was bei ihm ein vereinzelter Versuch geblieben, wurde von ihnen zu einem System ausgebildet. Der tiefgreifende Einfluß, den der „Fidelio" auf die Oper Weber's geübt, tritt auch in der Gestalt zu Tage, welche der Componist des „Freischütz" und der „Euryanthe" der Ouverture gab. Diese begnügte sich nicht, präludirend den rein musikalischen, also der Mittheilungsfähigkeit des Orchesters an und für sich zugänglichen Stimmungsgehalt der folgenden Handlung abzuspiegeln, sie sollte vielmehr in realistischer Handgreiflichkeit die wichtigsten Charaktere und Scenen der Oper an dem Hörer vorüberführen. Wenn Beethoven es für gut gehalten, dem Wunderbau seiner großen „Leonoren-Ouverture" jene plötzlich hereinklingende Trompetenfanfare, die im Stück selbst die Katastrophe ankündigt, als eine gewiß fremdartige und zunächst noch ganz unverständliche Episode einzufügen, so setzte Weber seine instrumentalen Prologe fast lediglich aus derartigen Fragmenten zusammen, welche das verbindende Element und ihre Erklärung von der Bekanntschaft des Hörers mit dem Inhalt des Dramas borgen mußten. Der Ursprung unserer gesammten sogenannten Programmusik liegt hier offen vor Augen. Was zunächst nur in der Ouverture geschehen, wurde bald auch auf die Symphonie und die übrigen instrumentalen Gattungen ausgedehnt. Wie dort das Textbuch, so that hier eine erläuternde Ueberschrift kund, worauf es der Tondichter eigentlich abgesehen. Indem die Weber'sche Ouverture schon die leibhaftige Oper in sich hineinzunehmen strebte, konnte sie dabei kaum anders verfahren, als deren prägnanteste Motive potpourriartig zuzurichten, gleichsam eine Musterkarte von dem darzubieten, was weiterhin unserer wartete. Ein doppelter Uebelstand war aber damit verknüpft. An die Stelle des innern Zusammenhangs, jener echten und wahren musikalischen Logik, die allein in der thematischen Entwickelung liegt, trat das lockere Band der bloßen Gedankenassociation; ferner gingen die meisten Gesangsmelodien, ihrem ureigenen Element entrückt und dem einen oder andern Instrument zugewiesen, ihres besten Zaubers verlustig. Agathens so hoffnungstrunken hinausgejubeltem „Süß entzückt entgegen ihm" werden in der Ouverture die Flügel geknickt und ein ähnliches Schicksal erfuhr Hüon's „Es gießt sich aus ein neuer Glanz", wie Rezia's „O Hüon mein Gatte, die Rettung sie naht". Gerade die prägnantesten musikalischen Gedanken pflegen mit ihrem innersten Lebensnerv an dem Organ zu hängen, dem sie der Componist ursprünglich in den Mund gelegt. Durch den quellenden Wohllaut der Beethoven'schen Adagien verführt, hat man es vielfach versucht, sie durch eine hinzugefügte Textunterlage in Gesangsstücke zu verwandeln, etwas Befriedigendes ist aber nie dabei herausgekommen. Nicht weniger mißlich erscheint es nun in den meisten Fällen, eine Vocalmelodie als Instrumentalmotiv zu verwenden. Wo die Mozart'sche Ouverture einzelne Anklänge der folgenden Oper entlehnt, geschieht es wenigstens nicht im Hauptsatz, der stets aus frei

Digitized by Google

erfundenen und deshalb einer organischen Entwickelung fähigen Themen sich aufbaut. Das Wesen der echten Gesangsmelodie bringt es eben mit sich, daß sie von Haus aus schon viel zu fertig und in sich abgeschlossen ist, um nicht jeden Versuch, musikalische Dialektik an ihr zu üben, spröde abzuwehren. Wie die Oper Weber's den Uebergang von dem classischen Stil zum modernen Realismus bezeichnet, so gelangte das Wesen des letztern bereits in seinen Ouverturen zum Durchbruch. Der dramatischen Bestimmtheit des Ausdrucks wurde das ideale Moment aller instrumentalen Musik, die künstlerische Form rücksichtslos geopfert. Am weitesten nach dieser Seite hin ging der Componist in dem Prolog zu demjenigen Werke, in welchem er die Summe seines gesammten Denkens, Schauens und Empfindens niederzulegen gedachte. Der Orchestersatz, der die „Eurhanthe" einleitet, präsentirt uns gleichsam das Register zur folgenden Oper. Mit dem Finger kann man auf die verschiedenen Motive weisen, von denen das eine ritterlichen Glanz, ein anderes zärtliche Minne, ein drittes den Geist Emma's, ein viertes die Bosheit Lysiart's und Eglantinens dem Hörer vergegenwärtigen soll. Das Band, das diese Tonbilder miteinander verknüpft, ist kein musikalisches mehr, den innern Zusammenhang, der nur in der verständigen Reflexion des Tondichters lag, müssen wir aus unserer Vorstellung ergänzen. Doch wie oft in der Kunst und zumal in der der Töne die That gegen alle ästhetische Weisheit ihr Recht behauptet, so spotten auch die Weber'schen Ouverturen mit ihrem glühenden Lebensdrang unserer grauen Theorien. Was in ihnen zunächst den Sinn gefangen nimmt, das ist der blühende Reichthum des Colorits. Betrachtet man unsere classischen Symphonien und Ouverturen, so fällt hier überall der Schwerpunkt in das Streichquartett und zwar mit gutem Grunde, denn es bildet im Orchester recht eigentlich den gestaltgebenden Factor, dasjenige Element, welches als bevorzugter Träger der musikalischen Entwickelung für die Reinheit und Folgerichtigkeit der Zeichnung einzustehen hat. Ueber diese den Glanz und die Mannichfaltigkeit der Farben auszugießen, liegt den Blasinstrumenten ob. Daß nun aber Weber den letztern einen bis dahin ungekannten Spielraum gestattete, hängt mit dem innersten Zuge seiner Natur zusammen, haben wir doch eben gesehen, daß bei ihm das Formelle von der realistischen Fülle des Ausdrucks überwuchert wird. Unser modernes Opernorchester ist seine Schöpfung, die instrumentale Palette verdankt ihm einen unermeßlichen Zuwachs an neuen Klangmischungen. Die prägnante, das Gemüth des Empfangenden unwiderstehlich bestrickende Eigenthümlichkeit der Weber'schen Ouverturen liegt indessen keineswegs allein in der bunten verlockenden Farbenpracht, in die sie vermöge der gegen früher tausendfältig gehäuften und vermannichfachten Anwendung der Hörner und Clarinetten, Flöten und Oboen und wie die Sänger aus Holz oder Metall sich sonst noch nennen, vor uns ausbreiten; die Hauptsache ist, daß der warme, volle Puls dramatischen Lebens alle diese Werke vom ersten bis zum letzten Ton durchdringt. Ganz entsprechen sie dem Zweck, eine frohe erwartungsvolle Menge festlich zu begrüßen und deren Sinn zu spannen auf die wunderbare Welt, die wenige Augenblicke später leibhaftig vor ihr erscheinen soll. Echtes Theaterblut rollt in Weber's Ouverturen, das Reich der Lampen und Coulissen ist ihre Heimat, hier leben und athmen sie in ewiger Jugend und Gesundheit. Ihr Glanz verbleicht aber im Concertsaal, dessen Thür ihnen die Freude unserer Orchester an virtuosen Aufgaben leider geöffnet. Neben den Schöpfungen unserer classischen Tonkunst spielen sie etwa dieselbe Rolle wie Theaterdecorationen in einer Bildergalerie. Weil sie ihre Bestimmung lediglich im engsten Anschluß an das folgende Drama zu erfüllen vermögen, geschieht ihrem eigensten Wesen Gewalt, sobald sie aus ihrem natürlichen Zusammenhange gelöst und jeder äußern Beziehung und Anlehnung beraubt, als reine Musik für sich selbst einzustehen haben.

Digitized by Google

Indem wir uns endlich zu einer nähern Betrachtung der Weber'schen Oper wenden, lassen wir die „Sylvana", den „Abu Hassan" wie die noch ältern Jugendarbeiten beiseite und fassen allein jene drei Werke ins Auge, die ihrem Urheber für alle Zeit eine der hervorragendsten Stellen in der Geschichte der Gattung sichern.

Einem von schwerer Krankheit Genesenden, oder einem von langer bedrängnißvoller Irrfahrt Heimkehrenden glich das deutsche Volk nach den Freiheitskriegen. Wie jener allenthalben freundlichen Glanz statt des öden Grau ausgegossen erblickt, in welchem ihm ehedem die Macht der Gewohnheit Menschen und Dinge erscheinen ließ, wie ihn auf Schritt und Tritt eine Mannichfaltigkeit der sinnigsten Beziehungen begrüßt und umfängt, weil alles neuen Inhalt und Reiz für ihn gewonnen, so fand das Geschlecht, das kaum seine höchste nationale Habe zurückerworben, von poetischer Verklärung die Welt umflossen, in der es sich eben wieder häuslich einzurichten gedachte. Der lange entbehrte Friede, die Seligkeit des Heimgefühls, die Ruhe und das Behagen, die nach einer Zeit voll schwerer Kämpfe und zäher die Gesammtheit wie das Geschick jedes einzelnen feindlich bedrohender Umwälzungen in die Herzen eingezogen, sie gaben dem Leben und der gesicherten Ordnung, in die es zurückgekehrt, eine festliche Weihe. Während bis dahin schon der nächste Augenblick alles verstören konnte, woran die Liebe und Sorge der Menschen hing, wußten sie sich nun geborgen in dem Kreise, der ihr Dasein umschloß. Mit dem ganzen Reichthum seines Empfindens umfaßte das deutsche Gemüth dieselbe Wirklichkeit, aus deren engen Schranken und prosaischem Einerlei die Phantasie ehedem in das Reich des schönen Scheins geflüchtet. Wie warmer Sonnenglanz lag über dem Leben des Volks die Poesie des Friedens, sie idealisirte seine Arbeit und seine Freuden. Die duftigste Sangesblüte jener kurz gemessenen Periode, in welcher ein neues goldenes Zeitalter anzubrechen schien, war aber der „Freischütz", in ihm ergriff die Kunst Besitz von der wiedergewonnenen Heimat. Der nämliche Componist, in dessen „Leier und Schwert" die todesmuthige Begeisterung seines Volks so gewaltigen Ausdruck gefunden, kündete nun in den süßesten Weisen das ganze Behagen deutschen Stillebens, auf die stürmischen Kampf- und Siegeslieder folgte die lächelnde Idylle des Friedens. Weber wäre nie der Liebling der Nation geworden, hätten nicht allen Wandlungen in deren Seele seine Töne mit naivem Verständniß sich stets aufs innigste angeschmiegt. Die feinsten Gefühlsschwingungen der Zeit klangen hinein in sein Schaffen. Der „Freischütz" lieh der Freude an dem traulichen Daheim, mit der das Volk die alten Zustände und Verhältnisse begrüßte, ebenso beredten Ausdruck als die „Euryanthe" und der „Oberon" der ins Unbestimmte schweifenden Sehnsucht, die bald an die Stelle jenes heitern Sichgenügens getreten. Reichten doch wenige Jahre dazu hin, von der Wirklichkeit den poetischen Schimmer abzustreifen, mit dem sie der durch deutsche Siege neubefestigte Friede übergoldete. Wenn die Musik von der vornehmen Höhe und Allgemeinheit, die sie in den Schöpfungen der classischen Meister behauptete, hinabstieg und sich zum Wiederspiel der nationalen Besonderheit darlieh, so folgte sie demselben Zuge, dem auch die Poesie gehorchte, indem sie dem Cultus des von Ort und Zeit gelösten schönen Scheins entsagte und für ihre Gebilde Stoff und Formen immer mehr in der bestimmten Eigenthümlichkeit ihres Volks suchte. In dem „Freischütz" war bereits die Oper ohne die Irrfahrten durch das Nebelreich der Romantik, die sie später nachholte, geradeswegs aus der Region des Ideals, der Heimat des classischen Kunstwerks, mitten in den lebensfrischesten Realismus gelangt. Der thatlose, völlig in weiche Lyrik aufgelöste Jünglingscharakter des Max, die träumerisch in sich hineinlauschende Agathe, die ganz dahingegeben der Ueberschwenglichkeit ihres Empfindens, Menschen und Dinge umher nur wie durch einen Schleier erblickt und bei jedem Laut bang zusammenzuckt, der von draußen

Digitized by Google

in den Sonntagsfrieden ihrer Liebe dringt, endlich ihr heiteres Gegenstück, Aennchen mit dem hellen Kinderauge und dem schalkhaften Lächeln auf den Lippen, sie sind sämmtlich echte Grundtypen deutschen Wesens, allenthalben in der Wirklichkeit glauben wir auf ihre Doppelgänger zu stoßen. Wie sie alle von unvermischt deutscher Art sind, so auch die Umgebung, in der sie sich darstellen. Im patriarchalischen Försterhause und draußen im grünen Jagdrevier, in der Dorfschenke und dem frohen Treiben, das sich um sie regt, beim Wettschießen und während des Kranzwindens, überall fühlen wir uns aufs traulichste von heimischer Sitte und Gewohnheit angesprochen. Hoch genug haben wir gewiß dabei die Verdienste des Textes anzuschlagen, nie hat in der That ein deutscher Operndichter mehr ins Schwarze getroffen als Kind's „Freischütz"; aber Farbe und Duft, warmes blühendes Leben empfingen seine Gebilde erst durch die Macht der Töne. Durchweg ist die Musik tief eingesenkt in ein echt nationales Element. Die knappen Formen des Volksliedes und die schlichte Einfalt und Treuherzigkeit seines Ausdrucks sind der Boden, in dem sie wurzelt, dem sie ihre Kraft und Gesundheit verdankt. Daß der Text dem Componisten kaum irgendwo Gelegenheit gab zu Tonstücken von breiterm dramatischen Wurf, bewahrt ihn vor den gewaltsamen Anläufen und unschönen Uebertreibungen, die hier und da im „Oberon" und noch weit mehr in der „Euryanthe" von seinem schweren mühevollen Ringen mit der Aufgabe Zeugniß ablegen. Waltet doch gerade am glücklichsten sein Talent da, wo ihn ein bestimmter, durch eine concrete Situation eingerahmter und gefärbter Inhalt dargeboten wird, denn um die ganze Fülle des allgemein menschlichen Empfindens auszuklingen, gebrach es ihm an Tiefe und Energie. Denselben behaglichen Realismus, mit welchem sich die Musik zum „Freischütz" in die kleinbürgerliche und ländliche Idylle versenkt, zeigt sie auch in ihrem Verhältniß zur Natur. Aufs innigste ist sie vertraut mit deren Leben und Weben, nicht milde wird sie, der Klänge sich zu freuen, die sie ihr abgelauscht. Sie kennt die Geheimnisse der Grotten und Klüfte, das Rauschen der Bäume, das Brausen der Winde, alle Stimmen der Fluren und Wälder rufen in ihr tausendfältigen Widerhall wach. Sie hat Farben für das Zwielicht der Dämmerung, den Glanz des Mondes und die Schatten des wolkenschweren Gewitterhimmels. Weber ist vor allen andern der Sänger unsers deutschen Waldes. Wie dieser schon der Preciosa und ihren spanischen Zigeunern seine Grüße gesandt, so athmen wir überall im „Freischütz" seinen würzigen Hauch. Und mit der Freude des Componisten an der Natur hängt sein Zug zum Phantastischen eng zusammen, ist doch das letztere, soweit es nicht auf ein leeres Spiel der Einbildung hinausläuft, nur eine poetische Verkörperung des Elementaren. Kein Volk besitzt einen reichern Sagen- und Märchenschatz als das deutsche, weil kein anderes mit so liebevollem Auge die Welt um sich her geschaut und sie mit gleicher Innigkeit umfangen. Alle Mächte der Natur gewannen ihm besonderes Leben und individuelle Gestalt. Die unzähligen Wesen, mit denen es die Berge und Thäler, die Wälder und Ströme, das Innere der Erde wie die Lüfte bevölkerte, sie alle geben Zeugniß von dem Reichthum seines Gemüths und der sinnigen Weise, in der es jeden Eindruck aufnahm und sich gegenständlich machte. Auch mit ihrem Wohlgefallen an dem Wunderbaren erscheint die Freischützmusik so recht aus den Urquellen nationalen Empfindens geschöpft. Zur leibhaftigsten Unmittelbarkeit versinnlicht hat sie durch die Macht ihrer Töne die Lieblingsgebilde der Volksphantasie, den Teufel, die wilde Jagd und die übrigen gespenstischen Kinder der Nacht und des Waldes. Weit auf that sich vor ihr das bunte Zauberreich des Märchens, und wer später zu diesem den Zugang gesucht, ließ sich von ihr den Weg dahin weisen. Bis auf den heutigen Tag ist die Wolfsschluchtscene mit ihrem harmonischen und instrumentalen Spuk der große Farbenkasten für die mannichfaltigsten Schattirungen des Dämonischen und Phantastischen. Seiner Natur nach entzieht sich das Außermenschliche dem Ver-

Digitized by Google

mögen der menschlichen Stimme, es findet allein seine Darstellung in der Tonmalerei des Orchesters. Wir haben aber schon darauf hingewiesen, daß gerade die virtuose Behandlung des Colorits zu den vornehmsten Eigenthümlichkeiten in der künstlerischen Ausrüstung Weber's gehört. Fassen wir das Gesagte zusammen, so spiegelt kein anderes Werk unsers Meisters dessen geistiges Antlitz so treu und allseitig ab wie der „Freischütz". In ursprünglichster Reinheit gewahren wir hier die drei Elemente neben- und miteinander, die den Grundaccord in dem Wesen des Componisten bilden, seine weiche, wir möchten fast sagen weibliche Ueberschwenglichkeit der Empfindung, die gemüthvolle Theilnahme an den kleinen Freuden und Leiden des alltäglichen Lebens, endlich den Hang und Drang zum Phantastischen. Ein breiter Strom süßer Melodie, genährt aus den frischen Quellen des Volksgesanges, durchzieht das Werk von einem Ende zum andern. In der Kunst wie im Leben gilt uns die Naivetät für eine der edelsten Eigenschaften und zu jedem Ton hat sie hier ihren Segen gegeben.

Mußte es Weber zu seinem bittern Leide erfahren, daß er mit keiner seiner spätern Arbeiten den „Freischütz" zu überbieten vermochte, so bezeichnet dem Streben nach die „Euryanthe" den Höhepunkt in seinem Schaffen. Wir hätten sie unzweifelhaft als die preiswürdigste seiner Schöpfungen zu feiern, richtete sich der Werth des Kunstwerks allein nach der Größe und Kühnheit der Intention, die seinem Bildner vorgeschwebt. Hatten bisher die engen anspruchslosen Formen, wie sie aus dem Boden des nationalen Singspiels sich entwickelt, dem Componisten Genüge gethan, so war jetzt sein Sinnen und Trachten auf die volle Verwirklichung des musikalischen Dramas gerichtet. Zum ersten mal verzichtete in der „Euryanthe" die deutsche Oper auf die Mithülfe des gesprochenen Worts. Gewiß verstößt das Hin und Her von Gesang und Dialog gegen einen kategorischen Imperativ der Aesthetik, innere und äußere Harmonie ist ein Grundgesetz aller schönen Kunst. Eine Darstellungsweise, der bald die verständige Rede, bald der zu Klang und Ton aufgelöste Naturlaut des Gefühls zum Ausdruck dient, bietet statt eines organischen Ganzen eine bunte Reihe von Bruchstücken, die unter sich nichts gemein haben. Die italienische Oper, das nachgeborene Kind der Antike, hat deshalb auch nie jene Mischform gekannt, welche bis in dieses Jahrhundert hinein die deutsche Gesangesbühne ausschließlich beherrschte und keiner künstlerischen Idee, sondern lediglich der Macht der positiven Verhältnisse entsprungen war. Wie sehr nun aber auch die Beimischung des gesprochenen Worts den idealen Charakter des Kunstwerks antastet, einen unleugbaren praktischen Vortheil bietet sie dem Componisten doch. Zunächst darf er für jede seiner Musiknummern der frischesten Empfänglichkeit der Hörer sicher sein, weil nach der klangarmen Rede die Töne schon durch ihre vollquellende Sinnlichkeit das Ohr gefangen nehmen. Stets ist das Gemüth der Massen dem Reiz des Wechsels unterthan gewesen. Und noch wichtiger als diese rein materielle Rücksicht dünkt uns der folgende Punkt. Ein Tondichter, der in seiner Oper das gesprochene Wort nicht verschmäht, befindet sich in der günstigen Lage, daß nicht allein die Handlung seinem Publikum ungleich verständlicher wird, sondern daß er auch bis zu einem gewissen Grade fertige, der allgemeinen Theilnahme versicherte Charaktere empfängt, die er nur noch mit seinen besten melodischen Blüten zu schmücken braucht. Die unvermeidlichen Expositionen, die heiße Wüstenwanderung durch den Sand und Staub der Alltäglichkeit nimmt ihm der Dialog mit hülfreicher Hand ab und er darf sich nun um so gemächlicher auf den schattigen Oasen der Poesie einrichten und seine Töne lediglich aus dem rein und voll aufsprudelnden Empfindungsgehalt schöpfen. Mit der gesprochenen Rede schloß Weber von der „Euryanthe" einen Factor aus, der ihm im „Freischütz" die Arbeit leicht gemacht, ihn in jeder Weise freundlich gestützt und getragen hatte, unendlich gesteigerte Ansprüche an die eigene Kraft verlangte diesmal seine Aufgabe. Während er mit bewußtem Ernst und dem gewalt-

Digitized by Google

samen Aufgebot seines gesammten Vermögens nach den höchsten Zielen dramatischer Kunst rang, mußten die Grenzen, in die sein Genius gewiesen war, offen zu Tage treten. In der Natur der Sache liegt es, daß die durchcomponirte Oper eine ungleich breitere Anlage fordert als diejenige Art, die noch mit dem einen Fuß im Singspiel steht, denn ihren ganzen melodischen, harmonischen und rhythmischen Apparat ist die Musik gezwungen in Bewegung zu setzen, um ungefähr dasselbe auszusprechen, wozu die beflügelte Rede eben nur eines einzigen Athemzugs bedarf. Ohne irgendwelchen Abzug nahm sie hier das gesammte Drama in sich hinein, um es aus eigenstem Vermögen wieder zu gebären. Keineswegs darauf beschränkt, blos die wichtigsten Situationen mit der angemessenen Gefühlsatmosphäre zu umgeben, hatte sie den Verlauf der Handlung bis in alle Einzelheiten abzuschildern. In voller Lebensgröße und ganzer Figur sollte sie vor uns die Charaktere erstehen lassen, die von ihr in der Dialogoper nur gleichsam reliefartig ausgeführt werden. Gegenüber dem „Freischütz" haben sich deshalb in der „Euryanthe" alle Proportionen erweitert. An die Stelle des einfachen liedmäßigen Zuschnitts sind vielgliederige Sätze von beträchtlicher Ausdehnung getreten. Jeder Act schließt mit einem umfangreichen Finale, in welchem dem Chor eine hervorragende Rolle zufällt. Mit den dramatischen Functionen des letztern hat es überhaupt jetzt eine ganz andere Bewandtniß. Nicht mehr von blos beiläufiger Bedeutung wie im „Freischütz" erscheint er den übrigen an der Darstellung betheiligten Factoren durchaus ebenbürtig, allenthalben in die Handlung aufs engste verflochten. In keinem Verhältniß stand nun aber die Gestaltungskraft Weber's zu der anspruchsvollen Größe der Formen, welche die Aufgabe forderte. Statt aus dem Wesen der allgemeinen Grundstimmung, also aus der Machtfülle der künstlerischen Idee den Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Inhalts hervorströmen zu lassen, ward er durch seine innerste Natur gerade zum entgegengesetzten Verfahren genöthigt. Fast durchweg haftet seine Tonsprache am einzelnen, aus diesem schöpft sie ihre Motive, die sie dann mosaikartig aneinanderreiht. Mit Vorliebe bewegt sie sich auf dem zweifelhaften Grenzgebiet zwischen Recitativ und Cantilene, weil sie hier jeden Stimmungswechsel des Textes am behendesten folgen, ihren Zug nach realistisch detaillirendem Ausdruck am freiesten walten lassen kann. Diese sogenannte Scenenform, die aller organischen Gliederung des musikalischen Satzes feindlich, in ihren letzten Consequenzen zum uranfänglichen Chaos des jeder schönen Schranke ledigen Gefühlsergusses zurückführt, wurde von Weber auf der Bühne eingebürgert. Mit beiden Händen haben seine Nachfolger nach diesem verhängnißvollen Erwerbe gegriffen und als dessen rücksichtsloseste Verwerthung stellt sich das declamatorische Princip Wagner's dar.

Sieht man auf den specifischen Empfindungsgehalt, so ist die Familienähnlichkeit zwischen dem „Freischütz" und der „Euryanthe" nicht zu verkennen. Aus dem rein passiven Wesen des Adolar und seiner gefühlsseligen Braut lauschen die weichen Züge des Max und der Agathe deutlich genug hervor, und die Gestalt des Kaspar hat sich zum dämonischen Zwilligspaar Lysiart und Eglantine verdoppelt. Wie aber der Componist die kleinbürgerliche Gesellschaft, in der er so heimisch gewesen, mit dem mittelalterlichen Königshofe vertauscht, so erscheint auch überall der Gefühlsausdruck um ein paar Octaven höher gegriffen. Die naive Unmittelbarkeit des Schaffens ist einem planmäßigen, auf Einen Punkt gerichteten, von der Reflexion geleiteten, künstlerischen Wollen gewichen. Zunächst hatte die schärfere Spannung des dramatischen Princips die Häufung und Steigerung der äußern Darstellungsmittel zur Folge. Wie in so vielen andern Beziehungen, so gewahren wir auch in der Behandlung des Orchesters seit jeher einen wesentlichen Gegensatz zwischen der italienischen und deutschen Oper. In jener mehr oder weniger darauf beschränkt, das unentbehrliche Element der Harmonie herbeizubringen, und nur als bescheidener Hinter- und Untergrund im Verhältniß zu den Stimmen verwandt,

Digitized by Google

durfte es in dieser sich ungleich freier bethätigen. Je mehr ihm auf seinem souveränen Gebiete, dem der Symphonie und Ouverture, die Kraft gewachsen war, um so unwiderstehlicher fühlte es sich getrieben, auch auf der Bühne vollen Gebrauch von seinem Vermögen zu machen. Wenn es schon im „Fidelio“ mit seinem Spielreichthum von allen Seiten die Stimmen umrankt und überspunnen hatte, so erblicken wir in der „Euryanthe“ etwas ganz Aehnliches, nur findet der Unterschied statt, daß es dort durch seine polyphone Energie, durch die unversiegliche Fülle und geistige Bedeutsamkeit der Gestalten, hier durch den Materialismus des Colorits den naturgemäßen Schwerpunkt des Ganzen verschiebt und ihn aus dem Vocalen in das Instrumentale verlegt. Das Uebergewicht des letztern Factors trieb zugleich die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Sänger ins Ungemessene. Noch weit mehr als einst Beethoven in Rücksicht auf Kraft und Umfang der Stimme seinem Florestan und Pizaro zugemuthet, glaubte Weber von den Darstellern des Lisiart und der Eglantine fordern zu dürfen. Aber auch rein innerlich betrachtet, verräth seine Tonsprache den gewaltsamen Druck, welchen das Streben nach dramatischem Realismus auf sie geübt. Ueberall zeigt sich der Ausdruck dem Extremen zugeneigt. Das Weiche geht ins Weichliche über, die Innigkeit in verschwommene Sentimentalität, die hervorbrechende Leidenschaft entartet zu hastig umherfahrendem Ungethüm. Die menschliche Seele wird in zwei Hälften getheilt, die als abstract Gutes und schlechthin Böses unvermittelt sich gegenüberstehen. Diesem Zuge der Musik nach dem rein Pathologischen leistete der Text mit seiner herzkranken Romantik, seinen naturwidrigen Charakteren und unwahren Situationen erheblichen Vorschub. Wie gewichtig und zahlreich nun aber auch die Bedenken sind, zu denen das Werk herausfordert, üben wird es doch immer von neuem seine Macht auf jedes Gemüth, das für den Zauber der Töne nicht ganz unempfänglich ist. So oft die Handlung zu einem lyrischen Ruhepunkte gelangt, gewinnen Empfindung und Ausdruck ihre volle Gesundheit und Frische zurück. Mit ihren lieblichsten Blüten hat die Melodie diese windgeschützten, vom dramatischen Höhenzug des Ganzen seitabliegenden Stellen überstet. Zu dem Besten, das wir Weber verdanken, gehören die Frauen- und Männerchöre im Eingange, ein großer Theil des ersten Finale, das Duett „Hin nimm die Seele mein“ und der Jagdchor mit seinem echt ritterlichen Ton. Der letztere, der schon in die Klaviersachen des Componisten so hell hineinklingt (wir erinnern nur an das Concertstück in F-moll, an die E-dur-Polonaise, die „Aufforderung zum Tanz“ und viele Sonatensätze), durchdringt überhaupt die Musik der „Euryanthe“ vom Anfang bis zum Ende und gibt ihr ein Localcolorit, das durch seine realistische Bestimmtheit schon auf die historische Oper hindeutet und sie vorbereitet. Hatte je eine dramatische Composition Anspruch auf die Bezeichnung eines Kunstwerks der Zukunft, so ist es diese. Nur langsam und mühselig gewann sie sich ihren Platz in dem Verständniß des Publikums. Vermochte sie auch nie im Herzen des deutschen Volks die liebevolle Begeisterung anzufachen, mit der es an seinem „Freischütz“ hängt, so traten doch dankbare Hingebung und eingehende Würdigung an die Stelle jener in die beschönigende Form eines Erfolgs der Achtung gekleideten Gleichgültigkeit, auf die das Werk bei seinen ersten Schritten in die Welt stieß. Und noch in einem andern Betracht müssen wir die „Euryanthe“ echte Zukunftsmusik nennen. Blicken wir von ihr aus auf die ganze folgende Entwickelung, so ist es, als ob man von einem hohen Berge die vor ihm unterthänig hingebreitete Landschaft überschaute. Keinen einzigen Grundton der Empfindung sehen wir hier angeschlagen, den nicht unsere heroische und romantische Oper durch alle Modulationen der Lust und des Schmerzes später umhertrug. Aus der Hand der Euryanthe empfing Marschner sein Ritterlehn und von allen wirklich musikalischen Anregungen, soweit solche in Wagner's Arbeiten erkennbar sind, findet man in der That dort die ersten Keime. Bis zu dem Grade ist sein gesammtes Wesen von dem einen Werk gefangen ge-

Digitized by Google

nommen, daß selbst dessen Libretto tiefgreifenden Einfluß auf den Lohengrintext geübt. Wer gewahrte nicht in jedem Zuge die Blutsverwandschaft zwischen Lysiart und Telramund, Eglantine und Ortrud und nicht minder zwischen den beiden Schattenkönigen? Unermeßlich sind die Folgen, welche die „Euryanthe" für die weitere Gestaltung des musikalischen Dramas gehabt. Sie beschränken sich nicht allein auf die deutsche Bühne, auch jenseit des Rheins gewannen sie Boden. Meyerbeer übersetzte das Vermächtniß des Weber'schen Genius ins Französische und gründete so jene Schule, die gegenwärtig in Gounod ihren hervorragendsten Vertreter gefunden. In der Richtung auf das Charakteristische hat die „Euryanthe" unsern Componisten unerschöpfliche Fundgruben geöffnet. Sie gab dem Mittelalter Sang und Klang, ihr Adolar mit dem Schwert in der einen und der Leier in der andern Hand ist der Stammvater jener ruhmreichen Helden und schmachtenden Troubadours, von deren tapfern Thaten und süßen Liedern die neueste romantische Oper so viel zu melden weiß. Soll ritterliches Wesen oder helle Festfreude in Tönen geschildert werden, so muß jetzt Weber seinen Beistand leihen. Er war ferner der erste, der auf die Bühne jene, wir möchten sagen überweiblichen Frauengestalten gerufen, deren Wesen nur aus Mondschein und Blumenduft gewoben scheint, die in ihrem gesammten Denken und Empfinden uns an einen lang hingezogenen, in weiter Ferne leise und wehmüthig verhallenden Ton gemahnen. Und nicht weniger zahlreich als die Epigonen Adolar's und Euryanthens ist die Nachkommenschaft des andern Paares. Jede einzelne Wendung in dem Munde des Lysiart und der Eglantine gewann im Verlauf der Zeit das Ansehen von landläufigen Ausdrucksschablonen, die Romantik des Häßlichen, die auf unserer heutigen Bühne eine solche Rolle spielt, verdankt ihnen ihre stärksten Schlagworte. Das Werk bezeichnet auf solche Weise einen der wichtigsten Wendepunkte in unserer geschichtlichen Entwickelung; mit ungleich mehr Recht als im „Freischütz" oder im „Oberon" haben wir in ihm die große Wasserscheide zwischen der classischen Oper und dem modernen Musikdrama zu suchen.

Die blaue Blume, die unserer romantischen Dichtung im Traume erschien und ihr das sehnsüchtig begehrte Ziel auf allen Irrfahrten gewesen, im „Oberon" finden wir sie zu vollster Herrlichkeit erblüht. War die „Euryanthe" vor jener Wirklichkeit, die uns im „Freischütz" so traulich umfängt und anheimelt, in eine weitentlegene Vergangenheit zurückgeflohen, so stellt sich das letzte dramatische Werk Weber's als die reinste musikalische Verkörperung des Märchens dar. Aufgegeben sind hier alle Beziehungen zur realen Welt, abgestoßen von deren nüchternem Ernst und grauer Alltäglichkeit, hat die Empfindung allein noch Freude an dem bunten Spielzeug der Phantasie. Was, verglichen mit der „Euryanthe", zunächst im „Oberon" ins Auge fällt, das ist der Verzicht auf jene innige Gemeinschaft und Gegenseitigkeit, zu der sich dort das dramatische und musikalische Element verbunden. Die Darstellung bewegt sich in den bequemen Formen des Singspiels, der gesprochene Dialog ist in sein Recht wieder eingesetzt, die ganze Handlung verfolgt lediglich den Zweck, eine Reihe von Situationen herbeizuführen, ebenso fähig als bedürftig, den Strom der Töne in sich aufzunehmen. Wie wir später sehen werden, betrachtete Weber die Gestalt, in welcher er das Werk auf die englische Bühne brachte, als keine endgültige. Er gedachte, es nachträglich für Deutschland von Grund aus umzuarbeiten und bei dieser Gelegenheit alles zu entfernen, wozu ihm die Rücksicht auf den zur Eile drängenden Ablieferungstermin wie auf die Neigung des londoner Publikums genöthigt. Es kann zu nichts frommen, wollten wir darüber grübeln, welches das Ergebniß solcher Umbildung gewesen, namentlich ob es der Musik gelungen sein würde, die vielfältigen Mängel und Unvollkommenheiten vergessen zu machen, die dem Text vermöge seines gemischten Ursprungs aus dem Wieland'schen Epos und der Shakspeare'schen Komödie anhaften. Hüon und Rezia, die beiden Hauptgestalten des Stücks, entbehren jedes

Digitized by Google

individuellen Gehalts, es sind die schattenhaften Typen des Märchenprinzen und seiner Prinzessin, der Inbegriff aller männlichen Tugend und Tapferkeit ist der eine, der Ausbund weiblicher Schönheit und Lieblichkeit die andere. Mühselig hat Weber gerungen, diese starren Masken zu Fleisch und Blut zu verkörpern, namentlich war es die spröde Natur seines Helden, die jedem Versuch, sie in musikalischen Fluß zu bringen, unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt. Vergeblich ist hier aller Glanz der Gesangsbravour aufgeboten, wie zu Eis gefroren sind die Töne unter dem lebensfeindlichen Hauch, der sie aus dem Libretto angeweht. Nur gewaltsam sich spreizende Rhetorik enthält die große Arie, mit der Hüon uns begrüßt, wol hören wir seine Ritterrüstung rasseln, aber ihrem Träger schlägt kein Herz in der Brust. Ungleich gefälligern melodischen Schmuck hat der Componist seiner Rezia geliehen, sie bestätigt uns aufs neue die Erfahrung, daß unsere moderne Musik ihr Bestes in der Darstellung des Weiblichen zu geben pflegt. Zu wirklicher Einheit und organischer Geschlossenheit vermochte indessen auch dieser Charakter nicht zu gelangen; gerade auf der Höhe seiner Entwickelung, in der Arie „Ocean du Ungeheuer", zerstäubt der Inhalt in einzelne Interjectionen. Einen recht frischen und naiven Ton schlagen hier und da die Gesänge Fatimens und Scherasmin's an, namentlich in den beiden Romanzen der erstern hat Weber's Muse ihr freundlichstes Lächeln geschenkt. Ganz wo anders liegt indessen der künstlerische Schwerpunkt des Werks, denn das lockere epische Gefüge der Handlung, in der sich rein äußerlich Bild an Bild reiht, mußte für die Musik die nothwendige Folge haben, daß der psychologische Ausdruck sich nirgends sonderlich vertiefen konnte. Den süßen Kern der Oper bilden die in den zartesten Wohllaut getauchten Weisen Oberon's und seiner Gespielen. Das Phantastische, das schon in den „Freischütz" so bedeutsam hineingeklungen, ist hier zur freiesten und reichsten Entfaltung gelangt, und es zeigt sich uns zugleich von seiner am meisten verführerischen Seite. Nicht mehr sind es unheimliche Spukgesellen, die wilden Söhne der nordischen Natur, die im Sturm der Töne vorüberbrausen, sondern die heitern Kinder des sonnigen Südens schlingen um uns ihren magischen Reigen. Bestrickender melodischer Reiz, duftiges Helldunkel der Harmonie, liebkosende Rhythmen, eine bunte Mannichfaltigkeit schimmernder und schillernder Instrumentalfarben, mit Einem Wort, was auch nur der Musik an ureigenem Zauber innewohnt, vereinigt sich in dieser Elfenromantik, den Sinn gefangen zu nehmen. Es ist ein wohliges Wiegen und Wogen, eine spielselige Anmuth der Töne, denn nur in des Menschen Gemüth wechseln ruhelos Lust und Schmerz, aber unberührt bleibt von dem Kampfgetümmel der Gefühle und Leidenschaften das Leben und Weben jener Elementargeister. Daß damit in der That etwas ganz Neues in unsere Kunst eingeführt wurde, beweist die Vergleichung des „Oberon" mit der „Zauberflöte", in der es sich scheinbar um ganz ähnliche Dinge handelt, hier wie dort zwei Liebende, die sich den mannichfachsten Proben unterwerfen müssen, in ihr Schicksal ist ein anderes Paar verflochten, das in seinem ganzen Denken, Empfinden und Thun die humoristische Kehrseite zu dem hochgestimmten Idealismus des Helden und der Heldin bildet. An einer Menge von Zaubereien fehlt es ferner in keiner der beiden Opern. Wenn auch nun in einzelnen Nummern der Mozart'sche Einfluß mehr oder weniger deutlich erkennbar zu Tage tritt, so springt doch auf der andern Seite der Gegensatz um so schärfer ins Auge. Sämmtliche Gestalten in der „Zauberflöte" zeigen echt menschliche Züge, die märchenhafte Hülle birgt als Kern einen unerschöpflichen Schatz der reinsten und edelsten Humanität. Durchaus heimisch ist dagegen der „Oberon" in einem Traumreich der Phantasie, aus dem kein Weg in die Wirklichkeit zurückführt. Als letztes Vermächtniß seines Genius hat uns auf solche Weise Weber jene ganz bestimmte Gattung musikalischer Romantik hinterlassen, welche eine Zeit lang fast ausschließlich die gesammte weitere Entwickelung beherrschte, die eins der wichtigsten Elemente in dem Wesen Men-

Digitized by Google

delssohn's und Schumann's gewesen und noch immer in unzählige Schöpfungen der Gegenwart hineinklingt. Vor allem war es die Instrumentalmusik, die sich jubelnd des neuentdeckten Gebiets bemächtigte. Fand sie hier doch freien Spielraum, ihr bestes Vermögen, nämlich ihre Bravour in der Behandlung des Colorits nach Herzenslust zu bethätigen. Je weniger sie in sich die Fähigkeit fühlte, in der Kundgebung des allgemein Menschlichen den Schöpfungen der classischen Periode es gleichzuthun, um so mehr fand sie Genüge in dem phantastischen Tonspiel. Das erste und genialste unter allen diesen Werken, welche die von Weber eingeschlagene Richtung weiter verfolgten, Mendelssohn's Ouverture zum „Sommernachtstraum", bekennt ausdrücklich ihre Abhängigkeit vom „Oberon", eins ihrer prägnantesten melodischen Gebilde hat sie dem zweiten Finale entlehnt. Und nicht blos im Orchester, auch auf unserer Bühne tummeln sich noch immer weidlich die Geister, die der Meister gerufen. Sie begegnen uns ferner in jener landläufigen Art von Cantaten, in welchen Märchenstoffe musikalisch hergerichtet sind. Die Elfen, Nixen und wie sich die Wesen sonst noch nennen, die in den Lüften schweben, auf den Wellen sich schaukeln, im Innern der Erde hausen, sie sind sämmtlich, dank dem Zauberhorn Oberon's, dem Willen jedes Componisten jetzt unterthan.

Nachdem wir versucht, Weber's künstlerische Persönlichkeit in ihren allgemeinsten Umrissen zur Anschauung zu bringen, bleibt uns noch übrig, einen raschen Blick auf sein Leben zu werfen. Den Stoff zu den folgenden Mittheilungen schöpfen wir aus dem biographischen Werke: „Karl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber" (3 Bde., Leipzig 1864—66). Die ersten beiden nahe an anderthalb tausend Seiten starken Bände enthalten die Lebensbeschreibung, der dritte den literarischen Nachlaß des Tondichters. Seinem Sohne, der durch diese Biographie eine längst fällige Schuld abgetragen, eröffneten sich eine Menge von Quellen, die kaum einem andern in ihrem ganzen Umfange zugänglich gewesen sein würden. Weber war ein behender und mittheilsamer Briefschreiber, seine zum großen Theil erhaltene, vom Verfasser mit Umsicht und Gründlichkeit benutzte Correspondenz lieferte das werthvollste Material. Ergänzend trat die Familientradition hinzu. Bunt genug ist die Jugendgeschichte unsers Meisters, die hochgehenden Wogen der politischen Ereignisse warfen ihn in den verschiedensten Richtungen umher, trieben ihn nach Wien, Breslau, Stuttgart, München und Prag. An allen diesen Orten hat sich der Biograph persönlich umgethan, und dank seinen Ermittelungen, liegt jetzt der innere und äußere Entwickelungsgang seines Helden als ein zusammenhängendes Ganzes uns vor Augen.

In Eutin, aller Wahrscheinlichkeit nach den 18. Dec. 1786, kam Karl Maria von Weber zur Welt. Seine Familie, im 16. Jahrhundert durch kaiserliche Verleihung in den Adelsstand erhoben, war ursprünglich in Oberösterreich ansässig und dort reich begütert. Im spanischen Erbfolgekriege ihres Grundbesitzes verlustig gegangen, suchten die verschiedenen Glieder seitdem den Dienst größerer und kleinerer Herren. Karl Maria's Vater, Franz Anton, geboren 1734, hatte von seinen Vorfahren nichts geerbt als Lust und Talent zur Tonkunst, die er indessen während der ersten Hälfte seines Lebens nur als Dilettant übte. Sein älterer Bruder Fridolin war der Vater jener Aloysia, die Mozart liebte, und jener Konstanze Weber (oder von Weber, wie der Bräutigam seine Briefe zu adressiren pflegte), die er später heimführte. Zum ersten mal erfahren wir hier, daß auf solche Weise der Componist des „Freischütz" und der des „Don Juan" nahe verschwägert gewesen. Jenem wurde nicht wie diesem und später Mendelssohn das unschätzbare Glück zutheil, daß ein Vater von hellem, klarem Geiste und festem, unbeugsamem Charakter die Erziehung des Kindes leitete und dem Jüngling und Mann als kluger und besonnener Rathgeber zur Seite ging. Franz Anton gehörte zu den wunder-

Digitized by Google

lich verschränkten, in den mannichfachsten Farben schillernden Naturen, wie sie uns namentlich in Zeiten, in welchen sich große sociale Umgestaltungen vorbereiten, so häufig begegnen. Er hatte zugleich etwas vom Cavalier, vom Künstler, Speculanten und Charlatan. Die ruhige Stetigkeit des Denkens, Empfindens und Handelns, deren es zu des Lebens ernster Führung bedarf, ging ihm gänzlich ab. Ebenso wechselnd wie abenteuerlich in seinen Wünschen und Entwürfen vermochte er weder an einem und demselben Orte noch in einer bestimmten Berufsthätigkeit auszudauern. Er war nacheinander kurpfälzischer Cornet, hildesheimischer Kammerbeamter, umherziehender Schauspieldirector, lübeckischer Kapellmeister, Stadtmusikus in Eutin, dann wieder wandernder Impresario, Compagnon bei den lithographischen Unternehmungen Sennefelder's, des Erfinders des Steindrucks u. s. w. Seine Vielgeschäftigkeit, welcher aber doch die rechte Energie fehlte, und seiner Neigung zur Großsprecherei, die es mit der Wahrheit nicht sonderlich genau nahm, bereitete Karl Maria, welchen er übrigens in seiner Weise zärtlich liebte, tausendfaches Ungemach. Seine Unzuverlässigkeit schadete dem letztern aufs empfindlichste bei Verlegern und Theaterdirectoren, seine ruhmredige Zudringlichkeit ließ das Publikum vielfach diesen entgelten und es fehlte nicht viel, daß die eigenmächtigen Eingriffe des Vaters in die Geldangelegenheiten des Sohnes denselben in eine Criminaluntersuchung verwickelt hätten. Zu den schönsten Zügen in der gewinnenden menschlichen Persönlichkeit unsers Tondichters gehörte es, daß trotz des allen das kindliche Verhältniß ungetrübt blieb. Stets hat er dem Vater gegenüber die liebevolle Schonung, Geduld und Anhänglichkeit bewiesen. Es mag gestattet sein, noch einen Augenblick bei dem bunten Lebensbilde Franz Anton's zu verweilen. Als Offizier Karl Theodor's zog er mit der Reichsarmee in den Siebenjährigen Krieg, wurde in der Schlacht bei Roßbach verwundet, nahm darauf den Abschied und fand dank der Verwendung des Generals von Weichs, dessen Gunst er sich im Felde durch lustige Schwänke und Wachtstubengeschichten erworben, eine Anstellung in der hildesheimischen Kämmereiverwaltung. Im Jahre 1757 verlobte er sich mit der schönen Anna von Fumetti, der Tochter des fürstbischöflichen Hofkammerraths, und erhielt bald darauf, nach dem Tode des letztern, dessen Amt, Titel und Einkünfte. Rasch vergrößerte sich seine Familie, drei Söhne und fünf Töchter schenkte ihm seine Frau. Franz Anton schaute mit Entzücken auf diesen Segen, denn er hegte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß die heilige Cäcilia dieselbe Fülle der Gnade über seine Descendenz ausgeschüttet wie über das salzburger Wunderkind, von dessen Triumphen in Deutschland, Holland, Frankreich, England und Italien die Zeitungen voll waren. Unter seinen Söhnen das dem Mozart'schen ebenbürtige Talent zu entdecken und dasselbe zu entwickeln, wurde seine einzige Sorge. Er vernachlässigte sein Amt, gerieth in Händel mit dem Fürstbischof und dem Domkapitel und zog sich 1768 in das Privatleben zurück. Der Unterhalt der zahlreichen Familie und verunglückte schauspielerische Unternehmungen zehrten allmählich das stattliche eingebrachte Vermögen seiner Frau auf. Ihr, die in Fülle und Glanz aufgewachsen war, scheint der Kampf mit den Widerwärtigkeiten eines solchen Lebens das Herz gebrochen zu haben. Sie starb 1783, kaum 47 Jahre alt. Im Jahre 1785 vermählte sich Franz Anton zum zweiten male und zwar mit der achtzehnjährigen Genoveva von Brenner, die sich in Wien zur Sängerin ausbildete. Der Wunsch, seine beiden Söhne Fridolin und Edmund in die Lehre Joseph Haydn's zu geben (beide wurden unter der Leitung des Meisters brave Musiker), hatte ihn nach der österreichischen Hauptstadt geführt. Kurz nach der Heirath begleitete ihn seine junge, sanfte, zu religiöser Schwärmerei geneigte Frau nach Eutin, wo sie das Heimweh verzehrte. Außer Karl Maria gebar sie noch zwei Kinder, die aber schon in früher Jugend starben. Franz Anton, den es nie lange an einem Orte litt, gab 1787 seinen ohnehin wenig einträglichen und dabei überaus mühevollen Stadtmusikusposten wieder auf und zog an der Spitze einer wandernden

Digitized by Google

Schauspielergesellschaft, deren Hauptcontingent seine eigene Familie lieferte, 12 Jahre hindurch in Mittel- und Süddeutschland umher. Karl Maria wuchs solchergestalt recht eigentlich zwischen den Coulissen auf. Die Bühne war der Spielplatz des Kindes, die Welt, die sie umschloß, seine Heimat. Von einer stetig und regelrecht fortschreitenden geistigen Bildung und Entwickelung konnte, abgesehen von seiner angeborenen Kränklichkeit, bei dem raschen Wechsel des Aufenthalts und der Zerfahrenheit des Vaters freilich nicht die Rede sein. Auf seine Art war der Letztere eifrig bemüht, das Erziehungswerk zu fördern und zu beschleunigen. Während ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß der Knabe hervorragendes musikalisches Talent bewies, und keins jener frühzeitigen Phänomene von wunderbarer Begabung sich zeigen wollte, an denen die Jugendgeschichte Mozart's so reich ist, beharrte Franz Anton mit der Unerschütterlichkeit eines fatalistischen Fanatismus auf dem Glauben an die künstlerische Mission des Sohnes. Unter den frühesten Lehrern Karl Maria's verdient der meiningensche Kammermusikus Heuschkel erwähnt zu werden, dessen Unterricht der Knabe in Hildburghausen genoß. „Den wahren festen Grund", sagt Weber in seiner Selbstbiographie, „zur zukünftigen, deutlichen, und charaktervollen Spielart auf dem Klavier und gleiche Ausbildung beider Hände habe ich dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796—97) zu verdanken."

Gegen Ende des Jahrhunderts finden wir Franz Anton mit seiner Familie in Salzburg. Der Sturm der politischen Ereignisse zerstreute seine Schauspielergesellschaft und in derselben Zeit wurde ihm seine zweite Frau durch den Tod entrissen. Karl Maria studirte in der Geburtsstadt Mozart's unter der Leitung Michael Haydn's den Contrapunkt, veröffentlichte sein erstes Werk, sechs Fughetten enthaltend, und begab sich zu seiner weitern Ausbildung in Begleitung des Vaters nach München. Der ebenerfundene Steindruck nahm ihn dort bald mehr in Anspruch als die Beschäftigung mit seiner Kunst. Nachdem sein zweites, in die Oeffentlichkeit gelangtes Werk, ein Thema mit Variationen, in eigenhändigem Stich des Componisten erschienen war, widmete er fast die ganze Kraft und Zeit der Vervollkommnung der Lithographie. Um ihre industriellen Unternehmungen auf diesem Gebiete noch weiter auszudehnen, verlegten Vater und Sohn ihr Domicil nach Freiberg, wo ein glücklicher Zufall den letztern zu seinem wahren Beruf wieder zurückführen sollte. Vom Director der freiberger und chemnitzer Schauspielertruppe, Ritter von Steinberg, wurde ihm ein Operntext: „Das stumme Waldmädchen", zur Composition übertragen, und in beiden Städten gelangte das im Jahre 1800 vollendete Werk zur Aufführung. Obgleich dem vierzehnjährigen Componisten statt des gehofften Erfolges ein Fiasco zutheil wurde, war er doch seiner Kunst zurückgewonnen. Da Franz Anton's ungeschickte Advocatendienste in der Presse die Stellung zum Publikum vollends unhaltbar gemacht, begann das alte Wanderleben von neuem. In den beiden folgenden Jahren begegnen uns die Weber wieder in Salzburg und Augsburg, und an dem letztern Orte kam die zweite Oper Karl Maria's: „Peter Schmoll", zur Darstellung, die ihm wenigstens als Frucht die Erkenntniß eintrug, daß sein Talent ohne die Rückkehr zu gründlichen, theoretischen Studien in hoffnungslosen, dilettantischen Versuchen und Experimenten sich aufreiben würde. Er eilte deshalb nach Wien, um unter den Augen Joseph Haydn's, des Bruders seines ehemaligen Lehrers in Salzburg, das Versäumte nachzuholen. Im Hause des Grafen Firmian, wo er wohlwollende Aufnahme fand, lernte er Johann Baptist Gänsbacher, einen um wenige Jahre ältern Berufsgenossen, kennen. Rasch knüpfte sich zwischen beiden Jünglingen ein enges, kameradschaftliches Band, welches weder Zeit noch Entfernung in der Folge zu lockern vermochte. Zwanzig Jahr später sehen wir Weber eifrig bemüht, die zweite Kapellmeisterstelle in Dresden seinem Jugendfreunde zu verschaffen. Durch Gänsbacher wurde er dem Abt Vogler zugeführt, der ihn in die Geheimnisse der Schule einzuweihen unternahm. Die abermalige Lehrzeit dauerte

Digitized by Google

etwas über ein Jahr. Weber wurde bei dieser Gelegenheit mit den reichen Liederschätzen bekannt, die Vogler auf seinen ausgedehnten Reisen gesammelt, und eine warme Neigung faßte er für die Weise des Volksgesanges. Die Keime, die damals in seine Seele fielen, sollten später tausendfältige Frucht tragen. Als der Schüler mit allem Nöthigen für seinen Beruf ausgerüstet schien, verschaffte ihm die gewichtige Empfehlung des berühmten Lehrers die Kapellmeisterstelle in der breslauer Oper. Im Jahre 1804 trat er sein Amt an, welches ihn indessen schon anderthalb Jahre später Zerwürfnisse mit dem Theatervorstande niederzulegen zwangen. Man fand die Richtung des Repertoire zu idealistisch und die Dotation des Orchesters und der Sänger nicht im Verhältniß mit den Einnahmen. In Breslau schrieb Weber eine Ouverture: „Rhinefa", die später unter dem Titel „Zu Turandot" erschien, eine Reihe von kleinen Instrumental- und Vocalsachen, endlich die Fragmente einer unvollendet gebliebenen Oper „Rübezahl". Die nochmals umgearbeitete Ouverture der letztern erhielt den Namen „Zum Beherrscher der Geister" und begegnet uns noch heutigentags in unsern Concertsälen.

Mit vollen Zügen hatte Weber aus dem schäumenden Becher der Lust getrunken, den ihm das genußfrohe Wien geboten, und auch in der leichtlebigen schlesischen Hauptstadt fehlte es nicht an Verführungen der lockendsten Art. Keineswegs gewohnt, das Geld zu zählen und zu sammeln, fand er sich, schon bevor mit dem Rücktritt von der breslauer Oper seine Haupteinnahmequelle versiegte, durch eine drückende Schuldenlast bedrängt, und noch peinlicher gestaltete sich seine Lage, nachdem ihm, der zugleich die Sorge für seinen Vater und dessen Schwester auf sich genommen, die Ertheilung von Stunden als einzige Gelegenheit des Gelderwerbs übriggeblieben. In dieser Noth überraschte ihn die Einladung des Prinzen Eugen von Würtemberg, die ihm und den Seinigen im schlesischen Karlsruhe, der Residenz des kunstliebenden Herrn, für die nächste Zeit ein Asyl bereitete. Die Monate, die er im gastlichen Schlosse des fürstlichen Gönners zubrachte, bildeten eine der freundlichsten Episoden in seinem vielbewegten Leben. Während er nach Herzenslust componirte, dirigirte, Klavier spielte, alle gesellige Zerstreuungen theilte, die heitersten Anregungen und Eindrücke empfing und gewährte, fühlte er sich durchaus heimisch an dem kleinen Hofe mitten in den oberschlesischen Wäldern. Der immer näher heranbrausende Kriegslärm vertrieb indessen den Herzog aus seiner Residenz. Er entließ seinen Hofstaat, löste seine Kapelle auf, war aber zugleich nach Kräften bemüht, die Zukunft seiner bisherigen Beamten und Diener zu sichern. Auf seine Empfehlung trat Weber im Jahre 1807 als Secretär und Geschäftsführer in die Dienste des Herzogs Alexander von Würtemberg, wo ihn eine Zeit härtester Prüfung erwartete. Am 17. Juli traf er in Stuttgart ein. Aus dem Ertrage von Concerten, die er unterwegs gegeben, hatte er die Reisekosten bestritten. Peinlich waren die Geschäfte, die ihm oblagen, es kostet unserer Phantasie einige Anstrengung, um uns den Sänger des „Wie nahte mir der Schlummer" und „Unter blühenden Mandelbäumen" in seinem neuen Wirkungskreise vorzustellen. Er hatte eine Kasse zu verwalten, in der das Deficit die Regel war, Buch und Rechnung über einen Haushalt zu führen, der aller Ordnung und Stetigkeit entbehrte. Er mußte für die Verschwendungssucht seines Herrn um jeden Preis die Mittel herbeischaffen, drängende Gläubiger vertrösten, neue Credite gegen die Zusicherung von Wucherzinsen eröffnen, endlich zwischen dem Herzoge und dessen Bruder, dem Könige, den Boten und Vermittler machen und bei solchen Gelegenheiten die maßlosen Zornausbrüche des letztern geduldig hinnehmen. Für die Widerwärtigkeiten seines Amts entschädigte er sich durch üppigen Lebensgenuß. Er wurde Stammgast in den Trinkstuben der Offiziere und trat in enge Beziehungen zu den Damen der Hofbühne. In tausend Thorheiten stürzte ihn seine Leidenschaft für die gefeierte Sängerin Gretchen Laug, welche die Natur mit Schönheit und Talent, außerdem mit kecker, schlagfertiger Laune wie mit den Reizen

Digitized by Google

und Lockungen pikanter Grazie und verführerischer Koketterie reichlich ausgestattet. Er hielt sich einen Diener und ein Reitpferd, that es überhaupt in allem den jungen, reichen Cavalieren in seiner Umgebung gleich. Daß solcher Aufwand seine Einnahmen weit überstieg, kümmerte ihn wenig, solange er nur Leute fand, die bereit waren, seine Gläubiger zu werden. Die Schulden, in die er gerieth, trug er zwar später bis auf Heller und Pfennig ab, sie verschlangen aber geraume Zeit hindurch alle Früchte der angestrengtesten Arbeit. Erst im Jahre 1816 löste er sich gänzlich von den in Stuttgart eingegangenen Verbindlichkeiten, die bis dahin wie ein Alp auf ihn gedrückt hatten. Einen ttagikomischen Eindruck macht es, wenn er in den Briefen an seinen Herrn diesem die traurige Lage der herzoglichen Kasse in den lebhaftesten Farben schildert und ihn aufs eindringlichste beschwört, die unvernünftige Verschwendung mit einer weisen Sparsamkeit zu vertauschen. War er doch weit entfernt, von solchen Lehren für sich selbst eine praktische Nutzanwendung zu machen. Ueberschauen wir aber nun im ganzen und großen diese befremdlich abirrende Episode im Leben des Künstlers, so müssen wir uns zunächst daran erinnern, daß Weber noch nicht 21 Jahre zählte, als er sich nach Stuttgart in die Dienste des Herzogs begab. Ferner haben wir die geistige Atmosphäre in billigen Anschlag zu bringen, die er dort vorfand und welche unmöglich ohne tiefeingreifende Rückwirkung auf das empfängliche, leichtbestimmbare Wesen des Jünglings bleiben konnte. Fast in allen Kreisen der würtembergischen Hauptstadt herrschte damals jene sittliche Verwilderung, die zügellose Genußsucht und jedes höhern Inhalts bare Frivolität, wie sie uns in den Zeiten völliger politischer Versunkenheit regelmäßig begegnen. Daß unter solchen Verhältnissen Weber's Muse immer einsilbiger wurde und beinahe ganz zu verstummen drohte, ließ sich erwarten. Abgesehen von dem musikalischen Unterricht, den er den Kindern des Herzogs ertheilte, übte er seine Kunst nicht als Lebensberuf, sondern als dilettantischen Zeitvertreib. Der Verkehr mit den Sängerinnen der stuttgarter Bühne regte ihn dazu an, sein Singspiel „Das stumme Waldmädchen" zu einer Oper umzugestalten, deren Libretto Himmer bearbeitete und die den Namen „Sylvana" erhielt. Im Jahre 1807 begonnen, gelangte sie erst im Februar 1810 zum Abschluß. Außerdem fällt in diese Periode die Entstehung der melodramatischen Cantate „Der erste Ton", Text von Rochlitz, ferner der Plan zu der komischen Operette „Abu Hassan", deren Stoff dem Leben des Componisten entnommen ist und welche erst im November 1810 in Manheim vollendet wurde. Auf die künstlerische Entwickelung Weber's gewann in Stuttgart namentlich der Kapellmeister Franz Danzi bestimmenden Einfluß.

Zum Glück für die deutsche Kunst sollte ein zunächst im hohen Grade widerwärtiges, aber in seinen Folgen segensreiches Ereigniß Karl Maria aus seinen stuttgarter Verhältnissen plötzlich herausreißen und ihn in neue Lebenswege treiben. Sein Vater, der ihm aus Schlesien nachgereist war und bei ihm wohnte, hatte ohne Wissen des Sohnes herzogliche Gelder an sich genommen und in seinem Nutzen verwandt. In die Nothwendigkeit versetzt, das Deficit um jeden Preis zu decken, ging der letztere auf die Vermittelung eines Lakaien ein, der sich anheischig machte, für ein Trinkgeld 1000 Gulden herbeizuschaffen. Die versprochene Summe gelangte auch wirklich in Weber's Hände, aber von der Bedingung, die der Darleiher daran geknüpft, erfuhr er nichts. Der Unterhändler hatte nämlich einem wohlhabenden Wirthe vorgespiegelt, dessen mit der Conscription bedrohter Sohn werde durch die Verwendung Weber's eine Scheinanstellung im herzoglichen Dienst erhalten und auf solche Weise der Militärpflicht entgehen; als ihn dennoch im nächsten Jahre die Aushebung traf, führte der Vater Klage beim Könige. Dieser hatte längst gegen seinen Bruder den Argwohn gehegt, daß derselbe die seinen Dienern gewährte Militärfreiheit in der unsaubersten Weise ausbeutete. In dem herzoglichen Secretär glaubte er nun den Hauptschuldigen entdeckt zu haben, ließ ihn im Theater ver-

Digitized by Google

haften, während er sich gerade mit dem Kapellmeister wegen seiner zur Aufführung angenommenen Oper „Sylvana" unterhielt, und befahl den peinlichen Proceß gegen ihn einzuleiten. Da indessen die Untersuchung eine Menge unliebsamer, besonders für die nächsten Angehörigen des Königs in nicht geringem Maße beschämender Thatsachen an den Tag zu bringen drohte, begnügte man sich damit, die beiden Weber des Landes zu verweisen und ihnen bei Kerkerstrafe die Rückkehr für ewige Zeiten zu verbieten. Als ein paar Jahre später Karl Maria auf einer Reise nach der Schweiz den würtembergischen Boden wieder betrat, wurde er ergriffen, fünf Tage gefangen gehalten und mit Gensdarmen über die Grenze gebracht. Die Katastrophe, die so unerwartet über ihn hereingebrochen, gab ihn nicht allein für immer seiner Kunst zurück, sie bewirkte auch eine heilsame Umwandlung in seinem gesammten Wesen. Verschwunden war der jugendliche Leichtsinn, mit männlichem Ernst und ruhiger Klarheit faßte er fortan sein Lebensziel ins Auge. Zunächst wandte er sich nach Mannheim, wo er in eine enge Verbindung mit dem bekannten Musiktheoretiker Gottfried Weber trat, nach Heidelberg, Baden-Baden und Darmstadt. Concerte und Compositionen wurden für ihn eine immer ergiebiger fließende Einnahmequelle. In der großherzoglich hessischen Residenz nahm der Abt Vogler seinen alten Schüler, dessen Name bereits bei den Musikern einen guten Klang hatte, als willkommenen Gast auf. Bei dem greisen Lehrer traf Karl Maria seinen Jugendfreund Gänsbacher und den jungen Meyerbeer.

In das Jahr 1810 fällt bereits die erste Anregung zum „Freischütz". Weber fand den Stoff in Apel's „Gespensterbuch", erkannte darin die Keime zu einem Operntext, wie er ihn sich nur wünschen mochte, entwarf sofort das Scenarium und übertrug die weitere Ausführung seinem Freunde Alexander von Dusch, der zum Glück für den Componisten und die deutsche Bühne die Arbeit liegen ließ. Erst elf Jahre später sollte der Tondichter als gereifter Mann zu der Vollendung eines Werkes schreiten, welches einst die Phantasie des Jünglings so mächtig angezogen, wie wenn dieser in ihm das höchste Ziel seines gesammten Lebens und Schaffens bereits vorahnend erblickt hätte.

Die Jahre 1811 und 1812 füllten Kunstreisen aus. Sie führten Weber unter andern nach Frankfurt, München, in die Schweiz, ferner nach Prag, Leipzig, Dresden, Gotha und Berlin. Als Componist und concertirender Klavierspieler gewann er sich glänzende Erfolge. Gerühmt wird namentlich das Feuer seines Vortrags und die strömende Gedankenfülle seiner Improvisation. An der Seite des wandernden Künstlers begegnet uns der Clarinettist Bärmann, dem bekanntlich eine Reihe Weber'scher Compositionen gewidmet sind. Die Vorliebe des Tondichters für die Clarinette und deren meisterhafte Behandlung durch ihn war eine Frucht der engen Freundschaft, die ihn mit dem Reisekameraden verknüpfte. Eine besonders herzliche Aufnahme wurde Weber an dem gothaischen Hofe zutheil. Der geistvolle, aber kaum minder unstete Herzog Emil Leopold August fesselte ihn monatelang an seine Person und tauschte mit ihm die mannichfachsten künstlerischen Eindrücke und Anregungen aus. Einen Augenblick verweilen müssen wir bei Weber's Aufenthalt in Berlin, weil ihm diese Stadt gleichsam eine zweite Heimat geworden und die geistige Atmosphäre, in die er hier trat, umwandelnd, fördernd und bildend den tiefsten Einfluß auf sein innerstes Wesen übte. Obgleich im äußersten Norden unsers Vaterlandes geboren, erscheint er doch in seinem ganzen Denken und Fühlen von echt süddeutscher Art, sie verräth sich auch in dem frischen Waldesduft der Empfindung, der sein gesammtes Schaffen durchweht. Aus Oesterreich stammen seine Aeltern und den größten Theil seiner Jugend hat er in Schwaben, Franken, Salzburg und Wien verlebt. Für die weitere Entwickelung seines Genius, der seine beste Kraft in einer Fülle wilder Blüten zu erschöpfen drohte, war nun aber die scharfe kritische Luft, die seit jeher zu den charakteristischen Elementen der preußischen Hauptstadt gehört, in hohem Grade

Digitized by Google

segensreich. Wie sehr sie auf ihn einwirkte, seine Anschauungen klärte, allen seinen Bestrebungen eine immer festere Richtung anwies, ist aus den von dem Biographen mitgetheilten Briefen und Tagebuchbruchstücken deutlich zu erkennen. An die Stelle des lockern burschikosen Tons, der uns bis dahin gewöhnlich aus Weber's Mund entgegengeklungen, tritt allmählich eine durchaus ernste nachdenkliche Haltung. Zwischen dem Componisten der „Sylvana" (die letztere gelangte während seiner Anwesenheit in Berlin zur Aufführung) und den musikalischen Celebritäten der Stadt gestalteten sich übrigens die Beziehungen nichts weniger als freundlich. Die Kapellmeister Righini und Bernhard Anselm Weber behandelten ihn als lästigen Eindringling und der schroffe Zelter ließ etwas von einem „vorlauten Schwabenjungen" fallen. Trotzdem fand Weber in der von dem letztern gegründeten Liedertafel gastliche Aufnahme. Von dem warmen Interesse, welches ihm die in diesem Verein heimische Kunstgattung abgewann, legte der Eifer Zeugniß ab, mit dem er sich von da an der Pflege des Männerquartetts zuwandte. Eine hervortretende Stelle nimmt es in der Reihe seiner Werke ein. Zu denen, die sich ihm besonders nahe anschlossen, gehörte der Zoologe und Professor an der berliner Universität Lichtenstein, ferner der Kammerherr Friedrich von Drieberg. Des letztern strenge Beurtheilung der „Sylvana" machte einen tiefen Eindruck auf den Componisten und bewog ihn zu einer theilweisen Umarbeitung der Partitur. Eine liebenswürdige Mischung von künstlerischer Demuth und männlichem Selbstgefühl offenbart sich in dem folgenden Geständniß des Weber'schen Tagebuchs: „Die letzten Bemerkungen" (gemeint sind Drieberg's Aeußerungen über die Oper) „machten mich sehr traurig, weil ich ihre Wahr- und Unwahrheit nicht beurtheilen kann. Sollte ich keine Mannichfaltigkeit der Ideen besitzen, so fehlt mir offenbar Genie, und sollte ich mein ganzes Leben hindurch all mein Streben, all meinen Fleiß, all meine glühende Liebe einer Kunst geopfert haben, zu welcher Gott nicht den rechten Beruf mir in die Seele gelegt hätte? Diese Ungewißheit macht mich höchst unglücklich! Um keinen Preis möchte ich in der Mittelklasse von tausend und tausend Compositeurlein stehen, kann ich nicht eine hohe eigene Stufe erklimmen, möchte ich lieber gar nicht leben oder als Klavier-Professionist mein Brot mit Lectionen zusammenbetteln — doch ich will meinem Wahlspruch keine Schande machen: Beharrlichkeit führt zum Ziel! Ich werde streng über mich wachen und die Zeit wird mich und die Welt belehren, ob ich echte treue Meinungen von Freunden redlich benutzt habe." Wiederholt treffen wir Weber in den folgenden Jahren in Berlin, und einem dieser Besuche (um dies gleich hier vorauszunehmen) verdankt dasjenige Werk seine Entstehung, welches mehr als ein anderes dazu beigetragen, zwischen ihm und seiner Nation das festeste und innigste Band zu knüpfen. Im August 1814 glich die preußische Hauptstadt dem Lager eines siegreichen Heeres. Von allen Seiten waren hier die edelsten Vorkämpfer des Volks zusammengeströmt zur großen nationalen Freuden- und Dankesfeier. Die Sturm-, Kriegs- und Freiheitslieder, die ein paar Monate später unter dem Titel „Leier und Schwert" erschienen, sind der begeisterte Widerhall, welchen der Jubel eines durch die eigene Kraft geretteten Volks in der Seele des Künstlers erweckte. In wenigen Wochen wurden sie niedergeschrieben, zuerst „Lützow's wilde Jagd" und „Du Schwert an meiner Linken". Der Geburtstag dieser beiden Lieder ist der 13. Sept. 1814, der Ort ihrer Entstehung Gräfentonna in Thüringen, die waldesgrüne Residenz des Herzogs Emil August. Der Biograph hebt übrigens hervor, daß Weber bis zu jener Periode den politischen Ideen der Zeit völlig fern gestanden und daß seine Freiheitsgesänge einem plötzlichen Eindruck entsprangen, der mit überwältigender Macht auf ihn eindrang. Den Körner'schen Liedern folgte im nächsten Jahre die Cantate „Kampf und Sieg", eine Verherrlichung der Schlacht bei Belle-Alliance. Nach einer Andeutung der Biographie brachten diese Compositionen ihren Urheber um die Gunst des preußischen Hofs. Bei der Luft-

Digitized by Google

strömung, die bald in den höchsten Regionen die Herrschaft gewann, erschien jeder als persona ingrata, der an der nationalen Erhebung irgendwelchen Antheil genommen. Vergeblich bot der damalige Intendant der königlichen Schauspiele, Graf Brühl, seinen ganzen Einfluß auf, um Weber eine Kapellmeisterstelle bei der berliner Oper zu verschaffen. Man zog Bernhard Romberg dem Sänger von „Leier und Schwert" vor, und selbst dessen Bitte um die Verleihung eines bloßen Ehrentitels wurde rundweg abgeschlagen.

Von 1813—16 leitete Weber als Kapellmeister die prager Oper. Um die Verbesserungen des Personals und Repertoire wie um die Bildung des Publikums erwarb er sich während dieser Zeit die mannichfachsten Verdienste. Rasch und sicher gestaltete er die ihm anvertrauten Kräfte zu einem geregelten, künstlerischen Organismus, in welchem jedes einzelne Glied zu eigener Freude und zur Ehre des Ganzen nach bestem Wollen und Vermögen thätig war. Nur verhältnißmäßig geringe materielle Mittel standen ihm zu Gebote, aber sein Eifer und seine Umsicht traten überall ergänzend und belebend ein. Als ihm bei der Inscenirung des „Don Juan" die Kosten für das zweite Orchester im Finale des ersten Acts von seinem Chef, dem Director Liebich, abgeschlagen wurden, bezahlte er aus der eigenen Tasche. In weniger als drei Monaten wurden zehn neue Opern einstudirt und in einer Weise zur Aufführung gebracht, die von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aller Betheiligten rühmliches Zeugniß ablegte. Wie gewaltig sticht dies rührige Leben gegen die unüberwindliche Schwerfälligkeit der meisten großen Hofbühnen in unsern Tagen ab, die über unbegrenzte Mittel verfügen und mit der Darbietung von zwei oder drei Novitäten jährlich ebenso viele Herculesthaten verrichtet zu haben wähnen. So oft ein Werk von hervorragender künstlerischer Bedeutung zur Darstellung gelangte, suchte ihm Weber durch eingehende Artikel in den prager Blättern die Theilnahme und das Verständniß des Publikums zu gewinnen. Er war überhaupt einer der ersten Componisten, deren Feder nicht blos Noten geschrieben, sondern zugleich auf dem literarischen Gebiete sich Geltung verschaffte. Mehr als ein Journal fand an ihm einen fleißigen Mitarbeiter und ein Roman „Künstlers Erdenwallen", von dem größere Bruchstücke noch vorhanden sind, hat ihn lange Zeit beschäftigt. Kurz nachdem der junge Kapellmeister sein neues Amt angetreten, verwickelte er sich in ein Verhältniß mit der mehr als dreißigjährigen Tänzerin und Schauspielerin Theresa Brunetti, einer ebenso leichtfertigen und koketten wie herzlosen Frau, aus deren Gewalt ihn endlich seine aufkeimende Liebe zur Sängerin Karoline Brandt erlöste. Nach langem Hangen und Bangen wurde die letztere am 19. Nov. 1816 seine erklärte Braut. Mit Dornen bedeckt war der Weg, der ihn zur Ehe führte, und fast durch den gesammten Aufenthalt in Prag zieht sich seine an schmerzlichen Episoden reiche Bewerbung. Weber's Briefe an Karoline sind mit seinem Herzblut geschrieben. Sie decken uns die ganze Liebesfülle eines Gemüths auf, dessen Reichthum an treuer hingebender Innigkeit sich später zu den holdesten, melodischen Blüten entfalten sollte.

Wir stehen am Ende der Lehr- und Wanderjahre unsers Tondichters. Im Jahre 1816 wurde er aufgefordert, an die Spitze der deutschen Oper in Dresden zu treten, und mit dieser Berufung beginnt diejenige Periode seines Lebens, die uns das Bild des zu voller männlicher Reife gelangten Meisters zeigt.

Digitized by Google

Maximilian, Kaiser von Mexico.

Von Sigmund Hahn.

Queretaro, das herrlich gelegene, von Fruchtgärten umkränzte, mit Recht den schönsten Städten Mexicos beigezählt, hat durch die beklagenswerthen Vorgänge, deren Schauplatz es im Jahre 1867 war, eine traurige Berühmtheit erlangt. Am 15. Mai 1867 übte dort Lopez schnöden Verrath; 35 Tage später fiel nahe der Stadt, auf dem Cerro de la Campana, Maximilian, Kaiser von Mexico, von den Kugeln jener getroffen, denen er die Segnungen des Friedens und der Civilisation zu bringen gedachte. Wie ein Verbrecher, doch im Glorienscheine des Märtyrerthums, endete er, der Bruder des Kaisers von Oesterreich und Schwager des Königs der Belgier, auf der Richtstatt sein Leben. Fern von seinen Angehörigen, fern von der Heimat, ward er ein Opfer seiner hochherzigen Ideen, kaum 35 Jahre alt.

Geboren am 6. Juli 1832 in Wien, war Kaiser Maximilian, oder, wie er vor seiner Thronbesteigung hieß, Erzherzog Ferdinand Max, der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Karl (jüngern Bruders des Kaisers Ferdinand) aus dessen Ehe mit der Erzherzogin Sophie (Schwester des jüngstverstorbenen Königs Ludwig I. von Baiern). Seine erste Erziehung leitete Heinrich Graf von Bombelles, ein überzeugungstreuer, charaktervoller Mann, unter dessen Aufsicht mehrere mit Sorgfalt ausgewählte, treffliche Lehrer den jungen Prinzen in allem unterrichteten, was ihm, seinem Stande gemäß, zu wissen frommte. Namentlich wurde der Erzherzog, da er schon von Kindheit an für die Marine bestimmt war, mit dem vertraut gemacht, was sich auf das Seewesen bezog. Häufige Reisen auf dem Festlande und nach entfernten Welttheilen erweiterten frühzeitig seine Kenntnisse durch selbstgemachte Erfahrungen.

Den ersten größern Ausflug machte Ferdinand Maximilian, noch vor Ablauf seiner Studienzeit, nach Griechenland und Smyrna. Es war dies eine Ferienreise, die ihm, wie seinem jüngern Bruder, dem Erzherzog Karl Ludwig, im Sommer 1850 vom Kaiser und den kaiserlichen Aeltern gestattet worden war. Begleitet wurden die Prinzen vom Fürsten Jablonowski (der in der Blüte seiner Jahre gestorben ist), dem Grafen Coudenhove (jetzigem Oberst in der österreichischen Armee), dem Baron Koller, dem Archivarius Kaltenbeck (der einige gelehrte Schriften veröffentlicht hat), dem Professor Geiger (einem talentvollen Maler) und dem kaiserlichen Leibarzte Dr. Fritsch. Die Reise sollte keinem wissenschaftlichen Zwecke dienen; sie war im eigentlichen Sinne des Wortes eine Lustreise, welche indeß die Leidenschaft des Prinzen Max für die See und für die Tropen schon bedeutend in den Vordergrund treten ließ. Angetreten wurde die Reise am 2. Sept. 1850 auf dem prächtigen Kriegsdampfer Vulcan, welchen der Kapitän (jetzt Contreadmiral) Julius Ritter von Wissiak befehligte; beendet wurde sie am 4. Oct. desselben Jahres, sodaß sie im ganzen nahezu fünf Wochen dauerte. Was während dieser Zeit der Erzherzog beobachtete und erlebte, hat er selbst in einem Tagebuche niedergeschrieben, welches ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, sondern erst im Jahre 1868 unter dem Titel „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland" (Leipzig, Duncker u. Humblot) erschien.

Bald nach seiner Rückkehr aus Griechenland trat Ferdinand Maximilian in die österreichische Kriegsmarine ein. Es stimmte mit seinen Grundsätzen, welche in allen Dingen der Gründlichkeit huldigten, ganz überein, daß er „von der Pike auf" seine Carrière beginnen mußte. Gar oft erzählte nachmals sein früherer Commandant, der

Digitized by Google

nunmehrige Viceadmiral Baron Bourguignon, mit welcher Begeisterung der Erzherzog-Cadet seinen schweren Obliegenheiten nachkam. Er konnte befriedigt lächeln, wenn ihn die Tour derart traf, daß er von Mitternacht bis 4 Uhr morgens die Castellwache hatte. Er hüllte sich dann in seinen Regenmantel, ging mit hastigen Schritten leuchtenden Blicks auf und nieder, und seine Commandanten, die ihn verstohlenerweise beobachteten, erkannten es an seinen Minen, daß zu solchen Stunden große Gedanken sein jugendliches Herz bewegten.*)

An die Nachsicht seiner Vorgesetzten appellirte der Erzherzog nur ein einziges mal. Es war dies bei Beginn seiner Marinelaufbahn, als er mit seinen untergebenen Matrosen bei den Kanonen exerciren mußte. Ueber zwei Stunden zeigte er bei dieser Gelegenheit diesem das Richten, jenem das Zielen, erklärte er diesem das Abweichen des Geschosses vom eigentlichen Zielpunkte, jenem die Bedeutung der Kanone im Seegefecht, und noch immer ertönte das Signal zum Einstellen der Exercitien nicht — da fühlte sich der junge Cadet abgespannt; mit subordinationsmäßiger Ergebenheit meldete er dem Fähnrich, „daß er sich gehorsamst ermüdet fühle". Der Fähnrich meldete es dem Commandanten, und dieser gab dem Prinzen vor allen Matrosen eine Lection und ließ ihn auf eine Stunde in die Stiva marschiren! Stiva heißt ein unter Wasser befindlicher dumpfer Theil des Schiffs mit wenig Luft und noch weniger Licht — das anmuthige Cadettencarcer. Ferdinand Maximilian hörte in „Habt Acht-Stellung" die Ordre an und sagte leise: „Mir geschieht recht!"**)

Im Sommer 1851 machte der Erzherzog auf der österreichischen Fregatte Novara, derselben, welche später seinen Leichnam aus Mexico nach Europa brachte, eine zweite größere Reise, welche er, wie seine folgenden Excursionen in dem Werke: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte" (7 Bände, Leipzig, Duncker u. Humblot, 1867), ausführlich beschrieben hat. Der erste Bericht ist von der Rhede von Triest, 30. Juli 1851, datirt; dann führt uns das Buch nach Neapel und Livorno, sowie nach einigen andern Städten Italiens, die der Prinz von der Küste aus besuchte. Am 2. Sept. 1851 segelte die Novara von Livorno nach Spanien ab. In diesem Lande, für welches Ferdinand Maximilian eine besondere Vorliebe gehabt zu haben scheint, besuchte derselbe Cadiz, Sevilla, Malaga und Granada, überall die prachtvollen Denkmale maurischer Baukunst bewundernd. Beim Anblick der Königsgräber in Granada, der Gräber seiner Ahnen, dröhnte ihm ein „fürstliches Memento mori" durch die schauernde Seele; zugleich aber dachte er mit Stolz an die Thaten dieser Vorfahren, die das Ihrige auf dem weiten Erdballe geleistet, und es mischte sich in diesen Gedanken das Bedauern, daß sein Haus, das der Habsburger, nicht noch in Spanien herrsche. „In ganz Spanien", schrieb er in sein Tagebuch nieder***), „war ich den armen Todten als legitimer Verwandter der Nächste, näher als die Herrscher und Prinzen des Landes; da fühlte ich, daß das verwandtschaftliche Gefühl noch nach Jahrhunderten ergreift, und ein wehmüthiges Bedauern bewegte meine Seele, wie die großen Todten so verlassen sind, wie der neue Stamm ihrer nicht gedenkt, und wie ich in schlichter Kleidung am Sarge jener stehe, auf deren sonnigem Throne die unserigen, wäre kein Karl II. gewesen, noch herrschen sollten."

Am 17. Oct. 1851 schiffte sich Erzherzog Ferdinand Max in Cartagena nach der Heimat ein; doch schon im Frühjahr 1852 unternahm er eine neue Reise. Der Insel

*) „Wanderer" vom 9. Aug. 1867 (Nr. 216).
**) Joseph Grünstein, Reminiscenzen an Ferdinand Maximilian.
***) Aus meinem Leben, II, 161.

Digitized by Google

Sicilien, der „goldenen, üppigen", galt diesmal sein Besuch. Nach mehrtägigem Aufenthalte in den Städten Messina, Palermo und Syrakus, steuerte er, die Balearen passirend, wiederum der spanischen Küste zu. In Valencia, der „Stadt der Poesie und Geschichte", sowie in Murcia verlebte er frohe, glückliche Tage; dann eilte er auf den Wogen des Oceans gen Lissabon neuen Wundern südlicher Pracht entgegen. Am Hofe der portugiesischen Königin Dona Maria da Gloria ward ihm ein herzlicher Empfang zutheil. Wenn ihn dies mit Freude erfüllte, so sah er andererseits mit Wehmuth, daß die Zeit Lusitaniens vorbei sei. Beinahe traurig gestimmt, verließ er bei einem herrlichen Sonnenuntergang, von frischer Meeresbrise umfächelt, Lissabon und seinen Tajo. Der Curs ging nach Cadiz, wohin ihn der rasche Dampfer bald führte. Von dort eilte er durch verrufene Räubergegenden im kleinen Betturin zum zweiten male nach Sevilla, „um dort wieder mit ganzem Herzen inne zu werden, wie herrlich Spanien, wie unbeschreiblich schön sein glühendes Andalusien sei". Unvergeßlich blieb ihm ein Abend, den er im feenhaften Alcazar allein mit einem Freunde zubrachte. „Shakspeare", rief er aus, „hat den Sommernachtstraum geträumt, Mendelssohn ihn klingen und singen gehört, ich habe ihn gesehen."*)

Nur ungern trennte er sich (am 30. Juni 1852) von Spanien, um nach Madeira zu segeln. Auf diesem herrlichen Eilande, welches die Natur zu einem wahren Paradiese geschaffen hat, blieb er einige Tage; dann kehrte er über Tanger und Algier, bei welcher Gelegenheit eine Excursion über den Kleinen Atlas bis nach Medeah unternommen wurde, in sein Vaterland zurück.

Im Jahre 1853 wurde der Erzherzog zum Corvettenkapitän und Commandanten des Kriegsdampfers Minerva befördert. Als solcher hatte er den Auftrag, mit seiner Corvette an der Westküste der Türkei zu kreuzen, um den armen Katholiken Albaniens eine moralische Stütze zu geben und ihre trüben Verhältnisse ins Auge zu fassen. Diese Mission wäre eine ganz nützliche gewesen, wenn die Mitel und Zeitverhältnisse erlaubt hätten, durchgreifend zu wirken; sie hatte aber auch ihr Unangenehmes, da jedes Stückchen Türkei nach der eben stattgehabten blutigen Episode von Smyrna in furchtbarster Gärung war und die Oesterreicher als Fremde, Unbetheiligte, von denen man Demüthigungen zu befürchten hatte, mit mistrauischem Neide betrachtet wurden. Unter solchen Verhältnissen erforderte der Besuch von Albanien Klugheit, Energie und Mäßigung, und war von Entbehrungen und Unannehmlichkeiten begleitet, die für den Erzherzog noch durch den Gedanken geschärft wurden, daß er in diesem Jahre eine Reise nach Konstantinopel, Kleinasien, Palästina und Aegypten hätte machen sollen, um die ihn die leidige Politik nun brachte.**)

Im Herbst 1854 übernahm Ferdinand Maximilian als Contreadmiral den Oberbefehl über die gesammte österreichische Marine. In dieser Stellung arbeitete er wahrhaft bewundernswerth an maritimen Reformen und legte so, diesen Ruhm macht ihm niemand streitig, den Grundstein zu dem glorreichen Siege von Lissa. Wohl einsehend, daß nur tüchtige Schulen tüchtige Männer bilden, gründete er das Hydrographische Institut und die Marineschule zu Muggia. Auch führte er nach seemännisch praktischen Grundsätzen ein ganz neues Erziehungssystem für Marineoffiziere ein, reorganisirte die Marinebehörden, sorgte für zweckmäßige Uniformirung der Seelente und verstärkte die Flotte durch eine nicht unbeträchtliche Anzahl neuer Schiffe, die er größtentheils im Inlande bauen ließ. Gleichzeitig betrieb er energisch die Umwandlung der halbverfallenen Stadt Pola in einen starken Kriegshafen. Alles dies that er in der festen Ueberzeugung, daß Oester-

*) Aus meinem Leben, III, 183.
**) Aus meinem Leben, IV, 59. 60.

Digitized by Google

reich, wenn es seine Marine nicht vervollkommne, auf dem besten Wege sei, demnächst das Meer zu verlieren und hierdurch über Nacht zu einem Staate zweiten Ranges herabzusinken. Ein einziger Gram trübte die Freude, die der Erzherzog über das Aufblühen der jungen österreichischen Marine empfand; das waren die Abstriche, die in spätern Jahren der Reichsrath alljährlich am Marinebudget vorzunehmen pflegte.

Im Sommer 1855 begleitete Ferdinand Maximilian ein Evolutionsgeschwader, aus 17 Schiffen bestehend, welches von Triest nach Ancona und von da nach Rom segelte. Eine zweite, viermonatliche Excursion machte er in demselben Jahre nach Griechenland, sowie nach Candia, Beirut und dem Libanon. Auch besuchte er die Heiligen Stätten in Jerusalem, und nahm Aegyptens Pyramiden und die Arbeiten zur Durchstechung der Landenge von Suez in Augenschein. Wenige Monate später (im Mai, Juni und Juli 1856) bereiste er einen großen Theil des europäischen Continents, und zwar Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland. Hierauf begab er sich mit seinem Bruder, dem regierenden Kaiser Franz Joseph, auch nach Lombardo-Venetien.

Zu Ende eines Manövers, welches nach dieser Reise die gesammte österreichische Flotte unter dem Commando Ferdinand Maximilian's vor dem Kaiser im Adriatischen Meere ausführte, wurde der Erzherzog (am 28. Febr. 1857) zum Generalgouverneur der Lombardei und Venedigs ernannt. Er bekleidete diese Stelle bis zum Ausbruch des italienischen Kriegs im Frühling 1859, also nur zwei Jahre lang. Während dieser Zeit vermählte er sich (am 27. Juli 1857) mit der belgischen Königstochter Prinzessin Charlotte (geb. 7. Juni 1840), Schwester des jetztregierenden Königs der Belgier, Leopold II. Am 6. Sept. 1857 hielt er an der Seite der jugendlichen Gemahlin seinen feierlichen Einzug in Mailand, wo er als Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs residirte und mit großem Talent im Geiste der Versöhnlichkeit und Freisinnigkeit die Verwaltung leitete. Wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, für Oesterreich die Sympathien der Italiener zu gewinnen, so hätte dies dem humanen, die Künste des Friedens fördernden Erzherzog gelingen müssen. Er that in jeder Richtung, was in seinen Kräften stand. So rief er z. B. eine Steuerperäquationscommission ins Leben, bereitete die Lehn- und Zehntablösung vor und erwirkte die Aufhebung des aus der Zeit der Napoleonischen Verwaltung herstammenden Fiscalprivilegiums. Unter seinem Régime wurde ferner der Hafen von Venedig durch energisch betriebene Ausbaggerungen für große Schiffe fahrbar gemacht und eine Vergrößerung des Hafens in Como durch Herstellung einer neuen Diga in Angriff genommen. Zur Bewältigung der Malaria am nördlichen Ende des Comersees wurde die Entsumpfung des sogenannten Piano di Spagna und zur Gewinnung fruchtbaren Bodens im Etschthale die Austrocknung der Valli grandi Veronesi unternommen; der berühmte Ingenieur Bucchia wurde mit dem Studium der Arbeiten zur Austrocknung des venetianischen Meeresufers, dann der Bewässerung der wasserarmen Ebene von Friaul durch den Ledrafluß betraut. In Mailand ward zur selben Zeit die unverweilte Ausführung der vom Kaiser ertheilten Bewilligung zur Vergrößerung der Giardini publici angeordnet, sowie auch durch die Energie des Erzherzogs der Widerstand überwunden, welcher bis zum letzten Augenblicke der Formirung des nunmehr hergestellten Platzes zwischen dem Scalatheater und dem Palazzo marino entgegengestellt wurde, überdies auch die Vergrößerung des Domplatzes eingeleitet und die Restauration der Basilica San-Ambrogio angefangen. Das System der öffentlichen Wohlthätigkeit in Venedig wurde auf Grundlage der hierüber auf Anordnung des Erzherzogs gemachten besondern Studien einer wirksamen Reform unterzogen, dann der armen Bevölkerung im Veltlin nicht nur materielle Unterstützung gewährt, sondern auch durch eindringliche Studien über neue Quellen des Wohlstandes für dieses durch die Traubenkrankheit herabgekommene Thal die Aussicht auf nachhaltige Verbesserung ihrer

Digitized by Google

Zukunft eröffnet. Zur Zeit der großen Po-Ueberschwemmung, welche den Generalgouverneur augenblicklich an Ort und Stelle der bedrohten Landestheile rief, erwirkte er beim Kaiser ungesäumt eine großartige Unterstützung für die Beschäftigten. Gleiche Sorgfalt wendete der Erzherzog dem Unterrichtswesen, der Wissenschaft und Kunst zu. So beauftragte er den Herausgeber der „Memorie" des Grafen Giulini mit der Fortsetzung dieses nationalen Werks, setzte eine Commission zur Herausgabe der „Monumenti storici ed artistici" der venetianischen Provinzen ein und brachte die Vereinigung der beiden Kunstakademien in Mailand und Venedig mit den daselbst bestehenden Instituten zu Stande.*)

Von den Kunstschöpfungen, welche der Prinz außerhalb Lombardo-Venetiens ins Leben rief, nennen wir insbesondere: die Votivkirche in Wien und das Schloß Miramar bei Triest. Zum Bau der erstern erließ er am 27. Febr. 1853 anläßlich der glücklichen Lebensrettung des Kaisers von Oesterreich aus verruchten Mörderhänden einen Aufruf an die Patrioten des ganzen Reichs, einen Fonds zur Erbauung der Kirche in Wien zu gründen, welcher alsbald den herrlichsten Erfolg hatte.

Nach den welterschütternden Ereignissen des Jahres 1859, welche Oesterreich der Lombardei beraubten und zur Einheit Italiens den Grundstein legten, zog sich Ferdinand Maximilian mit seiner Gattin in den Schatten seines Zauberschlosses Miramar zurück und lebte dort einige Monate still und zufrieden. Er hatte sich, so sehr liebte er das Seemannsleben, in dieser Behausung aus seinem eigensten Gemach fast eine Kajüte geschaffen; die Wogen des Meeres, die an das Schloß anschlagen, vervollständigten die Täuschung. Alle Tische, Schränke und Gestelle dieser Pseudokajüte waren mit Symbolen und Producten aller Länder und Meere gefüllt; denn der Prinz war ein eifriger, fast leidenschaftlicher Sammler und brachte nach jeder Reise eine reiche Ausbeute von Natur- und Kunstproducten der von ihm besuchten Gegenden als Angedenken mit nach Hause.

Im November 1859 unternahm der Erzherzog, diesmal in Gesellschaft seiner Gemahlin, eine neue große Seefahrt. Auf dem österreichischen Kriegsdampfer Elisabeth, einem mächtigen Reisepalast, steuerte er durch die Meerenge von Gibraltar zum zweiten male der Insel Madeira zu. Dort angekommen, ließ er, in Funchals mildem Klima, die Erzherzogin Charlotte zu einem längern Winteraufenthalte zurück, während er selbst (am 15. Dec. 1859) nach Brasilien weiter segelte. Bei herrlicher Sonne, ruhigem blauen Meere und frischem Passatwinde überschritt er am 28. Dec. den Wendekreis und zog mit stolzem Bewußtsein und freudig erregtem Gemüth in den glücklichen Gürtel der winterlosen Regionen ein. Zehn Tage später passirte er den Aequator. In der südlichen Hemisphäre besuchte er vor allem Bahia und einige andere brasilische Hafenstädte; dann unternahm er (am 16. Jan. 1860) auch einen Ausflug in die Urwälder. In unbekannte Regionen versetzt, von allem bis dahin Erlebten geschieden, schwelgte er wie in einem süßen Traume, in dem sich die Natur wie ein Zaubergarten zeigte. Reich an neuen Erfahrungen**), kehrte der Erzherzog im März 1860 nach Oesterreich zurück. Seine Abwesenheit hatte im ganzen fünf Monate gedauert und zu vielem unnützen Geschwätz Veranlassung gegeben.

Ein Jahr nach seiner Wiederankunft auf heimatlichem Boden veröffentlichte Ferdinand Maximilian eine Broschüre, in welcher er mit beredten, ja begeisterten Worten für die Vergrößerung der Flotte seines Vaterlandes plaidirte. Diese Broschüre führte den Titel „Die österreichische Marine. Von einem österreichischen Seemanne". Sie forderte, nebst einer Allianz mit England, ungestüm die Bewilligung von 30 Millionen zur Her-

*) Wurzbach's Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, VI, 203.

**) Vgl. Aus meinem Leben, Bd. 5—7.

Digitized by Google

stellung von Arsenalen, Forts und Schiffen, weil, durch ein merkwürdiges Spiel der Natur, blos an der östlichen Seite des Adriatischen Meeres gute, zweckdienliche Häfen sich befinden und das im Werden begriffene Italien über kurz oder lang den Versuch machen werde, diese guten, sichern Ankerplätze in seinen Besitz zu bekommen. Ferner deckte die Broschüre schonungslos die „selbstmörderische Vernachlässigung der dalmatinischen Küste" auf und beantragte energisch die Errichtung geeigneter Schutzmittel im Südwesten des Reichs. Was erreichten alle diese Vorschläge? Die Begeisterung der Marine und das mitleidige Achselzucken der Chefs der „undurchdringlichen" Bajonnetmauern! Bei dieser Gelegenheit wollen wir eines pikanten Zwischenfalles erwähnen, zu welchem die Broschüre Veranlassung gab. In derselben lautet ein Kapitel wörtlich: „Graf Montecuculi sagte: Zum Kriegführen brauche man drei Sachen: Geld! Geld und abermals Geld!" Contreadmiral Wüllerstorff, dem dies zu Gesichte kam, schrieb darunter: „Und Verstand! Verstand! Verstand!" Ferdinand Maximilian bekam dies zufällig in die Hände und bejahte lebhaft die Hinzufügung des Barons Wüllerstorff zur populären Aeußerung des Grafen Montecuculi, worauf er dann sagte: „Meine Broschüre ist schlecht, denn sie enthält diesen nahe liegenden schlagenden Gedanken nicht."*)

Die Jahre 1862 und 1863 sowie die ersten Monate des Jahres 1864 verlebte der Erzherzog theils in Miramar, theils auf der kleinen, romantisch gelegenen Insel Lacroma, unweit Ragusa. Während dieser Zeit ließ er anfangs nur wenig von sich hören — da tauchte plötzlich in pariser Correspondenzen die Nachricht auf, der Prinz wolle von Napoleon III. sich auf den Thron Montezuma's und Iturbide's setzen lassen. In Oesterreich schüttelte man zu dieser Meldung lange ungläubig den Kopf, und selbst, als man erfuhr, daß (am 10. Juli 1863) eine Notabelnversammlung in Mexico den Beschluß gefaßt habe, Ferdinand Maximilian in aller Form die Kaiserkrone anzubieten, gab man den Zweifel noch immer nicht auf. Doch nur zu bald stellte es sich heraus, daß der Erzherzog nicht abgeneigt sei, der Berufung nach Mexico Folge zu leisten und dort, an den Grenzen der Nordamerikanischen Union, eine Monarchie zu begründen. Die Journalistik, namentlich die wiener, warnte ohne Unterlaß vor diesem Beginnen, doch ihre Stimme verhallte ungehört. Am 3. Oct. 1863 gab Ferdinand Maximilian der mexicanischen Krondeputation in Miramar die Antwort, daß er bereit sei, den Kaiserthron in Mexico wieder aufzurichten, sobald die mexicanische Nation ihn mittels allgemeinen Plebiscits zum Kaiser wählen würde.

Diesem Verlangen wurde nachgekommen, und nachdem der Erzherzog sich im Jahre 1864 mit Kaiser Napoleon über die Annahme der mexicanischen Krone verständigt und jeder Anwartschaft auf die österreichische Thronfolge entsagt hatte, trat er am 10. April 1864 als Kaiser Maximilian I. im Schlosse Miramar seine Herrschaft an. Aus freiem Antriebe leistete er an diesem Tage den Eid, daß er die Unabhängigkeit und Integrität Mexicos aufrecht erhalten und das Glück der Bewohner dieses Reichs zu begründen suchen werde.**)

Gleichzeitig nahm er eine mexicanische Anleihe im Betrage von 300 Mill. Frs. auf und schloß mit Frankreich einen Vertrag ab, in welchem Napoleon sich verpflichtete, dem neuen Kaiser ein Armeecorps von 25000 Franzosen für so lange zur Verfügung zu stellen, bis es gelungen sein würde, eine verläßliche kaiserlich mexicanische Armee zu organisiren. Zwei Tage später begannen mit Genehmigung der österreichischen Regierung

*) Joseph Grünstein, Reminiscenzen an Ferdinand Maximilian.

**) Näheres über die Ceremonie der Thronannahme und die derselben vorangegangenen Verabredungen findet der Leser in dem Artikel „Der mexicanische Staat" („Unsere Zeit", Erste Folge, VIII, 500 und 501).

Digitized by Google

die Werbungen für die mexicanisch-österreichische Legion, und es wurden für den Eintritt in dieselbe so verlockende Bedingungen gestellt, daß sich gegen 6000 Oesterreicher bereit fanden, in die Dienste des fernen transatlantischen Kaiserreichs zu treten.

Am 14. April 1864 schiffte sich Kaiser Maximilian in Begleitung seiner Gemahlin und eines zahlreichen Gefolges in Triest ein, um zunächst nach Rom zu reisen, dort aus den Händen des Papstes den Segen zu empfangen und von da nach Mexico abzugehen. Am 28. Mai langte er in Veracruz auf mexicanischem Boden an; am 12. Juni hielt er unter dem Donner der französischen Geschütze seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Mexico.

Seine Regierung war keine glückliche. Es ist dies schon in zwei ausführlichen Artikeln erzählt worden, wir brauchen daher nicht weiter darauf zurückzukommen. Was hingegen nach der Entthronung Maximilian's in Queretaro sich zutrug, was den Proceß und die Hinrichtung des unglücklichen Habsburgers anlangt, sowie die Schwierigkeiten, auf welche die Auslieferung seiner Leiche stieß und endlich die Feier seines Leichenbegängnisses in Wien (am 18. Jan. 1868), sei hier, mit Eingehung in die wichtigern Details, in möglichster Kürze erzählt.

Es war am 15. Mai 1867, gegen 8 Uhr morgens, als Kaiser Maximilian in der befestigten Stadt Queretaro seinem unversöhnlichsten Gegner, dem republikanischen General Mariano Escobedo, in die Hände fiel. Wie bekannt, wurde diese Katastrophe durch einen schändlichen Verrath des Obersten Lopez herbeigeführt.**) Zwar hat letzterer von der furchtbaren Anschuldigung, seinen Gönner und Souverän um eine Geldsumme den Feinden verkauft zu haben, in mexicanischen Blättern sich weiß zu waschen gesucht, es ist ihm indeß seine Rechtfertigung nicht gelungen.

Die nächste Folge der Gefangennehmung Maximilian's war dessen Abführung in das Kloster de las Capuchinas. Dort wurde er in einer dunkeln und kleinen schmuzigen Zelle gefangen gehalten und aufs strengste bewacht; niemand durfte zu ihm als einige Mitglieder des diplomatischen Corps und später gar nur der Arzt, da er durch die vielen Beschwerden, die mangelhafte und schlechte Nahrung und die beständige Aufregung sehr geschwächt und leidend war.

Ueber das Schicksal, welches seiner harre, blieb der gefangene Kaiser nicht lange in Zweifel. Schon am 22. Mai kündigte man ihm an, daß Juarez, der Präsident der Republik, angeordnet habe, ihn und die Generale Miramon und Mejia vor ein Kriegsgericht zu stellen. Mit der Instruirung des Processes wurde der Bürger-Fiscal Manuel Aspiroz betraut. Dieser bestimmte folgende Advocaten zu Vertheidigern Maximilian's: Eulalio Maria Ortega, Jesus Maria Vazquez, Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre. Die ersten zwei übernahmen die juridische, die letzten zwei die politische Vertheidigung.

Am 13. Juni, früh 8 Uhr, trat das Kriegsgericht im Iturbide-Theater in Queretaro zusammen. Es bestand aus dem Oberstlieutenant Platon Sanchez als Vorsitzendem und sechs andern Offizieren niedrigern Grades als Beisitzern. Dieselben nahmen auf der Bühne Platz, wo sich auch Stühle für die Angeklagten befanden. Da der Kaiser sowol wegen seines schweren körperlichen Unwohlseins als auch, und zwar vorzüglich, aus tiefverletztem Selbstgefühl unter keiner Bedingung (es sei denn unter Anwendung von Gewaltmaßregeln) an einem solchen Orte erscheinen wollte, so wurde der Proceß in seiner Abwesenheit durchgeführt. Der Fiscal Aspiroz verlas zuerst die Anklage, dann den Protest des Kaisers gegen die Competenz des Kriegsgerichts, hierauf das ärztliche Zeug-

*) Vgl. „Mexico als Kaiserreich" („Unsere Zeit", Neue Folge, III, 2., 1—30 und 161—189).
**) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 2., 186.

Digitized by Google

niß über den Krankheitszustand des Kaisers und endlich ein Gesuch desselben um Anweisung eines gesündern Gefängnißlocals. Unter den Anklagepunkten figurirte in erster Linie die kaiserliche Sanction des Gesetzes vom 3. Oct. 1865, welches fernern bewaffneten Widerstand mit dem Tode bedrohte, da die Republik nicht nur durch den Willen der Nation aufgehört habe, sondern auch durch den Ablauf der Amtsperiode des Präsidenten Juarez und dessen (wie sich später herausstellte, fälschlich gemeldete) Flucht aus den Grenzen des Reichs. Ueberdies wurden dem Kaiser zur Last gelegt: die Usurpation der höchsten Gewalt, die Entzündung des Bürgerkriegs und die Anordnung zahlreicher standrechtlicher Executionen.

Darauf hin lasen die Vertheidiger Vazquez und Ortega abwechselnd ihre Reden zu Gunsten des Kaisers vor. Sie betonten die unpassende Anwendung des Gesetzes, auf welches die Anklage sich stützte, da dieses nur für geborene Mexicaner erlassen worden sei, und bewiesen dem Fiscal die Unregelmäßigkeit der Procedur, indem weder Zeugen, noch Documente, noch andere Beweisstücke vorhanden seien. Der vorliegende Fall sei von weittragender Bedeutung und biete so mannichfache völkerrechtliche, geschichtliche und politische Gesichtspunkte dar, daß eine Vertagung des Processes eine Nothwendigkeit sei. Keinesfalls seien die 48 Stunden, welche den Vertheidigern zu ihrer Vorbereitung im ganzen zugestanden worden, hierfür ausreichend. Ruhige, leidenschaftslose Erwägung solle das Verfahren gegen Maximilian kennzeichnen, damit der Name der Republik in den Augen der Welt nicht befleckt werde.

Der Gerichtshof verwarf diese Einwendungen der Vertheidiger und nöthigte dieselben, die eigentliche Vertheidigung zu beginnen. Ortega, der nun das Wort ergriff, sagte, er wolle auf die Anklage antworten, weil er gezwungen sei, dies zu thun, nicht weil irgendein dieselbe unterstützender Beweis vorhanden sei. Er skizzirte hierauf die Geschichte der Ankunft des Kaisers in Mexico und protestirte gegen die Beschuldigung, daß Maximilian ein Usurpator sei. Derselbe habe, bevor er die Krone annahm, englische Rechtsgelehrte consultirt, und diese hätten erklärt, daß seine Wahl zum Kaiser der nationale Wille sei. Der Angeklagte habe sich daher mit Recht für einen legitimen Souverän gehalten. In dieser Meinung sei er durch den enthusiastischen Empfang nach seiner Ankunft in Mexico nur noch mehr bestärkt worden. Als Maximilian die ersten Symptome allgemeiner Unzufriedenheit wahrnahm, habe er sogleich seine Räthe berufen, um sie über die Legitimität seiner Wahl zu befragen; diese schilderten ihm das Land stets als seinem Souverän ergeben. Mit größter Energie verwarf Ortega schließlich die Beschuldigung, daß Maximilian blutdürstig regiert habe. Das Gesetz vom 3. Oct. 1865 habe der Kaiser erst erlassen, als seine Räthe ihn glauben machten, daß Präsident Juarez das mexicanische Gebiet verlassen habe.*)

Uebrigens sei dieses Gesetz nur ad terrorem gegeben worden; denn nie habe man Maximilian um Gnade gebeten, ohne daß er sie nicht auch gewährt hätte; außerdem habe der Kaiser befohlen gehabt, daß man, zu welcher Stunde immer ein derartiges

*) Auch Wilhelm von Montlong, gewesener Cabinetsoffizier des Kaisers Maximilian, bestätigt in den von ihm herausgegebenen, auf Befehl des Kaisers nach Documenten bearbeiteten „Authentischen Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico" (Stuttgart 1868), daß das vielfach verpönte Gesetz vom 3. Oct. 1865 dem Kaiser abgedrungen worden sei, und zwar vom Marschall Bazaine, welcher das Gesetz am 11. Oct. eigenmächtig noch durch einen Offiziersbefehl erweiterte, in welchem es hieß: „Von beiden Seiten muß man selbst tödten oder sich tödten lassen." (S. 21 des Werks). Dagegen behauptet Graf Kératry, gewesener Ordonnanzoffizier des Marschalls Bazaine, in seinem Werke: „Kaiser Maximilian's Erhebung und Fall" (Leipzig 1867): Marschall Bazaine habe das Gesetz als nutzlos bezeichnet, weil ja ohnehin die französischen Kriegsgerichte functionirten und es auch unpolitisch sei, Mexicaner durch Mexicaner richten zu lassen (S. 82).

Digitized by Google

Gesuch einlange, ihn sofort davon unterrichte, unbekümmert um seinen Schlaf oder seine Beschäftigung; und so sei es auch geschehen.

Der Vertheidiger schloß mit einem beredten Appell an die Mitglieder des Gerichtshofes im Namen der Civilisation und der Geschichte.*)

Es war gegen 9 Uhr abends, als der Präses des Kriegsgerichts ankündigte, daß die weitere Verhandlung am folgenden Tage (14. Juni) um 8 Uhr früh beginnen werde.

Um die erwähnte Stunde wurde die Sitzung, abermals in Abwesenheit des Kaisers, wieder eröffnet. Der Fiscal nahm das Wort, um den Strafantrag gegen Maximilian vorzubringen. Er erklärte, daß er noch einen ganz neuen Anklagepunkt aufgefunden habe, jenen nämlich, daß Maximilian durch ein Decret, in welchem er für den Fall seines Todes in der Schlacht eine Regentschaft eingesetzt haben soll, die Absicht einer Verlängerung des Bürgerkriegs gezeigt habe.

Als die Vertheidiger auf einem Beweise dieser neuen Anschuldigung bestanden, erwiderte der Fiscal, daß sich alle Anklagepunkte auf notorische Thatsachen gründen und daß dies genüge; ja daß die Identification der Person Maximilian's allein genüge, um die Todesstrafe zu verhängen, da derselbe mit den Waffen in der Hand ergriffen worden sei. Er beantrage daher die Todesstrafe.

Vazquez und Ortega replicirten, um die Anklage des Fiscals zu entkräften, und wiesen auf die allgemeine Misbilligung hin, die wie ein Anathem auf Mexico fallen werde, weit mehr wegen der Art der Procedur als wegen der Sentenz selbst.

Dessenungeachtet schloß sich der Gerichtshof den Ausführungen des Fiscals vollkommen an.

Am 14. Juni, 11 Uhr nachts, wurden Kaiser Maximilian und seine Generale Miramon und Mejia zum Tode des Erschießens einstimmig verurtheilt, und General Escobedo bestätigte dieses Erkenntniß.

Der preußische Gesandte, Baron von Magnus, bot alles auf, die Begnadigung der Verurtheilten zu erwirken; er eilte nach Potosi, um den Präsidenten persönlich zu sprechen und umzustimmen, vergeblich! Auch die Frauen von Queretaro flehten um das Leben des Kaisers, Juarez blieb unerbittlich. Er antwortete, daß die Begnadigung des „Erzherzogs" Maximilian infolge sehr ernster Erwägung der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit, den Frieden der Republick zu sichern, unmöglich sei.

Nur so viel erreichte Barou von Magnus, daß die Execution, welche schon am 17. Juni 3 Uhr nachmittags hätte erfolgen sollen, auf den 19. Juni früh 7 Uhr verschoben wurde.

Als an dem letztgenannten Tage, um 6 Uhr morgens, die Verurtheilten zur Richtstätte geführt wurden, wandte sich, an der Thorschwelle des Gefängnisses, welches er nach fünfunddreißigtägiger Haft verließ, der Kaiser gegen Ortega, seinen Vertheidiger, um, indem er die Worte fallen ließ: „Welch ein schöner Himmel! so habe ich ihn für den Tag meines Todes gewünscht!"**) Jeder der Verurtheilten war schwarz gekleidet und in Begleitung eines Geistlichen. Wagen brachten sie nach dem Cerro de la Campana (einem Hügel außerhalb der Stadt Queretaro), 100 Schritte von der Stelle, an welcher der Kaiser sich am 15. Mai ergeben hatte. An dem Orte selbst, wo die Execution stattfinden sollte, verließen sie die Wagen, und der Kaiser schüttelte sich den Staub von den Kleidern, vollkommen gefaßt, erhobenen Kopfes. Er frug nach den Soldaten, welche zum Feuern bestimmt waren, und gab jedem eine Unze mit der Bitte, auf die Brust zu zielen. Der junge Offizier, welcher die Füsiliere commandirte, näherte sich dem Kaiser und drückte

*) Näheres über den Proceß s. in der „Denkschrift" von Riva Palacio und Martinez de la Torre, übersetzt von Konrad G. Paschen (Hamburg 1868).

**) Nach dem Berichte der officiellen „Wiener Zeitung" vom 20. Aug. 1867.

Digitized by Google

ihm die Befürchtung aus, er möchte vielleicht mit Groll gegen ihn sterben, weil er das Schießen commandire, während er doch im Herzen das, was er thun müsse, misbillige. „Junger Mann", sagte der Kaiser, „ein Soldat muß seine Ordre erfüllen. Ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl, verlange aber, daß Sie dem gegebenen Befehle nachkommen." Hierauf näherte er sich den Generalen Miramon und Mejia und umarmte sie herzlich mit den Worten: „Bald sehen wir uns in der andern Welt." Zu den Zuschauern sagte er mit heller Stimme und bemerkenswerther Ruhe: „Mexicaner! Männer meines Standes und Ursprungs, von meinen Gefühlen beseelt, sind durch die Vorsehung bestimmt, entweder Beglücker ihrer Völker oder Märtyrer zu sein. Als ich unter euch kam, hatte ich keine Hintergedanken. Ich kam gerufen von den wohlmeinenden Mexicanern, von denjenigen, welche sich heute für mein Adoptivvaterland opfern. Im Begriffe, ins Jenseits zu treten, nehme ich nur den Trost mit, Gutes gethan zu haben, und nicht von meinen geliebten und getreuen Generalen mich verlassen zu sehen. Mexicaner! Es sei mein Blut das letzte, welches vergossen wird, und möge es mein unglückliches Adoptivvaterland wieder aufrichten!"*)

Er trat zurück und den Fuß vorstellend, die Augen zum Himmel erhebend, zeigte er mit der Hand auf die Brust und erwartete ruhig den Tod.

Die verhängnißvollen Schüsse fielen; beide Generale waren todt, nur der Kaiser wollte sich noch auf dem Elnbogen aufrichten, um Luft zu schöpfen, als einer von den Anhängern des Juarez auf ihn zukam und seine Wunden betrachtete. Der Kaiser bat, ihn in Ruhe zu lassen, da feuerte jener noch einen Revolverschuß ins Herz des Kaisers ab.

Die letzten Worte Maximilian's sollen gewesen sein: „Pauvre Charlotte!" Man hatte ihm vor seinem Ende mitgetheilt, daß seine Gemahlin, die Kaiserin Charlotte, in Europa, wohin sie sich am 8. Juli 1866 eingeschifft hatte, gestorben sei; doch war diese Nachricht nicht begründet. Allerdings aber war und ist heute noch der geistige Zustand dieser unglücklichen Frau ein trauriger.

Daß Maximilian als Held gestorben, haben selbst die republikanischen Blätter Mexicos anerkannt. So sagte die „Orquesta": „Es steht uns nicht mehr zu, die Asche des Erzherzogs zu stören. Er fiel mit der Tapferkeit und Würde, die seine Stellung in Europa, sein Name und sein hoher Rang erforderten."

Seine Leiche blieb zwei Stunden lang auf dem Richtplatze, dann wurde sie in einer Miethkutsche in das Kloster de las Capuchinas zurückgebracht. Später befand sich der Leichnam bei Dr. Lisso, im Hause eines gewissen Muñoz Ledo. Mund und Augen waren theilweise offen, sodaß man Zähne und Augen sehen konnte. Der Kaiser hatte blaue Augen gehabt; diese Augen ersetzten die Aerzte durch ein paar schwarze, welche der im Kloster de las Capuchinas einbalsamirten heiligen Ursula entnommen wurden! Sein Bart fehlte ganz, sowie auch ein Theil seines Haupthaares, das von Dr. Lisso, kleine Locken per Stück zu 80 Piastern, verkauft wurde. Es wurde sogar behauptet, daß dieser Leichenschänder ein Stück vom Schädel entfernt und dafür eine große Summe empfangen habe.**) Dr. Lisso führte zu seiner Entschuldigung an, daß die juaristische Regierung ihm seine Rechnung für die Einbalsamirung nicht bezahlt habe!

Nach langen Unterhandlungen mit Juarez gelang es endlich dem österreichischen Viceadmiral Tegetthoff, dem Sieger von Lissa, die Auslieferung der kaiserlichen Leiche zu erlangen. Ein volles Vierteljahr mußte Tegetthoff auf die Herausgabe der Leiche warten, da er ohne irgendeinen officiellen Charakter, sondern nur mit einem Privatauftrage der österreichischen Kaiserfamilie nach Mexico gekommen war. Erst am 26. Nov. 1867

*) „Wiener Zeitung" vom 20. Aug. 1867.
**) Vgl. Montlong's Authentische Enthüllungen, S. 108.

Digitized by Google

wurde ihm der Körper des hingerichteten Kaisers in Veracruz überantwortet. Ohne militärische Ehren wurde die Leiche in aller Stille an Bord der österreichischen Fregatte Novara, desselben Schiffs, das einst den Kaiser nach Mexico gebracht hatte, eingeschifft, und unmittelbar darauf stach die Fregatte in See. Der Sarg war auf Kosten der mexicanischen Regierung geliefert worden, die auch alle andern Unkosten für den Transport der Leiche bis Veracruz übernommen hatte.

Am 13. Jan. 1868 traf die Novara in Pola ein und wurde von sämmtlichen Forts sowie von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen mit Trauersalven begrüßt. Am 15. Jan. nach Sonnenuntergang landete sie in Triest, erwartet von zahlreichen einheimischen und fremden Würdenträgern und von Mitgliedern der kaiserlichen Familie.

Am 17. Jan. abends gelangte die Leiche nach Wien. Vom Bahnhofe wurde dieselbe, unter Begleitung der obersten Hofchargen und des Militärs, durch eine unabsehbare theilnehmende Bevölkerung, in die Hofburg überführt, wo sie vom Kaiser Franz Joseph empfangen wurde. Am 18. Jan. früh begann der Einlaß des Publikums zu der im Sarge aufgebahrten Leiche. Der Andrang zu der Ausstellung war ein massenhafter und stille Gebete um das Seelenheil des Verblichenen flossen von jedem Munde. Um 10 Uhr wurde von der Hofmusikkapelle das Miserere abgesungen und von 12—1 Uhr die sämmtlichen Thurmglocken in den Kirchen der Residenz geläutet. Um 3 Uhr nachmittags fand das Leichenbegängniß statt. Fast alle europäischen Staaten hatten zu diesem feierlichen Traueracte Vertreter gesandt. Die Theilnahme des Publikums zeigte sich nicht blos in dem massenhaften Zuströmen der Menge, sondern auch darin, daß in der innern Stadt die meisten Verkaufsläden geschlossen waren. Sämmtliche Straßen, durch welche sich der Trauerzug bewegte, waren durch dichte Militärspaliere abgesperrt, die aber nicht hinreichten, um den stürmischen Andrang des Publikums abzuhalten. In der Kapuzinerkirche erfolgte die Einsegnung durch den Cardinal-Erzbischof von Wien, dann wurde der Sarg unter Trauergebeten und mit Fackelbegleitung in die Gruft hinabgetragen.

Dort ruht nun Kaiser Max, der fürstliche Dulder, und die Poesie des Todes webt ihren verklärenden Schleier um die Fehler und Irrthümer des Dahingegangenen; denn ein Fehler war die Annahme der mexicanischen Kaiserkrone, ob nun fürstliche Eitelkeit oder sanguinische Hoffnungen ihren Theil daran hatten. Doch würde man unrecht thun, wenn man sagen wollte, der Glanz der Krone allein habe den Verewigten nach Mexico geführt. Noch ein anderer, höherer Antrieb drängte ihn, das Abenteuer zu bestehen, der Gedanke, ein von Bürgerkriegen zerrissenes Land zu beruhigen, der Führer und Regenerator eines aus tausend Wunden blutenden Volks zu werden. Das war der Stern, dem er über das Meer nachzog, das war die Idee, für die er kämpfte und fiel. Darum Ehre seinem Angedenken! Nicht nur Oesterreich, auch Deutschland kann mit Stolz auf den Erzherzog zurückblicken, der die Kaiserkrone von Mexico getragen.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Unter dem 3. Juni meldet man den Tod James Buchanan's, 15. Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, vom 4. März 1857 bis zum 4. März 1861.

James Buchanan war der Sohn eines irischen Auswanderers aus Donegal, der sich im Staate Pennsylvanien eine neue Heimat begründet hatte, und wurde am 13. April 1791 in Stony-Batter in der Grafschaft Franklin in Pennsylvanien geboren. Er erhielt eine sehr gute Erziehung in Mercersbourg und trat in dem Alter von 14 Jahren

Digitized by Google

in das College Dickinson in Carlisle, in dem er bis 1809 seine akademischen Studien vollendete. Dann kam er in das Haus des berühmten Rechtsgelehrten James Hopkins in Lancaster, unter dessen Leitung er sich drei Jahre lang dem praktischen Studium der Rechte widmete. Am 17. Nov. 1812 wurde er unter die Zahl der Sachwalter aufgenommen, als welcher er sich bald unter seinen Mitbürgern einen solchen Ruf erwarb, daß er schon im October 1814 zum Mitgliede der Legislatur Pennsylvaniens gewählt wurde. In den Jahren 1816 und 1817 vertheidigte er mit großer Geschicklichkeit einen Richter, der vor dem Staate Pennsylvanien angeklagt war, und erlangte dadurch als Sachwalter eine so ausgedehnte Praxis, daß er sich im Alter von 40 Jahren schon in der Lage befand, auf diesen Beruf zu verzichten und sich ganz dem öffentlichen Leben zu widmen.

Im Dienste des Vaterlandes hatte er sich schon in dem Kriege gegen England, welcher 1814 durch den in Gent abgeschlossenen Frieden beendigt wurde, Ruhm erworben. Er trat nämlich als gemeiner Soldat in ein Corps Freiwilliger, das Baltimore zur Hülfe eilte.

Im Jahre 1820 begann seine eigentliche politische Laufbahn mit seinem Eintritt ins Haus der Repräsentanten des Congresses, für das er viermal wiedererwählt wurde und in dem er bis 1831 seinen Sitz behielt. Seine Jungfernrede hielt er zur Vertheidigung des damaligen Schatzsecretärs Crawford. Diese Periode in Buchanan's Leben ist besonders interessant, wenn man sie mit seiner spätern politischen Thätigkeit vergleicht. In der Tarifffrage, mit welcher dieser Congreß sich besonders beschäftigte, warnte er vor den Eifersüchteleien der Parteien und vor erhitzenden Reden innerhalb des Sitzungssaals, welcher „der Union geheiligt sein sollte". Die Idee, daß der Süden oder Osten eine andere Politik als der Norden oder Westen befolgen könne, erschien ihm abscheulich. Charakteristisch in seinen Reden zu jener Zeit ist der weitsehende Prophetenblick, mit dem er die Ausdehnung der Vereinigten Staaten im Süden vorausverkündigte. Schon im Jahre 1824 warnte er den Congreß, sich in kein Bündniß mit Mexico einzulassen, weil das für die freie Thätigkeit der Union später leicht ein Hinderniß werden könne. Höchst energisch widersetzte er sich der Idee, daß Cuba aus den Händen Spaniens an eine andere europäische Macht übergehe. Es unterliegt fast keinem Zweifel, wenn man diese Politik mit dem ostender Protokoll vergleicht, das ein Vierteljahrhundert später veröffentlicht wurde und auf das wir zurückkommen werden, daß die Wichtigkeit Cubas für die Vereinigten Staaten zu den politischen Hauptaxiomen Buchanan's gehörte, und daß seine Ansichten über Mexico zu jener Zeit eine politische Vorausficht zeigen, welche sich durch spätere Ereignisse als vollkommen richtig bewährt hat. Im Jahre 1828 wirkte Buchanan sehr thätig für die Wiederwahl des Generals Jackson für die Präsidentschaft und in derselben Session war er einer der Ankläger in dem Proceß des Richters Peck von Missouri, einer gerichtlichen Verhandlung, die selbst unter den causes célèbres der Vereinigten Staaten berühmt geworden ist.

Im Jahre 1831 ernannte der Präsident Jackson ihn zum nordamerikanischen Minister in Petersburg und übertrug ihm den Abschluß eines wichtigen Handelsvertrags zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten. In den betreffenden Unterhandlungen hatte er eine solche Geschicklichkeit entfaltet, daß er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers bis 1833 an dem petersburger Hofe blieb. In diesem Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück, um seinen Sitz im Congreß wieder einzunehmen, in welchem er den Präsidenten Jackson gegen die bittere Feindseligkeit Henry Clay's und gegen dessen Partei zu vertheidigen hatte. Seine Ernennung zum Senator erfolgte auch 1833, er behielt bis 1845 seinen Sitz im Senat.

Die Aufregung über die Sklavereifrage in Europa im Jahre 1835 veranlaßte Buchanan seine Ansichten über dieselbe auszusprechen, denen er auch beständig treu

Digitized by Google

geblieben ist. Er wollte verhüten, daß die Sklavereifrage im Congreß verhandelt werde, und stellte die Behauptung auf, die Abolitionisten trügen allein die Schuld, daß die Lage der Sklaven in den Südstaaten sich nicht verbessert habe.

Während van Buren's Präsidentschaft von 1837—41 gehörte Buchanan zur Opposition und in keiner Zeit seines Lebens bewährte sich sein Rednertalent so oft als in der damaligen Periode.

Buchanan unterstützte den Präsidenten Tyler (1841—45), widersetzte sich der Ratification des Webster-Ashburton-Vertrags, aber nur aus dem Grunde, weil er Anlaß zu künftigen Verwickelungen zwischen Nordamerika und England geben konnte, und vertrat entschieden die Einverleibung von Texas in das Gebiet der Vereinigten Staaten.

Der Präsident Polk (1845—49) ernannte Buchanan zum Staatssecretär oder Minister des Auswärtigen. In dieser Stellung veröffentlichte er eine große Zahl officieller Documente, die sich auf Tagesfragen wie die Einverleibung von Texas und Californien in die Vereinigten Staaten, den mexicanischen Krieg u. s. w. bezogen.

Während der Präsidentschaft des Generals Taylor (1849—53) zog sich Buchanan von der politischen Bühne zurück, aber bei der Präsidentenwahl im Jahre 1852 wurde er von Baltimore als Candidat vorgeschlagen, doch Pierce ging aus der Wahlurne als Sieger hervor, von dem Buchanan im Jahre 1853 zum nordamerikanischen Minister am englischen Hofe ernannt wurde, welche Stelle er bis 1856 bekleidete. Während dieser Zeit war wieder die Rede von dem Ankauf Cubas für die Vereinigten Staaten. Ueber diese Frage hielten die nordamerikanischen Minister in London, Paris und Madrid Conferenzen in Ostende und die von ihnen damals verfaßte Denkschrift, in welcher sie sich für die Aufrechterhaltung der bekannten Monroe-Doctrin aussprachen, wurde ein historisches Document, das seinerzeit großes Aufsehen erregte.

Im Jahre 1856 kaum von London nach Washington zurückgekehrt, wurde Buchanan sofort von der demokratischen Partei als Candidat für die Präsidentenwahl aufgestellt. Sein Name vertrat in dem lebhaften Wahlkampfe die in Europa so schwer zu begreifende Allianz des demokratischen Fortschritts mit der vollständigen Aufrechterhaltung der Sklaverei. Infolge der Besorgnisse, welche die drohende Haltung einiger Sklavenstaaten einflößten, gelang es ihm, einige Stimmen der freien Staaten des Nordens für sich zu gewinnen, und so erlangte er 163 Stimmen gegen 125, welche dem Obersten Fremont gegeben wurden. Infolge dessen trat er am 4. März 1857 seine vierjährige Präsidentschaft an.

Ueber 60 Jahre alt, aber von einer noch kräftigen Gesundheit, gerühmt als ein entschlossener Charakter und bedeutender Kopf, brachte Buchanan zur Lösung seiner großen Aufgabe Klugheit und langjährige politische Erfahrung mit. Als einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten seines Vaterlandes anerkannt, besaß er außerdem gründliche Kenntnisse der Geographie, der Statistik und der Geschichte Nordamerikas. Seine feste und würdige Haltung auf der Rednerbühne gebot Achtung und flößte volles Vertrauen zu seiner Rechtschaffenheit ein. Nach seiner Wahl veröffentlichte Houton eine Biographie desselben unter dem Titel „Life of James Buchanan" (Neuyork 1856), mit ausführlicher Darlegung der politischen Stellung, welche der künftige Präsident seit 1814 eingenommen hatte.

Während der vier Jahre seiner Präsidentschaft zeigte sich Buchanan nach außen in seinen Acten und in seinen Botschaften leidenschaftlich strebend nach Vergrößerungen der Union, ein Streben, das einer der am meisten in die Augen fallenden Züge der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten war. Damit standen im Zusammenhange die Attentate gegen Paraguay und Mexico, die Unterhandlungen in Bezug auf die Insel Cuba, die Plane einer militärischen Besetzung des Isthmus von Panama, der Handels-

Digitized by Google

vertrag mit China, welcher Ende 1859 von dem nordamerikanischen Gesandten Ward allein ratificirt wurde, nachdem der französische und der englische Gesandte nach der Niederlage am Peiho ihm nicht beitreten konnten. Buchanan hielt aber den Frieden mit dem Auslande aufrecht und deshalb unternahm er nichts gegen Cuba, und ebenso wenig unterstützte er die Expedition des Flibustier Walker gegen die Unabhängigkeit der Staaten Centralamerikas.

Sein Hauptstreben ging dahin, jeden Grund eines Antagonismus zwischen den Nordstaaten und den Südstaaten zu beseitigen, gleichzeitig aber die Macht der Südstaaten zu erhalten. Deshalb gab er sich Mühe, Kansas zu einem Sklavenstaate zu machen.

Im Innern bereitete ihm die Finanzlage im Lande und im Congreß Schwierigkeiten, seine Erklärung zu Gunsten des Fortbestandes der Sklaverei erzeugte selbst in der demokratischen Partei eine Spaltung, welche 1860 bei der Präsidentenwahl die Veranlassung wurde, daß der Candidat der republikanischen Partei Lincoln den Sieg davontrug.

Nach der Wahl Lincoln's war die Lage Buchanan's höchst kritisch und verhängnißvoll für seinen frühern politischen Ruf. Er sah die Partei der Secession sich bilden, und trat den ersten Versuchen des Aufstandes der Südstaaten schwankend und unentschlossen gegenüber. Er wagte das Verfahren des Majors Anderson in Carolina weder zu billigen noch zu tadeln, der Krieg gegen die Union wurde gepredigt, unter seinen Augen vorbereitet und brach aus, während die Präsidentschaft noch in seinen Händen war. Die Unionisten fanden sich wehrlos gegenüber den bedeutenden Vorbereitungen der Secessionisten und wurden aus allen militärischen Stellungen des Südens vertrieben. Buchanan machte bis zum letzten Augenblick Versuche zur Versöhnung, die von den Feinden der Union zurückgewiesen wurden. Dabei wollte Buchanan von militärischen Maßregeln gegen die Secessionisten nichts wissen, ja der General Scott entzweite sich sogar mit ihm, weil er den Befehlen des Präsidenten zum Trotz im Januar 1861 Washington in Vertheidigungszustand setzte. Man beschuldigte daher Buchanan, er habe die Secession veranlaßt und das Gelingen derselben zu befördern gesucht. Dieser Anklage widerspricht sein Benehmen, nachdem er die Präsidentschaft an Lincoln übertragen und sich nach Wheatland zurückgezogen hatte, indem er von hier aus erklärte, er schließe sich der Politik Lincoln's in der Secessionsfrage vollkommen an. Er gab zu, daß es jetzt nicht mehr die Zeit zu discutiren, sondern zu handeln sei, und forderte alle seine Anhänger auf, vor keinem Opfer zurückzuweichen, sondern den Kampf für die Aufrechthaltung der Union energisch fortzusetzen.

Lange Zeit mit dem ganzen Glanze umgeben, den die höchste politische Stellung, mit einer sehr großen Popularität verbunden, zu geben vermag, hat Buchanan die letzten acht Jahre seines Lebens in der größten Zurückgezogenheit zugebracht, und man kann mit vollem Rechte von ihm behaupten, daß er für seinen Ruf acht Jahre zu spät gestorben ist. In den verschiedenen Stellungen, die er als Staatsmann bekleidete, hat er wirkliche Talente und einen unbestreitbaren Patriotismus bewiesen. Sein Name ist mit mehrern politischen Thaten verbunden, welche am meisten zur Entwickelung der Größe Nordamerikas beigetragen haben. Er legte die ersten Grundlagen zu der Allianz der Vereinigten Staaten mit Rußland, die in der neuern Zeit eine so enge geworden ist. Seine Leitung der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Präsidenten Polk wurde durch die definitive Regulirung der großen Oregonfrage und den entscheidenden Act der Einverleibung von Texas bezeichnet. Ihm gebührt die Ehre, Californien den Vereinigten Staaten gewonnen und dieses Gebiet dadurch der ganzen Welt eröffnet zu haben, Verdienste, die man gewiß nicht unterschätzen darf.

Treu hat Buchanan einer und derselben Meinung angehangen und während seines ganzen Lebens unter der demokratischen Fahne gefochten. Die Handelsfreiheit besaß in

Digitized by Google

ihm einen überzeugten, beharrlichen und wirksamen Kämpfer; die Centralisation hatte keinen entschlossenern Gegner. Buchanan war den Doctrinen treu, welche die ersten Gründer der Republik in der Neuen Welt ihren Nachfolgern vermacht hatten, aber keinesfalls den Schwierigkeiten gewachsen, welche ihm in den letzten Monaten seiner Präsidentschaft durch die Secessionsfrage erwuchsen. Ueber sein wenigstens zweideutiges Verhalten unter diesen schwierigen Umständen wird sich vielleicht jetzt nach seinem Tode volles Licht verbreiten und wir wollen zu seiner Ehre hoffen, daß es sich dabei klar herausstellen wird, wie Buchanan damals nur schwach, aber kein Verräther seines Vaterlandes gewesen war.

In Sir James Brooke, welcher am 11. Juni 1868 im Alter von 65 Jahren auf seiner Besitzung in Devonshire gestorben ist, hat England einen seiner thatkräftigen Männer verloren, der sich ganz durch seine eigene Anstrengung zur Stellung eines unabhängigen Herrschers von Sarawak auf der Insel Borneo emporschwang und dem Namen Englands im Sundaarchipel und überhaupt im südöstlichen Asien ein großes Ansehen verschaffte.

James Brooke stammte von einer geachteten Familie in Somersetshire; er wurde als der Sohn eines pensionirten Beamten der Ostindischen Compagnie, der sich im Civildienste ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, am 29. April 1803 bei Bath geboren. Er erhielt einen guten Schulunterricht in der Grammar School in Norwich und zeigte bereits früh eine besondere Vorliebe für ostindische Abenteuer. Schon im Alter von 14 Jahren erhielt er 1817 als der Sohn eines ostindischen Beamten sein Offizierpatent als Cadet in der ostindischen Armee und nahm in dieser Stellung thätigen Antheil an dem birmanesischen Kriege, in dem er in kurzer Zeit bis zum Lieutenant avancirte, aber auch schwer verwundet wurde, sodaß er lange Zeit zwischen Leben und Tod schwebte. Der Tod seines Vaters zwang ihn mit Urlaub nach England zurückzukehren. Als seine Wunde geheilt war, durchreiste er Frankreich und Italien, um seine Gesundheit vollkommen wiederherzustellen; aber als er Ostindien erreichte, war sein Urlaub schon abgelaufen und er sah sich gezwungen, den Militärdienst zu verlassen, obschon er zu seiner Entschuldigung die Thatsache anführen konnte, daß er auf seiner Reise nach England Schiffbruch erlitten habe und dadurch ohne sein Verschulden aufgehalten worden sei. Diese zufällige Verspätung wirkte bestimmend auf sein späteres Lebensgeschick ein. Er kaufte sich eine Jacht, den Royalist, bemannte sie mit 20 Leuten und segelte von Kalkutta nach Europa ab, wo er das Mittelländische Meer und mehrere Städte Kleinasiens, auch die Ebene von Troja besuchte und während einer Seefahrt von mehr als drei Jahren seine Mannschaft für größere Dinge erzog. Am 27. Oct. 1838 verließ er dann die Themse und segelte direct nach den östlichen Seen, von denen er als Kind so viel gelesen hatte und in denen er fest entschlossen war, eine ehrenvolle Stellung zu gewinnen. Er hatte auch viel von der unglücklichen Lage der Bewohner der östlichen Inseln und von ihrer Unzufriedenheit unter der Herrschaft der eingeborenen Häuptlinge gehört und schon früher sich mit dem Gedanken beschäftigt, sich der Insel Borneo zu bemächtigen, um sie zu einer bedeutenden und reichen Colonie Englands zu machen. Er landete in Singapore im Juli 1839 und erreichte Sarawak im folgenden Monate. Zu dieser Zeit war der Sultan von Borneo eben damit beschäftigt, einen Aufstand zu unterdrücken, aber bis dahin ohne Hoffnung auf Erfolg. Was der Sultan in vier Jahren nicht durchzuführen vermochte, gelang ihm durch die Unterstützung Brooke's in ebenso vielen Monaten oder gar Wochen. Der Radscha Muda-Hassim von Sarawak bat um seinen Beistand, und indem er ihm denselben gewährte, sicherte er den Triumph der Autorität und des Gesetzes. Muda wurde kurz nachher von dem Sultan von Borneo

Digitized by Google

zum Premierminister ernannt und empfahl demselben, den englischen Abenteurer zu seinem Nachfolger als Radscha von Sarawak zu ernennen. Der Sultan befolgte den Rath, und so wurde die Würde eines Radscha dem Engländer zutheil. Als diese Nachricht 1841 nach England gelangte, wurde James Brooke das Idol des englischen Volks. Der neuernannte Radscha beschäftigte sich sofort mit der Reform der Localregierung, dem Erlaß neuer Gesetze und der Verbesserung der Zustände des Volks, das in einer so eigenthümlichen Weise der unverantwortlichen Regierung des „Tuan Besar" oder des großen Mannes, wie die Eingeborenen ihn beharrlich nannten, unterworfen worden war. Diese verehrten sogar sein Bild mit einer größern Ehrfurcht, als ein römischer Katholik das Bild seines Schutzheiligen anzubeten pflegt. Er bemühte sich nun, die Seeräuberei zu unterdrücken, den europäischen Handel zu erleichtern und unter den Stämmen der Dyaks Civilisation zu verbreiten. Als er Ende 1846 oder Anfang 1847 nach London zurückkehrte, stand er im Zenith seines Ruhmes. Die Königin ernannte ihn zum Ritter des Bathordens, die Universität in Oxford ertheilte ihm das Ehrendiplom als Doctor der Rechte und von allen Seiten — von der Königin in Windsor bis zu den geschlossenen Gesellschaften dritter und vierter Klasse herab — wurde ihm zu Ehren Diners und öffentliche Feste gegeben. Eine weit solidere Belohnung wurde ihm dadurch zutheil, daß die Königin ihn zum englischen Commissar und Consul in den eingeborenen Staaten Borneos und zum Gouverneur von Labuan, das damals in englischen Besitz gelangt war, mit einem Jahresgehalt von 2000 Pfd. St. ernannte. Diesen Posten bekleidete er bis 1856. Sir James Brooke war der Pionnier der englischen Civilisation und des englischen Handels in den östlichen Gewässern. Die „Times" hob zu jener Zeit hervor, wie er allmählich seinen Einfluß und seine Autorität erweiterte, bis er factisch der Regent und Fürst des Bezirks von Sarawak auf der Küste von Borneo wurde, dem zur Königswürde nichts weiter als der Name fehlte. Die Verwaltung der Provinz wurde ganz seinen Händen überlassen, und in dieser Stellung beschloß er einen noch neuen Versuch zu machen, nämlich diese Asiaten durch sich selbst regieren zu lassen. Sir James Brooke löste diese Aufgabe mit Erfolg. Die Provinz Sarawak wurde durch einen Rath von Eingeborenen zum Besten der Eingeborenen regiert. Der europäische Regent gab nur Rathschläge, regierte aber nicht. Soweit es von dem Radscha Brooke abhing, erfreute sich Sarawak derselben Freiheiten wie die britischen Inseln. Das alles sind Thatsachen, die niemand in Abrede stellen kann. Trotzdem hatte dieser Mann eifrige Gegner und Verleumder, welche es durchsetzten, daß eine Commission ernannt wurde, sein Verfahren zu untersuchen, was bei einem Manne von so empfindlicher und ritterlicher Natur wie James Brooke, welcher, wie Edmund Burke so treffend sagt, „Schande als eine Wunde fühlt", den Grund zu geistigen Leiden und körperlichen Krankheiten legte. Doch in der London Tavern versammelten sich bei einem Diner die Kaufleute der City, Generale und Admirale, Rechtsgelehrte und die Directoren der Ostindischen Compagnie und Staatsmänner aller Parteien zur Ehrenrettung des verleumdeten Staatsmannes; sie gaben die Erklärung ab, daß sie von der Rechtschaffenheit des Charakters und der Gerechtigkeit seiner Politik überzeugt seien. Im Jahre 1858 besuchte er wiederum England, erlitt aber dort nach ein paar Monaten einen Schlaganfall, der ihm für eine Zeit lang jede Thätigkeit unmöglich machte. Im folgenden Jahre erhielt er die Nachricht, bei einer Insurrection in Borneo seien sein Haus, seine Bücher und Privatpapiere und anderes schätzbares Eigenthum zerstört worden. Aber in London wurde sofort ein öffentliches Meeting gehalten und von seinen Freunden und Verehrern eine große Summe unterzeichnet, um ihm jenen Verlust zu ersetzen und ihm die Besitzung im südlichen Devonshire zu kaufen, auf der er jetzt gestorben ist. Ende 1861 begab er sich nach Borneo, wo er einen Aufstand zu unterdrücken hatte. Kaum nach England zurück-

Digitized by Google

gekehrt, wurde er wiederum nach Borneo zurückgerufen, wo in der innern Verwaltung neue Schwierigkeiten aufgetaucht waren, die er vollkommen beseitigt hatte, als er vor ungefähr sechs Jahren nach England als unabhängiger Fürst von Sarawak zurückgekehrt war. Seine Unabhängigkeit war von der englischen Regierung anerkannt worden, die sogar einen besondern Consul in Sarawak accreditirt hatte. In den letzten Jahren ist die Ruhe auf Borneo und in Sarawak nicht mehr gestört worden. Ueber seinen Nachfolger in der Fürstenwürde von Sarawak verlautet noch nichts, und doch wäre es sehr zu beklagen, wenn das von ihm gegründete Werk mit ihm wieder zu Grunde gehen sollte.

Dr. Robert Vaughan, der bekannte Geschichtsforscher, dessen Tod am 18. Juni 1868 in England erfolgte, war 1795 geboren und bestimmte sich anfänglich zum Geistlichen, als welcher er eine Zeit lang an einer Kapelle in Kensington fungirte. Später wurde er an der londoner Universität Professor der alten und neuern Geschichte und zuletzt Director des Lancashire Independent College in Manchester. Sein erstes Werk war: „The Life and Opinions of Wycliffe", das 1828 erschien und das kürzlich in einer dritten Auflage als „John de Wycliffe, a Monograph" veröffentlicht worden ist. Seitdem waren seine wichtigsten Werke: „A History of England under the Stuarts", die von der Useful Knowledge Society herausgegeben worden ist, und „Revolutions in English History" in 3 Bänden, nämlich „Revolutions of Race", „Revolutions in Religion" und „Revolutions in Government". Außerdem sind noch manche andere Werke von ihm erschienen, z. B. „The Age of Great Cities", „The Age and Christianity", „Congregationalism" und „The Modern Pulpit". Außerdem hat sich Vaughan vorzugsweise als Begründer und Redacteur der „British Quarterly Review" einen ehrenvollen Namen gemacht.

Der Senator General Camou, dessen Tod unter dem 10. Febr. 1868 aus Paris gemeldet ward, war am 1. Mai 1792 geboren, trat im Jahre 1808, also zur Zeit, wo man sagte, jeder französische Soldat trage den Marschallsstab in seinem Tornister, als Gemeiner ins Heer ein, und wenn er es auch nicht bis zum Marschall gebracht hat, so stieg er infolge seiner ausgezeichneten militärischen Eigenschaften doch bis zum Divisionsgeneral empor. Sein Patent als Kapitän der Infanterie erhielt er 1823, als Bataillonschef 1837, als Oberstlieutenant 1841, als Oberst 1844. Im April 1848 wurde er zum Brigadegeneral und am 6. Febr. 1852 zum Divisionsgeneral ernannt, wo ihm gleichzeitig das Commando einer Division in Algerien übertragen wurde. Im Jahre 1854 wurde er von dort abberufen und als Befehlshaber der 2. Division des 2. Armeecorps in die Krim geschickt. An der Spitze dieser Division nahm er den thätigsten Antheil an der Schlacht bei Traktir. Später befehligte er ein Armeecorps an der Tschernaia. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er an die Spitze der Division der Voltigeurs der kaiserlichen Garde gestellt, die unter seinem Befehl in der Schlacht bei Solferino eine so glänzende Tapferkeit entfalteten. Am 17. Oct. 1857 ernannte der Kaiser ihn zum Großkreuz der Ehrenlegion. Als er sich im Jahre 1862 infolge seines Alters in den Ruhestand zurückziehen mußte, trennte er sich mit Schmerz von seinen Voltigeurs. Am 30. Oct. 1863 erfolgte seine Ernennung zum Senator. Hier im Senat wurde ihm von seinen Collegen die Sympathie zutheil, die sein ritterlicher Charakter verdiente.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Rußlands Landarmee.

In einem Werke über Rußlands sociale Zustände schrieb Alexander Herzen 1854: „Der petersburger Patriotismus ist stolz auf die Menge der Bajonnete und stützt sich auf Kanonen.“ Damals durfte man in diesem Ausspruche noch die Charakteristik einer Art von Patriotismus erblicken, die sich vom gleichnamigen Gefühle im übrigen Europa ebenso unterschied, wie überhaupt Rußlands Bildungsdurchschnitt von demjenigen der tausendjährigen Culturvölker. Seitdem haben sich die Verhältnisse bedeutend geändert. Man muß leider bekennen, daß heute Herzen's Worte speciell auf den officiellen Patriotismus fast aller continentalen Staaten passen. Hoffentlich gelangen die west- und mitteleuropäischen Culturrückschritte nicht auch dahin, daß selbst auf die Nationen ein anderer Ausspruch Herzen's Anwendung finden kann, welcher lautet: „Rußland ist theilweise deshalb sklavisch gesinnt, weil es in der materiellen Kraft Poesie findet, und weil es ihm ein Ruhm gilt, das Schreckbild der Völker zu sein.“ Europa starrt von Waffen, die materiellen und geistigen Friedensarbeiten liegen allenthalben kläglich danieder, auf Mord- und Zerstörungswerkzeuge concentrirt der technische Scharfsinn seine Erfindungsgabe, die industrielle Weltausstellung zu Paris erschien als ein glänzender Anachronismus. Als alleinberechtigtes Dogma gilt den Staatsleitungen die Lehre des Militärabsolutismus: „Si vis pacem para bellum“; der deutsche Krieg von 1866 hat alle großen und kleinen Mächte Europas nicht blos in momentane Waffenrüstungen von bisher unerhörtem Umfange hineingezwungen, sondern ihnen auch bleibende Organisationen ihrer Wehrkräfte aufgenöthigt, von denen erst die Zukunft zu beweisen hat, ob sie ohne den vollständigen Ruin aller bürgerlichen Lebenssphären, ohne die thatsächliche Verödung der gesammten productiven Thätigkeiten auf die Dauer durchführbar sein werden. Vorerst treten sie freilich mit so demonstrativem Geräusch ins Dasein, als sollte jeder Zweifel daran gewaltsam übertäubt werden, ob nicht ein solcher Friedensstand geradezu die Kräfte auch für einen etwa aufgedrungenen Kampf im voraus verzehrt.

Unter solchen Eindrücken nahm es sich eigenthümlich aus, daß Rußland bis in die Mitte des Jahres 1867 hinein in militärischer Hinsicht verhältnißmäßig am ruhigsten, ja selbst bis zu einem gewissen Grade indifferent gegen das allgemeine Waffengeklirr sich anstellte. War dies Schein oder Wahrheit? Die öffentliche Meinung ist lebhaft geneigt, sich für ersteres zu erklären, weil sie den entscheidenden Abschluß der dereinstigen „europäischen Abrechnung“ in einem gewaltigen Kampfe mit Rußland erblickt. Daß dieses bereits seit dem vorigen Jahre aufgehört hat, „sich zu sammeln“, ist außerdem durch seine Haltung bei den verschiedensten „brennenden Fragen“ wol niemand zweifelhaft geblieben. Es wäre auch ganz gegen die Natur seiner Politik, wenn es jetzt, seitdem im europäischen Staats- und Völkerrecht neue Zustände zur Herrschaft und äußerlich imponirende Macht in den internationalen Beziehungen zu vorherrschender Geltung gelangt ist, sich nicht bereit halten würde, die bevorstehenden europäischen Conflagrationen sofort für die energische Weiterführung seiner levantinischen und panslawischen Pläne auszubeuten. Man kann wahrlich auch nicht sagen, daß der russische Nationalgeist, soweit er sich in der Presse

Digitized by Google

und den Parteien kundgibt, seit dem Pariser Frieden diese seine internationalen Zukunftstendenzen vor Europa verleugnet habe. Seitdem Fürst Gortschakow bei Gelegenheit der Kaiserkrönung zu Moskau schrieb: „La Russie ne boude pas, elle se recueille!" haben die russischen Stimmen in allen denkbaren Kundgebungen ausschließlich den Gedanken vertreten, daß die Nation eine solche Politik nur mit dem Endziel annehme und unterstütze, durch sie früher ungeahnte Kräfte zu sammeln und sie dem unveränderten Streben nach russischer Machterweiterung dienstbar zu machen. Dieser aggressive Patriotismus des Russenthums würde die Realisirung seiner Tendenzen jedenfalls viel länger zu vertagen gezwungen gewesen sein, wenn ihm nicht die Zerrüttung der mitteleuropäischen Bestände und die Lockerung der westeuropäischen Entente überraschend günstige Chancen entgegengebracht hätte. Nach den Ereignissen, welche die Gestaltungen der letzten Jahre herbeiführten, hatte aber Europa, wie vorerst die Fähigkeit, so besonders auch die moralische Berechtigung eingebüßt, den expansiven und aggressiven Bewegungen der nationalrussischen Politik entgegenzutreten, außer durch eine directe Appellation an die Waffenentscheidung. Wer aber hätte diese wagen können? Der russischen Regierung selber brauchte dagegen vor der hypernationalen, panslawistischen und scheinreligiösen Strömung innerhalb ihrer Volksmassen nicht zu bangen, da sie mit deren Benutzung im Innern und nach außen vieles durchsetzen konnte, wofür sie sich selbst und officiell nicht engagiren mochte. So sehen wir sie, obgleich sie auch in der „neuen Aera" niemals verlernt hat, unliebsame Strömungen abzudämmen und unbequeme Agitationen allmählich zu verwässern, dieser Propaganda kein Hinderniß bereiten. Seit dem Karakassow'schen Attentat, welches doch in so vielen Richtungen das Signal zur „Umkehr" gab, hat sie dieselbe sogar offenkundig genug begünstigt. Officiell hat also freilich die russische Regierung nicht, doch desto rückhaltsloser hat seit jener Zeit die russische Nation den Restbestand der europäischen Ordnungen mit schmollenden Drohungen in Frage gestellt. Und wer möchte in Abrede stellen, daß die russische Nation nicht blos innerhalb ihrer Reichsgrenzen, sondern auch außerhalb derselben bei den stamm- oder glaubensverwandten Völkerschaften eine ganz andere Macht als vordem jemals geworden ist? Die Sage vom Koloß auf thönernen Füßen ist im Verklingen. Man muß in einer kriegsschwangern Epoche wie die heutige genau mit diesen veränderten Factoren rechnen, die unter Nikolaus noch leere Nullen waren. Denn den Staat und sein Handeln machen sie noch weit unberechenbarer, als er es jemals unter der Alleingeltung des unbedingtesten Militärabsolutismus gewesen ist.

Es war nun zu Anfang des Jahres 1867, als Rußlands officiöse Organe versicherten: „Die Armee zählt jetzt im Friedensstande 700000 Mann, daher gegen früher eine Verminderung von 100000 Mann eingetreten ist." Doch ward nicht verfehlt, dieser gleichzeitig stolzen und friedlichen Angabe die Erläuterung beizufügen: „Die Completirung zur Kriegsstärke erfolgt nöthigenfalls innerhalb sechs Wochen, die Artillerie wird binnen zwei Jahren vollständig mit neuen Geschützen versehen; im Jahre 1867 werden 300000 Hinterladungsgewehre und 300 gezogene Geschütze fertig." Das klingt auf den ersten Anblick wiederum ziemlich drohend; doch eben auch nur auf den ersten Anblick. Denn die auf Jahre hinaus berechnete Umgestaltung der Waffen trägt den Widerspruch gegen eine binnen sechs Wochen herzustellende Kriegsbereitschaft in sich. Man weiß auch positiv, daß ziemlich am Ende des Jahres 1867 von den 300000 Hinterladern nur eine äußerst kleine Zahl in Wirklichkeit existirte. Mit der Umgestaltung der Artilleriewaffen scheint man sogar noch weiter im Rückstande zu sein. Denn selbst jene inspirirten russischen Correspondenten gewisser deutscher und französischer Zeitungen, welche die wechselnden Phasen der mitteleuropäischen, griechischen, orientalischen Fragen herkömmlicherweise mit Zusammenziehungen, Aufstellungen, Märschen u. s. w. ganzer Armeecorps oder doch starker Divisionen in Rußland begleiten, sprechen immer nur mit vorsichtiger Zurück-

Digitized by Google

haltung von den neuen Geschützen. Auch aus den Nachrichten über die im Spätherbst 1867 vom General von Totleben abgehaltene Inspection der polnischen Festungen ist zu ersehen, daß deren neue oder verbesserte Werke erst noch mit gezogenen Geschützen besetzt „werden sollen". Bis wann? ist natürlich nicht gesagt.

Graf Bismarck mag also ganz recht gehabt haben, als er Ende September 1867 in einer officiös veröffentlichten Unterhaltung mit einem Correspondenten des „Daily Telegraph" äußerte: „Man weiß im Publikum nicht, was Rußlands wirkliche Lage ist; ich weiß es. Rußland hat seine orientalischen Gelüste und möchte sie vielleicht auch gern geltend machen, aber es kann dies nur im großen Stil thun; seine Position macht ihm halbe Maßregeln unmöglich, und es ist factisch nicht im Stande, einen langen, kostspieligen Krieg zu beginnen." Dies alles berechtigt indessen noch nicht, seine Friedensarmee von 700000 Mann für eine besonders starke Uebertreibung zu halten. Viel eher deren Verminderung gegen früher um 100000 Mann. Selbst 1855, also mitten im Kriege und nach den kolossalen Aushebungen von 1854, verpflegte Rußland thatsächlich blos 845000 Mann, und sogar 1856, nach Aufstellung der Reichswehr, nicht mehr, sondern eher weniger. Die nominell zwischen 8—900000 Mann bezifferte Armee der letzten Friedensjahre mag demnach in Wahrheit 450000 Mann niemals überstiegen haben. Rußland weiß aber sehr wohl, daß es schon seit dem Krimkriege Europa nicht mehr mit hohen Ziffern seiner Mannschaften imponiren kann, dagegen muß es ihm darauf ankommen, den neuesten kolossalen Bewaffnungen der europäischen Staaten als Militärmacht ersten Ranges in Wahrheit zu entsprechen. Ein effectiver Friedensstand seiner Armee von 700000 Mann hat daher sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, gerade weil er beträchtlicher ist und kleiner klingt als je zuvor. Man darf nämlich nicht vergessen, daß seit etwa zwei Jahren der Kaukasuskrieg aufgehört hat, welcher stets 150—180000 Mann in Anspruch nahm, und daß außer dem regulären Militär auch 100000 Kosacken unter verschiedenen Benennungen im activen Dienst stehen, wobei die kaukasischen Milizen noch ganz außer Betracht bleiben.

Aber es ist heute auch nicht mehr dieselbe Armee, welche im Krimkriege zum letzten mal den westeuropäischen Heeresorganisationen gegenüberstand und in der letzten polnischen Revolution so unendlich lange Zeit brauchte, um die Freischaren der Insurrection mehr durch ihre Ueberzahl zu ersticken, als durch ihre Taktik und Strategie zu besiegen. Man befand sich damals wol freilich noch vollständig im desorganisatorischen Einleitungsstadium der vom Krimkriege als unumgänglich herausgestellten Radicalreform der Armeeorganisation, und es würde jedenfalls ein verderblicher Irrthum sein, die heutige russische Armee mit derjenigen unter Nikolaus zu verwechseln. Sie ist allerdings auch noch heute in Bezug auf Schlagfertigkeit, Beweglichkeit und Führung bestimmt nicht auf dem Standpunkt der modernen westeuropäischen Kriegsheere; allein, daß bereits außerordentlich viel geschehen ist, um sie dahin zu fördern, kann ebenso wenig in Abrede gestellt werden. Manches davon mag sich in der That auch erst herstellen lassen, wenn gewisse Vorbedingungen erfüllt sind, wenn genügende Eisenbahnen die Entfernungen der Landbreiten des Reichs vermindert und Wegebauten, Flußcorrectionen, Kanäle u. s. w. die Abgeschlossenheit ganzer Gouvernements aufgehoben haben, wenn ferner für Kasernirungen, Hospitäler, Festungsbauten, bessere Verpflegung der Truppen u. s. w. jene ungezählten Millionen beschafft worden sind, welche das Kriegsministerium bei jeder neuen Budgetaufstellung als vorläufig unerreichbare Nothwendigkeiten bezeichnet. Denn gerade in Rußland gilt es mehr noch als anderwärts, mit diesen Einrichtungen der Ungunst des Klimas und den durch eine dünne Bevölkerung verursachten Schwierigkeiten die Spitze zu bieten. Doch bis zur Erreichung dieser Ziele werden wol noch manche Jahrzehnte verstreichen.

Man muß sich die von den gewohnten so sehr verschiedenen Verhältnisse des unge-

Digitized by Google

heuern russischen Reichs einigermaßen vergegenwärtigen, um es zu würdigen, daß trotz des administrativen Centralisationssystems der militärische Organismus außerordentlich complicirt sein muß. Bevor der soeben erst vollzogene Verkauf des amerikanischen Rußlands an die Vereinigten Staaten erfolgte, erstreckte sich das Reich in ununterbrochenem Zusammenhange über drei Erdtheile und durch die verschiedensten Klimaten hindurch. Man berechnet wol seinen Flächenraum auf 394000 Quadratmeilen, allein dies ist blos approximativ zu verstehen, da selbstverständlich in den Nordpolarkreisen keine bestimmten Grenzen gezogen sind, außerdem gegen Mittelasien, Persien, am Kaukasus u. s. w. die Greizbereiche unbestimmt in tributären, vasallischen und sonstwie abhängigen Ländern verfließen. Das russische Amerika war überdies großentheils Eigenthum einer Gesellschaft und wurde selbst officiell dem Reiche bald zugerechnet, bald nicht. Für das Militärwesen hat es trotz seiner 24000 Quadratmeilen, auf denen blos 54000 Menschen wohnen, überhaupt nie existirt. Dasselbe gilt, wenigstens was die Bildung und Erhaltung der regulären Armee anbelangt, auch vom größten Theile des asiatischen Rußlands, namentlich von Sibirien und den unermeßlichen Landbreiten im Osten, welche von nomadischen Stämmen bewohnt werden. Ebenso wenig finden die sonst gewohnten Einrichtungen zur Heeresergänzung in den unter dem Collectivbegriff Kaukasus zusammengefaßten Ländern bisjetzt ihre regelmäßige Anwendung.

Aus diesen Verhältnissen an den peripherischen Theilen des Reichs erklärt sich die Entstehung und Nothwendigkeit einer irregulären Armee neben der regulären. Durch die außerordentliche Verschiedenheit der Bevölkerungsdichtigkeit in den verschiedenen Gouvernements und die Mangelhaftigkeit der Communicationen ist es außerdem bedingt, daß von einer auch nur halbwegs gleichmäßigen Vertheilung der regulären Armee über das Reich keine Rede sein kann. Dieselbe ist vielmehr gruppenweise zusammengestellt und war es bis zum Beginn ihrer Reorganisation noch mehr als eben jetzt. Ein Territorialsystem ließ sich selbst im europäischen Rußland gar nicht adoptiren; denn streng durchgeführt würde es selbst hier blos etwa 12 Soldaten auf 1 Quadratmeile gegeben, also 1 Division auf 1000 Quadratmeilen verstreut haben. Aus diesem weiten Areal müßten also bei jeder Mobilisirung die Beurlaubten eingezogen werden, was unthunlich ist. Unter solchen Umständen sind die ständigen Truppenconcentrationen an einzelnen Punkten ebenso erklärlich als gerechtfertigt. Rußland muß im ausgeprägtesten Sinne des Worts ein stehendes Heer unterhalten und wird es stets müssen, solange seine natürlichen Verhältnisse die bisherigen bleiben. Schon die geringe Bevölkerungsdichtigkeit bei ungeheuern Entfernungen läßt an ein Milizsystem gar nicht denken, und alle dahin gerichteten Vorschläge beruhen, abgesehen von dem politischen Charakter des Staats, auf einem Verkennen oder Ignoriren des Mangels an den natürlichen Vorbedingungen dafür im Volke und der Landesnatur. Selbst jene Bestrebungen der russischen Publicistik, welche eine Herabminderung des kolossalen Armeebudgets durch eine numerische Herabsetzung des Armeebestandes im Frieden zu erwirken suchen, werden stets von der Entgegnung zurückgewiesen werden, daß wegen der kolossalen Entfernungen Rußland zur Unterhaltung einer relativ stärkern Friedensarmee als andere Staaten mit concentrirtern Bevölkerungen auf engern Räumen gezwungen sei. Diese Entgegnung gewinnt unter den neuesten Verhältnissen noch an Kraft. Denn selbst einmal angenommen, was bekanntlich nicht der Fall ist, daß Rußland auf 72 Mill. Einwohner eine effective Friedensarmee von 8—900000 Mann unterhielte, so darf man nicht vergessen, daß davon mindestens ein Drittel, welches in der östlichen Hälfte des Reichs stationirt ist, für etwaige europäische Bedürfnisse gar nicht in Rechnung gebracht werden kann. Abgesehen nun davon, daß diese Corps in Asien nicht entbehrt werden können, würde es auch bei der heutigen raschen Kriegführung vollkommen unmöglich sein, dieselben nach Europa zu befördern, sei es auch nur in das

Digitized by Google

von Truppen entblößte Reichsinnere, ehe die kriegerischen Entscheidungen bereits eingetreten wären. Nun steht aber schon unter preußischer Führung eine Friedensarmee von 320000 Mann dem benachbarten Norddeutschen Bunde zur Verfügung, für Oesterreich eine solche von etwa 250000 Mann. Dabei ist an die Türkei noch nicht gedacht.

Dieses Verhältniß würde sich freilich in dem Augenblicke wesentlich verbessern, da Rußland mit einem genügenden Eisenbahnnetz überzogen wäre. Allein bis zum Beginn des Jahres 1867 besaß es überhaupt nur 623 Meilen Bahnen, zu denen im Verlaufe des Jahres noch etwa 60 Meilen gekommen sein mögen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Grundlinien des russischen Staatsbahnsystems trotzdem von vornherein aus strategischen Gesichtspunkten entworfen und defensiven wie aggressiven Zwecken zu dienen bestimmt wurden. Die Zukunft ist sonach vorbedacht. Je weiter aber die Maschen dieses projectirten Netzes bleiben, desto unbedenklicher durfte der Privatindustrie deren engere Verstrickung durch eine Menge von accessorischen Strängen überlassen werden, da sie vorkommendenfalls den taktischen Bewegungen wesentliche Vortheile zu gewähren vermögen, ohne den strategischen Hauptplan zu beeinträchtigen. Von Moskau südwärts ist man gegenwärtig mit den Bahnbauten am emsigsten; doch mag es auch unvergessen sein, daß diese staatlichen und privaten Unternehmungen nicht mit russischem, sondern mit westeuropäischem Kapital ausgeführt werden. Wenn übrigens neuestens die Militärverwaltung begonnen hat, Eisenbahnen und Wege durch Soldaten bauen zu lassen, so würde dies nur dann von Bedeutung sein, falls man annehmen dürfte, es finde dadurch die Idee ihre Verwirklichung, daß die Armee sich ihre Communicationsmittel selbst schaffen solle. Indessen scheint daran viel weniger als an einen Nothbehelf gedacht zu werden. Man überließ nämlich hier und da den Bauunternehmern dienstfreie Soldatencolonnen gegen Tagelohn als Arbeiter, weil gerade keine andern Arbeiter zu beschaffen waren; und dabei mögen freilich auch gewisse Ersparnisse an der Verpflegung gemacht werden, jedoch schwerlich solche, welche der Staatskasse zugute kommen. Ein bewußtes militärpolitisches Princip ist dabei nicht im Auge gehalten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden wir unserer Aufgabe näher treten und zunächst versuchen können, ein gewissermaßen statistisches Bild von der russischen Armee zu entwerfen. Es versteht sich dabei von selbst, daß die aufzuführenden Ziffern nur den „Sollstand" bedeuten, welcher durch die Wirklichkeit in a priori unbestimmbaren Proportionen vermindert wird.

Daß die russischen Streitkräfte in reguläre und irreguläre Truppen zerfallen, ist bekannt genug; daß und warum ihre Gesammtheit den Charakter eines stehenden Heeres in eminentem Sinne trägt, wurde bereits erörtert. Auch daß die reguläre Armee nicht nach einem Territorialsystem über das Reich verstreut, sondern in gruppenweisen Ansammlungen dislocirt ist, fand ebenso seine Erwähnung wie die Thatsache, daß die im asiatischen Rußland stationirten Truppentheile bei Betrachtung der militärischen Verhältnisse im wesentlichen irrelevant für Europa bleiben. Es ist nun durch die geographischen und politischen Verhältnisse des Reichs bedingt, daß der weitaus größere Theil der regulären Armee seine Aufstellung im europäischen Rußland hat, und zwar vornehmlich gegen die Grenzprovinzen hin. Denn für große Operationen hat sich Rußland nach den jetzigen Weltverhältnissen nur an seiner europäischen Peripherie vorzusehen, während an seinen asiatischen Grenzen zwar fast ununterbrochen der Krieg spielt, doch immer nur der kleine Krieg. Schematisch, kann man sagen, bildet Moskau ein militärisches Centrum, von wo die Militärgruppen längs Radien bis in die Grenzprovinzen vorgeschoben sind und hier mit stärkern Concentrirungen endigen (namentlich im petersburger Gouvernement und in Polen). Dies entspricht auch dem Schema der Bevölkerungsdichtigkeit, welche im großen und ganzen vom Osten nach dem Westen des Reichs hin zunimmt.

Digitized by Google

Vorherrschend ist das Cantonnirungssystem, während die Garnisonen und namentlich diejenigen der Festungen zu Kern- und Sammelpunkten der cantonnirenden Truppen bestimmt sind. Wesentlich verschieden von dieser Vertheilung und beziehungsweisen Aufstellung der regulären Armee verhält sich die der irregulären. Sie besteht aus bewaffneten Völkerschaften, die man, weil ihre Organisation ursprünglich aus den Kosacken hervorging, häufig unter diesem Collectivnamen bezeichnet. Sie sind gewissermaßen Milizen und zerfallen militärisch in neun Corps, welche als ununterbrochener breiter Gürtel militärisch verpflichteter Bevölkerungen das Reich vom Don, oder seit dem Ukas vom 24. Mai 1863 von Kleinrußland an, bis zum Amur an seiner Süd- und Ostgrenze umgeben. Schon durch diese Verschiedenheit der Organisation werden die reguläre und irreguläre Armee je ganz getrennte Heerkörper, was indessen durchaus nicht hindert, daß die Mannschaften vom einen und andern nach Erforderniß herüber und hinüber verwendet werden. Auch ist ein großer Theil der sogenannten Irregulären heute vollkommen regulär organisirt und exercirt; sie liefern auch nicht mehr blos Cavalerie, sondern ebenso Infanterie und Artillerie; endlich werden sie nicht blos im Kriegsfalle herangezogen, sondern theilweise auch zum Friedensdienst der regulären Armee.

Unmittelbar nach dem Pariser Frieden begannen allerdings die Einleitungen zu einer Radicalreform des gesammten Militärwesens und so namentlich auch zu einer Reorganisation der regulären Armee. Aber als beendet ist noch heute weder das eine noch das andere anzusehen. War zuerst die Zurückführung nicht blos der Armee, sondern des zum Kriege aufgebotenen Volks auf den Friedensfuß und in die Friedensordnungen langwierig und mit den größten Schwierigkeiten verbunden, so vermehrten sich diese für die militärische Reorganisationsarbeit mit der unbeschreiblichen Verwirrung des Lebens, welche durch die Bauernemancipation und die als Krönungsgnade für mehrere Jahre gewährte Sistirung der Rekrutirungen in den dienstpflichtigen Bevölkerungsklassen hervorgerufen wurde. Diese Wirrungen haben theilweise auch jetzt noch ihr Ende nicht gefunden. Dann unterbrach der polnische Revolutionskrieg mit seinen Nachwirkungen die militärischen Reformen in ihrer praktischen Verwirklichung wieder jahrelang. Nachher modificirten sie sich von neuem einerseits durch das Aufhören des Kaukasuskriegs, wodurch eine ganze Armee zur Disposition kam, andererseits wieder durch die vermehrten Anforderungen, welche der Krieg in Mittelasien stellte. So dürfte heute noch schwerlich mit Genauigkeit zu bestimmen sein, was von den fortwährend verkündeten Reformen bereits wirklich in das Leben der russischen Armee übergegangen ist und was davon noch als Ordonnanz blos auf dem Papiere steht. Ganz klar wird man darüber auch nur durch den ersten Krieg werden, an welchem Rußland sich in großem Stile betheiligt.

Betrachten wir zunächst die formelle Organisation der regulären Armee. Es darf dabei wol als bekannt vorausgesetzt werden, daß diejenige Gestaltung derselben, mit welcher sie in den Krimkrieg eintrat, vom Kaiser Nikolaus nach dem türkischen Feldzuge und dem polnischen Revolutionskriege geschaffen war. Sie ging ihrerzeit aus der Erkenntniß derselben Uebelstände hervor, welche auch die jetzige Reorganisation veranlaßten, soweit dieselbe taktischer Natur. Damals wie beim Krimkriege empfand man es nämlich schmerzlich, wie wenig Truppen man im Vergleich zu der ungeheuern Anzahl, die unterhalten wurde, in Wirklichkeit zur Verfügung hatte. Man erschien schwach oder spät auf dem Kriegstheater, sodaß ein großer Theil der enorm kostspieligen Armee in den Feldzügen nur als Nachschub in Frage kam und die Truppen von alter Formation erst bei der Operationsarmee eintrafen, wenn der Feind bereits neue Formationen in Anwendung brachte. Nikolaus suchte nun durch eine strenge Eintheilung der Armee in sechs Corps im voraus festzustellen, welche Truppen zunächst zu dem Kriegsdienste an einem bestimmten Punkte zur Verwendung kommen sollten, welche den Ersatz und die Nachschübe zu bilden hätten,

Digitized by Google

welche endlich den innern Dienst zu versehen und beziehentlich den kleinen Grenzkrieg an der östlichen Peripherie des Reichs zu unterhalten hätten. Demzufolge zerfiel schon damals die reguläre Armee in eine Operationsarmee, welche ohne Rücksicht auf locale Verhältnisse stets nach einem beliebigen Punkte des Reichs dirigirt werden könnte, und in Truppen für besondere locale Zwecke. An diese beiden Gruppen reihten sich diejenigen Irregulären, welche vorübergehend zur Unterstützung des Dienstes der einen oder andern aufgeboten wurden. Die sogenannte Operationsarmee bestand aber wieder aus unmittelbar verfügbaren activen Truppen und aus Reserven, welche dadurch entstanden, daß jedes active Regiment eine gewisse Abtheilung theils für Aufnahme und Ausbildung der Rekruten, theils zur Formirung von Cadres ausschied, in welche die unbeschränkt beurlaubten alten Soldaten einzutreten hatten, die in bürgerlichen Verhältnissen im Reiche verstreut lebten.

Diese dem Napoleonischen System nachgebildete taktische Eintheilung der russischen Operationsarmee ist in ihren fundamentalen Principien auch von der Reorganisation unter Alexander II. beibehalten worden. Bei Rußlands geographischen und politischen Verhältnissen läßt sich eine radicale Aenderung darin auch nicht eher denken, als bis das ganze Reich mit den ausgiebigsten Communicationsmitteln der modernen Zeit überstrickt und überhaupt ein Culturzustand herrschend geworden sein wird, von welchem sich in der Gegenwart kaum noch die ersten Keime zeigen. Zunächst sind indessen für die Friedenszeit die Corps aufgelöst worden, um wenigstens einigermaßen zum Territorialsystem übergehen zu können. Eine wirkliche Ausführung desselben mit annähernd gleichmäßiger Vertheilung der Truppen über das Reich verbietet sich, wie bereits dargelegt, durch dessen natürliche Bedingungen. Aber indem man als höchste taktische Einheit die Division annahm und Territorialmilitärbezirke als Verwaltungseinheiten schuf, sollte die Administration der Armee straffer, eingehender, wohlfeiler und controlirbarer gemacht werden. Inwiefern sich nun diese Einrichtung auch für die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit der regulären Armee bewährt, hat freilich erst die Zukunft zu lehren. Die in und um Petersburg stationirten Gardetruppen, für deren Gesammtheit man die Bezeichnung „Gardecorps" beibehielt, zerfallen in 3 Infanterie-, 2 Cavalerie- und 4 Grenadierdivisionen, die gesammten Linientruppen bilden 40 Infanterie- und 7 Cavaleriedivisionen, wozu noch die Dragonerdivision des Kaukasus kommt. Diese je von einem General commandirten 57 Divisionen sind in 15 Territorialmilitärbezirke gruppirt, an deren Spitze je ein Generalcommandant als oberster Verwaltungschef steht, neben ihm ein Intendant und ein Inspector des Sanitätsdienstes. Wie neuen Datums ihre Herstellung ist, erhellt aus nachstehender Tabelle:

Militärbezirke.	Errichtet.	Militärbezirke.	Errichtet.	Militärbezirke.	Errichtet.
1) Petersburg .	1864	6) Kiew	1862	11) Kaukasus . .	1865
2) Finland. . .	1864	7) Odessa . . .	1862	12) Orenburg . .	1865
3) Riga	1864	8) Charkow . .	1864	13) Westsibirien .	1865
4) Wilna . . .	1862	9) Moskau . .	1864	14) Ostsibirien .	1865
5) Warschau . .	1862	10) Kasan . . .	1864	15) Turkestan . .	1867

Es bedarf nun in der That kaum der Bemerkung, daß die Vertheilung der Divisionen auf diese Militärbezirke eine überaus ungleichartige sein muß. Z. B. kommt auf den Militärbezirk Petersburg nicht blos das Gardecorps mit etwa 39000 Mann, sondern auch noch zugetheilte Linientruppen, während die ganze (nach ihrer eigenthümlichen Formation später zu berührende) Heeresmacht von Finland höchstens auf 16000 Mann geschätzt werden kann. Ferner umfaßt der Militärbezirk Riga alle drei Ostseeprovinzen, Warschau das ehemalige Königreich Polen, während Turkestan erst infolge der Eroberungen allerneuester Zeit vom Militärbezirk Orenburg abgesondert wurde. Dagegen ist

Digitized by Google

durch die Eintheilung der Armee in Divisionen allerdings der große Vortheil erreicht worden, daß die zu jeder taktischen Einheit gehörigen Mannschaften doch nicht mehr auf einem so unermeßlich weiten Territorium wie früher verstreut, also bei einer Mobilmachung rascher zu sammeln sind. Nur erscheint damit noch keineswegs jeder Zweifel darüber gehoben, ob nicht bei dem Zusammenführen der Divisionen zur Bildung von Operationscorps die alten Uebelstände der Langsamkeit und der übermäßigen Schmelzung der Mannschaften auf dem Marsche unverändert wiederkehren, und ob sich die Nachschübe zum Ersatz vor dem Feinde nicht noch schwieriger als bisher erweisen. Jede Division besteht, um auch dies hier zu erwähnen, bei der Infanterie aus 2 Brigaden (à 2 Regimentern) nebst 1 Jägerbataillon, bei der Cavalerie aus 3 Brigaden (à 2 Regimentern).

Die Uebersicht der gesammten activen Armee stellt sich nach den verschiedenen Waffengattungen (Ordre de Bataille) folgendermaßen dar:

1) Infanterie.

	Divisionen.	Brigaden.	Regimenter.	Bataillone.
Garden	3	6	12	48
Grenadiere	4	8	16	64
Linie	40	80	160	640
2) Jäger.				
Garden	—	—	—	4
Grenadiere	—	—	—	4
Linie	—	—	—	37
Zusammen	47	94	188	797

3) Cavalerie.

	Divisionen.	Brigaden.	Regimenter.	Schwadronen.
Garden	2	6	12	60
Linie	8	23	46	230
Zusammen	10	29	58	290

4) Artillerie.

	Divisionen.	Brigaden.	Regimenter.	Batterien.
Garden	1	3	—	9
Grenadiere	—	4	—	12
Linie (Fußartillerie)	—	40	—	120
Reitende Artillerie	—	7	—	21
Parks	—	7	—	—
Zusammen	1	61	—	162

5) Genie . . . . . 10 Bataillone.

Aus dieser Uebersicht läßt sich weder der Solletat noch die Effectivstärke der activen Armee berechnen. Um dieselbe kennen zu lernen, muß man näher auf die kleinern Formationseinheiten eingehen. Zunächst kommt das Fußvolk in Betracht. Früher wurde die Effectivstärke des Bataillons bei der gesammten Infanterie und den Jägern, Garden wie Linie, auf 1000 Mann festgesetzt. Dagegen bestimmte die Reorganisationsordre vom August 1864, daß im Kriege bei beiden zwar die Compagnie 180 Mann stark sein solle, dagegen das Infanteriebataillon 900 Mann, das Jägerbataillon 720 Mann. Jenes besteht sonach aus 5, dieses aus 4 Compagnien. Auf dem Kriegsfuß beträgt demzufolge die Gesammtzahl der Infanterie 676800 Mann, der Jäger 29400 Mann, die Gesammtsumme beider Waffen 706200 Mann. Für den Frieden existiren jedoch außerdem drei verschiedene Effectivstände: 1) der verstärkte Friedensstand, das Bataillon zu 680 Mann, 2) der gewöhnliche Friedensstand, das Bataillon zu 500 Mann, 3) der auf die Cadres reducirte Stand, das Bataillon zu 320 Mann.*)

*) Anmerkungsweise ist hier beizufügen, daß nach Vollendung der Armeeorganisation jedes Linienregiment ein Jäger-(Schützen-)Bataillon besitzen soll. Ebenso wenig als zu bestimmen ist,

Digitized by Google

Bei der Cavalerie ist die Stärke der Schwadronen nicht durch die ganze Armee gleich. In der Garde rechnet man nämlich 120 berittene Leute, sodaß das hier aus 4 activen Escadrons bestehende Regiment auf 500 Pferde veranschlagt werden kann; in der übrigen Armee ist dagegen die Stärke der Schwadron auf 170—180 Mann angesetzt, und da hier 4 Activ- nebst 1 Depotescadron das Regiment bilden, beträgt dessen Solletat 850—900 Mann, ohne doch höher als etwa 600 Pferde veranschlagt werden zu können. Ebenso wenig wie die Mannschaftsstärke der Schwadronen ist die Zusammensetzung der Cavaleriedivisionen in der ganzen regulären Armee conform. Die 1. Gardecavaleriedivision besteht aus 4 Kürassierregimentern, 2 Kosackenregimentern, 1 (cirkassischen) Leibgardeschwadron und $^1/_2$ Gensdarmerieschwadron; die 2. Gardedivision faßt dagegen 2 Dragoner-, 2 Lanciers- und 2 Husarenregimenter. Dieselbe Zusammenstellung haben nun zwar auch die ersten 7 Liniencavaleriedivisionen, aber die 8. (des Kaukasus) wird nur von 4 Dragonerregimentern gebildet. Im ganzen zählt man 4 (Garde-) Kürassier-, 20 Dragoner-, 16 Lanciers-, 16 Husaren- und 2 (Garde-) Kosackenregimenter, sodaß die Gesammtstärke der regulären Cavalerie auf 50000 Mann veranschlagt werden kann.

Was die Artillerie anbelangt, so besteht die Batterie aus 8 Geschützen mit durchschnittlich etwa 220 Mann, und jeder Infanteriedivision pflegt eine aus 3 Batterien (24 Geschützen) bestehende Fußartilleriebrigade zugetheilt zu werden. Die 4 reitenden Gardebatterien sind auf die beiden Gardecavaleriedivisionen eingetheilt, ähnlich verhält es sich auch bei der Liniencavalerie. Die Summe der Geschütze bei den activen Truppen ist 1296 mit etwa 49000 Mann.*)

Das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Waffen stellt sich etwa folgendermaßen: bei der Garde: auf 5 Mann Infanterie etwas mehr als 1 Reiter, auf 1000 Mann ziemlich genau 3 Geschütze; bei der Linie: auf 11 Mann Infanterie etwa 1 Reiter, auf 1000 Mann nicht ganz 3 Geschütze.

Nur wenige Worte sind noch über die technischen Truppen beizufügen. Die Sappeurbataillone zählen auf dem Kriegsfuße 900 Mann, auf dem Friedensfuße 600 Mann. Dazu kommen noch 6 Pontonnierhalbbataillone (zu 2 Compagnien) mit 360 Mann im Kriege und 300 Mann im Frieden. Dem Gardecorps ist $1^1/_4$ Bataillon Genietruppen zugetheilt, den Grenadieren 1 Bataillon; bei der Linie kommt je 1 Sappeurbataillon und je 1 Pontonniercompagnie auf 3 Divisionen activer Truppen.

Nach der frühern Heeresorganisation stand hinter der activen Armee, Garden und Grenadiere ausgenommen, eine ziemlich gleich starke und gleichermaßen zusammengesetzte mobile Reservearmee, der nur die reitenden Batterien und die Pontonniercompagnien der activen Corps fehlten. Erstere sollten durch Kosackenbatterien ersetzt werden. Zur Bildung dieser mobilen Reservetruppenkörper, d. h. zur Herstellung ihrer Cadres, gab schon im Frieden jedes Infanterieregiment 1 Bataillon (das 4.), jedes Cavalerieregiment 1 Schwadron u. s. w. ab, welche die zur Completirung des activen Corps unnöthigen Beurlaubten aufnehmen sollten, sodaß also aus dem Reservebataillon je 1 actives Regiment hervorginge. Ferner gehörten im weitern Sinne zu dieser Reservearmee auch die Garnisonstruppen, das Corps der innern Wache, das Gensdarmencorps u. s. w. Ein

---

wieweit man bereits mit der Verwirklichung dieses Projects gediehen, läßt sich bisher erkennen, ob dieses Bataillon dem Linienregiment aus den Jägern zugetheilt, oder, nach den Ergebnissen der Schießübungen, aus den besten Schützen der Linie zusammengestellt wird.

*) Ein Ukas vom 28. Dec. 1867 führt „versuchsweise" eine Umgestaltung der Artillerieparks ein, welche sich jedoch auf den kaukasischen und ostsibirischen Militärbezirk nicht erstrecken soll. Es sollen danach fortan 24 Parks zu Fuß und 6 reitende bestehen und in 8 Brigaden getheilt werden, zu denen noch ein besonderer reitender Park in Finland kommt.

Digitized by Google

Tagesbefehl des Kriegsministers vom 13./25. Aug. 1864 hat nun diese Einrichtungen zwar theilweise beibehalten, aber alle hinter der activen Armee stehenden Heeresorganismen als stabile Truppen (troupes sédentaires) zusammengefaßt. Die hierher gehörigen Reformen sind jedoch, soviel bekannt, zum größten Theile noch nicht durchgeführt; sonach können die nachfolgenden Angaben nur dasjenige bezeichnen, was in der Absicht der russischen Militärverwaltung liegt, nicht was wirklich ist.

Die stabilen Truppen zerfallen nach dieser Anordnung in vier Hauptklassen: Reserve-, Festungs-, Provinzial- (Garnisons-) und Etappentruppen. Ihre Gesammtsumme wird im Frieden auf 150000 Mann veranschlagt. Die mobile Reservearmee besteht danach im wesentlichen allerdings noch nach der frühern Verfassung. Da jedoch in jedem Militärbezirk, anstatt früher blos für jedes Armeecorps, eine Commandantur und ein Verwaltungscentrum für die Reserve geschaffen ist, so ward die Möglichkeit hergestellt, daß die mobilen Reservetruppen ihrem Zwecke, als zweites Aufgebot der activen Operationsarmee einzutreten, ungefähr wie früher in Preußen die Landwehr ersten Aufgebots, rascher und vollständiger entsprechen können. Und auch geordneter als ehedem. Denn während früher bei einer Mobilmachung die Urlauber nicht ausdrücklich bei ihrem Corps und Regiment, sondern überhaupt bei der ihnen zunächst befindlichen Reservesammlung sich einzustellen hatten, wird jetzt mindestens deren Mehrzahl immer denjenigen Divisionen angehören, in deren Militärbezirk sie sich befinden. Dies besonders, je mehr nach und nach bei den Aushebungen der bisher noch sehr wenig berücksichtigte Grundsatz zur Ausführung kommt, die Rekruten in den zum Militärbezirk ihrer Heimat gehörigen Divisionen einzustellen. Aber auch solange der Uebelstand noch fortdauert, daß in die Reservecadres vorzugsweise Elemente eintreten, die dem engern Armeeverbande, welchem sie nun angehören, fremd sind, wird die Mobilmachung der Reserve sich leichter in Divisionen als in Corps bewerkstelligen lassen.

Außer den mobilen Reserven, welche mit der eigentlichen Operationsarmee, wenn auch bedeutend später, ins Feld treten, bedarf jedes kriegführende Heer noch Depot- oder Ergänzungstruppen, stabile Reserven, welche zur Ausfüllung der in den Operationsarmeen entstehenden Lücken Theile von sich ablösen und diese nach Bedürfniß auf das Kriegstheater nachsenden, andererseits aber auch neue Elemente, Rekruten, zur militärischen Ausbildung in sich aufnehmen. Ihr Kern muß natürlich feste Standorte haben, die er nicht verläßt, ebenso wenig wie er an sich zu existiren aufhört. Diese Depots wurden nun früher erst bei der Mobilisirung der mobilen Reservetruppen in ähnlicher Weise errichtet, wie deren eigene Cadres aus der eigentlichen Operationsarmee (doch schon im Frieden) ausgeschieden worden waren. Daß damit, von allem andern abgesehen, eine kostbare Zeit verloren ging, bedarf nicht erst der Bemerkung. Nach der neuen Organisation haben dagegen die Reservetruppen, deren Cadres stabil sind, auch im Frieden die Aufgabe, den Rekrutenzugang in sich aufzunehmen und auszubilden, sowie den Abgang der activen Armee aus sich heraus zu ersetzen. Die einzelnen Abtheilungen letzterer werden also ihren Effectivstand thatsächlicher einhalten und in jedem Augenblick mit wirklich einexercirten Mannschaften auftreten können. Dabei steht jedoch die Reservearmee im Frieden immer blos auf dem Cadresstand, sodaß gegen früher an präsenter Mannschaft einigermaßen gespart wird. Nominell wird die Reserve gebildet aus 70 Bataillonen Infanterie, 19 Bataillonen Jägern, 32 Divisionen Cavalerie (à 2 Escadrons), 4 Brigaden Artillerie (à 4 Positionsgeschützen), 2 Brigaden reitender Artillerie (à 2 Batterien), 3 Bataillonen Sappeurs (à 4 Compagnien).

Auch die Festungstruppen, 8 Regimenter und 3 besondere Festungsbataillone, sowie die Festungs- und Garnisonsartillerie, auch die Arbeitsdetachements, gehören zur stabilen Reserve und stehen in einem gewissen taktischen Zusammenhange mit den theilweise an-

Digitized by Google

gesiedelten sogenannten Linienbataillonen, d. h. Bataillonen zur Bewachung der asiatischen und sibirischen Grenzlinien, deren Zahl und Stärke noch nicht definitiv bestimmt scheint.

Endlich sind noch als stabile Truppen die Provinzialbataillone und Bezirksdetachements in der Stärke von 46 Bataillonen und 2 Halbbataillonen anzuführen, welche den Garnisons- und Ordnungsdienst zu versehen haben. An sie schließen sich auf der einen Seite als durchaus unbeweglich die Straf- und die Hospital- (Invaliden-) Compagnien, auf der andern Seite als nur innerhalb der betreffenden Militärbezirke verwendbar die sogenannten Etappendetachements, denen die Escortirung Gefangener obliegt. Diese gesammte letzte Gruppe entspricht sonach im wesentlichen der „innern Wache" der frühern Organisation.

Obgleich die irreguläre Armee für Rußlands militärische Beziehungen zu oder gegen Europa nur von untergeordneter Bedeutung ist und sein kann, so erscheint sie doch vorerst noch als ein so integrirender Theil der russischen Wehrkraft, daß man sie unmöglich ohne Berücksichtigung lassen kann. Nachdem nun bisher versucht worden ist, eine schematische Statistik der regulären Armee aufzustellen, dürfte hier die geeignete Stelle sein, das Nothwendigste über die irreguläre Armee zu sagen. Dabei mag allem die Bemerkung vorausgeschickt sein, daß auch sie voraussichtlich einer totalen Reform entgegengeht, durch welche sie allmählich ihren milizartigen Charakter einbüßen wird. Daß indessen in einem so weiten Reiche wie Rußland mit so verschiedenartigen militärischen Anforderungen in seinen südeuropäischen und asiatischen Grenzgebieten auch noch Jahrzehnte verstreichen müssen, ehe die homogene Durchführung einer Reorganisation der Irregulären denkbar ist, erscheint selbstverständlich.

Es wurde schon früher erwähnt, daß die irreguläre Armee, die sogenannten Kosackenheere, aus den im Kriege und Frieden militärisch verpflichteten und organisirten Völkerschaften hervorgeht, welche vom Don bis zum Amur einen ununterbrochenen Grenzgürtel des Reichs bilden. Ueber den vielbestrittenen Ursprung der Kosacken ist hier nicht zu discutiren. Vom militärpolitischen Standpunkt aus sind ihre militärischen Leistungen gleichsam das Aequivalent dafür, daß jene Völkerschaften dem Staat keine Abgaben entrichten und von der Leibeigenschaft stets befreit blieben. Wie aber die gesammte mannbare Bevölkerung eventuell zum Waffendienst verpflichtet ist, wie sie sich selber ausrüsten und bekleiden muß, so blieb ihr auch überlassen, sich darin den nationalen Gewohnheiten und localen Bedürfnissen in den betreffenden Landstrichen anzuschließen. Früher bestand die irreguläre Armee blos aus Reiterei, heute finden sich auch Infanterieabtheilungen darunter und fast jedes ihrer Corps ist mit Artillerie ausgerüstet. Unabänderlich formirt sind aber alle irregulären Truppen in Sotnien (Abtheilungen zu 100 Mann), während die Stärke der Pulks (Regimenter) nach der Zahl der einberufenen Sotnien wechselt. Die statistische Uebersicht der irregulären Corps ist ungefähr folgende:

Name.	Pulks.	Bataillone.	Geschütze.
Corps des Don	58—68	—	112 (1 Garde-, 13 Linienbatterien).
„ des Kuban . . .	31—38	12—13	56—72 (7 Batterien).
„ des Terek . . .			
Asowsches Corps	—	—	—
Corps von Astrachan . .	3	—	—
„ von Orenburg . .	12—13	6	24 (3 Batterien).
„ des Ural	12	—	8
„ der sibirischen Kosacken	10—12	3	24 (3 Batterien).
„ des Amur. . . .	6—8	12—14	16
„ von Kleinrußland	2—3	—	—

Digitized by Google

Von diesen Corps, aus denen im Frieden etwa 80—100000 Mann unter verschiedenen Benennungen zum Dienst nicht blos an den Grenzen, sondern auch im Innern des Reichs einberufen sind, nehmen in militärischer Hinsicht wie an Zahl die donischen Kosacken den ersten Platz ein. Die Mehrzahl ihrer Pulks ist ebenso regelmäßig organisirt und einexercirt wie die leichte Cavalerie der regulären Armee. Daß zwei ihrer Regimenter und eine Batterie, auch in der Uniformirung und Bewaffnung ausgezeichnet, dem Gardecorps angehören, wurde schon früher erwähnt. Das übrige donische Kosackenheer soll im Kriegsfalle etwa 57—60000 Mann mit 104 Geschützen ins Feld und eine ziemlich starke Reserve stellen können. Von den andern Kosacken nimmt das asowsche Corps, von welchem neuerdings ein bedeutender Theil am Kaukasus angesiedelt wurde, insofern eine ganz exceptionelle Stellung ein, als es (nebst den tschernomorskischen Kosacken) vorzugsweise für den Flottendienst bestimmt ist. Im ganzen berechnet man die Bevölkerung der Kosackenländer auf 3 Mill. Einwohner und die dienstpflichtigen Kosacken auf 307000 Mann, von denen etwa 173000 Mann ins Feld rücken können, sodaß also eine ziemlich gleich starke Reserve übrigbleiben würde. Im December 1863 sollen 177000 Mann einberufen und feldmäßig ausgerüstet gewesen sein.

Indem wir zum Schluß unserer statistischen Uebersicht der Landmacht Rußlands eilen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, mit einigen Worten auf den angeblichen effectiven Gesammtbestand derselben in den letzten Jahren hinzuweisen, soweit er aus diesfallsigen officiellen oder officiösen Notizen zu entnehmen ist. Nachdem am 1./13. Jan. 1863 die Gesammtzahl der Armee auf 812196 Mann beziffert worden war, soll dieselbe beim Ausbruch des polnischen Insurrectionskriegs durch Einziehung der Reserven binnen kurzem auf 1,135000 Mann gebracht, sofort nach dem Kriege aber wieder auf den vorigen Stand zurückgeführt worden sein. Gegen Ende 1865 betrug die Gesammtstärke 805000 Mann, für 1866 ward sie dem Budget zufolge auf 845000 Mann berechnet und Anfang 1867 war sie, wie schon früher erwähnt wurde, auf 700000 Mann angegeben. Etwas detaillirter und effectiver als diese Angaben sind, wenigstens für 1866, die des officiösen (russischen) „Militärischen Magazin". Danach zählte im Anfange des genannten Jahres die gesammte reguläre Armee 816658 Mann, nämlich 30507 Generale, Stabs- und Oberoffiziere mit 798151 Unteroffizieren und Gemeinen (Verminderung gegen 1865 um 699 Generale, Stabs- und Oberoffiziere nebst Militärbeamten und 98063 Unteroffiziere nebst Gemeinen). Von den Unteroffizieren und Gemeinen standen in

der Infanterie	626004	Mann	= 78	Proc.
„ Cavalerie	68673	„	= 9	„
„ Artillerie	84392	„	= 11	„
dem Geniecorps . . .	19082	„	= 2	„
Summa	798151	Mann	= 100	Proc.

wovon

Infanterie	466415	Mann	= 81	Proc.
Cavalerie	48005	„	= 8	„
Artillerie	48107	„	= 9	„
Geniecorps	12826	„	= 2	„
Summa	575353	Mann	= 100	Proc.

nach Abzug der stabilen Truppen, zum Kriege verwendbar gewesen sein sollen. Nach derselben Quelle waren damals in den Militärbezirken vertheilt: 675 Bataillone, 267¾ Schwadronen, 994 Geschütze, 156 Sotnien, 32 Artillerie- und 4 Ingenieurparks nebst 6 Pontonnierhalbbrigaden. Hübner's „Statistische Tabellen für 1867" beziffern den Friedensfuß mit 508000 Mann, den Kriegsfuß mit 978000 Mann; für 1868 mit 575413 und 828658 Mann.

Digitized by Google

Welche Zweifel sich auch gegen die genaue Uebereinstimmung dieser Angaben mit der Wirklichkeit mögen geltend machen lassen, so muß man doch der Ueberzeugung Raum geben, daß Rußlands disponible Streitkräfte gegenwärtig beträchtlicher seien als früher. Denn die neue Armeeorganisation hat zunächst alle unthätigen Personen aus den Heereslisten gestrichen, also dieselben schon um diese todte Ziffer herabgesetzt, und dennoch ist dieser Abgang in der Gesammtziffer nicht bemerkbar. Dann sind auch seit dem Ende des Kriegs im Kaukasus, wo beständig nicht unter 200000 Mann in Verwendung waren, ebenso wenig solche Reductionen in der Gesammtziffer eingetreten, daß man annehmen könnte, diese frei gewordenen Mannschaften seien ganz oder auch nur temporär aus dem Heerbestande ausgesondert. Endlich zeigt sich in den Kriegsbudgets der letzten Jahre durchaus keine wesentliche Herabsetzung, obgleich doch das Aufhören der kaukasischen Operationen die allmähliche Beseitigung der nicht unmittelbar zum Kriegsressort gehörigen Ausgaben aus dem Kriegsbudget, endlich auch die strengere Sparsamkeit und Controlirung im Militäraufwande, wenn der Effectivbestand der Armee factisch nicht gewachsen wäre, den Kriegsetat des Budgets ziemlich bedeutend hätten entlasten müssen.

Es ist allerdings sehr begreiflich, daß angesichts der kolossalen Bewaffnungen aller andern europäischen Großstaaten Rußland wünschen muß, ihnen gegenüber seine bisherige militärische Stellung zu behaupten. Nimmt man nun seinen heutigen Friedensstand auch positiv auf 700000 Mann an, so ist derselbe trotzdessen gegenüber dem norddeutschen Bundesheere von 320000 Mann und der französischen Armee von 800000 Mann (Militärgesetz von 1868) relativ immer geringer als der frühere Sollstand von 8—900000 Mann gegenüber einer preußischen Armee von 200000 Mann und einer französischen von 400000 Mann. Preußen wie Frankreich hielten damals kaum etwas über 1 Proc. ihrer Bevölkerung unter den Waffen, während das numerische Verhältniß der russischen Armee zur Bevölkerung, diese rund zu 70 Millionen gerechnet, stets $1^{4}/_{10}$ Proc. betrug. Aber dieses Verhältniß ist in Rußland in Bezug auf diejenigen Bevölkerungstheile, aus denen die Armee wirklich hervorgeht, sogar noch viel höher. Denn bekanntlich existirt keine allgemeine Dienstpflicht, und die russischen Statistiker berechnen selbst noch in den letzten Jahren, da verschiedene, früher eximirte Stände zur Dienstpflicht herangezogen worden sind, die gesammte männliche Bevölkerung, welche der Rekrutenstellung unterliegt, mit Polen blos auf 27 Millionen. Dazu kommen noch andere erschwerende Momente. In Westeuropa beträgt durchschnittlich die Anzahl der in das 20. Lebensjahr eintretenden Jünglinge circa 1 Proc. der Gesammtbevölkerung, wovon sich abermals etwa 40 Proc. militärtüchtig erweisen. Dagegen ist der relative Procentsatz derjenigen Bevölkerung in Rußland, welcher überhaupt das 20. Lebensjahr erreicht, wegen der exorbitanten Sterblichkeit im Kindesalter um so viel geringer als in Westeuropa, daß man unter 50 Mill. Russen nicht mehr Mannbare zählen soll als unter 38 Mill. Franzosen oder $36^{1}/_{2}$ Mill. Deutschen. Nach dieser Berechnung kommen in Rußland von der rekrutenpflichtigen Bevölkerung blos 400000 Jünglinge jährlich ins Dienstalter. Darunter sollen sich (nach russischen Schätzungen) etwa 160000 Militärtaugliche befinden, und davon werden wieder ungefähr 100000 Mann zu den Waffen gerufen. Dies aber wäre geradezu unmöglich, wenn die Rekrutirung jedes Jahr allenthalben erfolgte und sich eben blos an die Zwanzigjährigen halten wollte. Aber der Russe kann vom 17. bis zum 30. Lebensjahre ausgehoben werden, und so vertheilt sich die Rekrutirung auf diese ganze Jahresreihe. Früher war nun bekanntlich die Dienstdauer auf 25, dann auf 20 Jahre normirt; wer einmal Soldat war, der kam, wenn überhaupt, sicherlich nur mit gänzlich verbrauchten Kräften zum bürgerlichen Leben zurück. Doch auch noch heute kann der russische Soldat nicht nach 3 Jahren wie der Preuße oder nach 5 Jahren wie der Franzose seine productive

Digitized by Google

Thätigkeit wieder aufnehmen, sondern seine Dienstzeit beträgt 15 Jahre, wovon er 12 bei der Fahne präsent behalten wird, um nachher allerdings, wenn nämlich gerade Frieden ist, als Reservist unbeschränkten Urlaub zu bekommen. Daß diese lange Dienstzeit sogar nicht blos unter russischen Soldatenzuständen noch besonders decimirend auf die Bevölkerung wirken muß, erhellt schon aus der medicinal-statistischen Erfahrung, wonach die allgemeine Sterblichkeit in dem Militär auch in Friedenszeiten mit der Dauer der Präsenzzeit zunehmend steigt.

Daß die Ergänzung der regulären Armee in Rußland durch Aushebung stattfindet, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Ueber die eigenthümliche Organisation des abgesonderten finländischen Contingents wird das Nöthige später beigefügt werden; von dem irregulären Heere war schon die Rede. Der Rekrutirung sind nun im allgemeinen alle Kopfsteuerpflichtigen unterworfen, d. h. also im wesentlichen die Arbeiterklassen. Ausgenommen sind der Adel, die (meistens damit zusammenfallenden) Beamten, gewisse höhere Klassen der Städtebewohner, die Kaufleute der ersten und zweiten Gilde, die gesammte Bevölkerung der sogenannten Kosackenländer (aus der eben die irreguläre Armee hervorgeht) und verschiedene Colonien. Früher kam die Einreihung ins Militär überdies häufig als Strafe in Anwendung, was jetzt im Princip abgeschafft, doch in der Praxis, namentlich bei politischen und ähnlichen Vergehen, noch keineswegs außer Brauch gekommen ist.

Die Offiziere gehen größtentheils aus dem Adel hervor, dessen Söhne theils freiwillig in diese Carrière eintreten, theils dadurch mindestens für eine Reihe von Jahren zum Dienst verpflichtet werden, daß der Staat ihre Ausbildung und Verpflegung in einem Militärinstitut übernommen hatte. Auch die Beamten und Aerzte der Armee sind fast durchgängig Pensionäre des Staats, welche ebendadurch zu einem zehnjährigen Militärdienst in ihrer Branche verpflichtet wurden. Unteroffiziere können nach zwölfjährigem tadellosem Dienst gleichfalls zu Offizieren befördert werden. Ein Offiziersexamen ist jetzt überall obligatorisch und für den Generalstabsdienst natürlich noch ein besonderes.

Zur Bildung eines tüchtigen Kerns für den Unteroffizierstand sind die Vorbedingungen durch die lange Dienstzeit des russischen Soldaten schon genugsam vorhanden. Dennoch ist das Avancement aus den regelmäßig rekrutirten Soldaten, wenigstens im Frieden, nicht eben häufig. Dagegen hat der Staat an den, namentlich in den Standquartieren der stabilen Armee geborenen Soldatensöhnen eine fast unerschöpfliche Pépinière nicht blos für den eigentlichen Unteroffizierstand, sondern auch für die demselben entsprechenden niedern Beamtenstellen, wie Fouriere, Lazarethdiener, Aufseher in den technischen Etablissements, Curschmiede u. s. w. Indem der Staat alle während der Dienstzeit des Vaters geborenen Soldatensöhne für seinen Dienst in Anspruch nimmt, übernimmt er zugleich die Verpflichtung für deren Verpflegung und Ausbildung von der zartesten Kindheit an bis zu dem Eintritt in den activen Dienst. Im Anfange der funfziger Jahre berechnete man diesen jährlichen Armeenachwuchs auf etwa 45000 Mann, seitdem wird diese Ziffer durch die Aufhebung der Militärcolonien wol etwas zurückgegangen sein. Die Erziehung ist im allgemeinen natürlich nur auf den Militärstand berechnet, doch gehen aus den Unterrichtsanstalten bei den technischen Truppenabtheilungen auch Handwerker aller Art, Techniker, Geometer u. dgl. hervor, welche freilich auch wieder fast unlöslich für ihr Leben an den Armeeorganismus gebunden sind. Jedenfalls aber hat hier der Staat den eigentlichen Stamm seiner Berufssoldaten.

Ein solcher Stamm von Berufssoldaten ist für jeden Militärstaat eine Nothwendigkeit; als Grundlage des stehenden Heeres erscheint er aber vollends dort unentbehrlich, wo, wie in Rußland, bei aller ethnographischen Verschiedenheit der Völkerschaften, aus denen sich die Armee rekrutirt, sehr große Furcht vor dem Soldatwerden und sehr ge-

Digitized by Google

ringe kriegerische Neigungen fast allen gemeinsam sind. Daraus erklärt sich nun leicht, daß in frühern Jahrhunderten die kriegslustigen Elemente in der russischen Nation den Großfürsten besonders nahe traten, von ihnen ausgezeichnet und bevorrechtet wurden und endlich die den Prätorianern Roms entsprechende Kriegerkaste der Strelitzen bilden mochten. Es erhellt aber zugleich auch, warum Peter I., nachdem er durch das bekannte blutige Gericht über die Strelitzen das Zarenthum von diesem Prätorianerthum emancipirt hatte, die Zwangsaushebung bereits zu einer Zeit herstellte, da allerwärts das Werbesystem noch alleinherrschend war. Daß diese Zwangsaushebung bei ihrer Einführung so gewaltsam und willkürlich zur Ausführung kam, wie nur irgend denkbar, lag in der Natur der damaligen Umstände. Daß sie jedoch auch bis zur Bauernemancipation den rohen Charakter der Soldatenpresse unverändert beibehalten mußte, beweist mindestens, daß die russische Nation, solange ihre Armee sich aus Leibeigenen und Verbrechern rekrutirte, auch durch den inzwischen erworbenen Waffenruhm nicht kriegslustiger geworden war. Erst die Erfahrung weiterer Jahre wird darüber entscheiden können, ob in der frei gewordenen Nation das Bewußtsein einer Verpflichtung zum Kriegsdienste zu erwecken ist; dies besonders, wenn, wie es doch als logische Consequenz der veränderten socialen Zustände unausbleiblich, auch die bisher von der Aushebung eximirten Bevölkerungsklassen militärpflichtig werden. Jedenfalls erscheint es dann weiterhin unmöglich, die Ausführung der Conscription ausschließlich der Militärgewalt anheimzugeben, womit diese sofort sehr viel von ihrer Schreckhaftigkeit für das Publikum wie von ihrer Willkürlichkeit und Härte verlieren wird. Vorerst aber, darüber darf man sich keine Illusion machen, gehören gewiß alle Vorschläge zur Einführung eines Milizsystems für Rußland, ganz abgesehen noch vom politischen Staatscharakter, schon wegen des so entschieden unkriegerischen Volkscharakters, nothwendig in das Bereich der Utopien. Ja, die kolossale Belastung des Arbeiterkerns der Nation durch die Rekrutirung für die reguläre Armee wird voraussichtlich selbst in bemeßbarer Zeit zu der Nöthigung führen, auch die milizartig organisirten Völkerschaften, aus denen die irreguläre Armee gebildet wird, der Rekrutirung und Besteuerung zu unterwerfen.

Früher fand die Rekrutirung gleichzeitig im ganzen Reiche statt, doch zeigte sich bei dessen ungeheuern Entfernungen ihre Ausführung so schwierig und unergiebig, daß Kaiser Nikolaus bereits in den dreißiger Jahren die Monarchie in zwei große Rekrutirungshälften, eine westliche und östliche, zerfällte, deren jede ein Jahr um das andere 5 Proc. vom Tausend „Revisionsseelen" abgeben sollte. Allein diese Regelmäßigkeit wurde fast niemals eingehalten. Gewöhnlich überstiegen die eingeforderten Rekruten, wenigstens in einer der Reichshälften, die Normalzahl, häufig wurden auch noch beide Reichshälften gleichzeitig in Anspruch genommen. Kurz, es ließ sich berechnen, daß, abgesehen von den außerordentlichen Rekrutirungen für den ungarischen Krieg, bis zum Beginne des Krimkriegs von jeder Reichshälfte jedes andere Jahr 7—8 Proc. in Anspruch genommen worden waren. Im Jahre 1854 wurden dann in beiden Reichshälften je 19 Proc. vom Tausend, 1855 im Westen 12 Proc., im Osten 10 Proc. vom Tausend ausgehoben und schließlich noch die Aufstellung der Druschina (Reichswehr) mit 13 Proc. durch das ganze Reich angeordnet, welche jedoch blos theilweise zur Ausführung kam. Nominell verfügte Rußland bei der „Pfandnahme" der Donaufürstenthümer über 1,300000 Mann; aber später ergab sich, daß 1855 blos 846000 Mann und 1856, also nach Aufstellung der Druschina, selbst nur 797000 Mann in militärischer Verpflegung gewesen waren. Ein so kolossaler Abgang von Mannschaften durch den Krieg selbst ist geradezu undenkbar. Sonach war entweder die Ausführung der außerordentlichen Rekrutirungen unmöglich gewesen, oder die Bevölkerung im Dienstalter war durch die vorhergehenden Friedensjahre schon so entsetzlich decimirt, daß sie eben nicht mehr zu leisten vermochte.

Digitized by Google

Jedenfalls liegt in diesen Erscheinungen eine sehr handgreifliche Erklärung dafür, warum Alexander II. bei Gelegenheit der Krönung eine vierjährige Sistirung jeglicher Ergänzung des Heeres als Gnadenspende gewähren mußte. Unterdessen begann aber die Armeereorganisation, und seit 1862 gelten für die Stärke der Aushebungen drei Maßstäbe. Entweder ist nämlich die Rekrutirung eine gewöhnliche, welche weniger als 5 Proc. (meistens 4 Proc.) auf 1000 Revisionsseelen beansprucht, oder eine verstärkte, d. h. 5 Proc. vom Tausend, oder endlich eine außergewöhnliche, mehr als 5 Proc. Unter „Revisionsseelen" versteht man aber die Anzahl derjenigen steuerpflichtigen Männer, welche bei der letzten Volkszählung in einer Gemeinde, einem District, einer Provinz u. s. w. constatirt worden war. Die neueste Volkszählung im europäischen Rußland datirt von 1864, im übrigen Reich von 1858.

Bekanntlich gab 1863 die ganz in der alten barbarischen Weise eingeleitete Rekrutirung in Polen die Gelegenheitsursache zum Ausbruche der Revolution. In den übrigen Theilen des Reichs scheinen aber seit der Bauernemancipation einige Fortschritte zum Bessern stattgefunden zu haben. Unbedingt gehört dahin, daß nicht mehr die Grundherren und Gemeinden über die zum Militär zu stellenden Personen zu bestimmen haben, sondern daß das Los unter den von der Rekrutirungscommission tüchtig befundenen Conscriptionspflichtigen entscheidet. Man darf also annehmen, daß wenigstens ein Theil der ungesetzlichen und betrügerischen Einwirkungen, welche früher ziemlich alleinherrschend waren, beseitigt worden ist. Hierzu ist neuestens noch ein Moment getreten, welches wenigstens in der Folgezeit von bedeutendem Einfluß zu werden verspricht. Nach einem im verflossenen Sommer (1867) erlassenen Ukas behält nämlich der Soldat alle mit seiner Gemeindeangehörigkeit verbundenen Ansprüche und Rechte, d. h. er tritt nach Ablauf seiner Dienstzeit bei seiner Heimatgemeinde wieder in dasselbe Verhältniß, welches er bei seiner Aushebung verließ. Die Gemeinde kann sich also nicht mehr ihrer unbequemen oder sonstwie untauglichen Mitglieder durch deren Abgabe zum Militär für immer entledigen, sondern muß daran denken, daß dieselben nach 12, resp. 15 Jahren ihren verlassenen Platz wieder in Anspruch nehmen können. Ueberdies ist es kaum denkbar, daß das in jeder Beziehung unpassende Verhältniß eines blos dreijährigen Reservedienstes zu einer zwölfjährigen Präsenz bei der Fahne noch längere Zeit aufrecht erhalten werden kann. Man wird nothwendig dahin kommen müssen, die relative Ersparung an Menschen bei gleichzeitiger Steigerung der Schlagfertigkeit der Armee durch Ausdehnung der Militärpflicht auf weitere Bevölkerungskreise mit Abkürzung des activen Dienstes — also beziehungsweise Verlängerung der Reservedienstdauer — ins Werk zu setzen. Dadurch wird der Militärdienst dem Conscribirten noch erträglicher werden, besonders wenn das Bestreben der Regierung nach Verbesserung der Lage der Soldaten fortdauert. Freilich wird dies alles durchaus nicht binnen kurzem verwirklicht werden, so zahlreich und gutgemeint auch die dafür bereits erlassenen Anordnungen sein mögen. Dazu ist Rußland zu groß, der Verwaltungsorganismus zu complicirt, das Gesetz des Beharrens in alten Gewohnheiten bei den Regierenden und Regierten zu mächtig. Vorläufig bleibt wol noch jede Aushebung von Scenen der Gewaltthätigkeit auf der einen und der Verzweiflung auf der andern Seite begleitet. Auch wird es voraussichtlich noch geraume Zeit dauern, ehe (wenigstens in der Osthälfte des Reichs) jene Rekrutentransporte verschwinden, welche, an lange Ketten gefesselt, von zahlreichen Bajonneten bewacht, halb verhungert und entkräftet in die Depots abgeliefert werden, sodaß man die soldatischen Neulinge mit besserer Kost, als der gewöhnlichen des Soldaten, buchstäblich erst wieder auffüttern muß, ehe die Eindrillung beginnen kann.

War früher die Aushebung, vom Standpunkte des Staats zu den Leibherren, die von diesen an den Staat zu entrichtende Steuer, so trifft sie heute die frei gewordenen

Digitized by Google

Gemeinden um so schwerer, als seit der Emancipation die Geldsteuern der „Revisionsseelen" fast um das Dreifache gewachsen sind und die Gemeinde für ihre Mitglieder natürlich auch alle die Verpflichtungen übernehmen mußte, für welche früher der Grundherr solidarisch aufzukommen hatte. Der einzelne Mann existirte und existirt auch noch heute nicht für den Staat, sondern nur die gewisse Summe von „Revisionsseelen", früher im Grundherrn, jetzt in der Gemeinde verkörpert, von welcher so und so viel Stück Rekruten gestellt werden müssen. Woher diese genommen werden, kümmert die Rekrutirungscommission ebenso wenig, wenn sie nur die nöthigen körperlichen Eigenschaften besitzen. Liefert also ein Bezirk bei einer Aushebung zufällig mehr Rekruten, als die ihn treffende Quote beträgt, so werden sie ihm für die nächste Conscription gutgeschrieben, er hat dann um so viel weniger zu stellen. Kann er aber die von der Revisionsliste auf ihn berechnete Anzahl von Conscriptionspflichtigen nicht beschaffen, so werden ihm diese „Rekrutenrückstände" bei der nächsten Aushebung abgefordert. Auf welche Weise sie herbeigeschafft werden, kümmert wiederum den Staat nichts. So war denn fast selbstverständlich die Stellvertretung von jeher gestattet, und wohlhabende Gemeinden oder reiche Leibeigene kauften stets solche „Ochotniks" (Liebhaber, Freiwillige) um schweres Geld. Neuerdings ist jedoch aus den Ostseeprovinzen, deren Bauern durch einen der russischen Brüche des baltischen Rechts erst seit Aufhebung der dortigen Leibeigenschaft (1819) militärpflichtig gemacht wurden, das Recht des „Rekrutenloskaufs", d. h. der Zahlung einer bestimmten Summe anstatt der Abgabe eines Rekruten, auch auf das eigentliche Rußland ausgedehnt worden. Allein der geldarme russische Bauer kann davon bisjetzt nur äußerst selten Gebrauch machen, während in den baltischen Provinzen nicht blos communale Loskaufskassen existiren, sondern auch von einzelnen recht bedeutende Summen für den Rekrutenloskauf verwendet werden. Bei den Rekrutirungen von 1863 und 1865 betrugen z. B. in Livland allein die von den communalen Loskaufskassen verwendeten Summen rund 226500 Rubel, die privaten Loskaufsgelder 509000 Rubel. Im Jahre 1866 wurden, nach officiellen Angaben, im ganzen Reich überhaupt 12564 Loskäufe effectuirt. Mit der Abgabe der Rekruten ist übrigens die Belastung der militärpflichtigen Bevölkerung noch nicht beendet. Die Ausrüstung des Rekruten fällt nämlich der Gemeinde gleichfalls zur Last und mußte früher effectiv für jeden einzelnen Conscribirten bezahlt werden, ist jedoch in neuerer Zeit als „Rekrutensteuer" normirt, wofür der Staat die Equipirung des Soldaten besorgt. Da nun der Rekrut durchschnittlich auf 35 Rubel berechnet wird, so macht dies bei einer jährlichen Aushebung von 100000 Mann eine Auflage von $3\frac{1}{2}$ Mill. Rubel, wozu noch die Einquartierung und Schießfuhrenstellung kommt, welche ebenfalls nicht geringer als 60—70 Kopeken pro Kopf, d. h. 15 Mill. Rubel im ganzen berechnet werden kann. Die Benachtheiligung der rekrutenpflichtigen Bevölkerung gegenüber den eximirten Ständen und selbst den wegen der Unterhaltung des irregulären Heeres von jeglichen Abgaben und Leistungen befreiten 3 Millionen der Kosackenländer, welche theilweise die allerfruchtbarsten Gebiete des Reichs einnehmen, ist nach dem allen, namentlich seit der Emancipation, so ganz unverhältnißmäßig, daß an ihre dauernde Aufrechthaltung wirklich kaum gedacht werden kann. Eine gänzliche Reform der Heeresergänzung muß nothwendig den Schlußstein der Armeereorganisation bilden. Die letzte Aushebung vom Spätjahr 1866 umfaßte positiv, nach officiösen Angaben, 178938 Mann, von denen 87098 Mann (1865 108924) eingereiht, 50881 Mann zurückgestellt, 40059 Mann dienstuntauglich befunden, 12564 Mann, wie erwähnt, losgekauft wurden. Im Spätherbst 1867 fand in Polen und den westlichen Gouvernements eine neue Aushebung statt, zu welcher abermals einige früher eximirte Kategorien zugezogen wurden, während die Ausschreibung der Aushebung im Februar 1868 in der übrigen Westhälfte des Reichs

Digitized by Google

noch keine derartige Ausdehnung der Militärpflichtigkeit ankündigt. Aber bei den Reichsbauern sollen die „wegen Mangels an jungen Leuten der zur Losung berufenen Altersklasse" entstandenen Rekrutenrückstände nicht angerechnet werden.

Die Sterblichkeit unter den Rekruten ist erstaunlich groß und wurde noch vor wenigen Jahren im Durchschnitt auf 33 Proc. berechnet. Dies läßt sich nicht blos durch die Strapazen des Marsches bis zum Depot, sondern auch durch die plötzliche Veränderung der Lebensweise und Kleidung in der strengsten Jahreszeit, während welcher stets die Aushebungen stattfinden, leicht erklären. Durch die Herstellung der Militärbezirke sind nun die Rekrutenmärsche nach dem Depot wol einigermaßen abgekürzt worden und man läßt jetzt wol auch den Rekruten das lange Haar, den Vollbart, die gewohnte weite Tracht, bis sie dort angelangt sind. Allein vom Depot aus erfolgt ihre Vertheilung in die Armee rein nach militärischen Rücksichten, ohne daß danach gefragt wird, ob der Rekrut sich für die eine oder andere Waffe, für das eine oder andere Klima u. s. w. besonders eignet. Er muß daher oft nach kurzer Dressur oder Rast im Depot, und nunmehr bereits vollständig in militärischer Adjustirung, viele Hunderte von Werften marschiren, um endlich bei dem Regiment einzutreffen, dem er zugetheilt ist. Dieser erste Marsch ist für die jungen Soldaten gewöhnlich am verderblichsten, und ihre Reihen treffen am Bestimmungsorte meistens schon sehr gelichtet ein. Dort aber hat auch jene schonende Rücksicht keine Stätte mehr, welche den Rekruten im Depot noch gewährt wurde. Wäre das russische Naturell nicht so äußerst accommodationsfähig, so ließe sich kaum begreifen, daß die Sterblichkeit in der russischen Armee nicht noch weit höher steigt, als sie es in Wahrheit thut.

Indem wir somit die wichtigsten Momente der Ergänzung der regulären Armee überblickt haben, dürfte hier der geeignete Platz sein, wenigstens mit einigen Worten der besondern Organisation der finnischen Armee zu gedenken, welche, durch die Friedensbedingungen von Frederikshamm (1809) garantirt, letzterer eine ganz abgeschlossene Stellung in der russischen Kriegsmacht anweist. Das finländische Heer ist nämlich nur für Finland bestimmt und das früher bei der petersburger Garde erwähnte finnische Scharfschützenbataillon (679 Mann) besteht aus geworbenen Mannschaften (varfvade), welche sich freiwillig für einen sechs- bis zehnjährigen Dienst verpflichtet haben. Die eigentliche aus etwa 10 Infanteriebataillonen, 9 Schützenbataillonen und 2 Fußbatterien gebildete Armee Finlands sind dagegen Lehnssoldaten, nach dem System der schwedischen Indelta milizartig organisirt, welche je ein kleines Landgut zur Bewirthschaftung und Nutznießung angewiesen erhalten. Dafür verpflichten sie sich im Frieden zu bestimmten jährlichen Uebungen, im Kriege zur Landesvertheidigung. Die Gesammtmenge der finländischen Armee beläuft sich schwerlich auf mehr als 12—14000 Mann (Gesammtbevölkerung rund 1,700000), wovon, abzüglich des Gardeschützenbataillons, im Frieden etwas über 2500 Mann präsent sein mögen.

Nach dieser kurzen Abschweifung zu einem in jeder Hinsicht exceptionellen Bruchtheile der russischen Armee, welcher im wesentlichen blos ein historisches Interesse hat, wenden wir uns zu jener selbst zurück. Es mag fast überflüssig scheinen, der Bemerkung eine besondere Stelle einzuräumen, daß die Reorganisation des Heerwesens, wie sie überhaupt die Verbesserung des materiellen Lebens der Soldaten im Auge hält, so namentlich in Bezug auf Kleidung und Reinlichkeit recht anerkennenswerthe Anstrengungen gemacht hat. Die Uniformen sind allmählich seit dem Beginne der Reformen zweckmäßiger, bequemer und bei den Garden von einer Menge unnützen und kostspieligen Flitterstaats befreit worden. Die Ausrüstung und Bewaffnung des Soldaten, von welcher später noch etwas ausführlicher zu sprechen ist, wird ebenfalls, wenn erst die neuen Waffen durch die ganze Armee vertheilt sein werden, an Gewicht abgenommen haben. Bisher berechnet sich ihre

Digitized by Google

Gesammtlast beim Ausmarsch freilich zusammen auf fast 50 Pfund. Dazu muß auch noch das Schanzzeug jedes Truppenkörpers von dessen Mannschaften abwechselnd getragen werden. Was die kasernirten Truppen anbelangt, so scheinen in den Hauptgarnisonsorten und Festungen während der letzten Jahre die Kosten nicht geschont worden zu sein, um mindestens einigermaßen jene wahrhaft grauenhaften Wohnungsverhältnisse zu verbessern, welchen früher, außer in den luxuriösen Gardekasernen in Petersburg und den kaiserlichen Sommerresidenzen, jährlich Tausende zum Opfer fielen. Besonders hat man auch begonnen, jene pesthauchenden Souterrains derselben zu entleeren, in denen die Soldatenweiber und Kinder zusammengepfercht wurden, und wo in Schmuz und Liederlichkeit jedes erdenkliche Verderben der Mannschaften seine üppigste Brutstätte fand. Daß aber, nachdem dies alles selbst in den größten Garnisonen noch vor wenigen Jahren unbeschreiblich vernachlässigt war, in allen diesen Beziehungen auch nur von Anfängen, vom hier mehr und dort weniger bethätigten guten Willen gesprochen werden kann, versteht sich von selbst. Hauptsache bleibt die Erkenntniß von der Unumgänglichkeit solcher Verbesserungen. Die Verpflegung der russischen Armee war bisher und ist wol theilweise noch heute überhaupt ziemlich die elendeste in ganz Europa. Im Frieden rechneten die Verpflegungsbeamten darauf, daß bei dem Vorherrschen des Cantonnirungssystems das Mitleid und die Mildthätigkeit der Bevölkerung den Soldaten nicht Hunger leiden lassen werde; in den Garnisonen und Kasernen aber — wieder etwa diejenigen der Garden ausgenommen — bildet Kohlsuppe oder Grütze mit Speck oder Talgfett, an den sehr häufigen Festtagen irgendeine mit Oel gewürzte Mehlspeise, Fleisch in wahrhaft homöopathischen Gaben an ganz einzelnen Feiertagen, neben einem sehr schwarzen und nur selten wirklich ausgebackenen Brote, den ganzen Speisezettel. Viele wollen behaupten, daß die gelbgrüne, fahle Gesichtsfarbe, welche wirklich die gesammte russische Armee charakterisirt, nur Folge der schlechten Verköstigung sei. So viel ist gewiß, daß in den Lazarethen der Garnisonen die Schwindsuchts- und Ernährungskrankheiten, nächstdem aber der Skorbut, eine Hauptrolle spielen und fast ausschließlich mit diätetischen Mitteln, d. h. mit Verbesserung der Nahrung behandelt werden. Die Zeit liegt noch gar nicht weit zurück, da sogar in den Garderegimentern das Mortalitätsverhältniß officiell gleich 1 : 26, in der übrigen Armee gleich 1 : 19 angegeben wurde; und dies natürlich in Friedensjahren ohne Epidemien. Da nun aber während des letzten Decenniums kein Jahr verflossen ist, in welchem nicht Cholera, Typhus, Febris recurrens oder dergleichen größere oder beschränktere Strecken des europäischen Rußlands, und namentlich die großen Städte als Epidemien heimgesucht haben, so ist auch jetzt noch nicht anzunehmen, daß sich die Mortalitätsverhältnisse in der Armee numerisch günstiger stellen. Damit ist freilich noch nicht der Beweis gegeben, daß die Verpflegung des gesunden und die Behandlung des kranken russischen Soldaten gegen früher sich nicht gebessert habe. Denn es kann immer entgegnet werden, daß man eben anormalen allgemeinen Gesundheitsverhältnissen gegenübergestanden habe. Auch kann man auf eine Menge von recht zweckmäßigen allgemeinen Anordnungen und speciellen Befehlen hinweisen, welche in Bezug auf die Behandlung und Verpflegung der Soldaten seit dem Beginne der russischen Reformära erlassen worden sind. Allein jedermann weiß ebenso, welche ungeheuere Kluft in Rußland zwischen solchen Befehlen und ihrer schwer controlirbaren Ausführung liegt. Als Thatsache bleibt vorerst unbestreitbar die Erfahrung stehen, daß keine andere Armee im Friedensstande eine relativ gleich starke Krankenziffer aufweist wie die russische. Sodann, daß keine auf den Märschen, ohne einen Zusammenstoß mit dem Feinde, gleichermaßen enorme Verluste erleidet. Und daß der Urgrund dafür in der Unzulänglichkeit der regelmäßigen Verpflegung gesucht werden muß, liegt auf der Hand. Die Ministerialberichte, welche jährlich den Kriegsbudgetentwurf zu motiviren bestimmt sind, heben auch immer von neuem hervor, daß noch so

Digitized by Google

und so viele Millionen Rubel „zur Verbesserung der Lage der Soldaten, zur Ergänzung verschiedener Barräthe, zur Verbesserung des Hospitalwesens" u. s. w. nöthig sein würden, um „alle Theile der Armeeverwaltung in den gehörigen Stand zu setzen". Man erkennt es also auch officiell an, daß gerade im Verpflegungswesen vielfach noch das Nothwendigste unerfüllt geblieben ist. Aber zu derselben Zeit unterhält man für ein Friedensheer von 700000 Mann ein Offizierscorps von rund 35000 Personen, worunter allein 940 Generale!

Nach diesen Thatsachen muß es allerdings wieder sehr zweifelhaft werden, ob die russische Militärverwaltung ernstlich auf dem Wege sei, den Grundsatz praktisch zu verwerthen, demzufolge in der besten Verpflegung der Mannschaften, in der Verbesserung der Transportmittel und in Verdoppelung der allgemeinen Fürsorge nicht blos die größre Ersparniß, sondern auch die bessere Garantie für den günstigen Ausgang kriegerischer Unternehmungen gelegen ist, als in der absoluten Truppenmenge. Allein selbst hinsichtlich der von der Neuzeit unumgänglich gemachten Verbesserung der Waffen scheint in Wahrheit noch keineswegs so viel vorhanden zu sein, als man nach dem darob verbreiteten Geräusch vermuthen sollte. Erst seit 1854 ward die Infanterie, Linie wie Schützen, mit gezogenen Percussionsgewehren nach dem Minie'schen System bewaffnet, welche man durch Ausbohrung der alten glatten Läufe gewann. In und nach dem Krimkriege bekam allmählich die active Armee neue Miniégewehre bedeutend kleinern Kalibers (½ russische Zoll), während dagegen in der mobilen Reserve die alten Miniéflinten noch bis in die letzte Zeit im allgemeinen Gebrauch blieben. Die Bewaffnung in der Operationsarmee selber war also bis in die allerneueste Zeit keine gleichmäßige, die Munition demzufolge ebenfalls eine verschiedene. Daß durch die ganze Armee die Gewehre der Linie gleich lang, die der Jäger etwas kürzer, jene durchweg mit einem Dolch-, diese mit einem Haubajonnet versehen, die Offiziere und Musikbanden mit Seitengewehr und Pistole ausgerüstet waren u. s. w., konnte nicht als Ausgleich jener Waffenverschiedenheit gelten.

Auf diesem Standpunkte ist die Bewaffnung der Infanterie bis zum Beginne des vorigen Jahres (1867) offenbar im großen und ganzen unverändert geblieben, wenn auch auf Anregung der speciell für diese Angelegenheit niedergesetzten Commission bei den Garderegimentern Versuche mit Gewehren neuerer Construction gemacht worden sind. Nachdem dann im Frühjahre 1867 die durchgehende Bewaffnung der Armee mit Hinterladern im Princip sanctionirt worden war, verlor man von neuem Zeit und Geld mit dem Versuche, die alten Gewehre in russischen Fabriken umarbeiten zu lassen. Erst mit dem Beginne des laufenden Jahres (1868) ließ sich aus dem Organ des Kriegsministers, dem „Russischen Invaliden", erkennen, daß überhaupt endgültig festgestellt wurde, die europäischen und kaukasischen Truppen mit neuen Hinterladern nach dem Carlé'schen System zu bewaffnen, die sibirischen und asiatischen dagegen mit Gewehren, welche nach dem Terry-Normann'schen System zur Hinterladung umgearbeitet sind. Neben den Carlé'schen Gewehren sind noch 100000 Stück andere ganz neuer Construction (Berdan'sches System) mit Metallcartouchen probeweise in Amerika (Colt'sche Waffenfabrik) bestellt. Auch die Carlé'schen Gewehre, deren herzustellende Gesammtzahl auf 800000 Stück fixirt sein soll, gehen aus amerikanischen Werkstätten hervor. Den Notizen der russischen Journalistik läßt sich jedoch entnehmen, daß man mit der Langsamkeit der Lieferungen höchst unzufrieden ist, und daß die Armee bis zu Ostern (1868) im günstigsten Falle nur 60000 neue Gewehre zu ihrer Verfügung haben wird. Es ist danach wol mit kategorischer Bestimmtheit auszusprechen, daß an eine durchgehende Neubewaffnung des europäischen Theils der Armee bis zum Jahresschluß, wie sie intendirt ist, nicht entfernt gedacht werden kann. Natürlich noch weit weniger an eine Einübung der Soldaten auf das neue Hinterladungsgewehr.

Digitized by Google

Wenn nun schon in Bezug auf die Handfeuerwaffen die Durchführung der Reformen offenbar noch ziemlich weit von ihrem definitiven Ziel entfernt ist und vielleicht von abermals neuen Erfindungen überholt und abgelenkt wird, ehe sie dort anlangt, so scheint dies in noch weit ausgedehnterm Maße von der Artillerie und zwar speciell auch von der Feldartillerie zu gelten. Zwar früher schon, als die Adoption des Hinterladungssystems für die Handfeuerwaffen, nämlich bereits im October 1866, erfolgte die kaiserliche Genehmigung eines Reglements, wonach alle Feldbatterien zu Fuß wie zu Pferd fortan nur gezogene Hinterladungsgeschütze führen sollten, und zwar ein Drittel aller Fußbatterien 9pfündige, alle übrigen 4pfündige Kanonen. Allein schon im Frühjahre 1867 ward dieses Reglement dahin modificirt, daß, bis zur Versorgung der Artillerie mit Hinterladern, die 3. Batterien der Fußbrigaden die alten 4pfündigen gezogenen Bronzegeschütze behalten, die 1. Batterien, wenn nöthig, mit gewöhnlichen 12pfündigen Kanonen zu versehen und nur sämmtliche 2. Batterien durchaus mit gezogenen 4pfündigen Hinterladern auszurüsten seien. Endlich, im Januar 1868, trat auch darin wieder eine Abänderung ein, indem bestimmt ward, daß alle Batterien mit gezogenen Geschützen (sonach die 3. und 1.) 4 Vorder- und 4 Hinterlader haben sollen. Fast in demselben Moment wurde jedoch vom Artilleriecomité abermals die gänzliche Ausrangirung der gezogenen Vorderlader aus dem Feldmaterial beantragt — ein Antrag, über dessen Schicksal zur Zeit (Anfang 1868) noch nichts bekannt geworden ist.

Konnte man, wie aus den vorstehenden Ordres und Contreordres erhellt, bis zum Beginne des laufenden Jahres noch nicht zu festen Entscheidungen darüber gelangen, ob bei der Feldartillerie das Hinterladungssystem ausschließlich, oder eine Mischung von Vorder- und Hinterladern herzustellen sei, ferner ob blos die 4- und 9pfündige Kanone oder auch 12pfündige (d. h. Geschosse von 14, resp. 17 Pfd. und 27, resp. 35 Pfd. oder auch von 42, resp. 51 Pfd.), so noch weniger über das zu verwendende Material. Im allgemeinen bewährten wol die im Lager von Chodinsk bei Moskau angestellten Schießversuche vorzugsweise die gezogenen 4- und 9pfündigen Hinterlader aus Gußstahl, sowie bronzene 4pfündige Vorderlader. Deshalb wurden zu den 100 Krupp'schen Vierpfündern aus Gußstahl, welche bereits 1867 angeschafft waren, im Beginne 1868 noch 350 Stück desselben Kalibers bestellt, nachdem man auch 250 Stück Neunpfünder acquirirt hatte. Beide Kaliber haben den Krupp'schen Verschlußmechanismus. Aber zugleich ordnete man die Construction von 300 4pfündigen Bronzehinterladern in den russischen Geschützgießereien an, nachdem man mit metallenen 12- und 24pfündigen Positionsgeschützen günstige Resultate erzielt zu haben glaubte. Es handelt sich also auch dabei offenbar mehr um eine kostspielige und großartige Probe als um ein bereits festgestelltes technisches Princip. Rechnet man aber alle die in der Ausführung begriffenen Feldgeschütze neuer Construction, welche doch vor 1869 schwerlich vollendet sein können, zu den vorhandenen 100 Krupp'schen Stahlgeschützen, so ergibt dies in Summa erst 700 Feldgeschütze, während die russische Armee 162 Batterien, also 1296 Stück erfordert.

Nach diesen flüchtigen Blicken auf die im Zuge befindlichen Bewaffnungsreformen kehren wir zur Betrachtung des Menschenmaterials, zu den Mannschaften, zurück. Es würde nach den vielen Schilderungen, welche sich zu allen Zeiten mit der Charakteristik der Russen vom soldatischen Gesichtspunkt aus beschäftigt haben, nahezu überflüssig sein, dies Thema hier abermals zu behandeln. Eigentlich kriegslustige Elemente, sozusagen geborene Soldaten, besitzt die Armee wol blos in den Polen und Kaukasiern. Erstere werden aus politischen Gründen fast ausschließlich im asiatischen Theile der Armee verwendet, letztere sind seit der Unterwerfung des Kaukasus, wie früher die sogenannten friedlichen Stämme, in den eigentlichen Armeeorganismus noch nicht einbezogen worden.

Digitized by Google

Die übrigen nichtrussischen Stämme des Reichs sind im Verhältniß zum nationalrussischen so wenig zahlreich, daß ihre Elemente im militärischen Verhältniß in jenem gänzlich verschwinden. Jedermann weiß nun, daß der Russe, obschon von Haus aus durchaus unkriegerisch, doch ein ganz tüchtiger Soldat wird, und zwar noch mehr durch seinen strengen Gehorsam als durch die activen Eigenschaften seines Naturells. Nur die Anregung seines religiösen und seines nationalen Gefühls vermag ihn im Kriege von einer resignirten Pflichtmäßigkeit zu einem höhern Aufschwunge fortzureißen. Demzufolge hindert ihn jene Gewohnheit des absoluten Gehorchens, auch nur das Geringste ohne speciellen Befehl seines Obern zu thun. Da nun von einem Zusammenhange und Verkehr zwischen Offizieren und Mannschaften, wie in andern Armeen, in der russischen nicht die Rede ist, man sich demnach auch im Felde fast nur mit Befehlen und Gehorchen berührt, so kommen die überaus glücklichen Eigenschaften des russischen Soldaten zum Felddienste, welche außerhalb des eigentlichen Massenkampfes von allergrößtem Vortheil sein könnten, nur höchst selten zur Entwickelung. Daraus ergibt es sich auch, weshalb man bisher in Rußland fast nur den Massengebrauch zur Anwendung brachte. Es wird sich also sehr fragen, ob der Russe die Fähigkeit besitzt, sich jenen Individualismus anzueignen, auf welchem die moderne Kriegführung so wesentlich beruht und welcher namentlich auch die intellectuelle Voraussetzung eines wirksamen Gebrauchs der modernen Waffen ist.

Daß dazu kaum weniger als eine bessere Allgemeinbildung der Mannschaften, die unter den russischen Lebensverhältnissen von der jetzigen Generation eben noch nicht erwartet werden kann, eine Hebung des moralischen Bewußtseins beim gemeinen Mann beizutragen vermag, darf wol nicht bezweifelt werden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Prügelstrafe in der Armee, die Beseitigung der Befugniß der Gemeinden und Grundherren, schlechte Subjecte kurzer Hand zum Militär abzugeben, die Entfernung der gerichtlichen Verurtheilung gemeiner Verbrecher zum Soldatendienst, die strenge Absonderung der Strafcompagnien von den übrigen Mannschaften und die Ausdehnung der Justizreform auf die Militärgerichtsbarkeit — dies alles sind bedeutsame Momente, deren moralisch hebender Einfluß auf den soldatischen Geist in der russischen Armee sicherlich allmählich seine gute Wirkung äußern wird. Allein darüber darf man sich auch keine Illusionen machen, daß diese Wirkung unter den Voraussetzungen des russischen Lebens: Bildungsmangel, Genügen am Schein und der Form, Uebergreifen jedes Befehlenden u. s. w. ebenfalls noch mancher Jahrzehnte bedarf, um zum wirklichen Durchbruch zu kommen. Wenn uns russische Lobrednerei schon jetzt Resultate dieser Reformen im Geist und Behaben der Soldatenmasse vorführen will, so widerspricht dem jede unbefangene Wahrnehmung. Ueberdies sind viele dieser Reformen, wie z. B. das Militärgesetzbuch und die Militärgerichte, so neu, daß noch kaum von ihrer Functionirung die Rede sein kann. (Das neue Militärgesetzbuch stellt drei Klassen von Militärgerichten auf: Regimentsgericht, Arrondissementsgericht und Obertribunal in Petersburg mit Zweigen im Kaukasus und in Sibirien, welches die Befugnisse eines Cassationshofes übt. In Kriegszeiten gelten die beiden letztern Gerichte für jede die Grenze überschreitende Armee, doch mit dem Unterschiede, daß dem Höchstcommandirenden eine außerordentliche discretionäre Gewalt eingeräumt ist.)

Weit wirksamer als die soeben berührten Reformen wird sich dem ganzen russischen Naturell nach gegen die Scheu vor dem Soldatwerden und auf die Ertragung der Entbehrungen und Strapazen der Dienstzeit jener Ukas erweisen, welcher erst im Sommer 1867 erlassen wurde, um die früher mit dem Eintritt ins Militär verlorenen bürgerlichen Rechte auch dem Soldaten zu bewahren. Bis dahin schied nämlich jeder Ausgehobene mit dem Moment, in welchem er Rekrut wurde, aus seiner Gemeindeangehörigkeit; und wenn er nach langen Jahren, ohne invalid zu sein, auf unbestimmten Urlaub oder

Digitized by Google

ganz aus dem Dienste entlassen wurde, so war er allerdings nicht mehr leibeigen, aber mittel- und heimatlos auf die Straße gesetzt. Jenem Ukas zufolge behalten dagegen fortan alle Soldaten ihre aus der heimatlichen Gemeindeangehörigkeit fließenden Rechte, ohne daß ihnen dadurch nach Beendigung der Dienstzeit das Recht genommen ist, sich in eine beliebige andere Gemeinde aufnehmen zu lassen. Wie jedem neu anziehenden Gemeindegliede muß auch dem ehemaligen Soldaten Land zu einer Hofstelle und Holz aus dem Gemeinde- oder Kronwalde zum Hausbau, sowie ein Antheil an den Gemeindeländereien zugewiesen werden. Jeder ausgediente Soldat erhält überdies mit der Verabschiedung 20 Rubel; außerdem, wenn er sich auf Apanageländereien ansiedelt, eine Unterstützung zur wirthschaftlichen Einrichtung, und seine durch den Dienst erworbenen Rechte bleiben ihm auch in der neuen Gemeinde.

Nachdem im Vorstehenden die militärischen Organisationen nach ihren verschiedenen Richtungen und das Wesentliche der Reformen, soweit es erkennbar, ins Auge gefaßt wurde, bleibt noch das Schema der Arbeitsvertheilung in den unmittelbar unter dem Kriegsminister stehenden Verwaltungszweigen aufzuführen. Danach besteht vom 1. Jan. 1868 an das Kriegsministerium aus 12 Departements. Unter ihnen nimmt die Verwaltung des kaiserlichen Hauptquartiers nebst der Feldkanzlei des Kaisers die erste Stelle ein; in letzterer ist eine besondere „Abtheilung für die eigenen Angelegenheiten Sr. Maj." neu creirt worden. Hierauf folgt der Kriegsrath mit den Hauptcomités für Militärcodification, Truppenorganisation und -Ausbildung, Unterrichts-, Lazareth- und Gefängnißwesen. Das Generalauditoriat verbleibt bis zur vollendeten Umgestaltung der Militärjustiz in seinem bisherigen Bestande. Dem folgt die Kanzlei des Kriegsministers mit den ihr attachirten Jurisconsulten. Der Generalstab zerfällt in die Abtheilungen für Organisation der Truppen, für Frontedienst, für Oekonomiewesen, für Personalangelegenheiten der Offiziere und Mannschaften, für Belohnungen und Auszeichnungen; außerdem gehören zu ihm die topographische Abtheilung mit ihrem Instrumentencabinet und kartographischen Etablissement, sowie das wissenschaftliche Comité nebst den Redactionen des „Russischen Invaliden" und des „Wojennij swornik". Die Oberintendanturverwaltung (Chef: Oberintendant) umfaßt die Abtheilungen für Bekleidung und Ausrüstung der Truppen, für Proviantversorgung, für Gerichtssachen und Buchführung, endlich auch für Statistik und Technik (früher Commission für technische Vervollkommnung im Commissariats- und Proviantwesen). Die Oberartillerieverwaltung theilt sich in Sectionen für den Personalstand, für Arsenal-, Festungs- und Waffenwesen, für Pulverfabrikation und für Rechnungsangelegenheiten; ihr attachirt ist ein technisches Comité (früher temporäre Artilleriecommission) und die Redaction des „Artilleriejournals". In der Oberingenieurverwaltung bestehen die gleichnamigen Sectionen nebst der Redaction des „Ingenieurjournals". Die Obermedicinalverwaltung (früher Militär-Medicinaldepartement, Chef: Obermedicinalinspector, dem die medico-chirurgische Akademie speciell untergeordnet ist) umfaßt die Abtheilungen für den Personalbestand, für Angelegenheiten der ärztlichen Praxis, für Oekonomie und Apothekencontrole; ihr attachirt ist das wissenschaftliche Militärmedicinalcomité. Unter der Oberverwaltung für Lehranstalten stehen die Abtheilungen für den Personalstand, für Unterrichts- und Oekonomiewesen, sowie das pädagogische Comité. Die Oberverwaltung der irregulären Truppen hat Sectionen für Frontedienst-, Gesetzgebungs-, Oekonomie- und Justizangelegenheiten, für Vermessungen und Statistik, sowie ein berathendes Comité. Die Obermilitärjustizverwaltung (früher Auditoriatsdepartement) bildet sich aus vier Abtheilungen.

Daß in einem Großstaate, welcher seit Jahren mit der Reorganisation seines Armeewesens an Haupt und Gliedern beschäftigt ist, und zwar auf Grundlage der Unterhaltung eines stehenden Heeres, das Militärbudget sich im Verhältniß zu den übrigen Staats-

Digitized by Google

ausgaben sehr hoch stellt, ist selbstverständlich. Bis zur Bildung des Norddeutschen Bundes war das russische Militärbudget das theuerste aller europäischen Staaten. Dies schon nach seiner, seit der „neuen Aera" jährlich vom Ministerium bekannt gegebenen Veranschlagung, noch mehr aber durch seinen wirklichen Betrag, der zwar, da ja überhaupt keine Abrechnungen veröffentlicht werden, nicht officiell zu constatiren ist, sich aber dennoch annähernd berechnen läßt. Keins der letzten zwanzig Jahre hat ohne eine sehr bedeutende Ueberschreitung des Budgetvoranschlags abgeschlossen; sie betrug, natürlich von den Kriegsjahren abgesehen, fast niemals unter 8, öfters dagegen über 15 Mill. Rubel. Aber auch nach dem Budgetvoranschlage forderte die russische Militärverwaltung schon zu einer Zeit, da der Militarismus Europa noch nicht in der heutigen Weise beherrschte, mehr als 33 Proc. des gesammten Staatseinkommens, während sie in keinem der andern großen Militärstaaten 25 Proc. erreichte. Das Budget für 1866 brachte zuerst eine nominelle Verminderung, nämlich 116¾ Mill. Rubel (Gesammteinnahme 349¾ Mill. Rubel), d. h. 11 Mill. Rubel weniger als 1865 (Kriegsbudget 127½ Mill. Rubel), trotzdem immer noch 33 Proc. der Gesammtausgaben (367 Mill. Rubel). Und soeben (Anfang 1868) bringt die Notiz in die Oeffentlichkeit, daß jener Voranschlag in Wirklichkeit um 13 Mill. Rubel überschritten worden ist. Daß nun nach den politischen Veränderungen des Jahres 1866 auch das russische Militärbudget wieder gesteigert auftreten werde, war vorauszusehen. Der Voranschlag bezifferte es für 1867 mit 122,649289 Rubel, also 3,857000 Rubel höher wie 1866. Im Verhältniß zu der veranschlagten Steigerung der Staatseinnahmen auf 397,088354 Rubel wächst sein Procentsatz allerdings nicht; allein man darf auch nicht außer Acht lassen, daß die Armeereorganisation nach vielen Richtungen hin als beendigt bezeichnet wird, daß also, da eine numerische Vergrößerung der Armee nicht eintrat, die Verbesserungen in der Controle und die Ersparungen in der Verwaltung bereits ziffermäßig erkennbar sein müßten. Dies ist jedoch, wie gesagt, nicht der Fall, und über die herkömmlichen Ueberschreitungen des Budgets liegen auch noch keine Notizen vor. Dagegen deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß das Kriegsbudget für 1868 abermals eine Erhöhung bringen wird. Nur statistisch sei also noch beigefügt, daß die Vertheilung des Militärbudgets für 1867 folgende Hauptpositionen (in runden Summen) zeigt: Administration 5¾ Mill.; Unterhalt der Truppen 51 Mill.; Pferde 7¾ Mill.; allgemeine Bedürfnisse (Unterbringung, Lazareth-, Fuhrwesen) 17⅓ Mill.; technische Theile und Unterricht 19½ Mill.; Verschiedenes und Pensionen 3⅓ Mill. Rubel u. s. w.

Wie allenthalben, so dringt auch in Rußland die unabhängige Publicistik auf eine Verminderung der Militärausgaben. Abgesehen von den banalen guten Wünschen für Vereinfachung der Verwaltung, Ersparungen am Material, Enthaltung von kostspieligen Experimenten u. s. w., deren souveräne Verachtung seitens der militärischen sogenannten „Fachmänner" leider nicht blos in Rußland, sondern zur Zeit in ganz Europa erfahrungsgemäß feststeht, glaubt die russische Publicistik jene Herabsetzung vorzugsweise durch eine Reduction des numerischen Bestandes der Armee erreichbar. Besonders hat sie dabei eine Verminderung der „stabilen" Truppen im Auge. Denn, sagt sie, von den drei Elementen der Kriegsstärke, Geld, Vorräthen und Truppen, ist nöthigenfalls das Menschenmaterial leichter und rascher zu ergänzen als die andern. Dieser Calcul hat allerdings unter russischen Verhältnissen seine unzweifelhafte Richtigkeit. Denn in Beziehung auf die Möglichkeit, sich die nöthigen Geldmittel zur raschen Ausrüstung eines Operationsheeres zu verschaffen, kann sich Rußland mit keinem der großen Militärstaaten Europas vergleichen. Von dem reichen England und dem finanziell so trefflich arrangirten Preußen gar nicht zu sprechen, würde doch auch Frankreich und im Nothfall selbst Oesterreich immer im Stande sein, die Summen, deren sie bedürfen, im eigenen Lande zu finden. Dies ist in dem kapitalarmen Rußland nicht denkbar, und sowie Westeuropa aufhört,

Digitized by Google

ihm seine Kapitalien anzuvertrauen, werden sich seine Bewaffnungen überaus schwierig und langsam erweisen. Man würde selbst innerhalb der Reichsgrenzen die Truppen kaum fortbewegen können und vollends außerhalb derselben, wo die Zahlungen in klingender Münze geleistet werden müssen, gar nicht zu operiren vermögen. Solchergestalt würde es nicht nur vom allgemeinen staatlichen Gesichtspunkte, sondern auch von dem des russischen Kriegsministers nothwendig sein, vor allem die finanziellen Mittel zu sparen und die Vorbereitungen der Friedenszeit auf diejenigen Gegenstände zu beschränken, welche bei einem drohenden Kriege am schwersten zu erlangen sind. Das sind namentlich die materiellen Vorräthe jeglicher Art. Allein die Unterhaltung einer zahlreichen stehenden Armee ist bei Rußlands mangelhaften Communicationen und ungeheuern Entfernungen allerdings eine Nothwendigkeit, der man ihre Berechtigung auch dann schwerlich abzusprechen vermöchte, wenn der Charakter der russischen Politik kein expansiver wäre und wenn nicht das Jahr 1866 ganz Europa in ein waffenstarrendes Kriegslager verwandelt hätte. So ist es nun ganz natürlich, daß die militärischen Autoritäten Rußlands sämmtlich eine Verminderung des stehenden Heeres für ganz unmöglich erklären und, um die politischen Gründe nicht zu nennen, den Mangel an Wegen dafür verantwortlich zu machen. Natürlich muß aber wiederum der Eisenbahnbau, welcher zur Reduction des Heeres am meisten beitragen könnte, um so langsamer fortschreiten, je einseitiger das Geld und die Menschen für das Armeewesen verbraucht werden. Auf welche Weise die russische Verwaltung eine Vermittelung der Gegensätze dieses Dilemmas versuchen werde, ist hier nicht zu erörtern. Daß zunächst an eine Verminderung des numerischen Bestandes der Armee nicht gedacht ist, beweisen die seit 1864 regelmäßig wiederkehrenden Rekrutirungen. Daß aber das russische Eisenbahnsystem von vornherein vorwiegend mit militärischen Rücksichten entworfen ist, beweisen dessen Grundlinien, wenn man auch nicht wüßte, daß dem heutigen Project, in welches die Warschau-Krakauer, Petersburg-Moskauer (Nikolai-) und Petersburg-Dünaburger Bahn nur einbezogen wurden, ein von den Generalen Kleinmichel und Gerstenzweig früher ausgearbeitetes Vorproject vorausging, welches seine Abänderungen durch das jetzige System wesentlich aus strategischen Gründen erfuhr. Die „Moskauer Zeitung" hatte ganz recht, als sie vor einiger Zeit bemerkte: „Wenn Rußland seine Eisenbahnen, namentlich die südliche Linie gegen Odessa und die westliche zwischen Moskau und Warschau, rasch ausbaue, so werde es nicht blos seine volkswirthschaftlichen Zustände, sondern auch seine Stellung unter den Mächten Europas verbessern." Denn man kann gar nicht leugnen, daß die Vollendung des ganzen projectirten Bahnnetzes eine Defensiv- und Offensivrüstung darstellen wird, wie sie kein europäischer Staat besitzt, etwa Frankreich ausgenommen. Doch um diese Vollendung binnen einem Menschenalter zu erleben, müßte Rußland ganz andere Anstrengungen als bisher machen. Selbst die 25 resp. 28½ Mill. Rubel, welche der Budgetvoranschlag für 1867 zu Eisenbahnbauten auswarf, sind im Verhältniß zu den noch auszuführenden Bahnstrecken nur ein Tropfen ins Meer. Immerhin mag es nicht ohne Interesse sein, wenn wir unsere Darstellung mit einer statistischen Uebersicht der jetzt (Anfang 1868) im Betrieb und im Bau begriffenen Linien abschließen.

Im Betrieb befindliche Bahnen (in Summa 5096 Werst):

1) Große russische Gesellschaft.			
a) Petersburg-Warschau	1049 Werst		
b) Wirballen-Eydtkuhnen (preußische Grenze)	173 „	1632 Werst.	
c) Moskau-Nishnij-Nowgorod	410 „		
2) Riga-Dünaburg und Dünaburg-Witebsk.			
a) Riga-Dünaburg	204 „	446 „	
b) Dünaburg-Witebsk	242 „		

Digitized by Google

3) Petersburg-Zarskoe-Selo	25	Werst.	
4) Petersburg-Peterhof	51	„	
5) Helsingfors-Tavasthus	400	„	
6) Petersburg-Moskau (Nikolaibahn)	604	„	
7) Moskau-Rjäsan	185	„	
8) Riask-Koslow	198	„	
9) Riask-Worschansk	121	„	
10) Moskau-Sergiew-Jaroslaw	67	„	
„ „ Possath			
11) Moskau-Tula (Orel-Kursk)	181	„	
12) Südliche Staatsbahn:			
a) Odessa-Balta	196	„	
b) Strasburg-Terespol (Zweigbahn)	42	„	
c) Balta-Olwiopol	306	„	674 Werst.
13) Wolga-Don (Astrachan)	72	„	
14) Grujewsk-Don	58	„	
15) Polnische Bahnen:			
Warschau-Wien-Bromberg:			
Warschau-Granitza	219	„	
Zomkowo-Soswonice	154	„	
Skiernewice-Lowicz	214	„	
Kotuszki-Lodz	27	„	813 „
Alexandrowo-Ciechocinek	7	„	
Warschau-Terespol	192	„	

Im Bau begriffene Bahnen:

1) Witebsk-Orel	449	„
2) Kozlow-Woronesch	170	„
3) Tula-Orel-Kursk	320	„
4) Tiraspal-Kischenew	(?)	„
5) Kursk-Kiew-Balta	886	„
6) Bazatino-Berditschew	(?)	„
7) Stanislawozik-Wolotschisk (österreich. Grenze)	167	„
8) Olwiopol-Krementschuk-Charkow	363	„
9) Charkow-Taganrog	727	„
10) Poti-Tiflis	248	„

Abyssinien und der Krieg mit England.

Zweiter Artikel.

Die englische Expedition.

Ehe wir uns der Geschichte der englischen Expedition zuwenden, wollen wir die im ersten Artikel gegebene Darstellung Abyssiniens noch durch eine kurze Uebersicht der neuen Geschichte Tigres ergänzen, das für die allgemeinen Verhältnisse des Landes von großer Bedeutung ist.

Tigre ist, wie das übrige Abyssinien, in Provinzen getheilt, welche unter erblichen Häuptlingen stehen. Unter dem Negus der alten Dynastie war es stets von Gondar abhängig, und es war erst zur Zeit des englischen Reisenden Bruce, daß Ras Michail, Häuptling der Provinz Salawa in Tigre, die höchste Gewalt in Abyssinien als der Ras oder

Digitized by Google

Minister einer bloßen Puppe von einem Negus erlangte. Ras Michail wurde von den Gallas aus Amhara vertrieben, wo die Gallasfamilie Jedschu seine Stelle einnahm und dieselbe unter dem Titel Ras bis auf Theodor behielt. In Tigre behauptete sich Ras Michail, bis er in hohem Alter starb, sein Sohn wurde jedoch von den Gallas geschlagen und getödtet. Dafür erhob sich in Tigre Ras Waldo Salassy aus Enderta, der Enkel eines Häuptlings Namens Eskias (Hesekia), welcher eine Tochter eines Negus von der alten Dynastie geheirathet hatte. Er leistete den Gallas unter Ras Gukfa erfolgreich Widerstand und war ein einsichtsvoller Herrscher. Seine Residenzstadt war Antalo, er gründete aber auch den benachbarten angenehmen Ort Tschelikut mit seinen reizenden Gärten. Waldo Salassy starb im Jahre 1816; sein Nachfolger, Gebra Michail, wurde aber zwei Jahre darauf von Sabagadis, Häuptling von Agame, geschlagen und getödtet. Sabagadis ist der vielbesungene Lieblingsheld des Volks von Tigre. Nachdem er sich als Dedschi-Atschmatsch (gewöhnlich in Dedschatsch abgekürzt, Krieger des Thors, ein von dem alten Negus herstammender feudaler Titel) zum Herrscher von Tigre gemacht, hielt er während seiner dreizehnjährigen Regierung Frieden und Wohlstand im Lande aufrecht, förderte Handel und Verkehr, war gerecht und ein Freund der Armen. Unter ihm wurde die protestantische Mission zu Adowa, die erste in Abyssinien, gegründet. Im Jahre 1831, als Sabagadis alt und schwach geworden war, erhob sich Dedschatsch Oubie von Semjen im Süden des Takasse gegen ihn und verband sich mit dem Ras Marie von Amhara, dem Nachfolger des Ras Gukfa. Hagus, des Sabagadis tapferer Sohn, führte das Heer von Tigre gegen jene Verbündeten. In der Schlacht bei Mai-Islami unfern Debra Abbaje am Norduser des Takasse erlegte Hagus persönlich den Ras Marie, wurde dann aber selbst von den Gallas getödtet. Das Heer von Tigre wurde zersprengt und Sabagadis zu Tode gespeert.

Dedschatsch Oubie herrschte, im ganzen weise, in Tigre 25 Jahre, von 1831—55, wo er von Theodor besiegt wurde. Theodor heirathete seine Tochter, die ihm einen Sohn gebar, später aber wurden beide nach der Festung Magdala gebracht. Nachdem Theodor zuvörderst den Balgeda Araja aus Enderta zum Statthalter von Tigre ernannt, denselben aber bereits nach einigen Monaten wieder abgesetzt und nach Magdala geschickt hatte, setzte er Kasa, einen Sohn des Sabagadis, ein. Im Jahre 1856 aber erhob sich Agau Negusie von Sahala in Semjen, ein Enkel Oubie's, während Theodor im Lande der Gallas Krieg führte, in erfolgreicher Empörung. Negusie suchte, jedoch vergeblich, sich durch eine nähere Verbindung mit Frankreich zu stützen. Im Jahre 1861 zog Theodor gegen ihn, besiegte ihn bei Sagamo in der Nähe von Axum und richtete ihn wie seine obersten Offiziere in grausamster Weise hin. Kasa, der Sohn des Sabagadis, wurde nun wieder als Statthalter eingesetzt. Seine schöne Tochter Aweraſch, Witwe des im Jahre 1859 von Negusie getödteten Tesfa Zion nahm Theodor als Concubine zu sich. Kasa und seine Tochter starben bald darauf, und Dedschatsch Sahalu war von 1861—63 Statthalter, wurde dann aber abgesetzt und nach Magdala gebracht. Hierauf folgte Ras Barjahu aus Schire, Theodor's Schwager, dessen junger Sohn Jainischut Theodor darauf zum erblichen Statthalter unter der Vormundschaft des Tekla Gorgis und des Asmatsch Barjahu von Aſcha einsetzte.

Im 1865 aber empörte sich Gobasie, Statthalter von Lasta und Waag, zwischen welchem und Theodor Blutfehde war, weil der letztere Gebra Meten, Gobasie's Vater, unter furchtbaren Martern hingerichtet hatte. Im Jahre 1866 fiel Gobasie in Tigre ein, besetzte Adowa und nahm das ganze Land ein. Mittlerweile machte sich Tirsa Gobasie als Herrscher von Walkeit und Semjen in Westabyssinien unabhängig. Im Jahre 1867 setzte Gobasie den Dedschatsch Deras zum Statthalter von Agame und den Dedschatsch Kasa von Temben zum Statthalter von Enderta und zog sich in sein hei-

Digitized by Google

misches Gebirgsland Lasta zurück. Darauf wurde Deras von Theodor's Statthaltern Tekla Gorgis und Asmatsch Barjahu, besiegt und Adowa wieder besetzt.

Gleichzeitig erhob sich gegen Deras Kasa, Gobasie's Statthalter von Enderta. Kasa's Vater war Mercha, Schum (Statthalter) von Temben, einem ausgedehnten Gebirgslande im Süden von Tigre; seine Mutter war eine Tochter des Dedschatsch Temsu von Enderta und einer Schwester des Sabagadis. Nach dem Tode seiner Aeltern lebte Kasa meistens bei den Taltal im niedrigen Küstenlande am Ostfuße des abyssinischen Hochlandes, wo er sich auch verheirathete. Im Frühjahre 1867, bald nachdem Gobasie ihn zum Dedsch-Atschmatsch und Statthalter von Enderta ernannt hatte, erklärte er sich unabhängig. Er zog gegen seinen Collegen Deras, besiegte ihn in einer blutigen Schlacht in der Ebene von Haramat und machte sich zum Herrn alles Landes von Agame bis Lasta. Einige Monate verhielt er sich ruhig und, wie es schien, freundlich gegen Theodor, der sich bestrebte, diesen gefährlichen Gegner seines Feindes Gobasie zu gewinnen. Im October 1867 zog er aber schnell gegen Adowa und schlug Asmatsch Barjahu bei Gurre unfern Debra Sina. Er proclamirte sich sodann als unabhängiger Herrscher von Tigre, und alle Häuptlinge von Tigre unterwarfen sich ihm. Dies war gleichzeitig mit der Ankunft des englischen Obersten Merewether mit der Vorhut des englischen Expeditionscorps. Als Oberst Merewether in Senafe eintraf, bewillkommete ihn Kasa in einem Briefe, unterzeichnet Nasa Maquonint sa Aityopaya, Haupt der Fürsten von Aethiopien.

Am 26. Jan. 1868 begab sich Munzinger, der englische Consularagent in Massaua, welcher der englischen Expedition unschätzbare Dienste geleistet hat, in freundschaftlicher Mission zum Dedschatsch Kasa, begleitet vom Major Grant und einer Escorte Reiterei. Am Tage nach der Ankunft in Adowa fand die Ceremonie der Einsegnung der Pauken statt, bei welcher alle anwesenden Häuptlinge ihrem neuen Souverän Treue zu schwören hatten. Ein großes Fest war veranstaltet in der verfallenen Halle des Palastes von Waldo Salassy und die Methpokale flossen und füllten sich viele Stunden lang; Kasa aber saß ernst an der Spitze der Tafel. Es ist ein hübscher junger Mann mit einem schwermüthigen, sorgenvollen Gesichtsausdrucke. Von Zeit zu Zeit ging ein Häuptling hinaus und kehrte zu Pferde zurück mit dem Kaletscha oder Diadem auf dem Haupte und seinen Mannen um sich her und beschwor dann laut seine Ergebenheit gegen Kasa. Viele der größten Häuptlinge waren anwesend, unter ihnen Gukfa, der ältere und einzige Bruder Kasa's, Statthalter von Schire, Gebra Michail von Zera, Hailo Marjam von Salowa, Hagus von Geralta, Nebriet Gebra Ubet von Axum, Hüter der heiligen Arche, Annu, Statthalter von Temben, ein alter Krieger, Kasa's Oheim, Tessu, Statthalter von Agame, früher ein Diener des Sabagadis, Balgada Waldo Salassy, der Führer der Salzkaravane. Munzinger's Zusammenkunft mit Kasa hatte den besten Erfolg. Der neue Herrscher erklärte, den englischen Truppen auf ihrem Marsche nach Magdala jeden Beistand nach Kräften leisten zu wollen, und versprach, Befehl zu ertheilen, daß ihnen auf ihrem Marsche Proviantvorräthe geliefert werden. Er erklärte, daß er äußerst begierig sei, Theodor geschlagen und die Gefangenen befreit zu sehen.

1) Die Gefangenen.

Es ist im gegenwärtigen Augenblick noch verfrüht, auf die Motive näher einzugehen, welche den Negus Theodor bei seinem barbarischen, mit seiner den Engländern früher erwiesenen Freundschaft so sehr contrastirenden Verfahren gegen die englischen Gesandten und Sendboten eigentlich leiteten, da die bisher darüber vorliegenden Angaben noch sehr unvollständig und widersprechend sind und man den nunmehr zu erwartenden nähern Mittheilungen der Nächstbetheiligten nur vorgreifen müßte.

So viel dürfen wir indessen wol sagen, daß, wenn auch ursprünglich die erste Ge-

Digitized by Google

fangensetzung des Consuls Cameron durch die für Theodor so beleidigende Nichtbeantwortung seines in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßten Schreibens an die Königin von England, in dem er um ihre Freundschaft nachgesucht und das er Cameron zur Beförderung übergeben hatte, veranlaßt wurde, an der Gefangensetzung Rassam's und Wiedergefangensetzung Cameron's und Genossen französischer Intrigue viel Schuld zuzuschreiben ist. Je mehr das große französische Nationalwerk, der Suezkanal, sich seiner Vollendung naht, um so mehr scheint auch die alte Rivalität zwischen den beiden großen Westvölkern in ihrem Verkehr am Rothen und Indischen Meere wiederzuerwachen, so freundschaftlich sich auch die Spitzen der Regierungen verhalten. Am Rothen Meere nimmt sich schon die bloße geographische Lage ihrer respectiven dortigen Besitzungen ganz antagonistisch aus. Dann erinnere man sich, wie vor kurzem bei dem zwischen der britischen Regierung und dem Hofe von Antananariva (Madagaskar) abgeschlossenen Vertrage sich jener Antagonismus so laut, ja leidenschaftlich aussprach; man denke ferner an die neuliche französische Etablirung auf den Inseln Mayotte und Nossibe bei Madagaskar. Unter solchen Umständen kann, wie fern es auch der Friedensliebe, dem gesunden Menschenverstande liegen mag, die in den obern Regionen vorherrschen, der Eifer oder die Leidenschaft sehr untergeordneter Persönlichkeiten zu ernsten Verwickelungen führen.

Der Franzose Bardel, früher Cameron's Secretär, scheint den Angeber gemacht und Theodor als Dolmetscher aufgefangener Briefe u. dgl. gedient zu haben. Er blieb fortwährend bei Theodor in hohen Gunsten. Cameron hatte in einem Briefe den Wunsch ausgesprochen, aus Abyssinien ein englisches Algier zu machen; er, wie Stern und die andern Missionare, hatten sich fortwährend über Theodor aufs unehrerbietigste ausgedrückt. Ganz besonders tief aber wurde der Stolz des Tyrannen während Rassam's Gesandtschaft verletzt. Nachdem Rassam am 28. Jan. 1866 den Brief der Königin von England an Theodor in feierlicher Audienz überliefert hatte, versprach alles den besten Erfolg. Die Gefangenen wurden freigegeben, und der Negus schrieb an die Königin einen höchst ehrerbietigen und freundschaftlichen Brief. Auch scheint eine Art von Vertrag zwischen Theodor und Rassam vereinbart worden zu sein, wie sich aus einem Schreiben Waldemeier's, des Vorstandes der europäischen Arbeiter des Negus, vom 20. März. 1866 ergibt, in welchem es heißt: „Es ist möglich, wie Hr. Rassam mir sagt, daß infolge eines Vertrags zwischen England und Abyssinien es mehr Freiheit für Europäer geben mag, nach Abyssinien zu kommen und es nach Belieben wieder zu verlassen." Aus dem ganzen Verhalten des Negus geht in der That hervor, daß ihm eben nichts mehr am Herzen lag als ein Bündniß mit England, und der mit Rassam abgeschlossene Vertrag muß ihm somit als die Verwirklichung seiner sehnlichsten Wünsche erschienen sein. Eine wie bittere Enttäuschung muß es dann für ihn gewesen sein, zu erfahren, daß die britische Regierung kein Bündniß mit ihm begehre, und zwar von keiner geringern Autorität als der des englischen Ministers für auswärtige Angelegenheiten? Damit verhielt es sich nämlich folgendermaßen. Da Rassam bereits im August 1864 der Brief der Königin von England übergeben war, jedoch im Juli 1865 Massaua noch immer nicht verlassen hatte, so wollte Graf Russell ihn zurückrufen und statt seiner den Hrn. Palgrave schicken. Da erschien Rassam am 5. Sept. plötzlich in Suez und schrieb einen Brief an den Grafen Russell, in welchem er sich mit Zuversicht hinsichtlich der Befreiung der Gefangenen aussprach. Russell scheint Rassam Glauben geschenkt zu haben und schrieb in der Voraussetzung dieser Befreiung in einer Depesche an den Obersten Stanton, englischen Generalconsul in Kairo, vom 5. Oct. 1865: „In Anbetracht der kurzen Frist, in welcher die abyssinischen Könige ihre Macht behaupten, der Schwierigkeit, mit einer regelmäßigen englischen Armee den Sitz ihrer Regierung zu erreichen, und des geringen Werths eines bei Gondar oder in Schoa gewonnenen Siegs, der Gefahr des Mislingens und der Gewiß-

Digitized by Google

heit der Kostspieligkeit, hält es die britische Regierung für angemessener, sich so viel wie nur möglich von abyssinischen Verbindungen, abyssinischen Bündnissen und britischer Einmischung in Abyssinien zurückzuziehen." Diese Depesche, die, wenn sie geheim blieb, ganz unverfänglich war, stand nun leider am 31. Oct. in allen londoner Zeitungen und wurde alsbald von den französischen übersetzt. Eine französische Zeitung mit dieser Depesche kam im Januar 1866 im Bureau des Hrn. Werner Munzinger an, des französischen Viceconsuls in Massaua, welcher damals auch als englischer Viceconsul in Massaua functionirte, und gerieth in die Hände des Padre del Monte, Vorstand der französischen Missionsgesellschaft in Massaua. Del Monte, welcher während Munzinger's häufiger Abwesenheit von Massaua als dessen Agent zu functioniren pflegte, spielte eine der thätigsten Rollen in jener französischen Intrigue. Er sandte die Zeitung sofort dem Bardel zu, welcher sie im Februar empfing und die Depesche denn auch dem Negus übersetzte und commentirte. Nach dieser Depesche konnte Theodor nur annehmen, daß Nassam's Vertrag eine Täuschung sei, welcher nach dessen Abreise ohne alle Gültigkeit sein werde. Er beschloß also, die englische Gesandtschaft zurückzuhalten, bis er eine materielle Garantie für die Aufrichtigkeit Englands erhalten haben würde, worauf denn am 13. April 1866 die Verhaftung Nassam's und seiner Genossen erfolgte. Nähere Auskunft über den gesammten Vorgang bleibt jedoch noch abzuwarten.

Da der Missionar Flad Frau und Kinder hatte, welche als Geisel zurückgehalten werden konnten, so wurde ihm gestattet, die Botschaft von der Gefangennehmung nach England zu überbringen. Er kehrte im April 1867 mit einem Briefe der Königin von England zurück, in welchem, wie gewöhnlich, die Auslieferung der Gefangenen verlangt wurde. Der Empfang, der ihm am 26. April im Lager zu Arbia in Dembea vom Negus zutheil wurde, war ein sehr kalter. Nachdem Flad den Brief der Königin sowie seine Briefe vom Obersten Merewether, Dr. Beke und den Verwandten der Herren Cameron, Stern, Rosenthal und Kerans überreicht hatte, erwähnte er, daß der Oberst Merewether, englischer Resident zu Aden, ihm ein vortreffliches, aus England verschriebenes Teleskop zum Zeichen der Freundschaft schicke; es sollte zugleich ein Zeichen davon sein, was er zu erwarten habe im Falle, daß er den Wünschen der Königin nachkäme. Unglücklicherweise hatte Flad das Teleskop vorher gar nicht angesehen. Als er es nun aus der Schachtel nahm, um es für den Negus zurechtzumachen und ihm den rechten Gesichtspunkt zu zeigen, konnte er damit nicht zu Stande kommen, sodaß der Negus der Sache überdrüßig wurde, das Teleskop in sein Zelt schickte und verdrießlich sagte: „Wir wollen es morgen versuchen, ich weiß aber, daß es kein gutes Teleskop ist; es ist mir zu nichts Gutem geschickt." Der Negus war eben froh, einen scheinbaren Grund zur Aeußerung seines Zornes zu haben. Nachdem nun auf seinen Befehl alles Gefolge Flad's sich entfernt hatte, fing er an zu fragen: „Hast du die Königin gesehen?" Flad erwiderte, daß er von der Königin gnädigst empfangen worden sei und eine mündliche Botschaft für ihn habe. „Nun, und was hat die Königin gesagt?" „Wenn du den König siehst, sage ihm von mir, daß, wenn er nicht sofort alle diejenigen, welche er so lange gegen ihren Willen zurückgehalten hat, aus dem Lande schickt, er keine Freundschaft von mir weiter erwarten darf." Er ließ ihn diese königliche Botschaft mehrmals wiederholen, schwieg dann eine Zeit lang still und sagte endlich: „Ich ersuchte sie um ein Zeichen von Freundschaft, man verweigert es mir. Wenn sie kommen und kämpfen, laß sie kommen; mit Gottes Hülfe werde ich sie treffen und nenne mich ein Weib, wenn ich sie nicht gehörig behandle." Er fuhr auf diese Weise noch eine Zeit lang fort, worauf Flad sagte, wenn er Nassam und die andern nicht nach Magdala geschickt hätte, so würden ihm die verlangten Arbeiter und Maschinen sofort geschickt worden sein, die Königin habe damals die aufrichtige Absicht gehegt, ein Freundschaftsbündniß zwischen England und Abyssinien

Digitized by Google

zu Stande zu bringen, und Oberst Merewether befinde sich noch gegenwärtig in Massaua mit den Arbeitern, um seine Weisung abzuwarten, an welchem Platze er die Gefangenen für die Arbeiter und die Maschinen auswechseln wolle. Er könne sich versichert halten, daß England gegenwärtig keine Absicht habe, mit ihm Krieg zu führen, sondern die Angelegenheit freundschaftlich abzumachen wünsche. Sollte er sich jedoch weigern, das Verlangen der Königin zu gewähren, so würde England sich genöthigt sehen, gegen ihn Krieg zu führen; außerdem sei zu besorgen, daß im Falle eines Kriegs zwischen Abyssinien und England Frankreich sich letzterm anschließen werde und daß Aegypten sich diese Angelegenheit nur zu begierig zu Nutze machen werde. Bisher habe England Aegypten verhindert, Abyssinien zu bekriegen, sobald er aber England zum Kriege zwinge, könne England Aegypten nicht verhindern, dasselbe zu thun, und er werde sich somit einen Krieg mit nicht nur einer, sondern mit drei mächtigen Nationen aufbürden. Am folgenden Tage hatte Flad sein Gepäck abzuliefern. Er übergab zuerst die Sachen, welche er für die vom Negus zu dem Behufe ihm behändigte Summe von 2000 Thlrn. angekauft hätte. Flad überreichte Theodor eine Abrechnung über diesen Ankauf, die dieser jedoch nicht annehmen wollte. „Bei meinem Tode", sagte er, „sage mir nicht, wie du das Geld auslegtest, oder was du für die Sachen bezahltest." Flad übergab sodann von den Verwandten Cameron's und Stern's geschickte Geschenke, bestehend aus einer Getreidemühle, einer doppelläufigen Zündnadelbüchse, vier Revolvern, Feilen, Sägen und sonstigem Zimmermannswerkzeug. Schließlich übergab Flad die Sachen, welche Rassam, den Arbeitern zu Gaffat und ihm selbst gehörten, sowie 1000 Thlr., die er für Rassam mitgebracht hatte. Es waren ihm nämlich zwar 4000 Thlr. für Rassam übergeben worden, er hatte jedoch kluger Weise 3000 Thlr. bei Hrn. Cipperlie in Quedaref belassen, aus Besorgniß, sie möchten, wie auch mit den 1000 Thlrn. geschah, von Theodor behalten werden. Die 3000 Thlr. lagen in Quedaref, konnten aber freilich wegen der unterbrochenen Verbindung zwischen Quedaref und Magdala Rassam nicht zugute kommen. Einige Tage darauf wurde das Teleskop wieder vorgenommen. Flad hatte es jetzt in Ordnung gebracht und einer von Theodor's Offizieren, der das Teleskop versucht und es vortrefflich gefunden hatte, sagte dem Negus, daß er sehr deutlich damit gesehen habe; allein Theodor blieb dabei, daß das Teleskop blos geschickt sei, um ihn zu ärgern; man wolle damit sagen, obgleich du ein König bist und ich dir ein vortreffliches Teleskop sende, kannst du doch nichts damit sehen. Er ließ Flad hierauf sagen, sich bereit zu halten, da er ihn nach Debra Tabor zu seiner Familie senden wolle. Vor seiner Abreise hatte Flad noch eine geheime Zusammenkunft mit Theodor, in welcher er ihm mittheilte, daß Menelek von Schoa mit den Franzosen in Verbindung getreten sei und bei ihnen um Kanonen und Musketen angehalten habe, um mit Theodor kämpfen zu können, daß der Wagschum Gobasie mit den katholischen Missionaren in Massaua in freundlichem Verkehr stehe, auch bei Munzinger als Freund Englands sich gemeldet habe, worauf Munzinger ihm aber habe sagen lassen, daß nur König Theodor anerkannt werden und Briefe von ihm, Gobasie, nur durch die Vermittelung Theodor's angenommen werden könnten. Er theilte ihm ferner mit, daß Aegypten eben jetzt ein neues Fort zu Kusil baue und 25 Dampfschiffe auf dem Rothen Meere habe. Er stellte ihm schließlich vor, daß es zu seinem eigenen und seines Landes Bestem sein würde, den Anträgen der Königin von England Folge zu leisten und durch Freigebung und Heimsendung der Gefangenen sich England zum Freunde zu machen. Auf alles das antwortete Theodor: „Keine Furcht! der Sieg kommt von dem Herrn. Ich vertraue auf Gott, und er wird mir helfen. Ich hege keine Furcht. Ich verlasse mich nicht auf meine Macht, ich verlasse mich auf Gott, welcher sagt, wenn du Glauben hast, wie ein Senfkorn, so kannst du Berge bewegen. Du weißt nicht alles. Ich weiß, daß, wenn ich Rassam nicht in Fesseln gelegt, mir

Digitized by Google

die Arbeiter nie geschickt werden würden. Nicht nur zur Zeit des Hauptmanns Cameron, als sie mir keine Antwort auf meinen Brief gaben, in welchem ich um Freundschaft gebeten hatte, fand ich, daß sie nicht meine aufrichtigen Freunde waren, ich sah es sogar zur Zeit Plowden's und Bell's — jene waren meine Freunde — und aus Freundschaft behandelte ich sie gut. Ich stelle es dem Herrn anheim, und er wird zwischen uns entscheiden, wenn wir auf dem Schlachtfelde kämpfen."

Die Gefangenen erkannten, als sie von dieser Unterredung unterrichtet worden waren, daß Theodor entschlossen sei, sie nicht freizugeben, und es auf das Aeußerste ankommen lassen wolle.

Flad wurde nach Debra Tabor zu seiner Familie gebracht. Dort befanden sich auch die Herren Sander, Brandeis, Eßler und Schiller, damals alle in sehr leidendem Zustande. Der Brief der Königin von England wurde von Theodor nicht beantwortet; er begnügte sich, an Flad zu schreiben: „Wenn sie mir ein Freundschaftszeichen geben, befördere es über Matama, und nachdem ich es gesehen haben werde, will ich Hrn. Rassam und Consul Cameron freigeben und sie in ihre Heimat zurücksenden."

Die Gefangenen mußten fast sämmtlich von Rassam unterhalten werden, und wären sonst der äußersten Noth ausgesetzt gewesen. Von den 1000 Thlrn., die Flad Theodor für Rassam übergeben hatte, wurden diesem nur 100 Thlr. gezahlt, und da Rassam zur Zeit von Flad's Rückkehr nur noch 800 Thlr. hatte, so waren die schlimmsten Folgen zu besorgen. Rassam sandte damals sechs Boten nacheinander nach Matama, um Geld zu bekommen; sie wurden aber alle unterwegs von den Rebellen aufgefangen, ihrer Maulesel und sämmtlichen Gepäcks, ja sämmtlicher Kleidung beraubt. Der Aufruhr im Lande hatte sich jetzt so allgemein verbreitet, daß Magdala von Debra Tabor völlig abgeschnitten und die Gefangenen an beiden Orten ohne alle Nachrichten voneinander waren. Diese Unterbrechung der Verbindung zwischen Debra Tabor, wo sich das königliche Lager befand, und der Festung Magdala hatte für die in letzterer befindlichen Gefangenen den Vortheil, daß keine nachtheiligen Befehle von Theodor eintreffen konnten. Der Negus mochte vielleicht den Tod der Gefangenen decretirt haben, der Befehl konnte eben nicht nach Magdala gelangen. Andererseits wurde der Negus dadurch auch verhindert, die bei ihm deponirten 900 Thlr. des Hrn Rassam (100 Thlr. hatte er ihm gleich geschickt) und die den Gefangenen zu Magdala sonst gehörenden Sachen, sowie auch anderweitig Unterstützung zu senden. Alle Lebensmittel mußten baar und sehr theuer bezahlt werden, da wegen des Aufruhrs die Preise stiegen und zu besorgen stand, daß die Landleute zuletzt gar keine Lebensmittel mehr bringen würden. Bei der Plünderung der als Boten nach Debra Tabor und Matama entsandten Diener im Mai verloren die Gefangenen sechs Maulthiere, viele Sachen und beträchtliche Baarschaften, ein in so bedrängter Lage doppelt schwerer Verlust. Es kamen nach und nach 10 Boten von Magdala in Debra Tabor völlig ausgeplündert und nackt an und waren genöthigt hier zu bleiben. Nur einem gelang es von Magdala aus Debra Tabor zu erreichen und Briefe hin- und zurückzubringen, obwol auch er auf der Rückkehr der Plünderung nicht entging. Er bewerkstelligte die Beförderung der Briefe, indem er sie in einem Bambus versteckt hatte, welchen er als Stock trug. Zuletzt wollte kein Diener in Magdala mehr die Reise nach Debra Tabor wagen. Von den königlichen Boten gelangte keiner nach Magdala. Ein Privatmann, der für den Weg vom Negus gemiethet sein wollte, kam zweimal mit einer Botschaft vom Negus in Magdala an; da er aber nur Complimente und allgemein bekannte Nachrichten brachte, so blieb es sehr zweifelhaft, ob er wirklich vom Negus kam. Die Gefangenen suchten sich übrigens so gut wie möglich einzurichten. Das Haus, welches sie bewohnten, wurde von ihnen reparirt, sodaß es während der Regenzeit wasserdicht war, ein kleiner Garten vor dem Hause angelegt. Von den Ge-

Digitized by Google

fangenen war keiner recht wohl, doch blieben sie verschont, als später auf der Festung Typhusfieber und Cholera ausbrach. Etwas weniger schwierig als mit Debra Tabor war die Verbindung mit Massaua, sodaß die Gefangenen wenigstens Nachricht von sich geben konnten. Merewether sandte Kassam im Mai 1000 und bald darauf weitere 600 Thlr., die Boten mußten jedoch wegen der Gefahren des Wegs in Tigre liegen bleiben. Erst im August gelang es ihm einige Gelder zukommen zu lassen.

Hinsichtlich der Gefangenen, die sich in Debra Tabor, dem Hoflager, selbst befanden, hegte man fortwährend lebhafte Besorgniß. Sie waren auch wirklich in steter Furcht vor dem Tode, litten dabei großen Mangel an Speisen, Wasser und Holz. Die kleine Hütte, in der sie wohnten, ließ den Regen ein. Persönlich war Theodor gegen die Gefangenen in Debra Tabor freundlich; dessenungeachtet ließ er fünf von ihren abyssinischen Dienern hinrichten, weil sie geheime Anschläge ihrer Herren nicht angegeben haben sollten. Die Preise erreichten eine furchtbare Höhe. Infolge der Hungersnoth entstanden Ruhr und Typhusfieber, welche täglich eine große Zahl von Opfern hinwegrafften. Sämmtliche Gefangene in Magdala und Debra Tabor waren gefesselt. Die schweren Beinschienen, die sich in das Fleisch bis auf den Knochen einfraßen, verursachten die grausamsten Schmerzen, und es war überhaupt nur möglich durch Unterlage eines Baumwollwulstes einen Schritt zu gehen. So harrten sie die langwierigen Tage aus, in steter Ungewißheit, fortwährend von den verschiedensten Gerüchten beunruhigt, jeden Augenblick gewärtig, daß der Sturm sich über ihre Häupter entlade, doch zuletzt an ihren Zustand gewöhnt, sodaß sie einander trotzig zuriefen, er möge nur sein Schlimmstes versuchen.

Die in Gaffat befindlichen, meistens deutschen Handwerker unter Waldemeier waren nicht gefesselt, jedoch ebenfalls unter militärischer Bewachung. Einige von ihnen mußten Theodor auf seinen Kriegszügen begleiten, und der Pole Moritz Waldemeier brachte den Guß eines großen Mörsers, Sewastopol genannt, zu Stande. Theodor sagte zu Flad im Monat Juni: „Obgleich die Engländer zu stolz sind, mir Arbeiter zu senden, so hat Gott mir doch in Waldemeier und Saalmüller Arbeiter gegeben, welche jedes Werk für mich machen können. Wenn sie aber jetzt nicht kommen und für ihren Hrn. Kassam kämpfen, so werde ich ihn behalten und sie zwingen, mir zu geben, was ich von ihnen brauche. Ich habe Kassam in Händen, was soll ich fürchten? Ich habe sie in Händen."

2) Der Aufstand.

Theodor's Aufgabe, der Wiederhersteller Abyssiniens in seiner alten Machtgröße zu werden, war nicht nur gänzlich mislungen, er war auf das tiefste gesunken. Sein Hochmuth, seine Grausamkeit hatte jeden, der sich nur frei bewegen konnte, von ihm abwendig gemacht; seine Herrschaft, bis auf das mittlere Amhara eingeengt, beschränkte sich schließlich blos auf die Stelle, wo eben sein Lager stand. Je tiefer er aber sank, desto höher stieg sein Hochmuth, sein Grimm, seine Grausamkeit und desto weiter verbreitete sich der Aufstand. Sämmtliche Fürsten Abyssiniens standen gegen ihn in Waffen, die von Tigre, Waag und Lasta, Schoa, Galla, Godscham. Sie konnten zusammen leicht 100000 Mann stellen; sobald sie sich gegen ihn vereinigten, war es um ihn geschehen. Unterdessen war Theodor auf fortwährenden Raubzügen gegen seine aufständischen Provinzen begriffen, während seine Soldaten rottenweise desertirten. Dembea, Degapa, Begumeder, die reichsten Provinzen Amharas, wurden dermaßen ausgeplündert und verheert, daß sie der Wüste Sahara glichen. Ueber 1 Mill. Kühe wurden hier geschlachtet, niemandem gestattet Kühe zu halten. Ueber 4000 Personen wurden hingerichtet durch Verbrennung, Halsabschneiden, Niederschießen, Weiber und Kinder gemartert, geschändet, dem Hungertode preisgegeben. Hierauf sagte Theodor dem Landvolke: „Ihr habt jetzt kein

Digitized by Google

Obdach, nicht Speise noch Vieh. Ich habe es nicht gethan. Gott that es. Folgt mir und ich führe euch hin, wo ihr reichlich zu essen und Vieh in Menge findet und diejenigen bestraft, welche Gottes Zorn über euch gebracht haben." Die hungernden, obdachlosen Menschen waren froh, dieses Anerbieten annehmen zu können, und traten rottenweise in die wilden Scharen des Negus ein. Er konnte sie nun mit sich im Lande herumführen, um es wie ein Heuschreckenschwarm zu verheeren. Diese neuen Aushebungen hielten sich jedoch nicht lange. Sobald sie fanden, daß der Negus sich nach Begumeder zurückzog, und daß es nicht viel Beute, wohl aber harte Schläge geben würde, verloren sie sich in erstaunlicher Weise. Aber auch im regelmäßigen Heere nahm die Desertion immer mehr überhand. Im Anfang des Monats Juni ließ Theodor an 100 Häuptlinge um geringfügiger Ursache willen hinrichten. Da vereinigte sich eine Anzahl der Häuptlinge und beschloß, bei hellem Tage mit ihren Mannen abzuziehen und, wenn sie angegriffen werden, zu kämpfen. Ras Adilon zog mit den Jagutruppen, der besten Reiterei und den tapfersten und treuesten Kriegern im Heere davon, andere Häuptlinge folgten. Theodor ließ sie ruhig ziehen; er fürchtete, wenn er sie verfolgen ließe, daß viele von den Verfolgern sich den Flüchtigen anschließen möchten. Er stellte eine Linie von Musketieren um das Lager auf mit dem Befehl, auf jeden zu schießen, der außerhalb des Lagers betroffen werden würde.

Als Theodor im Mai nach Debra Tabor, seinem Hauptlager, zurückkehrte, erhob sich endlich das schwerbedrängte Landvolk von Begumeder, durch die zahlreichen desertirten Soldaten verstärkt, zum allgemeinen Aufstande. Es waren hier an 20000 Mann unter Waffen. Sie führten ihren Entschluß, Theodor in Debra Tabor einzuschließen, so wohl aus, daß nicht Eine Seele von dort nach Magdala hindurchkommen konnte; ebenso wenig konnten Troßleute ohne starke militärische Bedeckung sich aus dem Lager herauswagen, ohne in Stücke gehauen zu werden. Theodor machte dafür freilich schreckliche Ausfälle, indem er sich nach seiner Weise mit Blitzesschnelle auf irgendeinen Punkt, wo man es am wenigsten erwartete, stürzte, alles von Grund aus mit Feuer und Schwert verwüstete, diejenigen, welche gefangen genommen wurden, dem qualvollsten Feuertode überlieferte. Das Landvolk verbarg sich bei solchen Gelegenheiten in Höhlen; und nur so hülflosen Leuten gegenüber konnte Theodor seine Verwüstungen unbehindert fortsetzen.

Man hätte wol erwarten dürfen, daß die mächtigen Fürsten des Landes sich gegen ihren gemeinschaftlichen Feind vereinigen würden. Allein dieselben waren untereinander selbst nicht einig, sondern in stetem Hader begriffen. Jeder sah nur darauf, sein eigen Theil zu behaupten, und unter diesen Umständen mochte der Zweck vielleicht auch ebenso gut durch eine gemeinschaftliche Defensive zu erreichen sein. Man fürchtete sich jedoch vor Theodor, vor ihm selbst und seinen Musketen und Kanonen. An Drohungen ließen sie es freilich nicht fehlen. Der König von Schoa sowol als Gobasie, Fürst von Waag und Lasta, verkündete mehrmals, daß er nach Magdala kommen und die Festung einnehmen werde; dabei hatte es jedoch sein Bewenden. Doch kam es zu einem Bündniß zwischen Gobasie und der Königin der Gallas, welche zusammen eine Armee von 50000 Mann, darunter 8000 Musketiere, ins Feld stellen konnten.

Außer dem um die Freilassung der Gefangenen anhaltenden Briefe der Königin von England, welcher Hrn. Flad mitgegeben war und den Theodor unbeantwortet ließ, war ein Schreiben gleichen Inhalts unterm 16. April 1867 vom Auswärtigen Amte in London an Theodor gerichtet und durch die Vermittelung des Oberstlieutenants Merewether, Residenten zu Aden, an Theodor befördert worden. Dieser ließ den Boten jedoch 10 Tage warten und ihn dann ohne Antwort zurückkehren. Lord Stanley erließ daher schließlich folgendes Schreiben an Theodor: „Auswärtiges Amt, London, 9. Sept. 1867. Viele Monate sind jetzt verflossen, seitdem die Königin, mein Souverän, am 4. Oct. 1866, und Ihrer Maj. Staatssecretär für auswärtige Angelegenheiten auf Befehl Ihrer Maj. am 16. April

Digitized by Google

1867 sich an Ew. Maj. gewendet haben, um die Befreiung der in öffentlichen Angelegenheiten an Euern Hof gesandten Beamten und anderer unter Euere Verfügung gekommener Personen aus der Gefangenschaft, in welcher sie auf die unverantwortlichste Weise während einer langen Zeit gehalten worden sind, zu erlangen. Ew. Maj. hat jedoch diese verschiedenen Gesuche unberücksichtigt gelassen, hat die Ermahnungen und Vorstellungen der Königin geringgeachtet und hat die freundschaftlichen Anerbietungen, welche Euch so wiederholt auf Ihrer Maj. Befehl gemacht worden sind, verworfen. Es ist der Königin nicht möglich, ein solches Verfahren seitens Ew. Maj. länger zu ertragen, und Ihre Maj. hat demnach Befehl ertheilt, daß eine Kriegsmacht unter dem Befehl des Generallieutnants Sir Robert Napier, Großkreuzes des Bathordens, in Euer Gebiet einrücke und die Verwilligung, die Ihr bisher freundschaftlichen Vorstellungen verweigert habt, von Euch mit Gewalt erlange. Für das Ergebniß dieser Maßnahme, welche Folgen sie auch immer für Euern Thron und Euer Land haben möge, kann in der ganzen gebildeten Welt Ew. Maj. allein verantwortlich gehalten werden, und, obgleich die Königin gern annehmen möchte, daß Ew. Maj. selbst in dieser letzten Stunde sich veranlaßt finden möchte, friedlichen Worten Gehör zu geben und durch ein vollständiges und unverzügliches Zugeständniß den Angriff, welcher in einem kurzen Zeitraum gegen Euch gerichtet werden wird, zu vermeiden, so ist mir doch von der Königin befohlen worden, Ew. Maj. die Warnung zu ertheilen, daß das Verfahren, welches ich Euch jetzt anzeige, unwiderruflich beschlossen ist, und daß das einzige Mittel, Euer Land vor Krieg und Euere eigene Macht vor dem Umsturze zu bewahren, in der Auslieferung aller europäischen Gefangenen, die sich in Euerm Verwahrsam befinden, an den Befehlshaber der britischen Invasionsarmee besteht; und es ist der ernstliche Wunsch der Königin, daß diese letzte Gelegenheit, welche Ihre Maj. Euch gewährt, von Ew. Maj. benutzt und damit der Friede zwischen England und Abyssinien erhalten werden möge. Nachdem ich somit dem Befehle der Königin, meines Souveräns, nachgekommen bin, sage ich Ew. Maj. herzlich Lebewohl. Euer aufrichtiger Freund Stanley." Dieses Ultimatum wurde jedoch von Rassam, dem es zugesandt wurde, nicht abgeliefert, weil es ihm gefährlich für das Leben der Gefangenen schien, und man überzeugt sein konnte, daß Theodor auf das Ultimatum hin die Leute nicht ausliefern, daß er nur, wenn die englische Armee ihm gegenüber aufgestellt wäre, Gehör geben würde.

3) Die englischen Rüstungen.

Wenn auch bei dem abyssinischen Feldzuge keine eigentlichen kriegerischen Lorbern zu pflücken waren, so war es doch bei der Entfernung und den eigenthümlichen Terrainverhältnissen des Landes ein Unternehmen, das mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verknüpft war. Nachdem man längst erkannt hatte, daß auf gütlichem Wege mit Theodor nichts auszurichten sei, beschloß die englische Regierung bereits im Juni 1867 mit den Rüstungen vorzugehen. Als die geeignetste Stelle zur Bildung des Expeditionscorps wurde Bombay ersehen und deshalb das Ministerium für Indien in London unter Sir Stafford Northcote mit der obern Leitung des ganzen Unternehmens beauftragt, während die Einleitungen in Indien zunächst vom Gouverneur der Präsidentschaft Bombay, Sir Seymour Fitzgerald, besorgt wurden. Dieser glaubte in vier Monaten von Juli an fertig zu sein, und hielt Januar für die geeignete Zeit, die Operationen im abyssinischen Hochlande zu beginnen und schnell zu Ende zu führen. Den Bestand des Corps veranschlagte man auf 12000 Mann, nämlich 4 Feldbatterien, eine Schwadron europäische Reiterei, 4 Regimenter indische Reiterei, 3 Regimenter europäische und 8 Regimenter indische Infanterie, 2 Compagnien Sappeurs, 1 Gebirgstrain und die Pundschab-Pionniere, zusammen 4000 Mann Engländer und 8000 Mann Indier. Es ist

Digitized by Google

also diese Expedition historisch merkwürdig als die erste von den Engländern nach Westen gerichtete Bewegung ihrer indischen Streitkräfte. Zum Oberbefehlshaber wurde Sir Robert Napier, Oberbefehlshaber der Truppen in der Präsidentschaft Bombay, bestimmt. Die Kosten sollten zuerst von der indischen Regierung ausgelegt und dann von der englischen Schatzkammer zurückerstattet werden.

Oberstlieutenant Merewether, der Resident zu Aden, der die letzten englischen Unterhandlungen mit Theodor geleitet, auch bereits eine Recognoscirung des Küstenlandes bei Massaua vorgenommen hatte, wurde jetzt zum Obersten befördert und ihm die Leitung der Recognoscirung für die Invasion übergeben. Der Oberstlieutenant Phayre, Generalquartiermeister der Bombay-Armee, und Oberstlieutenannt Wilkins vom Geniecorps wurden ihm beigegeben. Die Aufgabe dieser Recognoscirungscommission war, einen guten Hafen für die vielleicht an 150 Segel starke Transportflotte, eine geeignete Landungsstelle, eine hinreichende Wasserversorgung, einen bequemen Platz für ein Posten Nr. 1 zu nennendes Lager in der Nähe der Landungsstelle, weitere für befestigte Lager geeignete Stellen auf dem Hochlande, die besten nach dem Hochlande führenden Pässe ausfindig zu machen, überhaupt das Land so weit wie möglich zu erkunden und sich mit den Küstenstämmen in Verbindung zu setzen, um ihre Dienstleistungen beim Transport- oder Fourragewesen zu erlangen. Mit besonderer Aufmerksamkeit sollte die Annesleybai (der Golf von Adulis) untersucht werden, da, falls sie sich zum Ausschiffungspunkte eignete, sie sehr große Vortheile darbieten würde. Schließlich sollte Merewether sich mit den einheimischen Häuptlingen in Verbindung setzen, welche der britischen Armee von Nutzen sein könnten.

Da die Hauptschwierigkeit des Feldzugs nicht in der Bekämpfung des Gegners, sondern in dem langen Marsche durch äußerst rauhe, pflanzlose Strecken bestand, so war das vor allem Wichtigste die Beschaffung des Lastviehs. Sir Robert Napier verlangte 10000 Maulthiere, die jedoch für die Küstenstufe durch eine entsprechende Anzahl von Kamelen und Elefanten ersetzt werden konnten. Es war eine schwierige Aufgabe bei der Kürze der Zeit, von August bis October, eine so große Zahl von Maulthieren zu beschaffen. Die Regierung von Bombay sandte sofort Offiziere nach Bussoreh, Buschire und Mocha zum Ankauf von Maulthieren; allein hier waren nur ein paar tausend zusammenzubringen. Es wurden also von den londoner Behörden Offiziere, begleitet von Thierärzten, nach den Mittelmeerländern, nach Gibraltar, Alicante, Cadiz, Malaga, Barcelona, Genua, Turin, Tripoli, Konstantinopel, Smyrna, Aleppo, Beirut entsandt, um die Maulthierankäufe vorzunehmen. In Alexandria und Suez wurden die Hauptdepots für die Maulthiere angelegt und der Oberst Kennedy, in Alexandria stationirt, an die Spitze des ganzen Geschäfts gestellt. Ende October waren an 5000 Maulthiere angekauft, von welchen 2085 in den Depots in Aegypten sich befanden. Den größten Theil hatte man in Spanien bekommen, über 1000 in Gibraltar und über 2000 in Alicante. Hätte man statt Maulthiere Packpferde genommen, so wären dieselben mit viel geringern Mühen und Kosten in der Türkei und namentlich in Syrien, wo sie sehr reichlich sind, aufzutreiben gewesen; auch wäre es gewiß zweckmäßig gewesen, statt eines Theiles der Maulthiere Esel zu nehmen.

Die Maulthiertreiber in der Expedition sollten nach Sir Stafford Northcote's, des indischen Ministers, Annahme Eingeborene von Indien sein. Daß die Regierung von Bombay sich insofern nachlässig erwies, nicht sofort indische Maulthiertreiber in hinreichender Anzahl gesandt zu haben, hat viel Aufenthalt verursucht. Ganz besondere Schwierigkeit machte aber der Packsattel der Maulthiere. Man hatte bereits den in der englischen Armee damals üblichen Packsattel, wie er namentlich im Krimkriege benutzt worden war, zu vielen Hunderten anfertigen und ihn sogar schon an Bord der Schiffe bringen

Digitized by Google

lassen, als das englische Kriegsministerium eine Commission von Offizieren einsetzte, um über die Zweckdienlichkeiten des Packsattels für die abyssinische Expedition zu berichten. Derselbe wurde als zu schwer, weil er ohne Decke 49½ Pfd. wog, und als anderweitig untauglich verworfen und dafür der Otagosattel, welcher ohne Decke nur 25 Pfd. wiegt und in Neuseeland und Australien gute Dienste geleistet, empfohlen und darauf auch von der Behörde angenommen. In Abyssinien wußten jedoch die an den indischen Packsattel gewöhnten Offiziere nichts mit diesem Otagosattel anzufangen; sie fanden ihn viel zu complicirt, viel zu schwer und durchaus ungeeignet für Lasten von verschiedener Größe und Form. Man war sehr froh, als endlich die einfachen Pundschabsättel aus Indien ankamen. Es ist schwer begreiflich, weshalb man nicht den Aparejo, wie er in allen Ländern, die seit Jahrhunderten vorwiegend und fast ausschließlich Maulthierverkehr haben, in Persien, Spanien, Californien, Südamerika, mit geringen Modificationen gebraucht wird, zur Anwendung brachte. Der Director des Landtransportcorps in Abyssinien war Major Warden.

Zu den interessantesten Waffen des Expeditionscorps gehörten die beiden neuen Gebirgsbatterien, welche Sir Robert Napier außer den aus Indien mitgenommenen 4 Feldbatterien und 1 Gebirgsbatterie aus dem englischen Arsenal zu Woolwich gesandt wurden. Diese Batterien bestanden aus je 6 Siebenpfündern von Stahl, nach dem Befehlshaber der beiden Batterien Oberst Penn gewöhnlich Steelpens (Stahlfedern) genannt, hatten ebenfalls Stahllaffetten und verbanden im hohen Grade Tragbarkeit mit Wirksamkeit, sodaß man sie für eine wesentliche Verbesserung der in Dardschieling im englischen Sikim, im Himalaja, stationirten Gebirgsartillerie hielt. Die Kanone ist 155 Pfd. schwer und bei 3 Zoll Kaliber 29 Zoll lang, sodaß sie auf dem Maulthierrücken, ohne seitwärts hervorzuragen, getragen werden kann. Sie kann als Haubitze gebraucht werden, indem sie eine Elevation von 34 Grad gestattet. Sie hat einen sehr starken Rückstoß, der aber durch Festbinden der Laffettenräder leicht vermieden werden kann. Die Ammunition, Kugeln und Bomben werden je in besondern Kästen geführt, welche von den Kanonieren leicht gehandhabt werden. Die Laffette ist von Stahl mit eiserner Achse und Rädern von starkem indischen Pedowkholz, zusammen mit allem Zubehör 192 Pfd. schwer. Der Packsattel des Artilleriemaulthiers war 36 Pfd., das übrige Geschirr 18 Pfd. schwer. Das Kanonenmaulthier trug 1 Stahlkanone, 2 Schwämme mit Stäben, 1 Spitzhacke und 2 Beile, zusammen mit Sattel und Geschirr 224 Pfd.; das Ammunitionsmaulthier 1 hölzernen Kasten mit Patronen und Zündern und 4 hölzerne Kästen mit Bomben und Kugeln, zusammen mit Sattel und Geschirr 261 Pfd.; das Laffettenmaulthier die Stahllaffette mit Pedowkrädern, 1 Kasten mit kurzem Geräth, zusammen mit Sattel und Geschirr 242 Pfd. Zu jeder Batterie gehörte eine tragbare Schmiede, welche je von einem Maulthier getragen wurde, bestehend aus Schmiede 59 Pfd., Blasebalg 36 Pfd., Kasten mit Werkzeug 12 Pfd., Schüreisen 4 Pfd., Amboß 56 Pfd., Amboßblock 33 Pfd. Schmiedehammer 7 Pfd., zusammen mit Sattel und Geschirr 261 Pfd. Ferner trug ein Maulthier vermischtes Werkzeug und Geschirr, zusammen mit Sattel und Geschirr 232 Pfd. Endlich gehörte zu jeder Batterie ein Raketenmaulthier, welches 20 Sechspfünderraketen (Hale) nebst Zubehör trug, zusammen mit Sattel und Geschirr 240 Pfd. schwer. Der Maulthiertrain für die 2 Batterien enthielt demnach: für die 12 Kanonen 12, die 12 Laffetten 12, die Ammunition 36, die vermischten Vorräthe 2, die tragbaren Schmieden 2, für 240 Raketen 12 Maulthiere, zusammen also nebst 4 Extramaulthieren 80 Maulthiere.

Für größeres Geschütz wurden 20 Elefanten von Indien gebracht.

Für die europäischen Truppen wurden 4000 Sinder-(Hinterlader-)Büchsen und Carabiner geliefert. Hale's Sechspfünderraketen empfahlen sich durch ihre leichte Trag-

Digitized by Google

barkeit, und weil sie ohne besondern Apparat gebraucht werden konnten. Sie erwiesen sich in Abyssinien als der wirksamste Theil der Artillerie.

Es wurden 3600 Pfd. Malz und 500 Pfd. Hopfen mitgenommen zur Bereitung von Hefe zum Brotbacken, weil keine Patenthefe zu haben war, auf deren Haltbarkeit man sich verlassen konnte. Jeder englische Soldat erhielt einen portablen Wasserfilter zum Reinigen des Trinkwassers. Ein besonders interessanter Apparat, der in der Expediton zur Anwendung kam, war Norton's amerikanischer Röhrenbrunnen, ein Apparat, welcher für die Colonisation im allgemeinen von größter Wichtigkeit werden dürfte. Derselbe ist eine Art Artesischer Brunnen und besteht im wesentlichen aus einer schmiedeeisernen Röhre von $1\frac{1}{4}$ Zoll innerm Diameter, deren unteres Ende in einer soliden, 10 Zoll langen, achtseitigen Spitze ausläuft, oberhalb welcher sie in einer Länge von $2\frac{1}{2}$ Fuß in 6 parallelen Reihen durchlöchert ist. Die Löcher sind zusammengenommen anderthalb mal so groß, wie der innere Durchmesser der Röhre, welche ungefähr 10 Fuß lang ist und am obern Ende eine Schraubenvorrichtung hat, sodaß sie, wie Gasröhren, successive durch weitere Röhren verlängert werden kann. Wenn man eine Stelle für den Brunnen gewählt hat, wird zuvörderst ein vollkommen verticales Loch mit einer Brechstange in den Boden getrieben, die Röhre hier eingesetzt und dann eine eiserne, oben und inwendig mit Stahl beschlagene Klampe, welche aus zwei, genau an die Röhre passenden Längenhälften besteht, vermittels Schraubenbänder daran befestigt. Schließlich wird eine 75 Pfd. wiegende eiserne Kappe oben auf die Röhre gesetzt und vermittels Taue, die durch an die Röhre geschraubte Flaschenzüge laufen und an zwei, an der Kappe vorstehenden Ohren befestigt sind, auf- und abgezogen. Durch die Schläge der Kappe wird die Röhre in die Erde getrieben, welche je nach Bedürfniß durch neu angeschraubte Röhrenstücke verlängert wird. Der Brunnen wird von Zeit zu Zeit durch eine Senkbleivorrichtung untersucht. Ist er dann tief genug getrieben, so wird die Kappe abgenommen, eine Pumpe oben aufgeschraubt und das Wasser heraufgezogen. Zum Eintreiben eines Brunnens sind fünf Arbeiter hinreichend. Die in England damit angestellten Versuche erwiesen sich überaus günstig. Bei zwei in der Nähe von Chatham eingesetzten Brunnen erlangte man in schwierigem, hartem Terrain, an einer Stelle bei 24 Fuß Tiefe in $1\frac{1}{2}$ Stunden, an der andern bei 22 Fuß Tiefe in 2 Stunden, reichliches Wasser. Die geschickte Erfindung dürfte für die scheinbar trockenen, in der Tiefe jedoch immer Wasser führenden Flußbetten Afrikas von Wichtigkeit werden. Denn wo in der Tiefe irgend Wasser vorhanden ist, wird es durch diese Brunnen heraufgeholt ohne großen Aufwand an Zeit und Mühe. Die englische Regierung bestellte eine beträchtliche Anzahl dieser Brunnen und beauftragte den Lieutenant A. Le Messurier vom Bombay-Geniecorps mit der Legung der Brunnen in Abyssinien. Das Ergebniß in Abyssinien entsprach den gehegten Erwartungen vollständig. An der Küste, im Stumayliepaß und auf dem Hochlande bis Antalo wurden Norton's Brunnen zahlreich eingesetzt und lieferten reichliches Wasser, das besonders für die Versorgung mit reinem Trinkwasser wichtig war. Südlich von Antalo war überall Wasser reichlich vorhanden, sodaß die Anwendung der Brunnen unnöthig wurde.

Eine Feldtelegraphie wurde vom Lieutenant Saint-John vom Geniecorps, einem Angestellten des persischen Telegraphenetablissements, vollständig für eine Linie von 450 Meilen mitgenommen.

Als Dragoman der amharischen Sprache und zur Ertheilung von Auskunft als Landeskundiger wurde der Dr. Krapf in Kornthal bei Stuttgart mit einem Gehalt von 600 Pfd. St. nebst Reisekosten und freier Station engagirt. Die Dienste, welche er bereits als Begleiter und Dolmetscher des Majors Harris, auf dessen Gesandtschaft von der Ostindischen Compagnie an den König von Schoa in Südabyssinien in den Jahren

Digitized by Google

1841 und 1842 geleistet, seine achtzehnjährigen, so erfolgreichen Reisen in Ostafrika, seine erprobte Tüchtigkeit mußten unsern Landsmann ganz besonders zu dem ihm von der englischen Regierung anvertrauten, so wichtige Verantwortlichkeiten mit sich führenden Amte empfehlen. Auf sein Ansuchen wurde ihm Haußmann gesellt, welcher eine Reihe von Jahren als Missionar in Abyssinien und bei den arabischen Stämmen in Ostsudan, sowie als Pastor der deutschen Gemeinde in Kairo gewirkt und des Amtharischen und besonders gründlich des Arabischen kundig war. Er erhielt 500 Pfd. St. nebst freier Reise und Station. Die englische Regierung engagirte ferner bereitwillig den von Krapf empfohlenen Aragan, einen jungen Abyssinier, welcher in einer Lehranstalt in Baden erzogen wird, als Assistentübersetzer; derselbe weigerte sich jedoch zu gehen aus Furcht, daß Theodor, wenn er von seiner Beschäftigung bei der feindlichen Armee hören sollte, seine Aeltern und Verwandten tödten möchte. Krapf erhielt hierauf Erlaubniß, zwei abyssinische Studenten, einen aus Tigre und einen aus Amhara, in Jerusalem oder Kairo mit einem monatlichen Gehalte von 3 Pfd. St. zu engagiren. Später wurde noch H. Dufton, einer der spätesten englischen Reisenden in Abyssinien, dessen Reisewerk erst vor kurzem erschienen war, gleich Dr. Krapf mit einem Gehalte von 600 Pfd. St., als Uebersetzer und Auskunftsertheiler engagirt. Dufton sollte leider noch am letzten Schlusse der Expedition in dem Alter von 27 Jahren der räuberischen Hand eines Schoho zum Opfer fallen. Die Dolmetscher bildeten zusammen das Intelligenzbureau der Armee. Krapf mußte leider bereits Anfang Februar von Abyssinien zurückkehren, indem bei seinem vorgerückten Alter seine Körperkraft den Anstrengungen, die sein Amt in dem tropischen Klima erforderte, nicht gewachsen war, und er dermaßen von chronischer Diarrhöe und Wechselfieber ergriffen wurde, daß die Aerzte sein längeres Verbleiben für gefährlich erklärten. Auf Napier's besondere Verwendung wurde ihm in liberaler Weise sein volles Honorar gezahlt.

Es wurde von Sir Robert Napier frühzeitig angeregt, die Gelegenheit bestens wahrzunehmen, welche die Expedition zur Förderung der Wissenschaft gewährte. Clemens R. Markham, Secretär der Geographischen Gesellschaft in London, Correspondent im Indischen Amte, wurde als Geograph gesandt, indem ihm die Hälfte seines Gehalts im Indischen Amte als Zulage nebst freier Passage und Station und den Kosten seiner Instrumente verwilligt wurde. Unser gelehrter Landsmann E. Deutsch, Angestellter des Britischen Museums in London, wurde als Archäologe entsandt, um die griechischen, äthiopischen und hemjaritischen Inschriften, die alten Manuscripte, Münzen und sonstigen Antiquitäten, die ethnographischen Merkwürdigkeiten, die man in Abyssinien zu finden vermuthete, zu sammeln und nach dem Britischen Museum zu befördern, zu welchem Behufe Deutsch von der Schatzkammer freie Passage und Station, 2 Pfd. St. für den Tag Reisekosten, wenn er sich nicht bei der Armee aufhielt, außerdem die Transportkosten der nach England zu befördernden Gegenstände gewährt erhielt. Aehnliche Vergünstigungen wurden dem von der Zoologischen Gesellschaft deputirten Mitgliede gewährt.

Der Oberbefehl über das Expeditionscorps wurde im August 1867 dem Generallieutenant Sir Robert Napier übertragen. Napier ist einer der ausgezeichnetsten Generale der englischen Armee. Er ist der Sohn des Artilleriemajors C. F. Napier. Geboren im Jahre 1810, wurde er in der Addiscombe-Militärschule erzogen und trat im Jahre 1827 in das Ingenieurcorps von Bengalen ein. Er wurde Hauptmann 1841, machte den Sutledsch-Feldzug von 1845—46 mit, war Ingenieurchef bei Mudkie, wo sein Pferd getödtet, und bei Feroseschah, wo er schwer verwundet und sein Pferd getödtet wurde. Die Schlacht bei Sobraon und der Marsch auf Lahore brachten ihm die Medaille und den Majorsrang (1846). In demselben Jahre leitete er die Belagerung des Bergforts Kangra als Ingenieurchef und erhielt die specielle Danksagung der Regierung für seine geschickte Beförderung des Belagerungstrains nach jenem Platze. Im

Digitized by Google

Jahre 1849 war er Ingenieurchef bei der Belagerung von Multan, wo er schwer verwundet wurde, commandirte das Ingenieurcorps des rechten Flügels der Pundschab-Armee in der Schlacht von Gudscherat und bei Sir Walter Gilbert's Verfolgung des Sichenheeres, wofür er wieder eine Medaille erhielt und Oberstlieutenant wurde. Er leitete sodann als Ingenieurchef des Pundschab eine große Anzahl von öffentlichen Bauten, für welche er die ehrenvolle Anerkennung des Generalgouverneurs Lord Dalhousie empfing. Er commandirte eine Colonne, welche den Stamm der Hussunzie im Schwarzen Gebirge in Hasara unterwarf (1852), und betheiligte sich an der Expedition gegen die Burie Afriedie (1852—53), wofür ihm die besondere Danksagung der Regierung ertheilt wurde. Als Chef von Sir James Outram's Generalstab war er in den Actionen gegenwärtig, welche zur ersten Entsetzung von Luknow führten, commandirte die Truppen bei der Befreiung des in der Vorstadt abgeschnittenen Belagerungstrains, bei dem Ausfall zur Wegnahme von Phillip's Gartenbatterie und bei mehrern andern Operationen, war dann als Generalstabschef bei den Operationen am Alumbagh und als Ingenieurchef bei der Belagerung von Luknow (1858), in welchem Jahre er den Bathorden und die Ritterwürde erhielt. Er commandirte sodann eine Brigade bei der Einnahme von Gwalior, schlug Tantia Topie bei Dschoura Alipur und nahm 25 Kanonen, commandirte die Gwalior-Division, bombardirte und nahm das Fort Pourie, überfiel und schlug nach fünftägiger Verfolgung mit einer Schwadron Dragoner Feroseschah bei Ranode. In der Expedition nach China commandirte er die zweite Division der Armee und leitete zusammen mit General Collineau, dem Befehlshaber der französischen Division, die Operationen, welche zur Erstürmung der Taku-Forts und zur Besetzung Pekings führten, wofür ihm zweimal der Dank des britischen Parlaments ertheilt wurde. Er war Mitglied des Obern Raths von Indien von 1861—65 und erhielt 1868 das Großkreuz des Bathordens.

Seitens der türkischen und der ägyptischen Regierung wurde der Expedition sowol bei den Durchzügen der Truppen wie der Maulthiere jeglicher Vorschub gewährt. Doch galt es als bedeutender Vortheil, welchen die Annesleybai als Landungsplatz vor Massaua gewährte, daß man hier mit den ägyptischen Truppen in keine Berührung gerieth. Bezeichnend ist, daß man den Suezkanal gar nicht, auch nicht für die Beförderung der Maulthiere benutzte, obgleich die Compagnie in dieser Beziehung sehr günstige Bedingungen bot, und der Dampfer Eridan der Messageries Impériales, ein Schiff von größerm Tonnengehalt, als der irgendeines Dampfers der englischen Peninsular and Oriental Company, gerade damals in Port-Said eingelaufen war, wonach die Befürchtungen, die man hinsichtlich der Wassertiefe und der Schwierigkeit des Landens in Port-Said hegte, beseitigt waren. Sollte nicht auch mit dieser Vermeidung des französischen Suezkanals der geheime Kern der abyssinischen Frage nahe berührt worden sein?

4) Die Recognoscirung.

Zur Ausschiffungsstelle wurde, als den nach dem Hochlande führenden Pässen am nächsten gelegen und mithin den kürzesten Weg über die heiße und wasserlose Wüste gewährend, der Hafen von Zulla an der Westküste der Annesleybai gewählt, ein Punkt, welcher bereits in der frühesten Zeit als der geeignetste Hafen an jener Küste bekannt war; denn Zulla ist das berühmte Adulis der Alten. Hier versammelte Caleb, König von Abyssinien, im 6. Jahrhundert auf das Ansuchen des Kaisers Justinian eine Flotte, um Yemen zu erobern und die Leiden der verfolgten Christen zu rächen; hier errichteten die Ptolemäer von Ägypten das Emporium ihres Handels mit Axum. Einige Säulentrümmer von schwarzem Basalt bezeichnen heute die Stelle der alten Stadt. Unter der verkehrten türkischen Wirthschaft ist an die Stelle von Adulis als Eingangsthor des

Digitized by Google

abyssinischen Verkehrs Massaua getreten, wodurch die Entfernung zwischen dem Landungsplatze und den Pässen verdreifacht worden ist. Die Küste ist übrigens auch hier bei Zulla eine dürre Sandwüste, durchschnitten von trockenen Rinnsälen und theilweise mit niedrigem Gestrüpp der dornigen Akazie und der nesselartig brennenden Calotropis bewachsen. Diese öde Region wird von den Schoho bewohnt, einem schmächtigen, dunkeln Volke mit Wollhaar, aber regelmäßigen, mitunter hübschen Zügen. Ein Tuch um die Lenden und ein Baumwollmantel machen ihre ganze Kleidung aus, sie sind aber fortwährend mit einem krummen Säbel, der an der rechten Seite getragen wird, einem Spieß, einer Keule und einem ledernen Schild bewaffnet. Sie wohnen in Dorfschaften oder einzelnen Hütten in der Nähe von Quellen und besitzen Rindvieh von einem sehr kleinen Schlage, Esel, Schafe und Ziegen. Wenn nicht durch Furcht beeinflußt, sind sie arge Räuber und Mörder.

Die englische Landungsstelle befand sich an der Mündung des trockenen Bettes des Hadas in die Bai. Das hier errichtete Lager wurde Mulkutto genannt, nach einer eine Meile landeinwärts liegenden Quelle. Obgleich der Ankergrund in der Bai vortrefflich ist, war doch diese sehr große Seichtigkeit des Wassers bis auf eine beträchtliche Strecke vom Strande ein wesentlicher Uebelstand. Die Bombay-Sappeurs halfen demselben durch Anlegung eines Landungsdamms, 400 Yards lang aus solidem Stein erbaut, ab, eine Arbeit, deren Schwierigkeit sehr durch den gänzlichen Mangel an Steinen in der Nähe des Ufers erhöht wurde, sodaß die Felsblöcke von der andern Seite der Bai hergeholt werden mußten. Auf dem Damme wurde eine Pferdebahn, später eine Eisenbahn angelegt und über die Ebene bis zum Paßeingang im Gebirge fortgeführt.

Die nächste Sorge betraf das Wasser. Der Hadas, an dessen Mündung das Lager Mulkutto angelegt war, durchzieht erst vom Süden nach Norden eine lange und tiefe Schlucht, welche das Hasoriagebirge von dem innern Hochlande scheidet, und wendet sich nach Osten beim Austritt in die Ebene, indem er zugleich den Alliguddy aufnimmt, welcher in einer ähnlichen langen und tiefen Hohlschlucht von Westen herzieht, die bis an das Südende des nordsüdlich laufenden weiten Thals Motad und den Quellwassern von Ailet, hinläuft. Trotz solcher Ausdehnung hat dieses Flußsystem jedoch nur trockene Betten. Nur an zwei Stellen wurde Wasser gefunden, bei Wieah im Alliguddy und bei Hadoda im Hadas, beide Stellen in der Nähe der Confluenz der Flüsse. Später wurde reichlicheres Wasser in Quellen im Bette des Nebhaguddy bei Komayli, acht Meilen südlich von Hadoda, entdeckt. Aber diese kärglichen Wasservorräthe waren 10—15 Meilen von dem Lager zu Mulkutto entfernt. Sie konnten daher wol zur Tränke für die Pferde und Maulesel benutzt werden, im ganzen aber blieb das Lager hinsichtlich des Wassers auf die Schiffe angewiesen, bis Condensatoren am Strande eingerichtet wurden.

Oberst Merewether wollte sich nun vor allen Dingen überzeugen, ob es nicht bei der Hawakilbai, im Süden der Annesleybai, einen gangbaren Paß nach dem Hochlande nebst geeigneter Ausschiffungsstelle gebe. Da der Marsch der Armee nach Süden, der Meeresküste parallel, gerichtet war, so war es augenscheinlich vortheilhaft, eine Route zu eröffnen, auf welcher Vorräthe von der See aus direct nach Punkten im Süden von Mulkutto gebracht werden könnten. Dies führte zu der unter dem Obersten R. Phayre vorgenommenen Recognoscirung der Gegend am untern Ragolay und des Nordsaums der großen Salzebene des Taltal, einer geographisch höchst merkwürdigen Tiefebene, welche den nichtgehobenen Zwischenraum zwischen dem abyssinischen Hochlande und dem Küstengebirge einnimmt. Wir haben zwar über die große Salzebene die geographische Beschreibung des alten portugiesischen Patriarchen Alfonzo Mendez und seines Gefährten Pater Lobo, sonst ist aber über diese Gegenden noch von keinem wissenschaftlichen Forscher näher berichtet worden. Im Jahre 1810 durchzogen zwei Engländer, Coffin und Pearce,

Digitized by Google

die Tiefebene von der Hamfilabai nach Antalo; ihre Berichte über die Salzebenen und Salzlachen der Taltal sind jedoch nur sehr dürftig. Nach Coffin erstreckt sich die Salzebene in der Richtung von Nordost nach Südwest vier Tagereisen weit; sie zu durchschneiden nahm ihm jedoch nur fünf Stunden. Ausführlichere Nachrichten über diese Gegend erhielt man von dem französischen Reisenden Lefebvre. Derselbe verließ am 5. Juni 1842 Atebidera (Atsbi), erreichte nach vier Stunden den Rand des abyssinischen Plateau und gelangte, nachdem er $3^1/_2$ Stunden lang den steilen Abhang hinuntergeklettert war, in das Thal von Fischo, einer durch den Salzhandel emporgekommenen kleinen Stadt. Sein Wirth in Fischo unterhielt den Reisenden über den See Alelbad in der Salzebene, welcher oft seine Gestalt und seinen Platz ändere. Oft, wenn der See sich gegen eine am Abend vorher feste Stelle wende, sinke man plötzlich ein und verschwinde im Abgrunde. Mitunter fänden schreckliche Ueberschwemmungen des Sees statt — wahrscheinlich vulkanische Ausbrüche — der See erhebe sich dann einem Berge gleich und falle wie eine Sündflut in die Ebene hinein. Das Salz liege in der Nähe des Sees in horizontalen Schichten von zwei Zoll Dicke, welche man mit hölzernen Hebeln wegnimmt. Nördlich vom See liegen drei Vulkane, an deren Fuße man mit Salz gemischten Schwefel gewinnt. Diese Vulkane lassen oft ein dumpfes Geräusch hören. Obgleich man Lefebvre nun vorhielt, daß das Klima in der Ebene kaum für die Schwarzen, viel weniger für die Weißen erträglich sei, und daß selbst die Taltal an Gehirncongestion sterben, so beschloß er doch, den merkwürdigen See zu besuchen. Er reiste am 7. Juni von Fischo ab, zog nordöstlich das schöne, mit dichter, tropischer Waldung bestandene Thal von Fischo hinab bis Endelot, einem hier vom Ras Sabagadis zum Schutze gegen die Taltal gegründeten, später aber wieder eingegangenen Orte, und gelangte endlich nach Mankelkelieh, am äußern Rande der Berge, wo man am Fuße die wüste, aller Vegetation baare Tiefebene und im östlichen Hintergrunde den See Alelbad erblickte. Hier wurde Lefebvre aber plötzlich so heftig krank, daß er zur Umkehr genöthigt war.

Die englische Recognoscirungspartei unter Oberst Phayre verließ das Lager von Mulkutto am 18. Oct. und erreichte, nachdem sie, am Fuße der untersten Hochlandsstufe südöstlich ziehend, über mehrere wüste Ebenen, felsige Bergausläufer und trockene Rinnsäle gekommen, den Ragolay, hier ein mit vortrefflichem, klarem Wasser durch eine schöne, an beiden Seiten von Bergen umzogene Alluvialebene strömender Fuß, an der Confluenz seiner beiden Hauptarme, welche von Senafe bis Atebidera sämmtliche Gewässer des östlichen Hochlandrandes an sich ziehen. Dieser Punkt ist 49 Meilen vom Meere entfernt. Die Recognoscirung folgte dem Ragolay durch die erwähnte Ebene nordöstlich bis zum Nordfuße der Maraberge, welche der Ragolay umfließt, worauf er, nach Südosten umbiegend, in die Tiefebene eintritt. Diese liegt hier 193 Fuß unter der Meeresoberfläche, und der Ragolay fließt nur noch wenige Meilen weiter und verschwindet dann unter der vereinigten Einwirkung des durstigen Sandbodens und der glühenden Sonnenhitze, obwol er während der Flutzeit in weiterm südlichen Laufe wol den Alelbad erreicht. Man befand sich am Nordsaume der großen Salzebene, welche nach Süden hin unermeßlich sich ausgoß. Der Boden war bereits hier weiß von Salzincrustationen. Es war augenscheinlich, daß südlich von hier sich in dieser Gegend weiter keine für die Armee taugliche Bahn ins Innere vorfand, außer der durch die Ragolaypässe; während auch zwischen dem Ragolay und der Meeresküste eine wasserlose Strecke von 49 Meilen in der Breite liegt. Die Recognoscirungspartei marschirte vom Ragolay nordöstlich nach der Hawakilbai, indem sie sich etwas nördlich von der eigentlichen Salzebene auf einer sandigen Ebene mit etwas Graswuchs hielt, und kehrte von der Hawakilbai nach Mulkutto in einem Dampfboote zurück. Der ganze Marsch hatte an 10 Tage gedauert. Die Hitze war

Digitized by Google

eine nahezu unerträgliche, und betrug gegen 101—110 Grad Fahrenheit. Eine in geographischer Beziehung besonders wichtige Thatsache, welche durch diese Recognoscirung festgestellt wurde, war die tiefe Lage der großen Salzebene, fast 200 Fuß unter dem Meeresspiegel, während doch Endelot am Rande des untersten Höhenzugs des Hochlandes nach Lefebvre noch 3334 Fuß über dem Meere liegt. Eine noch größere Tiefe als die dieser Binnenebenen scheint im Süden derselben die Linie des Hawaschflusses, des Sees Abhebbad, in den der Hawasch sich ergießt, des Sees Assal und der Bai von Tadschurra darzubieten; denn auf dieser Linie liegt die Scheidung zwischen der ganzen abyssinischen Hebungsbildung und der von Südafrika. Die Oberfläche des Assalsees, dicht beim Meere, liegt 570 Fuß unter dem Meeresspiegel, während die Bai von Tadschurra sich durch ihre außerordentliche Tiefe auszeichnet.

Gegen Ende des Monats October kam der Vortrab der englischen Armee an, bestehend aus dem 10. Regimente der einheimischen Infanterie von Bombay, commandirt vom Obersten Field, dem 3. Reiterregimente von Bombay unter Oberst Graves und dem Gebirgstrain. Der Lieferant Hasan-Ali aus Aden lieferte eine Anzahl Kamele, während Hr. Haußmann, der Gefährte des Dr. Krapf, nach Kassala entsandt wurde, um eine weitere Anzahl Kamele anzukaufen. Am 29. Oct. kamen 325 Maulesel von Suez an, auch trafen während des Monats November fortwährend Schiffsladungen von Mauleseln von Suez und vom Persischen Meerbusen ein. Hier aber zeigte sich alsbald das unpraktische Wesen, welches die Einrichtungen der höchst praktischen Nation so oft kennzeichnet. Die Maulesel kamen ohne Packsättel und anderes Geschirr an, welche Dinge in einer unbestimmten Frist nachgeliefert werden sollten. Die Halfter waren aus Stricken anstatt aus Ketten gemacht, sodaß die Maulesel sie durchbissen und auf der Ebene ohne Wasser und Futter umherliefen. Die Leute, welche als Mauleseltreiber gesandt wurden, bestanden aus dem elendesten Auswurf orientalischer Städte und verstanden nichts von ihrem Geschäfte. Bald nach ihrer Ankunft desertirte eine große Anzahl und floh nach Massaua. Niemand gab auf die Maulesel Acht, und sie starben bald massenweise dahin. Die Drüsenkrankheit griff unter ihnen um sich und steckte auch die Pferde an. Eine große Anzahl der Pferde des 3. Cavallerieregiments kam um, und die Folgen drohten höchst ernsthaft zu werden. Unterdessen kamen fortwährend weitere Vorräthe und Mannschaften in Mulkutto an, und der Platz fing an sehr geschäftig auszusehen. Eine Anzahl hölzerne Hütten wurden erbaut; ein Bazar, wie bei den indischen Truppen üblich, entstand bald; große Haufen von Viehfutter und andern Vorräthen erhoben sich. Große weiße Ochsen und eine Rotte Frauen aus Bombay, welche zum Kornmahlen für die Sepahi engagirt waren und die man, ihre messingenen Lotos auf dem Kopfe wägend, umherspazieren sah, gaben der Scene ein eigenthümlich indisches Ansehen. Die Schoho fanden sich recht gut in einen Zustand der Dinge, der für sie ein höchst wundersamer gewesen sein muß. Sie vermietheten sich im Dienste der Sanitätsoffiziere als Führer und Läufer. Der Naib von Arkieko, der Fürst der Schoho, der zwar seiner officellen Stellung von der ägyptischen Regierung beraubt worden ist, jedoch noch großen Einfluß besitzt, kam ins englische Lager und gab seinen Wunsch zu erkennen, den Engländern gefällig werden zu können. Sieben Schohohäuptlinge schlossen eine Vereinbarung ab, in der sie sich anheischig machten, Zufuhren gegen Räuber zu escortiren und verirrtes Vieh ausfindig zu machen gegen eine Gebühr von 15 Thlrn. monatlich für jeden.

Die nächste Aufgabe war nun, den für den Marsch der Armee am besten geeigneten Paß zu finden. Am Anfang des Monats November unternahm Oberst Merewether, begleitet von den Obersten Phayre und Wilkins und Hrn. Munzinger, eine Recognoscirung des Senafepasses, den man für den besten hielt. Ehe man sich jedoch für denselben entschied, wollte man noch den Tekonda-(Degonta-) oder Hadaspaß untersuchen. Der in

Digitized by Google

der Schlucht des Alliguddy, der bei Wiah in den Hadas mündet, geradeaus westlich nach Kiaguor auf dem Plateau hinaufführende Paß wäre der directeste und beste Weg nach dem Hochlande gewesen; allein der Paß mündet viel zu weit nördlich für die im Süden liegenden Ziele der Expedition. Oberst Merewether ging also am 13. Nov. von Hadoda am untern Hadas ab, um den Hadas zu Berg bis Tekonda zu untersuchen. Man fand den Weg an vielen Stellen außerordentlich schlecht und mit Geröll und großen Steinblöcken bedeckt; doch gibt es an vier Orten fließendes Wasser, welches nach einer kurzen Strecke plötzlich verschwindet. Die Scenerie ist prachtvoll, indem die mächtigen Felsenwälle zu beiden Seiten die großartigsten Engpässe bilden. In der Höhe von 3500 Fuß treten schöne Sykomoren und Dahrofeigen, Tamarinden und Zizyphonbäume an die Stelle der einförmigen Akazien der Küste. Bei Schamfaito erreicht man den Weg nach Halai auf dem Plateau, welcher den Paß verläßt und den steilen Abhang des Tarantagebirges hinaufsteigt. Dies ist der von Bruce beschriebene und von den meisten neuern Reisenden eingeschlagene Weg. Es ist in der That die Hauptheerstraße nach Abyssinien, aber dessenungeachtet die schwierigste Straße, die es in diesem Gebirge geben dürfte. Es scheint, daß man hier, wie auch sonst an manchen Stellen, den Reisenden gerade in die schwierigste Route gezwungen hat, um ihn leichter aufhalten und plündern zu können. Merewether ließ diesen Weg über das Tarantagebirge rechts liegen und erreichte bald, bei Madderto, das Paßende, wo der Aufstieg nach dem Plateau anfängt, welcher überaus rauh und schwierig gefunden wurde. Das Dorf Tekonda auf der Hochebene, am Ende des Anstiegs, liegt 6700 Fuß hoch. Das umliegende Gefilde bestand aus Gerstenstoppeln und mit Kühen besetztem Weideland. Die Entfernung von dem Plateau bei Tekonda bis zur Küste bei Mulkutto durch den Tekonda- oder Hadaspaß beträgt 62 Meilen.

Nach der Rückkehr von Tekonda entschied man sich ohne weitere Frage für den Paß von Senafe. Dieser zuerst von dem verdienstvollen Antoine d'Abbadie entdeckte und begangene Paß war bisher noch allen andern abyssinischen Reisenden unbekannt geblieben. Er beginnt bei Komayli, einer Station, wo sich einige Brunnen im Bette des Flusses Nebhaguddy befinden, 11 Meilen westlich von Mulkutto und führt längs des Nebhaguddy hinauf nach Senafe auf dem abyssinischen Plateau. Vom Eingange in den Paß bei Komayli an bildet derselbe 8 Meilen weit ein tiefeingeschnittenes Thal mit mäßig weiter Thalsohle und senkrechten Felsenwänden, worauf er bei Unterfuru, wo von Oberfuru kommendes fließendes Wasser ist, sehr enge und dann vier Meilen weiter bei Mittelfuru zu einem vollkommenen Engpaß wird, indem er, scharf rechts umbiegend, von Felswand zu Felswand, welche 1000 Fuß von der Thalsohle aufsteigen und in scharfen Spitzen endigen, nur 50—100 Fuß weit ist. An dieser Stelle war der Paß auf einer Strecke von 250 Yards mit einem Haufen großer Gneisblöcke abgesperrt, über welchen Oberst Merewether erst in anderthalb Stunden hinabkommen konnte. Bei Oberfuru wird das Thal wieder weiter und hat 28 Meilen weit kein Wasser, außer halbwegs bei Undul, wo ein Brunnen ist. Die Vegetation, die hier mehr den Charakter der gemäßigten Zone hat, ist jedoch sehr prächtig. An die Stelle der Akazien sind großartige Bäume von der Feigenfamilie getreten, Sykomoren, Piepul und Dohra, welche nur im Habitus sich von der indischen Banjane unterscheiden. Ihnen gesellen sich die anmuthige, gefiedert gelaubte Tamarix, das Zizyphon, Mimosen. Die Strecke von Oberfuru bis Naraguddy, wo das nächste fließende Wasser gefunden wird, ist ein sanfter Anstieg mit einem Gradient von 1 : 40, vollkommen für Räderfuhrwerk geeignet. Der Weg windet sich hier jedoch viel um die Felsenfüße der Berge zu beiden Seiten, die in nackten Spitzen auslaufen. Der Paß öffnet sich sodann zu einem weiten Hochthal, die Perlhuhnebene genannt. Hier trifft man die ersten Holquallbäume, eine Art Euphorbie, deren Schönheit Bruce in seiner

Digitized by Google

Beschreibung des Tarantapasses besonders hervorhebt. Bei Raraguddy ist wieder fließendes Wasser und der Paß wieder eingeengt und felsig. Diese Stelle ist 5805 Fuß hoch und die Vegetation nimmt einen subalpinen Charakter an. Der Pfad ist mit grünem Rasen bewachsen, man trifft schöne Wachholderfichten, 50 Fuß hoch. An den Bergseiten stehen Oliven, Holquall, Mimosen, eine hübsche immergrüne Myrsine, mit duftiger Blume, während die liebliche Clematis über die Zweige klettert, Compositä, Solanum, Lobelia, wohlriechender Thymian und Lavendel den Unterwuchs bilden. Fünf Meilen von Raraguddy wird der Weg steil und führt nach $1^1/_2$ Meilen nach der Ebene von Senafe auf dem abyssinischen Plateau, 7464 Fuß hoch. Die Entfernung von Komayli bis Senafe beträgt 49 Meilen, und der Weg steigt überall so allmählich und regelmäßig an, daß er von Räderfuhrwerk benutzt werden kann; nur bei Untersuru, Raraguddy und am Ende bei Senafe waren einige Hindernisse hinwegzuräumen oder der Anstieg etwas steil.

Die Bombay-Sappeurs gingen nun in der zweiten Hälfte des Monats November an die Arbeit, um die Bahn zu ebnen, worauf denn eine vortreffliche, bequeme Straße von der Küste nach der Hochebene hergestellt war. Darauf wurde bei Obersuru, wo der Paß zuerst weit wird, ein Mauleseldepot angelegt. Sodann marschirte der Vortrab, bestehend aus dem 10. Regiment einheimischer Bombay-Infanterie, dem 3. Bombay-Cavalerieregiment und dem Gebirgstrain. Mulkutto am 1. Dec. verlassend, kam die Brigade am 6. Dec. in Senafe an. Der Empfang seitens der Einwohner war sehr befriedigend. Die Aeltesten der Provinz Akole-Kusay, in welcher Senafe liegt, boten brieflich ihre Dienste an; die von Schumasane, dem unmittelbar umliegenden Bezirk, machten gemeinschaftlich dem Obersten Merewether ihre Aufwartung. Der Herzog Kasa, der neue Herrscher von Tigre, gegenwärtig der mächtigste Mann in Abyssinien, schickte einen Gesandten mit einem Briefe, in welchem er sich zu aller in seiner Macht stehenden Hülfe erbot. Murtscha-Wurkie, dieser Gesandte, war ein wohl unterrichteter, in Bombay erzogener Mann, welcher vollkommen englisch spricht; er blieb seitdem auf Befehl seines Herrn im Lager, um beim Ankauf von Vorräthen als Dolmetscher und anderweitig behülflich zu sein. Die Einwohner der Umgegend, des Bezirks Schumasana, standen, da sie für alles baar bezahlt wurden, mit den Engländern und Sepoys auf dem freundschaftlichsten Fuße; sie zeigten sich immer in fröhlicher, nur zu oft in ausgelassener Laune. Proviant aller Art wurde regelmäßig eingebracht, Ochsenfleisch und Hammelfleisch in Ueberfluß, Häckerling, Gerste, Milch, Honig, Gras, Brennholz. Maulesel wurden von Aboa zum Verkauf gebracht. Die Sportsmen brachten außerdem Wildpret in Menge, allerlei Geflügel, Hasen, Rehe, Warzenschweine. Das Klima war köstlich. Während des Tags, wenn die Temperatur 60—70 Grad erreichte, wurde die Sonnenhitze durch einen Ostwind abgekühlt, und die Nächte waren unbewölkt und angenehm kühl.

Nach einem Ausfluge nach Tekonda an der Spitze des Hadas, ein Weg von 9 Meilen über das Plateau, durch welchen die Aufnahme beider Pässe miteinander in Verbindung gebracht wurde, ging Oberst Merewether am 18. Dec. von Senafe nach Adigirat ab, einer Stadt, 40 Meilen südlich von Senafe, dem nächsten Knotenpunkt auf dem Wege nach Magdala, begleitet von den Obersten Phayre und Wilkins, dem Gesandten Murtscha, Dr. Martin, Dr. Krapf, Hrn. Munzinger und einer Schwadron Reiterei. Er fand die Straße gut, da sie sich auf der Wasserscheide hielt, indem die Flüsse auf der Ostseite zum Ragolay, die auf der Westseite zum Wareb strömten. In Adigirat war gerade Markttag, und der Verkehr war sehr lebhaft, obgleich die Saaten größtentheils durch Heuschrecken zerstört worden waren. Die Bevölkerung war überall freundlich. Die Rückkehr fand auf der Straße statt, welche die Karavanen und sonstigen Handelsleute gewöhnlich einzuschlagen genöthigt sind, und welche östlich von der andern unterhalb der

Digitized by Google

Wasserscheide läuft, eine höchst beschwerliche Straße, welche auf und ab durch tiefe, steile Abgründe und rauhe Felskanten führt, ein abermaliges Beispiel davon, wie man hierzulande gerade die schwierigsten Strecken für die Verkehrswege gewählt hat. Nachdem Oberst Merewether somit die Recognoscirung des Landes ausgeführt, einen freundschaftlichen Verkehr mit den Herrschern des Landes angeknüpft und ein britisches Lager auf dem abyssinischen Hochlande angelegt hatte, kehrte er am 28. Dec. nach Mulkutto zum Empfang des Oberbefehlshabers zurück.

Indem man schließlich noch für wünschenswerth erachtete zu untersuchen, ob nicht durch einen der Quellflüsse des Ragolay ein gangbarer Paß geöffnet werde, wurde am 29. Dec. Hauptmann Pottinger mit sechs Mann und einem Dolmetscher abgesandt, um zuvörderst den bei Senafe entspringenden Mena, den nördlichsten Nebenfluß des Ragolay, nebst dem Undayly, seinen weitern untern Lauf bis zu dessen Mündung in den Ragolay zu untersuchen. Der Mena-Undayly fließt von Senafe aus in einer tiefen, halb bogenförmigen südöstlich und östlich laufenden Schlucht, der unmittelbaren Fortsetzung der den Komayli-Senafepaß bildenden Schlucht, und ist wahrscheinlich der eigentliche Hauptquellfluß des Ragolay. Hauptmann Pottinger nahm einige abyssinische Führer und zog in der Hohlschlucht des Mena abwärts. Der Weg in der Schlucht war jedoch ein beschwerlicher, sodaß Pottinger sich genöthigt sah, die Schlucht zu verlassen und über die Berge zu marschiren. Bei Alitiana, 24 Meilen unterhalb Senafe, wurde er jedoch von zahlreichen Banden von Schoho vom Hassostamme, welche sein weiteres Vordringen in ihr Land nicht gestatten wollten, zur Rückkehr genöthigt.

Bei Mulkutto waren inzwischen Generalmajor Sir Charles Staveley, das 33. englische Infanterieregiment, die indische Artillerie, die leichten Armstrongbatterien aus England und das Corps von Sappeurs, welches in der elektrischen Telegraphie, im Gebrauche der amerikanischen Pumpen, im Signalisiren und in der Photographie geübt worden war, angekommen. Staveley wendete vor allen Dingen seine Aufmerksamkeit dem Transportwesen zu. Es mangelte noch immer an Mauleseltreibern, die verderbliche Seuche griff unter den Mauleseln und Pferden noch immer um sich, halbverhungerte Maulesel irrten auf der Ebene umher und die Körper zahlreicher gefallener Thiere verpesteten die Luft in dem Passe. Sir Charles verlegte nun sofort die Artillerie nach Komayli und sandte deren Pferde nach Senafe, um der Seuche zu entkommen. Die gefallenen Thierkörper bei Mulkutto und im Senafepaß wurden verbrannt. Soldaten wurden angewiesen, die entlaufenen Maulthiere einzufangen und zeitweilig in Obhut zu nehmen, und die ägyptischen Autoritäten in Massaua wurden aufgefordert, die desertirten Maulthiertreiber auszuliefern. Die Schoho wurden veranlaßt, ihre Ochsen zum Einbringen von Pferdefutter zu vermiethen. Mittlerweile kam der gutequipirte Maulthiertrain vom Pundschab mit einfachen Packsätteln an. Auch kamen die Sättel, welche nach dem Muster der neuseeländer Otagosättel gemacht worden waren, mit ihrem Gestell von Holz und Eisen, aus England an, die sich jedoch als viel zu schwer und deshalb unnütz erwiesen.

Ende December wurde der Telegraphendraht von Mulkutto nach Komayli und Senafe gelegt und bei Komayli und bei Undel im Passe mit der amerikanischen Pumpe nach Wasser gesucht, dann kamen das 4. und das 25. Regiment und die Scinde-Reiterei und am 3. Jan. kam Sir Robert Napier, der Oberbefehlshaber des Expeditionscorps, an.

5) Der Marsch.

Als Sir Robert Napier im Anfang Januar 1868 in Abyssinien ankam und den Befehl des Expeditionscorps übernahm, war Theodor auf seinem Zuge von Debra Tabor nach Magdala, den er bereits im October, gleichzeitig mit Merewether's Ankunft in der

Digitized by Google

Annesleybai, angetreten hatte, erst bis zum Dschita im Westen des Talantaplateau gelangt; denn er hatte durch eine aufständische Bevölkerung hindurchzuziehen und war genöthigt, sein sämmtliches Besitzthum mit sich zu führen, wurde besonders durch seine, von dem Polen Waldemeier gegossene schwere Artillerie, unter der sich mehrere Vierzigpfünder und der Sewastopol, eine große Haubitze, 17000 Pfd. schwer, befanden, aufgehalten, sodaß er täglich nur 2 oder 3 Meilen weiter rücken konnte. Er brauchte noch volle zwei Monate, um über die furchtbaren Abgründe des Dschita und Beschilo und dann nach Magdala zu gelangen. Da nun Senafe von Magdala nur 21 leichte Tagemärsche entfernt ist, da es aber der ausschließliche Zweck der Expedition war, die Gefangenen zu befreien, so hätte man vermuthen sollen, daß der Versuch gemacht werden würde, Magdala mit einem fliegenden Corps zu erreichen und die Befreiung der Gefangenen durch einen Handstreich auszuführen, ehe noch Theodor Magdala erreichen und die Gefangenen wieder in seine Macht bekommen werde. Ein solcher Versuch mußte zumal bei der so befreundeten Stimmung der Bevölkerung ausführbar erscheinen. Napier wurde davon durch die Erwägung abgehalten, daß ein Theil der Gefangenen sowie die sämmtlichen europäischen Arbeiter sich in Debra Tabor in Theodor's unmittelbarer Gewalt befanden, welche nach solcher Befreiung der Gefangenen zu Magdala höchst wahrscheinlich der Rache zum Opfer fallen würden. Es schien somit nothwendig, zu warten, bis nach Theodor's Ankunft in Magdala sämmtliche Gefangene und sonstige Europäer dort vereinigt sein würden, wenngleich dadurch der Preis des Spieles, die Gefangenen, Theodor zeitweilig wieder in die Hände geliefert wurde. Es konnte also auch nur in regelmäßiger Weise vorgegangen werden, nur mit gesicherten Transportmitteln und bei ununterbrochener Communication, welche letztere drei befestigte Posten, Senafe, Adigirat und Antalo decken sollten.

Das Transportwesen war aber noch sehr in Unordnung. Es fehlte vor allen Dingen an zuverlässigen Maulthiertreibern. Erst Ende Februar kam ein Corps Maulthiertreiber aus dem Pundschab, 1800 Mann stark, zuverlässige, disciplinirte Leute an, welches Corps hätte gleich geschickt werden sollen. Dann machte der unbeholfene, nicht, wie die Woolwich-Autoritäten angegeben, 25 Pfd., sondern 40 Pfd. wiegende Otago-Packsattel viel zu schaffen, bis der Noth endlich auch durch den Pundschab-Packsattel abgeholfen wurde. Von 12000 gelandeten Maulthieren gingen wegen der schlechten Behandlung bereits im Januar 4000 Stück verloren, und die übrigen waren in so geschwächtem Zustande, daß sie statt der üblichen Ladung von 280—300 Pfd. nur an 150 Pfd. außer dem Sattel zu tragen vermochten.

Inzwischen kam um die Mitte Januar das 33. Regiment in Senafe an. Vom Commissariat wurden in der Umgegend gegen 60000 Pfd. Gerste und 200000 Pfd. Heu angekauft. Gegen 500 Personen jedes Alters und Geschlechts kamen täglich mit Ladungen aller Art herbei. Rindvieh, Ziegen und Schafe wurden in großer Anzahl verkauft. Schließlich kamen gegen Ende Januar Karren mit Ochsengespann von Mulkutto in Senafe an, ein Erfolg, der nicht blos für die Expedition, sondern auch für Abyssinien im allgemeinen von Wichtigkeit werden muß. Die Maulthiere konnten jetzt von dem mühseligen Dienst zwischen Senafe und der Küste befreit und ausschließlich für die Truppen auf dem Vormarsche verwandt, die Vorräthe zwischen Senafe und der Küste mit Ochsenkarren oder Kamelen befördert werden. Für den Dienst auf der Küstenstufe waren Elefanten bei Mulkutto gelandet, auch machte die Eisenbahn zwischen Mulkutto und Komayli Fortschritt.

Obgleich Napier erst am 31. Jan. in Senafe ankam, hatte der inzwischen zum Brigadegeneral ernannte Merewether bereits 14 Tage vorher den Marsch des Vortrabs von Senafe nach Adigirat, der Hauptstadt von Agame, eingeleitet. Oberst Phayre comman-

Digitized by Google

dirte an der äußersten Fronte, Brigadegeneral Collings das Gros der vorrückenden Brigade. Voran zogen 2 Compagnien vom 10. Bombay-Fußvolk und 2 Compagnien vom 33. englischen Regiment, dann folgte ein Regiment Scinde-Reiterei, darauf 4 Compagnien vom 10. Bombay-Regiment, 4 Compagnien vom 33. Regiment, 1 Compagnie Pundschab-Pionniere, 1 Compagnie Bombay-Sappeurs, 1 Abtheilung Scinde-Reiterei und 1 Abtheilung Bombay-Reiterei, ferner zwei Geleite von je 600 Maulthieren mit Proviant für einen Monat für die vorrückende Brigade, schließlich um die Mitte Februar der Stab des 4. Regiments, das 3. Regiment Bombay-Reiterei, 1 Compagnie Belutschie, 1 Batterie Armstrong-Stahlkanonen. Nach einem Marsch von 34 Meilen über den Rücken des Tafellandes, welcher die dem Rothen Meere zuziehenden Gewässer von den Nebenflüssen des Mareb scheidet, bezog die Brigade das Lager vor Adigirat, den zweiten befestigten Punkt der englischen Marschlinie.

Adigirat liegt malerisch am Fuße des Haratgebirges; der Kegel Aloquor, 11000 Fuß hoch, erhebt sich unmittelbar im Hintergrunde. Fast alle Häuser im Orte waren in Ruinen. In der großen Kirche waren die Wände mit Gemälden bedeckt, welche die Thaten des Sabagadis, des großen Helden von Agame, feierten, und auf einer Felsenhöhe in der Nähe stand der zerfallene Palast des Sabagadis. Die Halle in demselben ist 64 Fuß lang, 25 Fuß breit und 22 Fuß hoch. Ein später von den Söhnen des Sabagadis erbautes, kleineres, aber festes Schloß war die Wohnung des Sabhat, des ältesten überlebenden Sohnes des Sabagadis, bis er im Jahre 1866 von Gobasie nach Lasta abgeführt wurde; es wurde gegenwärtig von Sabhat's junger Gattin, der schönen Tajetsch, der Enkelin eines in Adoa wohnhaften Griechen, in tiefer Abgeschlossenheit bewohnt. Sie sandte General Merewether bei dessen Ankunft Geschenke von Brot und Fleisch, und als ihr chinesisches Seidenzeug zum Gegengeschenk angeboten wurde, erwiderte sie, etwas Geld, um es ihrem gefangenen Gatten zu schicken, wäre ihr lieber. Einige Meilen östlich von Adigirat liegt die Kirche von Gaala in einem schattigen Haine, durchzogen von einem klaren, von den Sandsteinklippen im Hintergrunde herabkommenden Bache. Hier legte zur Zeit des Debschatsch Oubie der Pater Jacobi die katholische Mission an, welche in Abyssinien einen sehr großen Einfluß gewann. Durch Jacobi wurden die Weintraube, die Kartoffel und mehrere andere Früchte eingeführt.

Am 7. Febr. kamen Munzinger, der englische Consularagent zu Massaua, und Major Grant, der bekannte Afrikareisende und Begleiter Speke's, begleitet vom Likamankuaß Alima, Fürsten von Gundupta, von ihrer bereits am Eingange dieses Artikels erwähnten Gesandtschaft zum Debschatsch Kasa, dem Beherrscher von Tigre, in Adigirat an. Diese Gesandtschaft war sehr befriedigend ausgefallen. Der neue Souverän hatte versprochen, den englischen Truppen auf ihrem Marsche nach Magdala allen Vorschub zu leisten, namentlich Anordnung zu treffen, daß ihnen auf ihrer Marschlinie der erforderliche Proviant geliefert werde. Alima war einer der Großwürdenträger von Tigre; der Likamankuaß ist ein Beamter, welcher auf dem Schlachtfelde wie der König gekleidet ist und ein Pferd von derselben Farbe reitet, um die feindlichen Geschosse irrezuleiten, ein Amt, welches nach den feudalen Begriffen des Landes die höchste Ehre verleiht. Er war einer der mächtigsten Fürsten in Tigre, von einer der ältesten Familien, seine Mutter war eine Tochter des Sabagadis. Er hielt seinen Einzug in Adigirat mit einer Garde von 40 Speerleuten und 20 Musketieren, ein großes Corps von Paukenschlägern und Stierhornbläsern schritt voran. Er wurde von Sir Robert Napier in feierlichem Durbar empfangen und war bei einer Revue der Besatzung von Adigirat, 1200 Mann von allen Waffen, zugegen, wobei ihm besonders das Feuer der Stahlbatterie und die sturmschnellen Angriffe der Bombay- und der Scinde-Reiterei imponirten. Napier ging hierauf zur feierlichen Zusammenkunft mit Kasa nach Adoa ab, ließ vorher aber, um mehr Eindruck zu

Digitized by Google

machen, einen großen Elefanten und eine Batterie von 6 Neunpfündern von der Küste heraufholen.

Inzwischen hatten General Merewether's Bemühungen, die Transportmittel, welche das Land selbst zum Behufe der Expedition darbot, flüssig zu machen, den besten Erfolg. Eigenthümer von Ochsen in der Umgegend von Senafe machten sich anheischig, das Getreide und Mehl in Adigirat zum Preise von $1\frac{1}{2}$ Thlr. für den Sack von 60 Pfd. abzuliefern, und gleich in den beiden ersten Tagen nach Abschluß des Contracts gingen 1400 Ochsen von Senafe ab. In Adigirat schloß Merewether einen ähnlichen Contract mit noch geringerer Mühe zum Transport der Säcke nach Agula, 44 Meilen auf der Straße nach Antalo, ab. Außer Ochsen wurden Esel und sogar Weiber in Dienst genommen, und die Straße belebte sich mit Zügen aller Art, welche Vorräthe für das englische Heer einherschleppten.

Am 11. Febr. marschirte Brigadegeneral Collings mit dem Vortrab von Adigirat nach Antalo ab, nachdem Oberst Phayre schon einige Tage vorher mit einer Rotte Pioniere vorangezogen war. Das Haratgebirge endet plötzlich 8 Meilen südlich von Adigirat, und die weite, fruchtbare Ebene Haramat streckt sich von seinem Fuße nach Süden aus. Alle Gewässer fließen jetzt dem Takassi zu. Bei Dongolo, 35 Meilen südlich von Adigirat, fällt der Boden plötzlich 1000 Fuß tief, von 7000 auf 6000 Fuß ab und hält sich auf letzterer Höhe bis Antalo; Akazien und Mimosen treten an die Stelle von Wachholder und ähnlichem subalpinischen Pflanzenwuchs. Agula ist ein Bezirk in dieser tiefern Ebene, bewohnt von zahlreichen Mohammedanern, welche sämmtlich Handel treiben und vortreffliche starke Kamele besitzen. Der Vortrab machte in Agula zwei Tage halt, um 63000 Pfd. Getreide und Mehl, welche die Adigirat-Leute lieferten, einzunehmen; und Merewether schloß hier wieder mit Agula-Leuten Contracte ab zur Weiterbeförderung der Säcke nach Antalo auf ihren Kamelen und Eseln. Das Land zwischen Agula und Antalo, eine Strecke von 34 Meilen, ist eine Folge von Ebenen und Thälern, die voneinander durch westöstlich laufende Höhenzüge getrennt sind. Es ist reich an Getreide, an Rindvieh, an Maulthieren und Eseln.

Antalo, früher ein großer und blühender Platz, die Hauptstadt des Ras Waldo Salassy, war jetzt wie halb ausgestorben. An Montagen, wo Markttag war, war der Ort jedoch belebt und geschäftig genug. Das Landvolk kommt dann aus der ganzen Umgegend zusammen und kauft und verkauft Kühe, Maulthiere, Kamele, Schafe, Wolldecken, weißes Baumwollzeug, Häute, Getreide, Bohnen, Butter, Honig, Wachs, Schalotten, Zwiebeln, Tabak, Kosso. Antalo liegt auf einer Terrasse am Fuße der überhängenden Klippen des hohen Amba Aradom, 1000 Fuß über der großen, grasigen Ebene, welche sich nach Süden hin erstreckt zum Flusse Baja, an dessen Ufer, 5 Meilen südöstlich von Antalo, das englische Lager aufgeschlagen war. Dasselbe war zum dritten festen Stützpunkt der englischen Marschlinie bestimmt. General Collings besetzte es Ende Februar mit dem Stabbataillon des 33. Regiments, 1 Batterie Armstrong-Stahlgebirgskanonen, 1 Abtheilung Belutschie und Abtheilungen der Scinde- und der englischen Reiterei. Der unermüdliche Oberst Phayre ging sofort mit 1 Compagnie des 10. Bombay-Fußvolks, 1 Compagnie Bombay-Sappeurs, 1 Compagnie Pundschab-Pioniere, 1 Abtheilung Reiterei einen Tagemarsch weiter bis Misgi. Die Agula-Leute lieferten ihre Säcke Mehl und Getreide pünktlich ab, und Merewether schloß abermals Verträge mit Lastthierbesitzern in Antalo zur Weiterbeförderung von Proviant ab. Antalo liegt gerade halbwegs zwischen der Küste und Magdala.

Jetzt begann der schwierigste Theil des Marsches. Während der bisherige Weg in Tigre über das ebenere Tafelland sedimentärer Gesteine zwischen Takassie und Mareb

Digitized by Google

geführt hatte, führt der Weg von Antalo nach Magdala erst über die rauhern Gebirgskanten dieses Tafellandes, die sich am Südrande desselben in Bogen nach Westen herumziehen bis zum Flusse Zellari (Tellari), betritt dann einen Gebirgssaum der Haupthebung von Abyssinien nahe an der Quelle des Takassie, den Abujameder, durchzieht darauf, nachdem die tiefe Schlucht des Takassie überstiegen, die mächtigen aus rauhem Urgestein und Basaltsäulen bestehenden Tafelländer von Angot, Wadela und Talanta und hat schließlich über die tiefen Schluchten des Dschita (Jita) und Beschilo zu setzen, um das Gebirge von Magdala zu erreichen. Das überaus rauhe Terrain dieser Strecke war für die praktischen Bedürfnisse des Truppenmarsches im einzelnen noch wenig bekannt. Dabei war es jetzt besonders wichtig, sich mit den Häuptlingen und der Bevölkerung an der Marschlinie in Vernehmen zu setzen. Es mußte also eine umfassende, sehr schwierige, dabei gefahrvolle Recognoscirung ausgeführt werden. Glücklicherweise besaß die Expedition in unserm deutschen Landsmann Munzinger die geeignete Kraft, die sie für diese Aufgabe in Dienst nehmen konnte; er war der Sprache, des Landes, der Verhältnisse aufs genaueste kundig, ein höchst ausgezeichneter geographischer Beobachter, für den Zweck der Expedition mit dem Eifer erfüllt, der keine Furcht kennt. Er reiste am 1. März von Antalo ab, gelangte bald nach Gobasie's Lager am Takassie und sandte sehr sorgfältig ausgeführte Reiseberichte und Wegkarten ein, begab sich dann mit Gobasie's Heer nach dem Talantaplateau, erstattete wichtige Berichte über Magdala und knüpfte einen freundschaftlichen Verkehr mit den verschiedenen Häuptlingen des Landes an.

Die erste Brigade des englischen Heeres marschirte am 12. März von Antalo ab, die zweite folgte ein paar Tage darauf mit den Elefanten, welche 4 Zwölfpfünder-Armstrongkanonen und 2 Haubitzen trugen. Oberst Phayre war zwei Märsche mit dem Vortrab voran. Major Grant und Hauptmann Moore leiteten die Proviantankäufe von den Eingeborenen.

Das Gebiet des Dedschatsch Kasa von Tigre endet im Süden von Antalo und die Truppen kamen am Schlusse des ersten Marsches in Woddscherat, dem Gebiet des Dedschatsch Waldo Jasus, an, welches zwischen den Gebieten der beiden Rivalen, Kasa's und Gobasie's, liegt. Am folgenden Tage zogen sie durch die Ebene Aibet, dann durch das anmuthige Thal des Biet Mayra, welcher laut plätschernd nach Norden zieht, von hohen Bäumen beschattet und eine Reihenfolge von Gerstenfeldern, welche in Terrassen angelegt sind, bewässert, worauf die mühsame Ersteigung des Rückens des Aladschi, 9700 Fuß, welcher im Süden von dem fast unersteiglichen Gipfel des Aladschi, 10500 Fuß hoch, flankirt wird, begann. Der Weg war steil und steinig, der Gebirgsabhang war jedoch von Wachholder, Riesendisteln, wilden Rosen und Jasmin bewachsen. Der Amba oder Gipfel des Aladschi ist mit Gras bewachsen, ragt 800 Fuß hoch über den Gebirgskamm empor und fällt im Süden senkrecht in tiefe Abgründe ab. Oben auf dem Amba befinden sich einige Hütten mit Strohdächern, wo der Dedschatsch von Woddscherat residirt. Es war so spät in der Nacht, als die erste Brigade im Thale des Atala am Südfuße des Aladschi ankam, daß sie hier auch am folgenden Tage halt machen mußte. Der Dedschatsch Waldo Jasus kam am 16. März von seinem Amba herunter und hatte eine Unterredung mit Sir Robert Napier. Er drückte seine Besorgniß aus, von Kasa angegriffen zu werden, weil er es in letzter Zeit mehr mit Gobasie gehalten hatte. Er versprach Proviant liefern zu wollen, was er jedoch nicht hielt.

Der nächste Marsch, vom Atala nach Machan, 14 Meilen weit, ging wieder über mehrere Gebirgsketten, die sich bis 10200 Fuß erhoben, und war so anstrengend für Mann und Maulthier, daß in Machan bis zum 18. März halt gemacht werden mußte. Das Land ist gut beholzt und bewässert, der Anbau ausgedehnt, die Höhen von Dorfschaften gekrönt, die Wege aber steil und rauh. Am See Aschangi rasteten die Truppen

Digitized by Google

einen Tag lang in einer fruchtbaren, reich angebauten Ebene, welche rings von einem mit 33 Dorfschaften bevölkerten Gebirge umzogen wird.

Vom Aschangi bis zum Takassie ist eine Strecke von 60 Meilen in Lasta, auf welcher drei hohe Gebirgsketten, der Womberat, der Dafat und der Abujameder nebst dazwischenliegenden tiefen Thälern und Schluchten zu passiren waren. Der Wondabschpaß über den Abujameder war 10500 Fuß. Am 28. März setzte die erste Brigade über den Takassie, erklomm die steilen Felsmauern an der Südseite seiner tiefen Thalschlucht und lagerte auf dem Plateau Wadela, 10400 Fuß hoch. Am 24. März hatten die Frühlingsregen begonnen, wodurch die Strapazen des Marsches sehr beträchtlich erhöht wurden. Nur indem es General Merewether fortwährend gelang, die Transportmittel, welche das Land selbst darbot, zu verwenden, war es möglich gewesen, weiter zu kommen. Mehr als neun Zehntel der gesammten Vorräthe wurden auf diese Weise mit einheimischen Transportmitteln befördert; der Regierungstrain, für den so großartige und so kostspielige Vorkehrungen getroffen worden waren, lieferte kaum ein Zehntel. Das zu durchziehende Terrain war so schwierig, daß, wenn je ein Marsch von mehr als 9 Meilen gemacht wurde, am folgenden Tage Rast gemacht werden mußte.

Auf Munzinger's Rath wurde der directe Weg nach Magdala, der von dem Punkte, wo der Uebergang über den Takassie in der Nähe der Quelle desselben stattfand, gerade nach Süden gehen würde, nicht genommen, indem Munzinger, der ins Lager zurückgekehrt war, den Zustand der Wege in dieser Richtung als sehr schlecht angab; man marschirte vielmehr in südwestlicher Richtung nach der obern Dschita, um die vortreffliche Straße, welche Theodor dort angelegt hatte, zu benutzen.

Nach seinem schwierigen Marsch von Debra Tabor bezog Theodor Anfang Januar 1868 sein Lager zu Biethor an der Westkante des Dschitaschlucht. Diese Schlucht, welche die hier 9000 Fuß hohen Plateaux Wadela und Talanta voneinander scheidet, ist 8 Meilen weit und 3400 Fuß tief; die Seiten derselben, aus Säulenbasalt bestehend, sind fast senkrecht. Die Schwierigkeit, welche diese furchtbare Spalte nun Theodor's Weitermarsch entgegensetzte, wurde von ihm durch einen großartigen Straßenbau überwunden. Die steilen Seitenmauern der Schlucht führt eine vortreffliche, für schwere Artillerie brauchbare Straße im Zickzack hinunter. Die Bahnlinie ist sehr wohl gewählt, wenn auch einige Stellen gar steil sind; die Breite beträgt 30—40 Fuß, an den Seiten sind hohe Verkleidungsmauern von Steinen und Erde, mit Ueberlagen von Zweigen, ausgeführt, und an vielen Stellen in den innern Scarpen der Fels ausgesprengt. Die Aussprengungen und Verkleidungen wurden von den deutschen Arbeitern des Negus geleitet; er selbst aber war der Hauptingenieur, welcher die Bahnlinie vorzeichnete und die Arbeit organisirte. Die Entfernung von Biethor bis zum Flußufer in der Schluchtsohle beträgt in gerader senkrechter Richtung 3400 Fuß, auf Theodor's Straße 4¾ Meilen. Die Straße an der Ostseite der Schlucht ist kürzer, aber schwieriger, indem die Länge hier 3¼ Meilen beträgt. Hier war ein großer Theil der Straße aus dem Felsen ausgehauen oder ausgesprengt und an hohlen Stellen mit Steinen und Erde ausgefüllt; die äußern Vorsprünge der Bahn waren mit Baumzweigen belegt, um das Abrutschen des Erdreichs zu verhindern. Jeden Morgen begann der Negus die Arbeit mit eigener Hand. Er hat in diesem bewunderungswürdigen Werke seiner Intelligenz und unbezwinglichen Willenskraft ein dauerndes Monument gesetzt.

Nachdem Theodor dann noch eine ähnliche Straße durch den 3600 Fuß tiefen Abgrund des Beschilo gebahnt hatte, hielt er am 29. März seinen Einzug in Magdala. Er brachte die in Debra Tabor gefangen gewesenen Europäer und sämmtliche europäische Angestellten mit. Er hatte damit gewissermaßen das Spiel gewonnen. Das Geschick der Gefangenen hing jetzt zunächst von ihm, nicht von den Engländern ab. Die Auf-

Digitized by Google

gabe für Theodor, von Debra Tabor nach Magdala zu marschiren, war eine bei weitem schwierigere, als die für die Engländer, von Adulis nach Magdala zu gelangen. Die Entfernung von Debra Tabor nach Magdala über Biethor beträgt in gerader Linie über 100 Meilen in einem äußerst rauhen Terrain; er hatte viel schwereres Geschütz als die Engländer, und sein Weg führte mitten durch einen thätigen Feind und eine aufständische Bevölkerung hindurch, während die Engländer von der Bevölkerung sowol an Transportmitteln wie an Proviant von der Bevölkerung alle mögliche Unterstützung erhielten. Da beide, Theodor und die Engländer, ihren Marsch gleichzeitig begannen, so ist klar, daß in strategischer Beziehung Theodor die Ehre des Siegs zuerkannt werden muß. Was weiter folgt, ist einfach die Wirkung der größern Uebermacht, der tödlichern Waffe, der Rakete und des Zündnadelgewehrs.

Die Engländer fanden Theodor's Straße noch immer sehr steil und schwierig; sie war theilweise durch Gießbäche zerstört worden. Hätten sie jedoch dieselbe nicht benutzen können, so würden sie jedenfalls um mehrere Wochen in ihrem Marsche aufgehalten worden sein. Nach einem Halt von vier Tagen in Talanta, um Proviant einzunehmen, lagerte die vorgerückte Brigade an der westlichen Kante des Beschiloabgrundes in Sicht von Magdala am 9. April.

6) Magdala.

Das Talantaplateau, welches sich am Beschilo in einem Bogen von Süden nach Nordosten zieht, fällt im Osten mit senkrechter Wand von Säulenbasalt in den 3600 Fuß tiefen Abgrund des Beschilo ab, welcher schlammige Fluß in der Sohle des Grundes an 2—3 Fuß tief ist. An 7 Meilen östlich vom Beschilo, davon durch niedrigere Höhen getrennt, erhebt sich isolirt das Gebirge von Magdala in einem Bogen von Süden nach Norden und Osten mit den drei Gipfeln Fala, Selassie und Magdala, welche durch Sattelhöhen miteinander verbunden sind. Im Norden des Abgrundes Kulkula, welcher das Plateau von Ambala Sieda nördlich begrenzt und sich westwärts zum Beschilo zieht, erhebt sich, nach Norden gerichtet, $1\frac{1}{2}$ Meilen lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit, der Berg Fala, 8800 Fuß hoch, welcher sich in dem an 8500 Fuß hohen Falasattel weiter nach Norden fortsetzt, worauf der Selassie (die Dreieinigkeit, so nach einer der Dreieinigkeit gewidmeten Kirche an seinem Abhange benannt), 1 Meile lang 1 Meile breit, sich erhebt. Dieser Berg, als am Umbiegungspunkte des Bogens gelegen, wo meistens der größte Nachdruck der Hebung hervorgerufen wird, hat die größte Höhe des Ganzen, 9150 Fuß, und von ihm zieht sich weiter nach Osten der Sattel Salamgi hin, auf welchen schließlich, gleichfalls nach Osten gerichtet, von Westen nach Osten 2 Meilen lang, von Norden nach Süden $\frac{1}{2}$ Meile breit, der Berg Magdala folgt, 9000 Fuß hoch. Im Norden des Gebirgszuges zieht sich westwärts zum Beschilo der tiefe Abgrund Mendschura hin. Der Gebirgszug gewährt ein großartiges Bild, indem sich die gewaltigen Basaltwürfel, aus denen er besteht, stolz, düster, scharfkantig, wild zerklüftet, aus dem dichten Laubgrün, das die Abgründe bekleidet, senkrecht emporheben. Im Osten des Magdala scheint die hebende Kraft sich erschöpft zu haben, denn sie setzt sich nur in dem schmalen und niedrigen Rücken Thaddat fort, erhebt sich aber darauf in dem weiten Plateau Tanta, das sich ostwärts bis zum Tscheritscho erstreckt. Der Zwischenraum zwischen dem Magdalagebirgszuge und dem Beschilo wird von einer 1200 Fuß niedrigern Hebung eingenommen, welche von Süden nach Norden die Höhenrücken Gumbadschi, Asitscho, Arogi und Neft bildet. Sie werden voneinander und vom Magdalazuge durch Abgründe getrennt, die sich in dem in den Beschilo mündenden Wurkawahathale vereinigen. Unter jenen Schluchten oder Abgründen bemerken wir hier besonders den zwischen dem Falasattel und der Anhöhe Arogi, welcher in merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem furcht-

Digitized by Google

baren Schauspiele, welches hier stattfinden sollte, den Namen Damwuns, die Blutschlucht, führte. In der Schlucht zwischen Arogi und Afitscho zog sich Theodor's Straße nach Magdala hin.

Nach Theodor's Ankunft in der Festung Magdala am 29. März hatte er sein Lager am Fuße des Amba auf dem Salamgi aufgeschlagen. Er befahl, den englischen Gefangenen die Ketten abzunehmen, empfing Rassam freundlich, lud ihn und seine Genossen ein, bei der Ankunft der großen Haubitze zugegen zu sein. Seinen Häuptlingen und Truppen gegenüber sprach er sich über den bevorstehenden Kampf nur mit Zuversicht aus. Aber alles verrieth, daß er aufs tiefste beunruhigt war. Kundschafter wurden fortwährend abgeschickt, er schaute fortwährend mit seinem Fernrohr vom Gipfel des Selassie aus. Er zeigte sich Rassam gegenüber sehr niedergeschlagen. Sein Gemüth schwankte in der That zwischen Niedergeschlagenheit und Wuth. Am 5. April entließ er 308 nichtpolitische Gefangene, um den Mundvorrath zu schonen. Ein Theil derselben verlangte tobend Speise und Wasser. Dies versetzte den Tyrannen in die äußerste Wuth; er befahl, sie, 197 an der Zahl, zu entkleiden, vom Salamgi in den Abgrund zu stürzen und dann auf sie zu feuern, bis die zuckende Masse sich nicht mehr rühre. Die Masse blieb, so zerschmettert, auf den Felsvorsprüngen liegen, ein entsetzlicher Anblick.

Die am 9. April zum Uebergang über den Beschilo vorgehenden englischen Truppen zählten 3500 Mann von allen Waffen. Es waren zugegen das 33., das 4. und 1 Bataillon des 45. Regiments englischer Infanterie, das 10. Regiment Bombay-Infanterie und die Belutschie, einige Compagnien Bombay- und Madras-Sappeurs, eine kleine Abtheilung englischer Ingenieure aus Chatham, 1 Regiment Pundschab-Ingenieure, ferner die Marinebrigade unter Kapitän Fellowes von der Dryad mit 95 Raketen per Mann, 2 Batterien kleiner Stahlkanonen, 4 Stück Zwölfpfünder-Armstrongkanonen auf Elefanten, 2 Stück schwere Haubitzen. Die Reiterei bestand blos aus 150 Mann Bombay-, 130 Mann Scinde-, 90 Mann Bengal-Reiterei, indem sie größtentheils in Abtheilungen auf der Marschlinie zur Aufrechthaltung der Verbindung zurückgeblieben war. Auch ging dieser Theil der Reiterei nicht mit über den Beschilo, sondern blieb auf dem Talanta zurück.

Man fand Theodor's Straße durch den Beschilo-Abgrund der durch den Dschita-Abgrund ganz gleich. Einen Versuch, den Uebergang des Beschilo zu verhindern, schien Theodor nicht machen zu wollen. Um 6 Uhr, am Charfreitag morgens, den 10. April, marschirte Sir Charles Staveley in den Beschilo-Abgrund mit der 1. Brigade, bestehend aus dem 4. Regiment Engländer, den Pundschab-Pionnieren, den Madras- und Bombay-Sappeurs, den Belutschie, der Marinebrigade und 1 Batterie Stahlkanonen. Oberst Phayre ging mit einer kleinen Bedeckung Reiterei zur Recognoscirung voran. Um Mittag kam Sir Charles Napier mit dem Hauptquartier und der 2. Brigade am Beschilo an, die Reiterei blieb auf dem Talanta zurück. Die Absicht war, daß Staveley und Phayre auf dem Arogi sich lagerten, während Napier mit der 2. Brigade die Nacht über am Beschilo bleiben sollte. Die Eröffnung der Feindseligkeiten an jenem Tage wurde durchaus nicht beabsichtigt. Es sollte anders kommen.

Es war 4¾ Uhr nachmittags. Phayre hatte das Arogi-Plateau erreicht, Staveley war etwas weiter zurück auf den Afitscho-Anhöhen. Die Bagage mit einer starken Bedeckung vom 4. Regiment zog das Wurkawahathal hinauf und befand sich eben an der Ausmündung der Damwunsschlucht. Die Pundschab-Pionniere waren in der Schlucht der Theodorstraße, die Batterie war weiter voran, die Marinebrigade noch weiter, nicht weit von Arogi. Alles war vollkommen still auf den gegenüberliegenden Bergen, dem Selassie und dem Fala. Da fiel plötzlich vom Gipfel des Fala ein Kanonenschuß. Ein anderer und wieder ein anderer fiel, mehrere folgten. Die Kugeln schlugen tüchtig ein.

Digitized by Google

Theodor hatte am Morgen Bericht erhalten, daß eine kleine Abtheilung unter dem englischen Fitorari (Anführer des Vortrabs) vorgegangen sei, um zu recognosciren, und einen Train Bagagemaulthiere bei sich habe. Er beschloß, diese Abtheilung abzuschneiden; die erlangte Beute würde seine Truppen ermuthigen. Er stellte 7 Kanonen auf dem Fala auf, deren Feuer er persönlich dirigirte, obgleich Waldemeier und die andern deutschen Arbeiter zugegen sein mußten. In den großen Vierzigpfünder, der „Theodor" genannt, wurde zufällig eine doppelte Ladung gegeben, sodaß die Kanone barst; ein böses Vorzeichen in den Augen der Abyssinier. Der Negus aber feuerte seine Krieger an. „Seht mir diese Sklaven an!" rief er. „Es sind Weiber! Seht sie an! Sie bringen euch Kleider und Reichthum und Löhnung! Geht hinunter und nehmt sie gefangen." Die Mannschaften beantworteten diese Anrede mit wildgellendem Kriegsgeschrei. Er aber zögerte gleich darauf und fragte zweifelnd, indem er sich an einige seiner Anführer, dann an Waldemeier wandte: „Soll ich sie hinuntersenden?" Es war zu spät. Wüthend ergossen sich feine Scharen den steilen Abhang des Fala und Falasattels hinunter. Laut gellte ihr Geschrei. Der Anführer war der Fitorari Gebria, der tapfere, hochgeehrte Oberst des Heeres. Die Offiziere ritten sicherfüßige Gallaklepper, die Soldaten waren großentheils mit doppelläufigen Büchsen bewaffnet, die übrigen waren Speerleute. Eine Abtheilung stürzte die Damwunsschlucht hinunter, um die Bagage anzugreifen; allein die Bedeckung der Bagage vom 4. Regiment und die Pundschab-Pionniere nahmen an der Seite der Schlucht Stellung und empfingen die Abyssinier mit einem scharfen Feuer aus geringer Entfernung. Die Abyssinier rückten mit großer Unerschrockenheit vor und kämpften tapfer eine Zeit lang. Inzwischen hatte sich jedoch die Batterie Stahlkanonen auf der Anhöhe oberhalb der Schlucht aufgestellt und schoß gleichfalls auf sie. Sie zogen sich jetzt zurück. Die Schlucht war voll von der Masse der Erschlagenen, der kleine Bach Damwuns jetzt buchstäblich, wie der Name besagt, ein Blutstrom.

Die andere Abtheilung der Abyssinier war unter Gebria's unmittelbarer Führung kühn über die Arogi-Anhöhe vorgedrungen, um Staveley anzugreifen. Die Marinebrigade war jedoch bereits in der Schlucht der Theodorstraße weit vorgedrungen, faßte nun an der Kante der Asitscho-Anhöhe Fuß und schleuderte ihnen ihre Raketen entgegen. Dann brachte Sir Charles Staveley das 4. Regiment und den Rest der Brigade heran, und die Snider-Büchsen unterhielten nun ein so ununterbrochenes Feuer, daß die Abyssinier es unmöglich länger ertragen konnten. Sie kamen wieder und wieder aufs unerschrockenste heran, wurden aber reihenweise niedergemäht. Gegen Abend erhob sich ein Gewitter und vereinigte sein Stürmen und Donnern mit dem der Schlacht. Gebria und alle Hauptleute waren todt; es dunkelte; das zertrümmerte Heer schwankte und floh die Straße nach dem Fala-Sattel hinauf. Da nahm Kapitän Fellowes eine Stellung weiter vorwärts und warf seine Raketen, wie die flüchtige Masse den Abhang hinaufklomm, mit furchtbarer Wirkung. Die Abyssinier hatten im Gefecht 5000 Musketiere und 1000 Speerleute; von diesen blieben 800 Mann todt und 1500 Mann meistens schwer verwundet. Viele desertirten auf der Flucht, anstatt mit nach Magdala zurückzukehren. Die Engländer hatten 1600 Mann (unter ihnen 679 Mann Engländer) im Gefecht; sie hatten 20 Verwundete. Napier und Merewether waren während des Nachmittags vom Beschilo-Lager hergeritten und hatten der Action beigewohnt.

Theodor hatte während der Schlacht das Feuer der von ihm persönlich commandirten Fala-Batterien fortgesetzt. Als es Nacht war und er sein Heer geschlagen sah, ging er vom Fala nach dem Gipfel des Selassie, wo er die Rückkehr des Heeres abwartete. Es war tiefe Dunkelheit, über ihm stürmte und donnerte das Gewitter; so war auch sein Gemüth tief umnachtet, so stürmte und tobte es in seinem Innern. Dann umlagerte ihn der zurückgekehrte Rest seines Heeres. Er fragte nach dem Fitorari Gebria, nach

Digitized by Google

Balambras Biru, nach Gebra Meten. Sie waren nicht zurückgekehrt. Er sank nieder in bitterer Verzweiflung. So saß er mehrere Stunden lang schweigend, sein treuer Leibdiener Waldo Gaba ihm zur Seite. Um Mitternacht ließ er Rassam und Flad kommen. Er bekannte, daß mit der Zerstörung seines Heeres seine Macht verloren sei, und bat sie daher, ihn mit den Engländern zu versöhnen; sonst müsse er, sagte er, sich entweder tödten oder Mönch werden.

Früh am Sonnabend morgens, 11. April, sandte der Negus den Lieutenant Prideaux, Flad und den abyssinischen Beamten Debschatsch Alami ins englische Lager mit der Botschaft, daß er um Verzeihung bitte. Sie wurden von den Truppen mit gewaltigem Jubel empfangen, man umdrängte sie und folgte ihnen bis an das Zelt des Feldherrn. Es hielt für Sir Robert Napier schwer, Prideaux und Flad zurückzusenden. Sie besannen sich jedoch nicht, sondern gingen unweigerlich zurück. Napier's Antwort verlangte sofortige Auslieferung aller Europäer, Uebergabe von Magdala und bedingungslose Ergebung seiner eigenen Person; wofür ihm „ehrenhafte Behandlung" zugesagt wurde. Theodor war über diese Antwort aufs äußerste entrüstet. Er dictirte sofort seinem Duftera (Secretär) ein langes Schreiben, aus welchem hervorgeht, daß er, alle Hoffnung aufgebend, nur an die Vertheidigung seiner Regierungsweise dachte; es ist eine Art von Abschiedsmanifest. Die Abyssinier, sagt er, hassen Gesetz und Ordnung, er habe gestrebt, das Gesetz festzusetzen und das Land zu bessern; die Engländer seien Freunde der Reform, weshalb haßten sie ihn denn? Das Document ist an niemand adressirt. Mit dieser Antwort wurden Prideaux und Flad in größter Eile ins englische Lager zurückgesandt. Es war eine räthselhafte Antwort auf Napier's sehr bündige Forderungen. Theodor war jedoch im Begriff, die Erklärung dazu zu geben. Nachdem die Boten fortgegangen waren, saß er eine Zeit lang im Freien ohne zu sprechen. Er befahl sodann den Umstehenden sich etwas zurückzuziehen, sagte darauf ein Gebet, indem er sich dreimal verbeugte und mit dem Gesicht den Erdboden berührte, trank etwas Wasser. Plötzlich zog er ein Pistol aus dem Gurt und steckte es in den Mund. Die Soldaten liefen herbei, faßten ihn um den Leib, zogen seinen Arm zurück, und die Pistole ging los, indem die Kugel sein Ohr streifte. Theodor setzte sich zur Wehr und ein paar Minuten lang rollte der Negus mit seinen Soldaten in einem wirren Knäuel auf dem Erdboden umher. Er machte sich frei, beruhigte sich und gab den Vorsatz der Selbstzerstörung für den Augenblick auf. Er wandte seine Gedanken jetzt der Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten zu und beschied Toronetsch, seine lange vernachlässigte Königin, des Ras Oubie stolze Tochter, zu seinem Zelt im Lager auf dem Salamgi. Sie hatten seit langer Zeit getrennt gelebt. Noch hochfahrender und stolzer als der feurige Theodor, den sie als Emporkömmling geringschätzte, unverträglich und zänkisch, hatte Toronetsch sich mit dem Negus durchaus nicht vertragen, ihn durchaus nicht die holde Zubedsche, sein geliebtes erstes Weib, vergessen machen können. Sie hatte seit Jahren mit ihrem gegenwärtig sieben Jahre alten Knaben Alumajahu des Königs Haus in Magdala, eigentlich eine Gefangene, bewohnt, während er sich gewöhnlich in Debra Tabor aufhielt. Während der letzten schweren Zeit hatte Theodor's begünstigte Concubine Itamanju bei der Königin gewohnt und fast täglich Briefe von Theodor erhalten. Theodor hatte jetzt mit Toronetsch eine mehrstündige ernste Unterredung, und es scheint zur Aussöhnung gekommen zu sein.

Nach dieser Zusammenkunft mit seiner Frau gab Theodor seinen Entschluß zu erkennen, sämmtliche Europäer, sowol die Gefangenen wie die Beamten, den Engländern auszuliefern, und zwar einfach ohne weitere Bedingung, jedoch natürlicherweise in der Hoffnung, dadurch günstigere Bedingungen für sich selbst zu erlangen. Er hatte noch eine lange Unterredung mit Rassam und sah dann finstern Blicks vom Selassie aus

Digitized by Google

die lange Reihe der Europäer die Straße hinunterziehen. Ihre Familien und ihr Gepäck sollte am folgenden Tage nachgeschickt werden. Ihnen begegneten Prideaux und Flad, welche, nachdem sie Theodor's letzten herausfordernden Brief überbracht hatten, jetzt zurückkehrten, und zwar ohne Brief, nur mit der mündlichen Botschaft, in welcher die Forderung um Auslieferung der Gefangenen wiederholt wurde. Alle kamen jetzt zusammen im Lager an.

Der folgende Tag war Ostersonntag. Am Morgen sandte der König 1000 Kühe und 500 Schafe zur Ostergabe mit einem Schreiben, in welchem er sagte, er habe am Tage vorher den Versuch gemacht, sich zu tödten, es sei aber nicht Gottes Wille gewesen; er wünsche jetzt, sich mit den Engländern zu versöhnen, und habe ein Geschenk gesandt, weil es ein großes Fest der Kirche sei. Keine Antwort wurde auf dieses Schreiben ertheilt und Befehl gegeben, die Kühe nicht anzunehmen, sondern außerhalb der Pikets zu halten. Theodor wußte nicht, daß sein Geschenk zurückgewiesen worden sei, sondern sah das Vieh den ganzen Tag beim englischen Lager stehen, woraus er schloß, daß es angenommen worden sei. Während des Tags wurden auch alle Frauen der Europäer mit ihren Familien und ihrem sämmtlichen Gepäck gesandt. Die Auslieferung war in der That eine vollständige, ohne irgendeine Zurückhaltung oder irgendeinen Vorbehalt. Bardel, der französische Intriguant, welcher so viel Unheil angerichtet hatte, wurde als krank gemeldet und unfähig sich zu bewegen. Dagegen wurde Ayto Samuel aus Senafe, ein sehr intelligenter Mann, welcher der englischen Gesandtschaft als Ceremonienmeister und Rathgeber zuertheilt worden war und sich durchgehends als ein aufrichtiger Freund der Europäer erwiesen hatte, mit den Europäern heruntergesandt. Aber die Kühe ließ der englische Befehlshaber außerhalb der Pikets vor Durst verschmachten und weder schriftlich noch mündlich wurde dem Negus irgendeine Anerkennung seiner so vollständig ausgeführten Auslieferung übersandt.

Am Ostermontag morgens marschirten beide englischen Brigaden die steile Straße am Abhange des Fala-Sattels hinauf. Die Bombay-Infanterie besetzte den Fala, die englische Infanterie den Selassie. Alle Anhöhen waren von Menschenmassen erfüllt. Diejenigen, welche bewaffnet waren, mußten ihre Flinten, Lanzen, Schilde in Haufen niederlegen. Niemand leistete irgendwelchen Widerstand. Der Abzug hatte bereits begonnen. An vielen Stellen packten Weiber ihre Habseligkeiten zusammen und lange Züge mit beladenen Maulthieren und Eseln wanden sich auf den Nebenpfaden zu Thale. Die kleine Abtheilung englische Reiterei erreichte zuerst den Salamgi, wo Theodor's Lager gestanden hatte. Die Lauben und Hütten, welche den abyssinischen Soldaten zu Zelten dienen, standen noch. Eine Anzahl Kanonen nebst deren Munition war hier zurückgelassen. Man fand hier Bardel fieberkrank zwischen den Kanonen liegen und sandte ihn ins englische Lager hinunter. Als die englische Reiterei den Salamgi erreichte, galopirte eine Anzahl reichgekleideter Häuptlinge dort wild hin und her und feuerte ihre Flinten ab. Einige Schüsse wurden auf sie gerichtet und nach einiger Zeit ritten sie den steilen Abhang nach Magdala hinauf und schlossen das Thor hinter sich. Um diese Zeit hatte Munzinger von Madragal, einem Abyssinier, welcher in Frankreich erzogen worden war, zuverlässige Nachricht erhalten, daß der König wirklich in Magdala und nicht, wie es geheißen hatte, geflohen sei. Man hätte wol noch einmal den Versuch machen können, ihm ehrenvolle Behandlung anzubieten, und zwar in etwas bestimmtern Ausdrücken, als vorher geschehen war. Es geschah aber nicht, sondern es wurde für nothwendig gehalten, ihn zwei Stunden lang mit sämmtlicher Artillerie, welche Sir Robert Napier zur Verfügung hatte, zu bombardiren. Die 8 Stahlkanonen wurden auf dem Salamgi aufgestellt und beschossen in 2400 Fuß Distanz besonders das Koketbirthor an der Westseite von Magdala. Auf dem Fala-Sattel zwischen dem Fala und dem Selassie standen 4 Armstrongkanonen, 2 Han-

Digitized by Google

bitzen und die Marinebrigade mit den Raketen in 3000 Fuß Entfernung; eine Bombe dieser Batterie traf das Akabiet (die königliche Schatzkammer), zwei andere die Einhegung des Königshauses, wo 2 Mägde getödtet, 1 Frau und 3 Kinder schwer verwundet wurden. Man erinnere sich, daß das Amba von Magdala mit Hütten bedeckt war, welche an 3000 Gefangene nebst Weibern und Kindern enthielten. Die sämmtlichen Vertheidiger waren der Negus selbst und 9 Anhänger, die sich beim Koketbirthor befanden. Die Beschießung hatte um 2 Uhr angefangen; um 4 Uhr rückte die Sturmpartie vor, bestehend aus dem 33. Regiment und einigen Mann Ingenieuren, mit dem Befehl, das Koketbirthor zu nehmen. In demselben Augenblick brach ein heftiges Gewitter über Magdala aus.

Man gelangt vom Salamgi nach dem Amba von Magdala auf einem äußerst steilen und engen, mit großen Felsblöcken bedeckten Pfade, an dessen Seiten die mächtigen schwarzen Basaltsäulen senkrecht anstehen. Eine Strecke aufwärts steht das Koketbir, ein Thorweg von Felsblöcken mit hölzernen Thüren, dessen Zugänge zu beiden Seiten mit einer dichten Hecke und Palissaden vertheidigt wurden. Innerhalb des Koketbir steigt man weiter über gewaltige Felsblöcke steil aufwärts zu einer zweiten Hecke an der Kante des Gipfels, und ein enger Pfad führt über Felsblöcke bei einer escarpirten Felsmauer vorbei zu einem zweiten Thorweg, 150 Fuß über dem ersten.

Der Zugang zum Amba war allerdings ein furchtbarer. Die ganze Besatzung, welche ihn vertheidigte, bestand jedoch nur aus dem Negus selbst und 16 Getreuen. Er hatte die Nacht auf Salamgi zugebracht; einige über zwei Lanzen aufgehängte Mäntel hatten ihm zum Zelte gedient. Seine wenigen getreuen Führer und Diener schliefen um ihn her. Mit Tagesanbruch erklärte er seinen Entschluß, Magdala aufs äußerste zu vertheidigen, weil der Tod der Ergebung vorzuziehen sei. Er machte den Truppen bekannt, daß diejenigen, welche ihr Leben zu retten wünschten, gehen könnten, und daß diejenigen, welche zu ihm hielten, jetzt zu ihm stehen möchten. Das ganze Heer trat sofort auseinander und stand umher in Gruppen auf dem Selassie, wo bei Ankunft der Engländer die Leute ihre Waffen abgaben. Einige Aufrührer und persönliche Anhänger allein folgten seinem Aufrufe, und er blieb mit ihnen auf Salamgi, wo er die Nacht zugebracht hatte. Seine getreuesten Krieger waren an dem verhängnißvollen Freitag gefallen. Die Getreuen, welche bei ihm blieben, waren die folgenden: Ras Engedda, des Königs erster Rath, gebürtig aus Agahmeder, von guter Familie, noch in den besten Jahren, auf Theodor's Kosten in der Schule zu Tschenkar in Dembea, wo er selbst erzogen worden war, erzogen; sein Rath war gewesen, da die Engländer keine annehmbaren Bedingungen boten, die Gefangenen zu tödten und dann kämpfend zu sterben; Ras Engedda's Bruder; Ras Tugga, Oberst der Artillerie; Bitawudut Bakal, ein Beamter des Amba von Magdala; Engedda Warka, Offizier in der Artillerie, Sohn des Aba Miersa, eines bengalischen Juden, erster Beamter des Amba Geschen; Ras Baraka aus Goddscham; Bascha Engedda, Offizier in der Artillerie; Ras Besoa, erster Beamter des Amba Magdala; Bitawudut Demasch aus Kuara, ein Mann von niedriger Abkunft, der von dem Negus befördert worden war; Salasa Kantiba; Bitawudut Hasani, Oberst der Musketiere; Dedschatsch Abuja; Agafari Maschescha, der Scharfrichter; Amanaji, des Negus Waffenträger; Waldo Gaba, des Negus Kammerdiener, ein treuer Diener seines Herrn, aus Adra, ein großer, dunkler, intelligent aussehender Mann; er war früher Diener Baroni's, welcher als Stellvertreter Plowden's während dessen Abwesenheit vom Consulat zu Massaua fungirte, jetzt aber seit fünf Jahren Theodor's Kammerdiener und hatte seitdem ihn fast nie verlassen; er sprach vollkommen arabisch.

Am Morgen bemerkte Theodor, daß die Sonne einen Hof habe, und sagte, das sei ein Zeichen von Blutvergießen. Als die englischen Reiter von Selassie nach Salamgi

Digitized by Google

herumschwenkten, bestieg Dedschatsch Abuja, ein junger Häuptling, sein Pferd und galopirte im Angesicht des Feindes in 400 Schritt Entfernung hin und her. Plötzlich folgte der Negus seinem Beispiel, stieg ebenfalls zu Pferde, ergriff seine Elefantenbüchse und jagte in Kreisen wüthend hin und her, indem er seine Büchse herausfordernd abfeuerte; die Engländer erwiderten aber sein Feuern nicht. Sechs andere Häuptlinge stiegen zu Pferde. Endlich kamen mehr englische Truppen heran, die ihr Feuer eröffneten, und der Negus zog sich nach Magdala zurück, gefolgt von seinen Getreuen. Sie schlossen das Koketbir und häuften dann an der Binnenseite große Steine auf, wobei Theodor und Ras Engedda mit gutem Beispiel vorangingen. Sie warteten nun während der zwei Stunden der englischen Kanonade ihr Geschick ab. Der Negus trug einen prachtvollen Kinkob, eine Art Oberhemd von Gold und Seide, ein Lemd oder Kragen von Löwenfell und einen Gurt mit Schwert und Pistolen. Er setzte sich auf die Steine zwischen dem ersten und zweiten Thor, von seinen Freunden umgeben, und beobachtete die englischen Geschütze mit seinem Fernrohre. Eine Bombe barst dicht neben seinem Kopf und tödtete zwei Kühe. Er kleidete sich hierauf um, indem er glaubte, daß seine Kleidung ihn zu bemerklich mache, und trug nun kurze baumwollene Beinkleider, ein feines Musselinhemd, einen weißen Schama und einen Pistolengürtel. Er fuhr fort, die Kanonen mit dem Fernrohre zu beobachten, indem er sich bückte, wenn er sie abfeuern sah. Bald fingen die Freunde um ihn her zu fallen an. Ras Engedda und dessen Bruder wurden von einer Bombe getödtet, Bitawudut Bakal wurde der Kopf weggeschossen. Mehrere von ihnen zogen sich jetzt zurück und suchten in den Hütten von Magdala Schutz. Theodor und neun blieben zurück, um das Koketbir zu vertheidigen, als die Sturmcolonne kam. Waldo Gaba lud die Büchsen und übergab sie dem Negus, welcher durch Schießscharten im Thorwege schoß.

Als um 4 Uhr die lange Linie der Rothröcke den schmalen Felsenpfad hinaufstürmte, unterhielt sie aus ihren Sniders ein ununterbrochenes Feuer auf die unvertheidigte Hecke und das Koketbir, von wo einzelne Schüsse zurückgegeben wurden, welche 10 Mann verwundeten. Beim Koketbir angelangt, fand man unmöglich das Thor zu öffnen, und die Ingenieure hatten ihre Aexte und Pulversäcke mitzunehmen vergessen. Ein Theil der Mannschaft vom 33. Regiment warf sich also gegen die Hecke, kletterte über die Palissade, machte das Thor von inwendig auf und der Rest der Stürmenden eilte herein. Vier reichgekleidete Abyssinier lagen sterbend dicht hinter dem Thore, Ras Baraka, Bitawudut Demasch, Bitawudut Bari und Salafa Kantiba. Ras Tugga, Ras Besoa, Dedschatsch Abuja, Waldo Gaba, zuletzt Theodor, zogen sich durch das zweite Thor zurück und erreichten eine Hütte, 120 Schritt innerhalb des zweiten Thors. Die englischen Soldaten stürzten durch das zweite Thor und über die zweite Hecke und schwangen das Union-Jack vom Gipfel des Amba um 4 Uhr 15 Minuten. Magdala war gefallen.

Als Theodor mit seinen letzten Anhängern die Hütte erreicht hatte, entließ er dieselben außer seinem treuen Waldo Gaba, indem er ihnen sagte, sie möchten ihn verlassen und ihr eigenes Leben retten. Als sie gegangen waren, wandte er sich zu Waldo Gaba und sagte: „Es ist beendet! Lieber, als ihnen in die Hände fallen, will ich mich tödten!" Er steckte eine Pistole in den Mund, feuerte und fiel todt danieder. Die Kugel war gerade durch den Schädel hindurchgegangen. Dies geschah um 4 Uhr 10 Minuten, während die Engländer von dem ersten zum zweiten Thor eilten. Waldo Gaba nahm den Gurt und den Schama und eilte fort, um sich zu verbergen.

Um dieselbe Zeit waren die politischen Gefangenen des Amba aus ihrem Gefängniß ausgebrochen und kamen, mit ihren Ketten klirrend, die Straße herunter. Sir Charles Staveley kam eben durch das zweite Thor, ein Soldat eilte zu ihm und sagte, alle Gefangenen erklärten, daß ein in der Nähe liegender Leichnam der Theodor's sei.

Digitized by Google

Der Leichnam wurde in eine Hängematte gelegt, und indem die Gefangenen erst das Gesicht betrachteten, dann eine Hand aufhoben und einen von einer einst in Goddscham erhaltenen Schußwunde gebrochenen Finger ansahen, riefen sie alle aus: „Theodor!" Der Körper war äußerst abgemagert; Theodor hatte während der letzten vier Tage nichts gegessen und sich nur von Tedsch und Araki ernährt. Der Leichnam wurde hierauf nach der Hütte des Italieners Pietro, in der Einhegung der englischen Gefangenen, gebracht und den Priestern zur Vorbereitung des Begräbnisses übergeben. Im Jahre 1818 geboren, war Theodor 50 Jahre alt geworden.

Toronetsch überlieferte sich mit ihrem kleinen Sohn Dedschatsch Alumajahu dem Schutze der britischen Waffen und wurde in Napier's Lager gebracht. Seit längerer Zeit leidend, erlag sie auf dem englischen Rückzuge in Hait Hallat und wurde in Tschelikot in ihrem heimischen Tigre begraben. Einige Tage vor ihrem Tode ließ sie den Hauptmann Speedy rufen und bat ihn, den General Napier zu ersuchen, daß ihr Sohn seiner (Hauptmann Speedy's) Obhut übergeben werde. Dies ist geschehen, und Speedy befindet sich jetzt (Anfang Juli) mit seinem Pfleglinge auf dem Wege nach Europa.

Die Schnelligkeit und Vollständigkeit, mit der die abyssinische Expedition ihre so schwierige Aufgabe löste, ist jedenfalls ein Triumph der englischen Militärorganisation, namentlich der angloindischen, welche die Arbeit im wesentlichen zu leisten hatte.

Nach der Einnahme von Magdala traten die Engländer sofort ihren Rückzug an. Napier wünschte Magdala an Gobasie abzutreten, der es jedoch nicht für geeignet hielt, es anzunehmen, sondern sich auf den Besitz des eigentlichen Amhara, welchen er gegenwärtig hat, beschränken wollte. Der Platz wurde von den beiden rivalisirenden Königinen, welche jetzt im Gallalande herrschen, verlangt; da jedoch die Galla Mohammedaner sind, so wollte Napier es keiner von beiden geben, damit man nicht in Abyssinien sage, daß die christlichen Engländer Magdala den Feinden des Christenthums überliefert hätten. Er beschloß daher, den Platz zu zerstören „und", wie er selbst sagt, „darin alles zu verbrennen, was durch Feuer zerstört werden konnte, zum Anzeichen des Zorns der Briten über die Mißhandlung unserer Landsleute, sowie des Abscheues gegen die Grausamkeiten, welche Theodor dort begangen hat". Nach diesem Brandopfer trat er sofort den Rückzug an. Die Galla haben jetzt Magdala in Besitz genommen, denen es auch eigentlich gehört; denn Magdala, obgleich von Theodor zum Hauptarsenal seines Reichs bestimmt, war doch eigentlich ein Außenposten im Feindeslande, welchen er den Galla abgenommen hatte. Die Kosten der abyssinischen Expedition betragen 6 Mill. Pfd. St.

Es liegt eine tieftragische Bedeutung in dieser Geschichte Theodor's von Abyssinien. Eine großangelegte, hochbegabte Natur, die bedeutendste Persönlichkeit, die wir noch im Innern Afrikas kennen gelernt haben, mußte er gerade an den Verwickelungen und Gegensätzen, die sich aus seinen Bestrebungen zu Gunsten der europäischen Cultur ergaben, während er doch ganz im afrikanischen Wesen befangen blieb, zu Grunde gehen.

Mehemed-Ali-Pascha,

ehemaliger Großvezier, Großadmiral und Kriegsminister des Sultans.

Man kann die Männer, welche sich während der letzten zwanzig Jahre und länger in den ersten Stellen an der Regierung des türkischen Reichs betheiligten, in zwei Parteien theilen. Reformer sind alle, denn an dem Alten wollte unter ihnen kein einziger starr festhalten. Daß es unter allen Umständen durchaus unhaltbar geworden, und in einer neuen Zeit der alte, durch die Gebrechlichkeit seiner verjährten Formen herabgekom-

Digitized by Google

mene Staat deren neue verlange, begriff ein jeder. Allein der Unterschied waltete zwischen ihnen ob, daß die einen, und das sind die Männer, welche sich heute am Ruder befinden, Europa und seine Einrichtungen zum Muster nehmen zu müssen meinten, indeß die andern der eigenen Rasse wie überhaupt dem Orient eine ausreichende Regenerationskraft zutrauten, um aus sich selbst heraus das Neue und durch die Zeit Gebotene in der den eigenthümlichen Verhältnissen von Land und Volk und Vorzeit entsprechenden Art zu bilden. Man sieht auf den ersten Blick, die Kluft, welche die beiden Parteien trennte, war eine breite und tiefe. Es schied sie der ganze Gegensatz, der bis dahin Morgen- und Abendland getrennt. Die Anhänger der letztern Ansicht befinden sich heute in der Opposition. Sie nennen sich selber die alten Reformatoren aus den Zeiten Sultan Mahmud's II., der, wie sie behaupten, durchaus nicht die Absicht hatte, die Türkei zu europäisiren, sondern vielmehr auf den alten und bewährten Grundlagen des theokratischen, muselmanischen Staats ein neues Gebäude aufzurichten. In jüngster Zeit ist der Name „die junge Türkei" für diese Politiker aufgekommen und allgemein angenommen worden. Im Unterschiede zu ihnen sind ihre Gegner die Reformer aus der Periode des Sultans Abd-ul-Medschid genannt worden. Als Gründer dieser letztern Partei kann man den im Jahre 1850 verstorbenen Reschid-Pascha ansehen. In seine Fußstapfen traten später Ali-Pascha und Fuad.

Daß unter Sultan Abd-ul-Medschid die letztern im wesentlichen das Staatsschiff leiteten, wird noch in jedermanns Erinnerung sein. Beim Beginn der Regierung des jetzigen Sultans erhoben dagegen die Reformer der alten Schule mächtig ihr Haupt, und eine Zeit lang blieb es zweifelhaft, in wessen Hände die Zukunft der Türkei gelegt werden würde. Unter denen, die damals mit den meisten Aussichten auf Erfolg die oberste Leitung anstrebten, befand sich in der ersten Reihe und man darf behaupten an der Spitze, Mehemed-Ali-Pascha. Wenn er damals gestorben wäre, würde sein Tod, wie nun einmal die Verhältnisse zu jener Zeit lagen, eine tiefgreifende Bedeutung gehabt haben. Das Schicksal sparte sein Leben bis zu einer Zeit auf, wo sein Ausscheiden aus der Reihe der Parteigenossen kaum noch Beachtung gefunden hat. Wer seinen Nekrolog zu schreiben unternimmt, wird dies vor allem zunächst festzustellen haben. Mithin ist eine Größe dahingegangen, welche einer bereits entschwundenen Zeit angehört. Allein der historischen Bedeutung des Mannes kann dies Eingeständniß keinen Eintrag thun. In seiner langen und bewegten Laufbahn hatte dieser Sohn eines armen, aus dem Lasistan gebürtigen untern Schiffsoffiziers, welcher nichtsbestoweniger später Schwiegersohn Sultan Mahmud's und Schwager seiner beiden Nachfolger wurde, zwei bedeutende und in die große Bewegung der Weltgeschichte eingreifende Momente. Um Weihnachten 1848 war er es, der darauf drang und es durchsetzte, daß die Pforte die Zumuthung Rußlands und Oesterreichs, die ungarischen Flüchtlinge auszuliefern, rund abschlug, und 1853 bestimmte er den Sultan zur Kriegserklärung an den Zaren Nikolaus I.

Das Geburtsjahr Mehemed-Ali-Pascha's ist nicht genau bekannt. Man nimmt indeß an, daß er ungefähr um 1807 das Licht der Welt erblickt habe. Sein Geburtsort ist Trapezunt. Von dort her kam er mit der Familie seines Vaters noch als kleines Kind nach Konstantinopel und trat später als Zögling in die Marineschule ein. Dort erregte der schöne Knabe die Aufmerksamkeit des damaligen Kapudan-Pascha, Papudschi-Achmed. Derselbe nahm ihn 1824 an Bord seines Flaggenschiffs und ernannte ihn späterhin zu seinem Privatsecretär. Als drei Jahre danach sein Gönner starb, hatte Mehemed-Ali das Glück, durch seine Schönheit dem Sultan Mahmud II. aufzufallen. Er wurde zum Palast berufen und zum Pagen gemacht. In rascher Folge erstieg er nunmehr die folgenden Posten. Er wurde Aufseher der Garderobe, später Kammerherr und endlich Brigadegeneral. Diese Ernennung fiel in die letzten Monate des Jahres 1838. Man

Digitized by Google

erinnert sich, daß im darauffolgenden Jahre Mehemed-Ali-Pascha von Aegypten zum zweiten male gegen seinen Lehnsherrn sich erhob, und daß Ibrahim-Pascha mit der ägyptischen Armee durch Syrien bis an die Pforten Anatoliens vordrang. Um Frieden zu erlangen, ließ Sultan Mahmud kein Mittel unversucht. Eins dieser Mittel bestand darin, daß er den jungen Brigadegeneral mit 6 Mill. Piastern in Gold und mit einem gleichen Werth in Juwelen nach dem Lager des unaufhaltsam vordringenden ägyptischen Feldherrn entsendete, um ihn zum Frieden zu bestimmen. Indeß verfehlte diese Mission vollkommen ihren Erfolg, indem zuvor, und ehe noch die Feinde den Taurus überschritten, die Schlacht von Nisib über das Geschick des Feldzugs entschied und Sultan Mahmud's Tod eine neue Lage herbeiführte. Mehemed-Ali, der Brigadegeneral, wurde in die Flucht der Armee verwickelt und gelangte nur mit Noth nach Kutahia. Man weiß viel von der Umsicht und Gewandtheit zu erzählen, mit der er hier Unterhandlungen angeknüpft habe. Indeß sind das unverbürgte Nachrichten, die mit andern, mehr Vertrauen verdienenden, im Widerspruch stehen. Sicher ist nur, daß, als er hierauf nach der Hauptstadt zurückkehrte, er schnell bei dem jungen Sultan Abd-ul-Medschid das vollkommene Vertrauen gewann, dessen er sich bei seinem verstorbenen Vater erfreut hatte. Wann seine Ernennung zum Divisionsgeneral erfolgte, würde unschwer festzustellen sein. Ich glaube, daß man sie mit dem Jahre 1841 richtig ansetzt. Muschir, d. h. commandirender General, und zwar bei dieser Gelegenheit zugleich Großmeister der Artillerie wurde er 1844.

Man muß annehmen, daß diese letztere Ernennung bereits in der Absicht geschah, ihn mit einem Mitgliede der kaiserlichen Familie zu vermählen. Die ihm bestimmte Gattin war Adilé-Sultane, Stiefschwester des Sultans Abd-ul-Medschid und rechte Schwester des jetztregierenden Padischahs Abd-ul-Asis-Khan. Die Hochzeit wurde am 12. Juni 1845 gefeiert. Im Volke sind mancherlei Sagen über diese Ehe und über ihr ausnahmsweises Glück verbreitet, welches nur dadurch tief getrübt wurde, daß, gemäß dem um jene Zeit noch nicht abgeschafften unmenschlichen Gebrauch, mehrere Knaben kurz nach ihrer Geburt dem Tode verfallen mußten.

Mehemed-Ali-Pascha stand um jene Zeit, wo seine eigentliche politische Carrière noch nicht begonnen, und namentlich der gegen ihn gerichtete Intriguenkampf noch nicht angefangen hatte, in der vollen Blüte seiner männlichen Schönheit. Bei seinen Untergebenen und namentlich unter der Bevölkerung der Hauptstadt beliebt und populär, zeigte er, obgleich ihm keine regelmäßige Erziehung zutheil geworden, dennoch ein gebildetes Benehmen. In seinem Verkehr mit der europäischen Diplomatie, der nunmehr begann, verrieth nichts den niedern Emporkömmling. Seine Ernennung zum Kriegsminister war eine neue Stufe nach aufwärts. Er vertauschte diesen Posten später mit dem des Kapudan-Paschas, für den er selber als Seemann eine große Vorliebe hatte, und am 3. Oct. 1852 wurde er Großvezier.

Man darf behaupten, daß diese seine letzte Ernennung damals weder unter dem großen Publikum der Hauptstadt, noch namentlich im Kreise der dortigen europäischen Diplomatie Billigung fand. Denn um den obersten Angelegenheiten eines so tief mit der europäischen Politik verwickelten Staats wie die osmanische Pforte vorzustehen, bedurfte es eines Mannes, der eine vollkommene Einsicht in diese Verhältnisse hatte. Hiervon lebte augenscheinlich die feste Ueberzeugung in dem Sultan Abd-ul-Medschid selber, und nicht ohne die bestimmteste Absicht gab derselbe dem Günstling des Palastes den in den Künsten europäischer Staatsleitung schon damals viel erfahrenen Fuad als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zur Seite. Um diese Zeit beginnt eine der interessantesten Perioden der neuesten türkischen Geschichte. Die Lage des Reichs war eine entschieden schwierige geworden. Zwischen Rußland und Frankreich wurde eine später

Digitized by Google

sehr bedeutungsvoll gewordene Unterhandlung über gewisse Rechte bei den Heiligen Stätten geführt. Montenegro befand sich im Kriegszustande, und gegen diese aufständische Provinz stand Omer-Pascha mit einem bedeutenden Heere im Felde. Endlich waren die Verhältnisse der Pforte zu Oesterreich schwierig geworden und führten im Februar 1853 die bekannte Sendung des Feldmarschallieutenants Fürsten Leiningen herbei. Es war bei dieser Gelegenheit, daß Mehemed-Ali die ganze zähe Widerstandskraft, die in seinem Charakter lag, entfaltete. Er, der es 1849 durch seinen Rath dahin gebracht, daß man den vereinten Anforderungen Rußlands und Oesterreichs in Betreff der ungarischen Flüchtlinge widerstand, glaubte es nicht über sich ergehen lassen zu dürfen, daß man dem vereinzelten Oesterreich nachgab. Fuad, der für Concessionen war, hatte einen harten Stand, und die ganze Gefahr des Augenblicks concentrirte sich in den Nachmittagsstunden, wenn ich nicht irre jenes 4. Febr. 1853, als der österreichische Kriegsdampfer, welcher den außerordentlichen Gesandten gebracht, geheizt auf der Rhede lag, und man jeden Augenblick seiner Abfahrt und den entscheidenden Bruch zwischen beiden Mächten erwartete. Nur dem persönlichen Einschreiten des Sultans gelang es endlich, den stolzen und hochfahrenden Großvezier zum Einwilligen in die hauptsächlichsten von der andern Seite gestellten Bedingungen zu bestimmen.

Inzwischen war bereits durch die russische und französische Diplomatie der verhängnißvolle Knoten geschürzt worden, welcher im Krimkriege gelöst werden sollte. Im Monat Februar schon verlautete von der Ankunft eines russischen außerordentlichen Gesandten, dessen Sendung eine viel weiter reichende Bedeutung als die Leiningen's haben werde. Der Name des Fürsten Menschikow wurde mit den verschiedensten Empfindungen am Bosporus genannt. Den Griechen erschien er wie ein Messias, der genau 400 Jahre nach dem Sturze des Oströmischen Reichs (1453) in Konstantinopel eintreffen werde, um es wieder aufzurichten. Allein unter den einsichtigen Europäern im Lande wie unter den politisch gebildeten Fürsten bestand nur die eine Ansicht, daß Rußland im Begriff stand, die Integrität des Osmanischen Reichs nicht nur, sondern zugleich die Grundlagen des europäischen Gleichgewichts anzutasten und, wenn ihm kein energischer Widerstand geleistet werde, dieselben zum Umsturz zu bringen. Nichtsdestoweniger gab es Stimmen, und zwar sehr gewichtige, im türkischen Ministerrath, welche, einem Bruch mit dem mächtigen Nachbar abgeneigt, dem Nachgeben und der Erhaltung der Friedens um jeden Preis das Wort redeten. Man hat unter diesen Männern den Namen Fethi-Achmed-Pascha's, ich weiß nicht mit welchem Recht genannt. Allein Fürst Menschikow trug selber durch sein übelberechnetes Benehmen — ich erinnere hier nur an seinen weltberühmt gewordenen Paletot — dazu bei, diese den Concessionen geneigte Partei des Divans stutzig zu machen und von sich abzuwenden. Auch gelang es ihm nicht, durch seine Weigerung, mit Fuad zu unterhandeln, diesen sozusagen aus dem Kreise der Negociation zu verbannen. Derjenige Mann, der dem Widerstande gegen Rußland am unumwundensten das Wort redete, war Mehemed-Ali-Pascha. Und man darf behaupten, daß die bedeutende Popularität, deren er genoß, den Krieg selber populär machte. Es war am 5. Mai 1853, als Fürst Menschikow sein Ultimatum übergab. Die durch dasselbe gestellte Frist lief am 10. Mai ab, indeß wurde sie im Verlaufe des Hin- und Herredens bis Sonnabend den 14. Mai verlängert. Es waren dies gewichtige und bedeutungsvolle Tage, in denen Mehemed-Ali-Pascha zwar nicht durch Geist und Urtheil, denn beides durfte man nicht in hohem Maße bei ihm suchen, jedenfalls indeß durch die Energie seines Charakters glänzte. Am 12. Mai hatten sich die Minister unter seinem Präsidium im Palast der Pforte als Conseil versammelt. Man entschied sich für einen letzten Versuch zur Aufrechterhaltung des Friedens, indem man dem Fürsten Menschikow eine Einladung zu einer Besprechung mit den Mitgliedern des osmanischen Ca-

Digitized by Google

binets für den folgenden Tag, den 13. Mai, zugehen ließ. Als Ort der Zusammenkunft wurde der am Ufer des Bosporus bei Kuru Tschesme gelegene Jali Mehemed-Ali-Pascha's bezeichnet. Fürst Menschikow, obgleich er das Rendezvous angenommen, änderte indeß später seinen Entschluß und ließ die türkischen Minister vergebens auf sich warten, indem er sich nach dem Palast von Tschiwaghan, der damaligen Residenz des Sultans Abd-ul-Medschid, begab. Da einige Tage zuvor die Sultanin-Mutter (Sultan-Valide) gestorben und der Padischah aus diesem Anlaß nur für seine Vertrautesten sichtbar und zugänglich war, so dauerte es drei Stunden, bevor Fürst Menschikow's Wunsch, eine Audienz zu erhalten, erfüllt wurde. Man erzählte in Pera die Zusammenkunft folgendermaßen. Nachdem der russische Gesandte in den Audienzsaal eingetreten, wurde eine Gardine weggezogen, hinter der sich der Sultan in stehender Position befand. Se. Maj. lehnte in den bestimmtesten Ausdrücken eine jede Einmischung in die schwebende Unterhandlung ab, die ein und für allemal seinem Großvezier und den ihm zur Seite stehenden Ministern übergeben worden sei. Auch blieben alle weitern Aeußerungen Menschikow's unbeantwortet und als derselbe noch redete, fiel der Vorhang und der Russe befand sich in dem Audienzsaal allein mit seinem Dragoman. Inzwischen war ein Kammerherr durch den Sultan an den Großvezier Mehemed-Ali-Pascha abgesendet worden mit dem Befehle: sich sofort ins Palais zu begeben, um mit dem dort noch weilenden Fürsten zu unterhandeln. Der Bote des Großherrn traf die im Jali versammelten und seit drei bis vier Stunden auf Menschikow's Ankunft harrenden Minister nicht in der besten Laune, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der Premier den kaiserlichen Befehl nicht annahm und mit seiner Entlassung erwiderte. Damit endete das Großvezieriat Mehemed-Ali-Pascha's und wie man nicht leugnen kann, seine politische Bedeutung. Der Posten des ersten Ministers ist ihm seitdem nie wieder angeboten worden, weder unter der Regierung des Sultans Abd-ul-Medschid noch unter der seines Nachfolgers. Seine Nichtannahme des kaiserlichen Befehls hatte ihm übrigens keine unbedingte Ungnade zugezogen; denn unmittelbar, nachdem der Krieg mit Rußland unzweifelhaft geworden war, was noch zu Ende Mai geschah, erfolgte seine Ernennung zum Kriegsminister. Wenn ich nicht irre, räumte Mehemed-Ali-Pascha diesen bedeutenden Posten erst im Januar 1857 seinem damaligen und auch spätern Nebenbuhler Risa.

In den Tagen des Krimkriegs wurde ein heftiger Intriguenkampf zwischen ihm und Reschid-Pascha, dem damaligen Chef der sogenannten europäischen Reformpartei, geführt. Schauplatz dieses unterirdischen Kriegs waren der kaiserliche Harem und im allgemeinen das Serail. Es war zu Anfang des Jahres 1855, als dieser Streit eine entschiedene Wendung zu Ungunsten des außer Amt gekommenen Ministers annahm. Unerhörte Beschuldigungen, von denen man nicht angeben kann, wie weit sie gerechtfertigt gewesen sind, wurden auf ihn gehäuft. Endlich im April 1855 sprach Sultan Abd-ul-Medschid Mehemed-Ali-Pascha's Verbannung nach der Insel Rhodos aus. Dieser Befehl erlitt insofern eine Aenderung, als man ihn nicht nach dem genannten Eilande, sondern nach Kastambul (Kastamuni), einer abgelegenen Binnenstadt in Kleinasien, brachte. Inzwischen machten die durch seine Gemahlin Adilé-Sultane geleiteten mächtigen Einflüsse des Harems sich alsbald zu seinen Gunsten geltend. Eines Nachts kam plötzlich Befehl aus dem Serail, ein Dampfschiff abzufertigen, um ihn schnell nach Konstantinopel zurückzuführen. Seine Verbannung hatte nur 18 Tage gewährt. Fast wie im Triumph wurde er in das Serail zurückgeführt, aus dem Reschid-Pascha alsbald seine Entlassung zugefertigt erhielt. Einige Tage danach fungirte Mehemed-Ali-Pascha bereits wiederum als türkischer Großadmiral.

Seine nachfolgende öffentliche Laufbahn war ziemlich eintönig. Lange Zeit hindurch blieb er an der Spitze der türkischen Marine, indeß zumeist Risa-Pascha den Posten

Digitized by Google

eines Seraskiers (Kriegsministers) bekleidete. Nur bei Gelegenheit der Thronbesteigung des jetzigen Sultans nahm er den Anlauf zu einer neuen Einmischung in die großen politischen Angelegenheiten des Landes. Als Sultan Abd-ul-Medschid's Hinscheiden als sehr nahe bevorstehend angesehen werden mußte, hatten sich zwei Parteien gebildet, von denen die eine an dem alten muselmanischen Gesetz, wonach der Bruder Thronerbe ist, festhielt und die andere eine directe Erbfolge anstrebte. Die erstere Partei war die des Abd-ul-Asis-Efendi, des Sohnes Sultan Mehmud's II. und jetzigen türkischen Souveräns. Die andere hatte den Namen Murad-Efendi's, des ältesten Sohnes Sultan Abd-ul-Medschid's, auf ihre Fahne geschrieben. Jene wurde durch den englischen Einfluß gestützt, diese durch den französischen. Der entschiedenste Parteigänger für den jetzigen Monarchen war Mehemed-Ali-Pascha, wie sein Ministercollege Risa Chef der andern Partei war. Es konnte nicht ausbleiben, daß, nachdem Abd-ul-Asis den Thron bestiegen hatte, Risa fiel und Mehemed-Ali-Pascha zu den höchsten Gnaden gelangte. Er wurde nicht nur neben seinem Posten an der Spitze des Seewesens zum Gouverneur des kaiserlichen Palastes ernannt, sondern auch zugleich Großmeister der Artillerie und Münzdirector. Dies geschah im Sommer 1861. Im Januar 1863 indeß war seine Stellung aufs neue und, wie allgemein gesagt wird, nicht ohne seine eigene Schuld tief erschüttert, und zwar in dem Maße, daß der damalige Großvezier Fuad-Pascha, der als Chef der europäischen Reformpartei sich im schroffen Gegensatz zu ihm befand, glauben durfte, der Augenblick seines definitiven Sturzes sei gekommen. Mehemed-Ali-Pascha wurde aller seiner Aemter und Würden entsetzt und trat als durchaus einflußlos gewordener Mann ins Privatleben zurück. Von diesem jähen Sturze in die Tiefe hat er sich nie wieder zu erholen vermocht. Auch 1866 nicht, welches Jahr den europäischen Reformern in der Türkei so ungünstig war, wo Fuad sein Großvezierat verlor und Mehemed-Ruschdi-Pascha für längere Zeit die Zügel des Regiments ergriff. Zwar wurde er noch einmal Kapudan-Pascha, indeß nur auf einige Monate. Mit seinem Glück war auch seine Gesundheit verloren. Er begann an Magen und Leber zu leiden und zu Anfang des laufenden Jahres erkrankte er schwer. Seinen Aerzten gelang es zwar, ihm im Monat Mai einige Erleichterung zu verschaffen, allein der bald darauf erfolgende Rückfall ließ keine Hoffnung mehr. Er verschied, wie es heißt, unter großen Schmerzen am 28. Juni. Am andern Tage wurde seine Leiche mit großem Pomp in Ejub beigesetzt.

Mehemed-Ali-Pascha hinterläßt nur einen Sohn und eine Tochter, aber ein kolossales Vermögen, welches unter den türkischen eine erste Stelle einnimmt. Man rühmt die Mildthätigkeit, mit der er von diesen Schätzen Gebrauch machte. Er gab Armen und Untergebenen sehr bedeutende Geschenke, und kaum ein Großadmiral des türkischen Reichs besitzt innerhalb der Marine so viel Anhänglichkeit wie er. Dennoch kann man nicht leugnen, daß mit seinem Tode eine Reihe von Männern im türkischen Staatsdienst abschließt, die dort in der Zukunft nicht mehr möglich sein werden. Wesentlich ohne Erziehung, verdankte er alle seine Siege nur seiner Charakterfestigkeit. Unter den schwieriger gewordenen Verhältnissen des Reichs reicht diese eben nicht mehr aus. Mit ihm sinkt eine Stütze der Partei, welcher er angehört; und diejenigen Reformer, welche mit Recht in der Einführung europäischer Einrichtungen das Heil erkennen, haben einen Gegner in ihm verloren, der aber schon seit einiger Zeit die Kraft eingebüßt hatte, ihnen eine erfolgreiche Opposition zu machen.

Digitized by Google

Aus dem Thierleben von Paris.

Von Karl Ruß.

1) Die Tauben im Jardin des Tuileries.

Der aufmerksame Blick des Naturkundigen oder die theilnehmende Beobachtung des Thierfreundes finden zu ihrer Ueberraschung häufig genug freies Thierleben an solchen Orten, an denen sie es nicht erwarten durften. Eine solche Thatsache ist die Bevölkerung jeder großen Stadt mit den oft sehr zahlreichen Individuen sehr scheuer und wilder Thierarten, hauptsächlich aus den Reihen der Vogelwelt, auf den Thürmen und andern hohen Gebäuden, auf den hohen und dichten Bäumen alter Alleen, in den vom Stadtweichbilde umschlossenen großen Gärten u. s. w. Hier hausen, inmitten des lärmenden Treibens Hunderttausender von Menschen, friedlich und ungestört die Kinder der Wildniß und Waldesstille.

Auch Paris hat sein zahlreiches und mannichfaltiges freies Thierleben; es hat dabei vor Berlin und andern Großstädten einen Schatz voraus, der in den Augen begeisterter Naturfreunde einen außerordentlich hohen Werth haben dürfte.

An einem schönen Nachmittage im Spätherbst weilte ich zum ersten male im Jardin des Tuileries. Es war Sonntag und Hunderttausende geputzter Menschen wallten hier auf und ab, pilgerten nach den Champs Elysées hinaus, umstanden die großen Bassins des Parks, promenirten in den Alleen, hatten alle Bänke nebst den zahlreichen vermietheten Stühlen dicht besetzt. Ein buntes, heiteres Treiben, ein echtes großstädtisches Volksgewühl, jedoch mit der eigenthümlichen, dem Fremden mindestens auffallenden, gemessenen unheimlichen Stille oder richtiger, dumpfen Ruhe des dritten Kaiserthums.

Während ich zu den schönsten hohen Bäumen des Parks emporblickte, sah ich eine Wildtaube vorüberstreichen. Neugierig, was für eins dieser so überaus schönen Geschöpfe sich hierher wagen könne, folgte ich ihr eilig, doch behutsam. Wie groß war aber meine Verwunderung, als ich an der nach der Rue Rivoli zugewandten Seite des Parks auf den Bäumen dicht an der großen Promenade, ein, zwei, drei, ja unzählige Wildtauben, und nicht blos in den höchsten Wipfeln, sondern auf den mittlern Zweigen sitzen, ganz unbekümmert um das Menschentreiben unter ihnen ab- und zufliegen und später auf jedem Baume familienweise zur Nachtruhe sich setzen sah.

Das war ein Naturschauspiel, wie ich es noch niemals gesehen. Unschwer konnte ich feststellen, daß es Ringeltauben waren, von denen Brehm, der Vater, sagt, daß sie „äußerst scheue, flüchtige, rasche Vögel" seien, was jeder deutsche Jäger zuversichtlich bestätigen wird. A. E. Brehm fügt über sie in seinem trefflichen Werke „Illustrirtes Thierleben" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) hinzu: „Glücklicherweise ist es nichts weniger als leicht, eine Ringel- oder Holztaube zu berücken. Diejenigen, welche in den Städten nisten und wenige Fuß über den Häuptern der Spaziergänger ungescheut ihr Wesen treiben, ja thun, als ob sie gezähmt wären, sind eine große Ausnahme von der Regel. Im allgemeinen ist die Ringeltaube vorsichtig und traut keinem Menschen, auch dem nicht, welcher harmlos zu sein scheint. Diese Vorsicht rettet sie vor den vielen Nachstellungen der größten Thierfeinde, gieriger Bauern, trauriger Sonntagsschützen und der Südeuropäer, welche ihre Wanderscharen lichten, soviel sie nur irgend können, während der kundige deutsche Jäger ihr nicht nachstellt, weil er sie kennen und lieben gelernt hat. In ihrer Vorsicht liegt auch der hauptsächlichste Grund, daß diese Taube noch überall bei uns vorkommt und noch nirgends ausgerottet ist."

Digitized by Google

Wenn man nun aber bedenkt, in welcher argen Weise alle Thiere, am meisten natürlich freilebende, in der Nähe vieler Menschen fast regelmäßig, sei es aus Muthwillen, sei es aus Habsucht, gehetzt und verfolgt sind, wenn man bedenkt, daß in Berlin jede Hauskatze, die sich auf der Straße blicken läßt, ein Gegenstand sofortiger hitziger Jagd wird, daß der Sperling dort, aus triftigen Ursachen, so gewitzt und vorsichtig ist, wie wol nirgends anders in der Welt, wenn man bedenkt, daß Speculation und Industrie in der Großstadt selbst den unscheinbarsten Gegenstand begierig auszubeuten pflegen, so kann man sich über die großen, fetten, kostbaren Wildtauben dieses pariser Parks gar nicht genug wundern. Sie sitzen dreist und sorglos da, in voller Wahrheit nur wenige Fuß über den Häuptern Hunderter, oft Tausender von Menschen; sie rufen lustig ihr „Rukuku, kuku!“ sie bauen ihre Nester auf den Wipfeln der Bäume, und niemand denkt daran, in der leichtesten Weise sie mit einem Blasrohr, einer Armbrust, Leim oder Netz zu erlegen, so einträglich dies auch sein würde. Ja niemand fällt es ein, jemals einen Stein nach ihnen zu werfen oder sie sonstwie zu behelligen, davon kann man sich durch ihr völlig sorgloses Gebaren leicht überzeugen.

In der That, dies ist eine Erscheinung, die außerordentlich zu Gunsten des Volkscharakters der Bevölkerung von Paris zu sprechen scheint. Bezeichnend sagt der Dichter:

Wo im Fenster armer Leute
Blumentöpfchen reichlich stehn,
Mein' ich, wohnt in kleiner Hütte
Sinn fürs Schöne, rein're Sitte.

Noch viel zutreffender dürfte dieser Ausspruch sich aber doch wol auf die Menschen beziehen, welche unsere lebendigen Mitgeschöpfe hegen und pflegen, beschützen oder auch nur schonen. Zweifellos sind die Wildtauben des Jardin des Tuileries (und auch in andern Parks und großen Plätzen in und bei Paris habe ich sie gefunden), wenn auch nirgends weiter so furchtlos als hier, nicht allein eine Zierde und ein Schmuck dieses Parks, sondern auch, gleich den Schwarzdrosseln von Leipzig, ein Ehrenzeugniß für die hier verkehrenden Menschen.

Einige Tage später zeigte sich in diesem Parke aber noch ein Bild, welches mich in die größte Verwunderung versetzte. Ich pflegte des Morgens, wenn ganz Paris noch im letzten Schlummer lag, die freien Plätze, Parks, Gärten u. s. w. zu besuchen, um ungestört die Vegetation und, soweit es eben vorhanden, auch das Thierleben studiren zu können. So fand ich nun im Jardin des Tuileries auf den eingegrenzten Rasenmatten und selbst in den breiten Gängen die Tauben familienweise, die Weißbrot- u. s. w. Brosamen aufpickend, welche beim Promeniren essende Leute verstreut hatten. Sobald ich dann, etwa um 9 Uhr, um die Ecke einer hohen Heckenwand, dem linken nach dem Quai des Tuileries zu gelegenen Theile des Gartens mich vorsichtig näherte, sah ich stets ein Schauspiel, welches einem Märchen mehr als der Wirklichkeit glich. Ein junger Mensch, seiner Kleidung nach dem Arbeiterstande angehörend, stand inmitten des Ganges, umflattert von etwa 10—12 jener scheuen, wilden Tauben. Die meisten umtrippelten ihn auf der Erde, alle Augenblicke aber kam die eine oder andere, setzte sich auf seine ausgebreitete Hand, ließ sich zu seinem Munde führen, aus dem sie Leckerbissen emsig pickte, bis er sie hinunterschwenkte und von einer andern ihre Stelle einnehmen ließ. Sobald ein anderer Mensch nahte, flatterten alle Tauben davon, jedoch nur auf die nächsten Bäume, um nach Entfernung von etwa 20 oder 25 Schritten, — so nahe etwa ließen auch die andern, welche ich in den übrigen Theilen des Parks angetroffen, stets an sich herankommen, bevor sie aufflogen — sogleich zu ihrem Freunde wieder herabzufliegen und sich von ihm füttern zu lassen.

Digitized by Google

Augenscheinlich war es eine Familie von einem Paare mit ihren Kindern und Kindeskindern, die Gesellschaft dieser gezähmten Wildtauben. Denn nur immer dieselben waren es und andere vorüberfliegende kamen niemals zu ihnen herab. Drei Morgen hintereinander war ich stets früher als der Taubenfreund zur Stelle, doch erst sobald er ankam, fand sich der Taubenschwarm schnell ein. Es hielt übrigens außerordentlich schwer, mit dem jungen Manne in Berührung zu kommen; solange die Tauben ihn umschwärmten, winkte er jeden Nahenden stets bittend zurückzubleiben, daß nur ein sehr rücksichtsloser Mensch ihn hätte stören können, und ehe ich's mir versah, war er dann stets hinter den Gebüschen verschwunden. Endlich wußte ich es doch einmal zu ermöglichen, daß wir uns begegneten, und als ich mich ihm ebenfalls als einen großen Freund der Thiere vorgestellt, ließ er sich, jedoch nur zögernd, auf einige Erklärungen ein.

Meine Annahme ging zuerst dahin, daß er ein Paar junge Tauben aus dem Neste gehoben, aufgefüttert, dann der Freiheit zurückgegeben, aber die Freundschaft mit ihnen und ihren Nachkommen sich erhalten hätte. Dies war falsch; er hatte mit der nöthigen Beharrlichkeit während zwei volle Jahre hindurch an jedem Morgen zur ganz bestimmten Zeit ein Paar dieser Tauben gefüttert. Die erste Annäherung, sagte er ganz richtig, hatte die Zeit gebracht, in der sie Junge hatten und seiner Brosamen für diese nöthig bedurften. Dennoch, erst zu dieser Frist des dritten Jahres hatte er sie völlig sich zu befreunden vermocht und auch erst mit den Jungen der zweiten Generation gelangte er so weit, daß sie auf den Arm ihm geflogen kamen und aus der Hand und dem Munde ihm das Futter pickten.

Als ich ihm meine Bewunderung aussprach über seine unendliche Ausdauer und Ruhe (die freilich der Uneingeweihte gar nicht zu ermessen vermag), mit der er diese freiwillige Zähmung so unglaublich vorsichtiger und schlauer Vögel in so hohem Grade erreicht habe, äußerte er mir schwermüthig: alle Menschen, Vater, Mutter — und Geliebte hatten mich verlassen; da mußte ich mir andere, treuere Freunde suchen.

2) Die Lieblingsthiere der Pariser.

Es empört mich jedesmal im Innersten, wenn ich die heillose Hetzjagd sehe, mit der die berliner Straßenjugend oder richtiger gesagt, die kleinen und großen Straßenbuben Berlins jeden herrenlosen Hund, noch mehr aber jede draußen erblickte Katze verfolgen und oft genug grausam umbringen. Vergeblich habe ich eine andere Ursache solcher Roheit zu ergründen gesucht: es ist nichts als brutaler Muthwille.

Auch zu meinen vorzugsweisen Lieblingen gehört die Katze keineswegs, und ich habe in diesen Blättern es ja einst erörtert, wie schädlich die Katze unter Umständen werden kann.*) Andererseits thut man ihr aber ein schweres Unrecht, denn abgesehen von solcher sinnlosen Verfolgung, ist für die Bewohnerschaft großer Städte die Hegung und Zucht von vielen Katzen gar nicht dringend genug anzurathen; sie können hier ja unter keinen Umständen schaden, sondern sind hier vielmehr unbedingt nützlich und nothwendig gegen das sich nur zu oft massenweise vermehrende Ungeziefer, nicht blos Ratten, Mäuse, sondern auch Schaben u. dgl.

Während bei uns in Deutschland aber nur kinderlose Eheleute oder alte Jungfern Katzen als ihre Lieblinge zu halten und hegen pflegen, erscheint in Paris die Katze von vornherein als Liebling aller Welt. Wol jede Dame an der Kasse eines Geschäfts, jeder Handwerker bei der Arbeit hat eine, oft auch zwei Katzen neben sich sitzen, deren behaglicher Erscheinung man es von vornherein ansieht, wie beliebt und wohlgepflegt sie sind.

*) Vgl. „Naturgeschichtliche Skizzen" („Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1., 213 fg.).

Digitized by Google

Hier wird die Katzenliebhaberei jedoch übertrieben und artet völlig dahin aus, daß die Katze nicht mehr als ein nützliches und nothwendiges Mitglied des Hausstandes, sondern nur noch als Spielzeug oder Luxusthier zu erachten ist. Es muß nämlich als eine feststehende Thatsache gelten, daß jede gutgepflegte oder gar gehätschelte Katze niemals mehr das mühsame Handwerk des Mäusefangens ausüben mag. Füttert man sie aber vorzugsweise mit Pflanzenstoff und Leckereien, so wird sie bald fett und zum Mäuse- und Rattenfang meistens fürs ganze Leben untauglich. Daher ist es denn auch leicht erklärlich, daß die Stadt Paris, trotz der allgemein verbreiteten Katzenliebhaberei ihrer Bewohner, trotz der zahllosen Katzen, die man überall erblickt, dennoch von Myriaden feuer scheußlichen kleinen Nager, vornehmlich aber von Ratten wimmelt, welche hier in der Unter- und Oberwelt gleichmäßig heimisch sind.

Es ist allgemein bekannt, daß die Katze bei vielen Völkern des Alterthums in hohem Ansehen stand. Von den Aegyptern berichtet uns Herodot: „Entsteht irgendwo eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht ums Feuer, sondern nur um ihre Katzen. Sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Entweicht aber eine Katze aus dem Kreise und stürzt sich in die Flammen, so kommt über die Aegypter große Trauer. Stirbt eine Katze von selbst, so scheren alle Bewohner des Hauses ihre Augenbrauen ab. Die todten Katzen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamirt und dann in der Stadt Bubastis beigesetzt." Die Verehrung der Katzen war dort so groß, daß jedermann, der eine Katze ums Leben brachte, gleichviel ob er es mit oder ohne Absicht gethan, unnachsichtlich selbst getödtet wurde. So erzählt man uns, daß ein Römer, der eine Katze aus Unachtsamkeit umgebracht hatte, weder von dem ägyptischen König Ptolomäus noch von der Furcht vor der Rache Roms vor dem Volksgericht gerettet werden konnte.

Unzweifelhaft war diese Verehrung und sogar Vergötterung der Hauskatze in ihrem Nutzen und ihrer Unentbehrlichkeit für die Menschen begründet. Erst die wissenschaftliche Richtung späterer Zeiten aber führte diese jedoch nur als dunkles Bewußtsein im Volke wurzelnde Katzenliebe auf volle klare Einsicht ihres Werths zurück. Die Katzen verbreiteten sich nun über die ganze civilisirte Welt und wurden zahlreich gezüchtet und dem Schutze der öffentlichen Sicherheit anvertraut. Die Ueberschreitung eines solchen vernunft- und naturgemäßen Schutzes, wie sie in der Katzenverfolgung in Berlin sich zeigt, gehört zu den Ausartungen des großstädtischen Lebens, welche namentlich unsere neueste Zeit leider nur zu zahlreich bringt. Eine Liebhaberei aber, wie ich sie in Paris gefunden, welche die Katze mit den naturwidrigsten Leckerbissen versieht, sie den ganzen Tag über an sich gebannt hält, sie fortwährend hätschelt, herzt und küßt, sie des Nachts mit ins Bette nimmt, kann nur dazu führen, daß das Thier durch Verweichlichung völlig entartet und seiner Lebensaufgabe durchaus entfremdet wird. Sonderbar muß es dabei erscheinen, daß man diese Katzenliebhaberei in Paris noch viel mehr bei Männern als Frauen findet.

Ein anderes Lieblingsthier der Pariser und vornehmlich der Pariserinnen ist der „Chardonneret", unser reizender Stieglitz, fast der zierlichste und bunteste aller Finken. Ihn sah ich nicht minder häufig als die Katze; aber nicht wie bei uns, blos als Stubenvogel, sondern als Hausfreund und Liebling im vollsten Sinne des Worts wird er von der Pariserin betrachtet.

Eugène Sue hat zweifellos einen Misgriff begangen, als er „Lachtäubchens" Carnarienvogel schilderte. Auch dieser wird zwar sehr viel in Paris gehalten, allein der eigentliche Liebling und Herzensfreund der Pariserin aus dem Volk ist der Chardonneret. Man muß es gesehen haben, um die wahrhaft rührende Liebe und Zärtlichkeit zu begreifen, mit der die Grisette ihren bunten Vogel behandelt. Mehrmals habe ich es gesehen, daß ein schönes schlankes Mädchen auf der Straße vor der Hausthür stehend, den Vogel

Digitized by Google

ganz frei auf ihrem Finger trug. Ja, sie warf ihn scherzend in die Höhe, worauf er sie fröhlich zwitschernd umkreiste und auf seinem Sitz zurückkehrte, um dann von ihr zärtlich gestreichelt und geküßt und mit Leckerbissen gefüttert zu werden.

Von vornherein konnte ich mich überzeugen, daß dies nicht die grausame Zähmung durch Hunger, Dunkelheit und dergleichen Gewaltmittel, sondern die freie, nur durch ausdauernd liebevolle und ruhige Behandlung erworbene Zuneigung war. Denn der Stieglitz der Pariserin zeigte nicht das matte, klägliche Wesen der gewaltsam gebrochenen Wildheit, sondern vielmehr die ganze Lebensluft und Keckheit eines lebensfrischen durchaus gesunden Thieres. Auch werden hier die Distelfinken nicht etwa jung aus den Nestern gehoben, aufgefüttert und so von Jugend auf gezähmt, sondern es sind fast ausnahmslos „Wildlinge", d. h. aus der freien Natur eingefangene, bereits erwachsene Vögel, welche dann erst gezähmt werden.

Das soeben erwähnte eine Beispiel würde für mich noch nicht maßgebend gewesen sein, ich habe deren vielmehr außerordentlich zahlreiche beobachten können. Dabei ist es mir zugleich sehr wohlthuend aufgefallen, daß man dort niemals, wie bei uns in Deutschland leider noch immer, die Stieglitze zu Kunststücken abrichtet, zum Schieben eines Karrens, zum Abfeuern einer Kanone, Schildwachstehen, Sichtodtstellen u. s. w. In einem Hause, mit dessen theilweiser Bewohnerschaft ich in Verkehr getreten, zählte ich im ganzen 11 Stieglitze, und von allen diesen Vögeln war kein einziger zu solchen schnöden Erziehungsresultaten, die nur durch Martern zu erzielen sind, herabgewürdigt; sie waren vielmehr sämmtlich mild und gut behandelte Freunde und Lieblinge dieser Menschen.

Noch ein Umstand fiel mir ins Auge. Die meisten dieser pariser Distelfinken zeigten das schöne, lebensvolle Roth ihres ansprechenden Gefieders nicht mehr, wie sie es in der freien Natur so anmuthig zur Schau tragen, sondern das fahle, verblichene Gelb der Gefangenschaft. Entweder mußten sie alle schon alte, bereits seit sehr langer Zeit eingefangene Vögel sein, oder, und dies ist wol am richtigsten, der Mangel des vollen freudigen Tageslichts, wie es in den Stuben zwischen den hohen Häusern ja auch den Menschen und ihrem gesunden Gedeihen nur zu fühlbar wird, hatte das grelle, lebhafte Gefieder dieser Vögel gar schnell ausgebleicht und vergilbt. Auch die naturwidrige Ernährung mit allen möglichen Leckereien mag das Ihrige dazu beitragen. Auffallend blieb es mir jedoch immer, daß ich keinen einzigen lebhaft bunten Stieglitz in allen den zahllosen Gebauern entdecken konnte, während diejenigen, welche der Vogelmarkt aufzuweisen hatte, doch in voller, frischer Farbenpracht sich zeigten.

3) Der Vogelmarkt von Paris.

Berlepsch sagt in seinem „Pariser Führer" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut), daß der pariser Marché aux oiseaux in der Rue Montgolfier, am Marché Saint-Martin, „alle Gattungen Luxus- und Singvögel von der Nachtigall bis hinab zum gemeinen Spatz, exotische Thiere, wie Papagaien u. s. w. eingeschlossen, Hühner und Tauben, außerdem Kaninchen und Meerschweinchen, sowie weiße Mäuse aufzuweisen habe". Das sonst so vorzügliche Reisehandbuch ließ mich jedoch in Bezug auf diesen Punkt völlig im Stiche.

Wenn Berlepsch meint, „da das Besitzen von Hunden in Paris aus vielerlei nahe liegenden Ursachen nicht so zur tollen Manie geworden ist als in manchen kleinen Städten Deutschlands und der Schweiz, so ist der pariser Hundemarkt nach dem Maßstabe, den man sonst für alles hier anzulegen gewohnt ist, ärmlich zu nennen", so gilt dies in noch viel höherm Maße von dem Vogelmarkte von Paris. Die Vogelliebhaberei ist hier im Verhältniß zur Hundeliebhaberei eine ganz beträchtliche, und zahlreiche Vogelhändlerläden in allen Theilen der Weltstadt bekunden dies ausreichend. Allein abgesehen davon,

Digitized by Google

daß Paris kein so großartiges Verkaufsgeschäft exotischer Vögel besitzt, wie z. B. das von W. Mieth in Berlin, so hält auch der eigentliche öffentliche Vogelmarkt des erstern mit dem des letztern keinen Vergleich aus.

An jedem Sonntage von früh bis zur Dämmerung erscheinen auf dem genannten Platze in Paris die Vogelverkäufer und Vogelliebhaber. In vier bis sechs Reihen finden wir die mannichfaltigen Käfige aufgestellt, theils große mit ganzen Gesellschaften frisch eingefangener oder minder werthvoller Vögel, theils zahlreiche ganz kleine mit den einzelnen kostbarern Sängern.

Zunächst fällt uns der beliebte Chardonneret ins Auge, welcher in sehr großen Massen und sehr verschiedenartig zu verkaufen ist. In letzterer Beziehung macht hier die Liebhaberei viele und große Unterschiede: Männchen und Weibchen, Alte und Junge, frischgefangene und schon eingewöhnte, schon verblichene oder noch farbenprächtige, Canarienvögel-Bastarde u. s. w. werden mannichfaltig verlangt und mit Preisen von der verschiedensten Höhe bezahlt.

Dann gibt es Bergfinken (den Pinson des montagnes) in großer Anzahl. Auch bei ihnen liegt wol in dem bunten Gefieder der Vorzug vor den edlern und als Sänger ungleich höher geschätzten Edelfinken. Edelfinken sind stets nur in geringer Zahl vorhanden.

Ebenfalls nicht häufig sind Grünfinken, Girlitze und Dompfaffen; edlere Sänger aber, außer Lerchen, welche allerdings ziemlich zahlreich vorhanden, sowie Insektenfresser überhaupt, mit alleiniger Ausnahme der Meisen, sind nur in wenigen einzelnen Exemplaren vertreten. Die Meisen dagegen sind in mehrern Arten, vornehmlich Kohl-, Blau-, Hauben- und Nonnenmeisen, und in großen Gesellschaften verkäuflich.

Abgesondert auf der einen Seite des Platzes sind zwei bis drei Händler mit fremdländischen Vögeln, doch wenn sie diese allerdings auch in einer ziemlich großen Anzahl vorräthig haben, so sind es doch eben nur die allergewöhnlichsten Arten: Bandfinken, Dirchs- oder Blutschnabelweber, kleine Prachtfinken, Astrilden, als graue Astrilds, Goldbrüstchen, Blaubändchen (die beliebten Schmetterlingsfinken oder Cordon bleu), die bei uns Atlasvögel genannten Tomba-Sou (Stahlfink) und einige andere. Nur wenige Exemplare sind vorhanden von andern Webern, den grellfarbigen Orangevögeln und Napoleonsvögeln (Feuerfinken- oder Euplectes-Arten) u. dgl. Noch viel weniger können aber die seltenen sehr schlecht gehaltenen Papagaien, die hier feilgehalten werden, in Betracht kommen.

Meerschweinchen, weiße Mäuse und sogar Affen gibt es sodann auf diesem Vogelmarkt allerdings, allein das Geschäft damit, namentlich mit den letztern, muß doch nur unbedeutend sein. Außerordentlich großartig ist der Handel dagegen mit den Thieren, die Berlepsch schlechtweg Kaninchen nennt. Es sind nämlich die hier wie auf allen möglichen Verkaufsplätzen, in allen Markthallen und in zahllosen Läden zum Verkauf gehaltenen, mannichfaltig verschiedenen Lepariden, welche unter den Betten, in allen Ofenlöchern und in allen möglichen Schlupfwinkeln von ärmern Leuten gezüchtet werden und bei hoch und gering in Frankreich sehr geschätzt und begehrt sind, nämlich ihres dort für äußerst wohlschmeckend geltenden Fleisches wegen.

Der Vogelmarkt von Paris kann sich nun allerdings mit dem Vogelmarkt von Berlin in keiner Hinsicht messen, dennoch darf eine aufmerksame Betrachtung des erstern den Natur- und Thierfreund mit inniger Freude erfüllen. Bevor ich dies darlege, sei mir eine kleine Abschweifung gestattet.

In Berlin vertheilt sich der Vogelmarkt auf verschiedene Plätze (Gensdarmenmarkt, Alexander- und Dönhofsplatz, Potsdamer Thor) und auf die verschiedenen Wochenmarkttage dieser Plätze, während er in Paris auf den einen Sonntag und den einen Platz, mit nur noch ganz geringen anderweitigen Ausnahmen, sich concentrirt. Wegen der

Digitized by Google

immer mehr überhandnehmenden Verringerung aller der für den Naturhaushalt so überaus nützlichen und meistens ganz unentbehrlichen Singvögelfamilien, mit deren völliger Ausrottung, als mit einem wahrhaft schweren Unheil, Deutschland bedroht erscheint, sind in Berlin oder vielmehr in ganz Preußen seit dem 1. Jan. 1868 die Vogelmärkte verboten worden, sodaß die einheimischen Singvögel eigentlich gar nicht mehr, mindestens nur noch in den Läden der Vogelhändler verkauft werden dürfen.

Obwol ich im Herbst, also gerade zur ergiebigsten Zeit des Vogelfangs, in Paris weilte, habe ich zu meiner großen Freude außer den obengenannten Vogelarten kaum einige andere auf dem Markte gefunden. Ein Schwarzköpfchen, einige Roth- und ein Blaukehlchen, in Exemplaren, von denen das erste und letzte augenscheinlich seit lange ausgeboten wurden, sind kaum zu erwähnen. Kaum darf ich annehmen, daß die in Deutschland noch leider so allgemein mangelnde Aufklärung über den Werth der Singvögel für den Naturhaushalt und das Menschenwohl hier bereits ins ganze Volksbewußtsein gedrungen sei, es mag vielmehr eine gewisse Bequemlichkeit sein, welche die mit der Pflege nur Insekten fressender Vögel immerhin verbundenen Mühen und Umstände scheut; gleichwol ist diese Nichtbeliebtheit aller edeln befiederten Sänger als Stubenvögel ein sehr gutes Zeichen. Könnte ebenso die leider bedeutende Vorliebe für Meisen und Lerchen verbannt, könnten zugleich bald möglichst wieder Wälder und zahlreiche Hecken, oder für die ersten wenigstens zahlreich und allenthalben im Gebüsch aufgestellte hohle Bäume, ausgehängte Nistkästchen u. s. w. erzielt werden, so würde es um die Culturen Frankreichs bald außerordentlich gut stehen.

Noch ungleich wohlthuender ward mir aber auf dem Vogelmarkt von Paris eine Umschau aus humanen Gesichtspunkten. Wo fand ich dort die Buben, die sich „für'n Sechser" einen Vogel kaufen, um ihn zum Vergnügen zu Tode zu quälen? Kein Händler hat hier, wie in Berlin ein jeder, solche „billige Vögel", bejammernswerthe Sperlinge, Goldammern, Meisen oder auch Weibchen von edlern Arten, die nur zu solchem grauenhaften Lose bestimmt sind.

Hier gibt es nur Vögel zu verkaufen, die man als liebe Stubengenossen hegen und pflegen will. Dem entsprechend werden sie aber auch behandelt. Von der raffinirten Geschäftskenntniß der Straßenvogelhändler und Vogelfänger Berlins, die dem frischgefangenen Vogel die Flügel überm Rücken mit seinen eigenen Federn zusammenbindet, die tausenderlei grausame Künste kennt, um ihre lebendige „Waare" zuzurichten und zu verbessern, fand ich hier keine Spur. Sämmtliche Vögel werden augenscheinlich menschlich gehalten; die Käfige sind sauber und reinlich, reichliches Futter wird gespendet und sogar eine Kanne mit frischem Wasser habe ich neben mehrern Händlern gesehen, um daraus die kleinen Trinkgefäße öfter zu reinigen und neu zu füllen (was der ordinäre berliner Vogelhändler höchstens einmal im Tage thut, gleichviel mag das Wasser eingetrocknet oder beschmutzt sein). Als einen großen Vortheil erachte ich es, daß in Paris die Käfige am Boden mit Moos bedeckt sind, anstatt wie in Berlin gar nicht oder mit Sand, in welchem erstern Falle die armen Vögel oft von Schmutz strotzen, während sie im zweiten Falle bei dem Hin- und Hertransport durch den umhergeschleuderten Sand sehr zu leiden haben.

Während in Berlin ein einbeiniger Bettler, der einen Drahtkasten voller Vögel sich umgehängt hatte, um sie an gutherzige Menschen für höhere Gaben zu verkaufen, und der beim Vorwärtshumpeln die ärmsten Geschöpfe fortwährend in unbarmherzigster Weise gegen die Wände des Kastens schleuderte, bis sie ihrem grausamen Lose erlagen und dann durch andere „billige" Vögel ersetzt wurden, mich stets mit Entrüstung und Grauen erfüllte, so oft ich ihn sah, während ich aus Berlin und andern deutschen Städten derartige barbarische Roheiten leider nur zu viele aufzuzählen weiß, habe ich in Paris

Digitized by Google

auf das emsigste, jedoch vergeblich mich nur nach einer einzigen derartigen Grausamkeit umgesehen. Ueberall fand ich nur die liebevollste, der Vernunft und dem Herzen des Menschen Ehre machende Behandlung der Thiere, wenigstens hier auf dem Markte der Vögel.

Wenn meine Vergleiche zwischen diesen Erscheinungen in dem fremden Lande und ähnlichen in der Heimat nun allerdings auch bitter zum Nachtheile der letztern sprechen, so dürfen wir doch zugleich hoffen, daß unser so hochstehendes Volk auch in jeder Hinsicht immer edler, humaner und gesitteter fühlen und handeln werde.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Seitdem Abraham Lincoln, der vielbetrauerte Präsident der Vereinigten Staaten, einem verbrecherischen Attentate zum Opfer gefallen, hat kein Ereigniß ähnlicher Art ein solches Aufsehen erregt wie die Ermordung des noch im kräftigsten Mannesalter stehenden regierenden Fürsten Michael Obrenowitsch von Serbien. Auf einem Spaziergange im Park von Toptschider, nahe bei Belgrad, ward er am 10. Juni 1868 gegen 5 Uhr nachmittags von vier Männern, die bis an die Zähne bewaffnet waren, überfallen und niedergeschossen. Außer ihm erlag auch Anka Konstantinowitsch, seine Cousine, den Revolverschüssen der Attentäter.

Michael Obrenowitsch war am 16. Sept. 1823 (nach dem gothaischen „Genealogischen Taschenbuche" am 4. Sept. 1825) in Kragujewatz geboren. Ein jüngerer Sohn des Fürsten Milosch Obrenowitsch, der vom Schweinehirten zum Herrscher von Serbien sich emporschwang, verbrachte er seine Kinderjahre theils in seiner Geburtsstadt, die sein Vater sich zur Residenz ausersehen hatte, theils in Smederevo, wo seine Mutter Ljubica sich mitunter aufzuhalten pflegte. Später wurde er nebst seinem ältern Bruder Milan einem russischen Professor, Namens Zoritsch, und 1837 einem jungen Griechen, Ranos aus Triest, zur Erziehung übergeben. Um sich weiter auszubilden, sollte er eben eine mehrmonatliche Reise durch die europäischen Culturstaaten antreten, als die Revolution ausbrach, die Milosch seiner Fürstenwürde beraubte. Dem entthronten Herrscher folgte (am 13. Juni 1839) sein erstgeborener Sohn Milan als Obrenowitsch II. in der Regierung; doch dieser starb bereits am 8. Juli 1839, worauf Michael als Michael Obrenowitsch III. auf den serbischen Fürstenstuhl erhoben wurde.*)

Die Pforte bestätigte Michael's Proclamirung zum Fürsten, gab ihm aber, weil er erst 16 Jahre alt war, eine Regentschaft zur Seite, die aus drei Mitgliedern, Wuktschitsch, Petroniewitsch und Jephrem, bestand. Im December 1839 reiste Michael in Begleitung seiner Mutter Ljubica und des Finanzministers Alexander Simitsch nach Konstantinopel ab, um sich vom Sultan mit der Fürstenwürde bekleiden zu lassen. Am 15. März 1840 hielt er in Belgrad seinen feierlichen Einzug. Fast gleichzeitig erließ er eine allgemeine Amnestie und verfügte die Einberufung der serbischen Nationalversammlung (Skupschtina). Man hätte glauben sollen, daß diese beiden Maßregeln allgemeine Zustimmung im Lande finden würden, doch das gerade Gegentheil traf ein: der serbische Senat erhob lauten Protest und erklärte sowol die Amnestie als auch die Einberufung

*) Manche schreiben den Namen des Fürsten „Michael III. Obrenowitsch", doch dies ist entschieden falsch, denn nicht der dritte Michael, sondern der dritte Obrenowitsch war er auf Serbiens Thron.

Digitized by Google

der Skupschtina für ungültig, weil Michael den Eid auf die Verfassung (das organische Statut von 1838) noch nicht abgelegt habe. So ward dem jugendlichen Fürsten gleich anfangs die Regierung erschwert. Noch größere Verlegenheiten bereitete ihm die Regentschaft. Jephrem (Michael's Oheim) arbeitete für sich selbst, und die beiden andern Männer des Triumvirats, Wuktschitsch und Petroniewitsch, suchten den Sohn Kara Georg's auf den Thron zu erheben. Um der ganzen Familie der Obrenowitsch die Volksgunst abwendig zu machen, wurde von der ihnen feindseligen Partei das schon früher einmal circulirende Gerücht wieder in Umlauf gesetzt, Milosch Obrenowitsch, der Vater Michael's, habe Kara Georg (Czerny Georg) meuchlings erschlagen, ihm die Haut abziehen lassen und diese dem Sultan zum Geschenk gemacht. Die Witwe Kara Georg's, welche Milosch immer von Serbien entfernt gehalten hatte, war zu der Zeit mit ihrem Sohne nach Belgrad zurückgekehrt und bestätigte jene Erzählung. Immer mehr wuchs der Anhang des jungen Alexander Karagjorgjewitsch (so hieß Kara Georg's Sohn), Wuktschitsch und Petroniewitsch traten mit jedem Tage offener für ihn auf und wußten ihren Amtsgenossen Jephrem, der ihren Planen hindernd in den Weg zu treten schien, gänzlich einflußlos zu machen. Sie brachten es dahin, daß in einem Hatti-Scherif des Sultans ausdrücklich bestimmt wurde, der junge Fürst Michael dürfe nicht das Geringste ohne die Zustimmung seiner Räthe Wuktschitsch und Petroniewitsch unternehmen, ja sie ließen Michael's Mutter, die, wie schon erwähnt, nach Konstantinopel gereist war, nicht mehr nach Serbien zurück und gaben Befehl, Michael's eifrigsten Anhänger, seinen Oheim Iwan, als angeblichen Urheber eines Militäraufstandes zu verhaften. Durch solche Machinationen verlor der Fürst von Tag zu Tag an Boden und hatte nicht einen Schatten von Macht. Was ihn dessenungeachtet noch auf dem Throne erhielt, war die mächtige Hand Rußlands und die Unzufriedenheit des serbischen Volks mit dem doch allzu sehr der reinen Willkür sich nähernden Gebaren der beiden Regenten Wuktschitsch und Petroniewitsch. Diese Unzufriedenheit machte sich in Volksversammlungen Luft, in welchen man verlangte, daß die Regentschaft über ihr Thun und Lassen, namentlich aber über das Fehlen von 8 Mill. Piastern in den Staatskassen, dem Volke Rechenschaft ablege und der Fürst den Sitz der Regierung von Belgrad nach Kragujewatz verlege, um sich der Vormundschaft des türkischen Paschas zu entziehen. Da aber die Regenten sowol das eine wie das andere Begehren rundweg abschlugen, erschienen am 6. Mai 1840 mehrere tausend Serben vor Belgrad und machten Miene, ihre Forderungen mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Um sie zu besänftigen, begab sich Michael in Begleitung des Metropoliten, des russischen Consuls und eines türkischen Beamten zu ihnen hinaus, doch alles Zureden war vergeblich, Fürst Michael mußte nachgeben und mit der immer mehr anwachsenden Volksmenge nach Kragujewatz ziehen. Wuktschitsch und Petroniewitsch, die sich in Belgrad nicht mehr sicher fühlten, flohen in die türkische Citadelle und sendeten von dort aus eine Beschwerde nach Konstantinopel, in der sie Michael anklagten, den Volksaufstand künstlich herbeigeführt und so gegen die Befehle der Pforte sich aufgelehnt zu haben. Infolge dieser Beschuldigung kam nach Belgrad ein türkischer Commissar, Mussa-Efendi, welcher nach vorgängiger Untersuchung den Beschluß faßte, der serbischen Nationalversammlung darüber, ob Fürst Michael gesetzlich vorgegangen, die Entscheidung zu überlassen. Die Skupschtina billigte, was der Fürst gethan, und verwies die beiden Intriguanten Wuktschitsch und Petroniewitsch, mit vollem Gehalt, des Landes. Zu dieser Verbannung gab jedoch der Senat nicht seine Zustimmung, und so dauerte die Gärung ungeschwächt fort. Zur selben Zeit verscherzte Michael durch tyrannische Maßregeln das Vertrauen des Volks und erbitterte es nicht wenig, als er die ohnehin schon hohen Steuern noch drückender machte. Am meisten schadete ihm die Besteuerung der Eicheln, die der Serbe zur Fütterung seiner Schweineheerden sehr noth-

Digitized by Google

wendig braucht. Anfang September 1842 kam es zu einer offenen Revolte, an deren Spitze Wuktschitsch stand. Die Aufständischen bemächtigten sich in Kragujewatz des Waffendepots, versicherten sich der Hülfe des Militärs und zwangen den Fürsten zur Flucht nach Semlin. Einen Tag später (8. Sept. 1842) bildete sich bereits eine provisorische Regierung, die aus Wuktschitsch und Petroniewitsch bestand. Diese beiden unermüdlichen Agitatoren wußten es in der Nationalversammlung am 14. Sept. durchzusetzen, daß die Familie Obrenowitsch definitiv abgesetzt und Alexander Karagjorgjewitsch zum Fürsten von Serbien proclamirt wurde.

Ein Versuch Michael's, eine Gegenrevolution ins Werk zu setzen, hatte nicht den mindesten Erfolg; auch zwei andere Erhebungsversuche seiner Partei (1844 und 1853) mislangen vollständig. Erst im December 1858, als Alexander Karagjorgjewitsch von der Skupschtina der Fürstenwürde verlustig erklärt wurde, kehrten die Obrenowitsch nach Serbien zurück, und Milosch, der damals vierundsiebzigjährige Vater Michael's, bestieg den Thron. Nach dessen Tode (26. Sept. 1860) gelangte Michael zum zweiten male zur Regierung. Es war dies zu einer Zeit, wo noch die Resultate des Krimkriegs die Pforte mit großem Selbstbewußtsein erfüllten; darum ward auch der Thronwechsel in Belgrad vom Sultan zwar bestätigt, aber nicht weil, sondern obgleich der neue Fürst von Serbien der Sohn des frühern Fürsten Milosch Obrenowitsch war. Unter Michael's Régime wurden in den Jahren 1861—68 nicht wenige Reformen theils angebahnt, theils durchgeführt. Die wichtigsten unter ihnen waren die Einführung einer Landwehr, die Reorganisation des Senats und allerlei Modificationen im Steuerwesen. Die innere Entwickelung seines Vaterlandes erschien jedoch dem Fürsten Michael so lange nicht gesichert, als die Türken jene Punkte in Serbien besetzt hielten, welche ihre natürliche Lage zu Stapelplätzen des serbischen Handels bestimmt hatte. Auch wurde es von der christlichen Bevölkerung des Fürstenthums sehr drückend empfunden, daß der türkische Pascha in Belgrad sich immer mehr Eingriffe in die Rechte der serbischen Behörden erlaubte. Deshalb verlangte Fürst Michael die Zurückziehung aller türkischen Garnisonen aus Serbien und die politische Gleichstellung dieses Landes mit der Moldau und Walachei. Die Pforte, weit entfernt, auf diese Forderungen einzugehen, antwortete mit einer Gewaltthat. Am 16. Juni 1862 wurde Belgrad von den Türken bombardirt! Den Anlaß zu diesem furchtbaren Ereignisse bildete ein geringfügiger Zank, entstanden zwischen serbischen Kindern und türkischen Soldaten, die sich beim Wasserholen an einem Brunnen den Vortritt streitig machten und welcher mit der Niedermachung der Christenknaben und Verhaftung der Mörder durch serbische Polizeiagenten endete. Um dem bis zum Aeußersten empörten serbischen Nationalgefühl eine versöhnende Genugthuung zu geben, trat zu Konstantinopel eine Conferenz der Gesandten Rußlands, Frankreichs, Englands, Preußens, Oesterreichs und Italiens zusammen, die nach langen Unterhandlungen mit dem Großvezier Ali-Pascha am 4. Sept. 1862 ein Protokoll vereinbarten, in welchem die Türkei sich verpflichtete, von den in Serbien bis dahin innegehabten sechs Festungen zwei zu räumen (Sokol und Uschitza). Auch überließ die Pforte, um künftigen Conflicten in Belgrad vorzubeugen, dem serbischen Gouvernement — jedoch nur gegen Entschädigung — alle türkischen Häuser und türkischen Terrains innerhalb der Stadt Belgrad, sowie die Mauern und vier Festungsthore, welche rasirt und nivellirt werden sollten. Trotz dieser Zugeständnisse blieb die Stimmung der Serben eine gereizte. Der mit großem Pomp am 4. Juni 1865 in Belgrad gefeierte Tag der funfzigjährigen Befreiung Serbiens vom Türkenjoch steigerte noch die Erregung. Deshalb richtete Fürst Michael am 17. Oct. 1866 ein eigenhändiges Schreiben an den Sultan, in dem er zur Beruhigung der Gemüther in Serbien um die Concession bat, daß auch die Citadelle von Belgrad nebst den Festungen Fath-Islam, Chabatz und Semendria von den türkischen Truppen geräumt werden möchten.

Digitized by Google

Nach fünfmonatlicher Erwägung dieser Angelegenheit willigte am 12. März 1867 die Pforte ein, daß in den genannten vier festen Plätzen die türkischen Garnisonen durch serbische ersetzt werden, und stellte nur die einzige Bedingung, daß auf den Festungsmauern neben der serbischen auch die türkische Fahne wehe. Hierdurch wurde die Unabhängigkeit Serbiens factisch hergestellt. Um dem Sultan zu danken, trat der Fürst Michael am 30. März 1867 eine Reise nach Konstantinopel an. Unmittelbar nach der unter stürmischem Jubel erfolgten Rückkehr (16. April) wurde die Uebergabe der Festungen an Serbien bereits eine vollendete Thatsache. In allen Klassen der Bevölkerung herrschte darüber große Freude. Noch lauter äußerte sich der Jubel über die neuesten Errungenschaften an dem alljährlich wiederkehrenden Nationalfeste. Ueberhaupt war, seitdem die Türken Belgrad den Rücken gekehrt, die Popularität Michael's immer mehr im Wachsen begriffen. Da durcheilte am 10. Juni 1868 Stadt und Land die Nachricht, der Fürst sei in Toptschider ermordet worden, und gleichzeitig erzählte man sich, daß eine ganze Reihe von Grausamkeiten an Fürst Michael verübt worden sei. Diese Schreckenskunde erwies sich als leider nur allzu wahr. Als ob ein einfaches Morden den Frevlern nicht genügte, hatten sie den Fürsten, nachdem 16 Revolverschüsse ihn getödtet, noch mit allen möglichen Werkzeugen ihrer wahrhaft bestialischen Mordwuth entstellt. Um bei dem Leichenbegängnisse dem Volke das Antlitz des theuern Fürsten zeigen zu können, mußte — so unmenschlich hatten die Mörder gewüthet — das zerfetzte Kinn nothdürftig hergestellt und die Nase ganz ersetzt werden. Die Trauer in Belgrad war eine große, allgemeine, und als die Leiche des Fürsten am 15. Juni zu Grabe getragen wurde, gab es ein herzzerreißendes Jammern die ganze Terazia hinab. „Ein ganzes Volk", schreibt ein Augenzeuge, „klagte da an dem Sarge seines hingemordeten Fürsten und schrie um Rache gegen den Himmel." Einige Tage war man zu glauben geneigt, das Attentat sei ein Act der Privatrache gewesen; bald stellte sich indeß heraus, daß die ruchlose That die Folge eines politischen Complots sei, in welches der entthronte Fürst Alexander Karagjorgjewitsch mit verwickelt wäre.*) Die Mörder wurden sehr bald entdeckt, sammt ihren Mitschuldigen vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Zum Nachfolger des ermordeten Fürsten, dessen Ehe mit Julie Gräfin von Hunyady kinderlos geblieben war, wurde von der Nationalskupschtina am 2. Juli 1868 ein jugendlicher Anverwandter von ihm, Milan Obrenowitsch (geb. 14. Aug. 1854), ein Enkel des obengenannten Jephrem Obrenowitsch, gewählt, welcher auch von der Pforte als Fürst bestätigt wurde. Bis zur Erreichung seiner Großjährigkeit ist eine Regentschaft eingesetzt worden, die aus drei Mitgliedern (Blaznawatsch, Ristitsch und Gawrilowitsch) besteht.

Am 11. Juli 1868 verstarb im Alter von 91 Jahren das älteste Mitglied der Académie française, Jean-Pons-Guillaume Viennet.

Viennet wurde am 18. Nov. 1777 in Béziers im Héraultdepartement geboren. Seine Laufbahn, die von zehn Revolutionen durchkreuzt wurde, war reich an Zwischenfällen und unerwarteten Entwickelungen, die er selbst in seinen „Autobiographischen Mittheilungen" weniger dem Geschick als seinem Charakter zuschreibt. Anfangs Soldat, dann Dichter, Literat und Politiker, als welcher er sich verschiedenen Regierungen widmete, hatte er das Vorrecht, sich zu allen literarischen und politischen Würden zu erheben, während er nach seinem eigenen Eingeständniß das äußerste Maß der Unpopularität erreichte.

*) Karagjorgjewitsch hat gegen diese Beschuldigung öffentlich protestirt, ist aber von dem Gerichtshofe in Belgrad der Theilnahme an dem Complot schuldig gesprochen und in contumatiam zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden.

Digitized by Google

Nachdem er in dem damals sehr berühmten Collegium seiner Vaterstadt gute Studien gemacht und während der ersten Zeit der Revolution die Stellung als Präsident eines Clubs von Knaben seines Alters bekleidet hatte, trat er im Jahre 1796 als Artillerielieutenant der Marine in den Staatsdienst. Im Jahre 1797 wurde er von den Engländern auf dem Hercules gefangen genommen und blieb acht Monate lang auf den Pontons in Plymouth in den Händen derselben. Als er seine Freiheit wiedererlangt hatte, trat er von neuem in die Marineartillerie ein; aber sein unabhängiger Sinn, welcher ihn gegen das Consulat auf Lebenszeit und gegen das Kaiserreich stimmen ließ, schadete seinem Avancement. Bekanntlich war Napoleon I. 1813 gezwungen, auch die Marineartillerie herbeizuziehen, um seinen Feldzug in Sachsen eröffnen zu können, und infolge dessen wohnte Viennet den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig bei, in welcher letztern er in Gefangenschaft fiel. Er kehrte erst mit der Restauration nach Frankreich zurück, der er sich ziemlich warm anschloß. Die Hundert Tage führten ihn nicht zum Bonapartismus zurück, und seine Weigerung, für den Zusatzact zu den Constitutionen des Kaiserreichs zu stimmen, wäre ihm bald sehr theuer zu stehen gekommen. Der Minister Decrès hatte bereits den Befehl unterzeichnet, ihn nach Cayenne zu transportiren; blos auf die dringenden Bitten von Cambacérès, welcher mit dem Vater Viennet's befreundet war, nahm er die Ordre zurück. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons nach Frankreich wurde Viennet von Gouvion Saint-Cyr in das Corps des königlichen Generalstabs aufgenommen; aber die Unabhängigkeit, die sich in seinen Versen und seinem Betragen aussprach, entfremdete ihm bald seine frühern Beschützer.

Aus dieser Periode stammen nämlich seine zahlreichen „Epîtres", die von seinen literarischen Erzeugnissen am bekanntesten geblieben sind, und von denen die Mehrzahl ganz dazu geeignet war, ihm in den entgegengesetztesten Reihen Feinde zu machen. Unter seinen ersten Episteln, die in einem monarchischen Geiste geschrieben waren, bemerkte man die an den „Kaiser Alexander" im Jahre 1815 und „die an den Grafen Gouvion Saint-Cyr über die Armee". In der letztern behandelte er die, welche man damals die Brigands de la Loire nannte, mit einiger Rücksicht, wie sich das in den folgenden Worten zeigt:

Il en est cependant qui, peu faits à l'injure,
N'ont pas de la vengeance étouffé le murmure,
Mais tu sauras les vaincre et ramener leur foi
De l'amour de la France à l'amour de leur roi.

Später erschien dann seine Episteln an die Griechen und die über die Griechen, an den Kaiser Nikolaus und an die Könige der Christenheit (1821—26), unter welchen sich auch das Gedicht „Parga" befand, das zum Besten der Parganioten gedruckt 1820 bereits in einer dritten Ausgabe erschien. Großes Aufsehen erregte seine „Epistel an die Musen über die Romantiker", denn sie war eine offene Kriegserklärung gegen die Neuerer in der Literatur. Politischer Art war seine „Epistel an die Lumpensammler über die Verbrechen der Presse" (1827), ein ebenso kühner wie geistreicher Protest gegen eine lächerliche und verhaßte Gesetzgebung. Infolge dieser Epistel wurde Viennet's Name in den Listen des Generalstabs ausgestrichen, doch zum Ersatz dafür wurde ihm eine sehr große Popularität zutheil, welche sich 1829 durch seine „Epistel an die Maulthiere Dom Miguel's" noch steigerte.

Nicht zufrieden, mit satirischen Versen den Despotismus und die Jesuiten zu verfolgen, wollte Viennet auch einen directen Antheil an dem Kampfe des Liberalismus gegen die Restauration nehmen, und trat zu diesem Zweck in die Redaction des „Constitutionnel" ein. Mit der Unterstützung dieses liberalen und voltairianischen Journals und durch seinen persönlichen Einfluß in seinem Arrondissement wurde Viennet 1827 im Héraultdepartement zum Deputirten erwählt. Er nahm natürlich seinen Sitz in den Reihen der

Digitized by Google

Linken, wo er mit seinen Boten und zuweilen mit seinen Reden jene mächtige parlamentarische Opposition unterstützte, welche zur Julirevolution führte. Während des Kampfes der drei Julitage der liberalen Sache treu, war er einer der ersten, von denen Ludwig Philipp im Hôtel-de-Ville als König proclamirt wurde. Ohne von dem neuen Könige eine andere persönliche Belohnung zu empfangen als die Wiedereinsetzung in seinen Grad als Bataillonschef, schloß Viennet sich doch ganz dem System der Contrerevolution an, das von der Regierung bald angenommen wurde. Bei der südlichen Lebhaftigkeit seines Geistes war er aber das Enfant terrible seiner Partei, indem er ganz laut von den Planen, Hoffnungen und den Losungsworten derselben sprach. In jenen Zeiten der stürmischen Debatten verfolgte er mit seinen heftigen Ausfällen die Revolutionäre, welche er die „Stipendiaten der Emeute" nannte und hinzufügte: „Je veux le repos de l'état, parce que le mien en dépend." Als die „Tribune" 1833 ihn anklagte, von den geheimen Fonds einen Theil zu beziehen, lenkte er auf dieses Journal den Unwillen der Kammer und die Strenge der Gerichte. In derselben Session machte er wegen des Preßgesetzes gegen die Freiheit dieser Institution Angriffe, welche von seiten des Verfassers der „Epistel an die Lumpensammler" wenigstens sehr seltsam schienen. Im Jahre 1834 unterstützte er nach den Apriltagen laut die sogenannten Repressionsgesetze. Damals war der Augenblick, wo Viennet's Unpopularität am größten war. Er selbst sagte: „Man hat jährlich fast 500 Epigramme gegen meine Person, mein Gesicht, meine Gedichte, meine Kammerreden, meine Locke rebellischer Haare und meinen grünen Ueberrock gemacht. Ein jeder, der dem Collegium entflohen in ein Feuilleton eintrat, versuchte seine Feder in Angriffen gegen mich und glaubte sich an mir die Sporen verdienen zu müssen." Im Jahre 1840 wurde Viennet von Ludwig Philipp zum französischen Pair ernannt, und diese Rangerhöhung, die ihn über die Angriffe und die Beleidigungen trösten konnte, die aus allen Reihen der Opposition gegen ihn gerichtet wurden, hatte nur die Folge, die Heftigkeit derselben zu verdoppeln.

Mit den Anklagen der politischen Parteien gegen ihn vereinigte sich von einer frühern Zeit her die der ganzen neuen literarischen Schule. Der Verfasser der „Epître aux Muses" war in der That mit Baour-Lormain einer der Führer des absoluten Widerstandes gegen die Versuche des Romanticismus, und ein um so gefährlicherer Gegner desselben, weil er sich der Waffen der Persiflage gegen denselben bediente. Er hatte auch seine Feder gegen jene kühne Ausbeutung der Literatur durch solche Schriftsteller versucht, welche gegen die Moralität und den Ruhm gleichgültig:

Aiment mieux, se moquant de la postérité,
Escompter en lingots leur immortalité.

Die Stellung, welche Viennet in diesen merkwürdigen Kämpfen genommen hatte, die Wichtigkeit, welche die Angriffe selbst, deren Gegenstand er war, ihm gaben, bestimmten die Académie française, ihm ihre Hallen zu öffnen. Er wurde am 30. Nov. 1830 an Stelle des verstorbenen Grafen de Ségur aufgenommen und besiegte dabei seinen Mitbewerber Benjamin Constant. Man bemerkte, daß Viennet der vierte Unsterbliche war, der in der kleinen Stadt Béziers geboren worden.

Zu dieser Zeit hatte Viennet aber außer seinen „Episteln" bereits zahlreiche Werke geschaffen, von denen wir nur die folgenden anführen wollen: „Essais de poésies et de l'éloquence", worin sich das Lob Boileau's befindet; „L'Austerlide" (1808) unter dem anagrammatischen Pseudonym Pons de Ventine; ein Gedicht „Marengo"; „Trois dialogues des morts" (1823); „Promenade philosophique au cimetière du Père-Lachaise" (1824), eine biographische und satirische Revue in Prosa, vermischt mit Versen; „Le Siége de Damas" (1825), ein Gedicht in fünf Gesängen; „Sédim ou

Digitized by Google

les nègres" (1826), Gedicht in drei Gesängen; „La Philippide" (1828), deren Held der König Philipp August ist. Ebenso sind von ihm eine gewisse Zahl Artikel in den „Annales des faits et des sciences militaires" (1817), in der „Minerve littéraire" „L'Abeille", „Le Dictionnaire de la conversation" und „L'Histoire des guerres de la révolution", „Campagne du Nord de 1792 et 1793" (1827) zu erwähnen. Außerdem hatte er damals schon eine Menge Trauer- und Lustspiele für das Theater geschrieben, mit deren Aufzählung wir uns hier aber um so weniger beschäftigen wollen, als sie für die Bühne nicht geeignet waren und meistens gar nicht zur Aufführung gelangten, oder jedesmal schnell wieder von der Bühne verschwanden und seinen Gegnern nur einen passenden Stoff zu neuen literarischen Angriffen boten.

Von seinen Werken, die nach seiner Aufnahme unter die 40 Unsterblichen veröffentlicht wurden, wollen wir hier noch erwähnen die Romane: „Le Tour de Montlhéry, histoire du XII^e siècle" (2 Bde., 1833); „Le château de Saint-Ange" (2 Bde., 1834); verschiedene akademische oder politische Reden; eine neue Auflage seiner „Promenade philosophique au cimetière du Père-Lachaise" (1855), in welcher man anstatt der 99 Notizen in der ersten Auflage Notizen oder Urtheile über 280 Personen findet, welche den Künsten, den Wissenschaften und der Politik angehörten; endlich eine Sammlung von Fabeln mit einer autobiographischen Vorrede. Diese meisterhaft gearbeiteten Fabeln, die meistens politischer Art sind, und welche er wiederholt dem Publikum und der Akademie mittheilte, sollten nach der Absicht des Verfassers ein Gegenstück zu seinen frühern „Episteln" bilden. Eine vermehrte Auflage der letztern („Epîtres et satires") enthält eine Epistel unter dem Titel „A mes quatre-vingts ans", welche eine für sein damaliges Alter sehr seltene Geistesfrische zeigt. Im Jahre 1863 erschien von ihm das seit so langer Zeit angekündigte nationale epische Gedicht „La Franciade" in zehn Gesängen.

Die letzten Revolutionen haben auch den politischen und literarischen Haß, den Viennet gegen sich hervorgerufen hatte, in hohem Grade abgeschwächt. Nach den Ereignissen von 1848, durch die er seine Pairie verlor, ist er ganz von der politischen Bühne abgetreten, und wenn er sich mit Politik beschäftigte, so geschah es nur in mancherlei Anspielungen und in seinen Fabeln. Er selbst glaubte, sein öffentliches Leben habe seiner literarischen Laufbahn geschadet, und sein größtes Unrecht sei gewesen, jedermann seine Gedanken zu sagen, ohne zu einer Partei oder einer Coterie zu schwören.

In den letzten Jahren seines Lebens entfaltete er eine energische Thätigkeit gegen die Einmischung der französischen Regierung in die Angelegenheiten der Freimaurerei und widersetzte sich namentlich den officiellen Reformen des französischen Grand-Orient.

An seiner Beerdigung, die am 14. Juli mit militärischen Ehren stattfand, betheiligten sich natürlich die Akademie und die schottischen Logen am meisten. An seiner Familiengruft auf dem Friedhofe Père-Lachaise wurden mehrere Reden gehalten; Patin sprach im Namen der Académie française, Jules Simon im Namen der Schriftstellergesellschaft und Genetay im Namen des höchsten Raths der schottischen Logen.

Xavier Durrieu, welcher Anfang Februar 1868 in Spanien gestorben ist, hat als französischer Journalist, als welcher er sich zuletzt nach der Februarrevolution der am meisten vorangeschrittenen demokratischen Partei anschloß, eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt. Er wurde am 28. Febr. 1817 in Castillon im Ariègedepartement geboren, machte seine Studien unter den Augen des Bischofs Savy von Aire, kam 1838 nach Paris, wo er seine literarische Laufbahn im „Siècle" begann, und trat 1841 zum „Temps" über, dessen Hauptredacteur er das ganze Jahr hindurch war. Zu derselben Zeit veröffentlichte er einige Artikel über Philosophie und auswärtige Politik in der „Revue de Paris" und in der „Revue des deux Mondes". Er wohnte regelmäßig den Soiréen

Digitized by Google

des Herzogs Decazes bei und war mit den Führern der Coalition von 1837 verbunden, trennte sich aber allmählich von beiden und schloß sich der demokratischen Opposition an. Als Hr. de Nièvre 1845 den „Courrier français" gekauft hatte, übernahm er die Leitung desselben und im Interesse einer vorangeschrittenen Partei betheiligte er sich an dem Kampfe des Journals „La Réforme" gegen den „National".

Nach der Februarrevolution gründete Durrieu mit Auguste Blanqui, dem ärgsten Revolutionär unter Ludwig Philipp und nach 1848, den unter dem Namen Société républicaine centrale bekannten Club, der seine Sitzungen im Conservatoire hatte und die Ursache der großen Volksbewegungen in jener Periode war, die seine Partei zu Grunde richteten und der Sache der Republik so sehr schadeten. Sobald aber in der „Revue rétrospective" das Document veröffentlicht worden war, in welchem Blanqui die ausführlichsten Enthüllungen über seine frühern Mitverschworenen, unter andern über Barbès, bekannt machte, trennte Durrieu sich von ihm und lehnte jede Solidarität mit Blanqui ab. Im Departement Ariège zum Deputirten in der Constituirenden Nationalversammlung erwählt, stimmte er in derselben mit der äußersten Linken, der sogenannten Bergpartei. Die Folge davon war, daß er für die Legislative nicht wiedererwählt wurde, da er seinen Wählern zu revolutionär war. Er schrieb nun für vorgeschrittene demokratische Blätter und gründete gegen Ende des Jahres 1851 das Journal „La Révolution", das nach dem Staatsstreiche natürlich sofort unterdrückt wurde. Was Durrieu betraf, so wurde er auf die Pontons geschickt, dann aus Frankreich verbannt, worauf er nach England flüchtete. Hier veröffentlichte er 1852 ein Werk über die Decembereregnisse. Im Jahre 1854 begab er sich nach Spanien, wo er Secretär eines der Führer der Progressisten wurde. Später hat er sich dort mit industriellen Unternehmungen beschäftigt und wahrscheinlich ganz auf die Politik verzichtet, wozu er sich schon dadurch gezwungen gesehen haben mag, daß in Spanien die Pronunciamientos nur von dem Militär gemacht wurden.

Paulin Limayrac, welcher am 10. Juli 1868 als Präfect des Lotdepartements gestorben ist, auf einem Posten, den er erst seit wenigen Wochen bekleidete, einer der hervorragendsten Journalisten Frankreichs, wurde am 26. Febr. 1817 in Caussade im Tarn- und Garonnedepartement geboren, begann seine Studien in Montauban und endigte sie mit Erfolg im Collége Henri IV in Paris. Er trat zuerst im Gebiet der Journalistik im Jahre 1840 in der „Revue de Paris" auf, betheiligte sich dann 1843 an der Redaction der „Revue des deux Mondes", an der er bis 1845 einer der thätigsten Mitarbeiter war. Unter anderm hatte er darin die literarische Chronik zu besorgen, aber er veröffentlichte in dieser so gehaltvollen Zeitschrift auch eine Reihe von Artikeln unter dem allgemeinen Titel „Simples essais d'histoire littéraire", unter denen man bemerkt: „La femme moraliste"; „La poésie symbolique et socialiste"; „L'esprit de désordre en littérature"; „Du roman et de nos romanciers"; „De l'esprit critique en France" und zuletzt einen humoristischen und philosophischen Roman unter dem Titel „L'ombre d'Eric", der 1845 in einer besondern Ausgabe in Octav erschien. Im Jahre 1849 überreichte Limayrac dem Théâtre français ein Lustspiel in fünf Acten in Prosa: „La comédie en Espagne", welches wegen der politischen Ereignisse nicht zur Aufführung gelangte. Nichtsdestoweniger brachte es dem Verfasser im Jahre 1855 das Commandeurkreuz des spanischen Ordens Karl's III. ein.

Vom April 1852 bis zum August 1855 redigirte Limayrac, der durch die freisinnige Unabhängigkeit seiner Ideen bekannt war, das literarisch-kritische Feuilleton in „La Presse", die damals das Eigenthum Emile de Girardin's war. Er veröffentlichte eine Reihe der für dieses Journal geschriebenen Artikel unter dem Titel „Coups de

Digitized by Google

plume sincères" (im Jahre 1854 in Octav). Im Jahre 1856 trat er in die politische Redaction des „Constitutionnel" ein, für den er auch literarische Berichte schrieb. Am 15. Aug. 1856 wurde er mit der Ehrenlegion decorirt. Nachdem er einige Zeit in die „Patrie" geschrieben hatte, verließ er dieses Journal im Juni 1861, um im „Pays" Garnier de Cassagnac als Rédacteur-en-chef et directeur politique du Journal zu ersetzen, und am 15. Aug. 1861 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Im October 1861 trat er vom „Pays" zum „Constitutionnel" über, dessen Leitung Dr. Louis Véron wieder übernommen hatte. Von dieser Zeit an war Limayrac insofern der wichtigste Journalist in ganz Frankreich, weil er seine Inspirationen direct aus den Tuilerien erhielt, ja häufig dazu berufen war, die Gedanken des Kaisers über wichtige Tagesfragen unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das war der Grund, weshalb alle von Limayrac unterzeichneten Artikel im „Constitutionnel" sofort durch den Telegraphen ganz Europa mitgetheilt wurden, und weshalb der „Constitutionnel" den andern officiösen Blättern, welche nur von den Ministern inspirirt wurden, bei weitem vorgezogen wurde. Wie sehr er den Kaiser als officiöser Journalist befriedigt hatte, bewies seine Ernennung zum Präfecten.

Nathaniel Bagshaw Ward, der berühmte englische Botaniker und Naturforscher, ist in der ersten Hälfte des Juni gestorben. Er war Mitglied der Königlichen und der Linné'schen Gesellschaft und Schatzmeister der Mikroskopischen Gesellschaft in London. Gegen das Jahr 1825 richtete er seine Aufmerksamkeit auf die englischen und ausländischen Farnkräuter und erfand für die wissenschaftliche Cultur der letztern und tropischer Pflanzen dichte Glaskästen, welche seinen Namen führen. Seine Erfindung hat er ausführlich in einem Werke beschrieben, welches den Titel führt „Observations on the Growth of Plants in closely-glazed Cases". Ward war Mitglied vieler literarischer und wissenschaftlicher Gesellschaften.

Am 25. Juni 1868 starb in Düsseldorf an einem gastrischen Fieber der productive Thiermaler F. Sigmund Lachenwitz. Im Jahre 1820 in Neuß geboren und in Köln erzogen, kam er 1840 auf die Kunstakademie nach Düsseldorf, machte die verschiedenen Klassen derselben durch und errichtete 1847 sein eigenes Atelier. Für die Thiermalerei, der er sich hauptsächlich widmete, fand er keinen passenden Lehrer, er mußte so durch eigene Studien und Beobachtungen Fortschritte zu machen suchen, wobei er von seinem lebhaften Temperament und einer schnellen Auffassungsgabe wesentlich unterstützt wurde. Vom gemüthlich spielenden Schoshündchen bis zum kämpfenden Löwen, dem stolzen König der Wüste, hat er so ziemlich alle zahmen und reißenden Thiere der Heimat und der Fremde in meist lebendigen Darstellungen zur Anschauung gebracht, namentlich fanden im Publikum diejenigen seiner Gemälde Beifall, welche das Leben der Hunde und Affen oft in komischen Situationen mit vielem Humor wiedergaben. Von seinen Werken, unter denen sich mehrere in größern Dimensionen befinden, sind besonders namhaft zu machen: Scenen aus Reineke Fuchs, Eine Löwenfamilie von Tigern überrascht, Von Panthern überfallene Büffel, In den Lüften kämpfende Adler, Renthiere von Wölfen verfolgt u. a. m. In den letzten Jahren hatte er sich auch vielfach mit dem Studium des Pferdes, besonders desjenigen der Steppe, befaßt und mehrere Porträtpferde gemalt, ohne jedoch hierin Hervorragendes zu leisten. Sein letztes Bild war ein großes Reitergefecht aus dem böhmischen Feldzuge von 1866, wie er denn auch schon früher Kriegsscenen in den Bereich seiner Darstellungen zog, welche jedoch seine Thierbilder in keiner Weise erreichten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Skizzen aus Paris und London. I.

(Sommer 1868.)

Von Rudolf Gottschall.

Todte Saison.

Die „todte Saison" in Paris beginnt bei weitem früher als die in London, wo sie erst Ende Juli mit dem Schlusse des Parlaments und der Abreise der Königin einzutreten pflegt. Doch darf man freilich nicht die deutschen Begriffe einer von ihren badelustigen Einwohnern geflohenen kleinen Residenz auf die Weltstädte übertragen, wo sich noch immer Millionen, trotz der morte saison, in den Straßen drängen.

Die Wagenreihen der Boulevards, der Rue Richelieu, der Rue Rivoli mögen etwas gelichtet sein; der Fremde, der sich mit Mühe durch die von allen Seiten ansprengenden Fiaker, Remisewagen, Equipagen und Omnibus hindurchwindet, fühlt hier keine Lücke.

Anders ist es schon in den Elyseischen Feldern und im Bois de Boulogne in jenen Stunden, wo sonst das fashionable und eroberungslustige Paris sich in der Avenue de l'Impératrice zu Pferd und Wagen zur Schau aufstellt. Hier vermißt man die Reihe glänzender Equipagen, die Schar koketter Reiterinnen, und was ist der Bois de Boulogne ohne diesen darüber schwebenden Duft der Mode, ohne diese Novellen und Romane, die mit den modernen Centaurinnen zu Pferde sitzen und sich aus dem Wagenschlag herauslehnen? Ein triftes, armseliges Miniaturgehölz, das sich jeden Vergleich mit dem berliner Thiergarten und dem leipziger Rosenthal verbittet! Französische Naturromantik, die nicht allzu hoch über die Köpfe der Menschen hinausragen und sich nicht erdreisten darf, diese zur Staffage herabzudrücken! Das aber gerade leistet die „todte Saison" — die einzelnen Equipagen, mögen noch so glänzende Modekupfer sich mit unzerknitterter Glorie darin entfalten, noch so reizende wie aus Duft gewobene Pariserinnen in ihnen Modell sitzen und liegen, mögen auch die photographischen Gesichter berühmter Staatsmänner, die der Corps législatif noch an die Hauptstadt bannt, hier und dort hinter den Wagenfenstern sichtbar werden, können doch kein wirksames Ensemble hervorrufen, welches die Decorationen in den Hintergrund drängte; sie sind und bleiben eben nur Staffage für das Landschaftsbild, das trotz des schwermüthigen Rauschens der vereinsamten Bäume keinen stimmungsvollen Eindruck hervorzubringen vermag. Nur wenn man von der Höhe des Arc de l'Etoile das in Sonnenduft getauchte Gehölz übersieht, hat diese sich neben die Stadt hinlagernde Fülle des frischen Grüns etwas Erquickendes; wandert man aber auf den Hauptstraßen des Bois de Boulogne, so erscheint einem die grüne Umrahmung zwerghaft genug. Die Kunst der Franzosen, ihre Gehölze und Parks so anzulegen, daß der Wanderer auf den Wegen gar keinen Schatten genießt, ist älter als das second empire, das man in Verdacht haben könnte, sie erfunden zu haben, da es so meisterhaft den Schatten zu vermeiden weiß. Jedenfalls hat das Boulogner Gehölz diesen Vorzug mit der officiösen Presse gemein.

Digitized by Google

Wir deutschen Barbaren, die wir aus unsern Teutoburger und Böhmischen Wäldern uns in die Hauptstadt der Civilisation verirren, haben freilich durchaus keine Berechtigung, dem Bois de Boulogne seinen Mangel an Urwüchsigkeit und hochragenden Wipfeln vorzuwerfen; denn es waren unsere siegreichen Landsleute im Bunde mit den Kosacken, welche im Jahre 1814 und 1815 hier ihr Lager aufgeschlagen und den alten Wald verheert hatten. Die neuen Anpflanzungen sind nicht von älterm Datum als das Kaiserreich, da Ludwig Philipp sich wenig um den Bois kümmerte und ihn ganz den Selbstmördern und Duellanten überließ. Das second empire übergab den Park 1852 der Stadt Paris gegen die Verpflichtung, zwei Millionen zu seiner Verschönerung im Laufe zweier Jahre zu verwenden. Dies geschah denn ordnungs- und reglementsmäßig; die neuen Alleen sind nach der Schnur gezogen wie die neuen Boulevards, und das einzige Zugeständniß an die Romantik und an die krumme Linie ist die Schwenkung, die sie machen, um die neuangelegten Teiche zu umkreisen.

Diese Teiche bilden den Mittelpunkt der neukaiserlichen Romantik mit ihren schläfrigen Enten und ihren Miniaturinselchen und den beiden ausströmenden Bächen, von denen der eine sich später entschließen muß, nahe bei den Ruinen der Abtei von Longchamps eine kleine Cascade zu bilden. Dies von dem Seinepräfecten arrangirte Naturschauspiel ist seine künstlerische Glanzleistung auf diesem Gebiete; die mit der Hacke und dem Zirkel bewaffnete Muse des Hôtel-de-Ville, welche sonst nur dem öffentlichen Wohle dient, hat hier der freien Schönheit gehuldigt und mag bei dem Genurmel des niedlichen Wasserfalls von ihren pariser Schanzarbeiten ausruhen. Jedenfalls ist die Physiognomie des Bois de Boulogne gänzlich verändert; er ist neu façonnirt worden mit derselben Virtuosität, mit welcher eine Putzmacherin des Passage du Saumon ein vorjähriges Hütchen nach den Anforderungen der Mode zurechtmacht. Früher ging der große Zug des fashionabeln Corso die Allée de Longchamps entlang nach dem Hippodrom zu, jetzt geht er durch die Avenue de l'Impératrice nach den beiden Teichen. Die Mode herrscht hier wie überall! Paris will sich selbst sehen, und grüne Coulissen bilden statt der Häusercoulissen den Hintergrund der Bühne. Das ist der einzige Unterschied! Einsame Spaziergänger, die etwa so thöricht wären, sich unmodischen Naturgefühlen zu überlassen, gibt es nicht in dem pariser Stadtpark. Begegnet man da einem einzelnen Wanderer, so darf man unheimliche Absichten bei ihm vermuthen.

Im Winter sind die künstlichen Teiche die Eisbahn der Pariser und Pariserinnen, welche letztere indeß bei diesem Vergnügen sich nicht der Begeisterung des Klopstock'schen Odenschwungs hingeben, sondern die Schlittschuhe als Eroberungswaffe benutzen. Dann herrscht hier das bunteste Gewühl. Auch der Kaiser, der an den Eislauf auf den glatten Bahnen der Diplomatie gewöhnt ist, gibt sich gern dem harmlosen Vergnügen hin, geheimnißvolle Runen ins Eis zu zeichnen, deren Chiffresprache glücklicherweise kein europäisches Cabinet zu lösen braucht. Daß es aber auch bei diesen Vorgängen hin und wieder ein Mexico gibt, davon haben die Zeitungen berichtet.

Auch an manchem Sommerabend drängt sich auf der Insel ein buntes Leben, wenn der Chälet des Isles seine Feste gibt. Dann gehen überfüllte Gondeln herüber und hinüber; aus dem dunkeln Laubwerk schimmert blendender Lichterglanz; Concerte, Marionettentheater, alle Arten von Volksschauspielen beleben die Scene. Wie melancholisch erscheint das Schweizerhäuschen dagegen in der todten Saison — man glaubt sich hier eher in einer Wildniß zu befinden als in der Nähe einer Weltstadt. Ornithologische Studien über die Natur der Wasservögel müssen da die culturhistorischen ersetzen, die man sonst hier über die Natur des Demi-Monde anzustellen pflegt. Halbverschlafen plätschert hier und dort eine versprengte Gondel über den Teich; irgendein kleines Familienfest wird im Chälet des Isles gefeiert; eine Lampe, bei welcher die Hausfrau im Freien zwischen

Digitized by Google

dem Haushahn und dem Haushund ihre wirthschaftlichen Rechnungen ordnet, ist der einzige selbstleuchtende Körper auf der ganzen improvisirten Insel, die sich in die unheimlichste Dunkelheit hüllt. Das ist die todte Saison in ihrer ganzen Weltverlassenheit!

In den Champs Elysées dagegen geht es lebendig genug zu; die zahlreichen Cafés chantants versammeln regelmäßig ihren Kreis von Hörern und Hörerinnen; es sind die Kunstschulen einer Teresa, deren gesungene Cancans ihr Echo in der vornehmsten Welt fanden, einer Suzanne Lagier, dieser mit der Riesenfeder der „Colombine" gewaffneten, blausträmpflichen Straßensängerin, welche die Lorbern ihrer Vorgängerin nicht schlafen ließen. Es sind zwei Jahre her, seitdem wir im Eldorado auf dem Boulevard de Strasbourg diese kolossale Coupletsängerin hörten. Es wurde uns ganz unheimlich zu Muthe, als sie in sehr decolletirter Toilette und herausfordernder Stellung auf der Bühne dieses Kaffeehauses erschien, vor dem rauchenden, biertrinkenden und zeitungslesenden Publikum, welches alle diese Beschäftigungen plötzlich sistirte, um seinem Liebling einen stürmischen Empfang zutheil werden zu lassen. Die kecke Vertreterin der Frauenemancipation ist selbst auch Coupletdichterin; doch wir bedauerten nicht, daß uns manche der Pointen und localen Anspielungen in ihren Couplets entgingen; es schwebte ein unsagbarer Duft von Gemeinheit über diesem ganzen „Kunstwerk der Zukunft", dieser Mischung von Dichtkunst, Musik und Malerei; wenn sich auch die letztere blos auf das Gesicht der Dame erstreckte. Wir wissen nicht, ob Teresa auch auf dem Mistbeet ihrer Gesangskunst die üppige Blüte der „Zote" so eifrig gepflegt hat; doch so klatsch- und knallroth, wie sie uns in dem Liederschatz der Suzanne Lagier entgegentrat, wird sie von der Schöpferin des ganzen Genre wol nicht gezeitigt worden sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schülerinnen die Meisterin zu überbieten suchen. Man denke sich eine nur etwas gemilderte Fettdame aus einer Meßbude, wie sie mit üppig sich wiegendem Behagen, mit männlich kräftigem Organ, mit dem herausfordernden Ton einer zeternden Waschfrau ihre Zwei- und Eindeutigkeiten dem Publikum ins Gesicht schleudert, nachdrucksvoll die Arme in die Seiten gestemmt, wo die Bekanntschaft mit dem Notenblatt es ihr erlaubt — und man hat ein lebhaftes Bild von den künstlerischen Genüssen, welche der Liebling des Eldorado dem Publikum bereitet. Wir dachten an eine andere Vertreterin der Frauenemancipation, an George Sand, an den unnachahmlichen Zauber, in welchen diese große Dichterin ihre Gestalten und ihre Probleme hüllt, an die Zartheit und Anmuth ihrer Werke, an den Glanz ihres stillen, tiefen Wesens — und wir sahen mit Schrecken, auf welche abschüssige Bahn die socialen Probleme gerathen sind, seitdem sie von unsaubern Händen nur zu cynischer Effecthascherei benutzt werden. Die junge Schule der Cafés chantants bildet sich nach diesen Mustern. Schade um den französischen Esprit, daß er in solchen Couplets bis auf den letzten Stumpf herunterbrennen muß. Vergessen darf man freilich nicht, daß die Neigung zu solchem zweideutigen Witz in Bezug auf die geschlechtliche Sphäre im französischen Nationalcharakter liegt. Der größte und gefeiertste Volksdichter des neuen Frankreich liefert hierfür einen sprechenden Beweis. Der Sänger Napoleon's und des „Königs von Yvetot", der in volksthümlichen Klängen seine Lisette und seine Mansarde feiert, hat die Gesammtausgabe seiner Gedichte mit einigen durchaus nicht apokryphischen Liedern vermehrt, in denen die bedenklichsten Stoffe aus den Mysterien und Verirrungen des Geschlechtslebens, z. B. die lesbische Liebe, mit einer unglaublichen Naivetät in der Detailmalerei dargestellt werden.

Einen etwas höhern Kunstgenuß als die Cafés chantants, die mit ihren schimmernden Lichtern und Liedern die stille Mondnacht beunruhigen, gewähren die Concerts Musard, die in die grüne Gartenrotunde zwischen dem Palais de l'Industrie und der Seine ein zahlreiches Publikum locken. So ernst der Deutsche die Musik nimmt, so ist doch die „Musik im Freien" in Deutschland stets vogelfrei; sie gibt nur einen belebten Hinter-

Digitized by Google

grund für lärmende Unterhaltung und die verschiedenartigsten Restaurationsgenüsse. In den Pausen des Gesprächs horcht man einmal nach den Klängen hinüber und schlägt in müßigen Augenblicken den Takt zu dieser oder jener Passage. So zerstreut und frivol darf man sich die Hörer eines Concert Musard nicht vorstellen. Hier klirren keine Gläser und Tassen, hier schwirren keine Gespräche durch die Luft; ein andächtiges Publikum sitzt, solange die Musik dauert, mit der Stille, wie sie im leipziger Gewandhaus oder an andern derartigen Musikstätten herrscht, im Kreise um den runden Kunsttempel der Mitte, in welchem der Taktstock des Dirigenten mit gewissenhafter Pünktlichkeit die Instrumente zusammenhält. Erst wenn die Musik eine Pause macht, beginnt der Spaziergang durch den Garten, die Unterhaltung und der profane Verkehr mit dem Restaurant.

Nicht weit von den Concerts Musard, in der Avenue Montaigne, locken blendende Gaslichter in eine andere Gartenrotunde, wo man die „todte Saison" als eine Mythe betrachtet und sich dem lustigsten Leben ergibt. Messire Michel Seigneur de Montaigne galt zwar bei seinen Zeitgenossen für einen Freigeist, doch würde die Freigeisterei des Genusses, die hier an der Allee seines Namens herrscht, doch noch über die Wagnisse seiner „Essais" hinausgehen. Nur in Einem Punkte stimmen die Kinder der jüngsten Epoche, die sich hier versammeln, mit dem ehrwürdigen Lebensphilosophen überein, darin nämlich, daß sie die Ehe für eine Last und für ein Joch halten. Wir sprechen von dem Jardin Mabille, diesem so wohlgezogenen Garten, der in der feenhaften Beleuchtung den weichen Sammt seiner Wiesen so verlockend schimmern läßt, der neben seiner glänzenden Arena so verschwiegene Laubengänge hat, in denen nur das Mondlicht herrscht, der so ganz geschaffen scheint für die Magie, für die Romantik einer Liebe, wie sie in den Balkonscenen von „Romeo und Julie" einen unsterblichen dichterischen Ausdruck gefunden hat. Freilich ist es hier eine Ketzerei, die Namen Romeo und Julie zu nennen, und wenn man die Amme des Shakspeare'schen Dramas um 20 Jahre verjüngen könnte, ohne ihrer Weisheit Eintrag zu thun, würde sie mit ihrem Geplauder hier in den Rahmen passen. Doch ebenso falsch ist die Ansicht, als ob der Jardin Mabille eine Art von Blocksberg sei, wo walpurgisartige Belustigungen an der Tages- und Nachtordnung wären. Schon die Sergents de ville, die hier mit feierlicher Würde auf- und abspazieren, gewähren hierüber vollkommen Beruhigung; denn das nüchterne second empire duldet keine Romantik. Wir sind sicher, daß keins dieser Hexchen im Walpurgiscostüm erscheinen, daß keiner dieser Schönen ein rothes Mäuschen aus dem Munde springen wird. Freilich, an dem wahren Hexentalent fehlt es hier nicht:

Das drängt und stößt, das rutscht und klappert,
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert,

auch die Gesänge der Halbchöre werden hier geflüstert:

Wir schleichen wie die Schneck' im Haus;
Die Weiber alle sind voraus,
Denn geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

Doch das darf nicht laut werden; das ist nur der geistige Duft, der über dem Ganzen schwebt. Das bewegt sich alles mit Grazie, mit Anmuth und Würde; die Toiletten sind lange nicht so tief ausgeschnitten wie bei einem Tuillerienballe; der Sergent de ville, der hier die Stelle des Hofmarschalls vertritt, kann keine Einwendungen gegen den Anstand der Costüme machen. Man ist sogar hier oben sehr zugeknöpft, freilich, unten guckt der Pferdefuß hervor. Es wäre alles nicht anstößig auch für den strengsten Sittenrichter, wenn nur der Cancan nicht wäre! Doch derselbe hat ja bereits nicht nur auf französischen, sondern auch auf deutschen Bühnen ein Heimatsrecht ge-

Digitized by Google

wonnen; es gibt bei uns Soubretten, die sich als Cancantänzerinnen Renommée erworben haben; ja man spricht von vornehmen Damen, die ihre Mußestunden dem Studium dieses Tanzes weihen. Warum soll man diesen Trank nicht an der Quelle schlürfen? Im Jardin Mabille stand die Wiege des Cancan; die undankbare Welt aber hat den Namen des Erfinders vergessen, dem zuerst diese entsetzlichen Melodien sich durch die Glieder bewegten. Es muß ein origineller Kopf gewesen sein, eine Art von Amadeus Hoffmann, der mit Gespenstern auf vertraulichem Fuße stand. Und wenn der Fall eines Apfels den großen Newton auf seine Gravitationstheorie brachte, so muß das Zappeln galvanisirter Frösche jenen namenlosen Erfinder zu seiner ersten Tanzstudie begeistert haben.

Noch drängt sich die kosmopolitische Bevölkerung des Gartens auf dem Hauptwege, der das innere Rondel umgibt. Alle Sprachen Europas und Amerikas schwirren hier durcheinander, denn das Contingent der Männerwelt rekrutirt sich aus allen Zonen. Auch die Schönheit ist nicht blos pariser, normannischer und provenzalischer Herkunft; es wandelt hier manche blonde Tochter Albions, manche aus dem zwiespältigen Elsaß, der weder deutsch noch französisch sprechen kann, manche, über deren Wiege die westfälische oder teutoburger Eiche rauschte. Doch die pariser Grazie gibt den Ton an; es ist ein leichtfüßiges Wandeln, ein anmuthiges Heben des Kleides, während die Engländerinnen ihre Kleider zusammenzuraffen pflegen wie ein Büschel Unkraut, das sie ausrupfen wollen. Da beginnt die Musik, mitten in der Rotunde, wie in den Concerts Musard. Um den Musiktempel herum zieht sich ein breiter concentrischer Kreis, der für die Tänzerinnen ist, was der Rotten-row im Hydepark für die Reiterinnen. Auf diesem plattgestampften Podium beginnen zunächst einige schüchterne Walzer und Polkas, welche den Zuschauern nur spärlichen Antheil ablocken. Erst mit den Klängen des Cancan stürzt alles in die innere Rotunde; die Zuschauer beengen den Tänzern den Platz. Der Cancan des Jardin Mabille ist ein ganz anderer als derjenige der Closerie de Lilas, wo die Studenten mit ihren Grisetten sich den Freuden des Tanzes hingeben. Hier herrscht echte Fröhlichkeit, die sich in lautem Jubel ausspricht. Wie der Pole bei seiner Mazurka lustig mit den Sporen aneinanderschlägt, wie der Tiroler bei seinem Länder in laute Juchzer ausbricht, so jauchzen die jungen Polytechniker, die Schüler der Ecole de la médecine, die Rekruten und Veteranen des Quartier latin, wenn sie in dem buntangestrichenen, fast chinesisch gemahnenden Göttertempel der Closerie von den Fußspitzen ihrer kleinen „Frauen auf Zeit" sich elektrisiren lassen. Das ist brausende Jugendlust, für welche der Himmel nicht wie für die Gelehrten des benachbarten Observatoire voller Sternbilder, sondern nur voller Geigen hängt. Im Jardin Mabille ist der Cancan eine Kunstleistung; in der Regel tanzen nur wenige Paare, die Zuschauer bilden einen dichten, fast undurchdringlichen Kreis und bewundern die Meisterschaft, mit welcher die Königinnen des Festes, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, ihre Füße in die Luft schleudern und sich in den andern barocken Touren dieses koboldartigen Tanzes ergehen. In der That kann man demselben nicht lange zusehen, ohne in eine Art von Seekrankheit zu verfallen, wie sie durch die unregelmäßigen Schwankungen eines auf den Wogen tanzenden Schiffes hervorgerufen wird. Denn der Cancan löst die Glieder, aber nicht zu bacchantischer Trunkenheit, sondern nur zu schlenkernden, schlotterigen Bewegungen; er ist ein kunstgerechter Veitstanz, eine nach musikalischen Rhythmen geregelte Rückenmarkskrankheit; er ist eine Parodie und Travestie des Fliehens, Suchens und Findens der Liebe, wie es sich so poetisch in vielen Nationaltänzen ausprägt; er ist brutaler Naturcultus in obscönen Gesten; doch noch hat kein Meister die ganze Symbolik dieses merkwürdigen Tanzes erfaßt. Die Culturhistoriker des second empire sind geneigt, denselben mit den Zuständen des Kaiserreichs in enge Beziehung zu bringen und ihn aus der höhern Politik heraus zu erklären, nur die Thatsache, daß er bereits unter dem

Digitized by Google

Bürgerkönigthum in gleicher Blüte stand, tritt diesen Erklärungen entgegen. Sonst könnte man sagen, der Cancan wäre die Folge der versetzten Revolution, die den Franzosen in die Glieder gefahren ist und sich so im krampfhaften Zappeln äußert.

Die Ballkönigginnen des Jardin Mabille regieren in der Regel nicht allzu lange und müssen dann bald ihren Nachfolgerinnen im Reiche das Scepter abtreten. Wie viele haben hier schon geherrscht, von der Königin Pomare, welche mit den grönländischen Seehunden zu den tragikomischen Lieblingsgestalten der Heine'schen Muse gehört, bis zur Rigolboche, einer am Schreibtisch fabricirten Berühmtheit, die in den Feuilletons der „Indépendance belge" ins Leben gerufen und großgezogen wurde und deren Memoiren, der Roman einer cancanbegeisterten Muse, lange Zeit hindurch die Lieblingslektüre der Pariser waren. Henri de Pène bekennt sich in seinem Artikel „Der Schlummer von Paris" selbst als den Urheber des großen Rigolboche-Skandals. „Wir arbeiteten damals", sagt er, „unter einem Pseudonym am Feuilleton der «Indépendance belge», und eines Tages kam uns, Gott mag wissen wie, der Gedanke, eine ironische Apotheose dieser Rigolboche abzufassen. Man nannte das aufgehende Gestirn damals noch Marguerite die Hugenottin. Wir hatten sie niemals gesehen, weder auf den Opernhausbällen noch an andern Orten. Irgendjemand hatte uns von ihr als von einem gewandten, muntern Mädchen erzählt, das sich besser als jede andere darauf verstände, die Beine zu schleudern und mit Fischweiberwitzen um sich zu werfen. Es belustigte uns, ihr ein Piedestal der Publicität zu bereiten, nicht um ihretwillen, sondern um die Macht des Journals zu zeigen, an dem wir arbeiteten. Der Erfolg des Scherzes ging um vieles über unsere Erwartungen und Wünsche hinaus. Durch diesen Erfolg ermuthigt und, wie es in der Journalistik zu gehen pflegt, durch Widerspruch zur Aufrechthaltung des Paradoxon gereizt, machten wir aus dem Artikel eine förmliche Campagne. Rigolboche war bald in der ganzen Welt genau so berühmt, wie es Teresa späterhin werden sollte. Allerdings fühlten wir einige Gewissensbisse, so viel daran gewendet zu haben, um diese Größe auf den Schild zu heben. Als die Memoiren dieser Göttin erschienen, befand sich auf der ersten Seite eine Photographie, welche sie auf einem Sockel reitend darstellte, wie sie ihre Zeitgenossen mit jenem Straßenjungengestus begrüßt, den man «eine Nase drehen» nennt. Es schien uns damals, als befänden wir uns diesem bizarren, unserer Feder entsprungenen Idol gegenüber, das sich selbst und die ganze Welt verspottete, ein wenig in der Lage des Doctor Faust, wie er vor dem ihn verhöhnenden Homunculus steht, den er geschaffen, oder in der Lage des Goethe'schen Zauberlehrlings, der sich den magischen Besen seines Meisters ebenfalls dienstbar machen will. Er bringt ihn wol in Bewegung, aber er vermag ihn nicht wieder aufzuhalten. Er hat ihm befohlen, Wasser zu holen; der Besen gehorcht; er gehorcht nur zu gut; Ströme von Wasser fließen durch das Haus. Ebenso droht Rigolboche den Chronisten zu übersluten, der sie erfunden." Bis zu dem verhängnißvollen Abend, an welchem wir den Feengarten betraten, behauptete Louise la Blanchisseuse das unbestrittene Scepter der Herrschaft. Doch an diesem Abend sollte es ihr streitig gemacht werden; es trat eine neue souveräne Schönheit auf und schlug die anmuthige Wäscherin durch die funkensprühende Beweglichkeit ihrer Fußspitzen und den unübertroffenen Hohn in dem wüsten Geberdenspiel. Welch ein Chic! Welch ein Chien! Das Publikum war begeistert! Erlesene Preisrichter gibt es nicht; auch finden bei dem Thronwechsel keine besondern Feierlichkeiten statt. Doch wie auf dem englischen Turf das siegende Pferd von den Lords und Jockeys, die auf dasselbe gewettet haben, im Triumph geleitet wird: so die neue Ballkönigin von ihren enthusiastischen Anhängern. Schon am nächsten Tage verkünden die Chroniqueurs der pariser Tagespresse, für welche der Jardin Mabille eine ebenso reichhaltige Fundgrube ist wie die Tuilerien und das Palais der Fürstin Metternich, der Welt den Namen der siegenden Ballkönigin; denn was wäre das

Digitized by Google

pariser Feuilleton ohne „dieſe Damen", deren Boudoirs pikante Anekdoten hergeben, deren Toiletten bei den premières représentations noch vor der Kritik der neuen Stücke geſchildert werden? Hat ſich das Feuilleton doch ſelbſt in einen cancanartigen Stil hineingeſchrieben, der molluskenhaft und knochenlos ſich in einem witzzappelnden Geſchlenker gefällt! Ueber die Zigeunerſprache, die in dieſer Welt des Jardin Mabille herrſcht, gibt das Schriftchen von Hans Wachenhuſen: „Eva in Paris", pikante Aufſchlüſſe, die um ſo weniger entbehrlich ſind, als faſt mit jedem Jahre dieſer productivſte Kreis des second empire die Sprache mit neuen Wendungen bereichert. Es iſt immer derſelbe Gegenſtand, der in einer andern ſprachlichen Beleuchtung opaliſirt und in verſchiedenen Farben ſchimmert. Die Loretten des Julikönigthums hatten ihren Namen von der kleinen, auch von außen etwas heidniſch ausſehenden Kirche Notre Dame de Lorette, in deren Umgebung die reichen Bankiers und die Damen der freien Liebe gleichmäßig heimiſch waren. Der Name „Lorette" wurde von dem Namen „Biche" verdrängt, der aus dem Theater der Porte Saint-Martin, aus der an Nuditäten reichen Feerie „La biche au bois" ſtammt. Der neueſte Name dieſer Damen, „Cocotte", kommt, wie wir von Wachenhuſen erfahren, von den Hühnchen her, die man ſich in der Schule aus Papier verfertigt. Von der Männerwelt entſprechen den Cocottes die „petits crevés", jene auf dem Bratofen der Liederlichkeit gedörrten, markloſen jungen Leute, denen ſchon im 20. Jahre das Haar auf dem Scheitel fehlt, die ſich vom Tanz aus den Armen der Femme du monde in die der elendſten Cocotte werfen und den Reſt der Nacht im Café Anglais mit dieſer verſchwelgen. Auf den Barrièrebällen heißt der junge liederliche Arbeiter, der dort den Ton angibt, „Voyou". Das iſt der pariſer „Bivouac" der untern Stände. Der Ausdruck: „genre canaille", ſich „encanaillisiren", bezieht ſich mehr auf die Teresas und Suzanne Lagiers. „Eine der unbegreiflichſten Verirrungen des Geſchmacks, hervorgegangen aus dem Ueberdruß der Raffinerie und einer ſinnlichen Ueberſättigung, hat in Paris das «genre canaille» erfunden und zum Régime gemacht. Man encanaillisirte ſich, d. h. man fand Geſchmack an einem burſchikoſen Weſen der Weiber, das aller feinen Sitte, aller Erziehung, aller Grazie Hohn ſprach und auf der elendeſten Bierbank zu Hauſe ſein würde. Rigolboche, Teresa, Suzanne Lagier u. a. ſind die Evangeliſten dieſes Genre und haben es zu hohen Ehren gebracht. Der Hof bewunderte ſie, die Cavaliere lagen ihnen zu Füßen und prieſen ſich glücklich, mit Canaille zu ſein. Warum? Es erinnert das an den kleinen Sohn eines Fürſten, der am Fenſter des Schloſſes ſtand und einer Anzahl Gaſſenjungen zuſchaute, die ſich im Schmutze katzbalgten. Der Vater war ſehr gnädig geſtimmt und fragte den Knaben, was er am liebſten möge. «Ach, Papa, ich möchte mich auch gern in dem ſchönen Schmutz da unten herumwälzen!»" So ſchildert uns Wachenhuſen dieſe Neigung der vornehmen Welt. Nach dem Sardou'ſchen Stück „La famille Bénoiton", in welchem die Frivolität und Gewiſſenloſigkeit der Erziehung und die Tollheit der Mode gegeiſelt wurde, erhält das Wort Bénoiton eine typiſche Bedeutung, die Bénoitonnerie wurde eine geſellſchaftliche Kaſte. Man ſtürmte das Theater, um ſich ſelbſt an den Pranger geſtellt zu ſehen. Die Frivolität des Coſtüms, der Sitten, der Erziehung, des Familienlebens bezeichnete man von da ab mit dem Namen Bénoiton und von den Weibern ſuchte die eine noch immer mehr Bénoiton zu ſein als die andere. Eine „femme chic" mußte Bénoiton ſein; es war das einmal die Parole. Unter femme chic verſteht aber der Pariſer überhaupt ein Weib, das äußerlich ohne Tadel, d. h. den Anſprüchen der verrückteſten Tagesmode möglichſt noch um einige Pferdelängen voraus iſt. Die Kategorie Bénoiton war die herrſchende. Man ſah ſie überall, im Bois, auf dem Turf, in Dieppe und Trouville, in den Landhäuſern der Nobleſſe, auf den Boulevards, und ſelbſt bei Bullier in den ſogenannten Cloſeries de Lilas hörte ich einmal eine

Digitized by Google

Cocotte gewöhnlichen Schlages zu ihrer Freundin sagen, als sie an einer elegantern Collegin vorübergingen: „Die spricht nicht mit uns! Das ist eine femme chic!"

Doch genug dieser Mittheilungen aus dem Dictionnaire des Jardin Mabille, der jedes Jahr in einer neuen verbesserten Auflage erscheint!

Die Schönheit dieser Damen ist übrigens eine vielbestrittene Eigenschaft, und man darf den Mohamuedanern von Herzen wünschen, daß die Huris in den ewigen Paradiesgärten schöner sind als die des Jardin Mabille. Wol gibt es hin und wieder eine anmuthige Erscheinung unter den jungen Rekruten, die erst zur Fahne schworen; hier und dort zeigt sich eine imposante Gestalt, die für eine Semiramis oder Kleopatra Modell sitzen könnte; doch die große Mehrzahl ist jenes Mittelgut, wie es etwa auf einem Ball heirathsfähiger Töchter in deutschen Residenzen grassirt. Auch trifft man viele verschwelgte und verkümmerte Schönheiten und wieder andere, denen die Ironie des Schicksals eine gewisse matronenhafte Würde verleiht. Denn die schwindsüchtigen Marguerite Gautiers, die Heldinnen des jungen Dumas, gehören zu den Ausnahmen. Vorherrschend ist das vollentwickelte massive Genre; und diese breitausgelegten Gestalten verlieren auch allmählich die pariser Grazie, die sich freilich niemals ganz zu verleugnen vermag.

Es ist ein kühner Sprung, der uns aus dem Jardin Mabille in den Palais-Bourbon, in die Sitzung des Corps législatif führt; doch wir suchen in der „todten Saison" Leben auf, wo wir es finden, und das politische Leben Frankreichs concentrirt sich ja im Gesetzgebenden Körper. Wenigstens ist er eins der Ventile für die Dampfmaschine des Imperialismus.

Der Palais-Bourbon ist reich an geschichtlichen, wenn auch nicht weit zurückreichenden Erinnerungen; es ist die Heimat neufranzösischer Volksvertretung. Hier tagten die Gesetzgeber unter Ludwig Philipp; jetzt steht das Gesetz fertig vor der Thür in Gestalt einer von Fuchères gemeißelten Marmorstatue, die, wie wir aus der Inschrift ersehen, der Minister des kaiserlichen Hauses im Jahre 1855 errichten ließ.

Hier war es, wo am 24. Febr. 1848 sich die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohn in die Kammer der Abgeordneten flüchtete, ohne bei der tumultuarischen Aufregung und der in den Saal selbst eindringenden blutbefleckten Revolution die Thronfolge des Grafen von Paris durchsetzen zu können; hier war es, wo der Prinz-Präsident Louis Napoleon den Eid auf die Verfassung der Republik leistete, und ebenfalls hier, wo er am 2. Dec. die Abgeordneten des Volks aus ihrem Sitzungssaale vertreiben ließ.

Wenn die Statue des Gesetzes draußen nicht eine marmorne Stirn hätte, man würde gewiß ein ernstes Stirnrunzeln an ihr bemerken über die seltsamen Dinge, die in ihrem Namen ausgeführt werden.

Wir treten in den halbkreisförmigen Saal ein, in welchem der Corps législatif seine Sitzungen hält; die Bänke steigen nach der Peripherie des Saales amphitheatralisch in die Höhe, die einzige Erinnerung an die alte Montagne. Doch nein! Zur Linken des Präsidenten befindet sich ein schmaler Sector des amphitheatralischen Fächers, auf welchem die politische Opposition ihren Sitz hat. Freilich wird man die Männer, die dort so trotziglich Posto gefaßt haben, nicht mit den Helden des Nationalconvents oder auch nur der ersten französischen Nationalversammlung verwechseln. Emile Ollivier, einer der tüchtigsten Köpfe aus diesem Kreise, ist kein Mirabeau, wenn er auch mit den Tuilerien verhandelt hat, Jules Favre kein Robespierre und Eugène Pelletan, trotz seines sonoren Organs, kein Danton. Doch ist geistiges Leben in dieser Gruppe, der letzten schwachen Reminiscenz an jene Allgewalt der Volksvertreter, die einst ganz Frankreich das Gesetz dictirten.

Digitized by Google

Hoch auf dem Präsidentenstuhl thront der jüngst mit dem Großcordon der Ehrenlegion geschmückte Leiter des Corps législatif, der elsässer Schneider, dessen Name von den Franzosen annectirt und in unsagbarer Weise ausgesprochen wird. Es ist ein alter Herr mit weißen Haaren, der durchaus nichts Imponirendes hat und von der würdevollen und glänzenden Repräsentation unsers Simson keine Spur zeigt. Auch ist seine Stimme schwach und nur fähig eine Versammlung zu lenken, welche wie der gegenwärtige Corps législatif von friedlicher Gesinnung ist und alle Ausschreitungen der Linken mit großer Majorität selbst corrigirt. Doch ist Schneider immerhin ein taktfester und gewiegter Leiter und wenn es ihm auch an Mitteln fehlt, doch ein denkender Künstler. Er weiß sehr gut das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen, den Leitton richtig anzusetzen, geschickt zu resumiren, rechtzeitig abzukürzen, die Ruhe zu bewahren, wenn einmal ein kleiner Tumult explodirt; kurz, er ist ein gewandter Parlamentsmann und ein vorzüglicher Sicherheitswächter, wie ihn das second empire gebraucht.

Gegenüber der Tribüne des Präsidenten, auf der vordersten Bank der Rechten, sitzen die Minister, deren Beredsamkeit von der gerade auf der Tagesordnung befindlichen Budgetdebatte häufig in Anspruch genommen wird. Diese Debatte führte auf das Gebiet der Kunst, welches von dem Corps législatif nicht allzu oft betreten wird. Der Bankrott des Théâtre lyrique unter der vielgerühmten Leitung des Hrn. Carvalho brachte die Frage der Theatersubventionen auf die Tagesordnung; denn das Théâtre lyrique gehört zu den kaiserlich subventionirten Theatern, oder vielmehr zu den Staatstheatern, da die Unterstützung alljährlich als ein Posten des Budgets von der Kammer bewilligt werden muß. Die Debatte war nicht ohne Interesse; denn es wurde hervorgehoben, daß Hr. Carvalho zu Fall gekommen sei, weil er dem guten Geschmack zu sehr gehuldigt habe. Bekanntlich war das Théâtre lyrique vorzugsweise die Stätte deutscher Musik; hier wurden die Opern von Mozart und Weber mit Erfolg zur Aufführung gebracht; ja der Director ging sogar mit dem kühnen Plane um, trotz der Niederlage, welche Wagner's „Tannhäuser" in der Großen Oper erlebt hatte, den „Lohengrin" zur Darstellung zu bringen. Doch Wagner hat Unglück in Frankreich. Die Kritiker, die ihn aufs wärmste vertheidigen, sterben, und die Theaterdirectoren, die ihn aufführen wollen, werden bankrott. Hr. Carvalho fand zahlreiche parlamentarische Lobreden, doch ein Hauptvorkämpfer der Linken, der Verfasser des „Modernen Babylon", erklärte sich gegen die Subventionen überhaupt als unverträglich mit der proclamirten Freiheit der Theater, die bekanntlich seit dem kaiserlichen Decret vom 6. Jan. 1864 besteht. Mit Recht wurde ihm eingewendet, daß es im Interesse des Staats liege, wenigstens an einigen Theatern die Pflege der Kunst zu unterstützen. Dagegen erhoben sich wieder Ankläger der Großen Oper, welche behaupteten, die großartigen Subventionen des Staats kämen nicht der echten Kunst zugute, sondern würden auf den Glanz der Decorationen, der blendenden Aeußerlichkeiten, auf den Luxus des überwuchernden Beiwerks verwendet.

Den eigentlichen Kern der Frage erfaßten die hin- und hergehenden Debatten nicht. Die Kunst ist eben keine gewerbliche Thätigkeit; das Princip freier Concurrenz kann auf ihrem Gebiete nur eine beschränkte Anwendung finden. Wir in Deutschland streben nach einer Nationalbühne, die in Wahrheit nur eine Staatsbühne sein kann. Die Kunst ist kein Geschäft, sondern ein Cultus, und der Maßstab, der auf eine Runkelrübenzuckerfabrik paßt, darf nicht auf das Theater übertragen werden. Der Staat soll das Theater mitaufnehmen in den Kreis jener idealen Interessen, in deren Vertretung seine Ehre und seine wahre Stärke liegt. Das Theater des Privatmannes ist abhängig vom Geschmack der Menge, das Staatstheater soll unabhängig gestellt sein, um bildend und erziehend wirken zu können. Die deutschen Hoftheater entsprechen nur einem Theil dieser Aufgabe, indem sie zwar zu künstlerischer Selbständigkeit befähigt, aber vielfach durch äußere

Digitized by Google

Rücksichtnahme an der Bewährung derselben gehindert sind. Die französischen Subventionen der sogenannten kaiserlichen Theater sind im Grunde eine Halbheit; es sind regelmäßige Unterstützungen von Privatdirectionen, denen keine streng formulirte künstlerische Verpflichtung daraus erwächst, und die trotz derselben wie jeder andere Privatunternehmer zu Grunde gehen können. Wohl hat das Ministerium des kaiserlichen Hauses, dessen eine unter Camille Doucet stehende Section den Theaterinteressen gewidmet ist, die Oberaufsicht, die aber natürlich die Selbständigkeit der einzelnen Directoren nicht gefährden darf, da ja diese auch ihr eigenes Vermögen an ihr Unternehmen wagen. Sehr interessante Mittheilungen hierüber enthalten die „Memoiren" des jüngst verstorbenen Bürgers Véron, der lange Zeit Director der Großen Oper war und sich als solcher ein beträchtliches Vermögen erwarb, unterstützt durch den glücklichen Zufall, daß Meyerbeer's erfolgreichste Opern unter seiner Bühnenleitung zuerst auf die Bretter kamen. Wenn die liberale Opposition also die Aufhebung der Subventionen verlangt, um das Princip der Theaterfreiheit in allen seinen Consequenzen zu retten, so müßte echte Kunstbegeisterung die Consequenz auf der entgegengesetzten Seite suchen und verlangen, daß der Staat, statt Privattheater durch seine Unterstützungen mit einer unhaltbaren, halbofficiellen Würde zu bekleiden, diese Theater selbst in die Hand nehme, ihnen eine ausschließlich künstlerische Leitung gebe und die Einzelzuschüsse, die sie verlangen, nicht als Subventionen, sondern als Verwaltungskosten auf das Budget des Staats setze.

Die Budgetdebatte des folgenden Tags führte die Minister ins Feuer. Marschall Niel, der Held von Solferino, hat keine so eisenfeste Haltung wie der preußische Kriegsminister und auch keine so geschulte Beredsamkeit; eine Blütenlese rhetorischer Figuren würde sich schwerlich aus seinen Reden zusammenstellen lassen wie aus denen des Hrn. von Roon. Der bereits sechsundsechzigjährige französische Marschall, ein Mann des „Genies" und aus dieser Truppengattung hervorgegangen, zeigt beim Sprechen eine sich hin- und herwiegende Eloquenz, welche zu überzeugen sucht; eine vergebliche Bemühung der Linken gegenüber! Geräth er in Feuer, so erscheint er wie ein Cavalerist im Sattel, der nach rechts und links seine Schwadronshiebe austheilt. Ein so ausgezeichneter Ingenieur der Marschall sein mag, so hält er es in seinen Reden doch nicht für nöthig, erst vorbereitende Parallelen zu ziehen und sich hinter Schanzkörben gegen das feindliche Feuer zu schützen; er stellt gar keine Truppen verdeckt auf, sondern schreitet gleich zum Sturm. Hin und wieder erinnert seine Sprechweise an ein gutmüthiges Schwadroniren.

Da tritt Rouher ganz anders auf, das Orakel des Kaiserthums, von Kopf zu Fuß geharnischt mit den Napoleonischen Ideen. Er weiß, daß jedes seiner Worte ins Gewicht fällt, und gibt jedem einen wuchtvollen Nachdruck. Sein Organ ist sonor und kräftig, seine Sprechweise voll siegesgewisser Emphase. Rouher ist der beredteste Anwalt, den das second empire bisher gefunden hat. An der Barre des Criminalgerichts hat Rouher seine ersten Studien gemacht und zeichnete sich bald durch die glänzende Sophistik aus, mit der er das Verbrechen zu vertheidigen wußte. In den parlamentarischen Versammlungen der Republik war er ein Vorkämpfer der conservativen Opposition. Der Prinz-Präsident, der für taugliche Werkzeuge stets einen scharfen Blick hatte, erkannte in Rouher alsbald einen geeigneten Vertreter seiner Ideen. Nach Odilon-Barrot wurde Rouher Justizminister in dem zweiten Ministerium des Präsidenten, und nachdem er mit dem ganzen Cabinet infolge eines Tadels der Majorität im October 1851 zurückgetreten, übernahm er bald nach dem Staatsstreiche von neuem dasselbe Amt. Zu seinen beiden Großthaten gehört die Entlassung, die er infolge des Decrets wegen der Orleans'schen Familiengüter einreichte, und der Abschluß des Handelsvertrags mit England. Staatsminister ist Rouher seit Billault's Tode 1863.

Digitized by Google

Die Glanzleistungen der Rouher'schen Beredsamkeit zeigen sich nicht im gewöhnlichen Verlauf der Debatten, wo er der äußersten Linken gegenüber einen sehr überlegenen Ton annimmt und ihr meistens jene ministeriellen Abfertigungen zutheil werden läßt, welche auf Gründe nicht eingeht und wenn sie so wohlfeil wären wie Brombeeren. Wir wissen nicht mehr, welches enfant terrible der Opposition während der Budgetdebatte eine jener unbestimmten Drohungen ausstieß, welche an eine künftige Revolution appellirten. Das verkörperte Gewissen des Kaiserthums durfte die Antwort nicht schuldig bleiben. In diesem Augenblick erinnerte uns Rouher an das Bild Paul Veronese's im Salon carré des Louvre: Jupiter, die Verbrechen niederblitzend. Da erscheint der Gott, die schwarzen Augenbrauen in Falten gelegt und in der Hand ein Bündel flammender Blitze; unter den Verbrechen aber, welche rücklings in den Abgrund geschleudert werden, befindet sich vor allen das Ungeheuer der Rebellion. Rouher schrieb mit Fracturschrift die drohenden Worte: „Wenn man von Reden zur That übergehen werde, so werde man das Kaiserreich gerüstet finden." Das war einer aus dem Bündel der Blitze, und man sah bei seinem jähen Schein die langen geraden Boulevards mit ihren Kasernen, die unterirdischen Verbindungen, welche nicht blos aus der einen Kaserne in das Hôtel-de-Ville führen, sondern durch die zahlreichen Kanäle der sauber regulirten Unterwelt überall für den Marsch der Truppencolonnen geheime Wege bieten: man sah das Fort von Vincennes und den Mont-Valerien Feuer speien. Gegen die parlamentarische Opposition, die sich im Monat August durch die Jurawahl so demonstrativ verstärkt hat, sowie gegen die opponirende Schuljugend der Sorbonne und die jungen Gracchen und ihre Mütter genügen indeß vorläufig die rednerischen Kolophoniumblitze des zürnenden Staatsministers. Doch, wie gesagt, das sind nur beiläufige Gesten seiner Beredsamkeit, mit denen er die Interpellationen der Linken abfertigt. Wenn ihm aber ein Thiers gegenübertritt, der glänzendste Vertreter der parlamentarischen Eloquenz des Julikönigthums, dann fühlt Rouher seinen Beruf zum oratorischen Wetteifer, um die geistigen Potenzen des zweiten Kaiserthums nicht in den Schatten treten zu lassen; dann hält er jene wohlausgearbeiteten Reden, deren Charakteristik einem Cormenin der Zukunft überlassen bleibt, für die er aber in der Gegenwart von der begeisterten Majorität des Corps législatif beglückwünscht wird.

Ein anderer Advocat-Minister ist Baroche, einer der kaiserlichen Terroristen, der in dieser Sitzung nur zu einem kurzen rhetorischen Erguß Veranlassung fand. Die eigentliche eingehende Vertheidigung gegen die Angriffe der Linken blieb den Regierungscommissaren überlassen, von denen namentlich Blanche sich durch eine behäbige, weitausholende Beredsamkeit auszeichnete. Im Aeußern einem wohlbeleibten Abbé nicht unähnlich, mit einem volltönenden Organ ausgestattet und mit dem Anstrich größter Bonhomie weiß er sich mit hundert feinen Schlangenwindungen an seine Gegner heranzuschleichen und parirt ihre Angriffe mit großer Sicherheit. Er deckte mit dem ganzen Aufgebot seiner geistigen und körperlichen Mittel den Seinepräfecten, der diesmal die Zielscheibe der oppositionellen Angriffe war.

Der jetzigen Ministerbank des second empire fehlt indeß der feine aristokratische Parfum, der mit einem gewissen unsagbaren Etwas so viele europäische Cabinete durchzieht. Der Herzog von Morny war der letzte Ritter des zweiten Kaiserthums — da war noch etwas Duft vom ancien régime, Kunstsinn, Galanterie, Abenteuerlust, Schöngeisterei. Morny und Walewski dichteten Lustspiele; Rouher und Baroche sind diesem attischen Geiste fremd. Die Ministerbank sieht einem Barreau zum Verwechseln ähnlich. Die Minister von Ludwig Philipp waren Bankiers, Journalisten, Professoren; diejenigen des dritten Napoleon sind Advocaten oder Hausfreunde.

Advocaten sind auch die Gegner des Régime, der Sauerteig, der die im ganzen ge-

Digitized by Google

ringe Gärung der Kammer hervorruft. Wir werden nächstens ihre Porträts von kundiger Hand bringen; Emile Ollivier und Jules Favre, deren Eloquenz wir nicht bewundern konnten, werden dann zu ihrem Rechte kommen. Wir hörten Jules Simon, der in seinen Angriffen auf Haußmann und das pariser Budget eine gewisse ruhige Energie entwickelte. Simon spricht mit Schärfe, mit Prägnanz; er ist unerschütterlich und zäh in seinen Angriffen und macht den Eindruck eines Charakters, dem die Ueberzeugungen aus der Tiefe kommen. Er ist überdies in der Kammer der Vertreter der frondirenden Akademie, der Gelehrte der Linken und in seinen Schriften ein Principienmann, der den Idealismus der Moralphilosophie in eine seiner sehr bedürftige Epoche hineinzuarbeiten sucht und außerdem für die Bildung der ärmern Klassen auf das eifrigste thätig ist.

Der Hauptredner des Tags war Eugène Pelletan. Der Verfasser des „Modernen Babylon" macht einen deutschen Eindruck; er gemahnt wie der französische Venedey. Sein Auftreten hat etwas Studentisches; sein volles Gesicht, der längere Haarwuchs, sein sonores Organ, dessen ganze ausgiebige Fülle er zu entfalten pflegt, sein Pathos und die declamatorischen Gesten machen ihn zu einem parlamentarischen Redner, dessen Begabung nach der Seite des Volksredners gravitirt. Bei Volksrednern kommt es, wie bekannt, weniger auf die Schärfe der Logik an als auf jene drastischen Wirkungen, welche das Gemüth und den ganzen Menschen packen. Wie der Krieger durch den Anblick seiner Fahne gerührt werden kann, wenn sie frei auf erhöhtem Standpunkt in den Lüften flattert, so wirkt auf das Gros der politischen Parteien die Phrase, in der sich ihre Herzenswünsche verkörpern. Ein einziges Wort, mit vibrirendem Vollklang ausgesprochen, macht größern Effect als die längsten Auseinandersetzungen einer geistig scharfen Dialektik. Pelletan beschränkte sich indessen nicht auf die Phrase; er führte Thatsachen ins Gefecht und suchte durch diese zu beweisen, wie wenig sehr viele der Gemeindevorsteher den Ansprüchen entsprechen, die man billigerweise an die Verwalter eines so einflußreichen Amts machen kann. Da die Maires in Frankreich theils vom Kaiser (bei Gemeinden über 3000 Einwohnern), theils von den Präfecten ernannt werden, so lag in diesem Angriff zugleich ein heftiger Angriff auf die Regierung, und da die Abhängigkeit der Gemeindeverwaltung von der letztern und die administrative Unselbständigkeit der Gemeinden zu den Achillesfersen des centralisirten Frankreichs gehört, so war diesem Angriff eine tiefgreifende Bedeutung nicht abzusprechen. Pelletan wies dem einen Maire offenbare Unredlichkeit und Verwendung öffentlicher Gelder in den eigenen Nutzen nach, während er den andern lächerlich machte, weil er eine Schule in der nächsten Nähe eines Irrenhauses gebaut hatte, sodaß die Schulkinder mitten im Lernen durch das Gelächter der Wahnsinnigen gestört wurden. Blanche vertheidigte indeß die Angegriffenen unter dem Beifall der Majorität.

Trotz dieser wenig verzuckerten Pillen, mit denen die Linke die Budgetdebatte würzte, wurde der Etat mit allen seinen fragwürdigen Posten doch ziemlich glatt bewilligt und der finanzielle Speisezettel abgespeist, ohne daß sich die Kammer dabei verschluckt hätte. Diese für die Verwaltung und für die Geschicke Frankreichs höchst wichtige Operation bot aber für das Publikum auf den Tribünen nur geringen Reiz dar; die Zustimmung zu den riesigen Zahlen, die Hrn. Schneider leichtgeflügelt von den Lippen glitten, mochte den Ministern höchst willkommen sein, machte aber auf den Zuschauer nur einen pagodenhaften Eindruck. Wir verließen den Palais-Bourbon, der zwei Tage nachher auch von den Volksvertretern verlassen wurde. Die „todte Saison" war auch auf dem Gebiete der Politik eingetreten.

Auch die Tuilerien waren todt und verlassen; der Kaiser in Plombières, die Kaiserin in Fontainebleau. Wir benutzten die Abwesenheit der höchsten Herrschaften, und mit

Digitized by Google

einer Erlaubnißkarte des Hausministers, Marschalls Vaillant, ausgerüstet, traten wir unsere Wanderung durch das schicksalsreiche Herrscherschloß des neuen Frankreich an. Ueber den sonnenheißen Carrouselplatz führte uns ein Diener, nachdem unsere Namen von einem Hausbeamten ueben der Wache der Rue Rivoli registrirt waren, in den Palast, wo ein Kammerdiener den wohlwollenden Cicerone machte. Rechts vom Vorgemach empfängt uns der Salon des Ersten Consuls, bedeutsam durch das Bild desselben von Gros, gewiß das beste Bild Napoleon's, namentlich aus jener Zeit. Hier ist der Halbgott noch nicht zu Marmor versteint; Geist und Scharfsinn spricht aus den Zügen, ein weltbewegendes Leben; das rothe Costüm wirft einen bleichen Schein auf das sinnige Antlitz. Man sieht es diesen Zügen an, worüber der Geist brütet. Die letzten Reminiscenzen an das Jakobinerthum sind erloschen; die militärische Glorie der Schlacht von Marengo, die politische des 18. Brumaire erfüllen die Seele und noch mehr das Vorgefühl imperatorischer Herrlichkeit. Der Saal der Marschälle, der den mittlern Pavillon, le pavillon de l'horloge, in seinen zwei Stockwerken und in seiner ganzen Tiefe ausfüllt, ist der Ballsaal des second empire, und die zwölf Marschälle des ersten Kaiserreichs sehen mit Verwunderung auf die Reihen der Schönen herab, die hier um den Preis ringen. Auch empfängt hier der Kaiser bei gewöhnlichen Audienzen die europäischen Diplomaten. Nach der einen Seite geht der Balkon des Saals auf den Garten der Tuilerien hinaus und der Blick reicht in gerader Linie über die Place de la Concorde und den Obelisken von Luxor hinweg bis zum Arc de l'Etoile; der Balkon der andern Seite geht auf den Carrouselplatz und darüber hinweg auf den alten und neuen Louvre. Von hier aus erkennt man die Symmetrie, die diesem Riesencomplex von Prachtbauten zu Grunde liegt und gerade auf den Balkon der Salle des Marechaux berechnet scheint. Der alte Louvre bildet den Mittelpunkt, von dem die zwei die Place Napoléon begrenzenden Hauptflügel ausgehen, die sich noch einmal in einem Winkel brechen, um dann zwei lange Arme nach den Tuilerien hin auszustrecken, den ältern und neuern Verbindungsflügel. Trotzdem hat der Anblick etwas Finsteres und Todtes, gegenüber der befreienden Aussicht auf den sonnenfunkelnden Tuileriengarten und den fernher winkenden Arc de l'Etoile. Der gepflasterte Carrouselplatz, der Platz, wo die sinkenden Könige ihre letzten Revuen halten, wo Ludwig Philipp noch einmal vergeblich an die Begeisterung der Nationalgarde appellirte, von wo die bluttriefende Revolution mehrfach ihren Einzug in das herrscherlose Schloß hielt, ist nicht nur reich an unheimlichen Erinnerungen; er macht auch den Eindruck einer gepflasterten Wüste, in deren ganzem Umkreis sich nichts Lebendiges regt. Die Rosse Lysipp's vor der Kirche San-Marco mochten ihm mehr zur Zierde gereichen, als die Quadriga mit der geheimnißvollen weiblichen Figur, welche jetzt dort auf Doppelsockel über der Attika die Rosse lenkt. Der Triumphbogen, den Napoleon I. zur Erinnerung an den Feldzug von 1805 erbauen ließ, hat über eine Million gekostet, doch macht er einen wenig imposanten Eindruck und wird jetzt, seitdem sich ringsum das große Viereck geschlossen hat, von dessen überwältigenden Formen fast erdrückt. Die Rosselenkerin bedeutete unter Ludwig XVIII. und Karl X. die „Restauration"; man ließ sie auch unter dem Julikönigthum stehen, wo sie die „Charte" bedeutete; es ist eine geistig polychrome Statue, welche in den verschiedensten Farben spielt. Was sie heutigentags bedeutet, darüber schweigt die „Laterne".

Es ist dieser Balkon des Pavillon de l'Horloge, auf welchem sich bei feierlichen Gelegenheiten die Majestät dem Volke zeigt, wo sie seine jubelnden Begrüßungen empfängt. Doch weiß die Geschichte auch von Verwünschungen und Flüchen zu erzählen, die den Herrschern hier entgegengerufen wurden und denen zum Theil auf dem Fuß die verhängnißvollsten Thaten folgten.

Der Saal des Apollo, dessen Plafond noch alle Decorationen aus der Zeit Lud-

Digitized by Google

wig's XIV. besitzt, schließt sich an den Saal der Marschälle an. Es ist dies eine seltsame Nachbarschaft, denn die Marschälle des ersten und zweiten Kaiserreichs haben mit Apoll und den neun Musen nichts gemein, den einzigen Marschall Baillant ausgenommen, der als Minister des kaiserlichen Hauses auch die Theater unter seiner Oberleitung hat. Im Throusaal stellt ein Plafond von Flamakel die Religion vor, wie sie Frankreich beschützt. Unter dem Thronhimmel wird jetzt auch für den kaiserlichen Prinzen Platz gemacht, welcher den dritten Thronsessel in Besitz nehmen soll, so früh wie möglich, um ein verhängnißvolles trop tard zu vermeiden. Der darauffolgende Saal Ludwig's XIV., welcher mit einem vorzüglichen Bilde dieses Monarchen geschmückt ist, und einige andere dem Ludwigscultus gewidmete Bilder enthält, dient in der Regel der kaiserlichen Familie als Gesellschaftszimmer; zahlreiche Divans und Causeusen und ein preisgekröntes Fortepiano deuten auf häuslichen Verkehr und trauliches Zusammensein. Dann folgt die Galerie der Diana, wo die kaiserlichen Festdiners stattfinden und die mit manchem mythologischen Gemälde von Werth ausgestattet ist, so fremdartig auch diese Götter und Göttinnen des ancien régime auf die Diplomaten des 19. Jahrhunderts herabsehen.

Die Ausschmückung aller dieser Säle ist, ohne überladen zu sein, eine prachtvolle. An einzelnen Kunstwerken von Bedeutung sind die Tuilerien nicht allzu reich, doch erwähnen wir noch ein vortreffliches Bild des jetzigen Kaisers und zwei kleinere plastische Kunstwerke. Es wird immer auffallend sein, daß eine Büste von Nero sich in diesen Räumen befindet, wo so wenige Kaiserbüsten aufgestellt sind. Was bedeutet diese Erinnerung an den Machthaber des sinkenden Roms, der sich durch seinen Muttermord und den Brand der Weltstadt ein so unseliges Andenken gestiftet hat? Und noch einmal begegnet uns ein in Stein gemeißelter Nero, diesmal nicht der römische Despot, sondern der Lieblingshund des Kaisers, vereinigt zu einer plastischen Gruppe mit dem kaiserlichen Prinzen. Der Prinz und der Hund sind wahrhaft künstlerisch herausgemeißelt, und daß jener ein feiner, allerliebster Knabe ist, wird jeder zugeben müssen, mag er dem jungen Preisvertheiler der Sorbonne im übrigen auch das ungünstigste Horoskop stellen. Das Urbild des Hundes aber wandelt nicht mehr unter den Lebenden, und es ist bekannt, daß sein Tod in den Tuilerien wie ein Trauerfall empfunden wurde.

Woher aber diese Vorliebe für Nero? Sollte man nicht glauben, daß der Kaiser, nach der Vollendung seines „Julius Cäsar", unten in seinem Arbeitscabinet an einer Ehrenrettung des blutigen Imperators nach dem Vorbilde der Stahr'schen Biographien schreibe? Oder stellt er diese Neronen in Menschen- und Hundegestalt nur als marmorne Warnungstafeln auf an den Pfaden, an denen er täglich wandelt, um den Gegensatz humaner und civilisatorischer Tendenzen gegenüber einer toll gewordenen Willkürherrschaft lebhaft zu empfinden?

An die Galerie der Diana schließt sich der Pavillon de Flore an, der nach der Seine zu liegende Eckpfeiler des Palastes, dessen Restauration aber noch nicht vollendet ist. Er war uns daher verschlossen, wie auch die nach dem Garten zu liegenden Gemächer der Kaiserin, die im Umbau begriffen sind. Drei Säle, ein blauer, ein grüner und ein rosafarbener, sind zugleich neugeschaffen. Zur Ergänzung unserer Darstellung wollen wir hier die farbenreiche Schilderung des letztern einschieben, welche Arsène Houssaye in dem „Paris Guide" von ihm gibt. „Der rosafarbene Saal", sagt er, „ist der Saal der Blumen. Der Dichter Saadi würde es besser verstehen als ich, dem Leser den Saal der Blumen zu schildern; er, dessen Muse die Hände voll Rosen hat. Er würde alle Wohlgerüche duften lassen, welche seinen strahlenden Himmel durchwallten, und alle jene Thautropfen sammeln, die er zu echten Perlen gestaltete. Man hat vielfach die Wunder des Tempels Salomonis gepriesen, aber damals war die Kunst von der Pracht des Materials erdrückt. Man hat nichts Schöneres zu erdenken gewußt, als die

Digitized by Google

Wände mit Goldplatten zu belegen. In Spanien, dem Lande der Sonne und der Zaubereien, hatte man im Palaste von Buen-Retiro nichts Besseres gefunden, als die Wände eines der Säle mit tausend Spiegeln zu bekleiden, welche ins Unendliche die Granden und Doñas widerstrahlten. Beim Eintritt in den Saal der Blumen wird der Blick alsbald von dem Plafond angezogen, wie wir in einer Landschaft zuerst nach dem Himmel aufblicken. Die drei Grazien, jene drei theologischen Tugenden der Heiden, umkränzen das Medaillonbild der Kaiserin mit Blumen. Ringsumher sind die Künste mit ihren Attributen dargestellt. Ein den Alten bekannter Genius, welcher in den wieder aufgefundenen Frescogemälden bald den Zirkel, den Pinsel, die Lyra und den Meißel in Händen hält, formt in parischem Marmor die Gestalt einer jugendlichen Mutter. Andere Genien tragen in einem Blumenkorbe den kaiserlichen Prinzen, wecken die noch schlafende Aurora und verjagen die Wolken, um einen heitern Himmel zu schaffen. Dieser schöne Himmel ist noch auf dem Karnies sichtbar, aber er verliert sich da hinter einem vergoldeten Gitter unter Gewinden von Blumen, welche dort in so großer Anzahl aufblühen, daß man glauben könnte, alle verlorenen Paradiese zu durchwandeln. In diesem Saale befinden sich sechs Thürauffätze, auf denen der Maler Blumen symbolisirt hat. Das Bild über der Eingangsthür — eine träumerische mit Sternen gekrönte Gestalt unter der Mondessichel — ist die Pensée. Möge uns das Symbol nicht trübe stimmen. Im Blumensaale hat auch der ernste Gedanke rosige Reflexe und nur die Poesie hat hier Bürgerrecht. Der Maler, mehr noch mit der Palette als mit der Idee beschäftigt, hat auf einem zweiten Thürstücke Feldmohn und Kornblumen symbolisiren wollen. Eine wundervolle Aufgabe für den Farbenkünstler! Seinen Gedanken hat er folgendermaßen ausgedrückt: eine Chloë bekränzt sich mit Mohn vor einem Spiegel, den ihr Amor vorhält. An ihrer Seite schlummert eine Phyllos, mit einem Kranze von Kornblumen, und ein anderer Amor versucht sie mit einer Kornähre aufzuwecken. Die Aehre, welche den abgestumpften Pfeil der Alten ersetzt, deutet an, daß es nicht allein Kornblumen und Feldmohn bei der Ernte gibt. Das Sinnbild des Veilchens bildet das dritte Thürstück: das Veilchen wächst im Schatten des Lorbers. Das vierte Thürstück ist die Geschichte der Wasserblumen. Welche schönen Wechselgesänge lassen diese Najaden ertönen, bekränzt von Seerosen und Schilf. Ferner ist das Maßliebchen da und die Rose. Das Maßliebchen erzählt immer dieselbe Geschichte: «Ich liebe dich — ein wenig — von Herzen — über alle maßen!» es ist das Feldorakel — ein Orakel, das die Zerstörung seiner Tempel nicht zu fürchten hat. Wie aber symbolisirt der Maler die Rose? Sehr einfach! er zeigt uns Aurora, die Tochter Homer's mit ihren Rosenfingern. Diese Gemälde sind von Charles Chaplain, einem ganz französischen Maler, der in seiner Weise die Tradition der Lemoyne, Boucher und Fragonard fortsetzt. Aber obwol er so sehr Franzose ist, möchte ich doch einen leisen Anflug englischer Manier in ihm finden. Lawrence würde sich in diesen Thürstücken zu erkennen glauben. Freilich war Lawrence Franzose, ohne daß er es ahnte. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in dieser Malerei, die so jugendlich frisch auf uns niederlächelt und uns durch Rosenwangen und blonde Locken entzückt. Ein milder Sonnenstrahl, der leuchtet ohne zu brennen, hat diese Schöpfungen verklärt. Wir sind vom Realismus weit entfernt; aber diese holden Gestalten loben das schöne Leben der Kunst. Es ist ein keuscher Decameron, wo sicherlich reizende Dinge erzählt werden. Der Kamin ist ein kleines Meisterwerk. Dann sind vier Spiegel da, von Blumengewinden umschlungen, und in jeder Ecke des Plafonds ist ein Medaillon, dem Blumen entfallen. Blumen hier, Blumen da, allüberall Blumen. Die Thüren und Umhüllungen schmücken Bilder in Camaïeux, deren leichte Linien von der Zauberhand d'Audran's verschlungen scheinen."

Zwischen dem Pavillon de l'Horloge und dem Pavillon Marsan ist in den Tuilerien

Digitized by Google

ein großer Theatersaal, der sich gegenwärtig in etwas verwahrlostem Zustande befindet und ein anarchisches Durcheinander zeigt, das man in dem Kaiserschlosse Frankreichs am wenigsten erwarten sollte. Hier wurde bei der letzten Anwesenheit des Kaisers von Rußland vor den allerhöchsten Herrschaften und den nächststehenden Kreisen Komödie gespielt. Seltsame Ironie der Weltgeschichte! Der Kammerdiener bezeichnete andachtsvoll die Plätze, wo die Majestäten saßen, während unsere Phantasie diesen Saal mit ganz andern Gestalten bevölkerte. Hier war es, wo in der verhängnißvollen Zeit des Terrorismus der Nationalconvent seine Sitzungen hielt, und jene blutige Tragödie, welche der Majestät ein so schreckensvolles Ende bereitete, ging an unserm innern Auge vorüber. Hier wo die mächtigen Herrscher des Ostens und Westens im Vollgefühl ihrer Macht saßen und das leichte geistige Baiser schlürften, das in den neufranzösischen Bluetten credenzt wird, ließ einst Danton sein Donnerwort ertönen, entwickelte der Advocat von Arras seine elegant gekräuselte, phrasenhaft duftende, schlangengleich umstrickende Beredsamkeit; hier war der Versammlungssaal ein Schlachtplatz, und neben der Tribüne stand der Tod. Alle Katastrophen jener Zeit, der Sturz ihrer Heroen, die wilden tumultuarischen Volksscenen, knüpften sich an diese Stätte, und im Hintergrunde arbeitete die Guillotine auf der Place de la Concorde. Das kaiserliche Liebhabertheater und die tragische Bühne des Convents vermischten zuletzt vor unserer Phantasie ihre ungeordneten Gruppen, wir sahen die Schatten Robespierre's und Danton's hinter dem Stuhl des kaiserlichen Prinzen stehen, während Manon Roland sich über den Sessel der Fürstin Metternich neigte. Das festgefrorene Echo des Saals schien aufzuthauen und es mischten sich unheimlich die Beifallssalven der Tribüne des Convents mit dem Applaus, welchen fürstliche Hände einer ersten und zweiten Liebhaberin der kleinen Bühne zollten. Ein Geisterspuk ging durch den Saal, warf Stühle und Bänke durcheinander und grinste in blutigen Arabesken vom Plafond herab. Und dies alles bei hellstem Sonnenschein! Doch Paris ist an den mittäglichen Geisterspuk gewöhnt; beschwört doch Baron Dupotet im Palais-Royal um die Mittagsstunde vor den Abonnenten seines magnetischen Journals eine ganze Geisterschar, führt willenlose Somnambulen krampfhaft hinter sich her und bändigt herculische Naturen durch den magnetischen Blick seines Auges.

Im Palais-Royal merkt man wenig die todte Saison, obgleich dasselbe doch zu den pensionirten oder wenigstens auf Halbsold gesetzten Größen gehört. Wir wollen nicht zurückweisen auf die Zeiten, wo hier der Prinz-Regent mit seinen Roués und Maitressen Frankreich regierte und John Law seine kühnen Finanzplane, die er dann in der Rue Quincampoix und auf der Place Vendôme verwirklichte, dem Regenten vorlegte; wir erinnern nur an die Zeit vor und nach der Revolution, an das Gemälde, welches Baron von Grimm in seiner „Correspondenz" von dem damaligen Mittelpunkt der Mode entwirft, an die Zeit, wo das Tribunal in einem Flügel des Palastes seinen Sitz hatte. Damals, im Jahre 1805, gab es, wie Villemot mittheilt, 15 Restaurationen, 20 Kaffeehäuser, 18 Spieltische, 11 Leihhäuser im Palais-Royal, das ganze Gebäude, vom Keller bis zum Giebel, war ein Asyl der Vergnügungslust und der Liederlichkeit. Hier wohnten die Aspasien, deren durchsichtige Toilette einen Baron von Grimm bezaubert hatte, die Nymphen des Palais-Royal, welche das Vorrecht besaßen, in einem Feencostüm, in weitausgeschnittenen Balltoiletten, durchwirkt mit Gold- und Silbertressen, auf dem Kopf den wehenden Federbusch, um den Hals prunkenden Glasperlenschmuck, in den Galerien auf Raub auszugehen. Die Spielhöllen zogen alle Kreise der Gesellschaft an, auch die armen Arbeiter, da es hier erlaubt war, ein Vierzig-Sousstück zu setzen. Hier drängten sich alle Industrieritter und Abenteurer, Krämer, Händler, Blumen- und Schnupftuchverkäuferinnen; in den Kaffeehäusern traten Bauchredner auf, ließen sich wilde Männer sehen; es war hier der permanente Jahrmarkt von Paris. Auf das goldene Zeitalter des Palais-Royal

Digitized by Google

folgte das eiserne. Mit der Restauration wurde dasselbe anfangs von den fremden Offizieren überschwemmt; Duelle zwischen preußischen, englischen und französischen Offizieren waren an der Tagesordnung. Später dauerte der Krieg fort zwischen den Bonapartisten und Liberalen auf der einen, den Royalisten auf der andern Seite. Die Gardes-du-Corps versammelten sich im Café Valois, die Bonapartisten im Café Lemblin. Man sandte sich gegenseitig Herausforderungen zu und verschob ihre Erledigung nie auf den nächsten Tag. Man schlug sich unter einer Laterne der Straßen Valois und Montpensier. Ein Kaufmann, dessen Fenster auf die letzte Straße gingen, erzählt, daß er in den Jahren 1815—20 mehr als zwanzigmal durch Degenklirren und das Geröchel von Sterbenden aus dem Schlaf erweckt worden sei. Die Degen waren in der Regel unter dem Ladentisch der beiden kriegerischen Kaffeehäuser versteckt. Man forderte sie wie man ein Journal verlangt und der Kellner antwortete bisweilen: „Mein Herr, sie sind besetzt."

Der Verfall des Palais-Royal datirt seit dem Brande der Holzgalerien (1828), welche mit ihren Mode- und Bücherläden die Hauptanziehungskraft auf das flanirende Publikum ausübten; sie wurden zwar durch die prächtige Galerie d'Orleans ersetzt. Doch mit den alten Camp des Tartares, wie man die Holzgalerien nannte, verschwand der frühere Andrang für immer. Hierauf wurde das Palais-Royal tugendhaft und damit erlosch sein Glanz vollständig. Die Ladenbesitzer petitionirten um Verweisung der „Aspasien", und ihr Wunsch wurde zu ihrem eigenen Schaden erfüllt. Am 31. Dec. 1836 schloß man die Spielhäuser; damit war der Verfall des Palais-Royal besiegelt.

Jetzt drängt sich auf dem freien Platze innerhalb des Palais, dem größten und schönsten Square von Paris, das Publikum der Bonnen und Kinder, namentlich wenn zur Mittagsstunde die Sonne, wenn sie zu scheinen geruht, die Kanone abbrennt. In den Galerien wogen die Fremden auf und ab; es fehlt auch nicht an den „Aspasien", die aber ohne jeden theatralischen Prunk einherschreiten; doch nur die Läden und die berühmten Restaurants, wie Befour, die Trois Frères Provençaux und die andern Geheimkünstler der Kochkunst, locken jetzt noch die Menge zu Besuchen an.

Die Mehrzahl der Läden sind Juwelierläden, deren Glanz und Geschmack kaum von einigen Läden der Boulevards und der Rue Rivoli übertroffen wird. Aladdin's Zauberlampe konnte kein köstlicher funkelndes Gestein beleuchten als hier diese Diamanten, Rubinen, Saphire, Smaragde, namentlich wenn sie zu einem glänzenden Gesammtschmuck gefaßt das Auge blenden. In jedem dieser Schaufenster bildet ein solcher fürstlicher Schmuck den Mittelpunkt, der nicht ohne dramatisches Interesse ist; denn außer den vornehmen Bräuten, denen ein so glänzendes Hochzeitsgeschenk zutheil wird, außer den reichen Ehefrauen, die gelegentlich mit einer so werthvollen Gabe zur Nachsicht gestimmt oder dem ehelichen Glück zurückerobert werden, sind es auch oft die Königinnen des Demi-Monde, denen eine so ausdrucksvolle Huldigung zu Füßen gelegt wird und für die sich manches Mitglied der jeunesse dorée hier in den eleganten Läden ebenso ruinirt wie früher in den armseligen Spielhöllen mit den abgeblaßten und zerfetzten Tapeten.

Neben diesen Läden der Juweliere, deren Prachtstücke mit den darangehefteten Preisen einen ebenso imponirenden wie beschämenden Eindruck machen, finden sich nun Schaufenster, die nicht minder prunkhaft und bestechend aussehen. Doch bei näherm Hinblick auf die Preiszettel bemerkt man bald, daß hier für die glänzendsten Dinge die bescheidensten Preise markirt sind, und ein Blick höher hinauf, auf die goldenen Buchstaben, welche die Firma bezeichnen, zeigt uns das verhängnißvolle Wort „Imitation". Diese Imitation hat es zu solcher Vollendung gebracht, daß nur genaue Prüfung in diesen Ohrgehängen, Hals- und Armbändern die levis notae macula erkennt, welche sie von den echten Schaustücken unterscheidet; ja bei manchen wird der Unterschied, ohne sach-

Digitized by Google

gemäße Untersuchung, ein unfindlicher sein. So mag denn auch manche vornehme Dame, welche über den Verdacht erhaben ist, sich mit den unechten Erzeugnissen nachahmender Kunst geschmückt haben; dieses oder jenes verlorene Armband, diese oder jene, einer Erbschaftstaxe anheimfallende Brosche haben gelegentlich das Geheimniß ausgeplaudert. Für den Philosophen aber bieten diese Imitations der Juweliere reichen Stoff zum Nachdenken. Ein Hegel würde die Preisetiketten umstellen und niemals einem Naturwunder eine höhere Schätzung zutheil werden lassen als einem Erzeugniß menschlicher Kunst, das siegreich mit der Natur wetteifert. Ein Aesthetiker aber würde an diesen fast ununterscheidbaren Nachahmungen ein vorzügliches Gleichniß finden, um nachzuweisen, bis zu welchem Grade das vielgewandte Talent dem unschätzbaren Naturwunder des Genius nacheifern kann, und dort wo es ihm gleichzukommen scheint, doch noch so weit hinter ihm zurückbleibt wie der Preiscourant des nachgeahmten Schmuckes hinter dem des echten.

Die neueste pariser Mode nimmt einen Charakter an, den man am besten als einen entomologischen bezeichnen könnte. Es gibt keinen Käfer, kein Insekt, keinen Schmetterling, der nicht in der Gestalt eines Ohrgehänges, einer Brosche in den Juwelierläden sichtbar wäre; Schmetterlinge haften an den Haarnadeln als Schmuck und auf den künstlichen Blumen der Hüte und Hauben kriechen künstliche Käfer. Hoffentlich durchwandelt die Goldarbeiter- und Putzmacherkunst nicht im regelmäßigen Gange alle Naturreiche, sonst kommen wir im nächsten Jahre bei den Würmern an.

Die „todte Saison" in London beginnt mit dem Schluß des Parlaments Ende Juli und hatte bei der Hitze dieses Sommers, die in England eine ganz unerhörte war, eigentlich schon früher angefangen. Wer freilich im Mittelpunkt der Citty steht, wo Wellington's Reiterbild sich befindet, wo man gleichzeitig das Mansionhouse, die Residenz des Lord-Mayor, und die großen Centralpunkte des Weltverkehrs, die Bank und Börse erblickt oder wer sich mühsam durch das Gedränge nach Londonbridge durcharbeitet, wer dies Durcheinander von Equipagen, Cabs, Hansomcabs, Omnibus, Annoncen- und Reclamenwagen mit dem Auge zu entwirren sucht, dem wird die „todte Saison" in der Stadt der drei Millionen als eine Mythe erscheinen; man frage nur den Policeman, der in Ludgatehillstreet, vor der Paulskirche, die den Hang heruntergleitenden und herunterstolpernden Pferde zu überwachen hat, welche Wagenzüge hier oft durch ein hinstürzendes Pferd zum Stillstand gebracht werden und bis in welche Entfernung die Nachwirkung einer solchen Stockung reicht — und man wird die todte Saison in London den deutschen Residenzstädten wünschen, um sie mit erhöhtem Leben zu erfüllen.

Freilich, anders schon sieht es in Westend aus; hier fehlt der vornehme Glanz und hier hat der Begriff „todte Saison" eine sehr handgreifliche Bedeutung. Todter ist sie aber nie gewesen als in diesem Sommer, wo die grünen Wiesenflächen von Hydepark durch den Brand der Sonne zu wahren Steppen ausgedörrt sind. Die einzige Schönheit dieser Parks besteht aber in dem saftigen, frischen Grün, das Auge und Herz erfreut. Sobald sich dies in trockenen Zunder verwandelt, machen die weiten Flächen mit den isolirten Baumgruppen den Eindruck von großen Einöden, und man würde sich nicht wundern, wenn man hier einer Horde von Kalmücken und Baschkiren begegnete, die durch die Marble-Arch herangesprengt kämen, statt der schmucken Reiterinnen des Rotten-row, die sich in dieser Saison in sagenhafte Gestalten verwandelt haben. Denn selbst zur Modestunde liegt die große Reitbahn, soweit der Blick reicht, einsam und verlassen und gewährt der Phantasie alle Muße, sie mit den reizendsten Gestalten aus englischen Sensationsromanen zu bevölkern, mit weitausgreifenden Schimmeln und Rappen von echter Rasse, mit wehenden Schleiern, mit lieblich gerötheten Gesichtern. Zwar die berühmten

Digitized by Google

Reiter, die Wellington und Palmerston, sind von der Bühne abgetreten; jener reitet vor der Börse sein steinernes Roß, diesem ist noch kein Bildhauerpferd zutheil geworden. Auch die trauernde Königin, die in frühern Jahren so oft mit Prinz Albert über den Rotten-row dahinsprengte, mitten durch die fashionablen Reiter und Reiterinnen, die ihr pietätvoll Platz machten und sie freudig begrüßten, ist jetzt dem Hydepark untreu geworden. Statt der glänzenden Wageureihen sieht man nur hier und dort vereinzelte Equipagen auf der „ladies mile", vereinsamte Spaziergänger auf den Bänken, man könnte glauben, die alten Zeiten wäre wiedergekehrt, in denen sich Cavaliere, wie Lord Mohan und der Herzog von Hamilton, in dem einsamen Park duellirten. Belebt wird er jetzt nur um die Abendstunde, wenn die ausgehängte Flagge die Erlaubniß ertheilt, in dem Serpentinefluß zu baden, dann stürzt sich das junge, aber durchaus nicht fashionable London in die kühlen Wellen des einzig badefähigen londoner Flusses mit gesundem Wasser; denn die Themse selbst ist bekanntlich von ihrem täglichen Umgang mit der Hauptstadt so angekränkelt, daß sie für Badezwecke gänzlich ungeeignet erscheint; es ist nicht mehr die Themse von Richmond und Kew, welche in klarem Wasser so liebliche, von üppigem Baumwuchs prangende Landschaften spiegelt; es ist die Themse, welche den ganzen Niederschlag des Weltverkehrs in sich aufgenommen hat und eine Art von Abzugskanal für die millionenköpfige Riesenstadt bildet.

Weniger todt als die Ufer des Serpentine und die Steppen des Hydepark sind die angrenzenden Kensington-Gardens, in denen die schattigen Baumgruppen dichtgedrängt zusammenstehen und die weiten Wiesengründe eine untergeordnete Rolle spielen. Freilich sieht es auch hier idyllisch genug aus und wenig fashionable; Schafheerden weiden ungestört im Angesicht von Kensington Palace, an den sich die Jugenderinnerungen der Königin Victoria knüpfen, und englische Proletarier lagern in Hemdärmeln auf dem gelbgefärbten Wiesengrunde. Der alte Palast selbst hat wenig Imposantes und scheint in seiner arkadischen Einsamkeit ganz für die todte Saison geschaffen. Doch auch dieser Garten hat seine Weltperspective; man vergißt auch hier, mitten unter weidenden Schafen, spielenden Kindern und scheltenden Bonnen, nicht, daß man sich in einer gigantischen Weltstadt befindet, welche ihre Polypenarme über den Erdkreis ausbreitet und in welcher nicht blos die Heroen des Kriegs und der Kunst, sondern auch die muthigen Entdecker und Mehrer des Völkerverkehrs und Welthandels durch ragende Denkmäler gefeiert werden. Daran mahnt uns hier der Obelisk, welcher dem Reisenden und Entdecker der Nilquellen, Speke, errichtet ist. Auch Deutschland hat hochverdiente Reisende; aber man errichtet ihnen weder hochragende Obelisken noch bescheidenere Erinnerungsdenkmäler; sie bringen es allenfalls zum Privatdocenten an irgendeiner berühmten Universität. Ein deutscher Columbus ist vorläufig noch ein Anachronismus.

Auch Regentspark mit seinen Prachtterrassen zahlt der todten Jahreszeit seinen Tribut. Dennoch ist hier noch ein Asyl der Mode, der Zoologische Garten mit seinen Sonnabendconcerten. Die geputzten Ladies sieht man hier vor und neben den seltenen Vierfüßlern und gefiederten Thierexemplaren; die löwenmähnigen Töchter Albions, die nach der neuesten Mode den entfesselten Haarwuchs in urwaldartiger Ungezwungenheit herunterwallen lassen, machen selbst einen fast zoologischen Eindruck, wenn sie vor den Gittern der wilden Thiere bewundernd stehen oder im Affenhause den possirlichen Sprüngen ihrer Darwin'schen Urältern zusehen. Der Zoologische Garten in London schlägt den Jardin des Plantes in Paris in jeder Hinsicht. Auch herrscht dort eine weit größere Freiheit; denn während die Menschen in London sich einsperren und verbarrikadiren, spazieren die Elefanten in den Gängen des Gartens so ungenirt einher wie Schoshunde, und tragen außerdem in ihren Howdahs einen ganzen Schwarm junger Enkel und Enkelinnen der Eroberer Ostindiens. Der arme pariser Elefant wird eingesperrt wie ein Staatsverbrecher, als hätte

Digitized by Google

er sich eine „Lanterne" zu Schulden kommen lassen, und durch polizeiliche Vorschriften vor dem Publikum geschützt; die londoner Elefanten gehören gleichsam ins Haus; sind es doch die Genossen der englischen Siege, seit der Zeit, wo Lord Clive den Nabob von Bengalen schlug, seit der Ueberwindung Tippo Saib's und der Sikhs bis zu den blutigen Kämpfen von Delhi und Luknow. Ein tüchtiger englischer boy muß so wenig seekrank werden in der Howdah eines Elefanten wie an Bord eines Meerschiffes; beide sind ja Träger der englischen Größe. Nicht weit von den Elefanten befinden sich die Nilpferde und Giraffen, und es ist offenbar nicht die Freude an pikantem Contrast, sondern der Comfort des Durcheinanders, der sich auch in allen englischen Sammlungen findet, was diesen beiden Thiergattungen, den ausschweifenden Phantasiespielen der Natur, dicht nebeneinander den Platz angewiesen hat. Das Nilpferd ist das plumpste Ungeheuer, zu dem sich die nachsündflutliche Bildungskraft der Natur entschlossen hat, die Giraffe, mit diesem Ueberschuß von Hals, mit dieser Riesenfaçade des Körpers, der gar kein Gebäude weiterhin entspricht, erinnert an eine Crayonzeichnung, bei welcher der Bleistift ausgeglitten ist, als es galt, die Körpercontouren anzudeuten. Nilpferd und Giraffe, maßlose Plumpheit und maßlose Zartheit, diese Caricaturskizzen der Schöpfung, sind hier, offenbar durch Zufall, in dem zoologischen Album Londons nebeneinander eingeheftet worden.

Leidet doch selbst das Britische Museum, dessen Sammlungen in vieler Hinsicht ganz unvergleichlich sind, dessen ausgestopftes Thierreich den Zoologischen Garten beschämt, sowol durch einzelne Prachtexemplare großer Säugethiere wie durch die bunte Farbenpracht des zur Schau gestellten Vogelgefieders, der Paradiesvögel und der geflügelten Farbenpunkte, der reizenden Kolibris, an dieser Systemlosigkeit, in welcher sich der unphilosophische und wenig generalisirende Sinn der Engländer ausspricht. Man kann in dem Schubladenwesen zu weit gehen, aber der gänzliche Mangel jeder Anordnung zeugt doch nur von einem Realismus, für den nur das Einzelne Bedeutung hat. Wir wollen nicht davon sprechen, daß in den Sälen, in welche die große Mineraliensammlung mit den seltensten Prachtstücken enthalten ist, gleichzeitig die Megatherien, Ichthyosauren und andere Riesengerippe vorsündflutlicher Geschöpfe theils den imposanten Mittelpunkt bilden, theils auf allen Schränken umherstehen — hier ist noch immer eine rechtfertigende Gedankenverbindung möglich; wenn man aber in einem und demselben Saal allerlei römische Alterthümer, darunter viele vom höchsten Werth, und die neuesten Glas- und Porzellansachen, die glänzende Schenkung eines wohlgesinnten Lords, dicht nebeneinander sieht, in andern wieder die verschiedensten Thiergattungen sich berühren, so wird einem doch polyhistorisch unbehaglich zu Muthe und man sehnt sich nach Raff's Naturgeschichte, wo die einzelnen Kapitel wenigstens durch Striche und Ueberschriften voneinander getrennt sind. Hierzu kommt, daß einige der interessantesten archäologischen Gegenstände unten im Keller versteckt sind, die assyrischen Alterthümer, welche die Ausgrabungen in Ninive ans Licht gefördert haben und welche auf assyrische Cultur und Kunst ein ganz neues Licht werfen. Man braucht nur diese Reliefiguren, namentlich der Thiere anzusehen, und mit griechischen Jagdbildern zu vergleichen; es fehlt ihnen nur die letzte plastische Vollendung, welche die hellenische Kunst hinzufügte. Der Einfluß der assyrischen auf die letztere ist eine unzweifelhafte Thatsache geworden. Die Steifheit der menschlichen Gestalten ist zwar nicht so groß wie auf ägyptischen Kunstwerken, doch immer in störender Weise unverkennbar, die Thiere aber lösen sich bereits zu künstlerischer Freiheit los. Diese reichhaltige Sammlung assyrischer Alterthümer in den Kellern des Museums beginnt aber bereits zu zerbröckeln, die Gestalten verwischen sich und das Mittel, durch das man diesen Auflösungsproceß zu verhindern sucht, die Glashülle, mit der man die werthvollern Reliefbilder bekleidet hat, könnte ihn leicht beschleunigen.

Digitized by Google

Noch mehr als das britische Museum zeugt das neue Weltwunder, der Krystallpalast zu Sydenham, für die Neigung der Engländer, alles in naturwüchsiger Unordnung nebeneinander hinzustellen. Dieser Glaspalast ist in Wahrheit ein in Glas und Eisen eingebundenes Conversations-Lexikon; er ist jedenfalls kolossal und originell, zwei Eigenschaften, die sich in England oft vereinigt finden. Im Mondscheine, wenn er im feenhaften Glanze seiner Kronleuchter, Ampeln und Lichter schimmert, macht er in der That einen magischen Eindruck; man könnte glauben, der Krystallpalast eines Berggeistes oder einer Meerfee sei aus der Tiefe emporgehoben worden und habe sich majestätisch auf dem Hügel hingelagert. Auch bei Tage imponiren seine gewaltigen Dimensionen, gehoben durch den aufsteigenden Terrassenbau des Gartens und die in die Höhe kletternden Glascorridore der Seitenflügel. Doch das Innere kann auf den Besucher nur einen verwirrenden Eindruck machen. Kaum hat man den Saal betreten, so wird man ethnographisch unterrichtet, indem uns unter Boskets und Blumen in verschiedenen Gruppen Nachbildungen der unschönsten Menschenrassen entgegentreten, deren Körperlichkeit sich ohne den Reiz griechischer Nacktheit in naturwahrer Plastik dem Auge darbietet. Noch gesättigt mit den Eindrücken, welche gebückte und kauernde Neuseeländerinnen oder sonstige Südseeinsulanerinnen auf die Phantasie machen, wendet man sich dem Hauptschiff zu, und der Blick fällt zunächst auf eine Schirmwand mit Nischen und Bildern der englischen Könige und Königinnen, die als Kunstproducte offenbar hinter den wilden Männern zurückstehen. Hier hat man einen imposanten Durchblick über das Hauptschiff, das mit seinem botanischen Schmuck, namentlich mit dem Wasserbecken und den prächtigen Blattpflanzen, einem riesigen Wintergarten ähnlich sieht. Noch einige ethnographische Gruppen im Gebüsch — will man sich dem Eindruck der schönen und seltenen Pflanzen hingeben, so wird man durch diese Buschmänner und Buschweiber erschreckt, die hier nicht wie die Götterbilder im Garten von Versailles, sondern wie Vogelscheuchen in dem Dickicht aufgepflanzt sind. Es ist zwar gewiß sehr nützlich, daß die jungen Engländer bereits lernen, wie die wilden Stämme aussehen, deren Civilisation Albion oft mit Feuer und Schwert befördert; aber einen ästhetischen Eindruck machen diese Gruppen nicht. Nun beginnt die Reihe der sogenannten „Courts", cultur- und kunstgeschichtlicher Nachbildungen, mit dem Pompejan Court, der in der That ein treffliches Bild eines Hauses aus Pompeji mit dem Atrium, Tablinum und Tabularium gibt und ganz geeignet ist, in eine Stimmung zu versetzen, welche dem Geist älterer Geschichtsepochen gerecht wird. Da tritt man in den Sheffield Court und Birmingham Court und sieht sich auf einmal, ganz abgesehen von dem Sprung aus dem Alterthum in die Neuzeit, auf einen Jahrmarkt versetzt; denn in diesen Courts werden industrielle Producte der Städte Sheffield und Birmingham zum Verkauf ausgeboten, dazwischen befindet sich ein orientalischer Raum mit türkischen und arabischen Waaren; man handelt, man feilscht; niedliche Verkäuferinnen wenden sich mit Anruf und Frage an den Vorüberwandernden. Das archäologische Collegium ist unterbrochen, Pompeji ganz und gar verschüttet, zwar nicht unter der Asche des Vesuv, doch unter dem Industriekram der Neuzeit. Und noch eine größere Unterbrechung hemmt das Studium der Courts; wir befinden uns im Mittelraume des Gebäudes; da ist eine riesige Orgel, eine große Bühne auf der andern Seite aufgeschlagen. Hier wird bald Komödie gespielt, bald ertönen aus dem benachbarten Concertsaal instrumentale und vocale Klänge, ein gewaltiges, mit Stühlen besetztes Amphitheater nimmt einen imposanten Kreis von Zuhörern für diese verschiedenartigen Kunstgenüsse auf, denn in Bezug auf Kunst hat der Brite einen wahren Straußenmagen und verdaut nicht nur Programme, welche die Länge von Don Juan's Liebesregister haben, sondern auch hintereinander Orgelmusik, Tanzmusik und Possencouplets. Dieser Mitteltheil des Gebäudes gehört ganz der Musik und der Gegenwart an, und irgendein künstlerischer Lärm ver-

Digitized by Google

setzt stets die eisengefugten Glasscheiben dieses riesigen Guckkastens in die zitternde Bewegung Chladni'scher Klangscheiben. Wenn wir hier die fashionable Welt studirt haben, die sich auf den Stühlen spreizt, so wird uns auf einmal der kühne Sprung in die Felsengräber von Beni-Hassan und die Säulenhalle von Karnak zugemuthet. Denn unsere Wendung führt uns jetzt in den Aegyptischen Hof; statt der prüden englischen Ladies sehen wir die prüden Sphinxe von Theben und Memphis, welche vor jenen die Krallen voraushaben, mit denen sie ihre versteinerte Jungfräulichkeit vertheidigen können. Und dann geht's zu den leichtfertigen Griechengöttern und Göttinnen in dem Greek Court, die sich in der englischen Luft am wenigsten heimisch fühlen; denn was soll ihre göttliche Nacktheit in der Atmosphäre der zimperlichen Theetischseen und in der rußigen Luft der Kohleninsel? Selbst die Elgin marbles aus dem Britischen Museum, das glänzende Document englischer Raubluft, fehlen nicht; lauter alte Bekannte aus dem Louvre, aus dem Palazzo Pitti in Florenz, aus der Villa Ludovisi in Rom. Das Ganze gemahnt wie eine Studienmappe mit steinernen Albumblättern. Wir treten in den Roman Court — Abguß an Abguß, Kaiserbüsten, Gipsmodelle des Pantheons, des Colosseums, ein Korkmodell des Forum Romanum, dazwischen der sterbende Fechter, der Apoll von Belvedere, die Mediceische Venus und vor allem, ein Schreck für Englands wohlerzogene Töchter, die auf solche Grenel nicht gefaßt sind, die sündlich üppige Venus Kallipygos aus dem Museo Borbonico in Neapel. Wenn man so die ewige Roma in nuce genossen hatte, wanderte man früher in das Zauberreich der Abencerragen, in den phantastischen Löwenhof des Alhambra Court und freute sich an der maurischen, arabeskenschimmernden Pracht. Leider hat das Feuer diesen glänzendsten Theil des Gebäudes zerstört; weder der Alhambra Court noch der Assyrian Court sind ganz wieder restaurirt und beide zunächst dem Publikum abgesperrt. Hier kreuzt man das in ein Palmenhaus verwandelte Hauptschiff und begibt sich nach der andern Seite in eine Reihe kunsthistorischer Höfe: Byzantine und Romanesque Court, die mittelalterlichen Höfe mit Proben deutscher, englischer, französischer Gothik, den Renaissance Court, den Elizabethan Court, den Italian Court, in welchem Rafael und Michel Angelo die Hauptrolle spielen. Wendet man sich aber von der Pietà dieses Meisters, von seinem Monument Lorenzo's bei Medici zu weit nach links, so geräth man in Gefahr, an einige Wagendeichseln anzurennen, denn neben diesen Meisterwerken der Kunst befindet sich ein riesiger Saal, in welchem alle erdenklichen zwei- und vierspännigen Beförderungsmittel, Cabs und Gigs und Prachtwagen, nebst Sätteln und Zaumzeug, Reitgerten und Peitschen zum Verkauf ausgestellt sind; ein paar Schritte weiter verirrt man sich in ein photographisches Atelier, welches sich in der Nähe von Michel Angelo einquartiert hat, um die Kunst der Gegenwart zu vertreten, dann geräth man in Courts mit den schönsten Porzellan-, Majoliken- und Glaswaaren. Nimmt man hinzu, daß in den obern Galerien sich noch Oelbilder, Aquarelle, Photographien, ein indischer Hof mit schönen malaiischen Waffen, Modelle von Kunstbauten und Schiffen und eine Porträtgalerie mit den zahllosen Unsterblichkeiten der Weltgeschichte, daß sich Restaurationen von verschiedenem Range im Saale befinden, und unter demselben eine echt altenglische Volksrestauration, wo man für gelöste Marken Eßportionen erhält und aus unzerbrechlichen Bierkannen Ale schlürft, ohne daß indeß Messer und Gabeln an Ketten gelegt sind wie in andern londoner Volksküchen: so kann man sich ungefähr einen Begriff machen von diesem Monstrum, das sich unter dem Namen Krystallpalast einen Weltruhm verschafft hat und das gänzlich undefinirbar Wintergarten, Bazar, Atelier, Theater, Concertsaal, Kirche, natur-, cultur- und kunsthistorisches Museum und Vergnügungslocal zugleich ist, die geschmackloseste Compilation der brillantesten Einzelheiten, eine gigantische Bude von Detailkram, wie sie nur britischer Fleiß, britische Macht, welche die Hülfsmittel aller Continente beherrscht und die künstlerische Genielosigkeit einer

Digitized by Google

in endlosen Copien unermüdlichen Nation hervorrufen kann. Auch für Volksfeste und Volksversammlungen eignet sich dies Monstrelocal; trotzdem, daß es wie ein Weihnachtstisch mit Prachtstücken und Kunstgaben überladen ist, hat es noch Raum für so viele Menschen, wie in einer deutschen Mittelstadt beisammen wohnen. Reizend ist die Aussicht über die geschmackvollen Terrassen des Gartens auf die duftigen Waldhügel von Kent, man vergißt darüber leicht die Tutti-frutti und Mixed-pickles von Kunst und Natur, mit denen man sich in diesem Wunderwerk der Speculation, welches als Erbe des ersten Industriepalastes aus dessen Baumaterialien aufgeführt wurde, den Magen überladen hat, denn der Krystallpalast ist nicht blos ein architektonischer Prachtbau mit seinem 1608 Fuß langen Mittelschiff, den zwei Seitenflügeln und drei Querschiffen, den beiden 184 Fuß hohen Wasserthürmen, ein hochragender Prachtbau von gewaltigen Dimensionen: er ist vor allen Dingen auch ein „Geschäft", und das gibt ihm in der Schätzung dieses mercantilen Volks noch einen besondern Werth; er ist eine Speculation, der gegenüber ein Kroll'scher Wintergarten in seines Nichts durchbohrendem Gefühle besteht.

Wenn es für den Krystallpalast keine „todte Saison" gibt, da sich erst neuerdings in demselben 46000 Mann einer großen englischen Gesellschaft versammelt haben, so macht sie in London selbst, abgesehen von der Verödung der großen Stadtparks, sich noch in mancher Hinsicht fühlbar. Es gehört einmal zum guten Ton, in dieser Zeit nicht in London zu sein; man klopft daher vergebens an die Thüren der Bekannten. Herabgelassene Rouleaux, zugemachte Jalousien verkündigen überall die Abwesenheit der Familien, und die Antwort lautet überall: „out of town". Ja, die Fashion geht so weit, daß sich manche verleugnen lassen, die behaglich im Hinterzimmer sitzen und nachher ein Alibi in dem schattenlosen Modebad Brighton nachzuweisen versuchen. Die großen Theater, wie Coventgarten und Drurylane, sind geschlossen; in Haymarket und an andern Bühnen, wo gespielt wird, fehlt ein Theil der bessern Kräfte, welche in den zweiten Städten des Landes gastiren. Auch die Literatur ist ausgeflogen. Dennoch trafen wir John Hepward Dixon, den Verfasser des „Spiritual wifes" und den Redacteur des „Athenaeum" in seinem Office in Wellingtonstreet, Er wohnt draußen auf den Terrassen von Regentspark, nicht weit von Primrose Hill, dem einzigen Aussichtspunkte Londons, der zugleich einen Blick auf die unermeßlichen Häusermassen der Weltstadt und in eine liebliche Idylle von Feld und Wald gestattet; dort bedarf man keiner andern Villeggiatur. In der Nähe von Primrose Hill hat sich auch unser ausgezeichneter Sanskritforscher Goldstücker niedergelassen, der Uebersetzer der tiefsinnigen indischen Gedankendichtung „Prabodha-Chandrodaya". Dixon ist ein feiner Engländer von fast französischer Liebenswürdigkeit. Seine Züge verrathen den sinnigen Denker, der sich in die psychologischen Geheimnisse, namentlich in die pathologischen Seelenzustände der Menschheit forschend vertieft und mit der Sorgfalt eines Mediciners die Diagnose derselben stellt. Seine „Spiritual wifes", die jetzt in deutscher Uebersetzung erscheinen, enthalten interessante Mittheilungen namentlich auch über die königsberger Mucker und englische und nordamerikanische Sekten von ähnlicher Tendenz und zeugen von gründlichem Quellenstudium. Das „Athenaeum", das von Dixon mit vieler Umsicht redigirt wird, ist jedenfalls das erste Literaturblatt Englands, das sich von den großen Monatrevuen durch die Leichtigkeit und Beweglichkeit einer Wochenschrift unterscheidet. In seiner Tendenz und in seinem Haupttheil durchaus unsern „Blättern für literarische Unterhaltung" verwandt und wie diese bestrebt, ein möglichst vollständiges Bild der gleichzeitigen literarischen Bewegung auf dem Gebiete der Nationalliteratur zu entrollen, hat es vor ihnen die weiter gesteckten räumlichen Grenzen voraus, die ihm gestatten, auch die Verhandlungen der ersten gelehrten Gesellschaften,

Digitized by Google

Berichte über Musik und bildende Kunst und ein inhaltreiches Notizenfeuilleton aufzunehmen.

Die „todte Saison" macht sich nicht blos im Theater und Literatur, sie macht sich selbst in den „Boarding Houses" geltend, jenen englischen Stätten bezahlter Gastlichkeit, wo der Fremde gleichzeitig in den Familienkreis eintritt und für seine Sovereigns das Glück genießt, am häuslichen Herd und am Theetisch sich mit den Damen des Hauses unterhalten zu dürfen. Diese Boarding Houses finden sich besonders zahlreich an den Squares, die nördlich von der Oxfordstraße liegen und mit ihren rauschenden Baumwipfeln und monotonen Häuserfronten einen klösterlichen Eindruck machen. Gegenüber den jungen Anlagen des Hrn. Haußmann in Paris zeigen diese londoner Gartenplätze eine parkartige Fülle hochragender Bäume und dichter Schattengänge; doch sie sind weit davon entfernt, Nationaleigenthum zu sein. Auf den pariser Squares drängt sich die Kinderwelt mit ihren Pflegerinnen; der Arbeiter und Soldat ruht auf der Bank aus von den Strapazen des Tagewerks; kleine Fontainen verbreiten einen Hauch von Frische in sonst engen, dumpfen Stadttheilen, und die Liebe findet am Abend einen auf dem Krystall der Wasser schimmernden Mondstrahl und etwas Grün und Blumen, ein wenig Naturpoesie für ihre Begegnung. Ein englischer Square ist nicht blos umgittert, sondern auch verschlossen, abgesperrt für das große Publikum und nur zugänglich den Bewohnern der umliegenden Häuser, welche zu dieser spröden Naturschönheit den Schlüssel besitzen; er ist ein gemeinsamer Hausgarten der Anwohner. Nur die Hausnummer legitimirt zu seinem Besuch, und die kleine Betty und Lucy aus der nächsten Straße sind auf das Pflaster verwiesen und richten vergeblich ihre sehnsüchtigen Blicke auf das verschlossene Paradies. Russell Square, Bedford Square, Brunswick Square, Gordon Square, Woburn Square, Torrington Square und wie sie alle heißen mögen, diese grünen Oasen der Häuserwüste London — sie sehen sich zum Verwechseln ähnlich; schläfrige, verschlossene Häuser sehen auf die verschlafenen Baumwipfel der verschlossenen Gartenplätze hinab; sie flüstern im Winde das englische Nationallied „My house is my castle"; die Stille einer anglikanischen Kirche brütet auf den Plätzen, die nirgends durch einen Laden oder ein öffentliches Local verunziert werden; nur der Klopfer an den Hausthüren unterbricht die Lautlosigkeit dieser privaten Glückseligkeit, wenn der Postbote mit einem Briefe den Hausfrieden stört.

Besuchen wir ein Boarding House auf Bloomsbury Square, einem mit der Bildsäule von Fox geschmückten Platze, auf welchem der geniale Lebemann sich gewiß verzweifelt langweilt. Die zahlreichen Gäste aus Deutschland und allen Welttheilen haben bei dem Hereinbrechen der „todten Saison" unter den erschwerenden Umständen unerträglicher Sonnenhitze London verlassen; auch die Besitzerin ist mit ihrer Tochter an den Seestrand geflüchtet; ja der deutsche waiter hat aus irgendwelchen Gründen ebenfalls seinen Abschied genommen. So befindet sich das Boarding House unter der Obhut einer Schwester der Hausfrau und angewiesen auf die Dienste von Elisabeth, dem weiblichen Factotum, die zu vielem fähig und zu allem in Ehren bereit ist, aber doch die prächtige Steintreppe hinauf nicht einen schweren Koffer zu tragen vermag. So privatisirt derselbe in Abwesenheit des deutschen waiters vorläufig unten im Hausflur. Das „parlour", das die ganze Vorderfront des ersten Stockes einnimmt, steht mit seinen fünf Sofas und Causeusen und seinem Piano verwaist; der Speisesalon dahinter zeigt eine große gedeckte Tafel, auf welcher jetzt nur vier Couverts aufgelegt sind; das weiße Tischtuch, das sich unabsehbar ins Leere erstreckt, legt sich in melancholische Falten; oben aber im Schlafzimmer brechen die eisernen Bettstellen in tiefgefühltem Schmerz zusammen. Doch die Einsamkeit wird immer einsamer! Die Vertretung der Hausfrau fällt über den verlassenen Koffer im untern Flur und wird bettlägerig. Jetzt fehlt der Vorsitz am Kaffee-

Digitized by Google

tisch, bei dem „Luncheon" und bei dem Mittagessen; selbst der Major der Table-d'hôte fehlt; denn der würdige Herr, der, ein Verwandter des Hauses, bisweilen an der Tafel, sonst aber mit der Brille nur in die „Times" vertieft dasaß, ist abberufen worden. Nur Elisabeth waltet in den verlassenen Räumen. Da kommt die Rettung! Ein frisches Mädchen vom Seestrand, das lange in Heidelberg war, nimmt die Zügel der Wirthschaft in die Hand, präsidirt bei Tisch und führt die Unterhaltung, eine liebenswürdige englische Miß mit einem leisen Anflug deutschen Wesens. Die Penaten des Boarding House die bereits griesgrämig dreinsahen, lächeln wieder freundlicher, und die Verwüstungen, welche die „todte Saison" selbst in dieser Karavanserai einer den häuslichen Herd krystallisirenden Gastlichkeit anrichtet, sind weniger fühlbar geworden.

Auf den Straßen fehlen zwar blos die Prunkkarossen, es fehlt der Glanz, der Anstrich; dennoch tritt dadurch das Elend, das in London heimisch ist, um so schreiender hervor. Nirgends macht die Armuth einen so bettelhaften Eindruck, und man braucht sie nicht blos in ihren eigentlichen Standquartieren aufzusuchen. In den Gassenlabyrinthen zwischen Holborn- und Fleetstreet, zwischen Oxfordstreet und Piccadilly ist sie nicht weniger zu Hause als in den düstern Straßen dicht an der Themse, als in den östlichen Stadttheilen, bei den Seidenwebern von Spitalsfield, bei den Zuckersiedern von Whitechapel und den Schiffszimmerleuten von Rotherhithe südlich von der Themse. Wer in der That auch nur die Riesenboroughs der wenig interessanten Südstadt, die kein Quartier latin, kein Panthéon, keinen Luxembourg aufzuweisen hat, Southwark mit seinen fast 200000, Lamberth mit seinen fast 300000 Einwohnern durchkreuzt, sei es auf dem Omnibus oder noch besser auf der über die Dächer hinwegfahrenden Eisenbahn, der wird den Eindruck eines ungeheuern troglodytischen Steinhaufens erhalten, denn diese rohen Backsteinhäuser ohne jeden Anstrich, die aneinandergeklebt sind in endloser Reihe, und aus deren Schornsteinen, die sie wie ebenso viele hülfeflehende Arme in die Höhe strecken, der Dampf sehr bescheidener Mahlzeiten emporsteigt, wenn nicht die Küche unten ganz feiert, haben etwas so Tristes, Todtes, Verzweifeltes, daß uns, selbst ohne den Eindruck bitterster Noth, doch die rohe Bedürftigkeit, der Kampf um ein im ganzen freudloses Dasein, mit Trauer erfüllt. Wer aber in einem grünen Bayswater-Omnibus von den Prachtgebäuden Bayswaters im Norden vom Hydepark durch die Hauptverkehrsader Londons, Oxford- und Holbornstreet, durch die City hindurch nach Miles End fährt, der wird das allmähliche Erlöschen des londoner Glanzes nach Osten zu mit der Genauigkeit eines Rumford'schen Photometers bestimmen können. Die Tröbeljuden von Houndsditch bilden die Avantgarde der bleichen Bevölkerungen von Whitechapel und der unzähligen Gassen und in Häuseratome zersplitterten Straßenwinkel, in denen die Armuth haust. Spitäler sind die einzigen öffentlichen Gebäude des östlichen Londons.

Seltsame Ironie des Zufalls, in der rührigsten und arbeitsamsten aller Weltstädte fehlt es an Arbeit. Die Frage des Pauperismus, für welche Napoleon durch das Niederreißen des alten und das Aufbauen eines neuen Paris ein Palliativ gefunden hat, schwebt ungelöst wie ein Damoklesschwert über der englischen Hauptstadt, trotz aller Wohlthätigkeitsanstalten und philanthropischen Meetings. Henry Solly, einer der wärmsten londoner Menschenfreunde, las jüngst in einem solchen Meeting eine Abhandlung über das Wachsthum des londoner Elends vor, welche die gerechtesten Besorgnisse für die Zukunft erwecken mußte. In den Jahren 1858—67 nahm die Armuth in England und Wales um 3 Proc., in London um 75 Proc. zu; 1866 wächst die Zahl der Armen in London um 7 Proc., 1867 um 18 Proc. Zwar sind in London 5—600 Wohlthätigkeitsvereine in beständiger Thätigkeit, darunter The Metropolitan Visiting and Relief Association, The London Philantropic Society, welche Brot und Kohlen an die Armen der Hauptstadt austheilt, die Mendicity Society, die Association for the Relief of the

Digitized by Google

Poor in the City, und die ganze Geldsumme, welche jährlich von der Mildthätigkeit unter den Armen Londons vertheilt wird, beträgt 1,200000 Pfd. St. Und doch ist dies wie „Regen in dem Sand"; denn was hilft es, Dämme gegen den überflutenden Pauperismus zu bauen, wenn man seine Quelle nicht verstopfen kann? Die Factoreien, die Waarenhäuser, die Werften und Docks müssen Tausende zurückweisen, welche hier sich um Arbeit bemühen. Da die Stadt London ihre ungesunden Quartiere nicht niederreißt, so faßt mit Recht jetzt die Agitation der Comités, die sich gebildet haben, um Beschäftigung für die Armen zu suchen, Landstriche ins Auge, welche der Cultur noch bedürftig sind, die Marschen von Essex, die weiten Landstriche um Dartmoor, wo die Gartencultur Erfolg verheißt; sie will durch Colonisation die Uebervölkerung der Hauptstadt mindern. Ein anderer Mangel ist der an Erziehung. Im Jahre 1867 wurden 63042 Personen in Haft genommen; von diesen waren 60000 ganz unerzogen und gehörten zur Klasse der „Roughs", der Vagabonden, oder waren Verbrecher von Profession. Hr. Solly theilt uns mit, daß es ebenso viele Diebe und polizeilich überwachte Personen in London gibt wie Policemen. Von den 8967 unter Polizeiaufsicht stehenden Individuen sind 2622 Kinder unter 16 Jahren. Alle diese Daten sind erschreckend genug; erscheint da nicht der Glanz von London wie der gleißende Schimmer eines Morastes, der eine undurchsichtige und unerforschliche Tiefe verbirgt? Der Reichthum der Nation und die Armuth des Volks bilden einen himmelschreienden Gegensatz, über den keine nationalökonomische Formel eine Brücke zu bauen vermag. Vergessen wir nicht, wenn wir melancholisch im Hydepark die vereinzelten Wagen zählen, die während der todten Jahreszeit an den Ufern des Serpentineflüßchens dahinrollen, daß es jenseit der City ein London gibt, wo diese todte Saison sich in Permanenz erklärt und Hunderttausende zu einem glanz- und freudelosen Leben und zu geistigem Tode verurtheilt sind.

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.

Zweiter Artikel.

Der erste verfassungsmäßige Reichstag im Herbst 1867.

Bis zum Schluß des constituirenden Reichstags hatte die tiefe nationale Erregung angedauert, die im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit der trägen Massen für die wichtigste politische Aufgabe Deutschlands und im Gegensatz zum flachen Liberalismus der frühern Epoche unsers Staatslebens mit als das beste Erbe des großen letzten Kriegs bezeichnet werden kann. Aber nicht blos doctrinäre Historiker und Politiker, auch diejenigen, die inmitten der leitenden Kreise des neuen Bundes standen, und denen die Kenntniß der Persönlichkeiten völlig eigen war, blickten nicht ohne Bangen auf die kommenden Monate. Während der Sitzungen des constituirenden Reichstags waren die Parteien, deren Vertreter im Saale an der Leipziger Straße tagten, sozusagen in Permanenz gewesen. Von keiner Seite hatte es ihnen an kräftigen Zusprüchen und Resolutionen gefehlt, in anderm Stile allerdings als jene berufenen Zu- und Mistrauensadressen des souveränen Volks von Anno 1848 an die Abgeordneten zum deutschen Parlament. Bei jeder wichtigen Rede, bei jeder entscheidenden Krisis des constituirenden Reichstags feierte der erbitterte Wahlkampf des Frühjahres 1867 unter den Siegern und Besiegten der Wähler sein Nachspiel. Gemeinsame Verständigung und Aussprache der Gleichgesinnten war zum

Digitized by Google

stehenden Tagesbedürfniß geworden. Hierdurch wurde in allen Ständen politischer Sinn, in zahlreichen Kreisen das Verständniß der neuen Zeit und ihrer eigentlichen Kernfrage, der nationalen Umgestaltung Deutschlands, gefördert. Aber mit dem Schluß des Reichstags schwand die directe Veranlassung zu Parteiversammlungen. Höchstens zu einem Rückblick auf die Thätigkeit dieses Reichstags, zu einem Gesammteindruck der Vortheile und Mängel der neuen Verfassung, zu einer Entgegennahme der persönlichen Rechenschaftsberichte ihrer Erwählten, theilten die lebendigen Glieder der Parteien das Bedürfniß mit der Presse. Dann aber wandte sich für die zwei Monate Mai und Juni nach der Concentration aller großen Interessen in Berlin die politische Aufmerksamkeit den kleinern und kleinsten Kreisen, dem Treiben der Einzellandtage wieder zu, deren jeder das Bewilligungs- und Verwerfungsrecht der Bundesverfassung üben sollte und thatsächlich übte. Wenn auch diese Entscheidung bis auf das preußische Abgeordnetenhaus, die sächsischen und mecklenburgischen Stände und das annexionslustige Waldeck mit Sicherheit vorherzusagen war, wenn man zu der politischen Einsicht der Einzelvertretungen der Bundesstaaten die Erwartung hegen durfte, daß keine von ihnen die Verantwortlichkeit eines ablehnenden Votums unterschätze, so lag doch andererseits darin eine Schwächung des kaum noch mit genügender Lebendigkeit erstarkten Gemeingefühls, daß die Vertreter, wenn's hoch kam, der Provinzen des Reichs zu Gericht sitzen durften über das Reich selbst, über dessen Sein oder Nichtsein. Dann die andere Gefahr für die Rückläufigkeit der nationalen Bewegung, die wir kurz als die des Interregnums bezeichnen wollen. Am 1. Juli erst sollte und konnte die Bundesverfassung in Kraft treten, und auch dann noch der großen Menge kaum in anderer Weise fühlbar als durch die Heranziehung aller zum Kriegsdienst, die bedeutende Erhöhung der Leistungen für das Kriegswesen des Bundes. Wahrlich, wer bis dahin von der Trüglichkeit des Receptes, daß Grundrechte allein einen Staat und eine Verfassung schaffen, vor allem Staatsgesinnung erziehen könnten, noch nicht überzeugt war, der mußte in diesen Tagen davon belehrt werden. Daß diese Verfassung nüchtern und kühl bis ans Herz hinan zunächst nach dem praktischen Bedürfniß der Nation zugeschnitten sei, hatten ihre Gegner nie bestritten, im Gegentheil alle diejenigen ihr zum Vorwurf gemacht, die in jeder ihrer Reden ein kolossales schwarz-roth-goldenes Banner für Reichsverfassung und Grundrechte entrollten. Und jetzt, trotz dieses praktischen Zuschnittes, zeigten sich doch eben nur die Zweige der neuen Verfassung jedem verwirklicht und greifbar, die mehr als Grundrecht und Ideal oder Anweisung auf ein zukünftiges Gesetz enthielten; die Militärverfassung, weniger merklich schon für die Massen die neue Ordnung der Bundesfinanzen, die Organisation der Bundesbehörden. Diese für die Existenz des Bundes nothwendigsten und darum in der Verfassung bereits breiter ausgeführten Grundlagen der neuen Staatsordnung ragten bis in jedes einzelnen Leben, von vielen der größern ökonomischen Belastung halber mit Abneigung aufgenommen. Die eigentlichen Grundrechte dagegen, wenn dieser Name für grüne Zweige des öffentlichen Lebens überhaupt gebraucht werden darf, deren wesentlichste Theile im Art. 4 der Bundesverfassung als verborgene Knospen künftig-legislativer Triebkraft schlummerten, wären ohne die förderſamste Errichtung der neuen Staatseinheit noch lange embryonal geblieben. In der That mit einiger Berechtigung, wenn auch gegen ihre Kriegshetzerei Anno 1866 mit bewußter Scheinheiligkeit, erhoben in den ersten Monaten des Bundes die geschworenen Feinde der Verfassung den Vorwurf, daß sie nur Lasten bringe dem gemeinen Manne, der bisher als das oberste Paradigma deutscher Staatsweisheit den Satz in Andacht hegte, daß Gott keinen Deutschen verläßt. Rechnet man endlich zu allen diesen Anreizungen zur Wiedergeburt des Particularismus die persönliche Stimmung des Bundesoberhauptes, der von Anfang an schwer gegen die vetterliche Legitimität die gründlichen Streiche geführt hatte, die der Sicherheit und Abrundung der deutschen Vormacht

Digitized by Google

unerlaßlich waren, und nun, wo die Stimme seines Herzens Anspruch auf Gehör hatte, geneigt war, den Verbündeten alle nur möglichen Hoheitsrechte zu erhalten, so wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß mit Abschluß der Bundesverfassung durch den constituirenden Reichstag der schwierigste Theil der Aufgabe erst begann. Mit Geschick ließ sich zudem der Particularismus angelegen sein, die Gunst der Lage auszubeuten. Keine lebhaftern Proteste gegen die „absolutistisch-cäsaristische" Richtung der Bundesverfassung als von den Elementen des preußischen Landtags, die seit Jahrzehnten dort und im Reichstage den heimatlosen Absolutismus der katholischen Hierarchie gepredigt hatten, oder von seiten der sächsischen Stände, die in den schlimmsten Tagen der Beust'schen Reaction die „conservativen" Gesetzesvorlagen der Regierung stets in reactionärem Sinne amendirten. Aber noch viel ungebundener und offener redeten die Organe des kleinstaatlichen Radicalismus, die Soldschreiber der entthronten Fürsten, von der Erbärmlichkeit der norddeutschen Bundesverfassung. Sie waren an die Grenzen der Schicklichkeit, welche die officielle Kleinstaaterei halbwegs immer noch beobachten mußte unter Zähneknirschen und Thränen, nicht gebunden, und machten reichen Gebrauch von der „germanischen Libertät".

Aber alle diese Gefahren, die jede kühle Prüfung an der Wiege der staatlichen Neugestaltung Deutschlands sich erheben sah, sollten im Nebel zerrinnen. Zunächst nämlich in den ersten Wochen nach Schluß des constituirten Reichstags klopfte an die Grenzen des Landes der hohle gallische Uebermuth, der gottlob! seit 50 Jahren der beste Kitt aller deutschen Stämme, die sicherste Gewähr für die Versöhnung des innern Parteihaders gewesen ist. Wieder einmal war der Napoleonismus an jenen Abgrund gerathen, an dem nur ein kühner Sprung ins Meer der nationalen Leidenschaft den gefährdeten Reiter retten kann. Der Streit um Luxemburg hatte, wie sich unsere Leser erinnern, schon den constituirenden Reichstag beschäftigt. Damals konnte Bismarck mit Grund erklären, daß ernstliche Verwickelungen nicht zu befürchten seien. Inzwischen aber hatte sich diese Frage, nicht durch unsere Schuld, bis hart an die Grenze des europäischen Kriegs vorgeschoben. Der König von Holland brauchte Geld — und war entschlossen, das Großherzogthum Luxemburg, dessen Bewohner so mittelmäßige Holländer als Deutsche sind, für die runde Summe von 10 Mill. Frs. an Frankreich zu verzetteln. Der saubere Handel war nahe bis zum Abschluß gediehen. Da plauderte der Vertraute des König-Großherzogs das Geheimniß aus, getrost der Ueberzeugung, daß Bismarck die Vortheile eines „ehrlichen" Handels ebenso respective wie die Staatslenker im Haag. Aber diesmal hatte sich der grobe Materialismus arg verrechnet in der idealen Anschauung unsers Volks. Die niederschmetternde Klarheit über die Energie und drohende Waffenbereitschaft des Nordbundes, falls Frankreich daran dächte, den Handel abzuschließen, trug die Depesche des französischen Botschafters Benedetti von Berlin nach Paris. Hier suchte man nun mit aller Macht die Geister los zu werden, die man gerufen hatte. Mühsam gelang es der officiellen und officiösen französischen Presse, die entfesselte Leidenschaft verblendeter Kriegslust einzudämmen, jetzt, da man ungerüstet und unfertig zu einem großen Kriege den furchtbaren Ernst und die drohende Macht erkannte, die das geeinigte Deutschland der fränkischen Ländergier entgegenstellte. Für den neuen Bund war die erste Probe seiner Staatsehre ruhmvoll bestanden. Ein Wort von Berlin genügte, der Lüsternheit des französischen Kaiserthums halt zu gebieten. Der Widerhall dieses mannhaften Worts ging durch unser ganzes Volk. Nicht sowol das Schicksal der luxemburger Bevölkerung, die zum großen Theil in der Annexion an Frankreich keinen Schimpf erblickte, auch nicht die vom Haag aus hinterlistig geplante Beseitigung des preußischen Besatzungsrechtes in Luxemburg ging unserer Nation so tief zu Herzen. Wohl aber das Unterfangen, wesentlich deutsche Interessen ohne jede Anfrage

Digitized by Google

bei der neuen deutschen Centralgewalt dem gefährlichen westlichen Nachbar preiszugeben. Die weitern Stadien dieses Streits, die Verhandlungen um das preußische Besatzungsrecht in Luxemburg, die im Londoner Vertrage vom 11. Mai ihren Abschluß fanden, waren an sich eine rein preußische Angelegenheit, die erneuerte Neutralitätserklärung des Großherzogthums aber nur die thatsächliche Anerkennung des eigenthümlichen Verhältnisses zu Deutschland, in dem sich Luxemburg vermöge seiner Personalunion mit den Niederlanden schon zur Zeit des alten Bundes und vollends seit dem Jahre 1866 befand. Daß diese Neutralität jetzt unter die Collectivgarantie der europäischen Mächte gestellt wurde, d. h. unter die denkbar strengste und feierlichste Bürgschaft, die das Völkerrecht überhaupt kennt, war der Preis, den die deutsche Vormacht für ihre Versöhnlichkeit gegen alle französischen Unbilden forderte. Daß England, in dessen Hauptstadt der Vertrag feierlich besiegelt ward, schon als kaum die Unterschriften trocken waren, diesen Preis, der bedungen und zugesagt war in dem reinen Golde der Treue, nur leisten zu wollen erklärte in dem groben Courant diplomatischer Perfidie, daß ein Nachfolger der beiden Pitt und Canning, ein englischer Premier, im englischen Oberhause schon am 4. Juli 1867 die Stirn fand, zu erklären: wenn Frankreich Luxemburg mit Krieg überziehe, sei England nicht genöthigt, gegen den Friedensstörer einzuschreiten, da mit dem Vertragsbruche eines der Garanten die Collectivgarantie erloschen sei! ändert nichts an dem Preise selbst, den Preußen forderte und gewährt erhielt. Bis zu Ende blieb das deutsche Volk in lebhafter Erregung. Alle Kundgebungen legten Zeugniß davon ab, wie sehr das Gemein- und Ehrgefühl, das Vertrauen in die Führung Preußens gewachsen war in den letzten Jahren. Selbst die Aufrechterhaltung des preußischen Besatzungsrechts in Luxemburg betrachtete die nationale Erregung als hohe Ehren- und Machtfrage Deutschlands. Der Entrüstungssturm der französischen Chauvinisten über den Vertrag vom 11. Mai war uns Deutschen die sichere Gewähr, daß Preußen das Richtige getroffen habe; aus dem Skandal, den die englische Vertragstreue vor Europa aufführte, schöpften wir die kühle Ueberzeugung, daß auch Deutschland im gegebenen Falle hinsichtlich Luxemburgs Herr seiner freien Entschließung sei. Die lächerliche Insinuation aber der deutschen und französischen Welfen, der ochlokratischen und ultramontanen Radicalen, daß Preußen ein deutsches Land preisgegeben habe, mag an der Stelle widerlegt werden, wo sie zum ersten mal mit dem Tone patriotischer Entrüstung in guter Gesellschaft vorgetragen wurde: bei der Adreßdebatte des ersten verfassungsmäßigen Reichstags.

Trug so der drohende Streit mit dem Auslande wesentlich bei zur Befestigung des neuen Gemeinwesens, so lehrten die Sitzungen der Einzellandtage unmittelbar nach dem Schluß des Reichstags auch dem leidenschaftlichen Verehrer der Kleinstaaterei, wie nichtig und würdelos dieser einst so hochverehrte Duodezparlamentarismus sei gegenüber der großen deutschen Vertretung, sobald er über die deutsche Frage rathen und thaten sollte. Wenn in den sächsischen Kammern bei der Schlußabstimmung über die Bundesverfassung die Hochtories der Ersten Kammer weissagten, daß die rothe Revolution aus dieser Verfassung erwachsen müsse, die Reichsverfassungsmänner der Zweiten Kammer aber ihr Haupt verhüllten vor dem rohen Militärstaat, der nun über Deutschland komme, so war die allgemeine Freude darüber gerechtfertigt, daß diese Klasse von Capacitäten zum letzten mal über die Zukunft Deutschlands zu Gericht sitze. Den eigenthümlichsten aller Mikrokosmen des deutschen Parlamentarismus zeigte Waldeck. Hier mußten dieselben Männer, die in Berlin mit Begeisterung für die Verfassung gestimmt hatten, daheim gegen sie votiren, da die Verfassung einmal die unnatürliche Fortexistenz des ökonomisch tief zerrütteten Fürstenthums garantirte und andererseits die Krone Waldeck durch nicht gerade fürstliche Spitzfindigkeiten die „stillschweigende Einwilligung" ihres Landtags zur Verfassung fingirte, wo gerade die entgegengesetzte Fiction den thatsächlichen

Digitized by Google

Verhältnissen entsprach. Bis in die Wahlperiode zum Reichstage hinein lag der Alp, daß die waldeckische Volksvertretung Deutschland um seine Verfassung bringen könne, auf der Brust der Patrioten.

Endlich sorgten auch die geborenen Feinde des deutschen Staats, die Welfenenthusiasten, die Staatsverächter, die Römlinge, die Romantiker des Particularismus, nach ihren schwachen Kräften für eine Vertiefung des nationalen Bewußtseins, freilich sehr wider ihren Willen. Sie provocirten in der Presse und in der Wissenschaft eine ernste Würdigung der gewaltigen Fortschritte der jungen Verfassung. Die großen deutschen Zeitungen sammt und sonders führten ihren Lesern vor Augen, mit welchen Riesenschritten gegen sonst und an sich selbst diese Verfassung den Traum der deutschen Staatseinheit seiner Verwirklichung entgegenführe. Die bedeutendsten deutschen Staatsrechtslehrer verkündeten in neuen Auflagen ihrer berühmten Handbücher oder in selbständigen Abhandlungen dieselbe Verfassung als diejenige, welche die begehrlichsten Wünsche ihrer Jugend zu erreichen und zu erleben kaum hätten hoffen dürfen. Und wie in einem ruhigen Wasser ein Steinwurf concentrische Wellen erzeugt, die fortwallen bis zum äußersten Rande und von dort zurückprallend eine neue Wellenbewegung nach dem Ausgangspunkt hervorrufen, so ward die innere nationale Bewegung in ihrem Kampfe gegen alle staatsfeindlichen Elemente unterstützt, durch den sympathischen Zuruf, den die Deutschen des Auslandes, namentlich die Deutschen jenseit des Oceans, der Thätigkeit und den Errungenschaften des constituirenden Reichstags zollten zu einer Zeit, wo die Herabwürdigung dieser Resultate einer kleinen, aber gewissenlosen Partei als die beste Taktik für ihre fernere Existenz erschien.

So hebt sich aus allen diesen verschiedenen Gefahren für die Lebenskraft des Norddeutschen Bundes, aus allem Streit und Hader im Sommer des Jahres 1867 kräftiger und sicherer denn je die Einsicht von der Nothwendigkeit unserer Einheit, die herzliche Hingebung an die Rechte und Pflichten des nationalen Staats.

Unter diesen Auspicien traten die Wähler Ende August von neuem an die Wahlurne zu den Wahlen für den ersten verfassungsmäßigen Reichstag.

So viel konnte man aus jedem Wahlkreise, jedem Wahlaufruf lernen: der constituirende Reichstag und der letzte Wahlkampf waren nicht vergeblich gewesen. Beides hatte gewonnen, die Klarheit und die Versöhnlichkeit der Parteien, ein sicheres Zeichen politischer Fortbildung. Der vollendete Mann ist zugleich fester für sich und milder gegen andere als der Jüngling. Auch politische Gegner hatten sich im letzten Kampfe achten lernen; allmählich begann auch der Particularismus zu begreifen, daß nationale Gesinnung nicht so völlig identisch sei mit feiler Machtanbeterei. Dem Radicalismus war freilich auch diesmal noch diese Erkenntniß verschlossen. Aber im Grunde schadete dies nichts, oder nur ihm am meisten. Der raisonnirende Cantönligeist feierte diesmal nur in der Stadt Berlin und „reinen" Arbeiterwahlbezirken am Rhein und im Königreich Sachsen seine Triumphe. Was er an Quantität auf der äußersten socialdemokratischen Seite im Reichstage gewann, war reichlich an der Qualität zugesetzt worden. Namen wie Liebknecht und von Schweitzer streiften nicht mehr blos an das bedenklich Rothe. Sie trugen in den Reichstag ein neues Parfum des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts; Försterling, der dresdener Kupferschmied und Vertreter der Stadt Chemnitz, nöthigte zu einer neuen Scala norddeutscher Intelligenz. Wohl aber konnten Reincke und Götz, namentlich der letztere, auf dieser Seite der neugewählten Versammlung zugleich den Anspruch auf erprobte Bildung und Charaktereinheit erheben. Im ganzen Norddeutschen Bunde begann die Gruppirung der Parteien sich einfacher zu gestalten der Hauptaufgabe gegenüber, die nach wie vor dieselbe blieb: den deutschen Staat so sicher als nur immer möglich zu begründen. Vor allen gebührt den „Bundesstaaten" dieses Lob. Während in Altpreußen

Digitized by Google

die nationale Partei den verfehlten Versuch macht, mit dem „Fortschritt" eine compromissarische Vertheilung der Wahlbezirke vorzunehmen, besteht in Neupreußen, in Waldeck, Weimar, Thüringen überhaupt und im Königreich Sachsen die nationale Partei jetzt schon den härtesten Kampf mit der radicalen Demokratie, mit der sich auch diesmal der Particularismus aus den Jubeljahren der Reaction gern verbündet, um der erstarkten nationalen Gesinnung das Heft zu entwinden. Am erfreulichsten ohne Frage war der Sieg der Nationalen in vier Wahlbezirken des Königreichs Sachsen, das bisher nur durch Particularisten und Radicale vertreten gewesen war. Von hier aus trat Mosig von Aehrenfeld statt des Landesältesten von Thielau, Stephani statt Wächter's für Leipzig, Leistner statt des Geh. Justizraths Herbig, Blum statt Haberkorn's in den Reichstag. Dagegen lieferten andererseits die Wahlen von Liebknecht und Götz, für die auch diesmal die Grün-Weißen stimmten und welche die Geh. Justizräthe Herbig und Gerber zu ersetzen bestimmt waren, einen sonderbaren Beleg dafür, wie intim der Saxone aus Beust's Tagen mit der radicalen Demokratie sich paaren konnte, wenn der Haß gegen Preußen das Bindemittel war. Blicken wir dann auf das Gesammtergebniß der Wahlen, so bieten die Gesammtziffern der Fractionen nur unmerkliche Veränderungen. Die Conservativen, Nationalen und Bundesstaatlichen sind je um drei Mitglieder stärker geworden, die letztern durch Heranziehung der „Wilden", die früher in jedem Zoll eine Partei für sich bildeten, wie Schwarze, Oehmichen, Günther (Sachsen), Sachße. Vermindert hatten sich die Freiconservativen um fünf, die Freie Vereinigung (deren Statistik sich obendrein stets durch Plusmacherei auszeichnet) um vier, die Polen um zwei, das „Centrum" um volle elf Mitglieder, theils durch den Austritt der particularistischen Elemente vom constituirenden Reichstage, theils durch wirkliche Niederlagen bei den Wahlen, die immer mehr das böse Wort bewahrheiteten, das nun schon seit Jahren diese einst so mächtigen und mit Recht angesehenen Parteimänner als „Führer ohne Partei" bezeichnete. Dafür hatte sich die Fortschrittspartei elf Mitglieder bis zum Beginn der zweiten Session (Frühjahr 1868) zugelegt, bezeichnend genug den ganzen Zuwachs aus Altpreußen, d. h. in Bezirken, wo die Nationalen, dem obenerwähnten Compromiß getreu, nur für den Candidaten des Fortschritts stimmten, um dann bei Wahlen wie der jüngsten in Lennep-Mettmann die Fortschrittspartei das Ihrige beitragen zu sehen zum Wahlsiege eines so undefinirbaren Individuums wie des Cigarrenarbeiters Fritzsche; die Thorheit eines derartigen Löwenvertrags zu Gunsten der Ueberbleibsel der alten Fortschrittspartei wird nach solchen Erfahrungen die nationale Partei wol auch in Preußen zum letzten mal begangen haben. Die Zahl der „Wilden" endlich hatte sich durch den Zutritt einiger Socialdemokraten um zwei vermehrt. Ueberall aber hatte der Wahlkampf größere, weitere Gesichtspunkte gezeigt. Wenige Candidaten nur durften es wagen, in den Kampf zu treten, ohne sich über ihre Stellung zur deutschen Frage klar auszusprechen.

Am 10. Sept. 1867 trat der neugewählte Reichstag zu den Eröffnungsfeierlichkeiten im Weißen Saale zusammen. Die Thronrede war nüchtern zu nennen gegenüber jenen hochpatriotischen Worten, die der greise König bei Eröffnung des constituirenden Reichstags gesprochen hatte. Der Rückblick auf das Zustandekommen der Bundesverfassung und den Abschluß des neuen Zollvereinsvertrags mit den süddeutschen Regierungen und der Schluß, in dem der König die Zuversicht aussprach, daß „das Vaterland sich der Früchte dieser Arbeit des Friedens erfreuen werde in Frieden", bildeten die schwungvollsten Theile dieser Thronrede. Wer aber der Größe der Thatsachen mitfühlend gedachte, die in diesen einfachen Worten, in diesem „beredten Schweigen" der Volksvertretung in Erinnerung gerufen wurden, mußte unwillkürlich jenes Wortes aus dem constituirenden Reichstage sich entsinnen, daß auf das große das schlichte Heldenthum folge. Und eine Fülle segensreicher Arbeit in der That stellte die Thronrede in Aussicht: die

Digitized by Google

Vorlage des Zollvereinsvertrags, Gesetzentwürfe über Freizügigkeit, Paßwesen, Salzsteuer, Postwesen und Posttarif, Bundesconsulate, Kauffahrteibundesflagge, ja sogar eine norddeutsche Maß- und Gewichtsordnung wollte man damals schon vorlegen, daneben das tiefgreifendste Gesetz der Session, das über die Erfüllung der Kriegsdienstpflicht. Ein Gesetzentwurf über die Verwaltung des Bundesschuldenwesens zeigte sich erst im Laufe der Session nothwendig, andere, wie die Aufhebung der „Wuchergesetze", beschloß der Reichstag aus eigener Initiative.

Rasch schritt der Reichstag hinweg über seine formellen Geschäfte, die Constituirung seines Bureau und die Wahlprüfungen. Die drei Präsidenten, ja fast auch die Schriftführer des constituirenden Reichstags wurden wiedergewählt nach dem Compromiß der conservativen und nationalen Fractionen. Die Wahlprüfungen dagegen, über die wir bis zu Ende dieser Session gleich hier berichten, zeigten das ernste Bestreben des Reichstags, den gesetzlich unantastbaren Grundsätzen der allgemeinen directen und geheimen Abstimmung nach Kräften zu gleichmäßiger Anwendung und Durchführung im Bunde zu verhelfen. Die Prüfung war durchweg eine strengere als beim constituirenden Reichstage. Vier Wahlen wurden beanstandet, zwei für ungültig erklärt. Im allgemeinen zeigte sich diesmal noch deutlicher als früher die Nothwendigkeit eines allgemeinen Bundeswahlgesetzes und Wahlreglements. Die Abweichungen waren im einzelnen so bedeutend, daß Hessen und Mecklenburg z. B. nicht einmal geheime Abstimmung gewährleisteten*), Oldenburg keine bestimmten Wahlstunden kannte, in Sachsen und im Wahlbezirk Berent-Stargard dem der Wahlfeststellungscommission präsidirenden Wahlcommissar eine Befugniß eingeräumt wurde, die nach der Verfassung nur dem Reichstage zustand, die nämlich, Stimmen für ungültig zu erklären, welche die Ortswahlvorstände hatten passiren lassen. Die vier Beanstandungen erfolgten wegen großer Wahlbeeinflussungen von unten und oben. Ueber alle vier hat der Reichstag erst im Frühjahre 1868 definitiven Beschluß gefaßt, sie mögen daher erst später besprochen werden. Von höchstem Interesse dagegen und von bleibender Bedeutung für die Reinhaltung des allgemeinen Wahlrechts waren die Motive, aus denen die zwei Ungültigkeitserklärungen erfolgten. Die erste, am 18. Sept. beschlossene, galt niemand Geringerm als dem hochverdienten General Vogel von Falckenstein; ein gutes Zeichen, daß man ohne Ansehen der Person und ohne falsche Nachsicht gegen den Helden des Jahres 1866 die Wahlfreiheit aller Wähler auf die Nachfolger vererbte. Vogel von Falckenstein war in Königsberg gewählt. Während die gesammte Bürgerschaft dort, dem preußischen Wahlreglement gemäß, nach örtlich abgegrenzten Räumen (Stadttheilen), innerhalb deren der einzelne Wähler seine Wohnung haben mußte, abstimmten in kleinen Wahlbezirken, die nach der letzten Zählung nicht mehr als 3500 Seelen zählen durften, und während dort die Wahlvorstände aus „Gemeindemitgliedern" bestehen mußten, die „kein unmittelbares Staatsamt" bekleiden, waren in Königsberg mit Zustimmung des Magistrats zwei Militärwahlbezirke gebildet worden, lediglich getrennt nach Waffengattungen, die Wahlbeisitzer hatten einen ausschließlich militärischen Charakter, der Vorschrift, daß nur 3500 Seelen im Bezirk existiren sollten, konnte in Militärwahlbezirken selbstverständlich weder positiv noch negativ genügt werden. Die Presse hat sich damals durchschnittlich mit dem Urtheil begnügt, Falckenstein's Wahl sei cassirt worden, weil der Reichstag die Stimmen der königsberger Soldaten als unter einem Wahlvorstande von „unmittelbaren Staatsbeamten" abgegeben nicht mitzählte, und damit die absolute Majorität dem General fehlte. Dieses Urtheil ist aber nur in beschränktem Maße richtig. Die Majorität allerdings, welche die Wahl des Generals annullirte, scheint beiläufig auch

*) Vgl. über Hessen den §. 12 des großherzoglich hessischen Wahlregulativs, Stenographischen Bericht, S. 17 fg. und 50 fg., über Mecklenburg ebend., S. 34—36.

Digitized by Google

das Argument auf sich haben einwirken zu lassen, daß nach dem Titel X, Theil II des Allgemeinen Landrechts Militärpersonen in Preußen als unmittelbare Staatsbeamte und nach dem §. 3 der Allgemeinen Städteordnung vom 30. Mai 1853 auch als Nichtgemeindemitglieder zu betrachten sind, daß also in jenen Militärwahlbezirken die Wahlbeisitzer keineswegs die erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigten. Aber sicher ist, daß die Abtheilung nicht aus diesen Gründen die Ungültigkeit der Wahl beantragte, sondern deshalb, weil sie in der Bildung von Militärwahlbezirken überhaupt eine Ausnahme von den Grundsätzen des Wahlgesetzes, nicht blos des Wahlreglements, erblickte; deshalb, weil die Wahl nach Ständen den bedenklichsten Gegensatz bildet zu dem vom Gesetz aufgestellten Grundsatz der Trennung nach örtlichen, räumlichen Wahlbezirken.*) Dem Berichterstatter Miquèl gebührt das Verdienst, auch diese feinen Fragen alle mit seiner gewohnten Schärfe und Klarheit erläutert zu haben. Noch über einen andern wichtigen Punkt machte sich der Reichstag bei dieser Gelegenheit schlüssig: er entschied sich dahin, daß wenn eine Wahl cassirt sei und wenn nun auch nach den Wahlacten der Gegencandidat des wegen Ungültigkeit einer Anzahl von Stimmen Zurückgewiesenen diesem gegenüber die absolute Majorität für sich aufweise, doch eine Neuwahl anzuordnen sei, da sonst die Wähler, deren Stimmen cassirt worden, vom Wahlrecht geradezu ausgeschlossen werden würden. Noch interessanter in mancher Hinsicht war die Prüfung der Wahl des Hrn. von Oertzen-Cotelow. Sie versenkte den aufmerksamen Beobachter wieder einmal in das dunkle Reich mecklenburgischer Zustände, diesmal von Mecklenburg-Strelitz, womit indessen keineswegs gesagt werden soll, daß die von Mecklenburg-Schwerin besser wären. Auf den Gütern Roga und Pleetz haust der Graf Kuno Hahn-Basedow, der einstmals die für alle seine Lande culturhistorische Verordnung erließ, daß ihm seine Untergebenen nur in weißen Halsbinden und mit einem „unterthänigsten Guten Morgen" nahen dürften. Das waren allerdings andere Zeiten gewesen, aber das Jahr 1866 hatte die Machtfülle des Grafen Kuno Hahn unberührt gelassen. Bei den Reichstagswahlen entfaltete er eine ungeahnte Begeisterung für das gemeine Beste. Er ließ Biere anspannen, fuhr vor das Wahllocal in Pleetz, das ein Gasthof war, und haranguirte dort seine Bauern und Tagelöhner: daß sie die von ihnen Gewählten seinem Gutspachter Bade laut zu nennen hätten, daß ihnen freistände, einen andern zu wählen als den Hrn. von Oertzen auf Cotelow; wer aber Poppe-Blankenhof wähle, der solle auch nicht mehr zu ihm kommen, wenn er Getreide oder Tüftenland begehre. Diesen drohte er in optima forma mit Entziehung der gräflich Hahn'schen Gunst. Trotzdem brachte es Hr. von Oertzen nach Rechnung der mecklenburgischen Regierung nur auf 9 Stimmen über die absolute Majorität. Der Reichstag beschloß am 16. Sept. vorläufig, diese Wahl zu beanstanden. Von da an lief Protest auf Protest ein. Im Bundeskanzleramte mußte in Wahlsachen Oertzen-Cotelow ein eigenes Fach angelegt werden. Da fuhr der Dämon des Zweifels in den unnatürlichen Mecklenburger Moritz Wiggers. Er legte den Maßstab des Adam Ries an die Wahlacten. Er dachte erschrecklich niedrig von der heimischen Kunst zu rechnen. Er fand nach unermüdlicher Addition, daß die Regierung sich zu Gunsten des Hrn. von Oertzen verrechnet habe. Die beiden Referenten der Abtheilung, ein Calculator des Reichstagsbureau, addirten gleichfalls in jeder Mußestunde, und das Resultat war, daß Hr. von Oertzen in der That 19 Stimmen unter der absoluten Majorität hatte laut der Wahlacten. Beinahe die ganze Session freilich war über diesem Exempel dahingegangen, als seine Wahl am 23. Oct. für ungültig erklärt wurde. Niemand mag uns schelten, wenn wir die wichtigsten Präjudize, die der Reichstag als Wahlgerichtshof aufstellt, so ausführlich als

*) Vgl. Stenographischen Bericht, S. 51—62.

Digitized by Google

möglich mittheilen. Sind es doch inappellable Urtheile über die Grundzüge des Wahlgesetzes von Norddeutschland, die, wenn auch jeder kommende Reichstag natürlich dieselbe richterliche Machtvollkommenheit innehat, doch leicht für eine Reihe von Jahren das Ansehen von Präjudizien genießen dürften. Denn die richtige Auslegung und Handhabung erst macht ein gutes Wahlgesetz zum Garanten dafür, daß die Gewählten der wahre Ausdruck der Majorität seien. Die Kehrseite zeigt das heutige Frankreich. Und, wie das erste Deutsche Zollparlament lehrt, wußten die Mitglieder des Reichstags den ganzen Ernst und die volle Strenge ihrer Wahlprüfungspraxis auch auf Süddeutschland auszudehnen.

Am 18. Sept., an dem Tage der Ungültigkeitserklärung der Wahl des Generals von Falckenstein, hatte der Präsident zu Anfang der Sitzung mitgetheilt, daß ihm der Entwurf einer Adresse an den König übergeben worden sei. Diese Adresse trug die Unterschrift des Verfassers Miquél, nach ihm die der gesammten national-liberalen Partei. Die Einbringung der Adresse war ein kühnes Wagniß der ausgesprochenen Abneigung gegenüber, welche die Rechte und Linke in diesem Augenblick jeder Adresse entgegensetzten, insonderheit aber dieser Adresse. Denn vernehmlich rief man darin über die Mainlinie hinüber den süddeutschen Brüdern ein Willkommen entgegen, entschlossen und ernst warnte man das Ausland vor seiner Einmischung in die deutsche Frage, freudig vertraute man der leitenden deutschen Politik. Die feudalen Conservativen fanden eine bedenkliche Mißachtung des Art. 4 des Prager Friedens in dem Theil der Adresse, der den Anschluß Süddeutschlands an den Norden als eine Folge „der unwiderstehlichen Macht nationaler Zusammengehörigkeit" bezeichnete. Die Linke war erbost darüber, „die bisher errungenen Erfolge einer nationalen Politik beglückwünscht", die Bundesverfassung als „die endlich gewonnene Grundlage eines wahrhaft nationalen Lebens" bezeichnet zu sehen. Der Particularist endlich mußte sich mit Naturnothwendigkeit gegen jede Adresse dieser Versammlung auflehnen, die, sie mochte lauten wie sie wollte, ein Schritt war, die Menge auf den neuen Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland hinzulenken. Die Conservativen, die bei jeder Gelegenheit lieben, „der Herren eigenen Geist" als Sinn und Meinung ihres Königs und Meisters auszugeben, versäumten nicht, den Nationalen die Adresse als etwas dem König völlig Unannehmbares auszureden; die Linke drohte mit Entziehung aller Volksgunst, die Particularisten retteten ihre innerste Ueberzeugung in einige Organe von dem Schlage der „Hessischen" und „Hannoverischen Volkszeitung" oder den „Dresdener Nachrichten". Alle weissagten gemeinsam den Nationalen ein gründliches Fiasco. Trübe in der That standen die Aussichten bei Einbringung der Adresse. Aber der Moment durfte nicht unbenutzt verrauschen. Die wichtigsten Ereignisse hatten die Wochen gebracht, in denen Norddeutschland zur Wahl schritt. Die Erneuerung der Zollvereinsverträge vom 8. Juli 1867 trug in ihrem Schoße eine neue gesammtdeutsche Vertretung, das Zollparlament. Karg waren ihr die Schranken des Wirkens und der Competenz gezogen, aber die Befugniß, Einnahmen, gemeine Reichssteuern und -Zölle zu verwilligen, stand ihr zu, und diese Befugniß läßt sich auf die Dauer kaum denken ohne das Correlat, die Ausgaben zu prüfen und zu genehmigen im Voranschlage, d. h. ohne das Correlat des Budgetrechts. So war die Aussicht gegeben, den deutschen Gesammtstaat selbst in ruhiger Fortentwickelung einer scheinbar ganz harmlosen Zolleinigung plötzlich vor Augen zu sehen. Diese Consequenzen, die Frankreich namentlich an die Zollvereinsverträge knüpfte, die offene Darlegung der Schutz- und Trutzbündnisse Preußens mit dem Süden vor ganz Europa, die Mißerfolge und der bittere Unmuth Deutschlands, den die österreichische Politik durch ihre doppelzüngige Einmischung in die luxemburger Händel geerntet hatte, waren wohl geeignet, eine intime Annäherung zwischen Paris und Wien zu erzeugen. Beust und Napoleon hatten in Salzburg eine lange Unterredung, deren

Digitized by Google

Inhalt allerdings sorgfältig verschwiegen wurde, die aber seiten Bismarck's die bekannte Circulardepesche vom 7. Sept. hervorrief, in der er jede Pression auf die süddeutschen Staaten weit von sich wies, aber auch bestimmt erklärte, daß keine Macht der Erde Deutschland an der Errichtung eines gemeinsamen Staatswesens dann zu hindern befugt sei, wenn sich diese Neugestaltung unter Zustimmung der deutschen Stämme und Regierungen vollziehe. Aller dieser Ereignisse hatte sich die Presse mit Leidenschaft bemächtigt. Dem Süden wie dem Norden stand jetzt die verfassungsmäßige Genehmigung des Zollvereinsvertrags, dem Süden auch der Schutz- und Trutzbündnisse unmittelbar bevor. Es galt, die Freunde der nationalen Sache in dem heißen Kampfe zu stützen nach besten Kräften, der leitenden Regierung die freudigste Anerkennung für ihre nationale Politik zu zollen, das Ausland zurückzuschrecken von seinen Einmischungsgelüsten; überhaupt durfte der erste Reichstag, der auf Grund des neuen Staatsgrundgesetzes zusammentrat, wol kaum einer andern Beschäftigung sich zuwenden, ehe er seiner nationalen Würde und Bedeutung einen warmen Ausspruch gewidmet hatte. Dies waren die Motive, die den Nationalen so gebieterisch schienen, um bei Einbringung ihrer Adresse das Wagniß einer parlamentarischen Niederlage gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Sie waren auf die Dauer durchschlagend, wenn es auch schwer hielt, die Form zu finden für die gemeinsamen nationalen Anschauungen, welche von der äußersten Rechten bis an die Grenze der Bänke der Fortschrittspartei alle nationalen Elemente des Hauses theilten. Indessen auch diese Form wurde in den sechs Tagen vom 18. bis 24. Sept. compromissarisch festgestellt, sie war sogar (was in solchen Fällen so selten) feiner und correcter als der ursprüngliche Miquel'sche Entwurf, und ebenso schwungvoll wie jener. Solchen Resultaten gegenüber konnte man sich getrösten bei dem höhnischen Zuruf der Linken: „das Bündniß der Nationalen mit dem Grafen zu Stolberg sei fertig."

Die Adreßdebatte ging den 24. Sept. in Scene und dauerte fünf Stunden. Sie beansprucht bleibenden Werth wegen der Fülle von Klarheit, die sie nach allen Seiten unsers öffentlichen Lebens verbreitete. Der Berichterstatter Planck eröffnete dieselbe mit einem meisterhaften staatsrechtlichen Vortrage über den so vielbesprochenen und leider so viel mit und ohne Absicht misverstandenen Art. 4 des Prager Friedens, den die Feinde der deutschen Einheit noch heute als ein internationales Hinderniß der Vereinigung unsers Südens mit dem Norden auszugeben lieben. Planck rückte diesen historischen Falsificaten der großdeutschen Presse entschieden zu Leibe. Im Eingang des Art. 4, sagte er, erkennt der Kaiser von Oesterreich die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an, und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands — nicht etwa blos Norddeutschlands — ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaats. Stünde diese Bestimmung im Art. 4 allein, so würde Oesterreich die Selbständigkeit aller deutschen Staaten — die nothwendige Folge der Auflösung des Deutschen Bundes — anerkennen. Dagegen bestimmt der Artikel weiter: „Ebenso verspricht Se. Maj., das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Se. Maj. der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird." Hierdurch wird also Preußen in Norddeutschland völlig freie Hand gelassen, die volle Selbständigkeit der norddeutschen Staaten verpflichtet sich Oesterreich nicht anzuerkennen. Und nun folgt der letzte Satz: „Und Oesterreich erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt, und der eine internationale, unabhängige Existenz haben wird." Hier handelt es sich um einen Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen allein, nicht etwa zwischen Oesterreich, Preußen und den süddeutschen Staaten. Keinesfalls also konnten die Contrahenten den süddeutschen oder norddeutschen Staaten die Pflicht auferlegen, diesen süddeutschen Verein zu gründen;

Digitized by Google

auch Preußen hat keinerlei Verpflichtung eingegangen, den Süddeutschen Bund zu Stande zu bringen; auch Oesterreich geht nur die Verpflichtung ein, sich mit der Bildung eines solchen Bundes, wenn er sich bildet, einverstanden zu erklären. Für den Fall nun, daß diese Thatsache eintritt, ist weiter bestimmt, daß das nationale Verhältniß zu dem Norddeutschen Bunde durch die freie Vereinbarung zwischen Süd und Nord bestimmt sein soll, daß aber dieser Südbund zugleich eine internationale unabhängige Existenz haben wird. Hieraus könnte man möglicherweise schließen, daß, wenn der Süddeutsche Bund zu Stande käme, dann die vorbehaltene nationale Verbindung mit dem Norden nicht eine so enge sein dürfte, daß dadurch die internationale unabhängige Existenz des Südbundes aufgehoben sein würde. Diese Interpretation ist durchaus unrichtig, indessen erübrigt sich ein specielleres Eingehen, da die Thatsache, von der das Inslebentreten dieser ganzen Bestimmung abhängt, die Thatsache der Existenz dieses Süddeutschen Bundes nicht eingetreten ist. Die süddeutschen Staaten haben erklärt, daß sie einen Verein, wie es vorgesehen ist im Art. 4, nicht bilden wollen. Damit ist der Gegenstand dieser ganzen Bestimmung zweifellos weggefallen; es kommt nun alles auf die ersterwähnte Bestimmung des Artikels an. Die süddeutschen Staaten sind, wie Oesterreich sich hierdurch anzuerkennen verpflichtet hat, als selbständige Staaten zu betrachten, von deren freiem Willen es durchaus abhängt, wie sie ihre Verhältnisse zu dem Nordbunde einrichten wollen, die also auch, wenn sie wollen, unzweifelhaft berechtigt sind, in den Norddeutschen Bund einzutreten. Oesterreich hat daher aus diesem Vertrage nicht nur kein Widerspruchsrecht gegen solche Lösung, sondern ist durch den ersten Abschnitt des Art. 4, wenn die Lösung auf Grund einer freien Vereinbarung zwischen Süddeutschland und dem Norddeutschen Bunde eintritt, verpflichtet, sie anzuerkennen. Diese Auffassung hat übrigens noch ihre entscheidende und gesetzliche Anerkennung in dem Art. 79 der Bundesverfassung gefunden, wo es am Schlusse heißt: „Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Norddeutschen Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundespräsidii im Wege der Bundesgesetzgebung. Damit ist klar ausgesprochen, daß vom Standpunkt des Rechts dem Eintritt der süddeutschen Staaten kein Hinderniß entgegensteht. Wäre es nach dem Prager Frieden unzulässig, so hätte diese Bestimmung nicht getroffen werden können."

Hierzu mögen noch die Argumente nachgetragen werden, die an demselben Tage Professor Dr. Aegidi, der Sprecher der Freiconservativen und wegen seiner trefflichen Quellenwerke über das alte und neue Bundesstaatsrecht wol der berufenste Interpret dieser Bestimmung des Prager Friedens, zur Bekräftigung der Planck'schen Theorie vorbrachte. Er legte den Hauptnachdruck auf zwei Punkte, die Planck nur flüchtig berührt hatte. Im Prager Frieden hat Oesterreich seine Zustimmung gegeben zu einer neuen Gestaltung Deutschlands, mit Ausschluß Oesterreichs. Diese Zustimmung ging so weit, daß Oesterreich im Norden sogar beliebige territoriale Veränderungen (mit Ausnahme von Sachsen) Preußen völlig anheimgab. Hinsichtlich des Südens aber willigt Oesterreich in dem Artikel auch in eine nationale Verbindung mit dem Norden. Dieser Ausdruck ist mit vollem Bewußtsein gewählt; unzweideutig, einmal dem internationalen, lediglich völkerrechtlichen Charakter des alten Bundes gegenüber, dann aber auch aus dem Gegensatze, in den die Begriffe national und international im Art. 4 selbst gebracht werden.

Dadurch, daß der Artikel selbst diese Begriffe so unmittelbar einander entgegenstellt, war klar ausgesprochen, daß man in dem nationalen Anschluß Süddeutschlands an den Norden ein engeres staatsrechtliches Verhältniß erblickte, als der alte Bund unter seinen Gliedern kannte. Während wir dies schreiben, hallt Deutschland wider von dem Phrasenschwall des wiener Schützenfestes, der jedem nüchternen Menschen die Frage auf die Zunge führen muß, ob denn das Jahr 1866 und das Friedensblatt, auf dem Preußen Oesterreich einen der tödlichen Niederlage gegenüber ehrenvollen und jedenfalls uneigennützigen

Digitized by Google

Frieden gewährte, ob namentlich Art. 4 des Prager Friedens an der Donau und bei den Schützen von des „Beobachters" Treffähigkeit schon ganz vergessen ist? Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, das politische Phäakenleben zu ernüchtern, wie es die ernste Zeit gebieterisch fordert.

Doch auch damals im Reichstage gab es eine verschwindende Minderheit, die bitter haßte jede klare nüchterne Erörterung über die deutsche Frage, weil nothwendig immer die particularistische Tradition vergangener Tage darunter Schaden litt. Während über drei Viertel der Gesammtzahl des Reichstags eine gemeinsam ausgearbeitete Adresse vor das Haus brachten, eine Adresse, die natürlich sofort nicht blos in die Presse, sondern vor die Augen des Fürsten drang, dem sie entgegengetragen werden sollte als die erste officielle Aussprache des ersten verfassungsmäßigen Reichstags: währenddessen vermaßen sich 15 Mitglieder der sogenannten bundesstaatlich-constitutionellen Fraction, denen im Laufe der Sitzung als 16. der sächsische Generalstaatsanwalt Schwarze zutrat, durch eine motivirte Tagesordnung die Adresse zu beseitigen. Die „Motive", die jedes Mitglied gedruckt in Händen hielt, besagten, „daß die Vereinigung des Nordens und Südens durch dieselbe Bundesverfassung als unabweisbares nationales Bedürfniß allseitig anerkannt, zur Darlegung jenes Bedürfnisses mittels einer Adresse aber kein Anlaß geboten sei, die Berathung einer solchen Adresse vielmehr Erörterungen hervorrufe, die einen schädlichen Einfluß auf das Verkehrsleben üben (!)". Den letzten Satz dieser „Motive" machte Ziegler, obwol den motivirten Tagesordnungsleuten nicht zugehörig, zum Hauptargument gegen die Adresse. „Diese Adresse", rief er, „wird wieder Einfluß haben auf die Börse von Paris, Wien und Berlin und die Unruhe und Angst vor dem Kriege ist wieder da." (Sehr wahr! links.) Aber noch klarer, mit wirklich sehr dankenswerther Offenheit sprach Günther (Sachsen) im präsumtiven Namen und Auftrag der 16 motivirten Tagesordnungsunterfertigten die wahren Motive seiner particularistischen Gesinnungsgenossen aus. Er hielt zunächst der von allen Bundesregierungen und Einzelvertretungen gegenüber angenommenen, seit dem 1. Juli schon zum unleugbaren norddeutschen Staatsgrundgesetz gewordenen Bundesverfassung gegenüber die Erklärung für nöthig, „daß er weit entfernt sei, sie im Princip zu bekämpfen" (!). „Aber", fuhr er fort, „zwischen der bereitwilligen Anerkennung einer gegebenen Thatsache und der warmen Sympathieerklärung scheint mir denn doch ein sehr bedeutender Unterschied zu sein. Sie wollen den Dank und die Befriedigung der Nation für die Erfolge der internationalen Politik der Bundesregierungen votiren, zu denen auch die Bundesverfassung gehört. Glauben Sie denn, daß alle die Wunden, die im vergangenen Jahre geschlagen wurden, so tief vernarbt sind, daß man sie reizen darf, ohne daß sie von neuem aufbrechen?" Einen solchen Redner zu bekämpfen, der die lobende Anerkennung der Bundesverfassung für gleichbedeutend erachtete mit einer Reizung des abgethanen Particularismus, der im weitern Verfolge seiner Rede die Phrase von neuem brachte, daß Süddeutschland nur der norddeutschen Unfreiheit und Steuerlast halber nicht dem Norden beitrete, der endlich klagte: „Der Ton der Adresse ist nicht der, den man gegenüber einem Nachbar (Frankreich) anschlägt (!), mit dem man in Frieden leben will", hatte Braun (Wiesbaden) die dankenswerthe Aufgabe. In einer von Beifall und Heiterkeit überschütteten Rede zerstörte er die armseligen Argumente der Gegner, gab er ihre unziemliche Panique vor dem Auslande und der Baisse der Börsen dem verdienten Gelächter preis. Auch die Phrase von der größern constitutionellen Freiheit der Südstaaten erhielt durch ihn die nöthige Illustration. „Ein Wahlgesetz wie das zum norddeutschen Parlament hat der Süden nirgends; eine Verfassung mit solchen Rechten wie die des Norddeutschen Bundes, ohne die Vertretung irgendeines privilegirten Standes, hat kein süddeutscher Staat, kein einziger. Das Königreich Würtemberg z. B. hat statt einer Kammer von Privilegirten

Digitized by Google

anderthalb Kammern von Privilegirten, der kleine Rest der Zweiten Kammer wird unter so enormen persönlichen Beschränkungen gewählt, daß es wirklich sehr zu verwundern ist, wie überhaupt nur ein liberaler Mann sich so schmal machen kann, um hineinzuschlüpfen. Die Einführung der 1848er Grundrechte ist in Baiern beim Volk und beiden Kammern auf den fanatischsten Widerstand gestoßen." Die Generaldebatte über die Adresse zeichnete sich nur noch aus durch die wenigstens neue Behauptung Schafrath's, daß „von der Pflege der geistigen und sittlichen Güter kein Wort in Ihrer (!) Bundesverfassung stehe", worauf ihm Lasker die namentlich für einen praktischen Juristen beschämende Belehrung ertheilte, daß doch wol „das gesammte Rechtsleben, Strafrecht, Obligationenrecht, Proceßordnung nicht Fragen des Magens seien? oder ob es der Freizügigkeit und Verkehrsfreiheit, dem Coalitionsrecht, dem Schutze gegen Justizverweigerung, dem Budgetrecht, die alle die Verfassung im Princip gewährleiste, so ganz an sittlichen Momenten gebreche, ob das nur Fragen der Ernährung seien"?

Bei der dann folgenden Specialdebatte über die Adresse konnte man sich wirklich versetzt glauben in den Sonnenschein kaiserlich französischer Freiheit, wo die Adresse, wenigstens vor der „Krönung des Gebäudes", die seltene Gelegenheit bot für die Opposition, die Regierung über unangenehme Dinge zum Reden zu bringen. Der Pole Kantak, der fanatische Drechsler Bebel, der beschränkte Lasalleaner Försterling, Schreck und Mammen, und der melancholische Professor Hänel aus Kiel gaben sich alle den Anschein, als sei dies der erste und letzte Tag, an dem männiglich seinen patriotischen Busen von den verschiedensten Gebresten entlasten könne. Kantak, der als „Pole" seine Abneigung gegen diese deutsche Adresse motivirte, sagte nichts Neues. Bebel aber brachte die üblichen Phrasen seiner „Volkspartei" vom „Verlust Luxemburgs, das factisch für Deutschland verloren gegangen" sei, von dem „Ausschluß" von 18 Mill. Deutschen, 10 in Oesterreich „und 8 Millionen läßt man in der Schwebe hängen" (!) in Süddeutschland. Bismarck erhob sich, „nicht um dem Vorredner, sondern um dem weitverbreiteten Irrthum, dem — ich will nicht sagen Unwahrheit — Nebenhergehen bei der Wahrheit entgegenzutreten, das Großherzogthum Luxemburg sei von Deutschland losgerissen oder überhaupt nach Zerfall des Deutschen Bundes in eine lockere Stellung getreten. Wenn der Herr Vorredner hier nachträglich das Verlangen ausspricht, daß wegen der luxemburger Frage hätte Krieg geführt werden sollen, so steht er damit ziemlich isolirt. (Sehr richtig!) Er fordert, daß wir die deutsche Nation in einen Krieg hätten stürzen sollen wegen eines Garnisonsrechts, welches wir nicht als ein unzweifelhaftes hinstellen konnten. Dieses Recht war erloschen, und wir hatten nicht mehr Recht gegen den erklärten Willen des Souveräns in Luxemburg Garnison zu halten, als in Rastadt und Mainz gegen den Willen der Großherzoge von Baden und Hessen. Daß Se. Maj. der König auf die Gefahr hin, von solchen wie der Herr Vorredner verdächtigt zu werden, aus diesem Grunde vermied, die Frage aufs Aeußerste zu treiben, dadurch hat Se. Maj. glaube ich den Dank des deutschen Volks erworben. Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen oder zu begleiten, und daher auch in erhöhtem Maße das Bedürfniß, auf dem Schlachtfelde und im Lazareth, dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können." (Lebhaftes Bravo!) Für ein hinfälliges Recht 30—80000 Menschen aufs Leichenfeld zu schicken, war eine Verantwortung, die der Herr Vorredner und seine Gesinnungsgenossen unter Umständen vielleicht auf sich nehmen können, die aber ein legitimer Landesherr nicht so leicht übernimmt. Und zudem haben wir in der europäischen Garantie für die Neutralisirung des Gebiets einen militärisch vollständigen Ersatz für die Aufgabe des Besatzungsrechts gewonnen". Nach dieser ernsten Rede erheiterte Försterling die Versammlung durch die Einfalt seines Vortrags „über Ferdinand Lassalle und den Föderа-

Digitized by Google

lismus", zum Schlusse gezwungen durch die erst väterlichen, dann peremtorischen Unterbrechungen des Präsidenten. Dann provocirte Hänel, der augustenburgische kieler Professor mit der schwermüthigen Stimme, noch einmal Bismarck durch die Beschuldigung, „daß ein Theil von Schleswig-Holstein nur preußisch geworden sei, um dänisch zu werden", daß „Preußens Schwäche hieran schuld sei". Bismarck erwiderte: „Wenn jemals nicht nur Dänen, sondern auch Deutsche an Dänemark abgetreten werden müßten, weil auf keiner Quadratmeile eine vollständig ungemischte dänische Bevölkerung lebt, so will ich hier nicht untersuchen, inwieweit die mit Pathos erhobene Anklage gegen Preußen gerecht ist, daß Preußen die Schuld dieses Uebelstandes trage. Wir wären nicht in diese Lage gekommen, wenn die Haltung der Bevölkerung eine andere, wenn sie weniger particularistisch, mehr deutsch von Haus aus gewesen wäre (lebhaftes Bravo!), wenn nicht viele in ihrem ganzen Verhalten zu Gunsten dynastischer Intriguen vergessen hätten, daß sie Deutsche sind." Keineswegs mit den bisherigen Provocatoren darf der Mann zusammengehalten werden, der an diesem Tage die unzweifelhaft pikanteste Frage an Bismarck richtete, Freiherr Nordeck zu Rabenau, aus dem zum Norddeutschen Bunde gehörigen Theile Hessens gewählt, daheim einer der ehrlichsten treuesten Wächter deutscher Gesinnung im Gegensatze zur großhessischen Politik des Hrn. von Dalwigk, nicht minder im Reichstage das personificirte Gewissen des Bundesstaats gegen jede particularistische Ueberhebung. Diesmal brachte er zur Sprache, daß am 4. Juni 1867 die Zweite hessische Kammer die sofortige Eröffnung von Verhandlungen mit Preußen über den Eintritt des ganzen Großherzogthums in den Norddeutschen Bund beantragt, Dalwigk aber am 27. Juni hierauf in der Ersten Kammer erklärt habe: „Die großherzogliche Regierung werde durch Stellung eines solchen Antrags nichts anderes erreichen, als Preußen in Verlegenheit zu setzen." Er interpellirte Bismarck „zur Beseitigung des offenbar hier vorliegenden Mißverständnisses". Bismarck antwortete sofort unter lebhafter tiefer Bewegung des Hauses, „daß er diese Aeußerung des hessischen Ministers als eine begründete und zutreffende nicht ansehen könne; sie sei ihm bisher entgangen, sonst würde er Gelegenheit genommen haben, sie auf diplomatischem Wege zu berichtigen". Mit 157 gegen 58 Stimmen ward schließlich bei namentlicher Abstimmung die Adresse angenommen und dem Könige bekanntlich auf seiner Stammburg Hohenzollern durch den Präsidenten Simson überreicht; die erste Gelegenheit, bei der die Linke in dieser Session ihre deutsche Gesinnung an der Seite der Polen, Katholiken, Dänen, Ochlokraten und Bundesstaatlichen bethätigte.

Die zweite dieser Gelegenheiten, bei der man zugleich den Nationalen den Dank für die Beihülfe bei den Wahlen vergelten konnte, zeigte sich am 27. Sept. bei der Generaldebatte über das Budget für 1868. Gegen die Adresse konnte ein gesinnungstüchtiger Demokrat allenfalls noch stimmen, wenn ihm an dieser schwer definirbaren Eigenschaft mehr gelegen war als an dem Ehrennamen eines Deutschen. Aber nur der heftige Fractionsgeist der Linken, der wesentlich beherrscht wird durch den Demos und die Demophilen des berliner Pflasters, konnte verkennen, daß die vier Anträge, welche die Nationalen bei der Generaldebatte des Budgets einbrachten, den wichtigsten Freiheitsrechten des Volks, dem Budgetrecht des Reichstags, energischen Vorschub leiste. Diese echt demokratische Tendenz der Anträge durfte um so eher vermuthet werden, als sie gewissermaßen die Erfahrungen und Postulate des vieljährigen preußischen Conflicts formulirte, und die Klippen, an denen jener Sturm entstanden war, zu beseitigen suchte. In diesem Sinne beantragten von Forckenbeck, Stephani und Genossen: der Haushaltsetat des Norddeutschen Bundes sei dem Reichstage spätestens sechs Monate vor Beginn des Etatsjahres zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung vorzulegen, damit auch den einzelnen Staaten die erforderliche Zeit zur rechtzeitigen Ordnung ihrer Budgets verbleibt. Dieser Antrag wurde mit 99 gegen 99 Stimmen abgelehnt. Gründe für ihr ablehnendes Votum an-

Digitized by Google

zugeben erachtete die gesammte Linke so wenig für nöthig, als die Herren Bebel, Schraps, Liebknecht, Götz. Sie überließen diesmal dem Grafen Bismarck, ihren Gedanken Worte zu verleihen. Dasselbe Schicksal erfuhren die weitern Anträge der Nationalen: „Etatsüberschreitungen und außeretatsmäßige Ausgaben sind im Laufe des Jahres, nach dem Etatsjahre, in welchem sie erfolgt sind, mit einer Uebersicht der wirklichen Einnahmen und Ausgaben dem Reichstage zur Beschlußfassung vorzulegen", und „mit Rücksicht auf Art. 70 der Bundesverfassung sind die Einnahme- und Ausgabereste eines jeden Etatsjahres in dem ersten auf den Kassenabschluß für dasselbe folgenden Etatsentwurf als Einnahme und Ausgabe vorzutragen."

So klar und unzweideutig das gemeinsame Interesse aller liberalen Parteien für diese Anträge sprach, sie wurden abgelehnt durch die Vereinigung der Extreme auf der Rechten und Linken. Nur der eine Antrag von Forckenbeck und Genossen fand Annahme, „daß die Errichtung neuer Behörden oder Beamtenstellen und die Erhöhung von Beamtengehalten nicht ohne vorherige budgetmäßige Bewilligung des Reichstags oder durch ein besonderes Creditgesetz erfolgen dürfe". In anderer Richtung war dagegen das Streben der Nationalen, die constitutionelle Machtsphäre des Reichstags in Hinsicht der Bundesfinanzen zu befestigen, von größerm Erfolge begleitet, wir meinen bei der Berathung des Bundesschuldenverwaltungsgesetzes, das die Regierung erst in der Sitzung vom 19. Oct. einbrachte, das wir aber wol des Zusammenhangs wegen schon hier erwähnen dürfen. Es ist nicht unbekannt, wie der Norddeutsche Bund zu Schulden gekommen ist. Bereits bei Berathung des Marinebudgets war die Nothwendigkeit einer Anleihe zum Zwecke der Erweiterung der Bundeskriegsmarine und der Herstellung der Küstenvertheidigung klar hervorgetreten. Die Regierung forderte daher auch in einem am 16. Oct. eingebrachten Gesetzentwurf für die Marine und Küstenvertheidigung während der nächsten Jahre 10 Mill. Thlr., die mittels verzinslicher Anleihe aufzunehmen seien. Der Reichstag bewilligte, trotz des in Marinesachen unvermeidlichen Hrn. von Kirchmann und seines Mahnrufs, „dem Bunde zur Zeit noch seine Unschuld, dieses Palladium aller kindlichen Zustände, zu lassen", am 22. Oct. die geforderte Anleihe mit großer Majorität, und entschied nun in Verfolg dieses Beschlusses am vorletzten Tage der Session, am 25. Oct., über den von der Regierung vorgelegten Entwurf eines Gesetzes über die Verwaltung des Bundesschuldenwesens. Das Gesetz war von einer Commission von 14 Mitgliedern berathen worden, deren Referent, das sachkundigste Mitglied des Hauses, von Forckenbeck, nun mündlich Bericht erstattete. Der Hauptstreit jenes Tages zwischen dem Hause und den Regierungsvertretern entzündete sich über den Commissionszusatz zum §. 7, daß „eine Convertirung von Bundesschuldverschreibungen nicht anders als auf Grund eines dieselbe anordnenden und zulassenden Gesetzes von der Bundesschuldenverwaltung vorgenommen werden dürfe". Forckenbeck ließ diesem Zusatz die stärkste rechtliche, finanzielle und politische Begründung zutheil werden. Er wies nach, daß schon ohne diesen Zusatz nach Geist und Sinn der Bundesverfassung eine Convertirung der Schuld ohne Zustimmung der Bundesbehörden, d. h. ohne förmliches Gesetz unzulässig sei. Die rechtliche Zulässigkeit einer Convertirung den Staatsgläubigern gegenüber hänge von dem speciellen Anleihegesetz und seinen Bestimmungen über Kündigung, Verstärkung des Tilgungsfonds u. s. w. ab. Das jeweilige Anleihegesetz aber, und die nöthigen Anordnungen der Executive seien abgeschlossen mit dem Augenblick, wo die Anleihe abgeschlossen und untergebracht ist. Eine Convertirung bedinge immer eine eventuelle Kündigung der ganzen Schuld, eine Novation des ganzen Anleiheverhältnisses, weil sie die Gefahr einer neuen Anleihe involvire und weil den gesetzgebenden Factoren die unbedingte Freiheit für jede Anleihebewilligung vorbehalten werden müsse. Deshalb sei schon jetzt eine Convertirung der Bundesschulden ohne Zustimmung der gesetzgebenden Factoren unzulässig. Dies aus-

Digitized by Google

drücklich auszusprechen gebiete aber die weitere Erwägung, daß eine Convertirung auch immer Mittel erfordert, die jedenfalls die Zinsenersparnisse im ersten Jahre übersteigen. Solche Mittel könnten nach Art. 60 und 73 der Bundesverfassung nur durch den Staatshaushaltsetat zur Disposition gestellt werden. Dies Princip müsse um so klarer deshalb ausgesprochen werden, weil wir der Finanzverwaltung eines Bundesstaats, nicht eines Einheitsstaats gegenüberstehen, deren Einnahmen (außer den eigenen) nur durch Matricularbeiträge und diese wieder nur auf Grund des Etatsgesetzes ausgeschrieben werden könnten, und weil der Bund nur ein verantwortliches Organ, das des Bundeskanzlers aufzuweisen habe. Endlich deshalb, weil die Solidität des Bundescredits davon abhänge, daß den Gläubigern gegenüber die Bedingungen, unter denen die Anleihe zu Stande gekommen sei, nicht in anderm Wege als durch förmliches Gesetz abgeändert würden. „Man kann sein Wohlwollen für die Existenz des Norddeutschen Bundes nicht besser beweisen als dadurch, daß man in Finanzsachen soviel Mistrauen als möglich zeigt." Nach einer Gegenrede des vortrefflichen preußischen Geh. Oberfinanzrath Günther, der man anhörte, daß die Regierung sich dem Zusatz keineswegs unbedingt verschließe, folgte eine geistvolle Replik Miquèl's, die selbst den sonst stets schweigsamen Börsenfürsten Rothschild zu dem Rufe: Sehr richtig! hinriß. Dann wurde nach längern Debatten der Zusatz mit großer Majorität angenommen. Im Vergleich zu diesem Kampfe um eine hervorragende Warte des Budgetrechts verschwindet damals fast der andere Antrag Miquèl's, der die Reichstagssession vom Sommer 1868 so lebhaft beschäftigen sollte; ohne Provocation seitens Delbrück's, des Vorsitzenden des Bundeskanzleramts, wäre dieses Amendement Miquèl damals vielleicht nicht einmal im Plenum motivirt worden. Damals nämlich schon hatte Miquèl seinen berühmten §. 17 (damals 18) zum Bundesschuldenverwaltungsgesetz eingebracht in folgender Fassung: „Ergeben sich gegen die Dechargirung Anstände oder finden sich sonst Mängel in der Verwaltung des Bundesschuldenwesens, so können die daraus hergeleiteten Ansprüche sowol vom Reichstage als vom Bundesrathe selbständig gegen die nach §. 7 dieses Gesetzes verantwortlichen Beamten verfolgt werden." Und der Schluß, nach dem von Miquèl adoptirten Amendement Lasker: „Der Reichstag kann nöthigenfalls mit der gerichtlichen Geltendmachung derselben die von ihm gewählten Mitglieder der Bundesschuldencommission beauftragen." Es kann dreist behauptet werden: Niemand im Hause ahnte damals, daß ein halbes Jahr später ganz Norddeutschland wegen dieses Zusatzes sich in hoher Aufregung befinden werde. Auch ein Theil der Rechten betrachtete damals dieses Miquèl'sche Amendement als selbstverständlich. Es war von Zehmen und dem Grafen zu Münster mitunterzeichnet, und von Rothschild erzählte man sich das mehr als glaubwürdige geflügelte Wort, daß er bei Annahme des Miquèl'schen Zusatzparagraphen gerufen habe: „Jetzt ist die Bundesanleihe um 90 Proc. im Curs gestiegen." In der Freude über den soeben in Betreff der Contingentirung errungenen Sieg verhallten die warnenden Worte Delbrück's, deren ganzer Ernst erst Monate später deutlich ward: „Würde der Bundeskanzler gegen die Beamten, denen der Bundesrath oder Reichstag die Decharge verweigert, nicht einschreiten, so tritt seine eigene Verantwortlichkeit ein, d. h. dann liegt der Fall eines politischen Conflicts vor, und dieser Fall ist nicht wohl zu lösen durch einen Proceß, der hier beim Stadtgericht angestrengt würde. Der Hauptpunkt aber ist und bleibt, daß dies Amendement ein Princip ausspricht, beiläufig, bei Gelegenheit eines Gesetzes, dessen Wichtigkeit ich gewiß nicht verkenne, im Gegentheil wegen dessen Wichtigkeit ich Sie bitten muß, es hier nicht beiläufig abzumachen." Dagegen stimmte die sehr große Mehrzahl den Argumenten Miquèl's bei, daß diese Frage nicht nur keine Frage der hohen Politik sei, sondern daß das Amendement sogar durch Ueberweisung an den Richter den Conflictsfall vermeide, der sonst allerdings bei einer Weigerung des Bundeskanzlers, von sich aus

Digitized by Google

gegen die pflichtwidrigen Beamten einzuschreiten, unzweifelhaft hervorgerufen würde. Auch war die damalige Argumentation Miquel's in der That unwiderleglich, wenn er ausführte: „Die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers kommt hier nicht in Betracht, wir haben es mit einem bestimmten Ausnahmefall zu thun, wo an Stelle der Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers die Verantwortlichkeit einer einfachen Verwaltungsbehörde tritt. Darüber war man nicht zweifelhaft in der Commission, daß, wenn nicht Bundesrath und Reichstag dechargiren, nicht dechargirt ist. Darüber aber war man gar nicht einig, wie in dem Falle, wenn es einfach bei der Dechargirung bleibt, die positiven Ansprüche des Reichstags resp. Bundesraths weiter zu verfolgen sind. Es ist völlig unzweifelhaft, daß in solchem Falle, wenn mein Amendement nicht angenommen würde, der Reichstag einfach auf die Gesuche verwiesen ist, die er in dieser Beziehung an die Executive zu stellen hat; er selbst hat dann keine Handhabe, hängt lediglich von der zustimmenden Ansicht des Bundesraths, der Executive, ab. Der Reichstag würde zwar wegen der ihm ersichtlichen sehr nachtheiligen Folgen für das Bundesvermögen die Dechargirung verweigern können, aber dabei würde es bei entgegengesetzter Ansicht des Bundesraths oder Bundeskanzlers einfach sein sehr trockenes Bewenden haben, die nicht dechargirten Rechnungen würden von Jahr zu Jahr weiter geschleppt. Das ist wirklich einer so hohen Körperschaft nicht würdig. Man kann aus politischen Gründen eine Frage vertagen, im Interesse der großen nationalen Aufgaben die vorzeitige Auseinandersetzung über innere Streitfragen verschieben. Dies ist aber nicht möglich, wenn es sich lediglich um eine Frage des Bundescredits, eine einfach praktische Frage über die geschäftsmäßige Behandlung der Dinge handelt, wo eben die eigentliche Streitfrage gar nicht in Betracht kommt." Die Regierung freilich war weit entfernt, diese Frage von dem „rein geschäftlichen" Standpunkt aus zu betrachten. Sie faßte den Miquel'schen Antrag von Anfang an als eine unzulässige Einmischung in die innere Verwaltungsthätigkeit einer zweifellos musterhaften Behörde, und während dann im Frühjahr 1868 die Regierung die harmlose Maske Miquel's vorhält, und das Streben zu persifliren bemüht ist, im Wege des Civilprocesses vor dem berliner Kammergericht einen großen politischen Conflict auszugleichen, nimmt dagegen dann die nationale Partei das Pathos für sich in Anspruch, in dieser Frage eins der wichtigsten Principien des constitutionellen Staatsrechts zur Geltung zu bringen. Mit wie viel Berechtigung, sei dort untersucht.

Kurz mag hinweggegangen werden über jenen Scheinversuch, das Budgetrecht des Reichstags auf breitere Basis zu stellen, der bei der Generaldebatte über das Militärbudget von dem reinen Demokraten Dr. Götz und den „Bundesstaatlichen" Oehmichen und Genossen ausging. Während Götz im Tone des genfer Friedenscongresses eine allgemeine europäische Entwaffnung verlangte, begnügten sich Oehmichen und Genossen mit dem „Wunsche" an den Bundeskanzler, es möchten „Beurlaubungen von Soldaten in ausgedehntem Maße (!)" eintreten. Beide Anträge waren schlechthin verfassungswidrig, da im Art. 62 der Bundesverfassung das Militärbudget bis Ende 1871 unbedingt feststand. Allenfalls konnte noch der Antrag von Götz als Verfassungsänderungsantrag angesehen und daher logisch begriffen werden. Nicht so der Antrag der Bundesstaatlichen, der in der Form des „Wunsches", d. h. der bloßen Resolution entgegenstehende Verfassungsbestimmungen zu bewältigen trachtete. Beide Anträge wurden mit sehr großer Mehrheit verworfen.

Unsere Leser werden nicht erwarten und nicht verlangen, daß ihnen der volle Inhalt der zahlreichen wirthschaftlichen Reformen bis ins Detail vorgeführt werde, welche der erste verfassungsmäßige Reichstag gesetzlich formulirte. Schon die gewissenhafte Wiedergabe des Wortlautes, ganz abgesehen von den Motiven und der Genesis dieser Gesetze, würde Bogen erfordern. Zudem hat sich in der kurzen Spanne Zeit, die seit der Pu-

Digitized by Google

blication dieser Gesetze verflossen ist, das Bewußtsein von ihrer Nothwendigkeit, das Interesse an ihrer Gültigkeit und Wirksamkeit in so weite Kreise verbreitet, daß sie heute schon als allgekanntes und geschätztes Gemeingut der Nation betrachtet werden dürfen. Nur den Zweck können daher die folgenden kurzen Blätter verfolgen: Vorurtheile zu beseitigen, das Beste zu zeigen, Controversen zu lösen, überall von der wenig beachteten Geistesarbeit, mit der Regierungen und Volksvertretung die Entstehung dieser Gesetze begleitet haben, einiges in größere Kreise zu tragen.

Es gab wol kaum einen Deutschen, der nicht von Unmuth erfüllt gewesen wäre, als ihm die Zeitungen zuerst die Kunde brachten, der Bundesrath beabsichtige dem Reichstage ein Gesetz vorzulegen, welches unter Aufhebung des bisherigen Salzmonopols der Regierungen eine Salzsteuer von 2 Thlrn. pro Centner einführen wolle.

Hätte allerdings die Theorie und Praxis allein gehört werden können, so war die völlige Freigabe des Salzes von jeder Abgabe geboten. Vom Standpunkt einer vernünftigen Besteuerungs- und Finanzpolitik ist die Steuer auf Salz nahezu so verwerflich als das bisherige Staatsmonopol. Sie hat eigentlich alle Schattenseiten einer schlechten Steuer an sich. Sie belegt ein nothwendiges, der Cultur und der menschlichen wie thierischen Gesundheit unentbehrliches Lebensbedürfniß mit einer Steuer, die den wahren Marktpreis des Salzes um das Vierfache übersteigt. Sie vertheilt sich in der ungerechtesten Weise; sie hat den Charakter einer Kopfsteuer im übelsten Sinne des Worts, indem sie die Armen nicht nur relativ, sondern absolut weit härter trifft als die Vermögenden, diejenigen, welche bei dem Steuersystem der Klassensteuer in die unterste Steuerklasse kommen würden, zwingt, den weitaus größten Theil dieser Steuer aufzubringen. Nahezu richtig wird die Rechnung sein, die der Freiherr von Hoverbeck dem Hause in der Generaldebatte über das Salzgesetz vorführte, wonach laut der Veranschlagungen der Regierungen selbst vom Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 10 Sgr. jährlich an Salzsteuer entrichtet wird, mithin von einer Familie von drei Köpfen 1 Thlr., von einer Familie, die aus den Aeltern und drei Kindern besteht, 1 Thlr. 20 Sgr., während eine solche Familie, wenn sie der niedrigsten Steuerklasse angehört, nur mit 1 Thlr. Klassensteuer getroffen werden würde. In der Natur des Steuerobjects selbst liegt der Grund dieser ungerechten Vertheilung. Das Salz ist ein Artikel, dessen Consum keineswegs im Verhältniß zu dem Kapitalvermögen des einzelnen wächst. Der Millionär kann unmöglich tausendmal mehr Salz consumiren als der Kapitalist, der 1000 Thlr. aufzuweisen hat, und wenn er es könnte, würde er sich vermuthlich andere Leckerbissen gönnen als einige Centner Salz. Endlich ist auch die Erhebung der Steuer keineswegs einfach. So war und bleibt in alle Wege die gänzliche Aufhebung der auf dem Speisesalz lastenden Abgabe eine der vornehmsten Aufgaben der norddeutschen Volksvertretung des Deutschen Zollparlaments. Daß ein solcher Schritt sehr wohl möglich ist, ohne die Einnahmen der norddeutschen Centralgewalt oder des Zollvereins im ganzen herabzudrücken, beweisen Frankreich und England. Während wir in Deutschland ganz genau 9 Sgr. 7 und einen Bruchtheil Pfennig Salzsteuer pro Kopf erheben, nimmt Frankreich, das doch sonst die Tendenz hat, die Consumtionsartikel sehr hoch zu besteuern, nur $6\frac{1}{2}$ Sgr. Salzsteuer vom Kopfe seiner Bevölkerung; England gar keine Salzsteuer! Andererseits aber ist freilich die Frage für sich allein nicht zu lösen ohne gleichzeitige gründliche Reform des Zolltarifs und der Finanzpolitik des ganzen Zollvereins. Denn in Norddeutschland allein betragen die Einnahmen aus der Salzsteuer 7,856700 Thlr.; die Herabsetzung der Steuer um 1 Pf. pro Pfund (bei 7,2 Pf. Steuer pro Pfund, wenn der Centner 2 Thlr. zahlt) würde schon einen Ausfall von 1,091000 Thlrn. ergeben. Schon dieser Grund, daß es sich hier um einen Act der Gesetzgebung für ganz Deutschland handelt, um einen Zweig der Einnahmen des Zollvereins, nicht nur Norddeutsch-

Digitized by Google

lands, der nur beschnitten werden konnte und durfte, wenn eine tiefgehende Tarifreform des Zollvereins die Deckung des namhaften Ausfalles ermöglichte, hinderte den Reichstag absolut, sich am 30. Sept. 1867 über die Principfrage zu entscheiden, ob die Erhebung einer Salzsteuer finanziell vernünftig und sittlich-politisch zu rechtfertigen sei. Auch von der Fortschrittspartei wurde daher der Antrag des Socialisten Reincke auf sofortige völlige Freigabe des Salzes für unannehmbar erklärt. Die Gerechtigkeit muß einräumen, daß auch Dr. Reincke nicht nur aus dem luftigen Reiche socialistischer Ideale seinen Antrag in diese sehr nüchterne Wirklichkeit hineinwarf; auch er begriff vollkommen, daß eine Deckung der nahezu 8 Millionen Bundeseinnahmen, welche bei Annahme seines Antrags weggefallen wären, sofort geschaffen werden müsse, und er bezeichnete als Deckungsmittel das einzig jederzeit (wenigstens ideell) vorräthige, nämlich die Matricularbeiträge der Bundesstaaten. Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob alle oder auch nur die meisten Bundesstaaten im Stande gewesen wären, innerhalb eines Jahres 7,856700 Thlr. mehr an Matricularbeiträgen aufzubringen; die Nachlässe, die der Reichstag einer ganzen Reihe von Kleinstaaten in derselben Session am bundesmäßigen Militärbudget bewilligte, erweckten für die Matricularfähigkeit der kleinen Bundesglieder keine sehr günstigen Vorurtheile. Aber viel gegründeter noch durfte man dem Reincke'schen Antrag den andern Einwand entgegenhalten: er forderte die gänzliche Befreiung des Salzes von jeder Abgabe, weil ihm eine Salzsteuer als „himmelschreiende sociale Ungerechtigkeit" erschien. Konnte es nun etwas Ungerechteres geben als diese ohnehin schlechte Kopfsteuer, die aber doch wenigstens die Gerechtigkeit an sich hatte, daß sie sich naturgemäß nach der Salzconsumtion erhob, einfach nach Köpfen zu vertheilen? Nur die verschwindende sociale Minderheit des Hauses stimmte für Reincke's Antrag.

Doch nicht blos moralisch und politisch bestand für den Reichstag die Verpflichtung, die Frage der Besteuerung oder Freigabe des Salzes dem Zollverein und Zollparlament zu überlassen, sondern durch den Vertrag vom 8. Mai 1867, den die norddeutschen Zollvereinsglieder mit den vier süddeutschen Staaten geschlossen hatten, war dem Reichstage schlechthin nur die Wahl gelassen zwischen unveränderter Annahme dieses Vertrags oder dessen unbedingter Ablehnung. Schon als rein internationale Uebereinkunft, die durch eine Aenderung an ihrem bestimmten Inhalt aufhörte, für die Contrahenten bindend zu sein, also aus völkerrechtlichen Gründen war der Tractat vom 8. Mai bei Gefahr seiner Hinfälligkeit bedingungslos anzunehmen oder zu verwerfen. Die Entscheidung für Annahme desselben war allen außer den Socialisten des Hauses von Anfang an unzweifelhaft. Denn der Vertrag, und nach ihm die Gesetzesvorlage, that den großen Fortschritt, das Salzmonopol aufzuheben und an seine Stelle die Salzsteuer von 2 Thlrn. zu setzen. Das Salzmonopol hatte bisher, außer in Oldenburg und dem ehemaligen Königreich Hannover, überall in Deutschland bestanden. Auch da, wo die Mutter Natur einen deutschen Kleinstaat mit autochthonem Salz nicht ausgestattet hatte, trieb die landesväterliche Regierung einen schwunghaften Monopolhandel mit Salz, das sie infolge von „Staatsverträgen" vom „Auslande", d. h. meist Preußen, bezog. Der Gewinn des Staats zur Zeit des Monopols stellte sich durchschnittlich auf 2 Thlr. 7½ Sgr. vom Centner, während der Preis des Salzes damals auf 2 Thlr. 25 Sgr. bis 3 Thlr. 5 Sgr. stand.*) Die Differenz des Staatsprofits zwischen sonst und jetzt durfte das

*) Bis dahin kostete der Centner Speisesalz: in Altpreußen, Anhalt und Pyrmont 3 Thlr. 5 Sgr.; in Kurhessen 2 Thlr. 23 Sgr. 4 Pf.; in Nassau 2 Thlr. 22$^{10}/_{19}$ Sgr.; in Frankfurt 2 Thlr. 25 Sgr. 8½ Pf.; in Sachsen 3 Thlr.; in Thüringen 2 Thlr. 24 Sgr.; in Braunschweig 3 Thlr.; in Lippe 2 Thlr. 12—13 Sgr.; in Baiern 3 Thlr. 10 Sgr.; in Würtemberg 2 Thlr. 11 Sgr. 5½ Pf.

Digitized by Google

Publikum von vornherein hoffen durch das Gesetz zu gewinnen. Von größerer Bedeutung aber war die Aussicht auf die sehr erheblichen Erleichterungen des Handels mit Salz, die das Gesetz gewährleistete. Eine Menge ebenso kostspieliger als dem Publikum unbequemer Absperrungen, Vorsichts- und Controlmaßregeln fielen weg. Das Salz wurde überhaupt aus seiner unnatürlichen Ausnahmestellung erst durch diese Vorlage sozusagen unter die Gesetze der Volkswirthschaft gestellt. Als Monopolinhaber z. B. hatten die Regierungen natürlich die Verpflichtung gehabt, jedem ihrer Unterthanen das Salz zum gleichen Preise zu liefern, dem Adjacenten der Saline gleich theuer wie dem, der 100 Meilen von einer Salzgewinnungsstätte wohnte. Dies war eine ebenso grobe Ausnahme von den wirthschaftlichen Grundgesetzen über den Preis der Waare wie jenes andere durch das Monopol geschaffene Misverhältniß, daß das Salz von allem Einfluß der Concurrenz unberührt blieb, und darum sein Preis sich nach willkürlichen Satzungen, nicht nach den ewig gültigen Vernunftgesetzen des Angebots und der Nachfrage richtete. Dieser Zustand wurde vollends unhaltbar, als bei Staßfurt und Erfurt reiche Steinsalzlager entdeckt, bei Artern, in Schönebeck und auf mehrern hannoverischen Salinen gesättigte Sohle erbohrt ward und auch im Neckargebiet die Salzgewinnung sich bedeutend erweiterte, durch diese Zunahme der inländischen Salzproduction aber hinfort unser Bedürfniß mit deutschem Salz gedeckt wurde, während bisher den bei weitem größten Theil das Ausland lieferte. Unter solchen Umständen war die Fortdauer des Monopols gleichbedeutend mit einer Abschreckung unserer heimischen Salinenbesitzer von ihrem Gewerbe. Daneben bewilligte nun die Gesetzvorlage noch in allen den Fällen Steuerbefreiungen, in welchen der Salzconsum mehr oder weniger im öffentlichen Interesse stattfindet, so z. B. bei Verwendung des Salzes als Düngungsmittel oder Viehfutter, als Pökelsalz bei Fischen, Exportfleisch und zu allen gewerblichen Zwecken, namentlich zu Soda- und Natronsulphat, auch das Salz zu Bädern, ja bei Nothständen auch das Kochsalz. Diese Vortheile für die Freiheit des Verkehrs waren von keinem Staat unwilliger gebracht worden als von Baiern, Würtemberg und Baden. Auch aus dieser Frage suchte der süddeutsche Particularismus Kapital zu schlagen, indem er berechnete, wie die Einbuße, die die süddeutschen Staatsfinanzen durch den Wegfall des Salzmonopols hätten, im wesentlichen auch diesmal dem Norden zugute komme, der hauptsächlich nur von steuerfreien Heringen sein Dasein friste und abgabenfreie Düngungsmittel zu seinem ausgesogenen magern Boden verwende. Gleichzeitig erkannte man im Süden sehr wohl den engen Zusammenhang dieses Vertrags über die Salzsteuer vom 8. Mai mit dem Zollvereinsvertrage vom 8. Juli. Beide sollten zunächst zwar nur auf zehn Jahre bis zum 31. Dec. 1877 geschlossen sein, aber anderweite zehn Jahre fortdauern, wenn sie alsdann nicht gekündigt wären. Niemand unter den Feinden Deutschlands, auch nicht im Süden, wagte zu prophezeien, daß der Zollverein gekündigt werde, wenn er einmal zehn Jahre bestanden hatte. Dieser Abschluß auf Zeit war in der That auf eine Ewigkeit gemeint; wie der Mensch diesen Begriff nimmt. Darum gingen die Wogen hoch in Süddeutschland gegen die Genehmigung dieser Verträge überhaupt. Mit Begierde hoffte man, der Reichstag werde, autonomischen Gelüsten folgend, irgendeine Aenderung an der Gesetzvorlage beschließen, welche die süddeutschen „Staaten" berechtige, von dem verhaßten Zugeständniß an die nationale Erregung der Tage zurückzutreten. Aber man hatte sich getäuscht. Auch der Hoverbeck'sche Antrag, der den Südstaaten mehr als einen Vorwand, der ihnen einen wirklichen Grund bot zum Rücktritt, indem er die Salzsteuer lediglich auf zehn Jahre bewilligen wollte, fand bei namentlicher Abstimmung nur 52 (gegen 143) Stimmen Unterstützung.

Nur flüchtig erwähnt seien die Berathungen des Reichstags über das Paßgesetz und über die beiden Gesetzentwürfe, die der Reichstag aus eigener Initiative einbrachte, den

Digitized by Google

Lasker'schen über die vertragsmäßigen Zinsen (Aufhebung der Wuchergesetze) und den Entwurf Schulze's über die Aufhebung der Coalitionsverbote. Ueber alle diese Fragen bestehen ja heutzutage in Deutschland kaum noch Meinungsverschiedenheiten, und in hundert verschiedenen Formen haben die Presse, die Kammern, die Wissenschaft, die Belletristik sich ihrer seit 20 Jahren bemächtigt. Nichtsdestoweniger ist der Schulze'sche Entwurf über die Coalitionsfreiheit der Arbeiter und Arbeitgeber nur in dem Theile bis heute Bundesgesetz geworden, der „die Aufhebung der Beschränkungen der freien Verwendung der Arbeitskraft" forderte, und auch dieser nur in den jüngsten Wochen mit Publication des sogenannten Nothgewerbegesetzes. Dem Coalitionsgesetz aber, das der Reichstag im Herbst 1867 beschloß, hat der Bundesrath die Genehmigung nicht ertheilt aus politisch-socialen Bedenken und Besorgnissen, die sogar eine der in der Gewerbegesetzgebung vorgeschrittensten Bundesregierungen, die sächsische, theilte. Einen durchschlagenden Erfolg dagegen hatte der Gesetzentwurf Lasker's. Ihm war nicht nur die größte Majorität des Reichstags, sondern auch im Bundesrath die Zustimmung aller derjenigen gesichert, die in ihrer heimatlichen Gesetzgebung die Zinsbeschränkungen bereits früher aufgehoben hatten. Ja auch die preußischen Bundesräthe, an ihrer Spitze Bismarck und Delbrück, waren dem Gesetzentwurf Lasker's freundlich zugethan, durch den im Wege der Bundesgesetzgebung eine Reform für Preußen ermöglicht wurde, die in Preußen selbst stets an dem Widerspruch des Herrenhauses und der „todten Hand des Justizministers" (Lippe) gescheitert war. Parlamentarische Verhandlungen über Fragen, die von dem größten Theile der Volks- und Regierungsvertreter übereinstimmend beantwortet werden, haben die Vermuthung der Interesselosigkeit, ja Langeweile für sich. Die Verhandlung über den Lasker'schen Entwurf dagegen zeichnete sich aus durch Feinheit der Behandlung ebenso wie durch Reichthum an neuen Gesichtspunkten. Nur eine deutsche Volksvertretung konnte eine an sich so trockene Frage mit dieser Gründlichkeit und Idealität zugleich erörtern. Doch nicht blos in der Sache selbst und über den Werth der deutschen Beredsamkeit gab jene Verhandlung vom 10. Oct. viel zu denken. Sie zeigte vor allem eine neue Taktik der preußischen Herrenhauspartei. Da diese den Antrag nicht zu Fall bringen konnte, wollte sie ihn wenigstens ad calendas graecas vertagen. Sie verlangte deshalb zugleich mit dem Lasker'schen Gesetz die Annahme eines monströsen Gesetzentwurfs über die Errichtung von Hypothekenbanken, zu dem Graf von Lehndorff sich als Vater zu bekennen den Muth hatte. Dieser Entwurf verfügte sozusagen eine zwangsweise Creditrazzia bei allen ländlichen und städtischen Gemeinden zu Gunsten der großen Grundbesitzer. Wäre aber auch seine nationalökonomische Taktik und seine Connexität mit der Aufhebung der Wuchergesetze minder bedenklich gewesen, der Reichstag huldigte diesmal entschieden dem Grundsatze, daß das Bessere der Feind des Guten ist, und überwies die Lehndorff'schen Creditgedanken dem Schoße der Zukunft. Weiter war jene Verhandlung von großem Interesse, weil sie einmal den tüchtigen Volkswirth Schulze-Delitzsch an seinen rechten Platz, d. h. als Volkswirth stellte und endlich zeigte, wie jene Menschen, die stets das Wohl der arbeitenden Klassen im Munde führen, sich ihren unverdienten Beruf als Gesetzgeber des Norddeutschen Bundes vorstellen. Hr. von Schweitzer, der Präsident — nach Försterling's Ansicht der Antipräsident — des Lassalle'schen Arbeitervereins, der blasirte Aristokrat mit den Schlangenaugen, hatte die Entdeckung gemacht, daß erst bei Darlehnen von 100 Thlrn. ab aufwärts die Zinsbeschränkungen aufgegeben werden dürften, da alle kleinern Darlehne „unproductiv" seien. Da der Reichstag sich auf die Höhe dieser Wirthschaftslehre nicht aufzuschwingen vermöchte, so erklärte Hr. von Schweitzer „aus Bosheit" für den Lasker'schen Entwurf stimmen zu wollen. Von dem Paßgesetz endlich ist nur das Eine zu sagen, daß es das nothwendige Ende ausdrückte jenen halt- und sinnlosen Ueberbleibseln aus dem Polizeistaat von Metternich's Gnaden, welche die Jubeljahre der Reaction nach

Digitized by Google

1848 wieder zu künstlichem Leben gebracht hatten. Es paßte schlechthin nicht in den norddeutschen Staat jenes furchtsame Mistrauen der frühern Jahrzehnte, das in jedem Reise- und Wanderlustigen einen schon um dieser Lust willen gefährlichen Demagogen witterte und zur Zeit der höchsten Blüte der Paßplackerei den Inhaber eines Passes als solchen für einen Revolutionär ansah, da sich der solide, nicht „gravirte" Bürger der Paßkarte zu bedienen pflegte.

Diese kleinlichen Traditionen einer wol für immer vergangenen Zeit paßten am wenigsten in eine Verfassung, die für 30, in 22 verschiedene Bundesstaaten vertheilte Millionen Deutscher ein gemeinsames Indigenat garantirte. Der Ausbau dieses Indigenats war wol derjenige Theil der Bundesverfassung, der die wohlmeinende, namentlich volkswirthschaftliche Presse Deutschlands am meisten beschäftigt hatte seit Inkrafttretung der Bundesverfassung. Zwei große Interessengruppen oder Corporationen, der niedrigsten Art des Particularismus huldigend, wehrten sich gleich heftig gegen jede vernünftige Ausbildung des deutschen Indigenats: die Gemeinde und die Zunft. Dabei gedenken wir nicht einmal der Fälle, deren die bisherige wie die frühere Erfahrung eine Reihe von Exempeln zeigt, wo auch der Particularstaat und die Kirche (die letztere gegen den Grundbesitzerwerb von Juden) sich den natürlichen Folgerungen des Art. 3 der Bundesverfassung widersetzt. Das Indigenat im Sinne und Geiste der Bundesverfassung, in dem Sinne wie die übereinstimmende Absicht der Regierungen und des constituirenden Reichstags es begründen wollte, trug in sich selbst die Verheißung einer ganzen Anzahl tiefgreifender Gesetze von größter nationaler Bedeutung, wenn es zur vollen Wahrheit werden wollte. Den Einwendungen, welche der Particularstaat gegen die Reception Bundesangehöriger zu den vollen staatsbürgerlichen Rechten der eigenen Landesangehörigen erheben konnte, war mit Erfolg erst dann zu begegnen, wenn ein gemeinsames Gesetz über ein norddeutsches Staatsbürgerrecht im eigentlichen Sinne des Worts geschaffen war. Nicht minder machte die Gemeinde gegen den norddeutschen neuanziehenden Bundesbruder so lange mit einem Schein von Recht die herkömmliche wegweisende Abneigung gegen den präsumtiven „Armenhauscandidaten" geltend, als es an einem gemeinsamen Heimatsgesetz gebrach, das namentlich die Frage entschied, wer im Falle der Verarmung für den Verarmten Sorge zu tragen habe, oder unter welchen Bedingungen und in welchem Zeitraum das angeborene oder durch einen Rechtsact wohlerworbene Heimatsrecht durch bloßen Aufenthalt in einer neuen Gemeinde erworben, gewissermaßen ersessen werde. Da, wo Zünfte bestanden mit der ausschließlichen Befugniß, bestimmte Gewerbe zu betreiben, war durch den Art. 3 der Bundesverfassung der Gewerbebetrieb neuanziehenden norddeutschen Bundesangehörigen keineswegs freigegeben. Nur dem Inländer sollte der Anziehende gleichgestellt werden. Aber wenn der Inländer ohne Beitritt zur Zunft sein Gewerbe nicht üben durfte, blieb selbstverständlich auch der im Vertrauen auf das Indigenat zugereiste zunftfremde Norddeutsche nur ein „Störer", „Pfuscher" und „Bönhase". In dieser Richtung war also ein auf dem Grundsatze der Gewerbefreiheit beruhendes Gewerbegesetz das einzige Mittel, dem gewerblichen Indigenat zur Durchführung zu verhelfen. Den alten kirchlichen Verboten der Grundstückserwerbung durch Israeliten war allein durch eine kurze peremtorische gesetzliche Bestimmung beiläufig zu steuern. Nicht wenige Deutsche glaubten das volle Indigenat, zu dem der Art. 3 der Bundesverfassung berechtigt, in politischer, gemeindlicher, gewerblicher Richtung durchgeführt, als sie hörten, daß dem Reichstage ein Gesetz über die Freizügigkeit im Norddeutschen Bunde unterbreitet worden sei. Nicht wenig hatte die populäre Volkswirthschaft der letzten 20 Jahre mit ihren Congressen, Flugblättern und kernigen Leitartikeln dazu beigetragen, diesen Irrthum zu erzeugen. Während bis zur Revolution von 1848 die „Freizügigkeit" ein lediglich von Juristen geschätzter Begriff ist, unter dem man bescheiden gewöhnlich nur die

Digitized by Google

in der Bundesacte gewährleistete Freiheit dachte, sein Vermögen ohne „Abzug" aus der Heimat mitzunehmen, oder höchstens die Auswanderungsfreiheit, war man in den letzten 20 Jahren gewöhnt worden, in der Freizügigkeit oder Zugfreiheit das sichere Recept gegen alle möglichen wirthschaftlichen socialen und politischen Gebresten angepriesen zu sehen. Auch wenn man sich begnügte, in der Zugfreiheit das zu erblicken, was sie wirklich nur enthielt, die Gewähr der persönlichen freien Bewegung durch Deutschland, so war das Recept in der That für die Verhältnisse des alten Bundes außerordentlich werthvoll und kräftigend. Aber die meisten fühlten sich jetzt enttäuscht, im Herbst 1867, nachdem die Bundesverfassung bereits das volle Indigenat grundgesetzlich in Aussicht gestellt hatte, nur ein Gesetz über Freizügigkeit und nur in dem engen strengen Sinne der Freiheit der persönlichen Bewegung zu erhalten. Wir haben z. B. Gelegenheit gehabt, monatelang nach Publication des Freizügigkeitsgesetzes Männer zu sprechen, die gar nicht begreifen konnten, daß durch dieses Gesetz nicht auch die kleinstaatlichen Ehehinderniße beseitigt wären. Doch wenn man auch den Bundesregierungen mit Ungrund grollt, daß sie den Begriff der Zugfreiheit scharf und strict formulirten, und anerkennen muß, daß sie in dem Entwurfe alle Schranken beseitigten, die diesem Begriff widersprachen, so ist doch die große Principfrage bei Vorlegung des Gesetzes die, ob es der Mühe werth und der Würde der Bundesgesetzgebung angemessen sei, nur ein Stück des norddeutschen Indigenats als Abschlagszahlung zu geben, während die norddeutsche Gewerbefreiheit, das gemeinsame Staatsbürger- und Heimatsgesetz erst der Zukunft überlassen wurde. Der Freizügigkeitscommission gebührt das Verdienst, von Anfang an diese wichtige Principfrage richtiger gewürdigt und hervorgehoben zu haben. Nicht wenige, und darunter ein Mann von Braun's wirthschaftlicher Bedeutung, erklärten schlechtweg, daß die Freizügigkeit ohne die gleichzeitige Gewähr der Gewerbefreiheit ein Gehen bedeute, bei dem das eine Bein gebunden, das andere entfesselt sei. Sie führten aus, daß, wenn auch die große Masse der fluctuirenden Bevölkerung in Handel und Industrie, Bergbau und Landwirthschaft bereits durch dieses Gesetz in dem freien Triebe ihrer Wanderlust ungehemmt sei, doch alle Elemente, durch deren productive Arbeit wirklich neue Werthe geschaffen würden, von den Vergünstigungen des Gesetzes, solange ein Gewerbegesetz fehle, ausgeschlossen seien. Die Regierungen setzten in ihrem Bericht, in der Commission und der Plenarverhandlung diesen Bedenken die Behauptung entgegen, daß es für sofortige Einführung eines Gewerbe- und Heimatsgesetzes „an den nöthigen Vorarbeiten mangle", das hieß mit andern Worten, daß in Mecklenburg und vermuthlich auch in Preußen damals noch das Terrain für die Gewerbefreiheit zu schwierig war. Wir gestatten uns, dies zu bezweifeln. Selbst die Regierungen verhehlten sich nicht, daß spätestens dem nächsten Reichstage (im Frühjahr 1868) ein auf der Höhe der Gewerbefreiheit stehendes Gewerbegesetz vorgelegt werden müsse. Was konnte aber bei dem in Aussicht stehenden schroffen Uebergange vom Zunftzwang zur Gewerbefreiheit eine Vorbereitungsfrist von kaum sechs Monaten bedeuten? Indessen, da voraussichtlich die sofortige Votirung der Gewerbefreiheit seitens des Reichstags mit der Zurückziehung des ganzen Gesetzentwurfs seitens der Regierungen gleichbedeutend gewesen wäre, so begnügte sich die Commission und das Haus mit umfassender Amendirung des Gesetzes. Schon der Regierungsentwurf bestimmte, daß die Gemeinde zur Abweisung eines Neuanziehenden nur dann befugt sein solle, wenn sie beweist, daß er sich und den Seinen den nothdürftigen Unterhalt nicht zu schaffen vermag, daß die Anzugsgelder aufgehoben sind, daß der Neuanziehende erst nach drei Monaten seines Aufenthalts zu den Gemeindelasten herangezogen, daß niemals die Unterlassung seiner Anmeldung mit dem Verlust seines Aufenthaltsrechts geahndet werden darf. Dagegen setzte die Commission durch, daß der Entwurf nicht nur das Recht des Aufenthalts, sondern auch der Niederlassung gewähre, daß dieses Recht ausgedehnt werde auf den Erwerb von

Digitized by Google

Grundstücken aller Art an jedem Ort, auf den dauernden oder unherziehenden Gewerbebetrieb unter den für die Einheimischen gültigen Bedingungen; daß keinem Bundesangehörigen um des Glaubensbekenntnisses willen oder wegen fehlender Landes- oder Gemeindeangehörigkeit der Aufenthalt, die Niederlassung, der Geschäftsbetrieb oder Grundstückserwerb verweigert werden dürfe. Nicht minder sind die Beschränkungen der bisherigen Ausweisungsbefugniß der Gemeinden oder Polizeibehörden den Commissionsvorschlägen zu verdanken, so zwar, daß die Besorgniß vor künftiger Verarmung den Gemeindevorstand nicht zur Zurückweisung eines Neuanziehenden berechtigt, die Fortsetzung des Aufenthalts eines Neuanziehenden nur versagt werden darf, wenn seine Unterstützung seitens der Gemeinde aus andern Gründen als wegen vorübergehender Arbeitsunfähigkeit nothwendig geworden ist, endlich die Ausweisung Bundesangehöriger in andern als in den durch dieses Gesetz vorgesehenen Fällen unzulässig ist. Gelang es gleichwol bekannten Polizeitalenten, wie dem des Hrn. von Madai in Frankfurt a. M., sich mit diesem und dem Paßgesetz durch verschiedene Ukase in grellen Widerspruch zu setzen, so sorgte doch wenigstens der Wortlaut des Gesetzes dafür, daß die bona fides derartiger Verfügungen für die Zukunft ausgeschlossen wurde.

Nun folgt eine Reihe gesetzgeberischer Arbeiten des Reichstags von ebenso eminent politischer als wirthschaftlicher Bedeutung. Wir rechnen hierhin die Gesetze über das Postwesen und den Posttarif, über die Nationalität der Kauffahrteischiffe und ihre Befugniß zur Führung der Bundesflagge, die Organisation, die Rechte und Pflichten der Bundesconsulate, endlich sogar das Gesetz über die Kriegsdienstpflicht, da nach unserer Ansicht das nationale Heerwesen ebensowol ein productiver Factor der großen Wirthschaftsgenossenschaft eines Volks ist als der wichtigste für die Selbständigkeit seiner Politik.

In den weitesten Kreisen ist der Vorzug anerkannt worden, den das Gesetz über das Postwesen und den Posttarif vor allen frühern seiner Art beanspruchte. Beide ziehen in höchst ansprechender Weise die Consequenzen des Art. 48 der Bundesverfassung, der das Post- und Telegraphenwesen des Norddeutschen Bundes als „einheitliche Staatsverkehrsanstalten" bezeichnet. Nur ein Rückblick indessen auf den Werdegang dieser Einheit des norddeutschen Postwesens kann der Gegenwart den vollen Werth des Errungenen zeigen. Der Versuch Habsburgs (Kaiser Max) im Jahre 1516, zu Gunsten der eigenen Chatoulle ein Stück deutscher Posteinheit durch Verleihung des jäh erfundenen „hochbefreiten kaiserlichen Regals" der Post an das Haus Taxis auf Kosten des Reichs zu schaffen, rief erst recht bei den Landesherren das Streben hervor, überall eigene Postanstalten zu gründen. In diesem Widerstande gegen die absolut rechtswidrige Neuerung war der Herzog von Würtemberg durchaus desselben Sinnes wie der Kurfürst von Brandenburg. So bestanden im Jahre 1810 noch 31 selbständige deutsche Postbezirke, im Jahre 1818 nach Begründung des Deutschen Bundes noch 18. Vergeblich beschwerten sich darüber die Hansestädte beim Bundestage. Auch die freien Postconferenzen deutscher Regierungen, die außerhalb des Bundestags 1847 in Dresden zusammentraten, wurden durch die politischen Stürme des Jahres 1848 unterbrochen, lieferten jedoch das Material für den am 6. April 1850 wirklich zu Stande gekommenen deutsch-österreichischen Postvereinsvertrag. Wenn auch dieser neue Verein eines großen gemeinschaftlichen Postgebiets gleichmäßiger Organisation des Dienstes und der Verwaltung, schneller, sicherer und wohlfeiler Bedienung des Publikums sich rühmen durfte, und wenn auch die Postconferenzen der Jahre 1851, 1855, 1857 und 1860 sich ernstlich bemühten, weitere Reformen durchzusetzen, so war doch unmöglich, den gerechten und in allen Berichten der Handelskammern und Handelstage erneuerten Klagen über die Mängel der Organisation, der Haftungspflicht und Portotaxe Abhülfe zu gewähren, solange wie im frühern Zollverein die

Digitized by Google

Abänderungen der Postvertragsbestimmungen an Einstimmigkeit gebunden waren. Erst durch die norddeutsche Bundesverfassung, die 11 deutsche Postbezirke in ein großes deutsches Postgebiet zusammenfaßte, war diese Möglichkeit gegeben. Den Bedürfnissen des Verkehrs hat das Postgesetz volle Rechnung getragen. Es hält den Postzwang nur aufrecht für die entgeltliche Beförderung verschlossener Briefe, sämmtlicher politischer Zeitungen und die gewerbsmäßige Beförderung von Personen mittels täglich nach Abfahrt und Ankunft genau bestimmter und unterwegs mit Relais versehener Transportmittel. Das Gesetz gibt also ganz frei den Verkehr mit Packet-, Geld- und Werthsendungen, unverschlossenen oder unentgeltlich beförderten Briefen und den Personaltransport auf Nebenwegen, mit unregelmäßiger Abfahrt und Ankunft, ohne Relaispferde. Als Gegenleistung für Postzwang bei Zeitungen hat die Post den Debit sämmtlicher Zeitungen übernommen. Ihre Verantwortlichkeit und Garantie ist nach dem Gesetz unzweifelhaft eine höhere als früher. Der Reichstag faßte außerdem eine auf die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses bezügliche Resolution. Am freudigsten hat das correspondirende Publikum aber das Posttarifgesetz mit seinem Eingroschenporto auf die ungeheuere Entfernung von Memel bis Konstanz, oder von Triest bis Hadersleben begrüßt. Mit den kleinlichen Klagen über den Wegfall des noch niedrigern (Halbgroschen)-Portos im internen Verkehr einiger Kleinstaaten ist nicht zu rechten. Der gegründetern Klage aber, daß das Packetporto für kleine Packete auf kleine Entfernungen unverhältnißmäßig theuer sei, ist entgegenzuhalten, daß ja die Beförderung von Packeten nach dem Postgesetz der Privatconcurrenz vollkommen freigegeben ist, daß also entweder die Speculation billigere Packetportosätze dem Publikum anbieten wird, wenn dies aber nicht der Fall ist, der gesetzliche Tarifsatz ohne Zweifel den richtigen Preis für die entsprechende Leistung der Post darstellt, bei dem man die höhere von ihr im Vergleich zu Privaten gebotene Garantie noch mit in den Kauf bekommt. Ohnehin hat der bisherige sehr bedeutende, obwol sicherlich nur vorübergehende Ausfall in den Posteinnahmen der Billigkeit der Taxe das gewiß einleuchtendste Zeugniß ausgestellt.

Die folgenden Gesetze führen den Blick vom Binnenlande ab über alle Meere, die deutscher Handel befährt.

Zuerst der Krimkrieg hatte die Rechte der Neutralen zur See in dem Umfange praktisch zur Geltung gebracht, als deutsches Rechtsgefühl und deutsche Gelehrsamkeit sie von jeher behauptet und bewiesen hatten durch Werke, die reichlich die besten der ganzen zahlreichen Literatur über diesen Gegenstand genannt werden dürfen. Während England in seiner Theorie und bis in seine jüngste Praxis zur Zeit der Kriege mit Napoleon I. und dem Continent den Neutralen irgend ausgesprochene Rechte überhaupt nicht zuerkannte, hatten seit 50 Jahren alle Kenner des Völkerrechts in Nordamerika, Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland und den Niederlanden den Satz vertheidigt, daß die neutrale Flagge neutrales Gut decke. Im Krimkriege nun trat auch England diesem Grundsatze bei; der erste Seekrieg, in dem Kaperei und Embargo, Durchsuchungen und andere Quälereien neutraler Schiffe nicht vorkamen. Uebereinstimmend erkennen seit dieser Zeit die sämmtlichen genannten Staaten und außerdem Spanien, Portugal und Schweden an, daß jedes neutrale Nationalschiff in Kriegszeiten völlig unangetastet bleiben müsse, solange es nicht Kriegscontrebande führt. So verschieden nun die internationalen Begriffe von Nationalschiffen auch sein mögen, die strengsten Definitionen erklären sich für befriedigt, wenn sämmtliche Eigenthümer des Schiffes dem Lande angehören, dessen Flagge es führt, und vollends wenn es im Lande der neutralen Flagge erbaut ist. Wer aber soll im Kriege im Augenblicke der Durchsuchung eines neutralen Schiffes entscheiden, ob es ein echtes Nationalschiff sei, und nach welchem Recht, nach dem des Durchsuchten oder dem des Durchsuchers? Auch hier hat Preußen und Deutschland von jeher die menschlichere

Digitized by Google

gerechtere Auffassung vertreten, daß die Nationalität nach dem Recht des Durchsuchten, nach dem Satz Locus regit actum, zu beurtheilen sei, und hat dieser Anschauung in einer Reihe von Verträgen (mit Mexico, Uruguay, Chile und der Argentinischen Republik) Bahn gebrochen. Indessen, da diese humane Rechtsansicht noch weit entfernt ist, das Gemeingut aller seefahrenden Nationen zu bilden, so ist es nur zu billigen, wenn das Gesetz über die Nationalität der Kauffahrteischiffe und ihre Befugniß zur Führung der Bundesflagge sich an die strengsten Definitionen des Völkerrechts hält und die norddeutsche Nationalität eines Fahrzeugs erst anerkennt, wenn es sich im ausschließlichen Besitz Bundesangehöriger befindet. Die Führung der Bundesflagge ist indessen nicht nur ein Recht, sondern natürliche Pflicht der norddeutschen Kauffahrer. Gegenüber der norddeutschen Bundesflagge haben die Special- oder Landesflaggen nur noch die Bedeutung von Stadt- oder Nummerflaggen.

Im innigsten verwandtschaftlichen Verhältniß mit dem ebenerwähnten steht ohne Frage das Gesetz über die Organisation der Bundesconsultate, die Rechte und Pflichten der Bundesconsuln. Denn in der That bildet der Schutz und die Ordnung aller Privatrechte des deutschen Handels im Auslande den vornehmsten und größten Pflichtenkreis der Consuln des Norddeutschen Bundes. Hierhin gehört die amtliche Verpflichtung derselben, bei der An- und Abmusterung von Seeleuten, der Ertheilung provisorischer Schiffscertificate, bei Aufnahme von Verklarungen, bei Haverei und Schiffsverkauf mitzuwirken. Indessen viel weiter, wichtiger, jedem im Consulatsbezirk wohnenden Deutschen wohlthuend, ist der Kreis der Befugnisse aller Bundesconsuln, mögen sie Wahlconsuln oder Berufsconsuln sein. Denn alle haben die Befugniß, Urkunden zu beglaubigen, Atteste auszustellen, Ladungen zu behändigen und das volle Notariatsrecht. Dagegen besitzen die Berufsconsuln allein die Berechtigung zu Geschäften, die Rechtskenntnisse erfordern, die unumschränkte Civil- und Strafgerichtsbarkeit erster Instanz über ihre bundesangehörigen Diöcesanen. Das Gesetz bezeichnete sich mit vollem Bewußtsein als ein provisorisches, und wurde vom Reichstage als solches angenommen. Die Thatsache, die bei jedem andern Gesetze über dessen Werth erhebliche Zweifel erwecken müßte, gereicht diesem zum höchsten Lobe. Namentlich ist sehr erfreulich, daß das Gesetz sich nicht einseitig nur für Berufs- oder nur für Wahlconsuln entscheidet, sondern auch unser modernes Deutschland Erfahrungen sammeln läßt, die vielleicht künftig einmal eine Annahme des einen oder andern Consularsystems herbeiführen können, vielleicht auch zu demselben Resultat führen als die besten und umfassendsten Untersuchungen, die bisher überhaupt über diesen Gegenstand praktisch angestellt wurden, nämlich die der englischen Unterhauscomités in den Jahren 1835 und 1856, die sich im Princip zwar für Berufsconsuln, der Sache nach aber für Beibehaltung des gemischten Systems entschieden. Unser Gesetz setzt vorläufig Berufsconsuln nur da ein, wo die Massenhaftigkeit der Consulargeschäfte einen Nebenberuf des Consuls nicht verstatten würde, oder ihnen die Straf- und Civilgerichtsbarkeit übertragen werden muß. Daß die Strafgerichtsbarkeit der Bundesconsuln jemals zur Schlinge für politische Verbrecher werde, haben die National-Liberalen durch das von ihnen eingebrachte Amendement vermieden, wonach nur nicht im Norddeutschen Bunde und nicht gegen diesen gerichtete Verbrechen und Vergehen der Consularjustiz unterliegen sollen.

Die Bedeutung des letzten der politischen Gesetzentwürfe dieser Session, des Gesetzes über die Kriegsdienstpflicht, ist vielfach und nicht ohne Absicht übertrieben oder in ein durchaus falsches Licht gestellt worden. Wir unsererseits sind weit entfernt, die heilsame Bedeutung dieses Gesetzes zu unterschätzen; aber wir täuschen uns auch nicht darüber, daß es abgesehen von einigen nothwendigen Neuerungen, die das neue Deutschland erheischte, wenig mehr enthielt als eine filtrirte Codification der preußischen Militärgesetz-

Digitized by Google

gebung über die Kriegsdienstpflicht in Verbindung mit den Grundsätzen der Bundesverfassung. Daß es damals, am 17. und 18. Oct. 1867, nicht mehr um diese Grundsätze sich handelte, daß die allgemeine Wehrpflicht nach preußischem Muster, eine Friedenspräsenzstärke von 300000 Mann, die dreijährige Dienstpflicht und die andern wesentlichen Grundlagen der preußischen Heeresreorganisation bereits sammt und sonders durch die Bundesverfassung grundgesetzliches Ansehen erlangt hatten, übersahen außer Hoverbeck alle Redner der Opposition. Waldeck trat wieder einmal an die Todtenhügel Hardenberg's und Boyen's und stimmte seine Lieblingsklage an um den Verlust des classischen großen Gesetzes vom 3. Sept. 1814, der Landwehr von dazumal und über die Verlängerung der Dienstpflicht. Das Gesetz von 1814 aber und die damalige Gestaltung der Landwehr war schon längst dahingegangen, ehe es einen Norddeutschen Bund, geschweige denn ein norddeutsches Kriegsdienstgesetz gab. Wol schwerlich hätte wol auch die Regierung wie die Commission des Reichstags sich mit allgemeinen Motiven und einem allgemeinen Theil des Commissionsberichts von einer halben Druckseite begnügt, wenn in der That die Derogation so wichtiger Principien erst jetzt geschehen sollte, wie der Abgeordnete Waldeck fingirte. Die Herren Liebknecht und Bebel spannten selbstverständlich noch ein höheres Principsseil auf, auf dem sie die überraschendsten grundsätzlichen Sprünge ausführten. Liebknecht that so, als sei hier der Moment, über die Nichtsnutzigkeit der stehenden Heere überhaupt und den Segen „einer Volkswehr nach schweizer Muster" zu reden, während Bebel sich den Anschein gab, als handle sich's in diesem Augenblicke erst um Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und demgemäß gegen die allgemeine Wehrpflicht und den „militärischen Geist" eiferte, „denn dieser militärische Geist, meine Herren, das ist der Casus". Die Art von Presse, die in solchen Männern ihre Apostel sieht, versäumte selbstverständlich nicht, wieder die alten längst zum Segen des Vaterlandes gegründeten Fundamente des deutschen Heerwesens anzutasten und das machtlose Zetern gegen diese Fundamente aus solchem Munde zu lobpreisen.

Stellt man sich indessen auch mit dem Abgeordneten Waldeck pietätvoll auf den Standpunkt des Gesetzes von 1814, so wird man auch dieser großen Schöpfung gegenüber den Fortschritt dieses Gesetzes anerkennen müssen. Allerdings wird im Bundesgesetz die Kriegsdienstpflicht im stehenden Heere auf sieben, im Gesetz von 1814 auf nur fünf Jahre festgesetzt. Aber dafür ist in der jetzigen Vorlage die gesammte Dienstzeit um sieben Jahre verkürzt, indem nach dem Gesetz von 1814 der Mann bis zu seinem 50. Jahre zum Landsturm, bis zu seinem 39. zur Landwehr verpflichtet war, jetzt zum Landsturm nur bis zum 42., zur Landwehr bis zum 32. Jahre. Die Hauptänderung aber, die bereits die preußische Reorganisation an dem Gesetze von 1814 vorgenommen hatte, und die, wie der Referent Twesten selbst anerkannte, von vielen, namentlich Hrn. von Forckenbeck und den eifrigsten Gegnern der Reorganisation zur Zeit des preußischen Conflicts, als ein großer Fortschritt der Reorganisation anerkannt wurde, war das Verschwinden der Landwehr aus der Feldarmee, die Verwandlung der Landwehr aus einem Theil der Feldarmee in eine Reserve der Feldarmee. Hier lag offenbar einer jener genialen Gedanken vor, der die Leistungspflicht des Volks zugleich weniger hart anstrengt und seine Wehrfähigkeit außerordentlich erhöht. In diesem Punkte hatte das Jahr 1866 dem Reorganisationsgesetze die glänzendste Anerkennung verschafft. Nach dem alten Gesetze wäre rein unmöglich gewesen jene Antwort, die der Kriegsminister Roon nach Nikolsburg ertheilte, daß Preußen im Stande sei, zugleich am Rhein und an der Donau Krieg zu führen. Das Gesetz war aber auch schlechthin nothwendig für die Bundesgenossen der Präsidialmacht. Kaum die Gelehrten des preußischen Kriegsministeriums vermochten den ganzen Wust von preußischen Cabinetsordres und Verordnungen über die Kriegsdienst-

Digitized by Google

pflicht zu übersehen, der mit der Bundesverfassung in Bausch und Bogen angenommen worden war; für die nichtpreußischen Bundesglieder war vollends die Kenntniß dieses Materials unmöglich. Hieraus hob das neue Gesetz das Erprobte, Lebensfähige. An Neuem trat hinzu als nothwendige Consequenz des Gedankens der Bundesversammlung, daß das norddeutsche Heer ein Körper mit einer Seele sei, die Anerkennung des militärischen Indigenats durch ganz Norddeutschland, sodaß der Freiwillige namentlich überall seiner Dienstpflicht genügen kann. Von besonderm Werth für die sichere und stetige Entwickelung der deutschen Flotte war die gesetzliche Heranziehung der norddeutschen Küstenbevölkerung zum Dienst auf der deutschen Kriegsflotte, während andererseits dem überseeischen deutschen Handel die liberale Versicherung entgegengetragen wurde, daß jungen deutschen Kaufleuten im kriegsdienstpflichtigen Alter die Auswanderung nicht verwehrt und ihre Einberufung nur im Mobilmachungsfalle verfügt werde.

Mit der in jeder Hinsicht wichtigsten Verhandlung sollte diese Reichstagssession schließen. Es galt die Genehmigung des zwischen dem Norddeutschen Bunde einer- und den süddeutschen Staaten andererseits am 8. Juli 1867 geschlossenen Zollvereinsvertrags. Die Vorberathung des Vertrags hatte im Reichstage bereits am 8. Oct. stattgefunden. Sie kann in Kürze als eine glänzende oratorische Ausführung über das bereits in dem Bericht des Bundesraths angeschlagene Thema bezeichnet werden, daß dieser Vertrag eine durchaus neue Epoche unserer Zollvereinsgeschichte bezeichne. Mit einem male waren hier die zwei großen Uebelstände beseitigt, die dem alten Zollverein so wenig Entwickelungsfähigkeit vergönnten. Beseitigt war die Einstimmigkeit, das polnische Veto jedes zollverbündeten Souveräns, beseitigt die bisherige ausschließliche Berechtigung der Regierungen, im Zollverein Sitz und Stimme zu führen. Der neue Vertrag ließ der absoluten Mehrheit der Betheiligten die Entscheidung, und zog die gesammtdeutsche Volksvertretung im Zollparlament mit beschließender Stimme heran. Einzelheiten des Vertrags, die uns bei Vorführung des ersten Deutschen Zollparlaments noch oft beschäftigen werden, wurden damals am 8. Oct. 1867 im Reichstage selbst von der Opposition (Carlowitz, Ziegler) kaum berührt. Schließlich sprachen die besten Redner des Tags (Braun, Lasker) sogar mehr über die größere oder geringere Neigung des Südens, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, als über den Vertrag vom 8. Juli. Fast verloren in der freudigen nationalen Erhebung jener Stunden fiel aus dem Munde des Abgeordneten Michaelis, inmitten einer meisterhaften Rede über die wesentlichen Neuerungen des Vertrags, das Wort: „Ich bin der Ansicht, daß die Zollvereinsverträge und die mit den süddeutschen Staaten geschlossenen Allianzverträge untrennbar zusammengehören.“ Keiner im Hause aber, auch nicht Michaelis dachte damals daran, bei der Beschlußfassung die beiden Arten von Verträgen miteinander in logischen oder rechtlichen Connex zu bringen. Nach dem Antrage von Michaelis selbst ertheilte damals das Haus dem Vertrage vom 8. Juli die unbedingte verfassungsmäßige Genehmigung. Bis zum 26. Oct. aber hatte sich die Lage der Dinge wesentlich geändert. Allerdings hatte mit 100 gegen 17 Stimmen die bairische Kammer der Abgeordneten die Verträge genehmigt, oder wie ein niederbairisches Blatt sich ausdrückte: „Diesen Begräbnißact des bairischen Selbstandes und Lebenswohls“ vollzogen.

Auf das heftigste aber widerstrebte der bairische Reichsrath unter Hrn. von Thüngen's Führung und die vereinigte Cohorte der schwäbischen Schutzzöllner, Radicalen und Ultramontanen der Genehmigung der Verträge. Selbst bis zur Gründung eines besondern Zollreichs schwäbisch-bairischer Nation war die erhitzte Phantasie dieser wunderlichen Coalition gediehen. Moritz Mohl schrieb mit Begeisterung die Grundlinien dieses längsterträumten Schutzzollstaats seinem erlauchten Freunde von Thüngen nach München. Gegen diesen Wahnwitz freilich erhob sich in immer imposantern Massen die ganze In-

Digitized by Google

telligenz, der ganze Handels- und Gewerbstand des Landes. Baiern starrte von erregten Volksversammlungen, eine Verwerfung der Zollvereinsverträge seitens des Reichsraths führte dort unfehlbar zu gewaltsamen Erhebungen. Weniger allgemein, aber doch deutlich genug sprach sich die Bevölkerung Würtembergs gleichfalls für den Vertrag vom 8. Juli aus. Die Handels- und Arbeitervereine Schwabens ließen sich in energischen Eingaben an die Stände vernehmen, Bürgerversammlungen in allen Theilen des Landes forderten die Erhaltung der deutschen Handelseinheit. So durften die Feinde des Zollvereins kaum hoffen, mit ihrer Agitation gegen den Zollvereinsvertrag durchzudringen. Darauf aber rechneten sie bis zur letzten Stunde, daß, wenn auch der verhaßte Zollvereinsvertrag ohne bairisch-schwäbisches Veto, ohne Majorisirung der 30 Mill. Norddeutscher durch die circa $6\frac{1}{2}$ Mill. Schwaben und Baiern zu Stande käme, doch die Verwerfung der Allianzverträge mit Preußen, welche die Süddeutschen sammt und sonders zur Heerfolge unter preußischem Oberbefehl zwangen, nach Annahme des Zollvereinsvertrags nicht nur freistehe, sondern auch ganz zweifellos zu erwarten sei. Auf dieses hinterlistige Manöver nun suchte das par nobile fratrum, der ultramontane „Volksbote" in München und der ochlokratische „Beobachter" in Stuttgart, der Reichsrath des Reichs Baiern und der aus Republikanern, Schutzzöllnern und Römlingen zusammengetriebene Haufe Preußenhasser der würtembergischen Ständekammer die Scharen ihrer Getreuen abzurichten. Es war im Süden wohlbekannt, daß der norddeutsche Reichstag am 26. Oct. seine Session schließe. Bis dahin galt es, jedenfalls eine principielle Entscheidung über die Verträge in München wie in Stuttgart zu vertagen, sodaß die preußische Regierung gezwungen gewesen wäre, alle etwaigen auf die Kündigung des Zollvereinsvertrags bezüglichen Repressalien gegen die süddeutsche Ablehnung der Allianzverträge nicht nur auf eigene Faust, sondern wie man in München und Stuttgart hoffte, auch im directen Gegensatz zu der seitens des Reichstags erwarteten unbedingten Genehmigung des Vertrags vom 8. Juli vorzunehmen. Aus diesem Grunde vertagte sich also die würtembergische Kammer am 23. Oct. bis zum 29. oder 30., schob der bairische Reichsrath die Entscheidung über den Zollvereinsvertrag wenigstens bis zum 26. Oct. abends hinaus, wo der Reichstag Norddeutschlands geschlossen war. Dem Abgeordneten Braun (Wiesbaden) gebührt das Verdienst, zuerst in der Presse wie in seiner Fraction dieses feine perfide Spiel offen dargelegt, zugleich mit rascher Entschlossenheit den Gegenzug gerathen zu haben. Er drang darauf, bei der Schlußberathung über den Zollvereinsvertrag die Genehmigung des Vertrags davon abhängig zu machen, daß der Süden auch die Allianzverträge annehme. Mit Hohngeschrei begrüßte die staatsfeindliche Presse in München und Stuttgart die erste telegraphische Kunde von dem seitens der Nationalen des norddeutschen Reichstags freudig bewillkommneten Plane Braun's. Unter den üblichen groben Schmähungen gegen die Person des Urhebers bezeichnete man ein derartiges Vorgehen des norddeutschen Reichstags als „leere Drohung". Kein bairischer und schwäbischer Mann von jener „eisernen Consequenz", die diese allein unverdorbenen deutschen Stämme ziere, werde sich durch so windiges Gerede irremachen lassen. Inzwischen hatte der Gedanke Braun's feste Gestalt und die allseitige Beistimmung der beiden conservativen Fractionen, der National-Liberalen, selbst der Freien Vereinigung des Reichstags gefunden. Mit 127 Unterschriften bedeckt, wurde er den 25. Oct. eingebracht: „Dem Zollvereinsvertrage die verfassungsmäßige Genehmigung zu ertheilen, und zwar 1) in Beziehung auf jeden einzelnen der Staaten Baiern, Würtemberg und Baden nur unter der Bedingung, daß die rechtliche Verbindlichkeit des mit einem jeden derselben durch Preußen abgeschlossenen Bündnißvertrags von ihm nicht in Frage gestellt werde, und 2) mit der Ermächtigung für das Bundespräsidium in dem Falle, daß der Vertrag vom 8. Juli 1867 nicht mit allen, sondern nur mit einem oder einzelnen der süddeutschen Staaten zur Ausführung kommen sollte,

Digitized by Google

die sich hieraus ergebenden Aenderungen in dem Art. 8, §. 1*) des Vertrags festzustellen, vorbehaltlich der in der nächsten Sitzungsperiode einzuholenden Genehmigung des Reichstags." Dem Antrage war natürlich schon durch das Zusammenwirken dieser Fractionen die unbedingte Annahme gesichert — mit Freude und Genugthuung begrüßte ihn außerdem in Nord und Süd die ganze deutschgesinnte Presse. Aber von mehr als ephemerem Werthe sind die Verhandlungen, die am 26. Oct. im Schoße des Reichstags über den Braun'schen Antrag stattfanden, namentlich zeigten sie, daß die „bundesstaatlich-constitutionellen" Particularisten des Hauses ebenso wie die sogenannte Deutsche Fortschrittspartei nicht einmal in einem so ernsten, für die ganze Zukunft der deutschen Entwickelung entscheidenden Momente im Stande seien, sich zur Höhe der Situation und zur Erfüllung ihrer nationalen Pflicht zu erheben. Die Particularisten Dr. Francke, Dr. Hänel, Mallinckrodt und Consorten hatten einen Antrag auf motivirte Tagesordnung eingebracht. In der Motivirung behaupteten sie, daß die Bündnißverträge mit den Allianzverträgen „in rechtlichem Wechselverhältnisse nicht stehen", und daß der Reichstag des Norddeutschen Bundes nicht eine Pression auf die Entschließungen der süddeutschen Volksvertretungen auszuüben, sondern zu bekunden habe, daß der Weg der politischen Einigung des Südens und Nordens nur der Weg des Friedens, der Freiheit und des Rechts sein darf". Die schlechte Sache wurde durch von Mallinckrodt mit advocatorischer Spitzfindigkeit vertheitheidigt. Er entwickelte die Theorie, „daß die Annahme des Braun'schen Antrags mit seiner «Resolutivbedingung» jeden der süddeutschen Staaten, auch diejenigen, die sich die Connexität der Allianz- mit den Zollvereinsverträgen würden gefallen lassen, berechtigen werde, von dem Vertrage zurückzutreten; denn der Zollvereinsvertrag sei ohne Resolutivbedingung abgeschlossen, mit Annahme derselben fehle es für alle contrahirenden Theile an der nöthigen Uebereinstimmung des Willens". Diese Art von Politikern, die, wie Mallinckrodt an jenem Tage vorbrachte, von sich die hochtrabende Vorstellung hat, „die Zweckmäßigkeit und Politik hinter die Forderungen des Rechts" zu stellen, hatte schon einmal in dieser Session, bei Gelegenheit eines Antrags des Dr. Schwarze auf civilrechtliche Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers, gezeigt, daß sie sich im Wahne wiegt, die größten politischen Fragen sozusagen im Wege eines Bagatellprocesses entscheiden zu können. Aber jedem deutschen Manne mußte die Röthe der Scham in die Wangen steigen, als Mallinckrodt die Unverbindlichkeit der Verträge für die süddeutschen Staaten auch damit zu begründen wagte, „daß kein Vertrag zu einer Handlung verpflichtet, die den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit widerstreitet", und damit schloß, daß man es mit dieser Aufdrängung der „durch das Schwert erzwungenen" Verträge „nur zu einem Deutschland bringen werde, dem gegenüber man zweifelhaft ist, ob mehr Sieger oder Besiegte in seinen Grenzen wohnen". Noch armseliger womöglich waren die Gründe, die diesmal der wackere Löwe im Namen der Linken dem Braun'schen Antrage entgegensetzte. Daß die Allianzverträge „diesem Hause als solchem nicht vorgelegen" haben, daß „nicht einmal ein Etat für das auswärtige Ministerium vorliege", war für die Deutsche Fortschrittspartei, soviel an ihr war, ausreichend, sie zu hindern an der Betheiligung bei dem Acte der Nothwehr, den die norddeutsche Volksvertretung den perfiden Planen der undeutschen Elemente des Südens gegenüber um der Würde des Staats willen vollbringen mußte. Rücksichtslos legte Miquel die Schwäche der Gegner, die Nothwendigkeit des Braun'schen Antrags dar. „Die Partei des Hrn. von Mallinckrodt", rief er, „will den Nationalstaat nicht, den wir anstreben, ihre Gründe reduciren sich auf eine spitzfindige juristische Deduction, die an und für sich schon einigen Verdacht erwecken muß gegen die Begründung durch den gesunden Menschenverstand. Wir müssen, wenn

*) Der Art. 8, §. 1 des Vertrags vom 8. Juli zählt die Glieder des Zollbundesraths auf.

Digitized by Google

die Freunde des Hrn. von Mallinckrodt ihren Freunden in Süddeutschland zu Hülfe kommen, unsererseits unsern Freunden, den deutschen Brüdern in Süddeutschland zu Hülfe kommen." (Lebhaftes Bravo!) Der Linken aber rief Miquél zu: „In einer so wichtigen Frage, an welche sich vorerst wenigstens die Zukunft der deutschen Nationalentwickelung knüpft, paßt es nicht, solche formelle Etikettenbedenken entscheiden zu lassen. (Ruf: Sehr gut!) Aber es sind die Allianzverträge allerdings uns mitgetheilt, weil sie im «Staats-Anzeiger» publicirt sind." Den Kern seiner Polemik aber bildet die Widerlegung der Mallinckrodt'schen Behauptung, daß der Süden an den Verträgen nur ein zweifelhaftes Interesse habe. „Die Verträge sind nicht durch das Schwert entstanden, sondern auf Grund des freien Willens und übereinstimmenden Interesses aller Theile. Will man aber die Interessen des Nordens und Südens trennen, so kann es einem Unbefangenen nicht schwer werden, zu finden, wer das allergrößte Interesse an diesen Verträgen hat. Wir im Norden sind uns selbst genug für den Fall, der in den Allianzverträgen vorgesehen ist, ob man in solchem Falle in Süddeutschland sich selber genug ist, das ist eine andere Frage. Was aber die Zollangelegenheiten betrifft, so hat Süddeutschland die weitgehendsten, kaum mit unsern Interessen verträglichen Concessionen erhalten. Süddeutschland hat ein kolossales thatsächliches Präcipuum. Hr. von Thielau, eine der ersten Autoritäten in Zollvereinssachen, berechnete schon 1862, daß, wenn man die Consumverhältnisse von Zollartikeln vergleicht, Baiern und Würtemberg allein im Verhältniß zu Norddeutschland durch das System der Vertheilung nach Köpfen jährlich ein thatsächliches Präcipuum von fast 3 Millionen haben. Rechnet man dazu noch bei Zerreißung des Zollvereins mindestens eine halbe Million an Zollbewachungskosten, so müssen selbst die schärfsten Gegner des Nationalstaats in Süddeutschland sich fragen, wie sie denn nun diese Ausfälle decken würden, wie es ihnen, von allen volkswirthschaftlichen Rücksichten abgesehen, möglich ist, durch Vermehrung der directen oder indirecten Steuern eine Mehreinnahme von fast 4 Millionen zu schaffen? Noch hat man gesagt, es bestehe keine rechtliche Verbindung zwischen den Allianz- und Zollverträgen. Der Zweck des Antrags geht aber eben dahin, diese rechtliche Verbindung herzustellen. Wenn die disparaten Elemente in Süddeutschland nicht verstehen, daß man nicht in Gütergemeinschaft leben kann ohne in Waffengemeinschaft zu sein, daß es nicht blos geziemlich ist, auf Gedeih miteinander zu sitzen, sondern auch auf Verderb, so wollen wir ihnen das juristisch und politisch deduciren. (Lebhaftes Bravo!) Sollte wol einer unter uns wirklich glauben, daß es möglich sei, im Zollverein mit den süddeutschen Staaten zu leben, nachdem dieselben die Allianzverträge, die ihre Regierungen schlossen, als die Leidenschaften noch durch den Krieg erregt waren, uns zerrissen vor die Füße geworfen haben? nachdem damit offenkundig ausgesprochen: die Vortheile der friedlichen Entwickelung will ich wol acceptiren, aber die Gefahren eines gemeinsamen Angriffs, eines Kriegs nicht — sollen wir mit solchen Elementen und solchen Tendenzen auf ewige Zeiten eine Gütergemeinschaft eingehen?" (Wiederholter Beifall.) Nach einer warmen Anerkennung der nationalen Politik Badens schloß Miquél mit dem unter stürmischem Beifall aufgenommenen Worte: „Gefährlich ist nur zurückzuweichen auf Grund unberechtigter Drohungen, die nie realisirt werden, wenn wir nur fest zusammenhalten." Die gespannteste Aufmerksamkeit des Hauses folgte den Worten des Bundeskanzlers, der sich nach Miquél erhob. Das tiefe Schweigen, mit dem man stets im Reichstage Worte aus diesem Munde vernimmt, verwandelte sich in unwillige Erregung, als er verkündete, daß „nach heute früh eingegangenen Nachrichten die Hoffnung, daß der im Antrage Braun und Genossen vorgesehene Fall nicht eintreten werde, auf ein sehr geringes Maß reducirt sei. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß der bairische Reichsrath die Zollverträge verwerfen wird. Für diesen Fall stehe ich nicht an, offen zu erklären, daß das Amendement der Herren

Digitized by Google

Braun und Genossen vollständig die Anschauungsweise der verbündeten Regierungen ausdrückt. (Beifall.) Wir haben die Zollverträge abgeschlossen in der Voraussetzung, daß uns die Bündnißverträge ehrlich gehalten werden würden, wir hätten sie nicht abgeschlossen, wenn uns der leiseste Zweifel aufgekommen wäre. Ich hege diesen Zweifel auch jetzt nicht, denn ich habe das feste Vertrauen auf das Wort der süddeutschen Souveräne und Regierungen. Man geht häufig von dem Gedanken aus, die Bündnißverträge seien für Süddeutschland eine Last, lediglich eine Pflicht zur Heeresfolge. Es ist aber keine Kleinigkeit in unsern Zeitläufen, wo das Schwert hart in die Wage fallen kann, wenn ein kleiner, an sich europäisch nicht wehrfähiger Staat sich zu seinem Schutz auf — ich will keine Ziffer nennen — die fast unbegrenzte Zahl von Bajonneten berufen kann, die der norddeutsche Staat ihm an die Seite stellen kann. (Beifall.) Zudem sind uns diese Bündnisse auf Antrag der süddeutschen Staaten entgegengetragen worden. Sagte doch ein Mann von deutscher Gesinnung und lange Zeit der Gegner Preußens, der Freiherr von der Pfordten, als ich ihm bei den Friedensverhandlungen erklärte, daß wir auf die beabsichtigten Erwerbungen im rechtsmainischen Franken verzichteten, wenn das ihm dem Princip nach bekannte Bündniß von Baiern angenommen werde — unter der lebhaftesten Bethätigung seiner innern Bewegung und mit Feierlichkeit: hieran sähe er, wie sehr meine deutschen Gesinnungen verleumdet würden, und wie ein deutsches Herz in meinem Busen schlüge so gut wie in dem seinigen. (Beifall.) Er hat sich darin nicht getäuscht, ich glaube, mein Verhalten hat die Richtigkeit seines Ausspruches bewährt". (Bravo!) Dann am Schlusse sprach Bismarck: „Die Regierungen sind entschlossen, die wirthschaftliche Gemeinschaft nur mit denen fortzusetzen, die auch die Gemeinschaft der Wehrkraft auf nationaler Basis mit uns fortzusetzen entschlossen sind, und daß wir an demselben Tage, an dem die Bündnißverträge in Frage gestellt werden sollten, die alten Zollvereinsverträge kündigen." Mit 177 gegen 26 Stimmen trat der Reichstag dem Braun'schen Antrage bei. Nur die Particularisten, Polen und die Deutsche Fortschrittspartei stimmten dagegen; die sächsischen Bundesstaatlich-Constitutionellen betheiligten sich nicht mehr an der Abstimmung, sie hielten ihre Heimkehr in die Heimat mit dem Mittagszuge für weit wichtiger.

Unholde Klarheit über die einfache Lage der Dinge trug der Telegraph, der die Kunde von diesem Beschlusse brachte, nach München und Stuttgart. Noch in der elften Stunde fand im münchener Reichsrathe das früher verlachte Amendement Löwenstein Annahme, wonach dem Zollvereinsvertrage allerdings die Genehmigung ertheilt, aber dem Staate Baiern das absolute Veto bewahrt bleiben sollte. Zugleich sollte der bairische Premier Hohenlohe in der Gesellschaft von Thüngen's und Löwenstein's nach Berlin reisen, um Bismarck die europäische Nothwendigkeit des bairischen Veto im Zollverein überzeugend darzulegen. Für jeden Einsichtigen war dies die erste und letzte Etappe auf dem Rückzuge des „bairischen Selbstständes". Zwischen Berlin und einer Hauptstation Mitteldeutschlands trafen sich die Apostel des bairischen Veto und die ersten nach Schluß des Reichstags im Weißen Saale heimwärts strebenden Mitglieder des Reichstags am 27. Oct. Die Audienz der bairischen Abgesandten bei Bismarck war lang, von ausgezeichneter Zuvorkommenheit getragen, aber vergeblich, wie zu erwarten war. Auch die Schwaben hatten inzwischen den Hohn gegen das „windige Gerede" des Reichstags verlernt. An seine Stelle war die wenig geziemende Klage über die Vergewaltigung der würtembergischen Willensfreiheit getreten. Wenige Tage noch, und in derselben Stunde fast, an demselben Tage genehmigte der Reichsrath in München und die Erste Kammer in Stuttgart beide Verträge.

Der Weg zum ersten Deutschen Zollparlament lag offen.

Digitized by Google

Ein Schüler Saint-Simon's.

P. J. B. Buchez: Traité de politique, publié par les exécuteurs testamentaires de l'auteur L. Cerise et A. Ott (Paris 1866).
Traité d'économie sociale par A. Ott (Paris 1851).

Zu der Zeit, da man in Deutschland auf der Jagd nach dem Absoluten begriffen war, grübelte in Frankreich eine Schar alter und junger Weltverbesserer über die Aufgabe, wie sich in möglichster Geschwindigkeit und mit möglichster Beseitigung der bestehenden Gesellschaftsordnung ein Reich der Vernunft und Gerechtigkeit herstellen lasse, in welchem nicht blos einzelne, sondern alle Menschen sich eines dauerhaften Glücks und Wohlstandes erfreuen könnten. Die Französische Revolution hatte bei ihrem überwiegend politischen Charakter kaum die Zeit gefunden, an das sociale Problem zu denken; die Verschwörung des Babeuf erinnerte allerdings den dritten Stand daran, daß er auch in der neuen Aera nicht „alles" sein werde, aber die Episode des ersten Kaiserreichs schnitt die Erschütterungskreise der Bewegung von 1789 vorläufig kurz ab. Kaum aber war der Druck gewichen, so zeigte sich die Elasticität der „ideologischen" Kräfte, und Saint-Simon, der nach dem Mislingen seiner Speculationen in Nationalgittern unter dem Kaiserreich ein klägliches Dasein geführt, sah am Abend seines Lebens von zahlreichen begeisterten Schülern die Prophetenrolle anerkannt, zu der er sich mit unerschütterlicher Zuversicht berufen glaubte.

Spricht man heutzutage von Saint-Simonismus, so denkt man unwillkürlich an die Herren Perfigny oder Pereire, und die Erfolge der Zöglinge beeinträchtigen die Würdigung des Meisters. Was man auch von Saint-Simon denken mag, er hat Ideen aufgegriffen und entwickelt, die in der Luft des Zeitalters lagen, und er hat Fragen auf die Tagesordnung gebracht, deren Berechtigung die heutige Welt anerkennt, wenn sie auch die von ihm vorgeschlagenen Lösungen verwirft. Es ist daher billig, daß man die von dem merkwürdigen Manne ausgehende Strömung nicht nur in denjenigen Kanälen verfolge, welche sich in verzerrten Zügen ins Absurde verlaufen, sondern auch in denjenigen, welche befruchtend und fördernd auf das philosophische und sociale Gebiet eingewirkt haben.

Der unmittelbare Nachfolger Saint-Simon's ist äußerlich allerdings Enfantin. Er stiftete die neue „Kirche", deren ehemalige Mitglieder sich heute ihrer Solidarität mit dem Kaiserreich rühmen, und den Tollheiten und Lächerlichkeiten jenes industriellen Papstes ist ganz besonders der Miscredit zuzuschreiben, in welchen der Saint-Simonismus gerathen ist. Aber man vergesse nicht, daß auch A. Comte von Saint-Simon ausgegangen, ein Denker, dem, gleichviel mit welchem Rechte, in Frankreich und England eine noch stets wachsende Bedeutung beigelegt und der als ein wahrer Reformator der Philosophie verehrt wird. Und endlich hat sich, des excentrischen Neupythagoräers P. Leroux gar nicht zu gedenken, noch eine dritte Schule von dem Saint-Simonistischen Kreise abgezweigt, an deren Spitze Buchez steht.

Die Anhänger dieses jedenfalls bedeutenden Mannes erklären ihn unbedingt für den einzigen und wahren Fortentwickler der Saint-Simonistischen Ideen und auch der unparteiische Beurtheiler wird von vornherein anerkennen müssen, daß sein Streben sich auf praktische und erreichbare Ziele richtete und daß er weder der Phantasie die Zügel schießen ließ noch der Logik Zwang anthat. Aber Buchez war nicht blos Socialtheoretiker, er beansprucht auch eine Stelle unter den Philosophen im eigentlichen Sinne. Wenn er in der erstern Eigenschaft A. Comte ohne Frage übertrifft, so steht er hinsichtlich seiner philosophischen Begabung unsers Erachtens wenigstens dem Vater des Positivismus nicht nach. Daß Buchez' Philosophie noch bei Lebzeiten ihres Urhebers ziemlich in Vergessen-

Digitized by Google

heit gerathen, ist freilich sehr erklärlich; es zeigte sich bei ihm eine Hinneigung zum Katholicismus, die einestheils nicht orthodox genug war, als daß ihn die Ultramontanen als katholischen Philosophen auf den Schild hätten heben können, anderntheils aber hinreichend ausgesprochen war, um einen Gegensatz zur allgemeinen Zeitrichtung zu bilden.

Was Buchez' Leistungen auf dem volkswirthschaftlichen und politischen Gebiete betrifft, so genügt die Bemerkung, daß er der wissenschaftliche Erfinder und Begründer des Genossenschaftswesens ist, um ihn von der Masse der unklaren Schwärmer und Projectenmacher zu sondern. Und da seine ökonomischen und philosophischen Anschauungen genau zusammenhängen und aus denselben Grundprincipien entspringen, so sind schon deshalb auch die letztern, abgesehen von ihrer eigenthümlichen Originalität, auch heute noch nicht ohne Interesse. Das aus Buchez' Nachlaß herausgegebene, oben angeführte Werk ist ganz besonders geeignet, das Andenken des Mannes wieder aufzufrischen und seine großen Verdienste in Erinnerung zu bringen. Die Herausgeber, A. Ott und Dr. L. Cerise, der eine als volkswirthschaftlicher und philosophischer Schriftsteller, der andere als ausgezeichneter Irrenarzt bekannt, waren lange Jahre durch Gleichheit der Ansichten und Ueberzeugungen mit Buchez aufs engste verbunden und sie haben sich mit pietätsvoller Liebe der Aufgabe unterzogen, die ihnen ihr Freund und Meister testamentarisch hinterlassen. Die dem Werke vorausgeschickte biographische Einleitung von Ott ist die erste ausführliche Darstellung der Lebensverhältnisse, des Charakters und der Lehre von Buchez. Wir wollen uns jedoch hier dieser Arbeit eines eifrigen Anhängers jener Philosophie gegenüber unabhängig verhalten und in möglichster Unparteilichkeit eine Uebersicht der Leistungen des französischen Denkers zu geben suchen.

Philipp Joseph Benjamin Buchez wurde am 31. März 1796 zu Matagne in den Ardennen geboren. Nach einer stürmischen Jugend — im Jahre 1820 entging er vor dem Gerichtshof in Kolmar als Mitbegründer des französischen Carbonarismus nur mit Mühe der Verurtheilung — studirte er in Paris Medicin und erlangte 1825 das Doctordiplom. Mit Saint-Simon trat er erst kurz vor dessen Tode in Verbindung, aber er erwarb sich bald eine hervorragende Stellung in der neuen Gemeinde, indem er sich mit Enfantin, O. Rodrigue, Bazard und Cerclet zur Herausgabe des „Producteur" verband. Jedoch behauptete er von Anfang an der orthodoxen Schule gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, die in dem Maße deutlicher hervortrat, als die „Väter" Enfantin und Bazard sich in den Irrsalen ihres mit grober Sinnlichkeit versetzten Mysticismus verloren. Endlich kam es bei der Gründung der eigentlichen Saint-Simonistischen Hierarchie (Weihnachten 1829) zu einem förmlichen Bruche.

Buchez sagte sich mit einigen Anhängern von der „Kirche" los und ging fortan seinen eigenen Weg. Von dem Materialismus, dem er in seiner Jugend gehuldigt, war er bereits zurückgekommen. Der schwärmerische Pantheismus seiner bisherigen Freunde sagte ihm ebenso wenig zu, und so wandte er sich denn in seinem Bedürfnisse nach positiven Anhaltspunkten wieder mehr und mehr zum Katholicismus. Da er sich aber die katholische Lehre nach seiner Manier zurechtlegte, so gerieth er ebenfalls in den Ruf eines Religionsstifters, obwol er sich niemals zu solchen Komödien herbeiließ, wie sie von Enfantin und Comte aufgesucht wurden.

An der Julirevolution nahm er thätigen Antheil. Er schloß sich der republikanischen Opposition an und wurde einer der Gründer der Gesellschaft der Volksfreunde.

In der Revue „L'Européen", die er um diese Zeit herausgab, hat er mehrere seiner fruchtbarsten Ideen, z. B. das Nationalitätsprincip und die Theorie von den Genossenschaften zuerst entwickelt. Nach der Februarrevolution wurde er Beigeordneter des Maire von Paris und leistete in dieser Eigenschaft treffliche Dienste. Als Vertreter der Stadt Paris in die Constituante gewählt, wurde er der erste Präsident dieser Versammlung.

Digitized by Google

Man wirft ihm vor, auf diesem schwierigen Posten am 15. Mai 1848 angesichts der drohenden Volksmassen nicht die nöthige Festigkeit und Entschlossenheit entwickelt zu haben. Ott liefert jedoch den Nachweis, daß dieser Tadel nicht gerechtfertigt ist, und daß die Passivität des Präsidenten lediglich durch den Wunsch bedingt war, Blutvergießen zu vermeiden. In die Gesetzgebende Versammlung wurde Buchez nicht gewählt; auch von seinem städtischen Amte zog er sich bald zurück, und nach dem Staatsstreich hielt er sich vollends von dem politischen Schauplatz fern, um sich ausschließlich seinen Studien zu widmen. Er starb fast plötzlich auf einer Reise in Rodez in der Nacht vom 11. auf den 12. Aug. 1865.

Den ersten Versuch einer Gesammtdarstellung seiner philosophischen Ansichten machte Buchez in seiner „Introduction à la science de l'histoire" (Paris 1833), von welcher 1842 eine neue Bearbeitung erschienen ist. Weit ausführlicher aber entwickelte er seine Ideen in dem „Essai d'un traité complet de philosophie du point de vue du catholicisme et du progrès" (3 Bde., Paris 1838—40), als dessen Vervollständigung der bereits angeführte „Traité de politique" anzusehen ist. Wir erwähnen noch die von Buchez gemeinschaftlich mit Roux-Lavergne veröffentlichte „Histoire parlementaire de la révolution française" (40 Bde., Paris 1833—38), in deren Einleitung er seine zum Theil sehr sonderbare Auffassung der Revolution und ihres Verhältnisses zum Katholicismus darlegt.

Buchez und die ganze Gruppe, der er angehört, liefern einmal wieder einen Beweis, wie wenig der echt französische Geist für das geschaffen ist, was wir in Deutschland Philosophie nennen. Die Franzosen sind, wie der alte Arndt sagt, unter den europäischen Völkern das verständigste und diese Verständigkeit gehe ihnen nach selbst bis in ihre Extravaganzen und Schwärmereien. Enfantin z. B. mochte mit chimärischen Begriffen rechnen, aber man nimmt doch bei ihm stets das Streben wahr, diese Begriffe nach Inhalt und Umfang vollständig zu übersehen. Für Buchez ist von vornherein alles dem Verstande commensurabel. Kant macht ihm um so weniger Sorge, als er von dessen Lehre nur verworrene und fragmentarische Vorstellungen hat; im „Traité de philosophie" überläßt er es seinem Freunde Ott, als Anhang einen Auszug der Kritik der reinen Vernunft beizufügen. Ueberhaupt bricht er über die deutsche Philosophie kurzweg den Stab, weil sie vom Selbstbewußtsein des Individuums, vom Ich ausgehe. Er selbst stellt nicht den Menschen, sondern die menschliche Gesellschaft als rein empirische Thatsache aufgefaßt an die Spitze seines Systems. In dieser echt französischen Richtung geht er so weit, daß er das Individuum weder als selbständiges Denksubject, noch als selbständigen Träger des Moralprincips begreift. Er sieht vielmehr in demselben nur das sociale Wesen und will von dieser Haupteigenschaft alle andern ableiten. Nach seiner Ansicht bringen nicht etwa die Individuen die Gesellschaft hervor, sondern die Gesellschaft ist die Schöpferin des Individuums, indem sie dasselbe ihrer jedesmaligen Culturstufe gemäß formt und modelt, so zwar, daß sie allein ihm seine Sprache, sein Denken, die Norm seines Erkennens und Wollens gibt. Das Handeln zur Erreichung eines höhern Ziels ist aber nach Buchez die wahre und alleinige Aufgabe des Einzelnen wie der Gesammtheit, und in der Richtschnur für dieses Handeln, der Moral, erkennt er zugleich das oberste Kriterium aller Gewißheit und aller theoretischen Principien. So wenig jedoch das Individuum die Moral aus der Tiefe seines eigenen Gewissens schöpft, ebenso wenig kann nach Buchez die Gesellschaft die Moral aus sich selbst erzeugt haben; er bleibt daher seinem Standpunkt treu, wenn er Gott selbst sozusagen in ein sociales Verhältniß eintreten läßt und ihn als Erzieher der Menschheit einführt, der ihr durch periodische Offenbarungen die ihrer Entwickelung entsprechenden moralischen Principien und Ziele gibt.

Digitized by Google

Diese socialistisch-mechanische Auffassung des Menschen und der Moral bringt nun Buchez naturgemäß zu dem Gedanken von der Priorität des Handelns und also auch des Willens vor der Vorstellung und er nähert sich dadurch unbewußterweise bis zu einem gewissen Grade Philosophen wie Schopenhauer und Maine de Biran, mit denen er im übrigen so wenig gemein hat, wie diese beiden unter sich. Um nämlich die Moral als oberstes Kriterium nachzuweisen, als Grundlage nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der Sprache, der Logik und aller Wissenschaft, sucht er in allem Erkennen und Vorstellen ein Moment des Handelns. Demgemäß definirt er die Vorstellung als einen Act der Affirmation auf Grund einer in der Seele präexistirenden Kenntniß, denn die Seele muß nach seiner Theorie handeln, um das auf sie eindringende Chaos der Empfindungen durch Herstellung von Verhältnissen und Beziehungen zu Vorstellungen zu ordnen; dieses Handeln aber wird auf eine bestimmte Art geschehen, gemäß einem leitenden Motiv, welches die Seele schon im voraus, durch menschliche oder göttliche Erziehung, in der Moral besitzt. Es liegt dieser Theorie die unzweifelhafte Thatsache zu Grunde, daß der Mensch bis zu einem gewissen Grade die Dinge so ansieht, wie er will und wie es seiner moralischen Grundstimmung gemäß ist. Buchez spinnt dieselbe sehr weitläufig aus und glaubt im einzelnen zeigen zu können, wie die Moral einer gegebenen Zeit und Nation auf die Ausbildung der Sprache und überhaupt auf die Art einwirkt, wie sich die Welt in den Köpfen spiegelt. Von demselben Standpunkt beurtheilt er die philosophischen Methoden. Der Syllogismus ist ihm die Methode der Unbeweglichkeit in der Erkenntniß; er kommt nicht über den Kreis der gegebenen Begriffe hinaus und entspricht der indischen Lehre vom Falle der Menschheit, die nach Buchez auch das classische Alterthum beherrschte und den Menschen verhinderte, sich über die Natur zu erheben und dieselbe sich dienstbar zu machen. Wenn die Scholastik in der christlichen Periode, welche von der Idee der Erlösung der Menschheit beherrscht wird, auf die aristotelische Methode zurückgriff, so sieht Buchez hierin einen dem Fortschritt der Philosophie verderblichen Widerspruch. Aber auch die Baconische Inductionsmethode hielt er, sofern sie die völlige Hingabe des Beobachters an das Object verlangt, für ungenügend. Er entwickelt daher selbst eine Methode des Forschens, durch Hypothese und nachherige experimentelle Bestätigung, die er für die allein dem Fortschrittsgesetz entsprechende erklärt. Dieselbe ist indeß keineswegs, wie Buchez zu glauben scheint, neu; schon Baco räumt der vorgreifenden Hypothese als permissio intellectus ihr Recht ein, und die moderne Naturwissenschaft, wenn sie auch nicht so freigebig mit Hypothesen ist wie Buchez, hat stets den von ihm empfohlenen Weg eingehalten, so weit derselbe sicher ist.

Hinsichtlich der Abhängigkeit der Wissenschaft von der Moral entwickelt Buchez, daß jede Wissenschaft, welche diesen Namen verdiene, getragen und in sich verbunden sein müsse durch eine Theorie, welche ihrerseits, sei es vermöge des ihr zu Grunde liegenden Systems, sei es durch ihre praktischen Consequenzen, die Moral bereichere und somit unter das allgemeine Kriterium falle, welches alle speciellen Regeln und Merkmale der Gewißheit beherrsche. Er kann sich übrigens keine Wissenschaft als Selbstzweck denken, sondern jede hat nur Werth in seinen Augen, sofern sie mittelbar oder unmittelbar ein praktisches, für die Menschheit nützliches Ziel verfolgt. Nach dem Wesen der Dinge zu fragen hält er wie die Schule Comte's für verkehrt und vergeblich, da nur die Erkenntniß der Relationen der Dinge dem Menschen nützlich und zugänglich sei. Immer kommt er wieder auf den Satz zurück, daß das Kriterium der Gewißheit nicht in das wissenschaftliche, sondern in das praktische Gebiet falle. Die „sociale Gewißheit" steht ihm vor und über jeder andern. Aus dem moralischen Gesetz hat die Menschheit die Nothwendigkeit einer bestimmten Praxis erkannt, zur Erreichung ihres praktischen Ziels

Digitized by Google

muß sie denken und überlegen und dieser auf das Sociale gerichtete Denkproceß erzeugt die Wissenschaft.

Buchez' Geschichtsphilosophie dreht sich wesentlich um den Begriff des Fortschritts, in welchem er wie andere vor und nach ihm das Weltgesetz entdeckt zu haben glaubt. Seinen Speculationen in dieser Richtung suchte er durch Bezugnahme auf die Naturwissenschaften soweit wie möglich eine exacte Basis zu geben und er kam denn auch dabei auf manchen geistreichen Gedanken, der erst später im Munde anderer Beachtung gefunden. So hat er zuerst den Parallelismus hervorgehoben, der zwischen der Stufenfolge des thierischen Lebens in den geologischen Perioden, der embryonalen Entwickelung der höhern Thierklassen und der Reihenfolge des zoologischen Systems der heutigen Schöpfung besteht. Was die Form des Fortschritts betrifft, so stellt Buchez eine eigenthümliche Theorie auf, zu der er offenbar durch die zu seiner Zeit geltende Katastrophengeologie gelangt ist, die eine Reihe von scharf gesonderten Schöpfungsperioden annahm. Jene Form soll nämlich im Gegensatz zu der Kreisbewegung der mechanisch-natürlichen Erscheinungen in der sogenannten „seriellen Bewegung" bestehen. Die progressive Entwickelung der Welt wäre hiernach mit einer arithmetischen Reihe zu vergleichen: jedes neu hinzukommende Glied enthält alle frühern, aber zugleich etwas absolut Neues, das nicht eine Umformung des Vorhandenen, sondern eine wirkliche Beifügung von außen ist. In dieser stufenweisen Ordnung sieht Buchez den Beweis eines planmäßigen göttlichen Eingreifens. Mit der Schöpfung des Menschen tritt zu der Kreis- und Reihenbewegung noch eine dritte, die freie.

Der Fortschritt vollzieht sich von nun an auf einem andern Gebiete, dem moralischen, aber die Form desselben bleibt ungeändert. Gott setzt der Menschheit ein ihrer jedesmaligen Entwickelungsstufe angemessenes moralisches Ziel und offenbart ihr ein höheres, sobald jenes erreicht ist. So führt eine erste Offenbarung hin zu der Familie und dem Patriarchat der Urzeit, eine zweite gab den Staatsbegriff und schuf dadurch die Civilisation des Alterthums, die dritte endlich, die christliche, enthält das höchste Ziel, die allgemeine Verbrüderung, das seit der Revolution, die Buchez wol ebenfalls für eine Art Offenbarung halten möchte, den Menschen auch schon in bestimmten Umrissen erscheint. Uebrigens ist für Buchez die geschichtliche Entwickelung der Menschheit nahezu identisch mit der religiösen, und auch in diesem Punkt zeigt sich seine enge Verwandtschaft mit dem Saint-Simonistischen Kreise. Die französischen Weltverbesserer hatten offenbar bemerkt, daß bisher in der Geschichte kaum eine andere Kraft aufzuweisen ist, welche so wie das Religionsgefühl es vermochte, die Massen nicht nur zum Umsturz des Alten, sondern auch zur innerlichen Neugestaltung ihres ganzen Lebens und Strebens in Bewegung zu setzen. Sie glaubten sich daher zu dem Schlusse berechtigt, daß auch in der Zukunft jene mehr oder weniger unreflectirte Kraft der wirksamste Hebel zur Herbeiführung und Befestigung einer socialen Reform sein werde. Dazu kam ihre unüberwindliche Vorliebe für autoritativ-hierarchische Formen. Dem Zeitalter der Priester und der Krieger sollte zwar nunmehr das der Philosophen gefolgt sein, aber die Philosophen hielten, um die Menschheit nach ihrer Art zu beglücken, ebenso streng auf Disciplin wie die Priester und Krieger. Die gewaltige Organisation der katholischen Kirche imponirt ihnen allen. Während jedoch Enfantin und Comte dieselbe nachahmen und ein Papstthum auf eigene Hand schaffen wollten, schloß sich Buchez der vorhandenen Form des Katholicismus an und erwartete das Heil der Gesellschaft von einer zeitgemäßen Reformirung der römischen Kirche. In der festen, wohlgegliederten Einheit dieses einen so großen Theil der Menschheit umfassenden Organismus erkannte er die Wirkung des socialen Princips, während ihm der Protestantismus als der Typus atomistischer Willkür, eines nach allen Seiten auseinandergehenden Individualismus erschien. Frankreich aber soll die erstgeborene Tochter auch

Digitized by Google

dieses Buchez'schen Katholicismus sein, dem Katholicismus soll es seine nationale Charakterbildung, seine social-philosophische Geistesrichtung, sein Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verdanken, und in ihm soll es auch sein weltgeschichtliches Ziel finden. Das pantheistische, zerfahrene, in der Philosophie vom Ich ausgehende Deutschland ist für Buchez ein Beispiel der schlimmen Folgen des zersetzenden Protestantismus, dessen Princip er auch in dem aus Deutschland importirten Eklekticismus Cousin's wiederfindet. Es leuchtet übrigens ein, daß dieser angebliche Katholicismus, dessen Grundsätze mit denen der Französischen Revolution identisch sein sollen, in Wirklichkeit nur Buchezismus ist, wie er auch genannt wurde. Buchez ist, ohne es zu wollen, ebenfalls Religionsstifter geworden, er hat nicht den historischen Katholicismus, der sich als ein unveränderliches, von einer unfehlbaren Autorität geschaffenes, unbedingt anzunehmendes oder zu verwerfendes Ganzes darbietet, sondern eine liberale Ketzerei in katholischen Formen als Religion des Fortschritts auf den Thron der Weltgeschichte gehoben, eine Religion des Japhetismus, „jener verwegenen Rasse, die stets nach der Freiheit gravitirt", wie ein großer Vertreter des echten, semitisch gefärbten Katholicismus sich ausdrückt.

In seinen politischen und ökonomischen Ideen erweist sich Buchez selbstverständlich als Gegner des Individualismus und der blinden, unorganisirten Expansion der Einzelkräfte. Er denkt zwar nicht daran, die Individuen nach dem Vorschlage mancher Saint-Simonisten oder gar der Fourieristen in unleidliche Schablonen zu zwingen, aber er verlangt die Anerkennung der staatlichen Gesellschaft als einer höhern Macht, er stellt gewisse „gesellschaftliche Constanten" außerhalb aller individuellen Kritik und Anfechtung, und er will, daß die volkswirthschaftliche Bahn der Gesellschaft durch Voraussicht beleuchtet, und daß deren Auffuchung nicht dem blinden Drängen der concurrirenden Einzelinteressen überlassen werde.

Buchez unterscheidet drei Arten von Thätigkeit, die sentimentale oder künstlerische, die intellectuelle oder wissenschaftliche und die materielle oder realisirende. In das Gebiet der letztern fällt die politische, administrative und ökonomische Arbeit. Jede Arbeit hat entweder die Erhaltung der Gesellschaft oder die des Individuums zum Zweck. Das Individuum hat, sofern es wissentlich oder unwissentlich zur Erhaltung der Gesammtheit mitwirkt, und somit als socialer Factor erscheint, ein Recht auf seine eigene Erhaltung. Wie Saint-Simon erklärte auch Buchez die gegenwärtige Organisation für einen Widerspruch gegen die befreienden Principien der Revolution, und auch er nahm als Zweck der Reform die classische Formel an: „Verbesserer des Loses der zahlreichsten und dürftigsten Klasse." Aber er war ein viel zu praktischer Kopf, um wie die Saint-Simonisten von einer Erneuerung der Gesellschaft im Handumdrehen zu träumen, oder von der Omnipotenz einer philosophischen Hierarchie etwas Ersprießliches zu erwarten. So sehr er auch im Princip die Gesellschaft dem Individuum überordnete, so hatte er doch mit den Planen seiner frühern Freunde, welche alle industrielle Arbeit unter die staatliche Autorität stellen und alles Eigenthum dem Staat zusprechen wollten, nichts gemein. Er hielt vielmehr die Freiheit der Arbeit, das individuelle Eigenthum und das Princip des Handels aufrecht und war der Ueberzeugung, daß sich die nothwendigen Reformen durch Selbsthülfe und durch freie Association der Individuen und ohne außergewöhnliches Eingreifen des Staats erzielen ließen. Ueberhaupt trägt er stets den gegebenen Verhältnissen Rechnung, und seine in zahlreichen Aufsätzen zerstreuten ökonomischen und finanziellen Ideen und Plane sind sämmtlich das Ergebniß nüchternen und wissenschaftlichen Nachdenkens. Als eine systematische Bearbeitung und Fortbildung derselben ist der „Traité d'économie sociale" von A. Ott (Paris 1851) anzusehen, ein Werk, das trotz vielfacher Abweichungen von der Lehre der orthodoxen Nationalökonomie doch aller Beachtung seitens der letztern würdig ist.

Digitized by Google

Eine besondere Beachtung aber verdient Buchez' Verhältniß zu dem jetzt immer mächtiger emporblühenden Genossenschaftswesen. Er hat unbestreitbar das Verdienst, das Associationsprincip als Mittel zu einer durchgreifenden socialen Reform und zur Lösung der Arbeiterfrage zuerst wissenschaftlich entwickelt und praktisch zur Anwendung gebracht zu haben. Schon 1830 hatte er dasselbe in mündlichem Vortrage aufgestellt und erörtert: die erste ausführliche Darstellung seines Projects aber findet sich in der dritten Nummer der Revue „L'Européen" (17. Dec. 1831). Buchez schlug für seine Arbeitergenossenschaft eine besondere Gesellschaftsform vor, gemäß welcher durch Beiträge ein untheilbares, ausschließlich zur Unterhaltung der Arbeit bestimmtes Kapital aufzubringen ist. Nur die Genossenschaft ist Eigenthümerin dieses Kapitals; die einzelnen Mitglieder haben lediglich die Nutznießung desselben und verlieren alle Anrechte, sobald sie aus der Genossenschaft austreten. Jedoch kann der Sohn in die Stelle des Vaters einrücken. Buchez ging auch sofort an die Verwirklichung seines Planes. Er stieß dabei natürlich auf große Schwierigkeiten, aber wenigstens eine der von ihm organisirten Cooperativgesellschaften hat alle Stürme überdauert und besteht noch heute als älteste Productivgesellschaft von Paris und als die einzige, die über 1848 hinaufreicht. Es ist dies die 1834 nach Buchez' Vorschlag gegründete Verbindung der Arbeiter in unechten Schmuckwaaren; dieselbe besitzt gegenwärtig ein Kapital von über 100000 Frs. und vier Etablissements in Paris und liefert ihren Mitgliedern eine Dividende von 20 Proc. Von 1840—50 wurde Buchez' Plan besonders durch das volksthümliche Blatt „L'Atelier" vertreten und in weitern Kreisen verbreitet. Um die Zeit der Februarrevolution machte die „Revue nationale", deren Mitbegründer Buchez war, ebenfalls eifrig Propaganda für die Association. Auch Louis Blanc stand anfangs den Ansichten Buchez' nicht fern; aber seine eigenen Ideen von der Verbindung aller Genossenschaften zu einer einzigen, von der Gleichheit des Lohnes und der Arbeitsleitung durch den Staat führten ihn bald auf den Weg zum Communismus. Trotz der 3 Mill. Frs., welche 1848 die Constituirende Versammlung zum Besten der Arbeiterassociationen bewilligte, gerieth die Cooperativbewegung unter der Republik in eine Stockung, die auch noch in der ersten Zeit des Kaiserreichs fortdauerte, bis sie in den letzten Jahren unter dem Einfluß der aus Deutschland und England kommenden Anregungen wieder zu neuer Kraft gelangte. Buchez hat das erfreuliche Gedeihen des Werks noch erlebt, zu dem er den ersten Grund gelegt, und dieser thatsächliche Erfolg seines fruchtbaren Gedankens war ihm der beste Lohn. Er hat überhaupt in zahlreichen Fällen erfahren, daß, je leichter und schneller eine Idee Gemeingut wird, um so leichter auch der Name dessen vergessen wird, der sie zuerst in Umlauf gesetzt. Wenige Franzosen z. B. dürften wissen, daß es Buchez ist, der das Wort „Nationalité" für den jetzt damit verbundenen Begriff geschaffen hat. Ihm aber war es genug, wenn er gewirkt und angeregt hatte. Und wenn so manche der von ihm freigebig ausgestreuten Keime zu schöner Blüte aufgegangen sind, so ist ihm dadurch ein ehrendes Denkmal gesetzt, gleichviel ob es seinen Namen trägt oder nicht.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 22. Aug. 1868 wurden in Paris die sterblichen Ueberreste des Doyen der Publicisten, des in seinem 83. Lebensjahre stehenden Jean-François Barrière, ihrer letzten Ruhestätte übergeben.

Barrière wurde am 12. Mai 1786 in Paris geboren und machte in der Lehranstalt Sainte-Barbe glänzende Studien. Im Alter von 18 Jahren trat er auf Frochot's

Digitized by Google

Antrag in die Bureaux der Seinepräfectur ein, wo er schnell bis zur Stellung als Divisionschef emporstieg und infolge der Februarrevolution im Jahre 1848 pensionirt wurde. Am 17. Oct. 1832 war er zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden. Nachdem Barrière von 1814—20 an der „Gazette de France", am „Journal de Paris" und am „Constitutionnel" als Mitarbeiter für den literarischen Theil thätig gewesen war, verzichtete er auf die periodische Presse, um mit Saint-Albin Berville die „Collection de mémoires relatifs à la révolution française" (47 Bde., 1822), von Notizen und historischen Aufklärungen begleitet, zu veröffentlichen. Später ließ er einen großen Theil davon in seine „Bibliothèque des mémoires relatifs au XVIII^e siècle" (22 Bde., 1846—59) übergehen. In der Zwischenzeit veröffentlichte er die „Mémoires de Mme. Campan" (2 Bde., 1823), sowie die Werke, welche diese berühmte Frau hinterlassen hatte, die „Mémoires du Comte Loménie de Brienne" (2 Bde., 1828), denen ein „Essai sur les moeurs et les usages du XVII^e siècle" vorherging; „Tableaux de genre et d'histoire" (1828); „La cour et la ville sous Louis XIV, Louis XV et Louis XVI" (1829) und andere Schriften.

Dem langjährigen Mitarbeiter am „Journal des Débats" widmet Ludwig Ratisbonne in diesem Blatte einen ehrenvollen Nachruf, dem wir Folgendes entnehmen: „Seine thätige Mitarbeiterschaft an diesem Journal hatte 35 Jahre gedauert und erst seit einem Jahre aufgehört. Das Alter hatte lange Zeit seine kräftige Natur respectirt. Er trug seine 80 Jahre, 80 Jahre der Arbeit und der Ehre, heiter und mit einer gewissen Koketterie. Indessen hatte sich zuletzt die Last der Jahre doch fühlbar gemacht und ihm Ruhe geboten. Alle diejenigen, welche diesen ausgezeichneten und feinen Mann gekannt haben, werden ihn bedauern. Er war der vollendete Typus der Höflichkeit, der Anmuth und wie ein unter uns vergessenes Muster der feinen Gesellschaft von ehemals. Ein Theil seines Lebens war in administrativen Functionen verflossen. Unter der Gönnerschaft von Frochot als Angestellter in den Bureaux der Seinepräfectur zugelassen, wurde er darin Divisionschef. Solche Administratoren wie er müssen wir uns wünschen. An Begabten ist hier kein Mangel; fähig und zugleich freundlich und zuvorkommend in dem Grade, wie Barrière es war, sind sie selten. Als er 1848 seine Stellung als Beamter aufgab, gehörte er schon seit langer Zeit dem «Journal des Débats», das von ihm anziehende, zur Hälfte historische, zur Hälfte literarische Artikel über Männer und Sachen des 18. Jahrhunderts und der Revolution empfing, die er zu seiner Domäne gemacht hatte. Es machte ihm Freude, den durch jene Periode inspirirten Büchern unbekannte nähere Angaben hinzuzufügen, die oft aus seinen eigenen Erinnerungen geschöpft waren, von denen er Augenzeuge gewesen war. ... Barrière bekannte für die Frauen, die man in seiner Zeit das «bezaubernde Geschlecht» nannte, eine zärtliche und ritterliche Achtung, und er vergaß selbst als Schriftsteller nie die Pflichten der Galanterie. Die Nachsicht für die Frauen und die Schwächen, welche sie veranlassen, flößte ihm eines Tages eine Bemerkung ein, welche die Leser des «Journal des Débats» in eine gewisse Bestürzung versetzen konnte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um einen Bischof aus dem 18. Jahrhundert, der ein junges Mädchen entführt hatte. Von der Galanterie fortgerissen, schrieb Barrière in einer treuherzigen Zerstreutheit: «Er zog die Liebe seinen Pflichten vor, wer könnte ihm das zum Vorwurf machen?» Man lachte einige Zeit darüber. In allen seinen Artikeln, worin man etwas von seiner freien und muntern Plauderei findet, herrschte eine Aufrichtigkeit, eine ewige Jugend, die den Reiz derselben bilden. Glücklich die Schriftsteller, die diesen wenig strengen Kritiker zum Richter hatten. Höchst sorgsam hinsichtlich dessen, was er selbst schrieb, hatte er vorgefaßte Meinungen, die etwas zu viel an die alte Rhetorik erinnern."

Digitized by Google

Am 18. Oct. 1867 starb in Paris der französische Bühnendichter Josephe Adolphe Ferdinand Langlé, Vicepräsident der Gesellschaft der dramatischen Autoren und Componisten. Er war am 21. Nov. 1798 zu Paris geboren, wo sein Vater als Compositeur lebte, und legte seine Studien im Lycée Bonaparte zurück. Unter der Regierung Ludwig's XVIII. und Karl's X. bekleidete er die Stelle eines Historiographen am Dauphinmuseum. Auch arbeitete er (von 1820 an) fleißig an Journalen mit, veröffentlichte Gelegenheitsbroschüren, schrieb Gedichte und gab einige Dichtungen des Mittelalters, so z. B. „L'historial du jongleur" (1829) heraus. In weitern Kreisen wurde er erst durch seine dramatischen Werke bekannt. Er verfaßte dieselben theils allein, theils in Gemeinschaft mit Romieu, de Courcy, Devilleneuve u. a. Am meisten gefielen unter diesen Stücken: „Un tour en Espagne" (1830), „Le tailleur et la fée" (1831), „Le camarade de lit" (1833), „Un bas-bleu" (1842), „Une sangsue" (1854) und „La grève des portiers" (1865).

Der französische Romanschriftsteller Erneste Capendu, welcher auch als Dramatiker sich einen Ruf erworben hatte, ist am 19. Mai 1868 in Paris mit Tode abgegangen. Er war im Jahre 1826 geboren, hat demnach ein Alter von nur 42 Jahren erreicht. Von seinen zahlreichen Romanen sind folgende besonders nennenswerth: „Le pré catelan" (3 Bde., Paris 1858), „Marcof le Malouin" (8 Bde., 1859), „Surcouf" (1859), „Le capitaine La Chesnaye" (11 Bde., 1860), „Le chasseur de panthères" (1861), „L'homme rouge" (8 Bde., 1861—62), „Les mystères du Mont-de-Piété" (1861), „Bibi-Tapin, le tambour" (11 Bde., 1862), „Le roi des gabiers" (11 Bde., 1862), „La corvette la Brûle-Gueule" (7 Bde., 1863), „Crochetout le corsaire" (6 Bde., 1863), „Le marquis de Loc-Renan" (1863), „Les enfants de la Bazoche" (6 Bde., 1864) und „La vivandière de la 17e légion" (6 Bde., 1865). Von seinen dramatischen Arbeiten hat das vieractige Lustspiel „Les faux bonshommes", welches er 1856, zusammen mit Théodore Barrière schrieb, am meisten Erfolg gehabt und ist unter dem Titel „Die Biedermänner" auch an deutschen Bühnen gegeben worden.

Carlo Matteucci, der am 25. Juni 1868 in Florenz starb, war nicht nur einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens im Gebiete der Naturwissenschaften, sondern auch ein Politiker, der bei den Ereignissen, die vor kurzem seinem Vaterlande eine ganz neue Gestalt gegeben haben, eine nicht unwichtige Rolle spielte, wenn auch der Politiker weit hinter dem Gelehrten zurückstand.

Carlo Matteucci wurde am 21. Juni 1811 als der Sohn eines Militärchirurgen in Forli geboren, studirte in Bologna, wurde dort 1829 Doctor der Mathematik und begab sich dann nach Paris, um daselbst die Vorlesungen der Sorbonne und des Collége de France sowie die der Polytechnischen Schule zu besuchen. Im Jahre 1831 kehrte er von Paris nach Forti zurück, wo er eine Reihe von physikalischen Versuchen unternahm, welche seinen Ruf begründeten. Arago und Alexander von Humboldt empfahlen ihn sehr lebhaft dem Großherzog von Toscana. Im Jahre 1838 erhielt er die Stelle als Professor der Physik und Director des Laboratoriums in Ravenna und 1840 wurde er zum Professor der Physik an der Universität in Pisa ernannt, welche Stelle er bis zu dem Augenblick bekleidete, wo die Bildung des Königreichs Italien ihm den Weg zu höhern Stellungen eröffnete.

Er hatte sich besonders durch seine Versuche über die Voltai'sche Säule als ausgezeichneter Experimentalphysiker bewährt, und seine elektrischen und elektrophysiologischen Arbeiten und Untersuchungen über den Zitterrochen verbreiteten seinen Ruf weit über die Grenzen Italiens hinaus. Seine Versuche über die Elektrophysiologie verschafften ihm

Digitized by Google

einen Preis der Französischen Akademie der Wissenschaften, die ihn auch 1857 zu ihrem Correspondenten ernannte, sowie auch von seiten der Königlichen Gesellschaft die Copley'sche goldene Medaille. Er ist auch Verfasser mehrerer wissenschaftlicher Werke, die in Pisa und Turin mehrere Auflagen erlebt haben und in einige fremden Sprachen übersetzt worden sind. Seine „Lezioni di fisica" erschienen 1841 in Pisa und 1851 bereits in einer vierten Auflage. Im Jahre 1844 veröffentlichte er in Pisa seine „Lezioni sui fenomeni fisico-chimici dei corpi viventi", die 1846 in einer zweiten Ausgabe erschienen. Unter andern Werken schrieb er auch noch ein „Manuale di telegrafia elettrica", einen „Cours spécial sur l'induction", der 1854 in Paris erschien und zahlreiche Denkschriften, die in die wichtigsten gelehrten Revuen Italiens und des Auslandes aufgenommen worden sind. Er begründete die wissenschaftliche Zeitschrift „Il Nuovo cimento", die er lange Zeit leitete.

Matteucci, dem Toscana die Herstellung seiner telegraphischen Linien im Jahre 1846 verdankt, wurde Director des Telegraphendienstes und 1848 zum Senator ernannt; er begleitete das toscanische Heer als Commissar der Regierung nach der Lombardei. Nach der Rückkehr des Großherzogs setzte er seine gelehrte Wirksamkeit in Pisa fort. Im Jahre 1859 wurde er zum Mitgliede der provisorischen Regierung in Florenz oder der Consulta ernannt und war einer der drei toscanischen Deputirten, welche an Napoleon III. gesandt wurden. Nach der Bildung des Königreichs Italien erhielt er 1860 die Würde eines italienischen Senators; in dieser Stellung war er Berichterstatter über den Gesetzvorschlag, welcher Victor Emanuel den Titel als König von Italien übertrug, sowie auch über denjenigen, welcher die Annexion des Königreichs beider Sicilien an Italien bestimmte. Zu derselben Zeit wurde er zum Generalinspector der telegraphischen Linien des neuen Königreichs ernannt. Am 29. März 1862 von dem Könige an Mamiani's Stelle zum Minister des öffentlichen Unterrichts erwählt, arbeitete er sehr eifrig für die freisinnige Reorganisation des Unterrichts in seinem Vaterlande, während er gleichzeitig in der Politik die Ansicht des Grafen Cavour mit seiner ganzen Kraft unterstützte. Er war eins der 40 Mitglieder der italienischen Akademie in Modena, wirkte später an dem wissenschaftlichen Institute in Florenz, bekleidete die Stelle eines Vicepräsidenten des Oberstudienraths und war seit langer Zeit Commandant des Sanct-Mauritius- und Lazarusordens, dessen großes Band ihm im Juni 1865 verliehen wurde.

Am 24. Juni 1868 starb nach längern schweren Leiden in Dresden der Historienmaler Hermann Plüddemann. Derselbe war in Kolberg den 17. Juli 1809 geboren und erhielt seine erste künstlerische Anleitung von dem Maler Sieg in Magdeburg, bis er 1828 nach Berlin ging, um sich bei dem Professor Begas weiter auszubilden. Hier zeichnete er einen größern Carton, Die Hinrichtung Konradin's von Hohenstaufen, ein Werk, das allgemeines Aufsehen erregte. Denselben Gegenstand hat er später noch öfter in verschiedener Darstellung behandelt. Im October 1831 wurde er Schüler der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf und verweilte in dieser Stadt bis 1848; seitdem wohnte er ununterbrochen in Dresden. Nach seinem ersten Gemälde, welches die Loreley vorstellte (1833), wandte sich Plüddemann ausschließlich der Historienmalerei zu und hat auf diesem Gebiete eine Reihe größerer Werke geschaffen, die seinem Namen einen geachteten Platz unter den deutschen Künstlern verschafft haben. Wenn es ihm auch nirgends gelungen ist, sich zu imponirender Größe in Form und Linie, zu einer mit sich fortreißenden Gewalt der Leidenschaft in Composition und Auffassung oder einem in irgendwelcher Weise überraschenden Colorit zu erheben, so waren doch seine Compositionen immer künstlerisch abgerundet, wirksam und phantasievoll, der Gegenstand stets mit einem gewissen Adel aufgefaßt und wiedergegeben, wobei der Charakteristik allerdings häufig eine schärfere In-

Digitized by Google

dividualisirung zu wünschen gewesen wäre. Mit seltener Pietät studirte er das geschichtliche Costüm, dessen Treue er bis ins kleinste Detail durchführte. Die Gruppirung zeugte überall von seinem Geschmack, wenn sie auch hin und wieder ans Theatralische streifte, und der Eindruck seiner Werke war immer harmonisch und befriedigend, nie aber überraschend und mächtig ergreifend. Von seinen vielen Oelgemälden erwähnen wir mit Anerkennung: Der Tod Roland's bei Ronceval (1834), im Privateigenthum in Essen; Columbus und die Seinen erblicken Land (1836, in der berliner Nationalgalerie), sowie noch mehrere Darstellungen aus der interessanten Geschichte des berühmten Entdeckers; Der Tod Friedrich Barbarossa's (1846), Ludwig der Eiferne läßt die widerspenstigen Ritter in den Pflug spannen (1849), Ermüdete Kreuzfahrer an einer Quelle, Heinrich IV. zu Canossa (1863), Otto von Wittelsbach auf dem Reichstage zu Besançon (Eigenthum der dresdener Galerie), Luther auf dem Reichstage in Worms u. a. m. Auch als Frescomaler ist Plüddemann nicht ohne Erfolg aufgetreten. Er hat zu den von düsseldorfer Künstlern im gräflich Spee'schen Schlosse Heltorf und im Rathhause zu Elberfeld ausgeführten Bildern mehrere beigesteuert, die theils nach eigenen, theils nach Lessing'schen Entwürfen gemalt, vielen Beifall gefunden haben. Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß er auch mehrere sehr tüchtige Bildnisse namentlich in seiner Vaterstadt geschaffen hat. Wie Plüddemann auf verschiedenen Gebieten der Malerei thätig war, so hat er sich auch mit dem Stift und der Radirnadel gerechte Anerkennung zu erwerben gewußt, und seine Illustrationen zu Geschichtswerken, Gedichten u. s. w. gehören wol zu dem Gediegensten und Besten, was auf diesem Felde, wo sich die Mittelmäßigkeit nur allzu breit macht, geleistet worden ist.

Am 19. April 1868 starb in Wiesbaden der Nationalökonom Dr. Hans von Mangoldt, ordentlicher Professor der Staatswirthschaft an der Universität zu Freiburg im Breisgau. Geboren am 9. Juni 1824 in Dresden, war der Verblichene ein Sohn des sächsischen Appellationsgerichtspräsidenten von Mangoldt in Zwickau. Auf den Wunsch seines Vaters widmete er sich frühzeitig an der leipziger Universität kameralistischen und volkswirthschaftlichen Studien und knüpfte mit bedeutenden Lehrern, namentlich Hanssen (der jetzt in Berlin ist) freundliche Verhältnisse an. Seine hervorragende Betheiligung an damaligen studentischen Bestrebungen zog ihm eine kurze Unterbrechung seiner Studien zu, die er aber durch verdoppelten Eifer bald wieder auszugleichen wußte. Im Jahre 1849 (im letzten Stadium des Märzministeriums) war Mangoldt auf journalistischem Gebiete thätig, indem er das „Dresdener Journal" redigirte; nebenbei arbeitete er auch im Staatsdienste, mit der Absicht, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Als aber die sächsische Ständeversammlung aufgelöst und die Wiederherstellung der ständischen Einrichtungen der Verfassung von 1831 verfügt wurde, verließ er Amt und Land und ging nach Weimar, wo er bis 1855 die Redaction der officiösen „Weimarischen Zeitung" führte. Später habilitirte er sich als Privatdocent der Nationalökonomie in Göttingen, worauf er als ordentlicher Professor desselben Faches an die Universität in Freiburg berufen wurde. Er hat zwei sehr geschätzte Werke herausgegeben. Das eine: „Die Lehre vom Unternehmergewinn" (Leipzig 1855), ist ein geistreicher Beitrag zur Volkswirthschaftslehre; das andere: „Grundriß der Volkswirthschaftslehre" (Stuttgart 1863), ist ein trefflicher Leitfaden für Vorlesungen an Hochschulen und für das Privatstudium.

Digitized by Google

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Seitdem wir in unsern letzten Berichten angefangen, von den Einwirkungen Notiz zu nehmen, welche gegenwärtig die unterirdischen Mächte auf die Erdoberfläche ausüben, sind dieselben fortwährend in einer Weise thätig gewesen, welche einigermaßen besorgen läßt, daß in ihren zerstörenden Operationen eben jetzt ein weitverbreiteter Zusammenhang stattfindet. Der neue vulkanische Umzug wurde zuerst von den verheerenden Orkanen verkündet, die, Herolde mit mächtigen Posaunen, in Westindien, im Indischen und Pacifischen Ocean einherzogen. Dann kamen die Erdbeben in Sanct-Thomas und die Ausbrüche des Vesuvs, die seitdem ununterbrochen anhalten, dann Erdbeben in Somerset (England), in Malta, in Aegypten, in Formosa, in San-Salvador, dann die schrecklichen Ausbrüche auf den Sandwichinseln. Es wird zwar jetzt niemand mehr an so allgemeine Katastrophen glauben, wie sie nach dem Glauben der Alten die zornigen Götter in die Welt sandten, indem sie das Weltall dermaßen schüttelten, daß die Gebirge in ihren Grundfesten zusammenstürzten. Man erkennt jetzt bei jedem neuen Ausbruche auch deutlich dessen locale Begrenzung. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß einzelne Erdbeben eine sehr große Verbreitung gehabt haben. Bei dem großen Erdbeben von Lissabon (November 1755) wurde ein Theil der Erdoberfläche viermal so groß als ganz Europa gleichzeitig erschüttert. An der Küste von Schweden, auf Antigua, Barbadoes und Martinique, ja an den großen Seen von Canada wurde die Erschütterung deutlich gespürt. Eine mächtige tintenschwarze Woge schweifte über die westindische See hin, indem sie sich 20 Fuß über den höchsten Flutpunkt erhob. In Algier waren die Bodenwellen so heftig wie in Portugal, und bei Marokko wurde ein Dorf von 8000 Einwohnern vom Erdbeben verschlungen. Ein Schiff 120 Meilen westlich von Sanct-Vincent erhielt einen so gewaltigen Stoß, daß die Leute drei Fuß hoch vom Verdeck in die Höhe geschleudert wurden. In England bemerkte man in Seen und Flüssen eine fremdartige Bewegung. Im Loch Lomond in Schottland wurde das Wasser plötzlich ohne sichtbare Ursache gegen das Ufer geworfen, worauf es ebenso plötzlich wieder zurückfiel.

Das große Erdbeben in Calabrien währte vom Februar 1783 bis zum Ende des Jahres 1786. Gleich der erste Stoß, welcher zwei Minuten dauerte, warf fast alle Häuser in allen Städten und Dorfschaften von der Westflanke der Apenninen in Calabria-Ultra bis Messina in Sicilien nieder und verheerte das ganze Land. Die große Granitkette des Apennin, welche Calabrien von Norden nach Süden durchzieht, anfänglich nur wenig berührt, wurde später arg zerrüttet. Die Thon- und Sandebenen, welche sich an diesen soliden Granitrückgrat anlehnen, rutschten stellenweise davon ab, sodaß z. B. von Sanct-Georg bis Sanct-Christina, eine Strecke von 10 Meilen, ein tiefer Abgrund zwischen der Granitkette und den Schichten der Ebene entstand. Manche Grundstücke glitten eine so beträchtliche Strecke von ihrer frühern Stelle, daß andere ganz davon bedeckt wurden und Streitigkeiten entstanden, wem der so aus seiner Stelle getretene Grund gehöre. Das gesammte dem Erdbeben unterworfene Gebiet hob sich während desselben in Wogen, gleich einer stürmischen See. In den centralen Theilen dieser Region öffneten sich so weite Spalten, daß große Gebäude verschlungen wurden. In Cannamaria wurde ein großes mit einer beträchtlichen Anzahl Häuser bebautes Grundstück so vollständig verschlungen, daß auch nicht eine Spur davon jemals nachher gesehen wurde. Die Schlünde schlossen den weiten Rachen dann wieder so fest zusammen, daß man später Stücke von Steinmauern mit dem Inhalt der Häuser in eine compacte Masse zusammengepreßt vorfand. In einigen Fällen wurden Personen bei einem Stoße von einem Abgrunde verschlungen und bei dem nächsten lebendig wieder herausgeworfen. Die Abgründe waren $^1/_4$—1 Meile lang. Bei dem Erdbeben, welches die Stadt Riobamba

Digitized by Google

am 4. Febr. 1797 zerstörte, wurde ein Bezirk von 120 Meilen in der Länge und 60 Meilen in der Breite von den Undulationen, welche vier Minuten lang anhielten, durchfurcht und jede Stadt oder Dorfschaft in demselben dem Boden gleichgemacht. Kein Vorzeichen hatte die schrecklichen Stöße verkündet, die in wenigen Minuten den ganzen blühenden Bezirk zerstörten. Die Schwingungen des Erdbodens waren sowol perpendikulär wie horizontal und kreisförmig. Durch die aufrechte Bewegung wurden Hunderte von Menschen auf den mehrere hundert Fuß hohen Hügel La Culla über den Fluß Lican hinübergeschleudert; durch die horizontale der Hausrath aus einem Hause unter die Ruinen eines andern geschoben, und Eigenthum mitunter so weit von seinem ursprünglichen Platze entfernt, daß die Audiencia (der Gerichtshof) noch eine geraume Zeit lang mit den daraus zwischen den Ueberlebenden entstehenden Streitigkeiten beschäftigt war; durch die rotatorische Bewegung wurden die parallelen Reihen von Baumalleen und die Furchenraine im Felde in seltsamer Weise voneinander abgebogen, ja sogar Mauern, ohne umgeworfen zu werden, rund gekrümmt.

Ein Erdbeben ist unter allen uns bekannten Naturerscheinungen die furchtbarste und fremdartigste. Nichts widerspricht so sehr unsern ersten Begriffen, als wenn der feste und sichere Fußboden dem Meere gleich an zu wogen und sich zu winden fängt, und nichts übt eine solche Zerstörungskraft aus wie das Erdbeben, das in wenigen Secunden ganze weite Landstrecken verheert und viele Tausende von Leben tödtet. Bei dem großen Erdbeben von Lissabon wurden in sechs Minuten in Lissabon allein 60000 Personen getödtet; bei dem sicilischen Erdbeben im Jahre 1693 kamen 100000, bei dem Erdbeben von Antiochia im 6. und 7. Jahrhundert 300000 Personen um. Man berechnet, daß während der letzten 4000 Jahre an 6 Mill. Menschen durch Erdbeben ihr Leben verloren haben.

Allein so ausgebreitet auch mitunter die Bereiche der Erdbeben und so schrecklich ihre verheerenden Wirkungen gewesen sind, halten wir doch die vorherrschende Ansicht für irrthümlich, daß dieselben aus dem tiefern Erdinnern hervorgehende Erscheinungen sind, welche allgemein tellurische Katastrophen besorgen lassen.

Die Erdbebensphären liegen fast immer in gehobenem Grunde in der Nähe von Vulkanen und in der Nähe des Meeres. So liegen die Erdbebensphären des Mittelländischen Meeres in der Nähe des Vesuvs, des Aetnas, des Strombolis, der archipelarischen und der syrischen Vulkane. Ebenso verhalten sich die Erdbebensphären des Hella und Jan Mayen, des Pics von Teneriffa, Sanct-Helenas, Tristan d'Acunhas, des ostindischen Archipels, Japans, Westindiens, Südamerikas, Mexicos. Die einzige Erdbebensphäre, die keine Vulkane und auch das Meer nicht in der Nähe hat, ist die indische, am Fuße des Himalaja, was sich aus der ausnahmsweise großen Erhebung des Himalajas wol genügend erklären dürfte. Die Niederungen und schwach gehobenen Ebenen Europas, Asiens und Amerikas sind dagegen frei von Erdbeben. Der schwächste Erdbebenstoß hätte einen solchen wunderlich aufgehäuften Gipfel wie den des Peter Botte (1500 Fuß hoch) längst umgeworfen.

Aus diesen Verhältnissen, wie aus dem ganzen Verlaufe der Erdbeben ergibt sich, daß sie blos locale Natur sind. In großen, durch starke Hebung des Bodens entstandenen unterirdischen Höhlungen sammeln sich Gase, welche bei zeitweiliger Einwirkung des Meeres jene Störungen veranlassen. Die blos locale Beschaffenheit derselben ersieht man auch daraus, daß man von keinen Erdbeben weiß, die gleichzeitig oder beinahe gleichzeitig in weit voneinander entfernten Regionen der Erdoberfläche stattgefunden haben.

Die telegraphischen Berichte über das Erdbeben in den Sandwichinseln scheinen etwas übertrieben gewesen zu sein; doch war das Ereigniß allerdings ernstlich genug. Ein Augenzeuge berichtet darüber in der „New-York Times“ folgendermaßen: „Das Erd-

Digitized by Google

beben fand am 2. April um 4 Uhr nachmittags statt. Von einem solchen Stoße wußte weder die Erinnerung, noch die Geschichte, noch die Tradition auf diesen Inseln. Er hielt 2—3 Minuten an und war entsetzlich stark. Die Häuser schnarrten, krachten, schwankten, glitten, stiegen, sanken. Viele Gebäude in Kau, einschließlich fast aller Kirchen, und mehrere in Hilo stürzten ein. Diejenigen, welche stehen blieben, sind meistens so zerrüttelt und gebrochen, daß sie unbenutzbar geworden sind. Die Steingebäude in Hilo, einschließlich des Gefängnisses, wurden fast sämmtlich zerstört. Die Bäume wankten und fielen; die Steinzäune wurden niedergeworfen; große Steinblöcke wie Bälle hin- und hergerollt und geschleudert. Beträchtliche Erdabstürze fanden an zahlreichen Stellen statt; die Felsen stürzten krachend in die See. Der Erdboden spaltete sich an Tausenden von Stellen; die Spalten waren von 1 Zoll bis 6, 8 und 10 Fuß weit. Klüfte öffneten sich ringsumher in Erdschichten, die man für die letzten Ablagerungen der längst ruhenden vulkanischen Kräfte gehalten hatte. Die Ströme waren mit Schlamm erfüllt. Unsere Häuser wurden vom Dachboden bis zum Keller mit Schutt angefüllt. Pulte, Tische, Kommoden, Bücherschränke, Kleiderschränke, Glas- und Thongeschirr, kurz alles Bewegliche wurde durcheinandergeworfen. Mein großer Bücherschrank, welcher von Osten nach Westen stand, wurde nach Norden zu umgeworfen, während mein Conchylienschrank, welcher dazu im rechten Winkel stand, stehen blieb, was zu beweisen scheint, daß die heftigsten lateralen Oscillationen in der Richtung der Magnetnadel waren. Die verwirrten Geräusche, der Staub, die schrecklichen Zuckungen der Erde, das Stürzen der Felsen in die See, das Entsetzen der Menschen und Thiere bildeten eine Scene, die sich nicht beschreiben läßt, eine Scene des Schreckens, wie sie unsere Inseln nie zuvor gesehen haben. Die Erdrinde stieg und sank, wie die See in einem Sturme. Es war, als ob die Felsenrippen der Berge und die Granitmauern und Pfeiler der Welt einbrechen wollten. Dann spaltete sich plötzlich der Boden zwischen dem Grundstücke der Herren Reed und Richardson und dem des Richters F. S. Lyman in Kau. Schnell, wie das Abfeuern einer Batterie oder die Explosion einer Bombe, fand nun ein ungeheurer Ausbruch von Schlamm, Steinen und Erde, welche nicht erhitzt waren, statt und verschlang den Erdboden in der Länge von 3 und der Breite von $1\frac{1}{2}$ Meilen nebst einem Dorfe mit 31 Eingeborenen und 600 Stück Rindvieh. Der Ausbruch war so plötzlich, daß niemand in seinem Bereiche Zeit zur Flucht hatte. Zur selben Zeit stieg und fiel das Meer plötzlich rings um die Küste der Insel, ein Umkreis von 200 Meilen. An der Hilobai stieg es bis an die Frontstraße, 6—8 Fuß über die Hochwassermarke. Im Bezirk Puna stieg es 10—15 Fuß, riß eine Anzahl von Häusern weg und ertränkte einen Menschen. In Kau aber kam die Flutwelle 20—25 Fuß hoch heran und zerstörte alle Dorfschaften und Kirchen der untern Ufer und ertränkte eine große Anzahl Menschen. Männer, Weiber, Kinder wurden sammt all ihrem irdischen Besitzthum in einem Augenblicke weggerissen. Gegen 100 Personen wurden getödtet und gegen 80 entkamen verwundet."

Der Kapitän de Lagrée, der Vorstand der französischen Expedition zur Erforschung des Mekong oder großen Flusses von Kambodscha und des Westens von China, ist nach rühmlicher Vollendung seiner Aufgabe, von Schanghai nach Europa zurückkehrend, unterwegs den Folgen der Anstrengungen, welche sein umfassendes Werk erheischt hatte, erlegen und in Suez gestorben. Die Expedition wurde im Jahre 1866 unter dem Marquis de Chasseloup-Laubat, damaligem Marineminister, gegenwärtigem Präsidenten der französischen Geographischen Gesellschaft, gebildet und bestand aus Hrn. de Lagrée, Fregattenkapitän, Chef der Mission, Schiffslieutenant Garnier und Schiffswundarzt Thorel. Sie ging im Juni 1866 in einem Kanonenboote mit der erforderlichen Mannschaft flußaufwärts.

Digitized by Google

Der Riesenstrom Mekong entspringt in noch unbekannten Quellen in Tibet, durchfließt das gebirgige Junan, die große südwestliche Provinz Chinas, die weiten Lande der Laos oder Schan, das Königreich Kambodscha und die französische Colonie Cochinchina. Es ist somit die Aufgabe dieser letztern, diese große Verkehrsader zu eröffnen und ihren Verkehr zu entwickeln. Die Expedition betrat am 19. Juni das Gebiet des Königs von Kambodscha, von dem sie sehr zuvorkommend empfangen wurde, und fuhr zuvörderst den Arm, in welchem der große See von Kambodscha ausmündet, hinauf. Das Boot erreichte am 21. Juni die Nordspitze des Sees, wo sich die berühmten Ruinen von Angkor befinden, Paläste und Tempel, welche eine Oberfläche von 40 Quadratkilometern dicht bedecken, erstaunliche Spuren einer längst dahingeschwundenen Civilisation. Nach einem Aufenthalte von zehn Tagen in den Ruinen, um sie abzuzeichnen, zu photographiren und Abgüsse davon zu nehmen, kehrte die Expedition in den Hauptstrom zurück und fuhr diesen hinauf bis Kratieh bei Sombok (12° Br.), wo das Kanonenboot durch Stromschnellen aufgehalten wurde. Die Expedition passirte die Stromschnellen jedoch in den leichten einheimischen Kähnen und war am 15. Oct. in Bassak, dem Hauptorte eines alten Königreichs der Laos, gegenwärtig Hauptort einer siamesischen Provinz, wo sich abermals großartige Ruinen befinden, über deren Ursprung weder die Geschichte noch die Tradition der Eingeborenen irgendetwas zu berichten weiß. Die Expedition verweilte hier bis Anfang März 1867, indem Lieutenant Garnier, welcher nach der französischen Colonie zurückgesandt worden war, um die zur Weiterfahrt nach China erforderlichen Pässe und Briefschaften zu holen, durch einen die Verbindung mit dem untern Mekong abschneidenden Aufstand in Kambodscha aufgehalten wurde. Am 20. Dec. fiel das Thermometer bei Bassak auf 12 Grad Réaumur, sodaß die Reisenden in ihrem Lager ein Feuer anmachen mußten. Im Februar gewährte der Fluß den Anblick eines ungeheuern Sturzbaches, indem er halb ausgetrocknet war und weite Strecken seines Bettes nackt liegen ließ. An andern Stellen bildete der Fluß furchtbare Stromschnellen in engen Kanälen zwischen hohen Sandbänken, aus den Spuren an den Seiten derselben war eine Fluthöhe von über 45 Fuß zu ersehen. Hier und dort gewährt der Fluß außerordentliche Tiefen, von 180 Fuß und mehr; an einigen Stellen fand man sogar mit dem Blei in 300 Fuß Tiefe keinen Grund. Häufig machten Sandbänke und Untiefen die Schiffahrt schwierig und gefährlich. Von den Marktplätzen an dem bisher erforschten Theile des Mekong ist der wichtigste Ubon, eine Stadt an einem westlichen Nebenflusse des Mekong in 15¼ Grad Breite.

Nachdem Garnier am 4. März 1867 sich mit de Lagrée wieder vereinigt hatte, wurde die Fahrt weiter nach Norden fortgesetzt. Am 16. April war die ganze untere Hälfte des Flusses explorirt und Paklaï erreicht, wo Mouhot im Jahre 1861 an den Fluß kam. Die Karte war von Kratieh bis Paklaï, eine Strecke von 570 Meilen, aufgenommen worden, was mit der vorher bekannten Gegend von Kratieh bis ans Meer eine Strecke von 800 Meilen am Mekong machte. Oestlich vom Flusse waren die Lande bis an die große Kette, welche Anam von Laos scheidet, über 300 Meilen Wegs, westlich vom Flusse über 400 Meilen Wegs erkundet worden. Vienschan, die einst wichtige Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens, wurde zuletzt von einer holländischen Gesandtschaft im Jahre 1645, seitdem aber von keinem Europäer besucht. Oberhalb Vienschan, von dort bis Paklaï war der Fluß noch von keinem Reisenden gesehen worden; niemand hatte noch davon berichtet, daß der Fluß vom 18. Grade an 200 Meilen weit strömt, in einem engen, regelmäßig zwischen steilen Felsmauern eingeschlossenen Kanale mit einer Tiefe von 90, 150 und 200 Fuß und darüber bei niedrigem Wasserstande. Ueber den fernern Zug der Expedition durch Tibet und China nach Schanghai sehen wir nähern Berichten entgegen.

Digitized by Google

Inzwischen hat Cooper auf seiner Entdeckungsreise die Grenzen von Westchina erreicht und ist nach den neuesten Berichten nur noch 14 Tagereisen von Tibet. Es ist möglich, daß durch dieses Unternehmen endlich der für den allgemeinen Verkehr geeignete Verbindungsweg zwischen Indien und Westchina gefunden wird, welchen England nun seit einer Reihe von Jahren so angelegentlich sucht, sei es auf dem Ueberlandwege vom Nordosten von Indien aus oder vermittels der großen Ströme der hinduchinesischen Halbinsel; eine Angelegenheit, die gegenwärtig um so dringlicher wird, als Frankreich durch die Besitzergreifung der großen Mekongstraße England zuvorzukommen droht, Rußland aber durch die Eröffnung einer neuen Handelsstraße nach Westchina über Khokand und den Issikul und über Kaschgar und Jarkand ihm gewissermaßen bereits zuvorgekommen ist.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß trotz des lebhaften Interesses, welches England seit vielen Jahren für die Sache hegt, die Grenzlande, welche zwischen den britischen Besitzungen in Indien und dem volkreichen, civilisirten und jetzt auch befreundeten China liegen, bisjetzt eine noch völlig unerkundete Region geblieben sind, ein Umstand, der auffallend genug mit den großartigen Leistungen der Engländer zur Erforschung Centralaustraliens, Centralafrikas, ja sogar des Nordpols contrastirt. Die Schwierigkeiten, welche sich der Bereisung jener Region bisher entgegensetzten, waren allerdings sehr groß, die mehrfachen hohen Gebirgsketten, die Hitze, die Ueberschwemmungen, die Sumpfluft in den Thälern, die Feindseligkeit der Gebirgsbewohner gegen das Eindringen von Europäern und der Mangel an Aufmunterung zu solchen Reisen seitens der Behörden in Indien, welche besorgten, daß die Mißhandlungen, welchen die englischen Reisenden ausgesetzt sein möchten, zu politischen Verwickelungen führen könnten.

Die directeste Verbindungslinie zwischen Indien und China wäre die von Suddja am äußersten Ostknie des Brahmaputra geradeaus zum Yang-tse-kiang. Hauptmann Blakiston, welcher zusammen mit Dr. Barton im Jahre 1861 eine höchst verdienstvolle Bootfahrt auf dem Yang-tse-kiang von der Mündung bis Pingschan in der Provinz Setschuan ausführte, sagt über diese Route: „Was die Verbindungslinie zwischen Indien und China betrifft, so scheint mir die geeignetste Route, nach der Karte zu urtheilen, zu sein: den Brahmaputra hinauf mit Dampf nach Suddja und dann nach dem Yang-tse-kiang, was in directer Linie nur ungefähr 220 geographische Meilen über Land erfordert. Diese Route sollte gewiß die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen, da eine elektrische Telegraphenlinie wahrscheinlich auf derselben angelegt werden wird. Eine Expedition, die sich einmal am Yang-tse-kiang befindet, würde gewiß wenig Schwierigkeiten finden, diesen Fluß auf einheimischen Fahrzeugen bis Pingschan hinabzufahren, und dann würde sie auf bekannten Gewässern sein, und die Strömung des großen Flusses würde sie schnell zu unsern obern Handelsposten tragen." Besonders nachdrücklich ist der General Sir Arthur Cotton vom königlichen englischen Ingenieurcorps für die directe Linie aufgetreten. Die Linie, sagte er, welche am besten der nothwendigen Bedingung des möglichst kurzen Landtransports entspreche, sei die directe zwischen dem Brahmaputra und dem Yang-tse-kiang, deren schiffbare Theile nur etwa 250 Meilen voneinander entfernt seien. Dies sei die einzige Unterbrechung in der voraussichtlichen innern Wasserverbindungslinie zwischen Kurratschie und dem gesammten Innern und der Seeküste von China; denn Indus und Ganges würden früher oder später vermittels eines Kanals zwischen Sutledsch und Dschumna verbunden werden. Die besprochene Linie sei nicht blos deswegen die vortheilhafteste, weil sie die kürzeste sei, sondern auch, weil sie das Herz Chinas mit dem Indiens in Verbindung setze, und nicht, wie es mit der südlichen Linie durch Barma der Fall wäre, durch ein fremdes, zwischenliegendes Land führen würde. Die Hauptschwierigkeit bei der Linie sei das Gebirgsland zwischen dem Brahmaputra und Yang-tse-kiang. Ueber jene Region besitze man aber keine nähern Nachrichten, da kein Europäer hindurch-

Digitized by Google

gekommen sei. Gegen diese Linie wurde dann aber geltend gemacht, daß der Mischnipaß, welcher in östlicher Richtung durch das Gebirge im Osten des Brahmaputra führt, während eines großen Theils des Jahres durch Schnee abgesperrt sei. Die dortigen Gebirgsbewohner, die Mischni, seien ein wilder Stamm, welcher die beiden Missionare Krick und Mowey, die im Jahre 1855 in ihr Land dringen wollten, ermordet habe. Der Weg führt erst zwei Tage lang den Lohet hinauf, worauf dieser Fluß aufhört schiffbar zu sein, dann weiter zehn Tage lang auf einem Fußpfade längs des Flusses nach Brahmakund, einem heiligen Orte der Hindu, nach welchem viele Hindu pilgern, um Absolution zu empfangen. Hauptmann Wilcox erreichte Brahmakund, wurde jedoch durch die unfreundliche Haltung der Einwohner umzukehren veranlaßt. Hauptmann Rowlatt machte eine mühsame Reise von zehn Tagen nach Tupang am Flusse Du, während welcher er nur eine Strecke von 60 Meilen zurücklegte. Er begegnete einer zahlreichen Gesellschaft von Buddhisten aus Tibet, welche wegen des unerwartet frühzeitigen Schneefalls in den Gebirgspässen nicht nach Hause zurückkehren konnten und den Winter bei den Mischni zubringen wollten. Die Mischni verhielten sich freundlich gegen Rowlatt. Sodann ist der Brahmaputra sehr schwierig zu beschiffen. Er steigt während der Regenzeit 30—40 Fuß und überschwemmt das Land dermaßen, daß Erddämme, namentlich für Eisenbahnen, nicht angelegt werden können. Bei einer Fahrt auf dem Strome sieht man Tage lang weder ein Boot noch eine menschliche Wohnung, der Horizont ist von riesigem Röhricht begrenzt, man gewahrt nur Meerschweine, Schildkröten und Krokodile unter den Flußbewohnern. Schließlich spricht gegen diese Linie, daß gegenwärtig an derselben gar kein Handelsverkehr besteht, noch ein solcher von den barbarischen Einwohnern zu erwarten ist.

Da also die directe Route so große Schwierigkeiten bot, so wandte man sich den großen Flüssen zu, die in der hinduchinesischen Halbinsel nach Junan hinaufführen, und untersuchte, welche Erleichterungen dieselben gewähren. Der ganze Westen der Halbinsel war ja ebenfalls britisches Besitzthum. Der Oberstlieutenant Phayre, Gouverneur des englischen Barma, veranstaltete demnach im Jahre 1866 eine Expedition unter dem Hauptmann Watson und dem Ingenieur Fedden zur Untersuchung des Saluen, welcher große Fluß an der Martabanbai mündet und in seinem untern Laufe die Ostgrenze von Pegu, welche dasselbe von Siam scheidet, bildet. Man wußte zwar, daß die Schiffbarkeit des Saluen 80 Meilen oberhalb Malmaïn auf einer Strecke von 80—90 Meilen durch Felsenriffe und Stromschnellen unterbrochen wird; es frug sich jedoch, ob er nicht weiter hinauf wieder für Dampfer schiffbar wird, in welchem Falle man denn untersuchen wollte, ob die Schiffbarkeit an der unterbrochenen Stelle nicht auf irgendeine Weise hergestellt werden könne. Man war auf das Resultat um so gespannter, als der Saluen das Land der industriösen Schan durchfließt sowie den Westen von Junan. Das Ergebniß entsprach jedoch den Erwartungen nicht: die Untersuchung erwies, daß in dem ganzen obern Laufe des Flusses Klippen und Stromschnellen die Schiffahrt verhindern. Das Land am obern Saluen erhebt sich in großen Undulationen, und einige Gebirge erreichen eine Höhe von 4500 Fuß. Fast alle Nebenflüsse des Saluen haben den Charakter von Gießbächen und fallen im buchstäblichen Sinne in den Fluß. Der Saluen selbst ist eigentlich nur ein großer Gießbach. Seine Breite ist verschieden, von 100—1000 Fuß. An manchen Stellen bedeckt das Wasser kaum sein Bett, an andern hat es eine sehr große Tiefe. In der Regenzeit steigt die Flut an 72 Fuß.

Da also auch der Saluen sich für die gewünschte Handelsstraße nicht eignete, der Mekong aber in den Händen der Franzosen war, so blieb nur noch der Irawaddi zu betrachten, dessen unterer Theil bereits britisch war. England besaß in Barma die ausgezeichnetsten Kräfte. Der Gouverneur Phayre und der Hauptmann Yule vom indischen Ingenieurcorps waren die Verfasser des classischen Prachtwerks „The Mission to the Court

Digitized by Google

of Ava" (400 Seiten Quart mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Barma und den anliegenden Ländern, London 1858), eines der bedeutendsten Beiträge zur Kenntniß Südasiens. In neuerer Zeit hat besonders Dr. Clement Williams, Ingenieur im topographischen Bureau von Barma, über Pegu, Barma und die Irawaddistraße nach Junan gründliche Studien gemacht. Schon Yule benutzte Williams' in den Jahren 1855 und 1856 aufgenommene Karte von Pegu für seine erwähnte große Karte. Seine in dem „Journal of the Asiatic Society of Bengal", Jahrgang 1864, veröffentlichten Aufsätze: „Memorandum on the question of British trade with western China via Burmah" und „Extract from journal of a trip to Bhamo", enthalten viele wichtige Mittheilungen über das Land und die Bevölkerung, welche die beabsichtigte Route durchziehen würde; sie sind von einer interessanten Kartenskizze der Region im Nordosten von Barma zwischen dem Irawaddi und Junan begleitet. Die Resultate seiner vieljährigen Forschungen erwarten wir nun in einem von ihm soeben angekündigten neuen Werke über diese Frage.

Bhamo, obgleich schon von Dr. Buchanan nach Erkundigungen, die er auf seiner Reise nach Barma mit dem Obersten Symes im Jahre 1795 von den Eingeborenen eingezogen hatte, erwähnt, wurde erst im Jahre 1835 vom Hauptmann Hannay erreicht. Es ist eine Stadt im äußersten Nordosten von Barma am obern Irawaddi, 100 Meilen von Santa am Saluen und 300 Meilen vom Yang-tse-kiang. Der Nachtheil, daß die Ueberlandstrecke hier etwas länger ist, als die Entfernung von Suddja am Brahmaputra zum Yang-tse-kiang, gleicht sich durch die geringere Schwierigkeit der Route aus, indem das Gebirge zwischen Irawaddi und Saluen, wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach, beträchtlich niedriger und schmaler ist als zwischen Brahmaputra und Saluen. Man trifft auf dieser ganzen Strecke eine viel größere Anzahl von Städten, als auf der nördlichen Route. Der Yang-tse-kiang wird in dieser südlichen Richtung gewiß viel schiffbarer sein als im Norden. Bhamo würde nun den großen Vortheil darbieten, daß die neu zu bildende Handelslinie sich an eine bereits bestehende alte und daher naturwüchsige anschließen würde. Bhamo ist der Hauptstapelplatz des Handels zwischen China und Barma. Karavanen von 30—40 Maulthieren oder Ochsen aus China kommen hier fast fortwährend an. Die Chinesen setzen hier jährlich an 700000 Pfd. St. um. Sie führen ein Gold- und Silberbarren, messingenes und kupfernes Geräthe, Quecksilber, Arsenik, Zinnober, Teppiche, Fächer, Seidenzeug, Gewürze, Rhabarber, Moschus, getrocknetes und frisches Obst, wofür sie zurücknehmen Baumwolle, Elfenbein, eßbare Vogelnester, englisches Wollzeug und Calicot.

Es handelt sich nun aber nicht sowol um eine Verbindung von Rangun vermittels des Irawaddi mit Bhamo und China, sondern um eine unmittelbare Verbindung von Kalkutta, von Indien mit Bhamo und China, also um eine Ueberlandroute. Nun bietet sich in dem Thale Munipur im Westen von Bhamo ein überaus günstig gelegenes Mittelglied dar. Es war einst ein volkreiches Land, wurde dann aber wie Assam von den Barmanen verwüstet. Von hier aus drohten sie gegen Kalkutta vorzudringen, was den ersten Krieg der Engländer mit Barma herbeiführte. In dem Friedensvertrage am Schlusse jenes Kriegs wurde der Thron des Radscha von Munipur von den Engländern wiederhergestellt, weshalb dieser ihr treuer Anhänger ist. Das Klima ist im Gegensatze zum Brahmaputrathale für Europäer passend, kühl und gesund, und der Boden vortrefflich für die Theepflanze geeignet.

Der Lauf der Route, eventuell Eisenbahn mit Telegraph, wäre demnach erst von Kalkutta nordöstlich über Dakka, bis wohin bereits eine Eisenbahn läuft, und Banskundi nach Munipur, zusammen 400 Meilen, dann östlich nach Bhamo, 200 Meilen, dann weiter nach Santa am Saluen 100 Meilen, schließlich zum Yang-tse-kiang 200 Meilen,

Digitized by Google

zusammen von Kalkutta zum Yang-tse-kiang 900 Meilen. Die Entfernung vom obern Yang-tse-kiang in Junan bis Schanghai beträgt 2000 Meilen, die von Kalkutta durch die Malakkastraße nach Schanghai 4500 Meilen, die gesammte Entfernung von Kalkutta zum obern Yang-tse-kiang auf dem Seewege also an 7000 Meilen.

Da es in Aussicht steht, wie schon von Sir Macdonald Stephenson beabsichtigt wurde, daß jene ganze Linie von Kalkutta nach China in Eisenbahn und Telegraphie ausgeführt wird, so erblickt der Engländer darin ein wesentliches Glied einer Eisenbahn, welche, wie man hofft, einst Calais und Kanton, Schanghai und Peking miteinander verbinden wird.

Was die in China zunächst in Betracht kommende große westliche Grenzprovinz Junan betrifft, so ist dieselbe zwar noch von keinem neuern europäischen Reisenden, selbst von Abbé Huc nicht besucht worden, doch stimmen alle Berichte darin überein, daß Junan die an Mineralschätzen reichste Provinz in China ist, und Gold, Kupfer, Zink und verschiedene werthvolle Arten Steine und Marmor exportirt. Sie ist zwar sehr gebirgig, besitzt aber viele wohlbewässerte fruchtbare Thäler, wo Seide, Zucker, Baumwolle, Thee in Menge, namentlich auch ein sehr feiner Thee, der Purrh, so nach einem Orte dieses Namens in der Nähe von Esmok benannt, gewonnen wird. Dieses Esmok, oder, wie die Karten der Jesuiten wahrscheinlich richtiger haben, Sz'mau oder Esmau, ist eine ummauerte Grenzstadt von Junan, welche gewöhnlich eine Garnison von 300—1000 Mann hat und einen lebhaften Karavanenhandel zwischen China und den Laos- und Schanstaaten, Siam und Barma treibt. Sie liegt am rechten Ufer des Mekong, des Flusses von Kambodscha, welcher hier in der trockensten Jahreszeit 500 Fuß breit, 15 Fuß tief und von großen schwerbeladenen Schiffen befahren ist; während der Regenzeit ist er 1600 Fuß breit. Die Karavanen aus China setzen auf einer Fähre zu bestimmtem Tarif über. Die französische Stadt Saigon an demselben Flusse liegt 880 Meilen unterhalb dieser Fähre.

Von der Nordostgrenze des englischen Pegu ist Esmok nur 250 Meilen entfernt, und würde die Eröffnung der Route zwischen diesen Punkten um so leichter sein, als die Fürsten der zwischenliegenden Schanländer dieselbe wünschen. Die englischen Besitzungen im Osten der Bai von Bengalen haben die Erwartungen, die man von ihnen hegte, noch bei weitem übertroffen. Sie sind die bedeutendste Getreidekammer von Indien, wohin sie jährlich 3 Mill. Ctr. Reis ausführen. Sie versehen England mit allem Teakholz, das demselben für den Bau seiner Panzerflotte unentbehrlich ist. Aracan allein führt mehr Reis aus als ganz Bengalen, nach Europa zum Betrage von 1 Mill. Pfd. St. Indigo, Baumwolle, Tabak und Hanf, Zucker, Sesam und Senf zur Oelbereitung, der beste Ananas und Pisang in der Welt, Mango, Limonen, Kokosnüsse, Pfeffer werden in großem Ueberflusse gewonnen. Die Berge in allen hinduchinesischen Ländern sind mit dichter Waldung bestanden, welche außer dem unschätzbaren Teak die besonders nützlichen Arten Hopea, Batica und Schorea liefert; die zahlreichsten Bäume sind die Dipterocarpeä, welche gegen 120 Fuß hoch werden bei einer Stammhöhe von 60 Fuß und einer Stammdicke von 30 Fuß. Außer Bauholz liefert die Waldung Kautschuk, Stocklack, Gummigutt, Sassafras, Cajeputöl, Gummiharze, Nußöl, Firnis, Sandelholz, Dammar, Aloë, Sapanholz, und sonst mannichfache Droguen und Farbestoffe. In den Ebenen können Mais, Reis, Weizen, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Tabak in jeder beliebigen Ausdehnung angebaut werden. Kaffee, Muskatnüsse und Gewürznelken sind mit Erfolg eingeführt worden. Barma ist besonders reich an Edelsteinen, Tenasserim an Zinn.

Trotz solcher Wichtigkeit jener englischen Colonien, oder vielleicht eben deswegen, haben wir darüber noch immer wenig nähere Auskunft. Daß eine Verbindungsbahn zwischen denselben und Junan durch die kurze zwischenliegende Strecke unter solchen Um-

Digitized by Google

ständen bald in Aussicht steht, unterliegt wol keinem Zweifel. Darum handelt es sich aber bei der vorliegenden Frage nicht. Nicht eine Verbindungsbahn durch die Vermittelung von Rangun wünscht man, sondern den directen Ueberlandweg von Kalkutta aus, und diesen erhält man nur auf der erwähnten nördlichen Route über Dakka, Munipur und Bhamo.

Man wünscht besonders die Einwanderung der Chinesen in Indien, die Engländer versprechen sich die mannichfaltigsten Vortheile davon. Wenn Assam unter andern einen freien Zuzug von chinesischen Arbeitern hätte, so könnte es eins der ergiebigsten Länder in der Welt sein. Der Ruin, welcher letzthin die dortigen englischen Theepflanzungen betroffen hat, würde dann abgewandt werden. In Verbindung aber mit der chinesischen wünscht man umfassende Maßnahmen zur Beförderung der europäischen Einwanderung. Nur durch europäische Ansiedelungen können die unermeßlichen industriellen und wirthschaftlichen Hülfsquellen Indiens gehörig entwickelt, auch die politische Macht Englands in Indien wesentlich gesichert werden. England ist jedenfalls durchaus gesonnen, in Indien durchgreifende Aenderungen vorzunehmen; es erkauft seinen Besitz Indiens zu dem enormen Preise von 12000 Mann jährlich, die es unter seinen englischen Truppen durch Krankheit und Tod verliert, 1000 Mann im Monat. Man hofft diesem furchtbaren Uebel theils durch Verlegung der englischen Truppen nach hochgelegenen Garnisonen, wie es nach Entwickelung des indischen Eisenbahnsystems füglich geschehen kann, theils durch Anlegung von Militärcolonien und überhaupt durch europäische Ansiedelung an geeigneten Stellen entgegentreten zu können. Solche Stellen dürften sich besonders in Botan und in den Hochlanden östlich vom Brahmaputra finden. Der letzte Landstrich ist zwar mit dichtem Dickicht bedeckt, besitzt jedoch ein kühles Klima und einen fruchtbaren Boden, welcher in einen über Hunderte von Quadratmeilen ununterbrochen fortlaufenden Garten verwandelt werden und Baumwolle und Seide, Kaffee und Zucker erzeugen könnte.

In Tschefu (Chefoo) in der chinesischen Provinz Schantung sind reiche Goldfelder entdeckt worden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch der interessanten westöstlichen Colonisten, der chinesischen Ansiedler in Californien gedenken, für die infolge der Ernennung Anson Burlingame's zum Vertreter Chinas in Washington einigermaßen die Beseitigung der großen Bedrückungen, über die sie sich zu beschweren haben, zu erwarten ist. Es gibt an 60000 Chinesen in Californien. Sie arbeiten fleißig, benehmen sich höflich gegen jedermann, vergehen sich selten gegen das Gesetz und sind überhaupt gar nützliche Mitglieder der Gesellschaft. Ohne sie könnten Californiens junge Fabriken nicht bestehen, sein Ackerbau nicht seine reiche Entwickelung erlangen, seine Eisenbahnen, einschließlich der großen Pacificbahn, nicht erbaut werden. Sie sind also zu seinem Wohlstande unentbehrlich. Aber wie werden sie behandelt, wie ist ihre Stellung vor dem Gesetze? Nicht in einem Goldwerke am Pacific wird ihnen erlaubt für eigene Rechnung zu arbeiten. Weil die Chinesen nicht Bürger der Vereinigten Staaten werden können, sind sie unfähig, Goldwerkansprüche zu muthen, und durch Staatsgesetz müssen sie eine Extrataxe von 4 Doll. in den Placer diggings zahlen, wo auch den elendesten mexicanischen Landstreichern zu arbeiten freisteht. Sodann kann kein Mongole über ein von einem Weißen an einem Individuum seines Stammes begangenes Verbrechen Zeugniß vor Gericht ablegen. Die Republikanerpartei hat vergebliche Anstrengungen gemacht, die große Ungerechtigkeit zu beseitigen; ihre betreffende Gesetzvorlage ist durchgefallen. Die ärgsten Verbrechen werden an den harmlosen Chinesen von weißen Bösewichtern begangen, welche durch das tyrannische Gesetz geschützt sind. Manche sollen sogar ein regelmäßiges Ge-

Digitized by Google

schäft daraus machen, Chinesen zu berauben. Ein weißer oder brauner Schurke kann in die Hütten ehrlicher Chinesen gehen, sie aller ihrer schwer erworbener Habe berauben, sie erstechen oder erschießen, und kein Zeugniß von etwa überlebenden Chinesen kann zu seiner Verurtheilung führen, er wird entkommen, wenn nicht ein Weißer die That sah und Zeugniß ablegen will.

Bei der Aufmerksamkeit, welche Frankreich in Bezug auf die in Aussicht stehende Eröffnung des Suezkanals dem westlichen Indischen Ocean und namentlich seiner Stellung bei Madagaskar widmet, ist der gegenwärtige Besuch der „kleinen Königin" von Mohilla in Frankreich von einiger politischer Bedeutung. Mohilla, eine der vier Inseln der Comorogruppe (Comoro, Mohilla, Mayotta, Johanna), ist zwar nicht groß, der Boden ist aber fruchtbar und die Landschaft prachtvoll; denn die Insel ist bergig, vulkanischer Bildung und kann aus beträchtlicher Entfernung gesehen werden. Sie leidet mitunter Mangel an Wasser; doch wird dies den Einwohnern einigermaßen durch die Milch der Kokosnuß und der Kühe, an welchen beiden sie Ueberfluß haben, ersetzt. Die Bevölkerung besteht theils aus Arabern, theils aus afrikanischen Sklaven. Die Königin, Dschombe-Fatuma, wie sie seit ihrer Verheirathung mit einem alten Araber, einem Verwandten des Sultans von Zanzibar, heißt, früher Dschombe-Sudy genannt, ist 31 Jahre alt und stammt aus Madagaskar. Ramantaka, ihr Vater, war ein Prinz von Madagaskar und naher Verwandter von Radama; ihre Mutter gehörte ebenfalls einer mächtigen Familie von Tananarivo an. Ihr Vater floh mit ihr, mit Sklaven und 100 Havah-Soldaten aus Madagaskar. Bald darauf nahm Frankreich Dschombe unter seinen Schutz, wie dies noch gegenwärtig der Fall ist. Die Königin ist jetzt nach Frankreich gekommen, um einen Streit, den sie mit einem französischen Fregattenkapitän hatte, zur Entscheidung zu bringen. Sie hat regelmäßige Züge, glattes Haar, dunkle Haut, hat französische Erziehung erhalten und spricht ziemlich gut französisch. Besonders merkwürdig ist ihr höchst alterthümliches Costüm, welches lebhaft an das altägyptische erinnert. Wie dies bei allen ägyptischen Prinzessinen der Fall war, ist der ganze Rand des Ohres durchbohrt und mit Juwelen besetzt. Sie trägt eine Tunica von Goldstoff und ein Peplum von gleichem Stoff mit Juwelen besetzt, und hat vier Minister und einen General, welcher eine Armee von 1500 Mann commandirt. Die Insel steht unter französischem Schutz, ist aber gänzlich das Privateigenthum der Königin, sodaß eigentlich alle Einwohner ihre Sklaven oder Hörigen sind.

In der französischen Colonie Mayotte, einer andern der Comoren, ungefähr halbwegs zwischen der Nordspitze Madagaskars und der Küste von Afrika, 250 Meilen von beiden gelegen, ist die Regierung nachdrücklich bemüht gewesen, Landstraßen und Brücken zu bauen, da das fruchtbare Land bisher keine andern Verbindungswege als Fußpfade oder die See hatte. Infolge dessen haben die Plantagen sich bedeutend gehoben, indem sie mit verbesserten Geräthschaften eine große Zunahme der Production erzielen. Mit der seit Jahren projectirten Trockenlegung der Sümpfe wird jetzt kräftig vorgegangen, was für die Gesundheit der Einwohner sehr förderlich sein wird.

Indem Nossibe, eine andere dortige französische Besitzung, nur 80 Meilen von der Nordwestspitze von Madagaskar entfernt ist, hat es eine günstige commerzielle Lage und scheint ein wichtiger Mittelpunkt des französischen Handels mit Madagaskar werden zu wollen.

Die Goldgruben am Schoostrong an der Nordgrenze des Transvaalfreistaats in Südafrika sind jetzt in Angriff genommen; der Hauptmann Black ist mit einer Partie Goldgräber dort angekommen und hat einen Vertrag mit dem Häuptling behufs Erlaubniß zu graben abgeschlossen.

Digitized by Google

Einen neuen Beweis, wie Cultur sich auch in das Innere von Afrika zu den Batschuanastämmen erstreckt, ersehen wir eben in einem Natal-Blatte. Die Tochter des Häuptlings Setscheli am Limpopo verheirathet sich eben, und ein Haus in Pietermaritzburg hat Auftrag zur Anfertigung der Brautausstattung erhalten. Da werden unter anderm angeführt ein weißes Seidenkleid mit Karmoisinbesatz, ein Brautkranz und Schleier, Corsete, ein halbes Dutzend Strümpfe, ein halbes Dutzend Flaschen Eau-de-Cologne u. s. w.

Das geheimnißvolle Haupt des Nils hat abermals ein Opfer gefordert. Der französische Lieutenant Le Saint ist auf seiner Reise zur Entdeckung der Nilquelle in Abukuka, 60 Meilen nördlich von Gondokoro, im Alter von 35 Jahren gestorben. Man hatte sich von dieser Reise wichtige Erfolge versprochen, da der junge Offizier an wissenschaftlicher Befähigung Livingstone beträchtlich übertraf. Er war auf die besondere Empfehlung von Antoine d'Abbadie, des ausgezeichnetsten der gegenwärtig lebenden Afrikareisenden, von der pariser Geographischen Gesellschaft, die ihm für die Reise die freilich kärgliche Summe von 20000 Frs. verliehen, entsandt worden. Am 8. Jan. 1867 von Paris abgereist und am 16. Jan. in Alexandria eingetroffen, hatte er sich über Suez, Dschedda und Sauakin an den Bahr el Abjad begeben.

Auf das Ansuchen der londoner Royal Society (Akademie der Wissenschaften) wird gegenwärtig ein Dampfschiff der englischen Flotte, der Lightning, für Scharruntersuchungen (dredging) im nordatlantischen Ocean ausgerüstet. Die bisher fast allgemein für gültig angenommene Theorie des Naturforschers Edward Forbes, daß in Tiefen von über 500 Faden das Thierleben im Ocean aufhöre, ist in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten angefochten worden, und ist es nun der nächste Zweck der beabsichtigten Fahrt, diese Frage zur Entscheidung zu bringen. Die Scharrarbeiten werden von Dr. Carpenter und Professor Wyville Thomson aus Belfast geleitet werden, und der Lightning wird hauptsächlich im Westen der Faröer, wo das Wasser besonders tief ist, kreuzen.

Norwegen wird bei den englischen und französischen Touristen immer mehr Mode, was sich auch bei den hohen Naturreizen jenes Landes und dem biedern, noch nicht so sehr wie z. B. an den großen schweizer und italienischen Heerstraßen corrumpirten Charakter seiner Bewohner gar wohl rechtfertigt. Namentlich ist ja die Westküste durch das Ineinandergreifen des Oceans und hoher wilder Gebirgsmassen, die an den Fjorden und in dem vorliegenden Wirrwarr von Inseln in senkrechten Felswänden unmittelbar in das Meer abfallen, großartig. Eine interessante Fahrt wurde dieser Tage von der englischen Jacht Victoria and Albert unter ihrem Kapitän, dem Fürsten von Leiningen, dorthin gemacht, wobei man englischerseits es freilich etwas übel vermerkte, daß das am prachtvollsten ausgestattete Fahrzeug der englischen Flotte den Schwierigkeiten einer solchen Fahrt ausgesetzt wurde. Die Jacht, begleitet von dem kleinen Dampfer Vivid, fuhr am 1. Juni von Portsmouth ab und traf am 4. Juni in Bergen ein, worauf der Fürst im Vivid den Hardanger Fjord hinaufschiffte. Sodann wurde Grandsunde, Molde, Drondhjem besucht. Die Kanäle an der Küste zwischen den jähen Klippen waren mitunter so schmal, daß die Lage eine wirklich gefahrvolle wurde. Von Drondhjem aus hatte man stets Sonnenlicht, während die Berge mit Schnee bedeckt waren. Nachdem man schließlich Hammerfest (70. Breitengrad) erreicht hatte, kehrte man um, fuhr über Drondhjem und die Shetlandinseln zurück und traf nach einer Abwesenheit von 28 Tagen in Portsmouth ein. Das Wetter war während der ganzen Reise sehr kalt und regnerisch.

Im Innern von Norwegen wird der Weg von Christiania durch das Gudbrandsdal nach Drondhjem oder Molde am meisten frequentirt; Hugh Macmillan gibt nach einer

Digitized by Google

von ihm im Monat Juni 1868 gemachten Tour in dem Julihefte von „Macmillan's Magazine" eine vortreffliche Beschreibung dieser Straße. Die Art zu reisen in Norwegen ist eine eigenthümliche. Die beiden Eisenbahnen sind erst ganz unbedeutende Anfänge, auch gibt es keine Postkutschen; denn die Bevölkerung reist nur sehr wenig. Das übliche Fuhrwerk ist die Carriole, eine Art Gig, zwar ohne Federn, aber mit langen Rädern, sodaß die Bewegung keineswegs unangenehm ist. Die Carriole trägt nur Eine Person, welche sich selbst fahren muß; hinten sitzt ein Junge auf dem Portmanteau, welcher für ein geringes Trinkgeld Pferd und Wagen nach der letzten Station zurückbringt. Eine größere Reisepartie geht also in einer langen Reihe, wie ein Begräbnißzug. Die norwegischen Pferde sind klein, rahmfarbig, äußerst fromm und sicherfußig, sodaß ein Kind mit ihnen ohne Gefahr einen steilen Abhang hinunterfahren mag. Die Landstraßen werden von der Regierung gebaut; die Grundbesitzer an denselben haben aber eine nach der Größe ihres Grundstücks abgemessene Strecke in gutem Stande zu erhalten. In regelmäßigen Zwischenräumen von 7—8 englischen Meilen befinden sich Stationshäuser, wo man Pferd und Fuhrwerk wechselt, auch Logis und Kost für Mann und Pferd bekommt. Diese Stationen sind entweder schnelle oder langsame. An den Schnellstationen wird regelmäßig eine Anzahl von Pferden und Carriolen gehalten, sodaß der Reisende hier nicht länger als etwa eine halbe Stunde aufgehalten wird. In jeder Station ist ein gedrucktes Regierungsbuch aufgelegt, in welches der Reisende die Anzahl von Carriolen, die er verlangt, den Ort, woher er kommt, seinen Bestimmungsort sowie etwaige Beschwerden über Nachlässigkeit oder Verzögerung in der Station einträgt, diese Bücher werden regelmäßig von einem Regierungsinspector nachgesehen. An den langsamen Stationen müssen die Bauern der Umgegend der Reihe nach den Reisenden mit Pferd und Fuhrwerk versehen, und, falls dieser nicht einen Forbud oder Boten vorausſendet und den Leuten genau angibt, wann er ankommen werde, hat er vielleicht mehrere Stunden zu warten, bis sein Pferd auf den Bergen eingefangen wird. Die Preise für Bewirthung sind äußerst niedrig. Für ein prachtvolles Abendessen, ein vortreffliches Bett und ein Frühstück, bestehend aus Lachs, Forellen, Kaffee, Eiern, Beefsteak und Kartoffeln, zahlt man ungefähr einen halben Thaler.

Eine anziehende, in anspruchslos plaudernder Weise die Anschauungen einer Dame gebende Schilderung von Norwegen gewährt das eben erschienene Buch „A Summer and Winter in Norway by Lady Di. Beauclerk, illustrated by the author's sketches" (London). Die Verfasserin ist ebenso entzückt von den mannichfaltigen Naturschönheiten, wie von der behaglichen Lebensweise in Stadt und Land. Auch der norwegische Winter konnte nicht ihre günstige Stimmung verderben. Wenn auch alles blendend weiß war, erschien es ihr doch rosenfarben. Nach längerm Aufenthalt in Christiania, fuhr sie das Gudbrandsdal und das Romsdal hinauf und durchlebte dann eine reizende Idylle in Aak, wo sie nach alter Art der Angeln im Silberstrome kühl und ruhevoll Fische angeln konnte. Ihr schien der glücklichste Augenblick ihres Lebens gekommen zu sein, als sie zum ersten male eine Forelle von 3 Pfd. an Gewicht erangelt hatte. Schließlich wurde im Dampfer die großartige Fjordscenerie besucht. Man wird von der Verfasserin keine neuen geographischen Entdeckungen erwarten, ihre so lichtvollen wie warmen Beschreibungen aber jedenfalls interessant finden.

Berichtigung. In dem ersten Artikel über „Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie" („Unsere Zeit", Neue Folge, vierter Jahrgang, erste Hälfte, S. 937, Zeile 16 v. u.) muß zweimal „Phädon" statt „Phädra" gelesen werden.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Japan im letzten Jahrzehnt.*)

Von Richard Andree.

Erſter Artikel.

Mehr denn je ſind jetzt die Blicke nach dem wunderbaren Sonnenaufgangslande gewandt, wo ſich eine tiefgreifende Umwälzung vollzieht, die Japan in nicht allzu langer Zeit in die Reihe der uns ebenbürtigen Culturſtaaten eintreten laſſen wird. Vielhundertjährige Einrichtungen ſinken dort unter der Macht der neuen Verhältniſſe und dem Einfluſſe der Europäer zu Boden, und phönixartig ſteigt aus dem Schutte alter Einrichtungen ein neues, mächtiges Reich empor. Dort treffen wir auf das einzige Volk des Erdballs, welches, obgleich einer ganz andern Raſſe angehörend als wir, im vollſten Maße im Stande iſt, unſere Cultur zu begreifen und in ſich aufzunehmen, um ſie, je nach Befähigung und Neigung, in ſeiner Weiſe zu verarbeiten. Es hat lange gedauert, ehe wir dieſes begabte Volk verſtehen lernten, ehe wir uns die richtigen Begriffe von ſeinen politiſchen Einrichtungen machten, die bis vor kurzem uns nur ſehr mangelhaft bekannt waren. Noch immer hatten die alten Berichte Kämpfer's aus dem 17. Jahrhundert bei uns volle Geltung, und erſt der neuen Zeit war es vorbehalten, das Geheimniß zu enthüllen, wenn auch noch manches bis zu dieſer Stunde uns unklar blieb. Noch Perry's Werk zeigt eine große Anzahl Irrthümer bezüglich des politiſchen und ſocialen Lebens der Japaner, aber ſeinen zahlreichen Nachfolgern iſt es gelungen, den Schleier allmählich zu lüften, und ſo ſteht nun das merkwürdige Inſelreich mit ſeinen Wundern offen vor uns da. Alles erſcheint dort ſo gänzlich anders als bei uns, und darum doch nicht weniger anſprechend. Hier wie da finden wir ein im hohen Grade geordnetes Staatsweſen, ohne daß eine Aehnlichkeit zwiſchen beiden Organismen zu entdecken wäre. Das Volk iſt hoch civiliſirt und im beſten Sinne ein Culturvolk, ausgezeichnet durch ſeine Höflichkeit und den regen Trieb, ſich mit den Vorzügen der europäiſchen Wiſſenſchaft bekannt zu machen. Freilich, durch die Abſchließung waren die Japaner zurückgeblieben und wenn ſie ſich auch genügt hatten, ſo wurden ſie doch gegen ihren Willen in den Strom der abendländiſchen Bewegung hineingezogen. Das geſchah durch den denkwürdigen Vertrag von Kanagawa (31. März 1854), der den Amerikanern den Zutritt in dem bis dahin verſchloſſenen Lande eröffnete. Dieſen Vorgang ſelbſt müſſen wir in den folgenden

*) Als hauptſächliche Quellen für die neuere Geſchichte Japans ſind hier anzuführen: Sir Rutherford Alcock, The capital of the Tycoon (London 1863); R. Lindau, Voyage autour du Japon (1864); Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien (amtlicher Bericht, Berlin 1864 fg.); Aimé Humbert, Le Japon, in dem pariſer Journal Le Tour du Monde (1866 fg.); Pompe van den Meerdervoort, Vijf jaren in Japan. Bijdragen tot de kennis van het japansche keizerrijk en zijne Bevolking (2 Bde., Leyden 1867—68), ein ganz beſonders reichhaltiges Werk, das über viele bisher mangelhaft bekannte Ereigniſſe der innern Geſchichte Japans ein helles Licht verbreitet. Verſchiedene Aufſätze im Nautical Magazine und Actenſtücke in der zu Jokohama erſcheinenden Japan Times Overland Mail.

Digitized by Google

Darstellungen als bekannt voraussetzen, ebenso das Verhältniß zwischen dem eigentlichen, sogenannten „geistlichen Kaiser" oder Mikado und seinem Krongeneral, dem „weltlichen Kaiser" oder Sjogun, den die Europäer nach amerikanischem Beispiele meistens fälschlich als Taikun bezeichnen. Aber die fernere Geschichte birgt manches, was weniger bekannt wurde oder uns räthselhaft erschien; die neueste Zeit endlich führte zum Bürgerkriege und dem Sturze des Sjoguns. Diese unter dem Einflusse des Eindringens der Europäer erfolgten Umwälzungen und die Veränderungen zu schildern, welche das Culturleben Japans im letzten Jahrzehnt erfahren, ist der Zweck des nachfolgenden Aufsatzes.

1) Innere Verhältnisse nach dem Abschluß der Verträge. Ermordung des Sjoguns Ije-joschi. Fürst Mito und die conservative Partei. Tod des Sjoguns Ie-sada. Die Geldwechselfrage. Ermordung der Russen und Auftreten des Grafen Murawiew. Die Tsu-sima-Affaire. Neue Mordthaten. Ermordung des Reichsregenten.

Mit der Uebereinkunft von Kanagawa war für Japan die Zeit angebrochen, das Abschließungssystem aufzugeben. Die Schlagbäume mußten gänzlich fallen, denn Europa und Amerika hatten ernstlich ihre begierigen Blicke nach dem Sonnenaufgangslande gerichtet. Es war nicht länger möglich, daß ein so reiches Land, von dem wir durch Kämpfer und Siebold so viel Wunderbares erfahren hatten, eine ungestörte Ruhe genießen sollte. Steinkohlen, Seide, Thee, Kampher, Kupfer, Schiffsbauholz und hundert andere Dinge lockten die abendländischen Völker an, und ihre Regierungen waren nur zu geneigt, ihnen zu folgen.

In Europa und Nordamerika dachte man sich die Aufschließung des Landes ziemlich einfach, wenn auch mit Schwierigkeiten verbunden. Weit schwieriger aber lagen die Dinge für Japan selbst, und von der Verwickelung der Interessen, von den großen Umwälzungen, die durch das Auftreten Perry's verursacht wurden, hatte man nicht die entfernteste Ahnung. Was in Japan selbst vorging, zur Zeit, als der Tractat abgeschlossen wurde, ist nicht minder interessant, als die berühmte Erzählung Perry's selbst. Erst wenn wir hinter die japanesischen Coulissen geschaut haben und die Tragödie kennen lernen, welche am Hofe von Jedo spielte, erhalten wir den richtigen Einblick in die unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen der Abschluß jenes Tractats beiderseitig verknüpft war.

Als der Sjogun Ije-jas, einer der bedeutendsten Herrscher Japans, zu Beginn des 17. Jahrhunderts regierte, wurden die hauptsächlichsten Landesgesetze gesammelt, wieder durchgesehen und unter dem Namen Gongen-sama als heiliges, unverletzbares Grundrecht veröffentlicht. In diesem Grundgesetze findet sich unter anderm auch die Bestimmung, daß jeder Japaner die Pflicht habe, Fremde, welche ohne gesetzliche Zustimmung sich im Reiche befinden, sofort zu tödten; dieses ist auch der Grund, weshalb die conservative Partei, welche alle mit den Fremden abgeschlossenen Tractate für null und nichtig ansah, da der Mikado sie nicht ratificirt hatte, sich nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet glaubte, die Europäer in ihrem Lande zu ermorden. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Artikel besteht und daß viele Japaner eine gute That zu thun glauben, wenn sie ihn recht oft zur Ausführung bringen. Mordthaten und Grausamkeiten gegen die Fremden waren denn auch an der Tagesordnung.

Zweitens ist zu bedenken, daß man in Japan stets und unter allen Umständen daran festgehalten hatte, jede nöthige Veränderung im Staatsleben vom Mikado bestätigen zu lassen, und daß ohne dessen Bestätigung kein Gesetz Geltung erlangen konnte. Jeder Verstoß hiergegen wurde als Landesverrath angesehen. Nachdem wir dies vorausgeschickt, können wir uns den innern Verhältnissen Japans zuwenden, zur Zeit als Perry den Abschluß des Vertrags von Kanagawa erlangte.

Damals regierte Minamoto Ije-joschi als Sjogun. Unter seinen Rathgebern thaten

Digitized by Google

sich hervor der Fürst von Mito und der Fürst von Kamon, mit Namen I I Kamon-no-Kami. Der letztere zeigte sich der neuen Zeit geneigt und rieth zu Unterhandlungen mit den Fremdlingen, während Fürst Mito als Haupt der conservativen Partei seinen ganzen Einfluß daransetzte, jeden Verkehr mit den Fremden zu hintertreiben.

Mito beschwor den Sjogun, daß er die Amerikaner abweisen solle, ja er bot ihm seine Armee an, um gegen dieselben auszurücken, falls sie nicht das Land wieder verlassen wollten. Er wies auf das zu Recht bestehende Grundgesetz hin, sowie auf die Verantwortung, welche der Sjogun gegenüber dem Mikado habe. Ije-joschi schwankte, gab aber schließlich dem Andringen des Fürsten I I Kamon-no-Kami sowie den drohenden amerikanischen Kanonen nach und trat mit den Fremden in Unterhandlung. Als dieser erste, folgenreiche Schritt geschehen war, zog sich Mito in sein Schloß zu Jedo zurück, versammelte die Daimios seiner Partei und seine Familienglieder und beschuldigte vor diesen öffentlich den Sjogun des Hochverraths und Eidbruchs gegenüber dem Grundgesetz. Er leitete eine förmliche Verschwörung ein, und wenn auch manche seiner Anhänger ihm empfahlen, mit mehr Ruhe seine Plane zu betreiben, so veranlaßte er doch einen seiner Verwandten, den Sjogun Minamoto Ije-joschi zu ermorden. Rutherford Alcock meint in seinem bekannten Werke, man habe dem Sjogun einen Giftbecher überreicht, dieser habe aber den gefährlichen Inhalt erkannt und ihn dem Ueberbringer ins Gesicht gegossen, worauf dieser ihn durchstochen — allein ein solches Verfahren liegt nicht in der Art der Japaner, die selbst im Verbrechen noch ritterlich sind. Die Ermordung des Sjoguns fand im Palaste selbst (Ende 1853) statt, und der Abgesandte Mito's, der die That vollbrachte, entleibte sich sofort nach derselben. Der Rächer an den verletzten Landesgesetzen verlangte aber auch den Tod des Fürsten I I Kamon, und konnte er diesen Plan auch augenblicklich nicht ausführen, so sorgte er doch später dafür.

Der Sjogun hinterließ einen minderjährigen und, wie es heißt, selbst geistig nicht ganz zurechnungsfähigen Sohn Je-sada, welchen die conservative Partei beseitigt wissen wollte. Indessen Fürst I I Kamon wußte es durchzusetzen, daß Je-sada den Thron bestieg, und damit war dem ehrgeizigen Fürsten die Regierung gänzlich in die Hand gegeben, denn in seiner Familie ist das Amt der Reichsregentschaft (Gotairo) erblich, sobald der Sjogun minderjährig ist. Auch ist das Einkommen des Gotairo ein ungewöhnlich hohes, da es nach holländischem Gelde etwa 2,700000 Fl. beträgt. Nur vor Mito hatte der neue Reichsregent sich zu fürchten, und um ihn zu entfernen, ließ er ihm anzeigen, daß, wenn er nicht sofort freiwillig in die Verbannung ginge, er als Königsmörder angeklagt würde. Die Beweise wären leicht beizubringen gewesen und Mito hätte dann den Kreuzestod erleiden müssen. Er zog es deshalb vor, sich auf seine Domänen zu begeben und hier weiter zu conspiriren.

Als Vertreter Nordamerikas erschien nach Abschluß des Vertrags Perry mit dem Titel Generalconsul Townsend Harris in Japan, wo er vertragsmäßig seinen Sitz in Simoda zu nehmen hatte. Allein der gewandte amerikanische Diplomat war hiermit nicht zufrieden; er verlangte erstens, sich in der Hauptstadt Jedo niederlassen zu dürfen, und den Abschluß eines neuen, in seinen Forderungen sehr weit gehenden Tractats. Trotz des Widerstrebens der japanischen Behörden hielt er bereits im December 1857 seinen Einzug in Jedo, wobei ihm das Auftreten der Westmächte in China sehr zu statten kam. Die Nachricht, daß die Alliirten in den Peiho eingedrungen und die berühmten Taku-Forts genommen seien, machte in Japan einen gewaltigen Eindruck, der durch den Fall Pekings nur noch gesteigert wurde. Die eine Partei, welche einsah, daß Japan nun auch aus der Isolirung heraustreten müsse, war für den Abschluß von Verträgen, die Conservativen dagegen bestanden hartnäckig auf dem alten System. Indessen der Reichsregent I I Kamon huldigte der erstern Ansicht. Am 29. Juli 1858 wurde im Namen

Digitized by Google

des Sjoguns von ihm der neue Tractat mit Nordamerika unterzeichnet. Nach den Ansichten der conservativen Partei war derselbe jedoch, da ihm die Zustimmung des Mikados fehlte, ungesetzlich, und hieraus entstanden nun eine Menge übler Folgen, zumal die Feinde des Vertrags auch die alten Bestimmungen des Gesetzes Gongen-sama hervorsuchten, um die unberechtigten Eindringlinge ermorden zu können.

Gleich nach der Unterzeichnung starb der junge Sjogun Minamoto Je-sada, und zwar nach dem ausdrücklichen Zeugnisse Dr. Pompe's, den die Hofärzte schon lange vorher consultirt hatten, an der Wassersucht, während der Engländer Alcock und der Schweizer Lindau angeben, er sei als zweites Schlachtopfer des Fürsten Mito ermordet worden. Wieder stand in höchst kritischer Zeit der Thron des Sjoguns leer, und da Je-sada kinderlos gestorben war, so mußte eine Wahl vorgenommen werden. Das japanische Gesetz bestimmt in diesem Falle, daß der Nachfolger aus einem der drei fürstlichen Häuser Owari, Ki-siu und Mito zu erküren sei, welche Seitenlinien des alten Geschlechts sind, aus dem seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts die Sjoguns abstammen. Daß die herrschende Partei in Jedo alles anwandte, um die Wahl Mito's zu vereiteln, liegt auf der Hand. Mit seiner Erwählung zum Sjogun wären in der That die Beziehungen zu Amerika wieder in Frage gestellt und das Land durch den Vertragsbruch wol ähnlich wie China in einen Krieg verwickelt worden. Der Regent I I Kamon ließ daher alle Minen springen, er suchte selbst durch Drohungen auf die aus hohen Landesfürsten zusammengesetzte Wahlversammlung zu wirken und setzte es durch, daß der junge Prinz Ki-siu zum Sjogun erwählt wurde, dessen Wahl auch die gesetzmäßige Bestätigung des Mikados erhielt. Aber Ki-siu, welcher unter dem Namen Minamoto Ije-motsi den Thron bestieg, war erst 15 Jahre alt und somit blieb I I Kamon abermals Reichsregent, nach dem Rechte, das seiner Familie zukommt, solange der Sjogun minderjährig ist.

Die ersten Jahre der Regierung des neuen Sjoguns dienten sogleich zum Abschluß neuer Verträge, denn die in China siegreichen Westmächte sandten sofort ihre Flotten und Gesandten von den Gestaden des Himmlischen Reichs nach dem Sonnenaufgangslande und dessen vielversprechenden Häfen. Nachdem die Niederländer zuerst ihr Gefängniß, das kleine Desima bei Nagasaki, verlassen und deren Gesandter Donker Curtius am 18. Aug. 1858 einen Vertrag erlangt, schloß am 26. Aug. Lord Elgin für England einen Tractat ab, welcher gleichlautend mit jenem Amerikas war; ihm folgte schon am nächsten Tage der russische Vertrag, für den Admiral Putiatin als Unterhändler auftrat, und am 9. Oct. trat auch Frankreich, das den Baron Gros nach Jedo gesandt hatte, in die Reihe der Vertragsmächte. Wenn auch etwas später, rührte sich selbst das kleine Portugal, das schon früher eine Rolle in Japan gespielt, dessen Name aber seit den Christenverfolgungen daselbst im 17. Jahrhundert im übeln Andenken stand. Und dennoch gelang es, unter Vermittelung Hollands, dem Baron Guimaraës, am 9. Aug. 1860 einen Vertrag abzuschließen.

So war Japan binnen kurzem mit sechs Mächten in Verbindung getreten und der große Proceß, welcher eine gänzliche Umwälzung im Staats- und Güterleben des intelligenten Volks hervorbringen sollte, nahm seinen Anfang. Nach den Verträgen sollten die Häfen von Nagasaki auf Kiu-siu, Kanagawa auf Nippon und Hakodade auf Jesso am 1. Juli 1859 dem Fremdenverkehr eröffnet werden und diesen später ein vierter Hafen an der Westküste hinzugefügt werden. Der Termin wurde eingehalten, und allmählich ergoß sich in die bezeichneten Städte eine Flut von Fremden, welche nur zum geringern Theil ihrer Abstammung aus Europa oder Amerika Ehre machten. Zweifelhafte Naturen und heruntergekommene Existenzen, welche in dem neuerschlossenen Wunderlande ihr Glück versuchen wollten, sorgten dafür, daß die Japaner von unserer Sittlichkeit und Höflichkeit keineswegs vortheilhafte Begriffe erhielten. Während die Niederländer sich auf das ihnen

Digitized by Google

lieb gewordene Desima bei Nagasaki beschränkten und für die übrigen Europäer dort am Lande das Städtchen Ora als Quartier auserwählt wurde, verzichteten die Gesandten auf die Eröffnung Kanagawas gänzlich und erwählten dafür als Hafen mit Einwilligung der Japaner das an derselben Bai gelegene Dörfchen Jokohama, welches jetzt, nach Verlauf von zehn Jahren, zu einer bedeutenden Stadt herangewachsen ist. Hakodade, die Handelsstadt auf Jesso, wurde fast nur von den Russen besucht. Der Handel nahm sofort einen bedeutenden Aufschwung, und wenn auch das weniger günstig gelegene Nagasaki gegen früher stark verlor, so schwang sich doch Jokohama, wo der Seiden- und Theehandel sich concentrirte, bedeutend empor. Hinderlich war nur, neben verschiedenen Vexationen, die von seiten der japanischen Behörden ausgingen, die sogenannte Geldwechselfrage. Nach den Verträgen war es allerdings gestattet, jede europäische oder amerikanische Münze in Umlauf zu setzen, indessen konnte nur der weitverbreitete mexicanische Piaster, der in ganz Ostasien Geltung hat, sich Eingang verschaffen. Der Curs desselben wurde tractatmäßig zu 311 japanischen Itzebus (von denen einer gleich 6 Frs. 50 Cent. ist) festgesetzt. Sobald aber diese Piaster im Innern Japans zu circuliren begannen, erkannte die Regierung deren Vollwerth nicht mehr an, und eine natürliche Folge war, daß die Verkäufer den Preis ihrer Waaren gegenüber den Europäern verhältnißmäßig in die Höhe schraubten. Der Handel wurde fast illusorisch, und mit Recht erblickte man hierin eine Chicane der japanischen Regierung, welche auf diese Weise die abgeschlossenen Verträge werthlos machen wollte. Der Curs der Piaster fiel fortwährend, sodaß man anfangs nur 280, schließlich gar nur 200 Itzebus für 100 Stück zahlte. Eine lange Reihe von Verordnungen, ebenso lange Verhandlungen mit den europäischen Agenten sollten den Misverhältnissen abhelfen; indessen die Sache wurde dadurch nur verwirrter, und endlich bildete sich eine kaufmännische Praxis aus, welche die Geldfrage unabhängig von der japanischen Regierung ordnete. Es wurde Brauch, daß Käufer und Verkäufer bei jedem einzelnen Geschäfte den Curs des Piasters unter sich vereinbarten und sofort den Preis der Waaren in Piastern festsetzten.

So weit sah alles noch ziemlich friedlich aus, aber die conservative Partei sollte bald von sich hören machen. In einer Weise, die unser Billigkeitsgefühl empört, beschloß sie gleichzeitig gegen die Regierung des Sjoguns wie die Fremden aufzutreten. Ihr Plan war, durch Beleidigung der letztern, fortgesetzte Drohungen und Mordthaten diesen den Aufenthalt in Japan zu verleiden und sie so gegen den Sjogun aufzuhetzen, der ihnen, trotz der Verträge, keinen Schutz gewähren konnte. Die Seele der ganzen Verschwörung war der alte Fürst Mito. Grollend lebte er in der Verbannung in seiner Landschaft, die er mit Grenzpfählen hatte umgeben lassen, welche die Inschrift trugen: „Hier drinnen wohnen die letzten treuen Japaner.“ Dort versammelten sich seine Anhänger, verkehrten alle Unzufriedenen des Reichs; von dort aus gingen auch jene Lonins, die der Schrecken aller Fremden wurden und eine große Rolle in der Geschichte Japans spielen. Plötzlich aus dem Hinterhalte hervorbrechend, überfallen sie mit ihren haarscharfen Schwertern ihr Opfer und verschwinden dann ebenso schnell, wie sie gekommen. Nur in den seltensten Fällen konnte man dieser Meuchelmörder habhaft werden, oder, was wahrscheinlicher ist, die Regierung wollte, um weitern Erörterungen zu entgehen, sie nicht auffinden. Fürst Mito warb Hunderte dieser gefährlichen Subjecte an und sandte sie, mit der Versicherung, daß sie sich durch den Mord der Europäer um das Vaterland wohl verdient machten, in die verschiedenen dem Handel eröffneten Städte, namentlich nach Jokohama. Jetzt war die Zeit gekommen, daß man ihre Klingen spüren sollte.

Die Gesandten der Vertragsmächte hatten das Recht, in Jedo selbst ihren Wohnsitz aufzuschlagen; da es an passenden Wohnungen jedoch mangelte, so räumte man ihnen bereitwillig einige buddhistische Tempel ein, die denn auch von Sir Rutherford Alcock, dem

Digitized by Google

englischen Gesandten, Townsend Harris, dem Vertreter Nordamerikas, de Graeff van Polsbroek, dem niederländischen Generalconsul, und dem französischen Chargé d'Affaires bezogen wurden. Die Lage dieser Herren in Jedo war keine beneidenswerthe; auf Schritt und Tritt begegnete man ihnen unfreundlich und suchte ihnen das Leben zu verbittern, ja es kam vor, daß mit Steinen nach ihnen geworfen wurde. „Tag für Tag", schreibt Alcock in seinem Reisewerke, „wiederholten sich diese Insulte. Sie nahmen an Häufigkeit und Heftigkeit zu und kein Beamter verhindert sie; ja, diese sind zuweilen selbst die Beleidiger und öfter noch stillschweigende Zuschauer oder Aufhetzer." Im August 1859 erging ein kräftiger Protest der Gesandten an die Regierung Japans, die, wie es scheint, ihrerseits Befehle erließ, daß die Bevölkerung sich den Europäern gegenüber ehrerbietig verhalten solle. Die Gemüther des Volks waren aber durch Mito's Hetzereien bereits zu sehr verbittert, als daß nicht bald üble Folgen zu spüren gewesen wären, und zwar fanden die ersten Mordthaten an den Unterthanen einer Macht statt, die am wenigsten gesonnen ist, mit sich scherzen zu lassen.

Graf Murawiew-Amurski, der bekannte Gouverneur von Ostsibirien und Eroberer der Amurlande, war damals gerade in Jedo angelangt, um über die Grenzverhältnisse zwischen Japan und Rußland auf der Insel Sachalin zu unterhandeln. Auch seinem Gefolge begegnete man in derselben Manier wie den übrigen Fremden. Der Russe war jedoch kurz angebunden und verlangte, auf sein in der Bai von Jedo liegendes Geschwader gestützt, die sofortige Entlassung eines japanischen Offiziers, der sich gegen einige Mitglieder seines Gefolges unhöflich betragen hatte. Man kam diesem Verlangen nach; aber die weitere Folge war die Ermordung eines russischen Offiziers und zweier Matrosen in Jokohama durch Lonins. Die Mörder selbst entkamen.

Murawiew soll im ersten Augenblicke daran gedacht haben, Jedo zu bombardiren. Auf Rath der übrigen Gesandten stand er jedoch hiervon ab und verlangte dagegen zur Genugthuung, daß zwei der höchsten Staatsbeamten an Bord des russischen Flaggenschiffs namens des Sjoguns Abbitte thun und der Gouverneur von Kanagawa, in dessen Gebiete der Mord vorgefallen war, abgesetzt werden solle. Ferner sollten die Mörder aufgesucht und hingerichtet, an der Stelle der Mordthat aber eine Kapelle mit japanischem Gelde errichtet und für alle Zeiten unterhalten werden. Ob Graf Murawiew auch damals wegen Abtretung der ganzen Insel Sachalin an Rußland verhandelt hat, ist nicht genau bekannt geworden; wenigstens gelangte er hierbei, wie wir später sehen werden, nicht zum Ziele. Auch die Mörder fand man nicht auf; die übrigen Satisfactionspunkte wurden dagegen ganz im Sinne des Gesandten erledigt.

Jedenfalls haben die Japaner vor Gebietsabtretungen einen nicht zu bewältigenden Abscheu, und diejenige Regierung, die es wagen würde, von dem bisher ungeschmälerten Reiche auch nur einen Fuß breit abzutreten, würde sich ebenso unmöglich beim Volke machen, wie die britische Regierung, wenn sie jemals daran denken sollte, etwa Irland zu veräußern. Das zeigte sich recht deutlich in der sogenannten Tsu-sima-Affaire. Dieses kleine Eiland liegt in der wichtigen Straße zwischen der Halbinsel Korea und Kiu-siu, also in einer Position, welche den Zugang zum Japanischen Meere beherrscht, wie Perim in der Bab-el-Mandeb das Rothe Meer. Seit die Russen die mandschurische Küstenlandschaft (1860) erworben hatten, warfen sie ihre begehrlichen Blicke auch auf die kleine fruchtbare und starkbevölkerte Insel. Sie versuchten, da directe Anknüpfungspunkte zu einer Besetzung fehlten, auf Umwegen sich einzunisten und sandten im Sommer 1861 das Schiff Posadnik unter Kapitän Birilew dorthin, welcher sich, obgleich die Insel dem Handel nicht eröffnet war, dort ohne weiteres niederließ unter dem Vorgeben, seine Corvette ausbessern zu wollen. Er geberdete sich bald wie der Herrscher selbst und gerieth mit dem Daimio von Tsu-sima in vielfache Collisionen. Die Engländer, ohnehin eifersüchtig

Digitized by Google

auf Rußlands Vordringen in Asien, wurden nun aufmerksam, und Admiral Hope wurde gleichfalls mit einigen Dampfern nach Tsu-sima gesandt, um sich neben den Russen aufzustellen. Hierdurch wurde den letztern das Spiel verdorben und sie zogen wieder ab, um nicht gleichzeitig mit Japan und England in Streit zu gerathen.

Die Ermordung der drei Russen war nur ein Vorspiel zu weitern ähnlichen Thaten. Im November 1859 wurde ein Bedienter des französischen Consulats ermordet, im Januar des folgenden Jahres dieses selbst in Brand gesteckt und gleichzeitig der Dolmetscher der britischen Gesandtschaft, während er am Flaggenstock des Gesandtschaftstempels stand, von hinten niedergestoßen. Für die Europäer war das Leben dadurch ein höchst unbehagliches, gefahrvolles geworden, und die täglich neu auftauchenden Gerüchte, man werde alle Fremden in einer bestimmten Nacht ermorden, ihre Quartiere in Brand stecken, trug nicht dazu bei, den Handel zu beleben und das gegenseitige Verhältniß zu einem freundschaftlichen zu gestalten. Nur mit dem Revolver unter dem Kopfkissen wagten die Europäer zu schlafen, die selbst nicht mehr vor ihren Dienern sicher waren und deren Angst kein Ende zu erreichen schien, als am 26. Febr. 1860 wieder zwei Holländer, der Kapitän de Bos und der Kaufmann Dekker, auf einem Geschäftsgange in den Straßen Jokohamas hinterrücks ermordet wurden. Jetzt waren schon acht Opfer gefallen. Wohin sollte das noch führen, wenn Fürst Mito, dem man alle diese Schandthaten zuschrieb, nicht entfernt wurde? Während die in Jokohama angesessenen Kaufleute daran dachten, selbst als Rächer auszuziehen, ein Vorsatz, von dem sie nur mit Mühe zurückgehalten werden konnten, entschlossen sich die Gesandten zu einem scharfen, aber gänzlich nutzlosen Proteste, in welchem gesagt wurde, die Mächte könnten die fortgesetzten Mordthaten nicht dulden und würden mit gewaffneter Hand eingreifen. Indessen das waren vorderhand leere Drohungen, denen die japanische Regierung nichts als ein Bedauern entgegenstellte, mit dem Bemerken, es sei ihr unmöglich, die Mörder ausfindig zu machen.

Die Schlaffheit der Vertragsmächte, die nur mit Worten eiferten, aber keinerlei Thaten sehen ließen, mußte den Fürsten Mito bald belehren, daß er keineswegs seine Absicht erreichen würde, durch fortgesetzte Mordthaten die Fremden mit dem Sjogun in Krieg zu verwickeln. Der alte Haß gegen den Reichsregenten I I Kamon brach aufs neue nun bei ihm aus und er beschloß, ihn ermorden zu lassen, sowie er früher den Sjogun Ije-joschi ermordet hatte. Im adelichen Quartier Jedos, gegenüber dem Palast des Sjoguns, zieht sich ein langes, aus polygonalen Steinen erbautes Palais mit rothbemalten Thoren hin, vor denen prächtige Camellienbäume ihren Schatten auf die Vorüberwandelnden werfen. Dort wohnte der Reichsregent und auf dem Platze vor dem Thore spielte sich am 25. März 1860 ein blutiges Drama ab. Von seinen zahlreichen Leibwachen umgeben, war der Regent eben im Begriff, sich im Norimon (der Tragsänfte) in den gegenüberliegenden Palast des Sjoguns tragen zu lassen. Die Straße war wegen des unfreundlichen Wetters öde und nur hier und da schlichen einige Gestalten, in Strohumhüllungen oder Oelpapiermäntel gekleidet, umher; kein Bewaffneter war sichtbar. Aber diese Gestalten mehrten sich; sie werfen auf ein gegebenes Zeichen ihre Umhüllungen ab und stehen als bewaffnete Lonins da, die mit den blanken Schwertern sich auf die Leibwache des Fürsten I I Kamon stürzen. Der Kampf ist kurz; die Escorte wird niedergemacht oder weicht zurück, und auf den schutzlos dastehenden Norimon eindringend, reißen die Lonins den Reichsregenten heraus, stechen ihn nieder und entfliehen mit dessen blutriefendem Haupt zunächst nach Mito. Hier wurde der Kopf öffentlich mit der Inschrift „Haupt des Landesverräthers I I Kamon-no-Kami" ausgestellt, dann nach Kioto gesandt, wo er gleichfalls öffentlich gezeigt wurde, und schließlich nach langer Rundreise wieder in Jedo nachts über die Palaismauer geworfen.

Man kann sich die Aufregung vorstellen, welche dieser bis dahin unerhörte Fall sowol

Digitized by Google

unter den Eingeborenen als unter den Fremden hervorbrachte. Alle Ordnung schien aufgelöst und Mito, der in so eigenmächtiger Weise in alle Verhältnisse des Landes und der Regierung eingriff, schien der thatsächliche Herrscher des Landes zu sein. Der Sjogun Minamoto Je-motsi war damals kaum 18 Jahre alt, und doch fiel ihm nun die ganze Last der Regierung zu. Umgab er sich auch fortwährend mit tüchtigen Rathgebern, so herrschte doch unter diesen ohne Unterlaß Zwiespalt, denn im Ministerium waren die conservative und die fremdenfreundliche Partei gleich stark vertreten. Um aber bei der aufgeregten Stimmung die fremden Gesandten in Jedo wenigstens einigermaßen zu schützen und größerm Unheil vorzubeugen, gab man diesen Leibwachen, welche jedoch die Gesandten dermaßen isolirten, daß diese sich wie Gefangene vorkamen.

2) Die preußische Expedition. Ermordung Heusken's. Abzug der Gesandten aus Jedo und Satisfactionserklärung. Ueberfall der englischen Gesandtschaft. Reise des Sjoguns nach Kioto. Rußland und Japan.

An den weitausgedehnten Gestadeländern Ostasiens und dem productenreichen Archipelagus vor denselben verkehren jahraus jahrein Tausende von fremden Schiffen neben den heimischen Dschunken und Prauen. Der Küstenhandel ist dort namentlich zwischen den chinesischen Häfen ein sehr gewinnbringender, aber auch wegen der zahlreichen Seeräuber und fürchterlichen Wirbelorkane ein sehr gefährlicher. Nur tüchtige Schiffe mit tüchtigen Seeleuten bemannt vermögen dort auszuhalten, und darum sieht man in jenen ostasiatischen Gewässern neben der britischen die norddeutsche Flagge am zahlreichsten. Aber diese tüchtigen hanseatischen, preußischen, oldenburgischen u. s. w. Schiffe waren dort völlig schutzlos und Japans neueröffnete Häfen, die von den andern Nationen besucht wurden, blieben für unsere Landsleute verschlossen. Nationalen Sinn zur See haben — wenn wir vom Großen Kurfürsten absehen — Deutschlands Herrscher niemals gehabt, und es war daher auch nicht zu verwundern, wenn die schutzlosen deutschen Fahrzeuge in jenen Meeren das Aschenbrödel spielten, zumal sie noch unter achterlei verschiedenen Flaggen fuhren und schon deshalb nicht imponirten. Da faßte man in Preußen den Gedanken, eine Expedition nach Ostasien auszurüsten, welche diese Verhältnisse womöglich ändern und deren Früchte dem ganzen Vaterlande zu Nutze kommen sollten. Freilich war es eine üble Zeitperiode, die man gewählt, denn speciell in Japan verwickelten sich die politischen Verhältnisse immer mehr und fanden die wiederholten Mordthaten statt. Aber Preußen mußte sich zur See zeigen, noch waren seine jungen Kriegsschiffe nicht aus dem Atlantischen Ocean herausgekommen, und der deutsche Handel in Ostasien, der sich auch ohne alle Unterstützung entwickelt hatte, verlangte kräftigen Schutz, wenn er nicht verkümmern sollte. Es mußten die nothwendigen Verträge abgeschlossen und unsern Kaufleuten in Japan, China, Siam eine rechtliche Stellung geschaffen werden.

Die Literatur über jene Expedition, welche im Jahre 1860 in Japan eintraf, ist eine so außerordentlich große und in so weiten Kreisen bekannt geworden — wir nennen hier nur die Namen Berg, Werner, Maron, Spieß, Kreiher, Wolf, Heine, abgesehen von den fachwissenschaftlichen Schriften — daß wir uns bei der Schilderung derselben auf das Aeußerste beschränken können, so großes Interesse dieselbe auch für Deutschland hat. Das Geschwader bestand aus den Schiffen Arkona (Commodore Sundewall), Thetis (Kapitän Jachmann), Elbe (Lieutenant Werner) und Frauenlob (Lieutenant Reetzke), die sich in Singapore versammelten und dort den Chef der Expedition, Grafen Eulenburg, an Bord nahmen. In der Nacht vom 1. auf 2. Sept. 1860 ereilte das Geschwader nicht fern von der japanischen Küste ein furchtbarer Teifun, in welchem der Frauenlob, ein kleiner, aus den freiwilligen Beiträgen preußischer Frauen erbauter Schoner, zu Grunde ging; die übrigen Schiffe erreichten jedoch glücklich die Bai von Jedo. Die Verband-

Digitized by Google

lungen nahmen sofort ihren Anfang, zogen sich aber ungemein in die Länge, nicht so sehr wegen der schwierigen politischen Verhältnisse, in denen sich Japan damals befand, sondern wegen der kleinstaatlichen Organisation Deutschlands. Preußen hatte beabsichtigt, den Vertrag für den ganzen Zollverein und außerdem für die Hansestädte und Mecklenburg abzuschließen. Die Japaner erschraken aber über die Zumuthung, mit einigen dreißig Potentaten und freien Städten in ein Bündniß zu treten, schlugen das Verlangen geradezu ab und begnügten sich mit Preußen allein zu verhandeln. Das ganze Elend des Deutschen Bundes wirkte damals bis in jene entlegenen Gegenden nach, ein Zustand, der jetzt für immer hoffentlich beseitigt ist. So sehr auch Graf Eulenburg in die japanische Regierung drang, er mußte von seinen weitgehenden Forderungen abstehen und sich blos auf Preußen beschränken; der Vertrag kam denn auch am 24. Jan. 1861 oder am 14. Tage des 12. Monats des ersten Jahres von Mann-Enn der japanischen Zeitrechnung zum Abschluß. In seinen wesentlichen Bestimmungen ist er durchaus gleichlautend mit jenen der übrigen Mächte. So war endlich wenigstens einem Theil der Deutschen auch Japan eröffnet, wozu die preußische Machtentwickelung ebenso viel beitrug wie das überaus gewandte und von den in Jedo ansässigen fremden Diplomaten höchlich gelobte Benehmen des Grafen Eulenburg, der in der That unter den allerschwierigsten Verhältnissen sein Werk vollendete.

Noch ehe der preußische Vertrag unterzeichnet wurde, fand abermals eine Mordthat statt, die sowol vom persönlichen wie vom politischen Standpunkte alle vorhergehenden an Wichtigkeit übertraf. Heinrich Heusken, ein Niederländer von Geburt, damals Secretär der amerikanischen Gesandtschaft in Jedo, wird von allen, die ihn gekannt, als ein durchaus liebenswürdiger und tüchtiger Mensch geschildert. Seit dem Jahre 1857 in Japan ansässig, hatte er sich dort mit eisernem Fleiß auf das Studium der Sprach- und Volkskunde des Landes geworfen und hierin so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er viele Geheimnisse des japanischen Staatslebens, die vor den Europäern sorgfältig gehütet wurden, zu entschleiern wußte. Und dieses war ein Verbrechen. Unter den Japanern selbst war er unstreitig der bekannteste und beliebteste Europäer, ja viele derselben waren seine intimen Freunde geworden, während die meisten fremden Gesandten, welche Verträge schlossen, ohne ihn geradezu nichts vermochten. Denn die Unterhandlungen mußten in holländischer Sprache geführt werden und Heusken redete außerdem auch das Japanische schon so fließend, daß er keinen Dolmetscher mehr brauchte. Um so gefährlicher wurde dieser Mann der conservativen Partei und namentlich zählte der Minister Hori-Oribe-no-Kami zu seinen erbittertsten Feinden. Dieser sowie Saka-Takro-no-Kami waren die Vertreter des conservativen Systems im Ministerium, während Ando-Tsu-sima-no-Kami ein Anhänger der liberalen, fremdenfreundlichen Principien war. Dieser Zwiespalt im Cabinet wurde durch die Affaire Heusken noch verschärft.

Im December 1860 schrieb der Minister Hori an Heusken einen Brief, in welchem er ihm auf eine keineswegs höfliche Weise anrieth und ihn warnte, abends nicht mehr durch Jedo zu reiten, indem die Regierung für alles, was ihm dann begegne, jede Verantwortung ablehnen müsse. Heusken, durch die ungehörige Form dieses Schreibens aufgebracht, antwortete dem Minister in demselben Tone, wodurch Hori aufs höchste erzürnt wurde. „Was", rief er aus, „dürfen diese Barbaren schon so an ein Mitglied der hohen Regierung schreiben? Ihre Frechheit wird von Tag zu Tag größer." Hori war ein Freund des Fürsten Mito und hatte seine neue Stellung im Ministerium nur deshalb angenommen, um den Fremden schaden zu können.

In dem nächstfolgenden Ministerrath drang Hori darauf, daß sowol Sir Rutherford Alcock, Englands Gesandter, wie Secretär Heusken absolut entfernt werden müßten, denn beide seien als die größten Feinde Japans anzusehen. Ando-Tsu-sima bestritt dieses und

Digitized by Google

erklärte, daß alle wahren Patrioten dahin streben müßten, den Ausgleich mit den Fremden ehrlich und fest zu machen. Dabei ließ er heftige Worte gegen Hori fallen, welche dieser sich tief zu Herzen nahm. Kaum in seiner Wohnung angelangt, rief er seine Verwandten zusammen, empfahl diesen, ihn an seinen zwei Feinden zu rächen, und schnitt sich nach landesüblicher Sitte den Bauch auf (Harakiri), da er die ihm im Ministerrath angethane Schande nicht überleben wollte.

Schon wenige Tage darauf, am 15. Jan. 1861, wurde Heusken ermordet, nachdem er von einem Essen, das er beim Grafen Eulenburg in Akabane eingenommen, heimgekehrt war. Wie gewöhnlich von drei Jakunins begleitet, ritt er unbewaffnet abends von dannen. Beim Umbiegen einer Ecke war der Reitertrupp plötzlich von einer Anzahl Bewaffneter überfallen worden, die mit wildem Schreien auf Heusken eindrangen, die Laternen, welche von den Pferdejungen getragen wurden, ausschlugen und von beiden Seiten mit ihren haarscharfen langen Schwertern auf den Wehrlosen einhieben. Die Jakunins entflohen, und Heusken, der einen Hieb in die Bauchhöhle empfangen hatte, mußte eine schreckliche Viertelstunde einsam im Kothe der Straße liegen, bis ihn die Stalljungen auf einer Bahre in die Wohnung des amerikanischen Gesandten brachten. Hier lebte er noch einige Stunden und erzählte alle Einzelheiten des Vorfalls dem Gesandten Harris.

Dieser Mord machte mehr Aufsehen als alle frühern. Die Gesandten beschlossen denn auch, sämmtlich mit ihrem ganzen Personal an der Begräbnißfeierlichkeit theilzunehmen. Zwar hatte die Regierung wegen des Falles sich sofort entschuldigen und ihr tiefes Bedauern ausdrücken lassen, aber die Mörder wurden, wie gewöhnlich, nicht aufgefunden; auffallend aber war das Ansinnen, die Gesandten möchten sich an der Leichenfeier nicht betheiligen, da die Regierung einen Angriff auf den Trauerzug befürchten müsse. Harris aber erklärte, er werde sich durch nichts abhalten lassen, seinem ermordeten Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Aus Vorsicht landete jedoch Graf Eulenburg eine Abtheilung preußischer Marinesoldaten, und unter dem Vortritt der Musik vom Schiffe Arkona wurde die Leiche ungestört auf dem für die Europäer bestimmten Friedhofe beigesetzt. Preußens, Hollands, Englands, Amerikas und Frankreichs Fahnen waren hierbei repräsentirt.

Jetzt trat die Frage an die Vertragsmächte heran, wie man sich gegenüber den fortgesetzten Mordthaten zu verhalten habe, die nun schon die Mitglieder der Gesandtschaften selbst betrafen. Länger konnte man nicht müßiger Zuschauer bleiben gegenüber einer Regierung, welche die bei ihr accreditirten Vertreter der befreundeten Mächte weder schützen konnte noch wollte. Nach ruhiger Berathschlagung kam man überein, der japanischen Regierung anzuzeigen, daß die Gesandten, um ihres Lebens sicher zu sein, beschlossen hätten, zeitweilig Jedo zu verlassen und sich nach Jokohama zurückzuziehen. Zur großen Verwunderung der übrigen Gesandten schloß sich der amerikanische Geschäftsträger Townsend Harris diesem Schritte nicht an, obgleich er durch die Ermordung seines Secretärs gerade am meisten betroffen war. Er erklärte, ganz ohne Gefahr in seinem Tempel, den er freilich kaum verließ, residiren zu können, während Preußens, Englands, Hollands und Frankreichs Vertreter den geradezu unhaltbaren Posten aufgaben.

Beim Einziehen der Flaggen in Jedo und dem Auszuge nach Jokohama war wol gegen alle Handlungen, die zu diesem Aeußersten geführt hatten, protestirt, dabei aber deutlich erklärt worden, daß man die Beziehungen darum nicht ganz abbrechen, sondern vorläufig zu Jokohama fortsetzen wolle. Man bedeutete die Regierung, welche Mißhelligkeiten für sie entstehen könnten, wenn sie nicht bald Schritte thue, daß die Gesandten nach Jedo zurückkehren könnten, indem man nicht wisse, wie die europäischen Souveräne die Mißhandlung ihrer Vertreter aufnehmen würden. Graf Eulenburg, der unter diesen aller-

Digitized by Google

schwierigsten Verhältnissen mit diplomatischer Gewandtheit seinen Vertrag glücklich abgeschlossen hatte, segelte nach China; der niederländische Generalconsul de Wit kehrte nach Desima zurück, und so blieben denn der englische und französische Gesandte allein zurück, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Japans Regierung zeigte im Anfange sehr wenig Lust, über das Vorgefallene zu unterhandeln; denn, sagte sie, was geht es Frankreich und England an, wenn der Secretär der amerikanischen Gesandtschaft ermordet wird und der amerikanische Gesandte selbst nicht reclamirt? Schon hieraus ging hervor, welchen geringen Gefallen Harris durch sein Bleiben in Jedo den europäischen Collegen gethan, die in der That einen schweren Stand hatten. Die Antwort der japanischen Regierung an die Mächte war denn anfangs auch sehr kühl und unbestimmt und erst nach längerm Andrängen wurde ein Specialbevollmächtigter nach Jokohama gesandt, um mit den Herren Duchesne de Bellecourt und Sir Rutherford Alcock zu unterhandeln. Das Ergebniß war Folgendes: 1) Die Gesandten sollten durch die Regierung des Sjoguns höflich ersucht werden, wieder nach Jedo zurückzukehren; 2) bei ihrer Ankunft am Landungsplatze sollten sie von zwei Gouverneuren für ausländische Angelegenheiten bewillkommnet werden; 3) beim Aufhissen der Flaggen Englands und Frankreichs sollten diese von einer Strandbatterie mit 21 Schüssen begrüßt werden; 4) wurde feierlich gelobt, daß sowol das Leben als das Eigenthum der Gesandten in Jedo vollkommen sicher sein sollten.

Sehen wir nun zu, wie es sich mit der Erfüllung dieser Versprechungen verhielt und wer in dem diplomatischen Streit den Sieg davontrug, Europas Gesandte oder die schlauen Söhne aus dem Sonnenaufgangslande. Die Entschuldigung des Sjoguns, der vielleicht von dem ganzen Streite nicht das Geringste wußte, blieb natürlich dem großen japanischen Publikum ein Geheimniß. Dergleichen posaunte man nicht aus. Was die Bewillkommnung durch zwei so hohe Beamte, wie die Gouverneure für ausländische Angelegenheiten sind, betrifft, so fand diese in der That statt; allein die Herren mußten sich gefallen lassen, für ihren „eigenwilligen Uebereifer" bestraft zu werden; so nämlich stellte man die Sache dem Publikum gegenüber dar, damit die eigene Regierung ja nicht an Ansehen verliere. Was endlich die Salutschüsse anging, so wurden am Tage des Einzugs für die Strandbatterien Schießübungen angeordnet, und als nun die Flaggen wirklich gehißt waren, da merkte man die 21 in die Kanonade eingeschobenen Schüsse nicht einmal. Jedos Bevölkerung sah keinen einzigen Act der Genugthuung und glaubte der von der Regierung ausgestreuten Behauptung: „Die Gesandten seien nur unter der Bedingung wieder zugelassen, daß sie künftig sich weniger anmaßend betragen wollten!" Endlich die versprochene Sicherheit des Lebens, darüber geben die folgenden Ereignisse betrübende Auskunft. Daß dieser Ausgang der Dinge der europäischen Sache viel Nachtheil brachte, steht nicht zu bezweifeln, und heute noch scheint es unerklärlich, wie Frankreichs und Englands Gesandte ein so kindliches Vertrauen in eine Regierung setzen konnten, die sie noch kurz zuvor in ihren Protesten allen Vertrauens bar erklärt hatten. Die Japaner betrachteten die ganze Katastrophe abermals als gewonnenes Spiel und fanden darin eine neue Bekräftigung ihrer gegen die Fremden gerichteten Politik, die dahin abzielte, jene alle, Gesandte wie Kaufleute, durch Plackereien zum Aeußersten zu bringen und so sie zum Abzuge zu veranlassen.

Trotz der Rückkehr der Gesandten nach Jedo kränkelte der Handel fort und fort; nirgends herrschte das so nöthige Vertrauen, ohne welches die commerziellen Beziehungen nicht gedeihen konnten. Täglich liefen auf den Gesandtschaften Klagen von seiten der Kaufleute ein, daß sie in der Ausübung ihres Berufs von japanischen Beamten behindert würden. In Jokohama folgte eine Brandstiftung der andern, während ohne Unterbrechung Gerüchte umliefen, daß neue Mörderbanden über die Europäer herfallen würden.

Digitized by Google

Auf alle Reclamationen that die japanische Regierung so gut wie nichts; sie erklärte, man müsse das Land und seine Menschen nehmen, wie sie eben seien, da es unmöglich wäre, alles den Kaufleuten zu Gefallen auf europäische Weise einzurichten. Viel Worte und wenig Thaten, das war das Ergebniß aller Verhandlungen. Japan war wirklich eine hohe Schule für unsere Diplomatie, die trotz aller Kreuz- und Winkelzüge in Europa schließlich doch immer „wo und wie" wußte, während in Japan Gesandte wie Attachés sich verzweiflungsvoll abmühten, ohne zu einem bestimmten Resultat zu gelangen.

Wieder hörte man von Conflicten, die in Jedo, Kioto und den Provinzen vorgefallen sein sollten; Blut war geflossen; Minister waren ermordet worden, Reichsgroße hatten sich den Bauch mit aller Würde aufgeschlitzt, und mit Gewißheit vernahm man, daß der liberalgesinnte Minister Ando-Tsu-sima-no-Kami von den Dienern des verstorbenen Hori Oribe-no-Kami (s. oben) angefallen worden sei, doch sich muthig durchgeschlagen habe. Dieser aufgeklärte Mann fiel später in Ungnade und schied aus dem Staatsdienste, wodurch die europäische Partei eine ihrer mächtigsten Stützen verlor. Unbewaffnet wagte kein Europäer in Jokohama oder Jedo mehr auszugehen, ja man schlief dort nicht einmal ohne Revolver, während in Nagasaki und Hakodade, die fern von der Hauptstadt lagen, die Fremden sich so sicher wie in einer europäischen Stadt bewegten.

Daß die japanische Regierung, um den fremden Kaufleuten ihre Geschäfte zu verleiden, dem Handel entgegenarbeitete, ja sogar großartige Speculationen zu hintertreiben suchte, ist als ganz sicher anzunehmen, da hierüber selbst japanische Großhändler klagten; ob sie aber die Mordthaten guthieß oder gar anstiftete, bleibt zum mindesten unsicher. Der englische Gesandte freilich war geneigt, ihr auch hieran die Schuld beizumessen.*) Keinesfalls dürfen wir aus den Augen lassen, was das obenerwähnte Gesetz Gongen-sama gegenüber den Fremdlingen in Japan verordnet. Ein hiernach an den Europäern begangener Mord war in den Augen der Japaner durchaus keine Missethat, und der Mikado, mit welchem der Sjogun ohnehin auf sehr gespanntem Fuße stand, würde keinenfalls geduldet haben, daß ein Japaner wegen eines an einem Fremdling begangenen Mordes hingerichtet worden wäre. So lagen die Verhältnisse noch 1861, wenige Jahre später freilich fanden auch Executionen von Japanern wegen begangenen Mordes statt.

Seit dem Wiedereinzuge der Gesandten in Jedo wurden die Tempel, in denen sie ihre Residenz aufgeschlagen hatten, jeder von 150 japanischen Soldaten unter Befehl eines Hauptmanns beschützt, während die Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Gesandten zwei Daimios übertragen wurde, die zugleich die Vertheidigung Jedos zu leiten hatten. Und trotzdem wurde in der Nacht vom 5. zum 6. Juli, also kaum ein halbes Jahr nach Heusken's Ermordung, die englische Gesandtschaft von einer Loninbande überfallen, welche die Absicht hatte, das gesammte Personal zu ermorden. Ohne daß ein einziger von der 150 Mann starken Wache, die im festen Schlaf lag, etwas bemerkt hatte, waren die Mörder von verschiedenen Seiten in den Tempel eingedrungen. Infolge des Lärms traten der Legationssecretär L. Oliphant und der Consul von Nagasaki, Morrison, aus ihren Kammern. Sie erhielten beide schwere Wunden, und wären nicht die übrigen Gesandtschaftsmitglieder mit Revolvern herbeigeeilt, um die Lonins in die Flucht zu jagen, es wäre um jene beiden geschehen gewesen. Nun erwachten auch die Soldaten und hieben tapfer auf die Mörder ein, von denen mehrere auf dem Platze blieben. Was nützte also eine japanische Wache, die auf ihrem Posten schlief? Was that die Regierung? Nichts. Wurden die beiden „verantwortlichen" Daimios bestraft oder nur zur Rechenschaft gezogen? Auch nicht. Und was waren die Gründe zu diesem neuen schändlichen Ueber-

*) Alcock, a. a. O., II, 42: „... the whole system of intimidation and murder, of wich we were made the victims, with the cognizance and seemingly tacit aquiescence of the government."

Digitized by Google

fall? Die einen geben an, jene Lonins stammten von der Insel Tsu-sima, deren Landesherr von russischen Seeoffizieren beleidigt worden war (s. oben), und die nun auszogen, diesen an allen Europäern, gleichviel ob Russen oder nicht, zu rächen. Richtiger ist wol die Meinung, daß der Ueberfall Sir Rutherford Alcock um deswillen gegolten, weil er kurz zuvor die Ueberlandreise von Nagasaki nach Jedo auf dem Tokaido, der großen Reichsstraße, gemacht, dabei allerlei ausgekundschaftet und sogar einen Photographen mitgeführt. Das war in den Augen der conservativen Partei natürlich ein großes Verbrechen, welches gerächt werden müßte. Bei einem der erschlagenen Lonins fand man einen Zettel folgenden Inhalts: „Obwol ich ein Mann aus niederm Stande bin, so kann ich es doch nicht ruhig mitansehen, wie unser geheiligtes Reich von den Fremdlingen durchzogen wird. Jetzt habe ich beschlossen, dem Willen meines Meisters zu folgen. Ich, der Niedrige, kann es nicht dulden, daß die Macht des Landes in fremde Hände übergehe; wenngleich meine Kraft nur gering ist, so wünsche ich doch von Herzen, meinem Vaterlande mich nützlich zu erweisen. Ohne mein Leben zu achten, habe ich beschlossen, einen Anfang zu machen." Schon hieraus geht hervor, daß ein förmliches Complot bestand, über das man jedoch niemals recht klar wurde; denn einige später eingefangene, der That verdächtige Lonins nahmen sich während des Verhörs das Leben.

Wie aber verhielt sich Englands Gesandter, der erst vor kurzem seine Flagge in Jedo gestrichen und dort nur eingezogen war, weil man ihm vollkommene Sicherheit versprochen? Er beschloß zu bleiben, ließ sich aber, ohne die japanische Regierung davon zu benachrichtigen, 20 Seesoldaten von dem Schiffe Ringdove als Wache senden. So kam die erste bewaffnete fremde Macht nach Jedo, und obwol die Zahl der Soldaten sehr gering war, fühlte die Regierung doch die Wichtigkeit dieses Schrittes. Sie protestirte, aber Sir Rutherford Alcock zeigte nun, daß auch er etwas gelernt habe; er machte es genau mit diesem Proteste, wie die Japaner es mit den seinigen gethan; er legte ihn einfach ad acta und kündigte an, daß er sich bei passender Gelegenheit mit einer noch größern englischen Leibwache umgeben werde. Das geschah auch später und Alcock ritt nun, begleitet von einer Abtheilung britischer Cavalerie, die aus China nach dort beendigtem Feldzuge herübergekommen war, stolz durch Jedos Straßen.

Harris hielt unterdessen in seinem Tempel wie ein Gefangener aus. Ungefähr in der Mitte October 1861 wurde aber auch die amerikanische Gesandtschaft in der Nacht von Lonins überfallen. Der Vertreter der Union bewahrte jedoch über diesen Vorfall tiefes Stillschweigen und blieb bei der Ansicht, daß Japans Regierung alles Zutrauen verdiene. Ruhe war natürlich nirgends im ganzen Sonnenaufgangslande, und tagtäglich vernahm man von neuen Gewaltthaten, die bestätigten, wie noch das alte Einschüchterungssystem fortwährend im Schwange war. Ein Gouverneur für ausländische Angelegenheiten wurde ermordet und ein anderer schnitt sich den Bauch auf, der Mikado rief den Sjogun nach Kioto, um sich zu verantworten, und einzelne Daimios im Norden des Landes bekriegten sich, Loninbanden durchstreiften Jedo, das britische Consulat in Kanagawa wurde überfallen, ein allgemeiner Europäermord wieder angekündigt und die Truppen des Fürsten Satsuma meuterten, weil sie nicht gegen die Fremden geführt wurden. Diese aber, die nun schon an dergleichen Dinge gewohnt waren, acclimatisirten sich dennoch allmählich und nahmen den abnormen Zustand für den normalen.

Etwa in dieser Zeit wurde der Sjogun nach Kioto zum Mikado berufen, um sich zu verantworten, denn nach dem Tode des Regenten I I Kamon-no-Kami hatte er selbst die Regierung angetreten, war mithin für alles Vorgefallene verantwortlich. Minamoto Ije-motsi soll damals erst 18 Jahre alt gewesen sein, war also keinesfalls den Vorgängen, die das Reich in seinen Grundfesten aufwühlten, gewachsen. Die Daimios wurden mehr und mehr aufrührerisch und viele Stimmen wurden laut, um zu erklären,

Digitized by Google

daß die frühere Usurpation der Sjoguns ungesetzlich sei und von dem Mikado, jetzt oder niemals, wieder beseitigt werden müsse. Der regierende Mikado, Nori-Fito, beschuldigte den Sjogun die Grundgesetze verletzt und mit den Fremden gegen das eigene Reich conspirirt zu haben. Auch warf man ihm vor den Handel mit den Fremden ganz im eigenen Nutzen ausgebeutet zu haben, wol aus dem Grunde, daß nur kaiserliche Städte dem Verkehre eröffnet waren. Der Ministerrath gab indessen nicht zu, daß der Sjogun sich zum Mikado nach Kioto begab; er beschloß vielmehr einen eigenen Gesandten dorthin abzusenden, der auf alle Fragen Rede und Antwort stehen sollte. Nacheinander wurden zwei Großwürdenträger mit dieser heiklen Mission betraut, aber beide nahmen sich das Leben, da sie nicht wagten, vor ihrem geistlichen Herrn, dem Mikado, zu erscheinen. Dann erst kam der Plan auf, den Mikado und Sjogun wieder durch verwandtschaftliche Bande aneinander zu verknüpfen. Dieses glückte, und nun begab sich im Juli 1862 der Sjogun nach Kioto zum Mikado, um ihm für die Ehre zu danken, daß er ihm eine seiner Schwestern zur Frau gegeben. Er verweilte so lange daselbst, daß schon das Gerücht ging, er werde vom Mikado gefangen gehalten; Zweck des Aufenthalts aber war den letztern zur Ratification der Verträge zu vermögen, was aber damals nicht glückte. Nach der Rückkehr des Sjoguns nach Jedo konnte man leicht bemerken, wie in der Zeit seiner Abwesenheit der Geist der Daimios weit rebellischer geworden war; sie hatten Versammlungen gehalten und beschlossen fortan dem Obergeneral, als welcher ihnen der Sjogun gesetzlich nur erschien, weniger als früher Gehorsam zu leisten. Nach und nach bemerkte man, daß diejenigen Daimios, welche in Jedo ein Jahr lang zu residiren verpflichtet waren, sich entschuldigen ließen und nicht erschienen. Andere verließen unbemerkt auf eigene Faust die Hauptstadt, sodaß die Zahl der Menschen, welche damals aus Jedo auswanderten, auf eine halbe Million angegeben wird, eine Zahl, die nicht unglaubhaft erscheint, wenn man das großartige Gefolge und die zahlreichen Soldaten der verschiedenen Daimios in Betracht zieht.

Ueber alle diese Vorgänge sind wir jedoch keineswegs genügend unterrichtet, wie denn selbst die europäischen Gesandten in Jedo manche wichtige Ereignisse, die sich in den Regierungskreisen zutrugen, oft ein Viertel- oder halbes Jahr später erfuhren, andere ihnen dagegen ganz entgingen. Indessen verlegten die Gesandten ihre Residenz wieder nach Jokohama, wenn auch dem Namen nach Jedo ihr Sitz blieb. Damit begingen sie eine Inconsequenz in den Augen der Japaner, denen nur durch Consequenz zu imponiren ist, wie das beharrliche Auftreten des Commodore Perry im Jahre 1853 gezeigt hatte. Ganz anders aber verfuhr Rußland gegenüber Japan, auf dessen weitsichtige Politik wir hier einen Blick zu werfen haben. Sie steht im genauen Zusammenhange mit dem staatsmännisch so hoch gepriesenen Verfahren, welches diese Macht siegreich gegenüber allen asiatischen Völkern zur Anwendung brachte.

Mit zäher Ausdauer verfolgt seit nun zwei Jahrhunderten Rußland den Plan, ganz Nord- und Centralasien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Was deutsche Reisende im Dienste des Zarenreichs wissenschaftlich erforscht, der Kosack eroberte es, und so sehen wir von Jahr zu Jahr, wie neue Provinzen dem Koloß einverleibt werden, wie der Wille des Zaren an der Newa ein immer mächtigerer wird. Turkestan ist jetzt russisch, Khokand und Bokhara, mit ihm Samarkand, die Stadt Timur's, sind in Rußlands Besitz übergegangen und für Khiwa ist es nur eine Frage der Zeit, wann auch dort der Kosack einrückt. Bald ist der Oxus die Grenzlinie und dann liegt auch Afghanistan zu den Füßen Rußlands. So hat dieses an seinem rechten Flügel der weitausgedehnten asiatischen Schlachtlinie glänzend gesiegt. Im Centrum trifft das Zarenreich auf China. Mit der ihm eigenthümlichen Geduld und Ausdauer rückte es auch hier allmählich vorwärts; Waffengewalt und diplomatische Kunstgriffe — alles ward angewandt und Schritt

Digitized by Google

für Schritt drang es vor, bis endlich im Jahre 1860 General Ignatiew durch einen kühnen Handstreich in Peking selbst das Werk krönte. Während Engländer und Franzosen Millionen auf einen Krieg mit China verwendeten und das Blut ihrer Söhne im Himmlischen Reiche floß, schoben die Russen einfach durch diplomatische Verhandlungen ihre Grenzen nach Osten und Süden vorwärts. Der herrliche Amurstrom sammt dem mandschurischen Küstengebiete, die factisch bereits seit mehrern Jahren zu Rußland gehörten, wurden nun auch rechtlich abgetreten. Hiermit war man auch am linken Flügel triumphirend vorgedrungen und nun traf man, am äußersten Ende desselben, nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, auf Japan, das unbedingt in Beziehungen zu Rußland treten mußte.

Was Laxmann, Resanow, Krusenstern, Golowin auf ihren Fahrten dort erlebt, wie Putiatin zum Abschlusse des Handelsvertrags gelangte, liegt vor der Zeit, die wir hier zu schildern versuchen. Wenig bekannt ist aber, wie wieder ein Deutscher es war, der Rußland den Weg zu seinen neuen Erfolgen in Japan bahnte. Was wäre dasselbe in Asien überhaupt ohne die deutschen Gmelin, Pallas, Krusenstern, Wrangel, Erman, Fuß, Lessing, Ledebur, G. Rose, Ehrenberg, A. von Humboldt, Bunge, Gebler, Helmersen, Schrenk, Ritter, Georgi, Middendorff, Radde, Schwarz und viele andere? Um mit Japan Verbindungen anzuknüpfen, wandte man sich wieder zuerst an einen Deutschen. Im Jahre 1853 erhielt der berühmte Reisende Ph. Fr. von Siebold eine sehr schmeichelhafte Einladung vom Kaiser Nikolaus nach Petersburg, „um Aufklärungen über Japan zu geben, die außer ihm kein Europäer zu ertheilen vermöge", und nach Siebold's Rathschlägen, dessen Einsicht in die politischen wie Handelsverhältnisse Japans der russischen Regierung im hohen Grade zu statten kam, richtete letztere ihr ganzes Auftreten im Sonnenaufgangslande ein. Sie war nicht übel berathen und übertraf wieder einmal die Westmächte; denn während deren Vertreter mit Unannehmlichkeiten der verschiedensten Art zu kämpfen hatten, blieben die Russen, abgesehen von dem früher berichteten Falle, unbelästigt.

Gewiß sind die Russen in Japan am meisten gefürchtet. Von allem Anfange an befolgten sie eine schnelle und dabei consequente Politik. Dabei bekümmerten sie sich allerdings fast gar nicht um den Handel, wodurch sie allen commerziellen Unannehmlichkeiten entgingen und selbst einen Schein von Uneigennützigkeit erhielten. Für sie hat die Insel Jesso die größte Wichtigkeit, da sie der mandschurischen Küste gegenüberliegt, und in Hakodade hat auch Rußlands Vertreter seinen Sitz. Außerdem unterstützt eine starke, von tüchtigen Offizieren commandirte Flotte alle ihre Operationen in Ostasien. Von Anfang an hielt Rußland streng auf die Einhaltung der Verträge, wich keinen Finger breit von seinen Rechten ab und bezahlte stets alles, was es brauchte, vortrefflich. Schon seit langem wissen die Japaner, daß sie mit Rußland nicht spielen, daß sie ihm gegenüber nicht die alten Kunststücke anwenden dürfen, um sich den Verpflichtungen zu entziehen. Dafür sind die Russen den Japanern gegenüber wieder höflicher als irgendein anderes Volk, und das wissen jene zu schätzen. Russische Popen und Offiziere ertheilen in Hakodade Unterricht in ihrer Sprache, und dort versteht jetzt fast jedermann russisch, das überhaupt nach dem Geschmacke der Japaner zu sein scheint. So befolgenswerth aber Rußlands Politik in Japan auch erscheint, sie kann von allen andern Mächten nicht eingeschlagen werden. Denn diese alle sind nur wegen der Handelsinteressen nach Japan gegangen, für Rußland ist aber der Handel dort eine ganz untergeordnete Sache; ihm kommt es zunächst auf Befestigung seiner Machtstellung an. England verlangt nach Seide und Thee, gegen die es seine Fabrikate absetzen will; Frankreich nach Seide; Amerika nach Thee und Schiffsbauholz; Deutschland und Holland nehmen alle Waaren — Rußland nichts und darum entgeht es den commerziellen Schwierigkeiten.

Den Ereignissen vorgreifend berichten wir hier gleich über Ordnung der Grenzver-

Digitized by Google

hältnisse zwischen Rußland und Japan bezüglich der vor der Amurmündung gelegenen Insel Sachalin oder Krafto, von welcher bereits einmal die Rede war. Der nördliche Theil dieses rauhen, aber wegen seines Reichthums an vorzüglichen Steinkohlen wichtigen Eilandes war seit Beginn des 18. Jahrhunderts den Chinesen tributpflichtig, während im Süden die Japaner ihre Herrschaft ausdehnten. Mit der Eroberung der Amurlande durch die Russen fiel der Norden naturgemäß an die letztern und mit Japan entstanden Schwierigkeiten wegen der Grenze, die bisher quer durch die Insel, dem 49. Breitengrade entlang, gelaufen war.

Dieses Verhältniß veranlaßte mannichfache Schwierigkeiten, denen Rußland ein Ziel zu stecken suchte, indem es vorschlug, die Grenzlinie nicht über die Insel laufen zu lassen, sondern dieselbe der russischen Regierung als volles Besitzthum abzutreten und die bezügliche Grenze durch die Lapeyrousestraße zu ziehen, welche Sachalin von Jesso trennt. Die japanische Regierung sollte dafür ihrerseits die dem russischen Gouvernement gehörige Kurileninsel Urup und einige sonstige Eilande erhalten, und für alle Zeit das Fischereirecht auf Sachalin besitzen, was wegen des großen Lachsreichthums der dortigen Ströme von Bedeutung war. Da aber die japanischen Bevollmächtigten, die sich im Frühjahre 1867 in Petersburg befanden, auf diesen Antrag nicht eingehen zu können glaubten, wurde am 18. März ein vorläufiger Vertrag abgeschlossen, kraft dessen den Unterthanen beider Reiche die vollkommene Freiheit und Freizügigkeit auf der Insel Sachalin verliehen wurde. Birgt dieser Vertrag auch die Keime neuer Conflicte in seinem Schoße, so ist doch Rußlands und Japans Verhältniß bisher ein ungetrübtes geblieben. Nicht so verhielt es sich mit den übrigen Vertragsmächten.

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.

Dritter Artikel.

Das erste Deutsche Zollparlament.

I.

Große Hoffnungen trugen alle deutschen Patrioten aus den letzten October- und ersten Novembertagen des Jahres 1867 über auf das künftige erste Deutsche Zollparlament. Auch reife, nüchterne Politiker dachten groß von den Zeichen der Zeit, die vor Annahme der Zollvereins- und Allianzverträge in Süddeutschland zu Tage getreten waren. Dem Ungläubigsten ward damals ein Begriff von der Hoheit und Macht des deutschen Gemeingefühls. Wir gedachten bereits der tiefen Erregung, die durch alle süddeutschen Volksstämme ging, als Wochen hindurch die Fortsetzung der Zollvereinsträge den Deutschen jenseit des Mains durch die gemeinsame Coalition der Ultramontanen, Feudalen und Radicalen in Frage gestellt war. Aber bis zu den Thronen war der mächtige Hauch deutschen Geistes gedrungen. In Baiern handelte Fürst Hohenlohe durchaus im Sinne seines jugendlichen Souveräns, als er das ganze Gewicht seiner Stellung und seines Wortes einlegte für die Verträge wider den harten Trutz des bairischen Reichsraths. In Würtemberg sprach sich der Monarch gegen jeden, der es hören wollte, auf das entschiedenste für die Verträge aus; mit seinem Einverständniß belehrten die Minister jeden Schwankenden, allein um der Verträge willen sei der König plötzlich von seiner Villeggiatur am Bodensee nach Stuttgart zurückgekehrt. Das genügte, auch den stuttgarter Philister mit nationalem Heldenmuth zu erfüllen. Dann, bei den Debatten in der würtembergischen Ständekammer, kämpften zum ersten mal würtembergische Minister

Digitized by Google

an der Seite der Partei, deren Bundesgenossenschaft ihnen im neuen Deutschland, und namentlich in diesem Augenblicke freilich auch allein zur Ehre gereichen konnte. Der verbündeten Phalanx der Rothen, Schwarzen und Schwarz-Gelben gegenüber fand das Ministerium allein an der Deutschen Partei Würtembergs eine würdige kräftige Stütze, die zudem im Lande wie im Halbmondsaal vorzugsweise die Intelligenz vertrat, in der Kammer über Redner und Fachmänner von Hölder's und Römer's Bedeutung verfügte. Während diese Partei dem vielgewandelten Premier des Schwabenlandes voll Selbstverleugnung in der großen Krise ihren Beistand lieh, gab auch dieser sich den Anschein, als suche er ein dauerndes Bündniß mit den Freunden Preußens, als entsage er grundsätzlich seinen großdeutschen Velleitäten. Wie politische Kinder behandelte er die gemischte Gesellschaft, die einstmals vor dem Ausbruche des Kriegs seinem berufenen „Vae victis!" zugejubelt hatte, und nun in choro den neuen Verträgen sich entgegenstemmte. Unbarmherzig warf er sich auf den unglücklichen Moritz Mohl, der auch hier seinen eintönigen schutzzöllnerischen Unkenruf ergellen lassen wollte; schlagend wies er ihm aus vergilbten Urkunden des Staatsarchivs nach, daß Mohl schon vor 30 Jahren den Untergang Würtembergs geweissagt habe, wenn das Land dem Zollverein beiträte. Und Mohl war doch ohne Frage der charaktervollste, ehrenwertheste seiner Gesinnungsgenossen. Ein abermaliges Zusammengehen des Ministers mit Individuen oder Parteien, die er selbst dem Hohngelächter seiner Schwaben preisgegeben, schien undenkbar. Baden stand auch in dieser Frage, wie sonst, auf dem vorgeschobensten Posten nationaler Gesinnung, ein Musterbild constitutioneller Einigkeit zwischen einem hochherzigen Fürsten und einer durchaus deutschgesinnten Bevölkerung. In Hessen endlich hatte schon fast ein Jahr zuvor die Volksvertretung den sofortigen Anschluß an den Norddeutschen Bund gefordert. Alles zusammen gab wahrlich Grund genug, stolze Hoffnungen auf die Zeit zu gründen, wo zum ersten mal wieder eine Volksvertretung ganz Deutschlands im ersten Zollparlament in Berlin tagen würde. Alle süddeutschen Stämme, drei süddeutsche Regierungen hatten in feierlichster Weise damals Zeugniß abgelegt von ihrer Geneigtheit, dem gemeinen Besten und Ganzen Opfer zu bringen. Für ewige Zeiten hatten sie ein gemeinsames wirthschaftliches Band mit dem Norden geknüpft; unmittelbaren Antheil nahm hinfort das deutsche Volk an der gemeinsamen Gesetzgebung über Zölle und Steuern und damit an der Handels- und Finanzpolitik der Nation. Sein theuerstes Erbstück, die selbständige Führung der eigenen Soldaten, hatte zudem der süddeutsche Particularismus mit Abschluß der Allianzverträge aus der Hand gegeben.

Doch schon das Jahr 1867 brachte aus Süddeutschland eine Reihe von Kundgebungen von den verschiedensten Seiten, deren gemeinsamer Sinn dahin ging, daß man dort im Abschluß der Zollvereins- und Allianzverträge nicht sowol die Grundlage und den Ausgangspunkt weiterer nationaler Entwickelung, als vielmehr das äußerste Maß aller Concessionen an die deutsche Einheit zu erblicken gesonnen sei. Die große Masse der politisch Unentschiedenen und Trägen, bei uns wie überall die große Mehrzahl des Volks, stimmte in diesen Haltruf gegen die nationale Agitation ebenso eifrig oder gedankenlos ein, wie sie sich einige Monate früher von der entgegengesetzten Strömung hatte fortreißen lassen, als mit dem Zollverein die Wurzel ihrer finanziellen Existenz bedroht war. So erfreulich nun auch war, daß eine sehr ansehnliche Minderheit in allen süddeutschen Staaten, und zwar vorwiegend die Intelligenz der transmainischen Bevölkerung, fort und fort die Vereinigung mit dem Norden verlangte, so ward doch bald klar, daß diese Partei höchstens in Baden auf die Unterstützung der Regierung zu rechnen habe. In Baiern, Hessen und Würtemberg stellten sich die Regierungen sehr bald auf einen dem Anschlusse an Norddeutschland, der Erweiterung der Competenz des Zollparlaments mehr oder minder feindseligen Standpunkt. Am meisten Berechtigung und am

Digitized by Google

meisten von nationaler Farbe hatte diese vorsichtige Zurückhaltung ohne Frage in Baiern. Erst seit dem Beginn des Jahres 1867 war dieses Staatswesen in die Leitung eines Mannes gekommen, der sich von seinen sich oft ablösenden Vorgängern von der Pfordten und von Neumayr durch die Energie und Klarheit seiner nationalen Politik in der deutschen Frage scharf unterschied. Für den Fürsten Hohenlohe war jeder entscheidende Schritt auf dem Wege der größern Einigung Baierns mit Deutschland eine Cabinetsfrage gewesen. Immer noch standen seine mächtigen Widersacher, die Führer der feudalen Particularisten und Ultramontanen des Reichsraths an der Schwelle des Cabinets; nur durch die größte Klugheit und Vorsicht war diesen Meistern der Intrigue der Zügel der Staatsleitung für immer zu entwinden, trotz aller Hetzereien unter dem fanatischen Landvolk der altbairischen Provinzen und trotz aller Ränke bei Hofe der Beweis zu liefern, daß Baierns politisches, sittliches und wirthschaftliches Wohl besser gewahrt werde durch einen deutschgesinnten Minister als unter dem Regimente jener autinationalen oder ultramontanen Premiers, die seit Menschengedenken in Baiern das Ruder geführt hatten. Aber wenn irgendwo, so brauchte diese Reform in Baiern Zeit zu ihrer Vollendung, zur Erwerbung der Sympathie bei den Massen. Während ein großer Theil Frankens, der Rheinpfalz und des bairischen Schwabens sich auch einen sofortigen Anschluß an den Norddeutschen Bund gern hätte gefallen lassen, hingen dagegen über den altbairischen Provinzen die dichtesten Wolken particularistischer Vorurtheile. Ueberall aber widerstrebten gleichmäßig der Adel, der Klerus, das Heer einer Ueberschreitung der Mainlinie, ja selbst von den nationalen Elementen der Zweiten bairischen Kammer dachten sich nicht die schlechtesten den Zutritt Baierns zum Norddeutschen Bunde unmöglich, solange nicht eine neue gemeinsame Bundesverfassung aus gemeinsamer Prüfung und Bearbeitung hervorging. So war für die bairische Regierung, wenn dem Lande der langsame, aber stetige und ehrliche Fortschritt auf nationaler Grundlage, den dieses Ministerium anstrebte, erhalten bleiben sollte, in der That ein hohes Maß von Besonnenheit geboten. Zudem war dieser Regierung auch Consequenz in ihrer nüchternen Mäßigung nachzurühmen. Auch in den bewegten Tagen des Herbstes 1867, als sie die ersten köstlichen Früchte ihrer guten Arbeit erntete, als alle productiven Kräfte des Volks in leidenschaftlicher Theilnahme mit der Kammer der Abgeordneten eintraten für die Verträge und für die Politik Hohenlohe, ging die Regierung ihren Weg um keinen Schritt schneller. Voll staatsmännischer Feinheit, scheinbar kühl bis ans Herz hinan, entwickelt Hohenlohe der Kammer der Reichsräthe die Consequenzen ihres Thuns nach beiden Seiten; streng constitutionell begleitet er ihre Deputation sogar nach Berlin, um ihrem einmal gefaßten Beschluß womöglich bei Bismarck Annahme zu verschaffen. Nichts in seinem ganzen Thun oder Lassen, was im geringsten jener ostensiblen Vertragstreue, jener leidenschaftlichen, persönlichen Theilnahme am Parteikampfe zu vergleichen wäre, mit der zu gleicher Zeit Hr. von Varnbüler in Stuttgart debutirte. Und doch durfte jeder Deutsche, der die Verhältnisse und Personen kannte, mehr Vertrauen hegen in die maßvollen Versicherungen, mit denen die officiösen bairischen Blätter kurz vor den Zollparlamentswahlen die Zollvereinsverträge und die Befugnisse des Zollparlaments als die Basis der künftigen nationalen Entwickelung bezeichneten, als in die Begeisterung Varnbüler's für die deutsche Sache im Herbst 1867. Daß der würtembergische Minister in jenen Tagen sich nur den Schein deutscher Gesinnung borgte, bewies er bereits wenige Wochen später. Bei der Debatte über den Etat des königlich würtembergischen Gesandten in Florenz, den die Deutsche Partei dem kleinen Lande nicht aufbürden wollte, brach er die Gelegenheit vom Zaun, gegen Preußen und den Norddeutschen Bund heftige Invectiven zu schleudern. Am Schlusse seiner Zornrede wider den Nordbund sprach er dann das denkwürdige Wort: Würtemberg werde diesem Staatswesen niemals beitreten, niemals, niemals — wenn nicht die Verhältnisse

Digitized by Google

auch diesen Schritt geböten.*) Wer Ohren hatte, zu hören, wußte von diesem Moment ab, was die kommenden Monate klar enthüllten. Hr. von Varnbüler kündigte der Deutschen Partei an jenem Tage das Bündniß, mit dessen Hülfe er Minister geblieben war. Es beginnt fortan seitens der würtembergischen Regierungsorgane gegen die deutschen Tendenzen, die Mitglieder und Candidaten der Deutschen Partei in Würtemberg ein so häßlicher Krieg persönlicher Rache, wie er wol kaum in den Tagen der mainzer Centraluntersuchungscommission erlebt ward, seitens des „Staats-Anzeiger für Würtemberg", geführt im Stile des Hrn. von Mittnacht, d. h. ohne jedes sittliche Pathos, im Tone französischer Präfectenwirthschaft. Dieselben ministeriellen Blätter und Personen, die ein Jahr zuvor den sofortigen Anschluß Würtembergs an den Nordbund als das einzige Rettungsmittel der schwäbischen Selbständigkeit bezeichnet hatten, denuncirten jetzt jeden deutschgesinnten Mann in Schwaben des Verraths am Vaterlande. Ja, die Gelehrten des „Staats-Anzeiger" am Nesenbach fanden den Muth, der badischen Regierung ihre nationale Gesinnung in einem Tone vorzuwerfen, der auch in der Art von Blättern, die später im Zollparlament die Herren Abgeordneten von Varnbüler und Mittnacht als „Schmutzblätter" zu brandmarken liebten, noch nicht erlebt war. Als humoristische Parodie endlich zu jener unglücklichen Anna in Shakspeare's „Richard III.", die unwissend sich selbst verflucht, indem sie des Himmels Zorn auf die einstige Gattin des Mörders ihres Eduard herabfleht, suchte das Ministerium Varnbüler nun die Gemeinschaft der Coterie von Schutzzöllnern, Großdeutschen und Republikanern, die es wenige Wochen zuvor lächerlich zu machen gesucht hatte. Dieser doppelzüngigen Politik gegenüber, die zudem nicht unabsichtlich die Wahlen zum Zollparlament so weit hinauszuziehen verstand, daß zweimal von Berlin aus der Tag des Zusammentritts — im ganzen um acht Wochen! — verschoben werden mußte, machte Hr. von Dalwigk immerhin noch den Eindruck eines geborenen Biedermanns. Er hatte wenigstens von dem Tage an, wo die Tücke des Schicksals mitten durch die Gauen seines Großherzogs die fatale Linie zog, in deren nördlichem Theile das „Joch freiwilliger Knechtschaft" lastet, in deren südlichem „der Sonnenschein der Freiheit" lacht, allen Bestrebungen der hessischen Volksvertretung, dem unnatürlichen Zwitterverhältniß des Großherzogthums ein Ende zu machen, einen passiven, aber nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt. Wo immer möglich, hatte er versucht, die Souveränetätseinbuße, die der Norddeutsche Bund erheischte, durch die europäische Machtvollkommenheit des südlichen Theils des hessischen Reichs zu übertragen. Der begabteste und verschlagenste Parvenu seines Régime, der Geh. Legationsrath Hoffmann, saß in Berlin als Zollbundesrath. Er und Bismarck wußten wohl, warum sie sich im stillen haßten. Als Frankreich sein verlorenes Prestige durch einen europäischen Congreß wiederzugewinnen trachtete, hatte der hessische Premier sich zur guten Stunde der europäischen Omnipotenz seines südlichen Halbreichs erinnert, und, unter allen Großstaaten der einzige, unbedingt zugesagt. Daß diese Politik bei den Wahlen zum Deutschen Zollparlament kein Bündniß verschmähen würde, um den Nationalen die Wahl unmöglich zu machen, war jedem Kundigen ebenso unzweifelhaft, als daß von hier aus jeder Versuch einer Erweiterung der Zollparlamentsbefugnisse mit argwöhnischem Auge verfolgt werden würde. So stand denn unter allen süddeutschen Staaten Baden allein in Regierung und Volk mit seinem ernsten Wunsch, sobald als immer möglich seine nationale Bestimmung zu erfüllen, dem Norddeutschen Bunde beizutreten. So allein durfte es hoffen, den innern Frieden gegen die Wühlereien einer ochlokratisch-ultramontanen Partei dauernd zu gewinnen, seine Isolirung unter lauter centrifugalen Elementen zu verschmerzen. Der Mann, der an der Spitze des badischen Ministeriums stand,

*) Verhandlungen der Zweiten würtembergischen Kammer vom 11. Dec. 1867.

Digitized by Google

Karl Mathy, war ohne Zweifel der einzige Staatsmann im Süden, der im vollsten Einverständnisse mit Bismarck's deutschen Planen sich befand, dem der norddeutsche Bundeskanzler unbedingt vertrauen durfte wie sich selbst, der im vollen Besitze der Kenntniß der Plane war, durch die man in Berlin die freiwillige Vereinigung des Südens mit dem Norden zu ermöglichen dachte. Bedurfte es noch eines Beweises für die Richtigkeit und Gesundheit der Bewegung, der die deutsche Entwickelung bis dahin gefolgt war, so konnte man mit Recht verweisen auf diese beiden Männer, Mathy und Bismarck, die aus einem grundverschiedenen Lebensgange, aus den ursprünglich heterogensten Grundlagen ihrer politischen Anschauung sich zu demselben großartigen Standpunkt deutscher Politik erhoben hatten, und nun jeder auf seinem Posten, jeder ein durchaus unabhängiger Charakter, jeder mit seinen eigenen Mitteln, dasselbe erstrebten. Wenn irgendjemand geeignet war, das zu vollziehen, was die Presse vorahnend und ungeduldig schon so oft als geschehen verkündet hatte, den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund, so war es Mathy. Bismarck wußte, daß dieser kühle Rechner mit dem warmen Herzen nur dann das Land Baden zur Aufnahme in das norddeutsche Staatswesen anbieten würde, wenn die Verhältnisse im Süden und Norden dazu reif waren. Es ist gar kein Zweifel, daß dieses Anerbieten von seiten Mathy's schon früher und namentlich nach Abschluß der Zollvereins- und Allianzverträge, wenn auch im geheimen, erfolgt ist. Aber ebenso gewiß ist, daß alle derartigen Anerbieten von Berlin aus zurückgewiesen wurden. Nicht ohne Grund bezeichnete die nationale Presse ganz Deutschlands die deutsche Politik des Grafen Bismarck in jenen Monaten seit der Annahme der Verträge im Süden bis zur Eröffnung des Zollparlaments als eine stockende, wenn nicht rückläufige. Nichts mehr von jener energischen Gewalt, die aus seiner Rede am 26. Oct. 1867 hervorleuchtete, als er einer antinationalen Renitenz des Südens mit wirthschaftlicher Isolirung drohte, noch weniger von jener sichern Zuversicht baldiger Vereinigung des Südens mit dem Norden in Einem Parlament, die ihm zur Zeit des constituirenden Reichstags so sicher erschien, „als etwa die Vereinigung der Gewässer des Rothen Meeres, nachdem der Durchmarsch erfolgt war".*) Es schien, als sehe man in Berlin das Bild der deutschen Einheit immer weiter gerückt, je näher der gewöhnliche Sterbliche es glaubte. Für die Zurückweisung eines einzelnen süddeutschen Staats, namentlich eines kleinern und so durch und durch deutschen wie Badens, lag auch nicht ein haltbarer politischer oder ethischer Grund vor. An zahlreichen Stellen der Reichstagsverhandlungen hatte sich Bismarck, hatte sich die preußische Regierung dahin ausgesprochen, daß weder der Prager Frieden noch die Bundesverfassung einer solchen Einzelaufnahme entgegenstehe.**) Es waren wol auch jetzt nicht politische Gründe, die davon abhielten und die sogenannte Rückläufigkeit der nationalen Bewegung officiell sanctionirten. Am wenigsten mochten diese Gründe, namentlich die Zurückweisung Badens, nach Bismarck's Sinne sein. Das ethische Bedenken aber, welches Bismarck bereits bei der Adreßdebatte des ersten ordentlichen Reichstags andeutete***), daß man scheue, durch Aufnahme eines süddeutschen Staats eine Pression auf die andern zu üben, hatte sich des Königs vollkommen bemächtigt. Er forderte, daß in dieser Rücksichtnahme auf die Freiheit des Willens der süddeutschen Regierungen so weit wie irgendmöglich gegangen werde. Als der „Staats-Anzeiger für Würtemberg" während der wilden Wahlbewegung gegen die Deutsche Partei, die Freunde Preußens in Schwaben, auch den Hohn schleuderte, daß die preußische Regierung von ihnen gar nichts wissen wollte, daß die Sympathien des Bundeskanzleramts durchaus bei der Coalition von Preußenfeinden aller Lager stünden, mit denen sich die Regierung des

*) Verhandlungen des constituirenden Reichstags, S. 689.

**) Vgl. die Thronrede beim constituirenden Reichstage und unsere frühern Artikel.

***) Ebend. und Stenographische Berichte, Sitzung vom 24. Sept. 1867.

Digitized by Google

Hrn. von Varnbüler verbündet hatte zum ungleichen Kampfe gegen das Häuflein der Deutschen im Lande; auch da schwiegen die Organe der preußischen Regierung in der Runde. Man ließ derartige Nothlügen des Hrn. von Varnbüler ruhig ihre Wirkung thun. Erst als die Beschimpfungen gegen Preußen, gegen den Nordbund, gegen alles was deutsch dachte und handelte, bekannt wurden, mit denen in Würtemberg die Candidaten aller Parteien, außer der Deutschen, ihre Fähigkeit zum Deutschen Zollparlament auf der Wahltribüne und durch riesige blutrothe Plakate bekundeten, erst da verwahrten sich die preußischen Organe gegen die ihnen von den Herren von Mittnacht und von Varnbüler zugedachte Bundesgenossenschaft. Peinlich berührte, wie die officiöse Presse den Vorwurf des Stillstandes der deutschen Politik ihres Leiters zu beschönigen versuchte durch den Hinweis auf die Anstellung einiger Bundesconsuln in Siam oder Otaheiti, auf die geräuschlosen Vorarbeiten des Bundesraths für die nächste Reichstagssession, auf die Wichtigkeit des Zollparlaments, wenn es sich auch nur an die Grenzen seiner Befugniß hielt, den Tabak oder das Petroleum zu besteuern. Niemand erwärmte sich für diese Art deutsche Politik zu treiben, solange die große Frage der deutschen Einheit absichtlich kalt gestellt wurde.

Aber trotz dieser deprimirenden Kundgebungen der Regierungen in Süd und Nord faßte das deutsche Volk die Wahlen und den Zusammentritt des Deutschen Zollparlaments als ein Ereigniß von eminent politischer Bedeutung. Man konnte seine patriotischen Hoffnungen auf das Zollparlament nicht mehr wie im Herbst klar formuliren, auf bestimmte historische Ereignisse gründen, nicht mehr den Zauber erwarten, daß sich das Zollparlament sofort beim ersten Händedruck der deutschen Brüder verwandeln werde in eine politische Gesammtvertretung der Nation. Aber wenn man auch nicht bestimmte politische Anträge in der Richtung der deutschen Einheit vom Zollparlament erwartete, so vertraute man auf das nationale Gefühl. Von dem Zusammentritt einer gesammtdeutschen Volksvertretung erwartete jeder Deutschdenkende, mochten die Grenzen der Befugnisse dieser Versammlung noch so enge sein, reichen Gewinn für die Kraft, Klarheit und Verbreitung des nationalen Gedankens. Dies war der Grund, warum die Wahlen zum Zollparlament im Süden überall, am meisten in Würtemberg und Mainz zu einer unerhörten Erbitterung der Parteien führten. Hier standen sich nicht, wie bei den letzten norddeutschen Wahlen, Candidaten gegenüber, von denen alle mehr oder minder die Basis des Bundesstaats anerkennen mußten. Hier wüthete vielmehr der Kampf um die Fortdauer oder Vernichtung der südstaatlichen Sonderexistenz. Am sichersten hielten sich alle Feinde deutscher Staatseinheit vor fernern Attentaten auf ihre sogenannte Freiheit, wenn dieses Zollparlament, diese ihrem äußersten Widerstande abgetrotzte Schöpfung und Frucht des blutigen Bürgerkriegs, inhaltslos und wirkungslos für den nationalen Gedanken dahinging. Wahrhaft komisch war bei aller Großartigkeit und Tiefe der Wahlbewegung in Süddeutschland, wie sich diejenigen selbst Lügen straften, die dem Zollparlament nur die Behandlung über Leinengarn, Zucker und Lumpen vertragsmäßig gönnten, die es nur als wirthschaftliche, nicht als politische Vertretung der Nation anerkennen wollten. Alle Gegner dieser politischen Bedeutung des Zollparlaments befleißigten sich bei ihren Wahlreden, Programmen, Agitationen gegen die Erweiterung der Zollparlamentscompetenz genau mit derselben Ausschließlichkeit nur politischer Motive, wie ihre nationalen Gegner. Ob der Candidat Freihändler oder Schutzzöllner, ein Anhänger des Rübenzuckerschutzzolls oder ein Feind der Tabaksteuer war, kam bei den Zollparlamentswahlen nirgendwo in Frage, höchstens als Colorirung seiner anderweiten vortrefflichen politischen Gesinnung. In den Programmen der politischen Gegner der deutschen Einheit spielen Zölle und Steuern fast nur die Rolle des Popanz, der vor dem Nordbund schrecken sollte. Auch in der Temperatur der Wahlbewegung und in den Mitteln, die der Wähler für erlaubt

Digitized by Google

hält, zeigt sich der südlichere Charakter der Wähler. Zu so gewaltsamen Auftritten wie in Würtemberg fast überall, in Baden und Hessen in den vom katholischen Klerus und den ultramontanen Demagogen geführten Districten, war es im Norden noch nie gekommen. In Hessen hatten sich die Anhänger der sogenannten Deutschen Volkspartei auf Kosten des Bischofs Ketteler von Mainz die Herren Bebel und Liebknecht verschrieben, die es wunderbar verstanden, überall, wo sie mit ihrer politischen Weisheit debutirten, dem verhöhnten nationalen Gegner zum Siege zu verhelfen. Ueberall aber in Hessen und Würtemberg vereinigten sich Regierung, Volkspartei, Ultramontanismus und wie die Schattirungen undeutscher Gesinnung alle heißen mögen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Candidaten der Deutschen Partei. Die Resultate der Wahlen waren den Verhältnissen durchaus entsprechend; enttäuschend nur für diejenigen, die nach dem Drange ihres eigenen deutschen Herzens die Dinge jenseit des Mains beurtheilten; über alles Erwarten günstig für den, der sich den Süden nach der Autorität der Herren von Mittnacht oder von Thüngen dachte. Schied man nämlich die süddeutschen Abgeordneten nach dem einfachen und einzig durchschlagenden Parteiunterschiede, ob sie den frühern oder spätern Anschluß ihrer „Staaten" an den Norddeutschen Bund anstrebten oder nicht, und rechnet man zu den Gegnern der deutschen Einheit auch Männer wie von Thüngen, Kolb, Freiherr von Zu-Rhein, sämmtliche Schwaben ohne Ausnahme, Roßhirt, Bissing und Fink, die alle doch entschieden den Anspruch auf eine eigenthümliche deutsche Gesinnung erhoben, so stand das Verhältniß immer erst wie 49 Antinationale gegen 36 Anschlußfreunde. Nimmt man sich aber vollends die Mühe, die amtlichen Wahlresultate nach den Stenogrammen des Zollparlaments in Ziffern zusammenzustellen, und mithin nicht nur die Majoritäten, die den Ausschlag gaben, sondern auch die Minoritäten, die unterlagen, zu berücksichtigen, so stellt sich das Totalstimmenverhältniß der gewählten oder unterlegenen Gegner der Einheit unter Preußens Führung zu den gewählten oder unterlegenen nationalen süddeutschen Zollparlaments-Candidaten bis auf ein sehr Geringes ganz gleich; dasselbe Resultat erhält man aber auch, wenn man nur die Stimmensummen der aus beiden Lagern Gewählten aufstellt. Trotz ihrer Ueberlegenheit um mehr als ein Viertel aller von Süddeutschen eingenommenen Sitze, haben die Antinationalen nach den amtlichen Wahlresultaten zusammen kaum mehr Stimmen erhalten als ihre 36 Gegner. Und hierbei rechnet man die Würtemberger eigentlich immer doppelt, weil man die Stimmen der Deutschen Partei, in Summa 45000, d. h. ein Fünftel aller Stimmen des Landes, als nicht vorhanden fingirt. Solchen statistischen Ergebnissen gegenüber, die an der Hand der officiellen Zahlentabellen aus den Stenogrammen jederzeit mit Ziffern belegt werden könnten, wird der Leser sich im voraus mit dem nöthigen Vorrath von nachsichtigem Humor versehen können, so oft er in den folgenden Blättern die undeutschen Abgeordneten des Südens, und namentlich die Schwaben als „wir Süddeutsche" das große Wort ergreifen hört. Dieselbe sprichwörtliche Bescheidenheit, mit der sich auf dem wiener Schützenfest die Schwaben als das „Volk der Dichter und Denker" einführten. Wiederholt aber ist zu sagen, auch dieser sehr mäßige Sieg über die nationalen Gegner war in Würtemberg und Hessen nur möglich geworden durch das Bastardbündniß der Regierungen mit den Feinden jeder staatlichen Zucht, den Phrasenmachern der sogenannten Volkspartei und den Wortführern der ultramontanen Hierarchie, in Baiern und Baden durch die unnatürliche Allianz des Radicalismus mit der Kirche. Und so hart das allgemeine Stimmrecht gegen die braven unermüdlichen Vorkämpfer des deutschen Gedankens in Würtemberg entschieden hatte — einigermaßen tröstete dafür der Ausgang der heißesten aller Wahlschlachten, die Wahl Bamberger's in Mainz gegen Dumont, den Candidaten des erzbischöflichen Stuhls und zugleich jener Filialdemokraten nach frankfurter

Digitized by Google

Verstand, die stets in gutem Glauben zu handeln meinen, wenn sie gegen Preußen und Preußens Anhänger sich mit dem Krummstab verbünden.

Zum 27. April 1868 hatte der König von Preußen als Inhaber des Präsidiums im Deutschen Zollverein das Zollparlament nach Berlin entboten. Wer zwei oder drei Tage vorher die Leipziger Straße auf- und abging, konnte eine Anzahl auch für Berlin auffallender Gestalten erblicken, die reisigen Schrittes, in feierlichem Schwarz, scheu vor den vielen Wagen und Pferden, ungewohnt der Trottoirs, in der Leipziger und den anstoßenden Straßen die Fronten der Häuser absuchte nach der Aufschrift Hôtel garni. Es waren die schwäbischen Zollparlamentsabgeordneten, von denen die ominöse Zahl sieben schließlich im sogenannten Triangel (Friedrichsstraße 204) abstieg, unkundig des übeln Rufes, den dieses Haus als Herberge der Liebe genießt. Ein Extrazug brachte die meisten Baiern, ohne Unterschied der Parteifarbe, ein Zug die nationalen Badenser. Von den nationalen Hessen traf Bamberger am frühesten ein. Nur spärliche Theilnahme zeigt Berlin bei rein politischen Feierlichkeiten, die dem Ernst und der Würde der Sache gemäß nicht auf der Straße ihren Glanz entfalten. Es ist nicht die Art preußischer Könige, bei solcher Gelegenheit sich mit Militär zu umgeben. Ohne prunkende Militärmassen aber hält der Berliner die Haupt- und Staatsaction für unvollständig. Auch am Tage der Eröffnung des Zollparlaments ging die Stadt ruhig ihren Geschäften nach. Die Tageszeitungen belehrten durch mehr oder minder sympathische Leitartikel den arbeitsamen Bürger mit anscheinend ausreichender Wahrheit über die Bedeutung des Tags. Nur wenige norddeutsche oder preußische Fahnen wehten von Privatgebäuden. Nur vor dem Schloß und auf der Schloßbrücke hatten sich einige hundert Menschen eingefunden, unter den Abgeordneten nach Bekannten und Unbekannten, oder nach den Galawagen der Diplomatie und des Hofes spähend. Indessen, was der Stadt und der Straße an festlichem Ausdruck abging, ersetzte den Abgeordneten und Zollbundesräthen reichlich die erhebende Weise der religiösen Feier in der Schloßkapelle und der glänzende politische Eröffnungsact im Weißen Saale. Noch jeder, der in dieser Kapelle mit ihrer majestätischen Kuppelwölbung von hoch oben aus dem Munde unsichtbarer Sänger (des unvergleichlichen Domchors) die ernsten erhabenen Accorde niederschweben hörte, zählt diese Eindrücke zu den tiefsten seines Lebens. Die Predigt des hochgelahrten Generalsuperintendenten Hoffmann, eines geborenen Würtembergers, war dagegen tief unter der Höhe des Moments. Es ist ein übles Ding, an der Hand des Psalmisten über die Aufgaben des ersten Deutschen Zollparlaments zu sprechen, und Hoffmann hatte sich die Exegese noch erschwert dadurch, daß er als echter Schwabe vor Competenzüberschreitung warnte. Die religiöse Andacht seiner Landsleute ward dagegen in etwas beeinträchtigt durch die Aufschrift der Gesangbücher, die sie auf ihren Plätzen fanden. Da stand: „Kirchenbuch für das preußische Kriegsheer." So glänzend wie nie zuvor war die Eröffnungsfeierlichkeit im Weißen Saale. Standen doch unter den Zollbundesräthen die sämmtlichen Vertreter der süddeutschen Regierungen, eine lange Doppelreihe zur Linken des Thrones bis zum Saaleingange, an ihrer Spitze Bismarck in seiner historischen weißen Uniform, neben ihm Perglas für Baiern, dann Friesen u. s. w. Ernste Wehmuth ergriff den Patrioten, daß der beste Süddeutsche, Mathy, diesen Tag nicht mehr erlebt hatte. Von den Abgeordneten hielten sich nur die Würtemberger landsmannschaftlich aufgestellt. Im übrigen hatte sich hier vor dem officiellen Anfange der gemeinsamen Arbeit der Nord- und Südprotestant und Katholik warm und herzlich die Hand geschüttelt. Sogar die Abgeordneten Hr. von Savigny und Freiherr von Schrenck begrüßten sich freundlich, nachdem sie am 14. Juni 1866 als Bundestagsgesandte in Frankfurt a. M. so unheilsprühend voneinandergingen. Auch die Feinde der Einheit verspürten ein Stück ihres unwiderstehlichen Zuges. Die Thronrede, wie man sagt aus der Feder Delbrück's, schilderte

Digitized by Google

in kurzen großen Zügen den Werdegang des Deutschen Zollvereins bis zu diesem Tage, zählte die Regierungsvorlagen an das Zollparlament auf und schloß dann mit den Worten: „Halten Sie das gemeinsame deutsche Interesse fest im Auge, vermitteln Sie von diesem Gesichtspunkte aus die Einzelinteressen, und ein Erfolg, der Ihnen den Dank der Nation gewinnt, wird Ihre Anstrengungen krönen"; und dann, nachdem der König der freundschaftlichen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten gedacht hatte: „Sie berechtigen zu dem Vertrauen, daß der Entwickelung nationaler Wohlfahrt, deren Pflege heute die Vertreter der deutschen Stämme vereinigt, die Segnungen des Friedens gesichert bleiben, zu deren Beschützung die deutschen Staaten sich untereinander verbündet haben, und mit Gottes Beistand jederzeit auf die geeinte Kraft des deutschen Volks werden zählen können." Man sieht, auch die Thronrede bewahrte in vollem Maße die Reserve der Präsidialmacht über die Stellung des Zollparlaments als berechtigten Factors des Einheitsgedankens. Sie verbreitete sich ausführlich über die wirthschaftlichen Aufgaben der neuen parlamentarischen Körperschaft, ohne des Fundaments zu vergessen, auf dem der neue und alte Zollverein in Haupt und Gliedern sich emporgerichtet hatte: der nationalen Gemeinschaft. Jede Partei deutete die Thronrede zu Gunsten ihrer Ueberzeugung; keine mit ausschließlichem Recht. Nach Beendigung der Thronrede erklärte Bismarck in seiner Eigenschaft als „Vorsitzender des Zollbundesraths das Parlament des Zollvereins für eröffnet". Mit einem Hoch auf den König, vom bairischen Minister Perglas ausgebracht, schloß die Feierlichkeit.

Aus dem Schlosse begab sich das Zollparlament sofort zu seiner Constituirung in die Räume des preußischen Abgeordnetenhauses am Dönhofsplatze, die ihm für die Dauer seiner Session eingeräumt waren. Diese Räume sind oft geschildert, aus der Zeit des Conflicts unsern Lesern zweifellos bekannt. Aus seiner vorparlamentarischen Epoche ist von diesem Hause nur das zu berichten, daß es dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg gehörte, ihn in seiner letzten Lebenszeit vor seinem in Italien erfolgten Tode beherbergte. Die erste Etage der Straßenfronte ist für die Bureaux des Hauses eingerichtet; diese Räume sind von abstoßender Niedrigkeit und Schmucklosigkeit. Die Zimmer des zweiten Stockwerks dienen heute den Berathungen der Commissionen oder Fractionen. Wände, Tapeten, Oefen, Stuccaturen zeigen die verschlissene Pracht der Hardenberg'schen Zeit. Ueber den Hof gelangt man zu einem sehr einfachen rechteckigen Gebäude, weit niedriger als das Vorderhaus, in dessen Mitte sich der Verhandlungssaal befindet. Zu den Tribünen führen unterirdische Labyrinthe. Der Verhandlungssaal stellt sich seit dem Umbau nach den Annexionen des Jahres 1866 als ein sehr langgedehntes Rechteck dar, an dessen Seiten mit Ausnahme der südlichen Langseite die Journalisten- und Zuhörertribünen angebracht sind, viel geräumiger als im Reichstagsgebäude. Zwei Drittheile der tribünenlosen südlichen Langseite nimmt die lange Tafel der Zollbundesräthe ein, in der Mitte steht der Sessel Bismarck's, ihm gerade gegenüber in der Mitte der nördlichsten Langseite des Saals unter den Journalisten erhebt sich der Thron des Präsidiums, vor diesem die Tribüne, dann die Tafel der Stenographen, sodaß nur ein kleiner Raum als Passage von rechts nach links freibleibt zwischen den Stenographen und den concentrischen Halbkreisen der Bänke, auf denen sich unmittelbar unter den Stenographen einer- und dem Bundesrath andererseits die Männer des Centrums niedergelassen haben, die Altliberalen, Freiconservativen, die Freie Vereinigung, die Nabobs und andere Wilde. In den beiden großen gleichen Hälften des Saals zur Rechten und Linken des Präsidentenstuhls, deren Sitze parallel mit den beiden Schmalseiten laufen, haben scheinbar mehr nach Willkür und dem Gesetz der Schwere als nach politischer Farbe die verschiedenartigsten Elemente nebeneinander Platz genommen. Naturgemäß sitzen auf der Rechten die preußischen Conservativen, das ansehnlichste Contingent, dann durch den Mittelgang der Schmalseiten

Digitized by Google

von ihnen getrennt die bairischen Conservativen unter der Führung von Thüngen's und des Freiherrn von Zu-Rhein. Wie aber die radicalen und klerikalen Demagogen Lindau, Bissing, Bucher u. s. w. auf die Rechte gelangten, schien auf den ersten Augenblick räthselhaft. Und auf der äußersten Rechten endlich hinter dem conservativsten Hinterpommer saßen in corpore die zweimal sieben Schwaben, die Minister, die Schutzzöllner, die Volkswirthe, die südwestlichen Republikaner nach dem Gaumen des „Beobachter", alle auf einem Fleck. Bebel und Liebknecht hatten ursprünglich die Courtoisie, für die schwäbischen Gefühlsgenossen die äußerste Linke zu belegen unter der mit doppelter Kreide geführten Firma „Deutsche Volkspartei". Aber die stillen Gesellschafter aus Schwaben fanden sich nicht ein an der Seite der Vertreter des 17. und 19. sächsischen Wahlkreises, wie einige sagten, weil ihnen da die Nationalen und Bebel und Liebknecht zu nahe säßen, nach anderer Meinung, weil der Präsident unmittelbar über ihnen gethront hätte und nach der sklavischen norddeutschen Geschäftsordnung der Schwabe argen Tadel riskirte, wenn er sich unter den Augen des Präsidenten seinen arglosen, aber vernehmlichen Gunst- oder Unlustbezeigungen hingab. Die Bundesstaatlich-Constitutionellen vollends hatte die Tafel der Stenographen in zwei Hälften zerrissen, die von der vordersten Bank der Rechten und Linken sich trübselig anstarrten; scherzweise hatten sich's die liberalen und theilweise radicalen Augustenburger auf der Rechten, die Relicten Beust's auf der Linken bequem gemacht. Hier schob sich mit der Prätension ihrer vormaligen Herrschermacht die Deutsche Fortschrittspartei mitten unter die Nationalen, theilweise Sitze belegend für Abgeordnete, die zwar dem preußischen Abgeordnetenhause, nicht aber dem Zollparlament angehörten. Rechts und links vom Mittelgange der linken Schmalseite vom Centrum ab nach dem Saaleingange zu saßen die Nationalen, ansehnlich verstärkt durch den förmlichen Beitritt der gesinnungsverwandten Badenser und Hessen, darunter die vornehmsten Redner der neuen Versammlung Bluntschli, Bamberger, Metz. Die Nationalen allein hatten ihrer bundesbrüderlichen Neigung zu den süddeutschen Freunden praktischen Ausdruck gegeben, indem sie ihre besten Sitze, ja ihre Sitze alle den befreundeten Männern aus Baden, Hessen und Baiern zur Verfügung stellten. Theilweise die Elite von Süd und Nord hatte auf den Bänken Platz genommen, die hinter dem Tisch der Bundesräthe bis an die Wand liefen. Da saßen auf der Rechten Fürst Hohenlohe und sein Vetter der Herzog von Ujest, Graf Luxburg u. s. w., auf der Linken hintereinander Bluntschli und Roggenbach, Braun (Wiesbaden), Weigel, Jordan von Deidesheim, Stephani u. s. w. Die letzten Bänke der Linken besetzten die Männer der bairischen Fortschrittspartei, die Marquard Barth, Feustel, Erhard, Crämer-Doos u. s. w. und der bairische Finanzminister von Schlör mit seinem ehrlichen energischen Gesicht; Völk saß vorn an einem Eckplatz des Mittelganges neben Bamberger unter den Notabeln der Nationalen.

Versuchte man nach einem vorläufigen Umblick unter den Abgeordneten, die Süddeutschland gestellt hatte, sich den Totaleindruck dieser Köpfe einzuprägen, so mußte jedem die Fülle von Originalität in die Augen fallen, die aus diesen Männern sprach. Nicht wenige von ihnen Typen ihres Charakters, ihres Berufs, wie sie der Künstler bei uns Norddeutschen sparsamer findet; einige, wie Bayhinger und Mohl, fast Modelle der Wühlhuber und Heulmeier, die in ihrer productiven Zeit die „Fliegenden Blätter" geschaffen. Ueber alle Würtemberger ein Zug des Misbehagens, des befangenen Tastens inmitten der neuen und vorwiegend verdächtigen Umgebung ausgegossen. Vornehme Sicherheit dagegen unter den Führern des bairischen Particularismus, vor allem bei von Thüngen, einer durch Größe, Ausdruck und Bewegungen durchaus imponirenden Gestalt. Bei Bucher, Roßhirt, Lindau und Bissing das satte oder lauernde Behagen ausgeprägt, dem verhaßten Norden bei der ersten Gelegenheit in die Flanke zu fallen. Im bairischen Mi-

Digitized by Google

nisterpräsidenten Fürsten Hohenlohe die Verkörperung staatsmännischer Feinheit, unabläßig mit den schwierigsten Aufgaben ringender Manneskraft, den meisten verborgen unter scheinbar gleichgültiger Hülle. In dem Militärcuraten Lukas aus Regensburg dagegen ein scharfgeschnittenes klerikales Profil, das feurige Blitze entsendet aus den dunkeln Augen, ein Mann, der trotz des langen geistlichen Talars ebenso boshaft spricht als schreibt, eine personificirte verhaltene Bannbulle inmitten dieser vorwiegend protestantisch-deutschen Versammlung. Und nicht minder hervorragende Köpfe aus dem Süden haben auf der linken Seite des Hauses Platz genommen. Da gewahren wir unter der bairischen Fortschrittspartei das freundliche, stets aufmerksam zuhörende, intelligente Gesicht des wackern Crämer-Doos aus Nürnberg, der sich aus einem einfachen Arbeiter der Fabrik zu Doos seit 1860 zu einem Miteigenthümer des bedeutenden Etablissements aufgeschwungen hat. Unter seinen Landsleuten und Gesinnungsgenossen den ernsten sinnenden Kopf Marquard Barth's mit seiner sanften ergreifenden Stimme; des leidenschaftlichern jüngern Rechtsanwalts Erhard, noch mit dem Haarwuchs des Studenten ausgestattet; des erfahrenen und beredten Industriellen Feustel's kräftige Züge, die hochansehnliche Gestalt des feingebildeten bairischen Pfälzers Jordan aus Deidesheim. Unter allen Baiern aber hervorragend durch die majestätische Urkraft seiner Züge; seines Körperbaues, Joseph Völk. Unter den Badensern fragte die Neugier der Tribünen vornehmlich nach Bluntschli und Roggenbach, die nebeneinandersaßen; Bluntschli, eine etwas beleibte Figur mit bald nachlässiger, bald reservirter Haltung, häufig kritisch lächelnd, mit grau-weißem kurzen Rundbart unter Kinn und Wangen, mit einem Ausdruck, als ob er das, was um ihn vorgehe, kaum beachte. Roggenbach, eine feine liebenswürdige Erscheinung in bestem Mannesalter, das Gesicht mit dem kräftigen braunen Bart geziert, die milden freundlichen Augen mit dem bald elegischen, bald energischen Ausdruck seiner Züge auf den jeweiligen Redner gerichtet. Aber nicht minder würdigen Eindruck machte der weißhaarige stramme Bürgermeister von Manheim, Diffené, der etwas jüngere Bürgermeister von Freiburg im Breisgau Fauler, die als sachverständige Referenten in Gewerbe- und Finanzangelegenheiten Badens hochgeschätzten Dennig aus Pforzheim und Kirsner aus Donaueschingen. Gern endlich ließ sich der Tribünenbesucher die nationalen Hessen zeigen: den tüchtigen Industriellen Kugler aus Offenbach mit militärisch gerader Haltung; den freundlichen, tiefdenkenden Regierungsrath Pfannebecker aus Worms; vor allem aber den eleganten Flüchtling a. D. und geistvollen Publicisten Ludwig Bamberger mit röthlichem Haar und Bart und Metz aus Darmstadt mit dem unruhigen, bleichen, von dichtem, kurzem, schwarzem Bart umrahmten Gesicht, den schmalen, feinen Lippen, den tiefen leidenschaftlichen dunkeln Augen; Metz und Bamberger jeden Augenblick bereit, aus Taback, Wein, Petroleum oder Roheisen unmerklich eine eminent politische Debatte im großen Stil über die deutsche Frage zu entzünden.

Was auf den ersten Augenblick als Zufall erschien, daß die nächsten Freunde Bismarck's auf der Rechten zusammensaßen mit den Staatsverächtern aus Schwaben, den Particularisten aus dem feudalen ultramontanen und radicalen Lager Bayerns, ja sogar mit den spärlichen Häuptern der süddeutschen Volkspartei zeigte sich bereits bei der Präsidentenwahl am 24. April, ja vor der Sitzung schon bei der Wahl der Abtheilungsvorstände als Plan und Berechnung. Ueberall stimmten die Würtemberger, „Bairisch-Conservativen", die Bundesstaatlichen, die sächsischen und süddeutschen Ochlokraten mit den preußischen Conservativen gegen die Candidaten der Nationalen, Linken und bairischen Fortschrittspartei, soweit nicht darüber allseitiges Compromiß stattgefunden hatte. Dies war in Betreff der Person des Präsidenten glücklicherweise nicht schwer gewesen. Schon die Ehre des norddeutschen Reichstags, der durch seine Mitglieder mehr als drei Viertheile der neuen Versammlung bildete, erheischte, daß sein Präsident auch Präsident des

Digitized by Google

Zollparlaments werde. Sodann hatte dieser ehrwürdige Mann, ganz abgesehen von seiner unübertroffenen Geschicklichkeit zum Präsidiren, dereinst schon in Frankfurt und Erfurt auf dem Präsidentenstuhle gesessen. Man hätte denken sollen, um dieser Erinnerung allein willen müsse auch jeder Süddeutsche für ihn stimmen. Man irrte sich. Dreißig leere Zettel fanden sich in der Urne; gewiß eine äußerst charaktervolle Demonstration, zu der sich das Gros der sogenannten Süddeutschen Fraction mit ihren Anhängseln aus der bairischen, badischen und sächsischen Ochlokratie von jeher stolz bekannte. Sie, deren ganze politische Weisheit darin besteht, daß sie seit dem ersten deutschen Parlament nichts gelernt, aber viel vergessen haben, mußten sich doch in etwas beschämt fühlen, als nun Simson den Präsidentenstuhl bestieg mit dem Dank an diejenigen, „welche durch seine Wahl das Fortbestehen einer wohlwollenden Erinnerung für ihn aus Tagen bekunden, die längst verflossen sind". Noch „süddeutscher" war dann die zweite Demonstration bei der Wahl des ersten Vicepräsidenten, über den sich 258 von 301 Stimmen gleichfalls zu Anfang geeinigt hatten. Man betrachtete die Wahl des bairischen Ministerpräsidenten Hohenlohe ohne Rücksicht auf seine politische Stellung als völlig ausgemacht, weil einem Süddeutschen, am ersten einem Baier und von diesen ohne Frage zuerst ihm die erste Vicepräsidentenstelle gebühre. Die Süddeutsche Fraction mit ihrem Anhang kam dagegen in ihrer Logik auf den Freiherrn von Thüngen, weil bei diesem wenigstens die Abneigung gegen die deutsche Einheit sich hinreichend klar manifestirte. Auch hier blieb sie mit 59 Stimmen in der Minderheit. Mit vortrefflichen Worten nahm Hohenlohe die auf ihn gefallene Auszeichnung an. Er sagte unter anderm: „Sie reichen uns damit freundschaftlich die Hand, die wir ergreifen in dem Vertrauen, daß süddeutsche Eigenart und süddeutsche Anschauungen in dieser Versammlung Achtung und Anerkennung finden werden (Bravo!), daß es gelingen werde, die Aufgabe, die uns der Vertrag vom 8. Juli 1867 zugewiesen hat, in patriotischer Eintracht und Hingebung zu lösen." (Bravo!) Dasselbe wiederholte sich im ersten Wahlgange über die Wahl des zweiten Vicepräsidenten, wo 51 Stimmen der Süddeutschen Fraction cum annexis für den leidenschaftlichen Preußenfeind und würtembergischen Exminister von Neurath debutirten, während 138 Stimmen von der Linken auf Roggenbach, 104 Stimmen von der Rechten auf den Herzog von Ujest fielen. Nun hätte man meinen sollen, die Süddeutsche Fraction werde im zweiten Scrutinium schon aus landsmannschaftlicher Rücksicht den Landsmann Roggenbach wählen, der zudem keineswegs zu den Freunden des sofortigen Anschlusses Badens an den Norddund gehörte. Man durfte diese Taktik um so eher erwarten, als in dem Herzog von Ujest die preußischen Freiconservativen einen Preußen von intensivster Farbe und den ersten Vicepräsidenten des Reichstags mit Absicht aufstellten. Die Selbstverleugnung der Süddeutschen Fraction war groß. Sie wählten den Herzog von Ujest. Roggenbach hatte den unverbesserlichen Fehler, von den Nationalen aufgestellt zu sein. So wurde Ujest mit 152 gegen 137 Stimmen (Roggenbach) gewählt. Sieben Schwaben waren ihrem Neurath treu geblieben. An sich war in der That gleichgültig, wer erster oder zweiter Vicepräsident war, denn Simson ließ die ganze Session keinen seiner Collegen präsidiren. Nur seiner Meisterschaft gelang es, die Explosion des gehäuften Zündpulvers zu verhüten, an das tagtäglich die Rechte und Linke die brennende Lunte legte. Aber der ganze Hergang hatte gezeigt, wessen man sich aus dem Lager dieser Staatsfeinde zu versehen hatte, und wie entschlossen sie waren, von ihrer Minorität den jeweilig compactesten möglichst antinationalen Gebrauch zu machen. Noch einmal am Nachmittag des 28. April vereinigten sich die Mitglieder des Zollparlaments, mit Ausnahme derjenigen, die selbst von der Ungehörigkeit ihrer Gesellschaft bei Hofe überzeugt waren, auf neutralem Boden, im Weißen Saale, wo der König und die Königin sich im Rittersaal jeden einzelnen vorstellen ließen und dann die Vertreter des deutschen Volks

Digitized by Google

unter den Augen der Ahnherren des preußischen Königshauses in der Bildergalerie bewirtheten. Aber zum letzten mal sammelte man sich hier bei Becherklang, Musik und collegialem Händedruck, wie der Zufall die Sitze vertheilte. Fortan in der heißen trennenden Arbeit der kommenden Tage suchte und kannte nur der Freund den Freund. Mit dem 29. April beginnt die große politische Woche des Zollparlaments, eingeleitet mit den Prüfungen der Wahlen, von denen die bairischen und würtembergischen die größten principiellen Erörterungen herbeiführten, geschlossen am 7. Mai durch die Verhandlungen über die Adresse; inzwischen nur sozusagen der Firma „Zollparlament" halber untermischt mit einigen spärlichen wirthschaftlichen Verhandlungen, z. B. über den Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Spanien.

Am 29. April kamen die bairischen Wahlen zur Sprache. Im besten Glauben hatte die dortige Regierung unter Zustimmung ihrer beiden Kammern den §. 2 des norddeutschen Wahlgesetzes, der jedem fünfundzwanzigjährigen unbescholtenen Staatsbürger das Wahlrecht einräumt, dahin abgeändert, daß jedem fünfundzwanzigjährigen „Angehörigen" des bairischen Staats, der eine directe Steuer entrichtet, das Wahlrecht zustehen solle. Denn hielt sich die bairische Regierung an den Wortlaut „Staatsbürger", so waren bei dem engen juristischen Begriff dieses Worts in Baiern Hunderttausende im übrigen Deutschland Wahlberechtigter ausgeschlossen. Ließ sie dagegen alle „Staatsangehörigen" (nach bairischem Sprachgebrauch) zu, so gelangte andererseits eine große Anzahl von im übrigen Deutschland Nichtberechtigten zu Stimmrecht. Bei dem niedrigen Minimalsteuersatz in Baiern (20 Kr. = 5¾ Sgr.) war also der Rahmen des Wahlrechts in der That dort ebenso weit gespannt als im Norden; außer den in väterlicher Gewalt stehenden, und darum zu directen Steuern nicht herangezogenen Haussöhnen, war thatsächlich niemand von der Wahl in Baiern ausgeschlossen worden, der im Norden hätte wählen können. Aber andererseits konnte sich das Zollparlament diese thatsächliche Gleichartigkeit der bairischen Wahlverhältnisse offenbar nicht genügen lassen, wenn dabei die wichtigsten Principien des norddeutschen Wahlgesetzes durch die Rücksicht auf die bairischen Particulargesetze verletzt, für den norddeutschen Begriff des Staatsbürgerrechts ein beliebiger anderer Begriff substituirt, und dieser wieder durch das durchaus willkürliche und dem norddeutschen Wahlgesetz absolut fremde Requisit directer Steuerbeiträge corrigirt wurde. Dies letztere war um so bedenklicher, als die innere bairische Steuergesetzgebung selbstverständlich ohne jede Einmischungsbefugniß der Zollbundesbehörden sich von heute auf morgen durchaus umgestalten, z. B. der Minimalsteuerbeitrag sich bedeutend erhöhen konnte, sodaß dann später in der That die arbeitenden Klassen in Baiern von der Wahl hätten ausgeschlossen werden können. Diese Bedenken führten Miquël, Patow, Duncker und von den Süddeutschen Dr. Erhard und Freiherr von Stauffenberg mit so viel Glück aus, daß sich bei der Abstimmung außer den conservativen Baiern, den Würtembergern und preußischen Conservativen das ganze Haus für den Miquël'schen Antrag erhob, der an den Vorsitzenden des Zollbundesraths die Aufforderung richtete, die Aufhebung der Abweichungen des bairischen Wahlgesetzes vom norddeutschen zu veranlassen. Ohne die unglückliche Vertheidigung des bairischen Wahlgesetzes durch die Abgeordneten von Thüngen und Mallinckrodt, welche für die Particulargesetzgebung die volle Freiheit in Hinsicht auf die Formulirung der Wahlgesetze zu den Zollparlamentswahlen in Anspruch nahmen, wäre der Beschluß kaum erwähnenswerth erschienen. So aber gewann er grundsätzlichen Charakter und wurde zur ersten selbstverschuldeten Niederlage des Particularismus in diesem Hause.

Noch weit bedeutender aber waren die Verhandlungen über die würtembergischen Wahlen am 1. Mai. Zwei Generalproteste gegen alle würtembergischen Wahlen lagen

Digitized by Google

dem Hause gedruckt vor. Das Referat Harnier's über diese Proteste war, wie schon sein Referat über die bairischen Wahlen, ein Meisterstück objectiver, klarer, gründlicher Prüfung der Thatsachen. Selten wol ist ein Referent den Gründen einer gegnerischen Majorität*) so gerecht geworden wie er. Dies konnte den würtembergischen Justizminister von Mittnacht, der nach Harnier das Wort ergriff, nicht abhalten, der Abtheilung, für die Harnier referirte, und allen übrigen Abtheilungen, die würtembergische Wahlen zu prüfen und sich mit dem Harnier'schen Referat in seinem Tadel der würtembergischen Regierung ausdrücklich einverstanden erklärt hatten**), die kühne Zurechtweisung angedeihen zu lassen: „Die Abtheilung habe den einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen die gehörige Beachtung nicht geschenkt!"***) Mit auskehmender Keckheit stellte sich der untermittelgroße, wohlgenährte Mann, mit dem muntern Colorit der prallen Wangen, dem blondbraunen Bart, der das feste Kinn freiließ, der kahlen Stirn, mitten aus Ende des Mittelganges der Rechten, gerade an die Grenzlinie seiner Gegner, gegen diese gewandt mit dem herben schulmeisterlichen Tone, als gälte es, einen Subalternen im königlich würtembergischen Justizministerium zurechtzuweisen. Nur die Augen des Mannes, die kaum auffahen, von den zahlreichen Blättern, die seine Hand in Leseentfernung vom Auge hielt, zeigten dem Kenner, daß es auch diesem gewandten Justizmanne sauer werde, eine krumme Sache gerade zu machen. Die würtembergische Regierung hatte — um nur ihrer gröbsten Ausschreitungen gegen das von ihr im Zollvereinsvertrage sanctionirte Princip des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu gedenken — das active Wahlrecht auf würtembergische Staatsbürger beschränkt, als Grundlage der Wahlberechtigung im juristischen Sinne bezeichnet das Domicil der Wahlberechtigten, sodaß sich die große Menge der fluctuirenden Bevölkerung vom Wahlrecht ganz ausgeschlossen sah. Und um an der Härte ihrer Interpretation ja keinen Zweifel aufkommen zu lassen, hatte das Ministerium Varnbüler-Mittnacht in einer an alle Verwaltungsbehörden vertheilten Ministerialverordnung noch besonders klar gemacht, daß zwar meistens alle Verheiratheten als in Würtemberg domicilirt angesehen werden müßten, dagegen das Domicil wieder keineswegs ausreiche zur Wahlberechtigung bei Dienstboten und andern unselbständigen Personen. Jeder würtembergische Verwaltungsbeamte folgerte darans, daß der Nichtwürtemberger, der Unverheirathete und Dienstbote absolut von der Wahl ausgeschlossen sei, und so geschah es. Hr. von Mittnacht vertheidigte sich nun also. Er begann mit der petitio principii, daß das Reichswahlgesetz von 1849 die Grundlage sei, nach welcher die würtembergische Regierung nach dem Zollvereinsvertrage die Wahlen zum Zollparlament einzurichten gehabt habe, und dieses Reichswahlgesetz fordere sogar ein festes Domicil zur Wahlberechtigung. Die angefochtenen Ministerialerlasse aber könnten nicht als eine Anordnung der vollziehenden Gewalt, sondern lediglich „als belehrende Erlasse" angesehen werden, welche das Ermessen der Ortswahlcommissionen in keiner Weise beschränkt hätten. Endlich bedauerte der Minister sehr, daß sich die unzufriedenen Junggesellen, Dienstboten und

*) D. h. der Abtheilung, in der die Wahlen geprüft werden, ehe sie vor das Plenum gebracht werden.

**) Stenographischer Bericht der Verhandlungen des Deutschen Zollparlaments, S. 30, 31. Die vierte Abtheilung überreichte sogar durch ihren Referenten, den Grafen Bethusy-Huc, einen weit schärfern Antrag gegen Würtemberg, als ihn Harnier namens der vierten Abtheilung vorschlug.

***) Stenographischer Bericht, S. 31. Wir bemerken hier ein für allemal, daß unsere Citate im Text, wenn nicht eine andere Quelle dafür angegeben ist, den Stenogrammen entnommen sind, und zwar, wenn nicht bei längern Reden Kürzungen im Rauminteresse zwingend geboten sind, wortgetreu. Auch diese Kürzungen sind und werden niemals auf Kosten des Sinnes der Rede vorgenommen, nicht bei Freunden — noch weniger bei Gegnern unsers Standpunkts.

Digitized by Google

Nichtwürtemberger Schwabens, denen er wider den Zollvereinsvertrag das Wahlrecht entzogen hatte, an diese hohe Versammlung gewendet hätten, statt ihn bei sich selbst zu verklagen, „er glaube, daß das nicht der richtige Weg war". Selbst den Ausschluß aller in Würtemberg Nichtstaatsangehörigen bei den Wahlen hatte das Ministerium damit vertheidigt, daß nach Art. 1, Absatz 2 des Zollvereinsvertrags die Autonomie über die Wählbarkeit zu Abgeordneten den süddeutschen Staaten vorbehalten worden sei, und daß ja auch in den norddeutschen Wahlgesetzen nur die Angehörigen des Bundes wahlfähig seien! Als ob damals, als diese Gesetze erlassen wurden, irgendwer an den Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 und an Zollparlamentswahlen auch nur gedacht hätte! als ob nicht selbstverständlich wäre, daß nur derjenige zum Reichstage des Norddeutschen Bundes wählen dürfe, der diesem Bunde angehört! Auf diese Ausrede hatte übrigens bereits der Referent Harnier im voraus geantwortet durch den Hinweis auf das Mittnacht'sche Mustergesetz von 1849, Art. 1, §. 1, wo es heißt: „Wähler ist jeder unbescholtene Deutsche." Das war aber wol klar, daß das Reichswahlgesetz von 1849 auch jenseit des Königreichs Würtemberg sich noch Deutsche dachte. Braun (Wiesbaden) nahm sich die dankbare Mühe, den Rest der frivolen Mittnacht'schen Deduction auf ihr Nichts zurückzuführen. Zunächst wahrte er dem Zollparlament entschieden sein Recht, Immediatbeschwerden „gegen allgemeinen Misbrauch der Amtsgewalt" bei den Wahlen entgegenzunehmen. Sodann bestritt er, daß Würtemberg nach dem Reichswahlgesetz habe wählen dürfen, daß dies im Art. 9 des Zollvereinsvertrags gemeint sei. Unter allen Umständen aber sei er erstaunt zu vernehmen, daß der Absatz 2, §. 1 dieses Artikels die würtembergische Regierung berechtigt habe, eine Beschränkung des activen Wahlrechts einzuführen. Denn es heißt dort ausdrücklich: „Es bleibt der Gesetzgebung der süddeutschen Staaten vorbehalten, über die Staatsangehörigkeit Bestimmungen zu treffen, durch welche die Wählbarkeit zum Abgeordneten für das Zollparlament bedingt ist." Deutlicher kann man sich doch in der ganzen Welt nicht aussprechen, wenn man den Gegensatz hervorheben will zwischen der passiven Wählbarkeit zum Abgeordneten und dem activen Wahlrecht des Urwählers. Daß hier blos das passive Wahlrecht gemeint ist, das sollte einer Auseinandersetzung nicht bedürfen für irgendjemand, geschweige denn für einen Justizminister. (Bravo! Sehr gut!) Nach dem Ausschußberichte der Paulskirche, auf den sich Mittnacht berufen, waren beispielsweise ausgeschlossen Vergnügungsreisende und wandernde Handwerksburschen. „Darum handelt es sich hier gar nicht; hier handelt es sich darum, daß man Tausende von Arbeitern, die an dem Orte dauernd wohnen, von der Ausübung ihres Wahlrechts ausgeschlossen hat, blos weil sie zufällig nicht verheirathet sind; und ich muß hier in Parenthese erwähnen, daß diese Männer nicht verheirathet sind, daran ist in der Regel das würtembergische Verehelichungsrecht schuld (große Heiterkeit), das Polizeibeschränkungen einem angeborenen Rechte eines jeden Menschen in den Weg stellt, wie sie in der ganzen civilisirten Welt unerhört sind. (Hört! Hört!)*) Zuerst also legt man dort dem Arbeiter ein Zwangscölibat gegen seinen Willen mit Gewalt auf, und dann straft man ihn dafür dadurch, daß man ihn vom Wahlrecht ausschließt." (Bravo!) Es ist der alte Spruch! „Zuerst machen ihn die Götter schuldig und dann strafen sie ihn!" An dem Schlusse des würtembergischen Ministerialerlasses, der die Zwangscölibatäre und die Dienstboten vom Wahlrecht ausschloß, stand auch die Phrase, daß im übrigen die Umstände jedes besondern Falls berücksichtigt werden möchten. Braun fragte: „Wenn allgemeine Kategorien nicht maßgebend sind, warum stellt man sie dann auf? Etwa zu dem Zweck, daß sie nicht beachtet werden? Dann müßte doch dort die Obrigkeit eine seltsame Stellung zu den Unterthanen haben. (Heiterkeit.) Warum hat man der freien Entscheidung der

*) Vgl. darüber unsern letzten Artikel, die Reichstagssession von 1868.

Digitized by Google

Localbehörden vorgegriffen durch eine vorher erlassene allgemeine Verfügung, die gewiß von jedermann für eine bindende Vorschrift betrachtet wurde, möge man sie nun eine «Anordnung» oder einen «belehrenden Rath» nennen, darauf kommt es nicht an. Ihr großer schwäbischer Landsmann Uhland sagt: «Namen sind uns Dunst.»" (Heiterkeit.) Mit großer Heftigkeit ist, auch von nationaler Seite, der Rest der Braun'schen Rede getadelt worden, in der er die Frage erörterte: „ob die würtembergische Regierung nicht etwa Misbrauch der Amtsgewalt im bundesfeindlichen Sinne geübt habe", und der Graf Bethusy-Huc rief zur Revanche für die süddeutschen Stimmen, die bei der zweiten Präsidentenwahl seinem Herzog von Ujest zugefallen waren, sogar in tugendhafter Entrüstung und unter dem lebhaften und wiederholten Beifall der Bavaren und Sueven, „daß er bedauere, daß Braun einen Ton angeschlagen habe, der dem Friedenswerke, das hier begründet werden solle, nachtheilig sein könnte".*) Wir vermögen uns diesem Urtheil in keiner Weise anzuschließen. Was speciell den Vorwurf des Grafen Bethusy-Huc anlangt, so war dieser, wie schon der Jubel aus diesen Kreisen lehrte, gar nichts weiter als eine schöne Phrase, die jedem Schützenfeste zur Ehre gereicht hätte. Denn das „Friedenswerk", das der Graf allein im Sinne haben konnte, ein Fortschritt nach der Richtung der deutschen Einheit, hatte keine heftigern Feinde als diese Schwaben. Wir vertrauen auch der bewährten nationalen Einsicht des Grafen, daß ihm dies wohl bekannt war. Haben wir doch wenige Tage zuvor aus dem Munde eines der meistgenannten Mitglieder seiner Fraction, als die gemeinen Plakate der antinationalen würtembergischen Parteien unter den Reichstagsmitgliedern cursirten, den kräftigen Ausspruch vernommen: „Ich hatte von dem Tage von Königgrätz gehofft, daß er uns vor solchem Abgrund der Gemeinheit in Deutschland fortan bewahren werde." Nun, konnte man Braun verdenken, wenn er den leibhaftigen Männern, die auf diese Plakate gewählt waren, die theilweise sogar von ihnen ausgingen, ihre Wahlprogramme vorhielt? Wenn er der Regierung, die hier überströmte von inniger Bundestreue, nachwies, wie ihre eigenen Candidaten zuerst den Adler Preußens in den Koth und Staub treten mußten — und sie thaten's wahrlich nicht ungern, freilich nur in effigie — wo sie mit Hülfe des Bündnisses der Radicalen und Römlinge daran denken konnten, gewählt zu werden! Mit Männern, die notorisch wie der Regierungscandidat Knosp in Stuttgart gewählt waren, auf Programme hin, in denen stand: „Wollt ihr den Schweiß euerer Arbeit darauf verwenden, daß euere Kinder in der Schule unterrichtet, nicht zu Kriegsknechten der Hohenzollern dressirt werden, daß euere Freiheiten und Rechte unter das Gesetz gestellt werden, und nicht unter die Willkür, wollt ihr frei wählen und nicht zur Schmach des Landes auf Commando der preußischen Polizei, so wählt nicht mit den Bettelpreußen!"**), konnte kein norddeutscher Abgeordneter unter Einem Dache sitzen, geschweige denn „an dem Friedenswerk arbeiten", ehe von ihnen dieses Treiben desavouirt war. Noch trauriger hatten die politischen Freunde des Hrn. von Varnbüler mit ihren Manifesten debutirt. Da heißt es: „Denen, die ganz Würtemberg jetzt mit Bettelbriefen für die verhungerten Ostpreußen überschwemmen, sagt das Landvolk: «Sie sollen die 8 Millionen nehmen, die sie uns widerrechtlich abgenommen haben, damit sollen sie ihre Hungernden unterstützen. Die ganze Parole Preußens und des Norddeutschen Bundes bestehe darin: Steuern zahlen, Soldat sein und Maul halten!»" Und am Schlusse jenes Wahlaufrufs hieß es: „Was ist uns von Preußen bisher Gutes zugeflossen — Hoff'scher Malzextract, Brustsirup, Eau-de-Lob. Lauter Schwindel, Schwindel, Schwindel!"***) Hr. von Varnbüler war auf dieses Programm gewählt worden, er machte kein Hehl daraus. Und alles das sollte beileibe nicht erwähnt werden? Nein, den einzigen Fehler,

*) Stenographischer Bericht, S. 37.
**) Stenographischer Bericht, S. 35.
***) Stenographischer Bericht, S. 36.

Digitized by Google

den man Braun vorwerfen könnte, wäre, daß er zu sehr in die Details der würtembergischen Ministerdemagogie hinabstieg. Aber in wessen Interesse sollte er hiervon schweigen?

Wiederum unternahm es Hr. von Mittnacht, auf die Angriffe Braun's zu antworten. Er bestritt eben nur das, was er bestreiten konnte, ohne sofort desavouirt zu werden, die Details des ministeriellen Amtsmisbrauchs. Er war auch als Abgeordneter des Zollparlaments würtembergischer Justizminister, d. h. er hatte von Berlin aus auf telegraphische Anfrage von seinen Creaturen die Antwort erhalten, es sei alles nicht wahr, was die Deutsche Partei daheim über die Wahlbeeinflussung seitens der Herren Barnbüler und Genossen erzähle. Aber einen guten Theil mußte er trotzdem zugeben, und maskirte seine exponirte Stellung durch frische, fröhliche, wenn auch nicht feine Angriffe auf die Deutsche Partei Würtembergs. Was Hr. von Mittnacht geleugnet hatte, gab vollends Hr. von Barnbüler zu, der nach Bamberger die Tribüne bestieg. Alle die Dinge, die Mittnacht aus seiner parlamentarischen Vergangenheit noch für constitutionelle Monstra ansah und deshalb weit von sich gewiesen hatte, räumte Hr. von Barnbüler bereitwillig ein.*) Das waren für den Mann des Vae victis! Kleinigkeiten. Ueberhaupt verdarb die Erscheinung des Premier und seine Rede die ganze Avance, die bei den Freunden die immerhin advocatorisch geschickte Leistung Mittnacht's allenfalls hervorgebracht hatte. Man sah einen abgespannten Mann vor sich, groß, aber schlaff, mit hoher kahler Stirn, aber wenig geistigem Leben im Ausdruck, mit etwas langen weißlichen Barthälften, die von den Wangen niederstossen, aber ohne gerade einen ehrfurchtgebietenden Eindruck zu machen. Und unglaublich trivial war seine Vertheidigung. Auch er simulirte im Eingange seiner Rede, daß er „für das Gebiet der Persönlichkeit und Politik" gänzlich unvorbereitet sei, und zeigte im Laufe derselben, daß er sich unter Umständen telegraphisch mit allem Nöthigen versehen habe.**) Er führte als Hauptargument seiner Vertheidigung an seine Bemühungen für das Zustandekommen des Zollvereinsvertrags; geringe Verdienste, weil, wie oben gezeigt wurde, im Stande der Nothwehr gethan und durch die spätern antinationalen Sünden reichlich aufgewogen. Er schmähte womöglich noch heftiger als Hr. von Mittnacht auf die Deutsche Partei. Er schloß mit der in dieser Versammlung denkbar unpassendsten Apologie auf den würtembergischen Particularismus, den er Patriotismus nannte. Dem Abgeordneten Lasker gebührt das Verdienst, diese vernutzten Manöver gebührend gezüchtigt zu haben. Zum ersten mal bestieg der noch junge und mit Recht so berühmte Redner die Tribüne des Zollparlaments, die flüchtigen Notizen in rasch hingeworfenen Worten seiner Gegner vor sich, das Beste, wie immer, extemporirend. Die körperliche Kleinheit des Mannes, über die seine Gegner so gern spotten, verschwindet, wenn von der Tribüne herab nur dieser geistig funkensprühende Kopf leuchtet, bald nach rechts, bald nach links gewandt, der beredte feine Mund trotz des starken dunkeln Bartes sichtbar, das kleine, scharfe, dunkle Auge unablässig Freund und Feind, meist den letztern, musternd. Auch Lasker begann fast elegisch. „Ich vermuthete mindestens ebenso wenig wie Hr. von Barnbüler, daß ich noch heute dazu disponirt sein würde, an der Debatte theilzunehmen. Vielleicht gelingt es mir in derselben Weise, unvorbereitet wie er war, doch sämmtliche Hülfsmittel bis in die kleinsten Details in meinen Händen zu haben. (Heiterkeit.) Angesichts derjenigen Zugeständnisse, die der Hr. Minister von Barnbüler gemacht hat, erwidere ich: Wir in Preußen nennen solche Dinge nicht Freiheit. Gerade solche Dinge sind der Gegenstand unserer Erwägung gewesen. Deswegen hatte der Abgeordnete von Mittnacht keinen Grund, die würtembergische Freiheit auf ein hohes Piedestal zu stellen. Man begeistert uns überhaupt nicht

*) Stenographischer Bericht, S. 44, Sp. 2.
**) Stenographischer Bericht, S. 45, Sp. 1, oben.

Digitized by Google

mehr mit einem Schluß, welcher mit einem Lobe auf würtembergische Vaterlandsliebe schließt. Wir sind vielmehr hier, um für das nationale Werk zu arbeiten, gleichgültig, ob das Gute aus Würtemberg oder aus Preußen kommt. (Sehr gut! links.) Und wie rührend sind die Redeweisen zum Unglimpf der politischen Gegner. Wer die dortigen Verhältnisse nicht kennt, wird offenbar meinen, die Deutsche Partei, welche übrigens zusammenfällt mit der Partei, die Schritt für Schritt gemeinschaftlich mit Preußen zu gehen denkt, sei so eine Anzahl von hergelaufenen Menschen; es sind aber 45000 Wähler, die sich zu dieser Partei bekennen, und alle domicilirt, wie Sie wissen, nach würtembergischem Recht. (Heiterkeit.) Es ist die Blüte der würtembergischen Intelligenz. (Oh! oh! und Widerspruch rechts.) Meine Herren! (nach rechts) auch Sie gehören zu dieser Blüte. (Heiterkeit.) Aber auch Sie werden mir zugestehen, daß auf der andern Seite Männer von derselben gesellschaftlichen Stellung waren, die sowol durch Reichthum wie durch Bildung und Wissenschaft ebenso glänzen — gerade so wie Sie! Gewiß ist es, daß, wenn sie das Glück gehabt hätten, an einer Stelle zu siegen, sie vielleicht auch einen so bedeutenden Redner wie Hrn. von Mittnacht in diese Versammlung geschickt hätten. Jedenfalls waren es 45000 Wähler, der fünfte oder vierte Theil alle Wähler des Landes. Wer sich darauf beruft, daß man über seine Heimat mit Schonung sprechen soll, der muß es auch thun für den fünften Theil des Landes. (Sehr richtig! links.) Und ich klage in dieser Versammlung den Hrn. Abgeordneten von Varnbüler an, daß er die Deutsche Partei verführt hat, Deutsche Partei zu werden. Denn er oder auch seine Anhänger sind es gewesen, die im Jahre 1867 das Programm aufgestellt haben: Anschluß Würtembergs an den Norddeutschen Bund. Daß er nun allerdings, größern und begabtern Geistes, schnell von einem Programm zu einem andern überzugehen weiß (Heiterkeit), die andern braven 45000 Würtemberger aber diese Geschicklichkeit nicht haben, liegt in der Natur. Es können eben nicht alle Diplomaten sein; es können nicht alle übermäßig gewandt sein." (Ruf: Sehr gut!) In der ernstesten Weise schloß Lasker. Nachdem er noch beiläufig erwähnt, daß er hoffe, das Zollparlament „kenne nicht blos den Grundsatz des «Maulhaltens», von welchem Sie ja heute offenbar das Gegentheil gesehen haben" (große anhaltende Heiterkeit), und nachdem er gewarnt hatte: „Erachten Sie es nicht in Ihrem Interesse, anzufangen, wie ein Redner (Varnbüler), er habe im Wagen nach Berlin von nichts anderm geträumt als von Baumwolle, Taback, und ich glaube auch von — Lumpen" (große Heiterkeit), schloß er: „Sie erfahren an dieser Wahlverhandlung, wie bei jeder Gelegenheit die deutsche Sache durchbricht. Sie können sie nicht ausschließen, wenn Sie auch wollen, und diejenigen, die in der Meinung Verträge geschlossen haben, daß sie die Zügel in Händen behalten, und daß wir selbst einen Gedankenaustausch über das Streben der Nation nicht machen werden, haben unüberlegt gehandelt und führen einen Erfolg herbei, den sie nicht gewollt haben. Ich hoffe aber, daß die heutige Debatte dazu beitragen werde, uns auf beiden Seiten zu besiegen, daß wir in Achtung von uns sagen werden: es sitzen deutsche Männer auf der rechten und auf der linken Seite dieses Hauses." Für den Augenblick hatte die Lasker'sche Rede den Erfolg — denn ihr ist wol wesentlich dieses günstige Resultat zu danken — daß mit 162 gegen 105 Stimmen der Antrag des Grafen Bethusy-Huc, „daß hinfort im Königreich Würtemberg eine dem Sinne des Vertrags vom 8. Juli 1867 homogenere Ausführung der Wahlen veranlaßt werde", angenommen wurde. Aber diesem neuen Siege der nationalen Elemente des Hauses sollte dann für lange Zeit kein weiterer folgen.

Was bei der zweiten Vicepräsidentenwahl zu Tage getreten war, das Bündniß der staatsfeindlichen Coterien Nord- und Süddeutschlands mit den preußischen Conservativen, hatte an diesem Tage seine volle Bestätigung gefunden. Mit Ausnahme der Freiconservativen stimmte die ganze Rechte des Reichstags mit den antinationalen Nord- und

Digitized by Google

Süddeutschen gegen das Einschreiten Bismarck's versus Würtemberg. Nicht minder hatte auch dieser Tag die andere Erfahrung bestätigt, daß die Einheitsfeinde aus Baden, Baiern und Würtemberg unter keinen Umständen freiwillig ihren politischen Standpunkt in diesem Hause entwickeln würden. Sie wußten wol warum. Es waren ihnen in solchem Falle nur zwei Alternativen in Aussicht. Entweder sie sprachen hier von der Leber weg und gerade so wie daheim, dann war ihnen außer dem unauslöschlichen Gelächter des Hauses die sofortige Kündigung ihres Bündnisses mit den preußischen Altconservativen gewiß — was die Erfahrung am 18. Mai bestätigt hat; denn so verschroben der preußische Junker in mancher Hinsicht denkt über unsere moderne Zeit, gut preußisch gesinnt ist er wie Einer. Oder diese Süddeutschen sprachen in Berlin anders wie daheim, sie nahmen den Mund voll deutscher Gesinnungstüchtigkeit, dann war es daheim um ihre politische Existenz geschehen. Hiervon weiß Hr. von Thüngen ein Lied zu singen, der schon infolge seiner sehr zweideutigen deutschen Redensarten bei der Adreßdebatte von seinen bajuvarischen Collegen Lukas und Bucher in ihrer Winkelpresse für Baiern todt gesagt wurde. In beiden Fällen mußte die Seifenblase platzen, die, in allen Farben schillernd, hier als gemeinsames dauerndes Product süddeutschen und norddeutsch-feudalen Festhaltens an dem Zollvertrage ausgegeben wurde.

Dieses Bündniß, das sich nicht blos im Plenum, nicht blos in den Dingen zeigte, von denen die große Welt erfährt, mußte gesprengt werden, oder besser durfte nicht Wurzel fassen, wenn die erste Versammlung dieses Parlaments in politischer wie in wirthschaftlicher Hinsicht nicht nutzlos, ja geradezu verderblich für Deutschland verlaufen sollte. Behauptete die unnatürliche Coalition auf der Rechten des Hauses in allen politischen Fragen die Majorität bis zu Ende der Session, dann konnte die nationale Partei im ganzen Süden Deutschlands auf Jahrzehnte der Verwirklichung ihrer Hoffnungen entsagen; denn wenn das Zollparlament ihr nicht wohlwollend zur Stütze diente durch eine kraftvolle Kundgebung im Sinne der Einigung Deutschlands, dann gab es für sie überall kein Forum mehr, wo sie sich Recht holen konnte. Das Zollparlament war dann in politischer Hinsicht lediglich schätzbares Material für den Historiker und Nationalökonomen, für die deutsche Frage aber einer jener vielen nothwendig fehlgeschlagenen Versuche, bei denen man dem Particularismus ohne schmerzliche Operation beizukommen hoffte. Aber auch für die sogenannte eigentliche Aufgabe des Zollparlaments brachte diese unnatürliche Coalition der antinationalen Süddeutschen mit den Conservativen die äußerste Gefahr. Die preußische Regierung, die, solange der Zollverein besteht, sich stets vor den andern Zollvereinsverbündeten auszeichnete durch ihre freihändlerisch groß angelegte Handels- und Zollpolitik, legte als Präsidialmacht des Zollvereins dem ersten Parlament eine Reihe von Gesetzesvorschlägen vor, die — mit Ausnahme der freihändlerischen Handelsverträge mit Oesterreich, Spanien und dem Kirchenstaat — in der That eher eine Umkehr von der Freihandelspolitik als einen Fortschritt auf dieser von allen westeuropäischen Culturstaaten längst eingeschlagenen Politik bekundeten. Dem Zollparlament mutheten diese Vorlagen zu, die Tabaksteuer im Innern gleichzeitig mit dem Einfuhrzoll zu erhöhen, das Petroleum zu besteuern, daneben die Eingangsabgaben auf Reis, Zucker u. s. w., deren Aufhebung oder wesentliche Herabsetzung notorisch projectirt gewesen, unverändert fortbestehen zu lassen. Und alles dies, diese scheinbar principielle Umkehr von der Culturbahn des Zollvereins, um eines Ausfalls von $1\frac{1}{2}$ Millionen willen, den der österreichische Handelsvertrag in den Einnahmen verursachte. Alle diese Vorlagen aber waren, wie jeder von den preußischen Zollbundesrathsmitgliedern hören konnte, zu Stande gekommen unter der allerwesentlichsten Betheiligung und Befürwortung der süddeutschen Regierungen. In Würtemberg z. B. gehörten die Freihändler, selbst von so maßvollem Streben wie Schäffle, zu den Bürgern derer, die da kommen werden.

Digitized by Google

Die crassesten Schutzzolltheorien von Moritz Mohl wurden dort geglaubt und beschworen. Nichts lag näher, als daß die Süddeutschen, die in politicis mit den preußischen Junkern pactirten, sich auch in wirthschaftlichen Fragen mit ihnen einigen würden. Die Grundlage dieser Vereinigung war gleichsam von selbst gegeben. Die Regierungen brauchten nur allen mäßigen Ansprüchen der Süddeutschen in Hinsicht der Tabacksteuer — Einführung der Tabacksteuer in Süddeutschland bei gleichzeitig erhöhtem Schutzzoll — nachzugeben, und erhielten dafür freie Hand in allen übrigen wirthschaftlichen Projecten, namentlich Zustimmung der süddeutschen Schutzzöllner für die Petroleumsteuer, gegen die sich vorzugsweise doch nur der Norden sträubte. Hier liegt unserer festen Ueberzeugung nach das Geheimniß, warum Bismarck, ohne dessen geheime Zustimmung sicherlich die Altconservativen sich nicht mit den Freunden Varnbüler's und Thüngen's verbündet hätten, dieses Bündniß so lange zuließ. Wir verhehlen uns nicht, daß dabei der behagliche Gedanke mit unterlief, die Nationalen, von denen doch alle Initiative auf Competenzerweiterung des Zollparlaments, auf Sprengung dieses Bündnisses ausging, für die frevelhafte Opposition abzustrafen, die sie im Reichstage bei Gelegenheit des Bundesschuldengesetzes entfaltet hatten. Aber wir denken von Bismarck zu groß, als daß wir glauben könnten, in seinem Busen sei Raum gewesen für so gewöhnliche Rachegedanken bei so großer Gelegenheit! Dagegen bestreiten wir keineswegs, daß der gedankenlosen Masse der Rechten dieser Köder hingehalten wurde als Lohn des Bündnisses mit den Feinden ihres Herzens: Rache an den Siegern vom 22. April*), Vergeltung gegen die öftern Schlappen, die ihnen im Reichstage die überwuchernde Intelligenz ihrer nationalen Collegen zuzog. Die Regierung aber ihrerseits war vollständig befriedigt, wenn ihr von den Süddeutschen diesmal geholfen würde, den Ausfall von $1\frac{1}{2}$ Millionen zu decken, als Gegenleistung für die Stimmen der preußischen Conservativen in der deutschen Frage. Wir wollen von mittheilbaren Gründen für unsere Vermuthung nur einen anführen: Wie die Geschichte des ersten Deutschen Zollparlaments beweist, kündigte Bismarck am 18. Mai durch einen Wink seines Auges die Coalition mit den Antinationalen des Südens, d. h. sobald er sich überzeugt hatte, daß diese den Löwenantheil des Bündnisses für sich zu ernten gedachten und zu Compromissen in den wirthschaftlichen Problemen keineswegs geneigt seien.

Diese verderbliche Coalition galt es zu brechen. Es geschah ohne Zweifel am besten durch den Antrag auf Erlaß einer Adresse an den König, in deren Inhalt, bei deren Debatte dann zugleich das Zollparlament seiner nationalen Aufgabe gerecht wurde und den deutschgesinnten Männern in Süddeutschland zur Stütze gereichte. Süddeutsche Abgeordnete waren es, Männer der gereiftesten politischen Einsicht aus Baden und Hessen, die ihre national-liberalen Gesinnungsgenossen aus dem Norden, wie der Züricher sagt, „bei Eiden" beschworen, eine Adresse ins Haus einzubringen. Die Aussichten auf deren Annahme, mindestens die Aussichten auf eine allgemeine große Adreßdebatte, bei der alle Parteien mit ihrer innersten Ueberzeugung Farbe bekennen mußten, waren nichts weniger als hoffnungslos, als der Gedanke an eine Adresse zuerst in weitere Kreise drang. Doch füglich können wir eine Woche banger Zweifel übergehen, deren Wiederholung nur für die Betheiligten Interesse haben könnte, die für uns außerhalb Stehende doch nur an der Hand der Erfolge gemessen werden. Noch am Vorabend des Schlachttags über die Adresse — nachdem sie am 1. Mai ins Haus eingebracht war, standen die Chancen so, daß man sicher erwarten konnte, die eigentliche Adreßdebatte in Scene zu setzen, sie zu vertagen und dann am folgenden Tage gemeinsam mit den Conservativen eine neue Compromißadresse einzubringen, wie die des Reichstags im Herbst 1867. Die Hoffnung

*) Bei der Debatte über das Bundesschuldengesetz im Reichstage. Vgl. unsern letzten Artikel.

Digitized by Google

auf eine Adreßdebatte im großen Stil durfte man sogar aller parlamentarischen Erfahrung nach noch bis mitten in die Debatte des 7. Mai hinein hegen, da die Parteien zu Anfang der Sitzung in der That gleich standen wie am 1. Mai bei Gelegenheit der württembergischen Wahlen. Für den einfachen Uebergang zur Tagesordnung hatten Anträge eingebracht die Altconservativen und Particularisten (Bundesstaatlich-Constitutionelle) aus dem Reichstage — sonderbarerweise beide unter Beifügung von Motiven — und die Schwaben und Baiern der Süddeutschen Fraction. Dagegen hatte die Deutsche Fortschrittspartei für sich, und die Freiconservativen zusammen mit Roggenbach und der bairischen Fortschrittspartei nur Anträge auf motivirte Tagesordnung gestellt. Daß die sogenannte Deutsche Fortschrittspartei gegen ihren eigenen Antrag für einfache Tagesordnung stimmen würde, konnten selbst diejenigen nicht ahnen, die von dieser Fraction immer die unpatriotischste Haltung erwarteten. Wurde der Antrag auf einfache Tagesordnung aber abgelehnt, dann trat die Generaldebatte über die Adresse mit vollem Ernst in Scene, und wie dann immer über die Adresse selbst entschieden wurde, jedenfalls mußten die staatsfeindlichen Elemente Süddeutschlands auf dem Kampfplatz erscheinen.

Die Adresse selbst war ohne Frage ein Meisterstück; Metz ihr Verfasser. Sie erklärte*): „Das Deutsche Zollparlament fühle sich als Vertretung des deutschen Volks gedrungen, Zeugniß abzulegen von dem Streben der Nation"; die Macht des nationalen Gedankens habe nach des Königs eigenen Worten den Deutschen Zollverein geschaffen und ausgedehnt. „Wir leben der Ueberzeugung, daß die Macht dieses nationalen Gedankens auch die vollständige Einigung des ganzen deutschen Vaterlandes in friedlicher und gedeihlicher Weise herbeiführen wird, die seit Jahrzehnten vom deutschen Volk erstrebte und seinerzeit von sämmtlichen deutschen Regierungen als unabweisbares Bedürfniß anerkannte nationale Vertretung für alle Zweige des öffentlichen Lebens kann unserm Volke auf die Dauer nicht vorenthalten werden. Die Liebe zum deutschen Vaterlande wird die innern Hindernisse zu beseitigen wissen. Die nationale Ehre wird das ganze Volk ohne Unterschied der Parteien zusammenführen, falls von außen versucht werden sollte, dem Drange des deutschen Volks nach größerer politischer Einigung entgegenzutreten." Mit einer warmen Genugthuung über die Vorlage des Handelsvertrags mit Oesterreich, diesem „durch Stammesverwandtschaft und mannichfache Bande eng mit uns verbundenen Nachbarlande", ging die Adresse zu dem Schluß über: „Wir vertrauen, daß es Ew. Maj. vergönnt sein werde, getragen durch die vereinte Kraft der deutschen Nation und im Einverständniß mit Ew. Maj. hohen Verbündeten, den Ausbau des gemeinsamen Werkes zu vollenden, dessen Abschluß Sicherheit, Macht und Frieden nach außen, wie materielle Wohlfahrt und gesetzliche Freiheit nach innen verbürgt." Es war fast komisch anzusehen, aus wie viel verschiedenen Gründen die Gegner jeder Adresse (in diesem Augenblick und aus diesem Hause) sich gegen diesen Entwurf erklärten. Die Deutsche Fortschrittspartei hatte von Duncker ein Gutachten ausarbeiten lassen, wonach sie der Hoffnung Ausdruck gab, daß ein deutsches Parlament „seine Erfüllung finden werde, sobald die Entwickelung der politischen Freiheit ebenso verbürgt sein wird als diejenige der wirthschaftlichen Freiheit im Zollverein".**) Das nannte die Linke eine „Erwägung" gegen diese Adresse! Die Bundesstaatlichen waren empört darüber, daß die Adresse das Zollparlament „generell als Vertretung des deutschen Volks bezeichne, die Frage der künftigen politischen Gestaltung Deutschlands seiner Cognition durch Mehrheitsabstimmungen unterziehe (?) und so die bundesstaatlich-constitutionelle (?) Einigung des Gesammtvaterlandes erschwere"!***) Die Altconservativen und Freiconservativen mit der bairischen

*) Vgl. Anlagen zu den Verhandlungen des Deutschen Zollparlaments, Nr. 7.
**) Vgl. Anlagen zu den Verhandlungen des Deutschen Zollparlament, Nr. 15, I.
***) Ebend., Nr. 15, II.

Digitized by Google

Fortschrittspartei gelangten aus derselben Motivirung, die erstern zum Antrag auf einfache, die letztern auf motivirte Tagesordnung, die erstern zur Zulassung, die letztern zur Abweisung der Generaldebatte über die Adresse.*) Nur die sogenannte Süddeutsche Fraction brachte keine schriftlichen Gründe vor für ihre negative Haltung. Sie hielt sich schon für incompetent, an der Adreßverhandlung überhaupt theilzunehmen, oder wie das ultramontane Winkelblatt des Abgeordneten und Militärcuraten Lukas sich drastisch ausdrückte: sie kannte nur einen König von Baiern und Würtemberg, einen Großherzog von Baden und Hessen, aber keinen König von Preußen, an den sie sich zu wenden habe. Tags darauf veröffentlichte in der That auch die „Zukunft" einen „Protest" der Süddeutschen Fraction mit dem unvermeidlichen Annexum des Kleeblatts Bebel-Schraps-Liebknecht, in welcher sie feierlichst dem Zollparlament Valet sagte für den Fall, daß irgendeine Adresse angenommen worden wäre.

Wäre es nach ihnen gegangen, es hätte damals am 7. Mai 1868 kein Wort verloren werden dürfen über die Adresse des Abgeordneten Metz und der 11 Süddeutschen, die sie als Antragsteller, der 80 Nationalen, die sie zur Unterstützung mit ihren Unterschriften bedeckt hatten. Am 1. Mai hatte das Zollparlament diese Adresse zwei Referenten, Bennigsen und von Thüngen, überwiesen. Der Antrag des Referenten Bennigsen auf Annahme, des Correferenten von Thüngen auf Ablehnung der Adresse lag dem Hause seit Tagen vor; die heutige Sitzung war anberaumt lediglich um ihr Referat entgegenzunehmen und den weitern Ausspruch des Hauses zu ermöglichen, und gleichwol verlangte der schwäbische Winkel des Hauses durch Hrn. von Mittnacht, und die Geschäftsgelahrtheit Peter Reichensperger's, der niemals unter einem Druckbogen über Geschäftsordnungsfragen spricht, man solle die Referenten gar nicht hören. Es liege ein Antrag auf einfache Tagesordnung vor. Ein derartiger Antrag sei „privilegirt", d. h. er müsse sofort zur Abstimmung gebracht werden. Jedes Wort über den Gegenstand, den er beseitigen wolle, sei verboten. Nur die Genannten und die sächsischen Bundesstaatlich-Constitutionellen (die sich heute zu der antinationalen Kraftanstrengung, die sie beabsichtigten, durch Mitglieder verstärkt hatten, die nur diesen einen Tag im Zollparlament und Reichstag zu sehen waren vom 23. März bis 20. Juni), erhoben sich schließlich für die Theorie Peter Reichensperger's. Die überwiegende Mehrzahl des Hauses hatte zu viel Anstandsgefühl, um den vom Hause bestellten Referenten das Wort zu verbieten.

So begann denn Rudolf von Bennigsen sein Referat zu Gunsten der Adresse. Wir kennen keinen Redner des Hauses, dessen ganzes Wesen, dessen Antlitz, dessen Rede, ja dessen Stimme eine so beruhigende Sicherheit über seine grundehrliche deutsche Gesinnung bei allen Hörern hinterläßt, als Bennigsen. Gerade um deswillen war er der geeignetste Redner in diesem Augenblicke. Wer die edle, große Gestalt des Mannes jetzt die Tribüne besteigen sah und nun aus der vollen staatsmännischen Ruhe seiner Stimme und seiner Gedanken bei jedem Worte doch die Klangfarbe echt patriotischer Denkweise heraushörte, der wurde mit Freuden an die bessern Tage unserer Presse erinnert, als noch nicht zum täglichen Brot demokratischer Blätter die Verleumdung und Verhöhnung Bennigsen's und der Männer gehörte, die zuerst das deutsche Volk wieder wach riefen aus dem todtenähnlichen Schlummer im Schatten des Bundestags. Den Gegnern auf der Rechten rief er zunächst alle die feierlichen Aussprüche des Königs und des Reichstags über das Verhältniß Norddeutschlands zu den süddeutschen Staaten in gründliche Erinnerung. Den Süddeutschen zeigte er an dem Wortlaute früherer Thronreden, namentlich an dem Wortlaute der Adresse des Reichstags, die im Herbst 1867 vier Fünftel aller Stimmen des

*) Ebend. Nr. 14 und 16.

Digitized by Google

Reichstags auf sich vereinigt hatte, und die der heute vorliegenden Adresse so ähnlich sei an Inhalt und Ausdruck, daß im Norden die Krone und die überwiegende Mehrzahl des Volkes Eines Sinnes sei in der Meinung, daß erst mit dem Eintritt der süddeutschen Staaten das große Werk nationaler Einigung für vollendet erachtet werden könne. Wenn nun aber der Antrag auf eine Adresse bei so vielen Abgeordneten aus Süddeutschland auf heftigen Widerstand gestoßen sei, so müsse ihre Besorgniß wesentlich darauf beruhen, daß die norddeutsche Mehrheit versucht sein könnte, die süddeutsche Minderheit zu majorisiren, daß die Competenz des Zollparlaments auf Gebiete ausgedehnt werde, auf welche wenigstens ein großer Theil der Vertreter von Süddeutschland, auch zwei süddeutsche Regierungen, die Competenz des Zollparlaments nicht erweitert wissen wollen. „Meine Herren! Eine solche Besorgniß kann nach dem Wortlaute der Adresse nicht mehr vorhanden sein; sie war aber auf Grundlage des Vertrags vom 8. Juli 1867 von vornherein unbegründet. Seine Bestimmungen schließen ganz aus, daß durch eine, einerlei wie große, Mehrheit im Zollparlament und Zollbundesrathe die Befugnisse des Zollbundesraths, des Präsidiums oder des Zollparlaments erweitert werden könnten über das streng abgegrenzte Gebiet hinaus, welches in den Zollvereinsverträgen bezeichnet ist. Es lassen diese Verträge keinen Zweifel, daß diese Erweiterung nur erfolgen kann, nachdem jede einzelne der süddeutschen Volksvertretungen und dann der Bundesrath und Reichstag des Norddeutschen Bundes sich mit dieser Erweiterung einverstanden erklärt haben. Meine Herren! Ich habe es für nützlich gehalten, wenigstens meinerseits diese Frage aufzuwerfen und ganz klar und ohne irgendeinen Hintergedanken zu beantworten, da ich wünsche, daß darüber unter uns Offenheit und Bestimmtheit herrschen möge, und daß die Mitglieder aus Norddeutschland von der Partei, der ich angehöre, wie von den übrigen Parteien, keinen Zweifel hegen können." (Bravo!) Demnächst geht dann die einzelnen Theile der Adresse durch und sagt über das Ganze, daß es auch für diejenigen Vertreter aus Süddeutschland, welche augenblicklich eine rasche Fortentwickelung der deutschen Verhältnisse nicht wünschen, ohne Gefahr sei, einem solchen Adreßentwurf zuzustimmen, da er sie weder für einen bestimmten Weg, noch für eine bestimmte Form oder Zeit bindet, da diese Adresse nur dem Ausdruck gibt, was im Grunde uns alle beseelen muß, daß wir, wenn auch zunächst für einen engbegrenzten Zweck berufen, doch zugleich eine nationale Aufgabe zu erfüllen haben. „Es existiren aber auch für Norddeutschland, auch für die Mitglieder des Reichstags nicht derartige zwingende Gründe und drängende Verhältnisse, Süddeutschland jetzt rasch zu einer Verbindung an den Norddeutschen Bund zu veranlassen. Seit dem Jahre 1866 ist in stetiger Folge ein außerordentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der deutschen Verfassung schon erreicht. Das, was in der Verfassung des Norddeutschen Bundes, in der Verwaltung und Gesetzgebung desselben geschehen, was gleichzeitig an erforderlichen Reformen in den einzelnen Staaten, und namentlich in dem größten, in Preußen, bislang gefördert ist, ist aber keineswegs in der kurzen Zeit so zum Abschluß gekommen, daß man sagen könnte: Wir haben hier mit fertigen Zuständen zu thun, in die wir die süddeutschen Brüder schon in dem Augenblicke einladen könnten einzutreten. (Hört! Hört!) Für Preußen namentlich bleiben für die nächste Zukunft so schwierige Aufgaben noch zu lösen, daß es nicht räthlich erscheinen kann, diese Schwierigkeiten dadurch wesentlich zu erhöhen, daß man ganz widerstrebende Elemente schon sofort in die Verbindung des Norddeutschen Bundes hineinzieht. Bei der Schnelligkeit, mit der die Entwickelung Deutschlands in den letzten Jahren vor sich gegangen ist, hoffe ich, daß die Verhältnisse in nicht zu langer Frist, in wenigen Jahren, sich ändern können. Wir in Norddeutschland, Volksvertretungen und Regierungen, werden uns der Verpflichtung nie entziehen, den süddeutschen Staaten den Eintritt in den Norddeutschen Bund jederzeit offen zu halten, einen oder die sämmtlichen süddeutschen Staaten aufzunehmen,

Digitized by Google

oder aber mit einem oder mit sämmtlichen süddeutschen Staaten Verträge abzuschließen, daß sie für einzelne Verhandlungen der Gesetzgebung und Verwaltung, sei es dem Norddeutschen Bunde, sei es dem Zollparlament, beitreten. Augenblicklich drängt die Gesammtentscheidung darüber nicht. Wenn die Gesammtlage so ist, möchte ich doch glauben, daß wir, ehe wir an die Gesetzesvorlagen, die materiellen Interessen gehen, uns sehr wohl bewogen finden können, in einem Gesammtausdruck der Thronrede gegenüber unsere Stellung zu nehmen, zu der Bedeutung des Zollparlaments überhaupt in dieser allmählichen schrittweisen Entwickelung der deutschen Verfassung. Ich bezweifle, daß die sofortige und alleinige Beschäftigung mit materiellen Dingen der beste, richtigste oder der allein richtige Weg sei, uns näher zu rücken und die gemeinsamen politischen Aufgaben zu lösen. Die eigentlichen Gegenstände der Thätigkeit des Zollparlaments sind materielle Interessen, wo die Sätze von Production und Consumtion, von Schutzzoll und Freihandel, Küstenland und Binnenland, Norden und Süden in der schärfsten Weise zur Sprache kommen, und wo es sehr fraglich ist, ob man diese Fragen auf dem Gebiete allein für sich lösen wird, wenn nicht eben dieser materielle, leicht in Ausartung gerathende Gegensatz geläutert und gehoben wird, dadurch, daß die Regierungen und Volksvertretungen zugleich die gesammten Aufgaben des Staatslebens und der Cultur einer großen Nation zu führen haben." (Bravo!) Dann entwickelt Bennigsen, wie nothwendig es dem Auslande gegenüber sei, „daß der Entschluß zu einer staatenbildenden schöpferischen Thätigkeit auf dem politischen Gebiete, die Entwickelung, die seit 1866 niemals abgebrochen worden ist, nicht verschwinde und den gewöhnlichen Alltagsstimmungen ruhiger friedlicher Zeiten Platz macht. . . . Wir wissen aus der Geschichte anderer Völker und der eigenen, daß in Zeiten, in denen wir eine größere politische Macht schon waren, es doch immer nur der gewaltigen genialen und heroischen Kraft einzelner vorherrschender Stämme gelungen, für kurze Zeit eine Einheit herzustellen; auf die Dauer ist es selbst in den großen Perioden des Mittelalters niemals möglich gewesen, sie zu erhalten. Wir, wenn jemals haben die Aufgabe zu lösen, in diesem Menschenalter dem Deutschen eine Verfassung, eine politische Einheit für das ganze Gebiet seines staatlichen und Culturlebens hinzustellen, wir, wenn es jemals gelingen soll, müssen hinter der Größe dieser Aufgabe nicht zurückbleiben. Soll uns diese Aufgabe gelingen, so haben wir zwei Feinde zurückzuhalten, einmal müssen wir im Norden den Gedanken austilgen, daß man den Süden wider seinen Willen zwinge, in politische und Rechtsgemeinschaft einzutreten. Auf der andern Seite halte ich für ebenso gefährlich, wenn man in Frage stellen will, daß für künftige Zeit die Grundlage, die im Jahre 1866 gewonnen ist, das unerschütterliche Fundament für den Ausbau der deutschen Verfassung ist und bleiben soll. (Bravo!) Ich halte diejenigen, die dem nachstreben, für ebenso große Feinde Deutschlands, als diejenigen, die den Bürgerkrieg hervorrufen und Süddeutschland Gewalt anthun wollen. (Bravo!) . . . Wenn es jemals gelingen soll, dann kann es jetzt den Deutschen gelingen. Wir alle, die wir berufen sind, an dieser Aufgabe mitzuwirken, mögen uns der schweren Verantwortung bewußt sein. Lassen Sie uns die Hoffnung hegen, daß das Jahr 1866 zum letzten mal Tausende von Sühnopfern im Kampfe Deutscher gegen Deutsche gefordert hat, daß dieses Menschenalter in friedlicher Entwickelung Deutschlands Macht, Freiheit und Einheit wiederherstelle. Diesem Gefühl gibt die Adresse Ausdruck. Sie hält es der Gesammtvertretung einer großen Nation für würdig, bestimmte und feste Position für die politischen Aufgaben Deutschlands zu nehmen." Bennigsen schließt mit dem Wunsche: „Mögen die Discussionen immer von dem Gedanken durchweht sein, daß es im Interesse des Vaterlandes unsere Pflicht ist, alles Verletzende, Trennende, alles Feindselige zurücktreten zu lassen (Bravo!) und alles Gemeinsame, alles Einigende hervorzuheben!" (Lebhafter anhaltender Beifall links.)

Digitized by Google

Dieser großen Rede gegenüber hatte der Correferent von Thüngen, wie er selbst sagte, eine sehr schwierige Stellung; namentlich den versöhnlichen Schluß hatte der bairische Tory aus dem Munde eines National-Liberalen offenbar nicht erwartet. Er hatte vielmehr seine Rede auf den Kriegsfuß eingerichtet, und mußte deshalb dem Hause wiederholt nahe führen, daß man es nur „der unabweisbaren Logik der Thatsachen zuschreiben müsse", wenn er jemanden verletze.*) Thüngen fand lange den Ton nicht, der ihm von der Stimmgabel seiner Wähler nachklingen sollte. Die Noblesse Bennigsen's hatte ihn verwirrt. Auch er kehrte den Gentleman heraus. Noblesse oblige. Er erklärte mit tragischem Gesichtsausdruck „daß die Majorität des süddeutschen Volks (!), die eigentliche Volksmasse offenbar (?) jeder Verbindung abhold ist. Dies kommt daher, daß die süddeutschen Volksstämme von jeher mit großer Anhänglichkeit an ihren Institutionen und Dynastien gehängt (!)**) haben, und die Masse bei uns, wie überall, nur Gefühlspolitik treibt. Anders, meine Herren, ist unsere Stellung, die der Denkenden des Volks. Wir treiben nicht die Politik des Gefühls, wir treiben die des Verstandes. Wir lassen uns nicht durch die momentane Strömung treiben, wir blicken in die Zukunft. Wir wissen und fühlen genau, daß jeder Schlag, der Preußen von außen her versetzt würde, sich durch ganz Deutschland fühlbar machen müßte, bei uns noch schwerer als bei Ihnen. Deshalb stehen wir fest auf dem Boden «der Verträge»". Der Herr Abgeordnete Lukas, der seinerzeit über die „Versimpelung der Presse" geschrieben, und sein Gesinnungsgenosse Bissing aus Heidelberg, der Privatdocent, der in einem gelahrten Werke den „großhellenischen" Standpunkt Kimon's gegen den „großathenischen" des Perikles beleuchtet hatte, horchten hoch auf, als Thüngen den vollen Balg des preußischen Staatslobs trat. Er wurde deshalb sofort daheim des Vaterlandsverraths geziehen. Aber im Grunde war sein Verbrechen nicht groß. Er nahm in der zweiten Hälfte seiner Rede reichlich alles zurück, was er in der ersten Hälfte zugestanden hatte. Es erwies sich bald, daß er die Verträge nur gepriesen hatte, um desto besser jede Verhandlung über die Verträge hinaus als eine Mandatsüberschreitung zu kennzeichnen (S. 96), oder wie er weiter sagte: „Wir wollen Ihnen gern die Bruderhand reichen, aber stören Sie nicht das Wachsthum dieser noch zarten Pflanze der Freundschaft dadurch, daß Sie uns auf Wege drängen, die wir nicht als die unserigen betrachten können."

Damit endete der zweite Abschnitt der Adreßdebatte vom 7. Mai. Es begann der dritte und letzte, die Reden für und wider den Antrag auf einfache Tagesordnung; nach der Geschäftsordnung darf jede Ansicht nur einmal zu Worte kommen. Bei mehrern Meldungen entscheidet das Los. Diesmal war es aber nicht blind. Unter nahe an 50 Meldungen auf beiden Seiten traf es die beiden Männer, die schon Tage zuvor von ihrer Partei zu Rednern bestimmt waren, Blanckenburg von der Rechten, Bluntschli von den Nationalen. Hr. von Blanckenburg hatte sich, da Vincke ernstlich krank war, von seiner Fraction als einfacher Tagesordnungsschweizer anwerben lassen. Seine Rede können wir mit Stillschweigen übergehen. Denn ihr Grundgedanke war eine banausische Verhöhnung des nationalen Gedankens, eine Witzelei quand-même über die heiligsten Interessen Deutschlands, und die Schlußworte: „Fort an unsere Arbeit und weg mit allem Schwindel"***), offenbar bezüglich auf die an den König gerichtete, von fast 100 Mitgliedern unterschriebene Adresse, entgingen nur bei Simson's Milde dem Ordnungsrufe. In übelster Weise erinnerte die Rede an die oratorischen Purzelbäume in der Sturm- und Drangepoche der feudalen Partei, ehe diese von Bismarck den nationalen Schliff erhalten hatte. In

*) Stenographischer Bericht, S. 95, Sp. 2.
**) Stenographischer Bericht, S. 95.
***) Stenographischer Bericht, S. 100.

Digitized by Google

diesem Augenblick, wo sein wachsames Auge nicht über den Schüllern stand, überließen diese sich dem natürlichen Triebe.

So viel war gewiß, daß Bluntschli, der jetzt nach Blanckenburg die Tribüne bestieg, um gegen die Tagesordnung zu sprechen, auch im Aeußern einen weit vornehmern Geist verrieth als der Sprecher der Rechten. Hieran änderte nichts, daß der Accent und Tonfall seiner Stimme und manche seiner Bewegungen an seine schweizerische Abstammung, seine behagliche Vertrautheit mit den Stützpunkten der Tribüne an den kathedergewohnten Professor gemahnten. Denn Würde und imponirende Sicherheit ist sein eigen. Und schon die ersten seiner Worte kennzeichneten die Situation mit der ganzen Schärfe und Hoheit der Anschauung, die dem hervorragenden Staatslehrer ziemt. „Als ich hörte", begann Bluntschli, „daß der Antrag auf eine Adresse mit einem Antrag auf einfache Tagesordnung beantwortet werde, war ich, ich gestehe es, etwas erstaunt. Nach parlamentarischem Brauche nämlich wird die einfache Tagesordnung nur da angewendet, wo ein Antrag als unpassend, unzulässig, als offenbar schädlich betrachtet wird. Es geschieht aber nicht, wenn beinahe ein Viertel des Hauses ihn unterstützt. Dann hält man es wenigstens der Mühe werth, ihn in Erwägung zu ziehen. (Zustimmung.) Nur ein Mitglied hat das Recht und die Competenz dieser Versammlung zu einer Adresse bestritten. Ich meine, consequenterweise müßte man dann auch das Recht der Thronrede bestreiten (Unruhe, Widerspruch und Zustimmung); denn ganz mit demselben Rechte wie bei Eröffnung dieses Parlaments von allerhöchster Stelle zu demselben gesprochen ist, kann das Parlament darauf antworten. (Sehr richtig!) Nicht aus Parteieifer oder Parteikünstelei, sondern aus patriotischer Pflicht ist die Adresse eingebracht. Die Eröffnungsfeier im Schlosse war für uns ein großer erhebender Moment, die Thronrede war doch etwas ganz anderes als eine Präsidialrede des Bundestagspräsidenten in Frankfurt. (Heiterkeit.) Das war das Bild eines wirklichen Staats, es ist ein Staatsgefühl in diesem Moment über uns gekommen. Als dann in der Thronrede ein großes Wort gesprochen wurde, welches Widerhall fand in unsern Herzen, und das hier von einem Mitgliede der conservativen Partei zu Witzen benutzt worden ist (Hört! Hört! links) nicht ohne eine gewisse Verhöhnung des nationalen Gedankens (Widerspruch rechts), da lag uns der zweite Gedanke nahe: es ist unmöglich, daß die zum ersten male versammelten Vertreter des deutschen Volks nicht ihre Zustimmung zu diesem Gedanken offenbaren. (Bravo! links.) Hierin liegt der Grund der Adresse. Sie ist der Schlußact, der mit dem Haupt- und Voract in Harmonie ist. Entweder sprechen wir uns nun zustimmend aus, und da gebe ich von vornherein jedes Wort des Entwurfs preis. Wenn z. B. Hr. von Blanckenburg lieber eine Adresse machen will, die wörtlich mit der von ihm gerühmten des Reichstags vom 24. Sept. 1867 übereinstimmt, ich stimme von ganzem Herzen zu. (Bravo! links.) Oder wir sprechen uns nicht aus, dann schwächen wir dadurch den Gedanken der Thronrede ab. Es ist aber noch ein anderer Grund für die Adresse. Auch wir wünschen nicht heftige Parteikämpfe in diesem Saale wiederholt, allein, das muß ich doch sagen, es ist für die Mitglieder aus Süddeutschland beinahe unmöglich, diejenigen Fragen völlig schweigend zu übergehen, um derentwillen sie hierher geschickt sind. (Lebhafter Widerspruch rechts.) Ja wohl! ja wohl! (Große Heiterkeit.) Denn die Wahlkämpfe im Süden hatten sehr wesentlich und vorzugsweise eine politische Bedeutung; und, meine Herren, wenn man immer sagt, dieses Parlament sei wesentlich als eine große Commission in Zollangelegenheiten berufen, so kann ich nie und nimmermehr zugeben, daß wir 380 Mitglieder sämmtlich Sachverständige in Zollangelegenheiten sind. (Heiterkeit.) Wenn man das gewollt hat, hat man die Institution am unrechten Punkte angegriffen. Dieses Zollparlament besteht zu drei Viertheilen aus den Mitgliedern des Reichstags, und diese Herren sind doch wahrhaftig nicht um der Zölle willen, sondern sehr wesentlich aus po-

Digitized by Google

litischen Rücksichten gewählt. Also mehr als drei Viertel sind von Anfang an nicht Zollexperten. Und wie ist es denn im Süden? Ich habe Ihnen bereits gesagt: im Süden sind einige Wahlen sehr wesentlich mit Rücksicht auf die wirthschaftlichen Fragen gemacht worden; aber der eigentliche Wahlkampf in allen süddeutschen Staaten war durchaus politischer Natur, und unter den einen und andern sind sehr viele, denen der Stempel des Sachverständigen in Zollangelegenheiten nicht auf der Stirn geschrieben steht (Heiterkeit); ich gehöre selbst dazu. Die Formen, in denen wir uns hier bewegen, Parlament, Zollbundesrath, Bundespräsidium, erinnern doch ganz außerordentlich lebhaft an die Form des Norddeutschen Bundes, an die Formen eines wirklichen Gesammtstaats, und die sämmtlichen süddeutschen Staaten und Kammern, die zu der Verfassung ihre Zustimmung gegeben haben, müßte man doch sämmtlich der Blindheit beschuldigen, wenn sie das nicht bemerkt hätten. (Heiterkeit.) Und wenn sie das bemerkt haben, was heißt das? Das heißt, daß die große erhabene staatliche Form, in der wir uns bewegen, die zur Stunde noch einen sehr dürftigen Inhalt hat, mit der Zeit einen größern Inhalt bekommen soll, und das mußte gleich von Anfang in der oder jener Form zu Tage treten. Wir sind gar nicht gesonnen, über die Verträge hinwegzuschreiten. Aber das hindert doch nicht, daß eine wirkliche Vertretung des deutschen Volks (wenn auch in Zollsachen) sich ausspricht, es gebe für sie einen großen nationalen Gedanken, der keine Phrase ist. Ebendeshalb hat die Adresse keine Spitze, es kam vielmehr darauf an, die Zustände wie sie sind, uns wechselseitig einfach und ehrlich klar zu machen. Und da erlaube ich mir eine Bemerkung gegen den Herrn Correferenten. Derselbe nämlich hat immer von einem süddeutschen Volke gesprochen. Meine Herren! Ich kenne kein süddeutsches Volk (Bravo!), ich kenne vier süddeutsche Staaten; es gibt kein süddeutsches Volk! (Bravo!) Ich kenne nur Ein deutsches Volk. (Lebhaftes Bravo!) Dieses deutsche Volk hat verfassungs- und vertragsmäßig eine wirkliche Vertretung in diesem Parlament. An dem Gedanken wollen wir festhalten, daß es nicht zwei deutsche Völker gibt, sondern Ein deutsches Volk, zu dem die sämmtlichen deutschen Staaten zur Stunde schon in Zollangelegenheiten gehören, zu dem sie später gehören werden in allen politischen Dingen." (Lebhaftes Bravo!) Mit großer Sachkenntniß entwickelt nun Bluntschli die Stellung der Bevölkerung in allen süddeutschen Staaten zur deutschen Frage. In Hessen rufe die Zwitterstellung des Staats als Glied und Nichtglied des Norddeutschen Bundes täglich in allen Verhältnissen die größten Unzuträglichkeiten hervor. Der Staat befinde sich in einer offenbar ganz unhaltbaren Situation. In Baden habe sich mit Ausnahme des „leitenden Klerus" das ganze Land für den Anschluß an den Nordbund ausgesprochen. In Würtemberg habe die vielgeschmähte Deutsche Partei seit zwei Jahren die allergrößten stetigsten Fortschritte gemacht, und sicherlich hätte diese Partei einige Mitglieder hierher gesandt, wenn die Regierung dort nur die neutrale Loyalität der bairischen Regierung bei den Wahlen eingenommen hätte. In Baiern sind die Wahlen schon sehr getheilt ausgefallen, beide Parteien halten sich ziemlich die Wage. Aber auch dort hat die antinationale Partei wesentlich der Beihülfe der Kirche ihre Sitze zu verdanken, der Kirche, welche die politischen Dinge weder zu führen versteht, noch führen darf. Bluntschli schloß: „Es gibt also zwei Parteien im Süden. Die eine ist dem Anschluß mehr oder weniger zugeneigt, die andere will nichts davon wissen, und das geehrte Mitglied, welches zuerst gesprochen hat gegen die Adresse und für die Verträge (von Thüngen), hat in seinem Lande alles nach Kräften gethan, die Verträge nicht zu Stande kommen zu lassen. (Links: hört! Widerspruch rechts.) Ja es gibt zur Stunde noch manche, die gar nicht zufrieden sind, daß sie hierher haben kommen müssen, die gar nicht einverstanden sind mit den Verträgen, um deren Ausbau es sich handelt. Diese Partei wünscht die einfache Tagesordnung sammt und sonders; Sie können mir es glauben, sie werden alle dafür stimmen.

Digitized by Google

(Heiterkeit.) Also steht die Sachlage wahrhaft so: wenn Sie für die einfache Tagesordnung stimmen, so stimmen Sie sämmtlich denjenigen Herren bei, die am wenigsten von einer Fortbildung unserer Gemeinschaft wissen wollen. (Zustimmung links, lebhafter Widerspruch rechts.) Und wenn Sie gegen die einfache Tagesordnung stimmen, dann stimmen Sie mit allen denen in Hessen, Baden und Baiern, mit denen, die für die Adresse gewirkt und die motivirte Tagesordnung eingebracht haben, mit denen, die von Herzen und ganz Ihre Freunde sind. Jetzt stimmen Sie ab!" (Lebhafter Beifall links.)

Mit 186 gegen 150 Stimmen, also mit nur 36 Stimmen Majorität wurde dann bekanntlich die einfache Tagesordnung beschlossen. Die deutschfeindlichen Blätter des Südens und Nordens im hellen freudigen Chorus mit den Chauvinisten an der Seine und den Kriegsfanfaristen an der Donau erhoben großen Jubel über diesen angeblich großen Sieg, die „Entscheidungsschlacht" gegen die verhaßten Nationalen, wie sie es nannten. Sie vergaßen dabei, daß ihre kleine Majorität von drei Dutzend Stimmen zusammengesetzt war aus einem Chaos politischer Farben, in dem nicht drei Männer sich zur nämlichen Farbe bekannten. Wenn die ochlokratische Linke des Reichstags, die Deutsche Fortschrittspartei, die 14 Männer aus Schwaben, die Bavaren, die Koryphäen der süddeutschen Volkspartei und die preußischen Feudalen einmal zusammenstimmten, so konnte nur ein Thor meinen, daß der Kitt, der sie heute vereinte, von Bestand sei. Und auch darüber täuschten sich die Feinde der deutschen Einheit mit Absicht. Die ganze civilisirte Welt hallte wider von den beiden großen Reden dieses Tages, Bennigsen's und Bluntschli's, während trotz des Siegesgeschreies der Sieger auf ihrer Seite nur Phrasen zu verzeichnen waren. Nur noch wenige Tage, und alle diese Illusionen wurden zerstört durch die Debatten vom 18. Mai.

Bei der Schlußberathung über den Handels- und Zollvertrag mit Oesterreich, die am 18. Mai auf der Tagesordnung stand, hatte Bamberger, durch Metz und 29 andere süd- und norddeutsche Nationale unterstützt, den Antrag eingebracht: „den Bundesrath des Zollvereins zu ersuchen, dahin zu wirken, daß den Beschwerden abgeholfen werde, zu welchen im Großherzogthum Hessen das Zusammentreffen der herabgesetzten Weinzölle mit dem bestehenden System der indirecten Steuern Anlaß gibt." Nichts ließ ahnen, daß dieser Antrag der Anstoß zu der größten, für den nationalen Gedanken bedeutendsten Verhandlung werden sollte, die das erste Deutsche Zollparlament gesehen hat. Höchstens glaubte man sich auf einen verzweifelten Kampf der hessischen Regierungsvolkswirthe mit den übrigen hessischen Abgeordneten über den Werth und Unwerth der hessischen Weinsteuern Rechnung machen zu können; man durfte aber erwarten, daß in dieser wirthschaftlichen Frage der ganze Süden und sogar die Schutzzöllner für den Antrag Bamberger's eintreten würden. Denn die inländische hessische Weinproduction gerade war nun überaus gedrückt, da mit der Herabsetzung der Eingangszölle auf Wein im österreichischen Handelsvertrage zugleich auf Grund des deutsch-französischen Handelsvertrags, durch den Frankreich den meistbegünstigten Nationen gleichgestellt wurde, die ganze französische Concurrenz ins Land kam, und gleichzeitig eine Reihe ansehnlicher innerer hessischer Weinsteuern, Octrois, Transitsteuern und Zapfgebühren, auf dem hessischen Weinhandel lasteten, die auch ihre Vertheidiger nicht unter 7 Fl. 10 Kr. von der hessischen Ohm guten Weins veranschlagten.*) So waren die 600 hessischen Weinhändler um so gewisser ihren deutschen und namentlich französischen Concurrenten gegenüber empfindlich benachtheiligt, als die Productionskosten in Hessen erheblich größer und die Erträge pro Morgen viel geringer sind wie die österreichischen oder französischen. Denn während Frankreich 104 Liter

*) Stenographischer Bericht, S. 253, Sp. 1. Rede des hessischen Obersteuerraths Abgeordneten Fabricius.

Digitized by Google

(91 preußische Quart), Oesterreich 71 preußische Quart auf den Kopf producirt, bringt Hessen nur 5 Quart Wein auf den Kopf hervor; während in Frankreich nur einmal jährlich gehackt wird, müssen die hessischen Weinproducenten drei- oder viermal den Wein bearbeiten lassen.*) Die Gegner der hessischen Trankſteuer und Zapfgebühr berechneten diese dagegen zusammen auf 9 Fl. 10 Kr., mithin auf zwei Drittel des Eingangszolls, den hinfort französische Weine zu zahlen haben sollten. Einmal im Inlande, blieb der französische Wein von jeder weitern Besteuerung frei.**) Aus allen diesen Gründen war der Bamberger'sche Antrag volkswirthschaftlich sicherlich allenthalben gerechtfertigt. Aber seit dem 7. Mai war es in den süddeutschen antinationalen Kreisen Mode geworden, einen Antrag, der von nationaler Seite ausging, immer zuerst nach der Frage der Competenz zu prüfen. Diese Behandlung erfuhr auch der Bamberger'sche Antrag. Fabricius hatte schon bei der Generaldebatte bescheidene Zweifel in dieser Richtung geäußert. Nun trat Mohl auf die Tribüne mit dem maßlosen Glauben an die Richtigkeit seiner verschrobenen und durchweg um ein Menschenalter überlebten Ansichten und versicherte, an der Incompetenz des Zollparlaments in dieser Frage könne „gar kein Zweifel sein". Der §. 2 des Art. 5 des Zollvereinsvertrags bestimme, daß als höchster Satz an innern Weinsteuern, wenn sie nach dem Werthe des Weins erhoben werden, von der Ohm (120 Quart preußisch) ein Satz von 5 Thlrn. zulässig sei, den die hessische Weinsteuer eingestandenermaßen noch lange nicht erreiche. Solange dies nicht der Fall sei, sei das eine innere hessische Angelegenheit. Mit demselben Rechte könne das Zollparlament sonst einen Eingriff in die badischen und würtembergischen Weinumgelder sich herausnehmen, von denen die würtembergischen jährlich 8—900000 Fl. einbringen. Das sei offenbar Sache der Landesgesetzgebung. Mohl bat schließlich höhnisch und unfein genug, von dieser „Wirthsagitation" abzusehen!***) Seine Nothsignale für die bedrohten Einkünfte der süddeutschen Staaten versammelte Würtemberg und Baiern in hellen Haufen zum Widerstande um die Tribüne. Diese Gesinnungsgenossen pflegten als noch nicht förmlich seßhafte und germanische Stämme stets eine kleine Völkerwanderung nach der Tribüne zu veranstalten, wenn ihre Reichsgrenzen von dort aus bedroht schienen. Die schlechte Akustik des Hauses gab hierzu einen halbwegs haltbaren Vorwand. In Wahrheit aber diente ihr Aufmarsch zu den Füßen des Redners dazu, die Glosse zu den Reden zu liefern; bei Freunden die zahllosen „Hört! Hört!" „Bravo!" oder „Lebhaften Beifall von den Bänken der süddeutschen Abgeordneten" u. s. w., welche die Stenogramme aufführen; gegnerische Worte aber durch ihr Kriegsgeheul zu verschlingen, was die Stenogramme euphemistisch durch „Große Unruhe", oder „Zischen rechts", „Widerspruch", „Oho Oho" und namentlich das prägnante Competenzlosungswort „Zur Sache" ausdrücken. Die wirthschaftliche Seite der Frage wurde durch Bamberger und Metz glücklich behandelt. „Nicht um Ziffern handelt sich's hier", rief Bamberger, „nicht darum, daß sich der Import zu den innern Steuern in Hessen wie 13 zu $9\frac{1}{2}$ verhält, obwol das schon schlimm ist, sondern um die Verschiedenheit des Steuersystems, welches den ausländischen und inländischen Wein trifft. Der ausländische steht auf der Höhe moderner Gesetzgebung, welche die Freiheit des Verkehrs zum Princip hat, der inländische ist an eine Reihe höchst vexatorischer Steuern gebunden, die erhoben werden, so oft der Wein in andere Hände übergeht. Wenn der Zollvertrag bestimmt, daß jeder Zollbeamte die Pflicht hat, etwaige Mängel unserer Zollgesetzgebung für die Praxis dem Zollbundesrath anzu-

*) Stenographischer Bericht, S. 257, Sp. 1 fg. Rede des hessischen Regierungsraths Abgeordneten Pfannebecker.

**) Ebend., S. 257, Sp. 2.

***) Stenographischer Bericht, S. 258, Sp. 1.

Digitized by Google

zeigen, wollen Sie sagen, daß Sie weniger Pflicht haben, wenn Sie Mängel beobachten, als jeder Zollbeamte?" (Bravo!) Und Metz führte noch schlagender an, daß die Maximalsätze über innere Weinsteuern im Art. 5 des Zollvertrags festgesetzt wurden, als vor Abschluß des Handelsvertrags mit Oesterreich im Zollverein die hohen Schutzzölle für Wein bestanden, daß nach Herabsetzung der Schutzzölle aber die frühern Maximalsätze offenbar unvernünftig geworden seien. Zudem ziele der Bamberger'sche Antrag ja gar nicht auf eine Herabsetzung der hessischen Weinsteuern, sondern auf eine Untersuchung ihrer Vernünftigkeit unter den neuen Zollvereinsverhältnissen. Zur unpassendsten Stunde hatte Fabricius vertröstend auf den guten Willen der hessischen Regierung verwiesen und damit eine vernichtende Kritik dieses guten Willens zunächst seitens Bamberger's herausgefordert, „der Zustände herbeigeführt hat, daß wir Hessen schon Gegenstand des Spottes oder des Mitleids zu sein genugsam verdienen". Und nun folgte eine sarkastische Schilderung dieser Zustände, an deren Schluß Bamberger die Worte sprach: „Ich weiß, es sind viele Leute hier, die der Ansicht huldigen, daß die theoretische Propaganda unmehr gänzlich ausgestrichen sei aus dem Buche der Nationen, ich aber glaube noch nicht, daß der Moment gekommen sei, wo man vom deutschen Volke sagen kann: die erste Hälfte seiner Geschichte sei die der Epoche der Ideen ohne Baumwolle gewesen und die zweite Hälfte die der Baumwolle ohne Ideen. Ich glaube, wir sind doch nicht ganz verdienstlos, wenn wir die Idee eines durch die Mainlinie nicht getrennten Deutschlands vertheidigt haben. (Beifall.) Wir sind deshalb noch keine Bettelpreußen. Wir kommen nicht, um zu betteln, hierher, sondern als Gläubiger, an die Sie eine heilige Schuld zu zahlen haben, und ich glaube, Sie werden uns die heutige kleine Abschlagszahlung nicht versagen." Ein Angriff auf hessische Zustände ruft ganz zweifellos den Bundesrath und Geh. hessischen Legationsrath Hoffmann — unsern Lesern schon aus den frühern Artikeln bekannt — auf den Kampfplatz, denselben Mann, der einst im constituirenden Reichstage Bismarck öffentlich dankte für die Verfassung, die den süddeutschen Staaten den Beitritt zum Norden so leicht mache, und der seit dieser Zeit mit Recht als das brauchbarste Werkzeug der undeutschen Politik des Hrn. von Dalwigk gilt. In seinem Aeußern und Innern hat er viel von Mittnacht; auch dieselbe bureaukratische Ueberhebung gegen die Mitglieder des Hauses, die sich ihm entgegenstellen. So herausfordernd wie am 18. Mai hatte indessen Hoffmann noch nie gesprochen. Unter dem lebhaftesten Beifall „von den Bänken der süddeutschen Abgeordneten" erklärte er zunächst, daß er vom Antragsteller über seinen Antrag so gut wie nichts vernommen habe, daß er dagegen über die politischen Anspielungen des Hrn. Bamberger keine Silbe verlieren werde, schon aus dem einfachen Grunde, weil dies nicht hierher gehört. „Wenn der Antragsteller zur Begründung seines Antrags nur zu sagen wußte, die Versammlung solle handeln wie jedes moralische Wesen, das verpflichtet sei, einen Schaden, den es angerichtet habe, wieder gut zu machen (Heiterkeit), so muß ich darauf erwidern: leider hat der Zollvereinsvertrag dergleichen Principien der Moral nicht in sich aufgenommen. (Lebhafter Widerspruch links.) Nach den Bestimmungen des Zollvereinsvertrags ist das Zollparlament nicht berufen, die Consequenzen für die innere Besteuerung zu ziehen, die aus der Ermäßigung des Eingangszolls zu ziehen sind." Hoffmann schloß: „Ich halte das hohe Haus nicht für competent, über solche Anträge zu beschließen." Der Ton und Inhalt seiner Rede hatte dem Socialisten Liebknecht, der jetzt das Wort ergriff, die Stimmung verschafft für seine beliebten wüsten Declamationen, die er einige Tage zuvor in Berlin in einer sogenannten Volksversammlung und auch dort nur unter lebhaftem Widerspruch vorgetragen hatte. Hier entging er nur durch die große Nachsicht des Präsidenten dem überreich verdienten Ordnungsruf. Wenn nun auch Metz in seiner folgenden vortrefflichen Rede, die sich durchaus an die Sache hielt, wie bereits oben erwähnt wurde, die wirthschaftliche

Digitized by Google

Nothwendigkeit des Bamberger'schen Antrags vorzüglich motivirte und den guten Willen der hessischen Regierung damit illustrirte, daß sie die innern Weinsteuern, die vor 54 Jahren das russische Landesgouvernement in anerkannt misbräuchlicher Weise eingeführt habe, obwol die Regierung selbst schon im Jahre 1851 in ihren officiellen Berichten die Steuer als eine sittlich verderbliche, hemmende und ungerechte anerkannt habe, dauernd fortbestehen lasse, so war doch bis zu diesem Punkt der Debatte der Sieg des Tages keineswegs entschieden für Bamberger's Antrag gewonnen. Die Conservativen hatten sich bis dahin in edles Schweigen gehüllt; ja selbst ein so milder und deutschdenkender Mann wie der hessische Graf zu Solms-Laubach, der einzige, der von ihren Bänken aus heute gesprochen, hatte gegen Bamberger das Wort ergriffen. Alle im Hause zudem, Conservative, Nationale und Süddeutsche par excellence, glaubten bis dahin die Rede Hoffmann's als ein Votum des ganzen Zollbundesraths fassen zu müssen. Solche rücksichtslos scharfe Incompetenzerklärung vom Tische der Regierungsvertreter aus schien unmöglich einer derselben ins Haus werfen zu können, wenn er sich nicht zuvor der Zustimmung seiner Collegen versichert hatte. Man mag sich daher die athemlose Spannung denken, die sich an die Worte Bismarck's fesselte, der nun zum ersten mal im Zollparlament sprach: „Ich bin natürlich ebenso wenig wie mein großherzoglich hessischer Herr College in der Lage, mich über den mir soeben erst bekannt gewordenen Antrag im Namen des Bundesraths auszusprechen. Nachdem aber von einem Mitgliede des Bundesraths die Competenz des Zollparlaments und Bundesraths angezweifelt worden ist, ist es mir ein Bedürfniß, zu constatiren, daß dies eben die persönliche Ansicht dieses einzelnen Mitgliedes ist, daß wir nicht im Stande sind, eine Ansicht im Namen des Bundesraths über diese Frage zu äußern, und daß mein Eindruck prima facie der entgegengesetzte von dem meines großherzoglich hessischen Collegen ist (lebhaftes Bravo!), indem ich mir sehr wohl denken kann, daß der Bundesrath, wenn er glaubt, daß durch die Modalität der Besteuerung im einzelnen diejenige Verkehrsfreiheit im Inlande beschränkt oder gefährdet ist, welche die Institutionen des Zollvereins verbürgen, daß er alsdann competent sein könnte, die Remedur eintreten zu lassen." (Lebhaftes Bravo!) „Der großherzoglich hessische College" des Grafen Bismarck war indessen nicht der Mann, die vor dem ganzen Hause empfangene Zurechtweisung ruhig hinzunehmen. Zum ersten male gab er das Schauspiel heftiger Meinungsverschiedenheit unter den Bundesräthen. Er belehrte Bismarck des Längern über den Sinn des Zollvereinsvertrags und beharrte trotz der Bismarck'schen Erklärung bei der Versicherung: „Was die Competenzfrage betrifft, so kann darüber gar kein Zweifel obwalten, daß die innern Steuern, soweit sie nicht gemeinschaftlich sind, der Landesgesetzgebung unterliegen." Unmittelbar darauf erwiederte Bismarck: „Ich will, ohne im übrigen einer etwaigen Discussion im Schoße des Bundesraths vorzugreifen, nur bemerken, daß es sich meines Erachtens nicht um die Frage handelt, ob die großherzoglich hessische Gesetzgebung im Widerspruch mit dem Zollvereinsvertrage steht, sondern darum, ob die legislativen Organe des Zollvereins berechtigt sind, mit der Frage, ob dieses der Fall sei, sich zu beschäftigen." (Zustimmung.) So weit hatte der Streit, zwar reich an Schlaglichtern und sehr nutzbar für den nationalen Gedanken, doch immerhin mehr den Charakter eines hessischen, wenn's hoch kam eines Streites des Zollparlaments versus Dalwigk-Hoffmann gehabt. Dem Rechtsanwalt Probst aber aus Stuttgart gebührt das Verdienst, wider seinen Willen die Debatte zu ihrer vollen historischen Bedeutung gebracht zu haben. Probst konnte allerdings nicht gut anders als heute einmal im Zollparlament über politische Dinge reden, nachdem er zwei Tage zuvor in derselben berliner Volksversammlung mit Bebel und Liebknecht sein politisches Licht in das norddeutsche Dunkel hatte leuchten lassen. Er bestieg die Tribüne mit dem Versprechen, „bei der Sache zu bleiben". Die

Digitized by Google

Habitués der Journalistenbänke richteten mit Eifer ihre Augengläser auf den Mann, den die Schwaben für ihren besten Redner hielten, und der hier das Zollparlament wie das berliner Volk wieder mit dem bescheidenen Selbstlob haranguirte, „daß es gewisse Interessen gibt, die am besten von derjenigen Seite aus beleuchtet werden, von welcher ein gewisser Beruf durch die eigenthümlichen Interessen dazu vorliegt". Wer sich nach den Reden und Thaten des Mannes einen excentrischen Wühlhuber vorgestellt hatte, der irrte. Er sah statt dessen einen feinen verschlagenen Advocaten auf der Tribüne, mittelgroß, mit aschfarbenem Haar und Bart und feinerer Toilette, als die Mehrzahl seiner Landsleute zur Schau trug. Bei einem offenbar behaglichen Leben hatte sich Probst schlanke Formen bewahrt. Die Hälfte seiner Rede war einer Wiederholung der vorgebrachten Incompetenzgründe gewidmet. Ja wo er anfing der eigene Vater seiner Worte zu werden, wäre die Beweisführung selbst für die Volksversammlung vom ehegestrigen Tage nicht genügend erachtet worden. Denn wenn er die Competenzbeschränkung des Zollparlaments damit begründete, daß sonst dieselben Männer, die sich heute heftig befehden, aus politischem Grunde morgen in Zollsachen miteinander gehen sollen*), so war das Argument, wenn es überhaupt stichhaltig war, eins mehr dafür, das Zollparlament nicht als die einzige deutsche Nationalvertretung bestehen zu lassen. Aber vollends armselig wurde die Probst'sche Beweisführung, als er an die Furcht vor dem Auslande, an die Störung des Friedens appellirte, die eine offene Darlegung „des Gegensatzes zwischen Süd- und Norddeutschland" im Gefolge haben müsse.**) Das war dieselbe eingebildete oder wirkliche Furcht vor dem Auslande, die im Herbst 1867 aus den „bundesstaatlich-constitutionellen" Gegnern der Adresse des Reichstags gesprochen hatte.

Kein geringerer als Bismarck übernahm heute die Widerlegung.***) Er erinnerte zunächst die chronischen süddeutschen Hülferufer gegen angebliche Competenzüberschreitungen an seine berühmte Circulardepesche vom 7. Sept. 1867, wonach die preußische Regierung „die Selbständigkeit der süddeutschen Regierungen in keiner Weise gefährdet, und selbst wenn Sie den Wunsch aussprächen, diese Ihre Selbständigkeit aufzugeben (Sie nennen es so, ich nicht — sich dem Norddeutschen Bunde zu nähern, will ich lieber sagen), so müßten Sie diesen Wunsch schon so motiviren, daß er auf beiden Seiten dieselbe günstige Beurtheilung fände. Sie halten uns für viel empressirter, als wir es sind. (Heiterkeit.) Ich habe das Wort ergriffen, um Sie vollständig darüber zu beruhigen. Solange als Sie nicht erkennen, daß Ihrer Selbständigkeit im höchsten und weitesten Sinne am besten damit gedient ist, und solange nicht diejenige Majorität der Süddeutschen, die überhaupt staatliche Einrichtungen will, erklärt, es sei Ihr Wille, sich dem Norddeutschen Bunde anzuschließen — so lange deliberiren Sie in Ruhe über die Gegenstände des Zollvereins. Aber wenn ich mich so gegen das Bestreben jeder Competenzerweiterung verwahre, so muß ich auch jedem Streben, die vertragsmäßige Competenz des Zollparlaments zu vermindern, entgegentreten. (Lebhaftes Bravo!) Ob ein solches Streben hier vorliegt, lasse ich noch unentschieden. Dem Herrn Vorredner aber, und allen, die dasselbe Thema mit ihm behandeln, gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet." (Lebhafter Beifall.) In einer seiner glänzendsten Improvisationen führte Lasker den antinationalen Süddeutschen nahe, wie wenig den Norden vor seiner eigenen dauernden Consolidirung eine vorzeitige staatliche Verbindung mit so vielen centrifugalen süddeutschen Elementen anmuthen könne. Seine boshaften Ausfälle gegen „den Rechtsconsulenten der Süddeutschen", Probst, „das bekannte Gesicht" Hrn. Liebknecht's und den Bundesrath Hoffmann, dessen Interpretation des Zollvereinsvertrags er vorwarf,

*) Stenographischer Bericht, S. 265, Sp. 2.
**) Ebend.
***) Stenographischer Bericht, S. 265, 266.

Digitized by Google

„das kann nur jemand sagen, der von internationalen Verträgen nie etwas gehört oder nicht reiflich darüber nachgedacht hat", waren ebenso durchschlagend wie die an die unselige Rolle des alten Bundestags gemahnende Warnung gegen die süddeutschen Incompetenzeiferer: „Die Lasten aufzuerlegen, sollen wir competent sein, aber wo es Abhülfe und Sorge vor allzu schwerer Bedrückung gilt, nicht einmal berechtigt, darüber zu sprechen!" Nur eine dürftige Ausfüllung der mächtigen Bresche in die künstliche Phalanx der Adreßgegner vom 7. Mai erstand in dem Drechsler Bebel und dem hannoverischen Exminister Windthorst. Dagegen erhoben sich nun in Löwe und Waldeck die vornehmsten Redner der Fortschrittspartei, in Camphausen (Neuß) der erste Altliberale für den Bamberger'schen Antrag. Auch die melancholischen Accente des frühern würtembergischen Ministers von Neurath, der mit Mühe seinen flammenden weitberufenen Preußenhaß in die weinerlichen Laute eines Bannerträgers verhüllte, der die verlorene Fahne dem Sieger übergibt, vermochten nicht, die von rechts und links umgangene bedrohte Schlachtlinie der Antinationalen zu halten, noch weniger der Cynismus des ultramontanen Volksaufwieglers Bissing aus Baden, der höhnisch unter dem anspruchsvollen Titel „Wir Süddeutsche" mit Bezugnahme auf ein entstelltes Wort Bismarck's im jüngsten Reichstage bat: „Lassen Sie uns Canadier, uns Unhöfliche, uns Unpolitische noch draußen erst die 30 Jahre einholen, die wir nöthig haben, um würdig befunden zu werden, in den Norddeutschen Bund aufgenommen zu werden." Denn schon vor ihm hatte der hochbegabte Sprecher der preußischen Conservativen, Wagener (Neustettin) gleichfalls für den Bamberger'schen Antrag sich nachdrücklich erklärt. Wenn Wagener wirklich auch in diesem Moment das war, für was er sich so gern ausgibt, das Medium der Regierungsmeinung, so war seine Rede reich zu nennen an Blicken ins Innere der bisherigen Taktik der conservativen Partei, d. h. der gehorsamen Dienerin der leitenden Männer des Staats. Man erfuhr von ihm, daß schon bei der Adreßdebatte die Competenzverneinung der „Süddeutschen" den Gesinnungsgenossen Wagener's tief zuwider war; daß damals die conservative Fraction nur aus dem Grunde Gegner der Adresse gewesen, weil es von jeher der preußischen Regierung widerstrebt habe, „diesen Zollverein mit politischer Sauce zu serviren". Mit vollem Grunde machte er allein die Eiferer der Incompetenz dafür verantwortlich, „daß wir die Adreßdebatte heute nachträglich gefeiert haben", und ein mannhaftes patriotisches Wort sprach er zum Schlusse gegen Probst: „Ein Friede, den ich nur damit erkaufen kann, daß ich mir meine deutsche Zunge abbeißen soll, den mag ich nicht. Wir befinden uns vollkommen in der Lage, Stärke und Kraft nach allen Seiten, auch wenn wir recht laut sprechen, einen ehrenvollen Frieden zu erhalten." Die größte, würdigste und berühmteste Rede des Tages aber kam zum Schlusse aus Völk's Munde. Mit ingrimmigem Misbehagen hatte man bisher diesen gewaltigen Mann an der Seite Bamberger's schweigend sitzen sehen; alle Welt wußte, daß er im bairischen Volkshause der beliebteste Redner war; aus den Kreisen der Nationalen war die Kunde ins Haus und die Presse gedrungen, daß Völk in einer ihrer Fractionssitzungen eine eminent klare und tief staatsmännische Rede gegen die Einbringung einer Adresse gehalten hatte; im offenen Parlament hier hatte er noch kein Wort gesprochen. Plötzlich, auch seinen nächsten Freunden unerwartet, hatte der Präsident den Namen Dr. Völk unter den Rednern genannt. Rasch stand er auf der Tribüne, den mächtigen Kopf abwechselnd nach allen Seiten des Hauses energisch richtend, bald gegen die linke, bald gegen die rechte seiner breiten Schultern geneigt. Das war doch einmal ein echt schwäbischer Kopf, wie ihn die alten Stiche den reisigen Kriegern des Schwäbischen Bundes oder den schwäbischen Stammesgenossen im kaiserlichen Gefolge der Hohenstaufen vorführen: ungekünsteltes dunkelblondes leichtgelocktes Haar, eine mächtige durchgearbeitete Stirn, kleine blitzende, von dichten Brauen beschattete Augen, ein sprechender Mund, ein ansehnlicher dunkelblonder,

Digitized by Google

schon stark mit Grau durchschossener Backenbart; über dem ganzen Antlitz das Gepräge unverwüstlicher Kraft und Gesundheit, zugleich aber ein stark diabolischer Zug um Auge und Mund, der dem echten Schwaben nie fehlen darf. Seine ersten Worte galten der Anmaßung seiner süddeutschen antinationalen Landsleute, die bisher immer als „Wir Süddeutsche" hier gesprochen hatten. „Das ist es, was mich auf diese Stelle führt, daß ich es immer wieder seit mehrern Tagen stumm und still mitanhören mußte, daß unter dem Namen «Wir Süddeutschen» Reden gehalten worden sind, mit denen nicht alle Süddeutschen einverstanden waren, Gefühle ausgedrückt worden sind, bezüglich deren ich Ihnen sagen kann, daß sie vielen Süddeutschen widerstreben.... Wenn politischer Stoff in einer Versammlung angesammelt ist, so bricht er durch, Sie mögen ihm die Thür der Adresse aufmachen oder ihn durch das Thürlein des Bamberger'schen Antrags gehen lassen. Die politische Debatte braucht nicht hervorgerufen zu werden, sie ist da, und daß es so gekommen ist, ist nicht vom Uebel. Gehen wir ja nicht davon aus, daß unsere deutschen Angelegenheiten besser werden, wenn wir sie nicht Mann gegen Mann, Auge gegen Auge, ein redlicher Mann dem andern gegenüber ruhig besprechen. (Sehr richtig.) Sehen Sie, was mir gerade mit dem letzten Redner, der vor mir auf der Tribüne stand (Wagener) begegnet ist. Ich thue doch auch seit mehr als 12 Jahren im bairischen Parlament mit, und habe natürlich von Hrn. Wagener schon viel gehört und gelesen. Ich muß Ihnen nun sagen, als er die Tribüne betrat, glaubte ich, aus seiner Rede einigen Stoff für die meinige zu erhalten, ihn vielleicht bekämpfen zu müssen. Jetzt schon habe ich aber die Genugthuung, zu erklären, daß ich eine wohlthuende, mir äußerst merkwürdige und neue Uebereinstimmung zwischen seinen und meinen Ansichten (große Heiterkeit) entdeckt habe. Sehen Sie, meine Herren, so geht es, so ist es überall und immer, wenn redliche und ehrliche Männer ernst über die deutsche Zukunft zu Rathe gehen. Dann werden die größten Vorurtheile schwinden, und wenn die deutsche Nation jene Einigung noch nicht erreicht hat, welche sie zu einer glorreichen Zukunft haben muß, so ist das nicht auf Kosten innerer Widersprüche, sondern der Unkenntniß der Verhältnisse zu setzen. (Zustimmung.) Wenn eine solche Debatte nur einiges dazu beiträgt, derartige Vorurtheile zu zerstören, so hat sie sicher einen Baustein zum Dom der deutschen Einheit geliefert. (Bravo!) Kommt das auch nicht aus diesem Zollparlament, so vielleicht ein andermal, aber es kommt so sicher als etwas, denn es muß kommen, weil darauf die Grundlage unserer Nation und deren Zukunft nothwendig gebaut werden muß." (Bravo!) Volk beweist nun, wie eine energische rechtzeitige Betheiligung des Südens an dem gemeinsamen Bau des deutschen Staats im wohlverstandenen Interesse der südlichen wie der nördlichen Hälfte liege; der südlichen, damit sie nicht gezwungen werde, „einem festen, gleichsam incrustirten Staat sich anzuschließen, sondern ihr Gelegenheit und Macht gegeben sei, doch auch manches Gelaß für ihre eigene Bequemlichkeit dort anzubringen, welches die norddeutschen Baumeister, wenn sie nur für sich bauen, doch möglicherweise vergessen könnten" (Bravo!), der nördlichen, weil „eine gewisse Ergänzung norddeutschen Staats- und Gefühlswesens durch Süddeutschland Ihnen auch von einigem Vortheil sein könnte". (Lebhafter Beifall.) Nicht einmal die anwesenden Schwaben könnten sagen, daß bei ihnen alle dem Anschluß an den deutschen Staat widerstreben, nicht einmal sie können hier im Namen „Wir Schwaben" reden — „wir Schwaben in Baiern sind auch noch da". (Große Heiterkeit.) „Wir Schwaben können immerhin von 30—40000 Schwaben meiner politischen Richtung sprechen — und nicht das ist ausschließlich schwäbisch, was hier nach einigen Exemplaren so genannt wird. (Große anhaltende Heiterkeit.) Indessen thut man, meine ich, auch diesen Schwaben unrecht, wenn man sagt, sie hingen nicht gerade so am deutschen Vaterlande wie die andern; sie thun das, sie thun das alle, sie thun's nur zur Zeit auf eine etwas andere Weise als wir (Heiterkeit), sie suchen zur Zeit

Digitized by Google

etwas andere Wege, als diejenigen sind, welche wir zur Zeit für die praktischen und gangbaren halten." (Bravo!) Liebknecht hatte natürlich wieder einmal von dem Hinausdrängen Luxemburgs und Oesterreichs gesprochen. Darauf erwiderte Völk unter anderm: „Das darf ich Ihnen versichern, daß das deutsche Element in Oesterreich dadurch, daß das übrige Deutschland sich zu einem festen Staatswesen zusammenschließt, nicht verloren, sondern gewonnen hat. (Bravo! Sehr richtig!) Es ist nicht anders, daß die Deutschen in Oesterreich jetzt schlimmer daran wären als unter dem Bundestage. Man weiß nicht wie das Schicksal spielt — aber das behaupte ich, je mehr wir unsern deutschen Staat ausbilden und fertig machen, desto sicherer ist die Ueberzeugung bei den Oesterreichern, daß auch sie im Falle der Noth eine heimische Stätte haben und einen heimischen Herd, wo sie mit Freuden als Brüder aufgenommen werden." (Lebhaftes Bravo!) Nicht minder fein und tiefblickend mahnte Völk die süddeutschen Einzelstaaten um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen, dem deutschen Staate sich eng anzuschließen. „Man hat dann ein Schirmdach gewonnen, über das der Starke seine Hand hält. Wenn der Starke aber findet, daß ewige Unsicherheit und Schwanken bei uns herrscht, möchte er sich vielleicht veranlaßt fühlen, mit dieser Wirthschaft bei gelegener Zeit ein Ende zu machen. Das ist die Gefahr für uns Kleinstaaten; deswegen nenne ich es conservativ, in das deutsche Staatswesen einzutreten. Denn sind wir erst dort, haben wir erst durch vertragsmäßige Bande das, was von unserer Selbständigkeit berechtigt ist, erhalten und gerettet, so muß dem großen Staate die Ehre verbieten, daß er dem kleinen seinerzeit den Garaus macht." (Lebhafter Beifall.) Völk schloß: „Was die Aussichten auf unsere Zukunft sind, ich weiß es nicht, wie weit das Zollparlament mit seiner Competenz sich noch auswachsen wird, ich weiß es nicht. Sei dem, wie ihm wolle, wir haben dafür zu sorgen, daß das deutsche Einigungswerk nicht stocke. Die Anschauung im Volke zu verbreiten, es sei nunmehr alles abgethan, war gewiß in keiner Weise das Zollparlament berufen; ja schon seine Existenz hat gezeigt, daß man in Deutschland vorwärts kommt, vorwärts will. Ich bin der Ueberzeugung, daß die deutsche Nation und zwar in allen ihren Bestandtheilen eine so entwickelungsfähige, eine so große, so edle, so zukunftsreiche ist, daß sie ihrer Größe entgegengeht, und es hat mich deshalb das Wort eines geistreichen Mitgliedes dieses Hauses, das er letzthin zu mir sprach, außerordentlich gefreut, um so mehr, als er meiner Parteirichtung nicht angehört. Er sagte: «Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland, und wenn auch noch einzelne sich mit Schneebällen werfen, das wird nicht mehr lange dauern, der fortschreitende Frühling wird dafür sorgen, daß zum Schneeballen bald das Material ausgeht!» (Bravo!) Auch ich will schließen, meine Herren, mit den Worten: Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland!" (Lebhaftes Bravo!)

Mit dieser großen Rede schloß die eigentliche Verhandlung des größten Tages, den das erste Deutsche Zollparlament erlebte. Das nächste Resultat desselben war die Annahme des Bamberger'schen Antrags mit „sehr überwiegender Majorität"*); das weitere größere Resultat aber die natürliche Coalition aller halbwegs deutschdenkenden Gruppen dieser Versammlung gegen das übermüthig-undeutsche Gebaren der Süddeutschen Fraction und der wenigen staatsfeindlichen Sonderlinge aus dem Norden, die Hannover, Sachsen und die Rheinlande gestellt hatten. Und die beste Frucht des Tages war die Wiederaufrichtung der Hoffnung und Zuversicht, die den edelsten Männern aus Süddeutschland schon nahezu ganz gesunken war. Völk hatte heute auf offener Tribüne erklärt, Bluntschli sagte es jedem, der es hören wollte, daß sie nur mühsam sich hatten bezwingen müssen, bis heute im Zollparlament auszuharren, daß sie es verloren geglaubt hätten für den nationalen Gedanken. Solche Stimmungen, nach dem Süden getragen, waren

*) Stenographischer Bericht, S. 284.

Digitized by Google

tödlicher Maifrost für die frische Saat der nationalen Partei in Baiern, Hessen und Schwaben. Doch stand es in unsern Sternen anders geschrieben! Völk und Bluntschli sollten ausharren können mit Genugthuung bis zu Ende. Uns aber mag niemand schelten, daß wir alle politischen Ereignisse des Zollparlaments, ununterbrochen durch Taback und Lumpen, die sich in Wahrheit dazwischendrängen, erzählten. Nun mögen sie an die Reihe kommen.

Karl Maria von Weber.

Von Otto Gumprecht.

Zweiter Artikel.

Am 13. Jan. 1817 traf Weber in Dresden ein, um mit einem Jahrgehalt von 1500 Thlrn. an die Spitze der von ihm zu bildenden deutschen Oper zu treten. Keineswegs reich an belebendem Sauerstoff war die geistige Atmosphäre, die ihn auf dem neuen Schauplatz seines Wirkens umgab, mühselig und dornenvoll das Amt, das seiner wartete. Mit wehmüthig zurückgewandtem Blick hing die Stadt, aus deren Boden er eine frische Blüte der Kunst wecken sollte, an dem 18. Jahrhundert als an ihrem Perikleischen Zeitalter. Während andere deutsche Länder durch den Zuwachs an Macht und Ansehen wie durch ihr gesteigertes Selbstgefühl für die Leiden und Drangsale des Kriegs tausendfach entschädigt worden, hatte die Niederlage Napoleon's dessen treuen Bundesgenossen Friedrich August die Hälfte seines Königreichs gekostet und nächst ihm empfand seine Residenz diesen Verlust am schmerzlichsten. Längst dahin war der bunte Festglanz, welchen ehedem der sächsisch-polnische Königsthron um sich verbreitet. Schon geraume Zeit vor dem Kriege hatten anspruchslose Einfachheit und ängstliche Sparsamkeit die Stelle der frühern ausschweifenden Pracht und Verschwendung eingenommen, und am allerwenigsten konnte nach einem Frieden, der dem Lande so harte Opfer auferlegt, der Geist der heitern Vergangenheit in das dresdener Königsschloß zurückkehren. Die stille Entsagung und scheue Abkehr von der Außenwelt, in welche sich der Hof zurückgezogen, warfen über die ganze Stadt, welche zu ihm als zu ihrem leben- und wärmespendenden Mittelpunkt emporsah, einen trüben Schatten. In sehr knappen kleinlichen Verhältnissen bewegte sich ihr Leben, frische Kräfte rührten sich auf keinem Gebiet, alles trug den zahmen Charakter der bescheidenen Mittelmäßigkeit, die sich jahraus jahrein im engen Kreise des Gewohnten genügsam und leise hin- und herdreht. Nichts ist mehr geeignet, das künstlerische Schaffen und Wirken zu fördern als der starke Wiederhall, den es bei der unmittelbaren Umgebung findet. Daß Weber auf diese begeisterte Theilnahme nicht zu rechnen hatte, sollte er bald genug erfahren. Gleich nachdem er seine Stellung angetreten, richtete er in der „Abendzeitung" an das Publikum eine Ansprache über die Grundsätze, die ihn bei seinen Bestrebungen leiten würden. Groß war in der That die Wirkung seiner Worte, aber keineswegs die, welche er beabsichtigte. Daß ein königlicher Diener wagte, von seiner amtlichen Thätigkeit öffentlich zu reden, schien unerhört, seine Freunde stutzten, seine Feinde frohlockten. Der Hof, seit jeher italienischer Sprache, Sitte und Kunst zugethan, erblickte in der Gründung einer deutschen Oper nur ein vom gebieterischen Geist der Zeit ihm abgerungenes Zugeständniß. Die nachdrückliche Verwendung des Intendanten, Grafen Vitzthum, hatte die Berufung Weber's durchgesetzt, aber der Sänger von „Leier und Schwert" blieb persona ingrata. Umsonst widmete er dem ihm anvertrauten Amt seine ganze Zeit und Kraft, selbst seine Gesundheit, alles das nahm man dankloß hin, nie

Digitized by Google

ward es ihm verziehen, daß seine Muse in vollen Zügen aus dem Quell nationaler Begeisterung getrunken, der von den Schlachtfeldern der Freiheitskriege in das Gemüth des Volks sich ergossen. Auf Schritt und Tritt fühlte er sich gehemmt und verletzt durch tausenderlei Intriguen seines glatten, geschmeidigen Collegen. Morlacchi, der Kapellmeister der italienischen Oper, erfreute sich der vollen Gnade des Königs wie der eifrigen Gönnerschaft des damals in Sachsen allmächtigen Ministers Grafen Einsiedel, während der deutsche Künstler keinen andern Fürsprecher hatte als seinen unmittelbaren Vorgesetzten. Bei jeder Gelegenheit überhäufte ihn dieser mit den Beweisen der aufrichtigsten Achtung und Freundschaft, aber die Macht des trefflichen Mannes reichte nicht so weit wie sein Wohlwollen. Graf Vitzthum gehörte nicht zu den Günstlingen des Hofes, die besten Absichten wurden ihm durch den zähen Widerstand der Personen und Verhältnisse vereitelt, die verständigsten Anordnungen durch offene und geheime Einflüsse gekreuzt. Müde und verbittert zog er sich nach einigen Jahren voll unausgesetzter Kämpfe von dem Amt zurück.

Es fehlte nicht viel daran und Weber hätte gleich am Tage nach seiner Ankunft den Koffer abermals gepackt. Als Kapellmeister sollte er an die Spitze der deutschen Oper treten und mit dem Titel eines bloßen Musikdirectors wollte man ihn abfinden. Nach einer Reihe von Beschwerden und Verhandlungen erhielt er endlich sein Recht, aber Morlacchi geberdete sich nun als erster Kapellmeister und verharrte trotz aller amtlichen Verweise bei seiner Anmaßung. Mit Urlaubsbewilligungen erwies man sich diesem aber so freigebig wie gegen den andern karg und spröde. Handelte es sich darum, den Glanz der großen Hof- und Staatsaction durch den Festschmuck der Töne zu erhöhen, so fiel fast immer die Wahl auf Morlacchi und seine Italiener. Weber legte einen unverhältnißmäßig hohen Werth auf die Gnade der Fürsten und die äußern Ehren, welche diese zu verleihen pflegt, aber wie eifrig er auch um Hofgunst warb, nie ist sie ihm in Dresden zutheil geworden. Als er nach der Geburt seines ersten Kindes den König und die Königin zu Taufzeugen geladen und sie sich durch einen Kammerdiener und eine Kammerfrau vertreten ließen, empfand er das als einen der härtesten Schläge, die ihn je getroffen. Doch es ist nicht unsere Absicht, uns in dies leidige Kapitel zu vertiefen, alle jene kleinlichen Hetzereien und Gehässigkeiten vor dem Leser auszubreiten, die das reizbare Gemüth des Tondichters immer von neuem mit unzähligen Nadelstichen verwundeten. Wer nach weitern Einzelheiten Verlangen trägt, findet deren beim Biographen in Hülle und Fülle. Der peinliche Eindruck, welchen das künstlerische und gesellige Leben der sächsischen Hauptstadt auf unsern Helden machte, die entsagungsvolle Stimmung, mit der er in den neuen Wirkungskreis eintrat, finden in seinen Briefen getreuen Wiederhall. So klagte er seiner Braut: „Es geht mir natürlich um kein Haar besser, oder wol eigentlich ein gut Theil schlimmer. Du hast doch ein Haus, wo Du mit ganzer Seele sprechen und leben kannst und Du Stoff zur Freude und Belehrung einsaugst; bei mir ist das ganz anders, ich stehe ganz allein. Ist die Arbeit vorüber, so stehlen mir langweilige Gesellschaften die Zeit, und bin ich endlich allein, so ist die Menge der zu vollendenden Dinge, die mich umgeben, so riesengroß vor mir, daß ich oft unentschlossen abwiegend, welches das dringendste sei, die Zeit vertrödle, und höchstens im Zimmer auf- und abgehend mit dem Gedanken an Dich mich stärke und erheitere. Habe ich nun da auch irgendeinen Anlaß unruhig zu sein, so sieht es recht trübe mit mir aus, und nur die Hoffnung, daß dies alles sich bald ändern, einer ruhigen frohen Zukunft Platz machen muß, erhebt mich und gibt mir Kraft zur Ausdauer. Es ist eine Art von peinigendem, unbehaglichem Gefühl, wenn man niemand hat, an dem man achtend und liebend hinaufsehen kann. Bisjetzt habe ich hier noch nichts Aehnliches gefunden, obgleich sehr viel Achtenswerthes, aber es steht mir alles zu nahe, sie sind weder viel besser

Digitized by Google

noch viel klüger als ich, und das ist recht fatal. Ich muß jemand haben, mit dem ich wetteifern kann, dem ich gern den Rang ablaufen möchte, nicht in der Kunst, dazu gibt's in der Welt Stoff genug, aber im Leben. Du kannst mir glauben, daß ich da manchmal nach Berlin zurückdenke." Und es gewann den Anschein, als ob das Schicksal diesen Seufzer aus einem schwergepreßten Herzen erhören und den Tondichter auf den Schauplatz rufen wollte, nach welchem sich alle seine Wünsche und Gedanken hinwandten. Berlin war für ihn eine Stätte innerer Wiedergeburt geworden. In der Berührung mit einer geistig stets angeregten, an den mannichfachsten Bildungselementen überreichen Umgebung hatte sich dort sein Wesen vertieft, sein Gesichtskreis erweitert, sein Charakter gekräftigt. Die Briefe des ersten Bandes der Biographie gewähren einen sehr deutlichen Einblick in diese Umwandlung. An die Stelle des lockern, halb kindischen, halb burschikosen Geplauders tritt plötzlich eine strengere Zucht des Denkens, eine Fülle individueller Anschauungen und männlicher Reife des Ausdrucks. Das ist es aber nicht allein gewesen. Der gewaltige Athmenzug einer großen Zeit, der damals noch durch die preußische Hauptstadt wehte, hatte der Leier des Sängers die ersten kräftigern Klänge entlockt. Was Weber an Berlin fesselte, war auf solche Art weit mehr als die Erinnerung an gastliche Aufnahme, liebe Freunde und genußreiche Stunden. Der unstete Wanderer, den sein Beruf ruhelos von einem deutschen Theater zum andern getrieben, er hatte zum ersten mal die Süßigkeit des Heimatsgefühls empfunden, sich im organischen Zusammenhange mit den Menschen und Dingen um ihn her gewußt. Auch für die Folgezeit blieb dies Band unzerrissen, es zog sich nur noch enger zusammen durch den „Freischütz", der unter den Augen des berliner Publikums seinen Siegeszug begann und bei dieser Gelegenheit eine Aufnahme fand wie keine andere Oper vor oder nachher. Selbst bis auf den heutigen Tag steht die preußische Hofbühne zu dem Schöpfer der national-deutschen Oper in einem innigern Verhältniß als die meisten andern, sie gehört zu den wenigen, welche die vier hervorragendsten Gebilde seines Genius als lebendigen Besitz sich bewahrten. Seit Weber's Uebersiedelung nach Dresden waren erst einige Monate verlaufen und seine dienstlichen Verhältnisse schienen sich immer drückender zu gestalten, da wurde ihm von Berlin aus plötzlich die durch Gürlich's Tod erledigte Kapellmeisterstelle angeboten. Seine Bedingungen stießen bei dem Intendanten, Grafen Brühl, auf keinen Widerstand und die Sache war so gut wie in Ordnung, als ein unerwartetes Ereigniß alles wieder zunichte machte. Am 31. Juli 1817 brannte das berliner Theater nieder und infolge dessen verfügte der König, von der Berufung eines neuen Kapellmeisters Abstand zu nehmen. Für Weber hatten inzwischen doch diese Verhandlungen das Ergebniß, daß man in Dresden sich entschloß, seine Anstellung in eine lebenslängliche zu verwandeln. Da es ihn drängte, seine Braut heimzuführen, setzte er alle Bedenken beiseite. Die Aussicht auf eine gesicherte bürgerliche Existenz ließ ihn geduldig sein Haupt in das harte Joch fügen. Obgleich im Laufe der Zeit die Last der amtlichen Obliegenheiten sich noch häufte und in den Beziehungen zu seinen Collegen und zum Hofe keine Aenderung zum Bessern eintrat, befreundete er sich doch allmählich mit der neuen Heimat. Die Anhänglichkeit an den eigenen Herd, den er sich bald gründete, die Freude an den landschaftlichen Reizen der nächsten Umgebung, namentlich das Behagen, das er stets in seinem traulichen Hosterwitz fand, wo er die Sommermonate zuzubringen pflegte, dazu die Macht der Gewohnheit, alles das vereinigte sich, immer festere Bande zwischen seinem Gemüth und der Stadt zu knüpfen, die ihn bis zu seinem Tode unter ihre Bürger zählen sollte. Als er im Jahre 1821 aufgefordert wurde, die Leitung des kasseler Hoftheaters unter glänzenden Bedingungen zu übernehmen, schlug er statt seiner Spohr zum Kapellmeister vor, der in der That die Stelle erhielt und länger als 30 Jahre bekleidete. Für ihn hatte dieser Antrag nur die Folge, daß man seine Besoldung von 1500 auf 1800 Thlr. er-

Digitized by Google

höhte. Wie lieb er indessen auch nach und nach Dresden gewann, er hat nie aufgehört, die geistige Vereinsamung, in der er lebte, die kleinlichen Verhältnisse, die ihn von allen Seiten einengten, schmerzlich zu empfinden; seine Briefe geben diesem Gefühl immer von neuem Ausdruck. So schreibt er im Jahre 1821 an Dusch: „Ich müßte Bücher schreiben, wollte ich Dich unsern Kunstzustand kennen lernen. Seit vier Jahren kämpfe ich mit aller Kraft, mit Aufopferung physischer und künstlerischer Gesundheit für das Wohl der Kunst überhaupt und der deutschen insbesondere. Ich kann sagen, daß vieles mir gelungen ist, daß mein Streben nicht ganz wirkungslos war. Was nun werden soll bei der ganz dem welschen Ohrenkitzel sich mit Vorliebe hinneigenden Direction, weiß der Himmel! Vielleicht ist in wenig Monaten alles mühselig Erbaute zerstört; ich habe das Meinige gethan. Wie Gott will!" In einem am 18. Dec. 1822 an Lichtenstein in Berlin gerichteten Briefe heißt es: „Gewiß bin ich ein von Gott mit vielem Glück überschütteter Mensch. Nur zwei Dinge betrüben mich gewiß mit Recht. Meine gar zu schwankende Gesundheit und mein Alleinstehen hier in jeder Hinsicht. Seit meinen bedeutenden Erfolgen habe ich manche betrübende Erfahrung in meiner Umgebung machen müssen, und das thut so weh. In Berlin, selbst in Wien, würde ich gewiß das Doppelte arbeiten wie hier, und zwar mit der größten Leichtigkeit, weil freudiger Trieb und Anregung da nicht fehlen. Hier muß ich alle Lust rein aus mir saugen, und daß sie dann selten erscheint, ist doch wol natürlich."

Zu den hervorragendern literarischen Persönlichkeiten der dresdener Gesellschaft, mit denen Weber gleich in den ersten Wochen nach seiner Ankunft in nähere Beziehungen trat, gehörte auch Friedrich Kind. Sehr bald lenkte sich das Gespräch zwischen ihnen auf die Wahl eines Opernstoffes. Bereitwillig machte der Dichter verschiedene Vorschläge, geeignetes Material zu einem Libretto glaubte er unter anderm in jener Erzählung aus Apel's „Gespensterbuch" zu finden, die schon zehn Jahre früher der nach einem ihrer würdigen Gegenstand verlangenden Phantasie des Jünglings so warme Theilnahme abgewonnen. Rasch verständigte man sich über die Anlage des Ganzen, über die durch das Wesen der Bühne bedingten Abweichungen vom Original und die Nothwendigkeit einer glücklichen Lösung. In zehn Tagen, nämlich am 1. März 1817, war der „Freischütz"-Text vollendet. Um allen spätern Irrungen und Streitigkeiten vorzubeugen, erwarb Weber für 30 Dukaten das Eigenthumsrecht an der Arbeit. Den Reinertrag der Oper, die zuerst „Der Probeschuß", dann „Die Jägerbraut" heißen sollte, schlug er alles in allem auf 500 Thlr. an. Seine Briefe an Karoline gaben der Zufriedenheit mit dem Stoff und der Gestalt, die er von der Hand Kind's empfangen, freudestrahlenden Ausdruck, und sein in dem seligen Vorgefühl des Schaffens schwelgendes Gemüth empfand es als einen grellen Mißklang, als die kluge, in Theatersachen wohlerfahrene Braut auf eine Aenderung des Textes drang. Nach dem ursprünglichen Entwurf wurde die Oper von einem Gebet des Eremiten und einem daran sich schließenden Duett zwischen ihm und Agathe eingeleitet; Karoline schrieb nun: „Weg mit diesen Scenen, mitten hinein ins Volksleben mit dem Beginn der Volksoper, lasse sie mit der Scene vor der Waldschenke beginnen!" Bei näherer Prüfung überzeugte sich Weber von der Richtigkeit dieser Bemerkung, es kostete aber harte Kämpfe, um dem widerstrebenden Dichter die gewünschte Umgestaltung abzuzwingen. Während den Componisten der „Euryanthe" und des „Oberon" mehr oder weniger knapp bemessene Ablieferungsfristen zur Förderung der Arbeit drängten, reifte „Der Freischütz" Nummer für Nummer langsam und allmählich der Vollendung entgegen. Zu keiner seiner übrigen Partituren hat sich der Meister so viel Zeit gegönnt wie zu dieser, an der sich das alte deutsche Wort: „Gut Ding will Weile haben", einmal recht bewähren sollte. Am 2. Juli 1817 wurde die erste Note niedergeschrieben, im Mai 1820 das Ganze zu Ende gebracht. In diesen drei Jahren trug der Ton-

Digitized by Google

dichter die Gestalten der Oper unablässig mit sich herum, still und eifrig nach den leisen Stimmen hinhorchend, die ihre Berührung in seiner Seele weckte. Die wahre und echte Musik ist aber stets die gewesen, welche, wie es hier geschah, scheinbar ohne jedes eigene Zuthun in seliger Bewußtlosigkeit gleich einem holden Wunder der Natur aus den verborgensten Tiefen des Gemüths emporgestiegen. In den spätern Schöpfungen Weber's gewannen einzelne Züge seines Wesens noch ungleich reichern und stärkern Ausdruck als im „Freischütz". Dieser spiegelt dagegen in ursprünglichster Reinheit und Frische die gesammte Persönlichkeit seines Urhebers wider. Weil er aus dem freien harmonischen Spiel aller geistigen Kräfte hervorging, gab es keine Saite in der Brust des Künstlers, die nicht ihren besondern Ton in den vollen Strom des Wohllautes gemischt hätte. Und noch ein anderer Umstand hängt damit zusammen. Derselbe warme Hauch schöpferischer Liebe erfüllt das Werk von einem Ende bis zum andern, nirgends gewahrt man auch nur die leiseste Spur von überreizter oder ermüdeter Production, in jeder Note pulsirt der Herzschlag der Empfindung. Wenn „Euryanthe" nach einem ungleich höhern und stolzern Ziel getrachtet als ihr Vorgänger, wenn sie dem dramatischen Ausdrucksvermögen der Töne eine bis dahin ungekannte Welt erobert und auf solche Weise der ganzen weitern Entwickelung den nachhaltigsten und folgenreichsten Anstoß gegeben, so sind doch der deutsche Wald mit seinem würzigen Duft und seinem bald hell aufjubelnden, bald sehnsüchtig lockenden Hörnerklang, mit seinem geheimnißvollen Dunkel und nächtlichen Spuk, die Schenke mit ihrem rührigen Volksleben, das Forsthaus mit seiner bürgerlichen Tüchtigkeit und seinen holden Mädchengestalten stets die eigentliche Heimat der Weber'schen Muse geblieben, nach der sie von ihrer Wanderung durch die Ritterschlösser des Mittelalters und die Märchenpracht des Orients immer wieder den Blick verlangend zurückgewandt. Unter den Charakteren der Oper war es Aennchen's lächelndes Bild, das zuerst vor der Phantasie des Componisten auftauchte und künstlerische Form gewann. Seiner Braut schrieb er: „Es ist curios, wie die Vorliebe zu allem, was nur in der entferntesten Beziehung auf meine Lina steht, sich so auffallend bewährt. Das Aennchen, das so ganz Deine Rolle wäre, zieht mich vor allem an, und ich muß unwiderstehlich diese Sachen zuerst componiren, wobei Du mir immer lebhaft vor Augen schwebst. Du wirst also einst darin Dein Porträt in einem neckischen, spitzbübischen Pumpernickel wiederfinden. Wenn ich nur einmal die erste Note niedergeschrieben hätte, damit ein Anfang da wäre, solange das nicht geschehen ist, graut mir entsetzlich vor der ungeheuern Arbeit." Dieser Anfang wurde mit dem Duett des zweiten Acts gemacht. Daran reihte sich die große Arie der Agathe und im Entwurf die Scene zwischen Max, Kuno und dem Chor im ersten Act. Während er an jener arbeitete, klagte er Karolinen, er könne immer noch nicht das Feuer, die Sehnsucht, die Glut erreichen, die ihm dunkel dazu vorschwebe. Weiterhin meldet er frohlockend: „Den 27. Aug. die Arie componirt, deren letzte Strophe ich Dir geschickt habe. Es soll etwas Feuer darin sein und Du sollst seinerzeit darüber urtheilen." Im nächsten Jahre entstanden der Bauerntanz und die Arie des Max. Bei weitem der größte Theil der Oper wurde während des Winters von 1819—20 niedergeschrieben. Zuletzt kam die Ouverture an die Reihe, am 13. Mai 1820 schloß mit ihr der Componist sein Werk ab.

Sobald Weber in Dresden einigermaßen festen Fuß gefaßt, nahm er den ersten längern Urlaub dazu wahr, die Braut heimzuführen. Seine Vermählung wurde in Prag am 4. Nov. 1817 gefeiert, und das Tagebuch enthält darüber die frommen Worte: „Gott segne den Bund, der meine geliebte Lina zu meiner treuen Lebensgefährtin macht, und gebe mir Kraft und Fähigkeit, sie so glücklich und froh zu machen, als mein Herz es innig wünscht. Er leite mich in Thun und Lassen nach seiner Gnade!" Glück, Friede und Behagen hörten nicht auf in dem Hause zu wohnen, das er sich gegründet. In

Digitized by Google

der Liebe zu ihm, seinem wachsenden Ruhm, in der Sorge, mit der sie nicht müde wurde, ihn zu umgeben, fand Karoline, ihrerzeit eine anmuthige und vielgefeierte Soubrette, tausendfältigen Ersatz für alle Ehren, welche das Publikum seinen Lieblingen zu erweisen pflegt. Nie hat sie sich nach dem Schauplatz ihrer ehemaligen Triumphe zurückgesehnt. Von den vier Kindern, die sie gebar, überlebte nur ein Sohn beide Aeltern. Für eine Künstlerehe gibt es wol keine werthvollere Mitgift als die verständnißinnige Theilnahme der Frau an dem Wirken und Schaffen des Mannes, und im reichsten Maß ist unserm Tondichter dieser Segen beschieden gewesen. Karoline, die er scherzhaft „seine Volksgalerie" nannte, war stets die erste, die über seinen Arbeiten zu Gericht saß, deren Rath und Urtheil seine ändernde und bessernde Hand vielfach geleitet. Gab uns doch eben erst die Umgestaltung des „Freischütz"-Textes einen Beweis von ihrem klaren Blick und richtigen Gefühl. Bei der Gründung der deutschen Oper, die am 30. Jan. 1817 mit der Aufführung von Méhul's „Joseph" ihre Thätigkeit eröffnete, galt es fast überall, von vorn anzufangen. Ein musterhaftes Orchester fand Weber allerdings vor. Außerdem standen ihm zu Gebote die Kräfte des recitirenden Dramas und des Singspiels, endlich aushülfsweise einzelne Mitglieder der italienischen Oper. Die nothwendigsten Lücken auszufüllen, die verschiedenen Elemente zu einem organischen Ganzen zu verbinden, den warmen Strom der eigenen Begeisterung für die vaterländische Kunst in den Sinn aller Mitwirkenden hinüberzuleiten, diese und ähnliche Geschäfte nahmen zunächst seine gesammte Zeit und Thatkraft in Anspruch. Er war weit davon entfernt, sich an den untergeordneten, rein handwerksmäßigen Obliegenheiten genügen zu lassen, auf welche der Kapellmeisterdienst fast bei allen Hoftheatern beschränkt zu sein pflegt. Sein Taktstock erzwang sich auch jenseit des Orchesters unverbrüchlichen Gehorsam, sein Auge überwachte das Spiel der Sänger, er bestimmte Costüme, Decorationen, überhaupt die ganze Inscenirung, sorgte für ein ebenso gediegenes als mannichfaltiges Repertoire, mit einem Wort der Inbegriff sämmtlicher am musikalischen Drama betheiligter Factoren fand in ihm den lebendigen Mittelpunkt. Graf Vitzthum ließ ihn überall nach freiem Ermessen schalten und walten, leistete ihm Vorschub nach oben und unten, wie er es vermochte. Ungemein vortheilhaft sticht das Bild dieses Generaldirectors gegen den gewöhnlichen Schlag jener Intendanten ab, durch deren leidige Zugabe die der Kunst aus fürstlichen Mitteln gewährte Subvention in den meisten Fällen mehr als aufgewogen wird. Unsere Hofbühnen haben im allgemeinen das wirkliche Gedeihen der Oper wenig gefördert, vielmehr umgekehrt eifrig geholfen, den Sinn der Menge noch mehr zu zerstreuen und zu verderben. Zu dem äußern Glanz, der sie umgibt, steht die innere Ohnmacht und Zerfahrenheit in grellem Widerspruch. Der Grund alles Uebels liegt in der obersten Leitung, zu der, wie die Dinge stehen, nicht Sachkunde und persönliche Tüchtigkeit, sondern Geburt und gesellschaftliche Stellung berechtigen. Während man sonst bei der Besetzung selbst des bescheidensten öffentlichen Amtes eine mehr oder weniger gründliche Vorbereitung nicht für unnütz hält, reicht der geistige Gesichtskreis der Cavaliere, in deren Hand man das Schicksal unserer ersten Theater legt, meist über den Salon, die Kaserne und den Paradeplatz kaum hinaus. Sind diese obersten Tempelhüter der Kunst damit zufrieden, die Verwaltung cavaliermäßig zu führen, haben sie keine andere Sorge wie die, den allerhöchsten Herrschaften und deren Gästen den schuldigen Kammerherrendienst zu leisten, so ist das in der Regel immer noch erträglicher als wenn sie selbstthätig eingreifen und den Stempel der eigenen künstlerischen Bildung der ihnen anvertrauten Bühne aufprägen; wenigstens einen Theil der vom Hofe gewährten Zuschüsse herauszuwirthschaften, pflegt dann das höchste Ziel zu sein, das ihrem amtlichen Ehrgeiz vorschwebt. Haltungslos treibt das Repertoire auf dem seichten Strom der Mode. Soweit es überhaupt eine erkennbare Richtung verfolgt und nicht lediglich vom Gesetz der Verlegenheiten

Digitized by Google

bestimmt wird, erscheint es darauf zugeschnitten, jedes neue Zugstück wie die Beliebtheit einzelner Sänger und Sängerinnen recht nachdrücklich auszunutzen. Auf der einen Seite bureaukratischer Hochmuth, der freilich nicht umhin kann, sich gelegentlich vor den gebieterischen Launen der gerade regierenden Primadonna zu beugen, auf der andern gedankenlose Routine und subalternbeamtenmäßige Beflissenheit, sie vertreten die Stelle der künstlerischen Begeisterung, des liebevollen Eifers für die Sache, der lebendigen Gegenseitigkeit. Auf die Paragraphen des Dienstreglements und dessen Verkörperung, den gestrengen Intendanten, sind alle Blicke gerichtet, statt eines organischen Bandes, das sämmtliche Betheiligte zu freudigem Zusammenwirken eint, weist der starrste geschäftliche Mechanismus jedem sein enges Tagewerk an. Den wohlthuendsten Gegensatz zu diesen auf sehr vielen Hofbühnen herrschenden Verhältnissen zeigte die dresdener Oper mit Graf Vitzthum und Weber an ihrer Spitze. Als jener zu seinem Nachfolger den Freiherrn von Könneritz erhielt, hatte sich die Autorität des Kapellmeisters bereits so wohl bewährt, daß der neue Generaldirector sie nicht zu erschüttern versuchte. Zu den technischen Anordnungen, die gleich in der ersten Zeit ins Leben traten, gehörte die Einführung des Taktstocks statt der bis dahin üblichen Direction am Klavier. Mit größern Schwierigkeiten war eine andere Maßregel verbunden. Es handelte sich um eine zweckmäßigere Aufstellung des Orchesters, aber bei dem Widerwillen des Hofes gegen jede Neuerung konnte sie nur unter harten Kämpfen Stück für Stück ins Werk gesetzt werden. Weber's amtliche Obliegenheiten beschränkten sich keineswegs allein auf seine Wirksamkeit im Theater, er hatte auch den musikalischen Theil des Cultus in der katholischen Kirche zu leiten. Zwei Werke größern Umfangs, die Es-dur-Messe und die Jubelmesse zur goldenen Hochzeit des Königs, die beide im Jahre 1818 enstanden, wurden für diesen Anlaß geschrieben. Wir sehen ferner unsern Tondichter bei den verschiedensten Hoffeierlichkeiten mit mehr oder weniger ansehnlichen künstlerischen Gaben bereit. Die bekannte Jubel-Ouverture mit dem „God save the king" am Schluß leitet einen jener Festgrüße ein. Sie gehört zu einer Jubelcantate, die ebenfalls im Jahre 1818 zum funfzigjährigen Regierungsjubiläum Friedrich August's componirt wurde.

In die beiden Monate unmittelbar nach der Vollendung des „Freischütz" fällt die Entstehung der „Preciosa". Sie trat eher in die Oeffentlichkeit als jener und half ihm den Weg zum Herzen des Volks bereiten. In diesem Singspiel, das auf solche Weise den drei romantischen Opern unsers Meisters präludirend voranging, schlägt Weber's Muse zum ersten mal den vollen Blick ihrer sinnigen blauen Augen zu uns auf. Trotz aller spanischen und zigeunerischen Tänze ist der Kern des Werks echt deutsch; wie die Knospen zur Blüte, so verhält sich Preciosa zur Agathe. Der knappe melodramatische Rahmen gewährte blos den Platz für eine Reihe von musikalischen Miniaturbildern. Alles bewegt sich hier in den kleinsten, der schlichten Weise des Volksliedes eng angeschlossenen Formen. Wir vernehmen gleichsam nur die einzelnen Grundtöne jener weich sich anschmiegenden Innigkeit, der weiterhin die süßeste Flut der Melodie entquoll. Pius Alexander Wolff, der sein Schauspiel „Preciosa" schon 1811 geschrieben, war durch lange Uebung und Erfahrung in der Welt der Lampen und Coulissen wohl bewandert. Während seiner Beziehungen zur weimarischen Bühne hatte er die Luft des deutschen Musenhofes nicht umsonst geathmet. Der Klang seiner Verse verräth es deutlich, daß in seinem Ohr und Gemüth etwas von dem Strome des Wohllauts haften geblieben, der so stolz in den Werken unserer großen nationalen Dichter rauscht. Wirklich poetischer Werth geht seinem Stück durchaus ab, aber man erkennt in ihm überall eine nach der Theaterschablone ihrer Zeit geschulte, leicht und sicher gestaltende Hand. Als der Generalintendant der berliner Bühne, Graf Brühl, daran dachte, die „Preciosa" zur Aufführung zu bringen, wurde Weber von ihm und dem Verfasser ersucht, dem Singspiel,

Digitized by Google

das schon einmal früher in Eberwein einen Componisten gefunden, den Schmuck seiner Töne zu leihen. Die Aufforderung kam ihm zuerst ungelegen, nach und nach gewann er jedoch Freude an der Arbeit. Er erklärte, daß er eigentlich verschworen habe, Musik zu Schauspielen zu schreiben, da hier künstlerisch so gar nichts zu gestalten sei, indeß, weil es Brühl und Wolff seien, er es einmal wagen wolle. Am 15. März 1821 gelangte die „Preciosa" zur Darstellung, und glänzend war der Erfolg, den sie davontrug. Von der Popularität, die sie sich sehr rasch errang, gibt der Umstand Zeugniß, daß bis auf den heutigen Tag noch einzelne Wendungen des Textes im Munde des Volks leben und zum Schatz seiner geflügelten Worte gehören. Wenn ferner kein Jahr vergeht, ohne daß das Stück in dem Repertoire des einen oder andern unserer Theater auftaucht und stets ein empfängliches Publikum findet, so verdankt es dies günstige Geschick lediglich der vom Ablauf der Zeit unberührten Frische und Jugend der Musik. In ihr hatte der Wunderbaum der deutschen romantischen Oper, der sich bald mit einer üppigen Frühlingspracht bunter, duftiger Blüten bedecken sollte, seine ersten Blätter und Knospen getrieben.

Ein entscheidender Tag in dem Leben Weber's und in der Geschichte unserer nationalen Gesangsbühne war der 18. Juni 1821. An ihm hielt der „Freischütz" seinen Einzug in das von Schinkel neuerbaute berliner Schauspielhaus, das mit einem Prolog Goethe's und dessen „Iphigenie" am 26. Mai dem Publikum eröffnet worden. Graf Brühl, seit einer Reihe von Jahren in warmer Bewunderung und treuer Freundschaft unserm Meister verbunden, hatte für die Summe von 80 Friedrichsdor das Prioritätsrecht an dem Werke erworben. Er hob es auch über die Taufe, der Titel „Freischütz" rührt von ihm her. Für den im Schlesinger'schen Verlage veröffentlichten Klavierauszug forderte Weber 60 Louisdor, mit 220 Thlrn. wurde er indessen abgefunden. Um die fieberhafte Unruhe und Spannung zu ermessen, mit welcher man dem Erscheinen der Oper entgegensah, muß man sich jene Zeit mit ihrem überreizten Interesse an allen literarischen und künstlerischen Ereignissen vergegenwärtigen. Nur noch in ihnen konnte das Volk, durch die verblendete, selbstsüchtige und unnatürliche Politik der Regierungen von der lebendigen Betheiligung am Staat ausgeschlossen, seinen Herzschlag vernehmen. In der Hauptstadt Preußens, das in den Freiheitskriegen die schwersten Opfer gebracht, die entscheidendsten Siege gewonnen, war nothwendigerweise das Nationalgefühl stärker erregt als irgendwo in unserm Vaterlande. Wenn wir jetzt darüber lächeln, daß man dem Wettkampf zwischen der „Olympia" und dem „Freischütz" mit einem Ernst zuschaute und mit einem Eifer Partei ergriff, als ob es sich um eine welterschütternde Begebenheit gehandelt, so wollen wir wenigstens nicht die gesunde Wurzel verkennen, aus welcher diese leidenschaftliche, im Verhältniß zum Gegenstande und zu dessen Bedeutung gewiß krankhafte Stimmung der Gemüther erwuchs. Im Mai 1820 hatte Spontini, der Componist des Kaiserreichs, dessen Werke die stolze Waffenglorie des deutschen Erzfeindes deutlich genug abspiegeln, seine glänzende Stellung in Berlin angetreten. Nach 42 mühseligen Proben war seine „Olympia" am 14. Mai 1821 zur Aufführung gelangt. Der Erfolg schien zuerst unzweifelhaft, aber schon bei der zweiten Wiederholung zeigten die Zuhörerräume bedenkliche Lücken und die Freunde Weber's, der am 4. Mai in Berlin eingetroffen, erblickten darin eine günstige Vorbedeutung für das Heil ihrer Sache. In dem heißersehnten Siege des „Freischütz" lag ihnen mehr als ein gewöhnlicher Bühnentriumph, mehr als eine bloße Bestätigung ihrer ästhetischen Gewohnheiten und Liebhabereien. Die Demüthigung, die Weber dem Nebenbuhler, dem verhaßten übermüthigen Ausländer bereiten sollte, erschien ihnen zugleich als eine symbolische Niederlage der am Hofe allmächtigen Reactionspartei, als eine Huldigung, demselben vaterländischen Geiste dargebracht, der die Schlachten der Freiheitskriege geschlagen. Was vor allem der

Digitized by Google

Periode, die wir mit Recht die romantische nennen, ihren besondern Charakter gibt, das war jener unruhig umherschweifende Drang der Volksseele nach einer festen Form, fähig den Reichthum ihres Inhalts in sich aufzunehmen, jenes tiefe Heimweh, das in einer rein idealen Welt Ersatz für die Leere und Entfremdung der Wirklichkeit suchte. Solange dem neuerwachten Selbstgefühl der Nation mit dem Staat der naturgemäße Boden, um sich zu bethätigen, versagt blieb, klammerte es sich wohl oder übel an jede ihm dargebotene Handhabe. Bis zum Jahre 1848 trugen sämmtliche Bewegungen, die wissenschaftlichen, die künstlerischen, sogar die religiösen, eine politische Färbung. Vor allem übte die Bühne mit ihrer weiten, hellen Oeffentlichkeit, der gegenüber die einzelnen zum stimmberechtigten Publikum sich geeint fühlten, eine die Gemüther aufregende Gewalt, wie sie uns zum zweiten male nicht in der deutschen Theatergeschichte begegnet.

Keinem lag das Schicksal des „Freischütz" mehr am Herzen als dem Grafen Brühl. Zu seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen alles französische Wesen und seinem innigen Verhältniß zum Componisten gesellte sich noch die Hoffnung, gestützt auf die Erfolge der deutschen Oper, den immer lästigern Anmaßungen und Eigenmächtigkeiten des amtlich ihm fast gleichgestellten, vom Hofe begünstigten Generalmusikdirectors mit stärkerm Nachdruck entgegentreten zu können. Für eine glänzende Ausstattung wurde nichts gespart, in 16 von Weber selbst geleiteten Proben mußten alle Mitwirkenden sich mit ihrer Aufgabe bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut machen, die besten Kräfte der Bühne waren ihm zur Verfügung. Die Seidler, die damals 31 Jahre alt, in der Blüte ihrer Schönheit und auf der Höhe ihrer Triumphe stand, gab die Agathe, die junge anmuthige Ennicke das Aennchen, die Darsteller des Max und Kaspar, Karl Stümer und Heinrich Blume, überboten einander im edelsten künstlerischen Wetteifer. Rebenstein, Wauer, Hillebrand und Wiedemann waren in den Rollen des Ottokar, Kuno, Samiel und Kilian an ihrem Platze, und die zierliche Reimwald wand den Jungfernkranz. Da die Sängerin des Aennchen, im Hinblick auf die beiden dankbaren Arien der Agathe, mit ihrem bescheidenen „Kommt ein schlanker Bursch gegangen" sich nicht begnügen mochte, fügte Weber nachträglich die Romanze des dritten Acts hinzu. Das „Einst träumte meiner sel'gen Base", noch in Dresden begonnen, wurde in Berlin am 28. Mai vollendet. Gleich die erste Aufführung schlang um das Haupt des Componisten einen vollen Lorberkranz. Der laute Jubel, welcher der Ouverture folgte, verstummte zwar im Verlauf des ersten Acts immer mehr, aber das in die hellsten Farben der Jugend und Heiterkeit gekleidete Duett der beiden Mädchen, nur um so wirksamer nach der dumpfen Schwüle der vorangegangenen Scenen, und die Arie Agathens entschieden endgültig das Schicksal der Oper. Bis zum Schluß gab ihr der jauchzende Beifall des Publikums das Geleit. Der Bericht, den Weber's „Tagebuch" über den Abend enthält, lautet: „Abends als erste Oper im neuen Schauspielhause: «Der Freischütz», wurde mit unglaublichstem Enthusiasmus aufgenommen. Ouverture und Volkslied dacapo verlangt, überhaupt von 17 Musikstücken 14 lärmend applaudirt. Alles ging aber auch vortrefflich und sang mit Liebe; ich wurde herausgerufen und nahm Frau Seidler und Frl. Ennicke mit heraus, da ich der andern nicht habhaft werden konnte. Gedichte und Kränze flogen. Soli Deo gloria." In den ersten sechs Monaten wurde der „Freischütz" 20 mal gegeben, er hatte während dieser Zeit 13556 Thlr. eingebracht. Ende 1822 schon erlebte er seine 50. Vorstellung mit 37018 Thlrn. Gesammteinnahme. Mit der 200. Aufführung am 26. Dec. 1840 waren der Theaterkasse 94000 Thlr. zugeflossen. Zum 301. mal erschien die Oper auf der berliner Bühne am 22. Dec. 1858. Weber, der, wie wir berichteten, zugleich Eigenthümer des Textes war, hat als Frucht der berliner Aufführungen alles in allem 660 Thlr. bezogen. Nach dem heutigentags geltenden Tan-

Digitized by Google

tiëmengesetz würde das Werk dem Componisten und seinen Erben statt dessen eine Summe von etwa 20000 Thlrn. eingetragen haben.

Bei dem Erscheinen des „Freischütz" standen, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zu geschehen pflegt, zunächst die Meinungen in zwei Extreme geschieden sich schroff gegenüber. Auf der einen Seite ein Rausch des Entzückens ohne Maß und Schranken, auf der andern kühle Gleichgültigkeit und vornehme Ablehnung. Wie diese Töne aus den innersten Tiefen eines echt deutschen Gemüths geschöpft waren, so drangen sie auch wieder geradeswegs in das Herz des Volks. Es vernahm in ihnen seine Muttersprache, den treuen Wiederhall seines eigensten Empfindens. Ueberall in dem Werke fühlte es sich von seiner Heimat traulich umfangen. Weil sämmtliche Gestalten der Oper echte Kinder seines Geistes, Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein waren, liebte es in ihnen selbst die Schwächen und Fehler. Die Theater wetteiferten, Besitz von dem ihnen goldene Ernten verheißenden Stück zu ergreifen. Noch im Jahre 1821 faßte es auf den meisten deutschen Bühnen festen Fuß. Mancherlei wunderliche Schicksale erlebte es auf diesem Siegeszuge, so durfte es z. B. nur in der abgeschmacktesten Verunstaltung den Wienern sich zeigen. Kaiser Franz hatte einen Widerwillen gegen das Schießen und die lustig knallende Büchse mußte sich deshalb in eine stumme Armbrust verwandeln. Keine Freikugeln wurden gegossen, sondern verzauberte Bolzen aus einem hohlen Baum hervorgezogen. Samiel und der Eremit erschienen der Censur bedenklich, ihre Stelle vertraten ein weltlicher Einsiedler und die körperlose Stimme eines bösen Geistes. Erst als Weber im nächsten Jahre persönlich in Wien erschien, um für seine „Euryanthe" Theater und Publikum der österreichischen Hauptstadt zu studiren, gelang es ihm mühsam und mit dem Aufgebot seiner gesammten einflußreichen Bekanntschaft, die Inscenirung mit dem Wesen des Originals in leidlichen Einklang zu bringen. Während der sechs Monate nach seinem ersten Schritt in die Oeffentlichkeit hatte der „Freischütz" dem Componisten die für die damaligen Verhältnisse unerwartet hohe Summe von 1633 Thlrn. eingetragen. Durchaus anders als das große Publikum verhielten sich zu dem Werke fast allenthalben die Aesthetiker und Musiker von Fach. Man beschuldigte es, die Kunst aus ihrer ewigen Heimat, der Region des schönen Scheins, in den Staub der Alltäglichkeit herabgezogen, mit effectsüchtiger Berechnung auf die rohen Neigungen der Masse speculirt zu haben. Man wies mit ausgestrecktem Finger auf allerlei Verstöße gegen den Generalbaß und handgreifliche Reminiscenzen. Lag auch wenigstens ein Bruchtheil dieser Vorwürfe in der Sache selbst begründet, so vergaß man doch über ihnen in leidenschaftlichem Eifer den Dank für die verschwenderisch dargebotene Fülle neuen blühenden Lebens, man vergaß ferner in Betracht zu ziehen, ob die Abkehr vom classischen Ideal, zu der hier die ersten Schritte geschehen, nicht vielleicht vermöge einer innern Nothwendigkeit durch die ganze bisherige Entwickelung der Musik bedingt sei. Der alte Zelter, schon früher unserm Componisten nicht sonderlich hold, schrieb an Goethe: „Eine neue Oper, «Der Freischütz» von Maria von Weber, geht reißend ab. Ein einfältiger Jägerbursch (der Held des Stücks) läßt sich von Schwarzkünstlern, die ebenso einfältig sind, verführen, vermittels mitternächtlicher Zauberkocherei sogenannte Freikugeln zu gießen, und durch den besten Schuß seine eigene schon mit ihm versprochene Braut zu gewinnen, die er endlich mit solcher Kugel — erschießt? Bewahre! Auch diese trifft er nicht. Das Mädchen fällt nur vom Knalle und läßt sich Knall und Fall heirathen. Ob nun der Treffer das letztere besser kann, ist nicht angegeben. Die Musik findet großen Beifall und ist in der That so gut, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet. Von eigentlicher Leidenschaft habe vor allem Gebläse nichts gemerkt. Die Kinder und Weiber sind toll und voll davon. Teufel schwarz, Jugend weiß, Theater belebt, Orchester in Bewegung, und daß der Componist

Digitized by Google

kein Spinoziſt iſt, magſt Du daraus abnehmen, daß er ein ſo koloſſales Nichts aus eben benanntem Nihilo erſchaffen hat." Spohr erzählt in ſeiner „Selbſtbiographie", daß er im Jahre 1818 auch mit der Compoſition des „Freiſchütz"-Stoffs beſchäftigt geweſen, die Arbeit aber zurückgelegt habe, da ihm Wilhelmine Schröder mitgetheilt, Weber behandle denſelben Gegenſtand. Er fügt hinzu: „Mit meiner Muſik, die nicht geeignet iſt, ins Volk zu bringen und den großen Haufen zu enthuſiasmiren, würde ich nie den beiſpielloſen Erfolg gehabt haben, den der «Freiſchütz» fand." Geſpannten Ohres horchte Weber auf jedes Wort des Lobes oder Tadels, das ſeinen Werken galt, unliebſame Kritiken konnten ihn bis zu leidenſchaftlicher Erbitterung verſtimmen. Als ein greller Mislaut klang deshalb in ſeine berliner Triumphe eine in der „Voſſiſchen Zeitung" erſchienene Beurtheilung aus der Feder des ihm von früher her befreundeten E. Th. A. Hoffmann. Im Ton ermunternden Wohlwollens gehalten, lief ſie zuletzt nur auf eine Verherrlichung Spontini's hinaus.

Ehe Weber die preußiſche Hauptſtadt verließ, trat er auch als Klavierſpieler öffentlich auf. Er trug bei dieſer Gelegenheit das am Tage der erſten „Freiſchütz"-Aufführung vollendete Concertſtück in F-moll vor, das wie die Polonaiſen in E und Es-dur und die 1819 geſchriebene „Aufforderung zum Tanz" bis auf die Gegenwart herab eine Stelle im Repertoire unſerer Pianiſten behauptet. Unmittelbar, nachdem er die Compoſition zu Papier gebracht, rief er ſeine Frau und ſeinen Schüler Benedict an den Flügel und erläuterte lächelnd, was er ihnen zu hören gab, in folgender Weiſe: „Die Burgfrau ſitzt auf dem Söller. Sie ſchaut wehmüthig in die weite Ferne hinaus. Der Ritter iſt ſeit Jahren im heiligen Lande. Wird ſie ihn wiederſehen? Viele blutige Schlachten ſind geſchlagen. Keine Botſchaft von ihm, der ihr alles iſt. Vergebens ihr Flehen zu Gott, vergebens ihre Sehnſucht nach dem hohen Herrn. Endlich ergreift ſie ein entſetzliches Geſicht. Er liegt auf dem Schlachtfelde, verlaſſen von den Seinen, das Herzblut aus der Wunde rinnend. Ach, könnte ich ihm zur Seite ſein, wenigſtens mit ihm ſterben! Sie ſinkt bewußtlos und erſchöpft hin. Horch! was klingt dort in der Ferne? Was glänzt dort am Walde im Sonnenſchein? Was kommt näher und näher? Die ſtattlichen Ritter und Knappen alle mit dem Kreuzeszeichen, und wehende Fahnen, und Volksjubel, und dort — er iſt's! und nun in ſeine Arme ſtürzend. Welch ein Wogen der Liebe, welch endloſes unbeſchreibliches Glück! Wie rauſcht und weht es mit Wonne aus den Zweigen und Wellen, mit tauſend Stimmen den Triumph treuer Minne verkündigend." In die Heimat zurückgekehrt, gedachte Weber ſeiner bereits früher begonnenen komiſchen Oper „Die drei Pintos", zu der ihm Theodor Hell den Text geliefert. Er beſtimmte ſie für das dresdener Theater, erhielt aber, als er höhern Orts ſeine Abſicht anzeigte, zur Antwort: „Man müſſe von Beſtellung einer Oper bei ihm abſehen, da ſein «Freiſchütz» in Vorbereitung, deſſen Erfolg noch abzuwarten ſei und es unpaſſend erſcheine, zwei koſtſpielige Opern von demſelben Componiſten kurz hintereinander auszuſtatten." Trotzdem hat ihn das Werk bis zu ſeinem Tode beſchäftigt, im Nachlaß fand ſich der vollſtändige Entwurf vor, deſſen räthſelhafte Ziffern und Zeichen zu deuten Meyerbeer und Marſchner leider umſonſt verſuchten. Noch von einer andern, nur Fragment gebliebenen Oper „Alcindor" wird uns berichtet, der ein Stoff aus Tauſendundeiner Nacht zu Grunde lag. Inzwiſchen hatte das wachſende Glück des „Freiſchütz" die Entzweiung des Dichters und Componiſten zur Folge gehabt. Der erſtere fand, daß ſeinem Verdienſt an der Arbeit keineswegs der Antheil am Erfolge entſpräche. Wie hoch er jenes anſchlug, beweiſt z. B. ſeine naive Aeußerung über den Jungfernkranz. „Wie kann man doch", rief er verdrießlich aus, „nur dieſe Melodie ſo unmäßig loben! Die verſtand ſich bei den Worten «Wir winden dir u. ſ. w.» ja ganz von ſelbſt und jeder hätte ſie gefunden!" Umſonſt übte Weber gegen die gereizte Empfindlichkeit des Freundes und

Digitized by Google

„Mitvaters" alle Schonung und Rücksicht, es gelang ihm nicht, das alte Verhältniß wiederherzustellen. Als er, obgleich längst rechtlicher Eigenthümer des Textes, sich entschloß, nachträglich das Honorar zu verdoppeln, wurden die von einem herzlichen Briefe begleiteten 30 Dukaten zornig zurückgewiesen und der Bruch war unheilbar. Früher war zwischen beiden von einer Oper „Der Cid" die Rede gewesen und Kind hatte schon den Plan des Ganzen entworfen, als es zum Zerwürfniß kam. Gerade um diese Zeit führte der Unstern des Tondichters ihm Helmina von Chézy, die Enkelin der Karschin, in den Weg, aus deren Hand er den „Euryanthen"-Text empfangen sollte; an sie wandte er sich, als er von Barbaja, dem langjährigen Geschäftsfreunde Rossini's, und auch seit kurzem Pachter der wiener Hofbühne, aufgefordert wurde, eine Oper für das Kärtnerthor-Theater zu schreiben. Die bewegliche Frau, deren poetischer Thatendrang stets nach Beschäftigung verlangte, ging mit Eifer auf die Sache ein. Durch ihre Beziehungen zu Schlegel in den abenteuerlichen Liebesgeschichten des Mittelalters wohl bewandert, legte sie eine ganze Reihe derselben dem Componisten vor, darunter die „Histoire de Gérard du Nevers et de la belle et vertueuse Euryanthe sa mie" aus des Grafen Tressan Romanbibliothek, und einen solchen Zauber übten auf Weber die Gestalten des ritterlichen Minnesängers und der gefühlsseligen Jungfrau mit dem Herzen voll Unschuld und dem Auge voll Thränen, nicht weniger auch die bunte Scenerie, die sie umgab und der Palette des Musikers eine Menge neuer Farben verhieß, daß sein Blick gegen die innere Zerfahrenheit und Haltungslosigkeit der Charaktere wie gegen den rein willkürlichen, die dramatische Form spröde ablehnenden Verlauf der Handlung verschlossen blieb. Um so nachdrücklicher machten sich diese Eigenschaften geltend, als man zur Ausführung schritt. Der Verhandlungen zwischen dem Componisten und der Dichterin war kein Ende. Während die krankhafte Reizbarkeit des einen durch die dilettantische Unsicherheit und geräuschvolle Emsigkeit der redseligen Genossin („das Chez" pflegte er sie verächtlich zu nennen) zum Aeußersten gebracht wurde, vermochte ihre behende Feder trotz des besten Willens kaum gleichen Schritt mit seiner drängenden Ungeduld zu halten. Immer aufs neue ward geprüft, verworfen, wieder von vorn angefangen, geändert, gebessert, der ungefügige Stoff wollte sich den Satzungen der Bühne nicht bequemen. Weber beschränkte sich keineswegs darauf, mit seinen Weisungen und seiner Kritik der Verfasserin bis ins einzelne zur Seite zu gehen, überall legte er vielmehr auch selbst Hand an und, ehe er die erste Note niedergeschrieben, hatten auf solche Weise schon die Vorbereitungen den besten Theil der geistigen Frische, jener freudig den Kern der Sache ergreifenden Thatkraft hinweggezehrt, deren keiner im höhern Maße bedarf als der Operncomponist. Mit dem Text, dem traurigsten Stück- und Flickwerk, das je von der Macht der Töne Gestalt und Leben erwartet hat, begann die Leidensgeschichte der „Euryanthe", deren weitern Verlauf wir nun zu verfolgen haben.

Im Februar und März 1822 finden wir Weber in Wien. Auf Barbaja's Kosten war er nach der österreichischen Hauptstadt gereist, um durch eigene Erfahrung den anspruchsvollen Schauplatz näher kennen zu lernen, auf welchem der Nachfolgerin des „Freischütz" die erste Probe bevorstand. Mit dem Personal, dem er sein Werk anzuvertrauen hatte, durfte er im ganzen zufrieden sein; größern Grund zur Besorgniß konnte ihm dagegen das Publikum geben, vor welchem er diesmal erscheinen sollte. Eine entscheidende Wendung war gerade zu jener Zeit in dem künstlerischen Leben der Stadt eingetreten, die durch ein halbes Jahrhundert für den unbestrittenen Mittelpunkt der gesammten musikalischen Welt gegolten. Der Cultus der classischen Meister, die unter den Augen zweier Generationen in Wien gewirkt und geschaffen, begannen sich in eine enger geschlossene, aber durch die geistige Bedeutung wie durch die gesellschaftliche Stellung ihrer Mitglieder immer noch sehr einflußreiche Gemeinde zurückzuziehen, während

Digitized by Google

die süßen Weisen Rossini's Ohr und Gemüth der Menge berauschten. Barbaja hatte sich verpflichtet, eine deutsche und italienische Oper zu erhalten. Die letztere, von dem glänzenden Impresario mit fürstlicher Freigebigkeit bedacht, war zugleich das Schoskind des Hofs und des großen Publikums. Die vaterländische Gesangsbühne sah sich dagegen in der Lage, das Maß für ihre ökonomischen Verhältnisse lediglich von der unumgänglichen Rücksicht auf den künstlerischen Anstand zu empfangen. Daß die Verehrer Gluck's, Mozart's und Beethoven's in einem Werk von rein romantischem Charakter — und als ein solches mußte nothwendig dem Componisten die „Euryanthe" vorschweben — ihre künstlerischen Ideale wiederfinden und den Namen des Autors auf ihre Fahne schreiben würden, stand kaum zu erwarten. Ebenso wenig konnte der erklärte Vertreter der national-deutschen Oper auf begeisterte Theilnahme in den Reihen derjenigen zählen, die den „Tancred" und „Othello", die „Italiana" und „Cenerentola" mit ihren geräuschvollen Huldigungen umdrängten. Allerdings hatte der „Freischütz" auch in Wien sich die zahlreichsten Freunde gewonnen. Eine zum Benefiz der Wilhelmine Schröder von Weber selbst geleitete Aufführung gestaltete sich zu einem Ehrenabend nicht allein für die Darstellerin der Agathe, auch dem Tondichter war sein voller Theil an den immer aufs neue hervorbrechenden Beweisen der Liebe und Bewunderung beschieden. Deutlich genug fühlte er indessen, daß seiner „Euryanthe" die zwingende Popularität, der frische Waldesduft der Empfindung und des Ausdrucks abgehen würden, denen er seine bisherigen Triumphe verdankte. Zu jenem festlichen Abend bemerkt das „Tagebuch": „Den «Freischütz» zum Benefiz der Schröder dirigirt. Mehr Enthusiasmus kann es nicht geben und ich zittere vor der Zukunft, da es kaum möglich ist, höher zu steigen. Gott allein die Ehre!" Die schwerste Heimsuchung, welche überhaupt die Seele des Künstlers treffen kann, sollte in jener Zeit zum ersten male ihren dunkeln Schatten auf das Leben des Meisters werfen. Die Furcht, mit seinen fernern Schöpfungen hinter den frühern Thaten zurückstehen und so in einem unaufhaltsamen Decrescendo von der erklommenen Höhe des Ruhmes hinabsinken zu müssen, ließ ihn eifersüchtigen Blicks die eigene Vergangenheit betrachten. Diese krankhaft gereizte Stimmung, die sich weiterhin zum wunderlichsten Haß gegen das echteste Kind seines Genius steigerte, kündigte sich bereits durch manche Symptome an. Mehrfach hörten seine Freunde von ihm Aeußerungen wie etwa: „Der verteufelte «Freischütz» wird seiner Schwester «Euryanthe» schweres Spiel machen!" Während auf solche Weise bange Sorge sein Gemüth erfüllte, begann noch ein anderer Dämon Gewalt über ihn zu gewinnen. Sein altes Hals- und Brustleiden nahm eine bedenkliche Wendung, es hielt ihn fünf Tage lang auf dem Krankenlager fest und ähnliche Anfälle wiederholten sich später immer häufiger und mit wachsender Heftigkeit. Jeder folgende Winter raubte ihm mehr von seiner Gesundheit, als die Sommerfrische auf dem Lande und die liebevollste Pflege zu ersetzen vermochten.

Vom Frühling 1822 bis zum Herbst 1823 verwandte Weber, ohne seinem kranken Körper Ruhe und Erholung zu gönnen, auf die Composition der „Euryanthe" alles, was ihm an Kraft und Zeit sein durch eine längere Abwesenheit doppelt schwerer Kapellmeisterdienst übrigließ. Mit unausgesetztem, oft gewaltsamem Aufgebot seines gesammten Vermögens arbeitete er an diesem Werke, in welchem er den künstlerischen Reingewinn seines ganzen Lebens niederzulegen gedachte. Er sollte den wiener Triumphen des verhaßten Pesaresers kampfgerüstet gegenübertreten, der Stätte sich würdig zeigen, die von den erleuchtetsten Meistern einst ihre geistige Weihe empfangen, sollte der Welt den Beweis liefern, daß die Phantasie seines Autors keineswegs allein in die knappen, dem schlichten Ton des Volks sich anschmiegenden Formen gebannt sei. Oft genug hatten ihm die Gegner vorgehalten, daß der „Freischütz" mit seinen einfachen kunstlosen Weisen und seinen Zuthaten an Pulverdampf und Höllenlärm sich viel zu tief hinabbücke zu den Neigungen

Digitized by Google

der Menge. „Glaube es wol“, schrieb Weber an Lichtenstein, „daß sich Widersacher finden. Ist auch natürlich. Der Teufelsspuk macht mich selbst oft irre, und wenn nicht ehrenwerthe Männer mir mit Zufriedenheit die Hand drückten, so dächte ich selbst, Mosje Samiel mache die Sache allein.“ In der „Euryanthe“ wollte der Tondichter dasjenige verwirklichen, was ihm sein inneres Schauen wie die reichen Erfahrungen einer langjährigen, der Bühne fast ausschließlich gewidmeten Thätigkeit als das Urbild des musikalischen Dramas dargestellt. Daß sich dasselbe von Richard Wagner's Kunstwerk der Zukunft kaum unterschied, dafür besitzen wir des Meisters urkundliches Zeugniß. Als im December 1824 der breslauer akademische Musikverein eine Aufführung der „Euryanthe“ im Concertsaal beabsichtigte und von Weber Rathschläge und Anweise für diesen Zweck sich erbat, erhielt er zur Antwort: „Es bewegt mich wahrhaft recht schmerzlich, daß ich diesem strebensfrohen, vertrauensvollen Aufruf nicht ebenso freudig Gewährung entgegenrufen kann. «Euryanthe» ist ein rein dramatischer Versuch, seine Wirkung nur von dem vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste hoffend, sicher wirkungslos, ihrer Hülfe beraubt. Diese Ueberzeugung hatte ich, ehe vielfältige Wünsche, wie die Ihrigen, an mich gelangten, die ich zum Theil befriedigte, oder willkürliche Lust Einzelheiten oder das Ganze ohne Anfrage dem Publikum vorführte. Die Erfahrung bestätigte meine Ueberzeugung. Das Werk ließ nicht nur kalt, ja es erregte Misfallen, denn nicht geringe Erwartungen brachte das mir gewogene Publikum mit. Vergleichungsweise erlauben Sie mir nur als Beispiel anzuführen, ob Sie sich irgendwelche Wirkung auch von der gelungensten Aufführung einer «Iphigenia» von Gluck im Concertsaale versprächen? Und dies ist ein anerkanntes Meisterwerk und allgemein gekannt, wodurch die Phantasie des Hörers ergänzend und hinzufügend wirken kann.“ Man sieht, es ist ungefähr dasselbe künstlerische Glaubensbekenntniß, welches später der Componist des „Lohengrin“ und der „Isolde“ nicht müde geworden, in seinen redseligen Schriften wie in seinen Partituren als neueste Entdeckung und alleinseligmachende Wahrheit der Welt zu verkündigen. Je weiter die Arbeit an der „Euryanthe“ fortschritt, um so peinlicher empfand der Tondichter die Mängel des von der Chézy auf sein Geheiß nicht weniger als neunmal umgestalteten Textes. Als bereits das Werk beinahe vollendet vor ihm lag, wandte er sich an Tieck, um mit dessen Beistand dem innern Zusammenhange der Handlung wie der dramatischen Lebensfähigkeit der Charaktere nachzuhelfen. Ueber einen fruchtlosen Austausch von ästhetischen Gesichtspunkten kam indessen die Sache nicht hinaus. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß der Vater unserer romantischen Literatur und der Schöpfer unserer romantischen Oper in ihren künstlerischen Anschauungen zu sehr auseinandergingen, um zu gedeihlicher Gegenseitigkeit sich die Hände zu reichen. Anders als beim „Freischütz“ verhielt sich diesmal der Componist zu seiner Aufgabe. Während er dort fast mühelos die Früchte gebrochen, die in der verborgenen Innerlichkeit seines Wesens still und allmählich gewachsen und gereift, ging hier die verständige Reflexion der schöpferischen Phantasie als geschäftige Bundesgenossin stets zur Seite. Zwar hob sie alles in eine höhere Sphäre empor, aber, was auf solche Weise die Tonsprache an Ernst und Adel gewann, ebenso viel verlor sie von der Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung und des Ausdrucks. An die Stelle der gleich einem Naturproceß aus dem Vollen und Ganzen strömenden Production trat der harte Kampf mit dem widerstrebenden Stoff, um ihn zum Abbild des mehr oder weniger deutlich erkannten Ideals zu klären und zu schmeidigen. Auch unter den geistigen Kindern pflegt das Vaterherz diejenigen mit der zärtlichsten Liebe zu umfangen, um die es am meisten gelitten, und seit den ersten Unterhandlungen mit der Chézy hat die „Euryanthe“ nicht aufgehört, eine Quelle der Noth und Sorge für ihren Urheber zu sein. Trotz des angestrengtesten Fleißes verstrich ein Monat nach dem andern, bevor die Partitur zum Abschluß gelangte. Die Instrumentirung allein nahm

Digitized by Google

40 volle Arbeitstage in Anspruch, die gesammte Ausführung der Oper nach den Skizzen 60, aber auch später ließ der Componist nicht ab, zu ändern und zu bessern, einzelne Nummern, wie z. B. der Allegrosatz des zweiten Finale: „Du gleißend Bild, du bist enthüllt", mußten wiederholt von Grund aus umgestaltet werden, ehe sie vor seiner peinlichen Kritik zu bestehen vermochten. Die Ouverture, welche die Copisten nur ein paar Tage vor der Aufführung empfingen, bestand ursprünglich aus einem Satz in demselben feurigen Tempo. Erst im letzten Augenblick erhielt die auf die Geistererscheinung hindeutende Episode in ihr eine Stelle. Nach Weber's Absicht sollte ein lebendes Bild (Euryanthe kniet betend an dem Grabe Emma's, deren verklärte Gestalt vorüberschwebt, während Eglantine im Hintergrunde lauscht) jenes in das innere Gefüge des Tonstücks durchaus unvermittelt eingeschobene Motiv erläutern. Auf den Rath seiner wiener Freunde stand er jedoch davon ab. Ein Menschenalter später hat Meyerbeer kein Bedenken getragen, seiner Ouverture zur „Dinorah" einen gewagten Effect ganz ähnlicher Art als Haupttrumpf auf den Weg zu geben.

Im September 1823 traf Weber abermals in Wien ein, um die Proben zur „Euryanthe" und die ersten drei Vorstellungen in Person zu leiten. Sein Quälgeist, Helmina von Chézy, gehörte zu den ersten, denen er in der österreichischen Hauptstadt begegnete. Als Honorar für den Text hatte er ihr 40 Dukaten von Barbaja stipulirt, ihr aber auch zugleich einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Gewinn in Aussicht gestellt, den das Werk an den verschiedenen deutschen Bühnen abwerfen würde. Mit dem ihr eigenen Ungestüm machte sie nun diesen Anspruch geltend und wies außerdem auf die erheblichen Opfer an Mühe und Zeit hin, welche die endlosen Revisionen und Correcturen des Libretto gekostet. Der durch ihre unablässigen Zuschriften und Besuche zum Aeußersten gebrachte Tondichter fand sie endlich mit weitern 50 Dukaten ab. Das Honorar, das er sich selbst bedungen, betrug 300 Dukaten. Noch einmal, und zwar bei keiner geringern Gelegenheit als am Abend der ersten Aufführung, sollte ihm seine Mitarbeiterin die Laune verderben. Durch das bis in die entlegensten Winkel gefüllte Parterre drängte sich eine kleine, dicke, nachlässig gekleidete Frau mit dem lauten, immer von neuem wiederholten Ausruf: „Machen Sie mir Platz, ich bin ja die Dichterin!" Vom jubelnden Gelächter des Hauses begleitet, sprang sie eifrig gesticulirend von einer Bank auf die andere und erzwang sich, gegen alle Vorstellungen der berechtigten Insassen taub, ein Unterkommen in der vordersten Reihe. Erst als der Componist am Dirigentenpult erschien, beruhigte sich die geräuschvolle Heiterkeit des Publikums einigermaßen. Die Titelrolle hatte er ursprünglich der Ungher zugedacht, er übergab sie jedoch der damals siebzehnjährigen Henriette Sontag und brauchte seine Wahl nicht zu bereuen. Die poetische Erscheinung der Künstlerin, der jungfräuliche Reiz in ihrem Gesange und Spiele, der schüchtern zurückgehaltene, wir möchten sagen, knospenartige Charakter der Auffassung und des Ausdrucks, alles das paßte vortrefflich zu der in die weichste Lyrik getauchten Mädchengestalt, die als Anklage nur Seufzer und blos Thränen zur eigenen Rechtfertigung hat. Die Grünbaum gab die Eglantine, Haitzinger den Adolar, Forti den Lysiart und Seipelt den König. Die Zufriedenheit des Meisters mit dieser Besetzung und seine gehobene Stimmung während der Proben finden in den Briefen an Karoline beredten Wiederhall. Dort heißt es unter anderm: „Mein geliebtes Herz, Du würdest manche Thräne über einige Stellen vergießen, so schön haben die Leute heute auf der dritten Probe gesungen. Ich habe nur Noth, sie zu halten, daß ihr Feuer sie nicht zu sehr hinreißt und mich mitnimmt. Es sind doch schöne Augenblicke, indem man sieht, daß man das menschliche Herz getroffen hat, und ergreift. . . . Ich selbst habe oft Noth, meine Rührung über das eigene Geschreibsel zu verbergen. Vertrau Du nur auf Gott und meine «Euryanthe»!...

Digitized by Google

So viel ist noch in keiner Oper geweint worden als in dieser. Wenn es nach dem Ausspruch dieser guten Leute (es ist hier immer noch von den Proben und Sängern die Rede) ginge, so hätte es vorher nichts Großes gegeben und käme auch nicht wieder." Nach der Generalprobe, die fünf Stunden dauerte und allen Betheiligten das Gefühl der Abspannung zurückließ, wandelte sich jedoch diese hoffnungsvolle Zuversicht in bange Besorgniß. Niedergeschlagen äußerte Weber zu seiner bedenklich dareinblickenden Umgebung: „Ich fürchte aus meiner «Euryanthe» wird «Ennuyante»." Die Aufnahme, welche das Werk bei seinem ersten Schritt in die Oeffentlichkeit am 25. Oct. 1823 fand, erhob sich nicht über einen allerdings von Freundeshand stark instrumentirten Erfolg der Achtung. Von dem reichlich gespendeten Beifall fiel der Löwenantheil auf die Darstellerin der Euryanthe, und wenn der Tondichter auch keineswegs leer an Beweisen der Liebe und Dankbarkeit ausging, so galten sie doch weit mehr dem verehrten Componisten des „Freischütz" als seiner neuen Schöpfung. Das erste Finale und der Jägerchor waren im Grunde genommen die einzigen Nummern, welche das Publikum warm und mit Einstimmigkeit willkommen hieß. Nichts hat seit jeher dem Ohr des Künstlers übler geklungen als das Wort Succès d'estime. Ein unzweideutiges Fiasco vermag sein Selbstgefühl in der Regel leichter hinzunehmen als jene kühle Gleichgültigkeit gegen seine Gabe, die in Rücksicht auf das Verdienst des Gebers und die Lauterkeit seines Strebens sich in die Formen wohlwollender Anerkennung hüllt. Fast gewinnt es den Anschein, als ob Weber nicht allein das liebende Herz seiner um den Ruhm des Gatten aufs äußerste besorgten Karoline beruhigen, sondern sich selbst geflissentlich täuschen wollte, wenn er ihr von einem vollständigen Triumph der Oper berichtet, dem gleich, welchen einst der „Freischütz" davongetragen. Während er die einzelnen Zeichen des Beifalls ängstlich überzählt, immer von neuem betheuernd, seine kühnsten Hoffnungen seien hinter ihnen zurückgeblieben, hat man das Gefühl, daß er den eigenen bangen Zweifel mit Gewalt zu betäuben sucht. Bei der vierten Vorstellung, die er nicht mehr selbst dirigirte, rief man ihn noch aus seiner Loge auf die Bühne, aber, sobald er Wien verlassen, entschied sich das Schicksal seines Werks. Jede Wiederholung fand das Haus spärlicher besetzt und nach 20 Abenden verschwand die Oper vom Repertoire. Schon der Componist selbst hatte sich zu manchen Kürzungen entschließen müssen. Dieses hinderte indessen nicht, daß man nachträglich die Partitur aufs erbarmungsloseste zusammenstrich. Ueber die ihr durch Konradin Kreutzer widerfahrene Behandlung führt eine Vorbemerkung zum Klavierauszug bittere Klage. Auf die Dauer konnte sich Weber der Wahrnehmung unmöglich verschließen, daß der „Euryanthe" in der Gunst des Publikums ein ganz anderes Los beschieden als dem „Freischütz". So schreibt er im December 1823 an Gottfried Weber: „Die Wirkung, die die «Euryanthe» hervorbringt, ist ganz so, wie ich es mir gedacht habe. Meine übertriebenen Freunde gaben diesmals meinen Feinden die Hand, indem beide lächerlicherweise verlangen, daß die «Euryanthe» ebenso die Masse anziehen soll als der «Freischütz». Wie thöricht! als ob — sans comparaison — «Iphigenia», ein «Don Carlos» irgendwo Zugstücke geworden wären." In einem ein halbes Jahr später an Franz Danzi gerichteten Briefe heißt es: „Haben Sie innigen Dank für alle Liebe, Sorge und Noth, die Sie mit meiner «Euryanthe» gehabt haben; und vorzüglich aber auch für die schonende Weise, mit der Sie mir den eigentlichen Erfolg derselben zu verbergen suchten, ich bin aber darauf an den meisten Orten gefaßt, denn das jetzige Kunsttreiben ist so wunderlich durcheinandergewirbelt, die eigentliche Andacht der Hörer und Ausführer so fast gänzlich erloschen, und man will von der Kunst nur gleich einer Bajadere gekitzelt sein, daß ich mich ordentlich wundere, wenn's einmal wo anders ist und ein ernstes Streben wirklich eingreift. In Dresden war dies der Fall. Wie's weiter wird, wollen wir abwarten, und am Ende muß es ja nicht sein, daß man Opern macht." Als die karlsruher Aufführung des Werks, von

Digitized by Google

der hier die Rede ist, noch in Aussicht stand, hatte er an Danzi geschrieben: „Allerdings muß ich die Sorge meiner Freunde dieser Oper sehr wünschen, da sie einen mislichen Platz in der Welt betritt. Die Erwartungen der Masse sind durch den wunderbaren Erfolg des «Freischütz» bis zum Unmöglichen ins Blaue hinaufgewirbelt; und nun kommt das einfach ernste Werk, das nichts als Wahrheit des Ausdrucks, der Leidenschaft und Charakterzeichnung sucht, und alle der mannichfachen Abwechselung und Anregungsmittel seines Vorgängers entbehrt. Nun wie Gott will." Während der Vorverhandlungen mit dem Grafen Brühl über die Erwerbung der Oper für die berliner Bühne ruft Weber aus: „Ja, ja! die arme «Euryanthe» wird noch viel zu leiden haben! Nur Geduld! Am Ende ist's nicht nöthig Opern zu schreiben." Trotz dieser erzwungenen Fassung kostete es dem Componisten jedesmal nicht geringe Seelenkämpfe, so oft das Werk einen neuen Schauplatz betrat. Mit fieberhafter Spannung lauschte er auf die Meinungsäußerungen des Publikums wie auf jedes gedruckte Urtheil. Mehr als die immer bedrohlichern Fortschritte seiner Krankheit verbitterte ihm das Schicksal der „Euryanthe" die letzten Lebensjahre.

Wir müssen noch einmal zu Weber's Aufenthalt in Wien zurückkehren, um seiner Beziehungen zu den beiden hervorragendsten Berufsgenossen zu gedenken. Schon von Dresden aus war er bei Gelegenheit einer Aufführung des „Fidelio" mit Beethoven in schriftlichen Verkehr getreten, und als ihm Haslinger mittheilte, der „Freischütz" habe Gnade vor den Augen des Meisters gefunden, eilte er nach Baden, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Mit den Worten: „Da bist du ja, du Kerl, du bist ein Teufelskerl! Grüß' dich Gott!" wurde er empfangen und zugleich herzlich in die Arme geschlossen. Ueber ihr gemeinschaftliches Mittagsmahl berichtet Weber: „Wir brachten den Mittag miteinander zu, sehr fröhlich und vergnügt. Dieser rauhe, zurückstoßende Mensch machte mir ordentlich die Cour, bediente mich bei Tische mit einer Sorgfalt wie seine Dame. Kurz, dieser Tag wird mir immer denkwürdig bleiben, sowie allen, die dabeiwaren. Es gewährte mir eine eigene Erhebung, mich von diesem großen Geiste mit so liebevoller Achtung überschüttet zu sehen." Da das Gespräch auf den „Euryanthe"-Text kam und Haslinger bedenklich den Kopf schüttelte, rief Beethoven lachend aus: „Immer die alte Geschichte! Die deutschen Dichter können keinen guten Text zusammenbringen!" „Und «Fidelio»?" fragte Weber. „Das ist ein französisches Original", lautete die Antwort, „ins Italienische und dann erst ins Deutsche übersetzt." „Und welche Texte halten Sie für die besten?" entgegnete Weber. „«Bestalin» und «Wasserträger»!" erwiderte Beethoven, ohne sich zu besinnen. Das Verhältniß der beiden Tondichter nahm indessen keinen so erfreulichen Fortgang, als der hoffnungsreiche Anfang zu verheißen schien. Beflissene Freunde erzählten dem Componisten der „Heroischen Symphonie" von einer kritischen Jugendsünde, die Weber an ihr begangen, und seit jenem Tage in Baden haben sich beide nicht wiedergesehen. Als am Morgen nach der zweiten Aufführung der „Euryanthe" die wiener Musiker im Steiner'schen Laden, ihrem gewöhnlichen Plauderwinkel, über das Werk zu Gericht saßen, stürmte Beethoven mit der Frage herein: „Nun, wie hat die neue Oper gefallen?" Haslinger berichtete: „Außerordentlich! Ein großer Erfolg!" Da rief jener: „Das freut mich! das freut mich! So muß der Deutsche über den Sing-Sang zurechtkommen!" Gleich darauf erkundigte er sich nach der „kleinen Sontag". Wie man sieht, gestalteten sich die Beziehungen Weber's zu Beethoven doch weit weniger unerquicklich, als man nach den Mittheilungen Schindler's glauben sollte. Von einer an den Schöpfer des „Fidelio" gerichteten und von diesem zurückgewiesenen Bitte, die Partitur der „Euryanthe" zu corrigiren, weiß der Biograph Weber's nichts. Dagegen bestätigt er alles, was Kreißle von Hellborn über das Zerwürfniß zwischen dem Componisten der „Euryanthe" und Franz Schubert berichtet. Der letztere gehörte auch

Digitized by Google

zu den regelmäßigen Besuchern des Steiner'schen Ladens und sprach bei der Gelegenheit seinen Widerwillen gegen das Werk rückhaltslos aus. „Das ist keine Musik", sagte er, „da ist kein Finale, kein Ensemble nach Form und Ordnung. Von legitimer Durchführung ist keine Rede, und wo Weber gelehrt sein will, findet man gleich heraus, daß er aus der Schule eines Charlatan stammt. Er hat Talent, aber keinen soliden Grund, auf den er bauen könnte. Das geht alles auf den Effect hinaus! Und der schimpft auf Rossini? Wo einmal ein Stück Melodie kommt, ist sie todtgedrückt, wie eine Maus in der Falle, von der wuchtigen Orchesterbegleitung. Das ist herbe, ascetische Musik, die einem nicht warm um die Herzgrube macht. Mit dem «Freischütz» war's was ganz anderes, obwol, das Duett der beiden Frauen ausgenommen, kein Musikstück drin ist, das einem gewissenhaften Musiker genügen könnte. Da war Gemüth und Lieblichkeit und Melodie. Dabei hätte er bleiben sollen!"

Die dresdener Bühne war die einzige, wo die „Euryanthe" von Anfang an festen Fuß faßte. Nach nur vierzehntägigen Vorbereitungen hielt sie hier am 31. März 1824 ihren Einzug, und wie hoch man auch die Verdienste anschlagen mag, welche die geniale Darstellerin der Titelrolle, Wilhelmine Schröder-Devrient, um das Werk sich erwarb, so entsprang doch wesentlich aus diesem selbst der glänzende Erfolg, der unter allen am meisten den Componisten überraschte, hatte doch bis dahin an ihm sich stets das alte Wort bewährt, daß der Prophet in seiner Heimat nichts gilt. Zu jeder Zeit ist die Geschichte des Theaters reich gewesen an den auffälligsten Widersprüchen und Contrasten. Die Beziehungen zwischen den Gaben der Kunst und dem Publikum sind so mannichfaltig und geheimnißvoll, daß nicht selten alle ästhetisch-kritische Weisheit rathlos und betroffen ihnen gegenübersteht. Wie trügerisch die Rechnung ist, welche die Wirkung eines Werks im voraus abzuschätzen sucht, weiß jeder Kundige. Das Habent sua fata libelli hat nirgends so sehr wie auf der Bühne seine Geltung. Weil hier allerlei Mächte ihr Spiel treiben, die von der Güte der Ausführung wie von dem Bildungsgrade der Empfangenden gänzlich unabhängig sind, erleben wir es immer von neuem, daß das Schicksal unserer Dichter und Componisten je nach dem Schauplatz, den sie betreten, dem merkwürdigsten Wechsel unterliegt, selbst wenn die Bürgschaften des Erfolgs die gleichen zu sein schienen. Bis auf den heutigen Tag steht die „Euryanthe" beim dresdener Publikum in besonderer Gunst, an der sogar ihre Epigonen, Wagner's „Tannhäuser" und „Lohengrin", theilnehmen. In Berlin, das den Ruhm Weber's großgezogen, mit dessen Bühne er sich inniger geeint fühlte als mit irgendeiner andern, sollte dagegen das Werk ähnliche Erfahrungen machen wie in Wien. Schon die langwierigen der Aufführung vorausgegangenen Verhandlungen ließen sich übel genug an. Graf Brühl war in seiner amtlichen Wirksamkeit allmählich von Spontini so weit eingeengt worden, daß über die Erwerbung von neuen Opern nicht er, sondern ein Comité von sechs Mitgliedern zu entscheiden hatte, an dessen Spitze der letztere stand. Ohne auf die Beschränkung seiner Competenz Rücksicht zu nehmen, machte der Generalintendant dem Componisten in Betreff der „Euryanthe" Anträge, auf die dieser, unbekannt mit dem neuesten berliner Theaterreglement, bereitwillig einging. Als indessen ein Monat nach dem andern verstrich, und von den Vorbereitungen, die Oper in Scene zu setzen, nichts verlautete, wandte sich unser Tondichter an Spontini, der ihn über den Sachverhalt aufklärte. Es entspann sich nun ein höchst unerquicklicher Schriftwechsel zwischen den drei Betheiligten, in welchem es Weber, auf dessen Seite Brühl stand, nicht geringe Mühe kostete, alle Spitzen des in den diplomatischen Künsten trefflich bewanderten Gegners zu erwidern. Sein leidenschaftlicher Eifer gab sich dabei manche Blöße, während der andere, der ohnehin das formelle Recht für sich hatte, mit ebenso viel Mäßigung wie Klugheit zu Werke ging und stets den Schein der Ueberlegenheit wahrte. Mit gespanntester Theilnahme folgte

Digitized by Google

das Publikum dem Verlaufe der Sache, in welche der Hausminister Fürst Wittgenstein und selbst der König hineingezogen wurden. Wahre Muster bureaukratischen Hochmuths und cynischer Gleichgültigkeit gegen alles, was mit dem idealern Beruf der Bühne zusammenhängt, sind die Verfügungen des erstern. Im Januar 1824 hatte Weber die Partitur an Brühl gesandt, am 23. Dec. 1825 kam das Werk endlich zur Aufführung, die der Componist in Person leitete. Die Seidler gab die Euryanthe, die Schulz die Eglantine, Bader den Adolar, Blume den Lysiart und Eduard Devrient den König. Mit bangem Vorgefühl sahen die berliner Freunde den bereits todkranken Meister in ihrer Mitte erscheinen. Der Blick auf die hinfällige Gestalt, in das bleiche Gesicht, die leisen Worte, die sich mühselig der athemlosen Brust entrangen, alles sagte ihnen, daß ihre Liebe zum letzten mal um ihn geschäftig sei. Auf Holtei's besorgte Frage nach seiner Gesundheit erwiderte er: „Wie mir's geht? Sehr gut! Nur daß ich die Halsschwindsucht habe; aber das macht weiter nichts, mein theuerster Gönner!" Zu Gubitz, der ihn bekümmert von der englischen Reise abmahnte, sagte er: „Lieber Freund, ich erwerbe in England ein gut Stück Geld, das bin ich meiner Familie schuldig, aber ich weiß sehr gut — ich gehe nach London, um da — zu sterben. Still, ich weiß es!" Zu der schweren Arbeitslast, welche die Proben dem mit seinen Leiden Ringenden aufwälzten, kam noch die Composition eines auf den Wunsch des Generalintendanten eingelegten Ballets. Alle Ehren, welche die Bühne für ihre Auserwählten bereit hält, wurden dem Tondichter während der beiden ersten Darstellungen zutheil. Daß es indessen nur ein Scheinerfolg gewesen, den die Oper davongetragen, zeigte sich, sobald der Componist nicht mehr selbst am Dirigentenpulte stand. Schon die fünfte Aufführung fand das Haus leer, und als man Ende 1827 die durch die „Euryanthe" der Theaterkasse zugeflossenen Einnahmen untersuchte, ergab sich nach Abzug der Kosten ein Verlust von 2500 Thlrn. Dem in Sachen der Kunst stets knausernden Fürsten Wittgenstein hatte Graf Brühl ein Honorar von 800 Thlrn. abgetrotzt, außerdem erhielt die Chézy 100 Thlr. Am 24. Dec. 1825 berichtete Zelter nach Weimar: „Gestern ist Maria von Weber's neueste Oper «Euryanthe» auf unserm Theater mit vorentschiedenem Beifall gegeben worden. Zu Wien, Dresden und andern Orten hat das Werk nicht greifen wollen, was seine hundert Ursachen haben mag. Das Gedicht will sich nicht exponiren. Graf Brühl hat es hier so imponirt ausgestattet, wie es dem Freunde, dem Inteudanten, wohl ziemt und der historisch-romantischen Oper zukommt. Nach dem Stücke ward alles gerufen. Zuerst der Componist, der sich schon nach dem ersten Acte zeigen mußte und alle Aufmunterung des angespannten Fleißes verdient, dem ein kranker Körper doppelt lästig ist. Darauf ist denn noch geschmaust und geschwatzt worden, was endlich völlige Befriedigung, ja Versöhnung wirkt. Mehrere Freunde zogen den Componisten mit sich, die Chöre der Sänger und Hörer folgten, und so hat der Saus und Braus bis gegen Morgen hingehalten. Daß ich altes Stück dabei nun auch immer sein muß, braucht Dich nicht zu wundern, weil ich nicht der Narr sein will, mit den Schmälern zu Winkel zu gehen und mich am Wohlergehen Eines Menschen in der Welt zu ärgern. Was ich mir kann gefallen lassen, nur darüber kann ich urtheilen, und was mir gefällt, darüber brauch' ich nicht zu urtheilen. Da bleibt man in der Mitte und die Besten stehen einem am nächsten."

Die angestrengte Arbeit an der „Euryanthe", die wiederholten Vorschüsse an Kraft, welche sie dem kranken Körper abgefordert, hatten unserm Tondichter das Gefühl der äußersten Erschöpfung hinterlassen. Vierzehn Monate lang stockte nach der Vollendung des Werks seine Production gänzlich, auf immer versiegt schien in seiner Brust der Quell der Töne. Von Marienbad, wohin ihn im Sommer 1824 der Irrthum seiner Aerzte geschickt, schrieb er an Karoline: „Ich habe keine Sehnsucht nach Notenpapier und Pianoforte und könnte mich, glaube ich, ganz leicht überreden, einst ein Schneider gewesen zu

Digitized by Google

sein und kein Componist. . . . Ich hätte nicht geglaubt, daß ich einen solchen Ekel gegen alle Arbeit bekommen könnte! Es wäre nicht gut, wenn er immer so nachhielte! . . . Es kommt mir vor, als hätte ich nie was componirt. Am Ende sind die Opern gar nicht von mir!" Aus dieser Unthätigkeit wurde er durch glänzende Anträge aufgerüttelt, die ihn von Paris und London fast gleichzeitig überraschten. In seltsamer Vermummung hatte Weber die Bühne der französischen Hauptstadt betreten. Am 7. Dec. 1824 war der „Freischütz" unter dem Titel „Robin des bois, ou les trois balles" mit einem von Castile Blaze und Sauvage neu bearbeiteten Text, der die Handlung nach Schottland verlegte, im Odéontheater zur Aufführung gekommen. Vergeblich setzte der Componist, in seinen künstlerischen wie materiellen Interessen gleichmäßig geschädigt, alle Mittel in Bewegung, schamloser Ausbeutung und Mishandlung seines geistigen Eigenthums Einhalt zu thun. Machtlos gegenüber dem traurigen Zustande des internationalen Privatrechts mußte er es erleben, daß Castile Blaze unverdrossen in seiner räuberischen Industrie fortfuhr und später die „Euryanthe" wie die „Preciosa" nach einer auf Grundlage des Klavierauszugs von ihm selbst zusammengestückelten Partitur auf die Bühne brachte. Nur wenn Weber in Person mit einem neuen Werke in Paris erschien, durfte er vielleicht hoffen, diesem Unwesen ein Ziel zu setzen. Er hatte aber inzwischen die ihm in dieser Beziehung von pariser Impresarien gemachten Anerbietungen zurückgewiesen und sich verpflichtet, für Kemble, den Pachter des Coventgardentheaters, eine neue Oper zu schreiben. Mehr als ein Grund ließ ihn England vor Frankreich den Vorzug geben. Der durch und durch deutsche Tondichter mußte erwarten, in der Liebe des verwandten Volks, das einst Haydn und 30 Jahre später Spohr mit seinen Huldigungen überschüttet, ungleich rascher einen Boden zu gewinnen als in dem Verständniß der Franzosen, die unter dem Bann nationaler Anschauungen und Vorurtheile seit jeher nur langsam und widerstrebend den künstlerischen Gaben des Auslandes Eingang bei sich gestatteten. Und noch ein anderer Umstand kam hinzu. Mit der Krankheit des Meisters wuchs seine Liebe zum Erwerbe, und über die gefüllte Kasse, welche Rossini eben erst von London heimgebracht, waren die wunderbarsten Gerüchte im Umlaufe. Von alters her stand die britische Freigebigkeit im besten Rufe, ganze Scharen von Sängern, Virtuosen und Componisten hat sie vom Ende des 17. Jahrhunderts bis hinab auf unsere Tage über den Kanal gelockt. Der londoner Impresario begehrte eine große romantische Oper, die ihren Stoff dem Gebiete der germanischen Dichtung entlehnte. „Faust" und „Oberon" wurden von ihm in Vorschlag gebracht, und Weber entschied sich sofort für den letztern. Mit Kemble und dessen Bevollmächtigtem, Georg Smart, Director der Royal-Musikbande, hatte er sich über die folgenden Bedingungen geeinigt. Er sollte für die Composition des „Oberon" 500 Pfd. St. empfangen, für die Leitung der ersten 12 Vorstellungen 225, endlich für seine Mitwirkung in vier sogenannten Oratorienconcerten, die indessen einen sehr weltlichen Charakter trugen, 100 Pfd. St. Reiche Einnahmen verhieß außerdem noch ein ihm zugesichertes Benefizconcert. Kaum hatte er mit Eifer begonnen, englisch zu lernen, als er am 30. Dec. 1824 von J. R. Planché den ersten Act des Textes erhielt. Mit der einen Hand klammert sich dieser an Wieland's „Oberon", mit der andern an Shakspeare's „Sommernachtstraum". Statt einer fest in sich geschlossenen Handlung reichte er dem Tondichter eine lockere Reihe einzelner Scenen dar, die indessen, dank der poetischen Kraft der benutzten Originaldichtungen, der musikalischen Phantasie eine Fülle der mannichfaltigsten Anregungen boten. Weber, einst so peinlich gegenüber der Dichterin der „Euryanthe", nahm die Arbeit Planché's fast ohne jede Einwendung hin. Nur drei Briefe mit unbedeutenden Abänderungsvorschlägen wechselte er mit ihm. Und dieselbe Nöthigung, die ihn das Libretto kritiklos gutheißen ließ, beflügelte seine Hand bei der Composition. Er hatte versprochen, zur londoner Saison von 1826 mit

Digitized by Google

seiner Oper bereit zu sein, aber noch ein anderer Dränger, erbarmungsloser als der gebieterische, durch schwere Conventionalstrafen gewahrte Ablieferungstermin, trieb ihn zur Eile. Neben ihm stand der Tod, ihm schaute er ins Angesicht, so oft das Auge sich von den Blättern erhob, über die seine Feder mit athemloser Hast hinflog. Wollte er sein Tagewerk vollenden, Weib und Kind der Sorge nicht preisgeben, so galt es, die noch übrige Zeit und Kraft bis auf den kleinsten Rest auszunutzen. Unter ganz andern Verhältnissen entstand auf solche Weise der „Oberon" als irgendeine der frühern Schöpfungen. Während er im „Freischütz" unbekümmert hinausgesungen, wovon das Herz voll gewesen, während er in der „Euryanthe" mit emsiger Geduld und beharrlicher, jede Note wählerisch prüfender Ausdauer zu eigener Ehre und zum Ruhm der deutschen Kunst seinem Ideal des musikalischen Dramas Leben und Gestalt zu leihen getrachtet, forderte er hier in ungestümer Eile seiner Phantasie ab, was sie noch an Schätzen des Wohllauts und ursprünglicher Gedankenfülle auf ihrem Grunde barg. Zweierlei hängt damit zusammen, auf der einen Seite die große, selbst der oberflächlichsten Betrachtung in die Augen springende Ungleichmäßigkeit des Werks, auf der andern aber auch der Umstand, daß seine Weisen in frischer Unmittelbarkeit, nicht beunruhigt durch die Einsprache der Reflexion und Kritik, der Seele des Tondichters entquollen.

Im Januar 1825 wurde die Arbeit am „Oberon" begonnen und bis zur Mitte des ersten Acts fortgesetzt. Während des ganzen Frühlings und Sommers gerieth dann das Werk ins Stocken, wenigstens äußerlich betrachtet, denn es ist anzunehmen, daß es der Componist ununterbrochen mit sich umhertrug, und, scheinbar unthätig, um so emsiger den Stoff sammelte, der weiterhin seine endgültige Gestalt rasch empfing. In diese Pause fällt eine Badereise nach Ems, auf der Weber die Last seines Ruhms schwer empfand. Allenthalben umdrängte man ihn mit Beweisen der Verehrung, wo er erschien, wurde er von den Melodien aus seinem „Freischütz" begrüßt. „Ich hätte es verwünschen mögen", ruft er ärgerlich aus, „jemals eine Note geschrieben zu haben bei dem ewigen Michselbsthörenmüssen." Die vornehme Gesellschaft, die sich gerade damals in Ems besonders zahlreich versammelt hatte, ließ nicht ab, ihn in ihre Kreise zu ziehen, der junge preußische Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., gehörte zu seinen eifrigsten Gönnern. Nach Dresden zurückgekehrt, legte er wieder Hand an die Partitur des „Oberon", die erst in London ihren Abschluß erreichte. Dort wurden Rezia's Cavatine: „Traure mein Herz", und Fatime's Romanze: „Arabien, mein Heimatland", am 25. und 26. März 1826 niedergeschrieben, die Ouverture am 9. April zu Ende gebracht und am folgenden Tage Hüon's Gebet aufgezeichnet. Die große heroische Arie des ersten Acts, wegen der hohen Lage für den Tenoristen Braham unausführbar, hatte der Componist durch ein der Stimme des Sängers angepaßtes Bravourstück ersetzen müssen. Nicht geringen Einfluß auf die Factur der Oper übten die Mittheilungen, die Weber über die Neigungen des englischen Publikums empfing. Ihnen gemäß glaubte er zu den alten, von der „Euryanthe" verschmähten Formen des Singspiels zurückgreifen zu sollen. Ferner wurde ihm ans Herz gelegt, für ein paar große Chöre zu sorgen, es an fest umschriebenen, also leicht faßlichen Melodien nicht fehlen zu lassen und sie mit dem prunkvollsten Instrumentalgewande auszustatten. Auch auf die Befriedigung der Schaulust durch Pracht und Mannichfaltigkeit der Costüme, Decorationen und Maschinerien mußte Rücksicht genommen werden. Gewiß hätte vieles in der Oper eine ganz andere Gestalt gewonnen, wäre es dem Componisten vergönnt gewesen, sie für die deutsche Bühne umzuarbeiten. Er gedachte den gesprochenen Dialog in Recitative zu verwandeln, und an die Stelle des vom Zaun gebrochenen Schlusses würde wahrscheinlich ein im großen Stil ausgeführtes Finale getreten sein. Zwei Nummern des dritten Acts sind frühern Werken entnommen, nämlich der letzte Chor der schon 1801 componirten komischen Oper „Peter Schmoll" und der Marsch

Digitized by Google

der 1817 zu Gehe's „Heinrich IV." geschriebenen Musik. Ganz anderer Art und von höchst charakteristischer Bedeutung ist die Entlehnung im Finale des ersten Acts. Dem Haremswächtermarsch liegt ein Originalmotiv zu Grunde, das von Niebuhr aus Arabien heimgebracht und vom Bibliothekar Seemnler dem Meister mitgetheilt wurde. Die geniale Benutzung des glücklichen Fundes ließ ihn geistiges Eigenthumsrecht daran gewinnen.

Wir kommen zum Ende. Von der Hand des Todes bereits jedem Auge kenntlich gezeichnet, seine letzten Kräfte zusammenraffend, trat der Meister am 7. Febr. 1826 den Weg nach London an. Vergeblich waren die dringendsten Bitten und Vorstellungen gewesen, ihn in Dresden zurückzuhalten. Zum Archäologen Böttiger hatte er bei einer solchen Gelegenheit mit schmerzlichem Lächeln gesagt: „Das ist all' gleich! Ob ich reise, ob ich nicht reise, bin ich in einem Jahre ein todter Mann. Wenn ich aber reise, haben meine Kinder zu essen, wenn der Vater todt ist, während sie hungern, wenn ich bleibe. Was würden Sie an meiner Stelle thun?" Während er die besorgte Mahnung eines andern Freundes mit ähnlichen Worten abwehrte, fügte er hinzu: „Nur wiederkommen möchte ich aber, dann geschehe in Gottes Namen Gottes Wille; aber dort sterben, das wäre hart." Als man die Thür des Wagens schloß, rief Karoline in die Knie sinkend aus: „Ich habe seinen Sarg zuschlagen hören." Sein Begleiter auf der Reise, der Flötenvirtuose Fürstenau, war ihm bis zum letzten Augenblick mit Freundes Rath und That unermüdlich zur Hand. In Paris sollte längere Zeit gerastet werden, die Krankheit trieb ihn jedoch unerbittlich weiter. Nachdem er mit den angesehensten seiner Berufsgenossen, wie Rossini, Auber, namentlich auch mit dem Altmeister Cherubini allerlei Höfliches und Herzliches ausgetauscht und Boieldieu's „Weiße Dame" gesehen, über die er den Seinen in begeisterten Worten berichtet, eilte er, der vielgewährenden, aber noch weit mehr fordernden Stadt zu entfliehen, in der ihn der Ruhm seines Namens unfehlbar in eine Menge anspruchsvoller Verhältnisse und Beziehungen verstrickt haben würde. Ohnehin wartete seiner in London eine Arbeitslast, die selbst rüstigere Schultern zu Boden drücken konnte. Auf Schritt und Tritt mit Dornen besäet ist der Weg, den eine Oper von der Arbeitsstube des Componisten bis unter die Lampen zurücklegen hat, und dabei bildeten die Vorbereitungen zum „Oberon" doch nur den geringsten Theil von Weber's Obliegenheiten. Er mußte für das Programm der Oratorienconcerte sorgen, in Person die Proben wie die Aufführungen leiten, die in Rücksicht auf die robusten Nerven des englischen Publikums nicht weniger als fünf Stunden dauerten, er mußte ferner einflußreiche Verbindungen anknüpfen, durch Besuche und musikalische Frondienste um die Gunst des Adels werben, über die Sitten und Gewohnheiten einer ihm gänzlich neuen Welt ein Urtheil gewinnen, in dem Getümmel des größten und geräuschvollsten aller Kunstmärkte sichere Stellung nehmen. Und das war noch nicht alles. Weber brachte, wie wir sahen, den „Oberon" unvollendet nach London mit. Nicht weniger als fünf Nummern des Werks wurden im Drange der lästigsten Geschäfte von einem Sterbenden geschrieben. Wer vermöchte wol ohne die tiefste Rührung hinzublicken auf die Gestalt des müden Sängers, wie er, das Haupt über die Partitur gebeugt, athemlos in sich hineinhorchend, mit zitternder Hand die letzten Offenbarungen seines Genius niederzeichnete! Was ihn aufrecht erhielt, ihm Kraft gab, bis er sein Tagewerk vollbracht, das war der Gedanke an die Seinen. Keine Macht mehr hatten über ihn die Lockungen des Ruhms, stumpf und matt klang seinem Ohr der Beifall der jauchzenden Menge, in seinem Herzen lebte nur noch mit allmächtigem Liebesdrang das Verlangen, nicht in der Sorge um Weib und Kind aus der Welt zu scheiden und sie noch einmal wiederzusehen. „Da habe ich", schreibt er, „den ganzen Morgen Noten fabricirt und muß zu meiner Erholung ein Bissel mit dem Weibe plaudern, obwol ich ihr eigentlich nichts zu erzählen weiß, als das alte Lied von der Sehnsucht nach Hause, zu der Mutter und

Digitized by Google

zur Ruhe u. s. w., passe gar nicht mehr in die Welt. Mein Gott, wenn ich bedenke, wie überschwenglich glücklich und in Wonne schwimmend Tausende an meiner Stelle wären, so bin ich doppelt betrübt, daß es mir versagt ist, alles das Herrliche auch zu genießen. Wo ist der frohe kräftige Lebensmuth hin, den ich sonst hatte? Freilich kann ich nichts dafür, es ist rein körperlich, und solange ich mich nicht wieder eines recht freien Gesundheitsgefühls erfreuen kann, so lange gibt es auch keine wahre Freude für mich. Dieses ewig ängstliche Beobachten meiner selbst, Vermeiden u. s. w. ist gar zu störend; und dabei das Wunderliche, daß ich eigentlich wieder alles besitze, was zur Gesundheit gehört, ich schlafe gut, esse und trinke mit wirklichem Appetit. Aber, da ist diese abscheuliche Kurzathmigkeit, dieses krampfhafte, angegriffene Wesen bei der geringsten Veranlassung durch den ganzen Körper, und dabei wieder das Sonderbare, daß große Fatiguen und Eindrücke eben auch nicht viel anders oder heftiger einwirken, als wenn ich z. B. schnell eine Treppe hinaufgehe. Kurzum! in der Welt soll nichts vollkommen sein, und bei viel Licht ist viel Schatten; deshalb geduldig an den alten Spruch gehalten — Wie Gott will!" In einem andern Briefe heißt es: „Ich versprach mir die Erlaubniß, an Dich schreiben zu dürfen nur dann, wenn ich mit meiner Arie für Braham fertig würde. Da war ich denn recht fleißig, sie ist fertig (nun nur noch ein Theil der Ouverture) und eine Oper ist abermals zur Welt gebracht. Gott gebe, daß sie was taugt. Ich mache mir nicht viel daraus, wie mir überhaupt täglich meine Musik widerwärtiger wird. Im ganzen befinde ich mich hier eben so wie zu Hause. Dieselbe Unlust an der Welt und allem, was sie mir bietet, dieselbe Unzufriedenheit mit mir selbst darüber und ein gut Theil Sehnsucht, die ich zu Hause nicht habe u. s. w." Nachdem er Karolinen den Triumph berichtet, den der „Oberon" am ersten Abend gefeiert, fährt er fort: „Mir graut schon jetzt vor dem Gedanken, daß sie die Oper werden in Dresden sehen wollen. Zum Glück können sie sie nicht besetzen; und an einem andern Orte sie selbst aufzuführen, dazu sollen mich nicht zehn Pferde ziehen!" Ein andermal ruft er aus: „Nach allen diesen Erfolgen gehe ich herum wie einer der gehangen werden soll. Meine Sehnsucht nach Hause ist über alle Beschreibung." Wo Weber in London sich blicken ließ, wurde er verfolgt von den Klängen des „Freischütz" und dem jubelnden Wiederhall, den sie beim Publikum gefunden. Seine Abneigung gegen das Werk, noch genährt durch den Gedanken, daß es andern reiche Ernten, seinem Urheber aber nicht viel mehr als des Ruhms eitle Bürde eingetragen, stieg bis zu dem Grade, daß die Erwähnung des Namens genügte, ihn in den heftigsten Zorn zu bringen. Als ein in Theatersachen viel vermögender Mann mit der Bemerkung, er habe für den Erfolg der Oper seinen ganzen Einfluß aufgeboten, ihm etwas Verbindliches zu sagen glaubte, lautete die unwirsche Antwort: „Das hätten Sie bleiben lassen sollen, Sie hätten mir dadurch viel Aerger erspart. Sonst habe ich doch nichts davon gehabt!" An Karoline schreibt er: „Es ist jetzt stark davon die Rede, den «Freischütz» ganz echt in Coventgarden zu geben. Was mir davor graut, kann ich Dir nicht genug sagen, diese Oper wieder von Anfang an durchkauen zu sollen!"

Am 12. April gelangte der „Oberon" zur ersten Aufführung. Braham gab den Hüon, Miß Paton, seit kurzem mit Lord Lennox vermählt, die Rezia, Madame Vestris die Fatime, Fawcett den Scherasmin, Miß Cawse den Puck und Bland die Titelrolle; später trat in die letztere eine junge Sängerin ein, wie es denn auch auf andern Bühnen eben nicht zum Nachtheil des Werks Sitte geworden, die Partie weiblichen Händen anzuvertrauen. Noch während des ganzen folgenden Monats erblicken wir Weber in der aufreibendsten Thätigkeit. Am 25. Mai veranstaltete Weber ein eigenes Concert, auf das er besondere Hoffnungen gesetzt. Da ihn die Aristokratie im Stich ließ, betrug die Einnahme nur 90 Pfd. St., etwa den vierten Theil der Summe, die er als Minimum

Digitized by Google

erwartete. Eine Gabe, von deren Besitz auf dem Markte des Lebens alles abhängt, war ihm eben nicht verliehen, wir meinen die Kunst, durch sein persönliches Auftreten den Preis seiner Leistungen zu steigern, die Bewunderung der einen durch hochfahrendes Wesen zu erzwingen, durch Unterwürfigkeit die Gönnerschaft der andern zu erschmeicheln. Am 30. Mai leitete er noch eine Aufführung zum Benefiz der Paton, sechs Tage darauf, am Morgen des 5. Juni, fand man ihn entseelt in seinem Bette. Ein Festmarsch und ein Lied, nach einem Text aus Thomas Moore's „Lalla Rookh", waren die letzten Klänge, die seiner Brust entstiegen. Jenes Lied, der Schwanengesang des Meisters, wurde am 18. Mai für Miß Stephens niedergeschrieben. Dem auf fremden Boden Heimgegangenen hat es nicht an treuer Freundesforge gefehlt. George Smart, in dessen Haus er wohnte, Moscheles und Fürstenau wetteiferten ihn mit werkthätiger Liebe zu umgeben. Die Leiche, zuerst in der Kapelle Saint-Mary in Moorfields beigesetzt, erhielt im Jahre 1844 ihre letzte Ruhestätte in heimischer Erde. Unmittelbar neben dem dresdener Theater, dem Schauplatz seines Schaffens und Wirkens, wurde 1860 sein Standbild aufgerichtet.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 18. Juli 1868 starb in Washington einer der bedeutendsten Historienmaler der Gegenwart, Professor Emanuel Leutze. Nachdem er den ganzen Tag an dem Carton zu einem großen Bilde, das er im Capitol ausführen sollte, fleißig gearbeitet, traf ihn am Abend ein Gehirnschlag, der gegen 9 Uhr den Tod dieses genialen Künstlers herbeiführte, um dessen Besitz die Alte und die Neue Welt mit gleichem Rechte sich streiten. Gehört er doch der erstern durch Abstammung und Geburt, der letztern durch die Erziehung, Deutschland durch die Ausbildung und Entwickelung seines großen Talents, Amerika aber durch die eifrige und wirksame Pflege desselben an.

Am 24. Mai 1816 in Gmünd im Königreich Würtemberg geboren, kam Leutze schon im frühen Knabenalter nach Amerika, wohin seine Aeltern auswanderten, und genoß in Philadelphia eine vom frischen und freien Geiste der Union geleitete Erziehung. Von der Malerkunst mächtig angezogen, hatte er das Studium derselben zu seiner Lebensaufgabe gemacht, und schon als Knabe von 14 Jahren malte er Porträts zum Preise von 5 Doll. Siebzehn Jahre alt, wurde er Schüler des englischen Malers John A. Smith in Philadelphia, vervollkommnete sich aber hauptsächlich durch Bildnisse, die er im Auftrage des Herausgebers eines „Democratic Journal" für letzteres malen mußte, und die ihm Gelegenheit boten, viel zu reisen und einflußreiche Bekanntschaften zu machen. Der Ruf, den er bald allenthalben genoß, genügte seinem regen Geiste aber nicht. Leutze fühlte, daß er Höheres zu erreichen befähigt sei, und so kehrte er 1841 nach Deutschland zurück, um in der Akademie zu Düsseldorf, deren Ruhm ihn unwiderstehlich angezogen, seine Studien fortzusetzen. Im Frühling langte er dort an und schon im Herbst brachte die Ausstellung des Rheinisch-Westfälischen Kunstvereins sein inzwischen daselbst gemaltes Bild Columbus vor dem hohen Rath zu Salamanca (Eigenthum des Hrn. von Rath in Köln), welches durch die große Verschiedenheit in Auffassung und Behandlung von allen bisher in der düsseldorfer Kunstschule entstandenen Werken ein ungemeines Aufsehen erregte und die Erwartungen auf die fernern Arbeiten dieses genialen Neulings aufs höchste spannte. Das folgende Bild: Columbus' dritte Rückkehr aus Amerika (1842), sollte dieselben indessen wesentlich herabstimmen. Ein gewisses Schwanken hatte sich des Künstlers bemächtigt, seine Originalität und selbständige Auffassung sträubte sich

Digitized by Google

gegen die strengen akademischen Regeln, die doch nicht ohne Einfluß auf ihn blieben, und in diesem innern Zwiespalt konnte kein Werk von ganz harmonischer Wirkung gedeihen. Leutze erkannte dies klar, und da sich ohnehin um jene Zeit die ersten Anfänge der Trennung zeigten, welche später die meisten selbstschöpferischen Talente der Akademie entfremdet haben, so verließ er die letztere und errichtete ein Privatatelier, in welchem er mit seinen amerikanischen Freunden Schwartz und Mac-Cluey rüstig weiter zu schaffen begann, ohne durch seiner Natur widerstrebende Einflüsse behindert zu werden. Der Rath K. F. Lessing's, dem er sich enger angeschlossen hatte, förderte ihn dabei wesentlich, und seine nun entstandenen kleinern Bilder: Sir Walter Raleigh's Abschied von seiner Gattin (1842, gestochen von Charles Burt) und Cromwell am Sterbebette seiner Tochter, zeugten von erfreulichen Fortschritten. Sein glühender Eifer, immer vorwärts zu streben, trieb ihn dann zu einer längern Reise, die ihn mit den Kunstschätzen der Vergangenheit bekannt machen sollte. Zunächst weilte er einige Zeit in München und malte dort einen Columbus, dem König Ferdinand die Ketten abnimmt, worauf es weiter ging nach Venedig und Rom. Auch hier ließ ihm das eingehende Studium der Alten noch Zeit zu eigenen Gemälden, wie Columbus an der Pforte des Klosters La Nahida und Die erste Landung der Normannen in Amerika, welch letzteres Bild durch romantische Poesie und stilvolle Composition zu seinen besten Schöpfungen gehört. Im Jahre 1845 kehrte er nach Düsseldorf als fertig ausgebildeter Meister zurück und entwickelte von nun an eine wahrhaft erstaunliche Productivität. Noch in demselben Jahre vollendete er ein größeres Werk: John Knox, der Maria Stuart eine Strafpredigt haltend, und eine heitere und feine Darstellung aus dem englischen Hofleben: Sir Walter Raleigh, wie er der Königin Elisabeth seinen Mantel zu Füßen breitet, um eine feuchte Stelle des Weges zu bedecken, 1846 entstanden Englische Bilderstürmer, eine Kirche verwüstend, und ein großes dramatisch bewegtes Bild, das den spanischen Inquisitionsgeneral Torquemada zeigt, wie er den König Ferdinand mit drohenden Worten bewegt, die Gesandtschaft der Juden nicht zu erhören. Im folgenden Jahre malte Leutze Heinrich VIII. und Anna Boleyn im Park, anknüpfend an eine Scene der Shakspeare'schen Tragödie, ferner Columbus' festlichen Empfang nach seiner Rückkehr aus Amerika, ein großes Bild mit vielen Figuren und interessanten Einzelheiten, und Einen Puritaner, der seine Tochter vor einem Madonnenbilde überrascht (als Kupferstich vervielfältigt); 1848 ward dann wieder ein bedeutendes Schlachtenbild voll drastischer Wirkung und wilden Lebens vollendet: Die Erstürmung des letzten Tempels bei der Eroberung von Mexico durch Ferdinand Cortez, dem sich 1849 ein Gemälde anreihte, das Karl I. darstellt, wie er das Todesurtheil des Grafen Strafford unterzeichnet. Waren diese Bilder auch jedes in seiner Art vorzüglich zu nennen, so wurden sie doch alle übertroffen durch ein Werk, welches unter allen Schöpfungen Leutze's das berühmteste geworden ist. Es war Washington's Uebergang über den Delaware am 25. Dec. 1776, ein durch Composition und Ausführung gleich hervorragendes Bild in großen Dimensionen, dessen trefflicher Stich von Girardet weite Verbreitung gefunden hat. A. Springer sagt darüber in seiner „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert": „So frisch und sachlich wahr, so ganz von historischem Geiste durchdrungen und doch so lebendig, hat noch kein deutscher Pinsel die Geschichte geschildert, so unmittelbar wirksame und ergreifende Charaktere haben nur wenige Deutsche neben Leutze entworfen." Das Bild ist zweimal vorhanden. Die erste Darstellung wurde bei einem Brande im Atelier stark beschädigt, später aber wiederhergestellt und vielfach versandt, sie trug dem Meister auf der berliner Kunstausstellung die „große goldene Medaille für Kunst" ein; die zweite ging sofort (1851) nach Amerika und ist dort so populär geworden, daß sich ihre Nachbildungen überall, sogar auf Theatervorhängen befinden.

Digitized by Google

Hatte Leutze nun als ausübender Künstler sich so ziemlich den ersten Platz in Düsseldorf errungen, so war dies auch bald bei den genossenschaftlichen Bestrebungen der Maler der Fall. Dem bereits seit 1841 bestehenden Verein düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe gehörte er als thätiges Mitglied, dann als Vorstand und zuletzt als Präsident an. Als aber die allgemeinen Einheitsbestrebungen des Jahres 1848 eine immer engere Verbindung auch unter den Malern in Anregung brachten, da waren es hauptsächlich Leutze's Bemühungen, die den Künstlerverein Malkasten ins Leben riefen (am 6. Aug. 1848) als gesellschaftlichen Mittelpunkt der gesammten Künstlerschaft, aus welchem dann 1856 wiederum auf seinen Antrieb die Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft hervorgegangen ist, die fast alle Maler Deutschlands umfaßt und die durch jährliche Versammlungen und große culturgeschichtliche Ausstellungen segensreich auf die allseitige Entwickelung gewirkt hat. Geistvoll, gebildet und redegewandt, dabei thatkräftig und von zäher Energie stand Leutze überall an der Spitze, wo es die socialen Verhältnisse seines Standes galt. So konnte es daher auch nicht ausbleiben, daß er manche Anfeindungen zu erleiden hatte, indem ihm ein allzu dictatorisches Auftreten vorgeworfen wurde. Seine vielfachen Verdienste fanden aber auch warme und dauernde Anerkennung. Im Jahre 1851 machte er eine Reise nach Amerika, von welcher zurückgekehrt er eins seiner größten Bilder schuf: Washington in der Schlacht bei Monmouth, das klar in der Composition, voll trefflicher Episoden, hell und sonnig in der Farbe Leutze's Ruhm noch erhöhte (1852—54). Einen seltsam phantastischen Gegenstand behandelte er dann in der Rose der Alhambra (1855) nach der gleichnamigen Novelle des Washington Irving; die Erweckung des scheintodten Königs Philipp IV. von Spanien durch den Gesang eines schönen Mädchens darstellend und besonders durch die Wiedergabe des Kerzenlichts ausgezeichnet. Es folgten: Die Abfahrt des Columbus nach Amerika in zwei verschiedenen Compositionen, Eine Waldnymphe und das durch seine Charakteristik hervorragende Bild: Cromwell's Besuch bei Milton (von F. Dinger vortrefflich gestochen), sämmtlich 1855. Zu letzterm bildete die letzte Soirée Karl's II. von England gewissermaßen ein Gegenstück, indem jenes die strenge Tugend, dieses Wollust und Laster mit virtuoser Meisterschaft veranschaulichte. In Licht und Schatten (1856) zeigte der Künstler einen Ritter, dem ein Bote der heiligen Feme unerwartet die verhängnißvolle Vorladung überreicht, während im sonnigen Hintergrunde seine Familie in sorglosem Frohsinn versammelt ist. Die Idee, die einem Novellisten Stoff bieten könnte, ist klar ausgedrückt, die Gegensätze wirken drastisch und doch ungesucht.

Im Jahre 1857 entstanden darauf Tizian's Lagunenfahrt, Die Niederlage des englischen Generals Braddock und Die Rückkehr Friedrich's des Großen als Kronprinz von der Festung Küstrin, das einzige Bild Leutze's aus der deutschen Geschichte und — charakteristisch genug für unser Vaterland — das einzige, welches fünf Jahre auf den Ausstellungen herumziehen mußte, um einen Käufer zu suchen, den es endlich an Hrn. Ed. Schulte in Düsseldorf fand. Die Lichteffecte in diesem Bilde sind meisterhaft, wogegen die kniende Stellung der Hauptfigur manchen Tadel erfuhr. Anna Boleyn beredet Heinrich VIII. zur Entlassung Wolsey's (1850, Eigenthum des Hrn. C. Stein in Köln), ist das vielleicht am sorgfältigsten durchgeführte Bild von Leutze, dem sich in demselben Jahre noch Paradies und Peri nach Moore's Gedicht und ein größeres Werk: Sergeant Jasper rettet die Fahne bei Beschießung des Fort Moultrie bei Charlestown, anreihten. Mancherlei Verhältnisse und der ehrenvolle Auftrag, im Capitol zu Washington ein Wandbild von ungewöhnlicher Größe auszuführen, bestimmten Leutze, im Januar 1859 wieder nach Amerika überzusiedeln, nachdem er zuvor noch vom Könige von Preußen den Professortitel erhalten hatte. Dort wurde zunächst eine beschwerliche Reise in die wilden Indianergebiete bis zum Felsengebirge unternommen, um die Studien zu jenem Gemälde

Digitized by Google

zu sammeln, welches das Vordringen der Civilisation nach dem Westen darstellt und eine Gruppe von Auswanderern in dem Augenblicke zeigt, wo sie auf dem Gipfel des Hochgebirges ein weites Land, das sie bebauen wollen, zu ihren Füßen erblicken. Sockelbilder und Arabeskenumrahmung tragen zum klarern Ausdruck der Idee bei. Das Bild ist stereochromisch gemalt und hat außerordentliches Aufsehen erregt. Daneben aber schuf Leutze noch mehrere Staffeleibilder; so 1860 Das Mädchen von Saragossa und Venetianische Masken von einem Feste heimkehrend, denen die Staatsgondel mit den Leichen der heimlich Hingerichteten begegnet, 1861 Lafayette wird im Gefängniß von seinen Angehörigen besucht, und ein großes vortreffliches Bild, Besitzergreifung von Maryland durch die Engländer unter Leonard Calvart, auf welchem auch die Landschaft von wunderbarer Schönheit ist, sowie 1862 Die Prinzessin Elisabeth, spätere Königin von England, wird in ihrem Gefängniß (unter der Regierung der Maria Tudor) vom Erzbischof Cranmer besucht. Im Frühling 1863 kehrte Leutze noch einmal nach Deutschland zurück, um seine Gattin und Kinder, die bisher noch in Düsseldorf weilten, abzuholen. Während seiner dortigen Anwesenheit malte er zwei Bilder: Columbus' Landung in Amerika, und Auswanderer, von Indianern bedroht. Im October schied er dann für immer von seinem Geburtslande und wohnte seitdem meistens in Neuyork, häufig aber auch in Washington. Von seiner rastlosen Thätigkeit, die er nach wie vor entwickelte, zeugen noch folgende bis zu seinem Tode vollendete Gemälde: Die siegreiche Venezia, Auszug der Mauren aus der Alhambra, Scene aus den „Lustigen Weibern von Windsor" nach Shakspeare's Komödie, Margarethe von Beaufome aus dem Gedichte Walter Scott's „The lay of the last minstrel", Maria Stuart die erste Messe hörend nach ihrer Rückkehr nach Schottland, Lady Gudive Cromwell Staatspapiere durchsuchend, Elvire aus Tennyson's „Idylls of the King", Die Braut Christi und eine Scene aus dem Drama „Richelieu" von Bulwer-Lytton. An der Ausführung eines zweiten großen Wandbildes im Capitol zu Washington, welches die Aufhebung der Sklaverei darstellen sollte, hat ihn sein frühes Ende verhindert. Neben den genannten und vielen kleinern Bildern, die sich fast alle in Amerika im Privatbesitz befinden, hat der fleißige Künstler auch eine stattliche Reihe ausgezeichneter Bildnisse geschaffen, welche besonders neben der frappanten Aehnlichkeit den Vorzug einer geistvollen und charakteristischen Auffassung haben. Hervorzuheben sind davon die großen Porträts seines Schwiegervaters, des Obersten Lottner, der Gemahlin des Malers Trowitzsch in Berlin, der Kinder des Malers Henry Ritter, des Präsidenten Lincoln, des Generals Grant u. a. Hierzu können wir auch am besten das lebensgroße Bildniß Washington's rechnen, der als Großmeister der Freimaurer dargestellt ist.

Ein ganz ungewöhnlicher Farbensinn, der sich in einem frischen, leuchtenden und doch natürlichen Colorit ausspricht, das mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Sicherheit behandelt ist, ein großartiges Individualisirungsvermögen, glückliches Compositionstalent und eine schöpferische Phantasie, die ihn jeden Gegenstand interessant auffassen ließ, sind die, durch gründliche Studien ausgebildeten Eigenschaften, welche Leutze zu einem so bedeutenden Maler gemacht haben, dessen Verdienste durch den Vorwurf einer gewissen Flüchtigkeit in der Zeichnung und Ausführung mancher Bilder und in der oft nicht gleichmäßigen Durcharbeitung des Ganzen nicht beeinträchtigt werden können. Er war durch und durch Realist, ohne jedoch in jenen unschönen und gedankenlosen Naturalismus zu verfallen, der manchem neuern Künstler so verderblich geworden ist.

Leutze hatte immer viele Schüler, meist Amerikaner, von denen ihn aber keiner auch nur annähernd zu erreichen vermochte.

Digitized by Google

Unter dem 12. Aug. 1868 meldet man aus Neuyork den Tod von Thaddeus Stevens, des Führers der ultraradicalen Partei im Repräsentantenhause, des entschiedensten Feindes des Präsidenten Johnson, der in der Anklage desselben eine sehr wichtige, hervorragende Rolle gespielt und dessen letzte politische Arbeit wol die Abfassung eines neuen Anklageacts gegen Johnson gewesen sein mag.

Stevens wurde im Jahre 1793 in Vermont in der Grafschaft Caledonien geboren, hat demnach ein Alter von 75 Jahren erreicht. Er widmete sich dem Studium der Rechte auf dem Collegium in Dartmouth, siedelte dann nach Pennsylvanien über und war während der Jahre 1833, 1834, 1835, 1837 und 1841 Mitglied der Legislatur dieses Staats. Im Jahre 1848 wählte Pennsylvanien ihn zu seinem Stellvertreter im 31. Congreß — die Dauer des Congresses ist zwei Jahre — und ebenso gehörte er dem 32., 36., 37. 38. und 39. Congresse an. Den Grundstein zu seinem großen Vermögen legte er durch Hausiren mit Kurzwaaren; später gründete er in Pennsylvanien große Eisenwerke, aus denen er wichtige Vortheile zog, die aber während des Bürgerkriegs zerstört wurden.

Bei der wichtigen Rolle, welche Stevens in den letzten Jahren in der politischen Geschichte seines Vaterlandes gespielt hat, versteht es sich von selbst, daß fast alle englischen Blätter ihm einen Leitartikel widmen; aber es ist eine sehr seltene Erscheinung, daß sein Charakter und seine Wirksamkeit von allen so übereinstimmend aufgefaßt und beurtheilt werden. Er war der entschiedenste Feind der Rebellenstaaten und sein ganzes Streben darauf gerichtet, die sogenannten Barone der Südstaaten finanziell ganz zu Grunde zu richten und die Vertreter der Südstaaten nur unter solchen Bedingungen im Congreß zuzulassen, daß die Herrschaft der ultrarepublikanischen Partei gesichert bleibe. Zu diesem Zweck wurde gesetzlich beschlossen, daß kein Bewohner der Südstaaten, der sich an dem Secessionskriege gegen die Union betheiligt hat, zum Mitgliede des Congresses erwählt werden kann. Sein Abscheiden von der Schaubühne der amerikanischen Politik ist gewissermaßen der dramatische Abschluß seines politischen Lebens, denn seine Plane gegen die Südstaaten sind von dem jetzigen Congreß durch die Gesetzgebung des Landes vollständig verwirklicht worden. Stevens war weit mehr ein revolutionärer Führer als ein Staatsmann, ein Feind jedes Compromisses. Mit einer seltenen Willenskraft begabt, faßte er große Principien auf mit jenem enthusiastischen Vertrauen auf ihre praktische Anwendbarkeit, wie man es von dem Führer einer großen nationalen Bewegung erwartete. Dagegen fehlte ihm die Fähigkeit, eine andere Politik als die seinige zu verstehen und anzuerkennen, eine Fähigkeit, ohne die sich kein großer Staatsmann denken läßt. Unversöhnlich in seinem Haß gegen die Rebellenstaaten, mit einer fulminanten Beredsamkeit gegen Verräther und Bösewichter, war er selbst durchaus ein Cyniker. Gleichwol ist es ihm gelungen, der Geschichte Nordamerikas in den letzten Jahren den Stempel seiner Individualität aufzudrücken. Ueber die Folgen seiner Thätigkeit wird sich erst in der Zukunft ein entscheidendes Urtheil fällen lassen.

Am 24. Juli 1868 starb George Cattermole im Alter von 68 Jahren, ein ausgezeichneter englischer Künstler und Maler. Er wurde im Jahre 1800 in Dickleburgh in der Nähe von Diß in Norfolk geboren und bestimmte sich schon in seiner Kindheit für die Malerei. Schon in einem sehr frühen Alter trug er zu den jährlichen Kunstausstellungen bei. Im Jahre 1830 begann er seine Werke in dem Locale der Watercolour Society dem Publikum vorzuführen. Einige der am sorgfältigsten ausgearbeiteten architektonischen Zeichnungen in Britton's „Cathedrals" trugen die Unterschrift des jungen Malers. Unter die schönsten seiner Zeichnungen gehört das Skirmish on the Bridges; seine schottischen Zeichnungen, welche das Leben der Königin Maria

Digitized by Google

Stuart illustriren, sind ebenso bemerkenswerth wegen der Schönheit der Zeichnung und Farbe als wegen ihres schwermüthigen und poetischen Gefühlsausdrucks. Das Werk seines Bruders: „History of the Civil Wars", hat er ebenfalls durch schöne Zeichnungen seiner Lieblingscavaliere und Roundheads (Puritaner) verziert. Die Historien und Trauerspiele Shakspeare's haben ihm den Stoff zu einigen seiner am meisten energischen Leistungen geboten. Mönche, Ritter, Banditen, Gefechte, Ritterhallen und verzauberte Wälder, in denen Ritter und unglückliche Mädchen herumwandeln, pomphafte Situationen aus der Feudalperiode sind Gegenstände, mit denen der Künstler sich mit besonderer Vorliebe beschäftigte. Im Jahre 1855 war er einer der englischen Künstler, denen die Ehre zutheil wurde, bei der Gemäldeausstellung der großen internationalen Ausstellung in Paris eine Medaille erster Klasse zu erhalten. Infolge dessen wurde er von der königlichen Kunstakademie in Amsterdam und andern Kunstgesellschaften im Auslande zum Mitgliede gewählt. Der Royal Academie in London gehörte er seit 1848 als Mitglied an.

Am 26. Juli 1868 starb der frühere Lordkanzler Cranworth ganz unerwartet nach einer Krankheit von nur drei Tagen auf seinem Landsitze zu Holwood, der frühern Residenz des großen Pitt, nachdem sich kaum die Gruft über den berühmten Lordkanzler Brougham geschlossen hatte. Er war noch in der Woche vorher im Oberhause bei der Berathung der Schulbill zugegen und scheint infolge der großen Hitze erkrankt zu sein. In ihm hat die liberale Partei im Oberhause ein sehr wichtiges Mitglied verloren; auch verdankte er die bedeutenden Stellungen, welche er als Richter und Staatsmann einnahm, nicht Familienverbindungen, sondern seinem eigenen Werth.

The Right Honourable Robert Monsey Rolfe Lord Cranworth war der älteste Sohn des Geistlichen Edmund Rolfe in Cranworth und 1790 geboren, hat demnach ein Alter von 78 Jahren erreicht. Sein Großvater war der Geistliche Robert Rolfe in Hillborough, der sich mit Alice Nelson, einer Tante des großen Admirals Nelson, vermählte, deren ältester Sohn Lord Cranworth's Vater war. Lord Cranworth wurde zuerst in Burg Saint-Edmund's, dann in Wincheſter erzogen und vollendete seine Schulbildung im Trinity College in Cambridge, wo seine Studienzeit gerade in die Periode fiel, auf welche Macaulay mit so großer Befriedigung zurückblickte, wo akademische Ehren den spätern Ruhm auf einem weitern Gebiete schon im voraus ankündigten. Uebrigens erlangte der junge Rolfe den Grad als Senior Wrangler (der Titel akademischer Auszeichnung für die geschicktesten Studenten in Cambridge), den zwei Jahre vorher Pollock, Präsident des Schatzkammergerichts, erworben hatte, nicht, wohl aber 1812 den Grad als Bachelor of arts (Baccalaureus). In demselben Jahre wurde er zum Fellow (Collegiat) des Downing College erwählt. Im Jahre 1816 trat er in den Advocatenstand ein, wo seine Ausdauer und sein gesundes Urtheil ihm bald eine bedeutende Praxis sicherten. Er vertrat als liberaler Parteimann von 1832 an Penryn im Unterhause, wurde zum Kings Counsel (königlicher Sachwalter) und 1834 zum Solicitor-General (Generalprocurator) ernannt. Infolge eines Ministerwechsels verzichtete er auf diese Stelle in dem nämlichen Jahre, übernahm sie aber 1835, als die Whigs wieder in den Besitz der Gewalt gelangten, von neuem und bekleidete sie bis 1839, wo er einer der Barons of the Exchequer (Richter am Schatzkammergerichte) wurde. Hier saß er 11 Jahre neben Parke, Alderson und Platt. Nach der Resignation des Lords Cottenham war er einer der Commissionäre, denen das große Siegel anvertraut wurde. Im Jahre 1850 erfolgte seine Ernennung zum Vicekanzler als Nachfolger von Sir Lancelot Shadwell und im December desselben Jahres unter dem Titel Baron Cranworth seine Erhebung zum Pair; 1851 wurde er zu einem der Lords Justices (Richter) an dem neueingerichteten Appellationshofe (Court of Appeal in Chancery) ernannt; 1852 übertrug ihm der Premierminister Lord

Digitized by Google

Aberdeen die Stellung als Lordkanzler oder Großsiegelbewahrer. Während er diesen wichtigen Posten bekleidete, wurden in der Rechtspflege mehrere nützliche Reformen eingeführt, von denen der Common Law Procedure Act (1854) und der Charitable Trust Act (1855) die wichtigsten waren. Als 1858 das Palmerston'sche Cabinet fiel, reichte er seine Entlassung als Lordkanzler ein, widmete aber fortwährend im Oberhause den Justizangelegenheiten sowie den Maßregeln, welche für die sociale oder gesetzliche Reform vorgeschlagen wurden, seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Ein besonderes Interesse nahm er an der Zulassung der Dissenters zu den Vorrechten der mit Stiftungen versehenen Schulen, von denen man früher annahm, daß dieselben ausschließlich für die Anhänger der englischen Kirche bestimmt seien. Als Lord Westbury 1865 seine Entlassung als Großsiegelbewahrer einreichte, übernahm Lord Cranworth den Posten als Lordkanzler zum zweiten male und bekleidete ihn bis zum Rücktritt des Ministeriums Russell im Jahre 1866. In ihm hat England einen sehr populären Staatsmann und einen entschiedenen Whig verloren, dessen Charakter allgemein geachtet wurde.

Am 3. Aug. 1868 starb der Feldmarschall und Gouverneur des Hospitals in Chelsea, Sir E. Blakeney. Er wurde 1778 geboren, hat daher das Alter von 90 Jahren erreicht, und ist infolge von Altersschwäche gestorben. Er trat 1794 als Fähnrich in ein Dragonerregiment, zählte demnach volle 74 Dienstjahre, und hat als Offizier an vielen kriegerischen Unternehmungen theilgenommen. Er focht in Holland, Neuschottland, Westindien, vor Kopenhagen u. s. w. mit. Dann wurde er nach Spanien geschickt, wo er sich an den Hauptschlachten und Belagerungen betheiligte. Ebenso wohnte er 1814 der Expedition gegen Neuorleans bei. Im Jahre 1815 stand er unter Wellington bei den Truppen, welche nach der Schlacht von Waterloo Paris besetzten. Vom Jahre 1832—55 befehligte er die englischen Streitkräfte in Irland, wo er 1836 als Mitglied des irischen Geheimraths den Eid leistete. Im Jahre 1856 wurde er nach dem Tode des Generals Sir Colin Halkett als dessen Nachfolger zum Gouverneur des Chelsea-Hospitals ernannt, worauf 1862 seine Beförderung zum Feldmarschall erfolgte. Er war Oberst des 1. Infanterieregiments und erfreute sich als ein Ehrenmann allgemeiner Achtung.

Aus London meldet man unter dem 10. Aug. 1868 den Tod des 93 Jahre alten Right Honourable Doctor juris Stephen Rumbold Lushington. Derselbe wurde im Jahre 1775 geboren und in Rugby erzogen. Im Jahre 1807 trat er als Vertreter für Rye, einen der Fünfhäfen, ins Unterhaus ein, und für diesen Wahlflecken und für Canterbury saß er ohne Unterbrechung bis 1837 im Parlament. Er war beinahe 14 Jahre lang der Vorsitzende des Finanz- und Subsidiencomité des Unterhauses und von 1814—27 gemeinschaftlicher Schatzamtssecretär in Lord Liverpool's Ministerium. Er ist auch als der Verfasser des Werks: „Life and Services of General Lord Harris", des Besiegers von Seringapatnam, bekannt, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte. Im Jahre 1839 ernannte die Universität Oxford ihn honoris causa zum Doctor juris. Von der politischen Bühne ist er seit langer Zeit abgetreten, sein Tod verdient indeß Beachtung, weil England in ihm seinen ältesten Staatsmann verloren hat.

Der Tod räumt überhaupt unter den neunzigjährigen Greisen in England gewaltig auf. Am 12. Aug. 1868 starb in London der 90 Jahre alte Sir George Pocock, der bei der Krönung des Königs Georg IV. der Fahnenträger der Gentlemen at Arms war.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Skizzen aus Paris und London. II.

(Sommer 1868.)

Von Rudolf Gottschall.

1) Dichtergräber.

In Paris auf dem Père Lachaise, in London in der ehrwürdigen Westminsterabtei, mußt' ich der deutschen Dichter gedenken, deren Gräber meist nur mit welken Blumen geschmückt, mit welkem Laube bedeckt sind. Wie gering ist doch die Sorge der Deutschen für ihren Nationalruhm! Die Kirchen in Italien sind große Nationalmuseen — so auch die Kirchen in London, und es stört uns durchaus nicht, wenn irgendein tapferer Marinekapitän in einer plastischen Gruppe, die seinen Tod verherrlicht, in der prächtigen Kathedrale Londons, der Paulskirche, eine marmorne Stätte gefunden hat; wir meinen nicht, daß dergleichen Bildhauerarbeit mehr in ein Marinearsenal als in eine Kirche gehöre und daß durch solche Aufstellungen die Anglikanische Kirche noch eine „katholisirende" Richtung zeige. Wohl wissen wir, daß auch der tapferste Hauptmann, der sich bei Königgrätz den Orden pour le mérite verdient, in keiner protestantischen Kirche Preußens auf einen marmornen Sockel käme, ja daß weder Bismarck, noch Moltke, noch Steinmetz solcher steinernen Ehren theilhaftig würden, wie sie Pitt und Fox, Canning und Peel in der Westminsterabtei, und Nelson mit einer großen Zahl von Admiralen und Generalen in der Paulskirche genießen. Doch wenn sich dieses mit der Nüchternheit des protestantischen Cultus nicht verträgt, so möge man in Deutschland ein anderes Pantheon für den Nationalruhm gründen, oder wenigstens in einzelnen Städten den hervorragenden Männern würdige Erinnerungsstätten weihen. Die Büsten von Platen und Rückert, die Gedenktafeln für Immermann und Stifter, die in neuester Zeit angebracht worden sind, zeugen von einem Fortschritt in dieser Hinsicht; Städte wie Leipzig schmücken ihre öffentlichen Plätze, den Stadtpark und das Theater mit Bildsäulen, Büsten, Medaillonporträts ihrer namhaften Männer. Doch das ist alles nur der Anfang, und Deutschland ist noch weit hinter den andern Nationen zurück, was diese Pflege des Nationalruhms betrifft. Es ist ein Vorurtheil, daß man monumentale Erinnerungsmäler, welche öffentliche Plätze beherrschen, für nöthig hält, um dem Andenken großer Männer eine nationale Basis zu geben. Friedrich der Große, Schiller und Goethe mögen solche Kolossaldenkmäler verdienen; es gibt noch genug bescheidenern und doch unvergessenen Ruhm, der durch Büsten und Medaillonporträts hinlänglich gewahrt und den künftigen Geschlechtern vor Augen gestellt wird.

Mit solchen Gedanken durchwandelte ich die ehrwürdige Westminsterabtei, die trotz ihrer altersgrauen Herrlichkeit auch so vielen Söhnen der Neuzeit ihre Hallen erschlossen hat. Der Weg von dem neuen Parlamentshause in die alte Kirche ist nicht weit — wer weiß, ob ihn D'Israeli, John Bright, John Stuart Mill finden werden, Lord Feuerbrand hat ihn bisjetzt noch nicht gefunden, und doch heißt ein Spruch: „Die Todten reiten schnell!"

Digitized by Google

Wer im „Poets-corner" auf- und abgeht, der müßte glauben, die Engländer seien eine Nation von Dichtern und Denkern. Das sind sie nun freilich nicht. Auch hat die Westminsterabtei einen Heiligen, der besser die englische Nationalgröße vertritt. Doch ist er nur für Geld sichtbar; denn er gehört jenem Kranze von Kapellen an, die sich um die berühmte Kapelle Heinrich's VII. gruppiren und in welche man nur Zutritt hat, wenn man Entrée bezahlt, mit dem ganzen Schwarm wißbegieriger Fremden hinter dem Kirchendiener herwandert und sich die Könige und Königinnen, Herzoge und Herzoginnen, Bischöfe, Lords und Ladies registermäßig vormurmeln läßt, die ihr mildes Haupt unter den Steinen und Steinbildern dieser Kapellen gebettet haben. Auch gilt es die größte Aufmerksamkeit auf diese im Kirchenlitaneistil hergebeteten Berichte der schwarzmanteligen Fremdenführer; denn während man das hochragende Monument irgendeines Lords bewundert, tritt man auf Königen herum, ohne es zu merken. So staunt man im südlichen Seitenschiff der Kapelle Heinrich's VII. die Rostralsäule an, auf welcher sich die lebensgroße Figur Monk's, des Herzogs von Albemarle, befindet, und wandert dabei auf den Gräbern der Könige Karl II., Wilhelm III., der Königinnen Marie und Anna herum, die hier ohne jedes äußere Erinnerungszeichen begraben liegen. Oder im Hauptschiff staunt man den eisernen Baldachin an, den vier Frauenfiguren: Glaube, Hoffnung, Mildthätigkeit und Klugheit, tragen und unter dem der Herzog von Richmond, der Freund Jakob's II., begraben ist, und in demselben Hauptschiff ist König Georg II. ohne jedes Monument eingesargt. So kehrt der Tod die Hofrangordnung um! Die Monarchen ruhen unter den einfachsten Kirchensteinplatten, während ihre Günstlinge durch Rostralsäulen, mächtige Baldachine, lebensgroße Steinbilder geehrt werden. Ist dies ein Beweis für die Oberherrlichkeit englischer Aristokratie, die nach dem Tode der Gewaltigen schärfer noch hervortritt als im Leben derselben? Waren diese Könige wirklich nur das Tüppelchen über dem i, wie der königlich preußische Regierungsphilosoph Hegel den König des constitutionellen Musterstaates zu bezeichnen wagte, sodaß nach dem Tode dies Tüppelchen in seinem diminutiven Nichts verschwindet? Oder ist diese Ungleichheit, welche die Könige tief unter die Lords herabsetzt, nur ein Zufall, nur eine Folge jener Unordnung, wie sie in den englischen Nationalmuseen herrscht? Sind diese Könige wie einzelne Prachtstücke und Raritäten dieser Museen nur aus Versehen beiseitegesetzt und dann vergessen worden?

Wir wissen es nicht; wir suchen den englischen Nationalheiligen auf, von dem wir oben sprachen, und finden ihn an einer Stätte, die anfangs vollkommen beziehungslos und als ein neuer Beweis englischer Gedankenanarchie erscheint. Wir treten in die Kapelle des heiligen Paulus und finden hier unter alabasternen und marmornen Lords, unter Kammerherren, Großsiegelbewahrern, Obersten das Kolossalbild von James Watt, dem eigentlichen Erfinder der Dampfmaschine. Offenbar ist aber die Kapelle zu klein für das Bild und für die Bedeutung dieses großen Nationalheiligen, der neben Nelson auf Trafalgar-Square stehen müßte oder als Koloß von Rhodus über irgendeiner Wasserpassage, wo die Dampfer zwischen seinen Beinen durchsegeln. James Watt mit den Kriegs- und Friedensdampfern, die seine Riesenhand wie Samenkörner in den Ocean streuen mußte, eine mit 100 Schloten gespickte Mütze auf der Denkerstirn, ein verschlungenes, weltumspannendes Eisenbahnnetz in der andern Hand, ein Halsband von Locomotiven umgeschlungen — das wäre ein Kolossalbild englischer Größe, mit sagenhaften Symbolen und Attributen, wie es der kühnen Phantasie und gestaltenden Hand eines neuen englischen Bildhauers würdig wäre. Der James Watt der Pauluskapelle, von der Hand Chantrey's gemeißelt, ein sitzender Denker, ist imposirend genug; doch, gibt es eine größere Ironie, als daß der Küster von Westminster diesen großen Erfinder ein-

Digitized by Google

gesperrt hat? Zu solchen Nationalgrößen darf die Kirche die Schlüssel nicht besitzen, und hat sie nie besessen!

Doch vielleicht thun wir den Engländern unrecht, wenn wir die Gesellschaft, in der sich James Watt befindet, für allzu gemischt, die Zusammenwürfelung des Mechanikers mit Lord und Lady Collington und den acht Kindern des Lordkanzlers Bromley für eine unpassende erklären. Wir vergessen ja den Namen der Kapelle, James Watt befindet sich unter dem Patronat des heiligen Paulus! Und da schießen die Gedanken wie die Fäden eines Weberschiffleins zusammen. Sanct-Paulus war der Hauptapostel des Christenthums, und so ist James Watt der Hauptapostel des Engländerthums. Der Dampf ist der Heilige Geist der Nebelinsel, der im Gewölk über ihren verräucherten Häusern und unzähligen Schornsteinen schwebt. Darum steht Watt in der Paulskapelle, und nicht blos deshalb, weil er nirgends anders Platz gefunden hat: ein zwar wohlfeiler, aber stichhaltiger Grund für englische Anordnung.

Das deutsche Gewissen, welches sich nur wohl fühlt, wenn dem Zusammengehörigen ein gemeinsamer Platz angewiesen ist, beruhigt sich endlich im Poets-corner, wo die dichterischen und geistigen Größen Englands in Stein und Marmor versammelt sind. Freilich ist auch diese Versammlung nicht vollzählig, nicht einmal innerhalb der Kirche, denn es sind einige dieser Denkmäler in den andern Räumen derselben zerstreut. Wir sprechen nicht von Isaak Newton und seinem Marmorbilde im nördlichen Seitenschiffe der Kirche, mit den zwei kleinen Genien, die eine Rolle neben ihm entfalten, und der auf einer Weltkugel schwebenden Gestalt der Astronomie; wir erwähnen nur William Congreve, den Lustspieldichter, dessen Sarkophag sich im südlichen Langschiff befindet und dessen Platz doch im Poets-corner gewesen wäre. Seine Freundin, die Herzogin von Marlborough, hat ihm dies Denkmal gesetzt, und ohne diese aristokratische Connexion wäre er schwerlich in die Westminsterabtei gekommen. Wir wissen nicht, ob es diese Freundschaft zu der vielvermögenden Herzogin war, welche William Congreve zu der Aeußerung in „The way of the world" begeisterte: „Jemand, der in einer Windmühle lebt, hat kein sonderbareres Quartier, als das Herz des Mannes, das sich in einem Frauenherzen einquartiert hat." Das aber wissen wir, daß kein frivolerer Bewohner in den unterirdischen Räumen von Westminster einquartiert ist. Wenn seine schönen witzigen Ladies, seine Mrs. Millamant, seine Lady Touchwood, vor unsers Geistes Aug' vorüberziehen, da umweht uns ein solcher Parfum genialer Liederlichkeit, daß wir uns ganz in jene Epoche der „guten Königin Anna" zurückversetzt fühlen, die „alle Nachmittage ins Gläschen guckte". Wir können uns kaum vorstellen, daß in dem ehrlichen Saint-James-Park, auf den gegenwärtig zwei solide Königsschlösser herabsehen, damals eine Mrs. Fainall und Mrs. Marwood auf Raub ausgingen und eine so frivole beau-monde sich drängte, wie wir aus dem Congreve'schen Lustspiele ersehen. Wohin sind die Zeiten des fashionablen „Mall"! Das Zeitalter der Galanterie ist für den Saint-James-Park vorüber, er lebt im Jahrhundert der Enten und Bonnen.

Auch eine Jugenderinnerung knüpft sich für mich an William Congreve und wird mir lebendig an seinem Sarkophag. Der Dichter hat nicht blos witzsprudelnde Lustspiele geschrieben, sondern auch ein Trauerspiel: „The mourning bride", mit einer sehr blutigen Katastrophe, in welcher geheimnißvolle Stimmen, ein kopfloser Rumpf und einige Dolchstiche eine unheimliche Rolle spielen. Die Verse dieses Trauerspiels aber sind von großem melodischen Reiz — und das bestimmte mich, als ich noch Gymnasiast war, dasselbe in deutsche Jamben zu übertragen. Und da Erinnerungen der Jugend fest in der Seele haften, so blieben mir einige dieser englischen und deutschen Verse, trotz aller unvergeßlichen Classicität, die sich später darüber lagerte, im Gedächtniß. Mir schien's,

Digitized by Google

als ob um den Zug des Medaillonporträts ein seliges Lächeln schwebte, als ich an dem ägyptischen Marmor des Sarkophags die Worte flüsterte:

Turn your light inward, eyes, and view my thought,
So shall you still behold her.

Ihr Augen, wendet euer Licht nach innen,
Seht die Gedanken, und ihr seht sie noch!

Im Poets-corner selbst herrscht nun keinerlei Rangordnung, wie überhaupt keine Art von Ordnung. Die Großen und die Kleinen ruhen friedlich nebeneinander, denn man braucht keine weltbekannte Größe zu sein, um hier eine Stätte zu finden; die Westminsterabtei hat ihre aparte Unsterblichkeit. Wol findet sich hier William Shakspeare's bekannte Idealstatue, die Mutter aller typischen, grassireuden Porträts und Büsten. Daß der König der englischen Dichter anders ausgesehen hat, als er hier erscheint, ist wol keine Frage mehr. Der Director vom Globe- und Blackfriarstheater hatte vielleicht einen etwas geschäftsmännischen Anstrich, denn er war jedenfalls zu seiner Zeit ein tüchtiger Praktiker, wußte, was zieht und Effect macht, und verstand es, den Honig für seine Theaterzelle aus den poetischen und historischen Blumen aller Zeiten zusammenzutragen. Auch hat er ja gute Geschäfte gemacht und konnte sich Häuser kaufen. Der tägliche Verkehr mit dem Kassenbuche hatte seinem Aeußern vielleicht sichtlichere Spuren aufgedrückt als der geheime Umgang mit den Musen. Oft verbirgt sich der Genius in dem Auge und spottet aller Symbolik der Gestalt, die er im übrigen durch das Alltagsleben façonniren läßt. Nur gegen die flache Stirn, die man neuerdings dem Shakspearekopf aufdisputiren will, muß entschieden protestirt werden. Hatte der leibhaftige Shakspeare in der That eine flache Stirn, ohne jene Wölbung und Hügelung, in welcher sich die verschiedenen geistigen Fähigkeiten ausprägen, so konnte er keinen „Hamlet", keinen „Romeo und Julie" dichten, und jene sonst haltlose Hypothese würde recht haben, daß Shakspeare nur den Namen hergegeben für einen andern Dichter, für einen Bacon oder wer es auch sei! Am Consol von Shoemaker's Shakspeare-Statue befinden sich die Masken der Königin Elisabeth und der Könige Heinrich V. und Richard III. — ein mehr royalistischer als poetischer Schmuck! Hier findet sich auch das Medaillon von Shakspeare's Nebenbuhler, Ben Jonson, dem gelehrten Concurrenten des volksthümlichen Dramatikers, die Büste von Michael Drayton, der das polyhistorische Riesengedicht „Polyorbion" verfaßt hat, den endlosesten Alexandrinerbandwurm, den die Literaturgeschichte kennt, daneben aber das niedliche Feenmärchen „Nymphidia" und das schwülstige, aber nicht geistlose satirische Gedicht „Das Mondkalb". Von den größern ältern Dichtern Englands hat Geoffroy Chancer als Erinnerungsmal einen in die Mauer eingelassenen Altarsarkophag mit unleserlicher Inschrift, Edmund Spencer ein Altarmonument mit marmornem Aufsatz erhalten. Unter Milton's Büste befindet sich eine Leier, um welche sich eine Schlange mit dem Apfel windet. Dies Erinnerungszeichen des großen Dichters verschwindet neben dem Monument von Mathew Prior, der allerdings nicht blos Dichter, sondern auch Staatsmann war. Als Poet ging er im Grunde nicht weit über das Triviale hinaus, trotz seiner Oden und der glatten, oft anmuthigen Form seiner Gedichte. Thalia, die hier nicht als die Muse des Lustspiels, sondern als die Muse des heiligen Genius überhaupt aufzufassen ist, hat daher ebenso wenig Ursache an diesem Grabe Schildwache zu stehen, wie die Muse der Geschichte, welche sich um die diplomatischen Leistungen Prior's und seine Verdienste um den Utrechter Frieden nicht zu kümmern braucht. Der geistreiche Joseph Addison verdient auch seinen Platz hier, nur nicht im Poets-corner und nicht wegen seines Trauerspiels „Cato". Auch würde eine scharfgespitzte Journalistenfeder sein Piedestal besser zieren als die „neun Musen", denen er mehr als Kritiker seine Aufwar-

Digitized by Google

tung machte, als daß sie ihn selbst mit verschwiegenen Gunstbezeigungen geehrt hätten. John Dryden, der Vertreter einer Epoche, in welcher die englische Poesie aus dem Sternbild des Löwen bereits in das des Wassermannes übergegangen war, der Reformator des englischen Theaters und Dramas, denen beiden er regelrechte Formen gab, der Bearbeiter der Shakspeare'schen „Féeries", die er durch musikalische Begleitung und decorativen Aufputz bühnenmöglich machte, ist durch eine stattliche Büste vertreten; ebenso Nicolas Rowe, den die Shakspeare-Gelehrsamkeit in Deutschland als einen Herausgeber der Dramen des Meisters bekannt gemacht hat, während er als Dichter des Trauerspiels „The fair penitent", das an echt poetischen Schönheiten reich ist, in Vergessenheit gefallen ist. Die Shakspeare-Philologen kommen indeß nicht in die Westminsterabtei — auch Rowe hat, wie die trauernde Dichtkunst neben seiner Büste beweist, hier nur als Dichter eine Stätte gefunden. John Gay, im Grunde ein Parodist, sowol in seinen Eklogen und Idyllen wie in seiner berühmten „Bettlersoper", hat stets nur poetische Bagatellprocesse gewonnen. Der kleine Genius, der das Medaillon hält, repräsentirt daher ganz angemessen das Miniaturtalent des Dichters, dessen Weltanschauung durch die folgende Inschrift bezeichnet wird:

Life is a jest and all things show it,
I thought so once; but now I know it.

Vergleicht man damit den Ausspruch Shakspeare's:

We are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep,

so kann man schon aus diesen beiden Sentenzen den großen und den kleinen Dichter mit voller Sicherheit unterscheiden.

Oliver Goldsmith, dessen „Vicar of Wakefield" jedem deutschen scholar als der erste gradus zum englischen Parnaß bekannt ist, während seine Lustspiele „The good-natured man" und „She stoops to conquer" mit Unrecht vergessen sind, ist ebenfalls durch ein Medaillon vertreten. Butler, der Dichter des „Hudibras", befindet sich mit demselben Recht unter den Unsterblichen, wie in Deutschland etwa Kortum, der Dichter der „Jobsiade", in eine Walhalla aufgenommen würde. Die Musik hat nur einen Repräsentanten, Händel, dessen lebensgroße Statue in einer Nische steht und dessen Oratorienmusik mit der wohlfeilsten plastischen Handgreiflichkeit durch die in Wolken schwebenden himmlischen Chöre und durch — Orgelpfeifen bezeichnet wird, die im Hintergrunde angebracht sind. David Garrick vertritt die Schauspielkunst in einer großen Reliefgruppe; er öffnet einen Vorhang, beiläufig eine Thätigkeit, die mehr einen Inspicienten oder Theaterarbeiter symbolisirt als einen großen Darsteller.

Das 19. Jahrhundert ist im Poets-corner am stiefmütterlichsten bedacht. Bis vor kurzem war Thomas Campbell der einzige Dichter aus unserm Säculum, der in der Westminsterabtei bekundete, daß die englische Dichtkunst nicht mit ihren großen Todten schlafen gegangen sei. Campbell, den eine Statue von Marshall verewigt, war freilich nicht blos Dichter, sondern auch Lord-Rector der Universität von Glasgow und ein Literaturhistoriker gewesen, der die englische Literatur, ähnlich wie Heinrich Kurz die deutsche, durch Kritik und Beispielsammlung illustrirte. Doch, obwol er hin und wieder den kräftigen pathetischen Ausdruck traf, so stehen doch seine „Pleasures of hope" nur auf gleicher Höhe mit Tiedge's „Urania" und sind von lehrhafter Sentimentalität durchdrungen. Neuerdings sind zwei in nächster Nähe aufgestellte Büsten namhafter Autoren hinzugekommen, die Büsten von Thackeray und Macaulay, die noch von modernster Frische strahlen. Wer würde dem großen Historiker und Essayisten, wer dem sarkastischen Le-

Digitized by Google

bensschilderer hier den Ehrenplatz streitig machen? Doch ihre Aufnahme in das englische Pantheon hat noch eine charakteristische Bedeutung; sie kennzeichnet den Sieg der Prosa in der englischen Nationalliteratur. Zwei Meister der Prosa, die allerdings in Addison und Goldsmith ihre Vorgänger haben, von denen der eine sich durch große geschichtliche Frescomalerei, der andere sich durch satirisch-feine Genremalerei auszeichnete, vertreten die Literatur des 19. Säculums. Und das Gleichgewicht zwischen Prosa und Vers wird erst wiederhergestellt werden, wenn Alfred Tennyson, der poeta laureatus, dem wir übrigens ein langes Leben wünschen, der aber jedenfalls wie irgendeiner für die Westminsterabtei prädestinirt ist, im Poets-corner das Gnadenbrot seiner marmornen Unsterblichkeit verzehren wird.

Doch die Kritik dieser steinernen Literaturgeschichte ist eine so einseitige, das Register dieser Berühmtheiten hat so viel Löcher und Lücken, daß nur der Zufall und die Connexion die Auswahl unter den großen Namen getroffen zu haben scheinen. Ein Pope fehlt, wo ein Prior mit prahlerischen Monumenten prunkt; ein Sterne und Swift, wo ein Goldsmith, ein Otway, wo Rowe und Congreve eine Stätte gefunden! Wo ist Walter Scott, der schottische Epiker, der große Romandichter, welcher dem historischen Roman eine nur von der Kunstlosigkeit wieder abgestreifte Form gegeben hat, schöpferisch in Erfindung und Gestaltung, ein Meister der Composition, der wohlerwogenen Anlage, der wohlgemessenen Steigerung, Jahrzehnte hindurch ein Herrscher über die Phantasie der europäischen Völker, die er mit seinen Gestalten bevölkerte? Wo ist Thomas Moore, der sinn- und farbenreiche Dichter der „Lalla Rookh", ein irischer Volkssänger und doch kein Feuerpoet? Wo ist Byron, der genialste Dichter des neuen England, der die spröde Form der englischen Sprache mit wunderbaren Melodien erfüllte, ihre Gurgel- und Zischlaute in das geheimnißvolle Flüstern des Genius verwandelte und mit dem Läuten seiner poetischen Sturmglocken die langweilige Sonntagsstille Altenglands unterbrach? Freilich, von der sündhaften Newsteadabtei führt keine Brücke nach der frommen Westminsterabtei; es gibt Dichter, deren Genius mit freiem Flügelschlag die Gewölbe einer Kirche sprengt. Ist es doch ein unausdenkbarer Gedanke, daß irgendein Kirchendiener im schwarzen Mantel dem suchenden Fremden das Grab des Sängers von „Kain" und „Manfred" oder des Dichters der „Königin Mab" zeige!

Und hierin liegt eine tiefgreifende Kritik vom Poets-corner! Nicht in gothischen Domen sei die Ehrenhalle der Dichter, sie sind zu düster für die Sänger des Lebens; nein, in einem Pantheon, das nur ihnen geweiht ist und in welches nicht durch dunkle oder durch bunte Scheiben der Tag sich stiehlt, sondern voll und freudig durch die hohe lichte Kuppel hereinstrahlt.

Das Pantheon der französischen Dichter ist nicht die Kirche, sondern der Kirchhof; sie ruhen unter freiem Himmel und sind auch nicht in einen Poets-corner zusammengesperrt, sondern gruppenweise auf den Todtenhügeln des Père Lachaise vertheilt.

Nur zwei von ihnen haben ihre Ehrenmäler in dunkeln Stätten, in den Grüften des Panthéon, jener kirchlich-heidnischen Sphinx des Quartier latin, die mit dem korinthischen Säulenschmuck des Peristyl, mit den profanen Bildergruppen des Fronton, auf welchem sich Malesherbes und Mirabeau, der große Heide David, Cuvier, Voltaire und Rousseau, Carnot und Bonaparte befinden, fortwährend gegen das Decret vom 6. Dec. 1851 protestirt, welches das Panthéon wieder in eine Eglise Sainte-Geneviève verwandelte. Dieser Protest liegt in der noch nicht verwischten Inschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante", er liegt in dem ganzen sonnenheitern Innern der Hallen, deren gleicharmige griechische Kreuzform durch die Prachtkuppel gekrönt wird.

Um zu den Dichtergräbern zu gelangen, muß man in die Caveaux hinabsteigen,

Digitized by Google

wo, außer den Denkmälern einiger berühmten und unberühmten Männer des ersten Kaiserreichs, sich die Sarkophage von Voltaire und Rousseau befinden. Den erstern feiert die Inschrift als Dichter, Historiker, Philosophen, als Vertreter der Gedankenfreiheit und der Menschenrechte. Was sagt die heilige Genoveva zu diesen Ketzereien im „Keller" ihres Heiligthums? Das statuarische Antlitz des Philosophen hat einen fast faunisch-sarkastischen Zug, der wie eine antikirchliche Grimasse gemahnt! Und doch hat er seinen „Mohammed" dem Papste gewidmet! Ein Gegner der Religion Jesu widmet ein Drama, dessen Held der Stifter des Islams ist, dem Herrn der Christenheit! Da hat die Inschrift wol recht, wenn sie sagt: „Il inspira la tolérance!"

Aus dem Sarkophag Rousseau's scheint eine gemalte Hand mit einer Fackel sich hervorzustrecken — eine allzu derbe und durchsichtige Allegorie, man könnte sagen, eine gemalte Phrase. Auch hier lautet die Inschrift ketzerisch: „Ici repose l'homme de la nature et de la vérité." Doch diese graubemalten Holzgräber sind leer; die Restauration hat die Gebeine dieser Männer nach dem Jahre 1815 beseitigt und an einer unbekannten Stelle begraben. Der große Koch Ludwig XVIII. konnte in seiner Restaurationsküche nichts brauchen von den Geistesfrüchten dieser Philosophen.

Und doch ist in den unterirdischen Räumen des Pantheon noch eine Merkwürdigkeit, welche mehr als die gemalte Hand Rousseau's mit der Fackel an die weitreichende Wirksamkeit der größten Geister Frankreichs erinnert — wir meinen das Echo, das die Mauer des Corridors entlang läuft und einen leichten Trommelschlag in einen schmetternden Donnerschlag verwandelt. Voltaire und Rousseau rührten die Schlägel und die Donner der Revolution antworteten.

In der steinernen Gräberstadt des Père Lachaise suche man nicht Dichtergräber, beschattet von hochragenden Linden, mit üppigem Blumenschmuck, wie deutsche Phantasie sie sich ausmalen möchte. In dieser Ansiedelung der Todten ist nicht Platz für solche Naturlyrik. Alles muß hier eng zusammenrücken, und nur ein Millionär hat hier auch nach dem Tode die Ellbogen frei. Es ist in der Colonie wie in der Mutterstadt. Glücklich, wer noch ein Grab für sich allein bewohnen kann, unbekümmert um den Proudhon'schen Spruch: „La propriété c'est le vol." Da sind auf der westlichen Seite des Kirchhofs die „fosses communes", in denen der Communismus des Todes seinen Ausdruck findet, auf der östlichen Seite die Massengräber der „Victimes de Juin", die unter der rothen Fahne kämpften und fielen. Die französischen Dichter gehören indeß zu den propriétaires, die ihr Stück Erde und ihren Denkstein für sich haben. In Deutschland ist ihre Zahl so groß, daß man sie wie die victimes de Juin massenhaft begraben könnte, eine Arbeit, welche die kritischen Organe vollziehen. Nur einige erfreuen sich der „concessions temporaires" auf dem Kirchhofe der Nationalliteratur.

Wenn man den breiten Hauptgang von der Porte principale zur Kapelle hinansteigt, so findet man zur Linken ein Dichtergrab, das erst ein Jahrzehnt besteht. Wir lesen die Inschrift:

Mes chers amis, quand je mourrai,
Plantez un saule au cimetière;
J'aime son feuillage éploré.
La paleur m'en est douce et chère,
Et son ombre sera legère
A la terre où je dormirai.

Es sind dies die schönsten Verse, welche Père Lachaise, reicher an Poeten als an Poesie, aufzuweisen hat. Die Marmorbüste und die Trauerweide künden uns das Grab Alfred de Musset's an, dessen Büste jetzt auch im Théâtre français eine Stätte gefunden. Nächst Victor Hugo der größte Lyriker des neuen Frankreich, gehört Musset zu jenen

Digitized by Google

interessanten Reflexionsdichtern wie Byron, Lenau und Victor Hugo selbst, welche in einer Epoche der „Crépuscules" wie Dämmerungsfalter umherschweben. Doch es ist die Morgendämmerung — das künden Prophetinnen wie George Sand, welche einen Alfred de Musset, den poetischen Chopin, und einen Chopin, den musikalischen Musset, geliebt. Doch man kann in Frankreich ein träumerischer und leidenschaftlicher Sänger sein, wie der Dichter des „Rolla", und doch die feine Ironie des gesellschaftlichen Tons lieben. Ein Byron und Lenau, welche zugleich dramatische Bluetten dichten wie „Le caprice", das wäre in England und Deutschland eine Unmöglichkeit.

Alfred de Musset's Grab ist das einzige, welches in den bergan führenden Hauptalleen des Père Lachaise die Dichtkunst vertritt; wohl aber hat sich eine Dichtergruppe am Hang der westlichen Hügel unter den am höchsten ragenden Monumenten des Kirchhofs angesiedelt. Wenn man herabsteigt von der Riesenpyramide, welche Marie Emilie Knusli, die verwitwete Herzogin von Durac, ihren Aeltern und Kindern errichtet hat, und die man als eine kolossale That der Pietät mehr respectiren kann als das benachbarte zuckerhutförmige Mausoleum von Felix de Beaujour, der sich für 100000 Frs. eine Unsterblichkeit von 32 Meter Höhe sicherte, so erblickt man zur Rechten und Linken des schmalen Pfades bescheidene Dichtermonumente, freilich verschwindend gegen jene Riesendenkmäler, welche das Fernrohr des Mont Valérien herausfordern, aber doch sinnig geschmückt mit den Porträtmedaillons, welche uns die Physiognomie der Dichter lebendig vor Augen führen, eine durchaus nachahmenswerthe Sitte, welche auch deutschen Dichtergräbern zur willkommensten Zier gereichen würde. Und es sind feine Köpfe, diese Köpfe der französischen Romandichter; die sinnigen Züge verrathen scharfe Beobachtungsgabe; es sind Realisten, aber in allen ist ein reformatorischer Geist, und weil sie an Ideen glauben und die Ideen aus der Darstellung des modernen Lebens herausarbeiten, so fehlt ihnen nicht der phantasievolle Hauch, den wir bei den deutschen Photographen der Wirklichkeit vermissen.

Freilich, bei dem Gedränge der Ruhmescandidaten gerathen seine Geister leicht in Vergessenheit. Wer kennt heute noch Charles Nodier, den eifrigen Antibonapartisten, einen Autor, den die jungdeutschen Weltfahrer im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit Liebe zu studiren und zu analysiren pflegten und oft unserm Jean Paul verglichen? Kein Buch über Paris, mochte es von Fürst Pückler, von Gutzkow oder Mundt verfaßt sein, in welchem nicht irgendeine Studie über Charles Nodier enthalten war! Der ehrwürdige Vorläufer der romantischen Schule steht als Lexikograph und Grammatiker bei den Fachmännern noch in guter Erinnerung; aber sein „Roi de Bohème" mit seinen sieben Schlössern ist längst von den neuen literarischen Bohemiern verdrängt worden. Dagegen sind die Autoren, deren Denkmäler auf der andern Seite des Weges stehen, noch nicht von der Mode des Tages außer Curs gesetzt. Emile Souvestre, der Bretagner, der Natur und Sitten seiner Provinz so lebenswahr, wenn auch etwas weitschweifig zu schildern pflegt, der die Philosophen unter den Dächern und die Helden unter den Arbeitern und Matrosen sucht, ist noch immer ein gern gelesener Schriftsteller, wenn auch die Bühnen über seine Stücke zur Tagesordnung übergegangen sind, und sein Grabnachbar Balzac, einer der tiefsinnigsten Physiologen der menschlichen Gesellschaft, gehört nach wie vor zu den Zierden des neufranzösischen Parnasses. Stattlicher als diese Erinnerungsmäler der Romanschriftsteller ist das Grabmal Casimir Delavigne's, ein Obelisk mit Porträtmedaillon und der Muse der Poesie geschmückt. Denn Delavigne war ein Dichter in des Wortes engerer Bedeutung, ein Lyriker, den seine „Messéniennes", noch mehr aber seine „Parisienne" volksthümlich gemacht, ein Dramatiker, dessen Trauerspiele und Lustspiele das Théâtre français beherrschten, einer der 40 Unsterblichen — und es ist ja eine bekannte, wenn auch verspottete Thatsache, daß die sich überhebende Lyrik,

Digitized by Google

ſicher der Unſterblichkeit, auf die Romandichtung herabzuſehen pflegt, wie der Obelisk Delavigne's mit der Muſe der Poeſie auf die beſcheidenen Grabmäler eines Balzac und Souveſtre.

Wenn wir von der Pyramide der Knusli im äußerſten Nordweſt die dort ausmündende Allee verfolgen, jedenfalls noch ein Reſt der Gartenanlagen des Mont-Louis, denn der Père Lachaiſe war zu Ludwig's XIV. Zeiten ein Garten, welchen der König ſeinem Beichtvater ſchenkte, ſo finden wir dort, wo dieſe Allee eine halbkreisförmige Krümmung macht, wiederum ein ſtattliches Dichtergrab, das einen durchaus behäbigen Eindruck macht. Wer würde ſich an dieſem Obelisk, den die Masken der Tragödie und Komödie ſchmücken, gegenüber dieſem feinlächelnden Reliefporträt düſtern Todesgedanken hingeben? Und in der That, der Mann, der hier ruht, hatte ſelbſt nicht Zeit, an das Ende zu denken, das „gerufen oder ungerufen" immer kommt. Seine Phantaſie gehörte ganz dem heitern Bilde des Lebens, den weltbedeutenden Bretern an, und hatte nicht Muße, an jene andern Breter zu denken, die einſt über dem Kopf voll ſchöpferiſcher Phantaſie wie über dem leeren und hohlen, über dem Kopf voll geiſtiger Treffer wie über dem voll geiſtiger Nieten zuſammengenagelt werden. Raſtlos arbeitete ſeine Feder, ſchürzte das Menſchengeſchick zu den verwickeltſten Knoten und geſtaltete das eigene ſo glänzend, daß er wie ein Fürſt wohnte in einem ſelbſterſchriebenen Schloſſe. Hut ab vor dem langjährigen Selbſtherrſcher der franzöſiſchen Bühnen, vor Eugène Scribe, deſſen Geſicht voll Wohlwollen, Bonhomie und advocatoriſcher Feinheit noch über die düſtere Grabſtätte einen heitern Schimmer ausgießt. Nicht weit von ihm ruht ſein geiſtiger Ahnherr Caron de Beaumarchais — es iſt daſſelbe feine Lächeln der comédie française, die ſich hier unter den Cypreſſen des Kirchhofs ein Rendezvous gibt, trotz aller Generale und Börſenmänner, die ſich mit ihren gezückten Steinſchwertern und aufgethürmten Marmorkatafalken dazwiſchenſchieben. Iſt doch auch der Sarkophag des comoediae princeps, Molière, ſeit 1817, zugleich mit dem Lafontaine's, auf den Kirchhof des Père Lachaiſe gebracht worden, ſodaß hier die heitere Muſe Frankreichs alle ihre Jünger verſammelt hat. Auch der letzte „heitere" Sänger ruht hier, der den langathmigen Fabelſtil Lafontaine's in den ſcharfgeſchliffenen Ton des „Chanſon" verwandelt hat, der Dichter des „Roi d'Yvetot" und anderer politiſcher Fabeln, deren Moral wie eine Waffe im Kampfe funkelt. Doch ſein Grab liegt nicht an dem Wege, ſondern weiter zurück, hinter andern Gräbern verſteckt, und man muß ſich zwiſchen den engen Grabesgittern mühſam durchwinden, um an Béranger's kranzgeſchmückte Grabſtätte zu gelangen. Der mehr würfelartige Obelisk, der ſeinen Namen mitträgt, gehört Manuel, dem von der Kammer der Reſtauration als Vertheidiger des Königsmordes verſtoßenen Deputirten. Der volksthümlichſte Dichter des neuen Frankreichs, welchen das second empire mitbeerdigte, um ſeines Ruhmes theilhaftig zu werden, iſt ſeitab vom Wege gebettet, wo des erſten Kaiſerreichs Marſchälle, wie Ney, Davouſt, Maſſéna, ſich in aller Glorie breit machen. Doch iſt ſein Grab das beſuchteſte von allen, und auch wir begegneten, ſo todt der Kirchhof am Morgen war, doch mehrern Männern des Volks, welche die Stätte ihres Lieblingsdichters aufſuchten.

Eine andere Dichtergruppe hat ſich in der Nähe des großen Carrefour gebettet, wo die Bronzeſtatue des Bürgerminiſters Caſimir Périer, welcher die zwei widerſprechenden Eigenſchaften eines Bankiers und eines Revolutionärs in ſich vereinigte, weithin die gräberreiche Umgebung beherrſcht. Da ruht Jacques Delille, der Dichter des Acker- und Gartenbaues, hier der akademiſche Dramatiker Laharpe, hier Bernardin de Saint-Pierre, der Dichter von „Paul et Virginie", jener Robinſonade der Liebe, und ringsumher iſt das Componiſtenviertel des Kirchhofs, wo Bellini, Grétry, Boieldieu, Cherubini, Hérold, Pair, Méhul, Chopin ruhen. Wer ein Sonntagskind iſt und die Thorklingel und den Mahnruf des Portiers des Kirchhofs überhört hat, der muß hier am ſpäten Sonnabend

Digitized by Google

von den wunderbarsten Melodien überrascht werden, „Norma", „Die weiße Dame", „Der Wasserträger", „Joseph in Aegypten", „Sargino", „Zampa" — und mitten in diese Lieder die schwermüthigen Klänge Chopin'scher Elegien, der Musik des Weltschmerzes!

Und noch ein denkwürdiges Grab suchen wir auf; es ist nicht das des Luftschiffers Robertson, der sich als Beherrscher der „physique, fantasmagorie, aerostatique" verewigt hat, mit Basreliefs, in denen er noch nach dem Tode einem auserwählten Publikum seine Kunststücke vormacht, auch nicht das Grab Gall's mit seiner phrenologischen Geheimschrift, noch weniger das Riesenmonument der Fürstin Demidow, an dem wir in die Höhe klettern auf terrassenförmig ansteigenden Stufen, ein wahrer Kreml von einer Grabesburg, mit dorischen Säulen und Candelabern, mit dem Wappenschmuck des Luchses und Hammers, der jetzt in die nächste Nähe der Tuilerien gerückt ist und dort gar nicht so fremdartig gemahnt.

Nein, wir suchen das Grab eines deutschen Schriftstellers, des einzigen, der auf dem pariser Riesenkirchhofe ruht, das Grab Ludwig Börne's; die Bronzebüste von David d'Angers gibt diesem Denkmal ein stattliches Ansehen. Das Basrelief, welches Frankreich und Deutschland, geeinigt durch die Freiheit, darstellt, führt uns die Bilder von Voltaire, Lamennais, Béranger, Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul vor und schmückt so den Père Lachaise auch mit deutschen Dichterbildern, wenn auch in bescheidenster Form. Daß Goethe fehlt, ist begreiflich; er paßt weder in die Gruppe noch auf das Grab des Kritikers, der sich an ihm zum Theil seine kritischen Sporen verdient hat.

Und noch ein deutsches Dichtergrab suchen wir auf, doch es ruht auf den Hügeln des alten Mont-Louis, nicht auf dem Kirchhofe des Ostens, sondern am Fuße des Montmartre, auf dem Kirchhofe des Nordens; es ist das Grab Heinrich Heine's, ein einfacher Stein mit einer weißen Marmortafel. Welch nüchternes Poetengrab, diese Steinplatte ohne Medaillonporträt, ohne Reliefschmuck, ohne Trauerweiden und Cypressen, ohne Blumenkränze; nur die unverwelklichen Glasperlenkränze aus den Todtenkaufläden finden sich hier. Und dieser Kirchhofpflasterstein, wie sie hier zu Hunderten herumliegen, soll das Andenken eines unserer begabtesten Dichter hier in der Fremde verherrlichen? Es ist die Pflicht der Nation, für eine Büste, für ein Medaillonporträt, für eine Trauerweide zu sorgen, die das Grab des Dichters des „Buchs der Lieder" beschattet.

2) Der große Aedile.

Zur Zeit, als wir auf den Bänken des Collegiums die römische Rechtsgeschichte und die Institutionen studirten, gemahnten uns die Gestalten eines Aedilis plebis und eines Aedilis curulis wie sagenhafte Erscheinungen des Alterthums, für welche sich in der Gegenwart keine Analogien fanden.

Jetzt ist das anders geworden! Der Lehrer der Rechtsgeschichte kann auf die sella curulis im Hotel-de-Ville deuten und in dem pariser Präfecten und Senator Haußmann einen modernen Aedilen aufzeigen, welcher seine römischen Amtsgenossen bei weitem durch die Großthaten seiner Verwaltung übertrifft. Die patricischen Spiele freilich mögen glänzender gewesen sein als die Feste des Hôtel-de-Ville, obgleich sie unter dem letzten Aedilen einen früher nicht geahnten Aufschwung in Bezug auf Glanz und Luxus genommen haben. Doch was das Departement der Bauten betrifft, so dürften die römischen Aedilen in zwei Jahrhunderten nicht so Großes geleistet haben wie der pariser in einem Jahrzehnt. Hr. Haußmann in Rom hätte gelegentlich den Cölius und Esquilin abgetragen, das Forum Romanum zugeschüttet, das Capitol mit dem palatinischen Hügel durch einen Boulevard verbunden und alle Häuser auf dem Janiculus niedergerissen und dort die schönsten Avenuen angelegt.

Es sind nicht die römischen Aedilen, es sind zwei andere Römer von höchst verschie-

Digitized by Google

denartigem Charaktergepräge, an die wir durch den pariser Präfecten erinnert werden, einen Republikaner und einen Tyrannen de pur-sang. Cato's „ceterum censeo", daß Karthago zerstört werden müsse, wird von Haußmann auf Paris angewendet, und Nero's große That, der Brand Roms, steht gewiß als unerreichbares Ideal vor seiner Seele, namentlich wenn das riesig angeschwollene Budget der Stadt mit den stets wachsenden Ziffern ihm auf einige Augenblicke Besorgniß erregt, oder wenn er die Rechnungen bezahlt, welche das Niederreißen eines Stadtviertels mit all den nothwendigen Expropriationen aufgehäuft hat.

Wir zweifeln zwar, daß Haußmann bei einem solchen Brande von Paris die Harfe spielen würde, aber in einer enthusiastischen Stimmung würde er sich gewiß befinden, wenn das Quartier latin und das Quartier Marcel mit ihren Gassenlabyrinthen in Flammen aufginge, oder wenn er die Sergents de ville mit Brandfackeln ausgerüstet in die Marée schicken könnte. Wie mühsam muß er jetzt das neue Paris in das alte hineinbauen und sich Schritt für Schritt den Boden für seine architektonischen Triumphe erkämpfen! Wie ganz anders würde das alles sich gestalten, wenn man im 19. Jahrhundert einer Nero'schen Laune gehorchen könnte. Dann würde man nicht Häuser niederzureißen, sondern nur den Schutt fortzuräumen brauchen; ein weiter freier Plan läge da für die durch nichts gehemmten baulichen Entwürfe; die Expropriationsgelder würden der Stadt erspart werden und die Feuerassecuranzen den Schaden tragen.

Doch fort mit diesen römischen Phantasien! Es begibt sich genug des Staunenswerthen in der Gegenwart, und der Neubau einer Weltstadt von innen heraus darf wol dazu gerechnet werden. Seitdem wir in dem Artikel „Das neue Paris"*) in allgemeinen Zügen und Umrissen die Etappen der Wiedergeburt der Weltstadt zeichneten, ist der rührige Maulwurf nicht müßig gewesen; er hat wieder fleißig minirt und genagt, und an allen Ecken und Enden von Paris finden sich die Spuren seiner rastlosen Thätigkeit.

Die Riesenarterie der Rue Lafayette, welche die Straßenpulsadern von vier Fauxbourgs: Saint-Martin, Saint-Denis, Poissonnière, Montmartre, und des Straßennetzes der Chaussée d'Antin in sich aufnimmt, hat nun endlich die Große Oper erreicht, nicht ohne große Verwüstungen in diesen eleganten Straßen angerichtet zu haben. Doch die geraden Linien des Hrn. Haußmann sind unerbittlich: nicht Jugend, nicht Schönheit findet Gnade vor ihren Augen. Der Ursprung der Rue Lafayette ist dunkel, sie entspringt in den engen Gassen vor den Buttes de Chaumont, und jener Theil, der schon länger besteht und seinen Namen auf die ganze Straße übertrug, unterscheidet sich wenig von den schmucklosen Volksquartieren. Sehr bescheiden ist noch ihr Aussehen, wo sie über die Strasburger Bahn hinwegführt und einen Anblick der hintern Front der Embarcadère gewährt. Erst wo sie einen Durchblick nach dem Nordbahnhofe gestattet und den langgestreckten Boulevard Magenta kreuzt, fängt sie an glänzender zu repräsentiren. Da erhebt sich auf dem gleichnamigen Platze, hoch über amphitheatralisch ansteigenden Terrassen, die Eglise Saint-Vincent de Paul, eine Kirche von neuem Datum, die erst 1844 vollendet worden ist und den Ruhm der neuesten pariser Kirche behauptete, bis die Kirchen des Hrn. Haußmann ihr diesen Ruhm raubten. Die Gestalten des Basreliefs oben am Portal, der Heilige selbst mit den barmherzigen Schwestern, der Religion und Mildthätigkeit, mögen nicht wenig erschrocken sein, als in jener Junischlacht, welche ganz Paris vom äußersten Norden bis zu den entlegensten Quartieren jenseit der Seine durchtobte, auch hier am Fuße der Terrassen der hartnäckige Kampf zwischen den Insurgenten und der Garde mobile hin- und herwogte und der Rue Lafayette, die sich mit einem historischen, an zwei Revolutionen erinnernden Namen schmückt, die Bluttaufe ertheilte.

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 2., 801 fg.

Digitized by Google

Weiterhin flankirt die Straße einen der Squares, wie sie Hr. Haußmann mit gütiger Hand aus seinem Blumenkorb ausstreut. Der Square hat seinen Namen von der frühern Straße Montholon und erinnert an jenen General, welcher den ersten Kaiser nach Sanct-Helena begleitete und die Memoiren desselben herausgab. Lafayette und Montholon — das sind zwei große Epochen französischer Geschichte — dort Republik und Julikönigthum, hier erstes und zweites Kaiserreich. Denn auch mit dem zweiten Kaiserreich hatte Montholon Beziehungen, mit dem werdenden, nicht mit dem gewordenen. Als Prinz Napoleon mit dem Kaiseradler in Boulogne landete, nannte er in seiner Proclamation den General Montholon als Chef seines Generalsstabes. Infolge dessen wurde der General von dem Pairshofe verurtheilt und saß längere Zeit im Gefängniß, während der staatsverbrecherische Prinz auf das Schloß Ham in Gewahrsam gebracht worden war. Montholon erinnert an die Leidensstationen des ersten und zweiten Kaiserreichs, an den Gefangenen von Sanct-Helena und den Gefangenen von Ham, an den Cäsar, der vom Throne gestürzt wurde, und an den Cäsar, der auf den Stufen desselben strauchelte, ehe er ihn bestieg.

Weiterhin kreuzt die Rue Lafayette die Rue Cadet, eine sehr galante Straße, da sich hier die Säle des Casino befinden, in denen zwischen den Bildern der berühmten Frauen sich die unberühmten Töchter von Mabille in der Wintersaison hin- und herbewegen, die Rue de Faubourg Montmartre, welche bisher die belebteste Hauptstraße dieses Quartiers war, und dann die Rue Laffitte, welche zu Notre Dame de Lorette führt, der Mutter- und Patronatskirche des frühern pariser Lorettenthums, das sich jetzt gänzlich in einen Cultus der biches und cocottes umgewandelt hat. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Namen; sonst ist der Unterschied zwischen Loretten und Cocotten nicht größer, als der zwischen den Bankiers des Julikönigthums und des second empire, die früher auf die Politik von Guizot und Thiers speculirten, wie jetzt auf die von Drouyn de Lhuys und Rouher. An dem Kreuzungspunkte der Straßen Lafayette und Laffitte befinden wir uns ganz unter der Conjunctur des Bürgerkönigthums; es waren diese beiden Namen, welche mit ihrer Bürgschaft im Hôtel-de-Ville die neue verheißungsvolle Krone deckten.

Schon vom Square Montholon an zeigt die Rue Lafayette die prächtigsten Häuserfronten, elegante Läden und Cafés im Parterre, mit Goldschrift gezierte Balkons in den Stockwerken, breite Trottoirs, bevölkert mit fashionabeln Pflastertretern, Omnibusse, die auf der neuen Linie hinausfahren zu den romantischen Hügeln der Buttes de Chaumont. Wo sie die Rue Taitboult, diese solide Bankiers- und Lorettenstraße, und weiterhin, hinter der stillen Häuserinsel der Cité d'Antin, die Chaussée d'Antin durchbricht, da herrscht noch die vollste Bauthätigkeit, und es ist anzunehmen, daß hier die stattlichsten Paläste aus der Erde wachsen werden, um so mehr, als die hier niedergerissenen Häuser selbst keineswegs an Altersschwäche oder Unschönheit litten, sondern zu den fashionabelsten Wohnhäusern von Paris gehörten. Die Chaussée d'Antin ist eine verhältnißmäßig neue Straße; noch im Jahre 1830 befanden sich hier Gemüsegärten und Wirthshäuser; sie ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Erzeugniß des Julikönigthums und, wie Aubryet im „Paris guide" mit Recht es nennt, im „Stil Ludwig Philipp's" fast durchgängig erbaut, „einem widerwärtig süßlichen Stil, reinlich wie die Kalligraphie, correct wie ein Gemeinplatz", einem Gips- und Pappenstil, der in der Architektur dasselbe ist, was in der Kunsttischlerei die Möbel von Palissanderholz, das Ideal der frühern Bourgeoisie. Uebrigens hat die Mehrzahl dieser Häuser mehrere Höfe, die von stattlichen Gebäuden umgeben sind; der Durchbruch durch solche Häuserviertel, in denen mit allem Comfort des Lebens ausgerüstete Equipagenbesitzer und Comptoirherren wohnen, wird die Expropriationskasse in bedenklichster Weise in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Nach diesem letzten Attentat auf die vornehmste pariser Straße jenseit der Boulevards kommt die Rue Lafayette glücklich bei der Großen Oper an, erfreut sich aber nicht des Vorzugs, ihr in das Angesicht zu sehen, sondern muß sich mit dem Blick auf die hintern architektonischen Protuberanzen und die hochragende Gloriette des Riesengebäudes begnügen, das noch immer nicht so weit vorgeschritten ist, um die Musen aus der Rue Lepelletier in seinen Räumen zu versammeln. Die Académie impériale de la musique ist schon längst das erste Theater der Welt, was die kunstvolle Ausführung der Decorationen, die Promptheit der Maschinerien und Beleuchtungseffecte, den Geschmack und Glanz der Ausstellungen, den feenhaften Reiz der Ballets, den Zauber des Zusammenwirkens der Künste betrifft. Scenische Illusionen von so fesselnder und berauschender Magie werden nirgends erreicht. Wie wird dies erst der Fall in dem Riesenprachtbau der neuen Großen Oper sein, wo ein noch größerer Aufwand scenischer Mittel in noch imposantern Räumlichkeiten sich geltend machen wird!

Die Große Oper ist übrigens in der Phantasie des Hrn. Haußmann eine Art von Riesenspinne, von der nach allen Seiten Fäden ausgehen und die in der Mitte eines ungeheuern Straßennetzes sitzt. Da sind zunächst die kleinen Fäden für das nächste Gewebe: die Rues Meyerbeer, Scribe, Auber, welche mit der Musikalischen Akademie in geistigem Zusammenhange stehen; dann kommen die weltstädtischen Radien, die Rue Lafayette, der Boulevard Haußmann, in welchem sich der stadtgründende Aedile selbst verewigt hat, und jene große Straße, welche die Oper und die Börse, die beiden Herzkammern der offenbar an Herzerweiterung leidenden Weltstadt, miteinander verbinden soll, während eine andere durch das Gewühl von Straßen hindurch, das sich um die Rue Neuve de Saint-Augustin und den Marche de Saint-Honoré hinzieht, eine geradlinige Verbindung mit dem Théâtre français suchen soll. Luft und Licht kann diesen Winkelgassen nicht schaden; nur mußte gleich bei dem Beginn der neuen Straße der sich fortminirende Maulwurf eine der pariser Prachtstraßen annagen, die classisch-schöne Rue de la Paix, und in der That haben sich bereits dicht an den Boulevards die nächsten Prachtgebäude in Schutthaufen verwandelt. Auf der andern Seite an der Börse muß das Théâtre de Vaudeville, in welchem die meisten Stücke des jüngern Alexandre Dumas und Victorien Sardou's das Licht der Welt erblickt hatten, dem Bauplan des Präfecten zum Opfer fallen. Sein Todesurtheil ist bereits gesprochen; aber es ist ihm auch schon eine neue Stelle bereitet an der Ecke der Chaussée d'Antin und des Boulevard des Capucins. Hier ist die Demi-Monde-Bühne dem Demi-Monde-Viertel näher gerückt, und wenn die Phantasie der Autoren dieses Fachs nicht mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist, wie man fast vermuthen sollte, da Victorien Sardou in letzter Zeit gar nichts und Alexandre Dumas nur Vorreden zu seinen Dramen geschrieben hat, so werden ihre künftigen Schöpfungen in dem Schatten der Großen Oper, dieses Vergnügungstempels, der nicht weniger Priesterinnen zählt als die größten Tempel der Astarte, auf einen fruchtbaren Boden fallen.

Während die Große Oper im Mondschein noch wie ein todter Steinhaufen, wie ein kolossales Hünengrab daliegt, ist ein anderer Kunstbau des Hrn. Haußmann bereits dem öffentlichen Gebrauch, d. h. dem frommen Cultus übergeben worden — wir meinen die Eglise de la Trinité, welche sich hochthronend über der Chaussée d'Antin erhebt. Allen Respect vor der Frömmigkeit des Seinepräfecten; doch wir meinen, daß es ihm hier in erster Linie auf eine imposante Schlußdecoration angekommen sei. Und diesen Zweck hat er in der That erreicht — die Eglise de la Trinité gehört zu den glücklichsten Effecten seiner architektonischen Decorationsmalerei und gibt der Chaussée d'Antin, einer sehr profanen Straße, deren Sinn nur auf irdischen Luxus gerichtet ist, einen erhebenden geistlichen Abschluß. Auch das frische Grün fehlt dieser Hinterwand nicht; vor den Terrassen

Digitized by Google

der Kirche rauschen Kastanienbäume, blühen Azalien, sprudeln Cascaden. Die Kirche selbst ist eine große, schmucke, saubere Kirche, im eklektischen Stil Haußmann gebaut, byzantinisch und gothisch und mit muselmanischen Glockenthürmen; und innen ist, hoch über dem Chor, die heilige Dreieinigkeit, der Vater mit langem Bart, der Sohn und der Heilige Geist, mit frischen Farben gemalt; jeder Apostel hat seine Kapelle und seine Nische und steht darin wie ein Soldat im Schilderhause, und jeder hat seinen gemalten Commentar über sich, irgendeine Scene aus seinem Leben und Wirken. Auch die heilige Magdalena fehlt nicht, die Schutzgöttin des prachtvollen Säulentempels, der die Boulevards abschließt; sie kann in diesen Gegenden nicht oft genug der Anbetung der Gläubigen gegenübertreten. Die Kirche ist durchweg correct, symmetrisch; Plastik und Malerei machen den Jüngern der Ecole des beaux Arts alle Ehre, doch sie ist eben eine akademische Kirche, in welcher die Mysterien der Andacht keine Stätte finden; alles so licht und hell wie die neuen Kasernen, die neuen Spitäler; sie hat kein Dämmerlicht, keine lauschigen Winkel für inbrünstige Hingebung an die himmlischen Mächte, für fromme Weltvergessenheit. Eine Kirche muß ehrwürdig und alt aussehen, doch diese sieht aus, als ob sie's nie werden könnte.

Ein anderes Stadtviertel, in welchem eine Bauthätigkeit herrscht, als gälte es, eine neue Stadt an den Ufern des Ohio oder in Californien zu begründen, ist weiter nach Nordosten, nach dem Parc de Monceaux hin gelegen, da, wo der Boulevard Malesherbes nach den äußern Boulevards hin ausläuft. Hier wachsen die neuen Straßen aus der Erde; überall begegnet man dem Haußmann'schen Triumphgespann, den fünf schweren Schimmeln, die mit den persischen Sonnenrossen nur in Betreff der Farbe eine leise anklingende Aehnlichkeit haben und, in langer Leine einzeln vorgespannt, die Karren mit den Bruchsteinen fahren. Noch gibt es da nach allen Seiten der leeren Bauplätze genug, „Terrain à vendre" steht hier überall über den Bretterzäunen zu lesen; hier bedarf es keiner Expropriationen, denn hier ist meistens noch jungfräuliche Erde. Gleichwol ist hier von einem Attentat zu berichten, das zu den grausamsten der neukaiserlichen Baupolitik gehört. Baron Haußmann, der den Parc de Luxembourg trotz aller studentischen Proteste nicht verschonte, hat jetzt auch Hand an den Parc de Monceaux gelegt, dieses kleine Juwel der pariser Parks und Gärten, die einzige Stätte in Paris, wo man sich seinen Träumen hingeben konnte. Im Bois de Boulogne stört die fashionable Welt mit ihrem Corso oder die im Brautschmuck mit dem Hochzeitsgefolge umherspazierenden Brautpaare, im Bois de Vincennes die Artilleristen mit ihren elsasser Accenten und ihrem Liebchen aus der Banlieue, im Tuilerieugarten die schreienden Kinder, die umherspazierenden Pensionsanstalten, die Regimentsmusik. Im Parc de Monceaux wandelt man einsam unter hochragenden Bäumen, unter Cedern und Bananen, Araucarien und Eucalypten, Palmen und Agaven; alle Zonen der Erde rauschen über unsern Häuptern. Rundbeete sind geschmückt mit Blattpflanzen von anmuthigen Farbencontrasten; das schimmert hier purpurn und weiß, dort gelb und blau im Sonnenstrahl. Einst botanisirte hier Jean Jacques Rousseau; da gab es hier keine Kunstgärtnerei, nur Wald- und Wiesenblumen. Hier kann man ungestört an den Sonderling von Montmorency denken, der die thaufeuchten Wald- und Wiesenblumen seiner Phantasie weit durch die Lande streute, bis sie später mit dem blutigen Thau der Revolution besprengt wurden. Nichts ragt hier von der äußern Welt in diese grüne Einsamkeit als der Siegesbogen des ersten Kaiserreichs, der über das reichvergoldete geschmackvolle östliche Gitterthor herüberblickt. Jetzt aber lärmen die Baugewerke um den Park herum; von allen Seiten sehen die Häusergerüste herein, und das Terrain dieses Parks, der durchaus keinen beträchtlichen Umfang hat, wird jetzt zum Theil wie profanes terrain à vendre den Baugelüsten des

Digitized by Google

großen Aedilen preisgegeben. Schade um jeden Fuß breit Erde, welcher dieser stillen lauschigen Poesie entzogen wird!

An Ueberraschungen läßt es der Seinepräfect nicht fehlen, der Fremde, der nach dem Zwischenraume von nur zwei Jahren wieder die Weltstadt besucht, erstaunt über diese veränderten städtischen Coulissen, die sich mit der Geschwindigkeit einer Theatermaschinerie verwandeln.

Ich wollte der Rue Mouffetard einen Besuch abstatten, jener Straße, die in den neufranzösischen Novellen und Dramen eine so hervorragende Rolle spielt, wo die Lumpensammler von Felix Pyat und die Trödler von Auguste Vacquerie ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Wohl besann ich mich, wie diese enge, langgestreckte Straße, die Schwesterstraße der Rue Saint-Jacques, den Berg von Sainte-Geneviève hinaufsteigt, während sie sich nach der andern Seite bis zu den äußern Boulevards von Ivry erstreckt. Auch hat sie ihre Merkwürdigkeit, die „Gobelins", welche an den Ausstellungstagen den Fremdenbesuch in diese entlegene Stadtgegend lenken. Ehe die chemischen Streichhölzer aufkamen, wurden in der Rue Mouffetard vorzugsweise Schwefelhölzer verfertigt, und das Volk, seines Elends spottend, nannte von den Schwefelhölzern (allumettes soufrées) das ganze Viertel, eins der ärmlichsten von Paris, Quartier souffrant.

Doch ein solches Quartier souffrant hat seine Romantik, man sucht den Pauperismus gern in seinem Hauptlager auf, um an die den Einsturz drohenden Häuser und Existenzen die Träume einer schönern Zukunft zu knüpfen.

Diesmal aber hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht und vergessen, daß das neue Kaiserthum und die Romantik nichts miteinander gemein haben, wie denn auch das Haupt der romantischen Schule, Victor Hugo, der eifrigste Gegner Napoleon's, im Exil auf der Insel Guernsey lebt.

Ich hatte eben erst im Jardin des Plantes über die Ehrwürdigkeit historischer Erinnerungen nachgedacht, unter dem Akazienbaum des Kaffeehauses, welcher der älteste in Europa ist: Jean Robin unter dem besten König Heinrich IV. hatte ihn im Jahre 1600 hier zuerst aus Samen gezogen. Und wie ist Europa jetzt mit Akazien übervölkert! Diese würdige Ahnfrau ist sicher vor dem Beil der Seinepräfectur, welche sonst keine historischen Erinnerungen schont! Im Schatten dieser Robinea dachte ich gar nicht an die administrativen Verwüstungen und hoffte, die altersgrauen Häuser der Rue Mouffetard ebenso wiederzufinden wie diese altersgraue Akazie des Jardin des Plantes.

Wie sollte ich enttäuscht werden! Durch die Rue de Buffon und die Rue Censier langte ich ungefähr in der Mitte der Rue Mouffetard an; doch welch ein unerwarteter Anblick bot sich mir dar! Soweit das Auge reichte, eine ungeheure Häuserwüste, ein ganzes Stadtviertel in Trümmern, über welches die Kuppel des Val de Grâce melancholisch hinüberragte; die Hauptstraße mit allen Seitengassen niedergerissen, an ihrer Stelle eine breite Avenue in den ersten schüchternen Anfängen; weiterhin den südlichen Hang hinauf eine unmögliche Passage, versperrt durch Schutthaufen, Karren, Planirungsarbeiten, und einsam wie eine Insel die grauen Gebäude der Gobelins, die einzigen, die nicht der allgemeinen Zerstörung zum Opfer fielen; Luft und Licht hier, wo die engsten Winkelgassen mit den hohen Häusern und den sich neigenden Giebeln den Tag verbauten, in reicher Fülle wie auf den Trümmern von Ninive und Karthago.

Das ist die neue Avenue Mouffetard, die am letzten Kaisertage wie all die andern neuen Straßen und Gebäude, die Errungenschaften des letzten Jahres, illuminirt wurde, obgleich ihr alle Häuser und damit alle Fenster fehlen. Doch wie lange wird es dauern, und dieselben Häuserfronten mit den goldenen Inschriften und den vergoldeten Balkons werden hier wie auf den Boulevards Saint-Michel und Saint-Germain in einförmiger

Digitized by Google

Stattlichkeit aufmarschiren nach dem Exercirreglement des großen Exercirmeisters aus dem Hôtel-de-Ville. Auch die Bièvre, die bisher durch den Botanischen Garten und hinter den Häusern heimlich dahinfloß, wird jetzt mehr zu Ehren kommen und gewiß durch die pittoreske Landschaftsgärtnerei des Hrn. Haußmann an einer oder der andern Stelle zu irgendeinem Wassereffect benutzt werden. Es ist ein culturhistorisches Flüßchen, diese Bièvre, denn hier hatte um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Wollfärber Jean Gobelin seine Wollfärberei angelegt und so an das Wasser der Bièvre die erste industrielle Zumuthung gestellt. Auch ist es ein malerisches Flüßchen, man muß seinen Lauf nur weiter aufwärts in das äußerste Ende des Faubourg Saint-Marcel, in das Thal de la Glacière verfolgen, wo es nach mäandrischen Windungen sich in mehrere Arme theilt und unter hohen Pappeln und Fabrikschornsteinen an den hochgelegenen Häusergruppen von Bicêtre vorüberfließt. Auch nach der andern Seite, vom Boulevard d'Italie gesehen, der nicht mit dem Boulevard des Italiens zu verwechseln ist, bieten die Umgebungen des Baches einen pittoresken Anblik dar, indem die Kuppeln des Val de Grâce und des Panthéon über amphitheatralisch ansteigende Häusermassen emporragen.

Doch wo sind die Arbeiter der Rue Mouffetard, die Kärrner, Wäscher und Lohgerber, die Proletarier der Dachstuben hin? Immer weiter aus der Hauptstadt hinweg wird das Elend verwiesen; aber stirbt es damit aus? Die Miethen auch in den wohlfeilsten dieser neuen Schablonenhäuser sind für den Armen nicht bezahlbar. Schon jetzt wohnt der größte Theil der Arbeiter außerhalb von Paris und kommt täglich in der Morgenfrühe auf den Eisenbahnen zu seinem Tagewerk. Die Lumpensammler freilich werden auch in der Avenue de Mouffetard zum Theil noch aushalten; mancher, der mit der Hacke und Laterne die Gassen und Gossen durchsucht, hat sich ein stattliches Vermögen erworben, es gibt Lumpenkönige mitten in der armen Bevölkerung des Quartiers und nicht blos in den Novellen, in denen sie ihre Töchter an reiche Kaufleute des Faubourg Montmartre verheirathen. Daß solche Vermögen erworben werden können, das hält die Hoffnung vieler Tausende aufrecht, und was wäre die klägliche Existenz ohne einen Hoffnungsschimmer?

Ob die Gebäude der Gobelins, die altersgraue Stätte einer weltberühmten Kunstindustrie, erhalten bleiben, wissen wir nicht; jedenfalls werden sie von dem neuen Staub und der neuen Vergoldung der Gebäude der Avenue seltsam abstechen. Gewiß liegt auf dem Tische des Seinepräfecten bereits die Zeichnung und der Bauriß eines neuen Prunkgebäudes mit stattlicher Façade, korinthischen Säulen, einem Giebelfelde mit einer Gruppe, in welcher die Arbeit mit Spule und Wollfaden nicht fehlt und Frankreich segnend seine Arme über die Kunstwebstühle streckt. In der That sieht das alte Gebäude düster, eckig und winkelig genug aus, um die unheimlichen Ahnungen zu rechtfertigen, die seinen nahen Fall verkünden. Die Ausstellungssäle sind sehr beschränkt, ein Theil der Gobelins mußte zwischen den Fenstern aufgehängt werden, sodaß sie auf das ungünstigste beleuchtet sind. Wohl gibt es einige altersblasse Tapeten darunter. Doch wer nur derartige verblaßte Gobelins gesehen und daraus den Schluß ziehen wollte, daß alle diese Tapeten von so blasser Farbe angekränkelt seien, der würde sehr überrascht sein von der glänzenden, dem Pinsel unerreichbaren Farbenpracht, in welcher die neuen Tapeten schimmern. So sind namentlich die gewebten Bilder des Kaisers und der Kaiserin, nach Originalporträts, die im Schlosse zu Versailles hängen, in eine wahre Farbenglut getaucht; die Arbeiter der Gobelins würde man vergebens in den Dachstuben der Rue Mouffetard suchen; es sind artistes ouvriers, meist in der Anstalt selbst gebildet, auch im Pastell- und Oelmalen geübt, mit einem jährlichen Gehalt von ungefähr 2000 Frs. angestellt, eine Galerie von Künstlerköpfen, von denen in den Arbeitssälen bald der eine, bald der andere hinter dem Webstuhle hervorsieht, Akademiker des Wollkorbes, denn ihre Palette

Digitized by Google

steht neben ihnen in Gestalt eines Korbes, der mit den verschiedenfarbigsten, auf kleine Spulen gewickelten Wollsorten angefüllt ist. Dies Farbenspiel der Wollspulen geht bis in die feinsten Nuancen, und die Kunst des Gobelinarbeiters besteht wesentlich darin, alle die Mitteltinten und Farbenabstufungen der Originale durch die geschickte Wahl und den rechtzeitigen Wechsel der Wollfarben in seine Tapete hineinzugeheimnissen. Die Webstühle in den Arbeitssälen stehen in langer, gerader Linie; der Arbeiter sitzt hinter ihnen zwischen dem Originalbilde und der ausgespannten „Scherung", welche wiederum zwischen ihm und dem Fenster sich befindet. Der vorübergehende Fremde sieht nur die geschäftigen Fäden, die sich in die Kette hineinarbeiten. Es ist dies eine mühsame, langandauernde Arbeit; nur 10 Quadratzoll ungefähr werden täglich ausgeführt; dieselbe Geduld, deren der Grabstichel bedarf, ist für diese Kunstindustrie unerlaßlich. Große Gemälde brauchen mehrere Jahre zu ihrer Wiedergeburt in „Tapeten"; sie werden aus ihren Theilen auf den einzelnen Webstühlen zusammengestückelt mit der Nadel; es gibt ein besonderes Atelier für das Anstücken wie auch für die Wollfärberei.

Lumpen und Gobelins, das war die Rue Mouffetard; Lumpen und Gobelins, das wird auch die Avenue Mouffetard sein. Früher oder später, sei es nach Jahrhunderten, zerfressen die Würmer die prunkende Arbeit der künstlerischen Tapetenweber; sie geräth in die Bude des Trödlers und dann in die Dachstube des Lumpenverkäufers. Gegen diesen industriellen Stoffwechsel, der zuletzt in den elementarischen übergeht, vermag die glänzendste Avenue des Barons Haußmann keinen Schutz zu gewähren.

Wer die Rue Lafayette in ihrer ganzen Länge durchfährt und sich dann von dem holperigen Straßenpflaster einiger mit Blusen bevölkerter Winkelgassen nicht abschrecken läßt, der steht plötzlich vor einer neuen Schöpfung des Seinepräfecten, die erst seit der vorjährigen Industrieausstellung vollendet ist und uns von seiner bergeversetzenden Allmacht einen ehrfurchteinflößenden Begriff gibt, denn in der That, wie er gebeut, so steht es da.

Viele Herrlichkeiten besaß Paris; doch trotz der Hügel, auf denen sich das Pantheon und der Arc de l'Etoile erheben, fehlte ihm eine Bergpartie, eine kleine Schweiz mit Felsen und Seen. Der Präfect erwog im stillen Gemach, daß Paris seine Schweiz haben müsse, und diese pariser Schweiz, es sind die Buttes de Chaumont, das neueste Wunderwerk der Weltstadt.

Abgesehen von dieser malerischen Bedeutung haben sie auch eine sociale; sie sind der Blusenpark von Paris. Für die Arbeiter der Vorstädte Saint-Denis, Saint-Martin, du Temple, für das Proletariat von Belleville, Lavalette und Lachapelle ist der Bois de Boulogne nicht geschaffen, überdies eine kleine Tagereise entfernt; auch sie sollen Luft, Licht, Bäume und Blumen haben und die Freiheit, die auf den Bergen wohnt. In diesem Gedanken durchdrangen sich die neukaiserliche Politik und die echte Humanität; die Buttes de Chaumont spielen zwar in den Fortificationen von Paris keine Rolle; aber doch sind sie ein Fort des Kaiserthums, eine Hauptschanze seiner Befestigungen, stärker als das Fort von Vincennes und der Mont Valérien.

Die Buttes de Chaumont werden kaum gern von ihren Antecedentien sprechen hören, wie alle feinen Leute, die eine anrüchige Vergangenheit hinter sich haben; denn diese unterminirten Gipsfelsen waren ein Hauptsitz des pariser Vagabundenthums, ein Asyl für die heimatlose Bevölkerung der Stadt, eine Art von pariser Abruzzen, in denen sich die Strolche und Räuber versammelten, und welche häufige Razzias der Polizei ebenso nöthig machten wie die berliner Hasenheide. Und Haußmann berief zu sich die Männer der Polizei, welche ihm Bericht erstatteten über das unheimliche Treiben in jener Ge-

Digitized by Google

gend, über die gänzliche Unbrauchbarkeit dieser kahlen Höhen zur Anlage von industriellen Etablissements, da der unterminirte Boden keinen soliden Unterbau verstattete, über die Unmöglichkeit, hier Boulevards und Avenuen anzulegen, über die Hemmung des Verkehrs zwischen Belleville und Lavalette, über die Unerträglichkeit einer solchen Felsenwüste in der Nähe der Hauptstadt und zwischen den annectirten Städten der Banlieue. Und wiederum rief Haußmann zu sich die Gelehrten des Hôtel-de-Ville, die ihn über die pariser Geologie unterrichteten, wie sie sich an den Buttes de Chaumont mit besonderm Nutzen studiren läßt. Die Grobkalkformation des pariser Beckens liefert bekanntlich die Bausteine, die für die Neubauten in ungeheuerm Maße erforderlich sind; man brach sie an unterirdischen Bruchstätten und unterminirte so die benachbarten Höhen, auch die Buttes de Chaumont in bedenklicher Weise; über dem Grobkalk folgen Schichten von pariser Gips und die verschiedensten Mergel- und Thonlager.

So unterrichtet ging Haußmann an sein Riesenwerk, diese Vagabundenherberge in einen Blusenpark, diese Naturwüstenei in künstlerische Anlagen zu verwandeln. Ungefähr 27 Hektaren Landes galt es umzugestalten, den unfruchtbaren Boden fortzuschaffen, steile Abhänge zu sanften Thälern auszuhöhlen, mit Pulver Felsblöcke zu sprengen, dem See ein Bett zu graben. Tausend Arbeiter waren beständig thätig; 100 Pferde schleppten 200000 Kubikmeter fruchtbare Erde aus Belleville, Menilmontant, Lavalette herbei. Nach authentischen Angaben waren 1200 Meter Schienenwege und 400 Waggons erforderlich, um das Material zu diesen Arbeiten herbeizuschaffen. Alle die macadamisirten Wege zusammen haben eine Länge von ungefähr 4700 Meter und erforderten 5940 Meter Kiesel und 1000 Meter Sand. Sechs Thore: Puebla, Tessardt, d'Allemagne, de Crimée, de Lavalette, de Belleville, führen in den neuen Blusenpark und zierliche Wachthäuser von Stein, Holz und Ziegel stehen den Eingängen gegenüber. Der ganze Park ist von einem Gitter umgeben.

Ein Romeo des Faubourg Saint-Martin, der früher mit seiner Julie hier auf den öden Felsen herumklettern mußte, führt sie jetzt, vorbei an wohlgeordneten Blumenbeeten und Gesträuchgruppen, auf einen der drei Hauptgipfel des Parks, setzt sich mit ihr auf die Bank der grünen Rondels und zeigt ihr das im Duft der Ferne erscheinende Paris, oder das freundliche Belleville, dessen zweithürmige Kirche so idyllisch wie die eines deutschen Marktfleckens über die Häusergruppen hervorragt. In gerader Linie erhebt sich der Montmartre mit seinen Windmühlen und den zum schlachtberühmten Gipfel heranklet-ternden Häuserterrassen, links von ihm die nördlichen Faubourgs mit ihren Bahnhöfen. Will aber der Romeo in der Bluse noch mehr Romantik genießen, so wandelt er mit seiner Julie zu dem mit den Cedern des Himalaja bepflanzten Hügel, an die rauschenden Bäche, um welche sich lauter Alpenpflanzen angesiedelt haben, zu den unter der Felsenbrücke schäumenden Wassern oder in die mit Farnkräutern und Rebenlaub bekleideten Grotten, die an die Stelle der frühern Steinbrüche getreten sind. Baron Haußmann hat für alles gesorgt — es sind keine gewöhnlichen Grotten, wie sie die italienischen Abällinos und Rinaldos als Herberge haben; es sind naturhistorischmerkwürdige Grotten wie die Baumannshöhle, von deren Wölbung riesige Tropfsteingebilde herabhängen, und die Wasser ergießen sich schäumend durch die Grotte wie die Wasser des Anio durch die Neptunsgrotte des altberühmten Tibur. Und noch ein Motiv hat Haußmann bei seiner Decorationsmalerei den malerischen Schönheiten Tivolis entlehnt. Mitten im See befindet sich eine Felseninsel von jähem Absturz der Felsenwände; ein riesiger Felsenkegel daneben hält gleichsam Wache bei dem anscheinend unnahbaren, aber doch durch eine der bequemsten Haußmann'schen Brücken mit dem Festlande verbundenen Eilande. Hoch auf dem Gipfel desselben erhebt sich nun ein Tempelchen, das uns wie ein alter Bekannter

Digitized by Google

gemahnt. Es ist in der That der niedliche Sibyllentempel von Tivoli, der das Wunderwerk des Seinepräfecten mit antiker Glorie krönt.

Nicht blos panem et circenses, auch Natur, Landschaft, Romantik wird den Proletariern von dem zweiten Kaiserreich verabfolgt.

Was würde man in London zu einem Lord-Mayor sagen, der die Oxfordstraße gerade biegen oder zwischen ihr und dem Strand eine Avenue durchbrechen wollte? Zwar auch in London liegt ein nicht unbeträchtlicher Stadttheil im Herzen der Stadt in Trümmern, indem man über das Holbornflüßchen und das unbequeme Thal, welches dasselbe bildet, einen großartigen Viaduct baut. Doch das ist eben ein Ausnahmebau. Ein Präfect Haußmann wäre im Mansionhouse eine Unmöglichkeit, und eine systematische Neugestaltung, deren die Hauptstadttheile Londons nicht minder bedürftig sind wie Paris, würde scheitern an dem stolzen Worte britischer Freiheit: „My house is my castle."

Japan im letzten Jahrzehnt.

Von Richard Andree.

Zweiter Artikel.

1) Japanische Gesandtschaft in Europa. Ermordung Richardson's. Bombardement von Kagosima. Streit mit dem Fürsten Nagato und Forcirung der Straße van der Capellen.

Der gespannte Zustand, unter welchem der Handel dauernd litt, war nachgerade den Japanern wie Fremden unerträglich geworden, wenn auch bei den erstern eine große Partei dahin strebte, die Verhältnisse noch verwickelter zu gestalten. Die Dinge waren so weit gediehen, daß man einander gar nicht mehr verstand, und die japanische Regierung dachte ernstlich daran, eine Gesandtschaft nach Europa zu senden, die dort an Ort und Stelle die vielen Unannehmlichkeiten aus dem Wege räumen sollte. England sollte die Gesandten kostenfrei nach Europa führen und Frankreich für die unentgeltliche Rückfahrt sorgen. Nach vielen Vorbereitungen waren dann die außerordentlichen Gesandten bereit am 20. Jan. 1862 an Bord der englischen Dampffregatte Odin, Commodore Hay, sich einzuschiffen. Damit geschah wieder ein ungeheurer Schritt; in Amerika war freilich bereits 1860 eine Gesandtschaft gewesen, aber noch nie war eine solche Ambassade nach Europa gegangen, und der Zug, welchen jene Gesandten unternahmen, machte in ihrem Vaterlande mindestens das gleiche Aufsehen, wie in Europa weiland die Sendung Marco Polo's nach Asien. Erster Gesandter war Takeno-motsi-Schemodsi-no-Kami, dem als Begleiter Mats-Daira-Iwami-no-Kami beigegeben war, während Kiogok-Noto-no-Kami den Titel „dritter Gesandter" empfing. In der That war er jedoch Controleur (Ometske) der beiden andern; da dieses Amt jedoch in Europa fälschlich als Spionenamt angesehen wurde, so beschloß die japanische Regierung ihm den neuen Titel beizulegen. Als Mentor begleitete die Herren der englische Gesandtschaftsattaché Macdonald; auch wurde ein Gefolge von 32 Secretären, Aerzten, Köchen und Bedienten für nothwendig erachtet, die nebst zahlreichen Badewannen, ohne die der Japaner nicht existiren kann, großen Fässern voll Reis, Soja, getrocknetem Fisch u. s. w. das Kriegsschiff füllten und ihm ein ganz fremdartiges Ansehen gaben. An den Höfen von England, Frankreich, Holland wurden die Fremdlinge mit allen Ehren überhäuft und auch in Berlin wurde die Gesandtschaft vom Könige Wilhelm in feierlicher Audienz empfangen. Der eigentliche Zweck dieser Gesandtschaft war freilich nicht allein die Erweisung einer internationalen Courtoisie,

Digitized by Google

durch Erwiederung der in Jedo empfangenen Besuche, man wollte womöglich eine Vertagung oder Einschränkung in Bezug auf die den Fremden eingeräumten Rechte erwirken, weil die Ruhe des Reichs angeblich durch die Anwesenheit der Europäer bedroht sei. Im allgemeinen wurde es selbstverständlich abgelehnt, das einmal so mühsam errungene Feld wieder zu verlassen, nur bezüglich der Eröffnung der Häfen Ohosaka und Hiogo machte man Concessionen und gestand zu, daß dieselben bis zum 1. Jan. 1868 verschlossen bleiben sollten. Im Januar 1863 waren die Gesandten wieder in ihrer Heimat; in Europa hatte man geglaubt, sie würden dort schwer bestraft werden; allein das Gegentheil war der Fall und die Regierung zeigte sich vielmehr mit den Leistungen derselben sehr zufrieden.

Wie sehr wenig aber die Japaner daran dachten, die Verträge redlich einzuhalten, selbst während ihre Gesandten sich in Europa befanden, erkennt man aus den neuen Mordthaten, von denen wir nun zu berichten haben. Sir Rutherford Alcock war mit Urlaub nach Europa gegangen. Unterdessen führte Colonel Neale die diplomatischen Geschäfte für England, und wahrlich, dieser Stellvertreter sollte derart mit unangenehmen Vorfällen überhäuft werden wie kaum der wirkliche Gesandte. Im Juli 1862 fand ein abermaliger Ueberfall des Gesandtschaftshotels statt, wobei ein Corporal und ein Marinesoldat von der europäischen Wache ermordet wurden. Neue Unterhandlungen und Forderungen, neue Entschuldigungen von seiten der Japaner und Erfolglosigkeit. Kaum war diese Angelegenheit ein wenig vertuscht, als abermals ein Mord stattfand, der diesmal zum wirklichen Kampfe führte und deshalb etwas ausführlicher besprochen werden muß.

Der Pflegevater des regierenden Fürsten von Satsuma, Schimadzu-Saboro, war mit einer außerordentlichen Gesandtschaft vom Sjogun an den Hof des Mikado betraut worden. Diese Sendungen werden in Japan hoch in Ehren gehalten und der Gesandte muß namentlich vor dem Mikado im „Zustande der Reinheit" erscheinen. Es scheint, daß das Begegnen von Misgeburten, Krüppeln u. dgl. unrein macht, und hierzu rechnete Schimadzu auch die Europäer. Die Regierung des Sjoguns, welche diese Gefühle Schimadzu's und die Raufluft der Soldaten Satsuma's kannte, gab den europäischen Gesandten Kenntniß von dieser Processiou, denn als solche wurde der Zug Schimadzu's angesehen, und bat zugleich, daß an diesem einen Tage die Europäer von dem ihnen zustehenden Rechte, den Tokaido besuchen zu dürfen, abstehen möchten. Die Antwort lautete: hierauf könne man nicht eingehen, da man kein Ende von derlei Beschränkungen absehe. Doch warnte man die Fremden Jokohamas, an jenem Tage auf der Hut zu sein. Trotzdem beschloß ein junger übermüthiger Engländer, Lenox Richardson, mit zwei Freunden und einer Dame, Mrs. Borrodaile, an jenem Tage, den 24. Sept. 1862, einen Spazierritt auf dem Tokaido zu machen. Bald darauf begegnete man dem Zuge Schimadzu's, und obgleich die Vorläufer den Fremden winkten, in einen Seitenpfad einzulenken, wollten diese nicht von ihrem Rechte ablassen und ritten mitten in den geheiligten Zug hinein bis zu der Sänfte, in welcher Schimadzu saß. Dieser schaute, als er eine Stockung im Zuge gewahrte, hinaus und gab den Befehl, „die Engländer niederzuhauen". Sofort hieben die Soldaten auf jene ein; Richardson fiel unter ihren Streichen, die zwei andern Männer wurden verwundet, entkamen aber sammt Mrs. Borrodaile durch die Schnelligkeit ihrer Pferde. Jedenfalls war hier ein großer Theil der Schuld auf seiten des übermüthigen Engländers, der eine geheiligte Processiou durch sein Dazwischenreiten störte. Earl Russell dachte darüber jedoch anders.

Der englische Gesandte that die gewöhnlichen Schritte bei der Regierung des Sjoguns, welche in eine üble Lage gerieth; denn diesmal konnte sie sich nicht damit entschuldigen, der Mörder sei ihr unbekannt. Satsuma aber, gegen dessen Pflegevater die Klage gerichtet war, hatte 60000 vorzüglich bewaffnete Soldaten in Jedo. Colonel Neale mußte

Digitized by Google

daher erst auf Befehle aus England warten, die im März 1863 auch anlangten. Das Maß war voll und Großbritanniens Geduld zu Ende. Folgendes waren die harten Bedingungen: 1) Die japanische Regierung solle in der besten Form Genugthuung geben und Abbitte leisten; 2) sie habe 100000 Pfd. St. Strafgeld zu zahlen. Was den Fürsten Satsuma angehe, so müsse dieser 1) die Mörder augenblicklich in Gegenwart englischer Offiziere hinrichten lassen und 2) solle er 25000 Pfd. St. an die Familie Richardson's bezahlen. Falls er jedoch sich weigere, solle man ihn mit Gewalt zwingen. Aber welches Verlangen wurde hier gestellt, der Fürst sollte seinen eigenen Pflegevater hinrichten lassen! So sehr auch das active Vorgehen Englands gegen Japan endlich zu billigen war, so wenig war dasselbe in einem mindestens zweifelhaften Falle, wie gerade die Affaire Richardson war, gutzuheißen.

Am 24. Juni 1863 berichtete Colonel Neale, daß er die 100000 Pfd. St. und bald darauf auch die Abbitte von seiten der japanischen Regierung empfangen habe. Letztere, ohne Namensunterschrift ertheilt, lautet in der Uebersetzung: „Der japanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Lieutenant-Colonel Neale. Wir treten zu Ihnen in schriftlichen Verkehr. Im verflossenen Jahre wurde an der britischen Gesandtschaft eine schlechte und mörderische Handlung begangen. Außerdem wurde ein britischer Unterthan auf dem Tokaido ermordet. Diese unglückseligen Vorfälle waren für uns im hohen Grade betrübend. Darum hoffen wir, daß keine Ereignisse mehr vorkommen, welche das gute Einverständniß zwischen den beiden Reichen trüben könnten. Es ist unser Wunsch, Sie hiervon zu überzeugen. Ehrerbietige und unterthänige Mittheilung."

Hatte so die Regierung des Sjoguns, da sie Ernst sah, schleunig nachgegeben, so dachte Fürst Satsuma anders. Er erklärte den Engländern einfach, wenn sie etwas von ihm wollten, möchten sie sich gefälligst nach seiner Hauptstadt Kagosima bemühen, dort würde er ihnen Rede und Antwort stehen. Kagosima, eine Stadt von 500000 Einwohnern, liegt an einer herrlichen Bai im Süden der Insel Kiu-siu und ist von mächtigen, gutangelegten Batterien geschützt, die mit Achtzig- und Hundertfunfzigpfündern armirt sind. Dorthin begab sich die englische Flotte unter dem Admiral Kuper. Sie bestand aus dem Euryalus (Flaggenschiff), dem Pearl, Perseus, Argus, Coquette, Racehorse und Havoc. Fast alle Mitglieder der sehr zahlreichen britischen Gesandtschaft waren auf den Schiffen vertheilt, um als Dolmetscher zu dienen. Als die Flotte am 11. Aug. 1863 in die Bai einlief, kamen ihr sofort Beamte des Fürsten entgegen, welche das an jenen gestellte Ultimatum entgegennahmen. Zwei Tage darauf erschien ein außerordentlicher Bevollmächtigter an Bord des Flaggenschiffes, welcher eine Antwort überbrachte, in der Fürst Satsuma durch den Wortlaut der Gesetze klar und deutlich auseinandersetzte, daß jeder officiell reisende Daimio das Recht besitze, alle Fremden, die ihm begegneten, zu tödten, und dieses habe der Sjogun in den Verträgen mit den Fremden bemerken müssen. Sei dieses nicht der Fall gewesen, so trage der Sjogun alle Schuld, an ihn möge man sich nur wenden; sein Pflegevater Schimadzu jedoch habe im guten Glauben und Recht gehandelt.

Colonel Neale, der mit seiner Flotte solchergestalt wieder auf den diplomatischen Weg gewiesen werden sollte, beschloß, sich an dieses Schreiben, das den Rechtsstandpunkt unbedingt für sich hatte, nicht zu kehren, sondern Gewalt zu gebrauchen. Admiral Kuper beschloß nun, zunächst drei schöne, dem Fürsten Satsuma gehörige und in England gebaute Dampfer, die im Hafen lagen, als Unterpfand für die angesprochene Entschädigungssumme von 25000 Pfd. St. in Besitz zu nehmen. Hierbei machte er jedoch die Rechnung ohne den Wirth, denn als die Satsumaer die Absicht der Engländer bemerkten, öffneten sie sofort die Batterien und begannen ein wohlgezieltes Feuer, sodaß den Engländern nichts übrigblieb, als die drei Dampfer in Brand zu schießen. Dann begann das

Digitized by Google

Bombardement der Stadt und der Batterien, das mit gutem Erfolge fortgesetzt, aber gegen Abend abgebrochen werden mußte, weil ein furchtbarer Sturm die englische Flotte ans Land zu treiben drohte. Kuper zog sich nun zurück, am Ufer aber erhoben die Satsumaer ein Freudengeschrei, wenngleich ihre Stadt beträchtlich gelitten hatte. Auch die englische Flotte beklagte viele Todte und unter den Verwundeten befanden sich zwei Kapitäne, Josling und Willmot.

Auf diplomatischem Wege gelang es später doch noch, die 25000 Pfd. St. Entschädigung vom Fürsten Satsuma zu erlangen. Dieser selbst, ein aufgeklärter, den Wissenschaften holder Mann, ließ die Engländer ihr Benehmen nicht entgelten; im Gegentheil, er sandte 20 junge Leute nach England, wo sie im Schiffsbau und verschiedenen andern Wissenschaften Unterricht erhielten. Diese Herren ließen dort auch die materiellen Interessen ihres Fürsten nicht aus den Augen und machten in England Bestellungen auf gezogene Geschütze, Hinterlader, Zündhütchenmaschinen und Pulvermühlen; denn Satsuma wird die Absicht untergeschoben, daß er sich völlig unabhängig und zum Herrn der ganzen Insel Kiu-siu machen wolle. Jedenfalls ist er der mächtigste Fürst des Landes, ein Mann voll Verständniß für europäische Angelegenheiten und der einzige seines Standes, der die pariser Ausstellung vom Jahre 1867 beschickte.

Fast zu derselben Zeit, als die Streitigkeiten mit dem Fürsten von Satsuma im vollsten Zuge waren, traten auch ernste Verwickelungen mit dem Daimio von Nagato ein, die zu einem neuen kriegerischen Vorgehen der Vertragsmächte führten. Am 9. Juli 1863 sollte der niederländische Gesandte de Graeff van Polsbroek auf der Fregatte Medusa von Nagasaki nach Jokohama zurückkehren, um dort wichtige Unterhandlungen zu führen, die seine schnelle Ankunft im letzten Orte erheischten. Um den Weg möglichst abzukürzen, beschloß der Kapitän de Casembroot, sein Schiff nicht wie gewöhnlich um die ganze Insel Kiu-siu herumzuführen, sondern die kürzere Route durch die japanische Binnensee, welche zwischen den Inseln Nippon und Sikok sich hinerstreckt, zu wählen. Kurz nachdem die Medusa ausgelaufen, traf sie unterwegs den französischen Dampfaviso Kien-chan, dessen Commandant, Lafond, dem Kapitän der Medusa die befremdende Nachricht mittheilte, daß sein Schiff beim Passiren der Straße von Simonoseki verrätherischerweise aus den dortigen Strandbatterien beschossen worden sei und sich nur durch Schnelligkeit habe retten können. Trotz des Auffallenden dieser Nachricht beschlossen die Holländer dennoch denselben Weg einzuschlagen, damit ihnen ein Umkehren nicht als Feigheit seitens der Japaner, mit denen sie außerdem in Frieden lebten, gedeutet werden könne.

Simonoseki ist eine sehr schön an der Straße van der Capellen auf Nippon gelegene Stadt von ungefähr 40000 Einwohnern, welche ihrer günstigen Handelslage wegen sich eines großen Wohlstandes erfreut und dem Landesherrn von Nagato oder Tsjo-so gehört. Dieser mußte sich den Niederländern besonders verpflichtet fühlen, da mehrere seiner Offiziere in Nagasaki von holländischen Marinelieutenants in der Artilleriewissenschaft theoretisch und praktisch unterrichtet worden waren. Daß die solchergestalt erlangten Kenntnisse einst verrätherisch wider die niederländische Flagge verwendet werden sollten, davon hatten die Holländer natürlich nicht die leiseste Ahnung. Am 10. Juli dampfte die Medusa in die Straße van der Capellen. Beim Passiren der kleinen Insel Himé fielen zwei Kanonenschüsse, welche wol als Zeichen für die Batterien in Simonoseki galten, daß ein fremdes Kriegsschiff nahe, und sofort gab der Kapitän Befehl, alles zum Gefechte klar zu machen. Diese Vorsicht war keineswegs unnöthig, denn als die Medusa sich der Stadt näherte, begannen sofort zwei dort liegende europäische Kriegsfahrzeuge, die dem Fürsten von Nagato gehörten, und bald darauf auch sieben zum Theil sehr schwer armirte Batterien ein wohlgezieltes Feuer auf die Medusa. Obgleich letztere durch

Digitized by Google

den starken Gegenstrom am schnellen Fahren behindert war, nahm sie erfolgreich den Kampf mit der überlegenen Macht auf und forcirte nach anderthalbstündigem Feuer glücklich die Straße. Freilich hatte sie 17 Kugeln im Rumpfe sitzen und außerdem noch 4 Todte und 7 Verwundete, aber das tapfere Vorgehen des Schiffs machte auf die Japaner einen tiefen Eindruck. Keineswegs konnte aber der fremdenfeindliche Fürst von Nagato, welcher persönlich seine Batterien commandirte, sich diesen Ueberfall zur Ehre anrechnen.

Natürlich machte dieser Vorfall, als die Medusa am 17. Juli vor Jokohama Anker warf, bei der dortigen europäischen Colonie großes Aufsehen und alle Gesandten beeilten sich, den tapfern Kapitän zu beglückwünschen. Als Ursache, warum der Fürst Nagato die europäischen Schiffe angreifen ließ, wird angegeben, daß er die japanische Binnensee oder Suwo-nada als geschlossen für die fremde Schiffahrt betrachtet habe; da aber die Regierung des Sjoguns den europäischen Fahrzeugen stets Lootsen auf ihrer Reise durch die Suwo-nada mitgab, so dürfte dieser Grund kaum als stichhaltig zu betrachten sein. Aufs neue erbittert wurden die Gemüther, als am 15. Juli auch die nordamerikanische Dampfcorvette Wyooming an derselben Stelle beschossen wurde, wobei sie mehrere Todte und Verwundete verlor.

Frankreich, das zuerst beleidigt war, ging auch zuerst selbständig gegen den Fürsten von Nagato vor. Der Viceadmiral Juarès bombardirte bereits am 24. Juli 1863 mit den Fregatten Semiramis und Tancred die Stadt, zog sich aber, ohne großen Schaden angerichtet zu haben, bald wieder zurück, da ein gemeinsames Vorgehen aller Vertragsmächte gegen Simonoseki beschlossen wurde. So sehr nun auch der englische Gesandte in Japan, Sir Rutherford Alcock, auf eine Betheiligung Englands an der Züchtigung Nagato's drang, so hielt doch Earl Russell, an den darüber berichtet war, ein actives Vorgehen Englands für durchaus unnöthig und berief Sir Rutherford Alcock sogar aus Japan ab. Allein diese Abberufung kam zu spät, da auf Veranlassung des Gesandten bereits entscheidende Schritte geschehen waren.

Schon am 3. Sept. 1864 versammelte sich unter dem Oberbefehl des englischen Viceadmirals Kuper ein vereinigtes Geschwader bei der Insel Himé, um gegen Simonoseki vorzugehen. Dasselbe bestand aus den englischen Schiffen Euryalus, Conqueror, Tartar, Barossa, Perseus, Coquette, Leopard, Argus und Bouncer; aus der niederländischen Escadre unter dem Kapitän zur See de Man mit den Fahrzeugen Metalen Kruis, Djambi, Amsterdam und Medusa; aus den französischen Schiffen Semiramis, Dupleix und Tancred unter dem Commando des Viceadmirals Juarès; endlich aus dem nordamerikanischen Dampfer Takiang. Nachdem die Aufstellung erfolgt war, begann am 5. Sept. die Beschießung der japanischen Batterien, welche das Feuer lebhaft erwiderten, nach zwei Stunden jedoch zum Schweigen gebracht wurden. Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe Schauspiel; nachdem die japanischen Batterien abermals den kürzern gezogen, landeten die Marinesoldaten und stürmten nach kurzer, aber tapferer Gegenwehr die Schanzen, worauf die eroberten Geschütze vernagelt wurden. Jetzt erst erbot sich der Fürst von Nagato Genugthuung zu leisten, indem er angab, er habe auf Befehl des Mikados und Sjoguns gehandelt, was sich indessen als eine Unwahrheit erwies.

Im ganzen waren 75 Geschütze erobert worden, wogegen das vereinigte Geschwader 12 Mann an Todten und 33 Verwundete verlor. Nagato mußte die Batterien schleifen lassen, einige Millionen Kriegskosten bezahlen und sich verpflichten, die Straße von der Capellen für alle Zeiten der freien Schiffahrt anheimzugeben. Dieses war jedoch nur der geringere Erfolg des kräftigen Vorgehens der Europäer. Vor allem hatte die japanische Regierung gesehen, daß die Vertragsmächte nicht gewillt seien, sich länger plagen, mystificiren und beleidigen zu lassen, und auch die eigenmächtigen Daimios, welche sich

Digitized by Google

nicht an die vom Sjogun abgeschlossenen Verträge gebunden glaubten, erhielten durch die Züchtigung ihres Collegen Nagato eine Lehre, den der Sjogun außerdem noch aller seiner Aemter zu entsetzen versuchte, was jedoch nicht ohne Bewilligung des Mikados geschehen konnte.

2) Stotsi-baschi wird Sjogun. Ratification der Verträge durch den Mikado. Tarifermäßigungen. Tod des Mikados Nori-Fito.

Die Diplomatie beschloß, den Eindruck, welchen ihr Vorgehen gegen Nagato hervorgebracht, gehörig auszunutzen und zum ersten male die Ratification der mit dem Sjogun abgeschlossenen Verträge auch vom geistlichen Erbkaiser, dem Mikado, zu verlangen. Die Gesandten von England, Frankreich, Holland und Nordamerika begaben sich daher nach der Hafenstadt Ohosaka, um von dort aus mit dem in Kioto weilenden Mikado direct zu unterhandeln. Nicht lange dauerte ihr Aufenthalt daselbst und sie erhielten die Meldung, „der Mikado habe die Tractate gutgeheißen".

Wir müssen uns erinnern, daß nach den alten Grundgesetzen alle Verträge in den Augen der Japaner ungesetzlich erschienen, solange der Mikado sie nicht bestätigt hatte. War nun diese Bestätigung wirklich erfolgt oder hatte man die Gesandten wieder einmal hintergangen? Ganz klar ist man darüber bisjetzt nicht geworden, und namentlich erscheint seit den Vorgängen im Jahre 1868 diese angebliche Ratification sehr zweifelhaft. Die Vertreter der Vertragsmächte beabsichtigten, nachdem sie einmal in Ohosaka waren, selbst nach dem nahen Kioto aufzubrechen und dort mit dem geheiligten Mikado persönlich zu verhandeln. Allein das war so sehr gegen das Herkommen, daß von einer Audienz damals noch gar keine Rede sein konnte, und der Sjogun beeilte sich selbst, die Vermittelung zu übernehmen.

Die Mittheilung, daß die Verträge mit den fremden Mächten vom Mikado gutgeheißen seien, empfingen die zu Ohosaka weilenden Gesandten durch den Bevollmächtigten des Sjoguns, und, nun einmal im Verlangen begriffen, beschlossen sie noch, auf Tariferleichterungen zu dringen, die auch zugestanden wurden. Das Nähere über diese höchst wichtigen, sowol für die Handelsbeziehungen als die innere und äußere Politik Japans folgenschweren Aenderungen geben wir hier, abweichend von englischen Berichten, nach der Darstellung Dr. Pompe's.

Der englische Gesandte Sir Rutherford Alcock war abberufen und durch Sir Harry Parkes ersetzt worden; Frankreich war durch Léon Roches vertreten und an Stelle des thätigen Townsend Harris fungirte Portman als nordamerikanischer Geschäftsträger, während Holland nach wie vor durch Graeff van Polsbroek repräsentirt war. Im October 1866 begaben sich diese Gesandten, begleitet von ihren Geschwadern, nach Ohosaka, von wo sie erst Ende November wieder nach Jokohama zurückkehrten. Jedenfalls herrschte unter ihnen Einigkeit, und die Punkte, deren Durchsetzung sie verlangten, waren folgende: Ratification der Verträge durch den Mikado, Eröffnung des Hafens von Hiogo, Herabsetzung der Tarife für ein- und ausgehende Waaren.

Der Sjogun war damals gerade wieder in Kioto beim Mikado und erwartete dort dessen Befehl für die Absetzung des Fürsten von Nagato. Einige Tage nach der Ankunft der europäischen und amerikanischen Schiffe auf der Rhede von Hiogo, das nur einige Meilen von Ohosaka entfernt liegt, erschienen daselbst die Mitglieder des Gorodiu (Reichsraths), um mit den fremden Gesandten zu unterhandeln. Mit Ernst und Würde drangen diese auf die Ratification der Tractate und stellten dann ein Ultimatum von zehn Tagen, binnen welchen die Sanction des Mikados erfolgt sein müsse. In Kioto selbst stritten unterdessen die verschiedenen Parteien auf das grimmigste miteinander; viele Daimios waren eingetroffen, um den Mikado vor jeder Ratification zu warnen, ja die berüchtigten Lonins

Digitized by Google

trieben sich haufenweise umher, mit der offenkundigen Absicht, sowol den Mikado wie den Sjogun zu ermorden, falls die Verträge die höchste gesetzliche Sanction erhielten. Ohosaka wie Kioto und die übrigen benachbarten Städte befanden sich im förmlichen Aufruhr.

Da trat in derselben Zeit (Herbst 1866) ein neues, wichtiges Ereigniß ein, welches dem Laufe der Dinge vorderhand eine andere Richtung gab. Der junge Sjogun, Minamoto Oje-motsi, der erst 1858 zur Regierung gelangt war, starb plötzlich, ohne Kinder zu hinterlassen, und abermals war das Reich den Unruhen ausgesetzt, welche die natürlichen Folgen der Wahlordnung sind. Zwei Candidaten bewarben sich bei der Wahlkörperschaft (dem Kokusi) um den ledigen Thron, der Fürst Owari und der Prinz Stotsi-baschi, ein Sohn des alten conservativen Fürsten Mito, der einst der Hauptanstifter der gegen die Fremden gerichteten Mordthaten gewesen war. Schon einmal, von 1787—1838, hatte 51 Jahre lang ein Fürst aus dem Hause Stotsi-baschi als weltlicher Regent über Japan geherrscht, und jetzt glückte es seinem Enkel, die Stimmenmehrheit der Kokusi zu gewinnen und Owari auszustechen. Owari, ein südlicher Daimio, war also gegen den nördlichen, Stotsi-baschi, unterlegen, und hiermit war der Parteileidenschaft neue Nahrung gegeben. Owari gehörte fortan zu denjenigen Landesfürsten, welche alles daransetzten, die alte Macht des Mikados wiederherzustellen, um sie im Sinne des Feudaladels ausbeuten zu können; der Wirkungskreis des Sjoguns, der hierbei im Wege stand, mußte aus diesem Grunde schon beschränkt werden.

Stotsi-baschi trat nicht in die Fußstapfen seines Vaters; er mußte die Verträge mit den Fremden ausdrücklich anerkennen und unterhandelte mit diesen. Das erste Verlangen der Gesandten, das man schon an den verstorbenen Sjogun gerichtet hatte, war auf die Ratification der Verträge durch den Mikado gerichtet, und Stotsi-baschi erkannte wohl, daß hier etwas geschehen müsse. Die Frage war nicht mehr zu umgehen.

Mit einem Heere von 40000 Mann rückte der neue Sjogun bis nach Fuschimi, das nur einige Meilen von Kioto entfernt liegt, und zwar angeblich zum Schutze des Mikados, dessen geheiligte Person die conservativen Daimios bedrohten. Die gefährlichsten derselben wurden gefangen gesetzt und nun eine große Reichsversammlung abgehalten. In dieser gelang es am 22. Nov. 1866 dem Reichsrathe Onga-Sawara-Iki-no-Kami durchzusetzen, daß die Ratification der Verträge von seiten des Mikados durchaus nothwendig sei, und mit diesem Beschlusse begab sich Stotsi-baschi, gefolgt von sämmtlichen Reichsräthen, zum Mikado. Er beschwor Se. Heiligkeit zu unterzeichnen, da er sonst für keinerlei Folgen stehen könne. Der Mikado schwankte. Da erhob Stotsi-baschi sich von seinem Platze und, vor der Größe des Augenblicks die dem Mikado schuldige Ehrfurcht vergessend, ergriff er dessen Hand, ihn bei allem was heilig ist beschwörend, die Tractate zu unterzeichnen. Da ließ der Mikado sich den japanischen Text der Verträge vorlesen, nahm den Pinsel und unterschrieb. Der Sjogun aber meldete das große Ereigniß den fremden Gesandten. So wenigstens lautet der allgemeine Bericht; ob aber der Mikado wirklich damals schon die Verträge ratificirte, bleibt ungewiß, wenigstens muthmaßt Dr. Pompe, daß der Sjogun dieses nur vorgeschoben habe, um die Fremden für den Augenblick zufrieden zu stellen.

Wie dem auch sei, durch die Ereignisse des Jahres 1868 wurden diese Vorgänge bei weitem überholt, dagegen wurde das obenerwähnte weitere Verlangen der Gesandten nach einigem Zögern gewährt. Hiogo sollte später den Fremden eröffnet werden, und eine neue Uebereinkunft, geschlossen zu Jedo am 25. Juni 1866, gewährte den Vertragsmächten zahlreiche neue Erleichterungen. Die hauptsächlichsten derselben sind folgende: Ein neuer Tarif tritt vom 1. Juli 1866 an zu Kanagawa und Jokohama, vom 1. Aug. desselben Jahres zu Nagasaki und Hakodade in Kraft. Derselbe bleibt gültig bis zum 1. Juli 1872. Die früher übliche Lösch- und Ladegebühr für europäische Schiffe ist abgeschafft.

Digitized by Google

Vom 1. Juli 1866 an sollen in den Häfen Kanagawa und Jokohama, vom 1. Oct. 1866 an in Nagasaki und Hakodade versuchsweise Entrepots angelegt werden. Nur die aus denselben verkauften Waaren zahlen Zollgebühren, diejenigen aber, welche wieder ausgeführt werden, keine. Die für den Handel mit den Fremden bestimmten japanischen Producte dürfen auf keinerlei Weise einer besondern Belastung unterworfen werden. Das japanische Münzsystem soll mit dem europäischen und amerikanischen mehr als bisher in Uebereinstimmung gebracht werden. Dem Verkehre zwischen Japanern und Fremden sollen keinerlei Hindernisse, wie bisher, in den Weg gelegt werden, namentlich soll der Handel ohne Dazwischenkunft von Beamten stattfinden dürfen. Die Japaner selbst dürfen Waaren in fremden oder eigenen Schiffen versenden, und selbst in fremde Länder reisen, um dort zu studiren oder sich dem Handel zu widmen. Auch dürfen sie nicht daran verhindert werden, auf den Schiffen irgendeiner der Vertragsmächte in Dienst zu treten. Letztere Bestimmung namentlich war wieder ein Stoß in das Herz der alten japanischen Gesetze, denn ein Einheimischer, der bisher sein Vaterland verlassen hatte, wurde bei der Rückkehr mit dem Tode bestraft.

Im März 1867 starb der Mikado Nori-Fito, unter dessen geistlicher Regierung die Eröffnung des Landes nach mehr als zweihundertjähriger Abschließung wieder erzwungen war. Nori-Fito, der 222. Mikado seit Zin-Mu, war im Jahre 1820 geboren und folgte 1847 seinem Vater Din-Ko auf dem Throne der Mikados nach. Sein Tod war ein natürlicher, durch die Blattern verursachter. Er hinterließ die Regierung seinem ältesten Sohne, einem Knaben von etwa 15 Jahren, dessen Name uns noch nicht vorliegt.

Diese Zeit nun, in welcher der Mikado unmündig dastand, der neue Sjogun Stotsibaschi, der ohnehin geringen Anhang besaß, seine Macht noch nicht gekräftigt hatte, benutzten die Feudalfürsten, um die Regierung völlig in die Hand zu bekommen, und namentlich waren es die Daimios der südlichen Provinzen, welche diesen Plan von nun an mit zäher Ausdauer verfolgten. Es gelang: der Sjogun, auf den man eifersüchtig war, wurde entthront, und Japan steht jetzt bis auf weiteres als eine aristokratische Oligarchie da, in deren Händen der Mikado lediglich ein Werkzeug bildet. Was die Folge bringt, läßt sich allerdings noch nicht absehen; wenn aber geschichtliche Analogien auch für Japan gelten, dann darf man annehmen, daß die Daimios der Macht und des Einflusses halber unter sich über kurz oder lang in Kampf gerathen werden.

3) Zwist bezüglich der Eröffnung neuer Häfen. Neue Verträge und Mordthaten. Dampferverbindung mit Amerika. Rücktritt des Sjoguns. Neues Grundgesetz für Japan. Japanisches Heerwesen. Schlacht im Thale des Ido-gawa. Flucht des Sjoguns. Ermordung französischer Matrosen. Audienzen der Gesandten beim Mikado.

Von großem Einflusse auf den Ausbruch des Conflicts waren auch die Verhandlungen der fremden Gesandten über die Eröffnung der Häfen Ohosaka, Hiogo, Jedo und eines vierten an der Westküste gelegenen, die sowol mit dem Mikado als mit dem Sjogun geführt wurden. Dadurch, daß man sich auch an ersterm wandte, verließ man die falsche, früher betretene Bahn und kehrte auf den gesetzmäßigen Weg zurück, den die abendländische Diplomatie leider verkannt hatte. Bis dahin wollten die fremden Regierungen nur die Würde des Sjoguns beachten und dehnten seine für souverän gehaltene Macht sogar über ganz Japan aus. Hier liegt der Schlüssel zu all den Widerwärtigkeiten, denen die Vertragsmächte sich aussetzten, zu all den Verbrechen, denen Fremde zum Opfer fielen, zu jener oberflächlichen Kälte in den Beziehungen mit einem Volke, dem die Höflichkeit eine angeborene Tugend und welches von der heißesten Sympathie für den Westen beseelt ist.

Da der Sjogun nun, immer weiter gehend, und immer mehr als Souverän über ganz Japan sich geberdend, seine Stellung als bloßer Krongeneral zu vergessen schien,

Digitized by Google

so schritten die Daimios zu der feierlichen Erklärung, in welcher, auf die alten Landesgesetze zurückgreifend, die Stellung des Sjoguns als Bevollmächtigter der Hauptregierung des Mikados festgestellt wurde. Es wurde behauptet, seine Vollmacht dauere blos so lange, als er die doppelte Zustimmung des Mikados und der vereinigten Daimios oder Landesfürsten habe.

Auch materielle Gründe wirkten bei den Daimios gegenüber dem Sjogun mit. Sie erklärten nämlich, nur dann ihre Zustimmung zur Aufschließung neuer Häfen an die Fremden geben zu wollen, wenn ihnen gleichfalls gestattet würde, mit diesen direct Handel zu treiben und nicht wie bisher ihre Producte aus ihren Fürstenthümern nach den in den Domänen des Sjoguns gelegenen Seehäfen schicken zu müssen.

Um die Eröffnung der genannten Seehäfen, wie sie Art. 3 des Vertrags für den 1. Jan. 1868 festgestellt hatte, auch rechtzeitig durchzusetzen, begab sich Sir Harry Parkes, der englische Gesandte, escortirt von den Kriegsschiffen Argus und Basilisk, im April 1867 durch das Binnenmeer nach Ohosaka, um in der Nähe des Mikados zu sein. Alle übrigen Gesandten fanden sich dort gleichfalls ein, und die Verhandlungen nahmen einen zufrieden stellenden Verlauf. Als Hafen an der Westküste wurde nach einer vorhergehenden Excursion des britischen Schiffs Serpent die im Territorium des Fürsten Echizen gelegene Stadt Mikuno in Aussicht genommen, da alle übrigen Häfen an der Westküste sich als bloße Rheden erwiesen, die größern Schiffen keinen sichern Ankergrund bieten konnten. In der Voraussicht dieser neuen Eröffnungen nahm denn auch der Handel, der lange unter den schwankenden Verhältnissen brach gelegen hatte, einen neuen Aufschwung. Die nöthigen Grundstücke für die Anlage der fremden Niederlassungen wurden ermittelt, die japanische Regierung trug Sorge für die Herstellung von Waarenhäusern und Friedhöfen. In Jokohama, wo die Fremden bisher auf ihr bestimmtes Quartier angewiesen waren, trat die Regierung des Sjoguns einen Flächenraum von 125000 Tsubos (1 Tsubo = 36 Quadratfuß) an die Vertragsmächte zum Verkauf ab und bald erhoben sich dort neue Villen, Hotels und Clubhäuser; Gasbeleuchtung wurde eingerichtet, Wettrennen sorgten für Unterhaltung; mit Einem Worte, Jokohama war, da auch europäisches Militär nicht fehlte, eine ganz abendländische Stadt geworden.

Sah dieses auch alles sehr freundlich aus, so hing das Damoklesschwert doch immer noch über dem Haupte der Fremden. Aus denselben Gründen, die wir früher ausführlich entwickelt haben, fanden wiederholte Mordthaten statt. Im Februar 1867 wurde das Haus des englischen Gesandten Sir Harry Parkes durch Brandstiftung in Asche gelegt; im Juli wurde ein mislungener Mordversuch gegen den niederländischen Gesandten de Graeff van Polsbroek gemacht. Auch die religiöse Frage begann zu spielen, und in Nagasaki wurden einige zum Christenthum bekehrte Japaner ins Gefängniß geworfen. Noch mehr Aufsehen erregte die grausame Ermordung zweier Matrosen vom britischen Kriegsschiff Icarus zu Nagasaki durch Unterthanen des Fürsten Tosa, der von Sir Harry Parkes gezwungen, Satisfaction gewähren mußte, um dem Schicksal, das früher Nagato betroffen, zu entgehen. Wir registriren diese Thaten einfach, um zu zeigen, wie das alte System noch fortwährend im Schwange war und wie selbst das energische Auftreten der vereinigten Mächte gegen die Fürsten Nagato und Satsuma nicht geeignet gewesen war, dem schändlichen Morden Einhalt zu thun.

In Europa aber hatte man bei alledem noch nicht die Lust verloren, neue Verträge mit Japan abzuschließen, und es folgten auch allmählich die Staaten zweiten Ranges hierin nach. Für die Schweiz setzte am 6. Febr. 1864 Aimé Humbert, außerordentlicher Gesandter der Eidgenossenschaft, einen Tractat durch. Bald folgte das neue Königreich Italien, im Februar 1867 Dänemark durch Vermittelung des niederländischen Gesandten de Graeff van Polsbroek und am 10. Sept. 1867 beschloß Belgien, vertreten durch den

Digitized by Google

außerordentlichen Gesandten T'Kint de Rodenbeck, die Reihe der Tractatmächte, während in Oesterreich, dessen Interessen am ostasiatischen Handel durch die dereinstige Eröffnung des Suezkanals sich sehr steigern werden, eine eigene Expedition nach Japan vorbereitet wird.

Alle diese Verträge, wenn sie auch von kleinern Völkern ausgingen, dienten abermals dazu, Japan enger an Europa zu knüpfen. Von unberechenbarer Wichtigkeit war aber in dieser Beziehung ferner, daß Japan eine Zwischenstation auf der großen, den Erdball umkreisenden Postdampferlinie wurde. Der regelmäßige Verkehr mit China und somit auch mit Europa war schon lange hergestellt und die japanische Regierung sorgte selbst für Dampferfahrten zwischen Jokohama, Ohosaka und Nagasaki. Seit im Jahre 1867 aber die transpacifische Postlinie San-Francisco-Hongkong eröffnet wurde, errichteten die Amerikaner in Jokohama eine Zwischenstation, die für den Aufschwung des Verkehrs immer segensreicher wirkte und, fester als Verträge es konnten, das Sonnenaufgangsland mit dem Goldlande am Ostgestade des Stillen Weltmeeres verknüpfte. Japanische Schiffe mit japanischen Waaren befrachtet, mit japanischen Seeleuten bemannt, sind im Hafen von San-Francisco jetzt keine allzu seltene Erscheinung mehr.

Die Eröffnung der Häfen fand, wie vertragsmäßig beschlossen, am 1. Jan. 1868 statt. Namentlich war es das etwa 400000 Einwohner zählende, sehr günstig an der Binnensee und nicht fern von Kioto gelegene Ohosaka, welches die Fremden anzog. Hierhin begaben sich auch die Gesandten und Consuln der Vertragsmächte, um den Ereignissen, die sich vorbereiteten und die Japan in seinen innersten Tiefen erschütterten, nahe zu sein. Leider bezeichnete die Eröffnung dieses Hafens sowie des benachbarten Hiogo mit Kobé abermals ein durchaus rohes und haßerregendes Auftreten der Europäer. Aus den chinesischen Häfen und von andern Orten war eine Masse Gesindel zusammengeströmt, das hier im Trüben zu fischen versuchte und dem Ansehen der Fremden ungemein schadete. Es gilt hier wiederum, was der Verfasser des officiellen Berichts der preußischen Expedition nach Ostasien gelegentlich der frühern Eröffnung der Häfen von Jokohama u. s. w. sagte: „Der hochfahrende Ton war allgemein und unter den obwaltenden Umständen durchaus unangemessen. Statt den außergewöhnlichen Verhältnissen, der Erschließung eines seit über 200 Jahren gesperrten Landes Rechnung zu tragen, statt im Einverständniß mit den Diplomaten durch kluges, rücksichtsvolles Verhalten sich allmählich die richtige Stellung zu verschaffen, sprach man den Gesetzen des Landes Hohn.“ Vorzüglich waren es Nordamerikaner und Engländer, welche sich unbeliebt zu machen wußten. Allein nicht nur die Japaner mußten leiden, auch die wohlhabendern Fremden fielen der Brutalität der eigenen Landsleute zum Opfer. So plünderten englische Marinesoldaten die Niederlage der Firma Marks u. Comp., zerschlugen die Weinfässer, betranken sich und brachen die Geldschränke auf. Daß solche Disciplin in den Augen der meist feinen Japaner die Fremden heruntersetzt, ist nur zu natürlich.

Indessen blieb weder den fremden Gesandten noch den Japanern selbst Zeit, viel über diese Vorfälle nachzudenken, da die Ereignisse sich überstürzten, das Reich eine neue Verfassung bekam und nach kurzem Kriege der Sjogun entthront wurde. Wie der innere Verlauf der Dinge war, welche Rolle dabei die Eröffnung der neuen Häfen, die verschiedenen Daimios und die Rathgeber des jungen Mikados spielten, darüber können wir durchaus noch nichts Genaues aufstellen. Ehe wir daher zu falschen Vermuthungen greifen und die ohnehin schwierigen, oft unklaren und genugsam verwickelten japanischen Verhältnisse dadurch noch mehr in der Darstellung verwirren, begnügen wir uns damit, den thatsächlichen Verlauf der Dinge zu erzählen.

Schon früher war das Gerücht verbreitet, der Sjogun Stotsi-baschi sei zu Gunsten des Fürsten Owari zurückgetreten. Die Owari gehören zu den Kurgeschlechtern, aus welchen, im Falle der Thron des Sjoguns erledigt ist, der neue Herrscher erwählt werden muß. In-

Digitized by Google

dessen, wenn dieses auch eine Zeit lang beabsichtigt war, so kam der Plan, den die südlichen Daimios verfolgten, nicht zur Ausführung, dagegen wurden die fremden Gesandten im November 1867 durch die Nachricht überrascht, der Sjogun Stotsi-baschi sei freiwillig von der Regierung zurückgetreten und ein neuer Herrscher nicht ernannt worden. Dafür sei auch die höchste weltliche Gewalt wieder an den Mikado übergegangen, der eine große Reichsversammlung mit dem Entwurfe einer Constitution betraut habe. Als die hauptsächlichsten Lenker des jungen Mikados erschienen die südlichen Daimios Satsuma, Chiosiu, Tosa, Nagato, Owari, und diese vor allem waren es, die darauf drangen, daß die Würde des Sjoguns gänzlich abgeschafft werde. Schon lange waren sie auf einen Herrscher eifersüchtig, der in der Rangordnung zum Theil sogar unter ihnen, den alten Feudalfürsten, stand, der aber thatsächlich mehr Macht als sie besaß und diese Macht durch das Bündniß mit den Fremden zu kräftigen suchte. Das Ganze war eine reine Adelsrevolution, bei der die Masse des Volks lediglich Zuschauer blieb, an der nur die großen Daimios sich betheiligten.

Die Hauptsache indessen blieb, daß im Verhältniß zu den Fremden keinerlei Aenderung eintrat und daß der Mikado ausdrücklich alle mit dem Sjogun abgeschlossenen Verträge anerkannte, was er durch einen Bevollmächtigten am 8. Febr. 1868 den Gesandten notificiren ließ. Zugleich überbrachte dieser ein kaiserliches Manifest, welches in kurzen Worten die stattgehabte Umwälzung kennzeichnet und die Grundzüge der neuen Constitution angibt. Es lautet: „Die Zurückgabe der bisher dem Stotsi-baschi übertragenen Regierungsgewalt in die Hände des Mikados und seine Amtsentsetzung sind angenommen. Da es klar ist, wie sehr das Gemüth des verstorbenen Mikados durch die seit 1853 (seit dem Auftreten der Amerikaner unter Perry) stattgehabten außergewöhnlichen Unruhen betrübt worden ist, so wurden, in Gemäßheit der im Rath ausgesprochenen Wünsche, folgende Beschlüsse gefaßt. Um den Grund für die Wiederaufrichtung der Regierung ihrem frühern Stande gemäß zu legen und die Macht des Landes wiederherzustellen, werden die Aemter des Ses-scho (des höchsten Beamten des Mikados, solange dieser minderjährig ist), des Kwambaku (des ersten Beamten, wenn dieser volljährig ist) und des Baku-fu (die Sjogunregierung) abgeschafft. Statt dessen sollen drei neue Aemter geschaffen werden, jene des Sosai, Gijio und Sanjo. Sie sollen über alle Angelegenheiten die Befehle erlassen.

„In allen Sachen soll auf die Institutionen Zin-Mu's (des Gründers der Mikadodynastie um 660 v. Chr.) als Basis zurückgegangen werden. Es soll aufrichtig Beirath geschöpft werden ohne Unterschied zwischen den Würdenträgern des Hofs und der Militärklasse, dem höhern wie dem niedern Adel. Leid und Freude sollen dem Kaiser und dem Reiche gemeinsam sein. Jedermann soll bestrebt sein, im Geiste dieser Beschlüsse zu wirken, soll alles Schlechte, was eingerissen ist, von sich abthun und seine Pflichten mit treuer Gewissenhaftigkeit und Patriotismus erfüllen."

Es ist nöthig, dieses Manifest, welches mit Einem Schlage die Jahrhunderte alte Verfassung Japans über den Haufen warf und umstürzte, was Joritomo (1185) und der große Taiko (1535) geschaffen, mit einigen erläuternden Bemerkungen zu versehen. Der Sjogun, welcher, wie es scheint, freiwillig resignirt hatte, fand keine Stelle in der neuen Verfassung; von ihm war weiter nicht die Rede, er war zu einem gewöhnlichen Daimio herabgesunken; selbst das Obercommando über die Reichsarmee war ihm genommen; er war nicht mehr Kronfeldherr, und die neue Regierung bestand gänzlich aus dem Sjogun feindlichen Mitgliedern. An der Spitze des Staates stand nun wieder allein der Mikado, in der Weise, wie er vor dem Auftreten der Kronfeldherren regiert hatte; doch waren viele alte Einrichtungen der neuen Zeit gewichen, dahin gehört die Aufhebung der Aemter des Ses-scho und Kwambaku, während andererseits alle mit der Regierung

Digitized by Google

des Sjoguns zusammenhängende Würden und Körperschaften in Abgang decretirt wurden. Gefallen waren alle jene Reichsräthe, Minister und die große Zahl der vermittelnden Körperschaften, die einst beim Abschluß der Verträge in Jedo eine so große Rolle gespielt hatten. Jedo selbst hatte schon seit einiger Zeit wesentlich an Bedeutung verloren, und Kioto, der Sitz des Mikados, war die eigentliche Landeshauptstadt geworden.

Zur Seite des Mikados steht als höchster Beamter, Kanzler oder Premierminister, jetzt der Sosai, zu welcher hohen Stellung ein naher Verwandter des Herrschers und Bruder des verstorbenen Mikados, der Fürst Ari-sugowa-no-Mia, ernannt wurde. Neben ihm stehen zwei Kammern oder Reichsräthe, die im Manifest angeführten Gijio und Sanjo. Im erstern, dem eigentlichen Reichsrath oder Herrenhause, sitzen alle großen Fürsten des Reichs; im Sanjo, dem Unterhause, findet dagegen der kleinere Adel (die Tosama und Fudai) seine Vertretung. Vorderhand ist hier überall nur der Adel vertreten, denn von einem Mittelstande ist noch nicht die Rede, obwol derselbe in der Bildung begriffen ist und viele Vorurtheile mit der neuen Zeit bereits über Bord geworfen sind. Immerhin ist dieses Repräsentativsystem ein ganz entschiedener Schritt vorwärts und die Zeit wird auch kommen, wo japanische Bürger neben den Adelichen für das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes in den Kammern ihre Stimmen abgeben werden. Vorderhand aber sehen wir nur die Samurai oder Adelichen in der Regierung vertreten, und Japan bildet nach der neuen Constitution den Uebergang von der Autokratie zur Oligarchie auf der breitesten Grundlage. Von politischer Wichtigkeit ist aber das Bestreben, neben der Anknüpfung an die alten Verfassungszustände auch den Gegensatz zwischen den Civilämtern und der Militärklasse, wie sie durch den Sjogun ausgebildet war, zum Ausgleich zu bringen.

Ehe wir den Gang der Ereignisse weiter verfolgen und die nun folgenden Kämpfe zwischen den Anhängern des Mikados und den Freunden des gestürzten Sjoguns schildern, ist es nöthig, einen Blick auf das japanische Heerwesen zu werfen, wie es sich allmählich gestaltet hatte. Der Sjogun als Krongeneral war Generalissimus des ganzen Reichsheeres, welches den Mikado nicht das Geringste anging. Gebildet wurde das Heer durch die Hattamotos oder Adelichen des Sjoguns, welche die Verpflichtung hatten, den größern Theil des Jahres in den Städten dieses Herrschers mit ihren Mannschaften zuzubringen. Wie im alten Deutschen Reiche der Kaiser seine Ritter und Barone aufrief, um mit ihren Mannen zu seinem Heere zu stoßen, so mußten die Hattamotos bereit sein, auf den ersten Wink sich dem Sjogun zur Verfügung zu stellen. In Friedenszeiten jedoch verwandte man sie zur Verwaltung von Civilämtern. Nach dieser Organisation, deren Begründer der große Sjogun Taiko im 16. Jahrhundert war, hatten die Hattamotos etwa 80000 Mann Infanterie, Cavalerie und Artillerie zu stellen. Um aber die Controle über die Hattamotos zu halten und ein Prätorianerthum nicht aufkommen zu lassen, verfügte Taiko, daß die Adelichen mit ihren Familien stets in Jedo oder in einer andern Stadt des Sjoguns wohnen mußten, wo sie unter Aufsicht waren. Was die unabhängigen oder halbsouveränen Daimios betrifft, so hatten dieselben, je nach ihrer Macht und der Größe ihrer Besitzungen, Heere bis zu 40000 Mann stark zu stellen.

Da der Japaner von Natur kriegslustig ist, so ist das Material zum Heere ein ganz vorzügliches zu nennen. Den Landbau und die Industrie treibt er in Friedenszeiten, weil sie von Vortheil sind. Sein wahres Element findet er aber im Soldatenleben, und deshalb ist es leicht, in Japan große Heere binnen kurzem zusammenzurufen. Mit der Bewaffnung war es bis in die letzte Zeit hinein noch übel bestellt. Perry traf nur Luntenflinten an, dann wurden aus Europa einige hunderttausend Percussionsgewehre, die im Krimkriege gedient hatten, eingeführt. Aber auch diese taugten nicht viel und die Japaner richteten ihren Sinn bereits auf Hinterlader, ehe deren Werth in Europa durch-

Digitized by Google

gängig anerkannt war. Sie waren schon 1860 bemüht, Modelle von preußischen Zündnadelgewehren zu erhalten. Der schweizer Gesandte Humbert erzählt, wie er im Hofe einer Kaserne zu Jedo japanische Truppen von einem Offiziere in holländischer Sprache habe einüben sehen. Sie wurden mit dem Gebrauche der Minié-Büchsen bekannt gemacht und exercirten ganz nach europäischer Art. Als Humbert dem Offizier die Vorzüge des schweizer Stutzen auseinandersetzte, hörte dieser freundlich zu, bemerkte dabei jedoch, daß man sich für die Einführung der Zündnadelgewehre entscheiden müsse, als der besten Waffe, welche die Neuzeit hervorgebracht. Er hatte nämlich kurz zuvor diese an Bord der preußischen Corvette Gazelle bewundert. Wohl gemerkt, dieses ereignete sich 1863, als die großen Erfolge des Jahres 1866 noch nicht bekannt waren und den Völkern Europas die Augen geöffnet hatten. Abgesehen von dem Streben nach Fortschritt in der Bewaffnung haben die Japaner sich noch keineswegs ganz von den mittelalterlichen Rüststücken losmachen können. Helme, Kettenpanzer, Hellebarten, Armschienen spielen so gut wie der zweihändige Flamberg eine Rolle. Bogenschützen flankiren die nach europäischer Art ausgerüsteten Infanterieregimenter, und Ritter, die unsern Kreuzfahrern gleichen, erscheinen als Deckung des Artillerietrains. Die gemeinen Soldaten des Sjoguns waren meist Leute aus den Gebirgen von Akoni, die nach zwei- bis dreijähriger Dienstzeit wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Ihre Uniform aus blauem Baumwollstoff mit weißen Litzen besetzt ist einfach und bequem, an unsere Turnerkleidung erinnerud. Statt der Stiefeln tragen sie Lederfandalen, den Leib gürtet ein Riemen, an dem Säbel, Patrontasche und Bajonnet hängen. Der kleine Hut aus lackirter, wasserdichter Pappe wird jedoch nur bei Paradeübungen getragen.

Ganz bedeutende Summen hat in den letzten Jahren die Regierung des Sjoguns auch für die Herstellung einer achtunggebietenden Flotte ausgegeben. Die Japaner sind geborene Seeleute und nachdem sie nur kurze Zeit bei den Fremden in die Lehre gegangen waren, commandirten bereits japanische Kapitäne ihre Kriegsschiffe und bedienten japanische Ingenieure die Maschinen der Dampfer. Der Grund zur Flotte wurde 1855 gelegt, als der König von Holland dem Sjogun den Dampfer Sumbing schenkte. Die Königin Victoria fügte diesem die Jacht The Emperor hinzu und drei Glattdeckcorvetten von je 800 Tonnen Gehalt, mit 100 Pferdekraft und 12 Geschützen wurden in Holland gebaut, während in Amerika nach Beendigung des Bürgerkriegs mehrere Panzerschiffe gekauft wurden, darunter der Stonewall für 400000 Doll. Die schönste Fregatte, den Kajo-maru, von 2500 Tonnen Gehalt, mit 450 Pferdekraft und 26 schweren Geschützen, ließ der Sjogun in Holland bauen. Außerdem kaufte man im Chinahandel ausrangirte Dampfer, die indessen zum Kriegsdienst nicht zu verwenden waren. Desgleichen schafften sich mehrere Daimios, wie namentlich die Fürsten von Satsuma und Nagato, ihre eigene Flotte an.

Aus dieser kurzen Uebersicht erkennt man, daß Japan immerhin bereits über ansehnliche Streitkräfte verfügt, die freilich europäischen Flotten und Heeren gegenüber keineswegs als genügend erkannt werden können, in den Bürgerkriegen aber eine Rolle spielen und diesen ein ganz anderes Ansehen geben mußten als früher, wo die Fehden in ganz mittelalterlicher Weise durchgefochten wurden. Auch im Heerwesen war die neuere Zeit hereingebrochen und die Erprobung der Streitkräfte sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Der Sjogun, welcher seine Würde niedergelegt und in der neuen Verfassung gänzlich übergangen war, sodaß seine Macht und Würde noch unter diejenige vieler Daimios herabsank, erklärte sich jetzt mit den gemachten Reformen nicht einverstanden. Gestützt auf sein eigenes Heer, das sich zu Ohosaka befand, und auf die ihm nahe stehenden Daimios

Digitized by Google

aus dem Norden der Insel Nippon, beschloß er, den Fürsten Satsuma, Tosa, Owari, Choshu, Aki und Awa, welche sich um den Mikado scharten, die Spitze zu bieten.

Die genannten Daimios hatten im Januar 1868 mit ihren zahlreichen Truppen, worunter indessen nur diejenigen Satsuma's europäisch geschult waren, Kioto und den Palast des Mikados besetzt. Die Entfernung zwischen Kioto und Ohosaka, also zwischen den beiden feindlichen Heeren, beträgt etwa 10 Meilen. Die anmuthige Gegend zwischen der Residenz des Mikados und jener Hafenstadt, in der die Entscheidung über die neue Verfassung Japans durchgekämpft werden sollte, ist wegen ihres fruchtbaren Bodens und trefflichen Klimas berühmt. Sie wird vom Ido-gawa durchströmt, der aus dem See Oitz abfließt und bei Ohosaka in mehrern Armen sich in das japanische Binnenmeer ergießt.

Den Oberbefehl über die 30000 Mann zählenden Streitkräfte des Sjoguns, von denen viele bereits mit Chassepot-Gewehren bewaffnet waren, führte Taji-ma-no-Kami, der sich als Untersecretär im Ministerium des Aeußern zu Jedo einen Namen erworben hatte, als Stratege aber gänzlich unbrauchbar befunden wurde. Neben ihm commandirte die Streitkräfte der noch zum Sjogun haltenden Daimios der Fürst von Aidzen. Während der Sjogun selbst in Ohosaka blieb, wo die fremden Gesandten und Consuln begierig der Dinge harrten, die da kommen sollten, zog das Heer am Ido-gawa aufwärts bis Fuschimi, wo die Contingente von Satsuma, Geischiu, Tosa und Choshu ihnen den Weg versperrten, während die Fürsten von Owari und Echizen die Reserven in Kioto bildeten und zugleich die geheiligte Person des Mikados bewachten.

Am 28. Jan. 1868 kam es zum Kampfe. Im Centrum der Aufstellung der Truppen des Sjoguns hielt der Fürst von Aidzen, den linken, weit ausgedehnten Flügel, commandirte Matsu-daira-Oki-no-Kami, den rechten Sokai-Uta-no-Kami. Die Stellung war eine verfehlte und derart zerstückelte, daß die einzelnen Corps sich nicht gegenseitig unterstützen konnten. Trotzdem begannen die Truppen des Sjoguns den Angriff. Die vereinigten Daimios, unter denen sich vor allen Satsuma auszeichnete, warfen sich mit aller Macht auf den rechten Flügel ihres Gegners, der von Sokai-Uta-no-Kami befehligt wurde und bald in wilde Flucht gerieth. Damit war das Zeichen zum Rückzuge für die ganze Armee des Sjoguns gegeben. Erst an der Festung Ido machte man wieder halt; hier wurde aufs neue gekämpft, aber auch dieser starke Platz gerieth in die Hände der conföderirten Daimios.

Am 30. Jan. erneuerte man die Schlacht nochmals, und diesmal schien das Glück auf seiten der Truppen des Sjoguns zu sein. Die Festung Ido wurde wiedergenommen und die Feinde zogen sich im Thale des Ido-gawa bis in die Gegend von Fuschimi zurück. Da fand ein längstvorbereitetes Ereigniß statt, welches der Sache des Sjoguns den Todesstoß versetzte. Der Fürst Todo-Jasumi-no-Kami ging mit seinen zahlreichen Truppen zu den conföderirten Daimios über und damit war die dreitägige Schlacht entschieden. In der größten Unordnung wälzte sich das geschlagene Heer des Sjoguns auf Ohosaka zu, wo nun ein schauderhaftes Morden und Plündern begann.

Der Sjogun, der seine Sache gänzlich verloren sah, ließ den fremden Gesandten anzeigen, daß er ihnen keinerlei Schutz mehr gewähren könne; dann flüchtete er nach dem nahen Hafen Hiogo, wo ihn die amerikanische Fregatte Iroquois aufnahm, von der er sich später auf seinen schönen Dampfer Kajo Maru flüchtete. In aller Stille landete er am 5. Febr. in Jedo, wo er sich in seinen Palast begab und neue Truppen sammelte.

In Ohosaka herrschte bis zum Einzug der Sieger die greulichste Anarchie. Der unbewachte Pöbel plünderte nach Herzenslust und das Schloß des Sjoguns ging in Flammen auf. Auch die neuangelegten Fremdenquartiere wurden zerstört und mehrere der Gesandten schwebten in Lebensgefahr, da die auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe

Digitized by Google

wegen stürmischen Wetters nicht bis an die Stadt herankommen konnten. Endlich am 3. Febr. erschienen Abgesandte der conföderirten Daimios bei den fremden Gesandten, um ihnen zu erklären, daß der Sjogun gänzlich besiegt und der Mikado fortan einziger Herrscher über Japan sei. Dieser würde allen Fremden seinen Schutz angedeihen lassen und die Verträge, so wie sie früher abgeschlossen seien, aufrecht erhalten. Alles schien vortrefflich zu gehen, als unglücklicherweise am 4. Febr. ein Vorfall sich ereignete, welcher ganz ähnlich wie jener mit Lenox Richardson verlaufend, die freundschaftlichen Beziehungen ernstlich zu bedrohen schien.

Um 4. Febr. zog Matsu-daira-Bizen-no-Kami, Fürst von Bizen, mit großem Gefolge auf der Straße von Kioto nach Hiogo. Ein französischer Unteroffizier kreuzte, obwol er davor gewarnt wurde, gegen alle Landessitte den Zug und erhielt dabei einen Lanzenstich. Die Trabanten des Fürsten fingen nun auch an, die Gesandtschaftshäuser in Hiogo zu beschießen, und zogen sich erst zurück, als von den Kriegsschiffen Truppen ans Land gesetzt wurden. Zugleich belegte man sämmtliche Dampfer im Hafen, die den völlig unbetheiligten Fürsten von Owari, Fizen und Higo gehörten, mit Beschlag, machte also diese verantwortlich für einen Vorfall, welcher denselben ganz fremd war. Fürst Bizen faßte sich jedoch kurz, er überwand seinen Stolz um des Friedens willen und bat den französischen Gesandten um Entschuldigung, trotzdem eigentlich er der Beleidigte war. Damit war die Sache beigelegt.

Ehe wir jedoch das Verhältniß näher beleuchten, in welches die Fremden nun zum Mikado traten, müssen wir uns noch nach dem Sjogun umsehen, der nach Jedo geflüchtet war. Hier war die Stadt in zwei feindliche Lager getheilt, auf der einen Seite standen die dort sehr zahlreichen Truppen Satsuma's, auf der andern die des Sjoguns. Der große Palast des letztern, der Nino Maru, gerieth in die Hände Satsuma's, und so war denn alles dem einst mächtigen Herrscher genommen, der nur den Augenblick erwartete, in dem er die letzten Reste seiner Gewalt dem Mikado übergeben wollte. Als Commissionär des letztern begab sich der Großwürdenträger (Kugé) Ohara-Sakino von Ohosaka nach Jokohama, das er zunächst für seinen Herrn in Besitz nahm. Zu dem ehemaligen Sjogun verfügte sich ein Verwandter des Mikados selbst, der neue Premierminister Arisugawa-no-mia, mit einem Ultimatum, welches dem erstern zur Annahme oder Ablehnung eine Frist von elf Tagen stellte. In diesem Actenstücke wird auseinandergesetzt, wie Stotsi-baschi sich gegen den Mikado verging, gegen Kioto einen Angriff versuchte, auf die kaiserliche Flagge feuern ließ und sich so des verabscheuungswürdigsten Verbrechens schuldig machte. Da er aber, fährt der Mikado fort, seitdem aufrichtige Reue und Gehorsam bewiesen, sich in Zurückgezogenheit abschloß und bat, daß ihm sein Verbrechen verziehen werden möge, so sollen ihm mit Rücksicht auf die nicht geringen Verdienste seiner Familie die nachfolgenden Befehle ertheilt werden. Gehorcht er denselben, so wollen wir nachsichtsvoll mit ihm verfahren, gestatten, daß sein Haus nicht von der Liste der Daimios gestrichen werde, die Todesstrafe, welche sein Verbrechen verdient, ihm nachsehen und befehlen, daß er nach dem Schlosse von Mito sich begebe und dort in stiller Zurückgezogenheit verbleibe. Die Bedingungen waren: Das Schloß des Sjoguns in Jedo muß geräumt und dem Fürsten Owari übergeben werden. Alle Kriegsschiffe, Kanonen, Munition und Gewehre sind abzuliefern, worauf eine entsprechende Anzahl derselben zurückgegeben wird, soviel dem Range eines gewöhnlichen Daimio entsprechend ist. Die im Schlosse befindlichen Truppen und Diener haben dasselbe zu verlassen. Alle jenen, welche dem Stotsi-baschi Hülfe leisteten, obgleich ihre Verbrechen die strengste Bestrafung verdienen, ist die Todesstrafe nachgesehen, doch mag vom kaiserlichen Abgesandten die eine oder andere Strafe über sie verhängt werden. Ausgenommen sind nur solche Theilnehmer, welche ein Jahreseinkommen von mehr als 10000 Kokus (à 13½ Ctr.) Reis haben; diese wird die Regierung des Mikados selbst bestrafen.

Digitized by Google

Willig fügte sich der ehemalige Sjogun in diese harten Bedingungen und zog auf sein Schloß in Mito an der Ostküste Nippons.

So nahm in unsern Tagen die Dynastie der Sjoguns ein Ende, ob nur vorübergehend oder dauernd, wird die Zeit lehren. Seit im Jahre 1185 Joritomo zu derselben den Grund legte, hat sie bis 1868, oft wechselnd an Gewalt und Ansehen, 683 Jahre bestanden. Die Sjoguns, welche in der hier geschilderten, für Japan so ereignißreichen Periode auf dem Throne in Jedo saßen, sind der 43. bis 46. in der Reihe. Es ist in dieser Zeit ein finsterer Geist durch die weiten Hallen ihres großen Palastes gegangen, denn kaum eine Epoche in der Geschichte des Sonnenaufgangslandes zeigt uns so viele Herrscher binnen wenigen Jahren auf dem Throne.

Minamoto Sje-joschi, ein Sohn von Sje-Nori, gelangte 1838 auf den Thron und wurde von den Dienern des Fürsten Mito ermordet, nachdem der vorläufige Vertrag mit den Nordamerikanern unter Commodore Perry abgeschlossen und das Land somit wieder den Fremden eröffnet worden war.

Minamoto Sje-sada, der Sohn des Vorigen, folgte seinem Vater und starb nach kaum fünfjähriger Regierung im August 1858 an der Wassersucht.

Minamoto Sje-motsi, Kurfürst von Ki-siu, gelangte 1848 durch Wahl auf den Thron, da sein Vorgänger kinderlos gestorben war. Nach achtjähriger Regierung starb Sje-motsi, erst 23 Jahre alt, im Herbst 1866, gerade zu einer Zeit, als die wichtigsten Staatsumwälzungen in Japan platzgriffen. Ihm folgte gleichfalls durch Wahl Stotsi-baschi, ein Sohn des Fürsten Mito, der im Februar 1868, nachdem er von den Anhängern des Mikados besiegt war, seine Würde aufgab und in die Verbannung ging.

Die altehrwürdige Dynastie der Mikados dagegen, welche ihren Ursprung von Zin-Mu (660 v. Chr.) datirt, regiert schon 2528 Jahre in demselben Geschlechte, wenn auch in mehrern Linien.

Kehren wir wieder nach Ohosaka zurück, wo fortan der Schwerpunkt Japans lag, so wie einst in Jokohama. Noch waren die diplomatischen Beziehungen zwischen den Gesandten der Vertragsmächte und der neuen Regierung nicht eröffnet, noch war der Vorfall mit dem Fürsten Bizen im frischen Gedächtniß, als abermals eine traurige That sich ereignete, die jedoch in ihren Folgen ein Ereigniß von großartiger Tragweite und Wichtigkeit hatte, indem der Mikado, alles frühere Ceremoniell über Bord werfend, aus seiner Abgeschiedenheit hervortrat und direct in Person mit den Fremden verkehrte.

Am 8. März 1868 waren zu Sakai, welches an derselben Bucht wie Ohosaka liegt, zehn Matrosen des französischen Kriegsschiffs Dupleix in der gewohnten grausamen und meuchlerischen Weise ermordet worden. Noch in der Nacht des 8. März traten die Gesandten von England, Preußen, den Niederlanden, Italien und den Vereinigten Staaten zu einer Berathung bei dem französischen Gesandten zusammen, um sich über ein gemeinschaftliches Verhalten in einer Angelegenheit zu verständigen, bei welcher alle Fremden interessirt waren; sie beschlossen, Ohosaka zu verlassen, ihre Flaggen einzuziehen und ihre Consuln zu sich zu berufen, bis vollständige Genugthuung gewährt sei. Schon am folgenden Tage meldeten die japanischen Behörden, daß die Leichen der französischen Matrosen wiedergefunden seien und ausgeliefert werden sollten. Sie erklärten, daß die Matrosen frei von jedem Vorwurfe seien, daß die Ermordung ohne Entschuldigung und eine exemplarische Bestrafung nothwendig sei. Man befand sich also glücklicherweise in Uebereinstimmung mit der japanischen Regierung, von der sämmtliche fremde Gesandten als Genugthuung nun Folgendes verlangten: 1) das Todesurtheil der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche den Angriff zu Sakai angeordnet und ausgeführt haben. 2) Zahlung einer Entschädigung von 150000 Doll. an die Familien der Opfer. 3) Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Mikados, welcher gleichzeitig dessen naher Verwandter ist, so-

Digitized by Google

wie der Fürst Tosa, dem die Truppenabtheilung angehörte, welche das Attentat von Sakai verübte, sind an Bord der französischen Fregatte Venus abzusenden. Beide sind beauftragt, dem französischen Gesandten, der eine im Namen des Mikados, der andere in seinem eigenen Namen, Entschuldigungen darzubringen.

Das Verlangen nach Genugthuung war am 12. März dem Fürsten Wad-gima-no-Mia, welcher der Abgeordnete der Regierung des Mikados bei dem auswärtigen Gesandten war, überreicht worden. Schon am 15. März überbrachte diese hohe Persönlichkeit eine schriftliche Antwort, wodurch jede begehrte Genugthuung gewährt wurde. Am 16. März landete der Commandant des Dupleix, Fregattenkapitän Dupetit-Thouars zu Sakai, um der Hinrichtung zweier Offiziere, eines Unteroffiziers und 17 Soldaten, die als die Hauptschuldigen jenes Ueberfalls zum Tode verurtheilt worden waren, beizuwohnen. Zuerst wurden die zwei Offiziere und dann der Reihe nach neun Soldaten hingerichtet. Da der Kapitän nun erkannte, daß die japanische Regierung fest entschlossen sei, ihre Verpflichtung zu erfüllen, so unterbrach er die Hinrichtung und erklärte die Genugthuung für hinreichend. Zu Gunsten der übrigen Verurtheilten wurde dann um Strafumwandlung nachgesucht. Dieser unerwartete Entschluß, der unter der versammelten Menge eine lebhafte Bewegung hervorrief, wurde von dem französischen Gesandten gutgeheißen. Am 17. März kam dann der Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Mikados an Bord der Venus, um die Entschuldigungen und den Ausdruck des Bedauerns seines Herrschers zu überbringen. Er bestand bei den fremden Gesandten darauf, daß diese sich nach Kioto zum Mikado begeben möchten, um auf diese Weise öffentlich zu bezeugen, daß man wegen des Vorgefallenen keinen Groll mehr hege. Die Gesandten sagten zu, und der Eindruck dieser in der Geschichte Japans noch nie dagewesenen Audienzen war ein großartiger und tiefgehender. Jedermann empfand, daß hier wieder ein Stück der alten Zeit über Bord geworfen wurde und daß, was immer im Verkehre mit den Fremden sich auch ereignen mochte, schließlich der Sieg und der Vortheil doch auf seiten der letztern sei.

Wenn früher der Sjogun, obgleich er die Gewalt in Händen hatte, beim Mikado zu einer Audienz gelangte, so geschah dieses nur in demüthiger Stellung. Auf den Knien rutschte er die Treppe zum Tempel der Priesteraudienzen in Kioto hinauf, warf sich dann platt auf den Boden und sah schließlich nur die Kleider des Mikados, während der Kopf desselben hinter einem Vorhange verborgen blieb. Der Mikado war zu heilig in den Augen der Japaner, als daß er sich selbst den Blicken des Sjoguns ausgesetzt hätte. Zu Kämpfer's Zeit (im 17. Jahrhundert) durfte der geistliche Kaiser selbst nicht einmal den Boden berühren, sondern er mußte bei Ortsveränderungen stets getragen werden. Ja die Sonne durfte ihn nicht bescheinen, und bis auf diesen Tag besteht die Sitte, daß der Mikado ein und dasselbe Gewand nicht zweimal anlegen darf. Freilich war im Laufe der Jahre manches anders und freier geworden, aber der Gedanke, daß je das bleiche Antlitz eines Barbaren vor dem heiligen Sohne der Sonne erscheinen, daß ein Gespräch zwischen dem Mikado und fremden Gesandten stattfinden könne, daran hatte auch der kühnste reformfreundlichste Japaner nicht gedacht. Und jetzt ereignete sich das Unerhörte.

Am 23. März fand zunächst die Audienz des französischen Gesandten Léon Roches statt. Nachdem dieser zwei Stunden im Vorsaale des Audienztempels gewartet, wurde er allein in den großen Ceremoniensaal eingeführt, wo der junge Mikado, unter einem Baldachin sitzend und von den Mitgliedern seiner Familie und dem Hofstaate umgeben, ihn erwartete. Der Gesandte schritt bis zu einer Estrade zu Füßen des Throns, auf welchem der Oheim des Kaisers, der erste Minister des Aeußern (Sosai) Platz genommen hatte, und richtete folgende Ansprache an den Mikado, welcher sich vom Throne erhob: „Sire, die Audienz, welche Ew. Maj. heute dem Vertreter Frankreichs gewährt, ist ein leuchtender Beweis Ihrer guten Gesinnungen für mein Land. Ihren Unterthanen werden, wenn sie

Digitized by Google

dieses große Zeichen von Achtung sehen, sich Ihren edeln Ansichten anpassen. Dieser für immer denkwürdige Tag wird der Anfang einer Aera der Eintracht für Japan und der aufrichtigen Freundschaft mit den fremden Nationen sein. Möge der Allmächtige die Wünsche erhören, welchen ich im Namen meines erhabenen Souveräns für den Ruhm Ew. Maj. und das Wohl Ihres Reichs Ausdruck gebe." Der Mikado antwortete durch den Sosai mit einigen wohlwollenden Worten und ließ sich nach dem Befinden des Kaisers Napoleon III. erkundigen. Dann war die Audienz zu Ende. Nach dem Berichte des Hrn. Léon Roches ist der Souverän Japans ein Jüngling von 15—16 Jahren. Seine Zähne sind nach Landessitte schwarz gefärbt, seine Augenbrauen sind abrasirt. Mitten auf der Stirn trägt er, schräg auf die Augen zulaufend, künstlich gemalte Augenbrauen, was ihm ein wunderliches Aussehen gibt.

Am folgenden Tage fand die Audienz des englischen Gesandten, Sir Harry Parkes, statt. Auf dem Wege nach Kioto wurde er von zwei japanischen Fanatikern angefallen, die sich noch nicht über den Gedanken hinwegsetzen konnten, daß der Barbar vor der heiligen Person des Souveräns erscheinen solle. Der Empfang war wie beim französischen Gesandten, nur erwähnte der Mikado auch des Attentats mit dem Bedeuten, daß dieser höchst bedauerliche Vorfall nicht Anlaß geben möge, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und Großbritannien zu stören.

Die unmittelbare Folge dieser Audienzen war ein höchst wichtiges Decret des Mikados. Er erkannte wiederholt die Verträge mit den Fremden an, mit denen er in Frieden zu leben wünsche, und bedrohte alle, welche in Zukunft auf einen Fremden ein Attentat wagen, mit dem Tode, sowie die Familienmitglieder des Verbrechers mit Degradation. Auch trat er ganz aus seiner Abgeschiedenheit hervor und besuchte sogar die europäischen Kriegsschiffe im Hafen von Ohosaka.

Schon seit langer Zeit besteht in Japan, ähnlich wie in unserm deutschen Vaterlande, ein Zwiespalt zwischen den Landesfürsten im Süden und im Norden des Reichs, nur mit dem Unterschiede, daß im Sonnenaufgangslande die mächtigern Fürsten, vor allem Satsuma, im Süden wohnen. Die Rivalität zwischen beiden Theilen war schon öfters zum Ausbruche gekommen, und da gerade die südlichen Daimios, indem sie sich des Mikados bemächtigten, die neue Constitution des Landes durchsetzten, so widerstrebten die Fürsten des Nordens derselben und erklärten die Absetzung und Verbannung des Sjoguns für ungesetzlich. Vor allem war es der mächtige Fürst Aidzen, der schon in der Schlacht am Ido-gawa gegen die Daimios des Südens gefochten hatte, welcher sich an die Spitze der nördlichen Conföderation stellte, ein Heer sammelte und mit diesem gegen Jedo auszog, das erst kurz in den Besitz des Mikados gelangt war. In verschiedenen Treffen, die Fürst Aidzen den Truppen des Mikados im Mai lieferte, blieb er Sieger. Die Kämpfe wurden durch den ganzen Sommer des Jahres 1868 mit abwechselndem Erfolge zwischen beiden Parteien fortgesetzt. Ob daraus eine Trennung Japans oder eine Wiederherstellung der Würde des Sjoguns hervorgeht, bleibt abzuwarten.

*4) Europäische Cultureinflüsse. Der Handel Japans.

Die Darstellung der Geschichte Japans im letzten Jahrzehnt würde eine durchaus einseitige sein, wenn wir nicht wenigstens einen Blick auf dessen Culturentwickelung während dieser Zeit hier werfen wollten. Diese Cultur des Landes ist eigenartig wie der Mensch, der es bewohnt, und sie unterlag bis zum Eintritte der Europäer keinen fremden Einflüssen. Wol empfing sie vor Jahrhunderten chinesische Elemente, allein diese wurden assimilirt und mit der Zeit ganz japanisch umgestaltet. Gewiß stehen die Japaner unter allen Asiaten in Bezug auf die Civilisation am höchsten da; ihr geordnetes Staatswesen übertrifft die Willkürherrschaft der mohammedanischen Reiche so gut wie das religiöse

Digitized by Google

Kastenwesen der Hindus und die Mandarinenwirthschaft Chinas. Vieles erinnert dort an unser Mittelalter, an die Feudalzeit. Aber auch diese Institutionen werden einem neuen frischen Hauche weichen müssen, während manches Gute bleibt, das Japan bereits früher als Europa kannte. Schon seit mehr als tausend Jahren werden dort in den Gemeinden alle Geburten, Heirathen und Sterbefälle verzeichnet; die Finanzen sind besser geordnet als bei uns und Staatsschulden ein unbekanntes Ding; Schulen sind so verbreitet oder noch zahlreicher als z. B. in Sachsen, und mindestens drei Viertheile des Volks können lesen und schreiben, was bekanntlich in Europa nicht überall der Fall ist. Auch die Stellung der Frauen in der Gesellschaft ist besser als bei andern Asiaten, wenn auch unsern Anschauungen von der Würde des weiblichen Geschlechts nicht entsprechend. Die Industrie ist blühend, der Ackerbau, das Forstwesen stehen auf einer hohen Stufe; die Seetüchtigkeit der zahlreichen Strandbewohner, die Tapferkeit der Krieger sind über allem Zweifel erhaben, und in religiöser Beziehung herrscht die vollkommenste Freiheit, dergestalt, wie sie heute noch kein europäischer Staat kennt.

Daß ein solches Volk begierig sein mußte, die Segnungen unserer Cultur näher kennen zu lernen und in sich zu verarbeiten, ist nur zu natürlich, und in der That haben die Japaner auch binnen zehn Jahren, seit sie mit unsern Wissenschaften und Künsten bekannt wurden, erstaunliche Fortschritte gemacht. Einige Andeutungen über das Militär- und Marinewesen in dieser Beziehung gaben wir bereits oben, aber auch in der Medicin, der Maschinenbaukunde und andern technischen Zweigen sind die gemachten Fortschritte wahrhaft erstaunenswerth. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, einen vollständigen Ueberblick aller Einwirkungen der Europäer auf die japanischen Culturverhältnisse zu geben, worüber ohnedies die Quellen noch sehr spärlich fließen, aber schon einige Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, welch reger Wunsch nach Ausbildung unter den Japanern vorhanden ist und welch tüchtige Ergebnisse hier schon gezeitigt wurden.

Vom höchsten Reichsrathe bis zum geringsten Tagelöhner herab ist jeder bestrebt, seine Kenntnisse zu vermehren, und gern opfert man hierfür Zeit und Kräfte. Besonders günstig unterscheiden sich die Japaner hierin von ihren chinesischen Nachbarn, die gewiß viel niedriger stehen. Während Aeltern- und Kindesliebe, Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Arbeitsamkeit in Japan zu den schönsten Zierden gerechnet werden, kennzeichnen sich die Chinesen durch Roheit, unnatürliche Verfagung der Aeltern- und Kindesliebe, Eigennutz, Schlauheit, Geldsucht. Während die europäischen Einflüsse in China kaum Boden fassen konnten, heben sie in Japan dagegen sich ungemein und sind zu einer Macht geworden. Dort sucht jeder, wenn ihm Belehrung angeboten wird, davon zu profitiren, soviel er kann. In der letzten Zeit namentlich hat die Regierung eine Maßregel eingeführt, welche für das Sonnenaufgangsland viel Gutes im Gefolge haben wird. Man hat nämlich die Erbfolge in den meisten Aemtern abgeschafft und zieht nun blos Talente heran, während früher der älteste Sohn dem Vater folgte, gleichviel ob er befähigt war oder nicht. Die Nothwendigkeit zu einer Aenderung des fehlerhaften Gesetzes zeigte sich namentlich, als 1859 mehrere Häfen geöffnet und die dortigen Erbbeamten keineswegs dazu geeignet schienen, mit den Europäern verkehren zu können, sodaß sie einfach mit Umgehung aller Erbfolge durch tüchtige Männer ersetzt wurden. Die Landschaft Satsuma würde keinesfalls einen so hohen Grad der Entwickelung erreicht haben, wenn dort nicht schon vor 20 Jahren die Erbfolge abgeschafft worden wäre. Ein junger Mann von niederm Herkommen, der bei dem Holländer Dr. Pompe die Photographie erlernt, wurde vom Fürsten Satsuma gegen alles bisherige Herkommen zum Hofphotographen befördert.

Dieser Fall steht aber keineswegs vereinzelt da, eine Menge ähnliche wurden aus Jedo bekannt, wo niedere Beamte plötzlich ins Ministerium versetzt wurden. In früherer Zeit wäre es ganz unmöglich gewesen, zu einer solchen Stellung zu gelangen, ohne adelich

Digitized by Google

zu sein, jetzt genügen Kenntnisse und Talente, um selbst bis zu den höchsten Aemtern zu gelangen.

So ist der erste kräftige Anstoß gegeben, und zur Ehre der japanischen Aristokratie sei es gesagt, diese hat sich dem neuen System durchaus günstig erwiesen. Junge Leute aus den höhern Ständen thun alles Mögliche, um europäischen Unterricht genießen zu können, die holländische Marineschule und medicinische Akademie in Nagasaki besuchten sie mit großer Vorliebe, um dann selbst als Lehrer weiter wirken zu können. In die japanische Dampfmaschinenfabrik zu Aku-anura traten junge Leute aus Jedo ein, welche dort den ersten Geschlechtern angehörten; sie blieben dort so lange, bis sie als vollendete Ingenieure wieder in ihre Heimat zurückkehren konnten. Auch die Zahl der Japaner, die ihrer Ausbildung halber in England und Holland sich jetzt aufhalten, ist eine bedeutende, und bei allen zeigt sich das Bestreben, die Errungenschaften der europäischen Civilisation auf ihren heimischen Boden zu verpflanzen. Auf der pariser Industrieausstellung vom Jahre 1867 nahm nicht nur das japanische Landhaus, in dem einige echte Töchter des Sonnenaufgangslandes Thee credenzten, die Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern vor allem auch die Erzeugnisse japanischen Gewerbfleißes, die der Fürst Satsuma eingesandt hatte. Bronzen, Fayencewaaren, Porzellan, lackirte Sachen und andere Industrieproducte ernteten allgemeines Lob und zeigten die hohe Stufe des japanischen Gewerbfleißes.

Was die wissenschaftlichen Bestrebungen angeht, so bestehen bereits seit längerer Zeit drei Hochschulen in Jedo, von denen die eine der japanischen Poesie, die zweite den chinesischen und die dritte den europäischen Wissenschaften gewidmet ist. Die Namen drücken das Ziel dieser Anstalten aus. Mit der chinesischen Universität war die chinesisch-medicinische Schule, mit der holländischen eine europäisch-medicinische und astronomische Anstalt verbunden. Alle diese Hochschulen besitzen große Bibliotheken. Jeder wohlerzogene Mann, der auf Bildung Anspruch machen will, muß einige Jahre auf der Universität studirt haben, und damit diejenigen, welche sich dem Kriegs- und Flottendienste widmen, nicht leer ausgehen, hat man auch Marine- und Militärakademien in Jedo gegründet. Die Lehrer, welche an letztern wirken, haben ihrerseits Unterricht von holländischen Seeoffizieren in Nagasaki erhalten. In letzterer Stadt besteht auch die vorzügliche von Dr. Pompe van den Meerdervoort gegründete japanisch-medicinische Akademie, deren Geschichte uns den besten Einblick in den Einfluß der Holländer auf Japan eröffnet. Anfangs bildete die Sprache eine große Schwierigkeit zwischen beiden Theilen, indessen die Japaner hatten alle holländisch gelernt, ihr Lehrer bemühte sich, den Nagasaki-Dialekt zu radebrechen, und ein von ihm verfaßter Leitfaden, der in der japanischen Druckerei zu Desima gedruckt wurde, half dann weiter nach. Als die Studenten einige Fortschritte gemacht hatten, besuchte Dr. Pompe mit ihnen die Krankenbetten in der Stadt und überzeugte sie durch günstige Erfolge, wie hoch die europäische Medicin über ihrer eigenen empirischen Methode stehe. Die Regierung sorgte für Anlage einer Bibliothek, Naturkunde und Chemie wurden vorgetragen, ein chemisches Laboratorium erbaut und eine chirurgische Instrumentensammlung in Europa angekauft. Auch ein Hospital mit 120 Betten wurde eingerichtet. Nur eins fehlte, um den Unterricht wirksam zu machen: man verweigerte das Seciren von Leichen durch einen Europäer, um nicht gegen das Vorurtheil des Volks zu verstoßen. Nach langem Drängen setzte sich indessen die Regierung darüber hinweg und am 9. Sept. 1859 wurde in Gegenwart von 45 japanischen Aerzten und Studenten der Medicin sowie einer Hebamme die erste Leiche zergliedert. Soldaten schützten den Anatomieplatz gegen etwaige Volksaufläufe und der Gouverneur von Nagasaki ließ zur Beruhigung der Gemüther folgende Proclamation an die Straßenecken anschlagen: „Wenn dieser Verbrecher nach seinem Tode den Studenten der Medicin zur Belehrung gedient hat und

Digitized by Google

somit dem Volke zum Nutzen gereichte, so soll er auch nicht, wie gewöhnlich der Fall, im Verbrecherwinkel beerdigt, sondern auf Kosten der Regierung und unter Begleitung von Priestern in geheiligter Erde begraben werden." Seitdem hat die europäische Medicin festen Boden in Japan gefaßt, es erscheinen in japanischer Sprache sehr tüchtige Werke über Anatomie, Pathologie u. s. w., während auch in den andern Wissenschaften ein Eindringen abendländischer Anschauungen bemerkbar ist.

Solche Einwirkungen hatten die Europäer bei ihrem Kommen nicht beabsichtigt, die Japaner nicht erwartet, und letztere sehen, daß mehr als diplomatischer Zwang mit Kanonen im Hintergrunde unsere Wissenschaften und Gewerbe Japan an das Abendland ketten. Der Handel war es, der anfangs allein zur Eröffnung des Landes führte und in dessen Gefolge jene segensreichen Umwälzungen stattfanden. In Japan läßt sich so recht verfolgen, wie der Handel seine civilisatorische Mission erfüllt und die Völker verknüpft. Aber auch von der rein materiellen Seite betrachtet haben die Europäer alle Ursache, mit dem japanischen Handel zufrieden zu sein. Anfangs freilich schienen die erzielten Erfolge der angewandten Mühe nicht zu entsprechen und nur im Zwischenhandel zwischen Japan und China wurde verdient, später aber, als die Geldwechselfrage beigelegt und die japanische Regierung den freien Verkehr durch kleinliche Vexationen nicht mehr behinderte, nahm der Handel einen mächtigen Aufschwung. Für den europäischen Markt wurden verschifft: Thee, Seide, Kampher, Schwefel, Porzellan, Kupfer, Galläpfel, Lederwaaren u. s. w. Die Einfuhr beschränkt sich noch hauptsächlich auf Baumwoll- und Schafwollwaaren, indem bei den Japanern erst allmählich das Bedürfniß für europäische Fabrikate geweckt werden muß. Während Nagasaki an Bedeutung verlor, erhob sich Jokohama zum ersten Handelsplatze, wenn ihm auch Ohosaka für die Zukunft wieder den Rang streitig machen dürfte. Was die Handelsbewegung betrifft, so wurden ausgeführt an Seide: 1862—63 (das Handelsjahr läuft vom 1. Juli bis letzten Juni) 20058 Ballen, 1863—64 13566 Ballen, 1864—65 10743 Ballen, 1865—66 11586 Ballen, 1866—67 13389 Ballen. Nächst der Seide, die schon in allen europäischen Seidenwaarenfabriken neben der chinesischen verarbeitet wird, nimmt der Thee eine wichtige Stelle im Handel ein. Meist führt Japan ordinäre Sorten aus, indessen die feinern Arten können sich mit dem besten chinesischen Thee vollkommen messen. Die Ausfuhr betrug 1863—64 4,902896 Pfd., 1864—65 4,218482 Pfd., 1865—66 7,593000 Pfd., 1866—67 7,399000 Pfd. Nächst diesen beiden Hauptartikeln spielte die rohe Baumwolle eine Rolle im japanischen Handel, dieselbe wurde während des amerikanischen Bürgerkriegs stark nach Europa exportirt; indessen nahm die Ausfuhr wieder ab, da der Verbrauch im eigenen Lande sehr groß ist und durch denselben die Production ziemlich aufgewogen wird. Jedenfalls aber geht Japans Handel einer glänzenden Zukunft entgegen, und die Vollendung des Suezkanals auf der einen, wie der großen amerikanischen Bahn von Neuyork nach San-Francisco auf der andern Seite werden hier von tiefgreifendem Einflusse sein und weiter zur Einführung von Reformen im europäischen Sinne mithelfen. Nur die Zeit wird lehren, was die Folgen der erneuten Festsetzung fremder Nationen in dem früher so ruhigen und glücklichen Japan sein werden. Mit Sicherheit läßt sich aber über den Gang der Ereignisse gar nichts voraussagen; hier kommen zu viele verschiedenartige Factoren in Betracht, die alle eine bedeutende Rolle spielen: die Europäer, der Mikado, die Partei des Sjoguns, die nach Unabhängigkeit strebenden Landesfürsten. Daß die fremden Mächte sich jemals gutwillig wieder vertreiben lassen, ist keineswegs anzunehmen, und möchte dieses den Japanern wieder einmal auch glücken, die Folge würde lehren, daß sie mit all ihren Vorzügen und guten Eigenschaften uns und unserer Kriegskunst nicht gewachsen sind. Den Vortheil, welchen Europa und Amerika einmal über alle orientalischen Nationen gewonnen haben, sie werden ihn nun und nimmer fahren

Digitized by Google

lassen. Für Japan ist es durchaus nothwendig, daß es daher auf der neuen Bahn ehrlich und schnell fortschreite. Künste und Wissenschaften müssen im Sinne der neuen Erfahrungen gefördert werden; das Staatswesen muß neu organisirt, die mittelalterlichen, barocken Formen verlassen, der Handelsentwickelung muß kein Stein mehr in den Weg gelegt werden.

Andererseits ist aber auch zu verlangen, daß die Vertragsmächte nicht unnöthigerweise störend in die japanischen Zustände eingreifen oder aus politischer Eifersucht die eine oder andere Partei unterstützen. Bisher ist im allgemeinen immer ein Einverständniß der verschiedenen Gesandten erzielt worden, doch machen sich Anzeichen bemerkbar, daß Nordamerika seine eigenen Wege zu gehen gedenkt, während andererseits zwischen den Rivalen Rußland und England sich auch in der japanischen Politik Gegensätze anbahnen können, die zur Unterstützung verschiedener Parteien im Lande führen. Noch schlimmer wäre es, wenn die religiöse Frage, wie es den Anschein hat, abermals zu Kämpfen in dem Reiche führen sollte, das durch eine musterhafte Duldsamkeit sich auszeichnet, in dem die Bekenner des Buddhismus, der Lehren des Kong-fu-tse und der alten einheimischen Sintoreligion friedfertig nebeneinanderwohnen, ohne sich durch religiöses Gezänke das Leben zu verbittern. England aber unterstützt protestantische, Frankreich katholische Missionare, die eifersüchtig auf das Proselytenmachen sich einander befeinden. Schon einmal hatte Japan alle Ursache, die Christen zu vertreiben, weil sie als politische Partei nach der Landesherrschaft strebten und gegen die Gesetze verstießen. Man kennt die Geschichte zu gut und wünscht nicht die Rückkehr jener Zeiten, die durch Ströme Blutes bezeichnet sind. Daher stammt auch das Mißtrauen und Vorurtheil gegen die europäischen Geistlichen, die jetzt wieder ihr Bekehrungswerk beginnen, daher kommen auch neuerdings die Erlasse der Regierung, welche vor dem Uebertritt zum Christenthum warnen, ja denselben geradezu untersagen.

Durch sein Abschließungssystem ist das schöne Japan freilich zurückgeblieben, aber unser lebhaftester Wunsch muß es sein, ihm die Uebergangsschwierigkeiten in einen bessern Zustand zu erleichtern. Der Nutzen wird dann ein beiderseitiger sein. Mehr als zuvor werden die reichen Hülfsquellen des Landes sich erschließen; seine Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleiminen werden ihren Reichthum ausströmen, vor allem aber werden die „schwarzen Diamanten" zu industriellen Unternehmungen aneifern. Denn Japans Reichthum an Steinkohlen ist unerschöpflich. Mehr als ein Reisender und Gesandter hat hervorgehoben, daß Japan das „Großbritannien des Ostens" werden könne. Industrie und Fabrikwesen werden sicher eine hohe Entwickelung annehmen; der Handel mit Rohseide und Thee breitet sich von Jahr zu Jahr mehr aus; das Volk ist intelligent, unternehmend und von außerordentlicher Begabung für das Seewesen. Wie es zu kämpfen versteht, wurde bereits mehreremale hervorgehoben, und Material zu tüchtigen Soldaten, die heute einmal nicht fehlen dürfen, ist in Hülle und Fülle vorhanden. Die Regierung freilich ist hier stets noch durch Zwietracht und Bürgerkrieg geschwächt, doch enthält sie alle Elemente, um daraus eine kräftige Staatsgewalt zu bilden. Nur ein treuer Taiko oder Ije-jas braucht zu erstehen, um der Verwirrung von heute ein Ende zu machen; dann wird Japan den Platz einnehmen, der ihm gebührt; es wird mit Riesenschritten vorwärts eilen und geachtet neben den Völkern Europas stehen.

Digitized by Google

Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre.

Dritter Artikel.

Die Industrie- und Handelspolitik Oesterreichs.

Die Stichhaltigkeit des Schutzsystems hätte in keinem andern Lande sich so sehr erproben lassen in Oesterreich. Mehr als ein Jahrhundert hing man an demselben fest, und wenn der Schutz wirklich Industrie zu entwickeln und großzuziehen im Stande wäre, müßte der Kaiserstaat zu den ersten Industrieländern gehören. Die anerkannte Wahrheit, daß es mit dem Schutze allein nicht gethan sei, leuchtete den vormärzlichen Staatsmännern in Oesterreich entweder nicht ein, oder sie besaßen nicht die Energie, um jene Institutionen durchzuführen, welche das Protectionssystem wenigstens einigermaßen rechtfertigen können. Die Zollerhöhungen und Prohibitionen in den Jahren 1810—12 erklären sich zumeist aus dem Stande der damaligen Finanzen, man suchte die Einnahmen zu steigern, so gut es ging, die Rücksicht auf die Industrie war nicht im entferntesten ausschlaggebend. Aber auch nach Herstellung des Friedens blieb das System intact. Mit welcher Langsamkeit man überhaupt den wirthschaftlichen Interessen Rechnung trug, zeigt die einfache Thatsache, daß erst im Jahre 1816 sämmtliche Zollinien in dem cisleithanischen Oesterreich gefallen waren und ein einheitliches deutsch-italienisch-slawisches Handelsgebiet zu Stande kam; Ungarn behauptete seine Sonderstellung. Die Bestrebungen List's, das österreichische Cabinet zu einer großartigen Handelspolitik fortzureißen, blieben erfolglos, trotzdem derselbe klar und bestimmt darauf hinwies, daß ein Blick auf die Karte den deutlichsten Beweis liefere, wie die Natur selbst die österreichischen Staaten mit dem übrigen Deutschland in die innigste Verbindung gesetzt habe. Oesterreich sah ruhig zu, wie Zollbündnisse in Deutschland emporschossen und der Grund zum Deutschen Zollverein gelegt wurde. Die leitenden Staatsmänner studirten zu wiederholten malen die Frage über eine zweckmäßige Verbindung mit dem Zollverein, aber die Studien gelangten nie zum Abschluß, weil die nöthige Thatkraft fehlte. Man kümmerte sich sonst um die Wünsche des Volks wenig oder gar nicht, das Staatsinteresse gipfelte in dynastischen Tendenzen, aber auf dem handelspolitischen Gebiete ließ man sich von dem Geschrei der Industriellen beeinflussen, welche betheuerten, sie müßten bei einer etwaigen Aenderung des Zollsystems, bei einem Anschlusse an den Zollverein zu Grunde gehen. Das Prohibitivsystem behagte so sehr dem indolenten Charakter der Bevölkerung, daß die Nothwendigkeit eines Schutzzolls ein Axiom der Gewerbtreibenden wurde; man scheute eine jede Kraftanstrengung und befand sich unter den Fittichen des Schutzes ganz wohl. Die Regierung, welche bei der Unbildung der Masse in politischen und wirthschaftlichen Fragen eine bessere Einsicht hätte an den Tag legen sollen, that nichts, die Menge aufzuklären, ihr selbst schienen die einmal überkommenen Zustände zu behagen, es blieb alles beim alten. Es erfolgten wol im Laufe eines Menschenalters einzelne Aenderungen, man minderte einzelne Zollsätze herab, man hob einige Einfuhrverbote auf, aber alle diese Maßnahmen wurden systemlos vollzogen; man sucht vergebens nach einem festen Princip, nach einem Grundsatz, welcher allen diesen Regierungsthaten zu Grunde lag. Die größten Arbeiten, die Staats- und Monopolordnung vom 11. Juli 1835 und der neue Zolltarif für die Einfuhr und Ausfuhr der Waaren vom 27. Dec. 1838 waren compilatorischer Natur und eine Nothwendigkeit für die Beamten selbst, welche sich in dem Wuste von Verordnungen und Erlassen nicht mehr zurechtfanden. Der Tarif enthielt 69 Einfuhr- und 10 Ausfuhrverbote, darunter die sämmtlichen Woll-,

Digitized by Google

Hanf- und Leinenwaaren, die meisten Seidenarbeiten! Nur gegen eine Licenz, welche durch theueres Geld erlangt werden konnte, war die Einfuhr dieser Artikel gestattet. Spätere Versuche, das handelspolitische System einer einschneidenden Reform zu unterziehen, riefen ebenfalls den Widerspruch und Protest der industriellen Kreise hervor, man wies auf den sichern Ruin des Landes hin, wenn an den wohlthätigen Einrichtungen des Prohibitivsystems gerüttelt würde, und eine allerhöchste Entschließung des Kaisers vom 9. April 1844 besagte, daß er nicht geneigt sei, die Zollreform platzgreifen zu lassen.*)

Das Schutzsystem hätte vielleicht in gewisser Beziehung nützlich werden können, wenn man die Hebung der Productivkräfte energisch in Angriff genommen hätte. Dann, aber nur dann haben die Protection und Prohibition wenigstens einen Sinn. Allein auf keinem Gebiete des staatlichen Lebens verspürte man irgendeinen Hauch von Schöpfungskraft, nirgends treten uns Maßnahmen entgegen, welche eine industrielle Erziehung der verschiedenen Nationen hätten bezwecken sollen. Man berief sich auf die Autorität List's, wenn man das Bedürfniß fühlte, die Regierungstendenzen ins klare Licht zu setzen, was ohnehin selten genug geschah, und that schlechterdings nichts, um die Arbeitskräfte der Völker heranzubilden und zu entwickeln. Wie traurig sah es mit dem Unterrichte aus! Da ist es kein Wunder, wenn eine neue Zeit hereinbrach und die Massen in politischer und wirthschaftlicher Beziehung vollkommen unreif fand.

Mit der Uebernahme des Handelsministeriums durch Bruck (am 21. Nov. 1848) beginnt für die Handelspolitik Oesterreichs eine neue Aera. In die kurze Zeit seiner Wirksamkeit (bis zum 28. Mai 1851) als Handelsminister fallen die einschneidendsten und gewichtigsten Reformen, welche das alte Oesterreich von dem neuen vollständig scheiden. Die Reform des Zollwesens war ein dringendes unabweisbares Bedürfniß. Zunächst mußte die Scheidewand, welche die deutsch-österreichischen Länder von jenen der ungarischen Krone trennte, fallen. Die Zollinie zwischen Oesterreich und Ungarn wurde aufgehoben (1. Oct. 1850). Zur Regulirung eines allgemeinen Zolltarifs trat im April 1849 eine Zolltarifsrevisionscommission unter dem Vorsitze des damaligen Sectionschefs Baumgartner zusammen, welche sich durch Industrielle und Kaufleute verstärkte und bis zum Jahre 1850 thätig war. Nachdem diese Commission einen Tarifsentwurf ausgearbeitet hatte, wurde derselbe einem Zollcongresse aus hervorragenden Industriellen und Handelsleuten der Monarchie vorgelegt und einer abermaligen Prüfung unterzogen. Der neue Zolltarif, am 6. Nov. 1851 genehmigt, trat mit dem 1. Febr. 1852 in Wirksamkeit. Die bisher bestehenden Aus-, Ein- und Durchfuhrverbote wurden aufgehoben, die Einfuhrzölle auf die Roh- und Hülfsstoffe und auf die Halbfabrikate bedeutend herabgesetzt oder gänzlich beseitigt, nur die Einfuhr der Industrieerzeugnisse mit einem höhern Zoll belegt, die Ausfuhr erleichtert, die Durchfuhr von vielen lästigen Bestimmungen befreit. Die 654 Positionen des alten Tarifs schrumpften auf weniger als die Hälfte zusammen. Bei dem Entwurfe war es auch ein Hauptbestreben, den Tarif auf Grundlage des Deutschen Zollvereinstarifs zu Stande zu bringen, um auf diese Weise die damals erstrebte Zolleinigung mit Deutschland anzubahnen.

Die ersten Andeutungen über die Art und Weise, wie diese Handelseinigung zu Stande kommen sollte, wurden am 26. Oct. 1849 in der „Wiener Zeitung" dargelegt. Sie sollte in fünf Perioden, jede von mehrjähriger Dauer, zu Stande kommen. Eine ausführliche, die frühern Vorschläge vielfach modificirende Denkschrift folgte am 30. Dec. 1849. Sie wurde der Bundescentralcommission und den einzelnen deutschen Regierungen mitgetheilt, Verwirklichung des Art. 19 der deutschen Bundesacte war ihr Zweck. Eine

*) Vgl. Plenker, „Die Entwickelung der indirecten Abgaben in Oesterreich" in der „Oesterreichischen Revue" von 1863.

Digitized by Google

zweite Denkschrift, am 30. Mai 1850 in die Oeffentlichkeit gesendet, enthielt Gedanken und Vorschläge über die Zollverfassung und Handelspolitik des künftigen österreichisch-deutschen Zollvereins. Wir übergehen hier die verschiedenen Phasen, welche die Projecte der Regierung durchmachen mußten, ehe sie in dem Februarvertrage vom Jahre 1853 eine nur partielle Verwirklichung fanden. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Vertrags bezogen sich auf Befreiung der meisten Bodenproducte und Rohstoffe für die Industrie von dem Ein- und Ausfuhrzolle, auf Festsetzung eines Begünstigungszolles für die Einfuhr der wichtigsten Halb- und Ganzfabrikate, Beschränkung des Durchfuhrzolles, wesentliche Erleichterung des Grenzverkehres u. dgl. m. Die Dauer des Vertrags wurde auf zwölf Jahre festgesetzt. Wichtig schien der Art. 25, welcher bestimmt, daß längstens im Jahre 1860 beiderseitige Commissionen zusammentreten sollen, um über die Zolleinigung zwischen den beiden Theilen, oder falls eine solche Einigung nicht erzielt werden könnte, über vorübergehende Verkehrserleichterungen und möglichste Annäherung und Gleichstellung der beiderseitigen Zolltarife zu unterhandeln. Man legte auf diesen Artikel besondern Werth, in der Hoffnung, daß das österreichische Project des Eintritts in den Zollverein in Deutschland im Laufe der Zeit Anhänger gewinnen würde, welche dann auf Preußen einen Druck ausüben würden.

Diesem Vertrage traten auch jene Länder bei, mit denen Oesterreich schon vorher eine vollständige Zolleinigung vollzogen hatte: das Fürstenthum Liechtenstein und die Herzogthümer Parma and Modena. Rasch folgten von seiten Oesterreichs jene Maßnahmen zur Regelung einer Uebereinstimmung in dem Zollverfahren und der Grenzüberwachung in Oesterreich mit jenen des Zollvereins. Die Einrichtungen des letztern bezüglich der Organisation der Zollämter und der Finanzwache wurden zunächst probeweise (am 1. Nov. 1853) beim wiener Hauptzollamt, dann in Vorarlberg und Liechtenstein, später im Freihafengebiete von Triest und dem umliegenden Grenzbezirke (vom 1. Febr. 1854), in den Kameralbezirken von Innsbruck und Leitmeritz (vom 31. Oct. 1854), endlich im Kameralbezirke zu Krakau (vom 31. Jan. 1855) eingeführt. Die Verhandlungen der Commissare Oesterreichs und Preußens behufs Feststellung der Vollzugsvorschriften fanden in Berlin (November 1853 bis Februar 1854) statt und führten zu dem Uebereinkommen vom 20. Febr. 1854, welches mehrere Bestimmungen des Zwischenzolltarifs theils erläuterte, theils ergänzte, die Form der Ursprungszeugnisse für das im Zoll begünstigte Roheisen festsetzte, endlich Bestimmungen traf über das Verfahren der Zollämter bezüglich der zur Bearbeitung, Veredlung u. s. w. zollfrei ein- und ausgehenden Gegenstände.

Der Februarvertrag erfüllte zwar nicht alle Wünsche des österreichischen Staatsmannes, welcher den Gedanken einer Handelseinigung Oesterreichs mit dem Zollverein als eine Nothwendigkeit für den Kaiserstaat betrachtete, aber es schien wenigstens ein Schritt von bedeutender Tragweite für die künftige Entwickelung. Bruck war von der Wichtigkeit des mit dem Zollverein abgeschlossenen Vertrags tief durchdrungen. Die Hoffnung, daß derselbe zu einer vollständigen Zolleinigung führen würde, gab er nicht auf. Die nachhaltigen, fruchtbaren Folgen des Vertrags blieben auch nicht aus. Die österreichische Industrie wurde aus ihrer Lethargie aufgerüttelt und die Macht der Thatsachen erhärtete auf das evidenteste, daß die Vorhersagung der Schutzzöllner, der österreichische Gewerbsfleiß gehe einem vollständigen Ruin entgegen, eitles Geschwätz war. Befriedigte der Handelsvertrag auch die Regierungskreise nicht, so söhnten sich die Industriellen allgemach mit demselben aus, da sie sich einerseits überzeugten, daß trotz mancher Zollerleichterungen die österreichische Industrie einen erhöhten Aufschwung nehme und jene dem Zollverein gewährten Positionen ihnen als das Maximum erschienen, was zu gewähren sei. Nicht blos Preußen, auch die Industriellen sahen einen innigern Zollverband mit scheelen Blicken an.

Der Abschluß des Handelsvertrags machte die abermalige Revision des kürzlich er-

Digitized by Google

lassenen allgemeinen Tarifs nothwendig. Durch allerhöchste Entschließung vom 5. Dec. 1853 wurde der neue Tarif zum Gesetz erhoben und trat mit dem 1. Jan. 1854 in Kraft. Derselbe wies, verglichen mit dem bestehenden Tarif, mancherlei Vorzüge auf, insbesondere bezüglich der Anordnung und Abstufung der Zollsätze. Die höchsten Zollsätze, die früher 600 Fl. betrugen, wurden auf 250 Fl. reducirt; Roheisen zahlte 24, anstatt 45 Kr. Auch bezüglich der Ausfuhr wurden Modificationen vorgenommen. In dem Tarif vom Jahre 1852 waren noch eine Anzahl, wenn auch niedrige Zollsätze beibehalten worden. Sie bewegten sich zwischen 1—25 Kr. und überschritten nur bei sieben Artikeln 50 Kr. Der Tarif vom Jahre 1853 wies nur bei etwa 16 Artikeln einen im Vergleich mit 1852 reducirten Zollsatz bei der Ausfuhr auf. Auch in der Zollbehandlung und Einrichtung der Zollämter wurden manche wichtige Aenderungen vorgenommen. Das Jahr 1856 brachte neue Zollreductionen des allgemeinen Tarifs von 1853. Ein Theil trat am 1. April in Kraft, so für Kaffee, Cacao, Gewürze, Zucker, Zuckermehl, Zuckersirup, Fische, Oel, Olivenöl, Wein in Flaschen und in Fässern. Vom Juli 1856 traten in Wirksamkeit die Ermäßigungen für feine Eßwaaren, Blei, gefrischtes Eisen, Stahldraht, Eisenguß, rohe Baumwollgarne, Leinengarne und rohe Wollgarne. Mehrere derselben waren eine Annäherung an den Zollvereinstarif, andere waren sogar niedriger als dieser. Diese Herabsetzung der Zölle erfolgte jedoch ohne Einvernehmen der Industriellen, und diese versäumten nicht, ihre Klagen und Wünsche laut werden zu lassen. Ein kaiserliches Handschreiben befahl wol eine Untersuchung der Wirkungen des Zolltarifs und des Februarvertrags, ohne daß jedoch die Wünsche der Protectionisten dadurch irgendwie erfüllt wurden.

Hier mögen auch eine Anzahl andere Maßnahmen auf handelspolitischem Gebiet Erwähnung finden. Noch vor Abschluß des Handelsvertrags mit dem Zollverein war ein Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Sardinien zu Stande gekommen. Im Verkehre zwischen Dalmatien und Montenegro wurde der dalmatinische Durchfuhrzoll aufgehoben. Das österreichische Zollgebiet wurde durch Einbeziehung Istriens und der Quarnerischen Inseln (Veglia, Cherso und Lussin) in dasselbe erweitert (Ministerialerlaß vom 30. Aug. 1853) und zu gleicher Zeit das Freihafengebiet von Triest auf den zum Betrieb des freien Handels in der Stadt und im Hafen erforderlichen Raum eingeschränkt. Aehnliche Einschränkungen erfuhren die Freihafengebiete von Zengg und Carlopago (vom 1. April 1855), von Fiume, Buccari und Porto Ré (vom 15. Sept. 1855).

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, es waren dies insgesammt bedeutsam einschneidende Aenderungen, welche das gesammte handelspolitische System Oesterreichs erfuhr. Die Regierung hatte damals unstreitig das Streben, wenigstens auf wirthschaftlichem Gebiet eine Anzahl durchgreifender Reformen ins Leben treten zu lassen. Für den Mangel an politischer Freiheit konnte und sollte nach der Ansicht der Machthaber das materielle Leben eine Entschädigung bieten. Man wähnte auf diese Weise den größten Theil der indolenten Bevölkerung zufrieden zu stellen. Allein Politik und Wirthschaft stehen in einem viel zu engen Zusammenhange, als daß solch eine absolute Trennung, wie sie im Plane der Regierung lag, durchführbar gewesen wäre.

Es war ein grober Fehler der Industriepolitik, daß man durch Verträge einen Bruch mit dem handelspolitischen System inaugurirte und für die Entfesselung der Arbeit gar nichts that. Jene Hemmnisse und Schranken, welche einem freien Gewerbebetriebe im Wege standen, blieben unverkürzt aufrecht erhalten. Und doch hätte man schon längst die Ueberzeugung gewinnen können, daß die Beengung des freien Spiels der productiven Kräfte eine nachtheilige Wirkung hervorbringe, daß diese theils erlahmen oder in falsche Richtungen gedrängt würden. Das Zunftwesen war in Oesterreich intact geblieben. Nur die einfachsten Hausarbeiten wurden als freie Beschäftigungen betrieben. In einzelnen Zweigen

Digitized by Google

des Gewerbebetriebes, d. h. in jenen, wo die Handarbeit durch die Maschinen erledigt wird, herrschte das System der Concessionirung vor. Der Bewerber mußte den Nachweis bestimmt vorgeschriebener Eigenschaften liefern. Der Ruf nach Reform der gesammten Gewerbegesetzgebung wurde wol lauter, fand aber taube Ohren. Man witterte allerlei Gefahren, welche im Gefolge einer absoluten Gewerbefreiheit auftreten würden, die Schrecknisse einer grauenvollen Zukunft standen den Staatslenkern vor Augen. Man kam bei Erörterung dieser Fragen über das Wenn und Aber nicht hinaus. Vor Jahren schon hatte das damalige Ministerium für Handel und Gewerbe einen Entwurf einer neuen Gewerbeordnung ausgearbeitet, die Handels- und Gewerbekammern erstatteten umfassende Gutachten. Abermals ruhte die Sache. Nachdem sie wieder aufgenommen war, stellte man Ueberprüfungen und Umarbeitungen an. Endlich erschien das kaiserliche Patent vom 20. Dec. 1859, womit für den ganzen Umfang des Reichs, Venedig und Militärgrenze ausgenommen, eine neue Gewerbeordnung erlassen wurde, die mit dem 1. Mai in Wirksamkeit trat. Der Ausschluß des venetianischen Verwaltungsgebiets rechtfertigte sich dadurch, daß daselbst die volle industrielle Freiheit durch das französische Decret vom 26. Jan. 1806 eingeführt und nach Vereinigung dieses Gebiets mit Oesterreich aufrecht erhalten wurde; in der Militärgrenze ermöglichten die daselbst bestehenden eigenthümlichen Verhältnisse die Einführung des neuen Gesetzes nicht. Nach diesem Gesetze sind blos concessionspflichtig: alle Gewerbe, welche auf mechanischem oder chemischem Wege die Vervielfältigung von literarischen oder artistischen Erzeugnissen, oder den Handel mit denselben zum Gegenstande haben (Buch-, Kupfer-, Stahl-, Holz-, Steindruckereien u. s. w.), dann Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen; die Unternehmungen von Leihanstalten für solche Erzeugnisse und Lesecabinete; die Unternehmungen periodischer Personentransporte, Schiffergewerbe, Gewerbe der Baumeister, Maurer, Steinmetzer und Zimmerleute, Rauchfangkehrer, Kanalräumer und Abdecker; die Verfertigung und der Verkauf von Waffen und Munitionsgegenständen u. dgl. m. Alle sonstigen Gewerbe dürfen frei gegen bloße Anmeldung betrieben werden. Auch ist es ein großer Vortheil des Gesetzes, daß es die Ausübung und den Betrieb mehrerer Geschäfte durch Eine Person gestattet und es jedem Gewerbtreibenden ermöglicht, Gesellen jedes Handwerks zu verwenden. Eine Anzahl von Hemmnissen sind danach hinweggefallen, so z. B. war es dem Tischler bisher nicht gestattet, die Möbel selbst zu tapezieren, der Bäcker durfte keine Zuckerwaaren herstellen u. dgl. m. Dem weiblichen Geschlechte ist der Gewerbebetrieb ungehindert gestattet. Den Lehr-, Gesellen- und Prüfungszwang kennt das neue Gesetz nicht. Ein Ueberrest der alten Zünfte hat sich in der Bestimmung über die Genossenschaften eingeschmuggelt. Dieselben sollen zu dem Zweck ins Leben gerufen werden, um dem Gewerbstande durch den corporativen Verband einen sittlichen Halt und seinen Standesinteressen einen Vereinigungs- und Stützpunkt zu bieten, und um ein Mittelglied zwischen den Gewerbtreibenden und der Regierung zu bilden. Den neuen Genossenschaften sind hauptsächlich Humanitäts-, Disciplin- und Unterrichtszwecke zugewiesen worden, aber die daran geknüpften Hoffnungen realisirten sich nicht. Schon in der ersten Session des Reichsraths wurde der wohlbegründete Antrag gestellt, daß statt der bezüglichen Vorschrift in der Gewerbeordnung die Bestimmung aufzunehmen sei: den Gewerbtreibenden stehe es frei, innerhalb der gebräuchlichen Schranken Genossenschaften zu bilden. Diese Zwangsgenossenschaften werden bald zu existiren aufgehört haben; auch manche andere Bestimmung der Gewerbeordnung, welche von dem Fortschritte der Zeit überholt worden ist, dürfte bald der Geschichte angehören. Auf dem Gebiet des Gewerbswesens bewährt sich unstreitig das Princip der unbedingtesten Freiheit. Dies läßt sich gerade an Oesterreich auf das evidenteste nachweisen. Welche Befürchtungen wurden im Jahre 1859 laut! Was glaubte man nicht alles als die unmittelbare Wirkung der Gewerbefreiheit mit Sicherheit prognosticiren zu können! Und nichts von alledem

Digitized by Google

ist eingetreten. Die Freiheit hat sich selbst in Oesterreich bewährt, was unstreitig viel sagen will.

Die politische Neugestaltung Oesterreichs blieb auf das Handels- und Industrieleben der Monarchie bei dem innigen Wechselverhältniß zwischen Politik und Volkswirthschaft nicht ohne Einfluß. Ungarn erhielt durch das kaiserliche Diplom vom 20. Oct. 1860 seine Autonomie und ein kaiserliches Handbillet an den Baron Vay bestimmte, daß im Interesse der Sicherheit des Besitzes und der Stetigkeit der Privatrechtsverhältnisse alle Bestimmungen und Einrichtungen des bürgerlichen und des Strafrechts so lange in voller Wirksamkeit bestehen sollen, als nicht im Wege der Gesetzgebung die allfälligen Veränderungen vereinbart werden. Indeß drängte man in Ungarn auf Beseitigung jener Gesetze und Verordnungen, welche der Absolutismus, wenn auch zum Vortheile des Landes, in den funfziger Jahren erlassen hatte. Der Hofkanzler besaß nicht den nöthigen Muth zum Widerstande. Die Rechtscontinuität sollte auch auf diesem Gebiete gewahrt werden. Also Beseitigung des Bürgerlichen Gesetzbuches, des Wechselrechts, Wiedereinführung des Corpus juris, des ungarischen Wechselrechts! Nur das Grundbuch fand Gnade. Selbst in Ungarn wurden Stimmen laut, welche dies Vorgehen bedauerten; aber was war zu thun? Die nationale Partei kümmerte sich um Wirthschaft und wirthschaftlichen Fortschritt blutwenig. Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Wechselrecht waren, gegenüber den avitischen Institutionen, eine große Errungenschaft gewesen. Diese behagten den nationalen Stimmführern, also wurden sie rehabilitirt, da mit den alten Gesetzen auch eine große Anzahl von Misbräuchen ihren Einzug hielt. Die Folge war trostlose Verwirrung. Der intelligente Handelsstand machte vergebens auf die Misstände, welche unbedingt im Gefolge der Wiederherstellung antiquirter Normen auftreten würden, aufmerksam.

Die weitere Ausbildung des Februarvertrags blieb Hauptziel der Handelspolitik, der Eintritt in den Zollverein der sehnlichste Wunsch Oesterreichs. Waren doch hierbei nur politische Interessen maßgebend. Zu spät erkannte man die großen Vortheile, welche die Bildung des Zollvereins für Preußen mit sich brachte; es entging den österreichischen Staatsmännern nicht, daß die materiellen Interessen einen weit bessern Kitt bilden als alle Phrasen von deutscher Einheit und Zusammengehörigkeit. Der Zollverein hatte die Probe bestanden; trotz aller Agitation von seiten Oesterreichs, trotz der Antipathie des Südens gegen die Präponderanz des Nordens, waren die Versuche zur Sprengung des Zollbundes erfolglos geblieben. Und nun war es der gewandten preußischen Politik gelungen, den Steuerverein, freilich gegen Gewährung eines Präcipuums, zum Eintritt in den Zollverein zu bewegen. Oesterreich wendete alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, dasselbe Ziel zu erlangen. Man spielte in allen Tonarten, setzte alle Hebel in Bewegung, umsonst. Preußen war wachsam genug, seine einmal erlangte Position zu vertheidigen und sich gegen den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein zu wehren. Sentimentale Politiker und eifrige Freunde Oesterreichs fanden nicht Worte genug, dies Verfahren zu brandmarken, ohne zu bedenken, daß es eine eigenthümliche Forderung war, die Mühen einer durch Jahrzehnte verfolgten Politik einfach preiszugeben und dem natürlichen Gegner einen Platz einzuräumen, welcher ihm die Mittel bot, leichten Kaufs einen hervorragenden Einfluß, vielleicht auch die Suprematie zu erlangen. Man appellirte an alle möglichen Gefühle, schlug alle Saiten der Empfindung an, verlangte eine Selbstverleugnung ohnegleichen, während man selbst durchaus egoistische Plane verfolgte. Wann hat je ein Staat eine mit großer Anstrengung erlangte Position aufgegeben? Und diese Forderung stellte man an Preußen, und verblendete Politiker, welche den realen Factoren des staatlichen Lebens eine Berechtigung einzuräumen nicht gesonnen sind, sondern selbstgeschaffenen Theoremen huldigen, bliesen in dasselbe Horn, welches aus Wien in verschiedenartigen Variationen Lockrufe ertönen ließ.

Digitized by Google

Die Versuche Oesterreichs zur Einleitung von weitern Verhandlungen bezüglich eines Eintritts in den Zollverein suchte Preußen durch alle möglichen Mittel zu hintertreiben. Der §. 25 des Vertrags bot allerdings Anhaltspunkte. Derselbe bestimmte, daß mindestens im Jahre 1860 Commissarien der contrahirenden Staaten zusammenkommen sollten, um über die Zolleinigung oder falls eine solche nicht zu Stande gebracht werden könnte, über weiter gehende Verkehrserleichterungen und über möglichste Annäherung und Gleichstellung der beiderseitigen Zolltarife zu unterhandeln. Oesterreich wollte indeß diesen Zeitpunkt nicht abwarten und drängte auf Anticipirung dieses Termins, Preußen zögerte. Freilich war es andererseits ungerechtfertigt, daß bei den im Jahre 1858 zu Wien abgehaltenen Berathungen von Bevollmächtigten der Zollvereinsstaaten nicht einmal die Aufhebung der Durchfuhrzölle für den gegenseitigen Verkehr erzielt werden konnte. Eine officielle Einladung Oesterreichs zur Einleitung der im §. 25 des Februarvertrags bestimmten Verhandlungen lehnte Preußen mit dem Bemerken ab, daß die Zolleinigung zwischen Oesterreich und dem Zollverein ein unerreichbares Ziel sei. Daß diesem Gebaren eine oppositionelle Tendenz zu Grunde liege, ging besonders daraus hervor, daß Preußen die Durchfuhrzölle, gegen deren Beseitigung es sich ausgesprochen hatte, später aus eigener Initiative aufhob (1. März 1861).

Das Jahr 1860 wird in der Geschichte der europäischen Handelspolitik immer denkwürdig bleiben. Der Abschluß eines Handelsvertrags zwischen Frankreich und Großbritannien (23. Jan. 1860) inaugurirte eine neue Aera. Selbst Frankreich sah sich genöthigt, mit dem Schutzsystem zu brechen und den Freihandel anzubahnen. Die Träume kühner Denker begannen sich zu realisiren. Bald darauf erfolgte der Abschluß eines Vertrags zwischen Frankreich und Belgien (1. Mai 1861). Der Zollverein konnte diese Vorgänge nicht unberücksichtigt lassen, das Bestreben, ähnliche Vortheile von Frankreich zu erlangen, wie sie England und Belgien waren eingeräumt worden, war ein allzu gerechtfertigtes und natürliches. Nach langwierigen Unterhandlungen kam der bekannte preußisch-französische Vertrag vom 29. März 1862 zu Stande.

Während noch die Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich in der Schwebe waren, erließ Oesterreich eine Denkschrift, welche seinen Standpunkt hinsichtlich der Verhandlungen des Zollvereins mit Frankreich darlegte. Oesterreich erklärte, daß ein etwaiger Vertrag für den Fortbestand und die weitere Ausbildung der durch den Vertrag vom 19. Febr. 1853 zwischen Oesterreich und dem Zollverein gegründeten nahen Beziehungen neue Schwierigkeiten schaffen könnte. Die Denkschrift begründet diese Besorgniß durch eine Beleuchtung der Rückwirkung, welche ein solcher Vertrag theils auf die materiellen Interessen Oesterreichs, theils auf dessen gegenwärtige handelspolitische Stellung zum Zollverein üben werde. Insbesondere befürchtet sie für die finanziellen Interessen von den Frankreich zu gewährenden Zollerleichterungen, sobald dieselben das bestehende Gleichgewicht zwischen den beiderseitigen Außenzöllen verrücken, bedenkliche Nachtheile, gleichviel ob Oesterreich das Gleichgewicht durch Ermäßigung seiner Außenzölle oder durch Erhöhung seiner Zwischenzölle wiederherstellt. Diese im September 1861 überreichte Denkschrift wurde erst am 7. April 1862 beantwortet. Preußen ließ sich demnach in der Weiterführung seiner Verhandlungen mit Frankreich nicht beirren, und erst nach Abschluß derselben versuchte Graf Bernstorff, welcher damals die auswärtige Politik Preußens leitete, darzustellen, welche Vortheile der französische Vertrag auch für Oesterreich zur Folge haben werde, und daß es nicht thunlich sei, die Wünsche Oesterreichs ganz zu befriedigen.

Schon nach einem Monate (am 7. Mai 1862) erfolgte die österreichische Antwort. Dieselbe gipfelt in dem Satze: Die Absicht Preußens sei dahin gegangen, durch Abschluß eines Vertrags, „welcher jedes bevorzugte engere Verhältniß Oesterreichs zum Zollverein für die ganze Zukunft des letztern unmöglich macht, die handelspolitische Trennung Oester-

Digitized by Google

reichs von dem übrigen Deutschland zur dauernden Thatsache zu erheben". Der Vorgang Preußens sei eine Verletzung des Februarvertrags. Nach §. 4 desselben könnten wol einzelne Tarifveränderungen vorgenommen werden, aber eine totale Reform dieses Tarifs stehe im Widerspruche mit demselben. Auch der §. 31 des zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossenen Handelsvertrags, welcher letzteres verpflichtet, keine Ausfuhrverbot in Kraft zu setzen, welches nicht zu gleicher Zeit auf die andern Nationen Anwendung finde, errege Bedenken. Dieser Artikel berühre nicht allein commerzielle Interessen, sondern den deutschen Nationalverband und die Eigenschaft des Deutschen Bundes als Gesammtmacht und als militärische Einheit. Bisher habe nämlich der Bund unbestritten das Recht geübt, aus Gründen der äußern Sicherheit Deutschlands für das gesammte Bundesgebiet Verbote der Ausfuhr von Pferden, Waffen, Munition, Approvisionirungsgegenständen u. s. w., sei es nach allen, sei es nach einzelnen Verkehrsrichtungen zu erlassen. Dieser Protest Oesterreichs verhallte fruchtlos. Die preußischen Kammern stimmten dem Vertrage mit Frankreich bei, am 2. Aug. 1862 erfolgte die Unterzeichnung desselben.

Inzwischen war Oesterreich nicht unthätig geblieben. Am 10. Juli 1862 machte es neue Vorschläge zur Ordnung der handelspolitischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und dem Zollverein und legte zu diesem Behufe Vertragsentwürfe nebst Motivirung derselben vor. Es berief sich merkwürdigerweise auf den Art. 19 der Bundesacte und sah die Verwirklichung desselben in weite Ferne gerückt, die Verwirklichung eines Artikels, für dessen Durchführung beinahe 40 Jahre nichts gethan wurde! Die Anträge Oesterreichs gipfelten in dem Vorschlage einer vollständigen Zoll- und Handelseinigung zwischen Oesterreich und dem Zollvereine. Die gegenwärtig von einer gemeinsamen Zolllinie unschlossenen Länder Oesterreichs und die Länder des Deutschen Zollvereins bilden spätestens vom 1. Jan. 1865 bis Ende 1877 ein gemeinsames Handels- und Zollgebiet. Die Zölle werden in Oesterreich wie im Zollverein in Silber bemessen und eingehoben. Papiergeld, welches nicht im vollen Nennwerthe bei den dafür bestimmten öffentlichen Kassen gegen Silber umgewechselt werden kann, ist von der Annahme der Zollzahlung ausgeschlossen. Oesterreich verzichtet auf eine Theilung der Zolleinkünfte; jeder der beiden contrahirenden Theile erhebt die Einkünfte auch von den in seinem Gebiete verzollten Waaren. Nur ausnahmsweise werden für Garne, Gewebe, Papier, Leder, Eisen, Glas, Thon-, Metall- und Kurze Waaren in der Einfuhr und für Hadern in der Ausfuhr, um den freien Uebergang dieser Waarengattungen aus dem einen Gebiet in das andere zu ermöglichen, die eingehenden Zölle in dem Verhältniß getheilt, daß Oesterreich drei Achtel und der Zollverein fünf Achtel des Gesammtertrags erhält. Erst nach erfolgter Einigung über die Hauptpositionen des Zolltarifs findet eine vorläufige Verständigung zwischen Oesterreich, Preußen und den übrigen Regierungen des Zollvereins über die nothwendigen Modificationen des von Preußen und Frankreich paraphirten Vertrags vom 19. März statt. Oesterreich und Preußen werden von den übrigen Vereinsstaaten zur Führung der Verhandlungen mit Frankreich und eventuell mit England betraut. Diese Verhandlungen sollen auf die Feststellung nicht von einzelnen Zollsätzen, sondern von mehr oder minder allgemeinen Grundsätzen, z. B. die Nichterhöhung der bestehenden Zollsätze über ein bestimmtes Procent des Werthes der Waaren hinaus gerichtet sein.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Propositionen in einigen Kreisen Deutschlands großes Aufsehen machten und mit besonderer Befriedigung aufgenommen wurden. Die Gegner Preußens gewannen durch den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein einen gewaltigen Stützpunkt und die Schutzzöllner agitirten in Wort und Schrift für den Kaiserstaat, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es mit dem Freihandel gute Wege habe, sobald Oesterreich im Zollverein festen Boden gewonnen. Der österreichische Minister hatte sich indeß dennoch verrechnet. Wol erfolgten Ablehnungen des preußisch-französischen Handelsvertrags von

Digitized by Google

seiten Hannovers, Baierns und Würtembergs und eine Krisis des Zollvereins war im Anzuge; allein es mußte dem blödesten Politiker klar werden, daß diese Staaten ihren Widerstand aufgeben würden, wenn ihnen das Messer an die Kehle gesetzt würde. Gerade diese Länder hatten zu große Vortheile vom Zollvereine, als daß sie in der Stunde der Entscheidung nicht einlenken sollten. Man protestirte, erhob Einwendungen; es konnte ja nichts schaden. Die Süddeutschen wissen zu rechnen, wenn es sich um den Beutel handelt, Handelschaft ist keine Freundschaft. Der Erfolg wäre für Oesterreich ein ganz anderer gewesen, wenn es sich auf den Boden der Thatsachen gestellt hätte. Man mußte entweder den Handelsvertrag als ein fait accompli acceptiren und den Eintritt in den Zollverein auf Basis des geschlossenen Vertrags annehmen, oder den süddeutschen Regierungen für den Fall ihres Austritts aus dem Zollverein annehmbare Bedingungen stellen und einen süddeutschen Handelsverein, Oesterreich inbegriffen, abzuschließen suchen. Hierzu fehlte es den österreichischen Staatsmännern an Energie und Verständniß. Man erhoffte einen entschiedenen Widerstand gegen Preußen und sah sich — getäuscht. Vielleicht wäre die österreichische Regierung in energischerer Weise vorgegangen, wenn sie eine lebhaftere Unterstützung bei den Industriellen des eigenen Landes gefunden hätte. Allein das Rechberg'sche Project vom 10. Juli 1862 fand vielfachen Widerstand; viele Corporationen äußerten sich entschieden abrathend und perhorrescirten den Eintritt in den Zollverein.

Der Gegenstand ist wichtig genug und bezeichnend für den Stand wirthschaftlicher Kenntnisse unter den österreichischen Industriellen, um ihn nicht vollständig mit Stillschweigen zu übergehen. Die Regierung hatte auf Basis der Vorschläge vom 10. Juli 1862 einen Tarifentwurf ausarbeiten lassen und übergab denselben auch den Handels- und Gewerbekammern, den landwirthschaftlichen Gesellschaften und Vereinen zur Begutachtung (9. Dec. 1863). Die Aeußerungen derselben lauteten höchst verschieden. Die Urproducenten sprachen sich natürlich ganz entschieden für die Zolleinigung aus; sie konnten bei einer nähern Verbindung mit Deutschland nur gewinnen. Auch bildet ja bekanntlich die Landwirthschaft einen höchst wichtigen Factor des wirthschaftlichen Lebens in Oesterreich, und die Regierung hatte dadurch wenigstens einen Stützpunkt. Dagegen erklärten sich jene landwirthschaftlichen Corporationen, welche mehr die agricolen Nebengewerbe ins Auge faßten, nur unter Vorbehalten und bedingungsweise für das ministerielle Project. Die einen hielten die Spiritusindustrie, die andern die Zuckererzeugung für gefährdet u. s. w. Von den 32 eingelangten Handelskammerberichten sprachen sich 10 unbedingt gegen, 22 theils bedingt, theils unbedingt für die Vorschläge der Regierung aus. Die Argumente gegen die Zolleinigung sind die alten. Wann waren je die Schutzzöllner um Gründe verlegen? Es ließe sich ein ganzes Buch darüber schreiben, wollte man ernstlich an eine Widerlegung dieser wohlfeilen Phrasen gehen. Daß das Fallen der Zollschranken nicht ohne Rückwirkung auf einzelne Industriezweige bleiben würde, leugnete auch der entschiedenste Freihändler nicht, aber ihm schwebten auch die großen Vortheile vor, welche dem wirthschaftlichen Leben Oesterreichs erwachsen würden, während die Protectionisten nur verderbenschwangere Gefahren witterten.

Was jeder einsichtige Kenner der wirthschaftlichen Entwickelung des Zollvereins von vornherein vorausgesagt hatte und nur die österreichische Regierung nicht recht glauben wollte, trat ein, daß trotz aller Propositionen Oesterreichs der Süden Deutschlands nicht aus dem Zollvereine ausscheiden werde. In München fand eine Zusammenkunft eines österreichischen Delegirten mit Abgeordneten Baierns, Würtembergs, Hannovers, Badens, der beiden Hessen und Nassaus statt, ohne daß diese sich Oesterreich gegenüber zu irgendetwas Positivem verpflichtet hätten. Man verhandelte nicht einmal über die österreichischen Einigungsvorschläge, noch über den Tarifsentwurf, man einigte sich schließlich blos

Digitized by Google

dahin, daß man auf der Zollconferenz zu Berlin einen Vertrag mit Oesterreich auf Grund gegenseitiger Verkehrserleichterungen, welche Frankreich nicht zuzugestehen seien, empfehlen wolle. Es war auch klar, daß man sich jede fernere Action, falls man nicht durchdringen würde, vorbehielt.

Oesterreich ließ auch das enge Bündniß mit Preußen in der schleswig-holsteinischen Frage ungenutzt, um in handelspolitischer Beziehung einige Concessionen zu erlangen. Rechberg rechnete mit Sicherheit darauf, obzwar Bismarck gewandt und klug genug war, nichts als vage Versprechungen zu machen. Auf diese gestützt wurde Preußen im März 1864 zu Specialverhandlungen über die handelspolitische Frage eingeladen. Preußen willigte ein und Prag wurde zum Verhandlungsorte, Geheimrath Hasselbach zum Vertreter gewählt; von seiten Oesterreichs erschien der damalige Sectionschef von Hock. Die Verhandlungen dauerten drei Tage lang. Die Zolleinigung lehnte Preußen naturgemäß ab, dagegen erklärte es sich zu einem neuen Vertrage auf Grundlage des Februartractats bereit. Die weitern Ergebnisse der prager Verhandlungen waren gerade nicht erkleclich zu nennen. Die damalige Sachlage resumirt ein Kenner der Verhältnisse dahin, „was noch erreicht werden konnte, damit die gewünschte Versöhnung eine nicht blos dem Handel und der Industrie, sondern auch der deutschen Politik Oesterreichs zusagende sei, war höchstens, daß einige der Zollbegünstigungen, welche Preußen Oesterreich gewähre, auch ausschließende seien, sodaß sie neben dem Zollcartel und den allgemeinen Verkehrserleichterungen das enge und bevorzugte Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland beurkundeten". Man wußte demnach Preußen gegenüber „die augenblickliche politische Lage zu benutzen, welche es in eine Abhängigkeit von Oesterreich gesetzt hatte (!), und Frankreich durch Abschluß eines vortheilhaften Handelsvertrags mit ihm zu bewegen, daß es zu Gunsten der Oesterreich im Zollverein zu gewährenden Begünstigungen auf die nach Art. 31 seines Vertrags ihm zustehende Theilnahme an denselben verzichte". (Hock in der „Oesterreichischen Revue", 1867, Heft 1.)

Dies war jedoch nicht der Weg, den das österreichische Cabinet einzuschlagen sich entschloß. Die in Prag zu Stande gebrachten Vereinbarungen nahm das preußische Cabinet als Grundlage weiterer Verhandlungen an (14. April 1864), während Oesterreich dieselben verwarf und auf eine Verhandlung über die Zolleinigung und die Propositionen vom 10. Juli 1862 bestand.

Aber alle Versuche Oesterreichs, mit Hülfe Baierns seine Absichten zu verwirklichen, hatten kein Resultat. Auf der münchener Conferenz begnügten sich die Commissare der dort vertretenen Vereinsstaaten Baiern, Würtemberg, Großherzogthum Hessen und Nassau, Oesterreich anzuempfehlen, daß es in Verhandlung wegen Aufrechterhaltung und Fortbildung des Februarvertrags trete! Sie würden dasselbe unterstützen. Nun blieb nichts übrig als sich zu fügen. Der österreichische Geschäftsträger in Berlin erhielt den Auftrag, die Bereitwilligkeit zur Aufnahme der Verhandlungen zu erklären unter der Bedingung, „daß von vornherein festgestellt werde, als Ziel des Vertrags sei die künftige Zolleinigung anzuerkennen, und die wenigen ausschließenden Begünstigungen, die Oesterreich im Zollverein ausspreche, sowie die Grundzüge des zwischen Oesterreich und dem Zollverein abzuschließenden Vertrags müßten früher festgesetzt werden als die Ratification des französisch-preußischen Vertrags". Aber auch diese schon beträchtlich reducirten Wünsche der österreichischen Regierung wurden nicht realisirt. Bei den nochmals zu Prag eröffneten Verhandlungen verweigerte der preußische Vertreter das bereits in einer frühern Sitzung gemachte Zugeständniß, daß im Vertrage ein bestimmter Zeitpunkt festgestellt werde, in welchem dereinst über die Zolleinigung zu verhandeln wäre.

Wir übergehen die mannichfachen Zwischenfälle, welche den Abschluß eines Vertrags verzögerten, der ohnehin nur eine kurzlebige Dauer hatte. Am 11. April 1865 erfolgte endlich die Unterzeichnung des Tractats. Conform den Ansichten, welche sich über die Un-

Digitized by Google

brauchbarkeit des Differentialzollsystems herausgebildet hatten, dessen Aufrechterhaltung auch durch Art. 31 des preußisch-französischen Handelsvertrags unmöglich war, fiel dasselbe. Beide Gebiete sind für die Dauer des Vertrags zur Beibehaltung eines mäßigen Schutzzollsystems verpflichtet. Dieser Punkt war insbesondere für Oesterreich von vitaler Bedeutung, da eine immer mächtiger werdende Partei für die Rückkehr oder für Beibehaltung des Handelsschutzes energisch arbeitete. Es war das letzte mal, daß die Protectionisten alle Minen springen ließen, das verlorene Terrain wiederzuerobern.

Im Sistirungsministerium erhielt Oesterreich endlich wieder einen Handelsminister. Schmerling hatte sich nicht entschließen können, einem tüchtigen Manne dieses Portefeuille zu übertragen, da niemand sich eine ähnliche Stellung würde haben gefallen lassen, wie sie damals factisch dem Handelsminister zufiel. Wichtige Fragen der wirthschaftlichen Gesetzgebung wurden in letzter Instanz von andern Ministerien entschieden, in jeder Beziehung war die Wirksamkeit des Handelsministers eingeengt und eingeschränkt. Baron Wüllerstorff übernahm im Grafenministerium das Portefeuille. Ein neuer Name, welcher bei allen Combinationen, die bisher bei Besetzung dieses Postens in Betracht kamen, nicht genannt worden war. Man wies auf einige Denkschriften desselben hin, welche von seiner tiefen Einsicht in wirthschaftlichen Fragen Zeugniß ablegen sollten, man machte auf die Erfahrungen aufmerksam, die er sich bei der Leitung der Novarafahrt erworben haben mochte, man betonte seine allgemeine Bildung. Genug, mancherlei Hoffnungen und Erwartungen wurden ihm entgegengebracht. De Pretis, ein noch junger begabter Mann, wurde Sectionschef und dem Minister auf diese Weise eine tüchtige Kraft an die Seite gegeben. Der neue Handelsminister brachte den besten Willen mit, er wollte gewiß das Beste leisten. Und es läßt sich auch nicht leugnen, er nahm mancherlei in Angriff, aber eine neue Aera hat seine Thätigkeit in Oesterreich nicht begründet; es fehlte ihm hierzu an der rechten Energie, an dem vollständigen Verständniß für jene Fragen, deren Lösung eine brennende war. Es ist in Oesterreich das Schicksal aller Handelsminister gewesen, daß sie viel versprachen und wenig hielten. Es scheint als ob es gerade für dieses Gebiet an den rechten Geistern fehlen würde. Mühselig wird der Karren weiter gebracht, mehr geschoben als energisch geführt.

Für den Verlust an politischer Freiheit, welche von seiten des Grafenministeriums der Monarchie thatsächlich zugedacht war, wollte es die getreuen Unterthanen auf andern Gebieten entschädigen. Man wußte es in officiösen und officiellen Blättern nicht genug zu rühmen, daß sich Oesterreich durch wirthschaftliche Reformen den fortgeschrittenen Nationen Europas anreihen werde. Die Fahne des Freihandels wurde hoch erhoben. War dies ein wirkliches Verdienst des Ministeriums? Mitnichten. Das Schutzzollsystem lag in den letzten Zügen. Mit einem außerordentlichen Aufwande geistiger Mittel von der Theorie bekämpft, mit einer Hartnäckigkeit und Zähigkeit sondergleichen vertheidigt, war man auch in Oesterreich genöthigt, der unerbittlichen Logik der Thatsachen zu weichen. In England hatte der Freihandel alle schutzzöllnerischen Theoreme Lügen gestraft, ein kolossaler einzig dastehender Aufschwung des wirthschaftlichen Lebens datirte seit jener Epoche der großartigen Peel'schen Reformen, und selbst die Tories hatten sich damit ausgesöhnt. Frankreich hatte mit dem Prohibitivsystem gebrochen. Der Zollverein lenkte wieder in die Bahnen der Handelsfreiheit, welche er seit zwei Decennien verlassen, ein; was blieb Oesterreichs Staatsmännern übrig als zu folgen, sie mochten wollen oder nicht! Selbst blödere Augen mußten einsehen, daß der Monarchie nur auf diese Weise wahrhaft geholfen werden könne. Freilich das Geschrei der Protectionisten ließ laut und genug den oft und immer wiederkehrenden Refrain ertönen: „Wir gehen zu Grunde", aber dem Ministerium, welches stolz über die Anhänger der Verfassung hinwegschritt, kam es auf einige Gegner mehr oder weniger nicht an.

Digitized by Google

Der im Jahre 1865 abgeschlossene Handelsvertrag sollte nicht lange Bestand haben. Der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich mußte nicht blos für das politische Machtverhältniß beider Staaten in Deutschland, sondern auch für die wirthschaftlichen Interessen von entscheidender Bedeutung werden. Siegte Oesterreich, so stand es außer Frage, daß dies beim Friedensvertrage seine handelspolitische Stellung im Sinne der Bruck'schen Plane befestigen würde. Der nordische Gegner blieb siegreich und dictirte die Friedensbedingungen. Im Art. 13 des Prager Vertrags wurde verabredet, daß die pacisirenden Theile über eine Revision des Handels- und Zollvertrags vom 11. April 1865 im Sinne einer größern Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs sobald als möglich in Verhandlung treten sollten. Provisorisch wurde der Aprilvertrag mit einer sechsmonatlichen Kündigungsfrist reactivirt. Die österreichische Regierung hielt die Ansicht fest, daß die politische Trennung Deutschlands von Oesterreich eine Entfremdung in den wirthschaftlichen Beziehungen zu dem Zollverein nicht zur Folge haben dürfe. Jede andere Rücksicht mußte in diesem Falle, wo vitale Interessen auf das tiefste und innigste berührt wurden, in den Hintergrund treten. Diese Ueberzeugung hegten auch die hervorragendsten Handelskammern der Monarchie, welche die bestimmte Aufforderung an die Regierung richteten, daß das handelspolitische Verhältniß Oesterreichs zum Deutschen Zollverein sobald wie möglich definitiv geregelt werde und eine die Entwickelung innigerer Beziehungen fördernde Fortbildung erfahre. Die hierauf bezüglichen Negociationen mit Preußen wurden Ende 1866 in Wien eröffnet und gelangten am 9. März 1868 durch den zu Berlin unterzeichneten Handels- und Zollvertrag zum Abschlusse.

Diejenigen Momente, welche bei dem Abschlusse des Vertrags von maßgebendem Einflusse waren, hat der Bericht der zur Berathung des Vertrags niedergesetzten Commission des Herrenhauses kurz und bündig dargelegt. Berichterstatter war Hr. von Hock, der bei dem Zustandekommen des Aprilvertrags in hervorragender Weise thätig war. „Der vorliegende Vertrag", heißt es daselbst, „stellt sich als eine Fortsetzung und Fortbildung des mit dem Zollverein am 11. April 1865 abgeschlossenen Vertrags dar. Mit nicht ungerechtfertigter Bangigkeit waren damals die Minister Oesterreichs an die Verhandlung jenes Vertrags gegangen, denn die Prohibitions- und Hochschutzzollpartei hatte damals im Volke noch zahl- und einflußreiche Vertreter, und eine lange andauernde Handelskrisis gewährte ihren Beweisführungen den erforderlichen dunkeln Hintergrund. Im Zollvereine selbst war man damals an leitender Stelle noch nicht in Beurtheilung der Folgen einig, welche die kühne Aenderung des Zollsystems infolge des Handelsvertrags mit Frankreich für die Industrie und den Handel herbeiführen würde, und scheute man sich darum, zu neuen tiefgreifenden Aenderungen die Hand zu bieten. Endlich erregten einige an und für sich wol wenig bedeutende Redensarten, die Zusage dereinstiger Verhandlungen über eine Zolleinigung betreffend, welche auf Grund diplomatischer Vereinbarungen in den Vertrag hineingetragen werden sollten, bei manchen einflußreichen preußischen Staatsmännern eine Abneigung gegen die Verhandlung, welche auf ihren Gang nicht ohne Einfluß blieb. So kam es, daß in dem endlich abgeschlossenen Vertrage von beiden Seiten manches wichtige Interesse unbefriedigt blieb (wir erinnern hier österreichischerseits an den Wein und an die Leinengarne), und daß — wie die vielen Zollerhöhungen gegenüber dem Handels- und Zollvertrage vom 19. Febr. 1853 beweisen — von jeder Seite der andern weniger gewährt wurde, als man unter andern Umständen zu gewähren bereit gewesen wäre. Der Vertrag konnte nicht so bleiben, wie er geschlossen war, die langjährigen engen Handelsverbindungen, die er zum Theile trennte und unterbrach, drängten zu seiner Vervollkommnung, darum war schon in ihm selbst die baldige Wiederaufnahme weiterer Verhandlungen vorgesehen, und darum fand selbst im Prager Frieden (Art. 13, Alinea 2) trotz aller Erbitterung der Gemüther, ohne allen äußern Zwang, im freiwilligen Entgegenkommen beider kriegführenden Mächte, die Bestimmung über die blos provisorische Fortdauer des Aprilvertrags und die

Digitized by Google

baldigste Einleitung von Verhandlungen über seine Revision im Sinne einer größern Erleichterung des Verkehrs Aufnahme."

Fassen wir die wichtigsten Zollermäßigungen ins Auge, so wurde die Anzahl der zollfreien Artikel vermehrt. Aufgehoben wurde der Zoll für nicht gebackene Erzeugnisse aus Mehl, für Kaffeesurrogate, Eisenvitriol, grünes Hohlglas, Borsten, getrocknete und gedörrte Cichorien, graues Lösch- und Packpapier, für Pferde und Füllen. Vergebens hatte die österreichische Regierung bisher alle möglichen Anstrengungen gemacht, für die Weinproduction der Monarchie im Zollverein ein Absatzgebiet der Monarchie zu finden. Der Zollsatz, der früher 8 Thlr. betrug, wurde wol allmählich auf 4 Thlr. herabgesetzt, allein er war noch immer für die Einfuhr ordinärer und mittlerer Weingattungen in den Zollverein zu hoch, nur die edelsten Sorten konnten die Concurrenz aushalten. Im neuen Vertrage wurde der zollvereinsländische Zollsatz auf $2^2/_3$ Thlr. (4 Fl.) herabgesetzt und kommt in dieser Höhe den bessern Qualitäten österreichischer und ungarischer Weine zugute. Der Zollsatz für Hopfen wurde auf $2^1/_2$ Fl. ermäßigt. Rohes Maschinengarn, welches durch den Aprilvertrag auf 2 Thlr. erhöht worden war, erlitt eine Reduction auf 15 Sgr., gebleichtes Leinengarn von 3 Thlrn. auf 1 Thlr. 20 Sgr.; gebleichte Seilerwaaren von 4 Thlrn. auf 15 Sgr. Der zollvereinsländische Zoll für Roheisen wurde von $7^1/_2$ Sgr. auf 5 Sgr. herabgesetzt; roher Stahl in Blöcken oder Gußstücken von 25 auf 15 Sgr.; Sensen und Sicheln von 2 Thlrn. 20 Sgr. auf die Hälfte; insbesondere die beiden letzten Zollsätze kommen den österreichischen Erzeugnissen zugute. Nicht minder bedeutend, wenn auch für die österreichische Industrie von geringerm Belange, sind die Zollreductionen für Glasquincaillerien (Glasbehänge, Glasknöpfe, Glasperlen u. s. w.), für abgeriebene und geätzte Lampenkugeln von 2 Thlrn. 20 Sgr. auf 20 Sgr., für Möbel in Verbindung mit Stuhlrohr und mit Spiegelglas von 4 Thlrn. auf 1 Thlr., für Fächer aus Holz von 15 Thlrn. auf 4 Thlr., für musikalische Instrumente von 4 Thlrn. auf 2 Thlr., für feine Leder- und Kautschukwaaren von 10 Thlrn. auf 7 Thlr., für Gewebe aus Kautschukfäden von 25 Thlrn. auf 15 Thlr. u. s. w. Dagegen konnte die Gleichstellung des Zolls für künstliche Hefe mit dem österreichischen Zollsatz von 5 Fl. (3 Thlr. 10 Sgr.) nicht erzielt werden, es wurde blos eine Reduction des Zolls von 11 Thlrn. auf 7 Thlr. erlangt. Vortheile gewähren die Herabsetzungen für Kraftmehl von 2 Thlrn. auf 15 Sgr., für Chocolade von 11 Thlrn. auf 7 Thlr., für Senf in Flaschen und Krügen von 11 Thlrn. auf 5 Thlr., für fette Oele zum Medicinalgebrauch von 3 Thlrn. 10 Sgr. auf 15 Sgr.

Die Gegenconcessionen Oesterreichs an Preußen waren wol nicht unbedeutend, allein eine Schädigung der österreichischen Industrie kann darin nicht erblickt werden. Der Zoll auf gefärbte Baumwollgarne betrug während des Februarvertrags 2 Fl. 63 Kr.; im Jahre 1865 wurde der österreichische Eingangszoll auf 13 Fl. 15 Kr. erhöht. Die Zollerhöhung traf hauptsächlich elberfelder Rothgarne, welche als Specialität den europäischen Markt vollständig beherrschen, und nützte der heimischen Fabrikation wenig, nur der Schleichhandel nahm in diesem Artikel in beträchtlichen Dimensionen zu. Der Zoll auf gefärbte Baumwollgarne wurde auf 6 Thlr. festgesetzt, ist also noch immer höher als im Februarvertrage. Preußen forderte ferner die Gleichstellung der österreichischen Zölle für Webe- und Stickwaaren mit den Sätzen des Zollvereinstarifs; es erreichte blos die Ermäßigung für gemeine, mittelfeine und feine Baumwoll-, Leinen- und Wollwaaren von 25, 45 und 70 Fl. auf 20, 40 und 60 Fl. Die österreichische Regierung hat hiernach kein wesentliches Interesse der Industrie verletzt, diese geringfügige Verminderung läßt sich wol ertragen, wir sind sogar der festen Ueberzeugung, daß selbst ein weiteres Herabgehen der Zollsätze nur einen günstigen Erfolg gehabt hätte. Wie wenig schutzzöllnerische Ansichten begründet sind, zeigt gerade der preußisch-französische Handelsvertrag. Die Pro-

Digitized by Google

tectionisten weissagten den Ruin der zollvereinsländischen Industrie, und diese bestand die vermeintliche Gefahr mit allen Ehren!

Ein ganz entschiedenes Verdienst erwarb sich nach unserer Ueberzeugung der österreichische Unterhändler bezüglich der Gewährung verminderter Tarifsätze für Eisen und Metalle. Vergleicht man indeß die Zölle für verschiedene hierher gehörige Artikel, so bezeichnen die Sätze des neuen Vertrags noch lange kein Zurückgehen auf den Stand des 1853er Vertrags, nur einige sind im Verhältniß zum Aprilvertrage herabgesetzt.

Wir werden an einem andern Orte den Nachweis liefern, daß die Monarchie nicht so viel und so billig Roheisen erzeugt, als es im Interesse der wirthschaftlichen Entwickelung gelegen wäre, und daß die Hauptbedeutung der österreichischen Eisenindustrie im Qualitätseisen liegt, worin es eine jede Concurrenz, woher sie auch kommen mag, auszuhalten im Stande ist. Eisenwaaren unterlagen nach dem 1853er Vertrage einem Zolle von 3 Fl., welcher 1865 auf 4 Fl. 50 Kr. erhöht wurde. Der neue Vertrag setzt ganz rationell 2 Fl. für die ganz groben rauhen Gegenstände fest, während für die übrigen Waaren dieser Kategorie 4 Fl. zugestanden wurde, feine Eisenwaaren wurden von 12 auf 7 Fl. 50 Kr. und vom 1. Jan. 1869 auf 6 Fl. herabgesetzt, ganz entsprechend den von Fachmännern empfohlenen Sätzen; der Zollsatz ist noch immer um 1 Fl. 25 Kr. höher als nach dem Februarvertrage. In ähnlicher Weise wurde der Zoll für Ban-, Holz-, Glas- und Steinwaaren bestimmt. Endlich wurden noch die Zollsätze für Kurzwaaren, bei denen eine auswärtige Concurrenz nicht zu fürchten ist, und für Maschinen im Interesse des Gewerbebetriebes, sodann für Leder- und Kautschukwaaren reducirt.

Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhrverbote dürfen principiell nicht eintreten; eine Ausnahme hiervon bilden selbstverständlich nur jene aus Gesundheitspolizeirücksichten erlassenen Verbote, endlich für Salz, Taback und Schießpulver. Ausgangsabgaben können im Zollverein nur von Lumpen und andern Abfällen zur Papierfabrikation, in Oesterreich von diesen und von Fellen und Häuten, Durchgangsabgaben dürfen überhaupt nicht erhoben werden.

Der Veredlungsverkehr ist nach dem neuen Vertrage in ähnlicher Weise geregelt wie im Jahre 1865, und es gereicht das Festhalten dieser Bestimmung um so mehr zum Verdienst, als gewichtige Stimmen gegen diese Stipulation laute Beschwerden erhoben. Dagegen wurde der Petition der Lohnstrumpfwirker des ascher Bezirks, welche die Ausdehnung des Appreturverfahrens auf Garne zur Herstellung von Strumpfwirkerwaaren befürworteten, keine Folge gegeben. Nur versuchsweise sollen die im Vertrage festgesetzten Begünstigungen auch auf den Veredlungsverkehr mit Garnen zur Herstellung von Strumpfwaaren ausgedehnt werden. Das Zollcartel wurde unverändert erneuert, die Bestimmungen über gegenseitige Gleichstellung der Seeschiffe sind auch auf die Küstenschiffahrt ausgedehnt worden. Noch sind zwei Bestimmungen des Vertrags vom Jahre 1868 zu erwähnen, welche einen Fortschritt bezeichnen. Durch Art. 18 hat sich der Zollverein anheischig gemacht, österreichische Angehörige in Bezug auf den Antritt, den Betrieb und die Abgaben von Handel und Gewerbe den Inländern völlig gleichzustellen, und im §. 21 verpflichten sich die vertragenden Theile, ihre Consuln im Auslande anzuweisen, den Angehörigen des andern Theiles Schutz und Beistand in derselben Art und gegen nicht höhere Gebühren wie den eigenen Angehörigen zu gewähren.

Das letzte Decennium war reich an geschlossenen Handelsverträgen. Mit der Pforte wurde am 22. Mai 1867 ein Handels- und Schiffahrtsvertrag auf die Dauer von 28 Jahren geschlossen. Für die Ausfuhr der türkischen Boden- und Industrieerzeugnisse wurde eine Werthgebühr von 8 Proc. bedungen, die jährlich um 1 Proc. herabgesetzt wird, nur Salz und Taback darf ohne Zoll ausgeführt werden. Der Einfuhrzoll für österreichische Waaren beträgt ebenfalls 8 Proc.; sollte die Waare innerhalb sechs Monaten

Digitized by Google

nicht verkauft und wieder zurückgeführt werden, so wird nur der Durchfuhrzoll von 2 Proc. bezahlt und die Differenz dem Eigenthümer bei der Ausfuhr vergütet. Bezüglich Bosniens und der Herzegowina wurde der Einfuhrzoll auf 6 Proc. festgesetzt und die Ausfuhr freigegeben, ferner die Einfuhr des österreichischen Salzes gegen Entrichtung einer Monopoltaxe von 20 Proc. des Werths gestattet. Eine besondere Erwähnung verdient der mit Großbritannien abgeschlossene Handelsvertrag. Der Abschluß erfolgte am 16. Dec. 1865, die beiderseitige Ratificirung am 4. Jan. 1866. Die Giltigkeit desselben wurde vom 1. Jan. 1867 auf zehn Jahre festgesetzt. Seine wichtigsten Bestimmungen sind Art. 3 und folgende. Hiernach sollte der österreichische Zolltarif unter Aufrechterhaltung seines gegenwärtigen Gewichtszollsystems derart geregelt werden, daß der von großbritannischen Waaren zu erhebende Zoll vom 1. Jan. 1867 angefangen 25 Proc. ad valorem mit Zuschlag der Transport-, Versicherungs- und Commissionsspesen, welche die Einfuhr nach Oesterreich bis zur österreichischen Zollgrenze erfordert, nicht übersteige, und soll dabei der durchschnittliche Werth der in jeder Position des künftigen österreichischen Tarifs unter einer und derselben Benennung vorkommende Artikel zur Grundlage genommen werden. Vom 1. Jan. 1870 soll das Maximum dieses Zolls 20 Proc. ad valorem sammt Zuschlag nicht überschreiten. Längstens März 1866 sollten zur Feststellung des Werths und des Zuschlags Commissarien der beiderseitigen Regierungen zusammentreten und die Durchschnittspreise der Hauptstapelplätze des Vereinigten Königreichs des Jahres 1865 als Basis dienen. Jeder der contrahirenden Theile soll das Recht haben, nachdem die vertragsmäßig festgesetzten Zölle in Kraft getreten sind, eine Revision der Werthe zu verlangen. Der Art. 9 bestimmt „Die Unterthanen der beiden Mächte sollen in den beiderseitigen Gebieten hinsichtlich des Eigenthumrechts an gewerblichen Marken und andern Bezeichnungen sowie an Mustern und Modellen für Industrieerzeugnisse, den gleichen Schutz genießen.“ An diesen Vertrag reihen sich der Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Frankreich vom 11. Dec. 1866, der Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Belgien vom 23. Febr. 1867, mit den Niederlanden vom 26. März 1867, mit Italien vom 23. April 1867, endlich der Schiffahrtsvertrag mit Großbritannien 1868. Ein Handels- und Schiffahrtsvertrag mit dem für den österreichischen Verkehr so wichtigen Rußland ist bisher nicht zu Stande gekommen.

Durch diese Handelsverträge hat Oesterreich seine bisherige Handelspolitik principiell verlassen und die Bahn des Freihandels entschieden betreten. Andererseits hat es auch dem Wunsche der Industriellen Rechnung getragen, wie insbesondere in dem mit Frankreich stipulirten Handelsvertrage ausgesprochen wurde, daß weitere Ermäßigungen des Tarifs erst nach sieben Jahren eintreten sollen. Diese That der österreichischen Regierung verdient um so mehr Anerkennung, als gerade die Industriellen Oesterreichs so wenig Einsicht von der Nothwendigkeit dieses Schrittes an den Tag legten. Früher ging das Streben der österreichischen Regierung dahin, blos mit Deutschland unter Aufrechterhaltung des Schutzsystems in enge Verbindung zu treten, diese Bemühungen scheiterten aus wirthschaftlichen und politischen Gründen. Und dabei befriedigte man auch die heimischen Industriellen nicht, da diese die Concurrenz des Zollvereins ebenso scheuten wie jene Englands und Frankreichs. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Freihandel alle jene Befürchtungen Lügen strafen, welche so oft als furchtbarer Popanz hingestellt wurden, und weit entfernt den Ruin herbeizuführen den Stachel zu weiterer wirthschaftlicher Entwickelung bilden wird.

Die endgültige Lösung der staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen den cisleithanischen und den zur ungarischen Krone gehörigen Ländern konnte natürlich auf die Entwickelung der wirthschaftlichen Beziehungen beider Ländergebiete zueinander nicht ohne Einfluß bleiben. Nach dem Februarpatent gehörten Handelssachen vor das Forum des weitern Reichsraths. Nachdem dieser durch den Widerstand der Magyaren beseitigt war, mußte die Frage entschieden

Digitized by Google

werden, in welcher Weise künftighin die commerziellen Interessen der Monarchie würden gewahrt werden. Die Ungarn betonten wol die Gemeinsamkeit der commerziellen Angelegenheiten auf Basis der Pragmatischen Sanction, nahmen indeß das Recht in Anspruch, durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Gesetzgebung Verfügungen zu treffen und ihren Verkehr durch Zollinien zu regeln. „Nachdem jedoch zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Sr. Majestät die gegenseitigen Berührungen der Interessen zahlreich und wichtig sind, so erklärte sich der Reichstag bereit, daß rücksichtlich der commerziellen Angelegenheiten der ungarischen Krone einerseits und den übrigen Ländern Sr. Majestät andererseits von Zeit zu Zeit ein Zoll- und Handelsbündniß geschlossen werde. Der Abschluß des Bündnisses hätte durch einen gegenseitigen Vertrag zu erfolgen, auf die Weise, wie ähnliche Vereinbarungen zweier rechtlich voneinander unabhängigen Länder stattfinden." Bei dieser Gelegenheit können für die mit der Industrieproduction in enger Verbindung stehenden indirecten Steuern Normen aufgestellt werden, welche die Möglichkeit ausschließen, daß die eine Legislative oder verantwortliche Regierung Maßregeln träfe, welche eine Verkürzung der Einkünfte des andern Theiles nach sich ziehen könnten. Zugleich könne auch der Modus festgestellt werden, wonach die bei diesen Steuern einzuführenden Reformen durch beide Gesetzgebungen übereinstimmend würden entschieden werden. Aehnliche Festsetzungen zwischen beiden Reichstheilen sollten bezüglich der Aufsicht über die gleichmäßige Behandlung der Zollinien, der Eisenbahnen, des Münzwesens und des allgemeinen Geldfußes getroffen werden. In dieser Weise formulirten die magyarischen Politiker ihre Forderungen vor Abschluß des Ausgleichs.

Durch das Gesetz vom 24. Dec. 1867 wurde das Ministerium der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder ermächtigt, mit dem Ministerium der Länder der ungarischen Krone ein Handelsbündniß unter folgenden Bedingungen zu vereinbaren: Die Ländergebiete beider Theile bilden für die Dauer dieses Bündnisses, demnach zehn Jahre lang, ein Handels- und Zollgebiet, umgeben von einer gemeinsamen Zollinie. Eine Zwischenzollinie darf während dieses Zeitraumes nicht errichtet werden. Mit einer Abgabe, welcher Art immer und für wen immer dieselben erhoben werde, darf der eine Theil die aus dem Ländergebiet des andern Theiles eingeführten Artikel nur in solchem Maße belasten, in welchem derselbe die ähnlichen Gewerbserzeugnisse oder Producte seines eigenen Ländergebiets belastet. Von der gemeinsamen Zollgrenze bleiben die gegenwärtigen Zollausschlüsse ausgeschlossen. Die bisher mit fremden Staaten abgeschlossenen Verträge, welche die Regelung wirthschaftlicher Beziehungen zum Auslande betreffen, insbesondere Handels-, Zoll-, Schiffahrts-, Consular-, Post- und Telegraphenverträge, haben während ihrer ganzen Dauer für beide Ländergebiete gleich bindende Kraft. Die Negociirung und der Abschluß neuer derartiger Verträge geschieht vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Genehmigung beider Legislativen nur durch den Minister des Aeußern auf Grundlage der Vereinbarungen, welche zwischen den betreffenden Ressortministern beider Theile stattzufinden haben. Die gegenwärtig geltenden Zolltarife und Zollgesetze bleiben in beiden Ländergebieten in voller Kraft und können nur im Einvernehmen der beiden Legislativen eine Abänderung erfahren. Die Einhebung und Verwaltung der Zölle bleibt den beiderseitigen Regierungen innerhalb der Grenzen des ihnen unterstehenden Ländergebiets überlassen; zur gegenseitigen Ueberwachung und Einhaltung eines übereinstimmenden Verfahrens in der Verwaltung und Erhebung der Zölle werden von beiden Theilen Inspectoren bestellt. Die Handelsschiffe beider Theile führen ein und dieselbe Flagge, welche mit den bisherigen Emblemen die Farben und das Wappen der Länder der ungarischen Krone in sich vereinigt. Der Oesterreichische Lloyd steht unter der Leitung des Ministers des Aeußern, welcher in den diese Anstalt betreffenden maritimen und Postangelegenheiten das Einvernehmen mit den beiden Handelsministern pflegen wird. Die bestehenden Eisenbahnen sollen in beiden Ländergebieten nach

Digitized by Google

gleichartigen Grundsätzen verwaltet und neuherzustellende Bahnen, insoweit es das Interesse des gegenseitigen Verkehrs erheischt, nach gleichartigen Bau- und Betriebsnormen eingerichtet werden. Das gesammte Consulatswesen wird von dem gemeinsamen Minister des Aeußern geleitet; bei Errichtung von Consulaten ist mit beiden Handelsministern das Einvernehmen zu pflegen. Das Salz- und Tabacksgefälle, die Branntwein-, Bier- und Zuckersteuern werden in beiden Ländergebieten während der Dauer dieses Vertrags nach gleichartigen Gesetzen und Verwaltungsvorschriften gehandhabt. Die Oesterreichische Währung bleibt bis zu ihrer gesetzlichen Aenderung die gemeinsame Landeswährung, es sollen jedoch den beiderseitigen Vertretungen baldigst gleichartige Vorlagen zur Einführung der Goldwährung gemacht werden, wobei die Grundsätze der pariser Münzconferenz möglichst zur Geltung zu bringen sein werden. Scheidemünzen von und unter 10 Kr. prägen zu lassen, die auch in dem andern Ländergebiet zugelassen werden, steht jedem der beiden Theile frei. In beiden Reichstheilen soll die möglichste Gleichheit des Maß- und Gewichtssystems herbeigeführt werden. Die Angehörigen des einen Ländergebiets, welche in dem andern Ländergebiet Handel und Gewerbe treiben wollen oder Arbeit suchen, sollen bezüglich des Gewerbeantritts, der Gewerbeausübung und der zu zahlenden Abgaben den Einheimischen ganz gleichgestellt sein. Ueber die Ertheilung der Hausirbefugnisse, der Erfindungspatente, über Marken- und Musterschutz, bei der Einrichtung des Post- und Telegraphenwesens, sollen in beiden Ländergebieten möglichst übereinstimmende Grundsätze in Anwendung kommen. Die Concessionirung von Credit- und Versicherungsgesellschaften bleibt jenem Ministerium vorbehalten, in dessen Ländergebiet die betreffende Gesellschaft ihren Sitz nimmt. Zum Behufe der Vorbereitung und Vermittelung gleichartiger Grundlagen für die erwähnten internationalen Handelsverträge, für die Gesetzgebung und Verwaltung der Zölle, der indirecten Abgaben und der sonstigen Angelegenheiten wird eine Zoll- und Handelsconferenz zusammentreten, welche von den beiderseitigen Ministern des Handels und der Finanzen, und insoweit der Gegenstand der Verhandlung die Verhältnisse zum Auslande berührt, der gemeinsame Minister des Aeußern oder deren Stellvertreter bilden, und zu welchen auch Fachmänner berufen werden können. Dieser Vertrag wurde vorläufig auf zehn Jahre geschlossen und wird, wenn keine Kündigung eintritt, auf weitere zehn Jahre und so fort von zehn zu zehn Jahren als fortbestehend anerkannt. Nach Verlauf der ersten fünf Jahre der Vertragsdauer steht es jedem der beiden Theile frei, Unterhandlungen zum Behufe des gegenwärtigen Vertrags zu beantragen, welche der andere Theil nicht ablehnen kann. Sollte auf diesem Wege eine Einigung nicht erzielt werden, so steht jedem der beiden Theile eine einjährige Kündigung frei.

Ziemlich reichhaltig waren die Resultate der abgelaufenen Session des Reichsraths in volkswirthschaftlicher Beziehung. Es sollen hier nur die wichtigsten auf Handel und Industrie bezüglichen Gesetze hervorgehoben werden. Einen Fortschritt bezeichnet das Gesetz die Organisirung der Handels- und Gewerbekammern betreffend. Das provisorische Gesetz vom 18. März 1850 hat diese Institution in Oesterreich eingeführt und auf diese Weise für die Handels- und Gewerbeinteressen eine Vertretung geschaffen. Die Obliegenheiten dieser Körperschaften sind mannichfacher Natur: sie haben Gutachten, Vorschläge, Auskünfte über die Gegenstände ihres Wirkungskreises zu erstatten, ihre Wahrnehmungen über die Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe sowie über den Zustand der Verkehrsmittel zu eröffnen, jährlich hierüber einen statistischen Bericht vorzulegen u. dgl. m. Sie haben ferner die Waaren- und Wechselmäkler ihres Bezirks zu prüfen und zu ernennen; sie können endgültig oder mit Vorbehalt der Berufung an die Gerichte oder Behörden über alle aus dem Lohn- oder Dienstverhältnisse der gewerblichen Arbeitgeber zu den Arbeitnehmern entspringenden Streitigkeiten als Schiedsgericht entscheiden. Das neue Gesetz vom 9. Juli 1868 hat im wesentlichen an dieser Organisation nichts geändert. Von Belang ist blos

Digitized by Google

die erweiterte Befugniß, daß die Handels- und Gewerbekammern berechtigt sind, in Angelegenheiten ihres Wirkungskreises untereinander in schriftlichen Verkehr zu treten und gemeinsame Berathungen zu pflegen. Seit Decennien haben die Kammern dies Petitum an die Regierung gestellt, ohne Erfolg; man fürchtete wahrscheinlich irgendwelche revolutionäre Conspirationen von den friedlichsten Staatsbürgern der Monarchie! Eine Neuerung ist ferner, daß nebst den wirklichen Mitgliedern der Kammer auch correspondirende Mitglieder gewählt werden dürfen. Sie können zu den Sitzungen der Kammern zugezogen werden, haben eine berathende Stimme, aber kein Stimmrecht bei den Schlußfassungen. Die Kammern sind ferner in ihrem finanziellen Gebaren etwas freier gestellt; es ist ihnen gestattet, aus eigener Initiative Bemerkungen und Vorschläge über die Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe, über den Zustand der Verkehrsmittel an die Behörden zu richten. Das Wahlrecht hat eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Ob die Handelskammern eine fruchtbringendere Wirksamkeit entfalten werden als bisher, muß die Zukunft lehren. Bisher begnügte man sich, wie es scheint, in Oesterreich auf keinem Gebiet mit dem Maße der zugestandenen Freiheit, und verstand es doch nicht, die erweiterte recht zu benutzen. Trotz aller Hemmnisse und Beschränkungen lag es nicht immer an dem Mangel guter Institutionen, wenn Oesterreich auch in wirthschaftlicher Beziehung nicht recht vorwärts wollte. Man erwartete viel zu viel, fast alles von oben, anstatt selbst Hand anzulegen und rüstig auf Gebieten zu arbeiten, wo es an Arbeit nicht fehlte. Hoffentlich wird es besser werden und die Reihe der gewährten Freiheiten gut ausgenutzt werden. Die Mängel des bestehenden Gesetzes zu ergänzen, wird dann keine schwierige Sache sein.

Auch die Aufhebung der Schuldhaft wurde beschlossen, ein alter Rest mittelalterlichen Lebens, welcher mit den Principien des Rechts und der Billigkeit im Widerspruch stand, beseitigt. Nach dem Beispiele Frankreichs, welches die Schuldhaft schon 1867 aufhob, und dem Vorgange der norddeutschen Länder, wo ebenfalls am 12. Oct. 1867 an den Bundeskanzler das dringende Ansuchen gestellt wurde, eine Vorlage hierüber einzubringen, Englands, wo auch schon Schritte in dieser Beziehung geschehen waren, wurde eine Vorlage von der Regierung eingebracht. Nach den Bestimmungen des am 4. Mai 1868 sanctionirten Gesetzes kann vom Tage der Kundmachung die Execution auf die Person des Schuldners wegen Wechsel- oder sonstiger Geldforderungen weder bewilligt, noch, wenn sie früher bewilligt war, vorgenommen oder festgesetzt werden. Die Bestimmungen über den vorsichtsweisen Arrest gegen Personen, welche der Flucht verdächtig sind, bleiben unberührt. Letztere Bestimmung wurde aus dem Grunde beibehalten, weil dieses Rechtsmittel nach der Erfahrung besonders in den Grenzbezirken bei der derzeit noch bestehenden Gesetzesverordnung und den dort enthaltenen mangelhaften Bestimmungen über das Verbot nicht leicht entbehrt werden kann.

Ein weiteres Verdienst des Reichsraths ist es, daß endlich auch in Oesterreich die Wucherfrage von der Tagesordnung abgesetzt wurde. Wohl erkannte man längst auch in den legislatorischen Regionen Oesterreichs, daß Zinstaxen und Wuchergesetze nicht zu rechtfertigen, daß sie im strengen Sinne nicht durchführbar sind; wohl kannte man die in andern Ländern gemachten Erfahrungen, welche nur für stricte Aufhebung sprachen, aber es fehlte der Muth zu einer entschiedenen That. Noch war in weitern Kreisen ein starkes Vorurtheil vorhanden, welches geschont werden sollte. Das Sistirungsministerium, welches sich gern den Anschein gab, als fasse es die wirthschaftlichen Interessen der Monarchie vornehmlich ins Auge, förderte das Gesetz vom 14. Dec. 1866 zu Tage, welches die vollständige Halbheit, die auch in andern Angelegenheiten die Maßnahmen des Ministeriums charakterisirt, an der Stirn trägt. Hiernach wurden wol die gesetzlichen Beschränkungen in Betreff der beim Geldverleihen bedungenen Zinsen und sonstigen Leistungen, sowie das Verbot, Zinsen von Zinsen zu nehmen, außer Wirksamkeit gesetzt, aber aus dem

Digitized by Google

ominösen §. 3 lugte der Pferdefuß hervor. Dieser bestimmte: „Strafbar wegen Wuchers ist, wer die Nothlage, den Leichtsinn, die Unerfahrenheit oder die Verstandesschwäche des Anleihers zu dessen empfindlichem Nachtheile misbraucht, um für sich oder andere, unter was immer für einer Form, einen Vortheil zu bedingen, welcher zu dem am Orte üblichen Zinsenmaß und zu den mit seiner Leistung etwa verbundenen Auslagen, Verlusten oder sonstigen Opfern in auffallendem Misverhältnisse steht." Die Unhaltbarkeit dieses Paragraphen ist jedem Einsichtigen klar. Welche Aufgabe wird nur dem Richter zugewiesen! Seinem subjectivsten Ermessen bleibt es anheimgestellt, den strafbaren oder nichtstrafbaren Thatbestand erst festzustellen; er bestimmt eigentlich nach dem Wortlaut des Gesetzes, was Wucher sei. Auch die andern Bestimmungen des Gesetzes haben die gesetzgeberische Befähigung des Sistirungsministeriums gerade nicht in helles Licht gesetzt. So z. B., daß strafbarer Wucher nach den Vorschriften der Strafproceßordnung, und zwar in der Regel auf Verlangen des Bewucherten, und nur dann von Amts wegen zu behandeln sei, wenn der Wucher gewerbsmäßig und zugleich in der Art betrieben wird, daß Beträge bis höchstens 100 Fl. mit oder ohne Pfand, nur auf Tage, Wochen oder höchstens drei Monate dargeliehen werden!

Das neue Gesetz ist kurz und bündig. Die bisher bestehenden gesetzlichen Beschränkungen des vertragsmäßigen Zinsfußes und der Höhe der Conventionalstrafe bei Darlehnen und creditirten Forderungen treten außer Kraft. Wenn Zinsen ohne bestimmtes Maß bedungen werden oder aus dem Gesetz gebühren, so gelten 6 vom Hundert auf ein Jahr. Zinsen von Zinsen dürfen gefordert werden: wenn solche ausdrücklich bedungen wurden; wenn fällige Zinsen eingeklagt werden, von diesen vom Tage der Klagebehändigung an. Zinsen dürfen von vornherein ohne alle Beschränkung abgezogen und gefordert werden. Es darf bei Darlehnen bedungen werden, daß eine größere Summe oder Menge, oder Sachen von besserer Beschaffenheit, als gegeben wurden, zurückerstattet werden, jedoch muß das Zurückzuerstattende von derselben Gattung sein wie das Gegebene.

Erwähnung verdienen zwei Gesetze, beide vom 19. Juni 1866, gültig für alle Königreiche und Länder, ausgenommen Ungarn, Kroatien und Slawonien, Siebenbürgen und die Militärgrenze. Das eine betrifft die Errichtung öffentlicher Wäg- und Meßanstalten. Als solche werden jene Anstalten erklärt, welche zu Abwägungen und Abmessungen von Waaren und zu Gradmessungen gebrannter geistiger Flüssigkeiten mittels des Alkoholometers für dritte Personen von der Regierung besonders autorisirt und mit dem Rechte ausgerüstet sind, über die von ihnen vorgenommenen Operationen des Wägens und Messens Bescheinigungen mit der Beweiskraft öffentlicher Urkunden auszustellen. Das zweite Gesetz setzt allgemeine Normen fest zur Ertheilung von Concessionen für öffentliche Lagerhäuser (Freilager und Waarenhäuser), „um dem Handelsverkehr diejenigen Erleichterungen im weitesten Umfange zu verschaffen, welche durch die allgemeinen Zollvorschriften ins Auge gefaßt sind, und um auch dem Waarengeschäft sowie der Entwicklung des kaufmännischen Credits den möglichsten Vorschub zu leisten". Die Freilager dienen dazu: im Zollgebiet unverzollte ausländische Waaren so lange aufzubewahren, bis sie ihrer Bestimmung, d. i. Einfuhrverzollung, Weitersendung, Wiederausfuhr u. s. w., zugeführt werden; im Zollausschlusse die aus dem Zollgebiet ausgeführten Waaren unter Bewahrung ihrer Nationalität so lange aufzubewahren, bis sie in den freien Verkehr gesetzt oder in das Zollgebiet zurückgeführt werden; in Städten, die hinsichtlich der Verzehrungssteuer als geschlossen erklärt sind, steuerpflichtige Waaren so lange aufzubewahren, bis sie entweder der Besteuerung unterworfen oder aus der Stadt wieder ausgeführt werden. Waarenhäuser sind solche, welche zur Aufbewahrung zoll- und steuerfreier, oder bereits verzollter und versteuerter Waaren dienen.

Digitized by Google

Werfen wir schließlich einen Blick auf die Entwickelung des Communicationswesens. Das Eisenbahnwesen hat sich in Oesterreich während eines Menschenalters zu einer großen Bedeutung emporgeschwungen. Schon am Anfange des Jahrhunderts schlug Ritter von Gerstner vor, mittels einer Bahn Donau und Moldau miteinander in Verbindung zu bringen, erst 1824 erhielt er die Bewilligung zur Erbauung einer Linie zwischen Budweis und Linz. Diese Strecke wurde 1832 vollendet, zwei Jahre später die Fortsetzung derselben nach Gmunden in Angriff genommen und 1836 zu Ende geführt. Diese Bahnen waren Pferdebahnen und hauptsächlich auf die Verfrachtung von Salz, Kohlen und Holz berechnet. Die erste Locomotivbahn wurde im Jahre 1836 begonnen; die erste Strecke Brünn-Wien 1839, Wien-Olmütz und Wien-Stockerau 1841 vollendet. Die im Jahre 1839 begründete Wien-Gloggnitzer Bahn, welche 1848 dem Verkehre übergeben wurde, und der Bau der lombardischen Bahnen folgten. In dem Patent vom Jahre 1841 wurden bestimmt zu befolgende Grundsätze bezüglich des Eisenbahnbaues aufgestellt. Es wurde der Staatsverwaltung anheimgestellt, künftighin die Baulinie mit Rücksicht auf die Verkehrsinteressen und die Staatszwecke zu bestimmen, die Privatbetriebsamkeit solle beschränkt, nicht aber gänzlich ausgeschlossen werden. Man beschloß, einzelne Bahnen für Staatsbahnen zu erklären, und wollte in Zukunft der Privatindustrie blos kleinere Strecken Local- und Flügelbahnen überlassen. Die Regierung nahm den Ausbau der Wien-Gloggnitzer Bahn in Angriff, welche bekanntlich zu den hervorragendsten Bauwerken moderner Zeit gehört und die im Jahre 1854 vollendet wurde. Damals betrug die Länge der österreichischen Eisenbahnen 344¾ Meilen, wovon 100¾ Meilen Privatbahnen, 244 Meilen Staatsbahnen sind.

Die finanzielle Noth zwang die Regierung, nach und nach die vom Staat mit beträchtlichen Kosten erbauten Bahnen unter den Hammer zu bringen und die neuen Linien gänzlich der Privatbetriebsamkeit zu überlassen. Das Eisenbahnconcessionsgesetz vom 8. Sept. 1854 regelte das künftige Verhältniß der Regierung zu den Eisenbahngesellschaften. Das Gesetz war blos der Vorläufer eines Uebereinkommens, durch welches die nördliche und südöstliche Staatseisenbahn in die Hände der sogenannten französischen Gesellschaft kam. Die Kauffumme betrug 65,45 Mill. Fl., welche das Anlagekapital nicht im entferntesten ersetzte. Dieser Verkauf der bisherigen Staatsbahnen inaugurirt auch in Oesterreich das damals in Frankreich und in einzelnen Theilen Deutschlands zur Anwendung gekommene System der staatlichen Zinsengarantie.

Mit der Uebernahme des Finanzministeriums durch Freiherrn von Bruck nahm dieser Staatsmann seine Plane bezüglich einer Durchführung des österreichischen Eisenbahnwesens wieder auf. Binnen wenigen Jahren entstanden die Kaiserin-Elisabeth-, die Theiß-, die Südnorddeutsche Verbindungsbahn, die galizische Karl-Ludwigsbahn, die Franz-Josephsbahn, die Südösterreichisch-Italienische Eisenbahngesellschaft, die Böhmische Westbahn. Es ist klar, daß bei solch heterogenen Bahnanlagen nur durch das adoptirte System der staatlichen Zinsengarantie die nöthigen Summen herbeigeschafft werden konnten. Nur auf diese Weise glaubte man das Kapital anlocken zu können. Der Staat gewährleistete in der Regel 5,2 Proc. jährlich an Zinsen und Amortisation von dem wirklich als verwendet nachgewiesenen Anlagekapital, welches bei den meisten Gesellschaften eine bestimmte Maximalziffer nicht überschreiten darf. Nach dem Tode Bruck's gerieth durch die vexatorische Finanzpolitik seines Nachfolgers von Plener der Eisenbahnbau ins Stocken und erst seit dem Frühling 1868 zeigt sich wieder frisches Leben, große Unternehmungslust. Eine Reihe von Eisenbahnunternehmungen wurde vom Reichsrathe bewilligt und auch in Ungarn will man den Ausbau des erforderlichen Schienennetzes sobald als möglich bewerkstelligen.

Das österreichische Bahnnetz umfaßt gegenwärtig 869 im Betrieb stehende Meilen; im Bau sind begriffen 263 Meilen, projectirt und concessionirt 454,5. Bei vollständiger

Digitized by Google

Beendigung dieses Netzes wird die Monarchie 1613,5 Meilen Eisenbahnen besitzen. Das für diese Eisenbahnen concessionirte Gesellschaftskapital beträgt 1352,3 Mill. Fl., wovon bisher 976,8 Millionen emittirt worden sind und zwar 468,21 Millionen in Actien. Hiervon waren Ende 1867 14,2 Millionen bereits amortisirt. Vergleicht man den Stand des österreichischen Bahnnetzes mit jenem anderer Länder, so ist das Resultat gerade kein erfreuliches. Oesterreich nimmt bezüglich des Verhältnisses der Eisenbahnen zur Fläche den neunten Rang ein, es entfallen auf 100 Quadratkilo Fläche Kilo Länge: in Belgien 8713, England 7851, Niederlande 3198, Schweiz 3179, Frankreich 2749, deutsche Staaten 2742, Italien 1711, Dänemark 1275, Oesterreich 1014. Hierauf folgen Spanien, Portugal u. s. w. Anders steht das Verhältniß, wenn man die Eisenbahnlänge im Verhältniß zur Einwohnerzahl ins Auge faßt. Oesterreich steht in diesem Falle erst in 17. Reihe und wird hierin von Staaten wie Norwegen, Schweden, Spanien, Chili übertroffen.

Der frühern Ebbe ist eine anschwellende Flut industrieller Unternehmungen gefolgt. Was in Oesterreich seit 1865 zu Tage getreten, gemahnt fast an die Epoche des Eisenbahnschwindels in England in den vierziger Jahren. Von der Staatsverwaltung in autokratischer Weise und später von den gesetzgebenden Factoren der beiden Reichshälften sind 621½ Meilen Eisenbahnen concessionirt worden und zum Theil schon im Bau begriffen. Berücksichtigt man, daß die Kosten einer Meile sich in Oesterreich auf 8—900000 Fl. stellen, daß der Emissionscurs vieler Actien sich auf 72—80 Fl. beläuft, so ergibt sich ein Bedarf von etwa 700 Mill. Nominalkapital, wovon etwa 200 Millionen schon beschafft sind. Wäre da nicht Zurückhaltung am Platze? Ist der Kapitalmarkt fähig diese Summe zu verdauen? Diese Fragen geben einsichtigen Volkswirthen viel zu denken. Indeß momentan schweigen wir im Ueberflusse. Aber normal ist die Sachlage keineswegs.

Die Vermehrung und Verbesserung der Communicationsmittel wurde fast in stereotyper Redeweise von allen Ministerien des Handels und der Finanzen als ein dringendes Bedürfniß für Handel und Landwirthschaft hingestellt, Pläne über Pläne entworfen; so recht vorwärts kamen aber die Dinge nicht. Erst im Sommer 1868 herrscht wieder auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues neue Thätigkeit. Eine Anzahl neuer Linien ist bereits concessionirt, andere harren der Erledigung. In Ungarn hat die Regierung zur Unterstützung und Hebung der Eisenbahnbauten sogar eine beträchtliche Anleihe aufgenommen, um die Dinge in Fluß zu bringen, weil man befürchtete, daß das Kapital ungarischen Unternehmungen nicht bereitwillig zufließen werde. Man kann, ohne paradox zu sein, behaupten, das Glück ist dem inaugurirten Dualismus in wunderbarer Weise hold. Eine gute Ernte brachte eine Fülle von Geldmitteln ins Land, welche nun zu Kapitalanlagen verwendet wurden und zumeist in Eisenbahnactien oder Prioritäten placirt werden. Ob der Markt nicht infolge der, wie uns dünkt, übermäßig emittirten Papiere schon überladen ist und eine Reaction zur Folge haben wird, muß die Zukunft lehren. Die Krankhaftigkeit der österreichischen Eisenbahnpolitik ist nicht wegzuleugnen; der Charakter derselben ist Systemlosigkeit. Treffend heißt es in einem Artikel der „Neuen Freien Presse": „Heute Staatsgarantie, morgen keine, heute Garantie per Meile, morgen Garantie des pauschalirten Anlagekapitals, heute Baarbetheiligung, morgen keine — das ist keine Eisenbahnpolitik, aus der dem Lande dauerndes Heil erwachsen kann. Man zeige uns ein zweites Land in Europa, in welchem die Entstehungsgeschichte der einzelnen Eisenbahnen eine so bunte Mannichfaltigkeit aufweisen würde, wie dies bei uns der Fall ist. Dem Uebel muß auf rationellem Wege abgeholfen werden, dann werden wir nicht blos billigere, sondern auch mehr Eisenbahnen bauen können als bisher. Ungarn, nachdem es seine Selbständigkeit erlangt hatte, hat sich viel zu eilig mit unserer heutigen corrupten Eisenbahnpolitik befreundet

Digitized by Google

und prakticirt sie auch mit schädlichem Eifer. Beiden Theilen wird eine gründliche Umkehr daher zu statten kommen."

Fast noch wichtiger als neue Eisenbahnen wären billige Eisenbahntarife, und die Klagen über die vielfach enormen Satzungen der letztern sind in den letzten Jahren nicht verstummt. Das Abgeordnetenhaus erhielt in dieser Richtung Petitionen über Petitionen und forderte auch die Regierung zur Vorlage eines Gesetzesentwurfs auf, welcher eine möglichst gleichartige Regelung des Eisenbahntarifs anbahnen sollte. Insbesondere die wichtigen Kohlentarife sind in Oesterreich verglichen mit den Tarifen deutscher Bahnen für die österreichische Production ungünstig, und wenn man über die verhältnißmäßig geringen Fortschritte der österreichischen Eisenproduction Klage führt, so trifft die Tarife der Eisenbahnen kein kleiner Theil der Schuld. Um nur einige Beispiele anzuführen, besteht auf den Linien der Oesterreichischen Staatseisenbahngesellschaft für Kohlen- und Coaksendungen im allgemeinen der Normalsatz von 1,56 Kr. per Centner und Meile. In mehrern Specialtarifen sind für Sendungen in vollen Wagenladungen für einzelne Strecken wol Ermäßigungen aus Rücksichten der Concurrenz zugestanden. Die Böhmische Westbahn erhebt im internen Kohlenverkehre 2 Kr. per Centner und Meile und nur für Sendungen in vollen Wagenladungen zu 200 Ctrn sind ab Radnitz einige Ermäßigungen gewährt. Auf der Süduorddeutschen Verbindungsbahn besteht für Kohlensendungen unter 100 Ctrn. der Tarifsatz von 1,95 Kr. per Centner und Meile; in einem Specialtarif für Quantitäten von 100 Ctrn. werden Ermäßigungen festgesetzt, welche bei einem Durchlaufe von 10 Meilen den Satz von 1,25 und bei 20 Meilen den Satz von 1 Kr. per Centner und Meile erreichen. Auf der Kaiserin-Elisabethbahn wird zwar für Kohlensendungen in geringern, nicht eine volle Wagenladung bildenden Quantitäten der Satz von 1,95 Kr. per Centner und Meile eingehoben, aber diese Gesellschaft, eine Ausnahme unter den österreichischen Eisenbahngesellschaften, hat einen mäßigen Tarifsatz für Sendungen in vollen Wagenladungen, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Richtung, festgestellt. Die Nordbahn hat einen Tarif, welcher die von ihr berührten Kohlenreviere vorzugsweise berücksichtigt (ostrauer und preußisch-schlesische Reviere), dagegen die Concurrenz der rossitzer und der böhmischen Schwarzkohlen fast vollständig ausschließt. Schon diese Anführungen beweisen die Ungünstigkeit des Tarifwesens und doch sind zahlreiche Industrien von dem Bezuge billiger Kohlen vollständig abhängig. Die Bestrebungen der Regierung waren seit längerer Zeit auf Ermäßigung der hohen Frachtsätze gerichtet, doch ohne Erfolg. Schon im Jahre 1865 wurde eine Enquêtecommission berufen, welche durch Einvernehmen von Handelskammern, Vereinen, Eisenbahnverwaltungen und andern Transportanstalten sich die nöthigen Daten verschaffen und Anträge über eine entsprechende Tarifreform stellen sollte. Die Commission lieferte, wie so oft in Oesterreich, schätzbares Material; auch die Aufforderungen an die betreffenden Bahnverwaltungen lieferten kein günstigeres Resultat. Um nun einen greifbaren Erfolg erzielen zu können, ging die Regierung von der Ansicht aus, daß behufs einer dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechenden Revision der Eisenbahntarife mit dem bisher resultatlos gebliebenen Wege der Verhandlung auch jener der Gesetzgebung in Verbindung zu bringen sei. Die Concessionsurkunden für die Bahnen, und zwar für die Hauptbahnen datiren aus einer Zeit, wo man die großen Bedürfnisse der Industrie und des Verkehrs nicht genügend erkannte und zu schätzen wußte. Die Regierung will auch künftighin zuerst den Weg der Verhandlung betreten, jedoch mit dem Haltpunkte, daß bei ungerechtfertigter Renitenz seitens der Bahnverwaltung die Regelung im Gesetzgebungswege erfolge. Sie beabsichtigt die Verhandlung zunächst auf die unentbehrlichsten Lebensmittel, auf Bau- und Brennmaterialien, auf Düngstoffe zu richten, endlich solle für Bestimmungen gesorgt werden, welche geeignet sind, die gegenwärtig häufig vermißte Publicität und allgemeine Zugänglichkeit der bisher oft nur der Protection gewidmeten Begünstigungstarife für bestimmte Strecken-

Digitized by Google

längen und Richtungen, und endlich auch die Einhaltung der Lieferzeiten zu sichern. Nach diesen Grundsätzen wurde auch ein Gesetz vereinbart. Seit Sanctionirung desselben haben wol Verhandlungen mit den einzelnen Gesellschaften begonnen, ein Erfolg ist bisher nicht erzielt worden und doch hängt davon die Entwickelung so manches Industriezweiges ab. Hr. von Plener, der cisleithanische Handelsminister, hat unstreitig auf das Zustandekommen des von ihm vorgelegten Gesetzes große Hoffnungen gesetzt, er hofft dadurch die Stabilitäts-Tarifpolitik der Eisenbahngesellschaften zu brechen. Insbesondere ist es die Nordbahn, der er ein Bein stellen will. Es ist ihm sicher alles Glück zu wünschen, aber wir glauben sehr, er hat sich hierin, wie schon so oft, getäuscht, die Nordbahndirectoren sind leider besser mit allen Salben geschmiert als der Minister.

Hier sollen auch in Kürze die Bestrebungen der Regierung bezüglich der übrigen Communicationsanstalten in den letzten zwei Decennien hervorgehoben werden. Die nichtungarischen Länder erfreuten sich seit längerer Zeit eines ziemlich ausgedehnten Straßennetzes; Ungarn und die Nebenländer dagegen waren höchst spärlich bedacht. Die Anlegung von Straßen war hier bis nach der Revolution eine Comitatsangelegenheit, und es ist deshalb kein Wunder, daß soviel als nichts geschah. Monatelang war der Verkehr in vielen Gegenden unterbrochen. Nachdem diese Länder dem Reiche eingefügt worden waren, wurden die wichtigsten Straßenlinien in Staatspflege übernommen. Die Regierung hat in den funfziger Jahren der Vervollständigung des Straßennetzes große Aufmerksamkeit zugewendet. In dem Zeitraume von 1850—53 betrugen die Auslagen für Straßen- und Wegebauten 33⅓ Mill. Fl. Die Gesammtlänge der Straßen betrug in Meilen:

Staatsstraßen		Bezirksstraßen	
Anfang 1850	Ende 1859	Anfang 1850	Ende 1859
2808,5	2951	9033,5	9733,5

Seitdem hat namentlich das Bezirksstraßennetz durch die Thätigkeit der Landtage namhafte Erweiterung erfahren. Auch die Wasserstraßen erfuhren manche Regelung, wenn auch auf diesem Gebiete mancherlei zu wünschen übrigbleibt.

Neben den Eisenbahnen ist es die Dampfschiffahrt, welche zur Hebung und Entfaltung des Verkehrs wesentliche Unterstützung von seiten der Regierung erhielt. Unter den Gesellschaften ist es die Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft und die Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd, welche hier wesentlich in Betracht kommen. Schon im Jahre 1819 machte man in Oesterreich den Versuch, die Donau und deren Nebenflüsse mit Dampfschiffen zu befahren. Der Versuch mißglückte; nicht besser erging es 1828. Erst zwei Jahre später gelangte man zu bessern Resultaten. Eine Actiengesellschaft bildete sich, 1831 begannen die regelmäßigen Fahrten zwischen Wien und Pesth, die 1832 bis Semlin ausgedehnt wurden; 1834 fand die erste Beschiffung der untern Donau bis Galacz statt. Die Dampffahrten erstreckten sich bald auch auf die Nebenflüsse der Donau, Drave, Save und Theiß. Auch der Verkehr auf der obern Donau gestaltete sich lebhaft. Das Gesellschaftskapital mußte durch den rapiden Aufschwung des Verkehrs vermehrt werden. Im Jahre 1860 waren 24,2 Mill. Fl. Actien und über 8 Mill. Prioritäten emittirt. Das Privilegium wurde in neuerer Zeit aufgehoben und die Gesellschaft erhält als Entschädigung hierfür eine Staatssubvention. Diese betrug 1860 523879 Fl., 1861 776393, 1862 1,18 Mill., 1863 989585, 1864 28642 und 1865 1,133 Mill. Fl.

Hier ein Uebersicht über den Umfang des Verkehrs:

im Jahre	Zahl der Schiffe		Zahl der Fahrten	
	Dampfschiffe	Schleppschiffe	obere Donau	untere Donau
Ende 1835	5	—	64	18
„ 1840	19	—	233	38
„ 1850	49	155	2466	71
„ 1860	121	498	4978	556
„ 1865	134	523	7206	811

Digitized by Google

Die Zahl der Reisenden betrug 1835 auf der untern Donau 332, auf der obern Donau 14444, 1865 106699 und 1,248897; verschiffte Waaren sammt Reisegepäck 1835 auf der untern Donau 8792, auf der obern Donau 26146; 1865 2,813485 und 25,841220 Zollcentner.

Der Oesterreichische Lloyd verdankt sein Aufblühen der energischen Thätigkeit Bruck's, der während seines triester Aufenthalts diesem Unternehmen besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Die Wichtigkeit einer Communication mit dem Orient hatte die Regierung in ihrer Weise anerkannt und mit nicht geringen Auslagen einen Seedienst eingerichtet, den Segelschiffe der k. k. Kriegsmarine besorgten, indem regelmäßige Fahrten zwischen Patras, Korfu und Triest unterhalten wurden. Im Jahre 1836 bildete sich die Dampfschiffahrtsgesellschaft des Oesterreichischen Lloyd mit einem Actienkapital von 1 Mill. Fl.; im folgenden Jahre wurde das erste Schiff in den Orient entsendet; am Ende desselben besaß der Lloyd bereits 10 ihm gehörige Schiffe.

Schon 1845 erstreckte sich das Netz der Dampferlinien über die ganze Levante. Die Gesellschaft war die Vermittlerin des Verkehrs zwischen Oesterreich und der Türkei auf den beiden Seewegen im Adriatischen und Schwarzen Meere. Im Jahre 1847 zählte ihre Flotte 21 Dampfschiffe mit 2470 Pferdekraft, 1854 war dieselbe auf 60 Dampfer mit 10060 Pferdekraft gestiegen. Die Gesammteinnahmen waren in denselben Zeitraume von 1,828 Mill. auf 5,43 Mill. Fl. gestiegen. Dennoch war das Unternehmen kein lucratives, weil die Gesellschaft ihren Kohlenbedarf aus England zu beziehen genöthigt war, was z. B. 1854 allein einen Aufwand von $2^3/_4$ Mill. Fl. verursachte und ein Deficit von 950000 Fl. zur Folge hatte.

Die Concurrenz der französischen Messageries, welche von der Regierung eine bedeutende, sich alljährlich steigernde Subvention erhielt und deshalb die Frachtkosten billiger stellen konnte, beeinträchtigte die österreichische Unternehmung sehr. Die österreichische Regierung ließ sich daher auch zu einer Subvention von 1 Mill. Fl. jährlich auf 10 Jahre herbei; dafür mußte der Lloyd seine Curse zwischen Triest und Konstantinopel in Schnellfahrten umwandeln (1855). Die übrigen bisher betriebenen Linien müssen beibehalten und die Postschiffahrt sollte in einer dem Verkehr entsprechenden Weise betrieben werden. Die jährliche Subsidie wird nur insoweit entrichtet, als es der Betriebserfolg des laufenden Jahres erheischt, wofür besondere Stipulationen festgesetzt wurden. Die Gesellschaft vermehrte ihr Actienkapital um weitere 3 Millionen und nahm eine Anleihe von 2 Millionen auf. Das Actienkapital betrug 1862 9,45 Millionen; die consolidirte Schuld 13,5 Millionen. Die Staatssubvention 1855 im Betrage von 960000 Fl. erreichte 1857 1 Million, 1858 2,06 Millionen, sank 1859 auf 1,64 Millionen und stieg in den folgenden Jahren 1862 auf 2,024 Millionen; 1863 machte sie 2,037 Millionen, 1864 2,023, 1865 1,975 Millionen aus. Die Anzahl der Schiffe betrug 1855 58, 1865 63, die Zahl der Fahrten im Auslande 1855 387, im Inlande 1725, 1865 522 und 870.

Ueberblickt man die Thätigkeit der österreichischen Regierung auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Interessen, so läßt sich nicht verkennen, daß selbst im vorigen Jahrzehnt, welches auf politischem Felde solch sterile Resultate zu Tage förderte, manche einschneidende Reform ins Leben trat. Die durchgreifenden Aenderungen des Zollwesens, die Abschließung von Verträgen bezüglich der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverbände, die Regelung des gesetzlichen Schutzes für Marken, Muster und Modelle, die Einführung der Gewerbefreiheit waren anerkennenswerthe Arbeiten. Die österreichische Industrie hat trotz mächtiger Hindernisse einen bedeutsamen Aufschwung genommen. Indeß hätte mehr geschehen können, wenn die Behörden, welchen die Pflege der Volkswirthschaft übertragen war, eine rührige Thätigkeit entwickelt hätten, wenn die Unterrichtsbehörden zur

Digitized by Google

Hebung der Intelligenz das Ihrige beigetragen, wenn eine constitutionelle Vertretung in den großen Fragen ein Wort mitgesprochen hätte, um anzueifern und anzuregen.

Die „Neuordnung des Staats", bisher so oft proclamirt, ist wirklich eingetreten, der freiheitlichen Entwickelung sind die Wege geebnet. Manches ist in den letzten Jahren auch in wirthschaftlicher Hinsicht geschehen. Vieles bleibt noch zu thun übrig. Aber jedem Einsichtigen muß es als Axiom gelten, daß, wenn Oesterreich sich consolidiren und auch in wirthschaftlicher Beziehung sich regeneriren soll, wenn die Fehler und Gebrechen früherer Systeme gründlich geheilt werden sollen, dies nur möglich ist, wenn das freiheitliche System, welches durch die Decemberverfassung inaugurirt worden ist, sich befestigt und Dauer erhält. Auch der leiseste Rückschlag bringt in jeder Beziehung große Gefahren mit sich.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Als moderner Rhapsode ist Wilhelm Jordan lange Zeit von Stadt zu Stadt gezogen und hat einzelne Gesänge seines neuen Nibelungenepos, meistens mit günstigem Erfolge, dem modernen Publikum vorgetragen, dessen Abneigung gegen langathmige Epik durch solche unmittelbare Appellation an seine Theilnahme und durch die Macht eines kunstvollen Vortrags am leichtesten zu überwinden ist. Jetzt liegt in 2 Bänden und 24 Gesängen die erste Hälfte der Dichtung vor uns unter dem Titel: „W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lied: Siegfriedsage" (Frankfurt a. M., W. Jordan), eine originelle Monstredichtung, welche aus den erratischen Blöcken der Vorzeit ihre gigantischen Gestalten und Gedanken meißelt. Das künstlerische Princip des Dichters, seine Anschauung vom Epos ist, wie wir von vornherein bekennen, nicht die unserige. Er will „mit rauschendem Redestrom bis zum Rande der Vorzeit Gefäße wieder füllen und neu verjüngen nach tausend Jahren die wundergewaltige uralte Weise der deutschen Dichtkunst". Er nennt es einen Irrthum des Tages, Fabeln statt fertiger Sagen zu erfinden, und hohlen Hochmuth, mit eigener winziger Weisheit erkünsteln zu wollen, was „die Gesammtheit nur ersinnt mit ewiger Seele und Jahrhunderte erst häufen zum Hort des Gesanges". Er vergißt dabei die ungeheuere Kluft, welche die Cultur unsers Jahrhunderts von der Cultur der Edda oder auch noch des Zeitalters des Nibelungengedichts trennt. Homer mochte die altgriechischen Sagen vieler Generationen dichtend verbinden; ein Dichter der Jetztzeit befindet sich der Nibelungensage gegenüber durchaus nicht auf dem Standpunkte des Homer. Was dazwischenliegt, ist eine große Epoche der Weltgeschichte, welche Glauben und Sitte, Dichten und Trachten derselben Nation grenzenlos verwandelt hat. Die Sagen der Edda liegen unserm Volke gänzlich fern, so fern wie die altindischen, in ihrer Ungeheuerlichkeit ferner noch als die griechischen und römischen; sie sind uns nur durch dieselbe gelehrte Vermittelung zugänglich wie jene. Es ist also eine Illusion des Dichters, wenn er meint, ein deutsches Volksepos durch eine Neudichtung der Nibelungensage zu schaffen. Ein deutsches Volksepos kann nur auf der Grundlage der modernen Cultur ruhen; die Form für dasselbe ist bisher nicht gefunden; doch zweifeln wir nicht, daß sie gefunden werden wird. Das Volk der Literaturgeschichten und der germanistischen Philologen ist nicht das Volk der Gegenwart. Unser Volk, wenn es productiv aufträte, würde wahrhaftig jetzt keine Nibelungensage produciren.

Jordan's „Nibelungen" sind daher ein Kunstepos, so gut wie jedes andere, das einen der Zeit und ihrer Sitte entlegenen Stoff behandelt, und haben nur die Anlehnung an eine altehrwürdige vaterländische Sage vor den andern Kunstepen voraus. Als Kunstepos

Digitized by Google

betrachtet, besitzt die Jordan'sche Dichtung große und seltene Vorzüge, welche ihr in einer Epoche lyrischer Verschwommenheit einen hervorragenden Rang einräumen. Es sind die Vorzüge des streng epischen Stils, der sich durch keine lyrische Weichheit, durch kein Zugeständniß an den Miniaturgeschmack des Tages aus seiner stahlharten Gedrungenheit bringen läßt. Ein von Haus aus schwerwuchtendes Talent mit dem Auge des Epikers, welches namentlich noch durch Studien geschult ist und so dem höchsten epischen Gesetz, der Anschaulichkeit, gerecht wird, eine ausnehmende Sprachgewandtheit, welche der Sprache meist mit Glück durch Adoption alterthümlicher Wendungen das Gesetz dictirt, und die ernste und nachhaltige Begeisterung für den national-dichterischen Urstoff vereinigen sich bei Jordan, um ein Werk zu schaffen, das hin und wieder wie in epischen Runen geschrieben und wie auf dichterischem Granit zu ruhen scheint. Freilich, das Gigantische der alten Sagenwelt führt uns hier und dort in einen Wirrwarr von Götter- und Heldenerscheinungen, welchem die lösende Deutung fehlt; wir werden von Ungeheuerlichkeiten umschwirrt, welche das Große oft in das Groteske übergehen lassen und das gerechte Unbehagen hervorrufen, daß wir für unser Fühlen und Denken gar keine Anhaltspunkte finden, und daß an unsere Phantasie jene Ansprüche gemacht werden, wie sie die Uebertreibung des Märchens macht, die alle Gestalten ins Maßlose dehnt. Die naive Hyperbel, nicht als dichterisches Bild, sondern als epische Thatsache, ist der Grundton der nordischen Göttersage, und Jordan's Phantasie macht von diesen Hyperbeln einen verschwenderischen Gebrauch. Daneben findet sich aber vieles von echt menschlicher Größe, von Tiefe der Empfindung, von Energie der Leidenschaft, was nicht blos auf unsere Phantasie anregend und überreizend, sondern auch auf unser Gemüth sympathisch wirkt.

Jordan ist kein Verehrer unsers alten Nibelungenliedes, wie es in letzter endgültiger Redaction feststeht. Dies erscheint ihm als eine Abschwächung, ja Fälschung altgermanischen Wesens durch den ritterlichen Minnegesang, dem bereits das Verständniß desselben abhanden gekommen war. Darum lehnt sich Jordan weniger an das deutsche Nibelungenepos als an die Edda und die nordische Wolkungasage an. Eine der schönsten Partien des Jordan'schen Gedichts, die erste Begegnung Siegfried's mit Brunhild, sein Ritt durch das Feuer zu der Schildburg, in welcher ein geharnischter Ritter schläft, das Aufschneiden des Panzers mit dem Schwert und das Erkennen der Walkyrie Brunhild, ist eine Nachdichtung der Wolkungasage. Auch Siegfried's mythische Vorgeschichte, der Verrath in der Badescene, Brunhild's Ende, die sich mit Siegfried verbrennen läßt — das sind alles Motive, welche dieser nordischen Sage entlehnt sind. Brunhild erscheint hier durchweg bedeutender und großartiger als in dem Nibelungenepos, und so ist es auch in der Jordan'schen Dichtung. Auch aus den Berichten der jüngern Edda, der Niflungasage, hat Jordan manches mit in seine Dichtung hereingenommen. Diesen Stoffquellen verdankt sie ihre Eigenthümlichkeit, die treue Spiegelung des altheidnischen germanischen Urgeistes, und es ist ein großes Verdienst der Dichtung, daß es, nur wenige modernklingende Sentenzen ausgenommen, im Geiste der Urzeit unerschütterlich verharrt. Daß dieser Geist der fortgeschrittenen Menschheit nicht als ein öder und todter erscheine, dagegen wehrt sich die Jordan'sche Dichtung nicht blos durch die Energie und Größe ihrer Gestalten, sondern auch durch die, wir möchten sagen, naturgewaltige Darstellung, welche namentlich in den episch ausgeführten Gleichnissen von treuester Beobachtung des Naturlebens Zeugniß auflegt und so auch den Verkehr der Helden und das Leben der Heldinnen mit einer Treue darstellt, welche selbst kleine Züge in die große Beleuchtung des Epos zu rücken weiß. Wie jedes Epos, verfanden auch die Jordan'schen „Nibelungen" hier und dort; die Ausführung der Aeußerlichkeiten bis in das technische Detail bei Rüstungen, Kämpfen, Bauten wirkt oft ermüdend. Nirgends überschreitet zwar der Dichter den Standpunkt der alterthümlichen Cultur, aber das Interesse des Alterthums-

Digitized by Google

forschers, der sich durch solche Treue besonders befriedigt fühlen mag, ist doch verschieden von der Theilnahme des Lesers und Hörers, der von einer Dichtung nur fesselnde Züge erwartet, nicht den wohlgeordneten Bericht über gleichgültige Cultureinrichtungen, welche der Fortschritt der Zeiten längst dem Kindesalter der Menschheit überwiesen hat.

An Schilderungen von höchster Anschaulichkeit und zugleich von dichterischer Schönheit sind Jordan's „Nibelungen" sehr reich. Namentlich haben die letzten Gesänge Stellen von Homer'scher Naivetät, wie Siegfried's letzter Ritt und sein Abschied von dem schwächlichen Söhnchen der Brunhild, und dann wieder Gemälde von imponirender Seelengröße, wie die letzte Begegnung der beiden Königinnen und Brunhild's Tod.

Wie er dem Geiste der altheidnischen Dichtungen lauscht, so richtet sich Jordan auch nicht nach der Form des Nibelungenliedes, sondern nach derjenigen des Hildebrandsliedes und des Beowulf, die ihm als urkräftige Muster germanischer Dichtung schweben. Er wählt nicht die Strophe, sondern den freien altdeutschen Vers mit Hebungen und Senkungen. Dieser Vers verstößt dort gegen unser rhythmisches Gefühl, wo eine zu große Zahl schwächer betonter Silben in die Senkung gestellt ist, wo die „Mahlfüllung", wie dies in der altsächsischen und nordischen Dichtung heißt, allzu reichlich ausgefallen ist. Es ist dasselbe wie bei den Klopstock'schen und Platen'schen Pyrrhichien, eine Häufung von Kürzen verträgt die deutsche Sprache nicht; sie wirft alsbald den Ton auf die mittlere von dreien; wir erhalten dadurch, wenn wir nicht den Sprachgenius gewaltsam unterdrücken wollen, eine neue Hebung, und damit wird das ganze Schema des Verses verwirrt. Auch in Jordan's „Nibelungen" finden sich einzelne Versungeheuer, die statt vier Hebungen deren sechs oder acht haben. Was die Alliteration betrifft, so mag man sie bei einer derartigen Dichtung als alterthümliche Form gelten lassen; sie hat etwas von jener Schlichtheit und Simplicität, wie sie der Stoff und die ganze Darstellung verlangen; sie ist gleichsam ein aufgeblättertes Knospenblättchen von der vollen Blüte des Reims. Doch der Reim erst ist die volle Beseelung deutscher Dichtung, und wenn der Stabreim mit dem Anspruch aufträte, eine Wiedergeburt derselben anbahnen zu wollen und allgemeine Geltung verlangte, so würde man ihn in seine Schranken zurückweisen müssen als ein charakteristisches Formzeichen für altgermanische Neudichtungen.

Wie indeß der Dichter diese zum Theil befremdlichen und veralteten Dichtformen zu beherrschen weiß und mit ihnen eine große und glänzende Totalwirkung hervorbringt, ohne ihre Eigenthümlichkeit abzustreifen, das beweist z. B. das Nornenlied, das in seiner machtvollen Erhabenheit von tiefergreifender Wirkung ist.

Von Hermann Lingg's „Völkerwanderung", mythische Dichtung (Stuttgart, Cotta, 1866—68), ist jetzt das zweite und dritte Buch erschienen und damit die Dichtung, wie wir weniger aus ihr selbst als aus einer Mittheilung der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ersehen, zum Abschluß gebracht. Das Urtheil, das wir über das erste Buch in dieser Revue fällten, hat leider in den beiden folgenden Büchern seine Bestätigung gefunden; die Dichtung gemahnt an eine mittelalterliche Reimchronik und ist ohne Maß und Beschränkung ins Breite ergossen. Der Dichter hat die ganze, schon für den Historiker verwirrende Fülle der Thatsachen in den Rahmen seines Werkes gepreßt; ein Held verdrängt den andern, die Handlung springt oft in einer und derselben Strophe von Afrika nach Europa, von Karthago nach Byzanz, von Rom zu den weitablagernden Hunnen oder Gothen. Der Mangel an Einheit in Bezug auf die Handlung oder den Helden wird nun keineswegs dadurch gedeckt, daß sich die Dichtung als ein Gedankenepos hinstellt und über dem elementarischen Gewog der Völkermassen gleichsam die höhere Einheit in jenem olympischen Gewölk sucht, wo die Muse der Geschichtsphilosophie wie eine Gestalt der Kaulbach'schen Fresken thront. Denn wäre der Schwerpunkt der Dichtung in den Gedanken verlegt wor-

Digitized by Google

den, so würden die vorüberziehenden Völker und ihre Helden in magischer Beleuchtung nur als die Spiegelbilder jener geistigen Urmächte erscheinen und alle durcheinandertreibenden Wirbel der Geschichte könnten jenes höhere Licht nicht verdecken. Doch nur selten leuchtet bei Lingg ein Blitz des Gedankens über den Zügen und Kämpfen der Massen. Die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse in ihrer Aufeinanderfolge ist der letzte Zweck der Dichtung, die Grundform des Werkes ist daher die Form der Chronik, die nur hier und dort durch freierfundene Episoden unterbrochen wird.

So werden in den Gesängen des zweiten Buches die Vandalen, ein Volksstamm, für den der Dichter eine curiose Sympathie empfindet, und ihr Held Geiserich abgelöst von den Hunnen und Attila. Dann geht's wieder zu den Gothen, von dem sterbenden Theodosius zu Theoderich; die Schlacht auf den Catalaunischen Feldern bildet die großartige Katastrophe der Hunnenbewegung. Später taucht Odoaker auf; ihm tritt Theoderich gegenüber. Das dritte Buch führt uns dann zu den Franken, zu Chlodwig, zur Schlacht bei Zülpich, worauf die Darstellung wieder zu Theoderich springt und uns das Geschick des Boëthius und der Amalasuntha in skizzirter Form vorführt. Es folgt in zwei Gesängen eine Schilderung der innern Wirren im Vandalenreich; wir sehen, wie Hilderich durch Gelimer gestürzt wird und wie der letztere und das ganze Reich durch Belisar und die Byzantiner zu Fall kommen. Dann schließt sich eine Darstellung der Kämpfe zwischen den Byzantinern und Gothen, zwischen Narses und Belisar auf der einen, Totilas und Tejas auf der andern Seite an und bei den Longobarden gönnt endlich der Dichter der ermüdetem Klio die langersehnte Ruhe.

„Der sogenannte rasche Gang", sagt schon Jean Paul in der „Vorschule der Aesthetik", „gebührt der Bühne, nicht dem Heldengedicht. Wir gleiten über die Begebenheitentabelle der Weltgeschichte unangezogen herab, indeß uns die Heirath einer Pfarrtochter in Voß' «Luise» umstrickt und behält und erhitzt. Das lange Umherleiten der Röhre des Ofens erwärmt, nicht das heftige Feuer."

Es fehlt der Lingg'schen „Völkerwanderung" sowol die epische Ruhe als auch die epische Fabel. Die Freunde des Dichters erweisen ihm einen schlechten Dienst, wenn sie, wie neulich ein Recensent der augsburger „Allgemeinen Zeitung", den Tadel der Kritik für „Schulfuchserei" und die Gegner des Werks für „abgeschmackt" erklären und behaupten, daß die Dichtung sie „genire". Das letztere mag wahr sein, insofern ästhetische Bildung sich durch verfehlte Productionen stets genirt fühlt. Wenn ein schöpferisches Talent die Regeln über den Haufen wirft — wohl, so mag es etwas Besseres an deren Stelle setzen, woraus die Zukunft ihren ästhetischen Codex schöpfen kann, der Antheil und die Begeisterung, die es zu erwecken vermag, werden uns wie mit Schwingen hinwegtragen über den zertrümmerten Regelkram und neues Leben wird aus den Ruinen blühen.

Wo aber erregt die „Völkerwanderung" in nachhaltiger Weise Antheil und Begeisterung? Man schläft, um mit Jean Paul zu sprechen, watend fahrend auf dem tiefen Sandweg ein. Derselbe Aesthetiker sagt, daß die Handlung nur dann schleicht, wenn sie sich wiederholt. Wie oft aber wiederholt sie sich in der „Völkerwanderung"! Wenn das Geheimniß des poetischen Ausdrucks das „einmal Gesagte" ist, so ist das der poetischen Handlung das „einmal Geschehene". Aus einer Fülle von Begebenheiten, die mehr oder weniger gleichartig verlaufen, hat der Dichter die „prägnantesten" herauszuheben, welche für alle andern mitzählt. Wir haben schon oft betont, daß die Abbreviatur das Geheimniß des dichterischen Schaffens ist. Ein epischer Bilderkasten ist kein Epos; ja er ist überhaupt keine berechtigte Dichtungsform, indem die Poesie in den Sklavendienst der Geschichte gegeben wird, statt sie zu beherrschen und ihr die staubaufwühlende Schleppe trägt.

Die Folgen des Grundfehlers prägen sich in der ganzen Darstellungsweise aus. Sie bedarf bei der großen Zahl der poetisch abgesonderten Kapitel einer Menge prosaischer

Digitized by Google

Verbindungsglieder, die hölzern aus dem Strom der Dichtung hervorragen. Daher die steifleinenen Wendungen der Lingg'schen Stanzen, die prosaischen Constructionen mit den actenmäßigen Bindewörtern, der metrische Knüppeldamm, in den sich oft die Rosenflur der ottave rime verwandelt; daher der Mangel an Theilnahme für eine Handlung, die unter Umständen in einer Stanze von der Wiege bis ins Grab springt oder mindestens über ein Jahrzehnt wegfetzt, einen Zeitraum von mehr als zehn Iliaden in zwei Verszeilen beseitigt; daher eine Charakteristik, welche nur mit funkelnden Blitzen beleuchtet, keinen Helden liebevoll in seinem ganzen Wesen erfaßt und uns als bleibendes Bild vor die Seele führt. Ja selbst die Episoden, die uns als poetische Erzählungen fesseln, die ein kleines Ganzes in dem größern bilden könnten, sind nicht geschlossen, sondern offen nach allen Seiten für den Luftzug der herumblätternden Chronik. Boëthius und Amalasuntha, der zwischen Freiheitssinn und Fürstengunst schwankende Denker und die Liebe der Fürstentochter zu ihm — welch ein anziehendes und bedeutsames Bild, das sich aus dem blinden Wogen der Völkermassen heraushebt! Wäre es nur von dem Dichter selbst mehr herausgehoben und nicht nach allen Seiten mit fremdartigen Elementen durchwirkt, welche die Theilnahme ablenken. Auch der zur epischen Episode herabgedrückte Tragödienstoff: „Alboin und Rosamunde", ist nicht mit einer den Antheil weckenden Energie der Darstellung behandelt. Selbst Belisar, ein anderer Tragödienheld, der Wallenstein der Völkerwanderung, ist nur eine abgeblaßte Tapetengestalt auf verschiedenen Schlachtbildern, er erscheint immer nur den Helm auf dem Haupt und das Schwert in der Hand; nie spiegelt sich auf seinem Antlitz der Kampf der Seele. Am wirksamsten ist von den zusammenhängendern Episoden der fünfte Gesang des zweiten Buchs: „Maximus und Eudoxia", der einzige, in dem eine fesselnde Einheit herrscht und das allgemeine Ereigniß, die Plünderung Roms durch die Vandalen, glücklich in das Geschick der einzelnen verwebt ist.

Hermann Lingg ist ein Dichter von ursprünglichem Talent; es ist unmöglich, daß dies Talent in drei Büchern schlummern und nicht öfter die Augen aufschlagen sollte. Wir begrüßen diesen Augenaufschlag stets mit Freuden; er zeigt uns eine Begabung von grandiosem Wurf, von kühner Bildlichkeit, von einem Feuerguß des Ausdrucks; sie tritt immer dort hervor, wo der Stoff ihr sympathisch ist — ein Fingerzeig, den der Dichter selbst am meisten hätte beachten sollen. Wie auch aus seinen Gedichten hervorgeht, ist das Gebiet der Lingg'schen Muse das geschichtsphilosophische, die historische Gedankenfreske. Wo sie aus dem Staube der Massenwanderung sich in diese Lichtgewölke flüchten kann, da weiß sie Töne anzuschlagen, die von gewaltiger Wirkung sind. Die Gestalt der Sage auf den Catalaunischen Feldern, die Meerfahrt der Vandalen nach der Plünderung Roms, die Auswanderung der altdeutschen Götter bei Chlodwig's Taufe, einzelne Prachtschilderungen im Odenschwung, mögen sie Afrika, dem Vesuv, dem Pinienhain von Ravenna gelten — dies sind echte Perlen dichterischen Talents und werthvolle Bereicherungen des Schatzkästleins unserer vaterländischen Dichtung. Hätte uns Lingg statt einer dreibändigen Reimchronik eine kürzere Gedankensymphonie, die „Völkerwanderung" geschrieben, in welcher in großen Zügen der Kampf der alten und neuen Mächte im Himmel und auf Erden ausgeführt worden wäre, er hätte vielleicht unsere Literatur mit einem dauernden Werke bereichert. Die Sage geht, daß der Dichter auch die fünf Kreuzzüge in einer ähnlichen Dichtung, d. h. in einer Reimchronik behandeln wolle, in welcher uns kein historisches Datum geschenkt wird. Möge er bei zeiten das Unkünstlerische eines solchen Beginnens einsehen und sein schönes Talent nicht im Schatten einer poetischen „Geschichtsklitterung" begraben.

Wie bedeutend dasselbe sei, aber auch wohin sein ursprünglicher Zug gehe, zeigt der zweite Band der „Gedichte" (Stuttgart, Cotta), in welchem uns viel des Schönen und Erhabenen entgegentritt. Auch hier ist es die Gedankenfreske, die vom echtesten poe-

Digitized by Google

tischen Glanze funkelt. „Der Gesang der Titanen", „Die Enakssöhne", namentlich „Niobe", ein grandioses Bild, in welchem die Heldin der alten Mythe gleichsam zur klagenden Mutter des Menschengeschlechts gemacht wird, „Die Erwartung des Weltgerichts", voll apokalyptischen Schwungs, der indeß jedes Bild klar und bedeutend ausprägt — das sind alles Gesänge, welche Lingg unter den Pflegern der erhabenen Dichtgattung, unter den modernen Odensängern einen hervorragenden Rang einräumen. In dem Abschnitt „Homer" herrscht prachtvolles exotisches Colorit, während die zwei Gedichte „Am Telegraphen" und „Die Römerstraße" modernes und antikes Leben gedankenreich contrastiren, Es ist immer der Geschichtsphilosoph im Dichter, welchem die besten Würfe gelingen. In der zarten Gefühlslyrik stört auch in der neuen Sammlung oft eine gewisse Härte und Schwere; gelingt der Guß einmal, dann ist es echter voller Metallklang. Die Humoresken und Museumsbilder haben etwas Barockes und Krauses; doch ist es auch hier nicht blos die Lust am Absonderlichen, welche die seltsamen Gestalten schafft, sondern wie in dem holzschnittartigen Gedicht „Ein alter Gerichtssaal" eine gedankliche Tendenz, die in den bunten Wirrwarr hineingreift, und eine Tendenz von moderner Bedeutung.

Auch von einem andern namhaften Dichter sind neue „Gedichte" erschienen; Gottfried Kinkel unterbricht ein langjähriges Schweigen durch die „Gedichte. Zweite Sammlung" (Stuttgart, Cotta). Diese Sammlung entrollt ein weitreichendes Lebensbild; „Ein Strauß aus dem Jugendgarten", mit manchen anmuthigen Blüten und unreifen Knospen führt uns in die dreißiger Jahre zurück; das folgende Jahrzehnt, dessen Abschluß für den Dichter so verhängnißvoll werden sollte, ist durch einige revolutionäre Lieder im Herwegh'schen Stil vertreten, von denen das erste: „Die künftige Poesie", einen großartigen, nicht in Reflexionen verlaufenden, sondern mit visionärer Anschauung gestalteten Schwung athmet; es folgt die verhängnißvolle Epoche des naugardter Zuchthauses, aus dem heraus der Sänger einige wilde Béranger'sche Gedichte singt, wie „Den letzten deutschen Glaubensartikel", dessen Refrain den Glauben aus Bajonnet verkündigt, und das Lied „Die Classiker", in welchem Goethe für seinen „Bürgergeneral" und für Fräulein Vulpius zur Rede gesetzt wird. Dann folgt der „Abschied von Deutschland", einem Mädchen der Ostsee gewidmet, das ihm bei seiner Flucht ein Asyl gewährte. Der Aufenthalt in Amerika wird durch mehrere Gedichte bezeichnet, welche namentlich den Gegensatz von „Amerika und Europa" hervorheben und meistens von warmem Heimatsgefühl durchweht sind. Der letzten Wendung seines Schicksals gehört das Gedicht „Neue Heimat" an, welches seine zweite Ehe und den im Schirm der Alpenzinnen gegründeten züricher Herd besingt.

Gewiß, ein Lebensgemälde und zwar das Gemälde eines reichen, romanhaften Lebens, durch welches Kinkel sich vor seinen meisten Zeitgenossen auszeichnet. Es ist im ganzen in seinen geistigen Spitzen erfaßt; aber gerade der romanhafte Reiz auf der einen, die innerste Vertiefung auf der andern Seite tritt uns nicht bewältigend genug in den Gedichten entgegen. Welche Bilder hätte die Phantasie eines Victor Hugo den Revolutionsscenen in Baden, dem Zuchthause in Naugardt, der romantischen Flucht abgewonnen! Freilich sagt Kinkel selbst, daß ihm das Los eines großen Dichters verloren ging, weil er zum Streit geboren ward. Indeß konnte das letztere auch Dante von sich sagen, ein exilirtes Parteihaupt wie Kinkel, dem deshalb doch nicht der Lorber des großen Dichters verloren ging.

Was die Form der neuen Gedichte von Kinkel betrifft, so ist sie meistens glatt und gefeilt; einzelne athmen Schiller'schen Schwung, andere Goethe'sche Anmuth. Hier und dort stoßen wir auf Triviales, das besser fortgeblieben wäre, namentlich im satirischen Genre, wo dem Dichter die pikante Heine'sche Schärfe fehlt. Doch einen wahrhaft originellen Stil von unnachahmlichem Reiz vermissen wir in der Sammlung, ebenso wie

Digitized by Google

den politischen Abschluß, den Standpunkt des Dichters in der Gegenwart, wie er denselben mehrfach in Erklärungen und Festreden ausgesprochen hat. Eine dichterische Anerkennung der preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen, durchgekämpft in glorreichen Siegen, würde dem Kämpfer von Baden und dem Flüchtling von Naugardt Stoff zu einem bedeutsamen Gedichte gegeben haben. Statt dessen finden wir in Bezug hierauf nur satirische Hiebe mit politischen Hintergedanken.

Zu den besten Gedichten der Sammlung gehören die beiden Balladen: „Jessie Browne" und „Aus Mirut", beide Stoffe des indischen Kriegs behandelnd, die erstere durch dramatischen Schwung, die letztere durch ihren humanen Gedankeninhalt anziehend; dagegen ist die poetische Erzählung in sieben Historien: „Der Grobschmied von Antwerpen", eine langathmige Künstlergeschichte, viel zu weitschweifig ausgeführt für die Bedeutung des Inhalts, wenn auch graziös und glatt in der Form und hier und dort von warmer Färbung.

Ein glattgeschliffener Edelstein, wenn auch kein geistiger Brillant, ist das Gedicht „Heinrich von Schwaben", von W. Hertz (Stuttgart, Kröner). Die mittelalterliche Anekdote ist mit einem erstaunlichen Gleichmaß der Darstellung behandelt, welche weder im bittern Ernst noch neckischen Scherz über die einmal festgehalteuen Linien hinausschweift; doch es ist eben nur eine Anekdote von wunderbaren und wunderlichen Voraussetzungen, und der Vorzug köstlicher Naivetät, in inniglichen und schalthaften Klängen gleich traulich gemahnend, ist doch nur ein Vorzug der Form, während der Inhalt unbedeutend und im Grunde unbefriedigend ist, denn der Held ist nicht Träger einer geschichtlichen Mission, wie uns der Dichter am Schluß glauben machen will, sodaß die Fülle hochtönender Prophezeiungen nur an ein bedeutungsloses Schicksal verschwendet wird. Gedankenreicher ist das kleine Gedicht: „Der Pinsel Ming's", eine chinesische Geschichte von Hans Hopfen (Stuttgart, Kröner), welches, sich an eine Ballade von Ellissen anlehnend, in köstlichen Humoresken und zopfigen Arabesken, in ottave rime, welche wie chinesische Pagoden klingeln, den Ruhm des Tages und der Modeschriftsteller verspottet. Ein erfolgloser und langweiliger Poet aus dem Reich der Mitte flüchtet in die Einsamkeit und bringt durch die Vorlesung eines Trauerspiels ein Krokodil zum Gähnen; da erscheint aus dem Rachen desselben ein Geist, den ein feindseliger Hexenmeister in einen hohlen Zahn gebannt hatte. Dieser Geist gibt dem Dichter den Pinsel Ming's, der ihn zum Genie und zum Sänger der Mode macht — nach einer vorbestimmten Frist fordert er den Pinsel zurück und tröstet den verzweifelten Dichter damit, daß er jetzt den Pinsel nicht mehr brauche; jetzt könne er mit dem nächsten besten Besen seine Gedichte schreiben, so dumm wie er wolle, jetzt habe er einen Namen und bleibe der Classiker der Mode!

Was wir schon bei Lingg mit Freuden begrüßten, einen Gedankenschwung der Lyrik in gewähltern Formen, die Wiedergeburt der Hymne und Ode, welche doppelt noththut bei der formlosen Zerflossenheit der Liederpoesie, das finden wir auch in Robert Hamerling's Gedichtsammlung: „Sinnen und Minnen, ein Jugendleben in Liedern" (Hamburg und Leipzig, J. P. F. Richter), mit Genugthuung wieder. Wenn wir auch die freien reimlosen Rhythmen nicht ganz geeignet finden für den melodischen Vollklang deutscher Dichtung, auch wo sie im Odenschwung sich erhebt, so finden sich doch Gedichte voll erhabener Gedanken, von einem gewissen majestätischen Flügelschlag in den Gedichten Hamerling's, und schon die Thatsache, daß die höhere Lyrik nicht auf den Aussterbeetat gesetzt wird, bürgt für eine gedeihliche Fortentwickelung deutscher Nationalliteratur. In andern Gedichten des Sängers herrscht ein gewisser dithyrambischer Zug vor, südliche Glut und Ueppigkeit, hier und dort wieder eine tiefsinnige Schwermuth. Einzelne Lieder athmen melodische Grazie, manche werden von den Niederschlägen des Gedankens in der Form getrübt. In Feodor Wehl's Gedichten: „Vom Herzen zum Herzen" (Leipzig, Matthes), waltet eine sinnige Reflexion vor, die namentlich in den Betrachtungen über Menschenlos

Digitized by Google

und Glück einen prägnanten Ausdruck findet. Die politischen Sonette sind von jener geharnischten Art, wie sie Rückert in Deutschland eingeführt hat, oft hart, rauh, gewaltsam in der Form, aber von tüchtiger Gesinnung eingegeben. Eine eigenthümliche Gedichtsammlung sind: „Bienen. Lyrisches, Didaktisches und Epigrammatisches von Johannes Schrott" (Augsburg, Literarisches Institut von Max Huttler und Kranzfelder'sche Buchhandlung). Man findet hier Sonette, Spruchgedichte und Sprüche in Reimsystemen Walther's von der Vogelweide, Kunstaphorismen, einen Bildersaal, in welchem italienische Heiligenbilder poetisch copirt, eine Gemäldegalerie von Päpsten und deutschen Dichtern — alles in einer spröden Form nicht ohne gewisse gesättigte Energie, oft aber auch aus aller Form herausfallend in löschpapierenen Legendenklatsch. Der Stachel dieser „Bienen" ist ultramontan. In den Spruchgedichten spricht sich jene freiere unbefangene Weltbildung in mancher beherzigenswerthen Sentenz aus; doch nicht blos der Glorienschein, in den die Bildnisse der Päpste getaucht sind und der meist an goldangestrichenes Holz gemahnt, noch mehr die herabsetzenden Inschriften unter den Bildnissen unserer deutschen Dichter zeigen die Einseitigkeit des Verfassers. Von Schiller heißt es, daß er nur berauschen könne, daß seiner Glocke Gruß von keinem Donnerschalle, sondern nur die Rathhausglocke Marbachs wäre; Klopstock wird die Eintönigkeit und der Mangel an Plastik vorgeworfen; Lessing wird für einen kleinen Theologen und großen Dramaturgen erklärt, dessen Verse zum guten Theil Messing sind, dessen Nathan voll jüdischer Süßigkeit ist; Rückert gescholten, weil er Calderon, den höhern, bessern Mann geschmäht. Man weiß also gleich, woher der Wind weht. Im ganzen handhabt Schrott die epigrammatische Form für seine Zwecke nicht ohne Geschick, obschon er häufig in die nackteste, haarsträubende Prosa verfällt. Ludwig Evers zeigt in den Gedichten „Aus vergangenen Tagen" (Leipzig, Otto Wigand) Sinn für Correctheit der Versform und ist am glücklichsten in kleinern Liedern, die er stimmungsvoll zu beseelen und abzuschließen versteht; die größern Gemälde sind etwas verschwimmend und die politischen Lieder und Bilder, bei allem Kampfesmuth, doch ohne tiefere Bedeutung. Emil Claar zeigt in seinen „Gedichten" (Leipzig, Oskar Leiner) vorherrschend einen weltschmerzlichen Zug, hier und dort einzelne forcirte Wendungen, ebenso oft aber eine überraschende Originalität des Ausdrucks, die für eine ursprüngliche Begabung spricht.

Wolfgang Müller von Königswinter hat ein Bändchen Sonette veröffentlicht: „Der Pilger in Italien" (Leipzig, F. A. Brockhaus), welches uns die Empfindungen und Gedanken des Dichters auf seiner hesperischen Wanderschaft, namentlich in Venedig, Rom und Neapel, in meist tadellosen Vierzehnzeilern vorführt. Es befinden sich darunter recht stimmungsvolle Bilder; hin und wieder freilich ist auch die Gefahr nicht vermieden, eine poetische Vedute statt eines poetischen Landschaftsbildes zu geben und in Petrarca's stolzes Gewand den Bädeker zu kleiden. Doch im ganzen zeugen die Sonette von einem sinnigen, empfänglichen Dichtergeist, der bei aller Empfänglichkeit für die unsterblichen Kunstwerke des Südens keineswegs die reservatio mentalis vergißt, wie sie der freie protestantische Geist und das Staatsbewußtsein des Nordens sich in dem berauschenden Weihrauchduft des italienischen Cultus bewahrt.

Die „Gedichte" von Martin Greif (Stuttgart, Cotta) machen, dem Vorgesang zufolge, keine Ansprüche auf kunstvolle Liederdichtung; sie wollen Volkslieder sein, die von „braunem Kriegsvolk und Matrosen", von schönen Mägdlein zur Winterstunde, in den Werkstätten und Schmieden, von Hirten, Jägern und Soldaten gesungen werden. Doch zum sangbaren Volksliede fehlt diesen Liedern der drastische Ton, das Frische und Kecke, der sich einprägende Refrain; es sind Lieder der Goethe'schen Schule. Hier und dort ist dem Dichter bei seiner Liederdichtung, die mit Vorliebe als Maß für das Lied zwei bis drei kleine Strophen festhält, ein stimmungsvolles Empfindungsbild gelungen; das

Digitized by Google

Verschleierte, Andeutende, die Lakonismen der Empfindung, ihr Austönen in ahnungsvollen Klängen oder ihr Zuspitzen zu Pointen, die in zwei oder drei Liedern an Heine erinnern, der musikalische Tonfall, der die Composition herausfordert — das sind alles Vorzüge derjenigen kleinen Lieder, die unter dem günstigen Lächeln der Musen das Licht erblickten. Wo aber der Guß mislang, da stoßen wir auf gereimte Trivialitäten, absolute geistige Nichtigkeiten; unter den liederartigen Romanzen findet sich deren eine große Zahl. Einigemal versucht sich der Dichter auch in geschichtlicher Frescomalerei; doch da erscheint sein geschichtsphilosophischer Standpunkt der Standpunkt der Legende auf Goldgrund und wo die Gedanken fehlen, da pinselt er Engelsköpfchen hin.

Von den Gesammtausgaben deutscher Dichter ist jetzt die wohlfeile Ausgabe der Heine'schen Werke (Hamburg, Hoffmann u. Campe) vollendet. Sie unterscheidet sich von der größern Gesammtausgabe dadurch, daß in ihr die Briefe des Dichters fehlen. Die letzten Bände enthalten die Gedichte, die Schlußlieferung die Gedichte aus dem Nachlaß, von denen nur einige durch Alfred Meißner bekannt geworden, darunter das wunderbare Gedicht: „Mohnblume". Doch noch einige andere, an die geheimnißvolle „Mouche" gerichtete Lieder, die durch die Situation des Poeten und den Hauch, der sie durchweht, einzig in der Lyrik aller Zeiten dastehen, sind hier zum ersten male veröffentlicht worden.

Von Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Schriften", einer Gesammtausgabe in zwölf Bänden, sind bisher neun Bände erschienen (Berlin, Decker). Der Dichter zeigt sich in derselben als ein Weltwanderer von frischem, unbefangenem Naturell, und für die Vermittelung der von Goethe angebahnten Weltliteratur nicht nur durch seine Weltfahrten, sondern auch durch seine ganze Persönlichkeit geeignet, welche bedeutsam genug ist, um den reichen Inhalt nicht blos passiv in sich aufzunehmen, sondern auch, um ihn in einer bestimmten und charaktervollen Weise der deutschen Nationalität anzueignen. Der Kern von Bodenstedt's dichterischem Wirken bleibt immer „Mirza-Schaffy", diese frischen vollendeten Liebes- und Weisheitslieder, eine westöstliche Aneignung von originellem Reiz. Die Bilder aus dem Kaukasus, ethnographische und landschaftliche Studien in entsprechender Einkleidung, die Uebersetzungen russischer Dichter, namentlich Puschkin's, des moskowitischen Lords Byron, viele Originalgedichte, welche die Naturschönheiten des Kaukasus, slawische Ueberlieferungen und Volkssitten, Perspectiven russischer Geschichte behandeln, runden diesen Kreis von Bodenstedt's dichterischem Wirken ab. Die durch ihre leichtgeflügelte Grazie ausgezeichnete Uebersetzung der Shakspeare-Sonette bildet einen neuen Kern seiner bedeutsamen Aneignungen. Größere Werke, die in den „Gesammelten Schriften" keine Stätte gefunden haben, die Charakteristik und Uebersetzung der altenglischen Dramatiker, wie neuerdings die Uebersetzung zahlreicher Shakspeare'scher Dramen, gruppiren sich um diesen zweiten Kernpunkt. Das Gedicht: „Ada, die Lesghierin", ist ein aus kaukasischen Bildern zusammenschießendes episches Kaleidoskop, das Schauspiel: „Demetrius" ein aus genrebildlicher Mosaik zusammengesetztes russisches Geschichtsgemälde. Die Eigenartigkeit von Bodenstedt's Talent ist Grazie und Klarheit, seine Lieblingsform eine behagliche Sinnsprüchlichkeit, seine vorwiegende Tendenz die Lehre heitern Lebensgenusses, der einer grüblerischen Mystik abgewendet ist.

Friedrich Rückert's „Gesammelte poetische Werke" erschienen in einer neugeordneten Sammlung (Frankfurt, Sauerländer), von welcher bisjetzt 19 Lieferungen vorliegen. Die Anordnung stellt die reichen Schätze eines fast überproductiven dichterischen Talents übersichtlich zusammen. Die „geharnischten Sonette" eröffnen den Reigen zugleich mit den übrigen politischen Gedichten, bei denen auch die neuesten Schleswig-Holstein-Sonette nicht fehlen. Die gemeinsame etwas lahme Ueberschrift „Vaterland"

Digitized by Google

bildet hier das Band für ein gleichartiges Streben, das dem Jünglinge wie dem Greise zur Ehre gereichte. Dem „Liebesfrühling" voraus geht die Idylle „Amaryllis", wie das flüchtigere Erlebniß, das sie veranlaßte, jener zu einem dauernden Bande führenden Neigung vorausging, welche der Liebesfrühling feiert. Als Vorfrühling darf man indeß „Amaryllis" kaum betrachten; die Dichtung hat durchaus nichts Knospenhaftes und Ahnungsvolles; sie ist mit sehr satten Farben gemalt und der Ton demjenigen verwandt, in welchem die Bukoliker des Alterthums die Hirtenliebe verherrlichen; man hört in die Klänge der Hirtenflöte den ländlichen Milcheimer hereinklirren. Das dritte Buch gliedert sich unter der gemeinsamen Ueberschrift „Haus und Jahr" in folgende Abschnitte: „Eigener Herd", „Fest- und Trauerklänge", „Des Dorfamtmannssohns Kinderjahre", „Lenz", „Sommer", Herbst", „Winter". Dies Buch darf man als ein poetisches Lebenstagebuch betrachten; oft ist auch das unbedeutende Ereigniß eingetragen, doch meistens in eine sinnige Beleuchtung gerückt. Häufig wird der persönliche Antheil an den kleinen Erlebnissen des Dichters mehr vorausgesetzt als hervorgerufen. Sehr reichhaltig ist die Folge poetischer Erzählungen mit ihren ganzen und halben Aneignungen aus dem Orient: den „Brahmanischen Erzählungen" und „Morgenländischen Sagen und Geschichten", denen sich auch die mehr erzählenden Gedichte aus der „Weisheit des Brahmanen" anschließen. Der Ton dieser Erzählungen ist indeß weit entfernt von dem lyrisch-epischen Ton der Byron'schen Schule; er ist mit stark didaktischer Beimischung wesentlich episch, sodaß wir diese Erzählungen lieber hätten in den Kreis der epischen Gedichte aufgenommen gesehen.

Man kann gegenwärtig von einer Rückert-Literatur sprechen. Das umfassendste Werk über den Dichter ist das ebenerschienene „Friedrich Rückert" von Konrad Beyer (Frankfurt, Sauerländer), eine ebenso pietätvolle wie zusammenfassende Charakteristik, welche sich mit den verschiedensten Stimmen, die über den Dichter und seine Werke laut geworden sind, in maßvoller Weise zu verständigen sucht.

Während die Rückert'sche Gesammtausgabe von dem Abschluß noch weit entfernt ist, liegen Friedrich Hebbel's „Sämmtliche Werke" (12 Bde., Hamburg, Hoffmann u. Campe) jetzt vollendet vor uns. Das Gesammtbild dieses originellen Dichters, der bei großer Kraft und Ueppigkeit der Phantasie und bei einem nicht minder großen dramatischen Verstande doch durch die Hinneigung zum Gewaltsamen, Barocken und Parodoxen fortwährend aus der Bahn gerissen wurde, die zum höchsten Ziele der Kunst führt, leidet an einer gewissen Monotonie, keineswegs jener Einförmigkeit mittelmäßigen Singsangs, der durch banalen Leierton ermüdet; aber es gibt auch eine Monotonie, die durch gleichmäßigen grellen Auftrag und den fortwährenden Feuerschein flackernder Genialität hervorgerufen wird. Das Verweilen Hebbel's bei den geschlechtlichen Problemen hat etwas Fixes; wenn man in rascher Folge „Judith", „Maria Magdalena", „Julia", „Genoveva", „Den Ring des Gyges", die „Nibelungen" liest, so macht dies fast den Eindruck eines gynäkologischen Collegiums in dramatischer Form. Jedenfalls ist das „allesbedingende sittliche Centrum", zu dem der jedesmalige Welt- und Menschenzustand nach Hebbel's Ansicht von dem Dramatiker in Verhältniß gebracht werden soll, bei ihm nur als das ewig Weibliche zu denken. Wir verkennen die reformatorische Tendenz des Dichters nicht; er ist ein tapferer Kämpfer gegen sociales Vorurtheil und hat auch einen prophetischen Zug, indem er den Hereinbruch einer neuen Weltordnung verkündet, welche die geschlechtlichen Verhältnisse auf einer andern Basis ordnet als die bisherige. Doch diese Tendenz wird von ihm theils auf eine dialektische Spitze gestellt, welche das Empfinden abstößt und nicht blos den Genius der Kunst, sondern auch das allgemeine Gefühl zum Widerspruch nöthigt, theils verfällt sie einer romantischen Unklarheit und Phantasterei, welcher sich Hebbel in seinen keineswegs Aristophanischen, sondern nur Tieck'schen Lustspielen mit vollem Behagen hingibt. Neues oder bisher weniger Gekanntes bieten nur der sechste Band und

Digitized by Google

der neunte bis zwölfte. Im sechsten Bande finden wir „dramatische Fragmente", darunter das Fragment einer urweltlichen Gedankentragödie „Moloch" aus der Steinzeit oder Pfahlbauzeit in einem grandiosen Stile, der gleichsam mit vorsündflutlichen Mammuthknochen um sich prügelt, und Scenen aus zwei geschichtlichen Dramen: „Die Dithmarschen" und „Struensee", die eine markige Charakteristik an den Tag legen. „Demetrius" freilich beweist, daß die geschichtliche Tragödie von Hebbel nicht die höchsten Leistungen zu erwarten hatte, indem auch auf diesem Gebiete das Paradoxe bei ihm vorschlug und das geschichtlich Große an das Genrebildliche verzettelt wurde. Die einseitige Beurtheilung Schiller's und seiner Tragödien, welche sich wie ein rother Faden durch die gesammten Kritiken und ästhetischen Abhandlungen hindurchzieht (Bd. 10—12), spricht ebenso für eine Verkennung des geschichtlichen Genius, wie er sich in der dramatischen Form ausprägen soll. Hebbel ist, wo er kritisch auftritt, theils Romantiker, der mit den Kategorien dieser Schule wirthschaftet, theils ein urwüchsiger Autochthon, der mit dem hünenhaften Schlachtschwert alles niedersäbelt, was auf einem andern Boden gewachsen ist. Immerhin macht er auch hier den Eindruck eines geistigen Recken, der über die Alltagskritiker hinausragt.

Auf dem Gebiete des Romans ist das hervorragendste Werk Karl Gutzkow's „Hohenschwangau. Roman und Geschichte" (5 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus). Das erste mal wählt Gutzkow als Romanschriftsteller sich einen historischen Hintergrund und entrollt das Culturgemälde einer verflossenen Epoche. Er bringt dazu zwei unerläßliche Eigenschaften mit: den Fleiß, der sich das Ueberlieferte aneignet, um auf unerschütterlicher Grundlage zu bauen, und den scharfen Blick, der das Wesentliche und Charakteristische von dem Unwesentlichen zu sondern weiß. Wir beziehen indeß diesen letzten Vorzug nur auf die Sichtung des geschichtlichen Materials; was die ästhetische Ausführung betrifft, so wird der Autor an so scharfer Scheidung durch eine offenbar einseitige Theorie gehindert.

„Roman und Geschichte", das ist das Nebeneinander des Titelblattes, das neue Nebeneinander der Gutzkow'schen Aesthetik. Die Poesie aber sagt: du sollst keine Götter haben neben mir. Der Stoff, und das ist die Geschichte, kann sich nicht selbständig neben das Kunstwerk, das ist der Roman, hinlagern, denn der Stoff soll gerade von der Dichtung absorbirt sein. Was nicht in ihrem Lebensproceß aufgeht, ist ein ungesunder Rest, eine Ablagerung unverdauter Bestandtheile, welche das freie, frische Leben des Organismus gefährden. „Schulfuchserei", rufen die Anhänger Lingg's, wenn der „Völkerwanderung" das Nebeneinander von Poesie und Geschichte, das sich hier und dort in ein unerträgliches Durcheinander verwandelt, zum Vorwurf gemacht wird; „Schulfuchserei" werden auch die Vertreter der Romanhistorien rufen, wenn ihnen hier ein künstlerisches Gesetz entgegengestellt wird, das sie nicht anerkennen wollen. Doch wenn alle Theorie grau ist, so mag der grüne Lebensbaum selbst Zeugniß ablegen. Woher die vielen dürren Blätter in beiden Werken, die den untheoretischen Leser abstoßen? Woher das Ungenießbare, fast Unlesbare, das uns an einzelnen Stellen entgegentritt? Nur aus dem unverarbeiteten Rohstoff, der sich in Vers und Prosa zwischen das künstlerisch Gestaltete einschiebt; denn wenn uns der Dichter den Stuhl vor die Thür setzt, da fangen wir an zu gähnen und einzuschlafen.

Glücklicherweise ist in dem Gutzkow'schen Roman die Zeche besser als das Wirthshausschild, und nur in dem ersten und letzten Bande macht sich die Theorie des Nebeneinander in störender Weise geltend, in dem ersten durch eine etwas weitausholende und verworrene Exposition, welche uns zumuthet, auf einmal geschichtliche Massen an allen Ecken und Enden des Gemäldes noch vor ihrer künstlerischen Gruppirung zu übersehen, in dem letzten durch einen überstürzten Schluß, welcher ganz in den Stil geschichtlicher Chronik

Digitized by Google

verfällt und durch die Darstellung sich drängender Ereignisse ohne fesselnden Mittelpunkt die Spannung verscherzt. Was die beiden Hauptheldenbetrifft, so verwandelt sich der Roman hier geradezu in die Biographie, welche über umfassende Zeiträume hinweg sich ins Weite ausdehnt. Dagegen enthalten die mittlern Bände zum Theil Muster echt epischer Darstellung, wohlgeordneter spannender Begebenheiten, mit glänzender culturgeschichtlicher Detailmalerei und feiner geistiger Beleuchtung.

Das Reformationszeitalter eignet sich für ein Culturgemälde in dichterischer Fassung, weil es ein Zeitalter geistiger Bewegung ist, und so die Breite der äußern Welt nicht geistlos erdrückend wirkt, sondern stets ihr Licht von dem Leuchtstoff des Gedankens erhält. In diesem Protest geistiger Freiheit gegen überkommene Schranken sympathisirt unser Zeitalter mit dem der Reformation, es ist derselbe geistige Boden. Freilich hatte damals dieser Protest eine theologische Form, und die Treue, mit welcher Gutzkow seinen Hauptheldeu Ottheinrich als theologischen Polemiker und Homiletiker auftreten läßt, stellt uns auch den Unterschied der Zeiten lebhaft vor Augen. Dies salbungsvolle Pathos findet als solches kein Echo in der Gegenwart; nur dann, wenn es auf seine freiere Formel zurückgeführt wird, erweckt es unsere Sympathie. Wir meinen daher, der Autor hätte die damalige geharnischte Religionspolemik hier und dort nicht allzu weit ausspinnen sollen und die Treue des Culturhistorikers mehr dem Behagen der modernen Leser opfern sollen. Doch Gutzkow findet persönlich Behagen an derartigen Excursen; es steckt in ihm ein ziemlich ausgewachsener Theolog, wie seine frühern großen Romane: „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom", zur Genüge beweisen.

Die Reformatoren selbst treten in dem Romane wenig hervor; Luther ist eine episodische Figur, die Begegnung zwischen ihm und Argula von Grumbach ziemlich interesselos, und er ragt oder droht vielmehr nur brieflich in den Roman hinein. Dagegen wird die Wirkung der Reformation in allen Kreisen, in den fürstlichen, in denen des Adels und Bürgerthums, wo sie sich zugleich als Umgestalterin der politischen Verhältnisse ankündigt, in anschaulichster Weise geschildert. Der Kaiser von Deutschland, die Königin Maria, durch welche Ungarn und Holland mit in den Bereich des Romans gezogen werden, die kleinen brandenburgischen Fürstlichkeiten werden in ihrem Kampf gegen oder für die Reformation in oft bedeutsamen und charakteristischen Lagen uns vorgeführt. Adel und Bürgerthum aber bilden die beiden Hauptgruppen des Romans, zwischen denen der Held Ottheinrich sich hin- und herbewegt. Der Adel ist vertreten durch Wilhelm von Grumbach, den Mann der Grumbach'schen Händel, und durch Argula, die Freundin Luther's und theologische Vorkämpferin der Reformation; das Bürgerthum durch die Paumgartner'sche Familie in Augsburg, deren Haupt in den Freiherrenstand erhoben wird und später die Burg Hohenschwangau als Eigenthum erwirbt. So gleicht die trotz der falschen Theorie und der überrankenden Geschichtsarabesken wohlgeordnete künstlerische Form des Romans mehr einer Ellipse mit zwei Mittelpunkten als einem Kreise, und das Leben des freierfundenen Haupthelden bildet gleichsam die große, sie durchschneidende Achse des Werks. Eine noch größere Concentration des Interesses auf Wilhelm von Grumbach, der bei seinem ersten Erscheinen fesselnd dargestellt wird, gegen den Schluß hin, gerade wo seine Plane gereift und seine historische Wichtigkeit immer bedeutsamer hervortritt, nur in flüchtiger Skizzirung erscheint, würde dem Roman selbst sehr zu statten gekommen sein; denn die brandenburgischen Intriguen, die statt dessen oft unserer Theilnahme aufgedrängt werden, gemahnen oft wie aufgelöste Actenfascikel, und alle die hundert durcheinandergeschlungenen Fäden verwirren das Interesse, das einer vollen Persönlichkeit zugewendet, stets in nachhaltigster Weise gefesselt ist.

Ganz vorzüglich ist die Gruppe des augsburger Bürgerthums dargestellt; hier ist warmes Licht und Geschichts- und Genrebild lösen sich in der wirksamsten Weise ab.

Digitized by Google

Hier haben die Familienbilder, mögen sie in dem alten Hause in Augsburg spielen oder auf der erkauften Burg Hohenschwangau, helle Färbung; der alte Rath, seine Söhne und Töchter bilden eine feinnuancirte Gruppe. Nicht minder meisterhaft in echt epischem Stil und Ton sind das Volksleben in Augsburg mit seinen religiösen Bewegungen, der Reichstag in Regensburg, der Reisezug Ottheinrich's mit der Tochter des Kaufherrn von Italien nach Augsburg, die Begegnung mit der Künstlergesellschaft und dem geheimnißvollen Knaben geschildert. Hier bewegen wir uns Schritt für Schritt, wie es das Epos verlangt, und werden gerade dadurch in jene antheilvolle Spannung versetzt, welcher auch das geringfügige Ereigniß von bewältigender Wichtigkeit erscheint. Solche Spannung hervorzurufen, ist Aufgabe des Romans, die er vollkommen verfehlt, wo er uns umgekehrt das wichtige Ereigniß als gleichgültig erscheinen läßt. Durch die sprungweise Fortführung der Handlung im letzten Bande tritt häufig dieser bedenkliche Mißstand ein. Wohl knüpft sich noch an einzelne Episoden wie Ottheinrich's Abenteuer in den Niederlanden, an den geheimnißvollen Franzosenzug Albrecht's von Brandenburg die gespanntere Theilnahme; doch die Grumbach'sche Katastrophe, der mehrere Hauptheldeu des Romans zum Opfer fallen, erscheint uns gleichsam nur im Duft der geschichtlichen Fernsicht; unser Antheil steht im umgekehrten Verhältniß zu der Bedeutung der an und für sich grellen und packenden Ereignisse. Ueberhaupt ist die Schilderung der fränkischen Verhältnisse, wenn wir die würzburger Bischofswahl und die Ermordung des Sohnes von Argula ausnehmen, angekränkelt von der damaligen Reichsanarchie; das Hinundher der Interessen, der Verhältnisse hat etwas Unentwirrbares, und über die Mühe, diese Reichsinfusorien alle durch das Mikroskop zu studiren, gehen Lust und Behagen verloren.

Selbstverständlich ist Gutzkow's „Hohenschwangau" reich an bedeutsamen geschichtlichen Perspectiven, da der geistreiche Autor auch in einer vergangenen Epoche wie in der Gegenwart feine und weitreichende Beziehungen aufzuspüren weiß. Doch auch in die Tiefen des deutschen Gemüths, das im Zeitalter der Reformation so gewaltig erregt und ergriffen war, versenkt sich Gutzkow oft mit inniger Hingebung. Der Stil des Romans gehört zu seinen Hauptvorzügen; er ist im ganzen durchsichtig und klar, von maßhaltender Alterthümlichkeit, wo es charakteristische Schilderungen gilt, historisch treu colorirt und doch geistsprühend wie in den Reden des Paracelsus.

Die objective Darstellung, die geistige Treue, welche nicht über den Gesichtskreis des Zeitalters hinausdrängt, hinderten Gutzkow, seinem Roman „Hohenschwangau" jene Fülle geistreicher Bemerkungen einzuverleiben, wie er sie in seinen moderneu Romanen auszustreuen liebt. Einer Lebensbetrachtung, die selbständig neben der langjährigen Romanschöpfung einherging, hat Gutzkow indeß mannichfache Früchte abgewonnen, die er sammelte in der Schrift „Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche von Karl Gutzkow" (Stuttgart, Cotta). Die Sammlung zerfällt in folgende Abschnitte: „Gott", „Weltlauf", „Das innere Gesetz", „Kampf und Bewährung", „Bildung", „Die Zeit", „Die Stunde", „Erziehung", „Das Geschlecht", „Der Mensch zum Menschen", „Walten und Schaffen des Genius". Die Sammlung erinnert uns lebhaft an die Goethe'schen Sprüche und Aphorismen; sie enthält viel Sinniges, Gereiftes, Treffendes; es sind Früchte, die nicht auf den Bäumen an der Heerstraße wachsen.

Aehnliche Schilderungen aus dem patricischen Leben deutscher Reichsstädte wie Gutzkow's „Hohenschwangau" enthält die Erzählung von Adolf Stern: „Ein Fräulein von Augsburg" (Leipzig, J. J. Weber). Auch hier finden wir ein lebendiges und treues Colorit, eine gewisse vornehme Pinselführung. Die Heldin ist eine Philippine Welser, nicht jene, die in Gutzkow's Roman als episodische Figur erscheint, sondern das Kind einer spätern Zeit, als das stolze Kaufmannshaus der Welser sich zum Untergange neigte. Dieser Fall der Welser, die, um sich zu retten, eine Schönheit ihres Hauses an

Digitized by Google

einen kölner Kaufmannssohn und in zweiter Hand an den Erzbischof von Köln selbst verhandeln, ist mit drastischen Zügen geschildert, namentlich die gestörte Hochzeitsfeier und der Tod des gelehrten Markus Welser. Nur erscheint die Motivirung hier und dort nicht überzeugend genug.

Eine Heldin von Gutzkow's „Hohenschwangau", die Königin Maria von Ungarn, ist auch die Heldin eines selbständigen historischen Romans: „Der letzte König der Magyaren", von Leopold von Sacher-Masoch (3 Bde., Jena, Costenoble). Hier sind jene Intriguen und Kämpfe des Königs Ludwig und seiner Gegner, wie Zapolya's, welche dort nur einen flüchtigen Einschlag des Romangewebes bilden, in ausführlicher Darstellung geschildert, und zwar in einem Stil, der gänzlich von der epischen Ruhe Gutzkow's abweicht. Hier ist das Colorit ganz durchweg Glanz und Glut; ein Odem sinnlicher Ueppigkeit durchweht die Schilderungen; das Blendende, Grelle, Pikante wiegt vor. Doch da diese Trunkenheit der Phantasie in der Romantik des Magyarenthums einen festen Boden findet, so folgt man dem Autor gern in diese abenteuerliche Welt. Nur fehlen der Handlung zu sehr die Ruhepunkte, und der Charakteristik, namentlich der Frauen, die tiefern Contraste. Maria von Ungarn, wenn auch mehr herrschsüchtig als üppig, zeigt doch zu viele wildgrausame Züge des Charakters, um ein weibliches Gegenbild zu geben zu den andern gleichmäßig üppigen und heimtückischen Frauengestalten, der Kumanierin und der Irma Peren. Das Verhältniß von Maria und Ludwig ist indeß oft mit psychologischer Feinheit geschildert, ebenso das ungarische Volks- und Staatsleben und große geschichtliche Ereignisse wie die Schlacht von Mohacz mit glänzenden Farben.

In neuer Zeit spielen die Romane von Gustav vom See: „Heimatlos" (4 Bde., Breslau, Ed. Trewendt) und „Arnstein" (3 Bde., Breslau, Ed. Trewendt), von denen der letztere entschieden den Vorzug verdient. Gemeinsam ist beiden eine klare und durchsichtige Darstellungsweise, welche namentlich in dem zweiten Romane oft anmuthige, goethisirende Formen annimmt, eine sichere Beherrschung der Romanmosaik und ihrer Spannung erregenden Mittel und eine genaue Kenntniß der praktischen Lebensverhältnisse, soweit sie die staatlichen Einrichtungen, die Justiz und Administration betreffen, und damit eine sichere Grundlage für die romanhaften Phantasiebauten. Der erste Roman spielt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. in Preußen; eine schlesische Adelsfamilie, welche durch die Intriguen eines Kaplans zerrüttet wird, steht im Vordergrunde der Schilderung. Die Schicksale des verdrängten heimatlosen Bruders, seine Abenteuer in den kleinen Fürstenthümern, seine Liebe zur schönen Tochter eines Alchemisten, die ihn aus kleinfürstlicher Willkürhaft befreit, die Lösung des Knotens durch eine den Kaplan entlarvende Geisterkomödie, eine Lösung, die im Geiste der damaligen Zeit gehalten, doch nur durch eine äußerliche Maschinerie hervorgerufen wird und auf uns nicht überzeugend wirkt — das ist der Hauptinhalt des Romans, der hier und dort allzu sehr ins Breite verläuft, zu viel des Alltäglichen in nackter Lebenspoesie in sich aufnimmt. Rührend ist das Verhältniß der beiden Brüder; doch schlägt in der Schilderung von Oskar's Krankheit das Pathologische allzu sehr vor. In „Heimatlos" ist ein Leitton angeschlagen, der in „Arnstein" wiederkehrt; es sind Variauten auf das Thema des vermeintlichen Inceste s. Gustav vom See nähert sich damit den sogenannten „socialen Problemen"; doch ist das Bedenkliche bei ihm blos ein Durchgangspunkt, eine romanhafte Ausweichung, die er zur Harmonie zurückführt. Der Held in „Heimatlos" liebt die schöne Lucie; da treten Verhältnisse ein, die ihm die schreckliche Klarheit zu geben scheinen, daß er seine Schwester liebt. Ebenso liebt Arnstein die reizende Alice und sieht sich durch eine Kette von Beweisgründen, in denen nur eine kleine Lücke ist,

Digitized by Google

genöthigt, sie als seine Tochter anzuerkennen. Ein kühner Problempoet würde die Entdeckung später eintreten lassen und den Conflict zu grellen Nachtstücken steigern; ein minder waglustiger Autor würde es bei der Tragödie der Resignation bewenden lassen; Gustav vom See räumt wohlwollend alle finstern Möglichkeiten aus dem Wege, indem er erfinderisch die verschlungene Kette beweiskräftiger Argumente wieder zerreißt. Doch was in „Heimatlos" nur ein beiläufiger Incidenzpunkt ist, erscheint in „Arnstein" als der eigentliche Angelpunkt der Handlung. Das sorgsam angelegte Seelengemälde Arnstein's, der durch die tragischen Schicksale seiner Jugend, die Erlebnisse des russischen Feldzuges, den frühen Tod eines geliebten Weibes zu einem verdüsterten Byron'schen Helden geworden ist, sichert einem Conflict, in welchem die ihn erlösende Liebe sich wieder in Schattenbilder zu verflüchtigen droht, unsern doppelten Antheil. Auch ist hier die psychologische Ausführung reich an feinen und fesselnden Zügen. Die Erfindung des Romans ist glücklich in Einzelheiten. Die Situation, daß der wegen falschen Verdachts flüchtige Steuereinnehmer in der Waldhütte, ohne es zu wissen, über der ihm geraubten Kasse schläft, könnte die Ironie Ludwig Tieck's erfunden haben. Das Wirken der mainzer Central-Untersuchungscommission wird mit genauer Kenntniß und Treue im Detail geschildert, während die Waldbilder des Hundsrück einen anmuthigen Hauch von Naturpoesie athmen. Auch eine größere Fülle von Betrachtungen als in den frühern Werken findet sich in diesem Roman Gustav's vom See.

Der neueste Roman von F. W. Hackländer: „Das Geheimniß der Stadt" (3 Bde., Stuttgart, Adolf Krabbe), behandelt eine Criminalgeschichte und zwar in der eigenthümlichen Weise dieses Autors, in dem bekannten humoristisch plaudernden Ton. Diese Manier von Dickens bürgert sich mehr und mehr in unserer Literatur ein; doch verstößt sie im Grunde gegen eins der ältesten Kunstgesetze, welches verlangt, daß Form und Inhalt sich decken. Im Drama, der strengern Kunstform, wäre es von Haus aus eine Unmöglichkeit, eine Criminaltragödie im Lustspielton zu behandeln; für die bequemere Form des Romans gelten alle möglichen künstlerischen Licenzen. Der Held des Romans ist ein vornehmer Falschmünzer, ein Hr. von Rivola, der durch die geschickten Combinationen eines Polizeiraths entlarvt und zum Selbstmord getrieben wird. Dieser Polizeirath ist dabei ein höchst jovialer Mann, obgleich der Humor, mit dem er seine Opfer im Feuer schmoren läßt, etwas Kannibalisches hat. Es fehlt dem Roman nicht an den spannendsten Ingredienzen, an einem alten geheimnißvollen Thurm, an einem dunkeln unterirdischen Gang zwischen diesem Thurm und dem Rathhause, an einem höchst merkwürdigen amerikanischen Duell, das glücklicherweise nicht zur Ausführung kommt. Der Fanatismus des sogenannten Ehrenpunktes ist hier bis zu einer tragikomischen Spitze gesteigert. Die durch die Polizei gehinderten Duellanten treffen ihre Abmachung in Gegenwart des Polizeibeamten und entscheiden die Priorität des Duellselbstmordes danach, welcher von zwei die Fensterscheibe herunterrollenden Regentropfen zuerst unten angekommen sein wird. Die Einleitung des Romans, eine genrebildliche Humoreske, die noch dazu sehr breit ausgeführte Schilderung einer kleinstädtischen Rathhaussitzung, läßt durchaus nicht die tragische Wendung der Handlung voraussehen.

Abgesehen von dieser Incongruenz des Stoffs und der Darstellung zeigt der Roman alle bekannten Vorzüge Hackländer's: eine köstliche Genremalerei, wir erinnern nur an das Fest des Stadtschultheißen und den Nachmittagskaffee der Frau Revisorin, die bis zum kühnsten Raffinement gesteigerte Kunst der Spannung und eine bewundernswerthe Genauigkeit der Detailschilderung. Die Fälschung der Banknoten, die Unterscheidung der echten und falschen, die Entdeckung durch anscheinend kleine Indicien, welche den „Pitaval" mit criminalistischen Wundern bereichern könnte — das zeugt von eingehenden Fachstudien, die in geschickter Weise verwerthet sind. Auch manches Naturbild ist stimmungsvoll

Digitized by Google

entworfen; Ingenieur Walden, der des Falschmünzers liebliche Tochter heimführt, ein ansprechendes Charakterbild, welches das vollste Recht auf unsere Theilnahme hätte, wenn nicht seine geistige Freiheit in bedenklicher Weise unter dem Bann falscher Ehrbegriffe litte.

Der Roman „Ein Findling", von Edmund Höfer (4 Bde., Schwerin, A. Hildebrand's Verlag), ist im Stil der Autobiographie gehalten, dadurch aber in eine geschwätzige Breite auseinandergezerrt, welche die Spannung im höchsten Grade beeinträchtigt. Es ist offenbar ein Novellenstoff, der hier zu einem vierbändigen Romane breitgeschlagen ist. Hierzu kommt, daß der Autor hin und wieder seinen autobiographischen Helden vollkommen vergißt, und wenn derselbe am Schluß des einen Kapitels zur Thür hinausgeht, uns im nächsten aus seiner Feder ganz genau mittheilt, was die im Zimmer zurückbleibenden Personen miteinander verhandelt haben. Auch das punctum saliens der Spannung hat Höfer in diesem Roman verfehlt. Sein Held ist so gleichgültig gegen die Auflösung seines Lebensräthsels, daß er mit dieser Gleichgültigkeit die Leser ansteckt. Und als am Schluß die Enträthselung erfolgt, da werden wir in ein Labyrinth von Familienverhältnissen eingeführt, die uns nicht das geringste Interesse einflößen; da müssen wir kleinfürstliche Stammbäume studiren, veraltete Liebesaffairen noch einmal durchmachen, und dies alles ohne Nutzen für den Helden und ohne Freude für uns selbst. Ja, wenn diese ganze Vergangenheit auf einmal erlösend im entscheidenden Augenblick dem Verzweifelten zu Hülfe käme, seine Liebe und sein Leben in die rechte Bahn rückte, wir würden ihr im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Gegenwart eine Theilnahme zuwenden, welche die rasch skizzirten und sonderbar verwickelten Ereignisse an und für sich nicht erregen können. Doch die Lebenslage des Helden wird durch diese Entdeckungen so unwesentlich geändert, daß der ganze Aufwand mühseliger Erfindung als überflüssig erscheint. Trotz dieser organischen Fehler hat Höfer's Roman doch auch anerkennenswerthe Vorzüge. Der Stil ist, wo er sich nicht in die Schnörkel breiter Redseligkeit verläuft, wohlerwogen, oft frisch und duftig; viele psychologischen Entwickelungen sind fein und sorgfältig durchgeführt; die Bilder aus dem Kriegsleben, der Einzug der Franzosen in die Reichsstadt mit anziehender Lebendigkeit ausgemalt; die Liebe des Findlings zu Martha hat in ihrer Innigkeit und Unzerstörbarkeit einen fesselnden Zug. Daß Höfer ein Monopol für die Darstellung reichsstädtischer Patricier besitzt, ist aus seinen Novellen zur Genüge bekannt; er hat die Galerie derselben durch die Charakterköpfe des Stadtschultheißen und des Messire de Potter in diesem Roman wiederum bereichert.

Ein originelles Erzeugniß der neuesten Romandichtung ist der Roman „Liebe und Brot" von Hugo Oelbermann (2 Bde., Jena, Costenoble). Der Verfasser hat sich bereits als Lyriker bekannt gemacht, und zwar in Gedichten, in denen nur die Ungleichheit der künstlerischen Behandlung, eine oft breit hereinragende Prosa des Ausdrucks störend wirkt, während dichterischer Fluß und Schwung nicht zu verkennen sind. Namentlich sind Fremdwörter und Kunstausdrücke nicht immer in dem poetischen Stil aufgegangen. Auch der Roman läßt das Gleichmaß der Darstellung vermissen, ist bald schwunghaft, bald trivial, im ganzen von warmem Hauch des Gemüthslebens durchdrungen, in einem Tone oft anmuthender, oft ermüdender Plauderei geschrieben. Sein Thema zeigt uns die beiden Räder des Weltgetriebes, die Schiller als Hunger und Liebe bezeichnet hat, in ihrer gegenseitigen Reibung. Zugleich enthält der Roman den Protest gegen die Schopenhauer'sche Weltanschauung und gegen den Satz dieses Philosophen: „Es gibt nur Einen angeborenen Irrthum; es ist der, daß wir da seien, um glücklich zu sein."

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Emile de Girardin.

Von Wilhelm Lauser.

Der Geburtsschein Girardin's sagt aus, daß Emile de Lamothe am 22. Juni 1806 als der Sohn eines unbekannten Vaters und eines Fräuleins de Lamothe geboren sei. Girardin selbst verlegte sein Geburtsjahr später auf 1802 und ruhte nicht, bis anerkannt war, daß er der (im Ehebruch erzeugte) Sohn der Marie Fagnan, Frau des Rathes am königlichen Hofe von Paris, Dupuy, und des Generals Grafen Alexander von Girardin sei.

Girardin's Mutter war ebenso schön als geistreich; wir haben in der Galerie des Herzogs Morny ihr von Greuze gemaltes und in der Kunstwelt unter dem Namen La jeune fille à la colombe bekanntes Bild bewundert. Die Mutter wie auch der Vater statteten dem Knaben häufige Besuche in der Familie ab, der die Erziehung desselben anvertraut war; und die Erinnerung an die Liebkosungen der Aeltern schrieb sich mit unauslöschlichen Zügen in das junge Gemüth Emile's ein.

Jedoch hörten diese Besuche der Mutter plötzlich, diejenigen des Vaters allmählich auf: der Vater verheirathete sich nämlich, und wie er so fürchtete auch die Mutter, durch die Frucht des seitherigen Liebesverhältnisses bloßgestellt zu werden. Der achtjährige Knabe erhielt jetzt den Namen Emile de Lamothe und wurde für eine mäßige Summe der Obhut eines rauhen alten Soldaten übergeben. Plötzlich dem Sonnenschein des Glücks und der Liebe entzogen, verkümmerte das unglückliche Kind sichtlich, sodaß sein Pflegevater für gut hielt, dasselbe in die Normandie zu schicken, wo ein Bruder von ihm, ein übrigens wackerer und lebensfroher Mann, Stallknecht war.

Allein statt in der Entfernung von Paris, in der Umgebung roher und fremder Menschen die glückliche Vergangenheit und namentlich, wie die selbstsüchtigen und gewissenlosen Aeltern gewünscht hätten, die Ansprüche auf eine ehrenvolle Zukunft zu vergessen, grübelte der Knabe ohne Aufhören über die Ursache seines grausamen Schicksals nach; und als ihm sein erwachender Verstand diejenigen, welche Pflicht und Natur zu den Hütern seiner Jugend bestellte, als die wahren Urheber des an ihm verübten Unrechts enthüllte, verschloß sich sein Herz in dumpfem, stummem Grolle, und er lebte hinfort nur noch in dem einen Gedanken, auf eigene Faust sich die Lebensstellung zu erringen, die man ihm misgönnte oder raubte. Das Schicksal hatte ihn bereits zum Manne geschmiedet, als er im 18. Jahre nach Paris wanderte, um dort sein Glück zu suchen.

Durch Vermittelung der Frau von Senonnes, die ihn in der Normandie kennen gelernt hatte, erhielt er eine Stelle im Ministerium des königlichen Hauses, auf die er aber gleich wieder verzichtete, als Hr. von Semnones in Ungnade fiel und seine Entlassung als Generalsecretär nahm. Nicht glücklicher war er als Beamter bei einem Wechselagenten; er verlor im Börsenspiel die Hälfte des Kapitals, das ihm eine Jahresrente von 1200 Frs. abwerfen sollte; und seine letzte Hoffnung scheiterte, als ihm wegen schwachen Körperbaues der Eintritt in den Kriegsdienst verweigert wurde. In Verzweiflung über diese fortgesetzten Miserfolge, die sich seinem ungeduldigen Ehrgeiz und

Digitized by Google

seinem Thatendrange entgegenstellten, wußte er einen Augenblick keinen andern Ausweg mehr als den Selbstmord.

Von seiner düstern Stimmung, von seinem Haß gegen die ungerechte menschliche Gesellschaft zeugt ein Buch, das er in dieser traurigen Verlassenheit abgefaßt hat. In einem Lesecabinet, welches er damals besuchte, hatte er verschiedene Schriftsteller kennen gelernt; die Erzählungen von ihren Erfolgen hatten ihn angespornt, gleichfalls auf dem literarischen Gebiete seine Kraft zu versuchen. Bald legte er jenem Kreise den „Emile" vor, eine Art von „Wahrheit und Dichtung", worin er einem weiblichen Wesen seiner Phantasie, Mathilde, seine Schicksale und die Leiden seines Gemüths schilderte. Die einen unter seinen Bekannten sprachen seinem Erstlingswerke jeden Werth ab; andere gaben dem Anfänger wohlgemeinte Rathschläge in Betreff des Stils; der damals noch sehr junge, aber schon berühmte Kritiker Jules Janin nannte das Buch, für das endlich ein Verleger gefunden worden war, kurzweg ein Meisterwerk. Girardin hatte sich im ersten Ansturm seinen Platz in der Literatur erobert.

In einem zweiten Buche: „Allerlei zusammenhanglose Bruchstücke einer Geschichte ohne Ende" („Au hasard, fragments sans suite d'une histoire sans fin"), legte er mit einer erschreckenden Kühnheit die innersten Triebe, die ihn beseelten, dar. „Wenn man aufrichtig sein will", rief er unter anderm aus, „so gibt es in der sittlichen Welt nur zwei verschiedene Arten, die Undankbaren und die Neidischen. Ich bin neidisch! Es gibt keinen Erfolg, auf den ich nicht eifersüchtig wäre, kein Weib, das ich nicht begehrte; die Reichthümer reizen mich, noch mehr die Ehren; ich verlange alles von der Gesundheit des kräftigen Lastträgers bis zu dem Ansehen des Abgeordneten, der sich aller Stellen bemächtigt hat, bis zu dem Bewußtsein des reich gewordenen Lieferanten, bis zu den Adelsbriefen des Emigranten."

Eine ähnliche Mischung von Abgestumpftheit, Menschenverachtung, Selbstverachtung und verhaltener Leidenschaft war schon in den folgenden Sätzen des „Emile" zu Tage getreten: „Der Ruhm ist nur noch ein leeres Wort, das nicht nach Silber klingt. Die Republik und Napoleon haben die Begeisterung abgenutzt; das Vermögen ist die Religion des Tags, die Selbstsucht der Geist des Jahrhunderts. Um aus der Dunkelheit herauszutreten, gibt es nur Ein Mittel: kratze die Erde mit deinen Nägeln auf, wenn du keine Werkzeuge hast, aber kratze dieselbe auf, bis du ihren Eingeweiden eine Mine entrissen hast. Hast du diese gefunden, so wird man sie dir vielleicht streitig machen, rauben wollen, aber wenn du der Stärkere bist, wird man dir schmeicheln, und wenn du niemand mehr bedarfst, wird man dir helfen wollen. Dann wirst du deinerseits geizig, selbstsüchtig sein; du wirst die Hülfe verweigern, um die man dich bittet, weil man nicht durch die Unterstützung einiger einzelnen sich die öffentliche Gunst erwirbt, sondern indem man die Leidenschaften der Massen aufreizt."

Das Leben war Girardin von Anfang als ein Kampf erschienen, und früh war ihm jede Waffe gerecht, die ihm den Sieg verbürgte. Er hatte seinen „Emile" nebst einem Schreiben an seinen Vater geschickt, aber dieser ließ sich nicht erweichen, ihm seinen Namen zu geben. Es ist wol Verleumdung, er habe sich hierauf seinem Vater vorgestellt, eine Pistole in jeder Hand, und demselben erklärt: „Mein Herr, ich muß einen Namen haben; wenn Sie mir denselben nicht geben, so jage ich Ihnen und dann mir eine Kugel durch den Kopf." An seinem 22. Geburtstage, da er mündig wurde, schrieb er ein zweites mal in entschiedenem und zugleich ehrerbietigem Tone an seinen Vater und verlangte eine Unterredung. Umsonst jedoch beschwor er alle die lebendigen Erinnerungen seiner Kindheit herauf: sein Vater blieb unbeugsam. „Ich will", sagte Emile, „Ihren Namen tragen, welcher der meinige ist." „Ich widersetze mich dem." „Gut, so verklagen Sie mich." Emile unterzeichnete sich von jetzt an in allen Blättern und auf dem Titel

Digitized by Google

seiner Bücher mit dem Namen Girardin, obwol ihm die Gesetze dies verboten; allein er konnte mit Recht annehmen, sein Vater werde aus Furcht vor dem Skandal nicht als Kläger gegen ihn auftreten.

Als Träger dieses glänzenden Namens wurde es ihm leicht, durch den damaligen Minister Martignac eine Anstellung zu erhalten. Er wurde zum Inspector der schönen Künste ernannt, ein Titel, den er alsbald trefflich auszunutzen wußte. Ein Jugendgenosse Girardin's, Lautour-Mézeray, war aus der Normandie nach Paris gekommen, um in Gemeinschaft mit ihm sein Glück in der Journalistik zu suchen. Beide erschöpften sich in Planen, um ohne Geldmittel ein Blatt zu gründen. Endlich schlug Girardin, um Redactions- und Bureaukosten zu sparen, die Gründung eines Wochenblattes vor, das einfach die besten Artikel aller Blätter wiedergeben sollte, ein Verfahren, welches damals noch nicht durch die Gesetze ausdrücklich verboten und noch durch keinen Schriftstellerverein unmöglich gemacht war. Girardin selbst gab dem Unternehmen den rechten Namen, indem er als Titel für das Blatt, statt der von seinem Genossen empfohlenen: „Semaine littéraire", oder „Ruche", oder „Abeille", ohne Scheu „Le Voleur" vorschlug und durch den Zeichner Henri Monnier eine Vignette mit den Versen Voltaire's anbringen ließ:

Au peu d'esprit que le bon homme avait
L'esprit d'autrui par complément servait;
Il compilait, compilait, compilait.

Girardin's Keckheit und Erfindungsgabe blieb aber hierbei nicht stehen. Er entlehnte 500 Frs. und verwandte dieselben ausschließlich auf Anzeigen seines Blattes; außerdem ließ er beiläufig 4000 Prospecte drucken, versah dieselben mit seinem Amtssiegel und schickte sie mit folgendem Begleitschreiben an Schultheißen und Geistliche auf dem Lande: „Ein neues Blatt wird gegründet, und dieses Blatt hat den Zweck, in unsern Provinzen die Meisterwerke der zeitgenössischen Literatur zu verbreiten; es wird mir Vergnügen machen, wenn Sie diesem Unternehmen Ihren Beistand leihen u. s. w. Emile von Girardin, Inspector der schönen Künste." Acht Tage darauf hatte er bereits 10000 Frs. Abonnementsgelder in der Kasse, und der jährliche Reingewinn betrug nicht weniger als 50000 Frs. Um die Klagen der in ihrem Eigenthum verletzten Schriftsteller kümmerte sich Girardin nicht; ein Degenstich in der Schulter, den er von einem der letztern im Zweikampfe erhielt, war in acht Tagen geheilt; und dieser Zweikampf selbst trug natürlich nur wieder zum Erfolge des Blattes bei. Seinen persönlichen Muth hatte er übrigens schon früher bewiesen, indem er sich mit seinem Bruder, dem ehelichen Sohne seiner Mutter, auf Pistolen schoß.

Im Jahre 1829, ein Jahr nach der Gründung des „Voleur", gab er unter der Aegide der Herzogin von Berri ein neues ernsthafteres Blatt heraus: „La Mode", das der „Revue de Paris" sehr gefährlich wurde und keinen geringern Erfolg hatte als der „Voleur". In diesem Blatte veröffentlichte Gavarni seine erste Zeichnung, George Sand eine ihrer ersten Novellen: „La vierge d'Albano", E. Sue seine erste Erzählung „Plik et Plok", Balzac seinen „El Verdugo". Als die Herzogin von Berri sich von dem Blatte zurückzog, weil ihr dasselbe in der liberalen Opposition zu weit ging, stieg die Abonnentenzahl um 3000.

Die Julirevolution, deren Eintreffen er voraussah, und seine Verheirathung bestimmten Girardin, den „Voleur" und die „Mode" zu verkaufen. Er hatte im Salon der Frau Sophie Gay die Tochter derselben, Delphine, kennen gelernt, die wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Talents von den Parisern als „zehnte Muse" verehrt wurde. Delphine schenkte ihm ihre Hand, nachdem die Heirath durch einen sogenannten acte de notoriété über die Herkunft Girardin's möglich geworden war. Unter dem Einflusse der liebens-

Digitized by Google

würdigen und geistvollen Dichterin, der wir „Cléopâtre", „Lady Tartuffe", „La joie fait peur", die „Lettres parisiennes du Vicomte Delaunay" „Marguerite" und so viele andere reizende Werke verdanken, scheint sich Girardin entschlossen zu haben, seine seitherige Laufbahn aufzugeben. Schon hatte ihm Casimir Périer die Stelle eines Unterpräfecten in Langres zugesagt, als der Plan an der Feindschaft der Gräfin Girardin scheiterte, die den Minister veranlaßte, sein Versprechen zurückzunehmen. Auch dieser Mißerfolg schien nur die Schnellkraft seines Geistes und Willens zu steigern: er rief jetzt eine Reihe von Unternehmungen ins Leben, in denen sich sein persönlicher Vortheil mit der Befriedigung eines öffentlichen Bedürfnisses verband, und die im allgemeinen auf der Grundidee beruhten, daß die Volksaufklärung den mächtigen Hebel in der Wohlfeilheit der Publicationen finde. Casimir Périer ließ zwar die Denkschrift Girardin's, welche ihm die Anwendung dieses Grundsatzes auf den „Moniteur" empfahl, unbeachtet, und erst in unsern Tagen hat die Regierung Napoleon's, und zwar mit unberechenbarem Nutzen, das damals Versäumte durch die Gründung des kleinen „Abend-Moniteur" nachgeholt. Aber Girardin machte sich muthig selbst an das Werk. Er legte sein ganzes Vermögen in Anzeigen eines Blattes an, das die Bürger über ihre Rechte, Pflichten und Interessen belehren und jährlich nicht mehr als 4 Frs. kosten sollte. Der Erfolg war unerhört großartig: das „Journal des connaissances utiles" zählte nach Ablauf eines Jahres 230000 Abnehmer. Verschiedene buchhändlerische Unternehmungen bestätigten in der Folge die Richtigkeit der Anschauungen Girardin's über die Wohlfeilheit der Volksliteratur; sein „Almanach de France" wurde in 1,300000 Exemplaren abgesetzt, und eine ähnliche Verbreitung fanden sein „Atlas portatif de France", der 1 Fr. kostete, und sein „Atlas universel" zu 2 Frs., sein „Journal des instituteurs primaires" zu 36 Sous jährlich und sein „Musée des familles". An die Gründung des letztern knüpft sich eine andere Erfindung, die ihm die Aesthetik freilich nie verzeihen wird: um nämlich die Actionäre anzulocken, bedeckte er die Mauern von Paris mit jenen Riesenanzeigen, welche seitdem alle Städte der Welt verunzieren. Girardin erhielt damals den Beinamen Homme-Affiche oder Homme-Annonce.

Welche gewaltige Macht durch eine in solchem Maße ausgedehnte Publicität geschaffen werden konnte, bewies Girardin unmittelbar, indem er eines Tags die Leser seines „Journal des connaissances utiles" einlud, sich jährlich mit 1 Fr. selbst zu besteuern, um für hundert arme Zöglinge zu Coëtbo eine landwirthschaftliche Anstalt zu gründen, in welcher dieselben Wohnung, Kost und Unterricht in der Landwirthschaft erhielten. Nachdem Thiers seinen Vorschlag, öffentliche Sparkassen einzurichten, für unausführbar erklärt hatte, gründete er deren 34 allein mit Hülfe seines „Journal des connaissances utiles", und heute beträgt die Zahl derselben 350. Es war einer spätern Zukunft vorbehalten, die Richtigkeit einer andern praktischen Idee, der Postreform, zu rechtfertigen. Der Generaldirector der Posten, Conte, behandelte Girardin's Plan, die elf Postzonen des Landes zu unterdrücken, und den dadurch entstehenden Ausfall durch die Herabsetzung und Gleichmäßigkeit der Brieftaxe zu ersetzen, als Chimäre: im Jahre 1840 machte Rowland-Hill in England die Chimäre zur Wirklichkeit, und die ganze Welt erfreut sich jetzt der Vortheile dieser Reform.

Mit der Gründung des „Panthéon littéraire", einer die Meisterwerke des menschlichen Geistes umfassenden Sammlung von 100 Bänden, und mit der Gründung einer wohlfeilen Romanbibliothek gab Girardin noch das Signal zu jenen großen Sammelausgaben, unter denen die Collection Michel Lévy und die Bibliothèque Charpentier obenanstehen. Endlich ist in dieser Richtung zu erwähnen, daß sich Girardin auch an der von Bixio und Paulin herausgegebenen „Maison rustique du dix-neuvième siècle"

Digitized by Google

betheiligte, die bis auf diesen Augenblick einen so segensreichen Einfluß auf die landwirthschaftliche Bildung von Frankreich ausübt.

Bei allen diesen Unternehmungen und Planen erwies sich Emile Girardin als der Mann, dessen Einsicht und Thatkraft nicht durch die Ueberlieferungen oder Vorurtheile bestimmter Lebenskreise und Klassen gestört wird und der den Mangel methodischer Schule und Fachbildung durch voraussetzungsloses Selbstprüfen und kühnes Wagen ersetzt. Nach Art der Menschen, die sich ihre Philosophie aus der Summe ihrer eigenen Lebenserfahrungen zusammensetzen, strebt er nicht durch allgemeine Theorien, sondern durch einzelne praktische Mittel das öffentliche Wohl zu begründen. Je mehr die Ergebnisse die Richtigkeit seiner einzelnen Ideen bestätigen, desto mehr wächst sein Selbstvertrauen, desto näher wird ihm aber auch die Gefahr rücken, schon das bloße Abweichen vom gewöhnlichen Gleise für Weisheit zu halten.

Zehn Jahre waren jetzt verflossen, seitdem Girardin als unbekannter, verlassener junger Mann in der Hauptstadt angekommen war. Trotz aller Schwierigkeiten, Ränke, Feindschaft und Verkennung hatte er sich Namen, Stellung und Reichthum erworben; seinem Ehrgeiz und seiner rücksichtslosen Thatkraft schien sich keine Bahn mehr verschließen zu können. Er wandte sich jetzt der Politik zu. Im Jahre 1834 warb er um die Stimmen der Bewohner von Bourganeuf, und diese schickten ohne jeden Wahlkampf den achtundzwanzigjährigen Mann als ihren Abgeordneten in die Kammer. Girardin nahm im linken Centrum der Versammlung Platz; er wollte weder durch dynastische noch durch Parteirücksichten seine Unabhängigkeit beschränken lassen, sondern sein Programm war zunächst einfach, „die Regierung in allem Guten, was sie thun wolle, zu unterstützen und dieselbe von allem Schlimmen, was sie thun wolle, abzuhalten". Er hielt es im allgemeinen mit den Männern des Justemilieu, die sich, wie er sagt, „mitten durch die entgegengesetzten Meinungen eine gerade und breite Bahn brechen, die Leidenschaften durch Vermeidung von Beschuldigungen und Herausforderungen ersticken, die Parteien schwächen und vermischen müssen". Für die innere und auswärtige Politik, für seine Thätigkeit als Publicist und Abgeordneter sollten die folgenden Grundsätze als unveränderliche Richtschnur dienen: „Entwaffnung der Völker und der Parteien; Berechtigung aller hervorragenden Kräfte; Initiative der den Reformen entgegengehenden Staatsgewalt; alles durch die Civilisation; nichts durch die Revolution; alles durch die immaterielle Kraft, nichts durch die materielle; weder Schranken noch Barrikaden; sich nicht des Volks bedienen, sondern demselben dienen." Dies klingt nun freilich so allgemein und unbestimmt, daß es von Anfang ziemlich schwer erscheinen muß, einen unmittelbaren Gegenbeweis gegen die zuversichtliche Behauptung Girardin's zu liefern, daß er sich vom ersten bis zum letzten Tage seines öffentlichen Auftretens durchaus treu geblieben sei. Wir werden allerdings die Unerschrockenheit Girardin's anerkennen, der in fast jeder großen Frage der spätern Zeit allein stand, aber er selbst mußte durch persönliche Erfahrungen oft rauh genug darüber belehrt werden, daß eine wenigstens theilweise Unterordnung des Eigenwillens und das Zusammenwirken mit solchen, die im allgemeinen das gleiche Ziel verfolgen, oft eine unerläßliche Bedingung für den Ehrgeiz des einzelnen und ein unentbehrliches Mittel zur Förderung des öffentlichen Wohls ist; gar nicht davon zu sprechen, daß derjenige, welcher in der Politik hartnäckig den Isolirschemel der Disciplinlosigkeit einnimmt, sich leicht dem Vorwurf der Selbstsucht oder des Hochmuths aussetzt. Gleich im ersten Jahre seiner Abgeordnetenthätigkeit wurde von demokratischer Seite gegen Girardin die Beschuldigung erhoben, die in dem Leben desselben so oft wiederkehren sollte, nämlich er habe sich von der Regierung bestechen lassen.

Die Tribüne in der Kammer genügte bald dem ehrgeizigen Politiker nicht mehr, um seine Ideen zu vertheidigen; er wollte tagtäglich, und womöglich allein, zu seinem

Digitized by Google

Publikum sprechen. So gründete er im Juli 1836 ein eigenes politisches Blatt: „La Presse", und zwar wandte er seine bekannten Grundsätze über die Wohlfeilheit der Publicationen auch auf dieses Tagesblatt an. Der Erfolg hat allerdings die Richtigkeit der Idee bestätigt, „daß der Abonnementspreis, weil der Ertrag der Anzeigen im Verhältniß zur Abonnentenzahl stehe, auf sein geringstes Maß herabgesetzt werden müsse, um die Zahl der Abonnenten möglichst zu erhöhen"; aber indem Girardin mit einem mal den Preis eines Tagesblattes von jährlich 80 auf 40 Frs. herabsetzte und den Ausfall durch einen geschäftsmäßigern Betrieb zu ersetzen suchte, beschwor er einen allgemeinen Sturm des Unwillens, selbst von seiten der Republikaner gegen sich herauf. Diese letztern erwogen nicht, daß die liberale Sache durch die Ausdehnung der Leserzahl nothwendig gewinnen müsse; sie sahen durch eine solche Reform lediglich das Amt des Journalisten, das man damals noch als eine Art Gottesdienst betrachtete, zu einem gemeinen Handwerk erniedrigt und seine Unabhängigkeit preisgegeben. Und da man selbst in der Umgebung des edeln Armand Carrel, des Redacteurs des „National", den Verdacht hegte, Girardin sei nur ein Werkzeug in der Hand der Regierung, dazu bestimmt, durch eine scheinbare Speculation die unabhängige Presse zu Grunde zu richten, so darf es uns nicht wundern, wenn das erbitterte Volk die Anzeigen seines neuen Blattes von den Straßenmauern abriß, wenn die Blätter der Hauptstadt, der Provinz und des Auslandes über ihn herfielen und wenn es von allen Seiten Pamphlete gegen ihn regnete.

Leider sollte es hierbei nicht sein Bewenden haben. Girardin verklagte den Redacteur des „Bons sens", der ihn besonders heftig angriff, vor Gericht, und als Armand Carrel im „National" dem „Bons sens" unbedingt recht gab, veröffentlichte er einen Artikel gegen diesen, in welchem er dessen loyalen Charakter in Zweifel zog. Armand Carrel, der alte Soldat, der den Grundsatz hatte, „die Presse müsse, bis sie vollständig frei werde, unter dem Schutz des Degens bleiben und sein Blatt müsse sich Achtung verschaffen wie ein Ehrenmann", forderte Girardin heraus. Wir zweifeln an der Wahrheit des Berichts, der Girardin sagen läßt: „Ein Zweikampf mit Ihnen wird ein Vortheil für mich sein"; vielmehr ist es Thatsache, daß von seinen Freunden wie von denjenigen Carrel's umsonst die ernstesten Anstrengungen gemacht wurden, den Kampf zu verhindern.

Der Hergang des Zweikampfes, der zu einer so traurigen Berühmtheit gelangte, ist schon oft erzählt worden. Wir entnehmen folgende Hauptzüge einem unparteiischen Berichte des „National" selbst: „Als man an der bestimmten Stelle im Gehölze von Vincennes angekommen war, trat Carrel mit folgenden Worten auf Girardin zu: «Mein Herr, Sie haben gedroht, meine Lebensbeschreibung zu veröffentlichen? Das Waffenglück kann sich gegen mich wenden. Sie werden dann diese Lebensbeschreibung schreiben, mein Herr; aber Sie werden, wenn Sie dieselbe als ehrlicher Mann schreiben, in meinem Privat- und in meinem politischen Leben nur Ehrenhaftes finden, nicht wahr, mein Herr?» «Ja», antwortete Girardin. Es war von den Zeugen festgesetzt worden, die beiden sollen sich 40 Schritte voneinander entfernt aufstellen und je um 10 Schritte vorrücken können. Carrel ging festen und raschen Schrittes vor, erhob seine Pistole, als er an der Grenze angelangt war, und schoß auf Girardin, der erst beiläufig drei Schritte zielend gemacht hatte. Die Waffen beider knallten fast zugleich, doch hatte Carrel zuerst geschossen. Girardin rief: «Ich bin am Schenkel getroffen!» — «Und ich an der Weiche», sagte Carrel, nachdem er das Feuer seines Gegners ausgehalten. Er hatte noch die Kraft, zu einer Erhöhung am Rande der Allee zu gehen und sich niederzusetzen. Als man ihn dann bei Girardin vorübertrug, fragte er ihn: «Leiden Sie, Herr Girardin?» — «Ich wünsche, daß Sie nicht mehr als ich leiden.» — «Leben Sie wohl, mein Herr; ich grolle Ihnen nicht.» Carrel täuschte sich nicht über die Schwere seiner Verwundung.

Digitized by Google

Er verlangte, daß man ihn unmittelbar nach seinem Tode auf den Kirchhof bringe; «Kein Priester, keine Kirche!» dies war sein kurzer und entschiedener Wille."

D'Alton Shée sagt in seinen Denkwürdigkeiten über Carrel unter anderm: „In der Familie der edeln Geister erscheint er mir wie ein Sohn Châteaubriand's; mit ihm endigt die ritterliche Aera der Aufopferung, der Uneigennützigkeit, und es folgt diejenige des Utilitarismus." Während die Sympathien aller Edeln Armand Carrel in das Grab folgten, entzündete sich gegen denjenigen, durch dessen Hand er gefallen war, und der zugleich als vollendeter Typus jenes „Utilitarismus" gelten kann, ein allgemeiner Haß, der heute noch nicht ganz ruht und der sich gleich anfangs in den heftigsten Angriffen auf Girardin's Ehre Luft machte.

Zunächst wurde seine Wiederwahl im November 1837 auf das lebhafteste bekämpft; doch drang er in seinem alten Bezirke durch und gewann sogar einen Proceß, den er wegen Verleumdung gegen seine Gegner angestrengt hatte. Allein diese griffen nunmehr seine Zulassung in die Kammer unter dem Vorwande an, daß er nicht Franzose, sondern Schweizer sei, und obwol der mit der Prüfung seiner Wahl betraute Ausschuß nach Vernehmung des Grafen Alexander von Girardin das volle Vertrauen aussprach, daß er auf französischem Boden geboren sei, eine Erklärung, die im „Moniteur" abgedruckt wurde, so wurde doch seine Wiederwahl zwei Jahre später in geheimer Abstimmung für ungültig erklärt, „weil er nicht vollständig beweisen könne, daß er Franzose sei". Girardin war nicht der Mann, sich durch diese Niederlage abschrecken zu lassen; er bewarb sich bei den allgemeinen Wahlen 1842 in zwei Bezirken zugleich, wurde in beiden gewählt und diesmal mit großer Stimmenmehrheit in die Kammer zugelassen. Auch gewann er in dem skandalösen Proceß, der auf die Klage eines Actionärs des „Musée des familles", daß Girardin und seine beiden Mitgéranten Boutmy und Cleeman scheinbare Dividenden geschaffen und sich den größten Theil des Gesellschaftsvermögens angeeignet haben, gegen ihn anhängig gemacht worden war. Ebenso wenig konnte ihm gerichtlich eine Schuld nachgewiesen werden, als sein Geschäftsgenosse Cleeman in der zweiten Instanz des berüchtigten Processes über die Actien der Kohlenminen von Saint-Bérain verurtheilt wurde.

Allein so leicht sich Girardin auch für den Augenblick damit begnügen konnte, daß die Angriffe seiner Gegner auf solche Weise scheiterten, so bildeten derartige Vorgänge doch auf die Dauer eines der bedeutendsten Hindernisse für die Erfüllung seines ehrgeizigen Traums, zu den Staatsgeschäften berufen zu werden. Selbst das Cabinet Molé, dem er treuer und geschickter diente als jedem spätern, wagte nicht, dem Vielgehaßten ein Amt zu übertragen. Es ließ sich nur herbei einen andern Lieblingswunsch Girardin's zu erfüllen und dessen Vater, den Grafen Girardin, zum Pair zu ernennen: ein Plan, der aber durch die Gräfin vereitelt wurde, weil diese nicht wollte, daß ihr Gemahl seinem Sohne gegenüber verpflichtet werde. Das Ministerium Guizot, dem er von 1841—46 in seinem Blatte wirksamen Beistand geleistet hatte, mochte ihn ebenso wenig wie Molé in den Staatsdienst berufen; dasselbe gab ihm aber — statt einer Million für die „Presse", die Girardin zurückwies — 200000 Frs. als Unterstützung für das „Panthéon littéraire", und versprach ihm gleichfalls, seinen Vater zum Pair zu ernennen. Leider ließ aber Guizot den alten Legitimisten bei der ersten Zusammenkunft fühlen, daß hier die Abschließung eines bloßen Handels vorliege. Der Graf verzichtete auf die Pairswürde, und Emile de Girardin verwandelte sich jetzt mit einem male aus einem Vertheidiger des Ministeriums in dessen leidenschaftlichsten Feind.

Nicht blos auf der Tribüne, sondern namentlich auch in der „Presse" schleuderte er die maßlosesten Vorwürfe gegen Guizot, dessen Sturz, freilich wie er behauptet nicht durch die Revolution, sein ausschließliches Ziel wird. Girardin begann seine Angriffe, nachdem Guizot am 26. März in seiner bekannten Rede die Mitwirkung der conserva-

Digitized by Google

tiven Progressisten zurückgewiesen; im Monat April beschuldigte er den Minister des Innern, Duchâtel, eines schmutzigen Geldhandels und brachte im Mai, obgleich ihn ein Proceß der „Presse" zuvor 170000 Frs. gekostet hatte, eine ähnliche Beschuldigung vor; als er vollends im Juni von der Pairskammer, vor die man ihn wegen dieser Amtsbeleidigungen gestellt hatte, freigesprochen worden war, kannte er keine Grenzen mehr. Er verlangte auf das ungestümste den Rücktritt des Ministeriums und führte ohne Scheu eine Sprache wie die folgende: „Hr. Guizot, erniedrigt durch eine jener gemeinen Handlungen, deren ihn die heftigsten seiner Verkleinerer nicht für fähig gehalten hätten; Hr. Duchâtel, der Lüge und Heuchelei überwiesen" u. s. w. Mit immer größerer Bestimmtheit weissagte er den Sturz der Regierung und gab am 14. Febr. seine Entlassung als Abgeordneter. Allein sein Beispiel wurde von der Opposition nicht befolgt, obwol dieselbe durch einen solchen Schritt, wie man glaubte, den Rücktritt des Ministeriums hätte bewirken und vielleicht die Revolution noch aufhalten können.

Die entschlossene Haltung, welche Girardin in den Februartagen gezeigt hat, und besonders sein unerschrockenes Auftreten zu Gunsten der Regentschaft der Herzogin von Orleans wird in der Geschichte unvergessen bleiben. Am 24. Febr. begab sich Girardin in aller Frühe nach den Tuilerien, um den König von der wachsenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Thiers, der das Ministerpräsidium übernommen, bittet ihn, eiligst in der Druckerei der „Presse" eine Proclamation drucken und dieselbe an die Mauern heften zu lassen. Girardin thut dies, aber die Massen verhöhnen diese Proclamation. Nun setzt er selbst eine andere auf, die nichts enthielt als folgende Worte: „Abdankung des Königs, Regentschaft der Herzogin von Orleans, Auflösung der Kammer, allgemeine Amnestie." Mit Mühe drängte er sich durch die Volksmenge, um dieselbe dem Könige zu überbringen. Auf die Frage Ludwig Philipp's: „Was gibt es, Hr. von Girardin?" antwortete er: „Sire, man läßt Sie eine kostbare Zeit verlieren, und wenn man nicht unverzüglich den energischsten Entschluß faßt, so wird es in einer Stunde kein Königthum in Frankreich mehr geben." Die Anwesenden, unter ihnen Thiers und de Rémusat, wollten ihren Ohren bei einer solchen Sprache nicht trauen. Girardin forderte den anwesenden Redacteur des „Constitutionnel", Merruau, auf, zu bestätigen, daß das Volk von der ersten Proclamation nichts wissen wollte. Als Merruau dies gethan, fragte der König, aufs tiefste niedergeschlagen: „Was soll ich machen?" — „Abdanken, Sire", antwortete Girardin. „Abdanken!" — „Ja, ohne zu zaudern, und indem Sie die Regentschaft auf die Frau Herzogin von Orleans übertragen; denn der Herzog von Nemours würde nicht angenommen werden." Der König erhob sich und sagte: „Meine Herren, wollen Sie, daß ich zu Pferde steige?" — „Nein, Sire", antwortete man ihm; „dies wäre nutzlos." Der Herzog von Nemours dringt nun auch in den König nachzugeben, und dieser sagte endlich nach einigen Minuten Zögerns: „Ich danke ab." Man erklärt sich für die Regentschaft der Herzogin von Orleans, und Girardin verkündigt dies Ergebniß dem Volke auf dem Platze des Palais-Royal, während noch der Kampf zwischen der Municipalgarde und den Aufständischen fortdauert; dann kehrt er in die Tuilerien zurück und schreibt eine große Zahl Abdankungsbulletins, um die sich die Menge reißt. Aber schon ist alles zu spät. In der Kammer hat bereits die Republik gesiegt, und Girardin kann nur noch der Herzogin von Orleans auf ihrer Flucht Beistand leihen.

Am andern Tage hat sich Girardin bereits vollständig der Republik angeschlossen. Sein erster Artikel mit dem berühmt gewordenen Titel „Confiance! Confiance!" suchte die erschreckte Bürgerschaft zu beruhigen und mit Vertrauen zu der neuen Regierung zu erfüllen. Er stellte dieser seine Feder, sein Talent, seine Ideen, seinen Einfluß ganz zur Verfügung und seine Frau öffnete der neuen Gesellschaft ihren Salon; allein obwol er sich officiell mit Carrel's Nachfolger im „National", Marrast, ausgesöhnt, obwol er

Digitized by Google

das Unglaubliche geleistet und bei der Ueberbringung der Asche Carrel's unter den Leidtragenden erschienen war und eine Versöhnungsrede gehalten hatte, so bildete doch die Vergangenheit eine zu breite Kluft zwischen ihm und der Regierung der Republik. Sein Eintritt in die Staatsverwaltung wurde als eine beleidigende Zumuthung zurückgewiesen, und Girardin antwortete hierauf trotz aller persönlichen Gefahren unverzüglich mit einer offenen Kriegserklärung. Tagtäglich warf er der Provisorischen Regierung ihre Unentschiedenheit, Schwäche, Ohnmacht vor, und der allgemeine Unwille über sein Verhalten, das man als Verrätherei brandmarkte, die Drohungen der Arbeiter, die sogar einmal in die Druckerei seines Blattes einbrachen, schienen ihm nur neuen Muth einzuflößen. Nur als man ihn bei seiner Vaterlandsliebe bat zu schweigen, machte er Waffenstillstand bis zum 4. Mai, an dem die constituirende Nationalversammlung zusammentreten sollte. Aber dies war nur die Ruhe vor einem neuen Sturm. Die Regierung bekämpfte mit Erfolg die Wahl Girardin's in seinem alten Wahlbezirke und in Paris selbst, und ließ ihn sogar, als seine fortwährenden Angriffe der Sache der jungen Republik immer gefährlicher wurden, am 25. Juni in den Bureaux der „Presse", die er der Gefahr muthig trotzend selbst bei Nacht nicht mehr verlassen hatte, verhaften. Girardin's Gemahlin, die, beiläufig bemerkt, mehr als irgendjemand an den Genius und die Macht ihres Mannes glaubte, erzwang sich in der höchsten Aufregung des Zorns den Zugang zu General Cavaignac. „Was soll dies heißen", fragte sie ihn, „leben wir unter der Herrschaft des Schreckens?" — „Nein, Madame", antwortete Cavaignac, „wir sind unter der Herrschaft des Säbels." — „Ganz richtig", mein Herr, „knüpfen Sie eine Schnur an Ihren Säbel, und Sie werden die Guillotine haben."

Der Bruch zwischen Girardin und der Republik war endgültig, als alle Briefe und Proteste, die er aus seinem Gefängniß in der Conciergerie erließ, ohne Erfolg blieben. Nachdem er am 5. Juli freigelassen und nachdem die über sein Blatt verhängte Suspension am 5. Aug. aufgehoben worden war, führte er einen in der Geschichte der Publicistik für immer denkwürdigen Zweikampf mit der Staatsgewalt, der mit dem „Journal d'un journaliste au secret" begann und mit unmittelbar persönlichen Angriffen gegen Cavaignac endigte. Er ließ sich in seinem Rachekriege nicht durch die Verwarnung stören, die ihm die pariser Wählerschaft ertheilte, indem sie ihm bei den Wahlen am 22. Sept. nur 26000 statt wie noch im Juni 70000 Stimmen gab. Mit Recht dachte Girardin den Todesstoß gegen die ihm verhaßte Regierung zu führen, indem er zuerst, am 24. Oct., den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte für die Präsidentschaft der Republik empfahl. Die sich ihm zu diesem Zwecke bald anschließende Bundesgenossenschaft des „Constitutionnel" und gewisser Blätter in der Provinz konnte ihn hiervon nicht abschrecken.

Als Louis Napoleon gewählt war, zweifelte Girardin nicht mehr, daß die Zeit für die Befriedigung seines politischen Ehrgeizes endlich gekommen sei. Er überreichte dem Präsidenten ein vollständiges Regierungsprogramm, in welchem er eine allgemeine Amnestie, namentlich aber die Beschränkung der Zahl der Ministerien auf drei, ein leitendes Ministerium, ein Ministerium der Einnahmen und ein Ministerium der Ausgaben empfahl. Aber der Präsident legte dieses Programm einfach zu dem schätzbaren Material und glaubte die Pflicht der Dankbarkeit gegen Girardin hinreichend zu erfüllen, indem er demselben die Polizeipräfectur, die Postdirection und später den Gesandtschaftsposten in Neapel anbot. Girardin's Ehrgeiz war jedoch auf Höheres gerichtet, was auch für niemand ein Geheimniß sein sollte. Er gab einem Blatte, das ihn des Strebens nach der Staatsgewalt selbst beschuldigte, die stolze Antwort: „Hr. von Girardin hat nicht blos nach dem Amte des leitenden Ministers gestrebt, er hat die Kühnheit gehabt, sich auf dasselbe vorzubereiten."

Die schlimme Enttäuschung, welche er durch Louis Napoleon in Bezug auf seine

Digitized by Google

eigene Person und in Bezug auf das Allgemeine erfuhr, spricht sich in folgenden Worten, die er am 6. Aug. 1851 schrieb, mit aller Deutlichkeit und Naivetät aus: „Der Vorwurf, den ich Hrn. Louis Napoleon Bonaparte mache, ist nicht, daß er eine unheilvolle Politik befolge, sondern daß er sich nicht vor dem 10. Dec. so gezeigt habe, wie er sich nachher gezeigt hat, oder daß er nicht nachher das geblieben sei, was er vorher war. Ich bin nicht Hrn. Louis Napoleon Bonaparte entgegengekommen, sondern Hr. Louis Napoleon Bonaparte ist mir entgegengekommen. Ich kannte nicht Hrn. von Persigny. Hr. von Persigny, verurtheilt vom Pairshof, hat an die Thür des Schriftstellers geklopft, der die «Presse» leitet." Dieses Bekenntniß bildet immerhin einen eigenthümlichen Gegensatz zu der Thatsache, daß er schon sehr früh, am 23. Mai 1849, einen Artikel mit dem vielsagenden Titel „Louis Napoleon Bonaparte Kaiser" verfaßt und daß er noch am 22. Oct. 1849 geschrieben hatte: „Eine neue Auflage des 18. Brumaire ist eine Möglichkeit, die man fortwährend im Auge behalten muß."

Die Opposition Girardin's unter der Regierung Napoleon's erinnerte übrigens kaum entfernt an die Kühnheit seiner Angriffe gegen die Republik oder gegen das Ministerium Guizot. Zwar schlug er am 8. Juli 1851, als der Justizminister Rouher die Februarrevolution, der doch die neue Regierung ihren Ursprung verdankte, eine Katastrophe nannte, der ganzen Opposition vor, sich zurückzuziehen; aber am 2. Dec. 1851 bekämpfte er alle Anträge auf bewaffneten Widerstand und empfahl einfach eine allgemeine Arbeitseinstellung der Blätter. Er ließ sich aber durch eine Weisung des Vicepräsidenten des Civiltribunals der Seine bestimmen, nach zehntägiger Pause sein Blatt, die „Presse", wieder auszugeben. Auch Girardin wurde zwar am 9. Jan. 1852 durch das dritte Proscriptionsdecret mit verschiedenen Volksvertretern verbannt — er ging nach Brüssel, wo er sein Buch „La politique universelle" veröffentlichte — aber schon zwei Monate nachher kehrte er aus Anlaß einer Familientrauer zurück und übernahm, nachdem der Prinz-Präsident im Gesetzgebenden Körper die bekannten Worte gesprochen hatte: „wir wollen die Republik erhalten", wieder die Redaction der „Presse", in der er fortan für die Versöhnung des Kaiserreichs mit der Freiheit zu wirken suchte. Nachdem sein Blatt im Laufe von zwei Jahren viermal verwarnt worden und er selbst im September 1854 officiös eingeladen worden war, seine Artikel über die „Ornière des révolutions" nicht fortzusetzen, nahm er nur noch passiven Antheil an der Redaction der „Presse" und verkaufte im November 1856 die 40 Actien, die er von dem Blatte besaß, um 800000 Frs. an Hrn. Millaud. Allein im Jahre darauf schon schrieb der unermüdliche Journalist in der „Gazette de France" die Artikel, die in seinem Buche „La Liberté" vereinigt sind. Im Jahre 1858 legte er im „Courrier de Paris" dar, wie Kaiserreich und Freiheit zu vereinigen seien, und wurde in demselben Jahre vom Prinzen Napoleon zum Mitglied des Oberraths für Algerien ernannt, eine Stelle, die er niederlegte, sobald der Prinz als Minister Algeriens und der Colonien abtrat. In den folgenden drei Jahren veröffentlichte er eine Reihe von Flugschriften, die zum Theil sehr großen Erfolg hatten und zum Besten gehören, was aus seiner Feder hervorgegangen ist. Dieselben behandelten meist Fragen von allgemeinem europäischen Interesse, wie die Kriegsfrage von damals, „Das europäische Gleichgewicht", „Die Entwaffnung Europas", „Kaiser Napoleon III. und Frankreich", „Kaiser Napoleon III. und Europa", „Eroberung und Nationalität". Nach sechsjähriger Trennung trat er im December 1862 wieder in die Redaction der „Presse" ein. Es machte ungeheueres Aufsehen und zog Girardin zum zweiten mal in seinem Leben die Beschuldigung zu, sich an Rußland verkauft zu haben, als er, man kann wol sagen im Widerspruch mit den Gefühlen und Wünschen ganz Frankreichs, seine Thätigkeit mit einer heftigen Polemik gegen die Unterstützung des polnischen Aufstandes eröffnete. Sonst verfocht er in der „Presse" drei Jahre hindurch

Digitized by Google

das Programm der Versöhnung des Kaiserreichs mit der Freiheit; allein zwei Verwarnungen und die Feigheit der hierdurch eingeschüchterten Miteigenthümer zwangen ihn zu einem zweiten Verkauf des Blattes, für das ihm von dem Finanzmann Mirès beiläufig eine ebenso große Summe wie beim erstmaligen Verkauf ausbezahlt wurde. Girardin erwarb jetzt die „Liberté" und zwar wurde er, um sich die Hände freizuhalten, zugleich Hauptredacteur und alleiniger Eigenthümer dieses Blattes, dessen Abonnentenzahl er in ein paar Tagen von wenigen hundert auf mehr als 20000 brachte. Er verfocht mit jugendlichem Ungestüm die Nothwendigkeit, daß das Kaiserreich, um seinen Bestand zu sichern, Freiheit und zwar volle Freiheit gebe; wie gewöhnlich verwandelte er auch diesmal die grundsätzliche Frage rasch in eine persönliche. Nach seiner Ansicht lag nämlich das einzige Heil in der schleunigen Entfernung Rouher's vom Staatsministerium; und da er, um diesen zu ersetzen, wol nicht mehr an sich selbst denken konnte, so schlug er hierfür seinen Freund, Emile Ollivier, vor, dem er freilich durch seine Empfehlung gewiß mehr geschadet als genützt hat. Statt daß das Kaiserreich mit beiden Händen nach der von ihm dargebotenen Rettungsplanke gegriffen hätte, stellte es Girardin bei sich darbietender Gelegenheit vor Gericht, und derselbe wurde auch wirklich am 6. März 1867 zu einer Geldstrafe verurtheilt. Sein Zorn und Schmerz kannte jetzt keine Grenze mehr; er nannte sich lange Zeit hindurch nur noch den „Verurtheilten vom 6. März"; er kündigte feierlich den Entschluß an, alle Beziehungen zu den Tuilerien und zum Palais-Royal abzubrechen, worin er sich freilich später nicht ganz treu blieb, und er veröffentlichte eine Reihe düsterer Weissagungen über das nahe Ende des zweiten Kaiserreichs. Heute predigt er den Krieg gegen Preußen, dessen Politik er bekanntlich im Jahre 1866 mit einer so vielfach verdächtigten Wärme vertheidigt hatte, als das einzige Mittel, Frankreich und das Kaiserreich vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Ein boshafter Witz legt Girardin, der sich für das größte Opfer ungerechter Verfolgung seit Galilei hält, bei Gelegenheit seiner letzten Verurtheilung die Aeußerung in den Mund: „Et pourtant je tourne!" Und doch wacht kein politischer Schriftsteller oder Staatsmann eifersüchtiger als eben Girardin über der Anerkennung der strengsten Folgerichtigkeit in seinen Schriften und Handlungen! Er möchte jedermann überzeugen, daß sein praktisches Auftreten im öffentlichen Leben und die beiläufig 26 Bände, besonders die „Questions de mon temps", in welchen er seine bedeutendsten Zeitungsartikel vereinigt hat, ein unzertrennbares Ganze und eine vollkommene Einheit darstellen. Manche seiner Freunde haben dieselbe Aufgabe durch Zusammenstellung von Auszügen aus des Meisters Schriften und durch entsprechende Beleuchtung der Thatsachen aus seinem Leben zu lösen gesucht; das beste Buch dieser Art ist „Emile de Girardin" von Odysse Barot, einem Mitarbeiter an der „Liberté". Im allgemeinen war freilich kaum zu vermeiden, daß solche Werke häufig einen ähnlichen Eindruck machen wie die bekannte Sammlung der Reden Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, die Ludwig Simon in der Weise geordnet hat, daß immer die nachfolgende Rede das Gegentheil der vorausgehenden enthält.

Am meisten im Rechte nicht nur, sondern auch am meisten in Uebereinstimmung mit seiner ganzen Entwickelung und seinem ganzen Wesen finden wir Girardin, wenn er an die Spitze seiner „Allgemeinen Politik" den Satz stellt, „die Politik müsse eine positive Wissenschaft werden, mit bestimmten, unbedingten, unbestreitbaren, unbestrittenen, unveränderlichen Grundsätzen". Diesen freilich schon zuvor von Auguste Comte ausgesprochenen Satz hat er durchweg festgehalten und durch den folgenden ergänzt: „Der Mensch erfindet nicht, er beobachtet. Ich beobachte, ich nehme einen fruchtbaren Grundsatz wahr und ich suche aus demselben alle nützlichen Folgerungen zu ziehen, und erweiternd alle fruchtbaren Anwendungen desselben zu machen. Dieser Grundsatz, auf welchen ich alles

Digitized by Google

zurückführe und welchem ich alles unterordne, ist die Freiheit", und zwar, wie er später beifügt: „die Freiheit ohne Ausnahme und ohne Schranken, die vollständige Freiheit, die unbedingte Freiheit"; — „außer der Freiheit keine Ideen, keine Ordnung, keine Autorität, keine Wahrheit, keine Sicherheit, kein Heil"; — „die Freiheit ist der Knoten aller Fragen, der Fragen zwischen den Völkern, zwischen Volk und Regierung, zwischen Kapital und Arbeit, der religiösen, politischen und ökonomischen Fragen; diesen Knoten lösen, heißt alles lösen".

Girardin spricht aus seiner innersten Natur heraus, wenn er verlangt, die Politik solle eine reine Erfahrungswissenschaft werden, wenn er im Gegensatz zu den Doctrinären, zu Saint-Simon, zu de Maistre die Politik von allen Abstractionen und metaphysischen Lehren, von allen spiritualistischen Ideen befreien und auf einfache, einleuchtende Grundsätze, auf eine Gesammtheit von unbestreitbaren, bestimmten Thatsachen gründen will. Allein statt, wie man nach dem Vorhergehenden denken sollte, die Freiheit, das als eine Realität vorhandene Bewußtsein des Menschen von seiner eigenen freien Individualität und von der unantastbaren Individualität der andern zum Ausgangspunkt zu nehmen, statt in der Freiheit die Gerechtigkeit zu finden, stellt er das Interesse oder das Recht des Stärkern an die Spitze seines Systems und erklärt die Gerechtigkeit für ein leeres Wort. „Je mehr Werke man durchforscht", sagt Girardin, „je mehr Schriftsteller man befragt, um zu wissen, was man endgültig vom Recht, von der Gerechtigkeit, von dem Bewußtsein als Norm für die menschlichen Handlungen denken soll, desto weniger weiß man, woran man sich zu halten hat"; — „in moralischer Beziehung besteht das Uebel und das Gute nur dem Namen nach, nur in relativer, willkürlicher Weise, das Einzige, was thatsächlich besteht, sind die Gefahren, gegen welche sich der Mensch durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu sichern sucht"; — „Aufgabe der Politik ist daher, eine Gesellschaft zu gründen, welche, indem sie alles mathematisch auf wohl begriffene Gefahren und auf genau berechnete Wahrscheinlichkeiten zurückführt, zur Hauptstütze die Sicherung aller hätte." Diese Theorie ist bekanntlich nicht neu, und wir können es uns ersparen, ihre philosophischen Widerlegungen hier anzuführen. Uns kommt es nur darauf an, ihre unmittelbare Consequenz für die Politik Girardin's zu ziehen. Da es für Girardin keine wirklich und unbedingt gerechte oder ungerechte Handlungen gibt, so gibt es auch keine aprioristischen Rechte, die der Bürger der Regierung gegenüber zur Geltung bringen darf. Und wenn es wirklich, wie Girardin ausdrücklich bemerkt, „nur ein einziges Recht in der Welt gibt, das Recht des Stärkern", beziehungsweise des Gewandtern, so ist einfach der Erfolg zum Meister der Welt eingesetzt, so ist derjenige, der durch List und Gewalt die Gesetze und öffentlichen Freiheiten unter sich beugt, der wahre Weise, so sind diejenigen Thoren, ja Lasterhafte, die ihre Habe und ihr Leben an die Vertheidigung der Freiheit setzen. Bei solchen Voraussetzungen begreifen wir freilich, warum Girardin nicht mehr unter den Vorkämpfern der Freiheit und der auf die Freiheit gegründeten Ordnung zu finden ist, sobald der Stern derselben zu erbleichen beginnt; wir begreifen seinen Wahlspruch: Reformen unter jeder beliebigen Regierung, nur keine Revolution! und wir würden blos dies Eine nicht begreifen, wie er nämlich dazu kommen konnte, dem Kaiserreich, das doch offenbar das Recht des Stärkern für sich hat, den Dienst aufzusagen, wenn er nicht eben auch wie so viele sich der Erwartung hingäbe, es könnte mit demselben trotz der Verschiedenheit der Grundbedingungen seines Bestandes ein so jähes Ende nehmen wie mit der Restauration, Juliregierung und der zweiten Republik.

An die Spitze seiner praktischen Vorschläge für die Einrichtung des Staatswesens stellt Girardin folgende Sätze: „Was ist das Individuum? Nichts. Was soll es sein? Alles. Was ist der Staat? Alles. Was soll er sein? Nichts — nichts als eine nationale Gesellschaft gemeinschaftlicher Ersparnisse und wechselseitiger Versicherungen." Nach

Digitized by Google

Girardin bilden die nationale Einheit, die communale Einheit, die individuelle Einheit drei concentrische Kreise, die sich auf derselben Achse, dem allgemeinen Stimmrecht, bewegen, und zwar soll der Wahlberechtigte nicht an einen bestimmten Wohnort gebunden sein. „Die zerstückelte, d. h. die in 89 Departements getheilte Wahlsouveränetät bildet ebenso wenig ein lebendiges Wesen als ein in 89 Stücke zerschnittener Körper." Während somit das Departement fast, wenn auch nicht in dem Maß wie das ganz zu unterdrückende Arrondissement unnütz ist, haben wir in der Gemeinde das unzerstörbare, vergrößerte Abbild der Familie; die Gemeinde muß so weit ausgedehnt werden, daß sie den Canton ersetzen kann. Der höchste Magistrat des Staats, der Maire d'Etat, wird wie der „Gemeindemaire", wenn es sich um Gemeindewahlen handelt, oder der „Corporativmaire", wenn es sich um Corporativwahlen handelt, durch allgemeine Abstimmung gewählt; die 11 Bürger, welche nach diesen die meisten Stimmen vereinigen, sind Mitglieder der National- oder Communal- oder der Commission der Aufsicht und Publicität. Dem ersten Erwählten steht die Verwaltung, den andern die Controle zu. Es gibt in jeder Gesellschaft nothwendig zwei Arten von Eigenthum, das individuelle und das allgemeine Eigenthum. Zu diesem letztern gehören die Straßen, Kanäle, Flüsse, Brücken, Arsenale, Schiffe u. s. w. Die Verwaltung dieses Eigenthums ist nothwendigerweise dem Staate überlassen, während die Verwaltung des individuellen Eigenthums rechtmäßigerweise dem Individuum überlassen bleibt. So entstehen zwei Gewalten, welche die beiden Pole der socialen Achse bilden: die individuelle Gewalt und die allgemeine Gewalt. Die Befugnisse der letztern sind mehr und mehr zu beschränken; der Staat hat künftig nur noch die Vorschriften für die allgemeine Verwaltung zu geben, für Unterhaltung der Wege, Reinlichkeit und Sicherheit der Straßen zu sorgen, die Urtheilssprüche der Justiz auszuführen, und vorübergehend Heer und Flotte zu befehligen, bis zu dem Tage, da es keine andern Soldaten als Feldschützen, keine andern Schiffe als Kauffahrteischiffe geben wird.

Girardin hat ein ganzes System ausgesonnen, die gegenwärtige Verwaltungsmaschine zu vereinfachen und die Regierung wohlfeiler zu machen. Um nicht davon zu reden, daß er z. B. mit einem einzigen Federzuge sämmtliche Gesandtschaften als unnütz streicht, so hält er namentlich an der Nothwendigkeit fest, die bestehenden zehn Ministerien auf drei zurückzuführen, das Ministerium und Secretariat des Staats, das Ministerium der Einnahmen, das Ministerium der Ausgaben. Unter diese drei Ministerien vertheilt Girardin die Rollen folgendermaßen: Dem Minister-Staatssecretär steht die oberste Controle zu und somit alles, was zur Controle dienen kann; er hat die Oberleitung der auswärtigen Beziehungen, der Polizei, der Telegraphen, der Bevölkerung, der öffentlichen Sicherheit und Gesundheit, der allgemeinen Statistik, der öffentlichen Ermunterungen, Beschwerden, Mahnungen, der periodischen Presse, des Buchhandels und der Buchdruckerei, die nationale Buchdruckerei eingeschlossen. Der Minister der Einnahmen hat die Oberleitung der mittelbaren und unmittelbaren Steuern, der Registrirung, des Stempels und der Domänen, der Wälder, Zölle, Taback, Salze und Pulver, der Posten, der Geldstrafen, der eingeschriebenen Staatsschuld, der Bewegung der Fonds, der Comptabilität, der Münzen und Medaillen. Der Minister der Ausgaben hat die Oberleitung der Verwaltung, der Justiz, Marine, Culte, des Kriegs, öffentlichen Unterrichts, ferner die Oberleitung der Departemental- und Communalverwaltung, der Sicherheits-, Straf- und Zuchtanstalten, der öffentlichen Arbeiten, Brücken, Straßen und Minen, der Landwirthschaft und Gestüte, der Manufacturen und Fabriken, des auswärtigen Handels, der öffentlichen Denkmäler und schönen Künste. Die drei Minister sind verantwortlich für ihre Generalsecretäre und Generaldirectoren, die von ihnen ernannt sind und abgesetzt werden können. Die Generaldirectoren sind verantwortlich für die Acte und Ernennun-

Digitized by Google

gen, die sie beantragt und gezeichnet haben. Es würde bestehen ein Präsident des höhern Kriegsraths, des Admiralitätsraths, des Justizraths, des Unterrichtsraths, des höhern landwirthschaftlichen Raths, des höhern Raths der Manufacturen und des Handels. Denselben sind je in ihrem Fache die Ernennungen, Beförderungen und Belohnungen zugewiesen; sie würden außerdem eine jährliche Entschädigung für Repräsentationskosten erhalten. Auch hätten sie Zutritt und berathende Stimme im Ministerrath, wie auch der Präsident des Senats, des Gesetzgebenden Körpers, des Staatsraths, der Großkanzler der Ehrenlegion, der erste Präsident des Cassationshofes, der Generalprocurator am Cassationshofe, der erste Präsident nnd Generalprocurator am Zahlungshofe, der Seinepräfect, der Commandant der Nationalgarde der Seine, der Vorstand der Bank von Frankreich.

Girardin ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß „diese Verwaltungsreform durch die Theilung der Arbeit die Staatsgewalt concentriren, ihr die ihr fehlende Einheit und der Erledigung der Geschäfte den Anstoß geben würde, ohne welchen die Centralisation, statt zu sprudeln wie eine Quelle, verfault wie ein Sumpf". Statt daß der Anstoß, wie sonst in einem centralisirten Staate, immer nur von einem Punkt ausginge und immer nur seine im voraus bezeichnete Bahn durchliefe, soll hier eine Regierungsmaschine in Bewegung gesetzt werden, deren einzelne Theile ihre besondere Bestimmungen haben, vollständig unabhängig voneinander wirken und sich wechselseitig im Gleichgewichte halten. Die verschiedenen Staatskräfte sollen dermaßen in feste Ordnungen gegliedert werden, daß eine der Freiheit gefährliche Centralisation in der Hand des Staatsoberhauptes materiell unmöglich sei und jedenfalls mit sicherem Erfolge verhindert würde als durch irgendwelche Verfassungsparagraphen. Außerdem soll das Princip der Wahl in diesem System endlich seine vollgültige und unbedingte Anwendung finden; hier soll die Volkssouveränetät eine Wahrheit werden und ohne Verwirrung, ohne Revolution zur Ausübung kommen.

Die Richtigkeit einzelner Grundgedanken, der einfache Charakter dieses Systems ist nicht zu verkennen; wenn aber noch keine Regierung in Frankreich dasselbe, und namentlich nicht, wie Girardin verlangt, in allen seinen Theilen angenommen hat, so liegt der Grund hiervon nicht blos darin, daß sein Schöpfer, um einen Ausdruck des Staatsministers Rouher zu gebrauchen, „eine Individualität ohne Mandat" ist. Tausend und ein unfehlbarer und sinnreicher Plan, die Gesellschaft, Verwaltung und den Staat von Grund aus und für immer umzugestalten, ist in diesem Lande schon zu Tage gefördert worden und nicht sowol an einer traurigen vis inertiae gescheitert, als an dem gesunden Sinne der praktischen Staatsmänner und der Bevölkerungen selbst. Es ist ja eine seltsame Miskennung der Gesetze, welche die Entwickelung des Staats- und Völkerlebens beherrschen, wenn ein noch so erleuchteter politischer Denker ein noch so streng logisch aufgebautes System mit einem mal an die Stelle aller bisher bestehenden, im Laufe der Zeiten befestigten, wenn auch vielleicht mannichfach verbesserungsfähigen und verbesserungsbedürftigen Einrichtungen setzen zu können glaubt. Girardin selbst findet nicht Worte genug gegen das chronische Uebel der Verfassungswechsel in Frankreich; aber keine einzige dieser vielen Verfassungen war so sehr das Werk individueller Willkür und individuellen Besserwissens als eben sein eigener Reformvorschlag.

Wir wollen nicht in die Einzelheiten der Reformvorschläge eingehen, welche Girardin für die gesammte Justizorganisation macht. Es wird genügen, wenn wir seine Ansichten über das Strafrecht überhaupt darlegen. Daß Girardin hierin sich weit genug vom gewohnten Gleise entfernen werde, konnte man schon nach seinen allgemeinen Anschauungen über Recht und Gerechtigkeit und nach seiner Auffassung des Staats als einer großen Versicherungsanstalt erwarten. Wenn auch frei von jeder philanthropischen Sentimen-

Digitized by Google

talität, kommt er doch gleichfalls bei der von manchen modernen Physiologen aufgestellten Theorie an, daß es eigentlich keine Verbrechen oder Vergehen gebe; er verlangt demgemäß nicht blos die Milderung, sondern die vollständige Unterdrückung der Strafen. Die Strafe ist nach ihm nur der nutzlose Versuch, den Schaden wieder gut zu machen, der dem Staate durch ein Verbrechen zugefügt wurde, gegen das derselbe sich nicht zu schützen verstanden hatte; es geziemt der Gesellschaft eher, das Verbrechen selbst zu hindern. Wenn das Verbrechen materiell und nicht moralisch unmöglich gemacht wird, so muß auch jede Strafe verschwinden. Die Frage ist nur, kann man die Verbrechen materiell unmöglich machen, kann man die Verbrecher in die Unmöglichkeit versetzen, zu schaden? Jede schlechte Handlung beruht, wie wir gesehen haben, nach Girardin wesentlich auf einer falschen Berechnung; es ist also die Aufgabe des Staats, die Bürger richtig denken, beziehungsweise sich gut aufführen zu lehren. Und um die andere Hauptquelle, die Noth, zu beseitigen, darf man nur die seither nutzlos auf die Unterhaltung des Heeres verwendeten Summen auf die bessere Bebauung des Bodens verwenden. So wird eine Gesellschaft geschaffen, „in welcher alle Fähigkeiten sich entwickeln, alle Talente sich Bahn brechen können, in welcher die Ordnung durch die Wissenschaft herrscht, ohne daß irgendeinem Menschen die Gewalt übergeben ist, einen andern unter irgendeinem Rechtsgrunde, Namen oder Vorwande zu unterdrücken oder zu bestrafen".

Um die Bestrafung eines Schuldigen zu ersetzen, macht Girardin einen höchst originellen Vorschlag. Indem er im Interesse der öffentlichen Sicherheit die Verbannung, die Ueberwachung in der Familie und in der Gemeinde noch zuläßt, hält er es sonst für genügend, die einfache Thatsache eines Verbrechens zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und bei der allgemeinen Sicherheitspolizei, die er Inscription de vie nennt, zu registriren. Alle Bürger sind ihr ganzes Leben hindurch in diese Inscription de vie eingetragen und haben eben damit „die Contremarke des Eingangs und Ausgangs im socialen Amphitheater"; die Behörde muß alle Monate diese Inscription einer Durchsicht unterwerfen. Man sieht, das einzig klare Ergebniß dieser Justizreform wäre, daß die Verbrecher auf Lebensdauer an den Pranger, die Staatsbürger sämmtlich unter lebenslängliche polizeiliche Aufsicht gestellt würden.

Wie durch diese Reform die Freiheit der Persönlichkeit, so wird durch Girardin's große ökonomische Reform, durch sein Steuersystem schließlich die Freiheit des Eigenthums auf das schlimmste bloßgestellt. Das gegenwärtige Finanzsystem Frankreichs beruht nach ihm auf keiner wissenschaftlichen Grundlage, sondern ist ein Abbild der Ueberlieferungen des Mittelalters, die ihrerseits nur die Erbschaft der unwissenden und raubsüchtigen römischen Fiscalität sind. Die mittelbare Steuer, das ist Girardin's erste Forderung, muß abgeschafft werden; „die mittelbare Steuer ist die im Verhältniß zur Armuth steigende Steuer; die unmittelbare Steuer ist die im Verhältniß zum Reichthum stehende Steuer, vorausgesetzt, daß sie auf dem Netto und nicht auf dem Brutto der Werthe, und zwar ohne Unterschied der unbeweglichen oder beweglichen, beruht; die unmittelbare Steuer muß man ausdehnen, wenn man aufrichtig will, daß das allgemeine Stimmrecht nicht der Ebbe des Oceans gleiche, welche wieder fortträgt, was die Flut herangetragen". Es darf nur eine einzige Steuer bestehen, und zwar die Kapitalsteuer. Dies ist nach ihm ausschließlich eine Steuer auf den Ueberschuß der Besoldung oder des Einkommens, d. h. auf den Besitzenden; „kein Kapital, keine Steuern; wer nichts besitzt, bezahlt nichts; wer wenig besitzt, bezahlt wenig; wer viel besitzt, bezahlt viel". Girardin verbirgt sich nicht, daß die Kapitalsteuer vortheilhafter für die das Land bebauenden Eigenthümer als für die passiven Eigenthümer sei; aber die Steuer soll auch nur die Arbeit ermuthigen und schonen. „Die einzige Steuer, die Kapitalsteuer", ruft er mit einer Art von Begeisterung aus, „ist der Credit auf seinem Sockel, sie ist mehr als dies, sie ist

Digitized by Google

die Ordnung, gegründet im Schoße jeder Familie, wegen der Nothwendigkeit, die bald zu einer allgemeinen Gewohnheit werden wird, jedes Jahr eine Prüfung der Ausgaben, d. h. ein Inventar und eine Bilanz anzustellen."

Hierbei jedoch bleibt Girardin nicht stehen, sondern indem er den bekannten Satz Turgot's, die Steuer sei nicht eine von dem Stärkern dem Schwachen auferlegte Last, sondern da vielmehr die Ausgaben der Regierung den Nutzen aller zum Zweck haben, so müssen alle dazu beisteuern, und je mehr man die Vortheile der Gesellschaft genieße, desto mehr müsse man es sich zur Ehre rechnen, an ihren Lasten theilzunehmen; indem er diesen Satz auf die Spitze treibt, verlangt er, daß die Steuer zwar thatsächlich obligatorisch, rechtlich aber freiwillig sei. Die Steuer wird vertheilt nach den freien Angaben der Steuerbaren, die eben durch die Steuer sich die Sicherung ihres Eigenthums und der Ausbeutung desselben erkaufen. Um aber die Versicherten oder Steuerbaren zu ehrlichen Angaben über ihr Eigenthum zu verhalten, muß der Staat das Recht haben, durch Erlegung eines Zehntels über den angegebenen Werth alle Güter ohne weiteres zu expropriiren.

Wie man sieht, findet der imaginäre Werth dieses oder jenes Besitzes des von den Aeltern überkommenen Hauses, Gutes u. dgl. keine Gnade vor der kalten Logik Girardin's; alles Eigenthum kommt für ihn nur so weit in Betracht, als es Steuer abwirft, und zwar unterscheidet er nicht zwischen industriellem und Bodeneigenthum, oder wissenschaftlichem, schriftstellerischem und künstlerischem Eigenthum; und es ist am Ende nur folgerichtig, wenn er den Boden von ganz Frankreich in Actien umgesetzt wissen möchte. Das individuelle Eigenthum steht also fortwährend unter dem Damoklesschwerte eines unbeschränkten Expropriationsrechts des Staats, und der allgemeine Nutzen ist das höchste Gesetz, das alle Arten von Besitzrecht beherrscht!

Eine der kühnsten Reformen Girardin's auf dem socialen Gebiete ist der von ihm verkündigte Grundsatz der Freiheit der Ehe, dessen Anwendung eine vollständige Umwälzung der Institution der Familie begründen würde. Um dem Uebel der unehelichen Kinder zu steuern, will er nicht etwa hier und dort die Mängel der bestehenden Gesetze verbessern, sondern die ganze bisherige Gesetzgebung, die sich mit der Logik und Statistik in einem unversöhnlichen Widerspruch befindet, muß von Grund aus umgeändert werden; Girardin rechnet hier sogar, was er sonst nicht thut, mit den bestehenden Sitten als einer zu beachtenden Macht, aber freilich nur, um zu sagen, daß dieselben ebenso zurückgeblieben seien wie das bürgerliche Gesetz, und daß es sich jetzt darum handle, ein seit Abraham eingewurzeltes Vorurtheil auszurotten. Eine günstige Vorbedeutung scheint ihm die inzwischen bereits vollzogene Abschaffung des Erstgeburtrechts zu sein. Wenn hierdurch die Kinder vor dem Vater gleich geworden sind, so handelt es sich nunmehr darum, die Kinder auch vor der Mutter gleichzumachen. Die Civilehe muß abgeschafft werden; die Frau muß das Haupt der Familie werden, die Frau den Kindern den Namen geben. Es ist ein Jahrtausende alter Irrthum, den Mann zum natürlichen Mittelpunkt der Familie zu machen. Macht man den Vater zur Grundlage der Familie, so ist diese auf die bloße Wahrscheinlichkeit gegründet, denn die Gewißheit ist nur bei der Mutter. Da schließlich in manchen Staaten Frauen an der Spitze stehen, so müssen dieselben auch der Familie vorstehen können. Ueber die künftige Rolle der Männer gibt Girardin den folgenden kurzen Bescheid: „Diese Rolle wird die nämliche sein, die sie seither unter der Billigung des Gesetzes gegenüber jenen 2,800000 Kindern (in Frankreich) war, denen verboten ist, die Anerkennung durch ihren Vater nachzusuchen." Man sieht, hier spricht mehr der Grimm über eine verpfuschte Jugend als der kalte Verstand des politischen Denkers. So wenig es Girardin gelungen ist, seine Grundidee auf dem Gebiete der innern Politik, die Idee der allgemeinen Freiheit von Widersprüchen und Uebertretungen

Digitized by Google

rein zu halten, so wenig ist ihm dies mit der Idee gelungen, die nach seiner Ansicht in der auswärtigen Politik die Zwillingsschwester der Freiheit sein soll, nämlich mit der Idee des allgemeinen Friedens. Im Innern keine Revolutionen, nach außen keine Kriege, dies ist die Losung, die er gibt und zu befolgen verspricht. „Ich will nichts von Krieg wissen", sagt er, „unter keiner Form, unter keinem Namen, so wenig im Innern als nach außen!" Von diesem Standpunkt hatte er schon 1840 die Kriegsgelüste Thiers' bekämpft; von diesem Standpunkt bekämpfte er stets und bis auf die neueste Zeit herab die Intervention Frankreichs zu Gunsten des unglücklichen Polens.

Zunächst verdammt er unbedingt alle Eroberungskriege; „gewiß hat Frankreich eine schönere Aufgabe als mit brennender Lunte hinzugehen, die Völker niederzuwerfen, ihnen die Grenzen vorzuschreiben, und zwar auf die Gefahr der Wiedervergeltung". Der höchste Ruhm, nach welchem das französische Volk streben soll, ist nach Girardin nicht derjenige, das erobernde Volk, und nicht einmal derjenige, das colonisirende Volk, sondern derjenige, das wesentlich civilisirende Volk zu sein. Allein nicht blos Eroberung und Ruhm rechtfertigen den Krieg nicht, sondern Frankreich darf auch nicht um seines Einflusses willen Krieg führen; „Frankreich muß danach streben, zu sein, was es ohne Gefahr werden kann, die freieste, einheitlichste, glücklichste Nation Europas; worauf es aber unverzüglich verzichten muß, das sind seine Ansprüche auf Einfluß und Einmischung"; „diese paar Silben «Einfluß» kosten uns täglich mehr als 1 Million, und was bringen sie uns ein"? Es versteht sich, daß Girardin auch die bekannten Beweisgründe der Nationalökonomie gegen den Krieg reichlich ausbeutet. Frankreich hat ihm zufolge nur die Wahl zwischen der Beschränkung des Heeres oder der Vermehrung der Steuer. Zuerst nun verlangte er die Verwendung des Heeres für die großen allgemein nützlichen Arbeiten, dann die Abschaffung der Zwangsrekrutirung, die er in der Kraftsprache des Jahres 1848 militärische Sklaverei und Menschenhandel nannte, und auf dem Friedenscongreß von 1849 führte er unter dem Beifall der Versammelten aus, daß man mit der Hälfte dessen, was der Krieg in Europa koste, die Armuth ausrotten könnte. Von welchem Standpunkt er auch den Krieg betrachten mag, derselbe erscheint ihm als eine Thorheit; der allgemeine Friede hat für ihn aufgehört, eine Chimäre zu sein. „Die Kriegsfrage", ruft er mit fast komischem Pathos aus, „wird zu der Inquisition und zu so vielen andern Fragen gelegt werden, denen die Geschichte als Grab dient." Girardin ist sicher, daß der Krieg aufhören werde wie die Menschenfresserei der Karaiben und die Menschenopfer der Druiden.

Jedermann weiß, wie plötzlich der französische Elihu Burritt von diesen schönen und mit so großem Lärm verkündigten Grundsätzen abgefallen ist. Als im Jahre 1866 die blutige Entscheidung herannahte, welche die Lage Europas umgestalten sollte, forderte er Frankreich und den Kaiser Napoleon mit beredten Worten auf, Frieden zu gebieten durch die Drohung, Frankreich werde dem Angegriffenen beistehen; dies wäre, rief er wiederholt aus, noch nicht die vollständige Entwaffnung, aber die ruhmvolle Einleitung zu derselben, ein Sieg ohne Schlacht, ohne Blutvergießen; das französische Heer würde alsdann den glorreichen Namen verdienen: „Heer des Friedens!" Eine solche Sprache führte er bis zum 22. Mai. An diesem Tage aber stieß er auf einmal in die Kriegstrompete und forderte zur nicht geringen Ueberraschung seiner Leser in einem „Trois contre un" überschriebenen Artikel Frankreich auf, statt des von ihm bis dahin angerathenen Bündnisses mit Oesterreich und Italien gegen Preußen ein Bündniß mit Italien und Preußen gegen Oesterreich einzugehen; wenn drei gegen einen ständen, so würde der Krieg rasch zu Ende geführt sein und ein im Namen der Menschlichkeit zu wünschender endgültiger Friede eintreten. Es wären freilich auch bei dem von ihm plötzlich verworfenen erstern

Digitized by Google

Bündniß drei gegen einen gestanden; aber die Pariser nahmen die Gründe für die rasche Schwenkung des Blattes Girardin's damals ebenso geduldig hin wie die von andern Blättern für ihre ähnliche Schwenkung vorgebrachten Gründe. Girardin blieb während der ganzen Zeit, da Europa ein Auftreten Frankreichs gegen Preußen fürchtete oder hoffte und namentlich im Herbst 1866, da die nationale Eifersucht der Franzosen so mächtig sich zu regen begann, ein ergebener Bundesgenosse der preußischen Politik. Ja er vertheidigte nicht blos die Annexionen und die Bildung des Norddeutschen Bundes, sondern er erklärte die Herstellung eines ganz Deutschland umfassenden Kaiserreichs unter Wilhelm I. für ein französisches, ja europäisches Interesse. Mit Begeisterung entwickelte er den Gedanken, daß Deutschland berufen sei, in hervorragender Weise die ausgleichende Macht in Europa, das nothwendige Gegengewicht Rußlands, zu werden, um mit Frankreich künftig in ökonomischer Beziehung nur noch Einen Staat zu bilden.

Auch diesen Standpunkt hat Girardin mit einem male und ohne Vorbereitung überwunden. Heute erklärt er es geradezu für widersinnig, an eine Politik der Oekonomie statt blos noch an eine Territorialpolitik zu denken. Er verlangt jetzt allerdings, daß man fremde Völker niederwerfe und ihnen Grenzen vorschreibe; die Franzosen sollen jetzt allerdings wieder auf Eroberungen ausgehen; Frankreich soll sich keineswegs damit begnügen, Freiheit und Wohlstand im Innern zu pflegen, sondern für seinen Einfluß in der Welt Krieg führen; „denn es gibt niemand, der nicht fühle, daß niemals, niemals Frankreich sich bescheiden wird, nur eine kleine Nation zu sein". Unermüdlich suchte Girardin jetzt das Vertrauen auf die Erhaltung der Ruhe Europas zu untergraben, die Friedensliebe des Staatsministers Rouher zu verspotten und den Kaiser zu „männlichen" Entschlüssen aufzustacheln. Statt Oelblätter des Friedens erläßt er jetzt Kriegsmanifeste, in welchen er an alle niedrigen Volksinstincte appellirt; kein Mittel wird verschmäht, um die kriegerischen Leidenschaften der Franzosen und ihre Gelüste nach dem Rhein zu erregen; „der geographischen Einheit Deutschlands mit der Grenze des rechten Rheinufers muß man die geographische Einheit Deutschlands mit der Grenze des linken Rheinufers entgegenstellen". Heute führt er die Autorität eines Mannes des alten Régime, eines Vauban und anderer, morgen diejenige irgendeines obscuren zeitgenössischen Schriftstellers für die Nothwendigkeit der Eroberung der natürlichen Grenzen an; bald sucht er durch reizende, wenn auch vielfach fehlerhafte Landkarten den Appetit der Franzosen nach dem blühenden linken Rheinufer zu wecken, bald die Einbildungskraft derselben durch das phantastische Schreckbild eines russisch-italienisch-preußischen Bündnisses einzuschüchtern, das den Zweck haben soll, den Russen Konstantinopel, den Preußen Triest, den Italienern Rom auszuliefern.

Die mildeste Deutung dieses Hin- und Herschwankens von einem Extrem zum andern ist ein vollständiger Mangel politischer Voraussicht bei Girardin. Er scheint nicht die entfernteste Ahnung von den großartigen Folgen eines entscheidenden Sieges Preußens über Oesterreich gehabt und selbst ein Jahr nach der Schlacht von Sadowa noch nicht die Aenderung in den europäischen Machtverhältnissen begriffen zu haben. Er versteht heute so wenig als früher, welche Siegeskraft ein Volk aus dem Bewußtsein seines Rechts, aus dem Gefühl seiner Zusammengehörigkeit und nationalen Ehre schöpfen und wie andererseits die Thatkraft eines Volks gelähmt werden müßte, wenn dasselbe trotz aller angewöhnten Redensarten von Völkerverbrüderung und Solidarität der europäischen Gesittung und Freiheit sich durch den Willen eines einzelnen, und zwar lediglich, um frühere Fehler desselben vergessen zu machen und um einen Raub an nachbarlichem Gute zu begehen, einem Kampfe entgegenschleppen würde, auf dessen schlimmen Ausgang so manche im eigenen Lande, wie einst in Oesterreich, geradezu ihre Hoffnung gesetzt haben. Nur weil Girardin niemals mit moralischen Größen zu rechnen gelernt, niemals

Digitized by Google

begriffen hat, daß die Menschen nicht bloße Zahlen, sondern daß sie durch Familie, Gesellschaft, Nationalität, Vaterland unter sich verbundene Individuen sind, kann er sich der zugleich traurigen und lächerlichen Täuschung hingeben, man könne willkürlich auf einem Redactionszimmer oder Ministerium nach der Zahl des Volks und der Quadratmeilen die Staaten abgrenzen.

Wenn übrigens Girardin nicht müde wird, mit der Zuversicht der Unfehlbarkeit den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich anzukündigen, so glauben wir hoffen zu dürfen, daß diesen Weissagungen der Erfolg ebenso wenig entspreche wie jenen vor dem italienischen Kriege und dem Krimkriege. Am Tage, bevor die französischen Truppen 1859 die italienische Grenze überschritten, glaubte Girardin noch fest an den Frieden mit Oesterreich; und am 8. Jan. 1854 hielt er den Krieg mit Rußland für um so weniger möglich, je näher derselbe schien. Girardin beansprucht seit dem Eintreffen der von ihm vorausgesagten und freilich von ihm selbst auch nicht wenig geförderten Februarrevolution den Ruf eines untrüglichen Zeichendeuters in der Politik. In der That aber finden wir, daß niemand so grausam wie er durch die zweite Republik in seinen Erwartungen getäuscht worden ist; wie sehr er sich in Louis Napoleon verrechnete, hat er selbst zugestanden; und wir wenigstens halten es für eine neue schwere Täuschung Girardin's, zu glauben, das zweite Kaiserreich werde sobald in ähnlicher Weise zu Grunde gehen wie die frühern Regierungen, deren Sturz er erlebt hat.

Die Verirrungen Girardin's in seinem System der inuern und auswärtigen Politik lassen sich vielfach, wie wir auch gelegentlich schon gethan, aus seinem Leben und seinen persönlichen Erfahrungen erklären. Statt auf ein Verständniß für die Macht der Gewohnheit, des Besitzes, der Tradition in Familie und Gesellschaft, der Gefühle des Volks hingeleitet zu werden, wird ihm ein gewisser Ingrimm gegen die Gesellschaft, eine Verachtung der bestehenden Ordnungen und Rechte zur zweiten Natur; die Menschen werden ihm zu bloßen Ziffern, zum Gegenstande willkürlicher Berechnungen, der Staat zu einer Maschine, die man nach Belieben umformen, auseinandernehmen und neu zusammensetzen kann. Dazu kommt noch bei ihm eine sehr lückenhafte Bildung, der Mangel historischer Kenntnisse und philosophischer Methode; meist da, wo Girardin folgerichtiger und tiefer als alle andern zu denken glaubt, versündigt er sich gegen die Gesetze der Logik, wie es eben Autodidakten seiner Art gar leicht begegnet; abgesehen davon, daß ihm so häufig nur das Bewußtsein des Besserwissens, sein Ehrgeiz, seine Leidenschaft der wahrhaft durchschlagende Grund ist. Nur allzu oft ist es ihm nicht sowol darum zu thun, daß die Vernunft zum Siege komme, daß ein gemeinschädliches Vorurtheil, eine schlechte Einrichtung falle, als daß seiner Autorität wie einer zweiten Macht im Staate gehuldigt werde.

Verführt durch die Thatsachen, daß einzelne von ihm im Anfange seiner Laufbahn verkündigten Ideen sich praktisch bewährt haben, und daß er in der Folge durch seinen Einfluß bei der Gründung mehrerer Regierungen nacheinander bedeutend mitgewirkt hat, hält er alles, was aus seinem Kopfe hervorgeht, für unfehlbar und seinen Eigenwillen für maßgebender als jede Staatsraison. Andererseits läßt sich die große Masse, die viel leichter als man gewöhnlich glaubt zu Gunsten des Verstandes eines Einzelnen abdankt und die so gern die Kunde von größerer Wohlfeilheit und Einfachheit der Verwaltung, von Streichung der Ausgaben für Heer und Diplomatie, von Vertilgung der Armuth u. dgl. vernimmt, immer und immer wieder bis zu einem gewissen Grade von den Reformplanen und Ideen Girardin's imponiren; sie erinnert sich an einzelne Erfolge, die Girardin über Vorurtheile und Routine, die für alleinseligmachend gegolten hatten, davongetragen, und ist darum geneigt, gerade diejenigen seiner Ideen, die besonders keck und in besonders ausgeprägtem Gegensatze zu allem Hergebrachten sind, für richtig zu

Digitized by Google

halten. Diese hat denn Girardin auch mit seiner ungemein publicistischen Gewandtheit trefflich auszunutzen verstanden. Zunächst schuf er sich einen Stil, der nichts mit der Sprache der andern Sterblichen gemein haben sollte. Noch bis zur Februarrevolution bediente er sich gewöhnlicher Ausdrücke und Wendungen, baute seine Sätze nach den allgemeinen Vorschriften der Syntax und Grammatik und suchte, ohne freilich je den Namen eines écrivain zu verdienen, in verhältnißmäßig kurzen correcten und beredten Artikeln eine einheitliche Idee durchzuführen. Je mehr wir uns aber der Aufregung der Februartage nähern, desto mehr macht die Sprache der guten Gesellschaft bei ihm einem widerwärtig marktschreierischen Tone Platz. So setzte er während einiger Tage des April 1847 folgende Worte aus einer Rede Guizot's als Epigraph an die Spitze der „Presse“: „Jede Politik wird Ihnen den Fortschritt versprechen; die conservative Politik allein wird Ihnen denselben geben“; gegen Ende des Monats schrieb er dafür: „Mit Trauer, mit Bedauern setzen wir an die Stelle jener zukunftsvollen Worte folgende nur allzu wahre: «Nichts, Nichts, Nichts!» Fürchtet, daß diese Worte eines Ihrer ergebensten Freunde, nachdem sie Ihnen als Epigraph gedient, nicht bald in ein Epitaph auf Ihrem Grabe sich verwandeln.“ Mehr und mehr verfällt er in die Manier, Halbwahrheiten in orakelhafter Sprache als der Wahrheit letzten Schluß vorzutragen, z. B.: „In der Politik gibt es keine Gegenwart; dieselbe gehört schon der Vergangenheit an; die Politik hat es nur mit der Vergangenheit und der Zukunft zu thun“; „das auf die Besoldung der stehenden Heere verwendete Geld dient nur zur Vermehrung des Heeres der Armuth“; „alles versuchen, alles prüfen, alles vereinfachen, dies ist die Doctrin der Erfahrung an der Stelle der Doctrin der Unfehlbarkeit.“ Aber erst mit der Februarrevolution beginnt er eine Wirkung statt in vernünftig gebauten und unter sich verbundenen Sätzen, in kurzen Sentenzen mit bedeutungsvollen Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen, in fortwährenden Wiederholungen und Antithesen, hochtrabenden Worten und geschraubten Vergleichungen zu suchen; er will offenbar nicht mehr die Zurechnungsfähigen überzeugen, sondern die leidenschaftlichen überhetzen, die schwachen Köpfe betäuben, die Denkfaulen in Fieber versetzen. Man nehme Aussprüche und Sätze wie die folgenden: „Beständig fortschreitender Conservativer, beständig conservativer Fortschrittsmann“; „was Problem war, wird Lösung; was Hinderniß war, wird Mittel; was Widerstandskraft war, wird Bewegungskraft“; „die allgemeine Inscription ist die verificirte Statistik, die verificirte Statistik ist die irrende sociale Ordnung, die endlich ihre Achse gefunden, ist das Ende des Reichs der Vermuthungen, ist der Anfang des Reichs der Wahrscheinlichkeiten“; „an dem Tage, da die Justiz auf den von mir vorgeschlagenen Grundlagen eingerichtet wäre, wie viel Haß würde da gestillt werden! wie viel Neid würde erstickt werden! wie viele Vorurtheile würden beseitigt werden!“ Und so geht es noch fort mit 17 Ausrufungszeichen und 17 frischen Linien: „Wer Revolution sagt, sagt Gefahren; wer Civilisation sagt, sagt Fortschritt; die Civilisation gefährdet nichts und löst alles. Die Revolution gefährdet alles und löst nichts. Die Civilisation ist die fortgesetzte Revolution; die Revolution ist die unterbrochene Civilisation. Die Civilisation ist die Revolution durch die Wissenschaft; die Revolution ist die Civilisation durch die Gewalt. Die Revolution durch die Wissenschaft ist die dauerhafte Civilisation; die Revolution durch die Gewalt ist die hinfällige Civilisation.“ Ein anderes Hauptmittel, einen gewissen Leserkreis zu bezaubern oder zu betäuben, sind die ins Maßlose gehäuften Citationen bei Girardin; seitenlange Artikel desselben bestehen aus einer Reihe von Anführungen bald aus der Bibel, bald aus Voltaire, aus dem Sachsenspiegel, Cartesius, Thucydides, Pascal, Napoleon, Leibniz u. s. w. u. s. w. Die Namen der von ihm angeführten berühmten Männer und Schriften und die rechts und links entlehnten Mottos nehmen in manchen seiner Werke einen größern Raum ein als seine eigenen Ab-

Digitized by Google

handlungen und machen auf allzu unbefangene Gemüther den Eindruck, daß Girardin, dessen Wissen hauptsächlich nur auf fleißiger Benutzung des Conversations-Lexikons beruht, alles, was die Denker alter und neuer Zeit zu Tage gefördert haben, beherrsche und in sich vereinige. Diese äußerliche Manier ist bei ihm merkwürdigerweise mit einem großen Talente gepaart, sich die Ideen anderer so sehr anzueignen, daß jedermann dieselben für die seinigen hält und ihre Urheber selbst ihr Eigenthum nur schwer wiedererkennen. Dem Mangel an Phantasie, Erfindungsgabe und Witz weiß er durch eine musterhafte Ordnung seines journalistischen Stoffes bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen; in der Santa-Casa seines Arbeitszimmers ruhen seit Jahrzehnten sorgfältig gesammelt alle auf die großen und die kleinen Fragen unserer Zeit und auf alle irgendwie hervorragende Persönlichkeiten bezüglichen Notizen, Waffen, die oft um so gefährlichere Wirkungen hervorbringen, je mehr sie vom Roste der Zeit bedeckt sind. Im Jahre 1851 z. B. erreichte er einen ungemeinen Erfolg, indem er einmal die ganze „Presse" mit Anführungen aus den feurigen republikanischen Reden derjenigen anfüllte, die später die Republik so ungestüm bekämpften, als sie dieselbe 1848 in Wahlmanifesten und Proclamationen gepriesen hatten. Im Jahre 1867, als der Kaiser aus dem Lager von Châlons sein etwas pomphaftes Schreiben über die großen öffentlichen Arbeiten und Vicinalstraßen, die jetzt in Angriff genommen werden sollten, erließ, lieferte Girardin die beißendste Kritik, indem er neben demselben ganz einfach ein von jedermann vergessenes, fast ganz gleichlautendes Schreiben des Kaisers abdruckte, das schon viele Jahre vorher veröffentlicht und nicht ausgeführt worden war. Bei dieser Beschaffenheit seiner polemischen Mittel ist es nur natürlich, daß seine Schlagfertigkeit mit den Jahren eher wuchs als abnahm, und daß er sich weder durch sein inzwischen angesammeltes Vermögen noch durch das Ruhebedürfniß des Alters abhalten ließ, immer und immer wieder in die Arena zurückzukehren und weniger gut ausgerüstete Gegner aufzusuchen. „Jeden Tag eine neue Idee", dies ist zwar seine stolze Losung; in der That ist es ihm aber mehr darum zu thun, durch irgendeinen guten oder schlechten Einfall eine Debatte hervorzurufen und ein glänzendes Scharmützel zu liefern, gleichviel, wer sich ihm als Gegner stellt.

Eine gründliche, sachgemäße Erörterung principieller Fragen, eine ernste Belehrung des Volks, eine gediegene Form ist natürlich bei einem solchen fieberhaften Treiben nicht denkbar, und in dieser Beziehung hat Girardin einen sehr verhängnißvollen Einfluß auf die französische Publicistik ausgeübt. Nicht allen seiner Schüler und zeitweiligen Mitarbeiter ist es wie einem Nefftzer, Peyrat, Pelletan gelungen, sich wieder auf eigene Füße zu stellen; manche glauben vielmehr, wie Clément Duvernois, Girardin'scher Erfolge am sichersten zu sein, wenn sie den Meister sklavisch nachahmen „wie er sich räuspert und wie er spuckt".

Eine so einseitig praktische Natur wie Girardin konnte keinen Gefallen daran finden, daß in der Tagespresse der eigentlichen schönen Literatur ein großer Raum zugestanden werde. Er zahlte mit sichtlichem Misbehagen seinen Tribut an den Geschmack des Tages, indem er das Feuilleton seines Blattes irgendeinem anerkannten Namen, dem Vater Dumas, E. Sue überließ; der Werth des Gelieferten kümmerte ihn wenig. So riß unter seiner Aegide der bedauerliche Unfug ein, daß junge Talente, statt selbständig hervorzutreten, die Art irgendeines Auserwählten sich künstlich zu eigen machten und ihre Erzeugnisse unter fremder Flagge in die Welt schickten. Mit einem andern Attentate gegen die Literatur, von dem er sich unmittelbaren äußern Nutzen versprach, ist er glücklicherweise bald gescheitert. Um nämlich den andern Blättern den Rang abzulaufen, hob er in der „Liberté" die Sitte der literarischen und theatralischen Lundis auf und verlangte von dem Kritiker seines Blattes gleich am Tage nach der Aufführung eines neuen

Digitized by Google

Stücks, nach dem Erscheinen eines bedeutenden Werks, nach der Eröffnung des Salons eine endgültige Besprechung. Er mußte sich jedoch bald überzeugen, daß diese Treibhausgewächse keinen Beifall fanden, und zu dem alten Gebrauch zurückkehren.

Inzwischen haben sich die beleidigten Musen sehr empfindlich an ihm gerächt. Girardin faßte eines Tags den für einen solchen Verächter der Literatur höchst seltsamen Plan, seine eigenthümlichen socialen Anschauungen auch in Theaterstücken statt blos in Zeitungsartikeln zu verfechten. Er glaubte eine neue Bahn zu brechen, wenn er die Fragen des Ehebruchs, der Scheidung, des Zweikampfes, des Börsenspiels auf die Bühne bringe, während er nur darin neu war, daß er an die Stelle des Witzes und der Satire, womit dieselben seit Molière bis auf die neuesten dramatischen Schriftsteller Frankreichs behandelt worden waren, den rohesten Realismus und die Stilformen der Zeitungsschriftstellerei setze. „Le supplice d'une femme", das im April 1865 zuerst aufgeführt wurde, verdankt seinen dauernden Erfolg nur der meisterhaften Ueberarbeitung von A. Dumas' Sohn. Das Drama „Les deux soeurs", das ausschließliche Werk Girardin's, ist längst wieder vom Repertoire verschwunden, nachdem es im Herbst 1865 die Pariser wegen des großen Lärms, der seinetwegen angeschlagen wurde, angezogen hatte; das schon 1858 verfaßte und vor einem Jahre aufgeführte Stück „La fille du millionaire", das die Börse rehabilitiren sollte, ist gänzlich durchgefallen.

Für Girardin ist begreiflicherweise das Schicksal seiner dramatischen Werke und die allgemeine Kritik nichts weniger als maßgebend. Er weist das Lob des „Supplice d'une femme", das freilich an die Adresse von Alexandre Dumas gehört, entschieden zurück und beansprucht dasselbe für die „Deux soeurs"; in langen Vorreden erklärt er seine Idee und Ausführung für tadellos, die Aenderungen seines Mitarbeiters für abgeschmackt. „Die «Deux soeurs»", sagt er, „sind meiner Ansicht nach mit ebenso wenig Gerechtigkeit verschrien worden, als das «Supplice d'une femme» mit Uebertreibung gelobt worden ist. Ich konnte vielleicht nicht so viel Erfolg vor dem Zuschauer haben, als ich gehofft hatte; aber vor mir selbst habe ich in dem Sinne vollständigen Erfolg gehabt, als ich mein vorgestecktes Ziel vollständig erreicht habe. In der Duellscene der «Deux soeurs» zwischen Robert de Puybran und dem Herzog Armand de Beaulieu glaubte ich, dies gestehe ich unumwunden und ohne falsche Bescheidenheit, die höchste Höhe des idealisirten Realismus erreicht zu haben, so wie ich denselben auf dem Theater begreife, wenn es sich um ernste Werke handelt." Es ist jene bekannte Scene gemeint, in welcher der beleidigte Gatte dem Liebhaber seiner Frau in das Gesicht speit, um ihn zu zwingen, sich mit ihm zu schlagen, und in welcher dann einer den andern erschießt.

Girardin soll noch zwei kleine Lustspiele: „Un mariage d'honneur" und „La belle et la laide", in seiner Mappe haben; was man über das Schaffen Invita Minerva sagt, gilt ihm als Vorurtheil. Seine neueste politische Arbeit ist ein umfangreiches Werk über das „Droit de punir". Die Arbeitskraft, Kampflust und Leidenschaftlichkeit des Mannes ist bis auf den heutigen Tag ungeschwächt; eine kräftige Natur und nüchterne Lebensweise unterstützen seine eiserne Energie.

Nachdem er im Juni 1855 seine erste Gemahlin verloren, verheirathete er sich im Jahre darauf mit Frl. Mina Brunold von Tiefenbach, die ihm 1859 eine Tochter gebar. Der Verlust dieses geliebten und vielversprechenden Kindes im October 1865 war wol die herbste Prüfung, die er in seinem Leben zu überstehen hatte.

Digitized by Google

Die Fortschritte Rußlands in Centralasien.

Von Hermann Bámbéry.

Erster Artikel.

Wenn eine welthistorische Begebenheit sich auf den Bretern der politischen Bühne zuträgt, eine Begebenheit, wie der jetzige Rivalitätskampf zwischen England und Rußland in Asien, ist es vollauf der Mühe werth, daß wir den einzelnen Scenen und Acten unsere ungetheilte Aufmerksamkeit schenken. Der europäische Leser, vielleicht zu viel von den kleinlichen Kämpfen und Streitigkeiten eingenommen, die seinen Blick in der nächsten Nähe fesseln, wird nur mit Widerwillen uns in die Gegenden des alten Asiens folgen, er wird, wenn er weder Engländer noch Russe ist, für seine Gleichgültigkeit wol bald Entschuldigung finden. Doch ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt: der Kampf, den diese zwei Riesenmächte führen, ist kein gewöhnliches Drama, kein alltägliches Ereigniß. Dem Schauspiel, wie sie mit geballten Fäusten um ihre Superiorität in Asien ringend einander gegenüberstehen, darf das gebildete Europa nicht mit Indifferentismus begegnen. Beide haben sich von dem gemeinschaftlichen geistigen Gute unserer Welt genährt, beide würden einen mächtigen Einfluß auf unsere heutigen Geschicke ausüben und als Sieger in dem alten Asien bei uns in Europa in der Rolle mächtiger Schiedsrichter schon in der nächsten Zukunft auftreten können. Wird und kann man uns daher zudringlich nennen, wenn wir uns mit Neugierde gegen Sonnenaufgang wenden und fragen: Wie stehen Rußland und England in Asien?

Warum aber gerade ich in dieser Frage das Wort zu führen wage, warum ich aus meinem friedlichen, anspruchslosen Wirkungskreise oft und jetzt wieder auf den Wahlplatz der streitenden Kolosse zu blicken mich unterstehe, darauf ist die Antwort eine höchst einfache.

Was ich 1865 am Schlusse meines ersten Buches über Mittelasien sagte, hat sich bis 1867 ganz realisirt. Die Russen standen damals um Dschizak herum, im heißen Kesselthale des Alatangebirges. Ich sagte, daß sie da nicht verbleiben können, und in der That, 1868 ist schon Samarkand von ihnen eingenommen, sie sind auf dem Wege nach Bochara, das ihnen auch heute schon huldigt; mit Einem Worte, die russischen Vorposten werden bald das rechte Ufer des Oxus erreicht haben, jene Grenze, die ich damals als das Ziel ihres Marsches bezeichnete.

Nach solchen Eventualitäten hätte ich vielleicht ein kleines Recht, auf die Erfüllung meiner Voraussagungen hinzudeuten. Ich würde das auch thun, wenn der ganz gewöhnliche Gang der Dinge, die unausbleiblichen und von jedermann leicht erkenntlichen Folgen der russischen Politik meinen frühern Bemerkungen nicht selbst den geringsten Anspruch auf politischen Scharfsinn entzögen. Denn braucht man etwa zu den Propheten zu gehören, um beim Anblicke eines von der Höhe sich herabwälzenden Bergstromes sagen zu können, er werde diesen oder jenen ihm im Wege liegenden Felsen mit sich fortreißen? Bochara, Chiva und Chokand sind nichts als derartige Felsen, die der Wellenschwall des langsam, aber sicher dahinrollenden Stromes russischer Occupation bedroht. Ihr Untergang war leicht vorauszusehen, doch nicht so die Einzelheiten und Folgen der That; mit diesen wollen wir uns hier beschäftigen.

Als ich im August 1863 auf meinem Wege von Bochara nach Samarkand, in dem Mark und Bein zerrüttelnden, tatarischen Karren sitzend, jene Anhöhe erreichte, von welcher ich die alte Residenz Timur's, diese in den Zauberschleier gehüllte Stadt mittelasiatischer Bildung, mit ihren vergoldeten, blauglasirten Kuppeln, mit ihren imposant schönen Ruinen

Digitized by Google

und phantastisch zerstreuten Häusermassen hart am Fuße des kegelartig sich erhebenden Tschoban-Ata-Berges erblickte, hätte ich es wahrlich nicht geglaubt, daß Samarkand, die stolze Burg, die seit dem Andringen Dschingis-Chan's keinem fremden Beherrscher gehuldigt, nun einem russificirten Germanensohn den Orden des heiligen Georg verschaffen wird! Wahrscheinlich hat es General Kaufmann damals noch selber nicht gedacht. Daß auch dieser östlichste Punkt meiner Wanderungen, wo selbst die Erinnerungen an Abendländer und christliche Elemente meinem Gehirne ein Schreckbild schienen, nun von russischen Soldaten und bald auch gewiß von russischen Popen besucht wird, die dort mit gebieterischen Schritten einherziehen, wo ich, den allerwuchtigsten Turban in Nacken und Stirne gedrückt, nur mit frommer Scheu umherzublicken wagte, das klingt mir wirklich zu märchenhaft, und ist zu außerordentlich, als daß ich mich so leicht an die Wirklichkeit gewöhnen könnte; dennoch aber ist es so!

Samarkend Firdusmanent, Samarkand, das paradiesähnliche, ist russisch geworden! Ich bin sehr weit entfernt, Elegien zu Gunsten der Tataren anzustimmen; daß das Nest barbarischer Willkür von russischen Bajonneten aufgewühlt und zu Boden geworfen wird, will, darf und kann mich nicht betrüben. So wie sich Mohammed als Siegel auf dem runden Ringe göttlicher Gesandtschaften auf die Erde betrachtete, d. h. daß mit ihm die Reihe der Propheten für immer und ewig geschlossen, so kann auch ich mich als bescheidenes Petschaftchen auf dem Ringe mittelasiatischer Reisenden ansehen. Samarkand schwebte mir schon in meiner Jugend als rosiges Zauberbild vor, und obwol ich zwischen dem Bilde der erhitzten Phantasie und der armseligen Wirklichkeit der alten Timur'schen Residenz eine gähnende Kluft des Unterschiedes fand, so hatte diese Stadt, selbst nach der Enttäuschung, noch so viel Interesse für mich, daß die Nachricht ihres Falles mich wahrlich tief erschütterte.

Mit meinen Lesern verhält es sich gewiß nicht ebenso. Ihnen wird die kurze Erzählung der neuesten Begebenheiten in Turkestan gewiß willkommen sein, da dieselben, obwol Thatsachen eines kurzen Zeitraums, von bedeutender Wichtigkeit sind. Rußland, das einmal am Jaxartes festen Fuß gefaßt und nun eisenfest dasteht, hat mit seinen landhungerigen Augen nach zwei Richtungen zu kokettiren angefangen. Das rechte Auge blickt nach Bochara, dem jenseitigen Oxusgebiete und Afghanistan, das linke entlang den Narin, über den Terekpaß nach Kaschgar. Wir wollen von beiden Richtungen ausführlich sprechen, den Statusquo und die jüngste Vergangenheit der nach beiden Richtungen hin liegenden Länder beschreiben. Wir fangen mit Bochara an, weil dieses uns näher liegt, besser bekannt ist und auch russischerseits den Ausgangspunkt der Operationen bildet.

Werfen wir zuerst einen Blick auf das russische Occupationscorps nach der Besitznahme Dschizaks. Daß man eben diesen Punkt, von dessen ungünstigen klimatischen Verhältnissen wir schon gesprochen, zum einstweiligen Standplatze erwählte, ist nur als ein von den Umständen erzwungener Schritt zu betrachten. Das Occupationscorps in der Provinz Turkestan, über dessen numerische Größe wir noch heute nicht genau unterrichtet sind, scheint damals keinesfalls genügende Kräfte besessen zu haben, um erstens die vom Norden entlang den Jaxartesfluß bis zum Zeresschan sich erstreckende Linie, zweitens die Ufergegend des Narinflusses und des Issikuls gehörig zu beschützen und zugleich auch die fernern Occupationsplane zu verfolgen. Hier waren es die auf verschiedenen Punkten auftauchenden Banden von Bocharioten und Turkmanen, dort Horden von wilden Kirgisen und Kiptschaken, die viel zu schaffen gaben; es war daher unumgänglich nothwendig, sich aus dem fernen Norden einen Armeesuccurs herbeizuschaffen, und da dieses bei den noch sehr fehlerhaften Communicationen im südlichen Theile Rußlands, namentlich bei dem selbst unter guten Verhältnissen vier bis fünf Wochen lang dauernden

Digitized by Google

Zuge durch die Wüste von Orenburg nicht so leicht zu bewerkstelligen ist, so kann das Verstreichen einer größern Frist und das Verbleiben an einem unpassenden Haltpunkte auch leicht erklärt werden. Ja die Gerüchte, die damals über den Friedensschluß zwischen Bochara und Rußland auf dem Wege von Bombay, der gewöhnlichen Straße aller Zeitungsenten, zu uns gelangten, datiren sich auch von dieser Periode her. Nur ein Incidenzpunkt, nämlich die Einsetzung des Generals Kaufmann an die Stelle des sonst glückgekrönten Feldherrn Romanovsky, ist nicht ganz klar; doch ist ein Personenwechsel auf dem Felde russischer Pläne von keiner besondern Bedeutung. Wer immer an der Spitze stehen mochte, er hätte warten müssen, bis Truppen, Geld und Munitionen in solcher Menge angelangt waren, daß sie die Aufnahme einer friedlichen oder kriegerischen Unterhaltung mit dem Emir von Bochara ermöglichten.

Dies ist die Ursache, warum der „Russische Invalide" uns mittheilt, daß General Kaufmann erst im September verflossenen Jahres sich in einen Notenwechsel mit dem Emir von Bochara über Friedenstractate einließ. Ob dieser Friedensschluß von irgendeiner Seite ernstlich gemeint war, das ist bei dem langwierigen Notenwechsel, der gepflogen wurde, und den man sich von seiten der Russen auch gefallen ließ, sehr zu bezweifeln. Emir Muzafar-ed-Din hat wol seinen Mirachor Mussa-Beg mit einer diplomatischen Mission nach Taschkend geschickt. Es ist derselbe, der schon in ähnlicher Mission in Orenburg war, doch ist sowol aus dem Inhalte der mitgebrachten Creditive als auch aus einer mit General Kaufmann gepflogenen Unterredung gar nichts zu entnehmen, was als Anzeichen der Friedfertigkeit des Emirs gelten könnte. Der russische General (denn der Reporter des „Russischen Invaliden" hat einen unbezweifelbaren halbofficiellen Charakter) war wol mit Recht über die Zweideutigkeit, die unbeholfenen Lügen und den steten Farbenwechsel desselben bocharischen Gesandten erstaunt; doch ist ihm als bravem Militär der Mangel an ethnographischen Kenntnissen mittelasiatischer Länder wol zu verzeihen. Man sprach den Bocharioten von Friedensstipulationen, Ratificationen und noch von andern juristischen Ausdrücken, die der tatarischen Diplomatie gänzlich unbekannt waren; an Schlauheit fehlte es wol in Bochara nicht, doch ist sie wie die Schlauheit aller Asiaten oft zu kindisch, um gegenüber einem mit bewaffneter Faust dastehenden Gegner irgendwelchen Nutzen zu bringen. Man gab dem Mussa-Beg mehreremal zu verstehen, warum er nicht das schon längst nach Bochara gesandte Exemplar des Friedenscontracts ratificirt zurückgebracht habe? Warum man es jetzt, während über den Frieden unterhandelt wird, bocharischerseits gestattet, in russisches Territorium Einfälle zu machen? Ja warum man bei einer derartigen Gewaltthätigkeit einen russischen Offizier sammt drei Gemeinen gefangen genommen und den erstern zur Annahme des Islams und zum Exerciren der bochariotischen Armee gezwungen habe? Mussa-Beg antwortete theils mit leeren Ausflüchten, theils mit schamlosen Lügen, die dann später nach Freilassung der erwähnten russischen Gefangenen und nach dem Eintreffen eines andern Gesandten von Bochara zu Tage kamen.

Wer daher der Ansicht ist, daß der russische Befehlshaber zu diesem empörenden Betragen des Emirs nur deswegen gute Miene machte, weil er um jeden Preis den Frieden aufrecht erhalten wollte, ja daß er, um derartige Ansichten zu bestätigen, sogar eine Reise nach Petersburg zu unternehmen im Begriff gewesen sei, dem will ich durchaus nicht seinen Glauben an die russische Friedfertigkeit erschüttern. Ich aber kann meinerseits nicht umhin, es rundweg herauszusagen: ebenso wenig wie der Emir, als ein Mann von echt islamitischer Tugend, mit Ungläubigen sich in Verträge einlassen wollte, ebenso ist auch die Nachgiebigkeit und Lammsgeduld des russischen Feldherrn oder sein Verlangen, den Emir im internationalen Rechte Unterricht zu ertheilen, nichts anderes als ein Vorwand gewesen zum Abwarten des günstigen Moments. Während der Winterzeit sind die Truppen-

Digitized by Google

sendungen durch die unwirthbaren Steppen Mittelasiens, wenn auch nicht ganz unmöglich, so doch ziemlich erschwert; doch kaum hat der erste Frühlingsmonat sein Ende erreicht, da wirft die russische Politik ihren Friedensmantel ab. Fünfhundert Kosacken werden in Begleitung einer entsprechenden Anzahl von Infanteristen und Artilleristen von Taschkend aus zur Verstärkung der um Dschizak herumstehenden Grenzarmee beordert. General Kaufmann wollte den Emir über diese Thatsache in einem vom 26. März datirten russischen Schreiben dadurch beruhigen, daß er ihm mittheilte, man habe nur den Einfällen, welche bocharische Truppen auf russischem Boden machten, Einhalt thun wollen. Doch wurde gleich in demselben Schreiben die Nachricht mitgetheilt, daß eine Truppenabtheilung gegen die nördlichen Abhänge des Nur-Ata-Berges zur Recognoscirung ausgeschickt werden wird, was natürlich ganz unbegreiflich ist, da doch dieser Zweck und das Zurückschlagen einiger Banden keine Truppenconcentration von solcher Bedeutung erheischt, ja, daß später diese Abtheilung, welche Major Grippenberg befehligte, auch bald auf Truppen der Gouverneure von Kette Kurgan und Tschelek stieß, ist der allerneueste Beweis unserer früher geäußerten Behauptung. Weder ein Friedensschluß noch eine genaue Grenzbestimmung konnte den Russen sehr am Herzen gelegen sein. Nach erlangten Vortheilen am Zeresschan innezuhalten, ist unmöglich gewesen. Rußland weiß zu genau, welchen moralischen Nutzen es aus dem Falle von Bochara ziehen kann, es kennt aber auch nicht minder die Schwäche des ihm gegenüberstehenden Feindes, denn wie leicht es dort mit seinem bloßen Erscheinen tabula rasa macht, wie leicht der Schreckensname Ruß dort alles in Verwirrung bringen kann, ist wahrlich staunenerregend.

Daß die beispiellose Verstocktheit bocharischer Eigenliebe und heuchlerischen Vertrauens auf den Heiligkeitscharakter des edeln Bochara selbst dem Dröhnen russischer Kanonen, im Falle diese schon einen Theil der Lehmmauern niedergerissen hätten, noch nicht weichen wird, daran habe ich nie gezweifelt. Wer die bombastischen Erzählungen der Bevölkerung am Zeresschan von dem kläglichen Feld- oder besser Raubzuge ihres Emirs gegen Chokand, durch den er sich übrigens selber sein Grab grub, mitanhörte, der wird sich von der Aufgeblasenheit eines in Barbarei versunkenen Volkes wol einen Begriff machen können. Als der Emir mich fragte, ob der Sultan der Türkei auch eine solche prächtige Truppe besitze wie er, ob er auch so lange und tiefschlündige Kanonen habe wie jene sind, die ich am Rigistan in Bochara auf dem Sande umherliegen sah, und zuletzt, ob es seinem Bruder am Bosporus auch eine so leichte Sache wäre, Hunderttausende von Soldaten aus dem Boden zu stampfen wie ihm, da hatte ich schon eine ziemlich sichere Vorahnung von dem, was sich heute in Bochara ereignet. Doch daß die Sachen eine solche plötzliche Wendung nehmen werden, daß sich namentlich das Verhältniß zwischen Herrscher und Beherrschten derartig gestalten wird, wie es sich gestaltet hat, das hätte ich nimmer geahnt.

Der erste Stoß, welcher das Loyalitätsgefühl der Bocharioten gegenüber ihrem Herrscher erschütterte, war die Einnahme von Taschkend, wobei die Beeinträchtigung der Interessen Chudajar-Chan's, eines wegen seiner Frömmigkeit in Bochara sehr beliebten Fürsten, den Einwohnern der edeln Stadt sehr missfallen haben muß. Auch gab diese Eroberung Ursache zu dem später immer mehr und mehr mit Entschiedenheit auftretenden Mistrauen. Bei dem Falle Chadschends, bei dem unglücklichen Treffen von Irdschar mußte letzteres zusehends wachsen, doch durften sich Zeichen der Unzufriedenheit nur dann öffentlich zeigen, als der Emir von den Umständen genöthigt, zur Füllung seiner durch das stete Kriegführen erschöpften Kasse zu solchen Mitteln greifen mußte, die der tadschikischen Bevölkerung von Bochara am anstößigsten waren, nämlich als er nebst Auferlegung von schweren Kriegscontributionen noch die meistcirculirende Münze, Namens Tenge, im Werthe

Digitized by Google

von ungefähr 1 Fr. einsammeln und später wieder im Werthe von 2 Frs. austheilen ließ. Nehmen wir noch zu diesem Uebelstande die Geschäftslosigkeit, das gänzliche Stocken des Handelsverkehrs zwischen Rußland, zwischen China und Indien, da auch Afghanistan seit den letzten drei Jahren immer vom Kriege arg heimgesucht ist, so werden wir leicht einen Einblick in die traurige Existenz gewinnen, in welche der commerzielle und industrielle Theil der Bevölkerung Bocharas gerathen ist. Am härtesten war natürlich der ackerbautreibende oder der eigentliche Landbewohner mitgenommen. Abgesehen davon, daß die fortwährende Kriegführung ihn von Haus und Hof fern hielt, da er seinen Lehnsherrn ins Feld begleiten mußte, konnten auch die zu Hause gebliebenen Mitglieder der Familie die Erzeugnisse des Bodens um keinen Preis, ja selbst nicht um den geringsten absetzen. Dies machte sich am meisten bei Baumwolle, roher Seide, getrockneten Früchten und Farbenpflanzen fühlbar, die sonst nach Rußland in großer Menge exportirt wurden, nun aber ganz werthlos waren. Und wenn wir als Hauptquelle des Unglücks den steten Druck ansehen, welchen die Gouverneure im Namen des Emirs und der hartbedrängten Regierung auf alle Schichten des Volks übten, so wird uns auch bald die nothgedrungene Veränderung der öffentlichen Stimmung einleuchtend sein.

Und dennoch ist das Volk mit dem Ausdrucke seiner Unzufriedenheit noch nicht vorgetreten und hätte auch damit nicht vortreten können, wenn der Emir nicht die säculari-sirten Güter der einflußreichen Ulemawelt angegriffen, wenn er einige Medresse, Moscheen und fromme Fundationen, deren blühender Kassebestand vor niemand ein Geheimniß war, nicht zu einer Contribution gezwungen haben würde. Natürlich wären diese zeitweiligen Opfer der gelehrten Welt Bocharas nicht allzu schwer gefallen, wenn es sich mit ihrer islamitischen Pietät wirklich so verhielte, wie sie sich den Anschein gaben. Doch die Diener der Religion hängen an den Ufern des Zerefschan ebenso an allem, was irdisch ist, wie ihre Brüder an der Tiber und Seine; man rief ihnen umsonst zu, daß die Contributionen zur Vertheidigung des Glaubens gegenüber den Russen bestimmt seien, man machte ihnen vergebens begreiflich, daß ihre Weigerung mit Apostasie analog sei, es war alles umsonst; der Emir hatte kaum seine Hand an die Gelder der Moscheen und Collegien gelegt, als er schon selber als Ungläubiger und Abtrünniger verschrien wurde. Ja es ist wahrlich unbegreiflich, wie eine derartige Metamorphose im Gemüthe der Bocharioten stattfinden konnte. Mich ergreift ein unbeschreibliches Staunen, wenn ich zurückdenke an jene Ehrerbietigkeit, an jene tiefe Achtung, mit welcher das Volk von Muzafar-ed-Din sprach. Der Ba-Deolet (der Allerglückseligste), der Emir El-Mumenin (Fürst der Rechtgläubigen), dieses strahlende Musterbild islamitischer Tugend noch vor drei Jahren, soll heute von der Ulemawelt, die mir eben damals seine hohen Tugenden anpries, als Ungläubiger verschrien werden!

Wie dem auch sei, die Meinung der Hauptstadt hat bald auch in der Umgebung lebhaften Widerhall gefunden. Nicht nur hat der Gouverneur von Karatöl mit den Turkomanen gemeinschaftliche Sache gemacht und diese angereizt, nur für exorbitanten Sold unter die Fahnen des Emirs zu treten, für einen Sold, welchen der immer ärmer werdende Emir trotz seines besten Willens nicht geben konnte, weshalb sich die Turkomanen auch nicht verwenden ließen; die Unzufriedenheit hat in dem sonst geordneten Staate sich überall kundgegeben. Die nomadisirenden Stämme Chitai-Kiptschak, von denen ich in meinen „Reisen", S. 163, rede, haben sich gegen den Emir aufgelehnt. Man klagte sie erst geheimen Einverständnisses mit den Russen an, doch ist dieses eine Verleumdung, denn eines solchen Vergehens würde sich ein echt özbegischer Volksstamm, wie die Chitai-Kiptschaks sind, nur schwer zu Schulden kommen lassen; sie bildeten infolge der größern Anzahl von Reitern, die aus ihrer Mitte zu rekrutiren sind, immer die Vorposten der

Digitized by Google

bocharischen Armee und haben sich diesmal ebenso wie in andern Zeiten nur deshalb aufgelehnt, weil man ihre Dienste zu sehr in Anspruch nehmen mußte.

Schließlich ist es das im Süden liegende, von jeher und immer mit Bochara auf feindseligem Fuße lebende Schehri-Sebs, das eben in dieser schweren Zeit dem Emir viel zu thun gab. Der an der Spitze der empörten Provinz stehende Jara-Beg hat bisjetzt mit den Russen wol noch keine gemeinschaftliche Sache gemacht, obwol man es von Taschkend aus gewiß nicht unterlassen hat, in diesen südlichen Punkten des Oxusgebiets sich, wenngleich nur moralisch, einzunisten. Denn Oezbegen sind selbst im empörten Zustande noch biedere Oezbegen, und was dem Emir von Bochara am wesentlichsten geschadet hat, ist, daß ihm erstens 8—10000 der tapfersten Oezbegenreiter entzogen wurden, daß zweitens das revoltirte Schehri-Sebs seinen gefährlichen Feinden zum Zufluchtsorte diente, zu welchen auch einer seiner nächsten Anverwandten gehörte, den die beleidigten Ulemas in Bochara schon als seinen Thronprätendenten auftreten ließen. Es ist viel Unheil über das Haupt des Emirs hereingebrochen.

Am lächerlichsten aber sind und bleiben immer die Forderungen, welche das von den Priestern aufgestachelte Volk an seinen Herrscher stellt; man verlangte von ihm, daß er den Dschihad oder Gaza, den Religionskrieg, verkündigen soll, daß er sich in ein neues Treffen mit den Russen, nachdem alle bisherigen für ihn nur unglückbringend waren, einlassen solle. Ob der Emir im vollen Bewußtsein seiner Schwäche und der Superiorität des ihm gegenüberstehenden Feindes sich zur offenen Kriegserklärung zwingen ließ, will ich noch bezweifeln. Er vertraute auf irgendeine mohammedanische Allianz oder auf eine Vervollkommnung seiner Kriegsvorbereitungen. Wie dem auch immer sei, er widerstand während des letzten Winters mit vieler Energie den Anforderungen der öffentlichen Stimmung, ja er hätte sich selbst in diesem Frühjahre nicht zwingen lassen, wenn ihm nach seinen gewaltsamen Maßregeln einerseits die Russen, andererseits aber die Priesterwelt nicht durch Veröffentlichung von mehrern, auf die Pflicht des Glaubenskriegs Bezug habenden Rivajets (Korancitationen) jeden Ausweg verrannt hätte. Er sah, daß er nachgeben müsse, und beschloß den Krieg. Er wollte sich eben vor dem Aufbruche ins Lager nach üblicher mohammedanischer Sitte zum Grabe des heiligen Beha-ed-Din begeben, als seine Feinde in der Stadt das Gerücht ausstreuten, er wolle aus Furcht vor dem Kriege das Weite suchen. Große Massen versammelten sich am Thore Mezar, um ihm den Ausgang zu verwehren, doch war er inzwischen schon im Dorfe Beha-ed-Din, ja auf dem Rückwege von seiner Pilgerfahrt. Und da ihm beim Anblick der ungeduldigen Massen der Eintritt in die Stadt unmöglich schien, so machte er, begleitet von ihren Verwünschungen und Flüchen, einen Umweg zum zweiten Heiligen des Reichs, zu Chodscha-Abdul-Chalik, der in Gidschdovani, einer kleinen Stadt im Norden des Chanats, ruht. Auch hier wurde er vom Pöbel bedroht, Schmähungen ausgesetzt und konnte nur mit dem Versprechen, die Russen baldigst vom heiligen Boden Turkestans zu vertreiben, sich auf der gewöhnlichen Straße über Kermine zur Armee nach Samarkand begeben.

Der Dschihad war im engsten Sinne des Wortes erklärt, doch weil man von bocharischer Seite eine Defensive zu nehmen nicht wagte und lieber nach echt tatarischer Taktik auf einen Ueberfall sann, mußte der Emir einstweilen die Bewegungen des Feindes beobachten; er hatte schon die Anhöhen von Nur Ata, Daul und Kette Kurgan besetzt, als die Russen am 14. Mai, nachdem sie eine längere Zeit mit kleinen Gefechten und Scharmützeln verbrachten, von Tasch Köprück, einer Steinbrücke zwischen Jengi Kurgan und Samarkand, aufbrachen, um letztern Ort zu nehmen. So weit ich mich an die Gegend erinnern kann, hatten die Russen kein besonders günstiges Terrain gegenüber ihrem auf Anhöhen stehenden Feinde; sie mußten erst den Karasu, einen bedeutenden Nebenfluß des Zerefschan, und dann letztern selbst durchwaten, welcher in dieser Jahreszeit nicht beson-

Digitized by Google

ders hoch steht, durch seine morastigen Ufer aber einer im Angriff vorschreitenden Armee dennoch Schwierigkeiten machen kann. Doch eine reguläre Truppe der Russen, und zwar eine solche, die derartige Hindernisse nicht abschrecken, hatte außerdem eine gutconcentrirte Kraft zu ihrer Verfügung; 21 Compagnien Infanterie, 450 Kosacken, 16 Kanonen und eine Division von Raketen waren in erster Schlachtlinie aufgestellt. Wie groß der Zahlbestand des Centrums und der Reserve gewesen sein mag, läßt sich hieraus schon genügend beurtheilen. Daß sie daher glücklich die Schwierigkeiten des Terrains besiegten, mit ihrem bloßen Erscheinen die Bocharioten verjagten und bald darauf der Einladung der Vornehmen Samarkands folgend die Stadt einnahmen, ist leicht verständlich; sowol Colonel Abramoff als auch der Generalmajor Golovascheff und der Obercommandant selbst brauchten bei diesem Siege keine besondere strategische Geschicklichkeit anzuwenden. Der Erfolg war leicht vorauszusehen und es sind auch nur gewisse Einzelheiten bei der ganzen Katastrophe hervorzuheben.

Erstens, daß die Samarkander nach dem unglücklichen Ausgange des Treffens ihren fliehenden Landsleuten, ja sogar ihrem Herrscher selbst die Thore verschlossen, um, wie sich leicht denken läßt, den Drangsalen einer etwaigen Belagernng durch russische Geschütze vorzubeugen. Wie dieser Act der Untreue eben in Samarkand, dem Sommeraufenthalte und Lieblingsorte Muzafar-ed-Din's, stattfinden konnte, ist wahrlich staunenswerth und spricht deutlich für die Verworfenheit des Charakters der Tadschiken, die hier ebenso wie in Bochara in der großen Majorität sind und die trotz allem islamitischen Fanatismus, auf den sie sich mehr als selbst die özbegische Bevölkerung zugute thaten, ohne Zweifel jene Fraction der Bevölkerung bilden, welche die Macht des Emirs, ja ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit am meisten untergruben.

Der zweite, noch merkwürdigere Umstand ist, daß bei diesem Marsche auf Samarkand in zweiter Reihe jene afghanischen Krieger unter russischen Fahnen kämpften, die erst vor ungefähr einem Monate infolge eines Zerwürfnisses mit dem Emir von Bochara, dem sie Afzal-Chan von Belch aus als Hülfstruppen schickte, zu den Russen übergingen. Diese Afghanen, welche Afzal-Chan dem Emir als Mustertruppen zur Einübung seiner Armee sandte, hatten sich infolge der Unregelmäßigkeit, mit welcher ihnen der Sold verabfolgt wurde, mit dem Emir überworfen. Natürlich standen die sonst sehr rachsüchtigen Afghanen mit den Einwohnern von Bochara nie auf dem Fuße besonderer Freundschaft; doch daß sich mohammedanische Fanatiker, wie es die Afghanen sind, gegen das edle Bochara, diesen Sitz islamitischen Wissens, mit dem schwarz-ungläubigen Urus verbinden werden und daß sich noch an der Spitze dieser Ueberläufer Iskender-Chan, ein Sohn Azim-Chan's und Enkel Dos Muhamed-Chan's befinden wird, ist eine Thatsache, die von der angloindischen Regierung keinesfalls übersehen werden darf.

Samarkand war genommen. Die Siegesnachricht überraschte Europa, den Hof von Petersburg, ja sogar auch den russischen Obergeneral; denn nur dieser Ueberraschung will ich es zuschreiben, daß er mit der glänzenden Beute seines Kampfes unzufrieden, gleich den zweiten Tag darauf, wie wir hören, durch das Thor Schah Zinde zur Fortsetzung seiner Eroberungen auf derselben Straße nach Bochara zog, auf welcher die in die Flucht gejagte Armee des Emirs sich befand. Um im Rücken auch nicht die kleinste Zahl von Feinden zurückzulassen, wurden erst zwei verschiedene Truppenabtheilungen zu der gegen Norden gelegenen Citadelle Tschilkek, eine andere gegen das südwestliche Oerkûd gesandt. Ersterer Ort ergab sich leicht; die Einnahme des letztern fand jedoch erst nach einem bedeutenden Treffen statt, bei dem, wie uns die Russen erzählen, mehr als 15000 Bocharioten sich betheiligten, von denen 1000 auf dem Schlachtfelde blieben. General Kaufmann selber hatte noch während dieser Flankenbewegung seinen Weg nach Kette

Digitized by Google

Kurgan fortgesetzt, einem Ort von bedeutenden Fortificationen. Dieser ergab sich jedoch ohne Widerstand und der Marsch gegen die Hauptstadt wäre gewiß fortgesetzt worden, wenn sich nicht unterdessen eine bedeutende Masse Bocharioten gesammelt und die Strecke zwischen Kette Kurgan und Samarkand den Russen streitig zu machen begonnen hätte. Daß es unter solchen Umständen eine dringende Nothwendigkeit war, schon deshalb die dichten Reihen zu lichten, um nicht aus der Communicationskette russischer Besitzungen herausgerathen, ist leicht ersichtlich. Der russische Feldherr griff daher am 14. Juni mit 18 Compagnien Infanterie, 6 Sotnien Cavalerie und 14 Kanonen, wie uns die gutunterrichtete „Saturday Review" mittheilt, den Feind bei Sere Bulak an, schlug ihn, wie es sich leicht denken läßt, aufs Haupt und hatte nicht nur hierdurch sich selber aus der gefährlichen Stellung gebracht, sondern auch das von den aufständischen Samarkandern unterdessen hartbedrängte Samarkand aufs neue befreit.

Die Bocharioten führten nämlich nichts weniger im Schilde, als die Rückeroberung ihrer zweiten Hauptstadt. Während die Russen, um ihren Sieg zu verfolgen, aus der Citadelle wegzogen und in derselben nur eine schwache Garnison sammt den Verwundeten und Kranken zurückließen, überfielen mehrere Haufen Oezbegen die, so weit ich mich erinnere, wol hoch gelegene, aber nur schwach befestigte Citadelle. Der Kampf muß, wie wir bis heute aus russischer Quelle erfahren, ein sehr hartnäckiger gewesen sein, denn selbst die Kranken und Verwundeten verließen ihre Betten, ja alles, was nur eine Pistole abfeuern und ein Schwert handhaben konnte, stand da, um die anstürmenden Feinde zurückzutreiben. Merkwürdigerweise hätte die tatarische Strategik, den Obercommandanten durch einen Scheinangriff auf Kette Kurgan zu beschäftigen und an augenblicklicher Hülfe zu verhindern, gewiß ihre Früchte getragen, wenn sich die schon längst behauptete Feigheit aller Orientalen und der Mangel an wahrem heroischen Geiste auch hier nicht so klar bewiesen hätte. Daß eine Schar von mehrern tausend von wildem Religionsfanatismus erhitzten Kriegern eine höchstens 12 Fuß hohe Mauer, die von einigen hundert Russen und darunter noch vielen Kampfunfähigen geschützt ward, nicht erklommen und die Citadelle nicht einnehmen konnte, klingt wahrlich fast wie Ironie, und dennoch war es so! Die moskowitische Garnison, deren Tapferkeit gegen die memmenhafte tatarische Kriegsweise so glänzend abstich, hatte so viel Ausdauer, den Kampf fortzusetzen, bis General Kaufmann, durch Spione benachrichtigt, den hart Belagerten zu Hülfe eilte, den Feind aufs neue gleich wie Spreu zerstiebte und Samarkand, das hartbedrohte, in Besitz nahm.

Wer auf der Seite der Bocharioten diese Operationen gegenüber dem mächtigen Gegner leitete, ob der Emir oder einer seiner Feldherren, eine Frage, welche bei unsern europäischen Journalisten stets einen Gegenstand der Neugierde bildet, könnte mit Gewißheit nicht angegeben werden. Der Emir ist wol das leitende Oberhaupt, doch bestehen seine Kräfte hauptsächlich erstens aus seiner direct ihm unterstehenden Truppe, welche von ihm aus dem Staatsschatze bezahlt wird und die zumeist von desertirten oder doch durch turkomanische Gefangenschaft nach Bochara gebrachten persischen Soldaten befehligt ist; zweitens aus den Truppencontingenten der einzelnen Gouverneure, Hakim-Begs, welche nach den Regeln der Landesverfassung wol den Verordnungen ihres Herrschers sich unbedingt unterwerfen sollen, heute aber, wie wir aus den Begebenheiten schließen können, mehr auf eigene Faust kämpfend nicht so sehr für das gemeinschaftliche Vaterland, sondern pro aris et focis besorgt sind. Wir sehen daher auch nur bis heute die Hakim-Begs von Kette Kurgan, Kermine und des chitai-kiptschakischen Districts in Thätigkeit. Ein einheitliches Zusammenkämpfen, wie es durch die gefährliche Stellung geboten war, haben wir bis heute noch nicht angetroffen, obwol ein allgemeines Aufgebot, ja die dringende Bitte des Emirs gewiß nicht gefehlt hat.

Digitized by Google

Doch läge auch das im Bereiche der Möglichkeit, welche Kräfte konnte dann die äußerste Anstrengung von seiten der Bocharioten aufbringen? Ich brauche mir nur das Bild des feierlichen Siegeseinzugs des Emirs von Samarkand zu vergegenwärtigen, mich an die mit kläglichen Hau- Stich- und Schußwaffen versehenen karakösler und karschier Truppen, welche als die allertapfersten ausposaunt wurden, zu erinnern, um alle möglichen Anstrengungen der Tataren auch bei ihrem Zusammenwirken für nutzlos erklären zu können. Zwanzig, ja dreißig Tataren mögen einem einzelnen Russen gegenüberstehen: dennoch wird der Sieg dem letztern angehören. Den Bocharioten, wenn auch in noch so fabelhafter Ueberzahl vorhanden, fehlt erstens jeder Begriff von Strategie; ihre militärischen Autoritäten, wie Scharuch-Mirza, ein Vetter des jetzigen Königs von Persien, Zein-el-Beg und andere theils hierher geflüchtete, theils in Gefangenschaft gerathene Perser, haben von unserer Kriegsweise eine zu geringe Kenntniß, um als Lehrer wirken zu können; es sind nicht jene afghanischen Hinduinstructeure, die sich aus den Reihen der angloindischen Armee jenseit des Indus flüchteten und dort merkliche Spuren des englischen Drillsystems zurücklassen. Hierzu kommt der oft erwähnte Mangel an Tapferkeit und Ausdauer, sodaß, wie wir schon früher angedeutet, der Sieg der russischen Waffen in Centralasien ein ganz gewisser ist und durch gar keine Eventualitäten gehindert werden kann. Doch kehren wir zum Verlauf der Begebenheit zurück.

Nachdem Samarkand wieder und wahrscheinlich für immer genommen wurde, die siegreichen Russen das Zerefschanthal entlang auf einer ziemlich gut erhaltenen Straße, einem von den größten Heerzügen des Mittelalters besuchten Wege, bis nach Kermine vorgedrungen waren, hieß es auf einmal, daß der nun vollauf gedemüthigte Chan von Bochara, den Wünschen des weißen Zaren an der Newa huldigend, sich auf Friedensverhandlungen eingelassen habe. In dem betreffenden Tractate heißt es: Erstens, daß der Emir jährlich an den Zaren $1\frac{1}{2}$ Lak Tillah in Gold zahlen soll; zweitens, daß er erlauben werde, in Karschi, Tscharschin und Kermine Festungen zu errichten; drittens, daß der Emir, wenn er seinen Verpflichtungen getreulich nachkommt, Samarkand zurückerhalte; viertens, daß er den Russen gestatte, am Zerefschan, oder im Norden Samarkands nach ihrem Belieben Festungen zu errichten, auf Kosten des Emirs eine Straße nach Bochara zu bauen u. s. w.; Punkte, in welchen die angloindische Presse schon ein gefährliches Dreieck auf dem Schachbrete des gegenwärtigen Kampfes gegen ihre Interessen in Indien erblickte und gegen welche sie daher, wie sich leicht denken läßt, ein Zetergeschrei erhob. Während nun in Europa die Authenticität dieses Actenstücks vielfach besprochen wurde, ist General Kaufmann, der stolze Sieger, in Begleitung eines zahlreichen Stabs über Orenburg nach Petersburg gereist. Sein Ausflug in die moskowitische Residenz will erstens für die momentane Kampfpause der russischen Waffen in Turkestan den besten Beleg liefern, zweitens will er eine neue Gattung von Asiaten dem großen Beherrscher von halb Asien vorstellen; es ist dies der afghanische Prinz Iskender-Chan, der neugebackene Söldling russischer Imperials, der den General Kaufmann auf seiner Reise begleitet, um zu sehen und um gesehen zu werden. Daß dieser Sprößling aus dem Barek-zi-Hause, dieser Enkel Dos Muhamed's, der erste Afghane an einem christlich europäischen Hofe, von den Damen in Zarskoe-Selo eifrigst bewundert werden wird, leidet keinen Zweifel. Die Afghanen sind, wenngleich nicht solche Adonis, für die sie die englischen Schriftsteller ausgeben, im Grunde doch recht stattliche Figuren. Ich beneide ihn um die Freude, die mancher Jungrusse an den Tag legen wird, indem er beim Anblick des phantastisch-romantisch-afghanischen Turbans vom Zarenreiche am Hilmend und in den Thalgegenden des Hindukusch träumt. Aber auch Iskender-Chan wird vieles zu sehen bekommen. Die Durbarpracht indischer Vicekönige, von der die Großen in Kabul hörten, kann an der Newa leicht verdunkelt werden; er wird großartige militärische Revuen anschauen, Arse-

Digitized by Google

nale u. s. w. besuchen, ganz gewiß auch reiche Geschenke mitbringen, mit Einem Worte, er wird bei seiner Rückkunft den Vettern daheim recht viel Erbauliches von dem weißen Zaren, von seiner Macht, Größe und Güte mittheilen und dazu beitragen, daß der Name Urus unter den Afghanen beliebt werde. Ob daher Waffenstillstand oder Friede eintrete, immer sehen wir, daß Rußland moralisch zu kämpfen nie aufhört; so wie im vorigen Jahre, so ist auch in diesem Jahre die Pause sehr nöthig und so wie in diesem, wird auch im Frühlinge des nächsten der Kampf wieder fortgesetzt werden.

Inzwischen ist aber auch in Bochara eine wichtige Episode eingetreten. Es ist dies der Tod des Emirs Muzafar-ed-Din, der in der Blüte seines Lebens, noch kaum 40 Jahre alt, plötzlich verschied. Die Ursache, wie sich leicht vermuthen läßt, war eine gewaltsame, wahrscheinlich ein Mord durch Gift; ein Verbrechen, das von der Seite seiner nächsten Verwandten, ja wenn Anzeichen nicht trügen, von der seines Sohnes ausging. Dieser Sohn, ein unwürdiges Kind des durch seinen sanften Charakter ausgezeichneten, vom Misgeschicke verfolgten und durch irrige Anschauungsweise ins Unglück gestürzten Vaters, war schon vor drei Jahren Gouverneur von Samarkand, ein Amt, welches der Landessitte gemäß dem Thronfolger zusteht, ebenso wie Tebris dem Veliahd von Persien oder wie die Dauphiné dem erstgeborenen Prinzen in Frankreich. Und daß er mit seinem Vater, der bekanntlich ein frommer Muselman war und seinen Sohn auch auf dem Pfade des strengen Glaubens erhalten wollte, nicht im besten Einverständnisse lebte, wurde schon zur Zeit meiner Reise gemurmelt. Wenn ich gleich weit entfernt bin, in Bezug auf die Katastrophe bei Samarkand, bei der eben dieser Sohn an der Spitze seiner Truppen sich befand und zuerst die Flucht ergriff, auch nur den mindesten Argwohn auf ihn zu werfen, so ist es doch sicher, daß dieser Törökelan — der ältere, größere Prinz, wie dieses Wort heißt, das also nicht als Eigenname zu betrachten ist, wie die Journale wollen —, unterstützt von seinem Oheim, der bei den aufständischen Schehri-Sebsern weilt, sich nicht die mindesten Scrupel machen würde, selbst bei Nichteinwilligung seines Volks sich mit den Russen auf Friedensschlüsse oder gegenseitige Verständigungen einzulassen, im Falle der Hof von Petersburg auch nur die kleinste Lust zu derartigen Transactionen verspürte.

Doch die Russen haben nie solche Absichten gehegt, sie können und dürfen auch keinen Frieden wollen; denn während im vorigen Jahre das Erreichen des rechten Oxusufers nach dem russischen Plane als das Nonplusultra eines glücklichen Ausganges betrachtet wurde, hat man nach den neuen Begebenheiten in den Birmenländern des Oxus und Jaxartes seine Wünsche und Hoffnungen bedeutend höher geschraubt. Was braucht man heute noch eine Garnison in Tschardschni, Kerki oder bei der Fähre Chodscha-Salih? Heute ist vieles andere schon ermöglicht, heute können die russischen Kosacken schon lüstern ihre Finger nach den Rahmtöpfen ausstrecken, durch welche das alte Herat berühmt ist. Ja das jetzige Augenmerk der Moskowiter ist auf Memene Beleh und Herat gerichtet, auf Herat, welcher Stadt die englischen großen Diplomaten in neuerer Zeit à tout prix den alten Titel „Hauptpforte Mittelasiens" streitig machen wollen und die nun dennoch als Thor dienen wird, durch welches der russische Adler in seinem kühnen Fluge nach Süden sie zu überrumpeln im Begriffe ist.

Was nun die Vollführung dieses Planes ermöglichte, was sie als eine Nothwendigkeit auf die Tagesordnung russischer Politik stellte, das soll den Gegenstand unserer Betrachtungen hier bilden. Während des sieggekrönten zwölfmonatlichen Feldzuges in Turkestan, namentlich während des Marsches von Chadschend bis zu den Thoren Bocharas, haben sich nicht nur in den angrenzenden Chanaten, sondern auch jenseit des Oxus, in Afghanistan, Begebenheiten von großer Tragweite ereignet. Rußland hat die im Auge seiner

Digitized by Google

Rivalen so unübersteigbar scheinenden Schwierigkeiten ziemlich geebnet, es ist heute nicht nur Herr des Binnenlandes und des Zerefschangebiets; es gebietet über die Nachbarchanate in gleichem Maße, ja ist mit Afghanistan in Beziehungen getreten, von welchen ihm schon in der nächsten Zukunft ein gewisser und nicht unbedeutender Lohn zufallen muß.

Daß Chokand bis heute nur seine thatsächliche, nicht auch zugleich seine nominelle Unabhängigkeit verloren hat, das dürfen wir nicht so sehr der Mäßigung russischer Politik zuschreiben, als vielmehr jenem Umstande, daß die gänzliche Einverleibung des Chanats, wenngleich bei der innern Organisation im Anfange gar keine russischen Einrichtungen eingeführt worden wären, dennoch zum Garnisondienste eine dreifache Anzahl von Truppen erheischt hätte. Chokand, Namengan, Mergalan und andere östlich gelegene bedeutende Orte zu nehmen, wäre für den Gouverneur von Turkestan eine sehr leichte Sache gewesen, nicht so die Bewachung der sicher stets auf Gelegenheit lauernden Feinde. Dieser eigentlich bewohnte Theil des Chanats war ohnehin außerhalb der Marschroute russischer Plane gelegen. Um nach Kaschgar zu gelangen, hatte man sich Fort Vernoe und das Gebiet des Narinstromes gesichert; nach Bochara führte die befestigte Communication von Taschkend und Chadschend, und da man es ziemlich sicher wußte, daß das so liebevoll von allen Seiten umschlungene Chokand der etwas unsanften Umarmung des russischen Bruders Petz später ohnehin nicht wird widerstehen können, so wollte man, um dem schon längst ausgesprochenen Wunsche der friedlichen Politik auch ein neues Colorit zu verleihen, Chokand in seinem provisorischen Dasein auf einige Zeit belassen, und um dem Chan von Chokand zu beweisen, daß man ihn als regierenden Fürsten behandelt, richtiger gesagt aber, um jede Spur etwaiger Gefahr zu beseitigen, hatte es General Kaufmann nicht versäumt, noch vor dem Ausbruche der formellen Feindseligkeiten gegen Bochara mit Chuda-jar-Chan, dem Herrscher von Chokand, einen Friedensvertrag zu schließen. Mit diesem Actenstücke sind wir nicht näher bekannt, doch wie wir hören, verpflichtet es den Chan von Chokand zur strengen Enthaltsamkeit von allem feindlichen Gebaren gegen den Hof von Petersburg, zweitens zur Auslieferung der nöthigen Vorräthe an die Russen, drittens fordert man freien Verkehr für russische Kaufleute in allen Theilen des Chanats.

Uebrigens war diese Vorsichtsmaßregel gar nicht von nöthen. Von allen Seiten umringt, von den erlittenen Niederlagen entmuthigt, von innern Wirren und Geldnöthen entkräftet, besonders aber in neuerer Zeit vom Herrscher der „Sechsstädte", einem ehemaligen Vasallen, bedroht, hatte der Chan von Chokand selbst ohne diesen Tractat auch nicht die geringste Lust verspürt, sich gegen die Russen zu erheben, von denen er jetzt nur noch den Gnadenstoß erwartet. In seine hierauf bezüglichen Ansichten sind am meisten in jener Antwort ausgedrückt, die er dem übermächtigen Herrscher von den „Sechsstädten" gab, als dieser ihn aufforderte, mit ihm gegen die Russen gemeinschaftliche Sache zu machen. „Jakub-kuschbegi soll erst den Russen eine wesentliche Schlappe beibringen, dann will ich mich zu ihm gesellen, da ich im entgegengesetzten Falle der erste wäre, den die Vergeltung treffen würde."

Eine ähnliche Anschauungsweise herrscht auch in Chiva, das sich aus Furcht vor dem herannahenden Gewitter am untern Laufe des Oxus mäuschenstill verhält. Es ist wol möglich, daß diese auffallende Ruhe bei den kriegerischen Elementen Chivas, welches die tapfersten Oezbegen in seiner Armee hat und noch obendrein über mehr als 60000 turkomanische Reiter verfügen könnte, auch von der Flotille am Aralsee beeinflußt wird. Die Herren in Petersburg werden wahrscheinlich dieser Meinung sein, doch glaube ich, daß die Schreckensnachricht der schon erfolgten Katastrophe in Bochara und Chokand weit bedenklicher für Chiva ist als die drohende Stellung an den Oxusmündungen. Außerdem

Digitized by Google

hat sich Chiva nie die Schuld der Selbstbewunderung in solchem Maße zukommen lassen wie Bochara; man ist schlichter, aber ernster, stiller, aber fester als an den Ufern des Zeresschan. Daß der Unabhängigkeit der Oezbegen nächste Gefahr droht, wird in Chiva gewiß niemand ignoriren, doch daß den russischen Soldaten hier der Sieg nicht so rasch zufliegen wird, darf keinen Augenblick bezweifelt werden; denn wenngleich die Turkomanenstämme des Chanats, ich meine die Tschandors und Jomuts, für die kleinste Kleinigkeit ihren Landsleuten abtrünnig werden und mit den Russen Arm in Arm marschiren mögen, so wird die Einnahme Chivas allein ziemlich so viel Zeit und Opfer in Anspruch nehmen, wie die Einnahme von ganz Bochara und Chokand gekostet hat.

Uebrigens ist die unbedingte und sofortige Besitznahme des Chanats am untern Oxusflusse für die Russen um so weniger eine dringende Nothwendigkeit, als eine einstweilige Einschüchterung, gestützt auf die schon erwähnten Vorposten am Aralsee, ihnen in dem alten Charrezm eine mit den chokandern Verhältnissen analoge Stellung verschaffen kann, d. h. sie können sich auch hier ohne factische Besitznahme einstweilen Neutralität verschaffen, ohne hiermit die Mittel zu einer spätern Bewältigung der in Aussicht genommenen und vielfach umschlungenen Beute zu vereiteln.

Und warum sollte man, wenn von der leichten Ausführbarkeit russischer Plane die Rede ist, jene politischen Constellationen nicht in Betracht ziehen, die am linken Oxusufer jedem Eroberer eine bedeutende Hülfe waren und es den Russen gewiß auch werden müssen? Ich meine die Duodezchanate Kunduz, Aktsche, Schiborgan, Andchoi und Memene, die im ganzen wol kaum mehr als 40000 Reiter ins Feld stellen können, im einzelnen aber durch die steten und unerbittlichen Fehden, die zwischen ihnen herrschen, der eindringenden Macht mit Nutzen an die Hand gehen. Durch diese tatarischen Liliputerfürsten, die heute afghanische Souveränetät, nicht aber afghanische Herrscherbefehle anerkennen, ist es in neuerer Zeit sowol Jar Muhamed-Chan als auch Dos Muhamed-Chan gelungen, sich zum Gebieter im Norden des Parapamissus und zum gefährlichen Rivalen des Emirs von Bochara emporzuschwingen; ja man könnte beinahe annehmen, daß selbst die Herrscher am Zeresschan nur dann mächtig waren, wenn sich ihre Politik auch jenseit des Oxus, nämlich an den früher angeführten Orten Geltung zu verschaffen vermochte. Mir ist, als sähe ich es schon, wie die von afghanischer Uebermacht verdrängten Oezbegenfürsten, deren Nationalität, mit sartisch-tadschikischen Elementen stark vermischt, bei weitem nicht jenen echt und rein özbegischen Charakter bewahrt hat, der ihre Brüder am untern Laufe des Oxus kennzeichnet, aus ihren verborgenen Winkeln plötzlich hervortretend, den Colonnen der russischen Armee sich anschließend, hocherfreut gegen die Berge Afghanistans ziehen, um sich an ihren alten Widersachern zu rächen, im Falle die Afghanen ihnen nicht zuvorkommen und sich um die russische Allianz früher bewerben, deren Wahrscheinlichkeit wir auch schon früher angedeutet haben.

Oder sind es etwa die Turkomanen, die den Moskowitern im Wege stehen werden? Ueber ihre Unzuverlässigkeit habe ich mich schon einmal bündig ausgesprochen, und nur zur gewissen Ueberführung meiner politischen Gegner will ich bemerken, daß die Turkomanen, wenngleich eine bedeutende Macht, in den Augen der Mittelasiaten und aller Asiaten heute von jenem Zeitpunkte schon längst entfernt sind, wo sie als mächtige Factoren der Geschichte, wie z. B. unter den Timuriden, Seferiden und Nadir auftraten; es ist wol wahr, die Ersaris, namentlich aber die zahlreichen Tekes, die tapfern Salors und tollkühnen Sariks können jeder asiatischen Macht heute noch viel zu thun geben, doch was vermag ein Haufe, wenn auch noch so muthiger Reiter auf flüchtigen Rossen gegenüber der Eisenwand russischer Bajonnetquarrés auszurichten? Den Kampf im ungestümen Angriffe, in scheinbarer Flucht kennt der Asiate wohl, doch eisenfest dazustehen, der heranfliegenden Todeskugel gewärtig, einen persönlichen Muth der strategischen Leitung eines

Digitized by Google

anderu anzuvertrauen, das ist ihm unbekannt, und wenngleich die Turkomanen bedeutend tapferer und entschlossener sind als Dezbegen, so sind doch alle ihre Anstrengungen gegenüber den Russen von vornherein fruchtlos und eitel.

Abgesehen von diesem Mangel an physischer Ueberlegenheit ist das von jedem Reisenden ausgestellte verwerfende Zeugniß über die Moralität der Turkomanen genug Bürge dafür, daß eben sie, bei denen weder Religion noch Nationalität, ja gar kein Princip Boden gefaßt, die ersten sein werden, die in den russischen Dienst eintreten; sie sind nicht nur gegen die Chanate oder gegen die Afghanen, wie es ihre neuesten Plünderzüge gegen Tschardschin, Koratöl, welche Orte sie total verwüsteten, am besten beweisen, sondern selbst gegen ihre eigenen Stämme zu verwenden; denn ebenso schwer wie es dem Hofe von Petersburg fallen wird, diese unbändigen Söhne der Wüste zu unterjochen und sie so wie die Kirgisen zu behandeln, ebenso leicht wird er ihre Dienste sich nutzbar machen können.

Wie sehr ich es auch zu vermeiden suche, nicht in Wiederholungen zu verfallen, so ist es mir beinahe unmöglich, hier, wo ich von den neuesten Constellationen und den russischen Chancen in Mittelasien spreche, nicht wieder Persiens zu gedenken, dessen Verhalten von solch großer Bedeutung für die von uns besprochene Frage ist! Den Stand des russischen Einflusses in Teheran und die Fehler der britischen Diplomatie daselbst habe ich in meinem Aufsatze „Persien und die Türkei"*) schon angedeutet. Ich hätte es auch bei diesem Winke bewenden lassen, wenn nicht im Laufe dieses einen Jahres Ereignisse eingetreten wären, welche unsere frühern Andeutungen in ein ganz klares Licht stellen. Ich meine erstens das Zerwürfniß Persiens mit der Pforte, welches zwar noch nicht zu einer öffentlichen Fehde Anlaß gegeben hat, das aber gleich einem unter der Asche verborgenen Funken nur des Winkes gewärtig ist, um als Flamme emporzulodern. In Persien werden ottomanische und englische Interessen für ganz identisch gehalten, man nennt den englischen Gesandten spottweise den frengischen Sunniten, den ottomanischen hingegen den sunnitischen Frengi; selbst der alltägliche Verkehr zwischen beiden Gesandtschaftspalästen ist in der Hauptstadt, am Fuße des Demawend, weit inniger, fester und verbrüderter als anderswo, sodaß ich mir einen Angriff auf Chanikein (Ejalet Bagdads) ohne Nebenabsicht auf Herat oder umgekehrt gar nicht vorstellen kann. Was der Sultan liebt, muß der Schah entschieden hassen; wohin sich dieser begibt, von dort muß jener fern bleiben, daher auch die Enttäuschung Napoleon's III., den Nachfolger der alten Darier bei der großen Exposition in seiner Hauptstadt nicht bewirthen zu können, denn obwol der Schah die Einladung schon früher angenommen hatte, so wurde dennoch, sobald die definitive Reise des Sultans bekannt geworden, das Entschuldigungsschreiben an die Ufer der Seine befördert.

Zweitens kann ich am allerwenigsten aus meiner Verwunderung ein Hehl machen, wenn mir der Besuch einfällt, den Nasreddin-Schah, dieser Gottesschatten auf der Erde, dieser glückstrahlende Wendepunkt aller Menschheit, dem russischen Großfürsten abstattete, als dieser auf seiner Rundreise die kaspische Flotille und die russisch-kaspischen Küstenländer besuchte. Was sich der Herrscher der Perser dachte, als er die blauen Fluten des einst ihm gehörigen Meeres befuhr, auf welches er jetzt nicht einmal einen Fischernachen zu seinem Amusement vom Ufer aus schicken kann, will ich hier nicht erörtern; doch daß er bei der Unterredung, von deren innigem, freundlichem Charakter uns die damaligen Tagesblätter berichten, seine besondern Gedanken hatte, ist keinen Augenblick zu bezweifeln. Herat, das reiche, goldene Herat, wo der beste Rahm in Mittelasien fließt, wo die schönsten Weiber zu finden sind, wo die Aecker, nach Aussage der Ein-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, IV, 1., 767—780.

Digitized by Google

geborenen, nur von Kindern bestellt zu werden brauchen, um reichliche Früchte zu tragen, dieses Herat ist ein Ort, nach dem sich persische Regenten zu jeder Zeit gesehnt haben, und es bedurfte nur eines leisen Versprechens von seiten des Großfürsten, Herat sammt den angrenzenden Annexen, ich meine Ferrah, Sebzevar und Gurian, an die Perser abzutreten, und der Schah wird sich alsbald auch verpflichtet haben, nicht nur die russische Armee passiren zu lassen, im Falle sich diese über Astrabad, Kabuschan und Mesched, eine vorzügliche Straße, nach Herat begeben will, sondern auch den Hof von Petersburg in allen seinen Planen auf das jenseitige Gebiet des Oxusstromes aufs kräftigste zu unterstützen. Wollten die Politiker im Staatsrathe des persischen Königs die spätern Folgen einer russischen Allianz in Erwägung ziehen, würden sie einen Blick auf die Karte werfen und die precäre Lage ihrer Heimat gegenüber der von Nordwesten, Norden und nun auch von Nordosten sie umschlingenden russischen Grenzline genauer betrachten, so würde ihnen gewiß jedes Gelüst zur Heranziehung russischer Nachbarschaft vergehen, denn bei der Ausdehnung des russischen Einflusses in Armenien und Kurdistan einerseits, in Turkestan und Afghanistan andererseits, ist Irans Zukunft ohnehin schon gefährdet; es mag später in den süßesten Freundschaftsgefühlen vergehen, es kann der Absorbirung durch den gigantischen Körper des nordischen Kolosses dennoch nicht entrinnen; leider aber sind die Perser, diese überwitzigen Kinder orientalischer Denkungsweise, vom Nachsinnen über derartige Zukunftsplane zu weit entfernt; ihnen gilt nur die Durchführung von Planen, welche momentanen Nutzen befördern; eine russische Allianz gibt bessere Aussicht auf Kriege, diplomatische Wirren, und daher auch auf sichern Zufluß von Bestechungen und Entwendungen für die Minister, und da noch obendrein der jugendliche Nasreddin-Schah die alte Keiwanskrone mit dem Lorber frischen Sieges um jeden Preis schmücken will, so ist es einmal beschlossen und es bleibt auch dabei, daß Iran unter allen Umständen mit Rußland auf einem und demselben Pfade wandeln muß und dies Reich in seinen Planen auf das benachbarte Afghanistan unterstützen wird.

Sollte ich mich in diesen Muthmaßungen nicht täuschen, so hat der Hof von Petersburg den sichersten und klarsten Beweis geliefert, daß er in seinem Vordringen gegen den Süden Mittelasiens nicht nur das feste Vorschreiten an den beiden Ufern des Oxus und Jaxartes im Auge hat, sondern daß das Ziel seiner Bestrebungen einstweilen dahin geht, die Straße eines fernen Planes, die schon längst tracirt ist, zu ebnen und zu betreten. Im Falle Chokand und Chiva als souveräne Staaten erhalten werden, so ist die ganze Strecke Landes von Taschkend bis nach Kerki nichts anderes als die Chaussee, auf der man über Andchoi und Memene nach Herat und von hier weiter nach Afghanistan dringen will; und die Herren in Peschaver werden kaum noch Zeit genug haben, mit ihren Fernrohren sich auf den Gipfeln des Hindukusch nach den Bewegungen der Russen umzusehen, während letztere schon Herat in Besitz genommen und mit ihren Vorposten vielleicht auch die Ufer des Hilmend erreicht haben.

Im Falle nun die Optimisten und Gegner meiner derartigen Ansicht in England und Indien die Möglichkeit oder wenigstens die schnelle Möglichkeit eines unerwarteten Schachzuges von seiten der Russen bezweifeln, will ich auf die Verbrüderung hindeuten, welche der früher erwähnte Iskender-Chan mit dem russischen Oberbefehlshaber in Taschkend auf so ganz leichte Weise eingegangen ist, ja auf den Umstand aufmerksam machen, daß in allen Gefechten, die um Samarkand herum stattfanden, einige Regimenter afghanischer Infanterie und Cavalerie sich am Kampfe gegen den Emir am meisten betheiligten. In diesem Augenblick ist der Stern Azim-Chan's in Kabul, ja in ganz Afghanistan ebenso rasch im Sinken begriffen wie das Glück des früher bedrängten Schir-Ali-Chan im Steigen ist. Letzterer ist nicht nur als siegreicher Fürst in Kabul eingezogen und hat nicht nur seinen Bruder zur Flucht nach Baleh genöthigt, sondern hat einen großen

Digitized by Google

Theil der Truppen seines Gegners sich zu Freunden gemacht und steht, sollte sich ein dunkles Gerücht, welches von bedeutenden russischen Subsidien spricht, mit deren Hülfe er so energisch operiren konnte, bestätigen, auf dem Punkte, seinen Thron mit moskowitischer Unterstützung in demselben Maße zu consolidiren, in welchem dies seinem Vater durch englische Hülfe gelang. Ich frage nun die klugen Herren im Indiancouncil, wird Iskender-Chan, der schon so glänzende Beweise seines Rachegefühls gegeben hat, es wol unterlassen können, da er von einer großen Macht unterstützt in Afghanistan einzieht, an den Erzfeinden seines Vaters Rache zu nehmen? Oder wird er nicht hier, wo er wahrscheinlich einen Theil der russischen Avantgarde bilden wird, nicht gleich als der erbittertste Gegner Schir-Ali-Chan's und Englands auftreten? Ich glaube, eine solche Eventualität wird niemand in Zweifel ziehen. Man braucht kein Montstuart Elphinston, kein Alexander Burnes zu sein; schon die geringste Kenntniß des afghanischen Charakters genügt, um einzusehen, daß der Bruderkampf, der bisjetzt unter den Nachkommen Dos Muhamed-Chan's gefochten wird, für das Gelingen russischer Plane ebenso gedeihlich werden kann, wie er für die englischen Interessen kritisch, vielleicht auch gefährlich ist. Wenn sich einige tausend Afghanen, die zum Schutz eines bedrohten Nachbarfürsten, der zugleich Anverwandter ist (denn die Leser meiner „Reisen" werden sich wol erinnern, daß die zwei ältesten Töchter des Emirs an afghanische Prinzen, die ehemaligen Gouverneure Serepul und Aktsche, verheirathet sind), zur Vertheidigung eines stark gefährdeten Glaubens ausgeschickt werden, wegen mangelhafter Auszahlung ihres Soldes so empören können, daß sie zu ihrem Erzfeinde übergehen, ja bald darauf mit ihm gemeinschaftlich ihre Religionsgenossen angreifen, warum sollte es dann so märchenhaft klingen, wenn wir sagen, daß die gefallene Partei Muhamed-Azim-Chan's, die mit England ohnehin nie in gutem Einverständniß lebte, nun, um zweifache Rache zu nehmen, russische Intriguen und russische Truppenhülfe mit offenen Armen aufnehmen wird? Und ist es nicht auffallend, daß England bei dieser offenen Feindseligkeit gegen eine afghanische Partei auch mit der andern nicht auf bestem Fuße stehen kann? Der geflüchtete Muhamed-Azim wird mit drohender Geberde von seinem Sommersitze in Mezar seine Blicke gegen Peschaver wenden und sagen: warte nur Englis kafir, du hast mir nicht geholfen; aber auch Schir-Ali-Chan, dieser prätendirte Schützling und Parteigänger Englands, hegt tiefen Groll in seinem Innern. Nicht nur hat ihm England damals, als er vom Unglück verfolgt und in äußersten Nöthen war, keinen Heller gegeben oder Trostworte gespendet, sondern der Vicekönig schrieb in einem aus Simla vom 11. Juni 1866 datirten Schreiben an Afzal-Chan, der um Freundschaft bat, Folgendes: „Mein Freund! England steht immer nur mit den wirklichen Herrschern Afghanistans in Beziehung. Wenn Ew. Hoh. im Stande sind, Ihre Macht in Kabul zu consolidiren und von Freundschaftsgefühlen für England innigst beseelt sind, so nehme ich gern Ew. Hoh. zum Freunde und Alliirten an."

Sind das Freundschaftsworte, oder wollen sich die angloindischen Politiker einreden, daß bei afghanischen Hofintriguen der Inhalt des fraglichen Schreibens Schir-Ali unbekannt blieb? Daran denkt doch gewiß niemand, ja ich gehe weiter und behaupte, daß die Gerüchte von dem Einverständniß zwischen Schir-Ali und Petersburg, im Falle sie eine thatsächliche Grundlage haben, nur den genannten Gründen zuzuschreiben sind.

Es wäre wirklich zu naiv, wenn die englischen Diplomaten in Indien oder London es ignoriren wollten, daß sich die Afghanen, dieser kriegerische, der Cultur und Civilisation abholde, folglich in der kindischen Anschauungsweise der Orientalen noch stark befangene Stamm, mit der Erwägung weitgehender politischer Plane besonders abmühen werden. Daß man englische Interessen durch sichtbares Hinneigen zu den Russen gefährden kann, das weiß jeder Afghane; doch ob afghanische Interessen infolge einer Al-

Digitized by Google

lianz mit dem Norden oder mit dem Süden gedeihen werden, darum kümmern sich heute ebenso wenige in den Bergen des Hindu-Kusch wie in Teheran. Zur Zeit Dos Muhamed-Chan's war ein nachweisbares, erfolgreiches Streben nach Einheit vorhanden, heute aber sind die soldgierigen Krieger auf Schlacht und Fehde bedacht, und wer ihnen die nächste Gelegenheit zu beiden verspricht, der ist ihnen am meisten willkommen, unter dessen Fahne wird gekämpft und ihm wird, solange sein Glücksstern ihm treu ist, d. h. solange er zahlen kann, auch treu geblieben. Hierin ist die Ursache des wechselseitigen Kriegsglückes der Führer des heutigen Bruderkampfes zu suchen; hierin liegt auch die Möglichkeit, daß der eindringende russische Feldherr für harte Imperials wird eine große Zahl harte Afghanenklingen ankaufen können, da es sich bei einem solchen Dienste noch obendrein um ein altes Rachegefühl handelt, um ein Gefühl, dem jeder Afghane, ob Durani oder Jusufzi, ob Gilzi oder Kakeri, blindlings huldigt. Zur Zeit, als mich noch der Dämmerschein islamitischer Heiligkeit umgab, hat sich mehr wie ein Afghane mit frommem Stolz mir als ehemaligen Kämpfer gegen die Ungläubigen, d. h. als einen Todtschläger von Engländern vorgestellt, natürlich, um das Wohlgefallen des vermeintlichen Heiligen zu erlangen. Dieser Kampf, obwol nun mehr als ein Lustrum der Gegenwart entrückt, lebt noch mit unglaublicher Frische im Angedenken eines jeden Afghanen. Jede Familie pflegt eine stolze Erinnerung, jeder Ort in der Umgebung Kandahars, Kabuls und Dschelalabads wird von irgendeiner merkwürdigen Heldenthat gekennzeichnet, und Akbar-Chan, der verrätherische Mörder Mac Naughten's, ist selbst nach seinem Tode heute so verherrlicht worden, daß sein Sohn Dschelal-ed-Din-Chan bei der großen Masse des afghanischen Volks und auch bei den Ulemas in höherm Ansehen steht als irgendeiner der afghanischen Prinzen. Dschelal-ed-Din wußte dieses schon längst; nur um der Masse mehr zu schmeicheln, machte er eine Pilgerfahrt nach Mekka; ja dieser Hadji-Dschelal-ed-Din-Chan wird, so scheint es mir, noch eine hervorragende Rolle spielen, im Falle der in Afghanistan tobende Bruderkrieg russischen Einfluß herbeiziehen sollte, denn daß die Kosacken eben bei den Haarzöpfen an die Ufer des Hilmend geschleppt werden müssen, das wird doch niemand behaupten wollen.

Daß daher den Afghanen die schiitischen Perser, die englischen oder russischen Christen schlechthin gleichgültig wären, wie es Sir Charles Trevelyan in seinem vom 20. Jan. 1868 datirten, von der „Times" veröffentlichten Schreiben glauben machen will, kann ich niemals zugeben. Dies hat der obenangeführte Iskender-Chan genügend bewiesen, dies beweist die Propaganda eines in der Neuzeit aufgetauchten Abenteurers, Namens Firuz-Schah, der mit seinen antianglikanischen Tendenzen den frommen Mohammedanern Peschavers und Jarkends genügend bekannt ist, und dies wird wahrscheinlich schon die nächste Zukunft am allerglänzendsten beweisen. Sir Charles Trevelyan, den die in orientalischen Angelegenheiten sehr schlecht unterrichtete „Times" als große Autorität ausposaunt, irrt sich sehr, wenn er meint, daß die indische Regierung die Sympathie der afghanischen Nation durch friedlichen Verkehr, durch Beförderung und Erleichterung des Handels gewinnen wird. Er citirt Rohilcund als eine einst blühende afghanische Colonie, er weist auf den ausgebreiteten Handel hin, welchen kabuler, kandaharer Kaufleute mit Indien treiben, doch scheint er mir sehr wenig den eigentlichen Charakter der Afghanen zu kennen, wenn er glaubt, daß die Lage der Thee-, Gewürz- und Indigokrämer auf die kriegsdurstigen Häuptlinge, welche die Nation par excellence ausmachen, den mindesten Einfluß ausübt!

Ich brauchte den Secretär des englischen Kriegsministeriums nicht erst auf die gründliche Beschreibung des afghanischen Charakters von Montstuart Elphinston aufmerksam zu machen, nicht auf die steten Kriege, bei welchen sich gar mancher friedliche Karavanenritter, ja mancher Schäfer, sobald ihm der Krieg einen reichen Erwerb bietet, unter die

Digitized by Google

kriegerischen Fahnen stellen wird; er brauchte nur einen afghanischen Hidalgo im Bazar von Herat, Kandahar und Kabul mit Schild, Speer, Pistolen, Flinten, Schwertern und Jatagans bewaffnet einherschreiten zu sehen, welche dieser selbst dann, wenn er sich nur auf 10 Schritte von seiner Wohnung entfernt, nicht ablegt, oder Sir Charles brauchte sich nur in der Nähe manches idyllischen Lohanis zu befinden, der in der romantischen Thalgegend bei Nacht die mit einer eisernen Kette statt mit einem Bande ihm um den Hals gebundene Flinte trägt, damit sie ihm nicht abgeschnitten werde, und er wird einsehen, daß Beförderung des Handels und der Agricultur den Afghanen nicht besonders am Herzen gelegen ist, und warum die Politik Lord William Bentinck's wol beim Emir von Sind und bei Rendschid-Sing Anklang fand, die commerzielle und friedliche Mission Sir Alexander Burnes' nach Kabul aber den später unheilvollen afghanischen Krieg nach sich zog.

Doch wozu die fortwährende Polemik? Die Afghanen sind Bergbewohner, von jeher dem Kriegshandwerk ergeben, und da sie, im Falle es an auswärtigen Feinden mangelt, einander selbst bekriegen, wie dies uns die Gegenwart und die Geschichte zeigt, so kann man sich leicht vorstellen, mit welcher Hast und Gier jeder Paschtu zu dem geraden, zweischneidigen, oft schlangenartig gewundenen Säbel greifen wird, wenn sich ihm zur Ausführung einer Lieblingsidee eine solche glückliche Gelegenheit bietet, wie infolge einer eventuellen russisch-afghanischen Allianz.

Zur Zeit der Seapoy-Revolution in Indien hat die eiserne Hand Dos Muhamed-Chan's, welcher an die goldenen Schellen englischer Goldrupien gebunden war, die kriegslustigen Afghanen vom Einfalle in Indien und von der Vereinigung mit den Empörten zurückgehalten; heute aber treibt sie die eiserne Hand russischer Herrschsucht vorwärts: werden sie da die Enthaltsamen spielen?

Merkwürdig ist es zu beobachten, wie sich die englische Regierung gegenüber diesen Begebenheiten in der letzten Zeit benahm. Während noch im Jahre 1867 die ganze Presse oder doch gewiß die große Mehrzahl der Preßorgane in England und die officiellen Organe Indiens gegen meine politischen Anschauungen in ziemlich heftigen Worten losbrachen, die „Pall-Mall Gazette" mich sogar mit dem Titel eines Hauptlärmmachers beehrte, ist jetzt, nachdem ein Jahr vergangen, seit mein Aufsatz über die anglo-russische Rivalität in Centralasien in den Spalten dieser Zeitschrift erschienen, eine seltsame Wendung in den politischen Ansichten eingetreten, eine Wendung, die mich ebenso überraschte, wie sie viele meiner Leser überraschen wird.

Während die „Times" im Januar 1868 der Politik der Masterly inactivity des Vicekönigs von Indien Beifall klatschte und einen damals aufgetauchten Plan, Herat zu occupiren, lächerlich machte, lesen wir in ihrer Nummer vom 10. Juni 1868 schon die Ansicht: „Es wäre schwer für jemand zu beweisen, daß die Russen keine Absicht auf Britisch-Indien hätten", als ob ich jetzt nur das Echo meiner im Jahre 1864 geäußerten und eben von dieser „Times" damals verspotteten Worte hörte, die mich einen Ungarn, also Russenfeind, einen Reisenden, also einen Menschen mit überspannten Ideen schalt, und sich recht vergnügt die Hände rieb, daß die Engländer von 1864 nicht mehr die von 1840 sind, die von den Phantomen russischer Annäherung an Indien erschreckt, plötzlich zu den gefährlichen Waffen griffen. Nicht nur die „Times" von London und Kalkutta, sondern auch andere, theils englische, theils indische Tages-, Wochen- und Monatsblätter stimmten in den Chor des Liedchens: „Fürchte dich nicht, mein Knäblein", ein, und das unbeholfene Knäbchen englischer Diplomatie schlief wirklich, trotzdem ihm, wie wohl zu merken war, der Schlaf sich nicht so leicht auf die Wimpern senkte.

Es schlief, bis ihm der Kanonenlärm am Jaxartes, dessen Getöse durch das kabuler Bazargeschwätz noch dröhnender gemacht wurde, zu den Ohren drang. Es war Anfang April 1868, daß der schlummernde Löwe sich ein wenig zu rühren begann. Eine diplomatische

Digitized by Google

Anfrage in Petersburg stellen, das wollte und konnte man nicht, denn die englischen Blätter, ja die Regierungsorgane hatten sich ja selbst früher die Kehlen heiser geschrien, Rußland sei erstens als Nachbar auf unsern nordwestlichen Grenzen in Indien uns sehr willkommen, gewiß viel willkommener als der Hause fanatischer Afghanen, Beludschen u. s. w.; zweitens sei es zur Aggressionspolitik im Süden Mittelasiens in demselben Maße von den Umständen gezwungen worden wie wir selbst einst zur Incorporation der Dutzend indischer Könige. Also lauten Lärm machen konnte man nicht, doch da das Gerücht vom Vordringen russischer Kosacken, von ihren glänzenden Siegen immer näher und näher drang und man sich dabei in Kalkutta, wie sich eben sehr leicht denken läßt, recht unbehaglich fühlte, so mußte man sich bündigerweise von dem frühern so gerühmten Wege der Gleichgültigkeit und strenger Neutralität wegschleichen, um, wie wir jetzt sehen, auf eine ganz entgegengesetzte Richtung, nämlich auf die der defensiven, ja wenn Anzeichen nicht trügen, sogar auf die der offensiven Politik zu gerathen.

Natürlich hat zu dieser Schwenkung nebst den Tagesbegebenheiten am Oxus auch die öffentliche Stimmung in Indien selbst vieles beigetragen. Die Angloindier sind, wie meine Leser wissen, beinahe durch und durch Russophobisten. Sie leben unter dem indischen Volke, kennen dessen Denkungsweise, sind mit den benachbarten Völkern auch ziemlich vertraut, und wir dürfen uns daher gar nicht wundern, wenn sie vor der Annäherung Rußlands an Indien mehr erschrecken als die officielle Welt am Hugli, die in den Refrain des Vicekönigs einstimmt, oder als die Politiker an der Themse, die von der asiatischen Politik blutwenig verstehen. Man hat diesen Angloindiern vorgeworfen, daß sie die Politik der Intervention nicht aus Patriotismus oder politischer Ueberzeugung, sondern aus Lust nach Abenteuern, nach militärischen Chancen wünschen, ja es gab eine förmliche Hetze zwischen beiden Parteien, und wenn wir die Leidenschaft, mit welcher der Kampf, nämlich der Federkampf, ausgefochten wurde, in Erwägung ziehen, dann werden wir erst einsehen, wie groß die Gefahr sein muß, welche die Herren am Hugli zur Nachgiebigkeit gegenüber ihren erbitterten Gegnern nöthigte.

Doch welches sind die Symptome, wird man mich fragen, aus denen ich die bezeichnete Wendung der englischen Politik gegenüber Rußland erkenne? Die Antwort hierauf ist sehr einfach.

Das erste ist der Rücktritt des Vicekönigs Sir John Lawrence von der obersten Leitung der Angelegenheiten und die Ersetzung desselben durch den Earl of Mayo, den irländischen Minister. Die Zeitungen sagen uns wol, daß Sir John Lawrence aus Gesundheitsrücksichten zur Verlassung des schädlichen indischen Klimas gezwungen worden sei, und daß er körperlicher Erholung bedürfe. Wie human das auch klingen mag, es ist mir schwer verständlich, wie ein eingefleischter Angloindier, der so jahrelang in Indien lebte, nun auf einmal und ebenjetzt den schädlichen Einflüssen des Klimas weichen muß, welches, wie bekannt, nach den ersten Probejahren jedem Briten für die ganze Lebenszeit gut bekommt.

Sir John Lawrence ist bis heute in London nicht nur geliebt, sondern sogar gehätschelt worden, sodaß ich seine Entfernung von den Angelegenheiten mit der Entfernung von der bezeichneten Politik für ganz identisch halte. Was den unverzeihlichen Misgriff der Ernennung seines Nachfolgers betrifft, davon wollen wir später sprechen.

Zweitens ist die Wendung der Dinge auch aus der Stimmung der Presse kenntlich. „Times", „Spectator" und ihre ganze Sippschaft in und außer den Grenzen Großbritanniens hatten in letzter Zeit in merklicher Weise nachgelassen, gegen die sogenannten „Alarmisten" loszuziehen, ja ohne zu wollen werden sie selbst Alarmisten, und wenn man nicht gleich geradeswegs die Intervention anräth, so läßt man sich doch auf verfängliche Fragen ein, wie z. B.: Wäre es besser, Rußland diesseit oder jenseit des Indus

Digitized by Google

zu bekämpfen? Wie könnte man Afghanistan neutralisiren, wie sich Persien zum Bundesgenossen machen? u. s. w.

Drittens sind es einige schon gethane Schritte, welche unsere Behauptung bestätigen. Man hat die schnelle Vollendung der Eisenbahnroute von Delhi nach Peschaver, so auch die Vollendung der Bahn im Industhale anbefohlen, um hierdurch die Communication von Kalkutta und Bombay zu beschleunigen. Es ist ein Corps von Ingenieuren ausgeschickt worden, um den Bolan- und Theiberpaß zu besichtigen und daselbst an passenden Orten Festungswerke, Arsenale und Proviantirungsmagazine anzulegen. Lord Napier of Magdala muß der Apotheose der Engländer ausweichen und sich zur Uebernahme seines Commandos, der Bombay-Armee, nach Indien begeben, wohin er, von den besten Hoffnungen des britischen Volks begleitet, zieht. Ja man geht noch weiter und beabsichtigt in Quetta, in Beludschistan, die alten Festungswerke herzustellen und mit einer englischen Garnison zu besetzen. Das sind ohne Zweifel schon bedeutende Schritte der nicht indifferenten, politischen Anschauungsweise. Was aber uns am wesentlichsten in unserer Meinung bestätigt, das ist die schon ergriffene Initiative eines Offensivkriegs, und dieses sind die neuesten Nachrichten, die uns über die Aufstände in Agror zukommen. Daß es sich in diesem nordöstlichen Grenzgebiete Indiens, wo es von leichtentzündbaren Elementen wimmelt, mit der Sicherheit des englischen Cordons nie am besten verhielt, das ist seit dem Feldzuge von Sittana und in Bhutan der Welt genügend bekannt. Hier befinden sich außerdem noch jene Colonien wildfanatischer Mohammedaner, die durch ihre unerbittliche Feindseligkeit gegen das Régime der Kafir in den dortigen Bergen ein sicheres Exil haben und unter der Anführung von Häuptlingen, als des Achand von Swat, dieses temporären Heiligen, und des Abenteurers Firuz-Schah, der sich für den letzten Sprößling des königlichen Hauses von Delhi ausgibt, stete Wirren anzurichten bemüht sind, um solche unter dem Schilde geistiger Bestrebungen zu ihrem materiellen Nutzen auszubeuten und den Gouverneur von Peschaver oft in Verlegenheit zu bringen.

Daß es unter solchen Umständen an Scharmützeln und Raubeinfällen nur selten fehlte, wird jedermann begreifen, und die Nachricht, daß am 10. Aug. ein Haufe aus dem Stamme der Tschigerzai eben in diesem Hezaradistricte den Wachtposten von Agror angriff, von Colonel Rothney in die Flucht gejagt wurde, hätte gewiß nicht unsere Aufmerksamkeit in solchem Maße erregt, wenn die indischen Zeitungen eben diesem Falle nicht eine außerordentliche Wichtigkeit beigemessen und die drohende Gefahr nicht mit so grellen Farben aufgetragen haben würden. Nachdem die Razzia so schnell wie sie kam auch schnell zurückgedrängt worden war, da hieß es auf einmal, daß die Tschigerzai und Hassanzai mächtige Abkömmlinge jener Pathanen wären, welche die gefürchtete svater Conföderation bilden, und daß die Regierung ganz wohl thäte, hier eine bedeutende Kraft zu concentriren. Natürlich geht man heute in England mit Angabe der bedrohlichen Gerüchte noch weiter und behauptet sogar, daß nicht nur im Norden Peschavers, sondern auch im Süden, nämlich unter den Bezutis, sich Zeichen der Unruhe zeigen würden, und niemand erstaunt, plötzlich in Peschaver ein Observationscorps von 10000 Mann unter der Leitung des Generals Wilde zu sehen, um diesen Brand eiligst zu löschen, eine Nachricht, der die Nebenbemerkung beigefügt ist, daß ein großer Theil der in Abyssinien bedienstetten Kerntruppen sich nicht weit von Peschaver im nordwestlichen Winkel Indiens befinde.

Ob nun diese Tschigerzais in Hezara mit den Afghanen auf irgendeinem Wege in Verbindung stehen, ist sehr zu bezweifeln, doch daß diese englische Truppenconcentration nicht gegen den Haufen beutelustiger Abenteurer, sie mögen im Hintergrunde ihrer Plane noch so viel mohammedanischen Fanatismus haben, gerichtet sei, das wird niemand in Abrede stellen. Das englische Observationscorps, welches einer noch kräftigern Verstär-

Digitized by Google

kung entgegensieht, steht an der Grenze Indiens, um die Begebenheiten in Mittelasien und in Afghanistan zu bewachen; man hat gemerkt, daß die Perspective der friedlichen Gesinnung und Neutralität zum Recognosciren keine guten Dienste leistet, darum hat man sich aus gezogenen Kanonen ein Fernrohr gemacht, denn neuerer Zeit will John Bull durch die Schlünde mehrerer tausend Schußröhren mit seinem russischen Rivalen liebäugeln.

Ich glaube daher mich nicht zu irren, wenn ich aus erwähnten Anzeichen mit Gewißheit auf eine politische Wendung im englischen Ministerium schließe, und wenn ich meinen Lesern mittheile, daß das conservative Ministerium an der Themse durch seine Stellvertreter am Hugli anstatt der so oft und vielartig gespielten „études sur laisser aller" nun eine neue Pièce in Noten setzen läßt, eine Pièce, welche sehr leicht möglich mit Accompagnement einer großen türkischen Banda, mit Kanonendonner und anderer Sensationsbegleitung gespielt werden kann.

Wenn dem wirklich so ist, so bleiben uns nur noch einige Fragen übrig, erstens: welches sind die Schritte, die England gegenüber seinem mächtigen Gegner zu thun hat? zweitens: welches sind die Erfolge, welche die zukünftigen Maßregeln Großbritanniens jenseit des Indus und in den Thalgegenden des Hindu-Kusch zu erwarten haben?

Daß man der langen Unthätigkeit entfagend auf den Pfad der nöthigen Thätigkeit eingelenkt hat, kann und wird niemand misbilligen, obwol eine Veränderung der Politik vor noch drei Monaten für die Interessen Indiens viel heilsamer und weniger gefährlich für England gewesen wäre. Um behaupten zu können, daß Rußland den eigentlichen Zweck der Truppenconcentration um Peschaver herum verkennen und darin nicht eine feindliche Gegenüberstellung erblicken wird, müßte man zu optimistisch gestimmt sein, oder zu wenig die orientalische Schlauheit und den Argwohn der Politik am Hofe zu Petersburg kennen. Während man noch vor der Einnahme von Samarkand diese Maßregel, ohne bei den Russen auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu erregen, hätte ergreifen können, wird man heute kaum mehr im Stande sein, über centralasiatische Fragen einen diplomatischen Notenwechsel zwischen Petersburg und London zu vermeiden. Denn Rußland, das umsichtige Rußland, kann nicht umhin, in dieser Bewegung der Briten gleich auf den ersten Blick eine Feindseligkeit gegen seine eigenen Absichten in den Oxusländern zu erblicken.

Auch den Afghanen hätte anstatt der ewigen Saumseligkeit ein entschiedener Schritt in der englischen Politik seinerzeit bedeutend mehr geholfen als jetzt. Während die englische Regierung, wie die Mohammedaner sagen, zwischen zwei Moscheen ohne Gebet blieb, hätte Schir-Ali, so wollen es bisjetzt freilich nur Bazargerüchte wissen, da ihm von Kalkutta aus keine Subsidien zur Wiedereroberung seines Thrones zukamen, sich welche in Petersburg verschafft. Ich wiederhole, dieses beruht nur auf Gerüchten. Doch wäre es nicht besser gewesen, wenn England, als es das Sinken des Sternes Azim-Chan's bemerkte — und bemerken muß ein wachsamer Staat alles — halb insgeheim, halb öffentlich dem muthigen, strebsamen und feurigen Schir-Ali-Chan, der kein Schah Sedschaa ist, die Hand geboten und ihm, da die Unterstützung des Hauses Dos Muhamed-Chan's von seiten Englands fast traditionell ist, mit Waffen und Geldern auf seinem Wege nach Kabul geholfen hätte?! Denn daß Schir-Ali-Chan, der alle möglichen Mittel versuchte, um die Herren in Kalkutta auf seine Seite zu bringen, Geld angenommen, ja gern angenommen hätte, weiß in Indien jedermann und Sir John Lawrence am besten. Nun wäre es nicht besser gewesen, heute den verdrängten Sohn Dos Muhamed-Chan's mit englischem Gelde vor Kabul ankommen zu sehen? Wären die Aussichten nicht viel befriedigender, wenn er das fürstliche afghanische Meznet (Thron), sein Sohn Serdar-Jakub die Citadellen Bulla-Hissar unter englischem Schutze eingenommen hätte und seine Eroberung nur im Hinblick auf die fernere Unterstützung von den Frengis zu

Digitized by Google

bewahren im Stande wäre? Hierauf wird gewiß niemand Nein sagen können, und um daher nicht wieder aufs neue in fernere Fehler zu verfallen, um auf der betretenen Bahn mit Erfolg weiter zu schreiten, hat England die selbstmörderische Waffe der Unentschlossenheit schleunigst aus den Händen zu legen. Das beliebte Axiom: „Was gehen uns die benachbarten, wilden, barbarischen Horden an, wir wollen keine neuen Verwicklungen, wir wollen kein neues Abyssinien haben", muß fallen, England muß handeln, schleunigst handeln und mit vereinten Kräften handeln.

Vor allem muß der begangene Fehltritt ausgeglichen und Schir-Ali-Chan zum Freunde Englands gemacht werden.

Wenn man auf die nach dem Tode seines Vaters begonnenen freundschaftlichen Verbindungen fußt, und wenn diesen noch kein dritter entgegentritt, ist die Erneuerung eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Afghanistan, das Geld und Waffen braucht, und England, das Geld und Waffen hat, keine besonders schwere Aufgabe. Ein mit Localkenntnissen, praktischer und theoretischer Wissenschaft versehener Diplomat wäre jetzt, da man mit der Mission nebst politischen Zwecken auch eine Gratulation verbinden könnte, von besonderm Werthe. Man müßte Schir-Ali-Chan auf die kritische Stellung seiner Zukunft, nämlich auf eine etwaige Allianz seiner Rivalen mit Rußland aufmerksam machen, ja ihn davon überzeugen, und als passendes Gegengewicht das eigene Bündniß anbieten. Daß er, im Falle eine solche Initiative glücklich ausgefallen ist, den englischen Wünschen: der Anknüpfung diplomatischer Beziehungen, der Errichtung einiger Forts, die zu seinem Schutze bestimmt wären und zu seiner Beruhigung mit gemischter Garnison besetzt werden könnten, willig nachkäme, mit Einem Wort, daß er sich gegen eine öffentliche und engere Annäherung an Britisch-Indien weniger sträuben wird als sein Vater, will ich keinen Augenblick bezweifeln. Sollte aber dies nicht der Fall sein, sollte Schir-Ali, wie die Bazargerüchte behaupten, seinen jetzigen Erfolg wirklich russischem und persischem Einflusse verdanken und schon von vornherein allen englischen Insinuationen gegenüber sich feindselig zeigen, so bleibt nichts anderes übrig, als dem Kinde afghanischer Diplomatie, da es die drohende Gefahr nicht einsehen, aus derselben sich allein nicht retten will, zwangsweise guten Rath zu ertheilen. Die bewaffnete Intervention, die im Jahre 1867 noch zu vermeiden gewesen wäre, ist es heute unter solchen Umständen nicht mehr; die Engländer müßten kurzweg sich der zwei Hauptstationen auf dem leichtern Wege nach Indien, ich meine Herats und Kandahars, bemächtigen, diese als Vorwerke ihrer Grenzfortificationen betrachten und als solche aufs äußerste vertheidigen. Ich meinerseits lege ein Hauptgewicht auf diese Straße, denn daß der auffallend kürzere Weg von Herat nach Kabul über das Hezârehgebirge, zu dessen Erforschung die Engländer seinerzeit sich so oft anschickten, den auch die Russen kennen lernen wollten, doch dessen Besuch dem wissenschaftlichen Reisenden Nikolaus von Chanikow von Herat aus nicht gestattet worden, sehr unwegsam, ja für eine Armee ganz unzugänglich sei, ist am besten während des neuen Feldzugs Schir-Ali-Chan's gegen seinen Bruder bewiesen worden. Ersterer hatte die Hezârehs an seiner Seite und wählte dennoch zur Bekämpfung seines Rivalen lieber den Umweg über Kandahar und Gizne. Leider ist heute diese bewaffnete Intervention, ein Ergebniß der Fehler englischer Diplomatie, das kleinere Uebel, welches zu wählen ist; England hat aber jetzt keinen andern Ausweg mehr. Ob die englische Flagge auf den Zinnen Herats und Kandahars weht, und ob englischer Einfluß in Kabul vorherrschend ist, gleichviel: etwas muß geschehen, um dem Hofe von Petersburg zu zeigen, daß man die Annäherung der Kosacken an Indien keineswegs mit Gleichgültigkeit, sondern sogar mit großem Mistrauen ansieht.

Wäre dieses früher geschehen, so würde Rußland bei dem feindlichen Schachzuge, wenngleich nicht von seinem Plane gänzlich abgestanden, so doch gewiß behutsamer und

Digitized by Google

langsamer vorgerückt sein, als es im Schutze englischer Gleichgültigkeit vorgerückt ist. Die Russen, obwol von beispielloser Zähigkeit in Durchführung ihrer Plane, pflegen, wie uns die Geschichte lehrt, nirgends mit überraschenden Bewegungen aufzutreten. Gleich dem unter der Erde wühlenden Maulwurfe, dessen Bewegungen sich auf der Oberfläche der Scholle kundgeben, der manchmal auch stillsteht, um zum weitern Vordringen sich Kräfte zu sammeln, so pflegen auch die Russen, wie z. B. jetzt gegenüber Bochara, dessen Einnahme doch nur das Werk einiger Stunden wäre, um mit sicherm Erfolge ans Ziel zu gelangen, sich einer provisorischen Ruhe zu überlassen. Sie kehren, wenn sie angefochten werden, wol nicht zurück, werden aber behutsamer, und diese Behutsamkeit ist es, welche dem Gegner Zeit läßt, sich auf den Zusammenstoß vorzubereiten, der erfolgen wird und erfolgen muß. Wir haben vom gewaltsamen Eindringen in Afghanistan gesprochen, ein Verfahren, welches jedem Engländer zunächst gespenstige, grauenerregende Bilder vor die Seele führt, jedem Engländer, der sich an die voreilige Politik Lord Aclent's und an deren traurige Folgen erinnert; doch glaube ich mit dem genialen und geistreichen Schriftsteller Englands, der die besten Aufsätze über diese Frage im „Friend of India" und „The English Man" veröffentlicht hat, daß es Zeit wäre, diese Katastrophe, welche eher eine Folge der Ungeschicklichkeit des commandirenden Generals oder der englischen Unerfahrenheit in jenen Gegenden ist, nicht mehr mit den Gefühlen panischen Schreckens, sondern mit dem Auge prüfender Kritik zu betrachten. Man hat schon so viel von der beispiellosen Tapferkeit, von dem heldenmüthigen Gebaren der Afghanen gesprochen, daß die Welt in jedem einzelnen einen Ritter sans peur, wenn auch nicht sans reproche entdeckt. Doch ist vieles, sehr vieles übertrieben, die Afghanen sind so wie die Sikhs, tapferer als die Oezbegen, Perser, Türken und Araber, sie sind Bergbewohner, an Mord und Raub gewöhnt, in Mühe und Entbehrungen erzogen, dem Luxus und der Weichlichkeit abhold, doch immer nur Asiaten, die selbst dann von tagelang dauerndem Gemetzel, von blutigen Kataraften, gleich dem Niagarafalle, von Leichenhaufen gleich dem Elbrusberge, von Schlachtgetöse, neben dem der Donner nur ein leises Gelispel ist, sprechen, wenn nach tagelang erbittertem Kampfe, nach einem Handgemenge auf beiden Seiten nicht mehr als 100 oder 200 Leichen das Feld bedecken; Königgrätz, Magenta sind im Osten selbst unter Timur und Dschengiz, orientalische Historiker mögen uns noch soviel vorlügen, nie erdenklich gewesen, geschweige vorgekommen. Der Emir von Bochara war 1863 mit beinahe 80000 Kämpfern in Chokand. Der Feldzug dauerte 4—5 Monate und die Zahl der Todten, der im Kampfgetümmel Erstickten, von übermäßigem Pillavessen und Theetrinken zu Grunde Gegangenen belief sich auf nicht mehr als 60! Oder glaubt man denn, daß die in den neuesten Kämpfen gegen Rußland gefallenen Bocharioten alle durch die russischen Schußwaffen getödtet wurden? Ich möchte wetten, daß die Hälfte auf der Flucht verunglückt ist. Ja wenn wir selbst von diesen so berühmten Afghanen reden, wer hat die Schlachtfelder des erbitterten Bruderkampfes am Hilmend gesehen, wo man uns auch von 100, ja oft von 1000 Todten fabelte? Die britischen Militärs, die von afghanischer und sikhser Tapferkeit vielleicht schon deshalb sehr viel halten, um sich selbst einen Nimbus zu geben, werden mir verzeihen, wenn ich ihnen vertraulich ins Ohr sage: Vieles ist in dieser Hinsicht Bosch*) und falls die englische Politik zu einem gewaltsamen Einschreiten in Afghanistan gezwungen wäre, werden Snider-Riffle, von englischen Händen, nicht von Sepoyhänden geführte Armstrong-Kanonen, die zur Zeit des afghanischen Feldzuges 1839 mit staunenswerther Leichtigkeit die riesenhaft scheinenden Schwierigkeiten überwanden, ihre genügende Schuldigkeit thun. Afghanen sind gewiß nicht viel besser als die Marabouds unter Abd-el-Kader, oder die Ab-

*) Bosch, türkisch = leer, nichtig. Reminiscenz aus dem Krimkriege in der englischen Sprache.

Digitized by Google

sachen und Tschechedschen unter Schamil, und dennoch sind erstere von Franzosen, letztere von unbeholfenen Russen besiegt worden. Es wäre also jetzt nicht nur unpassend, sondern höchst gefährlich, Furcht zu zeigen. Der nordische Koloß, der selbst in seinen Planen gigantisch ist, stürmt auf Britisch-Indien in zwei Richtungen los; die erste von Nordwesten hat den Gegenstand unserer bisherigen Abhandlung gebildet, die zweite, nämlich von Nordosten, die verhältnißmäßig in ungewissem Dämmerlicht gehaltene Straße, die durch Ostturkestan über den Karakurumpaß nach Indien zieht, wollen wir in dem nächsten Artikel besprechen.

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.

Dritter Artikel.

Das erste Deutsche Zollparlament.

II.

Selbst von den wirthschaftlichen Arbeiten des ersten Deutschen Zollparlaments läßt sich erweisen, daß ihre Erfolge weit mehr den gewaltigen politischen Veränderungen zu danken sind, die das Jahr 1866 in Deutschland durchsetzte, als den magern Befugnissen, die der Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 dem Deutschen Zollparlament einräumt. Dies gilt in erster Linie von dem vornehmsten wirthschaftlichen Beschluß der hohen Versammlung, von der Genehmigung des Zoll- und Handelsvertrags des Zollvereins mit Oesterreich; nicht minder aber wäre die Einführung einer Tabakssteuer, die das Zollparlament beschloß, die durchdringende Tarifreform, welche das Zollparlament in allen seinen mehr oder minder freihändlerischen Gruppen nachdrücklich forderte, und welche die Bundesvormacht mit Rücksicht auf das Widerstreben der süddeutschen Zollvereinsglieder nur sehr schüchtern zu gewähren sich anschickte, unter der Aegide des alten Bundestags ganz unmöglich gewesen. Damals hätte sich zweifellos die Eine Stimme unter den Kleinstaaten gefunden, welche genügt hätte, jede derartige Neuerung zu hindern. Die erfreulichste unmittelbare Folge des Zollvereinsvertrags vom 8. Juli dagegen ist die muntere Energie und förderfame Raschheit, die fortan die legislativen Functionen des deutschen Zollverbandes auszeichnet. Die einfache Majorität auf seiten des Zollparlaments und Zollbundesraths genügt, gegen das Widerstreben einer Anzahl von Regierungen oder die Vorurtheile ganzer Landschaften oder Interessengruppen eine Reichssteuer für Deutschland zu beschließen, einem wichtigen internationalen Vertrage Gültigkeit zu ertheilen. Dieser ungeheuere Fortschritt in der freien Bewegung unserer Wirthschaftspolitik wird vom Deutschen Zollparlament zum ersten mal praktisch veranschaulicht; eine Thatsache, welche allein der ersten Session des Zollparlaments eine dauernde, dankbare Erinnerung sichern würde, auch wenn nicht zwei so wichtige und folgenreiche Neuerungen wie der Handelsvertrag mit Oesterreich und eine allgemeine gleiche Tabakssteuer in Deutschland von ihr berathen und beschlossen worden wären. Mit Ausnahme dieser beiden Beschlüsse hat aber auch das erste Deutsche Zollparlament wenig Nennenswerthes auf wirthschaftlichem Gebiete ins Leben gerufen: die beiden Handels- und Schiffahrtsverträge mit Spanien und dem Kirchenstaat, eine neue Zollordnung, einen Specialbeschluß über die Beseitigung der französischen titres d'acquit-à-caution (d. h. Rückvergütung des Importzolls seitens der französischen Regierung an diejenigen Eisenindustriellen, die Eisen [verarbeitet] nach dem Zoll-

Digitized by Google

verein ausführen) — das war alles. Dagegen rechnen wir dem Zollparlament sehr hoch an das, was es nicht beschlossen hat: die Verwerfung der Petroleumsteuer, und damit der ganzen ungenügenden Tarifreform, welche die Regierung vorlegte. Nur für den österreichischen Handelsvertrag, die Tabakssteuer und die Tarifreform denken wir das Interesse des Lesers in Anspruch zu nehmen. Fast thäte aber noth, an dieser Stelle nochmals ein Bild von den Parteien des Hauses nach ihrer handelspolitischen und wirthschaftlichen Anschauungsweise zu geben. Neben den politischen Fractionen tagten ständig auch drei bis vier Fractionen von verschiedener wirthschaftlicher Farbe: die unbedingten Freihändler, die „verschämten Freihändler" oder „verschämten Schutzzöllner", je nachdem sie die eine oder andere Seite ihrer wirthschaftlichen Ueberzeugung bei einer bestimmten Frage herauskehrten, und die „unverschämten Schutzzöllner". Mit Ausnahme der letztern, die sich nur aus ganz anschlußwidrigen Süddeutschen von Mohl's oder Bayhinger's Gesinnung rekrutirten, vereinigten die übrigen wirthschaftlichen Fractionen Parteigänger aller politischen Farben. Die „verschämten Schutzzöllner" z. B. führte Miquel, dem in wirthschaftlichen Fragen Altbaiern, Bundesstaatlich-Constitutionelle, Altpreußen, sogar einige Schwaben gern Gehör schenkten. Die unbedingten Freihändler endlich, deren freihändlerische Kühnheit übrigens beiläufig in concreto meist auch sehr verschämt auftrat, bestanden unter dem Präsidium von Forckenbeck aus Angehörigen aller politischen Farben in Nord und Süd. Unter ihnen hatte sich auch der einzige freihändlerische Abgeordnete Würtembergs, Schäffle, eingefunden. Wir sind weit entfernt, diesen wirthschaftlichen Fractionen eine übergroße Bedeutung beizumessen. Im Gegentheil beweisen die autographisch vervielfältigten Protokolle der freihändlerischen Fraction z. B., daß sich ihre Angehörigen gerade in den wichtigsten Fragen, über Petroleum- und Tabakssteuer, nicht einigen konnten.*) Auch sonst waren diese Verhandlungen trotz ihrer feierlichen parlamentarischen Scenerie mehr zusammenhanglose Plaudereien annähernd Gleichgesinnter, als daß sie den Ehrgeiz gehabt hätten, irgendjemand in seiner Ueberzeugung bestimmen zu wollen, was bei den Beschlüssen und Berathungen der politischen Fractionen fast immer, auch ohne äußerliche Zwangsbeschlüsse, der Fall war und auch sein mußte, wenn die Fractionsberathungen überhaupt etwas frommen sollten. Einen Vorzug haben indessen alle diese Berathungen ohne Zweifel gehabt. Sie sind als die besten Mittel anzusehen, die auch den Laien unter den Abgeordneten ermöglichten, die häufig entgegengesetzten Gutachten Sachverständiger in friedlichem Kreise zu vernehmen, die Feinheit und Schwierigkeit jeder einzelnen Frage an der Hand der Erfahrung, der Detailkenntniß empfinden oder kennen zu lernen. Und in diesem Sinne werden derartige Berathungen bleibenden Werth haben. Freilich, kaum ein anderes Volk darf sich so hoher Gutmüthigkeit rühmen wie das unsere. Dieselben Männer, die sich den Tag über erbittert gestritten hatten über die nationale Frage, saßen abends friedlich zusammen an Einem Tische, um im Interesse des gemeinen Besten zu prüfen, ob der Morgen Tabaksland fünf Groschen mehr oder weniger Steuer vertrage; darunter immer in dichtesten Reihen die Nationalen, die doch unten im Verhandlungssaal am liebsten nur von der deutschen Frage gesprochen hätten. Weniger anmuthig dagegen, ja meist entschieden abstoßend, oder an dem öffentlichen Geheimniß der Langeweile krankend, war der Eindruck wirthschaftlicher Verhandlungen im offenen Zollparlament. Jede Stunde legte dann das fühlbare Zeugniß ab für die Wahrheit von Bluntschli's Wort, daß sich hier doch die wenigsten einbilden sollten, Experten in Zollsachen zu sein. Irgendein Zuckersieder, Tabaksbauer oder Weinproducent den Niedergang der deutschen Cultur verkündend, falls sein Industriezweig mit Steuern belastet oder der unerbittlichen Concurrenz des Auslands durch Zolltarifermäßigungen

*) Protokoll der „freihändlerischen Commission" vom 14. Mai 1868.

Digitized by Google

preisgegeben würde, lebhaft unterstützt von der schutzzöllnerischen Gelahrtheit Moritz Mohl's, der nie weniger als Hunderttausende, meist aber Millionen Verhungernder im Geiste aufmarschiren läßt, wenn der Freihandel sich erkühnt, einen Schritt vorwärts zu thun; daneben ein Hanseate, der erst von der unbedingten Aufhebung der Zölle sich das volle natürliche Gedeihen des deutschen Handels verspricht, oder gar zeitweise ein Manchestermann, der mit gründlicher Verachtung auf die kleinen Nationalitätsschranken unserer Tage herabschaut und mit glühender Phantasie das tausendjährige Reich ausmalt, in dem nur noch die wirthschaftliche Gesellschaft gemeinsame Interessen kennt; und bei alledem ein leeres, laut plauderndes Haus, in dem nur der ehrwürdige Präsident mit seiner eisernen Geduld aushält, während hinter den braunen Vorhängen des Saals der Herrscher der „Fraction Müller" (Restauration) seine reichen Fischzüge feiert: das ist der stereotype Anblick des Zollparlaments, wenn rein wirthschaftliche Fragen auf der Tagesordnung stehen. Nur wenn einer der Bundescommissare oder Zollräthe, zumal Delbrück, das Wort ergreift, oder ein böser Nationaler wider die Competenz der Versammlung zu sündigen strebt, und „wir Süddeutsche" „zur Sache!" rufen, oder die Fraction Müller durch die telegraphische Klingel des Präsidenten oder die jugendlichen whipper in den verschiedenen Fractionen zur Abstimmung gerufen wird, füllt sich das Parlament, tritt jeder auf seinen Posten. Gegen das Ende der Session vollends, als die Tarifreform mehrere Tage das Haus beschäftigt, und jede einzelne Position, Eisen, Reis, Sirup, Lumpen zu großen europäischen Reden herausfordert, verliert sich die Debatte in rechthaberische Monologe oder Dialoge ohne eigentlich praktische Absicht. Eine Reihe mehr oder minder wohlmeinender Anträge auf Tarifherabsetzungen, bei denen oft um den Pfennig gestritten wird, werden gestellt mit der bestimmten Absicht, nur Debatten hervorzurufen, vor der Abstimmung aber zurückgezogen zu werden.

Auch die wichtigsten wirthschaftlichen Verhandlungen, die das erste Deutsche Zollparlament sah, die über den österreichischen Handelsvertrag, die Tabacksteuer und die regierungsseitig beabsichtigte Steuer auf Petroleum, haben diese Mängel zum Theil an sich gehabt, Mängel übrigens, die durchaus damit zusammenhängen, daß eben drei Viertheile der Versammlung (die Mitglieder des Reichstags) lediglich nach politischen Gesichtspunkten gewählt, und für diese zunächst interessirt sind. Aber die Größe und Bedeutung dieser drei Fragen an sich bringt die dargelegten Schattenseiten rein nationalökonomischer Debatten verhältnißmäßig am wenigsten zur Geltung. Jede derselben ist reich an politischen, ethischen Momenten, vor denen die nationalökonomische Genremalerei in den Hintergrund treten muß. Und jede der drei Verhandlungen hat ihr eigenes großes Gepräge. Der Handelsvertrag mit Oesterreich tritt an das Parlament als das ernste Gebot friedlicher Annäherung, gegenseitigen Ineinanderlebens zweier versöhnter Culturstaaten. Der Kampf um die Tabacksteuer ist in Wahrheit ein Streit zwischen Nord und Süd, um die Heranziehung des Südens zu den Lasten des großen Gemeinwesens, die unerläßlich sind zur Machtentfaltung, d. h. zum Schutze aller. Gegen die Petroleumsteuer endlich erheben sich alle, die grundsätzlich abgeneigt sind, ein Existenzmittel der Besteuerung zu unterwerfen, eine moralisch verwerfliche Abgabe dem momentanen Kassenbedürfniß zu Liebe zu beschließen, und damit das viel dringendere Bedürfniß nach einer Tarifreform im großen Stile zu erhöhen, statt zu befriedigen.

Eine reiche Ernte unendlicher Mühen war dem Zollparlament beschieden, als ihm der am 9. März 1868 unterzeichnete Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich zur Genehmigung vorgelegt wurde. Seit Jahrzehnten war das Werk einer Handelseinigung des Zollvereins mit Oesterreich auf der Basis größerer Verkehrserleichterungen häufig und mit offenbarer Bereitwilligkeit von beiden Seiten in Angriff genommen worden, und auf die Dauer immer gescheitert. Man empfand hüben und drüben im gleichen Grade

Digitized by Google

das Bedürfniß einer gegenseitigen Tarifänderung und Herabsetzung; aber weniger an der Verschiedenheit handelspolitischer Ansichten und Tarifsätze scheiterte die Einigung, als an den großen politischen Verhältnissen und Rücksichten, die bei den Verhandlungen unerwähnt, immer entscheidend, und immer trennend im Hintergrunde standen. Schon daraus kann man sich ein Bild machen von den weit auseinanderliegenden Zielpunkten, welche die österreichischen und die Zollvereinsbevollmächtigten bei Abschluß eines Handelsvertrags im Auge haben mußten, wenn man die Stimmen der Presse und Volkswirthe aus jenen frühern Tagen zusammenstellt. Abgesehen von den absoluten Schutzzöllnern in beiden Lagern, die jeder Tarifherabsetzung widerstreben, und den freihändlerischen Stimmen, die einen Handelsvertrag zwischen zwei Handelsgebieten für unmöglich erklären, von denen das eine den Freihandel, das andere die Prohibitivzölle als Princip seiner Handelspolitik festhält, lassen sich in Süddeutschland dann jedesmal ansehnliche Organe dahin vernehmen, daß ein Handelsvertrag mit Oesterreich viel zu wenig sei. Nur eine völlige Wirthschaftseinigung beider Gebiete, nur der Eintritt ganz Oesterreichs in den Zollverein, könne der engen Verwandtschaft der beiderseitigen Stämme und Cultur entsprechen. Neben diesen verschiedenen wirthschaftlichen Idealen sind aber, wie bereits angedeutet, die heterogenen politischen Bestrebungen an der Spree und Donau die Hauptursache, die ein vernünftiges, wirthschaftliches Abkommen des Zollvereins mit Oesterreich hindern. Oesterreich ist, solange es seiner Herrschaft über die Kleinen und Mittlern im alten Bunde in seiner Stellung als Präsidialmacht gewiß ist, an einer völligen Zolleinigung mit dem Zollverein, ja selbst an einem Handelsvertrage wenig oder nichts gelegen. Denn beiden Verbindungen hätte es Opfer bringen müssen an dem damals einzigen Dogma der österreichischen Handelsstaatskunst, dem Prohibitivzoll, der Absperrung der österreichischen Industrie gegen das „Ausland". Ohne jedes Opfer aber, ohne jegliche Gegenleistung hofften die österreichischen Handelspolitiker von dem Taxis'schen Palais der Eschenheimer Gasse aus die günstigsten Bedingungen für die Einfuhr österreichischer Waaren in den Zollverein zu erhalten, ja allmählich entscheidende Stimme zu gewinnen in den Angelegenheiten des Deutschen Zollvereins, die vor der Einmischung Oesterreichs von Haus aus so sicher hätten sein sollen wie etwa die Handels- und Zollangelegenheiten Englands oder Skandinaviens. Preußen gebührt das Verdienst, diesem anmaßenden jus postliminii der Habsburger in Sachen der Wirthschaftsselbständigkeit deutscher Nation von Anfang an den Riegel vorgeschoben und nach Kräften verhindert zu haben, daß Hannaken und Raizen an den Früchten unsers Fleißes schmarotzten — mit wie mäßigem Erfolge freilich in den Flitterwochen des reactivirten Bundestags, davon gibt Zeugniß der erste Vertrag des Zollvereins mit Oesterreich aus dem Februar des Jahres 1853. Denn damals gewann Oesterreich vom Zollverein die Zusage, daß es in Hinsicht des Zollwesens im Zollverein allen übrigen Ländern vorgehen, daß eine Ermäßigung der Außenzölle stets eine Erhöhung der Zwischenzölle zur Folge haben, also ein Schritt des Zollvereins auf der Bahn des Freihandels mit andern Culturvölkern stets bestraft werden solle durch einen Rückschritt der wirthschaftlichen Intimität zwischen Oesterreich und dem Zollverein. Und endlich war in jenem Vertrage vom 19. Febr. 1865 die Hinterthür, durch die Oesterreich in den Zollverein eindrang, erst recht weit geöffnet. Der Vertrag enthielt einen Artikel, welcher der großdeutschen Schwärmerei, der „Anbahnung" einer vollständigen Zolleinigung mit Oesterreich, mehr als den Schein des Rechts lieh. Deshalb ist dieser Vertrag fortan mehr ein Zankapfel als ein Friedenswerk für Deutschland gewesen. Bezeichnend freilich für österreichische Suprematie von damals ist, daß auch dieser Vertrag in Oesterreich als Concession betrachtet wurde, weil in der That die Tarife zwischen dem Zollverein und Oesterreich sehr wesentlich herabgesetzt wurden, daß er seine Entstehung verdankt der Krisis des Zollvereins, die durch Anschluß Hannovers an denselben entstanden war. Wie lange

Digitized by Google

wir diese Verhältnisse ertragen hätten, wenn sich nicht die westeuropäischen Staaten in demselben Decennium unsers Jahrhunderts entschieden zu freihändlerischen Formen entschlossen, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß uns Deutschen der Uebergang zu freihändlerischen Ideen außerordentlich erleichtert wurde, seit der Westen Europas sich zu diesen Principien praktisch bekannte, die wir durch Preußen schon zu einer Zeit verfochten, als ganz Europa noch im dicksten Köhlerglauben an die Heilswahrheiten der Schutzzöllner befangen war. Sobald England am Ende der funfziger Jahre eine liberale Tarifreform durchgeführt hatte, suchte es auf freihändlerischer Grundlage Verträge mit den benachbarten Staaten des Continents. Es schloß am 23. Jan., 12. Oct. und 16. Nov. Verträge mit Frankreich, welche die neue freisinnige Handelspolitik eröffneten. Ihnen schloß sich Belgien an durch einen Handelsvertrag mit Frankreich vom 1. Mai 1861, mit England vom 23. Juli 1862. Alle diese Verträge enthielten als das erfreulichste Kennzeichen der neuen, sozusagen kosmopolitischen Reformbewegung die Bestimmung, daß die Contrahenten sich gegenseitig die höchsten Vergünstigungen einräumten, die etwa ein früherer Pacifcent bereits gewährt erhalten hatte, oder ein zukünftiger zugesichert erhielt. Diese Bestimmung, mit welcher die neue Freihandelspolitik der westeuropäischen Culturstaaten stand und fiel, war es, die Frankreich auch von Preußen forderte, als dieses sich beeilte, hinter den westlichen Nachbarn in der Freiheit des internationalen Verkehrs nicht zurückzustehen, und mit Frankreich über einen Handels- und Zollvertrag verhandelte. Dieser Grundsatz der modernen Handelspolitik war aber freilich auch derjenige, der am meisten dem Geiste des Vertrags von 1853 widersprach. Kein Wunder daher, daß sich aus allen schutzzöllnerischen und großdeutschen Winkeln unsers Vaterlandes ein solcher Sturm der Entrüstung zuerst über die Verhandlungen Preußens, und dann vollends über den fertigen Vertrag mit Frankreich erhob, der das Handelsprivilegium Oesterreichs zerstörte, daß für längere Zeit der Fortbestand des Zollvereins aufs ernsteste bedroht schien. Erst im Frühsommer 1865 schließt die schwere Krisis ab. Am 11. April 1865 unterzeichnet Oesterreich einen neuen Vertrag mit dem Zollverein, der den Bann vom Zollverein nimmt, den ihm der frühere Vertrag von 1853 auferlegt hatte. Die Abänderung der Tarifsätze ist nicht mehr abhängig von der Zustimmung des Contrahenten. Die gegenseitigen Tarifstipulationen hören auf, ausschließliche zu sein. An jeder neuen Tarifermäßigung, die Oesterreich oder der Zollverein in Zukunft dritten Staaten gewähren sollten, haben die Contrahenten vom 11. April 1865 ebenmäßig Antheil. Fortan wetteifert Oesterreich mit dem Zollverein, neue Handelsverträge auf Grundlage der neuen freihändlerischen Reformbewegung zu schließen. Noch im Jahre 1865 schließt der Zollverein Verträge mit Belgien, England und Italien; Oesterreich seinerseits vom December 1865 bis April 1867 mit England, Frankreich, Belgien, Holland und Italien. Da alle diese Verträge den einst so bitter befehdeten Grundsatz des Art. 31 des deutsch-französischen Handelsvertrags enthielten, wonach alle dritten Staaten gewährten Vergünstigungen auch den Mitcontrahenten zugute kommen sollten, so war die Revision des Vertrags vom 11. April 1865 zwischen dem Zollverein und Oesterreich zur Nothwendigkeit geworden. Das Jahr 1866 hatte den Abschluß dieses friedlichen Werks verzögert, den Vertrag von 1865 außer Kraft gesetzt. Doch heilbringend war die Klarheit, die der Krieg geschaffen, auch für diese Verhältnisse. Keine verhaltene Eifersucht, keine politischen Hintergedanken drängen sich fernerhin in die rein wirthschaftlichen Verhandlungen. In demselben Friedensvertrage, in dem die Großstaaten Preußen und Oesterreich das Facit des großen Kriegs ziehen, im Prager Frieden, einigen sich die Culturstaaten Oesterreich und Preußen von neuem. Im Art. 13 wurde bestimmt, daß „über eine Revision des Handels- und Zollvertrags vom 11. April 1865 im Sinne

Digitized by Google

einer größern Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs sobald als möglich in Verhandlung zu treten" sei. Der Handelsvertrag nun, der diese feierliche Zusage erfüllen, der diese lange Geschichte mühevoller Verhandlungen abschließen sollte, lag dem Zollparlament zur Genehmigung vor.

Unschwer läßt sich der Inhalt des umfangreichen Vertrags überblicken, wenn man sich der Geschichte seiner Entstehung in Verbindung mit den frühern Verträgen erinnert. Der Vertrag zieht die handelspolitischen Resultate des großen Kriegs. Die Schwärmerei einer völligen Zolleinigung Oesterreichs mit dem Zollverein wird für immer preisgegeben, wie Moritz Mohl in der Generaldebatte am 9. Mai wehmüthig betonte. Die gegenseitigen Zugeständnisse sind unbedingt vereinbart, „von daneben bestehenden allgemeinen und Außentarifen unabhängig, die früher verfolgten Tendenzen, das eine Gebiet in gewisser Weise an die Tarifpolitik des andern zu binden, sind aufgegeben, alle an dritte Staaten gemachten Tarifzugeständnisse kommen den Mitcontrahenten zugute".*) Der Schwerpunkt des Fortschritts in dem neuen Vertrage liegt in den Tarifherabsetzungen desselben. Indessen mag auch der allgemeinen Neuerungen kurz gedacht sein, die der Vertrag im Sinne der Verkehrserleichterungen einführt. So gestattet der Art. 3 die neuen Erleichterungen der Einfuhr nicht mehr nur beim unmittelbaren Uebergange aus dem freien Verkehr des einen Wirthschaftsgebiets in das andere, sondern auch beim mittelbaren, und auch beim Uebergang von Waaren aus den sogenannten Zollausschlüssen (Bremen, Hamburg) nach Oesterreich. Auch sie sollen keinen höhern Zöllen unterliegen, als wenn sie aus den Zollgebieten des Zollvereins eingeführt werden. Der bisherigen Tendenz Oesterreichs, für Branntwein und Rübenzucker Exportprämien zu erlangen, ist durch Art. 4 die grundsätzliche Bestimmung entgegengesetzt, daß Ausfuhrprämien nicht gewährt werden sollen. Die Gleichstellung der Rechte der beiderseitigen Handelsschiffe dehnt Art. 12 auch auf die Küstenschiffahrt aus. Von der höchsten Bedeutung sind die Erleichterungen des internationalen Gewerbebetriebs, die Art. 18 aufstellt. Hiernach werden die Angehörigen der vertragschließenden Theile in Bezug auf den Antritt, den Betrieb, und die Abgaben von Handel und Gewerben den Inländern, mit Ausnahme der Apotheken und Hausirgewerbe, völlig gleichgestellt; denselben Schutz genießen die Inländer wie die Angehörigen des Contrahenten in Hinsicht der Bezeichnung oder Etikettirung der Waaren. Den Musterschutz dagegen, den der deutsch-französische Handelsvertrag gewährleistet, erwähnt der Vertrag mit Oesterreich nicht, da der Zollverein überhaupt eine Gesetzgebung über Musterschutz nicht kennt und die Räthlichkeit derselben bekanntlich theoretisch wie praktisch sehr bestritten ist.

Während alle politischen und wirthschaftlichen Parteien des Zollparlaments diesen Erleichterungen des Verkehrs ihren vollen Beifall zollten, erhob sich vom 9. Mai ab heftiger Streit über die den Tarif betreffenden Abreden des Vertrags.**) Auch die Ausschüsse des Zollbundesraths verhehlten sich nicht, daß die Tarifherabsetzungen, die vornehmlich bestimmt waren, den modernen freihändlerischen Gedanken auszudrücken, in ihren allermeisten Sätzen zwar weit herabgingen unter die Tarifnormen des Vertrags von 1865, jedoch die Zollerleichterungen des Jahres 1853 noch lange nicht erreichten, daß die Höhe oder Niedrigkeit der jetzigen Normen durch wenig mehr motivirt sei, als durch ein momentanes fiscalisches Interesse (meist Oesterreichs), daß aber eine weitere Herabsetzung sofort eintreten müsse, wenn die Macht der Verhältnisse Oesterreich über kurz oder lang

*) Bericht der Ausschüsse des Zollbundesraths über den Vertrag vom 9. März, Anlagen des Zollparlaments, Nr. 5, S. 58.

**) Stenographischer Bericht, S. 125 fg. (Sitzung vom 9. Mai) und S. 157 fg. (Sitzung vom 11. Mai).

Digitized by Google

zu einer Fortsetzung des Reformwerks und dann zur Modificirung der noch beibehaltenen Reste eines frühern Systems drängen werde.*) Tabak und Mineralöle waren mit Rücksicht auf die dem Zollparlament unterbreiteten Specialgesetze aus den Tarifen ganz weggelassen. Die Freihändler des Parlaments tadelten die Behutsamkeit der Tarifherabsetzungen, wohlmeinend indessen, mit dem festen Glauben, daß die Zukunft ihnen bald ganz gehöre. Weit heftiger dagegen waren die Angriffe gegen den Vertrag von schutzzöllnerischer Seite. Männer von so gut österreichischer Gesinnung wie Mohl und Bayhinger, denen das innigste Verhältniß mit Oesterreich nicht intim genug ist, erklärten, gegen einen Vertrag stimmen zu müssen, der die angeblich überlegene Wirthschaft Frankreichs und Englands schonungslos in unser armes Land ziehen, und „den Gewerbtreibenden ruiniren werde, wie wenn Hunnen und Vandalen durch Deutschland ziehen, und die Städte verbrennen würden".**) Maßvoller sprachen sich schon die „verschämten Schutzzöllner" unter Miquel's Führung aus. Nach einer zweitägigen Debatte gewann auch jeder Laie die Einsicht, daß die wesentlichsten Herabsetzungen des Eingangszolls: auf Wein, Roheisen, Lumpen, unsere zollvereinsländische Industrie nur fördern werden, keineswegs ihr Vernichtung drohen. Das Zollparlament war für diese Specialitäten mit eminenten Sachverständigen gesegnet; für Wein, abgesehen von den Süddeutschen Diffené, Jordan, Pfannebecker u. s. w., durch Braun (Wiesbaden), den Vertreter der Bezirke Rüdesheim, Steinberg, Markobrunn und Johannisberg, der schlagend bewies, wie die Herabsetzung der Weinzölle nur den Falsificaten Schaden bringen werde, die man in Norddeutschland als Wein verkaufe; für Lumpen durch Dr. Müller (Lauban), der unter großer Heiterkeit des Hauses zu dem Resultat kam, „daß Oesterreich das glückliche Land ist, welches Ueberfluß sowol an Lumpen als an Papier hat, während der Deutsche Zollverein zwar etwas Ueberfluß an Papier hat, allein nicht so viel Lumpen im Lande, als er braucht"; für Roheisen endlich durch den Sprecher der norddeutschen Hohöfen Meier (Bremen), der Deutschland für vollständig reif hielt, in diesem Artikel es mit ganz England aufzunehmen. Dagegen ward durch die Reden und Auseinandersetzungen Miquel's, Waldeck's, auch Mohl's, und vor allem den trefflichen Vortrag Feustel's***) aus Baireuth klar, daß die Unterhändler des Deutschen Zollvereins mit Oesterreich bei Festsetzung der Tarife bewußt oder unbewußt, um den Vertrag zu Stande zu bringen, die Zukunft der deutschen Leingarnzwirnerei durch Herabsetzung der Eingangszölle preisgegeben hatten. Diese Thatsache scheint uns trotz aller gegentheiligen Ausführungen Delbrück's †) vollkommen festzustehen. Dagegen ist sicher und ward auch von Delbrück hervorgehoben, daß dieselbe Maßregel, die einem großen Theil der deutschen Leingarnspinner und -Zwirner die Lebensluft zu entziehen droht, der deutschen Leinweberei zugute kommt, und bei der Massenhaftigkeit der Arbeitskräfte, die durch die Leinweberei ihren Unterhalt finden, erscheint uns sozusagen der Trost größer als das Unglück. Dies schien auch den Rednern einzuleuchten, die am 9. und 11. Mai aus Besorgnissen vor der Zukunft der deutschen Leinzwirnerei das Wort ergriffen. Keiner außer dem Militärcuraten Lukas wollte aus diesem Grunde die Verantwortung für die Ablehnung des ganzen Vertrags übernehmen. Mit 246 gegen 17 Stimmen wurde dem Handelsvertrage mit Oesterreich am 11. Mai die unbedingte Genehmigung seitens des Zollparlaments ertheilt. So ungeheuer die Majorität war, so geht man doch irre, wenn man die 17 Verneinenden insgesammt als Schutzzöllner betrachten und meinen wollte, die wirthschaftliche Partei in Deutschland, die noch vor

*) Bericht der Ausschüsse des Zollbundesrathe, Anlagen Nr. 5, S. 60 u. f. w.
**) Rede Mohl's, Stenographischer Bericht, S. 132.
***) Stenographischer Bericht (Sitzung vom 11. Mai), S. 166 fg.
†) Stenographischer Bericht, S. 140 fg., 164, 170.

Digitized by Google

wenigen Jahren durch die Vernehmlichkeit ihres Geschreis bei jedem Fortschritt des Zollvereins über ihre Zahl zu täuschen wußte, zählte wirklich ganze 17 Stimmen im Zollparlament. Denn aus schutzzöllnerischen Bedenken stimmten gegen den Vertrag nur die sieben Schwaben Mohl, Bayhinger, Deffner, Ammermüller, Knosp, Neurath und Probst. Die ultramontanen Demagogen Bissing, Jörg, Sepp und Lukas dagegen versagten dem Vertrage ihre Genehmigung deshalb, weil sie eine Annäherung Oesterreichs an die leitende deutsche Staatsmacht daraus befürchteten, oder wie Lukas sich mit einem Worte Friedrich Wilhelm's IV. fein auszudrücken glaubte: „Weil dieser Racker vom Staat dem wahren Wohle der Gesellschaft (d. h. der Gesellschaft Lucä und Consorten) sehr oft im Lichte steht.“*) Für die fernere Behandlung wirthschaftlicher Fragen im Zollparlament war diese Debatte und Abstimmung nahezu so entscheidend, wie die große politische Debatte vom 18. Mai in politischer Hinsicht. Es tagte über die Zahl der absoluten Schutzzöllner, über das Maß antinationaler Gesinnung eines Freiherrn von Zu-Rhein, Freiherrn von Hafenbrädl, von Ow und von Stotzingen, die wirklich lieber die Völker Oesterreichs, mit deren Zuneigung sie so gern prahlen, einer nothwendigen wirthschaftlichen Erleichterung berauben, als Preußen die Segnungen des friedlichen Werks ernten lassen wollten. Und noch in anderer Hinsicht war die Abstimmung vom 11. Mai die wirthschaftlich bedeutsamste der Session. Die Tarifermäßigungen des österreichischen Zollvertrags bedeuteten einen Bruttoausfall von mindestens $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlrn. Die Entwürfe der Regierungen über die Tabaksversteuerung und -Verzollung und die Reformen des innern Vereinszolltarifs gingen wesentlich darauf aus, den Ausfall, der durch den österreichischen Handelsvertrag erzeugt wurde, durch höhere Besteuerung des Tabacks und Einführung einer Petroleumabgabe mindestens auszugleichen. Die Vormacht Deutschlands versteht bekanntermaßen zu rechnen. Die Einnahmen aus dem Tabak und Petroleum mochten nun auch, jede für sich gerechnet, sehr niedrig veranschlagt sein, um den Schein zu erwecken, als deckten die Zollvereinsregierungen durch ihre Liberalität gegen Oesterreich kaum den Ausfall der Einnahmen. Aber sicher war doch, daß ein namhaftes Deficit im Vergleich zu den frühern Zollvereinseinnahmen in Aussicht stand, falls sowol die Tabakssteuer und Tabakszollerhöhung in der von den Regierungen vorgeschlagenen Höhe von 12 Thlrn. pro Morgen Tabacksland und 6 Thlr. Eingangszoll, als die Petroleumsteuer mit ihrem voraussichtlichen Ertrage von 5—600000 Thlr. abgelehnt wurde. Dieses Deficit war unbedeutend zu nennen, wenn das Zollparlament den Tabak überhaupt höher als bisher besteuerte, dagegen die Petroleumsteuer verwarf. Nur war für den letztern Fall, für den Fall der Ablehnung der Eingangsabgaben auf Erdöle, fast mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Regierung den Entwurf ihrer Tarifreform zurückziehen werde. Somit gab also die Abstimmung über den Handelsvertrag mit Oesterreich den Freihändlern der Versammlung wenigstens die ganze zukünftige Taktik an die Hand in Bezug auf ihre Stellung zu den beiden wichtigsten noch übrigen Vorlagen von vorwiegend wirthschaftlichem Interesse, der Tabakssteuer und der Tarifreform.

So viel war sicher, daß vom freihändlerischen Standpunkte aus der Gesetzentwurf über die Besteuerung des Tabacks in den Proportionen, welche die Regierung anlegte, absolut und relativ unannehmbar war; absolut, weil man sich über eine Einnahme für eine ganze Reihe von Millionen für unbestimte Zeit der constituirenden Mitwirkung begab; relativ, weil man mit Annahme des Gesetzes die ganze Richtung der modernen Finanzpolitik auf den Kopf gestellt hätte. Die Vorlage forderte 12 Thlr. vom Morgen inländischen Tabacks, 6 Thlr. vom Centner des importirten. Kein Einsichtiger konnte leugnen, daß man in doppelter Richtung auf eine abschüssige Bahn gerathe, wenn man dieses Verhält-

*) Stenographischer Bericht, S. 161.

Digitized by Google

niß acceptirte. Man decretirte damit den Ruin des inländischen Tabacksbaues, der sich dann verhältnißmäßig weit weniger geschützt sah als bisher; und gleichzeitig gab man das odiöse Exempel einer Erhöhung der Eingangszölle, während beim österreichischen Handelsvertrage noch die Vertreter der Regierungen und Volksvertretungen die stetige Ermäßigung der Zollschranken für die allein zukunftssichere Handelspolitik übereinstimmend erklärt hatten. In der letzten Hinsicht war das Maß des Widerstandes bald gefunden. Die verschämten und entschiedenen Freihändler waren darin einig, daß der bisherige Eingangszoll von 4 Thlrn. keinesfalls erhöht werden dürfe. Weit schwieriger war, zu diesem Eingangszoll die Höhe der Morgensteuer zu ermitteln, die, ohne die inländische Tabacksproduction zu vernichten, doch einen ausreichend fiscalischen Nutzen in Aussicht stellte. Der letztere namentlich durfte nicht außer Augen gelassen werden, weil, wenn man die Regierung zwang, auch die Tabacksteuervorlage ganz zurückzuziehen, man sich der vortrefflichen Gelegenheit entäußerte, die erste deutsche Reichssteuer gleichmäßig für Nord und Süd zu erlassen. Und dieses Moment war in nationaler Hinsicht jedenfalls das wichtigste an der allgemeinen Tabakssteuer. Indessen nach den norddeutschen Erfahrungen konnte die schließliche Feststellung der Morgensteuer nicht schwer fallen. Wenn unter den weit ungünstigern Productionsverhältnissen des Nordens eine Productionssteuer auf Tabak von 6 Thlrn. im Vergleich zu dem Zollsatz von 4 Thlrn. erträglich erschien, so war der Süden sicherlich in der Lage, bei dieser Besteuerung es auszuhalten. Und dieses Verhältniß, das zunächst unter den Freihändlern aus wirthschaftlichen, dann unter der nationalen Fraction aus wirthschaftlichen und politischen Gründen die große Majorität gewann, ist dasjenige, das schließlich auch im Plenum am 15. und 16. Mai, trotz der Vereinigung von fast allen süddeutschen Stimmen wegen vermeintlicher Gefährdung ihrer Tabakscultur mit denjenigen der Fortschrittspartei und der übrigen Minoritäten des norddeutschen Reichstags, mit 167 gegen 131 Stimmen den Sieg davontrug. Die starke Minorität war wesentlich von solchen gebildet, die das Verhältniß der Morgensteuer zum Eingangszoll (von 6 zu 4) für ein dem Tabacksbau nachtheiliges hielten. Das von der Linken vorgeschlagene Amendement (Hagen), das Verhältniß von 5 zu 4 zu stellen, würde als principielle Gegner der Morgensteuer, wenn es angenommen worden wäre, sicherlich nur die Mitglieder der Süddeutschen Fraction und der Socialisten gezeigt haben. Wol der verfehlteste Einwand, der von demokratischer Seite gegen die Tabakssteuer erhoben wird, ist der, daß es eine neue indirecte Steuer sei, während die Vermehrung der directen Steuern im eminent-constitutionellen Interesse liege. Wir lassen die letztere Behauptung ununtersucht, wollen auch gar nicht unsern Lesern zumuthen, eine Abhandlung darüber zu vernehmen, daß doch die Consumtion des Tabacks unter allen Umständen eine Luxusconsumtion ist, und darum gewiß besteuerungsfähig, daß die Tabakssteuer ferner sich fast ohne Verwaltungskosten und genau nach der genossenen Quantität, also gewiß gerecht, umlegt. Aber wer dem Zollparlament den Vorwurf entgegenhält, daß es indirecte Steuern einführe, der vergißt wol ganz, daß das Zollparlament, namentlich wenn es die engen Competenzgrenzen bewahrt, die ihm diejenigen beimessen, von denen jener Vorwurf stammt, kaum jemals verfassungsmäßig in der Lage sein wird, andere als indirecte Steuern zu beschließen. An dieser Stelle mag übrigens nochmals, zum drastischen Belege unserer frühern Behauptung, über die eigentlichen Motive des Zusammengehens der Conservativen (d. h. der Inspirirten der preußischen Regierung) mit den süddeutschen und norddeutschen Vaterlandslosen bei der Adreßdebatte und Abstimmung daran erinnert werden: daß die Verhandlungen und die Schlußabstimmungen über die Tabakssteuervorlage stattfanden am 15. und 16. Mai, daß die sogenannten „Süddeutschen" par excellence dort männiglich gegen jedes Zustandekommen des Gesetzes opponirten, und daß am 18. Mai bereits (der 17. Mai war ein Sonntag) die Conserva-

Digitized by Google

tiven unter Bismarck's Vortritt sich lebhaft von ihren Busenfreunden vom 7. Mai los-sagten.

Die Verhandlungen über die Tarifreform können, wenn man von den unfruchtbaren Debatten absieht, die sich nach dem 20. Mai über Tarifermäßigungen aller Art entspannen (nachdem bereits sicher war, daß die Regierung den Gesetzentwurf überhaupt zurückziehen werde!), im wesentlichen als die Debatten über die von den Regierungen beabsichtigte Petroleumsteuer bezeichnet werden. Die Petroleumsteuer zusammen mit dem unglücklichen Zwillingskind einer Tabacksmorgensteuer von 20 Thlrn. und eines Tabaks-einfuhrzolls von 12 Thlrn. nannten den preußischen Finanzminister von der Heydt ihren Vater. Solange der Morgen ihrer Kindheit noch von dem freundlichen Lächeln eines in Aussicht stehenden Tabaks-Petroleumbündnisses der Conservativen mit den Süddeutschen umspielt war, hat er aus seiner Vaterschaft kein Hehl gemacht. Durch diese Zwillingskinder documentirte sich von der Heydt als ein rüstiger handlicher Finanzminister, der, wenn die Steuerkraft des Volks unter dem Sinnbild eines vollen Gefäßes dargestellt werden kann (Braun-Wiesbaden in der Sitzung vom 19. Mai), lieber aus einigen recht großen, als vielen kleinen Löchern den Inhalt abzapfen möchte — auf die Gefahr hin, den Inhalt rascher abzuführen, als er sich ergänzt. Sehr auffallend war, daß der Finanzminister die preußischen Vertreter des Zollbundesraths für sein Project gewonnen hatte, das Erdöl mit circa $1\frac{4}{5}$ Pf. pro Pfund, d. h. mit 15 Sgr. pro Centner zu besteuern. Denn in der That bezeichnete diese Steuer eine Umkehr von der richtigen, großartigen Handelspolitik, die Preußen seit 1862 in ebenso glänzender als erfolgreicher Weise eingeschlagen hatte. Sie trat sogar mit den eigenen Motiven in Widerspruch, die sie dem Handelsvertrage mit Oesterreich und der Vorlage über die Tarifreform beigegeben hatte. In beiden hatte sie, auf die eigene Erfahrung, auf die des Zollvereins und Englands gestützt, dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß eine Herabsetzung der Zölle keineswegs überall gleichbedeutend sei mit einer absoluten Mindereinnahme des Fiscus; im Gegentheile hatte sie selbst bei sehr vielen Artikeln auf einen Ueberschuß von Einnahme statt auf einen Ausfall infolge der Herabsetzung gerechnet. Auch der feine handelspolitische Gedanke, daß die gänzliche Freigabe bisher zollpflichtiger Artikel eine verstärkte Consumtion anderer zollpflichtiger Waaren zur Folge haben werde, fand sich in den Motiven angedeutet, sodaß der durch Zollermäßigungen und gänzliche Zollbefreiung einer Reihe von Artikeln veranschlagte effective Ausfall in den Einnahmen nach der Berechnung der Regierungen nur circa 600000 Thlr. betragen haben würde. Diesen Ausfall wollte die Regierungsvorlage mit der Petroleumsteuer decken. Der Entwurf berechnete die Einfuhr von Petroleum in den Zollverein im Jahre 1867 auf 1 Mill. Ctr., sodaß die Petroleumabgabe gerade 500000 Thlr. eingebracht hätte. Da brachte wenige Tage vor der Debatte im Zollparlament der „Preußische Staats-Anzeiger", im übelsten Moment für die Regierungen, genaue statistische Nachweise über den Import von Petroleum in den Zollverein während der letzten Jahre — seit drei Jahren ist ja überhaupt die Consumtion der Mineralöle erst von nennenswerthem Umfang gewesen. Diese statistischen Resultate, deren Richtigkeit von den Regierungen am wenigsten bestritten werden konnte, wiesen nun nicht nur eine stete und zwar kolossale Vermehrung der Einfuhr, ein Sinken des Preises nach (unter sehr bedeutenden Schwankungen, von 17 Thlr. auf $7\frac{1}{2}$ Thlr. pro Centner), sondern stellten auch außer Zweifel, daß die Regierungsvorlage die Einfuhrbewegung des Jahres 1867 in mindestens fahrlässiger Schätzung um volle 600000 Ctr. zu niedrig veranschlagte. Im Jahre 1868 aber war der Import ohne allen Zweifel noch viel erheblicher gewachsen, da in diesem Jahre all die außergewöhnlich ungünstigen Symptome des Jahres 1867, die Nachwirkungen des Krieges, eine empfindliche Handels- und Productionskrisis, die Misernte, zum größten Theil verschwunden oder in lebhafter Abnahme

Digitized by Google

begriffen waren. So war gewiß, daß die Regierungen in der Petroleumsteuer eine Einnahmequelle erhielten, die nach den Einfuhrverhältnissen des Jahres 1867 800000 Thlr., nach denen des Jahres 1868 reichlich 1 Million betragen mußte. Ja, diese Einnahme mußte so sicher fortwährend steigen, als der Verbrauch des Petroleums selbst jetzt eher auf der untersten als höchsten Sprosse seiner Steigung steht. Diese Thatsache war es, die den Regierungen die Petroleumabgabe zu einer der werthvollsten fiscalischen Speculationen machte, welche die Geschichte der Finanzwirthschaft überhaupt kennt.

Aber gerade deshalb hatte die deutsche Volksvertretung allen Grund, sich vor Bewilligung dieser neuen Abgabe wohl zu hüten. Zwei Tage, den 19. und 20. Mai, nahmen die Verhandlungen in Anspruch. So sehr wir die Schlagfertigkeit und die gründliche Erfahrung und Bildung der Männer anerkennen, die sonst, namentlich von preußischer Seite aus, im Namen des Zollbundesraths zu sprechen pflegten, so gehaltlos muß in dieser Frage ihre Defensive genannt werden, gegenüber den wuchtigen Angriffen, die alle Parteien des Zollparlaments, mit Ausnahme der Conservativen und einiger „Bundesstaatlicher", gegen die Petroleumsteuer richteten. Während die Regierungspartei die Staats- und Zollvereinsfinanzen im grellen Widerspruch mit den eigenen Berichten der Regierung als so trostlose schilderten, daß nur die Steuer auf Erdöle die Staatsmaschine wieder etwas anfeuchten könne, und während die Regierungsvertreter bereits in der Generaldebatte leise andeuteten, daß mit der Petroleumsteuer das Gesetz über die Tarifreform stehe und falle*), wiegten sich einige norddeutsche Particularisten in dem frommen Glauben, mit Bewilligung der Steuer von rohen und gereinigten Mineralölen würden die Matricularbeiträge, diese Axt am Stamme der kleinen deutschen Selbständigkeiten, herabgesetzt werden.**) Selbst ein so hochansehnlicher und gutdeutscher Volkswirth, wie Feustel (Baireuth), ließ sich verleiten, die große Frage vom Standpunkt des bairischen Budgets aus zu beurtheilen, und deshalb für die Steuer zu stimmen, weil sonst „das Manco" in den bairischen Staatsfinanzen nicht wohl gedeckt werden könne.***) Dagegen wurden nun von den Gegnern der Petroleumsteuer die allerwichtigsten, politischen, constitutionellen und wirthschaftlichen Bedenken gegen die projectirte Abgabe geltend gemacht. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß der gewöhnliche Sterbliche erwartete, die „Süddeutschen" quand-même, die immer nur die zöllnerischen Schranken dieses Parlaments anerkannten, würden hauptsächlich an so wichtigen, competenzreinen Debatten sich betheiligen. Aber außer dem unvermeidlichen Mohl überließ die Süddeutsche Fraction das Reden gegen die Abgabe ausschließlich den Norddeutschen Braun, Miquel, Hennig u. s. w., und Marquard Barth aus Kaufbeuern. Wenn gleichwol eine größere Abhandlung des Professors Schäffle aus Tübingen, deren politischem Theil unten noch eine eingehendere Würdigung zutheil werden soll, bescheiden andeutet, daß der Süddeutschen Fraction wesentlich die Ablehnung der Petroleumsteuer zu danken sei, so darf diese bewußte Illusion nicht wundernehmen nach den Proben, die wir unsern Lesern unten von Schäffle'scher Geschichtschreibung vorzusetzen gedenken; aber wenn man die Süddeutsche Fraction selbst mit Hrn. Schäffle auf 47 Mitglieder taxirt und nach der amtlichen Abstimmungsliste ersieht, daß im ganzen 190 gegen, 99 Mitglieder für die Petroleumsteuer gestimmt haben, und von den Gegnern der Petroleumsteuer nur 39 auf die Süddeutsche Fraction fallen†), so dürften die Quellen ausreichendes Material zur Entkräftung der Schäffle'schen Uebertreibungen liefern.

Gleichwol gebührt die Würdigung der politischen und constitutionellen Bedenken gegen die Petroleumsteuer vornehmlich einem Süddeutschen, allerdings einem der besten Deutschen

*) Delbrück in der Sitzung vom 9. Mai, Stenographischer Bericht, S. 303.

**) Günther (Sachsen) in der Sitzung vom 20. Mai, Stenographischer Bericht, S. 320 fg., 322.

***) Feustel in der Sitzung vom 19. Mai, S. 300 fg.

†) Stenographischer Bericht, Abstimmungsliste vom 20 Mai.

Digitized by Google

unter allen, Marquard Barth. In der Redeluft der Abgeordneten, in der Unaufmerksamkeit des Hauses bei rein wirthschaftlichen Debatten, die sich auch am 20. Mai geltend machte, ist die ganze Bedeutung seiner Rede den meisten entgangen, namentlich denjenigen, die nach einem scherzhaften Worte Braun's die Aufgabe haben, „die Maikäfer einzufangen, die wir fliegen lassen", den Journalisten. Aber der Eindruck, den wir bereits beim Anhören der Rede Marquard Barth's empfingen, ist bedeutend gesteigert worden durch wiederholte Lektüre derselben in den Stenogrammen. Wir schätzen sie in ihrer Art ebenso hoch als die berühmte Rede Völk's vom 18. Mai; daß sie nicht denselben äußerlichen Erfolg errang, liegt sicherlich nur daran, daß am 20. Mai nicht die deutsche Frage, sondern rohes und raffinirtes Mineralöl den ostensibeln Hintergrund der Debatte bildete. Marquard Barth, Mitglied des frankfurter Parlaments, in Baiern der Führer der Fortschrittspartei, und scharfsinniger Gesetzgeber mehr als Referent über wichtige juristische und namentlich processuale Reformen in seinem Heimatlande, besaß durchaus die nöthige Feinheit, den unconstitutionellen und unpolitischen Charakter der Petroleumsteuer in das richtige Licht zu setzen. „Die politischen Gründe für die Ablehnung", sprach er, „liegen für mich vorzugsweise in dem Charakter und dem Wirkungskreise der gegenwärtigen Versammlung. . . . Dieses Zollparlament hat nur einen Werth als Uebergangsstadium, als eine Institution, die uns weiter führen soll auf dem Wege zu einer wahren politischen Vereinigung aller Theile des deutschen Vaterlandes. (Ruf: Sehr gut!) Ich freue mich deshalb, daß die Verträge bereits die Zeit vorgesehen haben, bis zu welcher die Regierungen glauben, das Zollparlament entbehren zu können. Ich glaube nämlich man wird es nicht aufgeben, ohne etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Nachdem das Jahr 1877 als dieser Zeitpunkt im voraus bestimmt ist, habe ich nur den Wunsch, daß wir noch vorher in eine andere Sphäre übergehen. Solange aber das Zollparlament besteht, liegt die Hauptschwäche dieser Institution darin, daß sie blos über Zölle oder indirecte Abgaben zu votiren hat, ohne irgendwie sagen zu können, was mit den Einnahmen geschehen soll, ohne Controle ihrer Verwendung. Das ist eine Einrichtung, die, solange die Welt steht, noch nicht dagewesen ist, daß eine politische Körperschaft die Einnahmen votirt, und eine andere über deren Verwendung bestimmt. Welche Confusion daraus entsteht, davon habe ich mich schon in den letzten Tagen recht lebhaft überzeugt. Wir befinden uns schon mitten in dem Wirrwarr. Der eine spricht von dem nächsten Budget des norddeutschen Reichstags, der andere von den Beschwerden der Aufbringung der Matricularbeiträge. Wieder ein anderer beklagt sich, daß im preußischen Staate einmal votirte Abgaben, wenn auch directe, nicht wieder abgeschafft werden können, ohne Zustimmung sämmtlicher gesetzgebender Factoren. (Ruf: Petroleum! Der Präsident verweist die Unterbrechung.) Ein vierter sagt: «Gott sei Dank, ich bin ein Süddeutscher, in meinem Staate steht es besser, wir haben eine zweijährige Finanzperiode, bei der ich über die directen Steuern mitrede. Da kann ich schon die Petroleumsteuer wagen.» Es hat also jeder andere Motive, einen andern Staat im Sinne. Das ist aber nur der Anfang. Bald werden die Finanzfragen beständig von einer Behörde an die andere verwiesen werden, so oft man Geld braucht. Verlangt die Regierung eine directe Steuer, so wird die Volksvertretung sagen, indirecte Steuern sind besser, die läßt man sich leichter gefallen, man weiß nicht genau, wie viel man bezahlt, wer wenig bezahlen will, consumirt wenig. Kommt die Regierung mit einer indirecten Steuer an das Zollparlament, so sagt dieses: «Macht doch lieber directe Steuern, sie erheben und vertheiler sich leichter.» Das Resultat von alledem wird sein, daß die Regierungen bei den Einzelvertretungen kein Geld bekommen und beim Zollparlament auch nicht. Da müssen wir doch vorsichtig sein, daß ein solcher Zustand nicht überwuchere. Wir müssen eine Grenze suchen hinsichtlich der Bewilligung neuer Abgaben, über die wir nicht hinausgehen, damit man

Digitized by Google

keine Anweisungen auf uns ausstellt, die wir nicht acceptiren können. Wir müssen den Grundsatz für uns maßgebend sein lassen, daß wir nur Gelder bewilligen, so weit wir deren Nothwendigkeit überschauen, und nur aus Gründen, die mit unserm Wirkungskreise zusammenhängen, nur dann neue Ausgaben bewilligen, wenn wir sie als Ersatz für die Einnahmen nöthig halten." Marquard Barth bestreitet nun überhaupt, daß ein Ausfall eintreten werde, „und wenn es der Fall wäre, so sind wir auch noch da". „Man wird vielleicht sagen: Ja, dann muß das Zollparlament wieder zusammenkommen. Meine Herren! das ist es gerade, was ich will. Ich will die Sicherheit haben, daß das Zollparlament im nächsten Jahre wieder zusammenkommt, damit wir hier die Amalgamirung, die langsame Arbeit der Verständigung fortsetzen. Wenn ich ein Mittel in der Hand habe, die Regierungen zu nöthigen, uns jedes Jahr zu berufen, so werde ich dieses Mittel meinerseits nicht aus der Hand geben. (Bravo! links.) Das ist meine Politik. Eine politische Versammlung hat, um Macht zu gewinnen, nur den Geldsack. Wenn Sie den voreilig ausleeren, wenn nichts mehr darin ist, was Sie zu geben haben, dann ist es mit Ihrem Ansehen zu Ende; solange man aber noch etwas von Ihnen zu holen weiß, so lange werden Sie auch umworben sein!" (Beifall links.)*) Neben Marquard Barth hatten schon zuvor Miquèl und Braun darauf hingewiesen, welcher Schatten auf diese Versammlung fallen, welche Erkaltung für die nationale Entwickelung die große Masse des Volks ergreifen müsse, wenn der erste ihr fühlbare Beschluß des Deutschen Zollparlaments der sei, den Weinzoll herabzusetzen, Perlen und Korallen freizugeben, und dafür das Licht des armen Mannes zu besteuern — eine Petroleumsteuer aufzulegen, an welche die zerrüttete Finanzwirthschaft Oesterreichs, Frankreichs, Spaniens und Italiens nicht einmal gedacht habe, die das einnahmebedürftige Rußland und England verschmähe.

Aber nicht minder triftig waren die zahlreichen wirthschaftlichen Bedenken, welche von den tüchtigen Nationalökonomen der Versammlung, Miquèl, Hennig, Braun u. s. w. gegen die Einführung einer Petroleumsteuer erhoben wurden. Eine so gründliche Abwendung von den segensreichen und von ganz Westeuropa getheilten Grundsätzen der preußischen Handelspolitik konnte allenfalls vorübergehend die äußerste Noth der Staatslage rechtfertigen. Aber hier wisse man noch nicht einmal mit einiger Bestimmtheit, ob den Staatsfinanzen überhaupt ein Einnahmeausfall bevorstehe; die Berichte der Regierungen selbst seien beherrscht von einer jovialen Anschauung der finanziellen Lage des Zollvereins. Der ganze angebliche Ausfall, sicher ein vorübergehender, beziffere sich nach der höchsten Berechnung auf 600000 Thlr., und dafür verlange man eine progressiv ansteigende Einnahmequelle, die heute schon über eine Million betrage. Dazu komme, daß die Steuer nicht nur der Freihandelspolitik, sondern den obersten Grundsätzen aller vernünftigen Steuer- und Finanzwirthschaft widerstreite. Durch eine wunderbare Gunst der Vorsehung sei unsern Tagen beschieden gewesen, den Lichtquell zu entdecken, nach dem Hunderte von Generationen vor uns vergebens sich sehnten, der dem Aermsten gestatte, dauernd dem Licht seiner Tage eine oder zwei Stunden täglich zuzusetzen, und durch Erzeugung neuer Werthe, oder die Bildung seines Geistes, oder den längern Verkehr in seiner Familie sein Los menschenwürdiger zu gestalten. Wo vor wenig Jahren noch die Thranlampe oder der Kienspan gebrannt, stehe jetzt die billigere helle Petroleumlampe. Eine Steuer auf diesen Leuchtstoff zu legen, bedeute die muthwillige Zerstörung vieler oder aller der productiven Leistungen, die ein hochstehendes Culturvolk von nahezu 40 Mill. Menschen mehr erzeugt, wenn ihm vergönnt ist, seine tägliche Arbeit nach freiem Behagen und nicht nach der Laune der Jahreszeit und der Dauer des Tageslichts zu bemessen. Wie eng die Sittlichkeit eines Volks damit zusammenhänge, daß den niedern Klassen daheim des Abends

*) Stenographischer Bericht, S. 315 und 316.

Digitized by Google

der Aufenthalt in erleuchteten statt in dunkeln Räumen gestattet wird, sei oft untersucht worden. Und neben diesen schweren und ganz sicher in Aussicht stehenden Nachtheilen, welche die Steuer zum Vernichter materieller und idealer Werthe mache, trage sie überdem alle Kennzeichen einer schlechten Steuer an sich. Sie sei unvernünftig von Haus aus, weil sie ein Lebensbedürfniß, das Licht, besteuere. Mit noch mehr Grund habe einst Michel Chevalier vorgeschlagen, das Sonnenlicht einer Abgabe zu unterwerfen, um die pariser Lichterzieher vor dem Misbrauch zu schützen, den die Sonne mit ihren zu Schleuderpreisen unter die Leute geworfenen Lichtmassen treibe. Sie sei ungerecht, weil sie nach Haushaltungen oder besser nach den Augen rein productiver Arbeiter vom fleißigen Mittel- und Arbeiterstand erhoben werde. Denn der Reiche oder Bemittelte, der sich der Oertlichkeit nach irgendwie Gasbeleuchtung und Gaseinrichtung leisten kann, wird sicherlich dieses noch intensivere, billigere und bequemere Licht vorziehen. Da aber, wo der Wohlhabende seines abgeschiedenen Wohnsitzes halber kein Gas consumiren könne, verbrauche er keinesfalls im Verhältniß zu seiner Steuerfähigkeit mehr Petroleum als der Arme. Zudem ergebe eine einfache Berechnung, daß die Steuer erheblich härter sei, als die Regierung sie veranschlage. Die Regierung gewähre keine Taravergütung, d. h. die Fässer würden in das zu versteuernde Gewicht eingerechnet werden; besonders aber sei die Leckage (Verlust, Durchsickern des Inhalts beim Transport und der Aufbewahrung auf Lager) beim Petroleum bedeutend; sie betrage 15—25 Proc. Die Leckage würde nun wol bei der Unterbringung des Petroleums in unversteuerten Lagerräumen bei Berechnung der Steuer zurückvergütet worden sein; aber wer hätte bei der großen Feuersgefahr Petroleum in unversteuerten Lagern unterbringen oder aufnehmen wollen? Endlich, wo gebe es in der Geschichte der bekannten Finanzpolitik ein Beispiel, daß eine Volksvertretung eingewilligt hätte, einen Gegenstand mit einer ansehnlichen Steuer zu belegen, der erst drei Jahre lang in einer Richtung seiner Verwendung, als Beleuchtungsmittel, zu allgemeinem Verbrauch gelangt sei. In der That kann man kaum eine technische oder medicinische Zeitschrift in die Hand nehmen, die nicht dem Petroleum eine neue Verwerthung im Interesse hoher Culturzwecke abgewänne.

Der große Erfolg aller dieser der Regierungsvorlage oppositionellen Argumente ist bereits oben im voraus erwähnt worden. Die Petroleumsteuer ward mit 190 gegen 99 Stimmen vom Zollparlament abgelehnt. Damit fiel das Gesetz über die Tarifreform. In der letzten Sitzung vom 23. Mai erklärte Graf Bismarck, daß er nach der definitiven Ablehnung der Petroleumsteuer (in der Schlußberathung mit 149 gegen 86 Stimmen) die Regierungsvorlage zurückziehe. Diese Anerkennung der Niederlage der Regierungen von seiten Bismarck's geschah aber keineswegs mit jenem erregten Tone, den man bisher von dem Lenker der Geschicke Deutschlands öfters gehört hatte, wenn ihm ein Lieblingsplan gestört zu werden drohte. Vielmehr entfaltete er die volle Ruhe eines Buchhalters, der einem fremden Conto die Ziffern einer verfehlten Speculation zur Last bringt.

Ueberblickt man die volkswirthschaftliche Seite der Thätigkeit des ersten Deutschen Zollparlaments ohne Rücksicht auf die wirkliche Herzensmeinung der Handelspolitik der Vormacht des Deutschen Zollvereins, so erscheint unbegreiflich die lebhafte Befriedigung der preußischen Regierungsorgane gerade mit den ökonomischen Resultaten des Deutschen Zollparlaments. Denn zwei sehr entscheidende und nimmer wegzuleugnende Niederlagen hatte die Regierung erlitten. Der Zollbundesrath forderte eine hohe Tabaksteuer (von 12 Thlrn.), verbunden mit einer Erhöhung des Einfuhrzolls; das Zollparlament bewilligte ihm nur die Hälfte des Ansatzes der Productionssteuer (6 Thlr.) und verwarf die Erhöhung des Schutzzolls, ließ es in dieser Richtung beim alten (4 Thlr.). Der Zollbundesrath verlangte ferner die Steuer von einem Existenzmittel (Petroleum) als Ersatz für die Zollermäßigungen bei einem Genußmittel (dem Wein), und das Zollparla-

Digitized by Google

ment verwarf zweimal bei namentlicher Abstimmung dieses Ansinnen. Und trotzdem waren diese ablehnenden Boten, in Verbindung mit den allgemeinen Klagen des Zollparlaments über die nicht ausreichend gründliche Vereinfachung und Herabsetzung der Tarife der preußischen Regierung so recht eigentlich aus der Seele gesprochen. Sie wußte sich fortan eins mit der Vertretung des deutschen Volks, wenn sie den schutzzöllnerischen Velleitäten der süddeutschen Vereinsregierungen entschieden Trotz bot und mit dem überkommenen Wust des Vereinszolltarifs gründlich aufräumte. Und dieses Resultat des Zollparlaments scheint uns in der That das in wirthschaftlicher Hinsicht werthvollste.

Auch aus der Thronrede, die der ehrwürdige greise König am 23. Mai dem zum Schlußacte im Weißen Saale versammelten Zollparlament vortrug, glauben wir die Erfüllung dieser Hoffnungen auf eine durchgreifende Tarifreform des Zollvereins für die nächste Session erwarten zu dürfen. So wenigstens lassen sich die königlichen Worte wol deuten, „daß die glückliche Verschmelzung der finanziellen mit dem wirthschaftlichen Interesse, dem der Zollverein seine Entstehung und seinen Aufschwung verdankt, bei dem nächsten Zusammentreten des Zollparlaments den vereinten Bemühungen der verbündeten Regierungen und des Zollparlaments" gelingen werde. Mit großem Behagen hat die einheitsfeindliche Gesinnung süddeutscher Heißsporne den Theil der königlichen Rede betont, wo das Oberhaupt des Deutschen Zollvereins seinen festen Entschluß dahin kundgab, daß „nicht die Macht, welche Gott in seine Hand gelegt, sondern die Rechte, über welche er mit seinen Bundesgenossen in freien Verträgen übereingekommen, jetzt und in Zukunft zur Richtschnur seiner Politik dienen würden". Die Herren aber verschweigen absichtlich, daß der König unmittelbar zuvor „als Ehrenpflicht bekundet hatte, daß er die ihm übertragenen Rechte als heiliges, von der deutschen Nation und ihren Fürsten ihm anvertrautes Gut in gewissenhafter Achtung der geschlossenen Verträge, und der geschichtlichen Berechtigungen, auf welchen unser vaterländisches Gemeinwesen beruht, handhaben und verwerthen werde".

Indessen, wie immer der König in seiner doppelten Eigenschaft als erster deutscher Souverän und Schirmherr des Deutschen Zollvereins sich über die Heiligkeit der Vertragsgrenzen vom 8. Juli 1867 aussprechen mochte: die großartigen Feste in der berliner Börse, in welcher Bismarck, Fürst Hohenlohe aus Baiern, Völk und Marquard Barth sich gleich enthusiastisch im Sinne einer deutschen Einheit vernehmen ließen, und in noch höherm Grade die stolze Fahrt des Zollparlaments und des Zollbundesraths nach Kiel und Hamburg haben manchem verstockten Anbeter des Süddundes das Geständniß entlockt, daß er anerkenne, die engste staatliche Einigung Deutschlands unter Preußens Führung sei nur eine Frage der Zeit. Wir sind weit entfernt davon, damit den Rest der großen Arbeit für gethan zu halten, wenn Dr. Sepp in Kiel auf die deutsche Flotte und Jachmann toastirt, und der Freiherr Zu-Rhein auf dem berliner Tivoli von deutschen Phrasen überströmt. Aber das ist sicher, daß es dem Hohn der Schwaben und Ultramontanen nicht gelungen ist, den mächtigen Eindruck zu verwischen, den das Fest in der Börse und noch mehr die Fahrt nach Kiel, der persönliche Anblick unserer jungen Marine und ihrer trefflichen Mannschaften, die gewaltigen Proportionen des norddeutschen Handelsemporiums an der Elbmündung und überall norddeutsche Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit auf die anschlußfeindlichen Festtheilnehmer aus dem Süden gemacht haben.

Während so reiche Erholung und Freude und der enthusiastische Empfang des Zollparlaments in Berlin, Kiel und Hamburg den Zweiflern an der Einheit Deutschlands mit demselben Nachdruck die Geheimnisse deutscher Stammesverwandtschaft offenbarte, wie der Ernst der beschlossenen Arbeit im Parlament dies an seinem Theile gethan: hatten sich 27 Mitglieder der Süddeutschen Fraction in einem Winkel des Parlamentshauses zusammengefunden, um den raschschreitenden bedrohlichen Geist nationaler Gesinnung und

Digitized by Google

die übeln Folgen des Zollparlaments für ihre kleinliche Weltanschauung durch große Worte aus dem Felde zu schlagen. Das Elaborat Schäffle's, das sie mit ihrer Namensunterschrift bedeckten, nannten sie „den Rechenschaftsbericht der Süddeutschen Fraction an ihre Wähler". Sie warteten ruhig ab, bis das Zollparlament officiell geschlossen und nach Kiel abgedampft war, ehe sie das Pamphlet in die Welt warfen. Der 18. Mai hatte sie belehrt, daß die Veröffentlichung eines derartigen Machwerks während der Session denn doch die übelsten Folgen für ihre Stellung in diesem Hause hätte haben müssen. Sie hatten die ganze Session über ihren nationalen Gegnern das Reden über politische Dinge verbieten wollen, hatten selbst ihre politische Weisheit, die sie vor ihrer Wahl daheim in Volksversammlungen leuchten ließen, hartnäckig in sich verschlossen. Nun, da ihnen das Parlament den Rücken gekehrt hatte und ihnen niemand officiell und von der Tribüne des offenen Parlaments widersprechen, niemand ihre verschwindende Minorität vor Augen halten konnte, faßten sie sich den Muth, ihre politischen Gedanken auszukramen. Es ist fürwahr schon recht spaßhaft zu lesen, wie sie ihre Wähler ahnen lassen, daß „ihrer Vereinigung gelungen sei" der Kampf, den die Freihändler des Hauses so erfolgreich gegen die Tabacks- und Petroleumvorlage der Regierungen geführt hatten, und wie dann den Wählern gemüthlich erzählt wird, „daß die Mehrheit der süddeutschen «Vereinigung» den Handelsvertrag mit Oesterreich angenommen, eine Minderheit ihn verworfen habe, weil seine Tarifermäßigungen auch nichtdeutschen Ländern ohne entsprechende Gegenleistungen zu statten kämen". Dem Verfasser der „Erklärung", dem Freihändler Schäffle, muß es recht angenehm gewesen sein, in dieser flachen Weise die unverständige Opposition seiner politischen Freunde gegen den österreichischen Handesvertrag zu beschönigen, um nur wenigstens 27 Unterschriften zu seinem Elaborat zu erhalten. Aber der politische Theil dieses „Rechenschaftsberichts" verdient vollends eine nähere Erwähnung. Die Pflanze der nebelhaften Neugestaltung Deutschlands auf dem Papiere hat seit den nüchternen Thatsachen des Jahres 1866 noch niemals aus leeren Phrasen ein so üppiges Wachsthum gesogen wie in der Erklärung vom 22. Mai. Wenn die Erklärer behaupten, sie hätten in unmittelbarer Anschauung maßgebender Personen und Verhältnisse „aufs neue erkannt, daß der Eintritt in den Norddeutschen Bund weder die Einigung der gesammten Nation (sic!) noch die constitutionelle Freiheit, noch die besondern Interessen Süddeutschlands fördern werde, daß vielmehr der Verfassung Norddeutschlands gegenüber die fernere Erhaltung der Selbständigkeit der süddeutschen Staaten geboten sei", so hätte man wirklich meinen sollen, die 27 Unterzeichner hätten sich in Berlin lediglich mit dem Studium des Bundeskanzlers und der norddeutschen Bundesverfassung beschäftigt, das ihnen doch in der That keine Stunde ihrer kostbaren Zeit gekostet hat, wie der weitere Inhalt ihrer Erklärung zur Genüge beweist. Von der norddeutschen Verfassung haben sie nämlich auch nach ihrem Aufenthalt von Berlin nichts weiter gelernt, als daß „die überwiegende Bevorzugung der Militärzwecke die Pflege der geistigen und materiellen Interessen beeinträchtigt". Davon, daß auf Grund der Bundesverfassung die norddeutsche Gesetzgebung alle die ungesunden Ueberbleibsel der Kleinstaaterei, die Beschränkung der Freizügigkeit, der Eheschließungen, der Genossenschaften, des Gewerbebetriebes, der Darlehnszinsen, die Schuldhaft, das Chaos der Maße und Gewichte innerhalb zweier Jahre beseitigt hat, an denen die „Südstaaten" vornehmlich kranken, wissen die Hasser des „norddeutschen Cäsarismus" natürlich nichts zu sagen. Von der politischen Verfassung Norddeutschlands haben sie dagegen bei ihrer Prüfung „maßgebender Personen und Verhältnisse" erfahren, daß „die durch Annectirung gesteigerte Uebermacht des Präsidialstaats der berechtigten Haltung (sic!) der kleinern Bundesstaaten keinen Raum gewährt, und daß mithin bei dem Zutritt Süddeutschlands das schließliche Aufgehen des Südens in den preußischen Einheitsstaat die Folge wäre". Wenig Trost bieten diese düstern

Digitized by Google

Propheten denjenigen ihrer Wähler, die etwa geneigt wären, ihnen Glauben zu schenken. Denn „der einzige Weg, der unter Vermeidung der ernstlich drohenden Gefahren dem endlichen Ziele eines einigen und freien Deutschlands entgegenführen" soll, besteht ihrer Ansicht nach „in der festen Verbindung der süddeutschen Staaten untereinander". Aber nachdem Baden, Baiern und selbst Würtemberg die Gründung eines politischen Bundes in Süddeutschland schon vor Jahresfrist abgelehnt haben und Hessen schlechterdings nicht in der Lage wäre, sich bei diesem Unternehmen zu betheiligen, gehört alles, was die 27 Erklärer von den Reizen dieses Südbundes zu sagen wissen, in das Gebiet theils vaterlandsloser, theils schlechthin vertragswidriger Redensarten. „Das Heraustreten aus haltloser Vereinzelung" soll sich nämlich ihrer Ansicht nach bekunden durch „gemeinsame Verständigung über militärischen Schutz (!) des Südens, durch gleichmäßiges Vorgehen (?) innerhalb des Zollvereins, durch eine fruchtbare Initiative in gemeinnützigen Angelegenheiten". Von dieser „Sammlung der staatlichen Kräfte Süddeutschlands" hatten die Erklärer keine geringere Hoffnung, als daß sie zwischen den Großmächten vermittelnd wirken, dem europäischen (!) „Frieden und den materiellen Interessen dienen und den süddeutschen Staaten die kräftige Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Pflichten gegen Norddeutschland möglich machen werde".

Ueberall, in Nord und Süd, hatte die deutschgesinnte Presse nur denselben verdienten Spott gegen diese Art und Weise, deutsche Politik zu treiben. Von dem Grade der Erregung, den das Gebaren der Süddeutschen Fraction hervorrief, macht man sich einen Begriff, wenn man namentlich die sonst stets maßvollen Organe der preußischen Regierung aus jenen Tagen in die Hand nimmt. Widmete doch eins derselben, das bis dahin dem Treiben der Süddeutschen Fraction im Zollparlament wie ihren Gesinnungsgenossen daheim nur mit sichtlicher Schonung zugesehen hatte, den Unterzeichnern jenes Rechenschaftsberichts den Nachruf: „Wenn eine Lampe im Verlöschen ist, so pflegt sie eben nicht gerade Wohlgerüche auszuströmen." Doch sehr bald war dieses Thema erschöpft; im Verhältniß zu der verschwindenden Minderheit und gänzlichen Einflußlosigkeit der Unterzeichner der Erklärung hatte man ihren Declamationen eigentlich schon zu viel Druckerschwärze gewidmet. Den Verfasser jenes Rechenschaftsberichts aber, den Zollparlamentsabgeordneten und damaligen tübinger Professor, Doctor der polytechnischen Oekonomie und jetzigen k. k. österreichischen Regierungsrath Schäffle, ließ die scharfe Lauge, welche die gesammtdeutsche Presse über das Kind seines Geistes ausgegossen hatte, nicht ruhig schlafen. In dem nächsten Hefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von Cotta (April—Juni 1868, CXXII, 2, 253—347) veröffentlichte er anonym einen Artikel unter dem Titel „Die erste Session des Deutschen Zollparlaments", von welchem 20 Seiten (S. 269—289) speciell der Thätigkeit der Süddeutschen Fraction und ihrem Rechenschaftsberichte gewidmet sind. Da der Artikel das Unglück hatte, in einer jener Zeitschriften abgedruckt zu werden, von denen der selige Baron Cotta zu sagen liebte, „daß sie nur für Staatsmänner, Philosophen und Diplomaten" geschrieben seien, der Verfasser desselben aber, obgleich er dermalen k. k. Regierungsrath ist, unmöglich wünschen kann, daß seine Studien „maßgebender Personen und Verhältnisse" insonderheit der Süddeutschen Fraction und seine Aufklärungen darüber, was sie eigentlich in ihrem Rechenschaftsbericht habe sagen wollen, nur von Staatsmännern, Philosophen und Diplomaten gelesen werden, so glauben wir unsererseits sowol dem Verfasser als seinen zahlreichen Verehrern einen großen Dienst zu leisten, wenn wir zum Schlusse unsers Artikels den wesentlichen politischen Inhalt des seinigen reproduciren. Daß Hr. Schäffle der Verfasser jenes Artikels ist, steht außer Zweifel. Der Verfasser ist ein Würtemberger, Volkswirth, Freihändler, Mitglied zugleich der freihändlerischen und Süddeutschen Fraction*), und „hat die

*) a. a. O., S. 253. 254. 258. 267. 269. 315.

Digitized by Google

Mücke vom sinkenden Fleischverbrauch im Kopfe". Diese theils angeborenen, theils erworbenen Eigenschaften hat nur Hr. Schäffle in sich vereinigt. Ehe er seine Leser mit der Süddeutschen Fraction, ihren Thaten und Absichten, und dem von ihm geschriebenen „Memorandum", gewissermaßen den Vorstudien zu dem von ihm gleichfalls herrührenden Rechenschaftsbericht, tractirt, führt er ihnen ein mehr munteres als wahres Bild vor von der preußischen Hauptstadt und ihren Bewohnern, der Zollparlamentseröffnung, dem äußern Ansehen der Versammlung und ihrer Sitzungsräume, endlich der Fractionsgliederung und der hervorragendsten Mitglieder des Zollparlaments. Wir würden unsere Verdienste um eine größere Verbreitung der Schäffle'schen Arbeit nutzlos schmälern, wollten wir unsern Lesern nicht wenigstens einige Proben auch aus diesem Theile derselben geben. Das erste, was der Verfasser in Berlin „schandbar" findet, ist „die venus vulgivaga, deren zudringliches Auftreten auch demjenigen widerlich auffallen muß, welcher Paris, London, Amsterdam besucht hat".*) Wir gestehen, daß wir in diesem Punkte gänzlich ohne die Unterlagen der Schäffle'schen internationalen Statistik sind. Aber zu verwundern ist nicht, wenn Hrn. Schäffle und seinen sechs Landsleuten im „Triangel" dieser „Krebsschaden" der „protestantischen Großstadt" ganz besonders aufdringlich erschien. Die Berliner „scheinen ihrer Masse nach aus ihrem Erwerbe die Mittel zu einem Luxus in Kleidern und zu einer sehr kräftigen Ernährung nicht zu ziehen. Der Physiognomie der Stadt fehlt der Edelrost der Jahrhunderte"; die Erinnerungen an den Großen Friedrich, die Freiheitskriege, das Jahr 1866, die tausend Blätter deutscher Geschichte, welche diese Stadt bei jedem Schritt dem Fremden erzählt, scheint der Verfasser nicht bemerkt zu haben. „Die Berichtigung seiner Menschenkenntniß und Vorstellungen vom berliner Arbeiterstande" zählt Schäffle „zu dem Werthvollsten, das er nach dem Süden heimgetragen habe". Er hat nämlich „ein scharfes Klassenbewußtsein der berliner Arbeiter der Bourgoisie gegenüber" entdeckt, in der Stadt, in dem der Schulze'sche Arbeiterbildungsverein über 10000 Mitglieder zählt! — und ist hoch erfreut, daß „die Verurtheilung des .... von 1866 durch einen demokratischen Nichtpreußen (Probst oder Bebel) in einer der Arbeiterversammlungen ein brausendes Echo gefunden hat". Die weitere Bemerkung, daß dieses Kaliber von Arbeitern vornehmlich dazu angelegt sei, „die Lösung der großen socialen Frage durchzuarbeiten", ist gewiß ebenso richtig, als daß die Süddeutsche Fraction berufen sei, ein einiges und freies Deutschland herbeizuführen; aber mit wenig bona fides kann der tüchtige Volkswirth Schäffle niedergeschrieben haben, „die schon lange dauernde Geschäftslosigkeit laste seit 1866 auf Europa" und sei die „Kehrseite der preußischen Ruhmesmedaille". Denn wenn mit dem Worte Geschäftsstockung überhaupt der Begriff einer wirthschaftlichen Krankheit verbunden und auf politische Ursachen zurückgeführt werden soll, auf die Unfertigkeit unserer öffentlichen Zustände, dann trägt jedenfalls der Süden und namentlich das Königreich Würtemberg den schwersten Theil dieser Schuld. Zur Colorirung des Tons der Schäffle'schen Arbeit nur wenige Proben. Den König von Preußen nennt er „einen von Gesundheit strotzenden Greis", Simson einen getauften Juden, Lasker einen „höchst gewandten Debater"; Bebel (zu dessen Vaterland er Chemnitz macht) ist ihm „eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten", die er „wegen der logischen Ordnung und Eleganz (!) des Vortrags**) zu den ersten Rednern der Versammlung" rechnet. „Ihm ist schon häufig gelungen, den Grafen Bismarck zum Sprechen zu bringen." Unsere Leser werden sich erinnern, daß dies einmal aus Anlaß der luxemburger Provocation Bebel's bei der Adreßdebatte des 1867er Reichstags in einer Hrn. Bebel eben

*) a. a. O., S. 254.

**) So sprach z. B. Hr. Bebel bei der Debatte über die Tabacksteuer unter größter Heiterkeit des Hauses gegen die hohen Civilisten (statt Civillisten).

Digitized by Google

nicht sehr günstigen Weise geschah. In den Augen Schäffle's spricht Schweitzer, den im norddeutschen Reichstage wegen der breiten Trivialität seiner socialen Ungeheuerlichkeiten niemand hören mag, „fast aristokratisch elegant". Mit demselben Rechte ungefähr nennt Schäffle den philiströsen Welfen Windthorst „den eminentesten Vorstand der im Centrum versammelten Elite", oder glaubte er, daß „Windthorst vielen Preußen wegen seiner nahen Beziehungen zur Süddeutschen Fraction ein Dorn im Auge" gewesen sei. In Hinsicht der norddeutschen Fractionsverhältnisse hat sich der Verfasser von irgendeinem Spaßvogel des Zollparlaments oder der Presse recht ansehnliche Bären aufbinden lassen. So wenn er der bundesstaatlich-constitutionellen Vereinigung „innigen Verkehr mit den preußischen Conservativen" nachrühmt, oder wenn er die Freiconservativen charakterisirt als „Bismarck's rechte Hand, die in Fragen der großpreußischen Politik die linke Hand des Grafen, die National-Liberalen wascht" (sic!), oder wenn er die preußischen Conservativen, die ihm und seinen Freunden zuerst Bundesgenossen, dann erbitterte Gegner waren, als die Partei bezeichnet, „welche am meisten im norddeutschen Reichstage geschlossen und nach festen Grundsätzen handelt". Bald aber bezeichnet er sie freilich wieder als „majorisirende Claque". Eine Unwahrheit aber spricht er aus, wenn er den Präsidenten Simson der Parteilichkeit gegen die Süddeutschen bezichtigt, denen Simson das Klatschen als Beifallsbezeigung verwiesen hatte, indem er behauptet: „die Linke habe mehrmals ungenirt geklatscht, wenn auch der Präsident keine Ohren dafür hatte". Mit der Entdeckung, daß „die Süddeutsche Fraction eine gewisse hervortretende Stellung eingenommen habe, ja daß ihr ein entscheidendes Gewicht zugefallen sei, und daß der König von Preußen mit ihr! durch die Betheuerungen seiner Schlußrede gerechnet habe", beginnt der politische Theil der Abhandlung Schäffle's. Interessant ist, daß auch er zugestehen muß, daß außer „den 17 Württembergern die Mehrzahl der Baiern und oppositionellen Badenser, süddeutschen Demokraten, Aristokraten und Bureaukraten und sogenannten Klerikalen" einträchtiglich in der Süddeutschen Fraction beisammensaßen, außer „den hospitirenden (!) Mitgliedern des norddeutschen Reichstags; der feste Kern der Fraction aber waren die Schwaben". Er gibt sich nun unsagliche Mühe, zu beweisen, wie naturwüchsig die Vereinigung dieser Mustersammlung aller Farben des politischen Regenbogens in einer Fraction gewesen sei. Für uns hat dieser Theil der Abhandlung nur das Interesse, daß wir an der Stelle, wo er erläutert, warum dem Rechenschaftsbericht der Süddeutschen Fraction die Unterschrift fast der Hälfte ihrer Mitglieder gefehlt habe, zum ersten male aus ihren eigenen Reihen vernehmen, daß es wirklich Mitglieder des Zollparlaments gibt (Mohl, Deffner, Ammermüller, Bayhinger), welche die Rechtsgültigkeit der Allianzverträge Norddeutschlands mit dem Süden in Frage stellen! Und dieselben Männer flossen im Zollparlament über von ihrer Vertragstreue, führten stereotyp die Heiligkeit der Verträge im Munde! Schäffle ist überzeugt davon, daß „die äußerst nüchterne Erklärung der Süddeutschen, bei der Rückkehr über den Main abgegeben", der „Einigkeit, Freiheit und dem Wohlstande der Nation mehr genützt hat" als die Debatte vom 18. Mai. „Es galt, den maßgebenden Orten in Berlin den bestimmten Eindruck zu hinterlassen, daß der Süden durch andere Reizmittel als die des nordbündischen Militärabsolutismus gewonnen werden muß, daß ohne Herstellung eines dauernd guten Verhältnisses (?) zu Oesterreich die deutsche Frage noch lange nicht gelöst ist. Der jetzige Nordbund kann nicht entfernt als Verwirklichung des Ideals deutscher Einheit vom Standpunkt süddeutscher (?) Anschauungen betrachtet werden. Die militärische (?) Einheit eines Theiles (?) von Deutschland ist keine Einheit im Geiste des deutschen (?) Volks, sondern nur eine Einheit, welche der wirklichen Selbstbestimmung der Nation in Gesammtheit und Gliedern Raum läßt, der geistigen und materiellen Cultur die schützende rechtliche Verfassung gibt, keinen großen und keinen kleinen Nachbar bedroht (!) und nicht den

Digitized by Google

Untergang der Wohlfahrt im Soldatenthum zum Ziele hat. (!) An deren Bewahrung und Verwirklichung gedenken die verlachten süddeutschen Ideologen mit ihrer letzten Kraft zu arbeiten." Dies sind die Studien, die der Autor über „maßgebende Verhältnisse und Personen" in Norddeutschland gemacht hat und mit denen er vor ein Publikum von „Staatsmännern, Philosophen und Diplomaten" tritt. Ihnen reiht sich würdig zur Seite sein Ausspruch von „der Nullität, welche den jetzigen Vasallen des Nordbundes (?) und der ganzen dortigen Volksvertretung beschieden ist. Die letztere hat schon jetzt so gut wie keinen Einfluß; der Absolutismus spottet ihrer". Vermuthlich gehört dieser Theil der Schäffle'schen Arbeit nach Ansicht der Redaction der „Deutschen Vierteljahrsschrift" mit zu jener „deutschen Unparteilichkeit und deutschem guten Glauben und dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt", Eigenschaften, ohne welche laut des Umschlags die Cotta'sche Buchhandlung keine Beiträge in diese für Staatsmänner, Diplomaten und Philosophen geschriebene Zeitschrift aufnimmt. In Norddeutschland weiß freilich jedermann, daß der norddeutsche Reichstag vom ersten Tage seines Bestehens an eine weit größere Machtfülle verfassungsmäßig und thatsächlich besessen hat als die Volksvertreter am Nesenbach oder ein ganzes süddeutsches Parlament unter dem radicalsten Ministerium je besitzen könnte. Noch haltloser aber als diese Schmähungen gegen die politische und parlamentarische Gestaltung Norddeutschlands ist die andere Hälfte des politischen Theiles der Schäffle'schen Arbeit, um derentwillen er wol hauptsächlich zur Feder gegriffen hat, d. h. sein Recept, „das in den bereits erschütterten Königshallen in Stuttgart und München schon deutlich an der Wand flammende Mene Tekel" auszulöschen. So sehr nämlich Schäffle davon überzeugt ist, „daß den Urhebern des vielgetadelten Rechenschaftsberichts ein ebenso klares wie bescheidenes Bewußtsein des Ziels und der Mittel zum Ziele beigewohnt habe", so schwer lassen sich andere Menschen, auch wenn sie das Innheft der „Deutschen Vierteljahrsschrift" gelesen haben, überreden, das zu glauben. Mit Mühe läßt sich nämlich aus Schäffle auch nur so viel herauslesen, was denn eigentlich das Programm, die bewegende Idee seiner und seiner Genossen Staatskunst sei. Er läßt vermuthen „die großdeutsche Grundidee". Aber was die großdeutsche Grundidee sei, erfahren wir leider auch von Hrn. Schäffle nicht. Freilich ist er schon dahin gelangt, die Einheit Deutschlands auf folgenden drei Wegen für „logisch denkbar" zu halten: „entweder Preußen gewinnt außer Südwestdeutschland auch das deutsche Oesterreich und wird Schutzmacht Ungarns (!), oder es legt den Militärstaat ab, decentralisirt sich (?) in freiheitlicher Weise und ist dann dem Geist (sic!) und Wesen nach ein natürlicher und verläßlicher Bundesgenosse Oesterreichs (!), oder Preußen und Oesterreich bleiben was sie sind ... dann hat der noch freie Theil Süddeutschlands die doppelte Aufgabe, durch Sammlung und Organisation seiner staatlichen Kräfte seine hohen politischen Güter zu wahren und ein Bindeglied zwischen Preußen und Oesterreich für jede nationale Aufgabe des Schutzes und der Gesittung zu werden, zu nationaler Abwehr keinem zu fehlen, aber jedem antinationalen Kriege Preußens (nämlich gegen Oesterreich) sich zu entziehen"! Wir meinen, unsern Lesern auch zu dieser Sorte deutscher Politik keinen Commentar liefern zu müssen. Sie gelangt naturgemäß zu der landesverrätherischen Klage, daß bald nicht einmal mehr auf eine Einmischung des Auslandes zu Gunsten süddeutscher Selbständigkeit zu rechnen sein werde, oder wie Schäffle sich mit rheinbündlerischer Feinheit ausdrückt, „daß nicht einmal die europäische Staatengravitation für sie reagirt"!

Diese Politik führt zu jenem Delemma, welches die Süddeutsche Fraction und die Schäffle'sche Arbeit so unhold kennzeichnet, daß sie in Einem Athem die nationale Einheitsbewegung zu ersticken versucht mit dem Hinweis auf die Verträge, und gleichzeitig mit Schäffle (S. 284) Eines Sinnes ist, daß die Allianzverträge den süddeutschen „Staaten" keine Opfer ihrer militärischen Selbständigkeit auferlegen. Man glaubt in

Digitized by Google

der That eine weiland Beust'sche Note oder ein anderes Actenstück mittelstaatlicher Ueberhebung unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützendem Privilegio zu lesen, wenn Schäffle anscheinend ernsthaft versichert: nach den Allianzverträgen „wäre nirgends von einem Bruche vertragsmäßiger Verbindlichkeiten oder von Feindseligkeiten gegen Preußen die Rede", wenn Süddeutschland in jedem einzelnen Kriege den casus foederis prüfen und unter Umständen auch „durch eine wirksame Bestreitung des casus foederis den Krieg vereiteln" würde, oder wenn es eine „gleichartige und volksthümliche militärische Organisation", d. h. die vaterlandslosen Tändeleien mit Jugendwehren und zweimonatlicher Dienstzeit einführen wollte. Aber wie jene Zeiten, da die Trias noch an ihre europäische Großmacht glaubte, ist auch die Verwirklichung solcher Rheinbundsgelüste, dank der Allianzverträge, für immer vorüber! Auch Schäffle und seine Mitsonderbündler begreifen, daß Preußen sich aus „seinem breiten militärstaatlichen Bette" nicht herauslocken lassen werde, um den Phantomen des Schäffle'schen Siebzigmillionenreichs, „einem deutschen Reichswesen in Freiheit und Autonomie und starker defensiver Organisation" nachzustreben, um Südwestdeutschland staatsrechtlich und dem Herzen nach zu gewinnen", und gar „auf eine Rückbildung des Staats hinzuarbeiten". Vor solchen Selbstmörderischen Schwärmereien ist Preußen seit dem Jahre 1866 für immer bewahrt, und der persönliche Verkehr mit solchen Männern, wie dem Professor Schäffle und seinen Gesinnungsgenossen, wird wol die preußischen Staatsmänner nicht gerade sehr dafür begeistern, die „Rückbildung des Staats" zu inauguriren, deren seliges Ende „ein Geist und Wesen wäre, das Oesterreich ein verlaßlicher Bundesgenosse" sein müßte. Die „nüchterne, kühle und bescheidene" Selbstschätzung der Süddeutschen Fraction ist auch nicht sehr hochgemuthen Herzens, wo sie von ihrer Zukunft spricht. Während einige Seiten zuvor uns Hr. Schäffle versichert, daß nächstes Jahr die Süddeutsche Fraction wieder wie Ein Mann im Zollparlament zusammentreten werde, gibt er dann zu, „daß der Süden der Gewalt binnen Jahr und Tag erliegen kann", und für diesen Fall erklärt er im voraus ein Aufgehen in den preußischen Einheitsstaat für viel wünschenswerther als die „Vasallenschaft" im Norddeutschen Bunde. Man sieht, die Süddeutsche Fraction läßt mit sich handeln, und die Nachwirkungen des Zollparlaments bis in unsere Tage geben die besten Hoffnungen, daß ihr das Mindestgebot, d. h. das für die nationale Entscheidung günstigste ausgezahlt werde. Nicht genug damit, daß der Süden und speciell Würtemberg mit seinen Versuchen, autochthone süddeutsche staatliche Zustände, z. B. besondere Militäreinrichtungen zu schaffen, ein gründliches Fiasco nach dem andern in Scene setzt, so haben sich diese sogenannten „Staaten" auch gänzlich unfähig erwiesen, in dem sehr bescheidenen Sinne zum „Südbunde" sich umzubilden, den der Schäffle'sche Artikel als einzig greifbare Grundlage aufführt, die gemeinsame Organisation in wirthschaftlicher Hinsicht. Selbst eine so einfache gesetzgeberische Maßregel, wie die Annahme des französischen Münz- und Gewichtssystems, die Schäffle als die neidenswerthe Arbeit des Südbundes für das nächste Decennium empfiehlt, hat der Norddeutsche Bund im Handumdrehen vollzogen, ehe in Süddeutschland die politischen, philosophischen und diplomatischen Leser des Hrn. Schäffle auch nur Zeit fanden, über die hohe Wichtigkeit der Frage nachzudenken. Solche Thatkraft und solch entscheidendes Vorgehen zeugen am besten, wem die Zukunft gehört.

Digitized by Google

Bilder aus der Volksheilmittelkunde.

Von Karl Ruß.

1) Das Verbrechen.

In jeder Gegend unſers deutſchen Vaterlandes, auf dem Lande und auch in den kleinen Städten, finden wir einen Mann, der für die ganze Bewohnerſchaft als durchaus unentbehrlich gilt. Gewöhnlich iſt es ein ehrſamer Handwerker, ein Schäfer oder dergleichen, jedenfalls aber ein großer und ſtarker Mann. Seine Thätigkeit hat ſich meiſtens vom Vater auf den Sohn vererbt, und wenn ſie auch weder in einem großen Wiſſen noch in einer beſondern Kunſtfertigkeit beſteht, ſo wird ſie doch inſoweit reſpectirt, daß ſich nicht leicht irgendein anderer Menſch in derſelben Gegend unterfängt, ſie ebenfalls auszuüben. Nur ein ehrwürdiges Haupt der Familie, ein alter, jedoch noch ſehr kräftiger Bauer führt ſie hier und da im Nothfalle ſelbſt aus.

Und worin beſteht jenes Thun nun eigentlich? Ein Blick in das einfach-tägliche Leben der Dörfler zeigt es uns.

Dort bewerkſtelligt eine Familie ihren Umzug aus einem Dorfe ins andere. Die kräftige junge Frau iſt raſtlos thätig; ſie ſchleppt ihre Sachen herbei, während der Mann ſie auf dem Wagen ordnet und befeſtigt, dann beſorgt ſie auch noch ſchnell den ſchlichten Mittagsbrei, nimmt den jüngſten bausbäckigen Jungen auf den Arm und fort geht's jetzt der neuen Heimat zu. Aber ach, das hier erwartete beſſere Geſchick finden die Armen noch keineswegs; im Gegentheil, die erſte Zeit bringt ihnen neues Herzeleid. Die bis dahin kerngeſunde Frau beginnt zu kränkeln, und obwol ſie's in den erſten Tagen mit aller Kraft zu überwinden ſucht, ſo wirft ſie die zunehmende Krankheit dennoch bald aufs Krankenbett. Alle Glieder ſchmerzen ſie, Schwere und Mattigkeit in Kopf und Beinen drücken ſie nieder und innerlicher Froſt durchſchüttelt ſie unheimlich, während Stirn und Hände brennen. Wir meinen, die Frau habe ſich Ueberlaſt beim Umzuge gethan, ſich übermäßig angeſtrengt, erhitzt, ſei dann im rauhen Luftzuge kalt geworden, dazu kommen vielleicht Heimweh, Sorgen und andere Gemüthsbewegungen, und dies alles zuſammen erkennen wir als die Urſachen, daß nun ein hitziges Fieber u. ſ. w. im Anzuge ſei.

Allein die Dörfler, zu Rathe eilende Gevattern, gute Nachbarn, alte Frauen u. ſ. w. ſind anderer Anſicht. Sie hat ſich „verbrochen" oder „verhoben", d. h. durch zu ſchweres Heben ſich beſchädigt, das iſt die einſtimmige Anſicht. Auf den Mann geſtützt, ſehen wir nun die kranke Frau mühſam zu dem oben geſchilderten Helfer wanken. Hier ſammelt ſich bald die ganze Stube, denn ein ſolcher wichtiger Act darf keineswegs im Verborgenen abgethan werden. Bald tritt er nun hervor, langſam-würdigen Schritts, im Gefühl ſeiner vollen Wichtigkeit. Die kranke Frau muß ſich auf eine Fußbank ſetzen, er tritt hinter ſie, umfaßt ſie kräftig mit beiden Armen, hebt ſie mit einem Ruck empor und ſchüttelt ſie derb durch, bis er ſie unſanft wieder niederſetzt. Dies alles geſchieht unter dem ſtaunenden Gaffen der Menge nicht blos mit einer Würde, ſondern auch mit einer Siegesgewißheit, die bewunderungswürdig iſt. Nun „gehe ſie und wandle", etwas anderes kann die Handbewegung, der Blick oder das kurze Wort unmöglich bedeuten, mit dem die Patientin entlaſſen wird. Sie wankt, doch ſchon bedeutend erfriſchter wieder nach Hauſe ... und nach wenigen Tagen iſt ſie friſch und geſund wie zuvor, fühlt kaum mal Mattigkeit mehr.

Geben wir nun auch zu, daß die kräftige Erſchütterung des ganzen Körpers als eine wohlthätige Reaction für die angegriffenen Nerven erachtet werden könnte, finden wir es auch erklärlich, daß jene unbedingte Zuverſicht im Gebaren des Alten auf die Seele und ihre innere Erregung höchſt wohlthätig und beſänftigend einzuwirken vermag, müſſen wir

Digitized by Google

sein Heilverfahren zugleich auch aus dem Grunde billigen, weil, wie fast immer bei allen diesen Leuten, durchaus keine Gabe dafür beansprucht wird, so dürfen wir diese Heilkünstelei dennoch keinesfalls als sach- und zeitgemäß gelten lassen.

Zuerst tritt uns die nächste in jedem Volksselbstheilverfahren liegende Gefahr gerade hier ernstlich entgegen; dies ist das Versäumen anderer, wirklich Erfolg versprechender Hülfe. Man bedenke, daß, wenn auch in recht vielen Fällen die Krankheit dieses „Verbrochenseins" in geschilderter Weise mit Hülfe der kraftvollen Körperconstitution des Leidenden glücklich abgeleitet werden mag, es doch zweifellos nur zu viele Fälle geben wird, in denen theils bereits zu weit vorgeschrittene Krankheit, theils die nicht für jene Gewaltcuren empfängliche Form derselben keine Besserung eintreten lassen, und in denen nun durch vertrauensseliges Abwarten das Herzurufen des Arztes so lange verzögert wird, bis auch seine Hülfe zu spät kommt.

Dazu kommen die Fälle, in denen durch das gewaltsame Ziehen und Schütteln geradezu Verschlimmerung des Zustandes hervorgebracht wird, und die gewiß nicht selten sein mögen. Denn da die Symptome jenes „Verbrochenseins" in den Begriffen des Volks außerordentlich schwanken, so wird man selbstverständlich gar mancherlei Krankheitserscheinungen hierher zählen und vorzugsweise den Beginn aller entzündlichen und schweren Krankheiten, bei denen aber gerade das Gegentheil jener Manipulation, unbedingte Ruhe erforderlich ist.

Wenn aber schließlich dieses Heilverfahren dann gar noch als wirkliche arge Medicinalpfuscherei auftritt und von Schwindlern und Betrügern benutzt wird, um den armen und unwissenden Dorfbewohnern ihre kärglichen Groschen aus der Tasche zu locken, dann ist es doppelt verwerflich und gehört mit zu den unheilvollsten Aeußerungen des Volkslebens in unserer Zeit.

Mit Rücksicht auf diese drei Seiten dürfte eine ernste Mahnung an alle wohlmeinenden Menschen- und Volksfreunde in Betreff des sogenannten „Verbrechens" nicht überflüssig sein. Die Lehrer und Gutsbesitzer, Dorfschulzen auf dem Lande, Gemeindevorsteher und alle übrigen einsichtigen Leute, welche sich des Vertrauens ihrer Mitmenschen erfreuen, seien dringend aufgefordert: einmal die Unwissenden in ihrer Umgebung über das „Verbrechen" und andere Krankheitserscheinungen möglichst aufzuklären, zweitens ein wachsames Auge auf jene anscheinend so harmlosen, ja wol gar „unendlich wohlthätigen" Heilkünstler zu haben, und drittens die eigennützigen Betrüger unter ihnen unerbittlich dem Staatsanwalt anzuzeigen.

Für den erstern Zweck dürfen wir mit gutem Gewissen Bock's „Volks-Gesundheits-Lehrer" (Leipzig, Keil) als ein äußerst billiges und klar belehrendes Volksbuch empfehlen. Für Gebildetere und Wohlhabendere dürfte Reclam's „Buch der vernünftigen Lebensweise" (Leipzig, Winter) noch empfehlenswerther sein. In keinem Falle sei hiermit aber gesagt, daß man sich selbst auf irgendwelche Curversuche einlassen solle, im Gegentheil, man soll danach streben, die Krankheitserscheinungen so weit erkennen zu lernen, um zu ermessen, wie dringend nothwendig die Hülfe eines Arztes vielleicht in einem sonst für leicht gehaltenen Falle sei, und soll danach streben: ein volles, rechtes Verständniß für den Werth, das Wesen und die Nothwendigkeit ärztlicher Hülfe zu gewinnen. Ohne jemand nahe treten zu wollen, dürfen wir wol ganz entschieden die Behauptung aufstellen, daß dies Verständniß hiervon selbst bei der großen Mehrzahl aller Gebildeten noch keineswegs so ausgebildet sei, als sich im Interesse der Menschheit wünschen ließe, und daß daher ein jeder sich ein großes Verdienst erwirbt, der seine Nebenmenschen in echter, sachgemäßer Weise darüber aufzuklären vermag. Damit erst würde dann nach einer Seite hin die lächerliche, übertriebene ängstliche Sehnsucht nach dem Arzt in jedem unbedeutenden Falle, nach der andern Seite hin die superkluge Ueberhebung über und Geringschätzung

Digitized by Google

gegen eine der wohlthätigsten und erfolgreichsten aller Wissenschaften und nach der dritten Seite hin die stupide Beschränktheit der Unwissenden, die in dem Arzt nur den Berauber ihrer Nothgroschen erblicken und erst nothgedrungen zu ihm eilen, wenn bereits das verhängnißvolle Zuspät eingetreten ist, ein Ende nehmen.

Noch schwieriger fast ist aber die zweite Aufgabe zu erledigen. Wer das Volksleben mit klaren Blicken zu schauen vermag, der weiß es, mit welcher starren Unerschütterlichkeit gerade unsere biedern deutschen Landleute an ihrem „guten Glauben" festhalten. Wie sollte man es da ermöglichen, ihnen die Wohlthat zu rauben, die sie aus vollster Ueberzeugung in der Rittel- und Schüttelcur, volksthümlich „das Ziehen" genannt, erblicken?! Einen Weg gibt's dennoch und zwar den, daß man aufmerksam alle jene Fälle beobachte, in denen die Ziehcur nicht geholfen, und ihnen nun schnell und noch zu rechter Zeit mit der wirksamen Hülfe eines tüchtigen Arztes beispringe.

Ueber den dritten Weg zur Bekämpfung dieser mindestens doch unsichern und gefährlichen Volksheilmethode haben wir nichts mehr hinzuzufügen.

2) Der Hexenschuß.

Kaum greift etwas anderes so beunruhigend und darum in so hohem Maße dem Aberglauben und der Curpfuscherei Vorschlub leistend ins Volksleben, als diese Krankheitsform.

Ein kerngesunder Mann arbeitet dort; im Vollbewußtsein seiner Lebenskraft achtet er keine Anstrengung zu groß, und wenn ihm auch der Schweiß von der Stirn rinnt, so fühlt er sich doch nach stundenlanger Thätigkeit noch so frisch und kräftig, als habe er soeben erst begonnen. Jetzt rastet er einige Augenblicke, setzt sich seitwärts hin, nur um sich „zu verschnaufen"; da plötzlich durchzuckt ihn ein heftiger Schmerz, der ihn, den starken Mann, fast zu Boden wirft. Ein Arm und ein Bein sind gelähmt, er muß die dringende Arbeit im Stiche lassen und mit Hülfe eines Genossen sich gleichsam nach Hause schleppen.

Der Einsichtige findet leicht hierfür eine Erklärung. Der Mann war äußerst erhitzt, setzte sich auf den kalten Stein und achtete nicht des eisigen Luftzugs, und hat nun einen Schlaganfall oder im günstigern Falle nur eine heftige rheumatische Affection davongetragen.

Im Volksglauben aber gilt dieser Fall für eine Art Zauberei, für den berüchtigten „Hexenschuß", der den gesundesten und kräftigsten Mann und Weib, Kind und Greis heimtückisch plötzlich angreift, niederwirft, oft genug auf ein langwieriges, schmerzenreiches Siechenlager.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die unheilvolle Bedeutung, welche sich an diesen Begriff knüpft, bis in die düstern Zeiten des Mittelalters hinab verfolgen. Zum Theil ist sie leider im Volksleben unserer Zeit noch hartnäckig bestehen geblieben. Nur zu häufig noch finden wir bei den einfältigen Landleuten in allen Theilen unsers deutschen Vaterlandes den unerschütterlichen Glauben an das „Verrufen", „Besprechen" oder „Verthun" böser Menschen verbreitet. Dies ist im Grunde nichts anderes als klägliche Ueberbleibsel des Volksglaubens an Hexerei, „bösen Blick", Zauberei u. s. w. Damit wird nun aber regelmäßig auch unser „Hexenschuß" in Zusammenhang gebracht. „Wie kann es denn auch anders sein ... der Mann war bis dahin kerngesund, kraftvoll wie selten einer, in seinem ganzen Leben niemals krank gewesen, und nun plötzlich liegt er da, zuckend und wimmernd im größten Weh, von dem niemand weiß, woher es gekommen und wie lange es andauern wird ... wie kann das anders sein, als daß ihm jemand «etwas angethan», ihm aus Rachsucht, Neid oder anderer Bosheit das schwere Leid über den Hals gebracht hat?!"

Digitized by Google

Man blicke nur ins tägliche Leben; dergleichen Ansichten und Aussprüche wird man leider noch viel öfter finden, als man glauben möchte, und häufig genug noch bei Leuten, denen man dergleichen wirklich nicht mehr zutrauen sollte.

Und was sagt dazu nun die Volksheilmittelkunde? Da ist sie so recht in ihrem eigensten Element, da mögen alle alten Weiber, Schäfer, Hufschmiede, Barbiere u. s. w. quacksalbern nach Herzenslust. Nothgedrungen müssen wir die Geduld der Leser in Anspruch nehmen, um die volksthümlichsten und gangbarsten dieser Curen, wie sie in unserer Zeit sich hier und da in Deutschland noch zeigen, ihnen vorzuführen.

Da geht ein altes Mütterchen aufs Feld, was aber genau acht Tage vor dem Haferschnitt geschehen muß, reißt einige Halme mit den Wurzeln aus, säubert diese vorsichtig, sodaß sie nicht beschädigt werden. Von diesen Haferwurzeln nimmt sie drei, schneidet die Halme etwa einen halben Zoll oberhalb ab, näht sie in Leinwand ein und hängt dies Säckchen dem Kranken an einem blauen Faden so um den Hals, daß die Wurzeln, abwärts gerichtet, genau auf dem Rückenwirbel zu liegen kommen. Der Volksglaube sagt, daß die Schmerzen zuverlässig binnen 24 Stunden aufhören werden, wenn nur die Haferwurzeln zur richtigen Zeit ausgezogen sind. Dies ist allerdings sehr problematisch, denn wann wird der Hafer geschnitten? Und außerdem muß die ganze Geschichte auch so geschehen, „daß niemand etwas davon weiß", also auch nicht davon, wenn es nicht hilft.

Ist dies der Fall, so kommt eine andere Alte und bringt ihm eine Suppe von Katzenfleisch, die gegen den Hexenschuß jedenfalls sehr wirksam ist, dem armen Kranken wenigstens vielleicht gut mundet, da er nicht wissen darf, woraus sie besteht. Hilft auch sie nicht, so kommt der eigentliche Wunderthäter, macht drei Kreuze über der schmerzhaften Stelle und murmelt dreimal: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du aus des N. N. Leibe ziehest und ihm so wenig schadest als es Christus dem Herrn am heiligen Kreuz geschadet hat, das befiehlt dir Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist durch meinen Mund."

Dies ist das eigentliche „Besprechen", das auch noch bei vielfachen andern Gelegenheiten angewendet wird. Man soll nun aber wahrlich nicht glauben, daß dasselbe in unserer Zeit nicht mehr vorkomme; im Gegentheil, Tausende von Zeugen vermöchten wir aufzurufen, die es bestätigen werden, daß dies „Besprechen" noch im alltäglichen Leben um uns her nur zu häufig und allenthalben geübt werde. Doch noch mehr; mit der Jahreszahl 1868 ist in Leipzig ein Buch erschienen, das es sich zur Aufgabe macht, all diesen Aber- und Volksglauben wieder aufzufrischen und ja nicht einschlafen zu lassen trotz aller Aufklärungen, aller edeln Humanitätsbestrebungen unserer Zeit. Man überzeuge sich; das Buch heißt „Die Sympathie und ihre Anwendung bei menschlichen Krankheiten und Gebrechen oder der sympathetische Hausarzt", von Karl Friedrich Körber.

Fast sämmtliche hierher gehörenden Volksheilmittel und Curmethoden finden wir im genannten Buche übrigens namentlich für Gicht, Rheumatismus u. s. w. gar prächtig und in fast unabsehbarer Reihe beschrieben.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß fast bei allen jenen widersinnigen Volkscuren, je schmerzhafter und langwieriger eine Krankheit ist, desto ekelhaftere und widerwärtigere Dinge als Heilmittel angewendet werden. Namentlich ekelerregend sind in dieser Hinsicht die Curen hartnäckiger Wechselfieber, bei denen der sogenannte Tabacksfeiber z. B. noch kaum das schlimmste Mittel ist.

So ist auch bei dem Hexenschuß das Einreiben mit Mistpfütze, ebenso aber leider auch der äußerliche und mehr noch innerliche Gebrauch von menschlichem Urin an der Tagesordnung. Eine Vorschrift, welche letzteres umgeht und die Wirkung dagegen in „sympathetischer" Weise erzielen will, lautet in dem Buche: „Man nehme 2 Loth Kochsalz und vom Urin des Kranken nach Belieben und sage dem Patienten eine bestimmte

Digitized by Google

Stunde, wo er sich zu Bett begeben und zum Schwitzen bereit machen solle. Alsdann gieße man den Urin mit dem Salz in einen neuen Topf und koche ihn eine Viertelstunde lang, und der Kranke wird bedeutend schwitzen. Dieses Kochen wiederhole man neun Tage lang, nehme aber jeden Tag frischen, nüchtern des Morgens gelassenen Urin und frisches Salz."

Neun Tage lang schwitzen! Freilich liegt der Kranke dabei anscheinend unbehelligt im Bette, allein zweifellos wird man das Schwitzen doch auch durch andere „unschuldige" Mittelchen, vielleicht Fliederthee oder dergleichen zu befördern suchen, und nun bedenke man nur den ganzen Verlauf und die Einwirkung einer solchen Cur!

Hieran schließen sich dann mehr und mehr die bereits rationellen Volkscuren, die wirklich Heilerfolge versprechend, dafür an unrechter Stelle aber auch desto gefahrdrohender sind; auch sie sind fast sämmtlich vom geheimnißvollen und zauberhaften Nimbus umgeben, ohne den das Volk ja nicht an sie glauben würde. So legt man auf die schmerzhaften Stellen des Hexenschusses erwärmtes Fett von einer Katze; allein es muß eine pechschwarze Katze sein, die für diesen Zweck geschlachtet wird, sonst hilft es nicht. Oder man reibt mit erwärmtem Oel jene Stellen ein, allein es darf nicht das erste beste Oel sein, sondern man muß dazu jene geheimnißvollen, noch immer im Volksleben eine große Rolle spielenden Skorpions-, Metken-, Glieder-, Regenwurm- und dergleichen Oele aus der Apotheke theuer kaufen.

Eine große Rolle bei derartigen Volkscuren spielt der Ameisenhaufen. In ihn werden mit geheimnißvollen Gebräuchen für verschiedene Sympathie- und Zaubercuren allerhand Gegenstände eingegraben — und die dadurch „gebannten" Krankheiten gehen nach dem Volksglauben dann auf denjenigen über, der solch einen Gegenstand findet und sich aneignet — eine Grausamkeit, die durch solche Unsinnigkeiten im Volksbewußtsein genährt wird. Außerdem benutzt man den Inhalt des Ameisenhaufens zu Bähungen, Schwitzbädern und ähnlichen Curen, die allerdings für mancherlei derartige Zustände sich heilkräftig erweisen, allein leider werden auch diese Curen niemals ohne den Glorienschein wunderbarer Firlefanzereien angewandt, und letztere allein sind im Volksglauben das Wirksame. Denn die bloßen Ameisen können's doch nicht thun, das wäre doch viel zu einfach und natürlich.

Auch die sogenannte „Schneidercur", bei der die schmerzenden Theile mit Flanell überdeckt und dann mit möglichst heißem Eisen überbügelt werden, ferner die Bähungen und heißen Bäder aus Birkenblättern, das Auflegen von heißer Brotrinde und zahlreiche andere derartige Curen können niemals ohne geheimnißvollen Spuk ausgeführt werden. Bei dem Bügeln darf der Ausführende keinen Laut von sich geben, mit der einen Hand muß er das Eisen führen und mit der andern stets vorher drei Kreuze auf die Stelle machen, damit das Böse ausgetrieben werde; die Birkenblätter müssen in der Mitternachtsstunde unter wunderlichen Ceremonien und Beschwörungsformeln gepflückt werden, die Brotrinde muß vom ersten Roggen sein, der zu ganz besonderer Zeit gemäht und vermahlen worden, kurz und gut, je mehr Hindernisse dabei zu überwinden sind, desto wirksamer sind selbstverständlich die Curen.

Zum Schluß reiht sich daran noch eine absonderliche, vor noch gar nicht langer Zeit sehr verbreitete Curmethode, welche eine arge Grausamkeit birgt. Dies ist die Ableitungscur mit kleinen „sympathischen" Thieren. Man hielt — und hält auch jetzt noch leider hier und da — namentlich Meerschweinchen und einige Vogelarten (vorzugsweise die wunderlich erscheinenden und darum auch selbstverständlich wunderbaren Kreuzschnäbel), die frei in der Stube umherlaufen, man macht sich aber möglichst viel mit ihnen zu schaffen und nimmt sie jede Nacht zu sich ins Bett. Nach dem Volksglauben nehmen die Thierchen dann die Krankheit dem Menschen ab; sie erkranken daran und er gesundet. Diese Cur

Digitized by Google

wird namentlich bei Gicht, Hexenschuß und allerhand andern rheumatischen, sehr schmerzhaften und langwierigen Leiden angewandt. Fast regelmäßig erkranken die Thierchen allerdings — man bedenke die Qualen des fortwährenden Greifens, der ihnen naturwidrigen Hitze u. s. w. — allein dem schmerzgeplagten Menschen kann doch ihr Leid keine Erleichterung bringen. Diese Curmethode ist übrigens bald genug aus dem allgemeinen Gebrauch gekommen; sie wurde vorzugsweise von den Barbieren allerorts prakticirt und ihr dankten die, damals in fast allen Barbierstuben gehegten und feilgehaltenen Meerschweinchen ihre Verbreitung. Jetzt sind indessen fast überall die Meerschweinchen nebst ihrem unerträglichen übeln Geruch aus den Stuben verschwunden und nur hin und wieder hält sich ein alter wunderlicher Kauz noch ein Hündchen, eine Katze oder einen Kreuzschnabel, ausschließlich für den schnurrigen Zweck der Heilung von irgendeinem Leiden „durch die sympathetische Abnahme des Geschöpfes".

3) Die Rose.

Fast kein menschliches Leiden tritt dem Unwissenden sonderbarer und darum geheimnißvoller entgegen als die sogenannte Rose oder der Rothlauf. „Aus heiler Haut" bildet sich eine arge Geschwulst, die häßlich und gefährlich aussieht, immer mehr zunimmt, lange andauert und nicht selten sogar mit tödlichem Verlaufe endet. Da ist's denn in der That kein Wunder, daß gerade bei ihr, noch viel mehr als bei dem Hexenschuß, die Volkscur in dem tollsten Widersinn gipfelt, den unsere Zeit noch aufzuweisen hat. Bei ihr gerade sind die Besprechungen so recht zu Hause, an ihr gerade erlabt sich der schnödeste Aberglauben im Volke — denn wer wollte es zu bestreiten wagen, daß die Besprechungen der Rose jederzeit vom besten Erfolge gekrönt sind?

Da kommt nun die alte, gewiß harmlose Frau, der Schäfer oder sonst ein einfältiges Menschenkind, tritt im Gefühl seiner Würde an den Kranken, haucht dreimal die kranke Stelle an, überstreicht sie dreimal mit der flachen Hand von oben nach unten und murmelt dabei ehrbar und andächtig die Spruchformel: „Rose vergehe und verwehe, im Namen Gottes u. s. w." Oder jene Person macht schon außen an die Thür drei Kreuze, tritt dann ohne Gruß oder anderes Wort herein und sagt: „Ich höre eine Glocke klingen und alle Heiligen (in evangelisch-lutherischen Gegenden alle Engel) singen, und ein heiliges Gebet lesen, du sollst vom Rothlauf genesen." Noch eine andere Formel lautet: „Ich ging durch einen rothen Wald, und in dem rothen Wald da war eine rothe Kirche, und in der rothen Kirche war ein rother Altar, und auf dem rothen Altar lag ein rothes Messer, damit durchschneide ich das rothe Blut deines Rothlaufs, im Namen Gottes u. s. w."

Oft spielt der Besen eine besondere Rolle bei solchen Wundercuren. So kommt eine Frau, nimmt „unbeschrien" einen alten Besen, berührt dreimal damit die Rothlaufstelle und wirft ihn dann, aber ja die Kehrseite gegen sich gekehrt, in das Ofenfeuer mit den Worten: „Rothlauf, ich verbrenne dich, im Namen u. s. w.; Rothlauf, ich versenge dich, im Namen u. s. w.; Rothlauf, ich entbinde dich, ebenfalls wieder im Namen Gottes u. s. w." Dann geht sie schweigend fort.

Alle diese Besprechungen kann eigentlich jeder ausführen, der sie eben versteht, allein nun gibt es auch eine Anzahl von derartigen Curen, die eben nur der dazu besonders Befähigte zu verrichten vermag. So heißt es in dem obenerwähnten „Sympathiebuche", in welchem auch die sämmtlichen bisher geschilderten Rothlaufbesprechungen gewissenhaft verzeichnet sind, unter anderm: „Ein «heilkräftiger» Mann streiche mehrmals mit seiner Hand und mit dem festen Willen, dem Kranken helfen zu wollen, über die Rose oder die vom Rothlauf befallene Stelle und spreche hierzu ein gläubiges Gebet." Wunderlich und widerlich genug berühren sich bei allen solchen Curen dann Pietisterei,

Digitized by Google

fadester Aberglauben und die Anklänge magnetischer, sympathetischer Heilmethoden. Das unwissende Volk entnimmt aus all dergleichen eben was in seinen Kram paßt, d. h. was ihm durch Ungewöhnlichkeit, geheimnißvollen und mystischen Anstrich, anscheinende Frömmigkeit zu imponiren und doch seinen Begriffen sich anzupassen vermag.

Den Besprechungen reihen sich nun die wirklichen Curen mit Heilmitteln an. Sie sind hier selbstverständlich nicht minder voll von Mysterien und Unsinnigkeiten. Wir müssen die auch hier wieder sehr üblichen ekelhaftesten derselben übergehen und können aus der Fülle der alltäglich angewandten auch nur einige herausgreifen. Man taucht blaues Zuckerpapier oder ein Stückchen rohe Leinewand in Hasenblut, trocknet und legt es auf. Oder man fährt mit einer am Baume hinaufkriechenden Schnecke dreimal um den bloßen Hals und wirft sie dann schweigend hinter sich.

Man legt die mittlere grüne Rinde von Holunder, welcher überhaupt eine außergewöhnliche Rolle in der Volksheilmittelkunde spielt, mit Roggenmehl oder Kleie bestreut auf, tauche rohe Leinewand in das noch warme Blut eines am 1. März getödteten Hasen, lasse sie trocknen und lege ein Stück davon auf die kranke Stelle, nähe ein Stückchen Fuchslunge, wieder ein bedeutsames Heilmittel des Volksglaubens, ohne daß der Kranke es weiß, in ein Kleidungsstück von demselben, dann bekommt man zeitlebens keinen Rothlauf mehr.

Daran schließen sich dann noch eine große Anzahl von Heilverfahren, welche wiederum noch mysteriöser, zugleich aber auch bedenklicher sind: „Man durchbohre drei sogenannte Elefantenläuse (Samen von Anacardium oder Nierenbaum), hänge sie an einem Schnürchen um den Hals, auf die Brust oder auf den Rücken und es wird sich der Rothlauf in einem solchen Grade einstellen, als habe man eine tödliche, hitzige Krankheit. Hat das Uebel den höchsten Grad erreicht, so werden sich die Elefantenläuse im Umfange zu verringern beginnen und damit wird die Krankheit schwinden, um die Person nie wieder zu befallen." Ueber das Unsinnige dieser Cur brauchen wir nichts zu sagen.

Zu einer andern „nimmt man im Frühlinge die drei ersten Zweiglein von Holunderblüten, die man erblickt, siedet sie in einem neuen Topfe mit einem halben Maße Milch, an einem Freitage früh, und trinkt es so warm als möglich. Dies wiederholt man drei Tage nacheinander, allemal mit frischer Holunderblüte". Wie gefährlich, drei Tage lang zu schwitzen, bei dem entzündlichen Zustande der Erysipelas! „Hat man die Rose schon einmal gehabt und fürchtet einen Rückfall, welcher nach heftiger Gemüthsbewegung, Schreck u. dgl. leicht eintreten kann, so gebrauche man alle Vierteljahr beim neuen Licht folgendes Präservativmittel, welches die im Körper befindlichen «Anlagen» zur Rose abführt. Man mische 2 Loth Holunderbeerenmus, 1 Loth Hutzucker, $1\frac{1}{2}$ Quentchen Sennesblätterpulver und ein wenig Ingwer wohl untereinander. Nicht mehr ganz junge Leute nehmen diese Portion auf einmal, junge aber nur zur Hälfte ein." Wir können vor dieser eigenmächtigen Quacksalberei nur warnen, denn das unnöthige oder zur unrechten Zeit angewendete Abführen kann recht traurige Folgen bringen, wie wir dies unsern Lesern in dem Abschnitt „Die Blutreinigungsmittel"*) dargelegt haben.

Zur Bekämpfung aller dieser unserer Zeit unwürdigen und zum Theil gefährlichen Volkscuren dient am besten, wenigstens bei Halbgebildeten, die Aufklärung über das Wesen, die Ursachen und den Verlauf dieser Krankheitserscheinung; die übrigen wolle man wenigstens dahin zu leiten suchen, daß sie bei den doch unschädlichen „Besprechungen" bleiben und sich nicht von Betrügern u. s. w. auch zu den ekelhaften und Gewaltcuren verleiten lassen.

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 2., 304 fg.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Die deutsche Bühne hat durch den Tod der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, welche am 25. Aug. 1868 in Berlin gestorben ist, eine fürsorgliche Bühnenmutter verloren, welche für den Alltagsbedarf der deutschen Theater unermüdlich thätig war, Stoffe von allen Seiten zusammentrug und mit Geschick für die Bedürfnisse der Bühne, für die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Darsteller und den durchschnittlichen Geschmack des Publikums einrichtete.

Man darf eine solche Thätigkeit nicht geringachten; denn die Bühne lebt einmal nicht allein von Nektar und Ambrosia der Classicität und der höhern idealen Richtungen, um so weniger, wenn diese das moderne Princip verleugnen und mit fern liegenden Stoffen experimentiren. Auch die Bühne hat ein gewisses Alltagsleben, und wenn da eine tüchtig zugreifende Fürsorge eine gute Hausmannskost aus der heimischen Küche vorsetzt, so ist diese immer einem Ragout aus dem Schmaus aller Zonen und den überwürzten Gerichten der hyperfeinen poetischen Kochkünstler vorzuziehen. Doch Frau Birch-Pfeiffer präsentirte nicht immer, namentlich nicht in ihrer letzten Zeit, eine gute Hausmannskost; sie ließ es oft nicht fehlen an der Würze eines gesuchten Raffinements, und da mußte die Kritik ihr mit Entschiedenheit entgegentreten.

Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Stücke nach den Vorlagen fremder Erfindung, nach Romanen und Novellen gearbeitet; es ist dies eine Eigenthümlichkeit, die sie mit Shakspeare gemein hat. Auch dieser wurde von einigen seiner Zeitgenossen als ein aus der ganzen Welt zusammenstehlender Rabe verketzert. Durch das Mikroskop gesehen, findet sich indeß doch noch ein kleiner Unterschied zwischen der Annexionsmethode der beiden Schriftsteller. Die Aneignung der Frau Birch war eine äußerliche. Vor ihrer scenisch geschulten Phantasie verwandelte ein Roman seine Bände in Acte, seine Kapitel in Scenen; hier trennte sie auf, dort nähte sie aneinander; hier knüpfte sie einen andern Knoten in den Faden, dort riß sie ihn an einer andern Stelle ab. Doch der Zeug blieb dasselbe, wenn auch der Rock eine andere Façon bekam. Sie ließ den Dialog der Schriftsteller, die sie benutzte, meist unverändert und ihre Thätigkeit beschränkte sich oft auf die Redaction eines Regiestiftes. Nicht nur die Charaktere, auch die Gedanken, ja selbst der Stil der Autoren findet sich in ihren Dramen wieder, und da der Stil einer George Sand und Currer Bell, eines Bulwer, Collins, Alexandre Dumas, Auerbach, Döring u. a. ein sehr verschiedener ist, so hat auch der Stil der Frau Birch alle möglichen Tonarten angeschlagen und bildet eine Musterkarte von Stilproben, welche ihrer schriftstellerischen Thätigkeit jede selbständige Bedeutung nehmen. Ihre Benutzung fremder Stoffe war eine so ausgiebige, daß Auerbach wegen des Stücks „Dorf und Stadt", das nach seiner Erzählung „Die Frau Professorin" gearbeitet war, sogar einen Proceß gegen Frau Birch in Betreff der Eigenthumsfrage anstellte.

Auch Shakspeare hatte wie Frau Birch in erster Linie die Bedürfnisse der praktischen Bühne im Auge und sorgte für dieselben, indem er aus Novellen, Gedichten, Chroniken, ja selbst aus andern Dramen neue Stücke für sein Theater zurechtmachte. Daß er bisweilen auch blos als Bearbeiter auftrat, ist nach den Resultaten der neuen Shakspeare-Kritik kaum zu leugnen. Ulrici hat zwar im ersten Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuch" nachzuweisen gesucht, daß die Historien „Heinrich VI.", die sich unter seinen Werken finden, zwar Ueberarbeitungen älterer Dramen sind, daß aber diese Dramen seine eigenen Jugendversuche waren. Dagegen beweist Delius im zweiten und dritten Jahrgang, daß

Digitized by Google

sowol „Timon von Athen“ als auch „Perikles“ nur Ueberarbeitungen bereits vorhandener Stoffe waren, ein Beweis, der, mit dem bekannten philologischen Scharfsinn ausgeführt, dennoch möglicherweise nur ein glänzend gebautes Luftschloß der Kritik ist; denn das feinste Stilgefühl ist den größten Irrthümern unterworfen, da die Autoren keineswegs immer auf der gleichen Höhe ihres Talents stehen, namentlich aber da leicht in einen conventionellen Stil verfallen, wo sie flüchtiger für den momentanen Bedarf arbeiten. Shakspeare strebte aber als Bühnendichter nicht nach Monumenten, sondern nur nach Einnahmen.

Wo indeß Shakspeare nicht überarbeitete, sondern selbständig schuf, da lehnte er sich zwar auch an gegebene Stoffe, an Erzählungen und Novellen an, aber er machte sie zu seinem geistigen Eigenthum, indem er fast immer Charakter, Gedankeninhalt und Dialog, oft auch die Verknüpfung der Handlung, also die ganze Ausstattung, welche den Dichter zum Dichter macht, aus seinen eigenen Kosten bestritt. Die Art, wie Frau Birch sich die Erzählungsstoffe aneignete, ist für die höhere Dramatik unberechtigt; die Art, wie Shakspeare es that, dürfte auch modernen Autoren zu empfehlen sein: in der That herrscht hierin gegenwärtig in Deutschland eine zu weit gehende Prüderie. Es liegt in mancher Erzählung und Novelle ebenso gut wie in der geschichtlichen Anekdote und Ueberlieferung ein dramaturgischer Schatz, der nur in der rechten Weise gehoben zu werden braucht, um ohne Beeinträchtigung des dichterischen Ruhms für die Bühne fruchtbringend gemacht zu werden. Der Dichter benutzt eben nur den Rohstoff, haucht ihm aber seinen ureigenen schöpferischen Geist ein, belebt ihn durch eine innere Bedeutung, welche von selbst alles für den dramatischen Grundgedanken Aeußerliche und Zufällige abstößt. Die dramatische Form ist von der novellistischen so wesentlich verschieden, daß die künstlerische Behandlung desselben Stoffs in Drama und Roman ein ganz verschiedenes Talent voraussetzt. Man wird den Bildhauer, der eine Gestalt des Malers statuarisch behandelt, nicht des Plagiats zeihen dürfen; denn seine Kunst hat so grundverschiedene Bedingungen, daß sein Werk als eine vollständig neue Schöpfung anzusehen ist. Die Dramen, die Frau Birch aus Romanen zusammengestoppelt hat, dürfen auf diesen Vorzug nicht Anspruch machen; der novellistische Rohstoff ist hier so wenig geläutert, daß ganze Erzählungen aus dem Romanen mit hinübergenommen und große Romankapitel gleichsam in den Dramen „einbalsamirt“ sind, oft mit Myrrhen und Spezereien von keineswegs vornehmer Herkunft. Wie aber Shakspeare in den damals modischen italienischen Novellen oft den organischen Keim entdeckte, der sich auf dem Boden des Dramas zu einer neuen Blüte ziehen ließ, so sind auch in den heutigen französischen und englischen Modeerzählungen manche Grundlagen für eine künstlerische Dramatik gegeben, welche von dieser aus falscher Scham nicht vernachlässigt werden sollten. In mancher Erfindung dieser Autoren liegt ein geistiger Kern, der von ihnen nicht ausgebeutet, ja oft nicht geahnt wurde, aber bei etwas anderer Gruppirung der Thatsachen und bei der Beleuchtung durch einen echten Dichter in ein ganz anderes Licht treten würde. Es handelt sich natürlich nicht um eine Bühneneinrichtung, um eine Zurechtmachung, wie sie Frau Birch in ihren meisten Stücken beliebte, sondern um ein originelles Dichtwerk, welches nur von außen entlehnt und aufnimmt, was in seinen innern Organismus greift.

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer war am 23. Juni 1800 in Stuttgart geboren, wo ihr Vater Pfeiffer damals als Domänenrath lebte, während er später 1806 bairische Dienste nahm und nach München übersiedelte. Früh von dem Zauber des Theaters angelockt, trat sie schon im 13. Lebensjahre auf der münchener Hofbühne auf und rückte bereits im 18. in das Fach der ersten Liebhaberinnen ein. Die Grazien waren dem resoluten Mädchen zwar ausgeblieben, doch durch die Energie ihres Spiels und jene verständige Auffassung ihrer Rollen, welche der spätern dramatischen Schriftstellerin bereits

Digitized by Google

die Wege wies, errang sie großen Beifall, nicht nur in München, sondern auch auf ihren Gastreisen, die sie bis nach Amsterdam und Petersburg führten. Im Jahre 1825 hatte sie den Dr. Birch geheirathet, der sich als Biograph Ludwig Philipp's und durch seine „Dramaturgie" später bekannt machte. Diese Ehe mit einem Schriftsteller erweckte offenbar in ihr die Neigung zu eigener Production, eine Neigung, die später wachsen mußte, nachdem Frau Birch 1837 selbst die Direction eines Theaters, der züricher Bühne, übernommen und so die Bedürfnisse eines vielverschlingenden Repertoire kennen gelernt hatte. Das züricher Theater war für sie, was für Shakspeare das Globe- und Blackfriars-Theater, die anregende Muse. Ihre erste dramatische Periode, die bis zu ihrer Uebersiedelung nach Berlin 1844 reicht, trug auch durchweg einen, wir möchten sagen republikanischen Charakter; ihre Stücke ruhten auf der breiten demokratischen Basis, welche durch das Galerie- und Sonntagspublikum repräsentirt wird; die Hoftheater bekreuzten sich vor denselben und hätten gefürchtet, ihre Bretter zu entweihen, wenn eine der Gestalten der Frau Birch mit ihren poetischen Kanonenstiefeln oder Holzschuhen über dieselben gewandelt wäre. Wo die Dichterin ihren eigenen Inspirationen nachging, wie in „Johannes Gutenberg", „Rubens in Madrid", wo sie auf das Gebiet des Künstlerdramas gerieth und eine ideale Haltung annahm, da war diese zwar nicht von der Blässe der Reflexion angekränkelt, aber wol von der Blässe der geistigen Anämie; denn für idealen Aufschwung fehlten der Dichterin die Flügel. Ganz anders, wo sie sich im Getümmel des Volkslebens bewegte. Mit „Pfefferröschen" begann sie Charakterrollen für das Fach der ersten Liebhaberinnen zu schreiben. Dies Stück hatte einen volksthümlichen Zug; man wanderte durch dasselbe wie durch Jahrmarktsbuden und glaubte süßen nürnberger Lebkuchen zu essen, der einem im Munde zerging. Wilder ging's im „Freiknecht Hinko" zu. Der Roman von Storch hatte mehr Sturm und Drang als die Novelle von Döring. Die Verse, die bisweilen vorkommen, waren sehr primitiver Natur und schmeckten wie die saturninischen Verse des Ennius im Zeitalter des August. Eine würdigere Haltung hatten „Die Günstlinge", während „Der Glöckner von Notre-Dame", nach dem Victor Hugo'schen Roman gearbeitet, eine bizarre Romantik auf die Bühne brachte und in der Figur des Quasimodo den Charakterdarstellern eine willkommene, weil absonderliche und doch mit Hülfe eines ausgestopften Buckels leicht zu lösende Aufgabe stellte.

Mit der Anstellung in Berlin beginnt die zweite Epoche ihres dramatischen Producirens. Obgleich in das ältere Fach übergegangen, sorgte Frau Birch noch mütterlich für die jungen Liebhaberinnen, und wir möchten in solche Fürsorge den Schwerpunkt ihrer dramaturgischen Bühnenthätigkeit verlegen. Es war dies mehr ein Verdienst um die Schauspielkunst als um die Dichtkunst; doch es kam mittelbar auch dieser zugute. Die höhere dramatische Richtung, die in der Nachahmung Schiller's fortging, vernachlässigte die Frauenrollen. Wo kam in den Raupach'schen „Hohenstaufen", die sich mehrere Jahre hindurch über die berliner Hofbühne wie ein Bandwurm ringelten, das weibliche Element in der darstellenden Kunst zur Geltung? Oder in dem Auffenberg'schen aus Walter Scott geschöpften und spanisch-maurischen Drama? Oder in den Schicksalstragödien? Ja auch die moderne Tendenzdramatik Gutzkow's und Laube's ließ die Frauen nicht in den Vordergrund treten. Und wo sie in einem schillerisirenden Stücke die erste Rolle spielten, da geschah es mit declamatorischem Liebesseufzen, in einem charakterlosen Jambentrabe, mit monotoner Farblosigkeit. Das hatte Frau Birch aus eigener Praxis längst erkannt, und darum schuf sie Charakterrollen für junge weibliche Talente, mochte sie den Stoff aus dem weiten Bereiche der Weltliteratur hernehmen, wo er immer sich ihr darbot. Anfangs in der „Marquise von Bilette" (1845) und „Anna von Oesterreich" (1846) waren es pikante Salondamen und verliebte Königinnen, die sie in einem hoftheatermäßig

Digitized by Google

verfeinerten Stile nach dem Muster des französischen Conversationsstücks, wenn auch die ehrliche deutsche Trivialität noch bisweilen daraus hervorguckte, reden und handeln ließ. Die Helden dieser Stücke sowie des Intriguenstücks „Ein Ring" waren dem Scribe'schen Bolingbroke nachgeschaffen. Dann aber gestaltete sie jene Galerie naiver und absonderlicher Mädchenköpfe, ein Lorle in „Dorf und Stadt", eine Fanchon in der „Grille", eine Jane Eyre in der „Waise von Lowood", ein Kind des Glücks u. a. Wenn auch Auerbach, die George Sand, die Currer Bell die geistigen Kosten dieser theatralischen Ausstattungen trugen, so war der Gewinn für die darstellende Kunst nicht geringzuschätzen. Hier lagen in der That für jüngere Talente Aufgaben vor mit interessanterm Charakter, als sie Jahrzehnte hindurch die dramatische Production geboten hatte. Hier lernten die Künstlerinnen, die bisher nur mit ihren Costümen, mit Jamben und Trochäen, mit Hauben und Hütten gewechselt hatten und schon gar nicht mehr wußten, wie sie auf ihrem Gesicht in den stereotypen Ausdruck der ersten glücklichen oder unglücklichen Liebhaberin durch die Schminke einige Abwechselung bringen sollten, individualisiren und Gestalten schaffen. Koboldartige Talente, eine Goßmann, eine Raabe, entwickelten eine auf diesem Gebiet bisher unbekannte Gabe der Charakteristik; das Naive in allen Formen bis zu seiner bizarrsten Erscheinung in der „Grille" bildete die Grundlage der Charaktere. Dergleichen war seit Kotzebue's „Gurli" nicht dagewesen; Kotzebue's „Gurli" aber war veraltet.

Leider blieb Frau Birch nicht immer diesen Aufgaben einer dramaturgischen Britthenne, welche für die Küchlein der theatralischen Kunst Sorge trägt, getreu, ebenso wenig dem feinen Stil der Hofbühnen. Gerade aus ihrer spätern Zeit sind mehrfache Rückfälle in ihre frühere Sturm- und Drangperiode zu melden, Speculationen auf die äußerlichsten Bühneneffecte. So verpflanzte sie die elementarischen Gewalten auf die weltbedeutenden Bretter, indem sie in der „Rose von Avignon" die Bühne durch eine große Ueberschwemmung unter Wasser setzte, oder in „Marguerite" die Schrecken eines Erdbebens auf Martinique scenisch verwerthete. Einen weitern Fortschritt auf diesem bedenklichen Gebiete bezeichnete die „Frau in Weiß", in welchem Stücke eine gespenstige Doppelgängerei, die gar nicht einmal von vornherein genügend motivirt wird, den Angelpunkt der Handlung bildet. Die dramatisirte Anekdote „Wie man Häuser baut", die Ifflandiade „Eine Familie", das Tendenzstück „Das Pfarrhaus", das Frau Birch in der Zeit der politischen Revolutionsperiode schrieb, um nicht aus der Mode zu kommen, bezeichnen nach verschiedenen Seiten hin den Umkreis der dramaturgischen Richtungen dieser Schriftstellerin.

Ihr nachgelassenes Werk „Wer ist sie?" wurde ohne besonderes Glück am berliner Hoftheater zur Aufführung gebracht. Wer ist die Pflegetochter einer Gräfin de la Vergne? Das ist das in mehrern Acten behandelte Problem, dem in so äußerlicher Fassung jedes tiefere Interesse fehlt. Das Aufgebot der dramatischen Mittel steht durchaus in keinem Verhältniß zu der Bedeutung des Stoffes und zu der endlichen Lösung, die eine ebenso formlose wie interesselose ist. Welch ein dichterischer Reiz liegt in solchem Stoffe, welcher sociale Conflict prägt sich in demselben aus, welche Theilnahme kann man den Charakteren schenken? Die im Grunde matte Spannung ist der Vergangenheit zugewendet; dies ist aber echt romanhaft und durchaus nicht dramatisch. Durch dieses hinterlassene Werk hat die Frau Birch noch am Schlusse ihrer Laufbahn bewiesen, daß sie diesen Unterschied zwischen epischer und dramatischer Dichtung, zwischen Novelle und Schauspiel, gegen den sie in ihren frühern Bearbeitungen fortwährend verstößt, auch dann noch nicht hat begreifen lernen.

Um der verwaisten Lustspielmuse wieder aufzuhelfen, hatte die wiener Generalintendanz zwei Preise für das beste und zweitbeste Lustspiel (200 und 100 Dukaten)

Digitized by Google

ausgesetzt und einem Preiscomité, bestehend aus Dingelstedt, Mosenthal, Laroche, Speidel und Zimmermann, also aus einem gewiegten Bühnenleiter und Dichter, einem namhaften dramatischen Schriftsteller, einem Schauspieler, einem Theaterrecensenten und Aesthetiker von Fach, die Entscheidung über „das beste Lustspiel" anvertraut.

Anfangs wollte man verzweifeln an der Lebensfähigkeit der deutschen Thalia; es liefen wenige und meist unbrauchbare Stücke ein. Doch noch vor Ablauf des Termins war die Zahl der eingesendeten Lustspiele auf 197 gestiegen und was die Brauchbarkeit derselben betrifft, so stellt das Register der von der Commission zur Aufführung empfohlenen Stücke eine auf Jahre hinaus vorhaltende Bereicherung unsers Repertoire in Aussicht. Das Resultat der Preisausschreibung ist also, wenn die Empfehlungen der Commission sich bewähren, als ein sehr günstiges zu betrachten.

Die Entscheidung fand am 1. Oct. 1868 statt. Der erste Preis von 200 Dukaten wurde einem Lustspiel „Schach dem König" zuertheilt, als dessen Verfasser man irrthümlicherweise den Herausgeber dieser Zeitschrift vermuthete; der zweite Preis einem Lustspiel „Ueber den Parteien", für dessen Autor man Wolfgang Müller von Königswinter hielt; für ein drittes Stück, das nach der Anschauung der Preisrichter das Gepräge von Roderich Benedix trug, sollte ein Accessit von 50 Dukaten beantragt werden. Bei der Eröffnung der Zettel, welche nicht von seiten der Preiscommission, sondern von seiten der Generalintendanz stattfand, ergab sich als der Dichter des ersten Preisstücks Polizeicommissar Schaufert in der Rheinpfalz, als der des zweiten Wolfgang Müller, als der des dritten Ernst Wichert in Königsberg. Zweimal war also die Commission auf falscher Fährte und hatte nur einmal richtig gerathen, ein neuer Beweis dafür, wie schwierig es ist, eine zweifelhafte Autorschaft festzustellen, während unsere Shakspeare-Philologen rasch bei der Hand sind, ihren Dichter selbst aus einzelnen Stücken, die seinen Namen tragen, fast ganz zu verbannen, oder zu einem Dramaturgen in partibus zu machen. Lange Zeit hindurch galt das Lustspiel „Der Landfriede", wie die gern aus der Schule schwatzenden wiener Zeitungen vorausverkündigten, als für den Preis bestimmt. Als Verfasser der Stücks wurde Victor Scheffel von den Blättern verkündigt. Auch hier erwies sich indeß das Stilgefühl einiger Preisrichter als nicht stichhaltig. Eduard Bauernfeld bekannte sich als der Autor des Stücks und zog es zurück, um es umzuarbeiten. Auch die beiden Preisstücke wurden indeß den Autoren zur Umarbeitung übersendet, was damit motivirt werden mag, daß die Commission kein Stück für absolut gut erklärte, sondern nur die relativ besten krönte.

Der Dichter des Preisstücks „Schach dem König", der gleichzeitig nicht nur zum poëta laureatus, sondern auch, wie die Blätter melden, vom Polizeicommissar zum Gerichtsassessor avancirte und sich daher jetzt in einer besondern Glücksepoche zu befinden scheint, hat bereits eine Reihe von Stücken hinter sich, ohne daß er damit auf die Bühnen dringen konnte. Wie selten werden die Stücke unbekannter Autoren von den Directionen gelesen, eingehend geprüft! Wie selten ergreift eine Bühne die Initiative mit einem derartigen Werk! Es mag manches Talent im Staube der Theaterbibliotheken begraben sein oder durch fortwährende Rücksendungen seiner Manuscripte entmuthigt werden! „Rien ne réussit que le succès", das ist ein Spruch, der sich in jeder Hinsicht nirgends mehr bestätigt als bei dem Theater.

Hierin liegt also der große Vorzug der Preisausschreibungen; es können durch dieselben Talente entdeckt werden und zur Geltung kommen. Und sollte dieser der Sache zugute kommende Vorzug nicht reichlich die Verstimmung aufwiegen, in welche der Sieg eines Neulings erfolgreichere Veteranen der dramatischen Kunst versetzen muß, die von ihm um eine oder mehrere Nasenlängen bei dem Wettrennen um den Preis geschlagen wurden? Gerade daß vor einer Preiscommission kein Unterschied der Person gilt, daß

Digitized by Google

auch das anerkannte Talent in einem zugeknöpften Incognito erscheint, ist ein Vortheil für neuauftauchende Schriftsteller, die sonst überall durch den Ruhm der bereits anerkannten in den Schatten gestellt werden. Was ihnen sonst nicht oder kaum zutheil wird, gelesen zu werden, das unveräußerliche Menschenrecht jedes Autors, hier kommt es endlich zur Geltung.

Freilich auch nicht in jener Weise, wie man von Haus aus erwarten dürfte. Offenbar sollte ein jedes eingesendete Stück von jedem Preisrichter gelesen und beurtheilt werden. Dies erscheint bei 197 Stücken fast als eine Unmöglichkeit. Hier wird gewiß eine Arbeitstheilung eingeführt worden sein, da doch jeder Preisrichter dem andern das Vertrauen schenkt, er werde das offenbar Unzulängliche, die reine Spreu vom Weizen zu sondern wissen. So wird schließlich über das absolut Verwerfliche nur Eine Stimme entscheiden, während nur über das Annehmbare eine gemeinsame Berathung und Entscheidung stattfindet. Doch daß auch bei der Ausscheidung des anscheinend Unbrauchbaren schwere und in solcher Form uncontrolirbare Irrthümer stattfinden können, wird niemand leugnen.

Wo ist überhaupt die Norm und der Codex für das deutsche Lustspiel zu suchen? Es hat in neuerer Zeit, unter dem Vorgange namhafter Dichter, neue Bahnen betreten, für welche noch kein sicheres ästhetisches Regulativ besteht. Die Preiscommission hat selbst drei Gattungen unterschieden: das historische, das politisch-sociale und das bürgerliche Lustspiel. Die beiden ersten Gattungen gehören durchaus der neuern Zeit an; es ist erfreulich, daß auf diesen Gebieten Preisstücke hervorgehoben werden konnten. Offenbar kommt hier noch mehr als bei andern Stücken die geistige Bedeutung in Betracht neben dem Dialog und der Bühnentechnik. Letztere ist nicht blos entscheidend für die Aufführbarkeit, sondern auch für den dramatischen Halt eines Stückes. Ueber diese Bedingung dürfte am ersten eine Uebereinstimmung nach festen Maßstäben zu erzielen sein. Der Dialog muß nicht nur dramatisch lebendig, er muß witzig, schlagend sein, einen originellen Geist athmen. Hierüber werden die Ansichten schon mehr auseinandergehen. Der Tragödienstil ist von schärferer künstlerischer Prägnanz; hier läßt sich das Talent, das ursprünglich schafft, von der Talentlosigkeit, die nur mit entlehnten Phrasen wirthschaftet, leicht unterscheiden. Der Humor aber, der doch die Seele eines Lustspiels sein soll, hat stets einen sehr subjectiven Beigeschmack. Ein Humorist gefällt mir oder mißfällt mir, je nachdem er mir sympathisch oder antipathisch ist; der Witz erscheint mir zu stark oder zu matt, je nach den gewohnten Dosen, die ich selbst von dieser Sorte zu nehmen pflege. Dem einen sagt die äußere Glätte der Diction mehr zu, dem andern die innere Schärfe; der eine ist für die Feinheit der Conservationstons mehr eingenommen, der andere mehr für die schlagkräftige Derbheit; der eine will, daß Thalia verständnißinnig lächelt, der andere, daß sie zwerchfellerschütternd lacht. Wo sind hier die absoluten Maßstäbe? Was aber erst die geistige Bedeutung betrifft, da werden nur mit genauer Noth die verschiedenen Ansichten unter Einen Hut zu bringen sein. Zwar unser altehrwürdiges Familienlustspiel, in welchem es nur auf vertauschte Briefe und verwechselte Personen ankommt, in welchem eine Liebesaffaire, über geprellte Onkel, Tanten und Nebenbuhler hinweg, zu erfreulichem Ausgang geführt wird, ließ eine Differenz der Ansichten über geistige Bedeutung gar nicht aufkommen. Wo nichts ist, hat der Kaiser bekanntlich sein Recht verloren. Ganz anders verhält es sich, seit unser Lustspiel sich auf das historische und social-politische Terrain begeben hat. Hier muß es, wenn auch nicht Tendenzen, doch irgendwelche Ideen vertreten; es muß die einen verspotten, die andern zum Siege führen. Diese Ideen sind nun dem einen bequem, dem andern unbequem, dem einen willkommen, dem andern widerwärtig. Und hier ist die Macht der geistigen Bedeutung wiederum so groß, daß mancher die centrifugale Kraft derselben gar nicht überwinden kann und gegen Dialog, Bühnentechnik und etwaige andere Vorzüge blind wird, wenn der innerste Sinn

Digitized by Google

eines Stücks seinen Ueberzeugungen schnurstracks zuwiderläuft. Wenn die Lustspielcommission daher kein Stück als das absolut beste bezeichnet hat, so ist dies nicht nur eine weise Beschränkung in Bezug auf die Stücke, sondern auch in Bezug auf das eigene Urtheil, das keinesfalls eine unbedingte Competenz in Anspruch nehmen darf. Trotz der Tüchtigkeit der einzelnen Preisrichter und einer Zusammensetzung der Commission, die vielseitigen, bei der Entscheidung in Betracht kommenden Fragen und Richtungen entspricht, wird doch jedermann der Ueberzeugung sein, daß von einem andern, gleich competenten Preiscomité eine andere Entscheidung gefällt worden wäre und daß daher die Preisstücke nur als ästhetische Lotteriegewinste zu betrachten sind. Gleichwol hat die anerkennenswerthe Aufopferung, die in der Thätigkeit der Preisrichter liegt, nicht blos das Verdienst, neuen Talenten die Bahn eröffnet zu haben, auch eine Bereicherung des dem Anschein nach verwaisten Lustspielrepertoire und zwar in ausgiebigster Weise ist die Folge der Preisausschreibung. Den Talenten ist ein Sporn gegeben und durch diese Ermuthigung viel Tüchtiges geschaffen worden. War doch die Commission im Stande, den Bühnen, außer den Preisstücken und dem Accessitstück, eine beträchtliche Zahl von Stücken zur Aufführung zu empfehlen und neben diesem engern Kreise noch einen weitern zu bilden, in welchem die überhaupt zur Berathung gezogenen Lustspiele den Bühnen genannt werden. Diese können also zwischen mehr als 12 Stücken wählen und nimmt man noch eins oder das andere Lustspiel hinzu, dessen Brauchbarkeit den Preisrichtern entgangen ist, so scheint für den Bedarf der nächsten Bühnensaison auf dem Gebiete des Lustspiels hinlänglich gesorgt zu sein. Freilich wird sich das Urtheil der Preisrichter nicht immer bewähren, wie denn auch schon eins der zur Aufführung empfohlenen Stücke: „Frauenrechte", von Görlitz, in Breslau Fiasco gemacht hat und von der dortigen Kritik mit großer Misbilligung ad acta gelegt worden ist. Hat doch schon Goethe nach langjähriger Praxis es für unmöglich erklärt, den Erfolg eines Stücks auf der Bühne mit Sicherheit vorauszusagen.

Roderich Benedix hat sich nicht an der wiener Preisausschreibung betheiligt, vielleicht in Erinnerung an die Zurücksetzung, die er bei der letzten ähnlichen Ausschreibung und bei seiner Bewerbung um den Lustspielpreis erfahren hatte. Freilich war der Erfolg seines nicht gekrönten Stückes auf den Bühnen damals ein bei weitem größerer als der der Preisstücke. Daß der rüstige Lustspielveteran, der seine Stücke nur aus dem Aermel schüttelt, inzwischen nicht gefeiert hat, ist selbstverständlich. Er pflegt in der Regel in der Glückslotterie der dramatischen Erfolge drei Nummern zu besetzen, und so geschah es auch in diesem Jahre. Sein einactiges Schauspiel: „Die Neujahrsnacht", kam zuerst am berliner Hoftheater zur Aufführung. Es ist ein rührendes Stimmungsgemälde, sein Inhalt die Versöhnung zwischen Vater und Sohn, gehoben durch die echt deutsche wehmüthige Beleuchtung der Sylvesternacht, in welche ja auch schon Jean Paul eine geistige Umkehr verlegte. Der Sohn ist von dem Vater, Präsidenten Winand von Felseck, wegen seiner politischen Gesinnung verstoßen worden; das Stück zeigt uns die Aussöhnung, und verfehlte, auf Rührung berechnet, nicht seine Wirkung. Kurz vorher hatte Benedix auf dem Wallner-Theater ein Familiengemälde: „Der 88. Geburtstag", in Scene gehen lassen, welches ebenfalls eine beifällige Aufnahme fand. Ueber diesem Gemälde schwebt eine ganz patriarchalische Beleuchtung; es ist eine Verklärung des Alters mit dem Silberscheitel; Matronen und Patriarchen spielen die Hauptrollen; der Lehnstuhl der bekannten Voß'schen Idylle wird auf die Bühne gerückt.

Ein eigentliches Lustspiel dagegen ist das dritte Stück des productiven Autors: „Die relegirten Studenten", welches in Weimar und Breslau zur Aufführung kam. Es bewegt sich in derselben Sphäre, wie der Roman von Roderich Benedix: „Die Landstreicher",

Digitized by Google

und einzelne Motive des Lustspiels sind diesem Roman entlehnt, wie die Lebensrettung der Geliebten, die Installirung des musikalischen Freundes als Musikdirector. Dem Helden, Reinhold Kronau, einem relegirten Studenten wie seine Freunde, wird von seinen Verwandten, nachdem er in die Heimat zurückgekehrt, die Stelle eines Kornschreibers auf einem benachbarten Gute verschafft. Die Besitzerin, der er einmal das Leben gerettet hat, spielt die Rolle der Schloßverwalterin, um ihn und ihre eigene Neigung zu prüfen, und ertheilt ihm selbst die Stelle eines Amtmanns. Jetzt wünschen ihn die Verwandten als Schwiegersohn, doch die betreffenden Töchter haben ihr Herz bereits an seine Freunde verschenkt. Hieraus entstehen heitere Verwickelungen, deren Lösung sich voraussehen läßt, ohne daß man dazu der vogelschauenden Weisheit eines römischen Augur bedarf.

Wenn Benedix so für das bürgerliche Schau- und Lustspiel sorgt, so wird die Posse zum Theil noch auf Kosten des Auslandes bestritten. „Aschenbrödel", das verdeutschte „Cendrillon", das wir am pariser Châtelettheater mit aller Pracht französischer Ausstattung in Scene gehen sahen, ist auf das Victoriatheater verpflanzt worden mit Ausbeutung brillanter scenischer Effecte und Maschinerien, wie sie in so großartigem Maße bisher in Deutschland nicht an der Tagesordnung waren. „Cendrillon" ist keine der schlechtern französischen Ausstattungsposſen, wenn auch der deutsch anheimelnde Grundton des Märchens vielfach durch fremdartigen Beisatz verfälscht ist.

Einen Versuch, der deutschen Posse oder vielmehr dem deutschen Schauspiel mit liederartigen und possenhaften Elementen, wie es in Wien und Berlin als „Lebensbild mit Gesang" erscheint, aufzuhelfen, machte Hugo Müller mit seinem „Heydemann und Sohn", einem am Wallner-Theater aufgeführten Stücke, welchem man Witz, Komik und den nur zu directen Protest gegen die Nachahmungen französischer Frivolität nachrühmt.

Was die Tragödie betrifft, so haben wir nur eine Aufführung, die von Emanuel Geibel's „Sophonisbe" an der wiener Burg, zu registriren, die einen Achtungserfolg davontrug. Heinrich Laube nennt sie in seiner Kritik „eine anmuthige, feingedachte, oft schöngeführte dichterische Arbeit, einfach und edel im Ausdruck, wohlthuend in der ganzen Bildung, welche sie athmet, aber nicht zureichend in dramatischem Reize, in dramatischer Gewalt". Die Wirkung auf der Scene nennt er noch geringer, als man sie nach der Lesung erwarten durfte. „Handlung und Personen verrathen gar zu viel Stubenluft, und wenn sich das Interesse stellenweise hob, so sank es immer bald wieder von der Höhe."

Geibel's Trauerspiel ist inzwischen auch im Druck erschienen (Stuttgart, Cotta) und verstattet daher eine von den Eindrücken theatralischer Aufführung unabhängige Beurtheilung. Die Structur des Stücks ist jedenfalls von antiker Einfachheit, obgleich die wechselnden Herzensempfindungen der Heldin einen sehr modernen Zug haben. Der Schluß des ersten Acts, der unsere Theilnahme für die Beziehungen Sophonisbe's zu Massiniſſa mit einer eindrucksvollen theatralischen Wendung in Anspruch nimmt, erscheint uns nicht günstig für die weitere Entwickelung der Tragödie, da der eigentliche tragische Conflict in der Neigung Sophonisbe's zu Scipio und in dem Kampfe ihrer Vaterlandsliebe mit dieser Neigung besteht. Doch gerade diese beiden letzten Acte sind allzu declamatorisch und in der Ausführung am wirkungslosesten. In der Architektur der Dichtung läßt sich das Streben nicht verkennen, die Handlung nach den Actschlüssen hin zu gipfeln. Doch fehlt der Ausführung die dramatische Energie, und um sie zu erreichen, verfällt der Dichter oft in geschmacklose und übertriebene Wendungen und Bilder, wie wir sie in seiner Lyrik vergeblich suchen würden.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Fortschritte im astronomischen Wissen.

Von Ph. Spiller.

Erster Artikel.

Die Beobachtung der letzten Sonnenfinsterniß vom 18. Aug. 1868 und die Resultate, welche dieselbe im allgemeinen und insbesondere zu Gunsten der Spectralanalyse ergab, haben die Aufmerksamkeit auch des großen Publikums noch mehr als früher den Fortschritten der Astronomie zugewendet und den neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete, die wir hier kurz vorführen wollen.

Da es die Lichterscheinungen sind, welche uns Kunde geben von den Zuständen und Vorgängen in der ganzen Natur, so war es natürlich, daß die Forschungen vorzüglich dem Lichte sich zuwendeten. Man richtete also in neuester Zeit seine Sorgfalt besonders auf die Anfertigung von Apparaten, durch welche man das Licht in Beziehung auf die Umwandlung seiner Schwingungsrichtung (Polarisation), nach seiner Farbe und Stärke (Photometrie), und endlich nach dem Wesen und Zustande seiner Quelle (Spectralanalyse) zu untersuchen in den Stand gesetzt wird.

Die Steigerung des Eifers der Fachgelehrten, welche sich bemühen, die Gründe für alles Sein und Werden in der ganzen Natur zu erforschen, wurde in neuester Zeit durch die Entdeckungen in der Physik und Chemie, sowie durch den Fleiß der praktischen Mechaniker so erfolgreich unterstützt, daß wir in wenigen Jahren tiefer eingedrungen sind in die Erforschung des Weltenbaues und in das Wesen der Weltkörper, als alle Jahrtausende vor uns, obwol alle Völker und selbst jedes Naturvolk stets einen sehnsuchtsvollen Drang danach besaßen.

Es ist Zöllner gelungen, einen Apparat zusammenzusetzen, durch welchen er mit der erstaunlichsten Genauigkeit die unbedeutendsten Abstufungen der Lichtstärke bei verschiedenen Körpern, namentlich bei den Weltkörpern, festsetzen kann, indem er zugleich eine feste Maßeinheit dafür gewonnen hat (Astrophotometer).

Sodann haben Bunsen und Kirchhoff die folgenschwere Entdeckung gemacht, daß man durch das prismatische Farbenbild (Spectrum) das Vorhandensein von außerordentlich geringen Spuren irgendeines Stoffes mit untrüglicher Sicherheit angeben kann, ja sogar in welchem Aggregatzustande ein Stoff sich befindet.

Weil gerade diese Entdeckung für die ganze Kosmogenie von unschätzbarem Werthe ist, so wird es gerechtfertigt sein, wenn ich in wenigen Zügen zunächst das Wesen der sogenannten Spectralanalyse erkläre. Es muß in der That solchen, welche von diesen Untersuchungen gar keinen Begriff haben, außerordentlich befremdlich erscheinen, daß man es wagen kann anzugeben, nicht nur aus welchen Stoffen die verschiedenen Weltkörper bestehen, sondern auch in welchen Zuständen sie sich befinden.

Digitized by Google

1) Die Spectralanalyse.

Läßt man in einem verfinsterten Zimmer von einer kreisrunden Oeffnung aus das weiße Licht irgendeines Körpers, z. B. des weißglühenden Platins oder des Kalkes, welcher durch eine Flamme von Knallgas (2 Maß Wasserstoff mit 1 Maß Sauerstoff) glühend gemacht worden ist, durch zwei gegeneinander geneigte Ebenen eines durchsichtigen weißen Körpers (eines Glasprismas) gehen und fängt jenseits das Bild mit einer weißen Ebene auf, so ist es nicht mehr rund, sondern um so mehr in die Länge gezogen, je weiter die lothrecht entgegengehaltene Wand entfernt ist, und erscheint auch nicht mehr weiß, sondern zeigt die sieben Regenbogenfarben, Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Violett, so zwar, daß Roth am wenigsten, Violett am meisten von der Richtung des weißen Strahles abgelenkt ist. Ein solches Farbenbild oder Spectrum, in welchem die Farben allmählich ineinander übergehen und worin gar keine Unterbrechungen entdeckt werden, heißt ein continuirliches.

Wenn man ferner in einer Flamme, z. B. der des Leuchtgases, nachdem ihm die Leuchtkraft fast ganz entzogen worden ist, oder in einer Alkoholflamme, irgendeinen Stoff verbrennt, so zeigt sich zwar auch ein, wenn auch mattes, Farbenbild, aber es enthält für jeden bestimmten Stoff an ganz bestimmten Stellen noch hellere Querlinien von bestimmter Farbe. Wird z. B. Kochsalz zu Spiritus gethan, so sind in dem Spectrum der Flamme zwei einander sehr nahe liegende gelbe Linien, welche von dem Natrium des Kochsalzes herrühren. Strontiansalz gibt mehrere Linien, besonders rothe und noch einige schwächere von andern Farben. Nimmt man Kochsalz und Strontian, so erscheinen die Linien von beiden an ihren ganz bestimmten Stellen und mit ganz bestimmten Zwischenräumen. Kalkverbindungen geben verschiedene orange, grüne und rothe Linien; Kupfer zeigt eine Menge heller Linien von allen Farben; zum Eisen gehören wol an 60 Linien.

Es steht somit als Thatsache fest, daß das Licht glühender Gase aus verschiedenen Stoffen in dem Spectrum für jeden bestimmten Stoff ganz bestimmte helle Farbenlinien auf einem mehr oder weniger dunkeln Grunde an ganz bestimmten Stellen zeigt.

Nun aber macht man noch einen dritten Versuch von überraschendem Erfolge und entscheidender Wichtigkeit. Man läßt nämlich das Licht eines festen oder tropfbaren Körpers, von welchem man ein continuirliches Spectrum erhält, durch das Licht eines gasigen Körpers gehen, ehe es auf das Prisma fällt, und findet zur großen Ueberraschung, daß die von dem betreffenden Gase herrührenden hellen farbigen Linien in dunkle oder vielmehr schwarze genau an derselben Stelle verwandelt worden sind; es gehen z. B. die zwei hellen gelben Linien des Kochsalzes sofort in dunkle über. Nimmt man die erste Lichtquelle fort und läßt nur das Licht des gasigen Stoffes das Spectrum bilden, so verschwinden auch die dunkeln Linien augenblicklich, und genau an ihrer Stelle zeigen sich die zum gasigen Stoffe gehörigen hellen.

Das Licht des gasigen Stoffes vernichtet gerade diejenigen Lichtstrahlen eines andern Körpers, welche es selbst hervorbringt. Gleichwie Luftschwingungen, welche durch zwei Tonquellen hervorgerufen worden sind, an bestimmten Stellen einander aufheben können, so ist es mit den Weltätherschwingungen, welche durch zwei Lichtquellen erregt werden. Wie man in jenem Falle an den betreffenden Stellen keinen Ton hört, so sieht man in diesem kein Licht. Die z. B. von den beiden Zinken einer angeschlagenen Stimmgabel ausgehenden Tonwellen heben einander an vier Stellen ringsum auf, wie man annähernd hört, wenn man die tönende Gabel an ihrem Stiele lothrecht vor dem einen Ohre ringsum dreht.

Das Vertrauen in die Resultate der Spectralanalyse muß außerordentlich befestigt werden, wenn wir vernehmen, mit welcher bewunderungswürdigen Zuverlässigkeit das Spectrum das Vorhandensein von nur geringen Spuren eines Stoffes anzeigt.

Digitized by Google

Das Kalium verräth seine Anwesenheit schon bei einem Tausendstel eines Milligramms, das Lithium gibt noch bei drei Millionteln eine rothe und noch eine schwach gelbliche Linie, das Natrium des Kochsalzes zeigt seine gelben Linien sogar noch bei drei Zehnmillionteln eines Milligramms. Ein Stäubchen Cigarrenasche auf einem weißglühenden Platindrahte verräth alle drei Metalle in ihm. Wenn Pflanzen auf granithaltigem Boden gewachsen sind, so läßt das Lithium sich nicht blos in ihnen selbst nachweisen, sondern sogar in dem Blute derjenigen Thiere, welche die Pflanzen verzehrt haben. Ebenso ist die Anwesenheit von Seesalz in der atmosphärischen Luft weit von den Meeresküsten bis tief in das Land hinein erkennbar.

Wenn man nun genau untersucht, welche ihrer Lage und Stärke nach bestimmten hellen Linien mit bestimmter Färbung zu jedem Stoffe gehören, nachdem er in den gasigen Zustand verwandelt worden ist und ein Spectrum gegeben hat; so lassen sich aus den dunkeln Linien, welche sich in dem Spectrum eines Körpers vorfinden, mit aller Bestimmtheit die Stoffe genau angeben, welche in der glühenden Umgebung des selbst auch glühenden Körpers, dessen Farbenbild ein continuirliches ist, enthalten sind. Mit diesen ein absolutes Vertrauen einflößenden Erfahrungen ausgerüstet, können wir es nun ohne Bedenken wagen, an die Spectralunterfuchungen des Lichtes der Weltkörper zu treten.

2) Anwendung der Spectralanalyse auf den Weltkörper.

Schon im Jahre 1802 bemerkte Wollaston in dem Spectrum unserer Sonne zwei auf der Längenrichtung desselben senkrecht stehende dunkle Linien; Frauenhofer fand und bestimmte mittels der von ihm sehr verbesserten Instrumente gegen 600 in einer unabänderlichen festen Lage gegeneinander und von einer gewissen Stärke und Dicke für jede; gegenwärtig aber kennt man deren gegen 3000.

Aus dieser Beschaffenheit des Sonnenspectrums ist nun der nach den obigen Erfahrungen nahe liegende Schluß gezogen worden, daß unsere Sonne ein glühender Körper ist, umgeben von einer Atmosphäre, in welcher eine Menge von Stoffen verbrennen, oder in einem gasigen Zustande vorkommen.

Wenn man nun genau untersucht hat, welche nach ihrer Lage und Stärke bestimmten hellen Linien mit bestimmter Färbung zu jedem Stoffe gehören, nachdem er in den gasigen Zustand verwandelt worden ist und ein Spectrum gegeben hat, so lassen sich aus den dunkeln Linien des Sonnenspectrums die Stoffe genau bestimmen, welche sich in der glühenden Umgebung des Sonnenkörpers befinden. Bisjetzt sind darin ermittelt von unten nach oben: Barium, Zink, Kupfer, Kobalt, Nickel, Eisen, Mangan, Chrom, Magnesium, Calcium, Natrium, Sauerstoff, Wasserstoff. Es ist bemerkenswerth, daß man alle diese Stoffe, mit Ausnahme von Barium, auch in den Meteorsteinen wiedergefunden hat. Letztere enthalten freilich außerdem noch Arsen, Kali, Aluminium, Titan, Phosphor, Schwefel, Olivin und Chrysolith. Bei der Sonne hat man bisjetzt noch nicht entdeckt: Gold, Silber, Zinn, Blei, Arsen, Antimon, Strontian u. a.; aber wir können die Spectralanalyse derselben durchaus noch nicht für abgeschlossen ansehen. Da unter den letztern Stoffen einige der schwersten mit hohen Schmelzpunkten sich befinden, so darf man vermuthen, daß diese Stoffe nicht mehr der Sonnenatmosphäre, sondern dem Sonnenkörper angehören.

Daß ungeachtet der ziemlich geringen Menge von Elementarstoffen im Sonnenspectrum so sehr viele dunkle Linien vorkommen, rührt daher, daß zu manchen einfachen Stoffen eine ganze Reihe von dunkeln Linien gehören. Wenn wir von der Breite der dunkeln Linien auf die Menge des betreffenden Stoffes schließen wollen, so sind Eisen und Wasserstoff am meisten, Natrium am wenigsten verbreitet.

Das von dem Monde und den Planeten zurückgeworfene Sonnenlicht gibt ein Spec-

Digitized by Google

trum genau mit denselben Linien, also an denselben Stellen und von derselben Dicke wie im unmittelbaren Sonnenbilde, nur bedeutend matter, und dabei ist das Licht polarisirt, d. h. die Aetherschwingungen geschehen nur in Einer auf dem Lichtstrahle lothrechten Ebene.

Auch die Fixsterne, deren Anzahl 20—30 Millionen beträgt, kennzeichnen sich durch ihre Farbenbilder entschieden als Sonnen, denn jeder hat in seinem Farbenbilde einige ganz bestimmte, die Stoffe charakterisirende dunkle Linien; aber die Stoffe sind für verschiedene Sterne nicht dieselben, und ihre Lichtstrahlen besitzen demnach auch verschiedene Grade der Brechbarkeit.

Wenn Sterne röthlich erscheinen, so wird der blaue Theil ihres Lichtes geschwächt; wenn sie bläulich erschienen, so geschieht dies mit dem rothen. In jenem Falle sind in dem obern Theile ihrer Atmosphäre schwere Stoffe, z. B. beim Aldebaran im Stiere sind Quecksilber, Antimon, Tellur, Wismut; in diesem Falle aber leichtere, wie beim Sirius (im Sterne α der Lyra) sind Natrium, Magnesium, Chrom, Mangan, Eisen nur mit schwachen Linien. Wasserstoff bildet aber auch hier die äußerste Grenze, wie bei unserer Sonne.

Daß in der Atmosphäre unserer Erde, durch welche das Licht der Weltkörper zu gehen hat, auch noch fremde Stoffe enthalten sind, zeigt sich dadurch, daß von den dunkeln Linien des Sonnenspectrums einige um so lebhafter hervortreten, je niedriger die Sonne steht, daß sie um so matter werden, je mehr man sich in der Atmosphäre erhebt, und daß sie in einer Höhe von etwa 28000 Fuß ganz verschwinden. Weil sich die dunkeln Linien des an einem bestimmten Orte beobachteten Sonnenspectrums überhaupt gegen Morgen und Abend stärker zeigen als bei höherm Stande der Sonne, ferner stärker in einer Tiefe als auf hohen Bergen, so ist man veranlaßt, dem Wasserdampfe der Atmosphäre die absorbirende Kraft zuzuschreiben. Das Licht der andern Fixsterne zeigt dasselbe.

Es ist noch bemerkenswerth, daß diejenigen dunkeln Linien des Sonnenspectrums, welche von dem Wasserdampfe der Atmosphäre herrühren, sich auch in dem Spectrum des Jupiter zeigen, selbst wenn es auf einem hohen Berge aufgenommen worden ist. Daraus muß man schließen, daß der Jupiter eine Atmosphäre besitzt, in welcher sich Wasserdämpfe befinden. Eine Bestätigung davon gewährt die schon alte Beobachtung, daß seine Pole in einem halbjährigen Wechsel weiß, also mit Schnee und Eis bedeckt erscheinen.

In einem hohen Grade wichtig für die Erforschung des Wesens und der Entwickelung sowol der einzelnen Weltkörper als auch der Weltkörpersysteme ist die Spectraluntersuchung der Kometen, der Nebelflecke und der Nebelsterne.

Die Kometen bestehen fast durchgängig aus einzelnen nicht selbstleuchtenden Massentheilchen; ihr Licht ist also fast durchgängig nur zurückgeworfenes Sonnenlicht. Erst in einem einzelnen Falle, nämlich bei dem Kometen Nr. 1 vom Jahre 1866, ist der Kern als bereits im gasigen Zustande und die Nebelhülle als durch zurückgeworfenes Licht bemerkbar erkannt worden. Er zeigt also im Spectralapparate kein homogenes Licht.

Bei der Untersuchung der Nebelflecke zeigt sich, daß sie nicht alle aus Sternenhaufen bestehen, sondern daß nicht wenige nur eine glühende Gasmasse (Stickstoff, Wasserstoff) sind, ohne einen Kern zu besitzen, denn acht bisjetzt genauer untersuchte kosmische Wolken zeigten nicht dunkle Linien auf hellem Grunde, wie die Sonne und die Fixsterne, sondern nur helle Linien auf dunkelm Grunde.

Merkwürdig aber ist ein Nebelfleck in der Hydra, weil er im Spectrum nur einzelne helle Linien besitzt und wahrscheinlich aus einzelnen Sternen mit einer gemeinschaftlichen Lichthülle besteht; also ein in der Entwickelung begriffenes System von Gestirnen ist.

Andere Nebelflecke, z. B. der große Andromedanebel, der Nebel im Hercules, haben

Digitized by Google

gar keine hellen Linien, sind also in der Entwickelung zu Fixsternen schon mehr vorgeschritten.

Wollen wir tiefer eindringen in das Wesen der Weltkörper und den Organismus des Weltgebäudes mit seinen verschiedenen Weltkörpersystemen, so ist eine große Menge der genauesten und verschiedenartigen Untersuchungen nothwendig, welche aber bei dem langsamen Wechsel der Erscheinungen wahrscheinlich erst in einem spätern Jahrhunderte zu einem ganz sichern wissenschaftlichen Abschlusse gebracht werden können. Gleichwol bieten die neuesten Untersuchungen dazu schon ein vortreffliches Material dar.

Der Gedanke, daß alle Stoffe, aus denen die Weltkörper bestehen, in einem gasigen Zustande vorhanden gewesen sind und in einen solchen auch wieder zurückgeführt werden können, hat kürzlich durch Versuche, welche Dr. L. Elsner in der berliner königlichen Porzellanmanufactur angestellt hat, eine recht erwünschte Stütze erhalten; denn er hat ermittelt, daß schon bei einer Temperatur von 2500—3000 Graden während des zwölfstündigen Gutofenfeuers eine ganze Reihe von Gebirgsarten, Mineralien, Metallen (z. B. Gold, Platin) und Metalloxyden sich vollständig verflüchtigt. Dasselbe geschah auch mit der Kohle, wobei der Kohlenstoff die immerhin poröse Porzellanmasse völlig durchdrang und schwärzte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle zu unserm Planetensystem gehörenden und überhaupt alle Weltkörper, deren Stoffe nach der Spectralanalyse sich von denen der Erde nicht unterscheiden, ursprünglich in einem gasigen Zustande vorhanden waren.

Um nun die neueren Untersuchungen angemessen zu würdigen und ihnen die nöthige Geltung für die Aufstellung einer naturgemäßen Kosmogenie zu verschaffen, wird es angemessen sein, das Verständniß der Gegenwart durch kurze Rückblicke auf die Vergangenheit zu vermitteln und die Weltkörper einzeln einer Musterung zu unterwerfen. Wir beginnen mit der uns vor allen wichtigen Sonne.

3) Die Sonne.

Schon durch mäßig vergrößernde Fernröhre, ja selbst bisweilen mit bloßen Augen entdeckt man auf der hellen Sonnenscheibe dunkle Flecke, welche am Ostrande derselben erscheinen, sich nach dem Westrande hinbewegen und dort verschwinden; bei starker Vergrößerung aber erscheint die Sonne wie besäet mit kleinen länglichen Pünktchen oder Schüppchen. Da dieselben Flecke, häufig allerdings wol mit einiger Veränderung ihrer Gestalt, nach einiger Zeit am Ostrande wieder erscheinen, so ist daraus mit Recht auf eine Achsendrehung der Sonne von Westen nach Osten geschlossen worden, welche man durch die sorgfältigsten Beobachtungen auf 25 Tage 4 Stunden 24 Minuten mittlerer Zeit festgesetzt hat. Aus ihrer scheinbar bogenförmigen Bewegung ist die Neigung des Sonnenäquators gegen die Bahn der Erde auf etwa 7° 9′ angegeben worden.

Die Flecke sind nach Größe, Zahl und Zeitdauer sehr verschieden; manche sind länger, als eine Umlaufszeit vorhanden; manche aber entstehen und vergehen schnell. Die Beobachtungen haben ergeben, daß in einem Zeitraume von 11—12 Jahren einmal abwechselnd die größte und die kleinste Anzahl erscheint. Mit dieser Periode stimmen merkwürdigerweise die Schwankungen der Magnetnadel und, was höchst wichtig ist, das Jahr des gewaltigen Jupiter, welcher in dieser Zeit einmal den Sonnennähe- und den Sonnenfernepunkt erreicht, ziemlich zusammen. Neuerdings ist noch ermittelt worden, daß diese Periode nur einer von den gleichen Zeitabschnitten eines größern Zeitraums mit Fleckenerscheinungen ist und daß selbst Venus und Erde bei der Zu- und Abnahme der Anzahl der Flecke von Einfluß sind, indem diese mit ihren Jahren übereinstimmen.

Die Flecke sind in der Nähe des Sonnenäquators in einem Gürtel von etwa 12 Grad Breite am häufigsten, und besitzen dort eine Bewegung im Sinne der Achsendrehung mit

Digitized by Google

einer Geschwindigkeit von 26 Meilen in 1 Stunde. Die Flecke aus höhern Breiten haben zufolge der Schwungkraft eine Bewegung nach dem Aequator hin, welche ihrer Richtung nach einigermaßen dem unserer untern Passate entspricht, und zwar bei etwa 30 Grad Breite mit einer ziemlich bedeutenden Geschwindigkeit. Dabei verändern sie ihre Gestalt, tragen zur Formveränderung anderer bei oder verschwinden selbst. Die Flecke sind fast immer mit einem sogenannten Halbschatten, d. h. mit einer weniger dunkeln Einfassung umgeben, welcher selbst wieder in Lichtwogen von größerer Helligkeit als der übrige Theil der Sonne eingeschlossen ist, und in dessen Mitte man die Flecke sich ausbilden und wieder verschwinden sieht.

Secchi schließt aus seinen fleißigen Beobachtungen der Sonnenflecke, daß die Sonne an ihren Polen kälter sein müsse als am Aequator. Dieser merkwürdige Schluß stimmt vortrefflich überein mit der in einer kleinen Schrift*) kürzlich von mir aufgestellten und, wie ich meine, auch bewiesenen Behauptung, nämlich daß alle Himmelskörper, welche in einem glühendflüssigen Zustande sich befanden und eine Achsendrehung besitzen, hohl geworden sein müssen. Ich werde auf diesen namentlich für unsere Erde wichtigen Punkt später noch zurückkommen.

Das Wesen der Flecke ist nach vielen unhaltbaren Hypothesen erst in der neuesten Zeit durch Beobachtungen festgestellt worden, und zwar vorzüglich bei der gänzlichen Sonnenfinsterniß am 18. Juni 1860. Es erschienen hierbei rings um den verfinsternden Mond auf der dahinter befindlichen Sonnenscheibe mattleuchtende rosa bis volett gefärbte Hervorragungen, Sonnenfackeln oder Protuberanzen genannt, scheinbare Berge, bisweilen zackenförmig, von wechselnder Gestalt, bald mehr bald weniger aufleuchtend, aber nicht freischwebend, sondern wie festsitzend am Sonnenkörper. Die Protuberanzen fassen also theils saumartig den Mondrand ein, theils schießen sie als einzelne Zungen wie auflackernde Flammen empor und zeigen somit schon dadurch, daß sie keine festen aufsitzenden Hervorragungen des Sonnenkörpers sind.

Aus den Beobachtungen ergibt sich nun die merkwürdige Thatsache, daß die Protuberanzen gerade an denselben Stellen erscheinen, wo vor dem Eintritt der Verfinsterung an dem Sonnenrande soeben Flecke zu sehen waren. Aus diesem Zusammentreffen erscheint mir das ganze Aussehen und Wesen der Flecke leicht erklärlich. Vorher aber müssen wir noch die Lichtkrone (Corona) erwähnen, welche bei einer Sonnenfinsterniß rings um den Mond in einer Ausdehnung von etwa einem Fünftel des Sonnendurchmessers (38000 Meilen) als ein weißer heller Schein mit einzelnen weithin fortlaufenden Strahlen durch Zurückwerfen und Beugung des eigentlichen Sonnenlichts sichtbar wird. Das von dem Sonnenkörper ausgehende Licht wird durch diese seine Atmosphäre um so mehr geschwächt, einen je längern Weg es durch sie zu gehen hat, also gegen den Sonnenrand hin. Dieses ist durch die Beobachtung bestätigt worden. Das Licht der Krone läßt sich in der That als zurückgeworfenes erkennen, weil es polarisirt ist.

Da das Gewicht der Sonne sehr bedeutend ist, so muß zufolge der Gravitation die sie umgebende Atmosphäre an der Oberfläche sehr dicht sein und auf den Sonnenkörper einen sehr bedeutenden Druck ausüben. Die natürliche Folge davon ist, daß dadurch nicht nur ein sehr hoher Wärmegrad herbeigeführt, sondern auch erhalten wird.

Es wird nun nicht schwierig sein, auf die eigentliche Bedeutung der Flecke und Protuberanzen einzugehen. Da auf dem Sonnenkörper ein Verbrennungsproceß stattfindet, so kann es nicht fehlen, daß sich allmählich Schlackenflecke und Schlackenmassen von verschiedener Gestalt und bisweilen sehr bedeutender Ausdehnung bilden; über diesen Schlackenfeldern wird, namentlich wenn sie sich gegenseitig durch das Zusammentreffen in der

*) Die Weltschöpfung vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft (Berlin 1868), S. 58.

Digitized by Google

Aequatorialzone vergrößert haben, die Sonnenatmosphäre etwas abgekühlt; die in einem gasartigen Zustande vorhanden gewesenen Stoffe nähern sich daher dem Uebergangszustande der Dünste und Wolken mehr und mehr; diese senken sich herab und werden von oben durch neue ersetzt, und auf diese Weise vergrößert sich der Fleck, bekommt in der Mitte, wo die Verdichtung über dem an sich dunkeln Schlackenfelde am größten ist, ein dunkleres Aussehen und erscheint um den Rand nur mattdunkel als sogenannter Halbschatten. Weil rings um das Schlackenfeld der Sonnenkörper noch seine ganze Glut nach oben aussendet, müssen die über und um dasselbe im Dunstzustande befindlichen Stoffe verbrennen und auflodernde Flammen erzeugen, welche rings um sich eine etwas größere Helligkeit verbreiten, als sie der Sonnenkörper selbst besitzt.

Die Schlacken schwimmen auf dem bereits wol zähflüssigen Sonnenkörper fort und mit ihnen auch die Wolke darüber. Weil die Schlacken und Wolken die Wärmeausstrahlung des Sonnenkörpers etwas hemmen und dieselbe am Aequator, wohin ihre Bewegung gerichtet ist, einen höhern Temperaturgrad besitzt, so verschwinden die Schlacken nach und nach und mit ihnen die Wolken, also die Flecke sind nicht mehr so sichtbar, wie sie es früher wegen des starken Lichtcontrastes waren, und verschwinden endlich ganz.

Auf diese Weise glaube ich alle mit diesen beiden Erscheinungen zusammenhängenden Umstände naturgemäß erklärt zu haben. Der französische Beobachter der diesjährigen Sonnenfinsterniß in Siam sagt ebenfalls, daß die Protuberanzen nicht frei über dem Sonnenkörper schweben, sondern daß sie an ihm festsitzen, obwol sie gasiger und wolkenähnlicher Natur sind. Ihr Licht ist so bedeutend, daß sie bei der nur ringförmigen Verfinsterung von 1867 noch erkannt und bei der diesjährigen nach dem Eintritt der gänzlichen Verfinsterung sogar noch mit bloßen Augen gesehen wurden.

Aus der eigenen schnellen Bewegung der Flecke müssen wir entnehmen, daß es an der Sonnenoberfläche in der Glutatmosphäre furchtbare Stürme gibt, welche bei ihrem Zusammentreffen veränderte Richtungen annehmen und nicht selten Wirbel erzeugen, wie aus den Beobachtungen mancher Flecke sich ergibt, an denen sie schnelle Formveränderungen hervorbringen.

Wenn bisher eigentlich nur aus den angestellten physikalischen Versuchen ein Schluß auf die Beschaffenheit der Sonne gemacht worden ist, so sind doch noch, um die scheinbar kühne Hypothese zu einer unumstößlichen Gewißheit zu erheben, unmittelbare Beweise erforderlich.

Die zwei gelben Linien, welche eine Kochsalzflamme gab, verschwanden, und an ihre Stelle traten dunkle Linien, wenn durch jene Flamme das Licht eines Körpers (Platin) trat, dessen Spectrum für sich homogen, d. h. ohne alle Linien, weder dunkle noch helle, war. Dieselbe Erscheinung tritt ein, wenn man durch jene Flamme das Sonnenlicht gehen läßt. Die dunkeln Linien werden aber noch dunkler, indem sie an derselben Stelle bleiben (nämlich wo die Frauenhofer'sche Linie D ist), wenn man durch jene Flamme beide Lichtstrahlen gehen läßt.

So sehen wir in dem vorher linienfreien Farbenspectrum eines glühenden festen oder tropfbaren Körpers genau an denselben Stellen, wo die bloße Farbe eines andern Stoffes in ihrem Spectrum bestimmte farbige Linien zeigen würde, dann dunkle Linien, wenn jenes Licht durch dieses geht, und diese Linien werden stets noch dunkler, wenn Sonnenlicht dazutritt. Dadurch sind wir der Ueberzeugung von der Richtigkeit der Vorstellung, daß der Sonnenkörper auch in einem glühenden (festen oder tropfbaren) Zustande, umgeben von einer Atmosphäre, in welcher eine Menge von Stoffen verbrennen oder in einem gasigen Zustande vorhanden sind, zwar um einen bedeutenden Schritt näher gerückt, aber ob bei der Sonne hinter den mit bestimmten Farbenlinien versehenen Spectren der Stoffe, welche in der Sonnenatmosphäre verbrennen sollen, wirklich das durch dunkle Linien nicht unter-

Digitized by Google

brochene Farbenbild von dem glühenden Sonnenkörper eintritt und nur durch dessen Licht die Farbenlinien der Stoffe ausgelöscht werden, kann praktisch erst dann ermittelt werden, wenn das Licht des Sonnenkörpers abgehalten wird, zur Bildung des Spectrums beizutragen, also wenn, wie bei totalen Sonnenfinsternissen, der Sonnenkörper durch den Mond völlig bedeckt wird.

Weil die diesjährige Sonnenfinsterniß, abgesehen von andern Erscheinungen, gerade in dieser Beziehung wichtig geworden ist, so wird es gerechtfertigt sein, wenn wir ihr eine eingehendere Betrachtung widmen.

4) Ergebnisse der Sonnenfinsterniß vom 18. Aug. 1868.

Bei dieser Sonnenfinsterniß fanden eine Reihe so günstiger Umstände sich vereinigt, wie sie in mehrern Jahrhunderten nicht mehr zusammentreffen. Der Mond stand fast genau in seiner größten Erdnähe, wobei er den scheinbar größten Durchmesser von 1006 Winkelsecunden zeigte, während er in der Erdferne nur 882 Secunden beträgt und einen Schatten von der größten Ausdehnung, nämlich von 51169 Meilen, auf die Erde warf. Dabei waren Erde und Mond in derselben Zeit fast in der größten Entfernung von der Sonne, welche freilich auf den 21. Juni fällt, sodaß ihr Durchmesser verhältnißmäßig klein erschien, nämlich 963 Winkelsecunden oder 16 Minuten.

Der Mond kann in der Erdferne, d. h. wenn er auf seiner elliptischen Bahn um die Erde von dieser am weitesten entfernt ist und namentlich in der Sonnennähe beider, nur eine ringförmige Sonnenfinsterniß erzeugen, weil sein Durchmesser kleiner erscheint als der der Sonne. Der Mond befand sich bei dieser totalen Verfinsterung im aufsteigenden Knoten seiner Bahn, d. h. in dem Punkte, von welchem aus er über den nördlichen Theil der Erdbahn tritt. Lägen die Ebenen der Mond- und Erdbahn genau in dem erweitert gedachten Sonnenäquator, so würden wir in der Mitte des Verfinsterungsgebiets auf der Erde nur centrale, entweder ringförmige oder totale Sonnenfinsternisse wahrnehmen. Obwol Erde und Mond sich beide von Westen nach Osten bewegen, so geht doch die Verfinsterung auf der Sonnenscheibe stets nur von Westen nach Osten, weil der Mond bei seiner Bewegung eine größere Winkelgeschwindigkeit hat als die Erde.

Die Folge des Zusammentreffens der angeführten günstigen Umstände war, daß die gänzliche Verfinsterung durch den Mondschatten in einer 2000 Meilen langen und 30 Meilen breiten Zone auf der Erdoberfläche stattfand und an günstigen Stellen fast 7 Minuten währte. Der Kernschatten der Totalität trat in Abyssinien da ein, wo der blaue Nil sich nach Norden wendet, ging über das Rothe Meer nach Vorderindien, wo er zwischen Goa und Rajapur (Radschapur) ins Innere des Landes eindrang, dann durch den Meerbusen von Bengalen der Provinz Tenassarim in Hinterindien zueilte, sich nach Anam, Borneo, Celebes und andern Inseln aus der Gruppe der Molukken wendete und im Angesicht der Hebriden sich verlor.

Man hatte sich von fünf Seiten zu Beobachtungen gerüstet: die Franzosen in Kambodscha und Malakka; die Engländer in Ostindien von Bombay aus zu Scholapore, in der Nähe von Masulipatnam (Siam); die Preußen (Astronomen) im Innern Vorderindiens zu Bijapur (Bidschapur) und (die Photographen) zu Marshag-Hill, 2 englische Meilen von Aden entfernt; die Oesterreicher auch daselbst und von Rom aus der Pater Secchi. In Aden trat die gänzliche Verfinsterung um 6 Uhr 20 Minuten ein und währte 3 Minuten; beim Eintritt in Vorderindien dauerte sie schon 5 Minuten 10 Secunden und weiter östlich bis zu 6 Minuten 47 Secunden. Die Sonnen- und Mondtafeln sind jetzt so genau berechnet, daß der Unterschied zwischen der berechneten und beobachteten Zeit kaum 2 Secunden betrug, was gewiß ein großer Triumph für die Wissenschaft ist.

Obwol die Ungunst der Witterung die Beobachter aller Stationen mit der bangsten

Digitized by Google

Besorgniß erfüllte, so sind doch einige äußerst schätzbare Resultate gewonnen und die Ueberzeugung von der Richtigkeit für die obenangegebene Beschaffenheit der Sonne ist unerschütterlich befestigt worden.

In Marshag-Hill verschwanden bei dem wirklichen Eintritt der Verdeckung des ganzen Sonnenkörpers plötzlich alle dunkeln Linien des siebenfarbigen Farbenbildes und dasselbe ging in ein blasses continuirliches über, welches von der Krone und den Protuberanzen herrührte und keine besonders hervortretenden hellen Linien erkennen ließ. Dagegen bemerkte der französische Beobachter in Siam ausdrücklich helle Streifen im Spectrum der Protuberanzen. Daß hier das Gesichtsfeld für die Beobachtung doch noch etwas günstiger gewesen sein mag als dort, geht wol aus dem Umstande hervor, daß die deutschen Beobachter nur durch eine Wolkenlücke die Verfinsterung während einiger Augenblicke erfaßten, während in Siam die Protuberanzen sogar mit bloßen Augen sichtbar waren. Die Atmosphäre war dabei so rein, daß die kleinen Zelte selbst während der totalen Verfinsterung noch einen von den Protuberanzen und der Krone herrührenden Schatten warfen. Hier erschien auch die Sonnenkugel wie von einer dünnen, durchsichtigen und sehr glänzenden Schicht umgeben, welche wol von der unmittelbar über der Oberfläche gewiß ungemein großen Glut herrührt. Auch in Marshag-Hill zeigte sich wenige Augenblicke vor und nach der Totalität um den dunkeln Mondrand ein schmaler heller Raum mit auffallender Farbenpracht in weit ausgedehnter Umkränzung des Sonnenkörpers und von ihm getrennt durch eine helle schmale Schicht. Wo also keine Protuberanzen vorhanden sind, beginnt der eigentlich sichtbare Verbrennungsproceß erst in einiger Höhe über der Sonnenoberfläche, während unmittelbar an ihr die Glut so groß ist, daß alle Stoffe noch in einem vollkommen durchsichtigen gasigen Zustande vorhanden sind.

Kurz vor dem Ende der Totalität und als der rothe Saum erschien, verschwanden im Spectroskop die Farben der größten Brechbarkeit fast vollständig, indem die hochrothe, rothe und orange noch ganz scharf, die gelbe noch etwas verschwommen, die grünen noch kaum bemerkbar, die blauen und violetten aber völlig verschwunden waren; zuletzt blieb nur noch eine Reihe rother, durch breite und dunkle Zwischenräume voneinander getrennter Bänder übrig. Von den vier überhaupt vorhanden gewesenen Protuberanzen haben die österreichischen Beobachter drei nach ihrer Lage, Höhe und scheinbaren Größe bestimmt. Die eine von ihnen zeichnete sich durch ihre lebhaft glänzende Karminfarbe, durch ihre scharfe Begrenzung, durch ihre horn- oder fingerförmige, oben rückwärts gebogene Gestalt, vorzüglich aber durch ihre wunderbar weite Erstreckung in die matter leuchtende Krone hinein aus, denn die österreichischen Beobachter nehmen ihre Höhe zu zwei Winkelminuten oder einem Achtel des Sonnenradius (über 11700 Meilen), die preußischen Photographen zu einem Vierzehntel des Sonnendurchmessers (über 13400 Meilen) an, also mit Sicherheit über 12000 Meilen. Der französische Beobachter sagt gar, sie habe eine Länge von einem Zehntel des scheinbaren Monddurchmessers gehabt, was bei seiner damaligen Größe auf mehr als 19600 Meilen für die Länge der Protuberanz schließen ließe, sodaß sie bis über die Hälfte der Sonnenatmosphäre gereicht hätte, welche wir auf etwa 38000 Meilen (ein Fünftel des Sonnendurchmessers) anzunehmen haben.

Dieses merkwürdige Gebilde war den Beobachtern bei Aden nicht nur während der ganzen Beobachtungszeit sichtbar, sondern erschien den preußischen Beobachtern in Asien 32 Minuten später noch ebenso und an derselben Stelle, obwol vorüberziehende Wolken ihnen den Anblick nur durch 3 Secunden gestatteten. Der französische Beobachter gibt ihre Farbe als ein leicht ins Violette überspielendes Korallenrosenroth an.

Eine ähnliche Erscheinung ist bisjetzt bei keiner frühern Sonnenfinsterniß wahrgenommen worden. Ein Versuch, für sie eine Erklärung aufzufinden, bedarf wol kaum der Entschuldigung. Wir dürfen nach den bisjetzt bekannten Thatsachen annehmen, daß die Oberfläche

Digitized by Google

des Sonnenkörpers anfängt, aus dem flüssigen Zustande in einen mehr zähen, wenn auch noch nicht festen überzugehen. Es läßt sich nun leicht denken, daß die innere ungeheuere Glut des hohlen Sonnenkörpers den darin eingeschlossenen gasigen Stoffen durch ihre Expansivkraft einen enormen Druck verleiht, daß diese Gase sich einen kraterförmigen, verhältnißmäßig engen Ausweg bahnen, in einem hohen Strahle in die Sonnenatmosphäre eindringen und dabei einen Verbrennungsproceß bewirken und unterhalten, welcher uns in der angegebenen Weise sichtbar wird.

Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt wol darin, daß das durch die photographische Aufnahme fixirte Horn in seinem obern Theile nach Westen zurückgebogen erschien, wie es bei der Achsendrehung der Soune von Westen nach Osten nothwendig ist, weil die von unten nach oben getriebenen Stoffe aus ihrem Ursprungsorte eine geringere, nach Osten gerichtete Geschwindigkeit mit sich bringen, als sie die höhern Orte der Sonnenatmosphäre, in welche sie gelangen, besitzen; sie müssen also oben nach Westen zurückbleiben. Da der französische Beobachter diese Protuberanz an ihrem obern Ende nicht ausgezackt und in unruhigen Flammen leuchten, sondern gerade abgegrenzt sah, so kann man schließen, daß der Verbrennungsproceß in dem obern Theile der Sonnenatmosphäre weniger heftig und lebhaft vor sich geht, und dieses ist auch sehr natürlich.

Die Beobachtung dieser Sonnenfinstermiß hat uns also in dem Vertrauen, welches wir auf die Resultate der Spectralanalyse setzten, wesentlich bestärkt: das Sonnenspectrum enthält in seinen schwarzen Linien wirklich ein förmliches Verzeichniß aller derjenigen Stoffe, welche in der Sonnenatmosphäre in einem gasigen Zustande vorhanden sind. Eine Täuschung ist hierbei gar nicht möglich, weil die Stellung der Linien untereinander eine äußerst genau bestimmte und ihre Stärke eine sich gleichbleibende ist.

Welch ein großes Vertrauen wir zu der fast unglaublichen Sicherheit der Spectralanalyse haben können, geht noch daraus hervor, daß Bunsen allein durch sie sogar neue Metalle entdeckt hat: im Lepidolith das Rubidium ($^1/_4$ Proc. als Oxyd) mit zwei violetten und zwei rothen Linien jenseit des Roth blos durch $^1/_{2000}$ Milligramm; das ihm ähnliche Cäsium war durch $^1/_{5000}$ Milligramm in Mineralbrunnen erkennbar; außerdem noch das Thallium.

5) Die Fixsterne.

An die Fixsterne hat sich in neuester Zeit zufolge der bereits früher gemachten Entdeckungen ein Interesse und ein Forschungseifer geknüpft, welche in Beziehung auf die Entstehung nicht nur einzelner Weltkörper, sondern auch ganzer Weltkörpersysteme die herrlichsten Endergebnisse zu liefern versprechen. Es tritt uns aber hierbei eine ganze Reihe recht schwieriger Fragen entgegen, ohne deren genügende Beantwortung wir zu einem befriedigenden Gesammtresultat zu gelangen nicht hoffen dürfen. Wir wollen die Untersuchungen der klaren Uebersicht wegen in kleinen Abschnitten aufeinanderfolgen lassen.

a) Die Entfernung der Fixsterne.

Im allgemeinen können wir sofort sagen, daß die Entfernung aller Fixsterne sehr groß sein muß, weil keiner von ihnen, wie stark vergrößernde Fernröhre man immer auch anwendete, einen meßbaren Durchmesser hat erkennen lassen: es bleiben Lichtpunkte und ihre Größe ist auf diese Weise nicht bestimmbar. Wären die Fixsterne nicht ungemein weit von uns entfernt, so würde es uns auch nicht scheinen, als ob sie alle gleich weit und wie an der innern Fläche einer Hohlkugel angeheftet wären. Die Grade der Helligkeit der verschiedenen Fixsterne bieten kein sicheres Mittel zur Beurtheilung der Entfernungen dar, denn ein an sich hellerer Stern kann in größerer Entfernung dieselbe Lichtstärke zeigen wie ein näherer, aber lichtschwacher; im allgemeinen können wir immerhin

Digitized by Google

aus einer größern Lichtschwäche auf eine größere Entfernung schließen. Die neuen, äußerst werthvollen Messungen der Lichtstärke von Zöllner geben uns Hoffnungen zu bedeutenden Aufschlüssen.

Ein zuverlässiges Mittel zur Bestimmung der Entfernungen bieten nur die bekannte Länge (von etwa 40 Mill. Meilen) der Hauptachse oder des längern Durchmessers der elliptischen Erdbahn bei ihrer Bewegung um die Sonne und der Winkel (die Parallaxe) dar, welchen die von den Endpunkten dieser Achse nach dem Sterne gezogenen geraden Linien am Sterne selbst bilden. Dieser Winkel ist übrigens durch den Bogen an der scheinbaren Himmelskugel bestimmt, welcher sich zwischen den verlängerten Schenkeln des Parallaxenwinkels befindet. Es ist klar, daß wir hier von einem gleichschenkeligen Dreiseite die Basis und den Winkel am Scheitel kennen, wenn nämlich nur die Parallaxe des Sternes meßbar ist; daraus läßt sich seine Höhe, welche sich von den Schenkeln nicht sehr unterscheidet, berechnen, und dieses ist die gesuchte Entfernung des Sternes.

Es ist in der neuesten Zeit dem großen Eifer der Beobachter mittels der sehr verbesserten Instrumente gelungen, für eine ganze Reihe von Gestirnen die Parallaxe zu ermitteln; die mit der größten Parallaxe sind die uns nächsten.

Bisjetzt muß man den Stern α im Sternenbilde des Centauren als den nächsten ansehen. Seine Entfernung von 224520 Sonnenweiten oder $4\frac{1}{2}$ Bill. Meilen nennt man eine Sternenweite, zu deren Zurücklegung das Licht, ungeachtet seiner großen Geschwindigkeit von 42000 Meilen in einer Secunde, $3\frac{1}{2}$ Jahre gebraucht.

Bei dem Sterne 61 im Schwane ist nach den besten Messungen die Parallaxe nur $0{,}3744$ Winkelsecunden, woraus seine Entfernung auf 598540 Sonnenweiten (von 20 Mill. Meilen), also auf mehr als 12 Bill. Meilen oder 3 Sternenweiten sich ergibt, sodaß sein Licht bis zu uns über $9\frac{1}{2}$ Jahre gebraucht. Obwol dieser Stern nur der fünften Größe angehört, so haben doch viel bedeutendere Sterne, wie Wega in der Leier, Arktur im Bootes, die Kapella, eine 3—8 mal kleinere Parallaxe, sind also viel entfernter, was man früher nicht vermuthet hat.

Bei diesen Messungen wird vorausgesetzt, daß der betreffende Stern während der Bestimmung seiner Parallaxe, also während eines halben Jahres, eine eigene Bewegung nicht besitzt. Dieses aber ist nicht der Fall, denn alle Fixsterne verändern ihren Ort, wenn dieses auch erst in größern Zwischenzeiten erkannt wird, und dann muß man lichtstarke Sterne mit der erkannten eigenen Bewegung im allgemeinen für näher halten als lichtschwache, an denen man die Bewegung in derselben Zeit noch nicht erkannt hat.

Einzelne noch wahrnehmbare Sterne sind um 500 Sternenweiten und kosmische Nebel sogar bis zu 300000 Weiten von uns entfernt. Welcher Einblick in das unendliche Weltall!

b) Bewegung der Fixsterne. α) Scheinbare Bewegung.

Aus der Beobachtung der Veränderlichkeit der Entfernung von mehr als 2000 Fixsternen (bisjetzt 2163) hat sich die höchst wichtige Thatsache ergeben, daß unsere Sonne im Weltraume nicht stillsteht, sondern nach einem gewissen Punkte (von 261° 38,8′ gerader Aufsteigung und 39° 53,9′ nördlicher Abweichung) im Sternbilde des Hercules sich bewegt; denn nach dieser Richtung hin treten die Fixsterne scheinbar mehr und mehr auseinander und nach dem entgegengesetzten Punkte rücken sie scheinbar mehr und mehr zueinander. Jene Bewegung geschieht aber nicht in einer geraden, sondern in einer krummen Bahn, höchst wahrscheinlich um den Stern Alcione in der Gruppe der Plejaden in $22\frac{1}{4}$ bis etwa $27\frac{1}{2}$ Mill. Jahren mit einer täglichen Geschwindigkeit von 100000—800000 Meilen. Es geht gerade nur jetzt die Richtung der Bahn nach jenem Punkte

Digitized by Google

des Hercules. Erst spätere Generationen werden, gestützt auf fortlaufende Beobachtungen, befähigt sein, genauere Zahlenangaben zu machen.

Daß die Sonne auf dieser Wanderung durch den Weltraum ihren ganzen Hofstaat von 112 Planeten, 19 Monden und einer Anzahl von Kometen mit sich fortführt, ist selbstverständlich. Von den Stofftheilen der zarten Kometen werden freilich viele durch den Widerstand des Weltäthers zurückgehalten und gehen ihr auf immer verloren; unsere Erde aber wird auf dieser mitgenommen, sodaß ihre Bewohner nach Jahrtausenden einen andern Anblick des Fixsternhimmels genießen werden als wir jetzt. Zu diesem veränderten Anblicke tragen aber auch noch andere Umstände bei, auf welche wir bald näher werden eingehen.

β) Wirkliche Bewegung der Fixsterne.

Es ist durch die neuesten Untersuchungen bereits von etwa 3000 Fixsternen festgestellt, daß sie eine eigene Bewegung besitzen; aber auch alle übrigen müssen sie zufolge der für den ganzen Weltraum gültigen Gravitation besitzen, wenn wir sie auch in der kurzen Spanne der Beobachtungszeit bei den meisten noch nicht erkannt haben. Es kommt hierbei darauf an, ob die Richtung ihrer Bewegung mehr oder weniger von der Verbindungslinie unsers Auges mit dem Sterne abweicht; fallen beide Richtungslinien zusammen, so scheint der Stern trotz seiner Bewegung sogar an seiner Stelle zu bleiben. Die Bewegung richtet sich auch nicht nach der scheinbaren Größe; die kleinen ändern ihre Stellung oft weit mehr als die großen, während z. B. die beiden hellsten Sterne des Orion in einem Jahrhunderte nur um 5,1 und 3,5 Secunden fortgerückt sind, hat sich ein Stern fünfter Größe im Schiffe um 787 Secunden fortbewegt. Die gegenwärtige Astronomie überliefert der Nachwelt zur Beurtheilung der Bewegung der Sterne bereits ein außerordentlich bedeutendes Material durch genaue Ortsbestimmungen. In dem Verzeichnisse von 1865 sind allein 10000 Sterne siebenter bis zehnter Größe eingetragen.

Einer Eigenbewegung der Fixsterne ist es aber nicht zuzuschreiben, wenn sie wegen des Fortrückens der Tag- und Nachtgleichenpunkte ihre Stellung gegen die Erdachse ändern. Zufolge dieser Präcession wird nach 12000 Jahren der Stern Wega den jetzigen Polarstern ersetzt haben.

In Beziehung auf die eigene Bewegung der Fixsterne sind die Doppel- und mehrfachen Sterne außerordentlich wichtig, denn sie lassen uns nicht nur die Gravitationsgesetze in jenen entfernten Räumen als bestimmend und gültig erkennen, sondern führen uns noch in mehrere andere Naturgeheimnisse ein. Wenn zwei Sterne weniger als fünf Winkelsecunden voneinander abstehen, so erscheinen sie dem bloßen Auge als Ein Stern. Man hat für die Doppelsterne acht Klassen angenommen mit Abständen von 1″ bis zu 32″ und bekommt so schon gegen 10000 Doppelsterne. Bei 650 Doppelsternen ist die Bewegung in meist sehr flachen Ellipsen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt jetzt schon vollkommen sichergestellt, bei 60 bereits berechnet und bei 12 mit der Erfahrung vollkommen übereinstimmend gefunden. Bei Sternen von ungleicher Größe beschreibt der kleinere die größere Bahn. Ist unser Auge in der Ebene dieser Bahn, so erscheint uns die Bewegung geradlinig und es tritt der Fall ein, daß ein Fixstern einen andern bedeckt; je mehr das Auge aus dieser Ebene heraustritt, desto offener zeigt sich die Ellipse.

Weil die Umlaufszeiten meist sehr groß sind, ist die Bahnberechnung schwierig. Nur bei acht Doppelsternen beträgt die Umlaufszeit weniger als 100 Jahre, mindestens 30; bei Kastor 579 Jahre und bei den meisten viele Jahrtausende. Erst spätere Geschlechter werden aus den jetzt mit großer Sorgfalt bestimmten Orten die Bewegungen berechnen können. Die photographisch-stereoskopische Aufnahme eines Doppelsternes zu verschiedenen Zeiten wird leicht erkennen lassen, ob überhaupt eine Bewegung stattgefunden hat oder

Digitized by Google

nicht. Wenn ein jetzt aufgenommenes Bild mit einem später erhaltenen im Stereoskop nicht zum Decken gebracht werden kann, so hat sicher Bewegung stattgefunden.

Bei einigen Doppelsternen, deren Entfernung man aus ihrer Parallaxe kennt, ist es sogar möglich geworden, ihre Massen zu berechnen, natürlich unter der wol allseitig als unbestreitbar anerkannten Voraussetzung, daß die Gravitationsgesetze auch in jenen Räumen von der Beschaffenheit der Massen nicht abhängig sind. Der mittlere Abstand der beiden Sterne α im Centauren (224520 Sonnenweiten von uns entfernt) beträgt 14,86 Winkelsecunden, was auf $16^1/_4$ Sonnenweiten oder 326 Mill. Meilen führt, die Umlaufszeit beträgt 79 Jahre, demnach die ganze Masse beider Sonnen 0,677 von der Masse unserer Sonne. Der Stern 61 im Schwane hat nur etwa ein Drittel von der Sonnenmasse; dagegen wird bei andern Doppelsternen mit weit größern Umlaufszeiten die Masse eine viel größere sein.

Die Doppelsterne haben uns in neuerer Zeit zu dem höchst überraschenden Resultate geführt, daß es im Weltraume nicht nur leuchtende, sondern auch dunkle Sonnen gibt, und daß deren Anzahl vielleicht ebenso bedeutend ist wie die der leuchtenden. Es sind nicht Körper, welche sich wie die Planeten um einen leuchtenden Centralkörper bewegen, sondern ausgeglühte Sonnen, zu denen selbst jetzt noch leuchtende Sonnen als Begleiter gehören.

Obwol die Ortsveränderung des Sirius jährlich nur $1^1/_4$ Secunde beträgt, so hatte doch schon Bessel aus den dabei stattfindenden Nebenbewegungen den sichern Schluß gemacht, daß ein dunkler Himmelskörper die Veranlassung dazu sei, daß also von einem vorhandenen Doppelsterne nur der eine leuchte und sich um den andern bewege. Es gelang nun Clark in Boston (am 31. Jan. 1862), mittels eines mächtigen Refractors neben dem Sirius einen äußerst lichtschwachen Himmelskörper wahrzunehmen, dessen Masse aber nur die Hälfte von der des Sirius erreicht.

Aehnliche Abweichungen von der Bahn sind noch vorzüglich bei Prozyon, der Spika und dem Alphard entdeckt worden, welche ebenfalls dunkeln, bisjetzt durch das Fernrohr noch gar nicht wahrgenommenen Himmelskörpern zugeschrieben werden müssen. Ja sogar bei zwei sichtbaren Doppelsternen (z. B. α im Centauren, p im Ophiuchos) müssen wir bisweilen auf das Vorhandensein eines dritten unsichtbaren Sternes schließen.

Ueberhaupt sind wir zur Annahme folgender vier Fälle berechtigt; es bewegen sich 1) leuchtende Himmelskörper um leuchtende, 2) dunkle um leuchtende, 3) leuchtende um dunkle und 4) dunkle um dunkle in allen Fällen streng nach den Gesetzen der Gravitation durch den ganzen Weltenraum. Es muß also eine Kraft geben, welcher alle Weltkörper unterworfen sind, die nur ihren Ausdruck in der Gravitation hat.*)

c) Die Farben der Fixsterne.

Bei einem oberflächlichen Anblicke des Himmels erscheinen fast alle Fixsterne weiß; werden sie aber genauer untersucht, so finden sich fast alle Farben des prismatischen Farbenbildes vertreten. Eine gelbliche Farbe findet sich etwa bei der Hälfte sämmtlicher Fixsterne, eine weiße etwa bei einem Fünftel, eine orange bei etwas mehr und die übrigen zeigen alle möglichen Farben: röthlich z. B. sind Arktur, Aldebaran, Antares, α im Orion (rechte Schulter), Pollux; bläulich ist Bellatrix (linke Schulter des Orion) und eine ganze Gruppe kleiner Sterne vierzehnter bis sechzehnter Größe; grünlich sind Kastor und Alcyone; gelblich Prozyon (der hellste Stern des Kleinen Hundes) und Kapella; rubinfarbig ist eine Gruppe von 76 Sternen siebenter bis neunter Größe in der südlichen Halbkugel und bei einer andern im südlichen Kreuze sind alle Farben des Regenbogens vertreten, was einen herrlichen Anblick gewähren soll.

*) Vgl. meine kleine Schrift: Die Einheit der Naturkräfte (Berlin 1868).

Digitized by Google

Höchst merkwürdig ist, daß die zu einem Sterne gehörigen Doppelsterne nicht immer eine gleiche Farbe haben, wie z. B. α im Löwen, wo beide Sterne blau sind, sondern daß die Farben oft weit voneinander entfernt liegen, z. B. bei 24 im Haupthaare der Berenice ist der eine blau, der andere roth; in 38 der Zwillinge steht ein kleiner blauer bei einem hellen weißen; in andern Fällen stehen zusammen blau und gelb, grün und orange, grün und roth, am häufigsten gelb und weiß. Wenn zwei gleichfarbige, z. B. auch zwei rothe oder zwei gelbe beieinanderstehen, so besitzen sie doch verschiedene Farbentöne.

Bei verschiedenen Sternen mit scheinbar völlig übereinstimmendem weißen Lichte sind doch die dunkeln Linien ihrer Spectra verschieden, also sind auch die Stoffe, welche in ihren Atmosphären verbrennen, nicht durchaus dieselben.

Entschieden rothe Sterne zeigen im grünen und blauen Theile des Spectrums eine größere Menge dunkler Linien, als im allgemeinen bei weißen der Fall ist; also ist auch die Menge der Stoffe in der gasigen Atmosphäre dort eine größere als hier.

d) Veränderlichkeit der Fixsterne.

Von dem allerhöchsten Interesse ist es, die bis in die neueste Zeit reichenden Thatsachen über die Veränderlichkeit der Farbe, der scheinbaren Größe und der Lichtstärke bei den Fixsternen kennen zu lernen, um dann daraus Schlüsse zu ziehen in Betreff der gewaltigen Veränderungen, welche auf und mit den Fixsternen vorgehen.

Zunächst wollen wir von der Farbenveränderung einige gut beglaubigte Beispiele anführen. Das ganze Alterthum, von Ptolomäus an, sah den Sirius roth; nach Seneca zeigte er sich röther als Mars, Tycho aber bezeichnet ihn schon entschieden weiß. Inzwischen wird er wol wie β in den Zwillingen ähnliche Uebergangsfarben gehabt haben. Kapella war dem Ptolomäus auch noch roth und sie hat diese Farbe bis ins 17. Jahrhundert beibehalten, dann aber wurde sie mehr röthlichgelb und ist heute mehr gelblichweiß, wird also später wol auch noch ganz weiß werden. Gleichzeitig hat ihre Lichtstärke so zugenommen, daß dieselbe die der weißen Wega übertrifft.

Schneller gehen im allgemeinen die Veränderungen der Farben bei den Doppelsternen vor sich. Noch im Jahre 1780 waren die Doppelsterne γ im Löwen und γ im Delphin weiß, jetzt sind sie bei jenem der eine goldgelb, der andere purpurfarbig, bei diesem goldgelb und braungrün. Der Stern 6 im Perseus ist seit 1854 von Roth durch Gelb in Weiß übergegangen. Bei 96 im Hercules war der eine apfelgrün, der andere kirschroth; jetzt aber sind sie beide gleichmäßig weiß.

Nach den bisherigen Beobachtungen ist es wol gestattet zu sagen, daß die Farbenveränderungen entweder von Weiß zu Roth oder von Roth zu Weiß durch Zwischenstufen erfolgen. In jenem Falle findet eine Abnahme, in diesem eine Zunahme der Temperatur und Lichtstärke statt.

Außer dem Farbenwechsel sind ferner wichtig die Veränderungen in der Lichtstärke und scheinbaren Größe. Der Stern η im Schiffe Argo ist seit 1677 von einem Sterne vierter Größe durch wiederholte Zu- und Abnahme bis 1827 zur ersten Größe angewachsen, seit dieser Zeit aber mit unbedeutenden Schwankungen zur sechsten Größe herabgestiegen und zugleich bei wechselndem Glanze gelblichroth geworden. Wie entsetzlich müssen die Umwandlungen gewesen sein, welche diesen Stern getroffen haben!

Auffallend ist es, daß manche Fixsterne einem periodischen Lichtwechsel unterworfen sind. Vom Ende des 16. Jahrhunderts an wurde beim Sterne ο (Mira) am Halse des Walfisches die Wahrnehmung gemacht, daß er abwechselnd an Glanz abnahm, unsichtbar wurde und dann bei wiederholtem Wechsel bisweilen bis zu einem Sterne erster Größe anwuchs. Die mittlere Dauer der veränderlichen Periode beträgt 331 Tage

Digitized by Google

15 Stunden 7 Minuten. Bei dem Sterne β (Algol) im Perseus ist eine Periode von nur 2 Tagen 20 Stunden und 49 Minuten während seines weißbleibenden Lichtes erkannt worden. Dergleichen periodische Lichtwechsel sind bei χ im Schwan, ε im Fuhrmanne, β in der Leier und bei mehr als 120 andern Fixsternen von allen Größen, vorzüglich bei denen sechster bis neunter Größe bisjetzt festgestellt worden.

Die Perioden sind für denselben Stern nicht immer gleich und ebenso wenig der erreichte Glanz, ferner zeigen sie bisweilen Rückschritte und Sprünge oder sie setzen den Wechsel einige Zeit aus. Bei einigen Sternen lassen sich in den Hauptperioden sogar untergeordnete erkennen. Es treten also hier sehr verwickelte Verhältnisse ein, welche durch ein Zusammenwirken verschiedener Umstände hervorgebracht werden: der Entwickelungsproceß des Gestirns und seiner Atmosphäre; seine Achsendrehung, wobei wie bei der Sonne dunkle Flecke zum Vorschein kommen, welche die Lichtstärke vermindern können; das Dazwischentreten anderer kosmischer Stoffe, das theilweise oder völlige Bedecken von dunkeln Begleitern, es mögen nun Nebensonnen oder Planeten sein. Es ist auch möglich, daß in einzelnen Fällen zwei optisch nicht mehr trennbare Sterne bei ihrer gegenseitigen Einwirkung aufeinander in ihren Atmosphären Flutwellen erzeugen, durch welche Glanz, Lichtstärke und Farbe abgeändert werden. Es ist natürlich, daß die Gravitationsverhältnisse der Stoffe beider Sterne eines Doppelsternes je nach der Stufe ihrer Entwickelung theils zueinander, theils zu den sie umgebenden Atmosphären schnellern Wechsel von Farbe und Lichtstärke erzeugen werden, als sie bei einzelnen, sehr weit von andern abstehenden Sternen vorkommen.

Wenn man nun auch bisher meist nur an größern Sternen, namentlich an den Doppel- und mehrfachen Sternen solchen Wechsel ihrer Farbe und ihres Glanzes wahrgenommen hat, so ist durchaus kein Grund dafür vorhanden, daß solche Veränderungen nicht auch an den uns klein erscheinenden Sternen, ja überhaupt an allen Sternen im Weltraume, vorkommen sollten; aber nicht nur weil die Beobachtungen an sich schwierig, sondern weil dergleichen Wechsel meist in viel zu lange Zeiträume eingeschlossen sind, als daß wir jetzt schon und in der kurzen Zeit eines Lebensalters davon Kunde haben könnten, sind unsere Kenntnisse noch in enge Grenzen eingeschlossen. Es sind daher Zöllner's erfolgreiche Bemühungen, die jetzige Lichtstärke der Himmelskörper festzusetzen und auf ein bestimmtes Maß zurückzuführen, und die Anwendung der Spectralanalyse zur Erforschung der Stoffe und ihrer Aggregatzustände von außerordentlicher Tragweite für die Erlangung tieferer Kenntnisse in den folgenden Jahrhunderten. Wenn sich bei einem Sterne seine Farbe und Lichtstärke ändern, so werden auch die dunkeln Linien seines Spectrums nicht mehr dieselben bleiben.

Wir werden also die Farbenunterschiede bei den Fixsternen auf die Verschiedenheit und den Zustand der Stoffe bei der Verbrennung zurückführen müssen: je leichter ein Stoff ist, desto mehr nähert sich beim Verbrennen die Farbe dem Blau, je schwerer er ist, dem Roth, indem dort die Schwingungszahl unter übrigens gleichen Umständen größer werden kann als hier. Dies wird dadurch bestätigt, daß sowol den Flammen durch die verschiedenen Stoffe, die in ihnen verbrennen, als auch den elektrischen Funken je nach den Körperstoffen, zwischen denen sie erscheinen, die nach jenem Princip ihnen zukommenden Farben in der That ertheilt werden. Außerdem ist festzuhalten, daß derselbe Stoff, wie wir es z. B. beim Stahle sehen, je nach seiner Temperatur sehr verschiedene Farben haben kann und daß die Farbenscala für die Zunahme oder für die Abnahme der Wärme eine bestimmte ist. Wir unterscheiden ja schon in sehr gewöhnlichen Fällen, z. B. beim Eisen, Rothglühhitze von Weißglühhitze.

Ehe eine bündige wissenschaftliche Entscheidung über die Natur der Vorgänge an den Sternen getroffen werden kann, muß die Spectralanalyse noch genauer die Stoffe

Digitized by Google

angeben, welche das betreffende Licht erzeugen; es muß ferner die Aufeinanderfolge der Farben bei einer größern Menge von Sternen festgesetzt werden, um das Gesetzmäßige der Erscheinungen zu erforschen; es muß bestimmt werden, ob die Erscheinungen eine Folge der Veränderung des Kernes oder der Atmosphäre oder beider zugleich sind, und dann wird man erst sagen können, ob ein Himmelskörper im Entstehen und in einer Entwickelung überhaupt oder im Vergehen und Absterben begriffen ist. So viel aber steht jetzt schon fest, die Stoffe im ganzen Weltraum sind dieselben, die Fixsterne sind unablässigen Umbildungen unterworfen, und bewegen sich nach den allgemeinen Gravitationsgesetzen. Es gilt nun als Grundsatz: die ganze Welt ist geworden und bleibt im Werden.

c) Plötzliches Erscheinen und Verschwinden von Sternen.

Mit diesem letzten Ausspruche scheinen die zwei in der Ueberschrift angeführten Ereignisse im Widerspruche zu stehen und dennoch können wir sie nicht ableugnen. Es ist durch unwiderlegliche Zeugnisse, selbst aus vorchristlicher Zeit, festgestellt, daß sich für die verschiedensten Orte der Erdoberfläche und zu den verschiedensten Zeiten plötzlich aufleuchtende neue Fixsterne gezeigt haben. Einer der berühmtesten ist wol der von Tycho am 11. Nov. 1572 im Sessel der Kassiopea aufgefundene, welcher mit seinem weißen Lichte und blendenden Glanze die Sterne erster Größe übertraf. Schon im December desselben Jahres nahm aber seine Lichtstärke ab, er wurde gelblich, dann roth und erlosch mit aschfarbenem Scheine nach sieben Monaten. Die Farbenabstufung weist offenbar auf eine Abnahme der Temperatur und ein allmähliches Verlöschen hin. Aehnlich verhielt es sich mit einem Sterne im Schlangenträger, welcher von Kepler, Galilei u. a. beobachtet wurde. Es ist aber auch bemerkt worden, daß Sterne, deren Licht nur bis zu einem gewissen Grade abgenommen hatte, plötzlich wieder in neuem Glanze erschienen, um dann wieder matter zu werden und für die Beobachtung endlich zu verschwinden. So geschah es mit einem Sterne im Schwane (im Jahre 1600), mit η in Argus und mit der Mira im Walfische.

Aber auch das Verschwinden alter Sterne, z. B. 55 im Hercules, 42 in der Jungfrau und noch von mehr als 70 andern ist durch die neuesten Beobachtungen völlig unzweifelhaft. Ob ihr Licht blos für jetzt erloschen ist, um später wieder zu erscheinen, oder für immer, oder endlich ob sie als Weltkörper in Trümmer zerfallen sind, die sich allmählich zu andern Himmelskörpern begeben, wie die Meteorsteine auf unsere Erde, kann augenblicklich noch nicht festgesetzt werden. So viel aber steht unzweifelhaft fest, daß nicht blos auf unserer verschwindend kleinen Erde, sondern im ganzen unendlichen Weltraume eine ewige Bewegung und eine ewige Umgestaltung der formlosen Stoffe und Körper nach ewig unwandelbaren Gesetzen stattfindet trotz des scheinbaren Chaos der Erscheinungen.

Die Wandlungen im Weltraume ergreifen nicht blos etwa die Fixsterne, sondern alle Weltkörper. Der von Hind 1852 bei den Hyaden entdeckte Nebel war 1855 noch so hell, daß d'Arrest ihn selbst bei Mondschein noch erkannte, aber 1862 war er mit den besten Fernröhren nicht mehr aufzufinden und ein bei ihm stehender Stern neunter Größe war bis zu einem Sterne dreizehnter Größe herabgesunken. Später werden wir von der Umgestaltung und Auflösung der Kometen sprechen, wohin diese Erscheinung zu gehören scheint.

Es ist eine Naturnothwendigkeit, daß die Sonnen, wenn sie brennende Körper sind, einst verlöschen. Hört also ein Fixstern auf zu leuchten, so verlischt er nur, ohne zu verschwinden, und muß dann an dem kalten äthererfüllten Weltraume eine ebensolche, immer weiter vorschreitende Abkühlung erfahren, wie wir sie an den Planeten, namentlich unserer Erde, erkennen. Bei Planeten, welche zu einer noch leuchtenden Sonne

Digitized by Google

gehören, wird die schnellere Abkühlung doch lange Zeit noch gehemmt durch die Erwärmung von ihrem Centralkörper aus. Die nur im Innern des Planeten noch vorhandene Glut zeigt ihre Einwirkung nur bis zu einer gewissen Stelle unter der Oberfläche, in welcher die Temperatur für jede geographische Breite in einer bestimmten Tiefe eine beständige ist. Oberhalb der Schicht, in welcher diese Stellen liegen, ist sie dem Wechsel des Sonnenstandes je nach den Tages- und Jahreszeiten unterworfen, wodurch dann der Grad des organischen Lebens bedingt ist. In frühern Zeiten haben z. B. bei der Erde die Punkte der beständigen Temperatur weniger tief unter der Oberfläche gelegen als jetzt. Wenn aber ein erloschener Fixstern sehr entfernt vom andern steht, so wird seine Abkühlung verhältnißmäßig schneller vorschreiten als bei einem Planeten neben einer leuchtenden Sonne.

Die jetzt noch mit klarem Lichte uns entgegenstrahlenden Fixsterne werden allmählich matter leuchten, wie jetzt schon an einzelnen erkannt worden ist; auf der feurigflüssigen Oberfläche werden sich zuerst Schlacken bilden, welche bei der Achsendrehung des Gestirns matte Lichtwechsel erzeugen; das zuletzt meist röthliche Licht, welches der wol schon fest gewordenen Oberfläche angehört, nimmt mehr und mehr ab, bis es endlich verschwindet, und die im Innern noch glühendflüssige Masse wird durch eine feste dunkle Hülle eingeschlossen; aber die innere abgeschlossene Glutmasse bricht sich bei der Zusammenziehung der Rinde endlich eine Bahn durch diese, überflutet sie, und wir glauben das erhabene Ereigniß der Entstehung eines neuen Fixsterns vor uns zu sehen. Das Leuchten auf der verhältnißmäßig bedeutend kühlern Kruste kann aber nicht sehr lange währen, sondern muß bei allmählich abnehmender Stärke endlich auch wieder verschwinden. Dadurch ist ein erneuter, ja selbst ein noch öfterer, wenn auch meist schwächerer Durchbruch nicht ausgeschlossen. Wir haben es also in diesem Falle nicht mit einem neuen Sterne zu thun, sondern gerade mit einem recht alten, bei welchem das wiederholte Aufleuchten ein Zeichen seines herannahenden Absterbens ist, wobei er zwar seine letzten Kräfte zu neuem Leben noch aufzuraffen sucht, aber um so eher als Fixstern zu sein aufhört, je öfter es geschieht.

Insofern die Stoffverschiedenheit der einzelnen Fixsterne in diesen Erscheinungen Abänderungen oder Einschränkungen zu erzeugen vermögen, indem es wol Fixsterne geben mag, welche während ihrer allmählichen Abkühlung keine solchen Ausbruchsperioden zu erleiden haben, bleibt der photometrischen, calorimetrischen und spectralanalytischen Untersuchung künftiger Zeiten vorbehalten.

Haben bei einem Fixsterne die Glutausbrüche nach der Abkühlung seiner Oberfläche bis zum Dunkelwerden vollständig aufgehört, so ist er als dunkle Sonne nur noch durch die Störungen der Bewegungen leuchtender Sonnen erkennbar, und dieses auch dann nur, wenn er sich in verhältnißmäßig großer Nähe bei ihnen befindet oder mit ihnen ein System von doppelt- und vielfachen Sternen bildet. Steht aber eine solche dunkle Sonne in einer Entfernung, wie sie die Fixsterne untereinander gewöhnlich besitzen, so wird es den ein ganzes Jahrtausend fortgesetzten Beobachtungen wol kaum gelingen, ihr Vorhandensein im Weltraume festzusetzen. Es befinden sich unter den leuchtenden Sonnen sicher unzählige, vielleicht ebenso viele dunkle Sonnen. Wir nennen sie noch Sonnen, und nicht Planeten, weil sie in keiner solchen Abhängigkeit zu einer leuchtenden Sonne stehen, wie die Planeten zu unserer Sonne. Solche Planeten können und werden wol auch bei den andern Sonnen vorhanden sein, da die Entwickelung der Weltkörper und Weltkörpersysteme nach denselben unabänderlichen Gesetzen vor sich geht; aber wir können sie wegen ihrer Lichtschwäche und Kleinheit bei den so großen Entfernungen nie erkennen, und sie besitzen auch, wenn sie zu einer bereits dunkel gewordenen Sonne gehören, nicht einmal zurückgeworfenes Licht.

Digitized by Google

Wir hätten also hier den Fall, daß sich dunkle Planeten um eine dunkle Sonne in ewiger Finsterniß bewegen und daß diese Körper einzig nur durch die Gravitation eine Fühlung zueinander haben. Ist aber damit gesagt, daß sie aus diesem Todesschlummer in jenen Zeiten einer grenzenlosen Zukunft niemals wieder zu neuem Leben erwachen und auferstehen können? Nein! Das unerschütterliche Gesetz von der ewigen Erhaltung der lebendigen Kraft im Weltenraume spricht dafür, daß es geschehen werde. Und sehen wir denn nicht überall den unaufhörlichen Wechsel von Tod und Leben? Es ist nach diesem Naturgesetze unmöglich, daß ein ausgeglühter, erkalteter, völlig erstarrter und für organisches Leben nach unsern Begriffen ganz unbrauchbar gewordener Weltkörper gar keine Rolle mehr spielen sollte im lebendigen Organismus des Weltalls, daß seine lebendige Kraft spurlos verloren gegangen sein sollte. Sie ist es nicht! Sie ist vielmehr übertragen worden durch den Weltäther auf die andern Stoffe und Körper im Weltraume. Diese so übertragene Kraft trägt vorzüglich dazu bei, daß die kosmischen planetarischen Nebel, welche sich durch die Gravitation der Stofftheilchen zueinander gebildet haben, zu Nebelflecken werden, in denen alle Stoffe nach der Spectralanalyse bereits in einem gasigen Zustande, also mit ungemein hoher Temperatur vorkommen. Gerathen nun abgestorbene Welten in die große Glut solcher außerordentlich weit im Weltraume ausgedehnter Nebelflecke, so kann es nicht fehlen, daß ihre Stoffe nach und nach, theilweise auch rasch, entweder vollständig gasförmig werden oder sich nur so weit auflösen, daß ein glühendflüssiger Kern zurückbleibt. Die Gravitationsgesetze erlauben zwar nicht einen Zusammenstoß fester Weltkörper, wodurch etwa eine so große Wärme entstände, daß die festen Stoffe sich auflösen könnten; wohl aber das Hineingerathen eines festen Körpers in einen außerordentlich weit im Weltraume verbreiteten Nebelfleck und dadurch eine bedeutende Massenansammlung, verbunden mit gewaltigen Stoffumwandlungen.

So haben wir aus dem Untergange und dem anscheinenden Tode einer Sonne nebst ihren unglücklichen Begleitern den Keim zu einem neuen Weltkörpersysteme gefunden. In der That bestätigen die Beobachtungen den unbeschreiblich erhabenen Vorgang eines Weltenbrandes, welcher eine Wiege für neues Leben wird, gleichwie die Asche auf unsern Feldern neues Leben hervorzaubert.

Die neuere Astronomie hat aber noch andere, höchst interessante Entdeckungen gemacht, welche nicht nur auf die Natur der Weltkörper ein neues Licht werfen, sondern auch für die Aufstellung einer naturgemäßen Kosmogonie höchst wichtig sind. Wir meinen den Zusammenhang zwischen den Kometen und den Sternschnuppen oder Meteorsternen. Wir wollen also von ihnen jetzt das Wesentlichste anführen.

6) Die Kometen und Meteorsterne.

Die Kometen erscheinen uns nicht mehr blos, wie man früher annahm, als unerwartete, ja als unheimliche Gäste in unserm Planetensystem, sondern es haben sich bis jetzt mit Sicherheit schon zehn derselben harmlos in demselben häuslich niedergelassen. Die meisten schweifen allerdings als wahre Weltbürger im Weltraume herum, aber von 241 derselben hat die Astronomie auch schon nachgewiesen, daß sie in geschlossenen Bahnen sich bewegen; bei andern ist es allerdings zweifelhaft, ob sie in ihrem äußerst langgestreckten Laufe, bei welchem sie vor und nach ihrer Sonnennähe in einer fast geraden Richtung sich bewegen, nicht bis in den Bereich der Anziehungskraft einer andern Sonne gelangen und ihr dienstbar werden müssen. Es ist wol möglich, daß es Kometen gibt, welche von Sonne zu Sonne schweifen. Jedenfalls sammeln sie die in dem Weltraume zwischen den Sonnen noch zerstreut vorhandenen zarten Stofftheilchen, in deren Nähe sie

Digitized by Google

kommen, und führen sie um so sicherer mit sich fort, je langsamer sie sich bewegen und je entfernter sie von einem andern gewichtigen Körper sich befinden.

Es ist von hohem Interesse, den Lebenslauf eines aus so zarten und lose nebeneinanderliegenden Bestandtheilen zusammengesetzten Körpers kennen zu lernen, zumal wenn er das Unglück hat in das Anziehungsgebiet unsers Planetensystems zu gerathen. Grade die neuesten Forschungen haben uns darüber vortreffliche Aufschlüsse gegeben. Die beobachteten Erscheinungen haben aber für den denkenden und gebildeten Menschen nur dann einen Werth, wenn aus ihnen sichere Schlüsse auf das Wesen und die Zustände der Weltkörper gezogen werden können. Demnach müssen wir ein wenig in die Vergangenheit zurückblicken, um die Gegenwart zu begreifen.

Erst dann wird ein Komet sichtbar, wenn er aus den Tiefen des Weltraums in unser Planetensystem tritt, indem dann das Sonnenlicht von seinen Stofftheilchen zurückgeworfen wird. Nur bei einem Kometen, nämlich Nr. 1 von 1866, hat die Spectralanalyse einen selbstleuchtenden gasigen Kern mit homogenem Lichte im Spectralapparat und eine Nebelhülle, welche durch zurückgeworfenes Licht sichtbar ist, erkennen lassen.

Je näher der Komet seinem Sonnennähepunkte kommt, desto schneller bewegt er sich und desto mehr werden Stofftheilchen, namentlich von seinem Umfange, durch den ihm widerstehenden Weltäther abgerissen. Es bildet sich also durch das Zurückbleiben von Theilchen des Kometen ein leuchtender Schweif, welcher sich mit zunehmender Annäherung an die Sonne verlängert. Ist der Komet glücklich über den Sonnennähepunkt hinausgekommen, so nimmt mit zunehmender Entfernung seine Geschwindigkeit fortwährend ab; er zieht mit zärtlicher Sorgfalt die Schweiftheilchen wieder mehr und mehr an sich und rundet sich wieder möglichst so ab, wie er vorher war.

Ginge der Komet in einer geraden Bahn, so würde sein Schweif einen geraden Hohlkegel bilden und ein in der Bahn des Kometen befindliches Auge würde ihn zufolge der Perspective von der Achse aus zu beiden Seiten nach der Grenze hin mit gleichmäßig zunehmendem Lichte erblicken.

Da aber der Komet in einer gekrümmten Bahn sich bewegt, so hat sein Schweif dieselbe Krümmung. Die natürliche Folge davon ist, daß die an der Außenseite des Schweifes befindlichen Theilchen eine größere Geschwindigkeit besitzen als die an der innern, daß also auch dort der von dem Weltäther geleistete Widerstand ein größerer ist als hier und daß dort die Schweiftheilchen, welche auch durch die Fliehkraft dort mehr nach außen getrieben werden als hier, dichter zusammengedrängt werden. Aus diesen Gründen zeigte sich der Schweif des schönen Kometen von 1859 an der Außenseite seiner Bahn viel heller als an der Innenseite. Es ist mir stets aufgefallen, daß man anderweitig auf diese Erscheinung nicht aufmerksam gewesen ist, da sie doch offenbar einen von den Beweisen für das Vorhandensein des Weltäthers abgibt.

Obwol bereits Hunderttausende von Kometen durch unser Planetensystem gegangen sind, so lassen sich auffallende Veränderungen doch nur an denen nachweisen, welche einem oder mehrern Planeten oder der Sonne allzu nahe gekommen sind.

Die erste Veränderung besteht in einer förmlichen Zerreißung des Kometen durch einen Planeten. Schon die chinesischen Annalen der vorchristlichen Zeit und auch Seneca berichten von solchen Theilungen. Im Jahre 1618 geschah eine solche unter den Augen von Kysatus und Wendelin, auch 1860 wurde in Rio-de-Janeiro ein Doppelkomet gesehen. Im August desselben Jahres sah ich in Gesellschaft von noch drei Personen, wie zwar nicht ein Komet, sondern ein sehr schönes hellgrünes Meteor, welches von Westen nach Osten über die ganze Nordamerikanische Union gezogen war, ziemlich nahe über Hoboken sich in zwei Kugeln auflöste, die ihren Weg mit wachsendem Abstande ziemlich langsam fortsetzten.

Digitized by Google

Der Biela'sche im Jahre 1826 aufgefundene rückläufige, d. h. von Osten nach Westen um die Sonne sich bewegende Komet ging stets in 2414 Tagen (gegen $6\frac{1}{2}$ Jahre) durch die Erdbahn. Am 29. Dec. 1845 erkannte Maury in ihm zwei Kerne; im Jahre 1846 theilte er sich durch den Einfluß der Erde vollständig; 1852 waren die Theile bereits achtmal weiter voneinander entfernt als 1846; bei ihrer Wiederkehr 1859 konnten sie wegen der Sonne nicht beobachtet werden und 1866, also 20 Jahre nach der Entstehung, waren sie bereits verschwunden. Wäre diese Zerstörung nicht eingetreten, so würde der Komet am 26. Dec. 1933 genau wieder an derselben Stelle der Erdbahn und in der Nähe der Erde erschienen sein.

Im Jahre 1765 näherte sich aus dem fernen Weltraume eine kosmische Wolke als Komet (der Lexell'sche) dem gewaltigen Jupiter. Dieser riß von ihm einen Theil ab, wies ihm eine neue Bahn an und zwang ihn in $5\frac{1}{2}$ Jahren sich um die Sonne zu bewegen; nach 11 Jahren wurde dieser Theil von dem Jupiter wieder ergriffen und ist seitdem verschwunden.

Der von Brorsen am 26. Febr. 1846 endeckte Komet kam schon am 20. Mai 1842 dem Jupiter so nahe, daß er ihm eine Umlaufszeit von 5 Jahren $6\frac{1}{2}$ Monaten anwies. Seine Bahn war so genau berechnet, daß ihn Bruhns am 12. April 1868 fast genau an der vorher bezeichneten Stelle, dicht am Schwanze des Widders, auffand; 1851 und 1862 wurde er nicht gesehen. Er wird uns nach der Lage seiner Bahn bis in die Mitte des nächsten Jahrhunderts erhalten bleiben, dann aber einen andern Weg einschlagen müssen.

In die Zerstörung des im Jahre 1844 von Vico endeckten Kometen theilten sich Mars und Jupiter. Seine Umlaufszeit von 66 Jahren verkürzt sich auffallend. Er war nach der Berechnung bereits im Jahre 1817 dem Mars sehr nahe und wird ihm am 18. Oct. 1871 wieder sehr nahe kommen und dann vielleicht schon zerstört werden; wenn aber nicht, so steht ihm dieses Schicksal im Jahre 1880 durch den Jupiter bevor, dem er schon 1814 recht nahe war.

Einer der berühmtesten Kometen ist der von Pons endeckte und im Jahre 1818 aus einer kosmischen Wolke durch die Anziehung des Mercur entstandene, dessen Bahn Enke mit Benutzung der Beobachtungen nach neunzehnmaliger Wiederkehr äußerst sorgfältig berechnet hat. Er hat gefunden, daß sein Jahr von 1789—1859 sich bereits um 2 Tage verkürzt hat. Es würde dieses nicht der Fall sein, wenn nicht ein seiner Bewegung widerstehender, freilich sehr zarter Stoff, der Weltäther, die Fliehkraft der Theilchen verminderte, sodaß die Anziehungskraft der Sonne wirksamer hervortritt. Dieser Widerstand und der Einfluß des Mercur zerstreuen die Bestandtheile des Kometen mehr und mehr, sodaß er jedesmal matter erscheint. Er löst sich also nach und nach in einen um die Sonne laufenden Ring auf, dessen Stofftheilchen in einem solchen Zustande uns aber nicht mehr sichtbar sind.

Diese Beispiele mögen genügen, um erkennen zu lassen, daß manche und sogar nicht wenige von den Kometen, welche in unser Planetensystem gerathen, nicht nur gezwungen werden, theilweise oder ganz bei ihm zu bleiben und um die Sonne sich zu bewegen, sondern auch, daß sie das Schicksal der Theilung und der völligen Auflösung erfahren, oder auch die Möglichkeit einer Verbindung darbieten, wie die Kometen von Enke und Biela, welche durch die Bahnen der Erde und des Mars gehen.

Es ist aber auch sofort klar, daß, wenn schon ein ganzer Komet durch die Anziehungskraft der Sonne und der Planeten genöthigt wird, sich dem Planetensysteme anzuschließen, seine Bestandtheile nach der Auflösung des Ganzen noch weit eher gezwungen werden, bei uns zu bleiben. Es entsteht nur noch die Frage, welches Schicksal diese kleinen Körperchen erfahren. Die Antwort darauf ist erst in der neuesten Zeit gegeben worden.

Digitized by Google

Die freundlichen und lustig am Himmel auftauchenden, nach allen Richtungen und Weltgegenden schnell eine Strecke dahinfahrenden und wieder verschwindenden weißen Lichter, wer kennt sie nicht, die Sternschnuppen, oder, neuerdings mit einem ästhetischern Namen bezeichnet, die Meteorsterne? Sie sind der letzte Lebensfunke der zerstreuten Kometenstofftheilchen. Das ist durch die neuesten Untersuchungen als bewiesen anzusehen.

Aus den im August 1867 angestellten Beobachtungen ergibt sich, daß keins der Meteore in einer größern Höhe über dem Horizonte als 22 Meilen aufleuchtete und keins beim Verschwinden tiefer als bis zu 7 Meilen herabgekommen war; die mittlere Höhe des Erscheinens betrug 15,7 Meilen, des Verschwindens 12,3 Meilen; die Länge der Flugbahn 5 Meilen, die Geschwindigkeit 6 Meilen in 1 Secunde und die mittlere Zeitdauer des Aufleuchtens $^5/_8$ Secunden.

Wenn manche von ihnen einen Schweif zeigen, so kann derselbe bei sehr schnell sich bewegenden Meteoren die Folge einer optischen Täuschung sein, wie bei einer schnell im Kreise herumgeschwungenen glühenden Kohle, oder es können sich wirklich Stofftheilchen abgelöst haben, welche auf der Flugbahn zurückbleiben und noch eine kurze Zeit (bisweilen aber 3—4 Minuten) hindurch glühend bleiben.

Bei denjenigen Meteoren, welche eine aufwärts gehende Bewegung zeigen, lösen sich, während sie noch unsichtbar sind, zwar auch schon Stofftheilchen ab, aber dieselben brennen erst dann rückwärts ab, wenn der Kopf am Ende der Flugbahn angelangt ist und zu brennen beginnt, nachdem er durch die Reibung in der Atmosphäre hinreichend heiß geworden ist.

In seltenen Fällen bildet sich am Ende der Bahn ein noch mehrere Minuten sichtbarer Ring. Bei einem am 13. Nov. 1866 in Berlin beobachteten Meteorsterne lief dieser Ring dann noch gegen 3 Meilen rückwärts. Man kann diese höchst interessante Erscheinung nicht dadurch erklären wollen, daß das Meteor vor sich die Luft stark zusammengedrückt und hinter sich einen luftverdünnten Raum zurückgelassen habe, nach welchem es von der verdichteten Luft zurückgeworfen worden sei; denn ein so zarter Körper konnte die Luft nicht so stark zusammendrücken, als zu einem so großen Rückwege in so kurzer Zeit nothwendig gewesen wäre, und in die rückwärts frei gewordene Bahn mußte auch die umgebende Luft sofort stürzen. Das Einfachste und Natürlichste ist, anzunehmen, daß das Meteor einseitig abgebrannt ist und daß die dabei sich entwickelnden Gase durch den Stoß auf die atmosphärische Luft wie bei Raketen und Feuerwerkskörpern es in eine drehende Bewegung versetzt haben, welche fortdauerte, als es am Ende der Flugbahn angekommen war, und so die rückwärts gehende Bewegung hervorbrachte.

Es erscheinen die Meteorsterne zwar fast zu allen Zeiten des Jahres und es vergeht kaum eine Nacht, in welcher nicht eine Anzahl teleskopischer Meteore beobachtet würden, aber die größte Menge drängt sich in zwei kurze Perioden zusammen: in die Zeit vom 9. bis 11. Aug., und in die vom 11. bis 14. Nov. Uebrigens glaubt man nach sorgfältigen Zählungen doch schon noch acht schwächere Sternschnuppenfälle annehmen zu dürfen.

Bei dem Augustphänomen, welches auch der Laurentiusstrom genannt wird, scheinen die Meteore aus dem Sternbilde des Perseus hervorzustrahlen, weil die Bahn der Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne nach diesem Sternbilde in dieser Zeit gerade hin gerichtet ist. Die Erscheinung ist um dieselbe Zeit schon seit mehr als 1000 Jahren beobachtet worden, denn aus dem Jahre 830 finden sich Anzeigen davon; aber erst in der neuesten Zeit hat die Astronomie die Quelle derselben in einem Kometen gefunden, welcher als dritter des Jahres 1862 bezeichnet wird und der Rest eines früher weit größer gewesenen ist, da er sich zum großen Theile in einen vollständigen elliptischen Ring aufgelöst hat. Der Sonnennähepunkt des Ringes ist 19,200000, der Sonnenfernepunkt

Digitized by Google

940 Mill. Meilen von der Sonne entfernt. Seine Länge beträgt 2340 Mill. Meilen, seine Dicke 864,000 Meilen, weil die Erde am 10. Aug. 6 Stunden braucht, um ihn mit einer Geschwindigkeit von 4 Meilen in 1 Secunde zu durchlaufen. Die Neigung des Ringes gegen die Erdbahn beträgt 66 Grade. Im Jahre 1862 kam der Komet, welcher eine Umlaufszeit von 120 Jahren hat, gegen 14 Tage früher als die Erde in dem Punkte an, wo die Bahn des Ringes und der Erde einander schneiden, sodaß er noch 52 Mill. Meilen von ihr entfernt war.

Daraus folgt also, daß die Meteorsterne die zarten Bestandtheile aufgelöster Kometen sind, welche erst in unserer Atmosphäre bei der schnellen Bewegung durch Reibung in ihr glühend werden und dann verschwinden, ohne daß wir mit Sicherheit bisjetzt irgend einen Ueberrest auf der Erdoberfläche haben auffinden können.

Noch weit prachtvoller aber ist das Novemberphänomen, bei welchem die Lichter aus dem Sternbilde des Löwen hervorzuströmen scheinen. Es erscheint nicht alljährig, sondern nur 3 Jahre hintereinander und dann folgt eine Pause von 30 Jahren, sodaß die ganze Periode 33 Jahre beträgt.

Daraus folgt, daß noch kein vollständiger Meteorring, sondern nur ein Theil eines solchen vorhanden ist, der aber bereits eine solche Länge hat, daß die Erde auf ihrer Bahn drei Jahre hintereinander durch ihn geht.

Im Jahre 1866 ging die Erde in der Nacht vom 13. zum 14. Nov. um 2 Uhr mitten durch den Schwarm, im Jahre 1867 mußte dieses 6 Stunden später geschehen, also am 14. Nov. 8 Uhr morgens, weil das Jahr nicht blos 365 Tage, sondern noch etwa 6 Stunden länger ist. Die Erscheinung trat auch wirklich so ein, nur daß sie in Europa wegen des anbrechenden Tages in ihrem vollen Glanze nicht lange beobachtet werden konnte.

Auch für diese Meteore ist die richtige Quelle aufgefunden worden, nämlich in dem von Tempel 1866 unter Nr. 1 entdeckten Kometen, dessen Umlaufszeit 33 Jahre 2 Monate beträgt und dessen Bahn die Erdbahn im 51. Grade der Ekliptik, wo die Erde am 13. Nov. sich befindet, fast rückläufig (von Ost nach West) unter einem Winkel von 15 Graden mit einer Geschwindigkeit von mindestens 7 Meilen in 1 Secunde (in der Sonnennähe gegen 11 Meilen) durchschneidet.

Wird zurückgerechnet, so findet man, daß schon vor 1742 Jahren (im Jahre 126) eine kosmische Wolke in die Nähe des Uranus kam und dort zu einem Kometen gemacht wurde, welcher nach bereits 52 Umläufen, deren große Achse 400 Mill., deren kleine Achse 180 Mill. Meilen beträgt, sich zu einem bereits gegen 380 Mill. Meilen langen Schwarme ausdehnt, was man daraus schließen kann, daß die im November 1833 eingetretene Hauptepoche ihre Nachwirkungen bis zum Jahre 1846 ausgedehnt hat, wenn auch die Meteore spärlicher erschienen.

Wenn die Ringbildung so fort ginge, so würde sie in 3482 Jahren vollendet sein, aber auf diesen Kometen wirken Uranus und Erde zerstörend ein, jener zwar nur alle 84 Jahre einmal, aber mehr als diese; denn Uranus hat 18 mal mehr Masse und nur etwa 1 Meile Geschwindigkeit in 1 Secunde, wenn der Komet ihm nahe ist, während die kleine Erde mit 4 Meilen Geschwindigkeit dahinfliegt; dazu kommt noch, daß der Ringtheil dort eine Geschwindigkeit von nur 2500 Fuß, hier aber mindestens von 7 Meilen in 1 Secunde hat. Im Jahre 1866 war der Komet bereits am 30. Oct. mittags 12 Uhr durch die Erdbahn gegangen, während die Erde noch über 1 Mill. Meilen von diesem Punkte entfernt war, die Störung durch sie also nicht bedeutend sein konnte; der gewaltige Jupiter kam ihm damals aber nur bis auf 20 Mill. Meilen nahe.

Die bereits erwähnte Zerstörung des Biela'schen Kometen steht wahrscheinlich im Zusammenhange mit der außerordentlichen Pracht der letzten Novembererscheinung; denn

Digitized by Google

der Komet ist am 29. Dec. 1845 durch das Ende des Schwarms gegangen und hat sich darauf getheilt gezeigt; 1859 geschah wieder ein Zusammentreffen, welches aber wegen der Sonne nicht beobachtet werden konnte, und dieses kann selbst noch 1866 erfolgt sein, obwol er seiner völligen Auflösung schon nahe gewesen sein muß.

Es ist gestattet, aus der Anzahl der in der Nacht vom 13. zum 14. Nov. beobachteten Meteore auf die Menge der überhaupt mit der Erde damals zusammengetroffenen einen Schluß zu machen. Wenn wir für unsere Erscheinung die Höhe der Atmosphäre der Erde nur zu 20 Meilen annehmen, obwol man die Meteore in noch größerer Höhe beobachtet hat, so übersehen wir mit Einem Blicke, ohne das Auge zu wenden, ein kegelförmiges Meteorsternengebiet, dessen Basis 300 Quadratmeilen umfaßt (die Spitze des Kegels liegt im Auge). In 1 Minute fliegt die Erde im Raume 250 Meilen fort und der Schwarm kommt ihr bei seiner Geschwindigkeit von 7 Meilen in 1 Secunde eine Strecke von 420 Meilen entgegen, was eine absolute Geschwindigkeit von 670 Meilen für einen festen Beobachtungspunkt gibt. Da nun die Erde gegen 10 Stunden braucht, um durch den Schwarm zu gehen, und die Bahnstrecke, welche Schwarm und Erde in dieser Zeit zurücklegen, gegen 430000 Meilen beträgt, wobei die Erde mit etwa $4\frac{1}{2}$ Mill. Quadratmeilen Vorderfläche den Meteoren sich aussetzt; so sind ihr während der 10 Stunden mehr als 300 Mill. Meteorsterne begegnet.

Ungeachtet dieser ungeheuer großen Anzahl beträgt die mittlere Entfernung eines Meteors von dem andern bei einer gleich angenommenen Vertheilung doch noch mindestens 15 Meilen, beim Augustschwarme sogar 40 Meilen.

Aus sehr sorgfältigen Zusammenstellungen der Menge der in einer bestimmten Nacht von Stunde zu Stunde wahrgenommenen Sternschnuppen ergibt sich, daß die Anzahl derselben von den Abend- nach den Morgenstunden hin wächst. Die Erde stößt nämlich auf ihrer fortschreitenden Bahn um die Sonne mit dem vordersten Punkte, welchem die Sonne bei der täglichen Achsendrehung soeben aufgeht, zuerst in den vor ihr liegenden Meteorschwarm, und dem hintersten, als dem Punkte des Sonnenuntergangs, ist der vorwärts liegende Haufen derselben durch die Erde größtentheils verdeckt. Der letzte Punkt rückt aber bei der Achsendrehung der Erde von Westen nach Osten mehr und mehr in den vorn liegenden Schwarm, sodaß die Anzahl der wahrnehmbaren Meteore in der That vom Abend nach dem Morgen hin von Stunde zu Stunde wachsen muß.

So nun ist durch unzweifelhafte Thatsachen eine bis in die neueste Zeit räthselhaft gebliebene Erscheinung auf ihren wahren Grund zurückgeführt, indem nun feststeht, daß die Meteorsterne die Bestandtheile der in unserm Planetensysteme aufgelösten Kometen sind, welche auf einer Strecke ihres Wegs durch die Erdatmosphäre leuchtend werden und verbrennen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der sogenannte Meteorstaub, welcher bisweilen auf Schiffe mitten im Ocean herabgefallen ist, und dessen größere Bestandtheile kleine Hohlkugeln sind, seinen Ursprung in den Meteorsternen hat.

Digitized by Google

Skizzen aus Paris und London. III.

(Sommer 1868.)

Von Rudolf Gottschall.

1) Französische und englische Volksstücke.

Die Volksbühne ist nicht nur der Spiegel der Volkssitte: sie zeigt auch die Wurzeln der höhern Dramatik einer Nation, mögen diese nun in den obern Regionen sich zu einem stolzen Baume entfalten oder zu niedrigem Zwergholz verkrüppeln. Schlimm genug, daß Volksbühne und Kunstbühne in unserm Jahrhundert mehr oder weniger auseinanderfallen, daß die höhere Einheit der nationalen Bühne, wie sie in Hellas bestand, mehr gesucht als gefunden wird. Das bleibt in Deutschland Schiller's unsterbliches Verdienst, daß er diesem Einheitspunkte am nächsten kam.

Das höhere Drama in Frankreich ist im wesentlichen jetzt Comédie, d. h. Salonstück, das sich um Probleme der Gesellschaft, der Liebe und Ehe dreht, hin und wieder ein politisches Ingredienz in sich aufnimmt, aber durch die Kreise, in denen es sich bewegt, durch den Ton feiner gesellschaftlicher Conversation, den es anschlägt, dem Volke entfremdet ist; denn das Volk kann dem Schwunge der Tragödie, den großen Conflicten, den Thaten voll geschichtlicher Initiative mit Begeisterung folgen, wird aber stets in die Salonsphäre wie in eine fremde Welt hineinsehen, und diese unter allerlei gesellschaftlichen Feinheiten maskirten Conflicte des Herzens und der Börse oder der Aristokratie und Bourgeoisie gleichgültig an sich vorübergehen lassen. Das Volk braucht eine Dramatik voll lebendiger Handlung, voll allgemein verständlicher packender Conflicte, eine Dramatik, in der es selbst mitspielt, sei es auch nur in der Masse. So hat sich denn das Volk in Frankreich, an die alte Boulevardsromantik anknüpfend, seine eigene Bühne geschaffen, wo es bunt genug hergeht, wo weder Lärm noch Pulver gespart wird, wo es an Blut und Wunden, an Heroismus und Märtyrerthum nicht fehlt, doch wo sein Gemüth mehr wohlthätige Anregung und Erschütterung findet. Diese Volksstücke sind zugleich glänzend ausgestattet und inscenirt mit einer mustergültigen Lebendigkeit; die elektrischen und die mit Pulver geladenen Batterien öffnen ihren Mund mit der Pünktlichkeit jener Kanone des Palais-Royal, welche die Mittagssonne abbrennt; die Decorationen sind mit großem Farbenzauber gemalt, die Tableaux bewegt und fesselnd — mit Einem Wort, die deutschen Regisseure können noch immer in der Seinestadt in die Schule gehen und die Geheimnisse der scenischen Magie erlernen.

Mehr als die allgemeine Charakteristik wird die Analyse des einen oder des andern Volksstücks uns das ganze Genre kennen lehren.

Wir besuchten das Théâtre de l'Ambigu comique, eins jener Volkstheater, in denen in der Regel das criminalistische Genre vorherrscht und die großen Spitzbuben, die Nachfolger von Robert Macaire, ihr Wesen treiben. Diesmal aber hatte sich die Direction dem militärischen Spectakelstücke zugewendet und das d'Ennery'sche Stück „La prise de Pekin, drame militaire à grand spectacle en cinq actes et onze tableaux" von neuem in Scene gehen lassen. Das Stück erschien zuerst 1861 im Théâtre Impérial du Cirque unter Hostein's Direction; seine Wiederaufnahme auf dem Ambigu comique ist in mehr als einer Hinsicht von Interesse. Zwar hat der Tod die Reihen der Fabrikanten von militärischen Dramen gelichtet: des Kaisers Cabinetssecretär, Mocquard, der als ein zweiter Shakspeare und in der glücklichern Lage, der Wandnachbar der Klio zu sein, die Chronik nur am Schreibtische seines Herrn und Meisters aufzugreifen brauchte, um sie in Historien zu verwandeln, weilt nicht mehr unter den Lebenden; doch der Offizier der Ehrenlegion,

Digitized by Google

Adolphe d'Ennery, lebt noch, geistig frisch und stets bereit, das mit Gloire getränkte Ereigniß der Zeitgeschichte auf die weltbedeutenden Breter zu bringen. Das Bedenkliche ist nur, daß es an solchen Ereignissen fehlt; die Drames militaires à grand spectacle sind in den jüngsten Jahren vom second empire nicht geschaffen worden; „Die Eroberung von Puebla" hat in den Executionen von Queretaro ein Nachspiel erhalten, das ihre ganze Würze vollkommen kraftlos macht, und die glänzenden militärischen Schauspiele jenseit des Rheins gehören nicht auf die französischen Breter, die allein der patriotischen Muse Frankreichs gewidmet sind.

Nach dieser Seite hin liegt in der Wiederaufnahme der „Prise de Pekin" eine scharfe Kritik des second empire; denn einen größern Fehler konnte dasselbe nicht begehen, als die Stoffquelle für Adolphe d'Ennery versiegen lassen. Der feiernde d'Ennery ist eine größere Gefahr für das Kaiserthum als der raisonnirende Girardin. D'Ennery, der ohne Stoff die Hände in den Schos legt, das ist mehr als ein Schock Leitartikel der „Liberté"! Doch vielleicht macht Girardin nur für d'Ennery Reclame; er stößt nur in die Kriegstrompete, damit das Châtelet-Theater und das Theater des Ambigu comique neue Spectakelstücke in Scene setzen können, deren erste Decoration die burgenreichen Ufer des Rheinstromes darstellt und uns die Lorelei zeigt, wie sie ihre Harfe einem deutschen Poeten an den Kopf geworfen hat und als französische Marketenderin die tricolore Fahne trägt und Béranger'sche Lieder singt.

Bis dahin müssen wir uns mit der Eroberung Pekings begnügen, einer sehr volksthümlichen und romantischen Geschichte, welche die Blusen zu Thränen rührt und im kleinsten Mitgliede der großen Nation eine Herzerweiterung hervorruft, daß seine Pulse Takt halten mit den Pulsschlägen des siegreichen Frankreichs.

Der Vorhang geht auf; wir befinden uns in der Umgegend der Hafenstadt Toulon. Allerlei Volksgruppen treten auf; ein junger Taugenichts, Jean Marie, prügelt seine Freunde und macht seiner Mutter und Geliebten Kummer durch seinen Leichtsinn; zwei von ihm braun und blau geprügelte Dorfgenossen lieben dasselbe Mädchen, die anmuthige Claudine, welche demjenigen ihre Hand verspricht, der die beste Carrière macht. Da treten Marinesoldaten auf, die nach China bestimmt sind, mit einem flotten Unteroffizier L'Amoureux, welcher den Leitartikel für das Stück zu schreiben hat und die Gründe des Conflicts mit China auseinandersetzt. Sie gipfeln in dem stürmisch beklatschten Ausspruche, daß Frankreich ebenso wenig den Mord seiner Söhne ungerächt läßt wie die Beschimpfung seiner Fahne. Die beiden Candidaten von Claudine's Hand lassen sich anwerben, um Carrière zu machen, und Jean Marie tritt als Stellvertreter seines zum Marinesoldaten gepreßten Bruders auf. Es ergibt sich, daß seine Liederlichkeit nur edle Berechnung war, um der Mutter den Abschied von ihm zu erleichtern. So rührend dies alles ist, so lag doch nicht hierin die zündende Wirkung des ersten Acts. Diese wurde durch das Erscheinen eines Engländers hervorgerufen, der als Correspondent der „Times" die Expedition begleitet. Ein unauslöschliches Gelächter des Blusenolymps wurde durch die Reden dieses Mannes hervorgerufen, der mit der französischen Sprache und Aussprache auf gespanntem Fuße lebt. Sein drittes Wort ist, daß England „le prémière pays du monde" ist; er bleibt dabei trotz aller Gegenbeweise des Sergeanten und eines Schullehrers Dominique, der als Missionar, Mitglied der Mission de l'oeuvre de la Saint-Enfance, zur Abschaffung des chinesischen Misbrauchs der Aussetzung der Kinder, ebenfalls mit nach China wandert. Man beweist ihm, daß die englischen Soldaten in der Krim froh waren, wenn sie nach dem Kampfe die Suppe der Franzosen theilen konnten; er gibt zu, daß die Organisation schlechter war als die französische, doch bleibt er dabei, daß England das Musterland ist für Freiheit, Gleichheit, Industrie und alles. Da wird ihm der Unterschied zwischen dem vorgeschrittenen Frankreich und dem zurückgebliebenen England

Digitized by Google

aufs klarste auseinandergesetzt. „Ihr habt ja noch", sagt der Missionar, „das Recht der Erstgeburt, welches die Kinder derselben Familie enterbt, nur damit dem Stolze eines einzelnen gefröhnt werde. Und das Stimmrecht, euer eingeschränktes Stimmrecht, welches allgemein sein sollte wie das unserige, dies geheiligte Recht, durch dessen Beschränkung ihr im Volke die Kinder desselben Vaterlandes enterbt wie bei dem Adel die Kinder der gemeinsamen Mutter." Und der Corporal fügt hinzu: „Ich hörte, daß es in euerer Armee junge Leute gibt, welche Lieutenants-, Kapitäns-, Commandantenstellen kaufen, welche, wenn sie von Adel sind, ihre Epauletten bezahlen. Bei uns ist der Weg frei; jeder kann sich den höhern Rang erwerben; jeder kann ihn kaufen, weil man bei uns mit Blut bezahlt." Der Engländer gibt alles zu, bleibt aber trotzdem bei seiner Behauptung. Dies wirkt um so komischer, als jedermann im Theater, im Parterre, im ersten Range, in den höchsten Rängen ja ganz genau weiß, daß nicht England, sondern Frankreich das erste Land der Welt ist. Diesen curiosen Insulaner, der eine so feststehende Wahrheit auf den Kopf zu stellen sucht, kann doch das ganze Theater nur mit wahrer Herzenslust auslachen, um so mehr, als er nicht einmal richtig französisch sprechen kann. Wer aber das nicht kann, der geräth auf die wunderbarsten Abwege. So erzählt der Sergeant L'Amoureux von seinen Fahrten auf dem Pei-ho, von Sang-haï nach den Forts von Ta-kon, und als man verwundert fragt, was denn das alles sei, Pei-ho, Sang-haï, Ta-kon, so erklärt er, es seien chinesische Namen, welche die Chinesen aus Unkenntniß der französischen Sprache erfunden hätten. Und jedermann im Publikum denkt sich dazu, daß das Englische und alle Sprachen der Welt auch nur erfunden worden seien, weil den barbarischen Bewohnern der Inseln und des Festlandes das Französische leider unbekannt geblieben. Mit dem zweiten Aufzuge werden wir in das Reich der Mitte versetzt, eine Fülle ethnographischer Studien wird zu scenischen Glossen und Randzeichnungen verwerthet. Die Chinesen, Mandarinen und gemeines Volk verspotten die Sitten der abendländischen Barbaren, die da glauben, daß die Frauen auch eine Seele haben, welche mit der Suppe ihre Mahlzeiten beginnen, statt sie damit zu schließen, und die so arm sind, daß sie nur halbe Kleidungsstücke tragen, die nach hinten herunterhängen, während sie die vordere Seite offen lassen. Man erfährt überdies, daß der Sohn des Himmels über die Zahl seiner Feinde und die Bedeutung der Invasion in schmählicher Weise getäuscht wird; die ungeheuern Renommagen, zu denen das Drachenbanner die Mandarinen begeistert, werden durch die Ankunft der Barbaren und die rasche Flucht der Prahler unterbrochen. In einer andern Scene erfahren wir Näheres über die Religion der Chinesen, was mit den Forschungen der Sinologen, eines Rémusat, Julien und Bazin, nicht ganz in Einklang zu bringen ist. Der Engländer fragt Hrn. Kikouli, ob es wahr sei, daß die Chinesen keine Religion hätten? „Was", entgegnet dieser, „wir haben sogar sieben Religionen; jeder wählt eine, die ihm gefällt, und wenn sie ihm nicht mehr gefällt, bekennt er sich zu einer andern." Kikouli erklärt, daß er selbst sich an die Seelenwanderung halte und unter den Thieren ganz nahe Verwandte habe. Sein kleiner magerer Neffe sei nach seinem Tode ein Ouistiti und sein fetter Onkel ein Nilpferd geworden. Von den übrigen Volks- und Kampfscenen, die den zweiten Act füllen, heben wir noch zwei heraus, welche beide an die Adresse John Bull's gerichtet sind. Ueber die Bühne schleichen schwankende Gestalten mit stierem Blick, von Dienern geführt; es sind Opiumraucher, welche den wackern Missionar dazu begeistern, der andern Hälfte der westmächtlichen Allianz die folgende Strafrede zu halten. „Dies ist das Werk von einigen euerer Brüder", sagt er dem Engländer, der immer noch dabei bleibt, daß England das erste Land der Welt sei; „euer Handel ist es, der das elende Volk tödtet. Wißt ihr, warum diese Leute hier in dem Hause zusammenkommen? Sie wollen hier ihren Körper tödten und ihre Seele erniedrigen; sie wollen sich berauschen an dem Opium, welches die Ostindische Compagnie ihnen verkauft. O, euere

Digitized by Google

reichen und großen Kaufherren wissen es nicht, auf welchen Ruinen sich ihr Glück erhebt; sie ahnen es nicht, welches Unglück dieser verabscheuenswerthe Handel hervorruft; sie ahnen es nicht, wenn ihre stolzen Schiffe aus Indien zurückkehren und über die Themse dahingleiten, daß sie den Untergang eines ganzen Volks am Bord führen; denn was sie diesem Volke verkaufen, das ist die Trägheit, die Liederlichkeit, das Elend: das sind Thränen und Verzweiflung für die Frauen, Hunger für die Kinder, Tod für alle. Und doch, es sind gute Bürger und tapfere Soldaten; sie sind edel; sie reichen den Leidenden mit Freude die Hand; aber das Gold, das von hier kommt und das sie dort vertheilen, ist rostig von Thränen und ihre Almosen sind mit Blut befleckt."

Dieser rhetorische Aufschwung d'Ennery's erregt stets einen Sturm von Applaus. Wie ganz anders ist doch Frankreich, das nicht mit Opium handelt! Ein Chinese, Taosing, will in das Opiumhaus; seine Schwester wehrt ihm verzweifelt den Eintritt. Taosing schildert die Wonne des Opiumrauchens nicht ohne gewissen Schwung der Phantasie; er will in dieser wonnigen Betäubung die Erinnerung an vergangenes Weh, an den Tod seiner Gattin vergessen. Da tritt ihm der französische Missionar Dominique entgegen, er hat diesen Taosing früher bereits einmal bekehrt; ein Almosen hat ihn vom Untergange gerettet, und dieses Almosen kam von den Ersparnissen eines Kindes, das jetzt hier als der tapfere Jean Marie mit ins Feld zieht. Taosing gerührt, entsagt dem Opium und widmet sich hingebungsvoll dem Dienst der Fremden. So handelt Frankreich!

Doch man ist dem vielfach angegriffenen England eine Satisfaction schuldig, und sie wird ihm an den Ufern des Pei-ho zutheil. John Bull's Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit wird scenisch auf das wirksamste illustrirt. Es kommt zum Gefecht zwischen den Chinesen und Franzosen; der „Times"-Correspondent nimmt Tinte und Feder heraus, setzt sich auf einen Feldstuhl und beginnt zu schreiben. Die Kugeln pfeifen ihm ums Haupt; doch, wie Sergeant L'Amoureux eingesteht, der Engländer läßt sich durchaus nicht aus dem Context bringen. Plötzlich ruft er aus: „Ach, das ist sehr unangenehm!" „Was", fragt der Sergeant. „Eine Flintenkugel hat mir fortgeblasen „mon plume". Der Sergeant entgegnet, das sei um so besser, da werde er endlich seine verteufelte Correspondenz lassen. „Glücklicherweise hab' ich noch eine bei mir", entgegnet der Engländer, und holt eine andere Feder aus der Tasche. Da prasselt eine neue Salve und der Hut des wackern Correspondenten fliegt in die Lüfte. Mit unerschütterlicher Ruhe ruft der Engländer aus: „Ach, es war mir gerade sehr heiß!" Das Kampfgetümmel dringt in seine Nähe, der Sergeant entreißt ihm den Brief; da folgt er ihm mitten ins Gefecht mit dem Ausruf: „Mon lettre, mon lettre!" Großer Applaus!

Die Erstürmung des Forts Ta-ku, welche im Théâtre Impérial du Cirque den Höhenpunkt des militärischen Spectakelstücks bezeichnete, fällt auf dem Ambigu comique fort, da die Mittel dieser Bühne zu so großen Schaufcenen nicht ausreichen.

Desto glänzender ist der dritte Act inscenirt, in welchem wir den hohen Sohn des Himmels selbst erblicken, umgeben von dem ganzen Glanze seiner Majestät. Vorher sind durch Verrätherei der Engländer, der Missionar, der Sergeant und Jean Marie in die Gewalt der Feinde gerathen; sie werden auf die Folter geschleppt, nachdem sie die Chinesen mit souveräner Verachtung behandelt und ihnen Phrasen entgegengeschleudert wie die folgende: „Wenn die Fahnen Frankreichs und Englands nebeneinanderwehen, beugen sich alle Völker vor ihrer Macht!" Doch den Chinesen imponirt diese Phrase ebenso wenig wie dem Blusenpublikum; es ist dies eine alterswelke Blume aus dem Phrasenbouquet des Hrn. d'Ennery; die Begeisterung für die westmächtliche Allianz ist längst vorüber.

Nun folgt die rührendste Scene des Stücks; die Gefangenen sind gefoltert worden und die bleichen, entstellten Märtyrer, unfähig sich aufrecht zu erhalten, zusammensinkend, sich gegenseitig aufrichtend, treten vor den großen Monarchen und verkünden ihm, daß er

Digitized by Google

belogen worden ist; sie weigern sich ihr Knie vor dem Mächtigen zu beugen, und als er auf sie zutritt, richten sie sich krampfhaft empor mit dem Ruf: „Vive la France!" Diese Scene, gespielt mit dem Sinne der Franzosen für drastischen Effect, ist durchaus packend; die Gewaltsamkeit, mit der die Gefolterten ihre körperliche Schwäche besiegen, um ihre Nation, ihr Vaterland mit würdigem Stolz zu vertreten, der Kampf zwischen dem Körperschmerz und der Begeisterung wird mit großer pathologischer Wahrheit dargestellt. Leider geht diese Wirkung wieder durch die Aufschneiderei verloren, mit welcher der Missionar dem Herrscher des Himmlischen Reichs die Bedeutung Frankreichs auseinandersetzt, welches dieser nur für eine Provinz zu halten sich erdreistet: „Fragt lieber, welche Reiche von Frankreich abhängig sind! Frankreich ist eine große und edle Nation; alle leidenden Völker strecken hülfeflehend ihm die Arme entgegen, und wenn sie von größern Nationen bedroht werden, da tritt Frankreich dazwischen und ruft dem Bedränger zu wie Gott dem Meere: «Bis hierher und nicht weiter!»"

Diese im Sommerschloß spielenden Scenen enden mit der Erstürmung und Plünderung desselben durch die Alliirten. Das Schlußtableau ist von drastischer Lebendigkeit; die Franzosen füllen die Bühne, mit allem möglichen Raub beladen, den sie in den Händen tragen und auf den Gewehrspitzen balanciren; einige haben Mandarinengewänder über ihre Uniformen angezogen, andere schleppen chinesische Frauen herein; man beginnt zu tanzen; Feuer bricht von allen Seiten herein; unter allgemeinem Tumult fällt der Vorhang.

Der vierte Act hat eine dramatische Peripetie, die zwar den Engländer allein betrifft, der man aber das Lob einer geistreichen Wendung nicht streitig machen kann. Der christliche Chinese Taosing besticht mit dem Gelde, das ihm seine Frau verschaffen half, einen Mandarinen und erhält von ihm dafür drei Blankets, welche, mit den Namen von drei Gefangenen ausgefüllt, diesen die Freiheit sichern. So befreit er glücklich den Sergeanten und Jean Marie; der dritte Gefangene, der Missionar, erliegt seinen Leiden vor unsern Augen im Kerker. Während die Frau Taosing's zum Gott der Christen betet, ergibt sich dieser wiederum seiner traurigen Leidenschaft für das Opium und raucht sich in süße Träume. Da wird der Engländer aus einem andern Gefängniß hereingeführt, die Frau Taosing's verkündet ihm, daß ihr Mann ihn befreien könne durch das dritte Blanket. Die Wache tritt ein, um den „Times"-Correspondenten zum Tode zu führen. Vergebens ruft Yany-so ihren Gatten, damit er das Blanket mit dem Namen des Gefangenen ausfülle; er ist nicht zu erwecken. So fällt der Engländer rettungslos als ein Opfer des Opiums, dieses verabscheuenswerthen Handels, wie er selbst scheidend bekennt. Gewiß, kein griechischer Tragiker konnte die Macht des Fatums, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt und die gleichwägende Wage der Asträa sinnvoller zur Anschauung bringen. Ueber den Tod des Engländers tröstet sich indeß das Publikum rasch; es wird für die überstandenen Schrecken durch scenische Magie entschädigt, denn der Opiumtraum Taosing's geht nun mit allem Zauber der pariser Beleuchtungseffecte vor unsern Augen vorüber. Alles hüllt sich anfangs in Finsternisse; langsam fliehen die Schatten, ein sanftes Licht strahlt herein; dann erscheint allmählich sich enthüllend eine wunderbare Landschaft, durchströmt von hellen Wassern, glänzend von prächtigen Blumen; himmlische Musik ertönt, zehn Sonnen flammen zu gleicher Zeit. Junge schöne Mädchen strömen von allen Seiten herbei, schaukeln sich auf dem Stengel der Blumen, gleiten über den Wasserspiegel, unter ihnen die schönste, die Geliebte, die sich zu dem Träumer herniederneigt. Die Decorationsmaler und Maschinisten und nicht die Verfasser sind die Poeten in diesen französischen Stücken. Gegenüber dem bilderstürmenden dramaturgischen Protestantismus, dessen paradoxe kahlste Spitze die Rückkehr zur Shakspeare-Bühne ist, die von einigen Fanatikern gepredigt wird, sind wir der Ansicht, daß das äußere scenische Bild in glänzender und phantasievoller Ausführung keineswegs die dramatische Dichtung stört,

Digitized by Google

sondern hebt, indem es die dichterische Stimmung steigert, auf der zuletzt alle dramatischen Wirkungen beruhen. Wie malt Shakspeare im „Macbeth“ die Nebel und Stürme der schottischen Heiden, in „Romeo und Julie“ den Zauber südlicher Sommernächte! Wir begreifen so erst die Handlungen, welche aus solchem Boden erwachsen. Und wenn der Decorationsmaler hierin den Dichter ergänzt, so ist er ein berechtigter Bundesgenosse desselben; die Magie der Scene erhöht die Magie der Dichtung.

In dem letzten Acte der Eroberung von Peking gehen die französischen Lieblinge des Stücks mit heiler Haut aus allen Verwickelungen hervor; die Mädchen von Marseille finden sich in China wieder; der Sergeant heirathet Claudine. Dann folgen die großen Schlußtableaux: ein Ausfall der Chinesen, bei welchem der grausame Mandarine Krusiliang von Jean Marie und L'Amoureux getödtet wird, und der glänzende Einzug der englischen und französischen Armee in die Stadt Peking, umgeben von der chinesischen Volksmenge. Der französische General wird noch glücklich von einem in lauter „Gloire“ getauchten Bulletin entbunden, und unter dem Rufe „Vive la France! Vive l'Empereur!“ fällt der Vorhang.

Aehnlich sind alle diese militärischen Spectakelstücke von Mocquard und d'Ennery; es wird an einem solchen Abende mehr Pulver verbraucht als bei einem Exercitium im Feuer; Blut und Wunden sind an der Tagesordnung; vor allem aber strahlt in bengalischem Licht die nationale Phrase; doch fehlt es auch nicht an Sensationsstücken, in denen diese Phrase keine Stelle findet, und welche allein durch glänzenden decorativen Effect und haarsträubende Situationen wirken. Ein solches Stück ist „Les fugitifs“ von Anicet-Bourgeois und Ferdinand Dugué, welches wir an dem Gaîtétheater aufführen sahen. Auch dieses Stück ist keine Novität, denn es ist bereits 1858 am Théâtre de l'Ambigu comique gegeben und nur jetzt von der kleinen, aber elegauten Bühne, an dem Square des arts et métiers, wieder aufgenommen worden; doch es ist bezeichnend für eine ganze Gattung, wir möchten sie die exotischen Effectstücke nennen.

Die Greuel des indischen Aufstandes erschienen einem Dramatiker wie Bourgeois, der übrigens durchaus nicht zu den Boulevardfabrikanten gehört, sondern auch manches feinere Lustspiel für das Odéon gedichtet hat, ganz geeignet, um in farbenbunter Inscenirung auf der Scene Effect zu machen. In der That wird das Stück an dem Gaîtétheater mit einer seltenen Pracht und einer musterhaften, nie versagenden Pünktlichkeit der Maschinerien dargestellt. Gleich die erste Coulisse, die Landschaft am Ganges mit dem Bungalow, den Kokosnußbäumen und andern indischen Pflanzen und dem Flusse selbst, macht einen stimmungsvollen Eindruck; wir sind in dem östlichen Wunderlande und die Decoration kommt der keineswegs pittoresken und schwunghaften Muse des Autors nach dieser Seite hin ausnehmend zu Hülfe. Dasselbe gilt von der Terrasse zur Wohnung des Pachters mit ihrem Blumenschmuck und ihrem Kiosk, während sich im Hintergrunde die Kuppeln von Delhi erheben. Doch diese landschaftlichen Coulissen sind nur der Rahmen für die friedlichen Einleitungsscenen; mit der Steigerung der Handlung steigert sich auch der Glanz des scenischen Colorits und der Effect der Maschinerie. So führt uns der dritte Act in das Arsenal von Delhi, und nach einer heftigen Kanonade zeigt uns das Schlußtableau, wie die englischen Artilleristen den Pulverthurm und sich selbst in die Luft sprengen. Hinter den zusammenstürzenden brennenden Trümmern sieht man die Stadt Delhi in Flammen stehen. Die Decoration des vierten Acts paßt vollständig zu der Handlung, die sich hier abspiegelt, und die in einer schweißtreibenden Steigerung der Theilnahme gipfelt. Der eigentliche Inhalt des Stücks ist die Flucht einer englischen Familie vor den aufständischen Hindus, eine Flucht, auf welcher sie in immer neue Schreckniſse und Gefahren verstrickt wird. Im vierten Act bringen wir mit den Flüchtigen eine Nacht in den Dschungeln am Ufer der Dschumna zu; die Decoration zeigt uns die Krümmungen des Flusses ganz ver-

Digitized by Google

steckt unter herniederhängendem Gezweige und rankenden Lianen. Hier verbirgt sich der Pachter mit seiner Frau, zwei Kindern und einigen treu gebliebenen Hindus. Doch auch hier drohen die anrückenden Feinde. Der englische Gutsbesitzer reist ab, um mit einem Freunde einen Kahn zur weitern Flucht zu zimmern, da die Barke, die sie hierher brachte, vom Strudel verschlungen wurde. Die Mutter Suzanne wacht über den schlummernden Kindern, doch sie selbst ist übermüdet, versinkt in willenlosen Halbschlummer, in welchem sie trotzdem mit krampfhafter Spannung die Nähe eines heranschleichenden Feindes bemerkt. In der That, es sind die indischen Mörder, die Thugs, welche sich diese Opfer ausersehen haben. Und nun macht es einen echt melodramatischen Eindruck, wie die Mutter vergebens mit dieser, ihre Sinne verstrickenden Schlaftrunkenheit ringt, wie sie diesen Bann der Natur nicht lösen kann, während die Mörder dem Zelte zuschleichen und ihr Kind bedrohen. Der Schreckensruf dieses Kindes „Mama, Mama!" wirkt aber elektrisirend auf die Mutter; mit einem gewaltigen Ruck schüttelt sie den Schlummer von sich ab und mit einem Löwensprunge stürzt sie zu den Kindern und bedeckt sie schützend mit ihrem eigenen Leibe; die schleichenden Mörder fliehen in ihre Verstecke zurück. Gewiß eine nervenerschütternde Scene! Das ganze Publikum ist in einer vibrirenden Bewegung. Noch ergreifender ist das Schlußtableau. Es droht Gefahr; Flintenschüsse verkünden die heranziehenden Truppen; der Kahn ist fertig; die beiden Frauen steigen ein; doch der Matrose, der ihn an einer Liane festhält und ihnen den kleinen Paul nachher hinüberreichen will, wird von einer Kugel am linken Arm verwundet, läßt das grüne Tau los und der Kahn treibt auf den Wellen des Flusses; der kleine Paul, nach dem die Mutter vergebens ihre Arme ausstreckt, läuft am Ufer hin und her. Da kommt der Vater dazu; auch er ist verwundet; er nimmt den Sohn auf den Rücken und will mit ihm zum Kahne schwimmen; doch seine Kräfte verlassen ihn mit seinem Blut. Der kleine Paul ist indeß ein echter Sohn der Wildniß; er kann schwimmen. Was kann der Vater Besseres thun als ihn ins Wasser werfen? Neue Sensation; man erfreut sich an den Schwimmübungen des kleinen Paul in der Dschumna. Doch auch hier droht ihm Gefahr. Ein Hindu richtet aus dem Wipfel eines Baumes sein Gewehr auf den Knaben; doch der Vater bemerkt es zur rechten Zeit und schießt mit seinem Revolver den grimmen Feind vom Baume herunter, daß derselbe von Zweig zu Zweig und zuletzt in die Fluten des Stromes fällt. Gleichzeitig sieht man das Köpfchen des kleinen Paul dicht vor der Barke emportauchen, Mutter und Schwester nehmen den Schwimmer auf. Er ist gerettet, der Vater aber bricht verzweifelt am Ufer zusammen. Alle diese Begebenheiten folgen aufeinander mit Gedankenschnelle und gönnen dem Publikum keine Zeit, darüber nachzudenken, wie denn das alles so plötzlich gekommen ist, ob der Vater nöthig hat, den Sohn, wenn dieser schwimmen kann, auf den Rücken zu nehmen, und ähnliche ketzerische Gedanken über die Verstrickung der Ereignisse, die an das Lianengewirr des indischen Urwaldes erinnert.

Nachdem die Flüchtlinge im vierten Act die Wasserprobe bestanden haben, müssen sie im fünften die Feuerprobe bestehen. Wiederum steht eine glänzende Decoration vor uns, eine indische Pagode, zu der mehrere Stufen in die Höhe führen und vor der ein heiliges, von zwei Brahminen bewachtes Feuer brennt; das Schreckensbild einer indischen Gottheit versetzt uns überdies in die erforderliche gruselige Stimmung. Auf der andern Seite der Bühne ist ein von Palmen überschatteter Brunnen. In einem reichen Zelt erblicken wir eine indische Prinzessin, eine Begum in glänzendem Costüm, umgeben von ihren Hoffräulein, die ihr mit den Fächern Kühlung zuwehen. Auch ein Rajah sitzt da mit gekreuzten Beinen, die Houkha rauchend. Indeß werden wir diese decorative indische Gesellschaft bald wieder los, da der Autor sie in die Pagode beten schickt. Nun erscheinen in zerlumptem Kleide indischer Bettler Mutter, Tochter und der kleine Paul, erschöpft von ihren Wanderungen, unfähig sich weiter fortzuschleppen. Es folgt eine Reihe von Scenen

Digitized by Google

rührender Art; die Flüchtigen erfahren von zwei frommen Schwestern den Tod des Familienhauptes. Einer der aufständischen Diener, der mit bewaffnetem Volk hereintritt, erkennt die Mutter als verkleidete Christin, als seine Herrin; die Tochter wird seinen Blicken entzogen. Doch er verlangt die Tochter zur Ehe oder die Mutter verfällt den Flammen des Scheiterhaufens. Nun folgen Scenen von einem Brand- und Rostgeruch, wie ihn alte Märtyrerbilder athmen. Der Hindu Akbar faßt den kleinen Knaben und hält ihn an die Flamme mit der Frage, wo Helene, die Tochter, ist; doch der Knabe bittet die Mutter, es nicht zu sagen, er fürchte sich nicht. Da eilt Helene herbei, um mit den Ihrigen zu sterben und um ihres Todes sicher zu sein, stürzt sie das Götterbild vor der Pagode um. Nun drängen die Hindu im Halbkreise mit gezückten Waffen auf ihre Opfer ein und treiben sie vor sich her in die Flamme. Die Mutter wird von dem Feuer berührt, stößt einen entsetzlichen Schrei aus und reißt ihre Kinder von dem Holzstoß zurück. Da fällt ein rettender Schuß aus der Flinte des Matrosen Thomas, der Akbar daniederstreckt. In der Verwirrung rettet er die Kinder, die Mutter wird wieder nach dem Holzstoß geschleppt, da treten die frommen Schwestern mit erhobenem Crucifix dazwischen, die Hindus weichen zurück; der Vorhang fällt. Nach dieser Scene der Feuertaufe, die an die Folterkammern und chambres ardentes erinnert, folgt im letzten Act noch eine angsterregende Bedrohung durch die Wasserflut. Diesmal ist es nicht das Wasser der Dschumna, sondern das des ewigen Meeres. Die Mutter mit dem Kinde wird von den Matrosen, die eine Fahrgelegenheit suchen, auf einen Felsen am Strande zurückgelassen. Da steigt die Flut, brausend, schäumend — die Maschinerie stellt die Elemente mit großer Naturwahrheit dar — Angstschrei der Mutter, die den Felsen umklammert! Da erscheint das rettende Boot, das von den Fluten stets wieder zurückgeschleudert wird. In dem Boote befindet sich die vermißte Tochter Helene. Endlich gelingt es, Mutter und Kind, die fast von den Wogen verschlungen sind, in das Boot zu retten, da legen sich die stürmischen Fluten, die Sonne bricht hervor und in ihrem Glanze schimmert am Horizont die Tricolore vom Hauptmast der Fregatte L'Invincible: „C'est la France!" Die Fregatte L'Invincible symbolisirt Frankreichs rettenden Genius. Diese Rolle spielt Frankreich, das selbstverständlich in einem neuern Geschichtsdrama nicht fehlen darf, schon im Laufe des Stücks. Maurice Renard, der Commandant der Fregatte, und Thomas, der Matrose, die volksthümliche Figur des Stücks, erscheinen überall als Beschützer der englischen Familie. Der letztere hat eine wahre Asbestnatur und geht selbst aus der Explosion des Arsenals von Delhi unversehrt hervor. In dem ganzen Stücke duldet England und handelt Frankreich — so faßt Anicet-Bourgeois die westmächtliche Allianz auf.

Diese „Flüchtlinge" sind marternd und peinigend, nerven- und markerschütternd, haarsträubend; die Decorationen und Maschinerien spielen mit; sie stellen die elementarischen Mächte, die zerstörenden Naturgewalten dar. Doch das ganze Stück ist nur auf diese scenischen Effecte, auf die Sinne und auf die Nerven berechnet, ein Sensationsstück in des Worts verwegenster Bedeutung.

Von demselben Charakter sind die Volksstücke jenseit des Kanals, nur mit dem Unterschiede, daß der Ton nicht auf den Patriotismus gelegt wird, und daß die englischen Dramatiker ihre Stoffe nehmen, wo sie dieselben finden, und hierin wenigstens eine große Aehnlichkeit mit dem von Greene gezeichneten Shakspeare besitzen, jenem sich mit fremden Federn putzenden Streben. Die beiden beliebtesten Volksdramatiker der jüngsten Zeit, Boucicault und Henry Byron, welcher letztere sich jeden Vergleich mit dem gleichnamigen Lord verbittet, insceniren die in den Romanen grassirende Sensationsromantik in der brülslesten Weise. Jeder poetische Hauch fehlt diesen theils crassen, theils hypersentimentalen Familiendramen. Die Erinnerung an die große Epoche englischer Dramatik scheint bis zum

Digitized by Google

schwächsten Schattenbild verblaßt. Wol wird noch Shakspeare zur Aufführung gebracht; doch ist dies mehr eine Huldigung, welche die buchstabengläubige Orthodoxie, eine Grundeigenschaft des englischen Geistes, ihrem gefeiertsten Dichter darbringt. Wenn erst neuerdings wieder in dem „Shakspeare-Jahrbuch" behauptet wird, das englische Publikum habe größern Sinn für die Feinheiten Shakspeare's als das deutsche, so habe ich wenigstens bei der Aufführung von „Cymbeline" im Haymarkettheater, der ich beiwohnte, davon nichts bemerkt. Das Stück wurde so kühl aufgenommen, wie dies in Deutschland ebenso der Fall zu sein pflegt und auch der Fall war bei der Aufführung der Lindner'schen Bearbeitung in Manheim, die ich mit ansah. Auf welcher Bühne der Welt kann auch ein Stück gefallen, dessen Voraussetzungen absurd sind und dessen Composition im höchsten Grade auseinanderfallend ist? Shakspeare's Geist und Poesie in Ehren, soweit sie sich auch in diesem Stück offenbaren, aber ein großer Theil dieser Scenen, namentlich gegen den Schluß hin, macht doch einen marionettenhaften Eindruck. Wir nehmen es daher den Engländern nicht übel, wenn sie bei einer Aufführung von „Cymbeline" noch gelangweilter aussehen als gewöhnlich.

So langweilig sind nun freilich Boucicault und Byron nicht; sie elektrisiren ihr Publikum, und wenn dies nicht mit der nationalen Phrase geschieht, so geschieht dies mit den nationalen Interessen. Was für den Franzosen die „große Nation" — das ist für den Engländer „das Pferd" und „das Schiff". Und wir haben sie beide gesehen auf den weltbedeutenden Bretern, diese Träger britischen Nationalruhms. Das Pferd sahen wir in Boucicault's „The flying skeed", im Adelphitheater, einem Jockeystück, das einen wahren Stallgeruch athmet, aber einen Sturm des Enthusiasmus erregt, namentlich wenn der alte Herr selbst seine Renner besteigt und zum Siege führt. „Das Pferd" selbst sehen wir in den verschiedensten Lebenslagen; es wird gefüttert, indem es seinen wohlgeformten Kopf zur Stallthür herausteckt, es beginnt unter dem alten Reiter seinen Siegeslauf; man sieht sogar die Rennbahn und ein endloses gemaltes Publikum, das hinter dem leibhaftigen seine Hüte schwenkt. Eine der Hauptanziehungsmittel des Schauspiels ist der Jockeychor, der stets dacapo verlangt wird. Die Jockeys werden nämlich von jungen Mädchen dargestellt und dies „kleidsame" Costüm, welches bei aller prüden Zugeknöpftheit doch gerade jene Formenplastik zeigt, über welche das Ballet selbst seine Schleierchen wirft, hat seine eigenthümlichen schmackhaften Reize, für welche John Bull keineswegs unempfänglich ist. Hierzu kommt, daß der Chor auch von einer Art von Tanz begleitet wird, bei welchem nicht nur die Reitpeitsche den Takt schlägt, sondern der auch in einer etwas bachantischen Rhythmik zur Ausführung kommt. Wir müssen bekennen, daß der von den prüden Engländern verbannte Cancan, wenn ihn die keckste pariser Cocotte tanzt, nicht einen so sinnlich üppigen und zugleich widerwärtigen Eindruck macht wie dieser Tanz der weiblichen Jockeys auf dem Adelphitheater in London.

Auch „das Schiff" sahen wir auf der Bühne — und zwar auf einem ganz neuen Theater, The New Queen's Theatre in Long Acre. So schmal ist die Straßenfaçade dieses Schauspielhauses, daß sie leicht übersehen werden kann. Um diesem Uebel vorzubeugen, benutzt die Direction die Reclame in der ausgiebigsten Weise. Eine Viertelsspalte der „Times" ist mit Annoncen angefüllt, in denen das Theater und sein neues Zugstück: „The Lancashire lass", angepriesen werden, indem das Lob der verschiedensten Blätter zu den Inseraten benutzt wird. Man kann nicht über die Straße gehen, ohne einen Zettelträger zu treffen, der vorn und hinten mit der „Lancashire lass" gepanzert ist; vor jedem Materialladen steht das wunderbare Mädchen aus Lancashire Wacht — wer könnte den allseitigen Verlockungen des Wunderkindes widerstehen? Das Drama von Henry J. Byron, dem Verfasser von „Dearer than life", „A hundred thousand pounds", „War to the knife", wird auf dem Zettel angekündigt als ein neues und originales Drama:

Digitized by Google

„Of strong domestic and melo-dramatic interest", und entspricht dieser Ankündigung durch eine große Zahl von Effectscenen, theils in Europa, theils in Australien, in denen die Menschen in der verschiedensten Art vom Leben zum Tode gebracht, ins Wasser gestürzt, erschossen werden. Poetisch war in dem Stücke nichts als die Erscheinung der blonden Miß Nelly Moore, welche die Titelrolle, die Ruth Kerby, spielte, und allenfalls das auf der Scene arrangirte Marinebild. In der That, es ist bewundernswerth, was auf dem kleinen Raum einer solchen Duodezbühne alles möglich gemacht wird: ein Hafen mit Schiffen, ein Landungsplatz, ein über die Bühne fahrendes Schiff, das an diesem Platz anlegt — alles in wechselnder effectvoller Beleuchtung! Der Decorateur und Maschinist sind Künstler, die mit den gröbern Mitteln der Scene wirken wie Achenbach mit Pinsel und Palette. Der Dichter aber mit seinen melodramatischen Nachtstücken, Rühr- und Schreckensscenen, welche hier wie in allen diesen Volksstücken von einer wimmernden und winselnden Musik oder einigen grell abgerissenen Klängen begleitet werden, ist einer jener Sensationsrealisten, welcher dem herrschenden Modegeschmack blindlings huldigt und derartige Knallstücke aus dem Aermel schüttelt. Familiendramen mit Mord und Todtschlag, Häuslichkeit und Scheußlichkeit — das ist das Motto der gesunkenen englischen Bühne.

2) Versailles und Hampton Court.

Es sind lange Jahre her, seitdem ich das stille Versailles nicht mehr besucht habe, das mit seinen großen gepflasterten Höfen, seinen steinernen Perrückenmarschällen, seinen Teichen und Wasserkünsten, seinem schnurgerechten Park und dem prächtigen Schloß einen so weltverlassenen mumienhaften Eindruck macht. Damals ragte es wie ein geschichtlicher Anachronismus in die Gegenwart; denn es war die Zeit der Republik, und zwischen Paris und Versailles lag damals mehr als das Bois de Boulogne und der Park von Saint-Cloud. Versailles war nicht blos das Nationalmuseum, es war selbst die interessanteste Nummer desselben, das in Spiritus gesetzte Rococozeitalter, welches von der jungen Republik als eine höchst sonderbare Merkwürdigkeit angestaunt wurde. Jetzt ist es etwas anders geworden! Der Napoleonismus ist zwar modern und hat keinen Zug, der ihn der Rococozeit verwandt erscheinen läßt. Aber Frankreich ist wieder monarchisch und der monarchische Glanz, die festliche Herrlichkeit der Alleinherrschaft, die für 400 Millionen sich eine solche prunkvolle Stätte bereiten konnte, erscheint doch dem Volke wieder begreiflicher, seitdem es die Prachtbauten des Napoleonismus, den neuen Louvre u. s. f. mit eigenen Augen gesehen und mit dem eigenen Geldbeutel bezahlt hat. Voltaire nannte Versailles „l'abîme des dépenses" — wie würde er das neue Paris nennen?

Diesmal aber war Versailles nicht so still und schweigend; es war der erste Sonntag eines Sommermonats, an welchem die großen Wasser springen und Hunderttausende aus allen Weltgegenden nach der verlassenen Residenz des großen Königs strömen. Die beiden Paris-Versailler Eisenbahnen in Nord und Süd konnten kaum mit ihren Locomotiven die Scharen der Neugierigen hinüberbefördern. Reizend ist die Tour auf dem nördlichen Schienenwege; der Blick von den Höhen von Puteaux auf die Weltstadt mit ihren Kuppeln, Bogen und Thürmen und auf den Bois de Boulogne, der sich wie eine grüne Oase vor die Häuserwüste hinlagert und an den sich die saubern Städtchen Neuilly, Passy und andere wie Bedetten und Vorposten lehnen, hat einen ganz eigenartigen Zauber. Entzückend muß die Aussicht von dem Mont-Valerien sein, diesem frühern Wallfahrtsberg, der zur Rechten der Bahn liegt; doch seitdem Ludwig Philipp Paris befestigte, statt seine Herrschaft zu befestigen, und auf dem Berge ein Fort errichtete, ist es schwer, Zutritt zu diesen fortificatorischen Geheimnissen zu erhalten. Leicht erhielten ihn nur die Gefangenen

Digitized by Google

vom 2. December, die der Präsident hierher bringen ließ, und die Aussicht auf die Stadt Paris war die einzige, die ihnen damals nach dem gelungenen Staatsstreiche geblieben.

Die Stadt Versailles selbst ist wie eine emaillirte Schönheit der Frau Rachel, alt, aber ohne Runzeln, nicht mehr fähig zu fesseln, aber doch noch fähig Eindruck zu machen; sie hat noch eine bewundernswerthe Taille und etwas Majestätisches in ihrem ganzen Wesen. Dennoch erscheint sie, seitdem sie nicht mehr Annex einer königlichen Hofhaltung ist, wie ein pensionirtes Hoffräulein, das von alten Erinnerungen zehrt und mit längst aus der Mode gekommenen Reifröcken und Schleppkleidern lächerlich pomphaft einherschreitet. In der That, diese breiten Straßen und Plätze, diese langgestreckten Alleen und hoffärtigen Häuser, diese ganze gespreizte Kolossalität macht einen mehr ironischen als elegischen Eindruck, man gönnt ihr ein mehr spöttisches als mitleidiges Lächeln und wenn wir dabei der deutschen Heimat gedenken, so fällt uns das kurfürstliche Kassel ein mit seinen Riesenplätzen und Schlössern, die immer todt waren, jetzt aber auch verlassen und verödet sind.

Das Bürgerkönigthum machte aus dem Schloß von Versailles ein großes Museum; Blusen und gemeine Soldaten wandeln jetzt ungenirt durch die königlichen Prunkzimmer und studiren an den Wänden die Herrlichkeit der „großen Nation", die hier in vielen hundert großen und kleinen, guten und schlechten Bildern dargestellt wird. Warum hat Deutschland, warum hat Preußen nicht ein solches Nationalmuseum? Die Kunstakademiker mögen noch so sehr eine Entweihung der Kunst in solchen auf Erregung des Nationalgefühls berechneten Bildern und Tableaux erblicken und die Selbstherrlichkeit der Kunst vertheidigen gegenüber der äußern Zweckdienlichkeit, wenn diese Zwecke auch an und für sich noch so hoch stehen. Es gibt ja genug der anhängenden Künste für alltägliche Lebenszwecke — sollte das Wachrufen einer patriotischen Begeisterung ein so verächtlicher Nebenzweck sein und legendarische Gemälde, die einem verschollenen Glauben dienen, den Vorzug verdienen vor den Bildern, deren stoffartige Wirkung wenigstens edler Art und von modernem Geist durchdrungen ist? Möglich, daß wir oft die militärische Bedute erhalten, statt des Schlachtgemäldes; doch auch ein Schlachtgemälde, auch das Gemälde einer politischen Haupt- und Staatsaction kann von künstlerischem Werth sein.

Kein Franzose wird das Schloß von Versailles verlassen ohne erhöhtes Nationalgefühl, ohne das Bewußtsein, einem durch glänzende Thaten ausgezeichneten Volke anzugehören, ohne das Streben, sich gelegentlich so auszuzeichnen, daß er würdig ist, auf solchem Tableau in dem Vordergrunde zu stehen.

Die Heldenthaten der Franzosen in Algier bildeten, als ich das letzte mal Versailles besuchte, den Hauptschmuck der Säle; das Riesengemälde von Horace Vernet, Die Smalah, das auch heute noch unter den Bildern der jüngsten Zeit den ersten Platz einnimmt, vertrat damals den glänzendsten Kriegsruhm des Julikönigthums. Wie ist das seitdem anders geworden! Das second empire hat nicht versäumt, sich in den Prachtsälen des ancien régime eine in die Augen fallende Stätte zu bereiten. Wie verschwinden jene Heldenthaten aus der Zeit Ludwig Philipp's, die Belagerung von Antwerpen, die Eroberung von Konstantine, das Bombardement des mexicanischen Fort Saint-Jean d'Ulloa durch den Prinzen von Joinville gegen die letzten Kriegszüge und Siege der französischen Armee!

Auch der französische Kriegsruhm in Algerien darf in der neuen Zeit nicht leer ausgehen; man muß wenigstens sehen, daß das second empire auf diesem Gebiete in die Fußstapfen des Julikönigthums getreten ist und die Palmen des Atlas dürfen als Staffage neben den kaiserlichen Adlern nicht fehlen. Da malt Beaucé die Erstürmung und Einnahme von Laghouat (am 4. Dec. 1852) und Decaen die Einnahme von Tigwert-Hala (1851). Wir sehen auf einem Bilde von Tissier Napoleon III., wie er Abd-el-Kader

Digitized by Google

die Freiheit schenkt; das Porträt des berühmten Emirs von demselben Maler hängt daneben und der wilde Kriegsheld, der die Araber mit Weib und Kind in der Felsgrotte zu Tode geräuchert, Marschall Pelissier, trägt auf einem Bilde von Bernet seine martialischen Züge zur Schau.

Auch der Pinsel von Horace Bernet hat noch die Thaten Louis Napoleon's verherrlicht, und zwar die militärische Großthat aus den Zeiten der Republik, die Belagerung und Erstürmung von Rom. Die Einnahme einer Bastion, am 30. Juni 1849, welche die Capitulation der Weltstadt zur Folge hatte, ist hier dargestellt mit allem Glanz der militärischen Tableaux, über den der Pinsel dieses hervorragenden Malers zu verfügen weiß. Die Thatsache selbst gehört indeß zu den misliebigsten der neuern französischen Geschichte; dieser erste Sieg über Garibaldi, ein Sieg, den die Chassepotgewehre bei Mentana in jüngster Zeit ergänzten, leitete die Aera einer kaiserlich französischen Schutzherrschaft über das römische Papstthum ein, ohne dem Schutzherrn die Krone Karl's des Großen zu verschaffen. Auch war dieser Sieg ein zu auffallender Protest gegen die Antecedentien des Prinzen Louis Bonaparte, der ja selbst früher mit der rothen Fahne der Republik in den Straßen der Hauptstadt umhergeritten war!

Diese Episoden der „Gloire" treten gegen den Krimfeldzug zurück, der durch eine ganze Bilderserie illustrirt ist. Dreimal, von Bevoulon, Bellangé und Yvon, wird die Schlacht an der Alma dargestellt; von Bernet die Erstürmung des Mamelonfort bei Sewastopol; drei Tableaux von Yvon beschäftigen sich mit der Eroberung des Malakow; Barrias malt die Landung der französischen Armee an der Küste der Krim. Ein Generalstabsoffizier, Jumel, erläutert die Belagerung von Sewastopol durch Bilder, bei denen das militärisch-topographische Interesse, durch genaue Angabe der Truppenstellungen und der Umgebungen von Sewastopol vorwiegt; es sind dies gemalte Schlacht- und Belagerungspläne; die militärische Vedute geht hier über in die Studie für die Kriegsschule.

Der Feldzug in Italien darf natürlich nicht gegen den Feldzug in der Krim zurückstehen; namentlich ist die Schlacht von Solferino so glänzend wie die Erstürmung des Malakow zur Anschauung gebracht. Den Marschällen des ersten Kaiserreichs, wie Bernadotte, Murat, Maisou, Reguier, Marceau, Soult und Junot, die im achten Saal als Soldaten und Grenadiere abgebildet sind und deren Bilder die vorüberwandelnden Rothhosen mit heißer „Werdelust" erfüllen, reihen sich die Bilder der „fertigen" Marschälle des second empire an, eines Regnauld de Saint-Jean d'Angely, Mac Mahon, Niel, Saint-Arnauld und des Admirals Bréat. Oben aber, in den niedrigen Zimmern, welche so viele kostbare, für den Historiker unschätzbare Cabinetsstücke in den getreuen zeitgenössischen Porträts geschichtlich merkwürdiger Persönlichkeiten besitzen, ist auch die kaiserliche Familie, der Kaiser selbst, die Kaiserin, der junge Prinz, Prinz Napoleon, die Prinzessinnen Mathilde und Clotilde, von denen jene wie die „Jeanne qui pleure", diese wie die „Jeanne qui rit" des second empire, beide zusammen wie sein weiblicher Januskopf gemahnen, in sehr gelungenen, zum Theil lebensgroßen Bildnissen vertreten. Man kann daher nicht sagen, daß das zweite Kaiserthum sich in Versailles vergessen hat, und daß die Serie des neuesten französischen Nationalruhms zu lückenhaft ausgefallen ist.

Dennoch erscheint nach einer Seite hin das second empire bescheiden, gegenüber dem Julikönigthum, und zwar in Bezug auf die Haupt- und Staatsactionen. Die Thronbesteigung Ludwig Philipp's wird uns in einer Reihe von Bildern vorgeführt, wir sehen die Ankunft des Herzogs von Orleans auf dem Platze des Hôtel-de-Ville, wo ihn Lafayette, in der Uniform der Nationalgarde, am Eingang des Stadthauses begrüßt; wir sehen auf dem constitutionellen Ceremonienbilde von Gérard, wie die Deputirten die Erklärung lesen, durch welche der Herzog von Orleans zum „Generallieutenant" des Königreichs ernannt wird; wir sehen auf einem Bilde von Ary Scheffer, wie Ludwig Philipp, von dem Herzog

Digitized by Google

von Nemours begleitet, an der Barrière du Trône den Herzog von Chartres begrüßt, der an der Spitze seines Husarenregiments in Paris einzieht. Hier leistet Ludwig Philipp den Eid auf die Charte in Gegenwart der Kammern und seiner ganzen Familie, dort vertheilt er Fahnen auf dem Marsfelde an die Nationalgarde. Ueberall der Bürgerkönig in Glanz und Pomp seiner Herrlichkeit, betheiligt bei leeren Formalitäten, ohne alles geschichtliche Interesse, wenn wir die Ankunft vor dem Stadthause und den Eid auf die Verfassung ausnehmen!

Napoleon III. erscheint nirgends in diesem hohlen Glanz der Majestät; aber es fehlen auch die interessanten Gemälde, welche uns die Genesis des second empire darstellen und welche in der That nicht bloße „Bedüten" wären, sondern Aufgaben für echte Künstler. Ein großes Tableau: Der Eid des Prinzen auf die Verfassung der Republik in der französischen Nationalversammlung, würde uns nicht blos porträttreue Köpfe der hervorragenden Mitglieder dieser Versammlung vorführen; die Gruppen der Gläubigen und Ungläubigen, der begeisterten Freunde und erbitterten Feinde, ließen sich mit scharfem Contrast einander gegenüberstellen und wenn auch der Künstler dem apathischen Gesicht des schwörenden Prinzen keinen bedeutsamen Ausdruck abgewinnen könnte, so würde der geschichtliche Reflex, der auf die Scene fällt und sich in den Gruppen der Abgeordneten spiegelt, doch von intensiver Wirkung sein. Das Tableau würde in jeder Hinsicht das Gegenbild zu dem Schwur im Ballsaale sein. Noch dramatischer wäre ein anderes Tableau zu gestalten: Die Verschwörung im Elysée. Wir sähen hier, während der losgelassene Staatsstreich auf den Straßen wüthet, das Fräulein Eugenie von Montijo am telegraphischen Klavier sitzen, um sich die künftige Krone zu erspielen, und Töne anschlagen, welche nur für das Ohr des Polizeipräsidenten bestimmt sind, über sie geneigt den großen Faiseur des 2. December, den Mann mit der lächelnden Maske und der eisernen Stirn, den Grafen Morny, dem schönen blonden Fräulein vielleicht ein Bonmot, einen Calembourg zuflüsternd, zur Thür eintretend den Marschall Saint-Arnauld mit irgendeiner Meldung von den Boulevards, wo das Massacre begonnen hat, den Präsidenten aber im Vordergrunde sitzend, von der Kaminflamme beleuchtet, in der Hand die Kohlenzange, das steinerne Antlitz flammend von innerer Erregung, in halber Wendung dem Marschall einen energischen Befehl zurufend! Doch wir wollen dem Genie des Malers nicht vorgreifen, nur andeuten, daß hier eine lohnende Aufgabe für die historische Kunst vorliegt.

Selbstverständlich fehlen diese Bilder in der Galerie von Versailles, sowie die Revolutionsbilder des Juli, Februar und Juni; es soll nichts an die innern Gebresten des französischen Volks erinnern. Doch auch Ceremonienbilder, wie z. B. die Kaiserkrönung und ähnliche Darstellungen diplomatischer Actionen, in denen Napoleon III. den Mittelpunkt bildet, hat er nicht auf Bestellung arbeiten lassen, eine Zurückhaltung, welche für den praktischen Sinn des Monarchen und seine Abneigung gegen den leeren prunkenden Schein ein günstiges Zeugniß ablegt.

Der gemalte Pulverdampf und Kriegslärm des versailler Museums ermüdet auf die Länge den Beschauer; die Unerquicklichkeit des Schlachtenruhms drängt sich seiner Seele unwiderstehlich auf. Selbst die schönsten Bilder von Horace Vernet, die exotisch-pittoreske Smalah, der erste Kaiser, der vor der Schlacht von Jena mit elektrisirendem Blick an seinen Truppen vorüberreitet und ähnliche künstlerisch gehobene Gemälde können diesen Eindruck nicht fern halten. Alle diese Soldaten arbeiten nur im Dienste der militärischen Disciplin wie Räder der großen Kriegsmaschine; außer der Kampfeswuth, die sich im Kampfe von selbst erzeugt wie der Windhauch bei der flackernden Flamme, ist kein idealer Ausdruck auf ihren Zügen zu sehen; es ist die monotone Blutarbeit, die sich durch Jahrhunderte hinzieht. Wie ganz anders gemahnen die wenigen Bilder aus der großen Französischen Revolution, die als verwegene Eindringlinge die Prunksäle der gestürzten Monarchie

Digitized by Google

verunzieren; hier: Der Schwur im Ballsaal, auf allen Zügen die edle Begeisterung, welche für die Neugestaltung des Staats, für die Rechte der Menschheit entbrennt, dort: Das Verbrüderungsfest der Armee und der Nationalgarde auf dem Marsfelde, vor allem aber das prächtige Bild von Horace Vernet: Der Abmarsch der Nationalgarde zur Armee (1792). Welch Feuer in diesen Köpfen! Der Widerschein der Idee, welche damals die Menschheit beseelte! Auch wir leben in keinem ideenlosen Zeitalter; aber die Idee erscheint nicht mehr im Flügelkleide der Jugend; sie ist gealtert und der harte Kampf mit der widerstrebenden Wirklichkeit hat Furchen in ihre Stirn gegraben; ihre Siege selbst sind weniger erhebend als früher ihre Niederlagen.

Gefällte Bajonnete, bäumende Rosse, Todte und Verwundete an allen Wänden — der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an! Hinaus ins Freie, wo die schwüle Sonne der Hundstage über den Alleen und Bassins des Parks und über den hunderttausend Menschen brütet, welche die „springenden Wasser" nach Versailles gelockt haben. In der Allée de l'Automne spielt die Militärmusik, dort bewegt sich eine unzählige Menschenmasse; andere lagern sich auf dem Rasen am großen Bassin der Latona, wo die Frösche und Schildkröten an dem Festtage ihre Wasserstrahlen mit besonderer Lust auf den Göttin Latona und ihre Kinder spritzen. Die Göttergesellschaft rundum ist profan genug — fehlt doch selbst nicht die Venus Kallipygos in ihrem Kreise. Eine der seltsamsten Allegorien, die sich im dichten Volksgetümmel doppelt befremdlich ausnimmt, ist hier von dem Bildhauer Le Perdrix in Stein gemeißelt — die Melancholie! Man denke sich ja nicht eine schwärmerische Jungfrau, das sinnende Haupt auf die Hand gestützt — diese „Melancholie" ist männlichen Geschlechts; ihre Attribute sind ein Buch und eine Geldbörse in der Hand und eine Binde um den Mund: die Gelehrten, die Geizigen, die Schweigsamen sind hier als Vertreter der Melancholie bezeichnet. Wie unrecht hat der Bildhauer diesem edeln Seelenschmerz gethan! Unsere Gelehrten sind nicht melancholisch, ebenso wenig die Geizigen, sondern nur hypochondrisch; die Hypochondrie aber ist nur die Caricatur der Melancholie.

Doch schon beginnen die Wasser in allen Boskets zu plaudern, wie sie einst plauderten zu Zeiten der schönen Vallière und der lustigen Pompadour, wenn der Mondschein sich in ihrem flutenden Silber spiegelte und die verschwiegenen Alleen die Liebesabenteuer der Könige Frankreichs belauschten. Wie ist das jetzt alles anders geworden! Das souveräne Volk von Paris, der Arbeiter in der Bluse, der Kleinbürger mit Weib und Kind, die Pompadours des Quartier Bréda drängen sich in den Alleen und den in allen geometrischen Formen zugeschnittenen Boskets, wo man bald auf dem Halbmesser eines Kreises, bald auf der Diagonale eines geraden oder verschobenen Vierecks, bald durch rautenförmig gepflegtes Gehölz wandelt. Ueberall aber rauschen die Wasser; in dem Herzen der Rondels springen plätschernde Fontainen, anmuthige Ueberraschungen der Elemente; das Wasser, das sonst nur ein friedlicher Spiegel dieser mit dem Gartenmesser zugestutzten landschaftlichen Natur ist, das in seinen großen Bassins und Kanälen wie eingeschlummert daliegt, scheint plötzlich aufzuwachen; man sieht wie sich die Nixen und Najaden dehnen, den steinernen Schlaf abschütteln und ausgelassen in die Lüfte springen, oder, wie in der „Colonnade", von allen Seiten ihre gefüllten Wassereimer ausschütten, daß das im Kreise gehende Geplätscher wie ein sanftein wiegender Schlaftrunk wirkt.

Wenn wir der großen Hauptperspective vom Mittelbalkon des Schlosses folgend, entlang den Sammtrasen des Tapis Vert, uns zum Bassin des Apollo begeben, so finden wir den Sonnengott mit seinem Viergespanne in einem von sprudelnden Tritonen und Delphinen genährten Wasserbade, welches für seine himmlischen Gluten gefährlich zu werden droht. Doch das sind alles „les petites eaux", das sind nur die Neckereien der kleinen Wassergötter; der Aquäduct von Rueil thut für 10000 Frs. seine Schuldigkeit in höherm Maße und speist auch die großen meerbeherrschenden Götter. Um 5 Uhr fangen „les

Digitized by Google

grandes eaux" an zu spielen, die Wasserkünste des Bassins de Neptun und du Dragon, eine wahre Emeute von durcheinanderflutenden Fontainen, um welche sich im gewaltigen Halbkreise, auf der Erde, auf gemietheten Stühlen eine Menschenmenge lagert, welche die Bevölkerung einer großen Stadt repräsentirt. Wenn aber, von bengalischem oder elektrischem Licht beleuchtet, diese Wasserstrahlen in alle Regenbogenfarben getaucht sind und dem feindlichen Element, dem Feuer, den Farbenzauber seiner sprühenden und gaukelnden Kunststücke streitig machen, dann genießt die Masse des souveränen Volks ein Schauspiel, wie es die Königinnen und Maitressen der Beherrscher Frankreichs nie genossen haben, deren Schatten dann, weitab von dem Treiben der profanen Gegenwart, durch die einsamsten Gänge des Riesenparks wandern.

Das englische Versailles ist nicht das stolze Windsorschloß, sondern das bescheidene Hampton Court, das mehr dem Landsitze eines begüterten Großen als einem Königsschlosse ähnlich sieht, das aber an historischen Erinnerungen aus der Zeit der englischen Herrscher ebenso reich ist wie das majestätische Palais der Könige, welche lange Zeit hindurch sich als „den Staat" ansahen.

Man gelangt am raschesten mit der Eisenbahn nach Hampton Court; doch angenehmer ist die Flußfahrt auf der Themse oder eine Wagenfahrt über Kew und Richmond. Beide Städte liegen höchst anmuthig an den Ufern der jungfräulichen Themse, die hier noch aus klaren, krystallenen Augen blickt, ungetrübt von dem Verkehr der Weltstadt. Die ganze Gegend ist wie ein Garten anzuschauen; an die besuchenswerthen botanischen Gärten von Kew schließt sich der großartige Park von Richmond, der einen Umfang von 2225 Acres hat, und zwischen Richmond und Hampton Court ist Bushy Park, geschmückt mit den prachtvollsten Kastanienbäumen, die zur Blütezeit mit ihren weißen, aus dem Laube hervorschimmernden Blütenkerzen einen höchst malerischen Eindruck machen.

Wenn man die letzten Riesenkastanien von Bushy Park hinter sich hat, so bedarf es nur weniger Schritte, um in den Park von Hampton Court zu gelangen, und zwar in den verwildertsten Theil desselben, wo sich das sogenannte „Labyrinth" befindet, ein echt englisches vielgerühmtes Naturspiel der Kunstgärtnerei, die im Gegensatz zu den geometrischen Figuren eines Le Notre die Regellosigkeit bis zum Räthsel zu steigern sucht. Das Schloß selbst erinnert mehr an Fontainebleau als an Versailles, obgleich es auch hinter jenem kolossalen Jagd- und Lustschlosse an Umfang bedeutend zurücksteht. Die neuere Hauptfaçade nach dem Parke beherrscht eine anmuthige Aussicht über drei Alleen, die im spitzen Winkel zusammenlaufen, und auf die Spiegelflächen von Teichen, die im Sonnenstrahle blitzern; aber es fehlt das Großartige und Imposante jener ansteigenden Terrassen von Versailles, jener zu königlichem Schmuck dressirten Natur, die, so weit das Auge schaut, dem Hofceremoniell untergeordnet ist, doch nur wie eine Aristokratie, die selbst in solcher Unterordnung noch glänzend und bedeutend dasteht. In Hampton Court ist alles schlichter, ländlicher, es ist alles geordnet, doch nicht nach der Schnur gezogen; der landschaftliche Reiz ist vorwiegend; man geht hier spazieren, um frische Luft zu schöpfen, um die Vögel singen zu hören. Im majestätischen Versailles hat man das Gefühl, als ob dergleichen gegen die Etikette verstieße.

Hampton Court, classischer Boden des englischen Königthums, aber auch classischer Boden der Liebe, jener Liebe, die sich am Glanz der Majestät berauscht und aus dem Gnadenquell derselben Vergebung schöpft für ihre Sünden! Hier hatten die Stuarts ihren Harem und hier der theologische Tyrann Heinrich VIII. den seinigen, den er in die christliche Form aufeinanderfolgender Ehen kleidete. Es war der mächtige Günstling dieses Königs, der Cardinal Wolsey, der dieses Schloß erbaute, und zwar den ältern Theil desselben mit den gothischen Thoren und stumpfen Thürmen in den Hauptfronten und den

Digitized by Google

fensterreichen Seitenflügeln des Vierecks. Der Cardinal wollte frische Luft schöpfen, und die Aerzte bezeichneten ihm Hampton Court als den gesundesten Ort in der Umgegend Londons. Da ließ er hier aus rothen Ziegelsteinen die zinnengekrönten Mauern bauen, und als sein Herr und Gebieter im Jahre 1525 das Schloß besuchte, ward er nicht nur mit fürstlicher Pracht empfangen, sondern der Cardinal machte ihm auch ein fürstliches Geschenk; er schenkte ihm Hampton Court. Das hinderte seinen Fall nicht; als die schöne Anna Boleyn in diese Räume einzog, war der Günstling gestürzt, der sich Einspruch erlaubte gegen die Leidenschaft des Despoten.

In dem ältern Theile des Schlosses befindet sich die große Halle, welche die Westminsterhalle an Schönheit übertrifft. Hier tafelte der Cardinal mit seinen Priestern, der König mit seinem gekrönten Liebchen; der durch die buntbemalten Scheiben brechende Mondschein streute im Bunde mit den zahllosen Fackeln und Kerzen ein magisches Licht über die Gruppen; der wüste König, der eben erst einen Ketzer auf den Scheiterhaufen schickte, credenzt seiner Anna oder Katharina den mit Wein gefüllten Becher, doch wie Blut gemahnt der Trank in der grellrothen Beleuchtung der bunten Scheiben; keine indeß weist ihn ahnungsvoll zurück.

Jetzt blickt uns nur aus dem gothischen Fenster des Saales das Gesicht des üppigen Tyrannen entgegen, während Wolsey, der wohlgenährte, behagliche Prälat, vom Kamin herniederschaut. Am Plafond aber verkünden die verschlungenen Namenszüge A H einen Bund, welchen so bald der Henker trennte.

Die Gemäldegalerie von Hampton Court ist nicht reich an Kunstwerken von Bedeutung; sie ist auch kein Nationalmuseum wie die Bildersammlung von Versailles; aber sie wahrt mit größerer Treue die Erinnerungen, die an diese Stätte geknüpft sind. Wo finden wir in den zahllosen Sälen des versailler Schlosses Bilder jener glänzenden Schönheiten, welche in den Alleen und Rondels des Parks ihren Liebesabenteuern nachgingen, und welche so leichten Fußes, wie sie die Terrassen des Schlosses hinaufgingen, auch in die Weltgeschichte hineinhüpften und ihre Namen, wenn auch nicht mit bengalischer Beleuchtung, den Namen der großen Staatsmänner und Feldherren gesellten? Von den Bourbons sprechen hier nur die Steine und die Bäume und die van der Meulen'schen Kriegsbilder, welche Ludwig's XIV. Schlachten verherrlichen; die Göttinnen des Olymps aber, welche hier Nektar und Ambrosia credenzten und genossen, sind verbannt von dem Boden, der durch sie classisch geworden ist.

Die Säle von Hampton Court, mögen sie auch manchen zweifelhaften italienischen Meister enthalten, tragen doch wenigstens der Chronik des Ortes Rechnung, und so wenig auch Friedrich der Große, Wellington, Ludwig XIV. und andere Köpfe, die wir auf Porträts und Tableaux entdecken, so wenig die Marinebilder, mit denen die hannoverischen Könige ihre Privatgemächer schmückten, uns in die geeignete Stimmung versetzen, so gibt es doch aus den Zeiten der Tudors und der Stuarts Bilder genug, welche in diese Räume passen und die Phantasie anregen, sie mit lebensvollen Gestalten zu bevölkern. Wie oft hat Holbein's kunstfertiger Pinsel hier das Bild des achten Heinrich gemalt; seine Familie, selbst sein Hofnarr sehen uns überall von den Wänden an. Doch wenn wir uns von diesen Familiengruppen, die das Familienglück in sehr fragwürdiger Weise repräsentiren, zu jenen Bildern aus späterer Zeit wenden, die sich in King William's Bedroom befinden, so fühlen wir uns angehaucht von der Grazie, welche zur Zeit des zweiten Karl diese jetzt so öden Mauerquadrate von Hampton Court mit den duftigsten Reizen schmückte. In der That, ein Rosenflor von „beautés", so verführerisch lächelnd, so lebenslustige Köpfchen eingerahmt von den geringelten Locken, diese Herzogin von York über dem Kamin, eine so stattliche Schönheit, daß man bekennen muß, der Geschmack des zweiten Stuart war besser als seine Politik, und in diesem gemalten Serail spazieren zu

Digitized by Google

gehen, hat auch für einen Epigonen noch seinen ganz angenehmen Nachgeschmack. Müde von dieser Wanderung durch die Gemäldegalerie des Schlosses, vom Anblick der retouchirten Rafaels und des riesigen Aquarellbildes von Mantegna, welches den Triumphzug des Cäsar darstellt, flüchtete ich, vorbei an den holländischen Blumenrabatten, in den Park. Die Abenddämmerung senkte sich bereits auf die Wipfel und auf einer Bank am Teiche ausruhend, ließ ich die Bilder des geschichtlichen Kartenspiels von Hampton Court, die Könige, Damen und Buben, an meiner Seele vorüberziehen, bis sie mich wie in bacchantischem Reigen umkreisten. Ich sah sie an mir vorüberziehen, das muntere Hoffräulein, die anmuthig lächelnde Anna Boleyn, und die stolze Nichte der Norfolk, die üppige Katharina Howard, die dem Tode verfiel, weil sie den Tyrannen von England um das Jus primae noctis betrogen hatte — und hinter ihnen zog der Henker, der Scharfrichter mit dem blitzenden Schwerte.

Und aus den dissolving-views des Halbschlafes tauchten zwei Gestalten hervor, die Bibel und das Schwert in den Händen, wie sie oft durch die Gänge dieses Parks gewandelt sein mögen. Der erste war der gekrönte Ketzerrichter, dessen Feder ein Schwert war, der heiß- und vollblütige Tyrann, welcher sich von den Neronen und Caligulas durch die theologische Farbe seines Despotismus unterschied und den Spruch zu Schanden machte, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe; denn dieser fromme Blaubart auf dem Throne war in der That eine ganz neue Märchengestalt grauenhafter Art, die sich in die Geschichte verirrt hatte.

Und wieder kommt ein finsterer Mann mit der Bibel und dem Schwert; aber in seinem Angesicht ist kein Zug heißblütiger Ueppigkeit und pomphafter Majestät, die sich im Blute badet; es ist der düstere Ernst eines politischen Missionars, welcher die Wahrheit der Bibelsprüche mit dem Schwerte beweist; es ist der Sieger von Marston-Moore, der puritanische Volksmann, der, wenn auch nicht als lachender Erbe eines auf das Schaffot gesandten Königs, dies Schloß von Hampton Court, dies durch sein Richtschwert verwaiste Schloß bewohnte! Heinrich VIII. und Cromwell, der bibelfeste Fürst und der bibelfeste Republikaner — welche neue Kapitel aus dem Buche der Könige und dem Buche der Richter!

Zwischen den beiden düstern Gestalten aber bewegt sich eine lächelnde Welt der Schönheit, die Erbinnen des leichten Sinnes einer Anna und Katharina, die aber nicht das Schwert des Henkers bedroht. Aus ihrem Rahmen treten die Schönheiten, die Lely's Pinsel unsterblich gemacht, die Herzogin von York, die Herzogin von Portsmouth; es ist ein Elfenreigen auf den Sammtmatten von Hampton Court, und dieser Reigen leichtumflorter Reize tanzt um das stolze Königthum von Gottes Gnaden, welches das Schaffot von Whitehall längst vergessen hat. Wie ist alles Lust und Rausch, Glanz und Pracht, Sammt und Seide und prächtige Juwelen und wehende Schleier, welche die Liebe in lustigem Spiel erbeutet, keine eingesegnete Liebe, die der Priester weiht und der Henker scheidet, die freie Liebe, welcher der ritterliche Stuart hier seine Altäre baut.

Und wieder mischt die Weltgeschichte die Karten, und Trumpf wird ein finsterer Piquekönig, mistrauisch, langweilig, spießbürgerlich, und statt der glänzenden Damen am Hofe Karl's II. wandeln in den Gängen des Parks die übergesiedelten Hannoveranerinnen, die Baronin Kielmannsegge mit dem Elefantenschritt und die Kletterstange „Melusine von Schulenburg", und der Park verwandelt sich in einen Thiergarten weiblicher Häßlichkeiten. Und wieder schreitet ein neuer König einher, klein, stolz, corporalssteif, mit hervorstechenden blauen Augen, die sich indeß jeden Vergleich mit den Augen des Großen Friedrich verbitten. Und neben Georg II. erscheint die Gräfin von Suffolk, die Gräfin von Walmoden und die Gräfin Mary Delormine, von denen nur die letztere den Vergleich aushält mit den liebenswürdigen Favoritinnen der Stuarts.

Digitized by Google

Immer gelangweilter wird die englische Hofgeschichte; doch die Geisteskrankheit des dritten Georg spielt nicht mehr in Hampton Court, das nur von den beiden ersten Königen aus dem Hause Hannover bewohnt worden war.

Als ich aus meiner Phantasmagorie erwachte, stand der Mond hell über den Zinnen von Hampton Court und das lustige Neuengland, das den feinen Ton so wenig respectirt, Sonntags aufs Land zu fahren und sich im Grünen zu amusiren, die Gevatter Schneider und Handschuhmacher aus der City und vom Strande, hatten längst das ehrwürdige Cardinals- und Königsschloß verlassen. Ich aber schritt über die Themsebrücke dem Eisenbahnhofe zu und erst der schrille Pfiff der Locomotive verscheuchte ganz die Schatten der Vergangenheit, die meine Sinne umfangen hielten.

Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre.

Vierter Artikel.

Die einzelnen Industriezweige.

A. Allgemeines.

Groß und bedeutend sind die Fortschritte, welche die Monarchie in den beiden letzten Jahrzehnten in wirthschaftlicher Beziehung gemacht hat, ein reger Aufschwung läßt sich nicht verkennen. Aber verglichen mit andern Ländern hat Oesterreich noch eine weite Bahn zu durchlaufen, um jenen Staaten, welche das ökonomische Leben der Gegenwart beherrschen, an die Seite treten zu können. Es ist kein Wunder, daß sich mancherlei gebessert hat. Nach einer mehrere Decennien andauernden Lethargie und Erschlaffung aller Kräfte offenbarte sich seit dem Anfange der funfziger Jahre eine erhöhte Beweglichkeit in fast allen Zweigen der industriellen und commerziellen Thätigkeit. Es schien als ob man im raschen Fluge die Versäumnisse von Decennien gut machen wolle. Allein mancherlei Ursachen verfehlten nicht in jeder Beziehung lähmend und hemmend einzuwirken. Die innere Politik war nicht so geartet, um jene Rührigkeit entfalten zu lassen, welche nur in consolidirten Staaten zu Tage tritt; die auswärtige Politik zerrüttete die ökonomischen Kräfte des Staats und entzog dem Lande durch eine maßlose Verschwendung auf dem Gebiete des Militärwesens eine Summe von Kapital, welches weit mehr Früchte getragen hätte, wenn es der productiven Wirthschaft zugeführt worden wäre. Der enorme Steuerdruck, die Valutacalamität, mit welcher Oesterreich noch gegenwärtig zu kämpfen hat, trugen das Ihre dazu bei, daß das Bild der Industrie kein rosigeres ist. Man dürfte wenig Staaten nennen können, wo der Gewerbfleiß mit solchen Hindernissen zu kämpfen hat wie Oesterreich, kein Land, wo die Schwankungen und Misgriffe der Politik im Innern und Aeußern solche fast unheilbare Wunden geschlagen. Noch jetzt, wo doch bedeutende Anstrengungen gemacht worden sind, die Verbrechen der Vergangenheit zu sühnen, liegt der einst mächtige Körper siech und krank danieder und die Frage, ob eine volle Genesung noch möglich ist, dürfte wol schwerlich mit voller Sicherheit beantwortet werden können.

Der österreichische Fabrikant hatte mit einer Anzahl von Hindernissen zu kämpfen, von denen man anderswo kaum eine Ahnung hat. Zunächst fehlte die erste Lebensbedingung einer schwunghaften Industrie, billiges Kapital. Nicht blos die Kapitalbildung

Digitized by Google

an und für sich ist in Oesterreich eine langsamere als anderswo, da Sparsamkeit gerade keine dem Oesterreicher angeborene oder anerzogene Eigenschaft ist, auch jenes Kapital, welches in andern Ländern den verschiedenen industriellen Unternehmungen zufließen würde, wurde denselben entzogen, indem man in müheloser Weise durch Anlage in Staatspapieren fast einen eben solch hohen Gewinn einheimste als in irgendeinem Industrie- oder Geschäftszweige. Die Steuerzahlung stand und steht mit dem Volkswohlstande in gar keinem Verhältnisse. Für die Flüssigmachung geistigen Kapitals wurde, nach einem kurzen Aufschwunge im Anfange des vorigen Jahrzehnts, während eines Decenniums fast gar nichts gethan, und der Bevölkerung wohnt nicht jener Geist der Initiative inne, um durch selbständiges Handanswerklegen die Indolenz und Unthätigkeit der Regierung wenigstens einigermaßen zu paralysiren. Der Stand der allgemeinen Bildung ist ein sehr tiefer und der Mangel tüchtiger wirthschaftlicher Kenntnisse macht sich in fast allen Kreisen sichtbar. Jene gewerblichen Lehranstalten Deutschlands, Frankreichs oder Belgiens, welche zu dem wirthschaftlichen Fortschritte in diesen Ländern in jeder Weise beitrugen, fehlen Oesterreich fast ganz. Wir meinen nicht technische Hochschulen, denn diese sind in größerer Anzahl vorhanden, als es nothwendig wäre, wir haben hier blos die Fachschulen niedern Grades im Auge, welche für die großen Kreise der arbeitenden Klassen berechnet sind. Die Volksschule verfügt nur über ein höchst spärliches Wissensmaterial und der Fortbildungsunterricht liegt total im argen. Kenner, welche Einsicht genug haben, um beurtheilen zu können, was anderwärts geleistet wird, konnten sich gewiß darüber wundern, daß dieser Staat noch so viel Lebensfähigkeit besitzt, um alle diese Stürme, welche in den letzten Jahren über ihn hereingebrochen sind, zu überdauern. Und es wird noch bedeutender Anstrengung bedürfen, wenn es wirklich gelingen soll, was so oft und so vielfach in den mannichfachsten Variationen als die Aufgabe der österreichischen Staatsmänner hingestellt wurde: die Flüssigmachung der Hülfsquellen des Reichs.

Ein nicht gering anzuschlagender Nachtheil der österreichischen Industrie ist es, daß das Princip der Theilung der Arbeit noch nicht allseitig zum Durchbruche gekommen ist. Man ist noch immer in vielen industriellen Kreisen der Ansicht, alles liefern zu müssen, während das Hauptstreben darauf gerichtet sein müßte, die naturwüchsigsten Industriezweige zu größerer Ausbildung zu bringen. Man fabricirt in einigen Fabriken alles Mögliche, wodurch es sehr begreiflich ist, daß man dann des Schutzes nicht entbehren kann, weil man es in keinem Zweige zu einer einigermaßen bedeutenden Ausbildung gebracht hat. Gerade darin liegt der ungeheuere Stimulus des Freihandels, daß er auf die Bahn des Fortschrittes mit unerbittlicher Nothwendigkeit hindrängt und die naturgemäße Entwickelung der Industrie befördert.

Man berechnet, daß die österreichische Industrie Producte im Werthe von 1600 Millionen liefert; wahrscheinlich ist diese Ziffer zu niedrig gegriffen. Unter den einzelnen Ländern, welche hierzu beitragen, stehen Niederösterreich und Böhmen obenan, jenes ist mit einem Siebentel, dieses mit einem Sechstel an jener Gesammtsumme betheiligt. Nebenbei bemerken wir, daß bei Böhmen zumeist der deutsche Theil des Landes in Betracht kommt. Hierauf folgen Mähren und Schlesien. Am tiefsten stehen die Militärgrenze und Dalmatien. Eine Industriestatistik, welche auf die Betheiligung der verschiedenen Nationalitäten in Oesterreich an der Production Rücksicht nehmen möchte, würde sich ein großes Verdienst erwerben, die Zahlen würden in evidenterer Weise, als dies sonst geschehen kann, den Beleg von der Superiorität des Deutschthums in Oesterreich liefern. Stände die politische Bildung derselben ebenso hoch wie ihre Bedeutung in der Industrie und im Verkehre, so wären alle dualistischen und föderalistischen Versuche längst überwunden.

Digitized by Google

B. Landwirthschaftliche Industrie.

1) Spiritus und Branntwein.

Die Fabrikation gebrannter Flüssigkeiten ist in Oesterreich ein alter bedeutender Industriezweig. Die Brennereien sind theilweise eine Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft, theilweise werden sie fabrikmäßig betrieben. Höchst nachtheilig wirkte der vom Sistirungsministerium ohne Mitwirkung der Vertreter des Reichs angeordnete Besteuerungsmodus, auch dem Staate wurde dadurch ein großer Theil seiner frühern Einkünfte entzogen. Die einzelnen Brennereien wurden verschieden belegt, die kleinen Brennereien gänzlich unterdrückt, die Branntweinerzeugung aus allen Stoffen unmöglich gemacht, welche nur eine geringe Alkoholausbeute gewähren. Folgende Uebersicht wird das Gesagte veranschaulichen. Es bestanden Brennereien:

Länder.	Mit gewerbmäßigem Betriebe.		Als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft.	
	1863	1866 (Ende August)	1863	1866
Oesterreich unter der Enns	82	53	5866	32
Oesterreich ob der Enns	192	110	506	56
Salzburg	105	35	3877	3136
Böhmen	440	364	88	17
Mähren	227	176	104	2
Schlesien	118	111	2	6
Galizien	606	416	28	2
Bukowina	41	14	4	—
Steiermark	95	35	5305	2645
Kärnten	57	29	2246	1493
Krain	233	—	3234	666
Küstenland	29	—	1328	170
Tirol und Vorarlberg	789	678	13559	4897
Ungarn	2767	1055	38206	8455
Kroatien und Slawonien	17	17	11051	4511
Siebenbürgen	515	245	5430	—
Summa	6323	3330	98774	26088

Bis zum Jahre 1864 hatte zwar die Zahl der bäuerlichen Brennereien ebenfalls abgenommen, allein jene der gewerblichen Etablissements nahm regelmäßig zu; seit 1864 nahmen beide Kategorien ab. Man zählte

im Jahre	Brennereien gewerbmäßige	Brennereien als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft
1859	6077	97699
1863	6393	90901
1864	5793	89464
1865	7399	96918
1866	3330	26088

Man sieht, das Gesetz vom 18. Oct. 1864 hat eine geradezu verheerende Wirkung zur Folge gehabt. Auch das Erträgniß der Branntweinverzehrungssteuer hat beträchtlich abgenommen. Der Minister sah sich genöthigt, durch eine Anzahl administrativer Maßregeln die auffallendsten Härten der Verordnung zu beseitigen. Das Gesetz vom 28. März 1868 hat wol einige Uebelstände beseitigt, besonders den Druck behoben, welcher auf den kleinen Brennereien und auf Verwendung der Abfälle der Biererzeugung zur Branntweinbrennerei lastete. Ein weiteres Gesetz vom 8. Juli 1868 hat abermals einige Uebelstände im Besteuerungswesen zu entfernen gesucht. Welche Wirkungen die neuen Gesetze haben, läßt sich statistisch noch nicht feststellen.

Digitized by Google

Was den Export anbelangt, hat derselbe seit dem Jahre 1860 wol zugenommen, aber noch immer ist derselbe durch hohe Bahnfrachten beschwert. Der Zollverein z. B. sendet verhältnißmäßig größere Quantitäten nach Italien als die Monarchie. Man führte aus:

im Jahre	Ctr.	Steuerrückvergütung
1860	64795	291700 Fl.
1861	78515	239700 „
1862	32212	193823 „
1863	42690	166487 „
1864	103336	425898 „
1865	122649	? „

2) Bierbrauerei.

Einen bedeutenden Aufschwung hat die Biererzeugung in den letzten 20 Jahren genommen. Die Vergleichung des Standes der Bierbrauerei in den cisleithanischen Ländern ergibt folgende Ziffern. Es bestanden im Jahre 1844 3019 Bierbrauereien, 1857 2803, 1864 2716, diese lieferten 1844 $8{,}_{329}$ Mill. Eimer, 1857 $11{,}_{516}$, 1864 $13{,}_{028}$ Mill. Eimer. Im Durchschnitte kam auf eine Brauerei im Jahre 1844 2758 Eimer, 1857 4110, 1864 4797 Eimer. Bezüglich des Betriebsumfangs steht Unterösterreich an der Spitze, indem auf je ein Etablissement im Jahre 1864 eine Production von 21917 Eimern entfiel. Kleinschwechat (Dreher's Brauerei) erzeugte 412630 Eimer. In den Ländern der ungarischen Krone (Ungarn, Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen) und Militärgrenze, in Betreff deren über die Zeit vor 1851 keine statistischen Angaben sitzen, befanden sich 1857 554, 1864 blos 427 Brauereien, welche 742380 Eimer, im Jahre 1857 820433 Eimer erzeugten. In der Gesammtmonarchie, die Lombardei ausgeschlossen, waren demnach

im Jahre	Brauereien	Erzeugung in Eimern
1857	3357	12,257474
1864	3143	13,848979

Die Mehrzahl der Etablissements in den ungarischen Ländern hat einen geringern Umfang. Es entfällt auf je eine Brauerei in Böhmen 5406 Eimer, Mähren 4369, Salzburg 4225, Steiermark 3861, Oberösterreich 3528, Schlesien 3355, Bukowina 2806, Galizien 2572, Ungarn 2329, Militärgrenze 2126, Krain 1868, Tirol 1830, Kroatien und Slawonien 1550, Kärnten 800, Siebenbürgen 543, Küstenland 500 Eimer.

Unter den Brauereien stehen die von Niederösterreich obenan. Sie erzeugen Biere, „welche an Glanz, Reinheit, Gehalt an Kohlensäure, Wohlgeschmack und Haltbarkeit den Fabrikaten aller Länder nicht blos an die Seite gestellt werden können, sondern dieselben in der Summe die vorzüglichen Eigenschaften übertreffen". In Niederösterreich wurden 1865 $2{,}_{9}$ Mill. Eimer Biere erzeugt, gegenwärtig wird die Production auf $3{,}_{5}$ Mill. Eimer geschätzt.

Der größte Theil des erzeugten Products wird im Inlande consumirt, doch hat die Ausfuhr in den letztern Jahren nicht unbedeutende Dimensionen angenommen. Während der Export 1834 3331 Zollcentner betrug, war er 1865 auf 183870 Zollcentner gestiegen.

3) Rübenzuckerindustrie.

Die Anfänge der Rübenzuckerproduction datiren in Oesterreich seit 1830, in welchem Jahre in Böhmen einige Etablissements ins Leben gerufen wurden. Seitdem hat die Anzahl der Fabriken alljährlich zugenommen; 1840 zählte man 60, 1851 125, 1860 124. Die Ziffern der letzten Jahre sind folgende: 1861 127, 1862 130, 1863 136, 1864 139, 1865 144, 1866 146 Fabriken.

Digitized by Google

Folgende Tabelle liefert ein anschauliches Bild von der Quantität des importirten Zuckers, der Menge der verarbeiteten Rüben und dem Zuckerconsum:

im Durchschnitt der Jahre	Import an Colonialzucker	Verarbeitete Rüben	Zuckerconsum per Kopf
1834—39	0,454 Mill. Zollctr.	0,606 Mill. Zollctr.	1,34 Zollpfd.
1840—44	0,607 „	1,577 „	1,90 „
1845—49	0,813 „	1,729 „	2,46 „
1850—53	1,055 „	5,111 „	2,97 „
1854—63	0,391 „	14,113 „	3,75 „

Die stärkste Production weist in diesem Zeitraum das Jahr 1863 auf, indem 20,856 Mill. Ctr. Rüben verarbeitet wurden; der Zuckerconsum betrug 4,26 Zollpfund per Kopf. Der Zeitraum seit 1864 weist folgenden Stand der Zuckerproduction auf:

im Jahre	Verarbeitete Rüben
1864	16,585 Mill. Zollctr.
1865	17,069 „
1866	19,195 „

Die Einfuhr hat abgenommen. Die Ausfuhr hat sich gesteigert:

	Einfuhr.			Ausfuhr.		
	1863.	1864.	1865.	1863.	1864.	1865.
Zucker, raffinirt	13418	3940	2380	1796	47673	110812
Zuckermehl . .	73845	3841	526	736	39245	363144
Zuckersirup . .	27752	31662	29180	142	18	34

Die Anzahl der Fabriken betrug im Jahre 1865 in Böhmen 72, Mähren 34, Ungarn 21, Schlesien 11, Niederösterreich 5, Galizien 3, Oberösterreich 1.

C. Montanindustrie.

1) Production der Edelmetalle.

Die österreichische Montanindustrie hat bisher noch nicht jene Entwickelung erzielt, welche sie mit Erfolg erlangen könnte. Dieser Theil der Wirthschaft in rationeller Weise betrieben könnte eine weit bedeutendere Stellung einnehmen, als dies bisher der Fall ist. Freilich, der Betrieb edler Metalle wird noch mehr in den Hintergrund treten; Böhmens Goldgruben sind nahezu erschöpft, Kuttenberg und Joachimsthal sind herabgekommen, die Blütezeit der ungarischen Bergwerke ist vorüber. Die Edelmetallgruben Steiermarks, Salzburgs und Tirols existiren nur dem Namen nach. Dagegen sind es Eisen und Steinkohle, deren intensive Ausbeute den Verlust der Edelmetallproduction mehr als aufwiegen. Der Gewinn der edeln Metalle ist ein verhältnißmäßig unbedeutender. Im Jahre 1830 wurde 4516 Mark Gold und 84634 Mark Silber gewonnen; 1860 von ersterm 5683, von letzterm 121148 Mark. Indessen gibt es im österreichischen Bergwerksbetrieb Zeiträume, welche eine höhere Ziffer als die genannte aufweisen. So belief sich die Goldproduction in den Jahren 1843—47 auf 7198 Mark und noch 1854 betrug sie 6381 Mark. Dagegen ist die stetige Steigerung der Silbergewinnung constatirt. Sie weist im fünfjährigen Durchschnitt folgende Ziffern auf:

in den Jahren	Mark	in den Jahren	Mark
1823—27	94000	1843—47	125000
1828—32	98000	1848—52	118000
1833—37	108000	1853—57	121000
1838—42	120000	1858—62	134000

Digitized by Google

Die letzten Jahre lieferten folgendes Ergebniß:

	Münzpfund	
	Silber	Gold
1862	63239	3459
1863	70636	3028
1864	81927	3598

Der Werth der Production betrug:

	Gold	Silber
im Jahre 1863	2,043 Mill. Fl.	3,177 Mill. Fl.
„ 1864	2,428 „	3,689 „

2) Steinkohle.

Die Steinkohlenproduction Oesterreichs hat noch nicht jene Ausdehnung erlangt, welche sie im Verhältnisse zu dem Kohlenreichthum des Landes erreichen könnte. Sind auch die Vorstellungen, welche man sich von der Begabung des Kaiserstaats mit diesem Mineral macht, in vielfacher Beziehung übertrieben, die Production selbst ist noch einer bedeutenden Steigerung fähig. Der Kaiserstaat besitzt acht Steinkohlenfelder von größerer Ausdehnung: bei Pilsen, Schlan und Trautenau-Nachod in Böhmen, bei Rossitz in Mähren und bei Ostrau in Schlesien, im krakauischen Gebiete bei Jaworzno, bei Fünfkirchen in Ungarn und endlich im Banate bei Reschitza und Steierndorf. Was das pilsener Becken anbelangt, so umfaßt es einen Flächenraum von 10 Quadratmeilen; die ergiebigsten Baue sind jene zu Mirschau und Mantau. Die Productionsfähigkeit ist eine ziemlich beträchtliche, doch fehlt es bisher an den nöthigen Communicationsmitteln zu weiterer Verfrachtung. Das Becken von Schlan im prager Kreise ist hinsichtlich des Kohlenreichthums und der Betriebsverhältnisse bedeutender. Man producirt hier etwas mehr als zwei Drittel des in Böhmen nothwendigen Quantums. Die Gesammterzeugung betrug schon 1862 ungefähr 14 Mill. Ctr. Von großer Wichtigkeit wurde hierfür die Buschtěhrader Eisenbahn, indem durch dieselbe die Kohle an die nördliche Staatsbahn und an die Moldau bei Kralup gelangt und von hier aus in nördlicher und östlicher Richtung versendet wird. Die trautenauer Werke könnten indeß beträchtlichere Mengen liefern. Der Mangel an Absatz hinderte eine erhöhtere Ausbeute. Die gesammte Kohlengewinnung in Böhmen betrug 1862 21 Mill. Ctr., 1865 25,58 Mill. Ctr. Die Steinkohlenformation bei Rossitz umfaßt ein Terrain von 20 Meilen und die gesammte Kohlenerzeugung machte 1861 2½ Mill. Ctr. aus; ergiebigere Resultate liefert die Ablagerung zwischen Mährisch- und Polnisch-Ostrau, welche zumeist von der Nordbahngesellschaft und vom Freiherrn von Rothschild ausgebeutet wird. Die gesammte Kohlengewinnung auf diesem Terrain macht über 8 Mill. Ctr. aus, steht aber hinter der Productionsfähigkeit beträchtlich zurück. Dieses Kohlenrevier, durch die Nordbahn mit Wien verbunden, versorgt nicht einmal ausschließlich die Residenz mit dem nöthigen Brennstoff, Preußisch-Schlesien tritt als mächtiger Concurrent auf! Im krakauischen Gebiete bei Jaworzno werden gegenwärtig etwa 1 Mill. Ctr. Kohlen gewonnen, während die schon bestehenden Maschinenanlagen 3—4 Mill. Ctr. liefern könnten, aber nicht liefern — wegen Mangel an Absatz! Die hohen Frachtsätze der Nord- und Karl-Ludwigsbahn stehen dem Transporte nach entlegenern Gegenden im Wege. Dagegen ist es wahrhafter Mangel an Communicationsmitteln, welcher den intensivern Abbau der fünfkirchener Kohle hemmt. Der bedeutendste Bau gehört der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche bei 3 Mill. Ctr. erzeugt. Die banater Kohlengruben gehören zumeist der Staats-Eisenbahngesellschaft, welche dieselben in den letzten Jahren beträchtlich erweiterte.

Digitized by Google

Die Kohlenerzeugung lieferte seit 1819 folgende Ergebnisse:

im Durchschnitt der Jahre	Mill. Zollctr.		
1819—28	2,886		
1829—38	4,759		
1839—48	12,844		
1849—58	35,878		
im Jahre	Mill. Zollctr.	im Jahre	Mill. Zollctr.
1859	62,637	1863	91,339
1860	64,58	1864	93,01
1861	70,5	1865	101,386
1862	92,138	1866	über 100.

3) Eisen.

Die österreichische Eisenindustrie hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie ist theilweise an Stätten gebannt, welche für die Production so ungünstig als möglich sind. So gibt es in Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien Werke, welche Erze von äußerst niedrigem und daher den Betrieb gar nicht lohnendem Gehalt mit Holzkohle verschmelzen. In andern Gegenden, wie in Steiermark, Kärnten, Ungarn und Siebenbürgen finden sich beneidenswerthe Schätze von Eisenerz, allein auch hier sind die Bedingungen der Production nicht günstig. Durch den Mangel an Steinkohlen, welche zur Verschmelzung verwendbar sind, wird der Schmelzproceß mit Holzkohle betrieben, wodurch einerseits der Betrieb in enge Grenzen gebannt ist, andererseits sich höher stellt, um in den gewöhnlichen Sorten die Concurrenz Englands, des Zollvereins oder Belgiens erfolgreich bestehen zu können. Die Mangelhaftigkeit der Communicationsmittel machte eine weitere Versendung fast unmöglich. Die ausgedehnten Steinkohlenlager befinden sich in Districten, wo Erze mangeln, und jener große Vortheil, den gerade England besitzt, daß Erze und Steinkohlen in denselben Gegenden nebeneinander auftreten, fehlt der Monarchie. In den nördlichen Theilen in Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien ist das Erz, wo es sich findet, von geringer Qualität, dagegen sind diese Länder von Kohlenlagern durchzogen; Steiermark und Kärnten, deren Erzreichthum bekannt ist, besitzen gar keine Kohle, Ungarn und dessen Nebenländer haben sowol Erze als Steinkohlen aufzuweisen, nur sind diese Materialien voneinander getrennt. Dieser Mißstand in den natürlichen Productionsverhältnissen hätte nur durch ein ausgedehntes, verzweigtes Eisenbahnnetz ausgeglichen werden können. Hieran fehlte und fehlt es gegenwärtig noch. Und doch wird erst durch die Beschaffung von Communicationsmitteln die österreichische Eisenindustrie jenen kolossalen Aufschwung nehmen können, welcher seit langer Zeit von den Industriellen geträumt wird. Bezüglich der Qualität seines Products steht Oesterreich gewiß mit in erster Linie und gestalten sich die Verhältnisse nur etwas günstiger, so wird die Monarchie im Stande sein, einen großen Theil Europas mit Stahl zu versorgen, während gegenwärtig ein vortreffliches Material zur Erzeugung geringfügiger Gegenstände verwendet wird. Wie viel hier noch zu thun übrigbleibt, haben kenntnißreiche Industrielle längst hervorgehoben. In Steiermark und Kärnten könnten nach der Versicherung eines Gewährsmannes durch zwei aufeinanderfolgende Jahrhunderte 20 Mill. Ctr. des besten Stahls jährlich producirt werden (vgl. Rosthorn, „Die Zukunft der österreichischen Eisenindustrie", Wien 1867, S. 18), während die wirkliche Erzeugung bisher im Jahre 1858 2 Mill. Ctr. im Werthe von 14 Millionen betrug. Nur ein vollständig geändertes Betriebsverfahren, welches anstatt Holzkohle Steinkohle und Torf verwendet, kann hier einen Umschwung hervorrufen. Der Ausbau der Rudolfs- und Franz-Josephsbahn ist deshalb für diese Industrie von vitaler Bedeutung. Andererseits besitzt Oesterreich in den Alpenländern weite Torfmoorfelder, welche für die Production noch nicht verwerthet worden sind, und es ist ein trauriger Beleg gerade

Digitized by Google

für die Indolenz der Eisenindustriellen, daß sie das in England eingebürgerte Verfahren, Torfkohle bei der Eisenerzeugung in angemessener Weise zu verwenden, sich nicht angeeignet haben. Endlich muß auch noch ein weiterer Fortschritt eintreten, die Production ordinären Eisens muß fallen gelassen werden, die Hebung und Entwickelung der Stahlindustrie in den Vordergrund treten. Der steigende Bedarf von Qualitätseisen in Frankreich und England kann von den österreichischen Alpenländern befriedigt werden, wenn die neuen Processe der Stahlerzeugung als Puddel- und Bessemerstahl eine größere Ausdehnung gewonnen haben werden. Bisher bestehen in Oesterreich blos sieben Bessemerhütten (zu Graz, Neuberg und Turrach in Steiermark, zu Heft in Kärnten, zu Witkowitz in Mähren, zu Ternitz in Niederösterreich und zu Reschitza in Ungarn).

Die Roheisenindustrie gründet sich auf Eisenerze und Kohlen. Und da Oesterreich blos an ersterm großen Reichthum hat, mit letzterm keineswegs so sehr gesegnet ist wie andere Länder, so scheint die Bedeutung der Eisenindustrie in Oesterreich keineswegs in der Wohlfeilheit des Products, sondern in der Güte der Erzeugnisse zu liegen. Das österreichische Eisen gehört seiner Qualität nach zu dem besten Europas. In der That mußte eine vernünftige Handelspolitik an dem Grundsatze festhalten, den der Volkswirthschaftliche Verein in einer Petition an den Reichsrath in klarer und bestimmter Weise dahin formulirt hat: Zugang auf den Eisenmarkt der ganzen Welt und allgemeine Kenntniß der Güte des österreichischen Qualitätseisens; auf Grund dieser beiden Factoren: Absatz des unübertrefflichen Qualitätseisens an das Ausland und Einfuhr des wohlfeilen fremden Eisens. Mit Recht wies der Verein auf die Nothwendigkeit des letztern für Oesterreich hin und petitionirte um schleunige und vollständige Aufhebung jeden Einfuhrzolles auf Roheisen, mit dem Nachweise, welche Menge wirthschaftliche Interessen dadurch gefördert würden. So wenig sich die Mehrzahl der Mineralkohlenschätze Oesterreichs zur Roheisenproduction eigne, so brauchbar seien dieselbe für die Raffinirung des Eisens. Mit der Entwickelung dieser Raffinirindustrie, mit der dieser entsprechenden Preisherabsetzung das aus dem Auslande zu beziehenden Roheisens würden gleichzeitig die Werkzeuge und Maschinen und der jetzt künstlich vertheuerte Eisenbahnbau wohlfeiler werden.

Die englischen Stabeisensorten verdanken ihre Stellung auf dem Weltmarkte der außerordentlichen Wohlfeilheit der Waare trotz der untergeordneten Qualität. Die österreichischen Stabeisensorten minderer Güte sind ungleich theuerer. Der Stahlexport findet in jenen Rohstahlen statt, welche nach uralten Methoden in Innerösterreich erzeugt werden. Ein großer Theil desselben geht nach dem Zollverein, der Schweiz, Frankreich und England, wo sie zumeist weiter verarbeitet werden. Der Stahlexport über Triest geht nach Italien und Frankreich und wird von hier aus großentheils nach Amerika versendet, diese Ausfuhr beschränkt sich vornehmlich auf den in Kärnten und Krain erzeugten Küstenstahl. Dem österreichischen Unternehmungsgeiste bliebe in diesen Stahlsorten noch ein weites Feld der Thätigkeit offen. Die Cementstahle fanden bisher blos im Inlande Verwendung und könnten zum Export nur als Bestandtheile von Maschinen und Wagen gelangen. Eine bedeutende Zukunft hat der Bessemerstahl und damit ist der innerösterreichischen Eisenindustrie ein ganz neues Gebiet eröffnet.

Die Roheisenproduction weist in Oesterreich folgende Ziffern auf:

1819—28	durchschnittlich	1,456	Mill. Ctr.
1829—38	„	2,068	„
1839—48	„	3,284	„

Seit dem Jahre 1850 tritt ein Aufschwung ein, und die Ziffern der folgenden Jahre zeigen eine stetige Steigerung. Man erzeugte:

Digitized by Google

1850	3,239 Mill. Ctr.	1855	5,505 Mill. Ctr.
1851	4,045 „	1856	5,750 „
1852	4,402 „	1857	6,356 „
1853	5,019 „	1858	6,669 „
1854	5,093 „		

Seitdem ist die Production ins Schwanken gerathen, ja in den letzten Jahren erreichte sie, 1865 ausgenommen, in welchem Jahre sie 7,131 Mill. Ctr. betrug, nie die Ziffer des Jahres 1858. Von besonderm Interesse für den Stand und die Entwickelung dieser Production ist die Vergleichung mit Preußen. Noch am Anfange der funfziger Jahre steht Oesterreich voran, seitdem gewinnt Preußen einen Vorsprung, den es nicht wieder einbüßt. Folgende Ziffer mögen Anhaltspunkte zur Vergleichung bieten. Die Production von Roheisen in Zollcentnern betrug:

im Jahre	in Oesterreich	in Preußen
1834	2,035 Mill.	1,507 Mill.
1846	3,754 „	2,275 „
1851	4,054 „	2,872 „
1855	5,506 „	5,820 „
1860	6,251 „	7,201 „

Die Ein- und Ausfuhr an Roheisen hat sich seit dem Jahre 1851 in folgender Weise gestaltet:

im Jahre	Einfuhr Ctr.	Ausfuhr Ctr.	im Jahre	Einfuhr Ctr.	Ausfuhr Ctr.
1851	18324	3549	1859	190373	16044
1852	228063	3065	1860	178070	16689
1853	422716	2158	1861	223748	16566
1854	229978	4149	1862	327781	23640
1855	275092	24317	1863	312203	11393
1856	413822	42644	1864	247297	18906
1857	733270	13835	1865	156195	21707
1858	545751	16954			

Große Schwankungen zeigte der Verkehr mit gefrischtem Eisen. Der Handel in diesem Artikel gestaltete sich in folgender Weise:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1851	2043 Ctr.	56782 Ctr.
1852	24253 „	48207 „
1853	51455 „	54261 „
1854	12954 „	42513 „
1855	10154 „	66697 „
1858	98473 „	56951 „
1860	13701 „	62306 „

im Durchschnitte der Jahre 1851—60 betrug die Einfuhr 32790 Ctr., die Ausfuhr 56609 Ctr.

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1861	11714 Ctr.	81523 Ctr.
1862	21609 „	63833 „
1863	68966 „	64789 „

Aehnliche Schwankungen weisen auch die Ein- und Ausfuhrlisten bei Schienen nach, der Export ist im Verhältniß zum Import ein ganz unbedeutender, obgleich die Production nicht unerhebliche Fortschritte gemacht hat. Es betrug

Digitized by Google

im Jahre	Ausfuhr Ctr.	Einfuhr Ctr.	im Jahre	Ausfuhr Ctr.	Einfuhr Ctr.
1852	14	8003	1858	1794	1,562237
1853	3	59465	1859	11098	528342
1854	—	9781	1860	2520	185910
1855	—	96345	1861	2221	72604
1856	13690	391251	1862	1080	20679
1857	1022	829815	1863	4239	18699

Die Ausfuhr an Stahl hat zugenommen. Sie betrug im Durchschnitt der Jahre 1831—40 78424 Ctr., 1841—50 92197, 1851—60 78482 Ctr.

Im Jahre	Einfuhr Ctr.	Ausfuhr Ctr.	Im Jahre	Einfuhr Ctr.	Ausfuhr Ctr.
1861	2603	104751	1864	7500	76776
1862	7216	80627	1866	1226	79218
1863	8660	74405	1867	543	79618

D. Maschinenindustrie.

Die österreichische Maschinenindustrie hat in den letzten Decennien große Fortschritte gemacht, ist aber noch nicht auf jenem Punkte angelangt, um mit den andern Staaten den Vergleich auszuhalten und in Concurrenz treten zu können. Die Erzeugung genügt nicht dem Bedarfe und englische Artikel finden in Oesterreich einen guten Markt. Auf diesem Productionsgebiete thut eine Theilung der Arbeit entschieden noth. Man glaubt alles und jedes erzeugen zu müssen und bringt es deshalb in keinem Zweige zu besonderer Vollendung, welche gerade hier unbedingt nöthig wäre. Im Jahre 1862 zählte man 112 Maschinenfabriken im österreichischen Kaiserstaate, von denen etwa 40 Dampfmaschinen lieferten. Die meisten und bedeutendsten sind in Wien, Pesth-Ofen, Prag, Brünn, Triest, Wiener-Neustadt. Zwei Fabriken zu Wien und eine zu Wiener-Neustadt beschäftigen sich mit der Fabrikation von Locomotiven. Die Ein- und Ausfuhr an Maschinen und Maschinenbestandtheilen liefert seit 1854 folgendes Bild:

Jahr	Einfuhr Zollctr.	Ausfuhr Zollctr.	Jahr	Einfuhr Zollctr.	Ausfuhr Zollctr.
1854	76871	3895	1860	108265	23125
1855	62835	5544	1861	125849	47376
1856	118934	9989	1862	114984	61323
1857	152844	10911	1863	136101	30130
1858	230142	8357	1864	129688	23920
1859	116715	18728	1865	165261	28661

Die Geschäfts- und Industriestockung der letzten Jahre war für diesen Fabrikationszweig natürlich nicht günstig, seit kurzer Zeit ist wieder rege Thätigkeit in den Fabriken eingetreten. Einzelne österreichische Industrielle erhielten Aufträge von auswärts.

Einen Maßstab für die gegenwärtige Stellung der Maschinenindustrie gibt die Anzahl der bei der Production beschäftigten Maschinen. Es waren im Jahre 1852 in Oesterreich bei der landwirthschaftlichen, montanistischen und industriellen Production 788 Maschinen mit 10646 Pferdekraft beschäftigt; 1863 3791 Maschinen mit 59382 Pferdekraft. Hiervon waren Dampfmaschinen 1852 673 mit 8285 Pferdekraft, 1863 2805 mit 43971 Pferdekraft. Von den Maschinen überhaupt waren beschäftigt bei

	Maschinen	Pferdekraft
der Landwirthschaft . . .	358	3284
dem Bergbau	461	10581
der Industrie	2841	44410
Baggerung und Wasserversorgung	131	1107

Digitized by Google

E. Industrie von Eisen- und Stahlwaaren.

Mit diesem Industriezweige, einem der wichtigsten der Monarchie, beschäftigen sich zumeist Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Böhmen. Waidhofen an der Ybbs, Wien, Stadt Steyer und Umgebung sind Centralpunkte für diese Fabrikation; vornehmlich hat zu Waidhofen und Steyer die Sensen-, Sichel- und Stahlmesserindustrie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; für die Schreinfabrikation ist Mähren am bedeutendsten. Die Fabrikation feuerfester Kassen und Schränke hat ihren Hauptsitz in Wien, wo ein größeres und fünf kleinere Etablissements sich damit beschäftigen. Seit 1860 hat die Nachfrage nach derlei Artikeln um 40 Proc. zugenommen. In Prag und Pesth bestehen ebenfalls Fabriken für feuerfeste Kassen. Bezüglich der Erzeugung eiserner Möbel hat Oesterreich früher bedeutende Quantitäten nach der Türkei, den Donauländern und Rußland geliefert, gegenwärtig ist es theilweise von England, Frankreich, Belgien und dem Zollverein verdrängt worden, deren billigere Artikel den österreichischen Absatz schwer schädigen. In Oesterreich erzeugte Eisendrahtgewebe sind ebenfalls nicht exportfähig. Die österreichische Drahtfabrikation ist zurückgeblieben, während sie doch über ein treffliches Material verfügt, nur feine Drahtsorten sind Gegenstand des Exports nach Italien und der Levante. Auch die Fabrikation von Nägeln hat nicht die wünschenswerthe Ausbildung erlangt; anderswo ist sie gänzlich Maschinenerzeugung, während sie in Oesterreich mit der Hand geübt und das Product dadurch vertheuert wird. Die Verfertigung von Maultrommeln ist ein eigenthümlicher, bedeutender Industriezweig, sie finden im Orient und in Amerika Absatz. Hauptsitz dieses Zweiges ist Stadt Steyer und Umgebung. Die Fabrikation von Pfannen und Kesseln ist in Niederösterreich von größerm Belange. Die Waffenfabrikation, die Erzeugung von Lampen, ist im Aufschwunge. Letztere fanden in Norddeutschland, theilweise auch in England, Belgien, Frankreich Eingang. Die Nadelfabrikation ist unbeträchtlich. Lackirte Blechwaaren und manche Klempnerwaaren finden in der Levante, an deren Geschmack sich die wiener Industrie gewöhnt hat, Absatz. Alt und vorzüglich ist in Oesterreich die Erzeugung von Werkzeugen; das harte Eisen und der Stahl Innerösterreichs liefern treffliche Ackerbaugeräthe, insbesondere Pflugscharen. Ein Export scheint nicht stattzufinden.

Die Verkehrslisten weisen in Eisenwaaren folgende Ziffern nach:

im Jahre	Ausfuhr			Einfuhr		
	gemeinstes Ctr.	gemeines Ctr.	feines Ctr.	gemeinstes Ctr.	gemeines Ctr.	feines Ctr.
1851	102701	3188	793	1369	629	1579
1855	35736	60634	7256	6920	9701	6727
1860	40273	80663	12939	90217	31461	7523
1861	59753	102013	38115	16216	12240	7331
1862	60921	109835	19211	17258	18739	8921
1863	60106	74555	14735	26725	24976	9897

F. Spinnerei und Weberei.

1) Baumwollindustrie.

Die Baumwollindustrie kam in Oesterreich früh auf, besonders in Böhmen und Niederösterreich, wo schon im vorigen Jahrhundert mehrere Spinnereien und Druckereien bestanden. Die Bedeutung derselben beginnt jedoch erst mit der Einführung der Maschinenspinnerei. Doch hat dieser Industriezweig keinen solchen großen Aufschwung genommen wie in den übrigen Ländern Europas, obwol die Regierung durch ein fast prohibitives System denselben gegen die Uebermacht der vorgeschrittenen Fabrikstaaten zu schützen suchte. Der österreichische Zolltarif vom Jahre 1838 belegte den wiener Centner Baumwolle mit 1 Fl. 40 Kr. Eingangszoll, eine allerdings verkehrte Maßnahme. Seit 1831—50

Digitized by Google

hob sich die Einfuhr des Rohstoffes um das Fünffache, dennoch ist das eingeführte Quantum, verglichen mit den andern Industrieländern Europas, unbeträchtlich.

Die Baumwolleinfuhr nach Oesterreich betrug durchschnittlich per Jahr:

	von 1831—40	213715 Ctr.			
	„ 1841—50	430282 „			
	„ 1851—56	650563 „			
im Jahre	1857	723544 Ctr.	im Jahre	1862	386107 Ctr.
„	1858	800143 „	„	1863	334640 „
„	1859	723699 „	„	1864	382844 „
„	1860	896651 „	„	1865	509596 „
„	1861	880770 „	„	1866	558248 „

In diesen Zahlen spiegelt sich der Einfluß des amerikanischen Bürgerkriegs vollständig ab. Seit 1862 ist eine beträchtliche Reduction eingetreten. Es ist bekannt, welche Befürchtungen über den totalen Rückgang dieses Industriezweiges sich an den Ausfall der amerikanischen Ernte knüpften. Man gab die Hoffnung auf eine ersprießliche Lösung des Bürgerkriegs fast vollständig auf und suchte nach andern Bezugsquellen des Rohstoffes. Die theilweise glücklichen Versuche, welche in Italien mit dem Anbau der Baumwollpflanze gemacht wurden, gaben auch Veranlassung, auf österreichischem Gebiete Pflanzungen anzulegen. Regierung und Privaten griffen ein. Man faßte Venedig, Dalmatien und Gebiete der Militärgrenze ins Auge. Die Versuche waren nicht ungünstig, aber trotzdem verfehlt. Triest ließ sich damals den geeigneten Zeitpunkt, eine hervorragende Stellung im Baumwollhandel einzunehmen, entgehen.

Die Baumwollspinnerei wird am ausgedehntesten in Niederösterreich, Böhmen, Tirol und Vorarlberg betrieben. Die meisten Spinnereien beschäftigten sich bisher mit der Erzeugung der groben Garnnummern (6—40), während die Production von feinen Garnen ohne Belang ist. Die Zahl der Spindeln hat seit dem Beginn des vierten Jahrzehnts beträchtlich zugenommen. Man zählte 1841 988238, 1850 $1{,}_{45}$, gegenwärtig $1{,}_{7}$ Mill. Spindeln. Die meisten Spindeln, $0{,}_{1}$ Mill., entfallen auf Böhmen, Niederösterreich zählt $0{,}_{55}$ Mill., Vorarlberg $0{,}_{21}$ Mill., Oberösterreich $0{,}_{14}$ Mill.; am tiefsten stehen Mähren und Ungarn je mit über 2000 Spindeln. Die Anlagekosten einer Spindel berechnet man in Oesterreich im Durchschnitt auf über 25 Fl., in England auf 12 Fl., im Zollverein auf 18—22 Fl. Viele der Spinnereien beschäftigen sich auch mit der Zwirnerei, ein Etablissement ausschließlich zu diesem Behufe besteht zu Haratitz in Böhmen mit über 8000 Zwirnspindeln. Man muß den österreichischen Spinnern die Anerkennung zollen, daß sie große Anstrengungen machen, dem heimischen Bedarfe zu genügen. Die Zahl der Selfactors, welche Warpcops und Pincops für die mechanische Weberei erzeugen, ist im Zunehmen begriffen. Dennoch genügt die Production dem Bedarfe noch nicht, während die Einfuhr von Baumwollgarn in der Zunahme begriffen ist. Dieselbe betrug:

	roh	gefärbte
im Jahre 1854 . . .	44825 Ctr.	9233 Ctr.
„ 1855 . . .	106264 „	10216 „
„ 1856 . . .	144403 „	17256 „
„ 1857 . . .	144704 „	17437 „
„ 1858 . . .	144321 „	16775 „
„ 1859 . . .	77233 „	12857 „
„ 1860 . . .	112680 „	13696 „
„ 1861 . . .	182668 „	14765 „
„ 1862 . . .	107102 „	10919 „
„ 1863 . . .	90683 „	8880 „
Im Durchschnitt 1854—63 . . .	115488 Ctr.	13201 Ctr.
1864 . . .	92330 „	8785 „

Die Ausfuhr ist verhältnißmäßig unbedeutend.

Digitized by Google

Die Weberei ist meist noch Handweberei und wird in vielen Districten als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung betrieben. Die Zahl der gewöhnlichen Webstühle beträgt 200000. Mechanische Webereien waren 1830 noch sehr wenige vorhanden und erst in den letzten Jahren hat die Zahl derselben zugenommen. Man schätzt die Maschinenstühle auf 15000. Von diesen sind in Böhmen etwa 6—7000 in Thätigkeit, in Vorarlberg 3500, der Rest in Nieder- und Oberösterreich. Die Weberei ist am meisten verbreitet im nördlichen Böhmen, in Mähren und Schlesien. Die Kunstweberei wird in Niederösterreich betrieben, doch war in den letzten Jahren ein Rückschritt bemerkbar. Die Errichtung einer großen Anzahl tüchtiger Webereischulen thäte hier noth.

Die Baumwollkrisis traf die österreichische Industrie ziemlich hart. Mannichfache Ursachen trugen hieran die Schuld. Zu der Steigerung der Rohproducte kam die Unfertigkeit der innern Zustände, Geldmangel, erschütterter Credit. Die Spinnereibesitzer brachten große Opfer, um wenigstens einen Theil der Arbeiter zu beschäftigen. Um nur ein Beispiel anzuführen, zählte man in Niederösterreich vor der Krisis 600000 Spindeln mit 12000 Arbeitern. October 1865 feierten 247000 Spindeln gänzlich, Viertelzeit arbeiteten 316000 Spindeln. Später berechnete man, daß blos 100000 Spindeln thätig waren. Die Nothlage der arbeitenden Klassen war eine große. Aehnliche Verhältnisse zeigte Böhmen. Einige Spinnereien, insbesondere die kleinen, stellten die Arbeit vollständig ein, andere reducirten die Arbeitszeit. Viele Arbeiter mußten zu andern Industriezweigen übergehen, um ihr Leben zu fristen. Von der gesammten Arbeiterbevölkerung in diesem Industriezweige, etwa 350000 Seelen betragend, waren Anfang 1864 beiläufig ein Fünftel beschäftigt. Mit ähnlichen Calamitäten hatten die Weber zu kämpfen.

Die Baumwolldruckerei weist in Oesterreich einige große Etablissements auf in Böhmen, Niederösterreich und Vorarlberg. Vornehmlich werden Kattune und Battiste von vortrefflicher Qualität gefertigt. Die Feinwaarenindustrie ist gering vertreten. In Vorarlberg blüht die türkische Färberei und Druckerei.

Die Handelsbewegung in diesem Industriezweige ist folgende:

	Einfuhr			Ausfuhr		
	gemeine	mittelfeine und feine	feinste	gemeine	mittelfeine und feine	feinste
	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.
1851	—	866	143	—	7692	8
1855	220	5323	341	818	12322	119
1859	523	4668	219	742	22640	61
1860	118	5117	221	2299	31074	88
1861	96	3968	139	2348	28769	147
1862	73	4184	113	1460	19853	63
1863	18	3648	116	2533	15253	52

2) Flachs und Hanf.

Die Flachs- und Hanfindustrie wird als ländliche Hausindustrie nur noch in den östlichen Ländern der Monarchie, in den oberungarischen Karpatengegenden, in Galizien und der Bukowina in größerer Ausdehnung betrieben. Es gelangen wol nicht unbeträchtliche Quantitäten in den Verkehr, aber im großen und ganzen hat diese Production nur eine örtliche Bedeutung. Dagegen gewinnt die fabrikmäßige Production an Ausdehnung.

Die Einführung der mechanischen Flachsspinnerei in Oesterreich fällt in das Jahr 1839. Damals kam das erste Spinnereietablissement für Flachsgarn zu Stutrow im königgrätzer Kreise in Betrieb; die Flachsspinnereien in Niederösterreich, Mähren und dem lombardisch-venetianischen Gebiete folgten; 1845 betrug die Spindelzahl 45000. Erst seit der Aufhebung des Maschinenausfuhrverbotes in England im Jahre 1844 nahm die

Digitized by Google

Anzahl der Etablissements und der Spindeln zu. Im Jahre 1855 bestanden in Oesterreich 33 Fabriken mit 82000 Spindeln, 1863 stieg die Anzahl der erstern auf 36, der letztern auf 210000; 1865 zählte man 322000 Spindeln in 39 Fabriken. Von jenen entfielen auf Böhmen 239000, Mähren 44000, Schlesien 28000, Oberösterreich 9000, endlich Galizien 2000. Die österreichische Garnerzeugung hat noch immer mit der Mangelhaftigkeit des Rohstoffes zu kämpfen, trotzdem daß seit Jahren auf die Nothwendigkeit der Veredlung der bestehenden Culturen, die Einführung vorzüglicherer Röstmethoden gedrungen wurde. Manches ist geschehen, viel bleibt noch zu thun übrig.

In den obengenannten Gebieten ist auch der Sitz der Leinweberei. Ueberwiegend ist die Handarbeit, die Maschinenweberei bricht sich langsam Bahn. Die Anzahl der Leinwebstühle betrug 1862 etwa 500000, wovon der überwiegend größere Theil Handstühle. Bezüglich der Quantität der Stühle nimmt Oesterreich die erste Stelle in Europa ein, steht aber in Hinsicht auf die Production hinter andern Ländern zurück.

Was die Handelsbewegung in diesen Artikeln anbelangt, hat die Einfuhr von Leinengarnen ab-, die Ausfuhr zugenommen. Es betrug an Leinengarnen in Centnern

im Jahre	Einfuhr Ctr.	Ausfuhr Ctr.	im Jahre	Einfuhr Ctr.	Ausfuhr Ctr.
1854	30788	5639	1860	29239	17531
1855	39209	10568	1861	27424	29526
1856	39107	12924	1862	28117	43916
1857	38338	18248	1863	29402	66537
1858	49387	24561	1864	32532	87645
1859	27199	12095	1865	31777	72994

Auch der Export an Leinenwaaren hat beträchtliche Ausdehnung erhalten. Im Durchschnitt der Jahre 1831—40 55295 Ctr. betragend, fiel die Ausfuhr in den nächsten Decennien auf etwa 40000 Ctr. herab, überstieg erst 1861 jene Durchschnittsziffern mit 66380 Ctrn. und hat seitdem alljährlich eine Steigerung erfahren; doch sind es nur die gemeinen Sorten, welche in größern Mengen zur Ausfuhr gelangen, während feine und feinste Waaren einen fast stationären geringfügigen Export zeigen. Der Handelsverkehr war folgender:

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1863	1864	1865	1863	1864	1865
Leinenwaaren, gemeine	475	401	469	79180	97601	83347
„ mittelfeine und feine . .	235	180	178	5937	7895	3935
„ feinste	2	1	1	22	44	25

3) Die Schafwollindustrie.

Ein in Oesterreich vorlängst heimischer naturwüchsiger Industriezweig ist die Schafwollwaarenfabrikation. Den Rohstoff lieferte bis zum Beginn der funfziger Jahre fast ausschließlich das Inland; wurde doch, wie wir schon hervorgehoben haben, die Schafzucht mit besonderer Vorliebe, insbesondere auf den weiten Flächen Ungarns, betrieben. Bedeutende Kapitalien waren in diesem Zweige landwirthschaftlicher Thätigkeit festgebannt. Die Wolle erreichte in den böhmisch-mährisch-schlesischen Gefilden bei der veredelten Rasse einen hohen Grad von Feinheit; an den schlesischen Wollen wird Kraft und Stapelfülle gerühmt. Seit dem Jahre 1850 trat theilweise eine Umgestaltung der Verhältnisse ein. Das Hutungs- und Stoppelweiderecht der Gutsherrschaften entfiel, die Ablösung der Frondienste und anderer Servituten bedingte den Uebergang zu andern Bewirthschaftungsmethoden. Eine Verminderung der Heerden war die natürliche Folge und es vollzog sich in einzelnen Gegenden jener Proceß, welcher auch in England und andern Staaten eingetreten war, daß die Schafzüchter mehr die Fleischnutzung als den Wollertrag ins Auge

Digitized by Google

faßten. Ein Weitergehen nach dieser Richtung wurde nur durch die eingetretene Preissteigerung feinerer Wollen verhindert, indem die Nachfrage Frankreichs und Englands nach feinern Wollen eine constante blieb. In Bezug auf die Qualität hat die österreichische Wolle keine Rückschritte gemacht, nur bezüglich der Menge der producirten Wolle ist ein Rückgang vornehmlich in den obengenannten deutsch-slawischen Ländern um etwa 15 Proc. eingetreten. Die jährliche Erzeugung wird in den letzten Jahren auf 650—700000 Ctr. berechnet; von der einheimischen Production werden alljährlich nicht unbedeutende Mengen feiner Wollsorten exportirt, wogegen der Import sich zumeist auf grobe Sorten aus Rußland und der Türkei beschränkt. Die Handelsbewegung in diesem Artikel war:

	Einfuhr	Ausfuhr
im Durchschnitt von 1841—51	63935 Ctr.	127286 Ctr.
„ 1851—60	188110 „	191109 „
im Jahre 1861	222475 „	221266 „
„ 1862	212260 „	366829 „
„ 1863	212313 „	355053 „

Die österreichische Schafwollindustrie umfaßt Streichgarnspinnerei und Streichgarnwaarenfabrikation, Kammgarnspinnerei und Kammgarnwaarenfabrikation. Was erstere anbelangt, so nimmt Oesterreich, Mitteltuche ausgenommen, eine hervorragende Stellung ein, insbesondere in Modestoffen. Eine nothwendige Vorbedingung für den Stand dieses Industriezweiges ist die Spinnerei, welche in Streichgarnen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, indem sie der englischen und französischen vollkommen ebenbürtig ist. Auch das Verfahren bei der Appretur ist ein bewährtes und hat dem englischen den Rang abgelaufen. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß man auch in neuester Zeit die Nothwendigkeit einer theoretisch-praktischen Durchbildung der Fabrikanten anerkennt und zu diesem Behufe in Brünn und Reichenberg höhere Webereischulen, von denen insbesondere die erstere Vorzügliches leistet, begründet hat. Die brünner Schule umfaßt das ganze Gebiet der Weberei, während die reichenberger sich auf die daselbst heimischen Zweige beschränkt. Die Fabrikation feiner Tuche für den heimischen Bedarf ist von keiner großen Ausdehnung, dagegen arbeitet man viel für den Export nach Amerika, nach dem nördlichen Europa, nach Italien und dem Orient. Mittelpunkte dieses Industriezweiges sind Reichenberg und Bielitz, welche sich trotz der bedeutenden Concurrenz seitens Rheinpreußens, Schlesiens, Englands und Frankreichs behaupten. Dagegen ist die Erzeugung mittlerer Tuche nicht dermaßen concurrenzfähig. Der Zollverein behauptet den Vorrang. Die Fabrikation wird fast ausschließlich in böhmischen und mährischen Städten, in Zwittau, Trübau, Terbitsch, Wildenschwert, Landskron und Polna, von kleinen Meistern betrieben. Nur Reichenberg, Weißkirchen, Bielitz, Neutitschein, welche zumeist für den orientalischen Markt arbeiten, erheben sich über die Mittelmäßigkeit. In der ordinären Tuchfabrikation, welche ebenfalls in den Händen kleiner Meister ruht, leistet man Anerkennenswerthes. Hervorragend ist die Fabrikation von Militärtuchen in Mähren und Böhmen, vorzugsweise in fabrikmäßigem Betriebe bei Brünn und Iglau. In Offiziertuchen erlangten Klagenfurt und Namiest einen großen Ruf. Eine große Ausdehnung hat die Erzeugung tuchartig appretirter Waaren (Satins und Peruviennes) erlangt. Brünn und Reichenberg stehen in erster Linie. Nach dem Urtheile von Kennern besitzen diese Waaren eine große Weichheit, Milde und Elasticität, Eigenschaften, welche den französischen, belgischen und zum Theil auch deutschen Stoffen in diesem Grade nicht eigen sind.*) Mit der Production von Modestoffen befassen sich nächst Brünn und Reichenberg noch viele böhmische und mährische Orte. In Sommermodestoffen ist Oesterreich in seinem

*) Vgl. „Oesterreichische Revue", 1864, I, 167.

Digitized by Google

und mittlern Qualitäten, in Wintermodestoffen nur in feinen und einigen Mittelqualitäten concurrenzfähig. In Flanellen und ähnlichen Stoffen arbeitet vornehmlich Iglau, in weißen Flanellen Leipnik und Neutitschein, ohne Sachsen und Frankreich zu erreichen. Der Export in Sommermodestoffen geht vorzugsweise nach dem Zollverein, nach England, Südamerika und andern transatlantischen Gebieten, endlich nach den Donaufürstenthümern, Wintermodestoffe nach dem Zollverein und den Donaufürstenthümern, einige Sorten nach England, Amerika und dem europäischen Norden. Bis vor 16 Jahren war noch Italien ein Hauptabnehmer, die politischen Wirren haben Oesterreich dieses Marktes beraubt; es ist Belgien und England unterlegen. Seit 1866 hat sich zwar manches gebessert, ohne daß Oesterreich bisher seine frühere Position wiedererlangt hätte.

Welche Fortschritte dieser Industriezweig gemacht hat, läßt sich aus einzelnen Angaben ermessen. Im Jahre 1841 zählte Brünn 18 Fabriken, 456 kleine Meister und 19 Lohnspinnereien. Die jährliche Production belief sich auf 13 Mill. Fl., die Anzahl der beschäftigten Arbeiter betrug 18000. Zehn Jahre später bestanden 31 Fabriken, 217 kleinere Meister und 13 Lohnspinnereien. Also nur bezüglich der Anzahl der Fabriken eine Vermehrung. Die Menge der Arbeiter war sich merkwürdigerweise gleichgeblieben, der Productionswerth betrug 17 Mill. Fl. Im Jahre 1861 befanden sich in Brünn 62 größere und 22 kleinere Fabriken, 11 Lohnspinnereien. Die Jahresproduction belief sich auf 35 Mill. Fl. Abgesehen von dem großen Umfange, welchen die Production erlangte, hat sich ein anderer bedeutsamer Proceß vollzogen. Die kleinen Meister sind gänzlich vom Schauplatz ihrer Thätigkeit abgetreten und haben der fabrikmäßigen Erzeugung das Feld geräumt. In der Art und Weise des Betriebs weist das Jahr 1851 blos 194 Mulejennys auf, 1861 600 Mulejennys, Handspinnmaschinen waren 1851 1156, 1861 80 vorhanden; Zwirnmaschinen fehlten 1851 gänzlich, 1861 gab es deren 40. Der mechanische Webstuhl beginnt in neuester Zeit sich einzubürgern. Nächst Brünn steht Reichenberg, dessen Production ebenfalls im Fortschreiten begriffen ist. Im Jahre 1841 befanden sich daselbst 3 Fabriken und 1300 Tuchmacher, von denen 700 selbstständig waren. Der Productionswerth belief sich auf 7 Mill. Fl. Im Jahre 1860 war die Anzahl der Fabriken auf 7 gestiegen, jene der Tuchmacher auf 450 gesunken; der Werth der Production betrug 12 Mill. Fl. In dem Zeitraume von 1841—60 war demnach der Productionswerth in Brünn um 170 Proc., in Reichenberg um 71 Proc. gestiegen. An mechanischen Webstühlen übertraf Reichenberg den Rivalen, es waren daselbst 90 Stühle im Betriebe. Unter den andern Fabrikationsorten ist Bielitz in Schlesien und das angrenzende galizische Biela zu nennen als Sitze der Fabrikation farbiger Tuche. In dem Zeitraume von 1841—56 hat sich der Werth der Production von 4 auf 8 Mill. Fl. gehoben, demnach verdoppelt. Jägerndorf in Schlesien producirte 1841 im Werthe von 700000 Fl., 1861 $2^1/_2$ Mill. Fl. fast ausschließlich mittlere und ordinäre Gattungen von Modewaaren. Im Verfall ist Iglau; noch 1841 betrug der Productionswerth 5 Mill. Fl., 1862 kaum 1 Mill. Fl. Die Hauptursache dieses Rückganges liegt in dem Beharren bei alten Erzeugungsmethoden und in dem Fehlen eines fabrikmäßigen Betriebes.

Die österreichische Shawlfabrikation hat ihren Hauptsitz in Wien. Vor einem Menschenalter gehörte dieser Industriezweig zu den blühendsten, in den letzten Jahren hat sich eine bedeutsame Veränderung vollzogen. Die Zahl der Webstühle für Shawlwaaren wird für das Jahr 1850 auf 1800—2000, für 1853 auf 1440, für 1858 nur auf 300 angegeben. Die Mode hat diesen Umschwung herbeigeführt. Der Export ist insbesondere nach Amerika ziemlich lebhaft.

Digitized by Google

4) Die Seidenindustrie.

Dieser Industriezweig hat in den letzten Jahren sehr bedeutend verloren. Durch den Wegfall des Lombardisch-Venetianischen Königreichs verlor Oesterreich eine Hauptstätte der Seidenproduction. Seide bildete früher einen bedeutenden Artikel des Exports. Die Einbürgerung der Seidenzucht in den übrigen Ländern der Monarchie hat zwar in einzelnen Theilen nicht unerfreuliche Resultate geliefert, wird aber nie den Verlust ersetzen können. Die Seidenproduction in Südtirol, Südungarn und den übrigen Ländern dürfte sich auf 500000 Ctr. belaufen. Indeß ist nicht blos Oesterreich, sondern ganz Europa durch die Seidenraupenkrankheit auf den Bezug der orientalischen Seide angewiesen.

Die gesammte Seidenweberei ist gegenwärtig fast ausschließlich in Wien concentrirt. Im Jahre 1850 waren daselbst 325 Unternehmungen im Betriebe, seitdem ist fast von Jahr zu Jahr eine Abnahme bemerkbar, 1865 bestanden blos 117 Fabriken. Die Zahl der Arbeiter betrug 1853 8551, 1865 3687, jene der Lehrlinge sank von 534 auf 24 in demselben Zeitraume; 1855 arbeiteten 6514 Webstühle, 1865 blos 3607. Die Zahl der Unternehmer hat in den zehn Jahren von 1851—61 um 60 Proc., jene der Webstühle um 43 Proc. abgenommen. Mangel an Specialisirung ist ein Hauptfehler. Die in der Hauptstadt verfertigten Möbel- und Kirchstoffe, Atlasse, Sammte und Plüsche fanden auf allen Ausstellungen Anerkennung. Auch in Bezug auf die Fabrikation von Seidenbändern können die österreichischen Fabrikate die Concurrenz aushalten. Durch angemessene Vertheilung und Concentration der Kraft, durch tüchtige Schulen könnte die österreichische Fabrikation noch eine große Zukunft haben, trotzdem der Wettbewerb ein bedeutender ist. Geschick und Technik der Arbeiter fallen sehr in die Wagschale. Man muß jenen Stimmen beitreten, welche in den letzten Jahren es vielfach hervorhoben, daß diesem Industriezweige nichts nöthiger sei als eine etwas modificirte Geschäftsorganisation, wobei kaufmännischer Geist mehr zur Geltung gelangt. „In dem Rufe hinaus aufs Land", bemerkt ein Kenner wirthschaftlicher Verhältnisse Oesterreichs richtig, „könnte doch nur für die Producenten der einfachsten glatten Stoffe eine Rettung liegen. Die Modewaare aber, von der wir mitnichten glauben, daß Wien ihr entsagen soll, bedarf unsers Erachtens statt der Decentralisation vielmehr einer stärkern Centralisation."

Besser als die Seidenzeugfabrikation hat sich die Banderzeugung behauptet. In Niederösterreich befanden sich 1855 2000, 1860 2314, 1865 1433 Stühle in Thätigkeit. Dies ergibt im letztern Jahre im Verhältniß zu 1855 eine Verminderung um 42 Proc., gegen 1860 um 38 Proc. Sammtbänder werden theils in Wien, theils im Waldviertel, besonders aber in Wiener-Neustadt fabricirt.

Was die Zollverhältnisse anbelangt, so hat der Tarif vom 3. Dec. 1853 den Einfuhrzoll auf feine Seidenwaaren mit 262,5 Fl. und auf gemeine Waaren mit 150 Fl. bemessen, aus dem Zollverein blos 120 und 75 Fl. Durch den Tarif vom Jahre 1865 fiel die Begünstigung für den Zollverein ganz weg, dagegen sollten gemeine Waaren im allgemeinen 103 Fl., aus dem Zollverein 70 Fl. entrichten. Der neue Tarif setzt 120 Fl. für feine und 70 Fl. für gemeine Artikel fest. Dieser Zollsatz wird von den österreichischen Industriellen nicht für geeignet erklärt, um die Concurrenz mit dem unter günstigern Verhältnissen arbeitenden Auslande vollständig zu ermöglichen. In glatten Seidenwaaren, Sammten, Foulards, macht die preußische Rheinprovinz, in glatten Artikeln und Modewaaren Frankreich, in Bändern die Schweiz, Frankreich und der Zollverein Concurrenz.

Digitized by Google

Der Handel in Seidenwaaren weist folgende Ziffern auf:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	feine Ctr.	gemeine Ctr.	feine Ctr.	gemeine Ctr.
im Jahre 1854	616	329	1230	6716
„ 1855	1047	674	1422	8199
„ 1856	1911	1360	1046	9785
„ 1857	1782	1423	1005	9238
„ 1858	1383	1157	883	6695
„ 1859	1269	799	764	6088
„ 1860	2101	1026	638	6628
„ 1861	1984	882	559	5221
„ 1862	2347	1153	431	5772
„ 1863	2684	1290	481	7087
„ 1864	2552	1280	525	7355
„ 1865	1702	1062	561	7515

G. Glasfabrikation.

Die Glaserzeugung ist einer der ältesten und ausgedehntesten Industriezweige der Monarchie. Böhmen bildet den Mittelpunkt und schon im vorigen Jahrhundert (1766) zählte man daselbst 57 Glashütten und zwei Spiegelfabriken mit etwa 700 Arbeitern. Gegenwärtig zählt man in der gesammten Monarchie etwa 211 Glashütten. Diese Hütten erzeugen mit 267 Oefen und 2205 Hafen (Schmelzgefäßen) gegen 700000 Ctr. Rohglas, wovon ungefähr ein Drittel zur Veredlung gelangt. Der Sitz dieser veredelten Fabrikation ist Böhmen, welches Krystall und farbiges Hohlglas erzeugt, während die übrigen Länder der Monarchie, die sich an der Glasproduction betheiligen, ihre Erzeugung zumeist auf ordinäres Hohl- und Tafelglas beschränken und nur wenige Etablissements für feinere Glassorten sich vorfinden. Die Fabrikation von Perlen, Glassteinen concentrirt sich ebenfalls in Böhmen in der Gegend von Tannwald, Gablonz und Morchenstern. Mit der Perlenblaserei und Erzeugung von Kinderspielwaaren beschäftigen sich 2000 Menschen. Die österreichische Glasindustrie ist indessen gegenwärtig in einem Umwandlungsproceß begriffen. Während noch vor wenigen Decennien Oesterreich in diesem Artikel vielleicht den ersten Rang in Europa einnahm, ist es seitdem von Belgien und England überflügelt worden, indem diese Länder durch die Anwendung der Mineralkohlenfeuerung zu billigern Preisen ordinäre Glassorten zu erzeugen im Stande waren als die Monarchie, wo als Brennstoff Holz verwendet wurde. Durch die Steigerung der Holzpreise (in manchen Gegenden von 15 Kr. auf 10 Fl.) ist man auch hier genöthigt Mineralkohle anzuwenden, wodurch auch ein fabrikmäßiger Betrieb ermöglicht wird. Dies ist gegenwärtig schon in vielen Gegenden geschehen, indeß wird noch geraume Zeit vergehen, ehe dieser Proceß sich allerorten vollzogen haben wird. Auch für diesen Industriezweig wäre ein rascherer Ausbau der Eisenbahnen nur von großem Vortheile gewesen, da eine Translocation eines Industriezweiges in andere Gegenden, in Oesterreich eine Uebersiedelung der Hütten in die Kohlenlagergebiete mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Das böhmische Krystallglas zeichnet sich durch Härte, Dauer, Politur und Leichtigkeit vor jenem Englands, Belgiens und theilweise Frankreichs aus. Hier wird nämlich statt des Kalks oder der Kreide Bleioxyd angewendet. Der Werth der gesammten Glasproduction Oesterreichs wird auf 18—20 Mill. Fl. geschätzt, die Zahl der in Verwendung stehenden Arbeiter beträgt etwa 50000. Es läßt sich nicht leugnen, daß noch bedeutendere Werthe zu Tage gefördert werden könnten, wenn man die Erzeugung mittelfeiner und feiner Sorten vornehmlich ins Auge fassen würde. Die Anfänge sind dazu vorhanden und von nachhaltigem Einflusse wäre die Heranbildung tüchtiger künstlerischer

Digitized by Google

Kräfte. Auch in dieser Beziehung ist schon manches geschehen, insbesondere hat die trefflich geleitete Zeichenschule zu Steinschönau in Böhmen in erfolgreicher Weise gewirkt. Die österreichische Spiegelmanufactur hat an Frankreich und dem Zollverein große Concurrenten.

Interessant ist die Exportbewegung in Glaswaaren. Sie betrug

im Jahre	gemeinstes Ctr.	gemeines Ctr.	mittelfeines Ctr.	feines Ctr.	Spiegel über 284 □Zoll. Ctr.
1854	28858	42415	29805	43969	452
1855	28474	41198	36960	50678	859
1856	27256	50076	43948	62282	1405
1857	27343	55527	49863	65528	2469
1858	28350	55927	40388	53681	1738
1859	31339	50942	42865	60432	1388
1860	37486	59532	37567	74794	2134
1861	35625	62081	34237	80954	2604
1862	36307	67428	34531	77498	1728
1863	40025	74082	33586	70249	2242
1864	38315	84632	33661	73628	2495
Im Durchschnitt der Jahre:					
1859—64	29221	51679	35395	59610	1657

H. Lederfabrikation.

Fabrikmäßig in größern Etablissements wird dieser Industriezweig nur in Böhmen und Oberösterreich betrieben, in den andern Ländern der Monarchie liegt er noch in der Hand der Kleingewerbe. Eine hohe Stufe hat diese Industrie nicht erreicht, Indolenz und mangelnde Bildung tragen wesentlich die Schuld. Eine Ausnahme machen nur einige Etablissements. Trotz des hohen Zolles und des nicht unbeträchtlichen Agios wurden in den letzten Jahren ansehnliche Quantitäten importirt und der österreichische Export ist nur nach dem Orient einigermaßen von Belang.

Die Einfuhr von Fellen und Häuten findet zumeist aus Südrußland, den Donaufürstenthümern und auch aus Buenos-Ayres statt. Die Einfuhr und Ausfuhr von gemeinem Leder betrug:

	Einfuhr	Ausfuhr
im Jahre 1854	44953 Ctr.	5698 Ctr.
„ 1858	52374 „	11676 „
„ 1862	56106 „	13469 „
„ 1863	51272 „	14766 „
„ 1864	49187 „	10455 „

Die feinern Lederforten müssen fast durchgängig vom Auslande bezogen werden. Außerdem wird viel italienisches Sohlenleder importirt. Ein anderer bedeutender Einfuhrartikel ist halbgearbeitetes türkisches Bock-, Geiß- und Schafleder, welches hier zugerichtet und gefärbt wird.

Die Ausfuhr an Leder und Gummiwaaren betrug

im Durchschnitt der Jahre	feine Ctr.	gemeine Ctr.
1854—63	3818	6607
1864	4661	8843

Unter den Lederwaaren stehen wiener und prager Handschuhe in erster Linie und haben sich gegen die Concurrenz fremder Länder auf dem überseeischen Markte behauptet. Sachkenner heben als ein Hauptübel, welches einer größern Entfaltung dieser lebensfähigen Industrie entgegensteht, den Mangel an geschickten Arbeitern hervor. Der Export an

Digitized by Google

Handschuhwaaren betrug 1856 110 Ctr., 1860 200, 1861 270, 1863 210 Ctr., der Import 1863 25 Ctr., in frühern Jahren weniger. Hauptabsatzorte sind die Donaufürstenthümer, Rußland, Schweden, Türkei und Amerika. Seit 1860 hat sich ein nicht unbedeutender Export an feinen Täschnerwaaren nach dem Zollvereine, Frankreich, England, Rußland, Italien, Amerika, der Türkei und Aegypten entwickelt. Auch die fabrikmäßig erzeugten Schuhwaaren gehen in beträchtlichen Mengen ins Ausland.

Hier mag auch die österreichische Ledergalanteriewaaren-Fabrikation Erwähnung finden, welche auf den verschiedenen Ausstellungen eine hervorragende Stellung einnahm. Der Export an feinen wiener Arbeiten hat sich bedeutend gesteigert, sie übertreffen an Geschmack und Billigkeit die ausländischen. Es ist ein Zeichen von Beliebtheit österreichischer Erzeugnisse, daß sich französische Fabrikanten der Etiketten von wiener Firmen bedienen. Die Erzeugung beschränkt sich auf Wien. Auch die Meerschaumschnitzereien, Bernsteinwaaren, Stöcke finden im Welthandel Absatz. Der Export an Kurzwaaren betrug in Centnern:

	feinste	feine	gemeine	gemeinste
1854—63	333	4669	17915	3838
1864	324	7454	30091	28430

Dem gegenüber steht ein Import

	feinste	feine	gemeine	gemeinste
1864	115	728	714	3915

Die Fabrikation jener Artikel, welche in Frankreich unter dem Namen „Confection" zusammengefaßt werden, als Hemden, Jacken, Halsbinden, Unterröcke u. dgl. m. nahmen in letzter Zeit einen bedeutenden Aufschwung.

J. Papierfabrikation.

Dieser Industriezweig hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Es bestanden im Jahre 1865 in Oesterreich 70 Papierfabriken und beinahe 200 Papiermühlen; die bedeutendsten in Niederösterreich, Steiermark, Böhmen und Fiume. Es ist den österreichischen Industriellen gelungen, den früher sehr bedeutenden Import an Papiersorten seit 1855 auf Luxussorten zu beschränken. Große Hoffnungen setzte man auf die Entdeckung des Verfahrens, aus Maisfasern, ohne Zusatz, die verschiedensten Sorten Papier zu erzeugen, indeß lieferten die in der kaiserlichen Fabrik Schlögelmühl angestellten Versuche kein ganz genügendes Ergebniß. Günstigere Resultate erzielte man durch Einbürgerung der Erfindung Völter's, eines Würtembergers, aus Holz ein billiges und doch kräftiges Papier zu erzeugen. Im Jahre 1865 bestanden zwei Fabriken, welche in dieser Richtung arbeiteten. Oesterreich nimmt trotzdem im Vergleiche mit andern Ländern keine hervorragende Stellung in der Fabrikation des Papiers ein. Der Import betrug 1854 8692 Ctr., 1863 35989, im Durchschnitte der Jahre 1854—63 21451 Ctr., 1864 42169, 1865 33009 Ctr.; der Export 1854 53075, 1863 126699, 1864 143771, 1865 141018 Ctr. Dieser geht hauptsächlich nach der Türkei und dem Orient. Buntes Papier wird vorzüglich in Wien erzeugt, ebenso Papiertapeten.

K. Kunstindustriezweige.

Längere Zeit vernachlässigt, schreitet die Kunstindustrie des Kaiserstaats und besonders Wiens seit einigen Jahren vorwärts, wenn auch langsam und allmählich, wie es nicht anders sein kann. Man kann gerade in diesem Gebiete die Versäumnisse von Decennien nicht in Kürze gut machen, allein es ist schon ein erfreuliches Zeichen, daß man allerorten zur Erkenntniß gekommen ist, nach welchen Richtungen man thätig sein muß, um wenigstens in Zukunft Bedeutendes zu leisten. Auf der jüngsten Ausstellung bot die

Digitized by Google

österreichische Kunstindustrie manche interessante Seite. „Wir sehen", bemerkt ein Kenner, „ein frisches originelles und Hoffnung erweckendes Leben, wenn nicht strömen, doch quellen. Das Beste, was wir geleistet haben, ist unser eigen in Erfindung oder Richtung und ist unabhängig vom französischen Geschmack, dem die genannten Nachbarstaaten sich zumeist auf Gnade und Ungnade ergeben haben." In fast allen Zweigen ist Fortschritt zum Bessern sichtbar, und es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß in dem vor einigen Jahren gegründeten „Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie" eine Anstalt geschaffen worden ist, die nach allen Richtungen schon während der kurzen Zeit ihres Bestandes eine fruchtbringende Wirksamkeit entfaltet hat. Noch bedeutender dürften die Resultate sein, wenn einmal die Kunstgewerbeschule eine tüchtige Anzahl von Hülfskräften aller Art herangebildet haben wird. Der Grund ist durch gute Auswahl von Professoren gelegt, der Erfolg wird nicht ausbleiben. Director Eitelberger, welcher das Insslebentreten dieser Anstalten zumeist beförderte, hat sich damit ein großes Verdienst erworben, welches seine sonstigen literarischen Arbeiten lange überdauern wird.

Die Erzeugung der Bronzewaaren concentrirt sich in Wien; was anderswo in diesem Industriezweige geleistet wird, ist unbedeutend. Die Vermehrung der Bronzegewerbe in der Residenzstadt von 48 im Jahre 1855 auf 225 im Jahre 1865 beweist, daß dieser Industriezweig in fortschreitender Entwickelung begriffen ist. Freilich bleibt noch viel zu thun übrig, wenn die österreichischen Arbeiten dieser Art in Eine Linie mit den fortgeschrittenen Staaten gestellt werden sollen. Die Errichtung tüchtiger Zeichenschulen, von Sammlungen u. dgl. ist auf die Veredlung des Geschmacks und die künstlerische Ausbildung des Arbeiters von Einfluß, und in dieser Beziehung ist man in Oesterreich hinter dem Auslande zurückgeblieben, wenn es auch an tüchtigen Anfängen nicht fehlt. Man erzeugt in Oesterreich größere Gegenstände, insbesondere Lustre, Candelaber und sonstige zur Beleuchtung und ornamentalen Decorirung dienende Artikel, Kirchenparamente, sogenannte Nippesgegenstände, Schmuckwaaren. Es ist nur anerkennenswerth, daß sich die hervorragendsten Industriellen der besten künstlerischen Kräfte bedienen und bemüht sind, in Schönheit und Reinheit der Formen Tüchtiges zu leisten.

Auch für die Silberimitationswaarenindustrie kommt Wien fast ausschließlich in Betracht. Die erste Plattirwaarenfabrik wurde bereits 1797 gegründet, mit der Erzeugung von Packfongwaaren beschäftigte man sich schon zu Anfang der vierziger Jahre und die Chinasilberwaarenerzeugung wurde bald nach ihrer Erfindung in Wien eingeführt. Die im Jahre 1845 gegründete Fabrik von Alexander Schöller in Berndorf hat zum Aufschwunge der Alpaccawaarenerzeugung in Oesterreich mit beigetragen. Der Gründer wendete zuerst das früher nirgends bekannte System der Fabrikation von Löffeln mittels Wetzmaschinen an.

Die kleinen Ziergegenstände und Geräthe von Bronze und anderm Material sind im Laufe der Zeit eine Specialität der wiener Industrie geworden.

L. Musikalische und wissenschaftliche Instrumente.

Die Fabrikation von Klavieren ist in Wien von großer Bedeutung, sie bildet einen der wichtigsten Zweige der wiener Industrie. Die wiener Klavierfabrikation ist in Bezug auf Qualität und Preis jeder Concurrenz gewachsen. Die Instrumente zeichnen sich durch einfache Mechanik, klangvollen Ton, schöne Ausstattung und insbesondere durch billigere Preise vor den ausländischen aus. Die österreichischen Instrumente finden Absatz nach allen Ländern Europas, sogar nach Asien, Afrika und Amerika. Im Jahre 1865 wurden 659 Stück aus- und 158 Stück eingeführt. Die Erzeugung von Streich- und Blasinstrumenten hat ihren Sitz vornehmlich zu Wien und Prag, ferner zu Königgrätz und im Erzgebirge (Graßlitz und Schönbach). Erwähnung verdient die Fabrikation von

Digitized by Google

Zithern in Wien, welche in fast allen Welttheilen Verbreitung finden. Die Fabrikation mathematischer Instrumente hat hauptsächlich in Wien ihren Mittelpunkt. Unter den mannichfachen Erzeugnissen sind vornehmlich hervorzuheben: Theodolithen, Nivellirinstrumente, Meßtische, Planimeter, welche sämmtlich einen nicht unbedeutenden Export aufweisen. Auch Thermometer und Aräometer werden in Wien in nicht unbedeutenden Mengen erzeugt. Was optische Instrumente betrifft, so findet in Oesterreich kein fabrikmäßiger Betrieb statt; der inländische Bedarf wird größtentheils wegen der billigen Preise vom Auslande gedeckt. Unter den chirurgischen Instrumenten und Apparaten bilden die Verbandzeuge und geburtshülflichen Instrumente den wichtigsten Theil der Production. Sie finden Absatz in Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Holland, der Schweiz und andern Staaten. Die Erzeugung von elastischen Bougien, Kathetern ist in Oesterreich belanglos, es werden bedeutende Mengen aus Frankreich, England und Preußen eingeführt.

M. Chemische Industrie.

Die Fabrikation chemischer Producte nimmt unter den verschiedenen Zweigen des heimischen Gewerbfleißes eine wichtige Stelle ein. Seit dem Jahre 1830 datirt der Aufschwung. Der Bedarf des Inlandes wird in einzelnen Artikeln nicht nur gedeckt, auch die Ausfuhr steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Hauptbasis für die Erzeugung vieler anderer Artikel bildet die Sodafabrikation. Noch im Jahre 1850 bestand in Oesterreich kein einziges Etablissement für diesen Artikel. Die Preise des Salzes, welches nur mit 7 Fl. per Centner abgegeben wurde, waren zu hoch und der Schwefel, ein nicht minder wichtiger Rohstoff, war mit 2 Fl. 40 Kr. Eingangszoll belegt. Die erste österreichische Sodafabrik wurde im Jahre 1851 errichtet, nachdem die Regierung auf wiederholtes Drängen die Ablieferung von Salz zu angemessenen Preisen ermöglichte. Die österreichische Industrie hat in diesen Artikeln sich keines Schutzes zu erfreuen gehabt und machte dennoch beträchtliche Fortschritte, wieder ein Beweis für die Richtigkeit der Ansicht, daß es nicht der Schutz ist, welcher Industrien großzieht. Eine Ermäßigung der Salzpreise und eine Herabminderung der Brennstoffpreise könnte zum Aufschwunge dieser gewerblichen Zweige viel beitragen. Die Sodafabrikation Oesterreichs deckt noch nicht den heimischen Bedarf, es müssen beiläufig noch 100000 Ctr. jährlich eingeführt werden. Die Production der Salzsäure und der Schwefelsäure reicht für den inländischen Consum aus und es kommen nicht unbeträchtliche Mengen zur Ausfuhr. Kohlensaures und weinsaures Kali, Pottasche und Weinstein liefern die Länder der ungarischen Krone. Die Pottaschesiederei bildet hier vielfach das einzige Mittel der Holzverwerthung.

In der Erzeugung von Zündrequisiten nimmt Oesterreich den ersten Rang ein. Dieser Fabrikationszweig, d. h. die Erzeugung von chemischen Zündrequisiten wurde in der Monarchie im Jahre 1831 durch Stephan Romer eingeführt. Die Phosphorzündhölzchen verdrängten alsbald die bis dahin üblichen Schwefelsäurefläschchen. Die Gefahren der leichten Entzündlichkeit des Phosphorgemenges wurden seit der Anwendung des Bleiüberoxyds in Verbindung mit salpetersaurem Bleioxyd beseitigt. Oesterreich nimmt auf dem Weltmarkte fast die erste Stellung in diesem Artikel ein. Von Wien und Böhmen aus hat sich dieser Productionszweig fast über die gesammte Monarchie verbreitet. Man schätzt die Erzeugung auf 150 Mill. Zündhölzchen. Der Import weist im Jahre 1863 884, 1864 1178 und 1865 1176 Ctr., der Export 75760, 86163 und 89533 Ctr. auf.

Von Leuchtstoffen sind noch erwähnenswerth die Seifen- und Kerzenfabrikation. Für den Export arbeitet insbesondere die Stearinkerzenfabrikation; auch Seife aus Abfällen von Elain wird ausgeführt.

Digitized by Google

Das Institut der Friedensrichter in Rußland.

Von Dr. Beckhaus.

Der 20. Nov. 1864 bezeichnet für Rußland einen Tag der Reform von sehr weitreichender Bedeutung, denn an diesem Tage wurden die neuen Justizreglements über das mündliche und öffentliche Verfahren in den russischen Gerichtsbehörden publicirt, das nach dem Einführungsgesetz vom 19. Oct. 1865 ins Leben getreten ist und sich überall vortrefflich bewährt hat. Nach diesen Reglements steht die gerichtliche Macht den Friedensgerichten und den allgemeinen Gerichtsbehörden, d. h. den Bezirksgerichten, den Gerichtshöfen und dem Dirigirenden Senat als allerhöchstem Cassationshofe zu. Von diesen sind nur die Friedensrichter Einzelrichter, alle andern Gerichte aber Collegialbehörden; jedoch haben die Friedensgerichte eine solche umfassende, allgemeine Competenz, daß sie bei weitem die wichtigsten sind. Um derentwillen soll hier diesem Institute eine besondere Betrachtung gewidmet werden.

Was die Friedensgerichte zunächst im allgemeinen betrifft, so bildet jeder Kreis mit den in ihm liegenden Städten einen Friedensgerichtsbezirk (oder wie die Russen sagen: einen Friedensbezirk); nur die beiden Hauptstädte Petersburg und Moskau werden in mehrere Friedensbezirke eingetheilt von je zwei oder mehrern Stadttheilen. Der Friedensbezirk ist wieder in eine bestimmte Anzahl Districte mit einem Districtsfriedensrichter an der Spitze abgetheilt, und außer den Districtsrichtern bestehen noch Ehrenfriedensrichter. Die Versammlung aller Ehren- und Districtsfriedensrichter eines jeden Bezirks bildet die höchste Instanz des Friedensgerichts und trägt den Namen Plenum. Der Präsident dieses Plenums wird von den Friedensrichtern aus ihrer Mitte gewählt. Zum Friedensrichteramte gehört das besondere Abzeichen seines Standes, welches aus einem vergoldeten Bronzeoval mit dem russischen Reichswappen und der Inschrift „Gesetz vom 20. Nov. 1864" besteht, und ein besonderes Siegel.

Zu Friedensrichtern gewählt werden können diejenigen Ortsbewohner, welche das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben, ihre Bildung in den höchsten oder mittlern Lehranstalten erhalten, ein entsprechendes Examen bestanden oder mindestens drei Jahre einem Amte vorgestanden haben, in welchem sie sich praktische Kenntnisse im Gerichtsverfahren aneignen konnten, und wenn sie selbst oder ihre Aeltern oder Frauen ein gewisses Eigenthum, wenn auch an verschiedenen Orten, besitzen. Dagegen sind nicht wählbar erstens diejenigen, welche wegen Verbrechen oder Vergehen vor Gericht stehen, sowie auch die wegen gesetzwidriger Handlungen gerichtlich zu Gefängniß- oder schwererer Strafe Verurtheilten und diejenigen, welche Verbrechen oder Vergehen, die solche Strafe nach sich ziehen, vor Gericht gestanden und von diesem nicht freigesprochen sind; zweitens die gerichtlich aus dem Dienste Entfernten, desgleichen die aus dem geistlichen Stande, aus den Gemeinden und Adelsversammlungen laut Beschluß der Stände, zu denen sie gehören, Ausgeschlossenen; drittens die für zahlungsunfähig erklärten Schuldner und viertens die wegen Verschwendung unter Vormundschaft Stehenden. Dagegen können Geistliche und Religionsdiener wol Friedensrichter, nicht aber Districts- und Ehrenfriedensrichter sein. Gewählt werden die Ehren- und Districtsfriedensrichter auf drei Jahre, die Friedensrichter auf den Kreislandversammlungen so, daß nach beendeter Wahl von den versammelten Friedensrichtern jedem Districte sein Districtfriedensrichter zugewiesen, der Präsident des Friedensplenums aus ihrer Mitte gewählt wird und nach gegenseitigem Uebereinkommen die Ordnung hinsichtlich des Stellvertreters der Districtsfriedensrichter in den gesetzlich bezeichneten Fällen bestimmt wird. Die neuerwählten Friedensrichter werden beeidigt und dann zur Verwaltung ihrer Aemter zugelassen. In Petersburg und Moskau jedoch

Digitized by Google

stehen die Rechte und Pflichten der Kreislandversammlung in Bezug auf die Friedensrichterwahl den Stadtverordnetenversammlungen zu.

Mit Genehmigung des Friedensplenums bestimmt nun der Districtsfriedensrichter seinen beständigen Aufenthaltsort im Districte, an welchem er die vor ihn gehörigen Processe verhandelt, jedoch ist er verpflichtet, überall und zu jeder Zeit Gesuche anzunehmen und falls es nothwendig ist, Rechtsfälle selbst an Ort und Stelle ihres Vorfalls zu untersuchen. Und zwar erfordert dieses Amt des Friedensrichters seine beständige Gegenwart im Districte, es kann daher mit keinem andern Staats- oder Privatdienste vereinigt werden, mit Ausnahme der Ehrenämter in den örtlichen Wohlthätigkeits- oder Lehranstalten. Im Falle von Ablehnung, Krankheit oder Tod eines Districtsrichters werden seine Pflichten von einem der Ehren- oder benachbarten Districtsfriedensrichter erfüllt.

Befindet sich ein Ehrenfriedensrichter im Friedensbezirke, so untersucht und entscheidet auch er alle vor das Friedensgericht gehörigen Sachen, wenn beide Parteien auf seine Vermittelung antragen, nach denselben Grundsätzen wie der Districtsrichter, und die Parteien haben dann kein Recht, sich dem gefällten Urtheile zu entziehen oder dieselbe Sache bei einem andern Friedensrichter anhängig zu machen. Die Ehrenfriedensrichter können auch zur Verstärkung des Gerichtspersonals in das Bezirksgericht beordert werden, falls es an Mitgliedern in demselben mangelt. Endlich kann das Ehrenfriedensrichteramt mit jedem andern Staats- oder Privatdienst verbunden werden, mit Ausnahme der Aemter von Staatsanwälten, deren Gehülfen, Localbeamten der Kreisverwaltungen und der Polizei.

Was das Friedensplenum betrifft, so finden seine Sitzungen zu bestimmten Terminen statt. Hier werden die vor das Friedensgericht gehörigen Sachen endgültig entschieden, sowie auch auf dem Cassationswege die Beschwerden und Proteste gegen Enburtheile der Friedensrichter geprüft. Zeit und Ort der Eröffnung der Terminsitzungen wird von den Kreislandversammlungen resp. den Stadtverordnetenversammlungen bei der Friedensrichterwahl festgesetzt und allen Einwohnern des Friedensbezirks bekannt gemacht. Diesen Terminsitzungen steht der gewählte Präsident drei Jahre lang vor, wenn er nicht wegen Krankheit, Ablehnung oder Abwesenheit durch einen von den Richtern aus ihrer Mitte gewählten temporären Präsidenten ersetzt wird. Uebrigens muß jede Sache im Friedensplenum wenigstens von drei Friedensrichtern, den Präsidenten mitgerechnet, entschieden werden. Ein beständiges Mitglied dieses Plenums, bei dem die nöthigen Secretäre von dem Präsidenten angestellt werden, ist der Staatsanwaltsgehülfe des Bezirksgerichts und diejenige Person, der die Friedensrichter nach gegenseitiger Uebereinkunft aus ihrer Mitte die vorbereitenden Anordnungen in den vors Plenum gehörigen Sachen übertragen. Zur Vollstreckung der Friedensrichter- und Plenumsurtheile sowie zur Ausführung anderer vom Plenum oder dessen Präsidenten ausgehenden Anordnungen sind besondere Gerichtscommissare, die unter der Aufsicht und Disciplinargewalt derselben stehen, angestellt, und an den Orten, wo dieses nicht der Fall ist (es werden aber im Laufe der Zeit alle Orte solche Gerichtscommissare des Friedensplenums haben), stehen die Pflichten der Beamten der Ortspolizei zu.

In ihren amtlichen Beziehungen stehen die Friedensrichter unter der unmittelbaren Aufsicht des Friedensplenums ihres Bezirks, und die höchste Aufsicht über alle Friedensrichter sowie über die Friedensplena concentrirt sich in den Cassationsdepartements des Senats und in der Person des Justizministers. Die Macht der Districtsfriedensrichter beschränkt sich auf den Umfang des einem jeden zugewiesenen Districts, die Wirksamkeit der Ehrenfriedensrichter erstreckt sich dagegen auf den ganzen Friedensbezirk. Friedensrichter aber, Districts- und Ehrenfriedensrichter haben in Bezug auf Untersuchung und Entscheidung der vor sie gehörigen Sachen und hinsichtlich aller ihnen zustehenden Rechte

Digitized by Google

und Pflichten vollkommen gleiche Macht, namentlich sind alle drei in gleicher Weise verpflichtet, den Anstand, die Ruhe und Ordnung unter den ihren Verhandlungen Beiwohnenden aufrecht zu halten. Die Anwesenden haben sich ohne Widerrede den Anordnungen des Friedensrichters zu fügen. In den Plenarsitzungen hat der Präsident dieselben Rechte wie der Präsident der allgemeinen Gerichtsbehörden, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. So sind die Friedensgerichte mit aller nöthigen Macht ausgestattet, um in Criminal- und Civilsachen in gehöriger Weise thätig sein zu können.

Was nun zunächst den Criminalproceß vor den Friedensrichtern betrifft, so ist ihre Competenz folgendermaßen geregelt. Vor die Friedensrichter gehören alle diejenigen Vergehen, welche nach den besondern Reglements der von ihnen zu verhängenden Strafen nach sich ziehen 1) Verweis, Warnung und Mahnung, 2) Geldstrafe bis zu 300 Rubel, 3) Arrest bis zu drei Monaten und 4) Gefängniß bis zu einem Jahre. Diese Processe aber gehören nicht vor die Friedensrichter 1) wenn die Bestrafung des Vergehens mit Verweisung des Schuldigen aus seinem Wohnort, mit Handels- oder Gewerbeverbot oder mit der Schließung eines Handels- oder Gewerbelocals verbunden ist; 2) wenn der Ersatzanspruch des Beschädigten die Summe von 500 Rubel übersteigt und 3) wenn Dorfbewohner angeklagt sind, welche nach dem Gesetz vor ihren eigenen Gerichten zur Verantwortlichkeit gezogen werden müssen. Außer den vier ersten Criminalfällen unterliegen den Friedensgerichten noch (hauptsächlich um einen Vergleich zu erzielen) diejenigen Strafsachen, welche freilich schwerere Strafe nach sich ziehen, aber doch nur auf Antrag des Beschädigten verhandelt werden können und Vergleich zulassen. Diese Sachen führt der §. 171 des Strafgesetzbuchs auf. Somit erstreckt sich die Competenz der Friedensgerichte auf 1) die Vergehen wider die Verwaltungsordnung, soweit solche mit Geldstrafe von 13, 15, 25 und 300 Rubel, mit Arrest von 7 Tagen bis zu 1 Monat und 3 Monaten bestraft werden; 2) auf die Vergehen wider die Religion (Störung des Gottesdienstes), die öffentliche Ordnung und Ruhe, welche mit Geldbuße von 25—100 Rubel, mit Arrest von 15 Tagen bis zu 3 Monaten; 3) auf Vergehen wider das Paßreglement und wider das Reglement der öffentlichen Wege und Bauten, welche mit Geldbuße bis zu 300 Rubel, Arrest bis zu 3 Monaten bestraft werden; 4) Vergehen wider die vorgeschriebenen Feuervorsichtsmaßregeln, und 5) die Ehrverletzungen, Drohungen und Gewaltthätigkeiten innerhalb der angegebenen Strafgrenzen von Geldbuße und Arrest. Betreffs der Vergehen wider fremdes Eigenthum haben die Strafreglements, indem sie die geringern den Friedensrichtern zuweisen, die eigenmächtige Benutzung fremden Gutes und dessen Beschädigung von dem Diebstahl, speciell dem Holzdiebstahl und der Beschädigung fremden Waldes, und vom Betruge und der Aneignung fremden Vermögens geschieden, aber auch bei den Bestrafungen dieser Vergehen hält sich das Strafmaß innerhalb der Grenzen von kleinen Geldstrafen bis zu 300 Rubel und von kurzem bis zum monatlichen oder dreimonatlichen Arrest. Die angegebene Competenz hat der Friedensrichter aber nur für die in seinem Districte begangenen Vergehen, denn connexe Verbrechen, welche in verschiedenen Districten verübt sind, gehören vor den Friedensrichter, welchem das größte Verbrechen unterliegt. Competenzconflicte zwischen Friedensrichtern eines Bezirks werden vom Friedensplenum dieses Bezirks, solche zwischen Friedensrichtern verschiedener Bezirke von demjenigen Plenum entschieden, in dessen Bezirke die Sache begonnen hat, und Competenzconflicte zwischen Friedens- und Untersuchungsrichtern entscheidet dasjenige Bezirksgericht, zu welchem letztere gehören, sowie solche zwischen Friedensplenum und Richtern oder Plenum einerseits und Bezirksgerichten andererseits derjenige Gerichtshof, in dessen Bereiche die Sache begonnen. Gesuche um Zuweisung des competenten Friedensrichters oder Gerichts werden an jene Behörden gesandt, denen die Entscheidung der Competenzconflicte zusteht, mittlerweile aber ruht der Proceß.

Digitized by Google

Der Friedensrichter schreitet nun zur Proceßverhandlung in Criminalsachen infolge der Klage des Beschädigten oder der Meldungen seitens der Polizei, resp. einer andern Administratibbehörde, und wenn er persönlich strafbare Handlungen wahrnimmt, welche auch ohne Antrag einer Privatperson gerichtliche Verfolgung erfordern. Die Klage von Privatpersonen wird bei dem Friedensrichter entweder von dem Beschädigten selbst oder von andern Personen, denen das Recht der Vertretung zusteht, oder endlich von Bevollmächtigten eingebracht, die entweder beeidigte Rechtsanwälte oder auch andere, nur nicht die gewöhnlich ausgenommenen Personen sein können. Die Klagen selbst können sowol schriftlich wie mündlich sein; letztere nimmt der Friedensrichter zu Protokoll, verliest sie und läßt sie vom Kläger, wenn er schreiben kann, unterzeichnen. Uebrigens können die durch ein Vergehen Beschädigten sich auch direct an die Ortspolizei wenden, die sodann verpflichtet ist, Nachforschungen anzustellen und von deren Erfolg den Friedensrichter zu benachrichtigen. Die Polizeibeamten, welche ein Vergehen zur Anzeige bringen, können dieses gleichfalls schriftlich oder mündlich thun, jedoch muß stets angegeben werden 1) Zeit und Ort der strafbaren Handlung, 2) der Verdächtige und die für den Verdacht vorhandenen Beweise, 3) ob Civilkläger oder Zeugen vorhanden sind und 4) die Wohnorte aller obengenannten Personen. Ist dem Friedensrichter eine strafbare Handlung gemeldet, so kann dennoch der Angeklagte nur vorgeführt werden 1) wenn der beim Begehen eines Verbrechens Ueberraschte der Polizei völlig unbekannt ist und kein Zeugniß über seinen Vor- und Familiennamen und Wohnort vorweisen kann, und 2) wenn die strafbare Handlung, welche vom Gesetz mit Gefängniß- oder schwererer Strafe bedroht ist, vermuthen läßt, daß der Angeklagte sich verbergen oder die Spuren des Verbrechens vernichten wird. In den vom Friedensrichter persönlich wahrgenommenen Straffällen kann er nöthigenfalls die Polizei mit der Voruntersuchung beauftragen und, wenn diese dem Auftrage nicht nachkommt, dem Staatsanwalt oder dessen Gehülfen über wesentliche Versäumnisse Meldung machen.

Auf die Klage des Beschädigten u. s. w. hin wird der Angeklagte durch schriftliche Verfügung oder, wenn er sich in der Nähe des Friedensrichters befindet, durch mündliche Aufforderung vorgeladen durch die Gerichtsboten resp. die Polizei (Dorf-Landobrigkeit). Diese Verfügung, die der Friedensrichter unterzeichnen muß, soll der vorzuladenden Person selbst eingehändigt und, wenn sie nicht zu Hause ist, einem ihrer Hausgenossen, vorzugsweise dem Aeltesten oder dem Hauswirthe, oder dem örtlichen Dorfschulzen abgeliefert werden mit Angabe der Zeit der Aushändigung und der Quittung über den Empfang. Kann oder will der Empfänger der Verfügung nicht darüber quittiren, so wird dieses auf beiden Exemplaren notirt, sowie auch, wenn und wann sie eingehändigt worden und weshalb die Quittung fehlt. Die Verfügung muß aber genau die vorzuladende Person nebst dem Verbrechen, dessen sie schuldig sein soll, enthalten und angeben, wann und wo dieselbe zu erscheinen hat nebst den Folgen im Falle ihres Ausbleibens. Der Vorgeladene muß der Regel nach persönlich erscheinen; nur bei Vergehen, die vom Gesetz lediglich mit Arrest bedroht sind, kann er durch einen Bevollmächtigten auftreten. Bleibt er aber ganz aus, so hat der Friedensrichter in denjenigen Straffällen, welche gesetzlich mit Gefängniß oder mit schwerern Strafen bedroht sind, das Recht, den Angeklagten vorführen zu lassen, welche Vorführung jedoch nur auf Grund einer vorgewiesenen Verfügung geschehen kann.

Um dem Angeklagten die Möglichkeit zu nehmen — denn kein Angeklagter darf ohne richterliche Erlaubniß die Stadt oder den District, wo seine Sache verhandelt wird, verlassen — sich dem Gerichte zu entziehen, stehen dem Friedensrichter folgende Mittel zu Gebote: 1) Ist der Angeklagte eines Vergehens verdächtig, welches vom Gesetz mit Geldbuße oder Arrest bedroht ist, oder wird Schadenersatz von ihm gefordert, so kann ihn

Digitized by Google

der Friedensrichter durch Unterschrift dazu verpflichten, sich selbst zu stellen, oder seinen Paß oder Bürgschaft fordern, und 2) ist der Angeklagte einer strafbaren Handlung verdächtig, welche das Gesetz mit Gefängniß oder noch schwererer Strafe bedroht, so kann ausreichende Bürgschaft oder in Geld oder beweglicher Habe bestehendes Pfand gefordert und der Angeklagte in Arrest gesetzt werden. Entzieht sich der Angeklagte dennoch dem Gerichte, so ist selbstverständlich Bürgschaft und Pfand verfallen und die Sicherheitssumme wird dem Kapital beigefügt, welches zur Errichtung von Arrestlocalen in den Friedensdistricten bestimmt ist. Die Verhaftung des Angeklagten wird zu Protokoll genommen mit genauer Angabe der Zeit der Verhaftung, der verhafteten Person und der strafbaren Handlung, deren sie beschuldigt ist.

Was nun das weitere Verfahren im Criminalprocesse betrifft, so werden alle Sachen vor dem Friedensrichter mündlich und öffentlich verhandelt mit einziger Ausnahme der Verbrechen gegen Familienrechte, der Verletzungen der weiblichen Ehre, Unzucht und anderer die Sittlichkeit verletzenden Handlungen und der Vergehen, deren Bestrafung nur auf Antrag einer Privatperson erfolgen kann, sobald beide Parteien auf Ausschließung der Oeffentlichkeit antragen. Es beginnt nun die Anklage und das Zeugenverhör durch den Friedensrichter in bekannter französischer Weise, nur ist dabei zu bemerken, daß zum Eidzeugniß nicht zugelassen werden dürfen außer Minderjährigen (noch nicht 14 Jahre alten) und außer Personen, welche das erforderliche Geistesvermögen, die Heiligkeit des Eides zu verstehen, nicht haben, auch die laut Urtheils eines geistlichen Gerichts Excommunicirten, und daß das russische Gesetz ausdrücklich die Geistlichen und Religionsdiener aller christlichen Confessionen sowie Personen derjenigen Confessionen, welche den Eid für unerlaubt halten, vom Zeugeneid dispensirt. Nach Abhörung eines jeden Zeugen der einen Partei fordert der Friedensrichter die andere Partei auf, den Zeugen Fragen zu stellen, bei deren Nichtbeantwortung keinerlei Zwangsmittel angewendet werden dürfen, sondern sogleich zur Vorlage der gelieferten Beweise zu schreiten ist. Die von der einen Partei gelieferten Beweise werden der andern Partei vorgewiesen, und bei denjenigen Sachen, die Vergleich zulassen, hat es mit den von den Parteien selbst gelieferten Beweisen sein Bewenden; bei allen andern Sachen aber bedarf es der Begutachtung, oder des Augenscheins, oder der Haussuchung, die entweder der Friedensrichter selbst vornimmt oder in seinem Auftrage die Localpolizei ausführt. Hinsichtlich der Haussuchungen aber schreibt das russische Gesetz dem Friedensrichter vor, daß er selbst persönlich sie ausführen und sie nur dann der Polizei auftragen soll, wenn er selbst durch gewisse dringende Umstände an der Vornahme derselben gehindert ist. Zudem müssen Haussuchungen in Gegenwart zweier oder mehrerer Zeugen und aller bei der Sache betheiligten Personen unter Hinzuziehung des Hausbesitzers oder, falls derselbe abwesend ist, seiner Frau oder eines seiner ältesten Hausgenossen vorgenommen werden. Nach Abhören der Parteien und nach Prüfung aller Beweise entscheidet der Friedensrichter nach seiner „freien Meinung aus dem Inbegriffe der vor ihm erfolgten Verhandlung", ob der Angeklagte schuldig oder nicht schuldig, und fällt danach sein Urtheil, das er kurz niederschreibt und es den Betheiligten in derselben Sitzung, in welcher die Proceßverhandlung zum Abschluß gekommen ist, verkündigt unter gleichzeitiger Belehrung über die etwa zu erhebende Beschwerde gegen dasselbe. Binnen drei Tagen nach dieser Urtheilsverkündigung muß der Friedensrichter das Urtheil ausführlich ausarbeiten und eine Abschrift derselben auf Verlangen spätestens in drei Tagen nach Einreichung eines solchen Gesuchs ausfertigen. Beschwerden gegen die Friedensrichterurtheile können beide Parteien binnen 14 Tagen nach der Urtheilsverkündigung schriftlich wie mündlich führen, wobei der Friedensrichter über den Empfang der Beschwerden zu quittiren und dieselben nebst dem betreffenden Urtheile und den bezüglichen Protokollen spätestens in drei Tagen an das

Digitized by Google

beständige Mitglied des Plenums zu senden hat. Ist die Beschwerde in der gesetzlich bestimmten Frist vorgebracht, so wird mit der Urtheilsvollstreckung innegehalten, bezieht sie sich aber nur auf Schadenersatz, wird diese jedenfalls vollzogen.

Alle vor das Plenum gehörigen Sachen müssen vor der Eröffnung der Terminsitzung sowol für die Parteien als auch für die Plenumsmitglieder und den Staatsanwaltsgehülfen des Bezirksgerichts offen liegen. Die Proceßverhandlungen sind auch hier öffentlich und mündlich und geschehen nach der für den Friedensrichter vorgeschriebenen Ordnung mit folgenden Modificationen: Die Parteien werden nicht zur Proceßverhandlung geladen, können aber persönlich oder durch Bevollmächtigte erscheinen. Ihr Ausbleiben hält die Verhandlung keinesfalls auf, es sei denn, daß das Plenum selbst die Gegenwart der Parteien für nothwendig erachte. Angeklagte, welche eines mit Gefängnißstrafe bedrohten Verbrechens beschuldigt sind, müssen stets persönlich zugegen sein. Die Verhandlung beginnt mit der Vorlesung des Friedensrichterurtheils und der gegen dasselbe vorgebrachten Beschwerde; dann folgen die mündlichen Vorträge der Parteien resp. Verlesung der Beschwerde gegen das Urtheil sowie der etwaigen Erklärung der Gegenpartei. Bei ihren mündlichen Vorträgen können die Parteien ihre Beweise durch Zeugen, Augenschein u. s. w. vervollständigen, an die Zeugen mit Erlaubniß des Präsidenten Fragen stellen und weitere Erklärungen abgeben. Vor der Urtheilsfällung stellt der Staatsanwaltsgehülfe, nachdem dem Angeklagten oder dessen Bevollmächtigten das letzte Wort vorbehalten ist, seinen Antrag, und das Plenum kann nun entweder das Friedensrichterurtheil bestätigen, wobei aber der Friedensrichter, gegen dessen Urtheil Beschwerde erhoben ist, nicht mitwirkt, oder auf Grund der Beschwerde ein neues Urtheil fällen. Die Strafe des Angeklagten kann aber nicht erhöht werden, wenn nicht der Kläger darauf angetragen hat. Die Verkündigung des Plenumsurtheils, die Mittheilungen der Abschriften und die Aufnahme der Sitzungsprotokolle geschehen in der für das Friedensgericht mitgetheilten Weise, die Plenumsurtheile und die Sitzungsprotokolle werden vom Präsidenten und den anwesenden Plenumsmitgliedern unterzeichnet und vom Secretär vidimirt. Die Plenumsurtheile sind endgültig und gestatten keine Appellation. Wohl aber können in einzelnen genau bestimmten Fällen gegen Endurtheile der Friedensrichter und der Plena von den Parteien Beschwerden und vom Staatsanwaltsgehülfen Proteste auf dem Cassationswege vorgebracht werden. Ist die Beschwerde oder der Protest begründet, so vernichtet das Plenum das ausgesprochene Urtheil des Friedensrichters und übergibt die Sache einem andern Friedensrichter, und ebenso überträgt der Dirigirende Senat die Sache einem andern Plenum, wenn er ein Plenumsurtheil vernichtet. Ergeben sich aber neue Thatsachen, welche die Unschuld des Verurtheilten oder die Falschheit der Beweise, auf welche das rechtskräftige Urtheil des Friedensrichters oder Plenums sich stützt, begründen, so kann die Sache erneuert werden, jedoch nicht anders als auf Genehmigung des Criminal-Cassationsdepartements des Dirigirenden Senats.

Was endlich die Vollstreckung der Strafurtheile betrifft, so treten die Urtheile der Friedensrichter in Rechtskraft: 1) wenn binnen 24 Stunden nach der Urtheilsverkündigung keine der Parteien ihre Unzufriedenheit gemeldet hat; 2) wenn nach der Meldung der Unzufriedenheit in der gesetzlichen Frist keine Appellation angezeigt ist; 3) wenn nach Meldung der Unzufriedenheit mit einem Endurtheil in der gesetzlich bestimmten Frist keine Cassationsgesuche eingereicht werden oder das vorgebrachte Gesuch unbeachtet geblieben ist, und 4) wenn gegen das wider Abwesende gefällte Urtheil weder ein Gesuch um Wiederholung der Verhandlung noch eine Appellationsklage, wo eine solche gestattet ist, vorgebracht ist. Das rechtskräftige Urtheil wird sofort vollstreckt und zwar vom Friedensrichter selbst, und wenn es sich um die Vollstreckung eines Plenumsurtheils handelt, entweder von demjenigen Friedensrichter, in dessen Districte die Sache begonnen, oder sie

Digitized by Google

wird von dem Präsidenten angeordnet. Falls die Vollstreckung die Gegenwart des in demselben Districte wohnhaften Verurtheilten erfordert, so wird er dazu vorgeladen und, wenn er ohne rechtlichen Grund ausbleibt, durch die Polizei vorgeführt. Ist der Verurtheilte dagegen in einem andern Districte wohnhaft, so muß der betreffende Friedensrichter vor der Urtheilsvollstreckung benachrichtigt werden. So viel von dem Criminalproceß vor den Friedensgerichten.

Was dagegen die civilprocessualische Competenz derselben betrifft, so gehören vor die Friedensgerichte 1) Forderungen aus persönlichen Verbindlichkeiten und Verträgen und wegen beweglichen Vermögens bis zu 500 Rubel; 2) Forderungen von Schadenersatz bis zu 500 Rubel oder wenn der Betrag nicht genau angegeben werden kann; 3) Forderungen aus persönlichen Beleidigungen und Ehrenverletzungen; 4) Forderungen von Wiederherstellung des gestörten Besitzes, und 5) Forderungen aus Dienstbarkeitsrechten, wenn seit ihrer Verletzung nicht mehr als ein Jahr verflossen ist. Außer diesen Sachen kann der Friedensrichter jeden Streit und jede Civilklage zur Verhandlung annehmen, wenn beide Parteien ihn ersuchen, den Streit nach reinem Gewissen zu entscheiden, jedoch läßt das Friedensurtheil in solchen Sachen als endgültig keine Appellation zu. Vor den Friedensrichter dagegen gehören nicht 1) Forderungen aus Eigenthums- oder Besitzrechten an Immobilien, welche durch formelle Acte bestätigt sind; 2) Forderungen, welche das Interesse der Kreisverwaltungen berühren, mit Ausnahme der Forderungen zur Wiederherstellung des gestörten Besitzes, und 3) Forderungen unter Dorfbewohnern, welche vor ihre eigenen Gerichte gehören, es sei denn, daß beide Parteien die Entscheidung derartiger Sachen einem Friedensrichter überlassen. Die Forderung wird bei demjenigen Friedensrichter eingereicht, in dessen District der Beklagte wohnhaft ist, und ist sie gegen in verschiedenen Districten wohnhafte Beklagte gerichtet, bei demjenigen Friedensrichter, welchen der Kläger dazu erwählt. Nur Forderungen um Wiederherstellung des gestörten Besitzes aus Dienstbarkeitsrechten, aus rechtswidrigem Abweiden und Ueberschwemmen, überhaupt aus Schadenersatzverpflichtungen bei Immobilien werden an dem Orte vorgebracht, wo diese Immobilien sich befinden. Etwaige Competenzconflicte werden ebenso entschieden wie in Criminalsachen. Die Einrichtung der Klage kann eine schriftliche sein, aber dieselbe auch ebenso gut mündlich erhoben werden. Die mündliche Klage wird vom Friedensrichter ins Hauptbuch eingetragen, dem Kläger vorgelesen und, falls er schriftfähig ist, von ihm unterzeichnet. Sogleich aber bei der Erhebung der Klage und spätestens bis 2 Uhr mittags vor dem Erscheinungstermine muß der Kläger die schriftlichen Beweise zur Begründung der Klage, die er etwa besitzt, dem Friedensrichter einhändigen und dieser über den Empfang derselben quittiren. Dann folgt die Vorladung des Beklagten und des Zeugen in ganz gleicher Weise wie in Criminalsachen, die Proceßverhandlungen mündlichen und öffentlichen Verfahrens, einschließlich des Beweisverfahrens, und endlich des Urtheils. Dasselbe wird vom Friedensrichter kurz abgefaßt und den Parteien in Gegenwart aller Anwesenden verkündet unter gleichzeitiger Belehrung über die Appellationsfrist. Hinsichtlich der Ausarbeitung und der etwa verlangten Abschrift des Urtheils gelten dieselben Grundsätze wie für das Criminalurtheil und ebenso betreffs der Vollziehung der rechtskräftigen Friedensrichterurtheile. Die Frist zur Einreichung der Appellationsbeschwerde ist eine monatliche vom Tage der Urtheilsverkündigung an und wird in zwei Exemplaren eingereicht, von denen eines nebst allen Beilagen und Proceßacten der Friedensrichter binnen drei Tagen nach Empfang an das Friedensplenum, das andere an die Gegenpartei sendet. Privatklagen gegen Anordnungen des Friedensrichters müssen binnen sieben Tagen nach der Gerichtsverfügung erhoben werden mit Ausnahme der Klagen über Verzögerung, deren Einreichung an keine Frist gebunden ist. Die letztern gehen sowie alle Appellationsklagen an das Plenum, wo sie ohne Vorladung der Par-

Digitized by Google

teien geprüft werden, ohne daß die Parteien das Recht verlieren, zu mündlichen Erklärungen zugelassen zu werden. Die Verhandlungen im Plenum sind für Civilsachen ganz dieselben wie für Criminalsachen, und auch die Abänderung der Friedensrichterurtheile und der Plenumsurtheile im Wege der Cassation beruht auf denselben Grundsätzen im Civil- wie im Criminalproceß, sodaß das oben Gesagte zu wiederholen unnütz wäre.

Mit diesem Institute der Friedensgerichte hat Rußland die Bahn des Fortschrittes, dessen seine Justiz schon lange bedürftig war, endlich betreten, und dasselbe wird unter sorgsamer Pflege der Bevölkerung, die auch ihrerseits für tüchtige Besetzung des wichtigen Amts zu sorgen hat, gewiß auch im Norden zu der Blüte gedeihen, deren es sich überall erfreut, wo man es eingeführt hat. Wenn auch fremden Ursprungs, fügt sich das Institut der Friedensgerichte doch leicht den Bedürfnissen einer jeden Nation.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Die jüngsten Sitzungen der Britischen Association zur Förderung der Wissenschaften gewährten eine reichhaltige geographische Ausbeute. Wir machen nach ihren Berichten die folgenden Mittheilungen.

E. Whymper berichtet über seine Reise nach Nordgrönland im Sommer 1867. An der Ausführung seines kühnen Plans verhindert, das gletscherbedeckte Innere des arktischen Continents zu erkunden, beschränkte er seine Forschungen hauptsächlich auf die Küste von Discobai und die Insel Disco, wo er namentlich eine große Sammlung von fossilen Pflanzen zusammenbrachte, welche dem Professor Heer, dem sie zur nähern Untersuchung behändigt wurden, sehr ausreichende Beweise für die freilich schon früher gewonnene Ansicht geliefert haben, daß während der miocänischen Periode in jenen Breiten (69° nördl. Br.) ein warmes Klima herrschte. Jene Küsten, wo jetzt die größten Büsche höchstens eine Stammdicke von einem Zoll haben, waren damals nicht nur von Fichten, Birken und Pappeln, sondern auch von Eichen, Buchen, Walnußbäumen, Kastanienbäumen und Magnolien bestanden. Gegenwärtig ist das Innere innerhalb der aus mehrern Ketten bestehenden Küstengebirge ein Plateau von Gletschereis, welches allmählich über die niedrigen Ufer in die See gleitet und weder eine Spur von Pflanzenwuchs, noch selbst einen Kiesel oder ein Stückchen Erde mit sich führt. Der alte eingeborene Grönländer machte seine Werkzeuge aus Knochen und Steinen, welche man dem Todten in die Erde mitgab; weshalb solche alten Werkzeuge in großer Anzahl in den Gräbern vorgefunden werden; auch Whymper erwarb eine werthvolle Sammlung derselben. In Jacobshavn fand er alte Werkzeuge aus Kieselstein, Quarz, Chalcedon, Achat, Jaspis, Steinkrystall, Nephrit, Hornblende, Schiefer; viele davon waren vortrefflich gearbeitet. Die wichtigsten Thiere an der Küste sind gegenwärtig die Robben, von denen es fünf scharf unterschiedene Arten gibt. Nicht selten werden 50—60000 Felle in einem Jahre an die Händler verkauft; wahrscheinlich werden im ganzen jährlich nicht weniger als 100000 Robben erlegt. Die Grönländer leben fast ausschließlich von Seehundsfleisch, und sollte der Seehund jemals aussterben, wie nach dem gegenwärtigen Zerstörungsmaße fast anzunehmen, so wird es mit den Eingeborenen ebenfalls der Fall sein. Nach dem Seehunde ist der Hund das wichtigste Thier; infolge von Seuchen nimmt dasselbe jedoch schnell an Anzahl ab. In Jacobshavn und der Umgegend sind nur noch wenige Gespanne für die Schlittenfahrt verblieben; die Administration ist bemüht, die Seuche durch

Digitized by Google

Tödtung aller angesteckten Thiere auszutilgen. Der Eisbär ist nicht so zahlreich in Grönland, wie man gewöhnlich annimmt; er kommt nur an drei oder vier Stellen vor; 50 Häute jährlich ist durchschnittlich alles, was die Händler im ganzen Lande erhalten. Die Schwimmkraft dieses Thieres ist eine außerordentliche. Man hat viele Meilen vom Lande in der offenen See einen Bären getödtet, welcher sich so lange im Wasser aufgehalten hatte, daß das Haar vom Meerschlamme grün geworden war. Der Bär wird beim Cap Farewell angetroffen, aber nicht weiter nördlich an der Westküste, bis jenseit des 69. Grades, wo er wieder erscheint. Er wird auf dem Eise von der nach Süden setzenden Strömung an der Ostküste hergeführt. Dem Narwal wird von den Grönländern sehr nachgestellt, weil sie ihre Harpunenspitzen aus seinen Stoßzähnen machen. Sie nehmen dazu gewöhnlich kleine Stoßzähne; wenn sie solche jedoch nicht bekommen können, so stehen sie nicht an, die Spitze von größern abzubrechen. Der Narwal hat das Vermögen, die abgebrochene Spitze seines Stoßzahnes zu ersetzen; eine Thatsache, welche Whymper selbst beobachtet hat. Narwalstoßzähne haben ungefähr denselben Werth wie anderes Elfenbein. Vor einigen Jahren wurde aber ein schöner Stoßzahn mit 30 Pfd. St. bezahlt, indem, wie es hieß, ein neuer Tempel in China gebaut wurde, für dessen Verzierung Narwalstoßzähne erforderlich waren. Die Eidergänse sind noch immer sehr häufig und werden stellenweise zu Tausenden beisammen angetroffen; sie werden aber dermaßen hingeschlachtet, daß sie nach 100 Jahren wol selten geworden sein dürften. Sie sammeln sich in solcher Anzahl, daß, wenn sie vom Wasser auffliegen, das Rauschen ihrer Flügel dem Krachen eines zusammenstürzenden Eisberges gleicht. Früher, als die Grönländer noch nicht den Werth der Eiderdunen kannten, nahmen sie nur die Eier aus, ließen aber die Dunen in den Nestern. Der Fortschritt der Cultur hat sie jedoch gelehrt, die Nester sowol der Dunen wie der Eier zu berauben. Wenn die Eidergans ihre Eier gelegt hat, pflückt sie die Dunen von ihrer eigenen Brust, um das Nest auszufüttern. Diese Dunen werden von den Räubern weggenommen, und die unglückliche Gans rupft sich zum zweiten mal für ihre Eier. Die Dunen werden wieder weggenommen, ebenso zum dritten male; die Nester werden dann nicht weiter gestört, weil die Gans sonst nicht mehr zu ihrem Neste zurückkommen dürfte. Die Bevölkerung von Grönland beträgt an 10000 Einwohner, von welchen 4000 die nördlichen und 6000 die südlichen Bezirke bewohnen. Beide Geschlechter sind sich an Anzahl ziemlich gleich. Ueber die Hälfte der Bevölkerung sind Halbblut. Der Wuchs der Grönländer ist etwas unter dem durchschnittlichen Wuchse der Europäer. Sie können sehr hüßlich sein, sind aber mitunter hübsch. Sie sind nicht langlebig. Von der ganzen Bevölkerung sind nur 11 Proc. über 45 Jahre. Sechzig Jahre gilt für ein sehr hohes Alter. Ihre Kleidung wird fast ausschließlich aus Seehundsfellen gemacht und besteht aus einem um den Hals enganschließenden Rocke und engen Hosen. Die Stiefel sind doppelt; der äußere ist aus Seehundsfell ohne Haare, der innere aus Hundsfell mit dem Haar nach innen. Europäische Stiefeln sind für Grönland nicht geeignet; der Erdboden ist von den Gletschern so abgeschliffen, daß es fast unmöglich ist, in andern als einheimischen Stiefeln zu gehen. Unter den 2000 Männern in Nordgrönland geht ungefähr ein Drittel auf den Robbenfang, was ausschließlich im Sommer vermittels der Kajak geschieht. Es ist nur Nothwendigkeit, was den Grönländer im Kajak austreibt. Es gibt viele, selbst junge Leute, welche es meiden; sie scheinen aber nicht geringer geachtet zu werden als diejenigen, welche die Arbeit verrichten. Die Grönländer zeigen eine wunderliche Mischung von Kühnheit und Furchtsamkeit. In ihren Kähnen führen sie Fahrten aus, welche einen Europäer auf eine harte Probe stellen würden, während sie sich von allerlei Phantomen eine wahrhaft kindische Furcht einjagen lassen. Ein zorniger Blick, eine Miene genügt mitunter, sie einzuschüchtern. Sie sind in steter Besorgniß vor fabelhaften wilden Thieren, und die bloße Erwähnung des eis-

Digitized by Google

bedeckten Innern ihres Landes macht sie schaudern. Sie wagen sich nur ungern aus der Gegend fort, mit der sie bekannt sind, und haben Scheu vor der Begleitung eines Fremden. Der Grönländer gibt gewöhnlich weder Freude noch Leid äußerlich zu erkennen. Man gewahrt selten jemand in Zorn, selbst das Schmollen wird selten beobachtet. Dankbarkeit für Geschenke muß man nicht erwarten. Wenn einer etwas besitzt, so gilt es nur für recht, daß er gibt. Dabei ist jedoch zu erwägen, daß alles Eigenthum bei den Grönländern gemeinsam ist. Der Grönländer hat einen großen Widerwillen gegen Seife, die er nie benutzt, außer zum Waschen der Todten. Die Ehrlichkeit hält man kaum für eine Tugend, sie ist eine Gewohnheit. Während der ganzen Anwesenheit Whymper's im Lande wurde ihm von den Eingeborenen, obgleich sie fortwährend Gelegenheit hatten ihn zu berauben, auch nicht eines Penny Werth entwendet. Sir Charles Lyell, der berühmte Geologe, machte auf die von Whymper gesammelten Pflanzenfossile besonders aufmerksam. Whymper habe, bemerkte Lyell, die Sammlung im Auftrage der Britischen Association und der Königlichen Societät gemacht, indem dieselbe sich für diesen Gegenstand interessirt habe, infolge der auffallenden, durch früher in Grönland und Spitzbergen gefundene Pflanzenreste gelieferten Beweise, daß in den miocänischen Zeiten in der Polarregion ein viel wärmeres Klima als gegenwärtig gewesen sei. Whymper habe diesen Auftrag gewissenhaft und mit gutem Erfolge ausgeführt und eine reichhaltige Pflanzensammlung heimgebracht, die sich in Professor Heer's Händen befinde. Man habe übrigens Beweise, daß zwischen jener alten wärmern Periode und der jetzigen Zeit ein noch viel kälteres Klima geherrscht habe. Das war während der Eiszeit der Fall, wo Norfolk und Suffolk (in England) von Eisbergen besucht wurden, welche theilweise von Landeis gebildet waren, das von den damals mit weiten Gletscherfeldern bedeckten nördlichen Regionen heruntertrieb. Die gegenwärtig in Norfolk und Suffolk gefundenen Muscheln jener Periode sind entschieden von arktischem Charakter. Whymper habe zwar nicht viele neue Species fossiler Pflanzen, aber die Früchte von Species gebracht, von denen vorher nur die Blätter bekannt waren, wodurch Professor Heer in den Stand gesetzt sei, seine Vermuthungen hinsichtlich des wahren Charakters jener Pflanzen zu bestätigen. Man sei deshalb hinsichtlich mehrerer Species zu wichtigen und befriedigenden Resultaten gelangt, z. B. bei der Magnolia, von der man jetzt bestimmt weiß, daß sie in miocänischen Zeiten in den arktischen Regionen gewachsen sei. Das Vorkommen einer Eiche mit sechs Zoll langen Blättern, der Rebe, der Platane und ähnlicher Bäume setze große Sommerhitze voraus, während die Anzahl der Dicotyledonen zeige, daß die Kälte im Winter nicht sehr groß gewesen sein könne. Was die Ursachen dieser großen Veränderungen des Klimas betrifft, so beharrt Lyell bei seiner früher aufgestellten Ansicht, daß die Hauptursache die veränderte Vertheilung von Land und See und die daraus entstehende Veränderung in der Richtung der Meeresströmungen zwischen den äquatorischen und den Polarregionen sei. Referent kann nicht umhin, seine völlige Zustimmung zu diesen Ansichten des großen Geologen hier auszudrücken. Welche große Veränderungen würde nicht schon das Aufhören der durch bloße Flußanschwemmung entstandenen Landenge von Tehuantepec bewirken! Indem sich dann die atlantische Aequatorialströmung mit der pacifischen vereinigte, würde der Golfstrom aufhören und mithin das ganze Nordwesteuropa in dem Klima von Labrador liegen!

Professor E. P. Wright theilte Noten über die Seychellen mit. Diese Inselgruppe liegt im Indischen Ocean, 950 englische Meilen von Mauritius und 340 von Madagaskar; sie besteht aus 30 Inseln und besitzt ihrer Producte wegen, welche Professor Wright im Jahre 1867 untersucht hat, großes Interesse. Die Gruppe wurde wahrscheinlich bereits von Basco de Gama im Jahre 1502 entdeckt. Im Jahre 1742 landete Kapitän Picault auf der größten Insel und nahm im Namen Frankreichs von

Digitized by Google

der Gruppe Besitz. Ihr gegenwärtiger Name wurde ihr später zu Ehren eines französischen Beamten, des Vicomte Hérault de Sechelles, gegeben. Während der Französischen Revolution und später wiederholt benutzten die Franzosen die Inseln zur Deportation politischer Sträflinge, und so fanden sich Mitglieder der ersten adelichen Familien Frankreichs an den Küsten dieser Inseln mit fast nichts als der ihnen verwilligten Landstelle zum Lebensunterhalt. Die Deportirten heiratheten von Mozambique eingeführte Sklavinnen, wodurch der Grund zu der gegenwärtigen Bevölkerung der Inseln gelegt wurde. Unter der Gouverneurschaft des Chavalier de Quincey im Jahre 1794 wurden die Inseln dem englischen Commodore Newcome, welcher den Hauptort zu bombardiren drohte, übergeben. Gegenwärtig stehen die Inseln unter einem englischen Civilcommissar, welcher der Regierung von Mauritius untersteht. Die größte Insel der Gruppe ist Mahe, 18 Meilen lang und 7 Meilen breit, die zweitgrößte ist Praslin, an zwei Drittel so groß wie Mahe. Der Hauptort ist Port Victoria, gelegen in einer schönen Bai, ein vortrefflicher, mit zwei Einfahrten versehener Hafen, wo nicht nur die großen Dampfer der Messageries Impériales, sondern auch die großen Kriegsschiffe des englischen Sklavenhandelgeschwaders völlig vor Winden geschützt liegen. Die Inseln liegen außerhalb des Bereichs der Orkane, welche Mauritius und die indischen Küsten heimsuchen, obwol sie einmal den Verwüstungen eines schrecklichen Teifun ausgesetzt waren. Es regnete unausgesetzt fünf Tage lang; am Ende des vierten Tages erhob sich ein großer Sturm, und ein Einsturz, 300 Fuß in der Breite, riß von einer steilen Anhöhe her alles mit sich fort. Granitblöcke von 50—60 Tonnen an Gewicht rollten in dieser gewaltigen Erdlavine herunter und zerstörten fast die ganze Stadt Victoria. Sie wurde unter der Leitung des gegenwärtigen Commissars Swinbure Ward wieder erbaut und hat jetzt ein recht hübsches Ansehen. Die Häuser sind sämmtlich von Korallen gebaut und mit Holz gedeckt. Nach dem letzten Census betrug die Bevölkerung der ganzen Gruppe 7500. Die Temperatur während der kalten Jahreszeit beträgt durchschnittlich 83° F. während des Tags und 75° des Nachts. Das Klima ist vortrefflich und die Hitze fast niemals drückend. Die einzige ernstliche Krankheit ist der Aussatz; Curieuse, eine der kleinern Inseln, ist vielleicht die einzige Station unter der britischen Krone, wo sich ein Aussatzhospital befindet. Diese Insel ist die Heimat einer der merkwürdigsten Pflanzen der Welt, der Riesenpalme, welche die doppelte Kokosnuß trägt. Die in den Sechellen übliche Sprache ist französisch, aber unter den untern Klassen sehr wunderlich corrumpirt. Die Conjugation der Verben, die Declination der Pronomina und überhaupt alle grammatischen Formen sind abgestoßen. Eine der üblichsten Phrasen ist „Moi ne cont pas" („Ich weiß nicht"). Manche Wörter haben einen Vocal eingeschoben, wie „gelisser" statt glisser, „belouse" statt blouse. Es ist diese starke Corruption eine merkwürdige, da vor nur drei Generationen die Sprache von den ursprünglichen Ansiedlern in vollkommener Reinheit gesprochen wurde. Das höchste Gebirge in Mahe erhebt sich 3500—4000 Fuß. Mit Ausnahme einiger Porphyradern bestehen die Inseln ganz aus einer Kette von Granitbergen, welche bis zum Gipfel mit tropischem Pflanzenwuchs bekleidet sind. Die Korallenriffe liegen gewöhnlich in einiger Entfernung von der Küste. Wenn man von der See aus auf das Land blickt, so sieht man, daß zwei scharf begrenzte Vegetationszonen die Abhänge umziehen. Die untere Zone besteht aus einem dichten Wuchse tropischer Pflanzen, wo die Kokospalme in großen Hainen steht, welche den Reichthum der Inseln ausmachen. Im Jahre 1866 exportirten die Sechellen Kokosnußöl zum Werthe von 24000 Pfd. St. Manioc, Reis, Zimmt, Banane, Brotfrucht, Ananas werden in der untern Zone gezogen. Die Vögel in den Sechellen sind neuerdings von dem Ornithologen Edward Newton gesammelt und darunter mehrere eigenthümliche Species

Digitized by Google

gefunden worden. Die See in der Nähe von Port Victoria gewährt oft das prachtvolle Schauspiel des phosphoreſcirenden Lichts.

Dr. K. J. Mann berichtete über die Goldfelder Südafrikas. Die Entdeckung oder Wiederentdeckung des ausgedehnten Goldfeldes im Norden der Transvaal-Republik im Innern von Südafrika verdankt man dem Unternehmungsgeiſte des kühnen deutſchen Reiſenden Karl Mauch, welcher im Jahre 1864 in Natal ankam in der Abſicht, ſich von dort allmählich durch das Gebiet des Zambeſi und das äquatoriſche Afrika hindurchzuarbeiten. Während er das Transvaal in verſchiedenen Richtungen durchforſchte, traf er den Engländer Hartley, einen wohlbekannten Elefantenjäger, und begleitete ihn auf einer Expedition jenſeit des Limpopoſluſſes. Inzwiſchen hatte er von einem andern Jäger, C. Hornſen, viel werthvolle Auskunft über das Land jenſeit des Transvaal erhalten. Mauch's ganze Ausrüſtung für dieſe Reiſe war in einem kleinen Koffer enthalten, und der wiſſenſchaftliche Theil derſelben beſtand in einem kleinen Taſchenkompaß; dies war in mancher Hinſicht vortheilhaft, da alle wiſſenſchaftlichen Inſtrumente von Moſilikatze, dem Häuptlinge, durch deſſen Gebiet die beabſichtigte Reiſe ging, mit Argwohn angeſehen wurden. Hartley und ſein Gefährte hatten zunächſt vor, der Spur des Elefanten durch das Hochland zu folgen, welches die Waſſerſcheide zwiſchen den Flüſſen Limpopo und Zambeſi bildet zwiſchen dem 16. und 23. Breitengrade. Nachdem die Reiſenden erſt dem Limpopo gefolgt waren, ſoweit er nach Norden zieht, verließen ſie den Fluß an dem Punkte, wo er ſich nach Oſten wendet, und erklommen dann das hohe Land, wo Moſilikatze gebietet. Daſſelbe erhebt ſich 7000 Fuß hoch und beſteht aus einem breiten Tafellande von Granit, welches mit regelmäßigen Reihen von kleinen Hügelbuckeln befeſtigt iſt. Am 27. Juli 1866 theilte Hartley ſeinem Gefährten mit, er ſei bei Verfolgung eines verwundeten Elefanten zu mehrern, künſtlich in einer Quarzmaſſe gebrochenen Löchern gekommen, wo augenſcheinlich in frühern Zeiten eine Art Grubenwerk betrieben worden ſei. Mauch bewaffnete ſich mit einem Hammer und ſchickte ſich zur Unterſuchung dieſer Gruben an. Nach einem langen Marſche erblickte er, als er über einen Bach ging, vor ſich einen hellglitzernden Streifen, eine Ader von weißem Quarz, welche ſich quer über die nackte Erdoberfläche hinzog. Die Ader war 4 Fuß dick und in der Nähe war eine Grube, 10 Fuß weit, welche Quarzſtücke, Schlacke, Kohlenaſche und Stücke gebrochener thönerner Gebläſeröhren enthielt: offenbar eine alte Schmelzſtätte. Weiterhin befanden ſich zahlreiche ähnliche Gruben, wo er eine Anzahl goldhaltiger Quarzſtücke ſammelte. Zwei Tage darauf beſuchten Hartley und Mauch die Stelle zuſammen und ſetzten ihre Unterſuchungen fort. Sie fanden, daß die Gruben ſich über eine Strecke, 2 Meilen lang und $1^1/_4$ Meile breit, ausdehnten. Sie ſetzten jetzt ihre Reiſe in nördlicher Richtung nach dem Zambeſi zu über ein Land von im ganzen derſelben Beſchaffenheit fort, bis ſie einen Punkt, 160 Meilen von der portugieſiſchen Niederlaſſung Tete, erreichten. Hier wurde eine zweite goldreiche Strecke entdeckt. Die Reiſenden brachten von hier Quarzſtücke, welche ſehr feines Gold gaben; von einem Specimen wurden ſpäter 200 Doll. Werth des edeln Metalls gewonnen. Die Nachſuchung war mit einer großen Schwierigkeit verknüpft, der Anweſenheit eines Eingeborenen wegen, welchen ihnen der ſchlaue Moſilikatze zur Begleitung geſchickt hatte, um alle ſolche Unterſuchungen zu verhindern; die Unterſuchungen, welche ſie dennoch anſtellten, mußten heimlich vorgenommen werden. Der Bezirk, in welchem Anzeichen von Gold beobachtet wurden, erſtreckt ſich an 200 Meilen von Süden nach Norden. Mauch hat ſeitdem (im Jahre 1867) eine zweite Reiſe weiter nach Weſten gemacht. Vor ihm hatte man nur wenig nähere Kenntniß von der Gegend zwiſchen Limpopo und Zambeſi; das Wenige war durch den Miſſionar Moffat (Livingſtone's Schwiegervater) mitgetheilt worden. Ein beträchtlicher Theil der von Mauch gemachten Route geht durch bisher ganz unerforſchtes Land. Er hat nunmehr die von ihm

Digitized by Google

ursprünglich beabsichtigte Reise durch Centralafrika angetreten, nachdem er im Frühjahre 1868 Natal wieder besucht und sich mit den erforderlichen wissenschaftlichen Instrumenten versehen hat. Bis Mosilikatze's Kraal begleitet ihn Saint-Vincent Erskine, der Sohn des Colonialsecretärs von Natal, welcher, nachdem er von Karl Mauch sich verabschiedet hat, den Limpopo hinuntergehen und somit unsere Kenntniß dieses unbekannten Flusses vervollständigen will.

Professor H. Bámbéry machte Mittheilungen über die Uiguren. Die Uiguren sind der älteste unter den türkischen Stämmen und bewohnten früher einen Theil der chinesischen Tatarei, welcher gegenwärtig eine gemischte Bevölkerung von Türken, Mongolen und Kalmücken hat. Sie haben zuerst das Türkische zur Schriftsprache gemacht, wobei sie das Alphabet von den nestorianischen Christen entlehnten, welche bereits im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach ihrem Lande zogen. Die in jener Schrift abgefaßten uigurischen Manuscripte gewähren mithin die ältesten und werthvollsten Data zur Erforschung der Geschichte Centralasiens sowie der ganzen türkischen Rasse. Diese Manuscripte sind jedoch von großer Seltenheit, und Bámbéry glaubt, daß er alles, was in der Uigursprache entdeckt worden ist, gesammelt hat. Es ist eine interessante Thatsache, daß die Uiguren zu einer Zeit, wo die westliche Welt sich noch in Unwissenheit und Barbarei befand, eine Literatur besaßen und Liebhaber von Büchern waren. Das werthvollste Manuscript, das Bámbéry sich verschafft hat, trägt das Datum 1069 und wurde in Kaschgar geschrieben; es handelt von ethischen und politischen Fragen und bildet eine Art von Handbuch für Könige, um Rath zu ertheilen, wie sie mit Gerechtigkeit und Erfolg regieren sollten. Das Buch gewährt uns eine Einsicht in die socialen Zustände des interessanten Volks und bildet gewissermaßen die Grundlage der spätern Satzungen, von welchen alle Türken regiert werden. Nachdem Bámbéry im vorigen Jahre seine „Philologischen Untersuchungen in der türkischen Sprache Centralasiens" beendigt hat, beabsichtigt er jetzt eine Abhandlung über die uigurischen linguistischen Monumente zu veröffentlichen, welche mehr von den Ueberresten der Uigurliteratur geben wird, als bisher bekannt geworden ist. Er gedenkt auch zu zeigen, daß die Tataren in frühern Zeiten nicht solche Barbaren waren, wie sie jetzt sind, und daß ihre Civilisation eine frühere als die des Westens war.

W. G. Palgrave sprach von der türkischen Nordostgrenze und den dortigen Stämmen, namentlich von der mit dem Kaukasus parallel ziehenden Gebirgsregion an der Grenze des russischen Georgien, durch welche Region er im Sommer 1867 eine Reise machte. Das Gebirge umschließt eine Folge fruchtbarer, zur Ansiedelung einladender Thäler. Er wurde denn auch durch den unerwarteten Anblick einer dichten Bevölkerung überrascht, die sich während der letzten Jahre hier angesiedelt hat und sich zu einer neuen Nationalität entwickeln zu wollen scheint. Da die Zugänge zu diesen Thälern nur durch schwierige Pässe stattfinden, so sind sie natürliche Befestigungen, die mit allen Mitteln zur Vertheidigung wie zu Einfällen in feindliches Nachbarland wohl versehen sind. Vor 50 Jahren war diese Gegend nur schwach bevölkert, sodaß nur an 10—15 Einwohner auf die englische Quadratmeile kamen; jetzt ist sie von regem Leben erfüllt infolge der Einwanderung von Turkomanen, Kurden, Georgiern und Tscherkessen. Palgrave, der die Reise von Kars aus machte, wurde von dem Pascha und einer zahlreichen Cavalcade von Adelichen und deren Anhang begleitet, indem man dem britischen Beamten Ehre zu erzeigen wünschte. Seine Reise erstreckte sich in gerader Linie 140 Meilen; sie war jedoch in Wirklichkeit noch einmal so weit, indem er rechts und links abbog, um die verschiedenen Ortschaften zu besuchen. Die Landschaft war überall großartig und übertraf an Schönheit alles, was die Schweiz bietet. Der sämmtliche Adel des Landes gehört zu einer vorherrschenden Familie, welche durch Verehelichung mit neuen Ankömm-

Digitized by Google

lingen, namentlich aber mit den noch immer durch ihre Schönheit ausgezeichneten Georgierinnen ein durch intellectuelle und physische Eigenschaften hervorragender Menschenschlag geworden ist. Auf jeder Höhe öffneten sich dem Reisenden neue Aussichten auf Thäler, besetzt mit blühenden Dorfschaften von neuen weißen Häusern, von einem kleinern Kreise von Gärten und einem weitern von bestellten Feldern umzogen. Der Pascha sagte, daß zu seines Vaters Zeiten hier nur 15 Dörfer vorhanden waren, während es jetzt 83 gibt, mit je 20—200 Häusern. Er erwähnte auch, woher die Bevölkerung eingewandert ist. Die Turkomanen, deren Land von den Russen erobert worden ist, sind mit der russischen Regierung unzufrieden, sodaß sie sich fortwährend nach passenden Orten umsehen, sich anderswo niederzulassen. Es wurde ihnen daher türkischerseits mitgetheilt, daß, wenn sie sich im türkischen Gebiete niederlassen wollten, ihnen Grundstücke nebst Unterstützung zum Häuserbau zuertheilt sowie völlige bürgerliche und religiöse Freiheit gewährleistet werden würde. Darauf zogen jährlich an 5000 Turkomanen über die Grenze. Die Russen trieben sodann die kriegerischen Tscherkessen fort, welche ihnen unter Schamyl so lange widerstanden, und mit diesen auch friedliche Tscherkessen in Menge. Alle diese Leute suchen Zuflucht in der Türkei und erhielten Landverwilligungen im Bezirk Ararat. Ferner siedeln sich dort die Kurden an, welche durch die anarchischen Zustände in Persien aus ihrer Heimat vertrieben werden. Da die Kurden ausschließlich Hirten sind, so finden sie in den fetten Weiden des Bezirks bald eine neue Heimat. Alle diese Leute verschiedener Abstammung sind nicht blos Adeliche und Bauern, sie sind sämmtlich Krieger, in Gefühl einer gemeinschaftlichen Gefahr durch gemeinschaftlichen Eifer für ihre asiatische Nationalität erfüllt. Die leitende Familie dieser neu sich bildenden Nationalität wird gewöhnlich die Trapezunter genannt, weil deren Gründer zur Zeit Mohammed's II. Gouverneur von Trapezunt war. Palgrave ist der Ansicht, daß dieses neue Volk mit dem ottomanischen Reiche verbunden bleiben und den Ausschreitungen Rußlands in dieser Richtung einen kräftigen Damm entgegensetzen dürfte, oder es könnte sich auch zu einer unabhängigen Nationalität entwickeln und als Englands Verbündeter und Freund bei dem großen Werke der Verbindung zwischen Europa und Indien durch das Euphrat- und Tigristhal, dessen Schlüssel es in Händen hat, behülflich sein.

Dr. Hyde Clarke machte einige Bemerkungen „über den Fortschritt der Türkei". Der Ackerbau ist durch Einwanderung, wenn auch wenig durch Maschinenwesen, gefördert worden. Der durch Regierungsunterstützung aufgemunterte Baumwollbau wird durch den Fall der Preise gehemmt. Einfuhr und Ausfuhr nehmen sowol an Quantität wie an Werth zu. Die Zunahme der Staatseinkünfte ist eine regelmäßige, die Ausgaben haben jedoch in erhöhtem Grade zugenommen, und die Verlegenheiten der Regierung sind allgemein bekannt. Das Eisenbahnsystem hat nur beschränkte Ergebnisse; der Telegraph aber erweist sich überall im Reiche von großer Wirkung, indem er die Märkte wesentlich beeinflußt und Unternehmungen in bemerkenswerther Weise anregt. Die Annahme, daß gewisse Elemente der Bevölkerung aussterben, ist unbegründet. Die Ausbreitung des Schulunterrichts unter allen Klassen und die Entwickelung der politischen Rechte unter der früher unterdrückten Bevölkerung deuten die Verbreitung größerer Kraft und Energie an; die Regierung ist jedoch noch immer ihren Unterthanen weit voraus, und der Fortschritt hängt in Wirklichkeit von dem Fortschritt des allgemeinen praktischen Unterrichts ab.

Professor Huxley berichtete über Organismen, die auf dem Boden des nordatlantischen Oceans in der Tiefe von 6—15000 Fuß leben. Der Professor untersuchte im Jahre 1857 Probestücke von Schlamm aus dem nordatlantischen Meeresboden und veröffentlichte seine Beobachtungen im folgenden Jahre gelegentlich der Untersuchungen über das sogenannte Telegraphplateau unter dem Titel „Tiefseesondirungen im nordatlantischen Ocean". Er beschrieb darin gewisse kleine ovale Stückchen von kohlensaurem Kalk

Digitized by Google

als Kokkolithen. Dr. Wallich beschrieb dann 1806 und 1861 in Aufsätzen über das Leben in der Meerestiefe außer den Kokkolithen Körperchen, die er Kokkosphären nannte, und die er für den Ursprung der erstern hielt. Sorby hat ferner die interessante Entdeckung von Kokkolithen in der Kreide gemacht und außerdem die Tiefseesondirungen untersucht und ihre Geschichte etwas aufgehellt. Huxley hat jetzt seine frühern Specimen nebst neuern mit einem viel kräftigern Mikroskop, als dem von ihm früher benutzten, nämlich mit einem Zwölftel-Roß, untersucht und über die Geschichte sowol der Kokkolithen wie der Kokkosphären viel Aufklärung erlangt. Er zeigt, daß es erstens sowol im atlantischen Schlamm wie in der Kreide zwei Arten von Kokkolithen gibt, von denen die eine eine complicirtere Structur als die andere hat; daß zweitens beide Arten sich in einer gallertartigen, körnigen Substanz entwickeln; daß sie drittens nicht, wie Wallich annahm, von den Kokkosphären abstammen. Die Klebrigkeit des schleimigen Stoffes, welcher in den Tiefseesondirungen heraufkommt, ist größtentheils den Ansammlungen kleiner protoplasmischer Massen einer weichen gallertartigen Materie zuzuschreiben, in welcher die Kokkolithen und Kokkosphären erscheinen. Huxley ist der Ansicht, daß die Kokkolithen sich zu der sie umziehenden lebendigen gallertartigen Materie auf dieselbe Weise verhalten wie die krystallinischen Nadeln der Seegallerte oder Radiolaria zu der sie umziehenden Gallerte. Die gallertartige Materie der Kokkolithen enthält in Gruppen gesammelte Körnchen, je ungefähr $^1/_{1000}$ Zoll lang, und jede solche Gruppe hält Huxley für ein besonderes Wesen. Die größten Kokkolithen sind $^{16}/_{100}$ Zoll lang. Huxley sagt, daß wir hier die Evidenz einer weit ausgebreiteten neuen Lebensform in dieser großen Tiefe des atlantischen Seebettes haben, daß man jedoch nicht anzugeben vermöge, ob diese gallertartigen Organismen mit ihren Kokkolithen Thiere oder Pflanzen seien. Sie erinnerten ihn an den „Urschleim" der Deutschen, wie sie in ihrer weiten Verbreitung einen solchen lebendigen Teig auf der Flur des Atlantischen Oceans bilden, von welchem nach einigen die complicirtern Organismen sich entwickelt haben. Jede Masse von Körnchen sei wahrscheinlich ein besonderes Wesen mit seinen besondern Processen während des Lebens, nach dem Tode fließen sie aber zusammen und bilden die schleimige Masse.

Dr. Wyville Thompson und Dr. William Carpenter sind von einer im Auftrag der englischen Royal Society unternommenen Expedition zur Tiefseesondirung im nördlichen Golfstrom zurückgekehrt und haben eine Anzahl interessanter Nova, einige aus der Tiefe von 4—500 Faden, mitgebracht.

Dr. Percival Wright aus Dublin ist von einer Tiefseesondirung in Tiefen von 400 Faden an der Küste von Portugal zurückgekehrt und hat ein lebendiges Exemplar der portugiesischen Hyalonema, die er im Auftrage der Britischen Association zur Förderung der Wissenschaften suchte, erlangt.

Die schwedische Nordpol-Expedition hat am 30. Aug. die Höhe von 80° 52′ erreicht, und man glaubt, daß sie vorher bereits 81° 10′ erreicht hatte. Das Meer im Norden von Spitzbergen erwies eine Tiefe von 2100 Faden oder 13000 Fuß.

Da die deutsche Nordpol-Expedition heuer in Deutschland überwintert, so dürfen wir über ihre, namentlich im Osten von Spitzbergen erlangten, reichhaltigen wissenschaftlichen Resultate jetzt nähern Berichten entgegensehen. Sie erreichte am 18. Juli die Breite von 80° 30′ nördl. in 5° östl. L. von Greenwich, nur 2° 5′ südlich von der von Edward Parry auf seiner berühmten Bootfahrt erreichten Breite.

Der ebenveröffentlichte, zu Ende des Jahres 1867 aufgenommene Census von Neuseeland gibt uns folgendes Bild von dieser Colonie. Die Bevölkerung, ausschließlich der Maori und des Militärs, betrug 218637, gegen 1864, das letzte Census-

Digitized by Google

jahr, eine Zunahme von 46479 oder 26,99 Proc. Die Bevölkerung der Nordinsel betrug 79313, die der Mittelinsel 138540. Die Hauptstädte der verschiedenen Provinzen hatten folgende Einwohnerzahl: Auckland 11153, Neuplymouth 2180, Wellington 7460, Napier 1827, Nelson 5652, Picton 465, Christchurch 6647, Lyttelton 2510, Dunedin 12776, Invercargill 2006. Das Militär in der Colonie betrug 918 Mann, dabei befanden sich 175 Knaben, Weiber und Mädchen 362, wonach 1455 Personen zum Militär gehörten. Häuser gab es 54009 gegen 37996 im Jahre 1864; von Holz waren 38840, von Ziegeln oder Steinen 1182. Die Maori auf der Mittelinsel zählten 1433 Personen, nämlich 535 Männer, 427 Weiber, 263 Knaben, 203 Mädchen. Die Maori auf der Nordinsel betrugen nach ungefährer Schätzung 37107 Personen, 14897 Männer, 12353 Weiber, 9857 Kinder, woraus sich ergibt, daß die Maori in schnellem Absterben begriffen sind. Die Gesammtbevölkerung einschließlich des Militärs und der Maori betrug demnach 258632. Das eingehegte Land betrug im Jahre 1858 235561 Acres, 1861 409763, 1864 1,072383, 1867 3,455535. Davon waren bestellt im Jahre 1858 141007 Acres, 1861 226219, 1864 382655, 1867 676867. Der Viehstand (ausschließlich des Federviehs) bestand im Jahre 1858 aus 1,728093 Stück, 1861 3,038557, 1864 5,310062, 1867 8,924489. Davon waren Schafe im Jahre 1858 1,523324 Stück, 1861 2,761383, 1864 4,937273, 1867 8,418579.

Die reichlichste Ernte, die vor gegenwärtigem Jahre in den Vereinigten Staaten bisher erzielt worden ist, war die von 1860, wo der Ertrag war an Weizen 173,104924 Bushel, Roggen 21,101308, Hafer 172,634185, Gerste 15,825898, Mais 838,792740. Die heurige Ernte übertrifft diese Erträge überall noch um 20, im Mais sogar um 25 Proc. Eine ähnliche Zunahme ergibt sich in allen andern Feld- und Gartenfrüchten. Auch war die Heu- und Grasernte eine außerordentlich große. Dabei hat der Süden, obgleich er diesmal den Cerealien besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, eine beträchtliche Zunahme in seinen Stapelartikeln, in Baumwolle, Zucker, Tabak und Reis erlangt.

In Großbritannien sind im Jahre 1868 bestellt worden in Weizen 3,933924 Acres gegen 3,629784 Acres im Jahre 1867, in Gerste 2,337037 gegen 2,431801, in Hafer 4,452060 gegen 4,409899, zusammen in Cerealien 10,723021 Acres gegen 10,471484 Acres im Jahre 1867. Die Bevölkerung des Vereinigten Königreichs beträgt 30,369845 gegen 30,157473 im Jahre 1867, in Großbritannien 24,837502 gegen 24,600277, in Irland 5,532343 gegen 5,557196. Auf den Acre Weizen zählt man Köpfe in Großbritannien 6,81 gegen 7,30 im Jahre 1867, in Irland 19,23 gegen 21,22. Mit Kartoffeln waren bestellt 1,574171 Acres gegen 1,493762 Acres im Jahre 1867 und 1,549196 Acres im Jahre 1866. Der Viehstand war: Rindvieh 9,036506 gegen 8,695412 im Jahre 1867, Schafe 35,508424 gegen 33,745116, Schweine 3,166300 gegen 4,200872.

In Großbritannien werden jährlich an 80000 Tonnen Käse erzeugt zum Werthe von $3\frac{1}{2}$—4 Mill. Pfd. St.

Die Staatseinkünfte Großbritanniens im Jahre 1868 beliefen sich auf 70,307562 Pfd. St., im Jahre 1867 auf 69,470471 Pfd. St.

Sehr bezeichnend für die bisherigen Zustände in Spanien ist die folgende Angabe des „Guia del Estado Ecclesiastico de Espana“: Spanien hat 800 Klöster, 15000 Nonnen, 55 Bischöfe, 2500 Domherren und Aebte, 1800 Priester, 24000 Vicare. Spanien mit 16 Mill. Einwohnern hat für die Kirche ein noch einmal so hohes Budget wie Frankreich mit 37 Mill. Katholiken.

Digitized by Google

Den tellurischen Ereignissen, welche seit einiger Zeit auf eine Besorgniß erregende Weise häufig geworden sind, hat sich nunmehr eins der furchtbarsten gesellt, welches die Geschichte kennt: das Erdbeben vom 13. Aug., das sich von Arica aus, der Hafenstadt Boliviens am Stillen Ocean, wo wahrscheinlich sein Centralpunkt lag, nordwärts durch ganz Peru und einen Theil von Ecuador, südwärts durch einen Theil von Chile, in einer Länge von 500 deutschen Meilen, erstreckte. Theils durch das Schwanken des Meeres, welches, erst vom Ufer zurückgeworfen, dann mit wüthender Brandung in sein bisheriges Niveau zurückstürzend, sich weit landeinwärts ergoß, wurden sämmtliche Hafenorte in Peru zerstört. In Pisco zog sich das Meer über 1200 Fuß zurück und überschritt bei seiner Rückkehr seinen gewöhnlichen Stand über 600 Fuß, indem es alles mit sich fortriß. Die ganze Stadt Chincha Baja wurde zerstört. In Arequipa, der zweiten Stadt der Republik, die gänzlich aus Steinen erbaut ist und über 50000 Einwohner zählt, fanden 19 Stöße statt, sodaß fast alle Häuser einstürzten und kein einziges bewohnbar blieb. Auch die prachtvolle Kathedrale ist theilweise eingestürzt. Doch war der Verlust an Menschenleben nicht sehr beträchtlich, nur kamen alle Personen in den Gefängnissen und den Hospitälern um. In der umliegenden Ebene öffneten sich viele Spalten im Erdboden, in denen sich zum Theil Wasser zeigte. Iquique wurde gänzlich zerstört. Erst, schreibt ein Augenzeuge, stieß die See ein Stöhnen aus, dann zog sie sich 300 Fuß zurück, stand darauf, wie eine feste Mauer, 50 Fuß hoch und warf sich schließlich mit wüthendem Brüllen auf uns, indem sie Iquique mit sich in die Felder riß. Die Häfen Mejillones, Pisagua, Irica, Ilo und Chala theilten das Geschick Iquique's. In den Ortschaften Torato, Cocumba und Pachia liegt der größte Theil der Häuser in Trümmern. Im Culathale ist alles zerstört. Von 49 bei den Chinchainseln ladenden Schiffen blieben nur 6 unbeschädigt. Paracas ist von der See verschlungen worden. In Callao brach am 14. Aug. wahrscheinlich infolge des Erdbebens ein Feuer aus, welches über 1 Mill. Doll. Schaden verursachte.

Sogar nach dem entfernten Ecuador, jenseit des tief eingeschnittenen Amazonenthals, erstreckte sich die verheerende Heimsuchung. Die Städte Ibarra, San-Pablo, Atantaqui und Imontad sind in Ruinen. Wo Cotocachi stand, ist jetzt ein See. In Quito war die Zerstörung nicht ganz so schlimm, doch sind alle Gebäude sehr beschädigt worden. Verschiedene Kirchen, Klöster und andere öffentliche Gebäude stürzten ein. In Ibarra und Cotocachi ist die ganze Bevölkerung umgekommen. Die in der Nähe von Quito gelegenen Ortschaften Perucho, Puellaro und Cachegnango sind fast gänzlich verschwunden.

In Chile, südwärts von Arica, waren die Stöße des Erdbebens nur schwach, wurden jedoch selbst in Valparaiso verspürt. Die Schwankungen der See, die überhaupt die größte Zerstörung anrichteten, erstreckten sich jedoch auch weit längs der chilischen Küste. Die Flutwelle schweifte in der Nacht des 13. Aug. in die Talcahuanabai an der Südküste von Chile und überschwemmte Talcahuana und Tome, zwei Walfischereihäfen. Es fand kein Erdbeben statt; die See zog sich jedoch von der Bai an 800 Fuß weit zurück. Die Einwohner, durch dieses Zeichen gewarnt, flüchteten sich sofort in die Berge, und, als nach Verlauf einer Viertelstunde die Flutwelle zurückkehrte, ertranken nur wenige Personen. Es kamen drei solche Wellen während der Nacht, und ein Schiff, das entweder ein italienisches oder französisches war, scheiterte an der dortigen Küste.

Arica, die Hafenstadt Boliviens im Süden von Peru, wo wahrscheinlich der Mittelpunkt des Erdbebens war, hatte auch am meisten zu leiden. Die Erdbebenstöße begannen um 5 Uhr des Nachmittags. Eine halbe Stunde später wurde die untere Stadt durch die Flut überschwemmt. Der Agent der Pacifischen Dampfschiffahrt berichtet hierüber: „Ich floh mit meiner Familie in die Straße, worauf mein Haus sofort einstürzte. Zu-

Digitized by Google

gleich spaltete sich der Erdboden drei Zoll weit und stieß Staub nebst einem entsetzlichen Gestank von Schießpulver auf. Es wurde so dunkel, daß ich meine Frau und Kinder an meiner Seite nicht sehen konnte. Es währte nur zwei Minuten, wir hätten sonst ersticken müssen. Ich eilte nach den Bergen weiter und kam unter dem Schutz der Vorsehung unbeschädigt durch die stürzenden Häuser, während andere verwundet und erschlagen wurden. Als wir unter dem fortwährenden Beben des Erdbebens uns den Bergen näherten, erscholl plötzlich der Schreckensruf: «Die See zieht sich zurück!» Ich blickte auf die Stadt zurück und sah, daß die Schiffe unwiderstehlich seewärts trieben. Nach einigen Minuten stand die See still und es erhob sich eine mächtige Woge 50 Fuß hoch, stürzte sich mit furchtbarem Ungestüm heran und riß alles mit fort. Sämmtliche Fahrzeuge kamen zurück und eilten ihrem unvermeidlichen Geschick entgegen. Nach einigen Augenblicken war alles vorbei: jedes Schiff lag entweder auf dem Strande, oder mit dem Kiel aufwärts. Der zufällig am Lande befindliche Kapitän Fox von der Chanarcillo, einem der damals verunglückten Schiffe, beschreibt die Scene als äußerst herzzerreißend. Das entsetzte Volk schrie und jammerte furchtbar, viele waren von den Häusertrümmern nur halb verschüttet, manche ragten eben mit dem Kopfe aus dem Boden hervor. Als dann die Brandung über die Stadt hereinbrach, ertranken die halb Vergrabenen. Die peruvische Fregatte Americana wurde 900 Fuß und die englische Barke Chanarcillo 1500 Fuß oberhalb der gewöhnlichen Fluthöhe aufs Land geschleudert. Die Mannschaften dieser und aller andern in der Bai gescheiterten Schiffe ertranken sämmtlich."

Ueber die Zerstörung im Innern des Landes haben wir noch keine nähere Nachricht. Noch am dritten Tage zuckte der Erdboden. Unbeschreiblich ist das Elend der Ueberlebenden in der verwüsteten, bisher so blühenden Region, jetzt einer schrecklichen Wildniß, wo der Erdboden in weiten Spalten klafft, die Wohnungen und die Saaten vernichtet, die Flüsse vertrocknet sind. Und dieser ganze Ruin war das Werk weniger Minuten! Die Bewohner der zerstörten Städte zögern, dem verrätherischen Boden von neuem ihr Heil anzuvertrauen und an derselben Stelle wieder ihre Wohnungen zu errichten.

Die weite Ausdehnung dieses Erdbebens, eine bisher beispiellose, scheint beim ersten Blick der Bemerkung, welche wir in unserer letzten Revue aussprachen, die Erdbeben, wie ausgedehnt auch ihr Auftreten, seien immer blos localer Natur, localen Ursprungs, zu widersprechen; wir finden darin gerade eine schlagende Bestätigung. Der Ursprung, der eigentliche Sitz des Erdbebens war bei Arica; alle übrigen Vorgänge waren secundäre, fortgepflanzte. Ein Blick auf die Karte zeigt nun aber, daß Arica ein Punkt von orologisch eigenthümlicher Bedeutung ist. Die bis hierher von Süden nach Norden gerichtete pacifische Küste Südamerikas biegt hier plötzlich nach Nordwesten um: es ist aber eben eine gewöhnliche Erscheinung, daß an solchen Wendepunkten der Landhebung der Vulkanismus, dem wir eben die Erdbeben zuschreiben, sich am meisten concentrirt. Daraus, vollständiger freilich aus einem eingehenden Studium des Organismus der Landhebung, ergibt sich, daß die gewöhnliche Annahme, Erdbeben entständen wie der sonstige Vulkanismus, durch die Reaction der Erdrinde gegen das heißflüssige Erdinnere, ein irrthümliche ist, daß dieselben vielmehr aus der Organisation der Erdrinde und innerhalb derselben entstehende Vorgänge sind, und folglich nicht in der Tiefe des Erdkerns ihren Ursprung haben, sondern nur an einzelnen Stellen der Erdrinde. Die Tiefe, in welcher der Vulkanismus und die Erdbeben ihren Sitz haben, beträgt allem Anschein noch nicht über drei deutsche Meilen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Fortschritte Rußlands in Centralasien.

Von Hermann Bámbéry.

Zweiter Artikel.

Von Bochara und Chokand, von diesem durch den Andrang der neuern Begebenheiten mehr besprochenen und verhältnißmäßig besser bekannten Theile Mittelasiens, will ich nun meine Leser in eine, selbst von den tüchtigsten Geographen nur lückenhaft behandelte Gegend führen, in eine Gegend, die seit den Besuchen des unternehmenden Venetianers Marco Polo und des eifrigen katholischen Ordensbruders Goes den Augen des Abendlandes so wenig näher gerückt worden ist, daß für uns über denselben eine dichtere Dunkelheit schwebt, als über irgendwelche entlegene Theile Afrikas oder Australiens herrscht.

Wie der Name andeutet, ist dieses der östliche Theil jener Gegend Asiens, die unter dem Namen Tatarei oder Hochtatarei früher bekannt war und heute den Namen Mittelasien oder Turkestan führt. Ostturkestan wird auch von vielen Chinesische Tatarei genannt, weil chinesische Botmäßigkeit über die dortigen Tataren sich erstreckt. Früher nannte man es auch kleine Bucharei; in mittelasiatischen Schriften wird es oft Alti-Scheher, Alti-Tschakan, die „Sechsstädte", genannt; am drolligsten ist es aber, daß die Eingeborenen selbst ihre Heimat unter keinem besondern Gesammtnamen bezeichnen. Ich wenigstens habe nur immer Kaschkarlik, der Kaschkare (Jarkendlik, der Jarkender u. s. w.) gehört, und wenn ich mich nicht irre, gibt es auch in der gewöhnlichen Volkssprache keine besondere Benennung; die früher erwähnten europäischen und asiatischen Namen sind jedenfalls dort unbekannt.

Obwol namenlos an sich selbst, ist dieser Theil Asiens, den wir mit dem passendsten Namen Ostturkestan bezeichnen, dennoch von hohem Interesse. Von drei Seiten von hohen, zumeist mit Schnee bedeckten Bergen umschlossen, hat er in der Mitte eine grundlose Sandfläche, nämlich die westlichste Spitze der schrecklichen, großen Gobiwüste. Von Norden sind es die südlichen Ausläufer der Tien-Schan oder nach einheimischer Redensart Tengri-Ulla, himmlisches Gebirge, die Turkestan von Chokand, Rußland und der chinesischen Provinz Ili oder Dsungarei trennen. Diese Grenze gleicht an vielen Orten einer steilen Felswand, die sich immer höher und höher bis zu den von ewigem Schnee und Eis bedeckten Muzart ungefähr 42° 28′ nördlich und 80° 38′ östlich erhebt. Von Osten her sind es der Bolluртag, Krystallberg, manchmal auch Boludtag, Wolkenberg genannt, und die Hochebene von Pamir, welche in Mittelasien Bamidünja, das Dach der Welt, heißt, die es von dem herrenlosen und wilden Bedachschan trennen. Auf diesem hohen Plateau befindet sich der See Sari-Kül (gelber See), in welchem der kühne englische Reisende Wood die Hauptquelle des Oxus entdeckte, und am südöstlichen Ende läuft ein hoher Bergrücken Puschti-Char, nach neuester englischer Messung 19000 Fuß über der Meeresfläche erhoben. Südlich erstreckt sich die Bergkette von Kün-Lün oder Kuen-Lun, deren einzelne Theile unter Dsing-Lin, Mustak und Karakurum bekannt sind, und die nach Aussage W. H. Johnson's in einer Höhe von 17300 und 16700 Fuß mehr ausgedehnte

Digitized by Google

Ebenen haben als die minder hohen Bergrücken des Himalajas. Schließlich bildet östlich die Wüste Gobi, auch Belikabawüste genannt, eine Grenze, wenn man sie so nennen darf, eine Wüste, die an einigen Theilen wie z. B. von Karaschehr nach Turfan und Komul oder von Kultscha nach Choten durchschritten, im allgemeinen aber nur ein Feld der schreckenhaftesten Gespenster- und Spukgeschichten ist, dem von den Eingeborenen ebenso wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird als der Deschtikuvir in Persien oder gleichartigen Strecken Landes in Turkestan und Arabien. Merkwürdig ist die Fabel von den drei großen Städten, die an der Stelle des heutigen Choten gestanden haben sollen, die aber später von einem ungeheuern Sandsturm derartig verschüttet wurden, daß heute nur bei außergewöhnlichen Stürmen einige von Sand entblößte Gebäude zum Vorschein kommen; ich nenne dies eine Fabel, doch daß Verschüttungen durch Sand dort stattgefunden haben, das beweisen am besten die erfolgreichen Nachgrabungen, welche eine Menge von Gegenständen aus Tageslicht förderten, die von Hrn. Johnson auch mehrfach erwähnt werden.

In der Bodenbeschaffenheit in kleinerm Maßstabe ziemlich dem heutigen Iran ähnlich, das ebenfalls von drei Seiten von Bergen umgeben, in der Mitte eine große Wüste einschließt, ist Ostturkestan andererseits verhältnißmäßig mehr bewässert und fruchtbarer, wenn auch nicht so emsig bebaut wie die Länder des Königs von Persien. Von den hohen Bergen, sowol von denen im Norden als auch im Westen und Süden, ergießen sich viele, von den schmelzenden Schneemassen der Anhöhen manchmal wild angeschwellte, aber nur selten, ja fast nie ganz austrocknende Bäche, Ströme und Flüsse, mit deren Namen wir unsere Leser auch schon deshalb nicht langweilen wollen, weil die bis heute geographisch festgesetzten meiner unmaßgeblichen Ansicht nach so fehlerhaft sind wie nur möglich. Der Jarkender nennt den durch sein Gebiet fließenden Bach Jarkend-Derjah, so nennt auch der Kaschkare, der Akser und der Choteuer den Bach nach seiner Stadt, wie dies an vielen Orten im Osten der Fall ist, wo ein und derselbe Fluß beinahe in jedem District einen andern Namen hat, sodaß wir uns deutlicher und klarer fassen, wenn wir angeben, daß die von den genannten drei Seiten zuströmenden Wassermengen sich im niedern Becken des mittlern Theiles Ostturkestans zu einem bedeutenden Flusse vereinigen; dieser Fluß heißt Tarim, was in der Landessprache zugleich Ansaat bedeutet. Er stürzt sich in den Lobnur, d. h. Drachensee, nachdem er eine große Strecke wüsten Landes durchzogen.

Außer diesem bedeutenden Flußsysteme wird Ostturkestan von einer noch größern Anzahl von künstlichen und natürlichen Kanälen durchzogen, für die man in der Landessprache die Ausdrücke Oestek und Jap hat, und die an ihren Ufern über den kraftreichen jungfräulichen Boden einen außergewöhnlichen Segen verbreiten. Hierzu kommt noch das günstige, herrschende Klima des Landes, das auf einem kleinen Gebiete das Gedeihen ebenso mannichfaltiger und vielartiger Producte ermöglicht, wie dies in andern, wenn auch fünf- bis sechsmal größern Landesstrecken kaum der Fall ist. Während in Aksu ein rauher, strenger Winter herrscht, welcher den Boden drei Monate hindurch mit Schnee bedeckt, finden wir um Jarkend und Choten schon eine ganz südliche Temperatur, und Reis, Baumwolle und Seide gedeihen in üppigster Fülle. Die Vegetation ist daher, obwol hier die Anhöhen weniger waldreich sind als in Chokand, soweit ich nach eingeholten Erkundigungen angeben kann, eine schönere und reichere, als sie der neueste russische Reisende daselbst, Kapitän Wellichanoff, schildert. Der Weizen und so auch die Gerste sind schöner als in Bochara und Chiva. Es gibt einen großen Reichthum an Obst und Küchenfrüchten, und wenn auch kein Transporthandel mit diesen Gegenständen nach den benachbarten Ländern getrieben wird, so liefert der Umstand, daß die dortige Bevölkerung die schweren Wunden des häufigen Bürgerkriegs und der Wirren in ungemein schneller Zeit heilen kann, die beste Bürgschaft für den Reichthum und die Culturfähigkeit des Bodens.

Ebenso wenig hat sich Turkestan, was Qualität und Quantität seines Thierreichs be-

Digitized by Google

trifft, zu beklagen. Hornvieh ist zwar hier ebenso wie anderswo in Mittelasien nur selten, doch die Schafe sind die vorzüglichsten ihrer Art, ja die feine Kaschmirwolle, für deren Heimat man die Thalgegenden des Himalaja hält, stammt aus Choten, Jarkend und Aksu, von wo sie jährlich, wie dies aus einem in jüngster Zeit erschienenen Pamphlet T. D. Forsyth's, welcher, um commerzielle Beobachtungen zu machen, längere Zeit an der Grenze Kaschmirs verweilte, am deutlichsten ersichtlich ist, zumeist aus Jarkend, über den Karakurumpaß nach Kaschmir gebracht und dort verarbeitet wird. Die Pferde, wenngleich nicht so schön wie die der Turkomanen, sind kräftig gebaut und im Lande sehr billig; sie werden für Waarentransporte ebenso sehr gesucht wie die dortigen Kamele, welche nach Aussage meiner ehemaligen Reisegefährten selbst die berühmten Gattungen von Andchoi und Belch an Stärke übertreffen. Schließlich müssen wir auch die Ziegen erwähnen, die hier größer und stärker sind als anderswo und um Jarkend herum als Lastthiere verwendet werden.

Vom Mineralreiche haben wir nur spärliche und sehr dunkle Nachrichten; dessenungeachtet sprechen fast alle Reisende vom Reichthum an Gold, das bis heute nicht in den Berggruben, sondern an den sandigen Ufern der Flüsse gewonnen wird. Hierauf bezieht sich auch die fabelhafte Aussage Herodot's vom Goldstaube in diesen Gegenden, welchen der alte Vater der Geschichte von Ameisen, die so groß wie Hunde sind, aufwühlen läßt. Es gibt außerdem viel Silber, Eisen, Zinn, Kupfer, Salpeter und Schwefel; besondern Ruhmes aber erfreut sich eine Steingattung, die in China hochgeschätzt, von den Engländern Jade, d. i. Jaspis, von den Eingeborenen Jadataschi genannt wird, und als Antidosis gegen gefährliche Schlangen und Skorpione in ganz Mittelasien, besonders aber in China in hohem Ansehen steht.

Für die genauere Beschreibung der Bodenbeschaffenheit und der Producte Turkestans fehlt es hier an Raum; doch hatte ich genugsam Gelegenheit, aus dem Wohlstande meiner, verhältnißmäßig der untersten Volkskasse angehörigen Reisegefährten auf den Reichthum des Landes zu schließen. Wenn diese auch noch so entzückt waren über die Vorzüge der einen oder andern Gegend, die ich mit ihnen durchreiste, so gaben sie dennoch nicht zu, daß irgendein Strich Landes, weder in der Türkei, noch in Persien und Mittelasien ihrer Heimat die Palme streitig machen könne, und hierin stimmten auch die Chokander und Bocharioten bei.

Daß Turkestan unter günstigen Verhältnissen nicht besser bevölkert, nicht blühender ist, das mag einfach den ewigen Bürgerkriegen und den fortdauernden Kämpfen mit dem chinesischen Herrscher zugeschrieben werden. Die heutigen Orte von Bedeutung sind:

Kaschgar, die ansehnlichste unter den sechs Städten oder Bezirken, die präsumtive Hauptstadt ganz Ostturkestans, mit mehr als 15000, natürlich aus Lehm gebauten Häusern, 17 Medressen, mehrern Kervan-Serails, in welchen es zur Friedenszeit von Bocharioten, Chokandern, Afghanen, Juden und Kaschmirern wimmelt, die bedeutenden Handel treiben, aber nur nachdem sie von der chinesischen Behörde die dazu nöthigen Privilegien mit vielen Kosten erworben haben. Kaschgar ist weniger berühmt durch seine Schulen und Moscheen, als durch die ungefähr eine Meile von der Stadt entfernte Ruhestätte Apak-Chodscha's, über dessen Ueberresten eine hohe, mit blauglasirten Ziegeln bedeckte Kuppel ruht, in Form und Größe dem Grabmale Hazreti-Schah-Sinde's in Samarkand ziemlich gleich*), und ferner durch seine mehr gefürchtete als geliebte Citadelle, wo früher die chinesische Garnison, 5000 Mann stark, hauste, und in welcher, wie mir meine gastronomischen Freunde versicherten, nicht nur die kräftigsten Peitschenhiebe auf den Bauch, sondern auch die besten Mantuis, eine Art Gefüllsel mit gehacktem Fleisch, zu bekommen

*) Vgl. meine „Reise in Mittelasien", S. 165.

Digitized by Google

sind. Letztere werden von den guten Ostturkestanern gewiß höher als jene geschätzt. Um Kaschgar herum gibt es eine große Anzahl von Dörfern, kleinen vereinzelten Meiereien, von welchen Feizabad und Chanarik die bedeutendsten sind. Der ganze Distrikt ist ununterbrochen gut bebaut, sodaß man bis nach Jarkend durch eine unbegrenzte Reihe von Gärten und Aeckern gehen kann. Auf dem Wege nach letztgenanntem Orte liegt Jengi-Hisar, auch Jengi-Scheher-Distrikt genannt, mit gleichnamiger Hauptstadt und ungefähr 8000 Häusern (nach Wellichanoff). Das Territorium dieser Provinz ist verhältnißmäßig klein, aber dennoch ziemlich gut bebaut, die Stadt hat sich besonders dadurch einen Ruf erworben, daß man hier den besten Lack zur Verzierung der Sättel verfertigt, obwol die Einwohner durch die Beschränktheit ihrer geistigen Fähigkeiten selbst unter den Ostturkestanern in einem sehr zweideutigen, hohen Rufe stehen. Und das ist in der That ein außergewöhnliches testimonium paupertatis!

Von hier gelangt man nach Jarkend, der dritten und volkreichsten Stadt in Ostturkestan, gelegen an beiden Ufern eines Flusses, der hier pfeilschnell vorbeieilt. Die Stadt soll ungefähr 32000 Häuser zählen, sie ist der Sitz des chinesischen und mohammedanischen Gouverneurs, treibt bedeutenden Handel, mitunter auch verächtlichen Menschenhandel, der hier in der Hand der Bedachschaner liegt. Diese beziehen ihre Waarenvorräthe aus der gebirgigen Gegend der Kafirs oder Siah-Puschs (Schwarzbekleidete), mitunter auch aus den Reihen der Wachanis*), stehen aber dessenungeachtet bei den Eingeborenen im Geruche der Heiligkeit. Da dieser Ort ein Hauptstapelplatz des Handels zwischen Ostturkestan und Südsibirien einerseits, zwischen Kaschmir und Indien andererseits ist, so kann Jarkend mit der Zeit, wenn die dortigen politischen Verhältnisse sich consolidiren sollten, von commerzieller Wichtigkeit werden, wie Taschkend es in neuerer Zeit geworden ist; denn es stand von jeher ebenso sehr im Rufe eines großen Reichthums, wie Kaschgar durch seine Intelligenz und Frömmigkeit bekannt war.

Die bedeutenden Orte des Bezirks sind Maral-Baschi im Norden, Julark und Kargalik im Süden.

Choten oder Iltschi, wie es in neuerer Zeit genannt wird, mag als vierter Distrikt aufgezählt werden; es ist am südlichsten gelegen, war im Alterthume im ganzen islamitischen Osten durch seinen vorzüglichen Moschus berühmt; heute aber zeichnet es sich durch die Fabrikation verschiedener Seidenstoffe aus, denen man sogar auf den Bazaren in Konstantinopel begegnet; nicht minder aber durch den früher genannten Justein.

Die Hauptstadt hat ungefähr 40000 Häuser, es befindet sich hier ein bedeutender Bazar, und wöchentlich einmal, am Donnerstage, wird hier ein Wochenmarkt abgehalten. Unter dem Bazar mögen sich meine Leser nichts anderes vorstellen als eine gewöhnliche Reihe von niedrigen Lehmhütten, deren Dächer mit Rohrmatten verbunden sind, nicht aber etwa gewölbte Straßen, von denen der heutige Orient nur noch einige spärliche Ueberreste aufweist. Ebenso armselig sind auch die Fortificationen Chotens sowol als der übrigen Städte Ostturkestans; in der Bucharei brüstet man sich, wenn eine Mauer in der Höhe von 12—15 Fuß aus 3 Fuß breiten Erdschollen, welche mit Spreu untermischt sind, gebaut wird; hier gelten derartige Mauern für eiserne Festen, denn in der Chinesischen Tatarei soll, wie ich mir mehrfach sagen ließ, keine einzige Mauer höher als 8 und breiter als 2 Fuß sein.

Fernere Orte von Bedeutung sind Kargalik, Baza, Kilian, Besch-Arik und Melik-Schah, sämmtlich auf dem Wege gelegen, welcher über den Karakurumpaß nach Kaschmir führt.

Wenn meine Leser, die ich gegen meinen Willen dennoch mit tatarischer Nomenclatur

*) Vgl. meine „Skizzen aus Mittelasien", S. 265.

Digitized by Google

gelangweilt habe, mich jetzt durch die Wüste Gobi über den Tarifluß nach Norden begleiten, so gelangen sie erst an der nordwestlichen Grenze Turkestans in den Bezirk Usch. Seine Hauptstadt wird Turfan, häufiger aber Usch-Turfan genannt. Diese Hauptstadt ist nicht besser als ein ärmliches Dorf, mit 4—5000 Häusern, berühmt durch vorzüglichen Tabak, durch ihre ausgebreiteten Weiden, und vielleicht auch durch das historische Factum, daß 1765 während eines Aufstandes sämmtliche Einwohner von den Chinesen niedergemetzelt wurden. Hieran grenzt östlicher die reiche, große und bedeutende Provinz Aksu mit gleichnamiger Hauptstadt, in welcher ein lebhafter Handel über das Thien-Schan-Gebirge nach Südrußland getrieben wird. Hier vereinigen sich jährlich die Karavanen auf ihrem Zuge nach Kisil-Dschar (Petropavlovsk) und Pulad (Semipalatinsk), welche, besonders die Frühlingskaravane, häufig größer sind als die taschkender, da auf diesem Wege der sämmtliche Waarenbedarf russischer Erzeugnisse nicht nur für Ostturkestan, sondern sogar für Kaschmir und Tübet bezogen wird. Aksu bildet sich auch nicht wenig auf seine Wissenschaft und Frömmigkeit ein. Mein Busenfreund Hadschi-Bilal, der den Lesern meiner „Reise in Mittelasien" nicht unbekannt ist, schätzte mir die Zahl der eifrigen Schüler des Korans auf Tausende und rühmte sich oft, daß in den 16 Moscheen seiner Vaterstadt mehr gebetet werde als in den 200 Moscheen des leider schon halb und halb abtrünnig gewordenen Konstantinopel. So wie jeder Ort hat auch Aksu seine Specialität, es ist dies das ausgezeichnete Fett, das gute Brot und der auffallend niedrige Preis, in dem hier die Frauen stehen. Dies wundert mich durchaus nicht, denn die emsigen, fleißigen Bewohner dieser Provinz sind berühmt einmal dadurch, daß zwei Drittel ihrer Geburten immer dem weiblichen und nur ein Drittel dem männlichen Geschlechte zufallen, ferner noch durch ihre auffallende Armuth an körperlichen Reizen.

Zu Aksu pflegen viele, wie z. B. auch der obenerwähnte Wellichanoff, die Provinzen Bai, Seiram und Kutsche zu rechnen, wodurch sie das Territorium der Sechsstädte abrunden, doch scheint mir dies eher ein geographischer Begriff als eine thatsächlich bestehende Eintheilung zu sein. Den Ausdruck Alti-Scheher wollen die heutigen Eingeborenen Ostturkestans nicht mehr anerkennen, denn nach ihrer Aussage sind sowol die letztgenannten drei Orte als auch das noch weiter nach Osten gelegene Karaschehr, Turfan und Komul, mit Einem Wort der ganze Theil des Himmlischen Reichs, den die Chinesen mit dem Namen Thien-Schan-Nan-Lu als Eine Provinz bezeichnen, zu ihrer Heimat gehörig, und wäre es nicht die durch allzu strenge polizeiliche Maßregeln erschwerte Communication nach Osten zu, so würden wir jährlich ebenso vielen Komulern, Karaschehrern und Turfanern auf der Pilgerstraße nach Mekka begegnen, als dies bei den Einwohnern der erstgenannten sechs Provinzen, welche an den großen islamitischen Körper Westturkestan fest angeschlossen sind, der Fall ist. So wie es heute ist, oder vielleicht besser gesagt, wie es zur Zeit meiner Reise in Mittelasien war, haben es nur wenige Ostturkestaner gewagt, oder auch nur wagen können, nach Komul vorzudringen; doch mein stets rastloser Freund Hadschi-Bilal war daselbst und erzählte mir, daß die ganze Strecke 40 Tagereisen weit dicht bevölkert und bebaut sei; sodaß man auf der mehr als einen Monat langen Reise nur an wenigen Tagen sein tägliches fünfmaliges Gebet nicht in einer gebauten, oder auf der Straße terrassirten Moschee verrichten kann. Höchst merkwürdig ist der Umstand, den ich nach Erwähnung der Quelle mittheile, daß die Komuler auf ihren Pilgerfahrten nach dem islamitischen Westen entweder durch die Provinz Schen-Si, Hu-Peh nach Kanton, also ohne Peking zu berühren, oder über Tübet und Indien reisen. So streng ist ihnen jeder Verkehr mit den westlichen Glaubensgenossen verboten.

Diese kleine Skizze über Ostturkestan wäre gewiß noch unvollständiger, als sie es schon ist, wenn wir jene Straßen nicht erwähnten, auf welchen dieser Theil Mittelasiens mit den Nachbarländern verkehrt.

Digitized by Google

Diese Straßen laufen in vier verschiedenen Richtungen nach allen vier Himmelsgegenden. Die nach Bochara oder überhaupt nach Westen führende Straße geht über Kaschgar über den Terekpaß nach Osch, resp. Choland. Es ist dies ein sehr alter, ja beinahe der älteste Weg, auf welchem die Einwohner des Himmlischen Reichs mit dem westlichen Asien und mit Europa zu Lande verkehrten. Hier wurden jene Seidenwaaren und Luxusartikel transportirt, die bis nach Rom gingen und den Unwillen der Moralisten an den Ufern der Tiber in solch hohem Maße erregten. Diese Straße ist verhältnißmäßig auch die bequemste und sicherste. Man pflegt sie in 16 Tagen zurückzulegen, und der Termin würde gewiß ein bedeutend kürzerer sein, wenn nicht einige schlüpfrige, schmale Bergwege an den steilen Abhängen des Terekpasses die Communication erschwerten; denn obwol die räuberischen Karakirgisen in jenen Gegenden hausen, so hört man doch nur äußerst selten von Gewaltthätigkeiten, welche an Karavanen verübt worden wären.

Von dieser Terekstraße mehr südlich geht ein Weg, welcher über Bedachschan und Chulum an der Nordspitze des pamirer Plateau vorbeiziehend von Samarkand aus nach Kaschgar um die Hälfte kürzer sein soll als der Weg von Samarkand über Choland nach Ostturkestan. Wie mir Augenzeugen erzählten, verhindern nur die früher erwähnten räuberischen Nomaden die Benutzung dieses kürzern Weges; doch scheint mir dies ein Irrthum zu sein. Der Weg über Bedachschan zum Oxus war nie ein besuchter; nicht infolge der räuberischen Nomaden, sondern vielmehr wegen der hohen, steilen, unzugänglichen Anhöhen des Bolurgebirges.

Im Norden sind zwei große Straßen bekannt; die eine geht über Aksu östlich vom See Issikköl nach Kisil-Dschar (Petropavlovsk) und wird von den nach Rußland ziehenden Karavanen am meisten eingeschlagen; sie ist ferner der Lieblingsweg aller jener Pilger, die auf ihrem Wege nach Konstantinopel auch bei den Nogai-Tataren zu verweilen beabsichtigen.

Von Aksu geht außer dieser Straße noch eine andere rechts nach der Provinz Ili, resp. nach deren Hauptstadt Kultscha, die aber zumeist von Chinesen und von den daselbst ansässigen Tarandschis benutzt wird. Von einem Endpunkte bis zum andern zählt man ungefähr 417 englische Meilen; sie führt aber durch den meist gebirgigen Theil des Thien-Schan-Gebirges über den durch seine hohen Gletscher berühmten Bergrücken Muzart. Das ist die eine Straße im Norden; die zweite, ebenfalls nur von Chinesen und Mongolen besuchte, führt von Komul über Turfan und Urumtschi nach der Dsungarei.

Im Mittelalter war dieses Urumtschi, damals Bischbalik (Fünfresidenz) genannt, ein Ort von großer Bedeutung und die östliche Residenz des Chanats von Tschagatai, heute ist es nur durch die starke chinesische Garnison, das große Thee-Emporium und die großen Pferdemärkte berühmt. Wenn wir uns nach Süden wenden, können wir von zwei verschiedenen Punkten, nämlich von Jarkend aus sowol als auch von Choten über das Kuen-Lun-Gebirge durch den Karakurumpaß nach Kaschmir und Indien gelangen. Die erstere Straße, nämlich die jarkender, ist die am meisten besuchte, obwol auf den Anhöhen des genannten Passes oft die Kälte unerträglich wird, ja sogar ein Engländer, Hr. Johnson, auf seinem Wege nach Choten im November nicht zu schlafen wagte, und uns erzählt, daß er in den Morgenstunden lange noch mit dem von Eiszapfen bedeckten Barte in der Sonne ritt. Die zweite, nämlich die chotener, vereinigt sich mit der ersten nur an den Ufern des Karakaschflusses, bis wohin sie auch ziemlich sicher ist; von da weiter bis zum Fuße des Gebirges ist man am meisten den räuberischen Nomaden ausgesetzt; wenn ich nicht irre, sind es die Karakirgisen, die merkwürdigerweise ihre Streifzüge selbst bis zur südöstlichen Spitze von Turkestan ausdehnen. Die Ostturkestaner, namentlich die Pilger und Kaufleute, nehmen meistens den Weg über Jarkend nach Leh, dem Hauptort in Ladak,

Digitized by Google

oder Mitteltübet, und wenngleich die Erzählung von beweglichen Flächen und Bergen, die ganze Karavanen in tiefe Gebirgsschlünde hinabwerfen, von erstarrender Kälte u. s. f. den Reisenden schrecken, so ist doch die Jarkend-Kilan- und Karakurumstraße die besuchteste und wird in 25—30 Tagen zurückgelegt, während die nach Choten führende, wenngleich viel kürzer, verhältnißmäßig weniger besucht ist.

Der östlichen Straße, der Straße nach Peking, ist in meiner „Reise in Mittelasien" (S. 318) schon Erwähnung gethan. Der Verkehr war auf ihr, wenn wir die Theekaravanen, die sich aus der Mitte des Himmlischen Reichs nach Ostturkestan begeben, und die Armeesendungen ausnehmen, nie ein lebhafter, heute aber, seit dem Ausbruche der Revolution in jenen Gegenden hat er gänzlich aufgehört.

Was die heutigen Bewohner Ostturkestans oder die chinesischen Tataren betrifft, so müssen wir ihrer Charakteristik die Bemerkung vorausschicken, daß sie ohne Zweifel die Nachkommen jenes Theiles des großen Turkstammes sind, welcher sich am frühesten durch ein staatliches Zusammenleben und durch rein türkisch-sociale Verhältnisse unter den übrigen Stämmen ausgezeichnet hat; kurz, daß sie die Ueberbleibsel des ältesten türkischen Stammes auf der Erde sind.

Dieses Ostturkestan — der Theil, der sich von der chinesischen Provinz Kansu, namentlich von Iu-Tschou, wo der westlichste Punkt der Chinesischen Mauer ist, bis zum Ostrande des Pamirplateau erstreckt — war seit undenklichen Zeiten, wenigstens soweit uns geschichtliche Angaben leiten können, von Türken bewohnt. Das westliche Europa wurde mit ihnen zuerst durch die nestorianischen Missionare, die sich schon im 2. Jahrhundert n. Chr. hierher begaben, bekannt. Später, namentlich zur Zeit des französischen Reisenden Rubruquis, fing man an, sie Uiguren zu nennen, doch ist dies nicht die richtigste Benennung; sie waren Uiguren, weil sie dem uigurischen Stamme der Türken, der noch heute existirt, angehörten, doch sie selbst nannten sich Turks; ihre Sprache, die Mundart der Turks, und der Name Uigur ist in ihren Schriften als specielle Benennung der Nation ebenso wenig anzutreffen, als jede andere Stammzweig- oder Familienbenennung der Oezbeghen sich heute dort vorfindet, wo vom ganzen Oezbeghen- oder Türkenthum die Rede ist. Die Prüfung der Aussagen meiner gelehrten Vorgänger über diesen Gegenstand, namentlich die des genialen Autors des „Western China" („Edinburgh Review", April 1868), welcher die Uiguren chinesisch sprechen läßt, gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Aufgabe. Es genügt die Angabe, daß die Uiguren eine gar merkwürdige Rolle in der Culturgeschichte Mittelasiens spielten, und vielleicht deshalb nicht ganz unwürdig jener Aufmerksamkeit sind, die ich ihnen in meinem zunächst erscheinenden Werke: „Die Uiguren und ihre Sprachmonumente", widme. Der Einfluß ihrer Bildung hat sich damals — ungefähr vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zum Auftreten Dschingis-Chan's — einerseits nördlich tief in die mongolische Steppe hinein, andererseits östlich bis an die Ufer des Zeresschan geltend gemacht. Die ersten christlichen Bekehrer trafen sie als eifrige Bekenner der Lehre Buddha's an, die durch die Nachbarschaft mit Tübet, diesem alten Ursitze buddhaistischer Religion, ihnen von erster Hand zukam. Später machte auch das Christenthum bedeutende Fortschritte, denn wie uns der gelehrte Colonel Yule mittheilt, war in Kaschimgar, wahrscheinlich dem heutigen Kaschgar, noch im 14. Jahrhundert ein Bischofssitz der Nestorianischen Kirche, was um so wunderbarer klingt, als sich die Araber nicht wenig darauf zugute thun, diese Gegend nur durch das einmalige Blitzen des Schwertes Kuteibe's bekehrt zu haben.

Die bedeutendsten Spuren des Cultureinflusses der Uiguren waren bei den Mongolen zu bemerken; diese haben, nachdem Dschingis-Chan die getrennten Olosse (Stämme) in Eine Nation vereinigte, die Schriftzeichen der Uiguren angenommen. Uigurische Schreiber

Digitized by Google

und Rechnungsführer wurden in allen Theilen des gigantischen Reichs angestellt, ja noch im 14. und 15. Jahrhundert, als die Uiguren aufhörten, als Nation zu existiren, haben ihre Sprache und Schriftzeichen als beredte Monumente vergangener Bildung nicht nur in der alten Heimat, in Turkestan, sondern bis an die Ufer des Asowschen Meerbusens, bis in die Krim, ja bei allen schriftkundigen Turkstämmen, außer den Osmanlis und Azabeidschanern, existirt.

Ein selbständiges großes Reich scheinen sie, soweit wir der geschichtlichen Tradition Glauben schenken dürfen, nie gebildet zu haben; schon vor Dschingis hat sie nur noch das Prestige ihrer Vergangenheit in Ansehen erhalten, später verschwand auch dieses; die Ureinwohner Ostturkestans wurden durch Ankömmlinge aus Westturkestan und aus den Reihen der nomadischen Stammgenossen, wie Kirgisen, Kasaks, andererseits aber durch Verschwägerung mit den persisch-mohammedanischen Nachbarn, den Sarts, in Sprache, Physiognomie derartig vermischt, daß an die Stelle der alten ursprünglich türkischen oder uiguischen Charakterzüge jene gemeinschaftlich turkestanischen Kennzeichen traten, welche sämmtlichen Einwohnern des heutigen Turkestans zukommen.

Heute läßt sich also der Unterschied zwischen den Einwohnern der Sechsstädte und den übrigen Turkestanern auf folgende Punkte zurückführen. In Ermangelung specieller physiognomischer Kennzeichen wollen wir die Ostturkestaner in nördliche und südliche eintheilen. Die nördlichen nämlich, die aus der Provinz Aksu, Usch-Turfan, sind von kleinerm, aber breiterm Wuchse, haben auffallende kirgisische Gesichtszüge, welche sich besonders in dem kleinen, feurigrollenden Auge kundgeben, während die südlichen, namentlich die Jarkender und Chotener, wenngleich den mongolischen Typus deutlich verrathend, dennoch in dem schlanken Wuchse, dem schwärzern Teint und den Haaren den südlich klimatischen oder vielleicht richtiger den kaschmirisch-mohammedanischen Einfluß, der dort zu jeder Zeit bestand, nicht verkennen lassen.

Ihre Kleider sind nach der Mode, aber nach der alten Mode Bocharas, sämmtlich auffallend plump, weite Oberröcke, eher wattirten Weiberkittelu ähnlich, welche aus Leinwand und Baumwolle bereitet werden. Sie tragen große plumpe Stiefeln, und das einzige Kennzeichen ihres ostturkestanischen Costüms ist eine mit aufgestülpten Rändern versehene Pelzkappe, ziemlich gleich derselben, die auch heute einen Theil des ungarischen Galaanzuges bildet und mit welchen wir noch die in der Schweiz vorgefundenen versteinerten Hunnenköpfe geziert sehen. Sehr verhaßt ist bei ihnen die blaue Farbe, als jene, welche von den Kapirs (Ungläubigen), nämlich den mandschuisch-chinesischen Behörden und Garnisonen getragen wird. Ihre Speisen sind dieselben wie in den übrigen Theilen Mittelasiens, mit weniger Zugabe von chinesischen Gerichten. Ihre Getränke bestehen ausschließlich aus grünem und schwarzem Thee; Spirituosen, wenngleich von Chokand eingeführt, werden daselbst auch nur von Chokandern und Kaschmirern genossen.

Hinsichtlich seines Charakters ist der Ostturkestaner, ich meine den türkisch redenden Theil der Bevölkerung, von auffallender Schlichtheit, ja scheinbarer Bornirtheit, und es würde schwer sein, beim Anblicke eines Turfaners, Kaschgarers oder Aksuers auf die Idee zu kommen, daß dieses die Nachkommen des im Alterthume am meisten civilisirten Turkstammes sind. Ja durch das Jahrhunderte hindurch auf ihnen lastende schwere Joch der Chinesen sind sie geistig mehr verkrüppelt als der auf der Steppe sich herumtummelnde wilde Nomade.

Das religiöse Gefühl ist weit stärker und gewiß tiefer als in andern Theilen Mittelasiens. Chodschas (Nachkommen des Propheten) werden, wenn sie sich gleich den schändlichsten Sünden hingeben, als heilig verehrt, ja halb vergöttert, wie wir es weiter noch zu sehen Gelegenheit haben werden; und rührend war die Beschreibung, die mir mein aksuer Freund vom Empfange des ersten Muymubarek (gesegnete Haare aus dem Barte

Digitized by Google

Mohammed's*), das in Aksu anlangte, machte. Die armen Rechtgläubigen wollten, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, stunden- ja tagelang vor dem Behältnisse der Reliquien beten, obwol es ihnen sehr leicht wie andern Turkestanern ergangen sein mag, und sie gewiß von einem Gauner, der vom westlichen Islam heimkehrend ein Haar von irgendeinem grauen Esel für das Haar des Propheten ausgab, zum besten gehalten worden sind.*)

Dieser religiöse Fanatismus gibt sich in jeder Nuance ihres socialen und häuslichen Lebens kund, und meine Leser werden sich einen Begriff vom mohammedanischen Eifer der Ostturkestaner nur dann machen können, wenn ich ihnen erzähle, daß nicht nur Konstantinopel, Mekka, Damaskus u. s. w., sondern selbst Bochara und Chokand von den heutigen Frömmlern Kaschgars nicht mehr als absolut reiner Born des Islam angesehen werden. Neben dem Religionseifer und der erwähnten Schlichtheit ist auch noch die exemplarische Feigheit der Ostturkestaner zu erwähnen, jene Feigheit, welche immer eine Folge langerduldeter Tyrannei ist, aber nirgends in so grellen Farben hervortritt als bei den Einwohnern der Sechsstädte.

Nächst den Eingeborenen Turkestans nehmen die Töngens oder Tunganis, wie sie andere irrthümlich nennen, die am meisten hervorragende Stelle ein. Diese Töngens sind ihrem Ursprunge, ihrer Sprache und Physiognomie nach Chinesen, von Religion aber Mohammedaner, und nähren, da sie infolge ihrer Abtrünnigkeit von der Lehre Kon-Fu-Tse's von den chinesischen Behörden seit jeher viel zu leiden gehabt haben, den bittersten Haß sowol gegen ihre chinesischen Stammgenossen als auch gegen die mandschuische Bevölkerung ihrer Gegend. Ihre Heimat ist die Provinz Kansu und einige Orte in der Dsungarei; in ersterer wohnen sie massenweise, in letzterer sporadisch, obwol auch bedeutende Colonien von ihnen in den Sechsstädten anzutreffen sind. Nach Aussage meiner kaschgarer Freunde hatten diese Töngens**) sich zur Zeit Timur's bekehren lassen, andere wollen der Bekehrung ein höheres Alter einräumen, wieder andere glauben, die Einführung des Islam sei von der südlichen Provinz Yunnan und Setschuen gegen Norden vorgedrungen.

Wie dem auch sei, die Töngens bleiben ein merkwürdiges Glied des ganzen islamitischen Körpers; sie bekennen sich zumeist zur Sekte der Schafeis, welche im westlichen Islam nur wenige Anhänger hat, und wenn sie sich auch nur durch das Nichtbeschneiden des Schnurrbartes und das Wachsenlassen des ohnehin dürftigen Bartes von den Chinesen unterscheiden, so fühlen sie sich dennoch auf das schwerste beleidigt, wenn man sie für echte Söhne des Himmlischen Blumenreichs der Mitte ansieht, denn wie sie behaupten, sollte das Nul-u-Islam (eigentlich Nur-u-Islam, das Licht des Islam) auf ihrem Antlitze sogleich entdeckt und ihre arabische Abkunft***), trotz Stumpfnase und schräger Augen, sogleich errathen werden.

Wie bei der merklichen Schlaffheit der religiösen Gefühle der Chinesen ihre vom alten Glauben abtrünnig gewordenen Brüder, die Töngens, von der sonst toleranten Regierung angefeindet werden konnten, läßt sich nur durch den Umstand erklären, daß diese vom großen Körper der chinesischen Nation losgetrennten und vereinzelt dastehenden Mit-

*) Die eigentlichen Kennzeichen des echten Prophetenhaares sind: Es wirft erstens im Licht gehalten keinen Schatten, und macht zweitens, sobald man vor ihm dreimal die Worte „Allah Ekber" wiederholt, aus freien Stücken sein devotestes Compliment.

**) Daher der Name Töngen (der Umgekehrte) von Töng mek (umkehren); so auch im Osmanli: Dönme, ein Renegat nach unsern Begriffen. Das in Europa neuerer Zeit gebrauchte Tungani ist eine Verkrüppelung des Originalwortes theils durch die Russen, theils durch die Tadschiks veranlaßt, die kein „ö" in ihrer Sprache haben.

***) Aehnliche Ansprüche auf arabischen Ursprung erheben auch die chinesischen Mohammedaner in den Provinzen Junnan und Setschuen, die Tadschiks in Mittelasien und schließlich einige Stämme der Tscherkessen.

Digitized by Google

glieder fest zusammenhalten und gegenüber den von Opium berauschten Chinesen und faulen Mandschus durch Fleiß und Nüchternheit sich eines bessern Wohlstandes erfreuen. Töngens haben nicht nur in den Sechsstädten, nicht nur an einigen Orten der Provinz Schen-si und Kansu, sondern auch in Mekka und Medina bedeutende Summen auf fromme Stiftungen ausgegeben, ohne daß die Localbehörden in genannten Städten von dem chinesischen Ursprunge der Spender unterrichtet wären, denn auffallenderweise gelten alle Töngens in der Türkei für Kaschmirer, während die Mohammedaner Junnans und Setschuens als eigentliche Chinesen ohne Zöpfe, jedoch mit langen Haaren am Grabe des Propheten paradiren. Dessenungeachtet ist es räthselhaft, daß sie mit den Ostturkestanern nicht immer auf dem vertraulichsten Fuße stehen, ja selbst Verschwägerungen finden selten unter ihnen statt; die Ursache hiervon aber sind die Töngens selbst, da sie sich von jeher als Söldlinge der chinesischen Statthalter ihren Glaubens-, aber nicht Stammgenossen in Ostturkestan verhaßt gemacht haben.

Nebst ihrer strengen Anhänglichkeit an den Mohammedanismus sind die Töngens durch ihre Redlichkeit im Handel bei den Russen bekannt, die sich ihrer bei ihrem Verkehr mit den eingeborenen Mandschus oder Chinesen am liebsten bedienen.

Gering an Zahl, aber von Wichtigkeit für die commerziellen, socialen und religiösen Verhältnisse Ostturkestans sind die Sarts, ein Volksstamm, der den Lesern meiner „Reise" und meiner „Skizzen aus Mittelasien" schon genügend bekannt ist. Sart, wie ich neuerer Zeit aus einem Manuscript entdeckt, hieß „Kaufmann" schon zur Zeit der Uiguren, deshalb ist diese Benennung auf die mit dem Handel sich beschäftigenden Perser Mittelasiens angewendet worden. Sowie im hohen Alterthume persische Gewinnsucht Ostiranier unter die kriegs- und raublustigen Turken trieb, ebenso finden wir dieses noch heute. Der Tadschik oder Sart kennt keine Gefahr, keine Entfernung; er ist von Salar (Hauptstadt der Provinz Kansu) angefangen bis in den entferntesten Norden unter den Mongolen und Kalmücken in Ostturkestan überall anzutreffen, wo Handel ihm Ausbeute verspricht.

Die Kaschmirer liefern ein bedeutendes Contingent zur Bevölkerung Jarkends und sind in nicht kleiner Zahl in Kaschgar und Choten zu Hause; die Kabuler, von denen blos einige in den Kervan-Serails zu Kaschgar, Jarkend und Choten leben, sind schon nicht mehr so unternehmungslustig und berühren Aksu und Turfan nur sehr selten.

Ein historischer Rückblick auf die Vergangenheit der Sechsstädte, der Uiguren und der angrenzenden Dsungarei würde eine klägliche Reihenfolge von innern Wirren, Kämpfen, chinesischen, mandschuischen, kalmückischen, bisweilen auch kirgisischen und chokandischen Einfällen registriren. Von Ostturkestan theilen wir von diesen historischen Erinnerungen nur eine flüchtige Skizze mit, weil sie zum Verständniß der heutigen Verhältnisse unentbehrlich ist.

Im Zeitalter der Uiguren — und hiermit meinen wir die vorchristliche Periode, etwa ungefähr 600 Jahre nach unserer Aera — stand der westliche Theil Ostturkestans, namentlich die Sechsstädte, zumeist unter nationaler Regierung bei zeitweiser Suzeränetät entweder des chinesischen Kaisers oder der Fürsten von der Dsungarei, und sie bekannten sich theilweise zum Buddhismus, theilweise zur christlichen Religion, die von den Nestorianern dort eingeführt wurde. Im 9. Jahrhundert drangen mohammedanische Sendlinge, von denen Scheih-Hassan-Basri und Ebun-Nassar-Samani die berühmtesten sind, in Ostturkestan ein und wußten ihrer Lehre schon damals um Kaschgar einen festen Boden zu verschaffen. Nach dem östlichen Turfan und Komul wurde diese von Bokra-Chan (1051) mit Gewalt verpflanzt, und wenngleich Togluk-Timur-Chan, ein Dschingiside, 1376 den Islam annahm und viele Mongolen wie auch Uiguren zwang, seinem Beispiele zu

Digitized by Google

folgen, so errang doch erst im 16. Jahrhundert der Islam über den Buddhismus einen völligen Sieg. Von dieser Zeit an wurde Ostturkestan immer mehr und mehr der Sitz jenes überspannten islamitischen Religionseifers, der sich von Bochara aus über ganz Asien verbreitete. So wie überall hatten auch die Heiligen hier nur weltliches Interesse im Auge. Apak-Chodscha hat aber bald durch seine Zänkereien den Galdan, Oberhaupt der dsungarischen Kalmücken, in die Händel hineingezogen. Im Jahre 1678 eroberte dieser Ostturkestan und setzte Apak mit souveräner Macht auf den Thron, doch war hiermit fremden Einmischungen das Thor geöffnet. Der Kampf zwischen Kalmücken, Mongolen und Kaschgaren dauerte so lange, bis sich die mächtigen Chinesen dazwischenwarfen, welche sowol die Dsungarei als auch Ostturkestan selbst in ihren Besitz nahmen.

Daß sich nach der chinesischen Eroberung die Chodschas, diese fürstlichen Heiligen, als Haupturheber der ewigen Wirren der Sechsstädte, nach Chokand flüchten mußten, ist leicht verständlich, doch betrachteten sie ihren dortigen Aufenthalt nur als provisorisch und strebten immer, theils vom chokander Volke, theils von den Herrschern Chokands und Bocharas unterstützt, durch Einfälle auf das Gebiet der Chinesen ihre verlorene Macht zurückzuerwerben. Es wäre unnütz, die Reihe jener Kämpfe zu beschreiben, welche diese Eindringlinge an der Spitze kriegs- und beutelustiger Mittelasiaten gegen die Chinesen führten. Kaum fing das Barometer chinesischen Einflusses zu sinken an, so waren die Chodschas schon da, und kaum war es wieder gestiegen, als die Chodschas, die sich kaum Zeit ließen, ihre Schätze zusammenzuraffen, die Flucht ergriffen. Der letzte bedeutende Einfall fand 1825 unter der Leitung eines gewissen Dschihangir-Chodscha statt, der mit vielem Glücke die Chinesen angriff, ganz Ostturkestan unabhängig machte und eine Armee von mehr als 200000 Mann befehligt haben soll; trotzdem wurde er von den Chinesen, die ihn mit einer bedeutenden Macht angriffen, besiegt, gefangen und in Peking als Verräther auf grausame Weise hingerichtet. Nach ihm empörte sich Welichan-Töre; seine Herrschaft, die nicht lange dauerte, lebt bei uns nur dadurch in trauriger Erinnerung, weil der kühne deutsche Reisende Adolf Schlagintweit als Opfer seiner Barbarei fiel, indem er mit dessen Haupt einen Schädelhügel schmücken wollte.

Dieser blutdürstige Wüstling hatte sich durch seine unerhörten Grausamkeiten bald derartig verhaßt gemacht, daß sich die befreiten Ostturkestaner nach ihren frühern Herren, den Chinesen, zurücksehnten. Im Jahre 1858 war auch alles wieder in seiner frühern Ordnung, und wenngleich ein kleiner Theil der Einwohner der Sechsstädte den Chodscha-Wirren das chinesische Joch vorzog, so war die große Masse dennoch auf gänzliche Befreiung bedacht. Von Bochara und Chokand angefeuert, hat man trotz der eisernen Strenge der chinesischen Polizei mit den raublustigen Abenteurern Chokands stets Unterhandlungen gepflogen. Im Anfange des Jahres 1861 fielen zwei höhere chinesisch-mohammedanische Offiziere und eine große Anzahl von Ostturkestanern als Opfer der politischen Intriguen. In Kaschgar wurden mehrere Mitglieder der Apak-Familie ins Gefängniß geworfen, was natürlich zu noch größerer Erbitterung führte und die Sehnsucht steigerte, mit der man die Blicke nach Mergolan und Namengan richtete.

Dieses war der Zustand der politischen Verhältnisse in Ostturkestan, als die erstickte Glut des Rachegefühls, von den Begebenheiten in den benachbarten Provinzen und Ländern, angefacht, aufs neue emporflammte. Im Westen hatten die unruhigen Chodscha-Elemente durch die Zwistigkeiten Chudajar-Chan's mit Chokand einerseits, durch die Kriege Chokands mit Bochara und Rußland andererseits genug Gelegenheit gefunden, sich im stillen zu bewaffnen und eine bedeutende Anzahl von Freibeutern, Abenteurern und schätzelustigen Fanatikern theils aus den Reihen der kriegerischen Kiptschaks, theils aus den Städten Namengan, Mergolan und Osch an sich zu ziehen, mit welchen Anhängern nicht nur Buzurg-Chan, der Sohn des in Peking hingerichteten Dschihangir-Chan's, sondern auch

Digitized by Google

viele andere nach Dschihads (Religionskämpfen) lechzende Seids nach ihren Ansprüchen schon eine lange Zeit lauernd an der Grenze harrten, um bei erster Gelegenheit Kaschgar zu überfallen und das oft versuchte Spiel der Vertreibung der Chinesen und einige Monate lang dauernder Herrschaft zu beginnen.

Merkwürdig ist es, daß diese Pläne, die selbst in Chokand laut einem Tractat mit den chinesischen Behörden verboten und daher geheimgehalten wurden, dennoch von Telegraphen — geläufiger Hadschizunge — getragen bis nach Samarkand vordrangen, wo sich meine Reisegefährten aus Ostturkestan dies mit merklicher Bestürzung einander erzählten; ja Hadschi-Bilal meinte, die Verhältnisse bei ihm zu Hause hätten sich derartig gestaltet, daß er mit Hinblick auf die nahe bevorstehenden Wirren in seiner Vaterstadt nicht lange verbleiben, sondern gewiß schon im nächsten Frühlinge eine zweite Pilgerfahrt über Jarkend und Indien antreten werde. Hieran erinnere ich mich ganz genau.

Die Befürchtungen meines Freundes waren nicht grundlos, sie trafen nicht im Laufe desselben Winters, sondern im nächsten Frühlinge, nicht von Chokand und von den Chodschas, sondern von einer ganz unverhofften Richtung herein.

Daß die Täipingrevolution in China in alle Adern des gigantischen, siechen Körpers des Himmlischen Reichs dringen und an vielen Orten Spuren gefährlicher Entzündung zurücklassen werde, wurde schon anfangs vorausgesehen und noch mehr bestätigt, als die kühnen Befahrer des Jang-Tsze-Kiang — ich meine den Lieutenant-Colonel H. A. Sarel, Dr. Alfred Barton und Kapitän Thomas Blakiston — nachdem sie mit unsaglichen Beschwerden bis Ping-Schan vordrangen, von ihrem vorgefaßten Plane, durch die Provinz Junnan über Burmah nach China zu reisen, deshalb abstehen mußten, weil Setschuen sowol als Junnan durch revolutionäre Zügellosigkeit aufgewühlt, jeden Durchgang verwehrten. So wie sich der tobende Sturm in der Mitte des Oceans nur durch die Wellenschläge an den Gestaden kundgibt, ebenso treten die Umwälzungen, die im Innern Chinas stattfinden, nur durch die Ausbrüche, denen unser Auge in den Grenzländern begegnet, zu Tage. Die Spione des Vicekönigs von Indien haben auf den Bazaren in den Städten Nepauls und Burmahs wol schon lange von der Empörung der mohammedanischen Chinesen in Junnan gehört, doch Sicheres konnten sie erst wissen, als eine Proclamation des neuerwählten Sultans, die in Chassa circulirte, ihnen zur Hand kam. In diesem arabisch abgefaßten Actenstücke herrscht noch jener Stil, durch welchen sich die Siegesberichte eines Sultan Selim, Mahomed II. und Schah Thamasp hervorthaten. Wie uns der Autor des Artikels „Western China" berichtet, ist es in vorzüglichem Arabisch geschrieben; der Sultan nennt sich gerecht wie Abu-Bekr, tapfer wie Ali und kündet den nächsten Sturz der götzenanbetenden chinesischen Herrschaft an.

Wie viel Wirkliches an diesem Wortschwalle wol sein mag, kann jeder, der mit den orientalischen stilistischen Verhältnissen nur wenig bekannt ist, leicht errathen. Es ist auch nicht unsere Aufgabe, über Größe und Charakter, über Durchführbarkeit der Pläne des mohammedanischen Herrschers in Tali-fu, der sich Soliman nennt, von den Chinesen aber Tuventsen genannt wird, zu sprechen. Wie lange er es treiben wird, ist schwer vorauszusehen, doch Eine Thatsache spricht zu seinen Gunsten, nämlich, daß er nun das zwölfte Jahr seiner Unabhängigkeit von Peking erlebt hat. Diese Unabhängigkeit hat einerseits den Engländern bedeutend geschadet, indem sie beinahe gänzlich den Handel lähmte, welcher durch Mandelay und Bamu, entlang den Irwaddistrom durch Junnan nach China betrieben wird; sie hat Rußland geschadet, das auf einem merkwürdigen Umwege über Sibirien und Peking russisches Tuch nach Mandelay exportirte; sie hat aber am meisten China selbst geschadet, da die Flamme der Empörung nicht nur eine Reihe Provinzen dem Hofe in Peking zu Grunde richtete, sondern auch durch Umherstreuung der gefährlichen Funken am äußersten Westen des Himmlischen Reichs einen

Digitized by Google

Brand verursachte, durch welchen die altersschwachen, aber dennoch egoistischen Chinesen die Provinz Ostturkestan und Ili nicht auf kurze Zeit, wie es früher der Fall war, sondern auf immer verlieren werden.

Die Siegesnachrichten der aufständischen Mohammedaner in Junnan und Setschuen konnten nämlich den Töngens im Norden nicht verschwiegen bleiben. Da sie, von jeher ein Dorn im Auge der Chinesen, mit der mandschuischen Regierung nie zufrieden sein konnten, so hatten sie wahrscheinlich schon die Siege der Taïpings über die herrschende Dynastie mit Schadenfreude erfüllt. Wie viel stärker pochte daher nicht das Herz der fanatischen Töngens, als sie die früher erwähnte Proclamation des Sultans von Junnan zu Gesicht bekamen; denn daß sie dieselbe zu Gesicht bekamen, darf nicht bezweifelt werden: das Gerücht findet überall seinen Weg; in Europa auf Eisenbahnen und Telegraphen, in China auf chinesische Weise. Ich bin daher keinesfalls geneigt, den ersten Ausbruch in Singan-fu, der Hauptstadt der Provinz Schen-si, im Jahre 1862 einzig und allein einer Zwistigkeit zuzuschreiben, die zwischen einem töngenschen und mandschuischen Kaufmanne stattfand. Der Keim, der starke Keim der Unzufriedenheit war da; die von Taïpings, junnaner und nien-feyer Empörungen einerseits, von der anglo-französischen Invasion andererseits hart mitgenommene Regierung war ohnehin nicht zu fürchten, die Revolte der Töngens wuchs zu erstaunlicher Größe an, wälzte sich nach Kansu, wo ein gewisser Sochum-Dschan in Salar sich an die Spitze stellte, den Religionskrieg verkündete und mit wahrer Strenge gegenüber den Seinigen den erbittertsten Kampf gegen die verhaßten götzenanbetenden Chinesen begann. Ein Communismus, wie er gewiß nicht zur Zeit des allerersten Anfangs des Islam existirte, wurde eingeführt, alles Hab und Gut, aller Gewinn und alle Beute wurden gemeinschaftlich; eine strenge Disciplin gegen Raub, Diebstahl und sonstige Verbrechen wurde angeordnet, buddhistische Tempel der Erde gleichgemacht, Buddhaanbeter zur Annahme des Islam gezwungen, und um jeden Anschein ihres chinesischen Ursprungs zu vertilgen, wurde sogar das chinesische Costüm mit bocharischem vertauscht.

Daß auf diese Weise chinesische Truppencorps, selbst solche, die 40000 Mann stark waren, den Aufständischen gegenüber nichts ausrichten konnten, ist daher gar nicht zu verwundern. Die Stadt Salar oder Sutschau im Besitze haltend, wälzte sich der Strom über Komul, Urumtschi bis nach der Dsungarei. In genannten Orten standen glücklicherweise beinahe 60000 Töngens, deren Tapferkeit von der mandschuischen Behörde nie in Zweifel gezogen worden, als Garnison; in Urumtschi machten die Söldlinge bald gemeinschaftliche Sache mit ihren Glaubensgenossen, zwangen die dortigen Sarts, ihre Partei zu ergreifen, tödteten die ganze mandschuische Bevölkerung, und nachdem die unglückliche Stadt durch eine zufällige Feuersbrunst ganz eingeäschert war, rückten sie in zwei Colonnen vorwärts, deren eine nordwestlich, die andere südwestlich marschirte.

Die nach Nordwesten ziehenden tögenischen Empörer hatten auf ihrem Wege über Karkara-su noch einen reichen Fang an Artilleriegewehren gemacht, und daß sie in der Provinz Ili so glücklich waren, die zwei Hauptorte Kultscha und Tschugutschak den Chinesen zu entreißen, von denen namentlich Kultscha nach den Aussagen Radloff's zumeist von Kaufleuten, schlichten Handwerkern und einer bedeutenden Anzahl Imame und Mollas bewohnt ist, darf man meistens jenen 6000 tatarischen Familien zuschreiben, die von ihren Stammgenossen in den Sechsstädten getrennt, hier unter buddhaistischen Elementen, unter Kalmücken und Chinesen lebend, den Einbruch ihrer Religionsbrüder gewiß nicht müßig mit angesehen, ja, wie erzählt wird, sich ihnen bis auf den letzten waffenfähigen Mann angeschlossen haben. Der gegenseitige Kampf hat auch die benachbarten Nomadenvölker, die von jeher feindlich gesinnten Kalmücken und Kirgisen in seinen Wirbel gezogen, und da erstere in jenen Gegenden an Zahl bedeutend überlegen sind, so

Digitized by Google

hat ihr Auftreten eine der fürchterlichsten Metzeleien unter den Kirgisen hervorgebracht. Alles Vieh und die ganze Beute schleppten sie nach Tschuguttschak und nur 1500 Hunde wurden auf der Steppe zurückgelassen, die von den Leichen ihrer eigenen Herren sich nährend, später in Ermangelung des Fraßes den Reisenden jener Gegenden so gefährlich wurden, daß ein dortiger Gebirgsweg, nach Aussage des russischen Bezirksaufsehers, für einen einzelnen Reiter unwegsam wurde. Nach wechselndem Schlachtenglücke fielen endlich die beiden Citadellen sammt ihrer Garnison den Töngens in die Hände, und wenn sie gleich von den aus Peking nachgesandten chinesischen Truppen im Osten einige Schlappen erlitten, namentlich die Stadt Komul verloren, so ist heute dessenungeachtet die ganze Dsungarei unter ihrer Herrschaft. Ob sie sich gegenüber den kriegerischen Elementen der Nomaden jener Gegend, noch mehr aber gegenüber der russischen Behörde, die bei ihrer heutigen Stellung in Fort Wernoe, ja entlang die ganze Kette des Ala-Tau-Gebirges, auf Gelegenheit zur Intervention lauert, lange werden halten können, wird die Zukunft entscheiden. Die Revolte hat bis heute die Umgestaltung der Dinge in Ostturkestan hervorgerufen, durch sie sind die Sechsstädte den Chinesen wahrscheinlich auf immer verloren gegangen.

Die von Urumtschi nach Südwesten ziehende Abtheilung der töngenischen Empörer hatten kaum Kultscha erreicht, als sich die mohammedanische Bevölkerung schon zu ihnen gesellte und die in geringer Minorität dort lebenden Chinesen niedermetzelte. Ein im Geruche der Heiligkeit stehender Chodscha wurde an die Spitze der Angelegenheiten gestellt, wie dies bei den chinesischen Tataren auch nicht anders sein konnte, da in ihren Augen die Chodschas Wunderwirker, ja Halbgötter sind, bei denen niemand übermenschliche Kräfte bezweifeln darf. Der kultschaer Santonfürst nennt sich Raschid-ed-Din; unter seiner Leitung wurden die Städte Aksu, Osch-Turfan und Lai-Mesdschid eingenommen, und wenngleich die Chinesen in den Hauptorten Jarkend und Kaschgar, vom Herannahen des Sturmes benachrichtigt, die nöthigen Schutzmaßregeln zu treffen nicht versäumten, so konnten sie sich doch nicht gegen die immer mehr wachsende Flamme der Empörung schützen. Das Unglück für die chinesischen Commandanten dieser Orte war fast wie überall, daß ihre Soldaten ausschließlich aus Töngens bestanden, von denen man anstatt der Hülfe das eigentliche Verderben fürchtete, und wenn man auch hier und da, wie in Choten und Kaschgar, versuchte, sie auf verrätherische Weise aus dem Wege zu räumen, so hatten die sonst lammsmuthigen tatarischen Einwohner, von dem fernen Siegesrufe ihrer Glaubensgenossen ermuntert, diesmal dennoch genug Energie, um über die fremden Beherrscher herzufallen und sie zu vernichten.

Wol erzählt uns der oft citirte Autor des „Western China", daß Raschid-ed-Din Chodscha mit 7000 Reitern und 250 Kamelgeschützen den bedrängten Jarkendern zu Hülfe geeilt sei, doch meine ich, die Katastrophe wäre auch ohne jeglichen Succurs an allen diesen Orten eingetreten, denn so groß die Verwirrung der chinesischen Behörden bei jedem Ausbruche der sich hier wiederholenden Kämpfe in Ostturkestan war, ebenso erbittert ist die erste Wuth der Mohammedaner, die gleich einer wahren Strohflamme im Anfange immer hoch in die Höhe schlägt, später aber sehr bald wieder erlischt.

Wird dieses nun auch jetzt der Fall sein? Werden die Chinesen noch einmal Herren des Terekpasses werden? Das ist eben die Frage, die ein momentanes Interesse für uns hat, und über die wir uns in einige Erörterungen einlassen müssen.

Die Einzelheiten des Kampfes in Kaschgar, Jarkend und Choten absichtlich vermeidend, können wir nicht umhin, den Namen Buzurg-Chan Chodscha's unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen. Dieser Schwelger, mit dessen Diener ich mehrere Monate lang zusammenreiste, brauchte sich nur im Frühlinge des Jahres 1864 mit 500 Reitern, zumeist Kirgisen und Kiptschaks, in Kaschgar zu zeigen, um zu bewirken, daß die Bevölkerung unter seiner Leitung die stark befestigten Citadellen belagerte.

Digitized by Google

Die Belagerung dauerte ein Jahr fort; Buzurg-Chan hat sich indessen mehr mit der Eroberung nachgiebigerer Frauenherzen als mit der Einnahme der Citadelle beschäftigt; da es den Ostturkestanern sehr daran gelegen ist, sich mit einem Chodscha zu verschwägern, und um auch nur den leisesten Anschein von Regierungssorgen zu entfernen, übergab er die Zügel seiner Herrschaft gänzlich seinem Kuschbegi (Vezier), jenem Kuschbegi, welchen er vom kiptschakischen Häuptling Alem-Kul bei dem Beginne seines Unternehmens als brauchbaren Diener erhielt, wie er sich denn auch wirklich bewährte.

Der Kuschbegi, Namens Jakub-Beg, heute natürlich Jakub-Padischah, ist, wie dieses in Mittelasien überall bei Aemtern, wo die Schreibkunde eine conditio sine qua non wird, üblich ist, von persischer Abkunft, d. h. türkisch gesprochen ein Sart. Sein Geburtsort ist Piskad, District Kurama in Chokand, und da er die Schlauheit, Geistesrührigkeit, Energie und die Ausdauer seines Stammes in hohem Grade besitzt, so war es ihm eine leichte Sache, unter der Regierung Mehemed-Ali's von Chokand sich in kurzer Zeit vom gewöhnlichen Schreiber oder lieber Rechnungsführer zur Stelle eines Divandschis, Oberzolleinnehmer, emporzuschwingen. Im Jahre 1847 war er Gouverneur in Ak-Mesdschid, dem heutigen Fort Perovski, wo er sich schon mit den Russen in verbotene Händel einließ und einen in der Nähe dieses Fort gelegenen See, Namens Balik-kól (Fischsee) für 12000 Tillah = 7800 Pfd. St. den Russen abtrat. Später wurde er von Alem-Kul zum Ponsad ernannt, ein Militärsrang, verbunden mit dem Oberbefehle über 500 Mann. In dieser Eigenschaft wurde er Buzurg-Chan zugewiesen. Buzurg-Chan machte ihn zum Vezier; solange das Feld unsicher, die Mittel zur Erlangung der Herrschaft noch spärlich waren, begnügte er sich mit diesem Range, doch kaum lernte er das Maß der Hingebung der Ostturkestaner für die Angelegenheiten Buzurg-Chan's kennen, als er, den Chef der apakischen Familie für sich gewinnend, bald die ganze Molawelt Kaschgars vom sündenvollen Betragen ihres Günstlings überzeugte und ungefähr so wie Nadir-Schah sagend: „Wo bin ich denn?" hat er im Angesichte seines Herrn mit solchem Erfolge complotirt, daß die Kaschgarer vielleicht auch von der drohenden Stellung des schlauen Sarts gezwungen, den neuen Führer vergötterten, Buzurg-Chan gänzlich fallen ließen und statt seiner den Kuschbegi an die Spitze der Angelegenheiten stellten. Jakub-Padischah, der gleich im Anfange keinen Nebenbuhler in seiner Nähe und Ferne dulden wollte, hatte, nachdem er sich in Kaschgar ziemlich befestigt fühlte und nachdem die einzelnen Fractionen der Rebellen über die chinesische Suprematie Erfolg errungen, nichts Eiligeres zu thun, als anzugreifen, um sich an die Spitze aller zu stellen. Er griff zuerst Jarkend an; die Bewohner der Stadt waren in drei verschiedene Parteien getheilt; die eine, die allermächtigste, bestand aus den Töngens, die nach Ausrottung der Chinesen die chinesische Citadelle, in welcher sie früher als Garnison des Kaisers von Peking lagen, für sich behielten und durch kriegerische Ueberlegenheit den übrigen ziemlich im Wege standen. Die zweite Fraction bestand aus den Mohammedanern von Kaschmir, welche vom Territorium des Maharadscha Golab-Sing (Fürsten von Kaschmir) hierher kamen, sich ansässig zu machen, und ein bedeutendes Quantum der jarkender Bevölkerung ausmachten. Schließlich gab es eine dritte Fraction, nämlich die chokander Flüchtlinge und Chodschas, die von Kaschgar hierher kamen. An diese schloß sich Jakub-Padischah an. Der Kampf war ein langwieriger, aber 1866 nahm Jakub dennoch Jarkend den Töngens ab und schloß diese bedeutende Stadt seinen Besitzungen an.

Natürlich konnten diese steten Fortschritte in Macht und Größe nicht ohne unedle Mittel gemacht werden. Ermüdet wahrscheinlich von Aussendung der Streitkräfte und Geldsubsidien wollte Jakub-Padischah das südliche und verhältnißmäßig allerschwächste Choten durch List an sich bringen. Hier regierte damals, 1865, ein gewisser Habib Ulah, welcher unter den Chinesen die Stelle eines Kasi-Kelan (Oberkadi) bekleidete und nach

Digitized by Google

deren Verjagung von der höchsten hierarchischen Würde zur höchsten politischen gelangte. Als ihn Johnson, ein Offizier des Indian Trigonometrial Survey, besuchte, war er schon ein achtzigjähriger Greis von hoher schöner Gestalt, von feiner Gesichtsfarbe und wenn er mit dem seidenen Oberrock und mittelasiatischen Turban bekleidet erschien, von ziemlich imposantem Aussehen. In seinen frühern Jahren die heiligen Orte des Islam besuchend und daher ein Hadschi, hatte er Gelegenheit, auf seiner Reise durch Indien englische Regierung und englische Ordnung kennen zu lernen; er bemerkte ausdrücklich dem erwähnten englischen Offizier, daß die Einwohner Indiens weit glücklicher als alle übrigen Unterthanen irgendeines Reichs, und mit denen Rußlands gar nicht zu vergleichen wären, die von grausamen Beamten gepeinigt würden und noch obendrein in der weiten Ferne Militärdienste verrichten müßten. Daß daher der gute Alte in eine Allianz mit England schon damals große Hoffnungen setzte und eine solche sehnsüchtigst wünschte, das beweist am besten, daß er schon früh die herannahende Gefahr in der Person Jakub-Padischah's erkannte.

Jakub-Padischah fing damit an, daß er nach Einnahme Jarkends sogleich den politischen Agenten des chotener Fürsten einsperren ließ, um ihm mit Gewalt Nachrichten über den Zustand der Armee, über die Kasse und die politische Stimmung der Chotener zu erpressen. Nach diesem erfolgreichen Versuche machte er sich auf den Weg nach Choten, sandte in der Entfernung von zwei Tagereisen Freundschaftsversicherungen an den alten Chan von Choten, der diesen Versicherungen anfangs Gehör zu geben verweigerte, später aber dennoch sich bethören ließ, ins Lager des Jarkenders zog und von hier zur Capitulationsaufforderung an seine Unterthanen gezwungen wurde. Die Stadt wurde mit allem, was sie enthielt, eingenommen, der ehemalige Kuschbegi fand einen großen Schatz von Gold und Silber vor, kehrte bald nach Jarkend zurück, wohin er auch den gefangenen Habib Ulah sammt dessen Sohn mit sich nahm und wo er auch bald darauf aus einem uns nicht weniger triftig scheinenden als merkwürdigen Grunde beide hinrichten ließ. Dieser Grund, der in der Geschichte des Orients so selten vorkommt, soll auf einer Katastrophe beruhen, die der zahlreiche Harem des alten Habib Ulah hervorrief. Die Weiber dieses Harem nämlich wurden nach Einnahme der Stadt an die Hauptoffiziere Jakub's vertheilt, doch kaum fanden diese Exmaitressen ihre neuen Herren in wehrlosem Zustande, als sie über dieselben herfielen und sie insgesammt ermordeten. Wenn das wahr ist, so liefert es ein glänzendes Zeugniß für die Entschlossenheit der ostturkestanischen Frauen, die sich hierdurch einen gewiß höhern Ruf von Tapferkeit erworben als ihre eigene Männer.

Jakub-Padischah hatte sich gleich nach gänzlicher Unterjochung Chotens mit einer Truppe von 15000 Mann zur Einverleibung des nördlichen Theiles von Ostturkestan aufgemacht, wo damals die Tsngens im Vereine mit einigen chokander Chodschas die Zügel der Herrschaft in Händen hatten. Aksu ergab sich ohne jeden Widerstand. Er rückte bald darauf gegen Kultscha, schlug in drei Haupttreffen seine Feinde aufs Haupt, die sich östlich nach Kune-Turfan flüchteten; er setzte ihnen nach und nachdem er Sairam, Schah-Jar und Osch-Turfan genommen, kehrte er nach Kaschgar zurück. Natürlich hat das Zusammenhalten dieser rauhen Elemente mitunter große Wachsamkeit und Energie nöthig gemacht, so z. B. die Verschwörung in Kultscha, wo sich einer der zurückgelassenen Gouverneure, Namens Mirza-Ahmed, gegen seinen Herrn auflehnte und wo der Kuschbegi die Wiederherstellung seiner Autorität durch Niedermetzelung mehrerer Tausende der Rebellen bewerkstelligte; doch heute besitzt er auf unumschränkte Weise ganz Ostturkestan mit einer Bevölkerung, deren Zahl sich auf mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen beläuft, und die ihn trotz allen Abscheues, den man dort sowie überall in Mittelasien gegen Leute von sartischem Ursprunge hegt, als die einzige Stütze der muselmanischen Regierung in Ost-

Digitized by Google

turkestan begrüßt, oder vielleicht auch infolge der erlangten großen Macht fürchtet und ehrt. Er hat sich theils durch Auferlegung von Contributionen, theils durch erworbene Beute einen bedeutenden Geldvorrath erworben, denn, wie wir hören, sind nicht nur Chinesen und Töngens, sondern selbst die reichen Kaufleute von Kaschmir in den Bazaren von Jarkend und Kaschgar gewaltig gebrandschatzt worden; ja selbst die schlichten Eingeborenen wurden nicht verschont, und außerdem, daß viele freiwillig ihr Hab und Gut an diese für heilig erklärte Sache setzten, hat der ehemalige Kuschbegi noch obendrein die frommen Stiftungen der Städte an sich gerissen und ist ohne Zweifel viel besser ausgerüstet und auf jegliche Eventualität eher vorbereitet, als seine Vorgänger in Ostturkestan es waren.

Was ihm aber am meisten von Nutzen war, das ist die neue russische Occupation in Chokand. Wie sehr wir auch die Besitzerweiterungen Rußlands in diesen Gegenden als ein für die Civilisation ersprießliches Mittel anpreisen, wie sehr auch einige Sarts und friedliche Kaufleute die Consolidirung der Verhältnisse aus vollem Herzen gewünscht haben mögen, so hat sich doch eine bedeutende Anzahl von Chokandern, namentlich fanatischen Mohammedanern, Seids und sonstigen Religionsheiden vorgefunden, die vor dem Schatten der russischen Fahne das Weite suchten. Das westliche Bochara war schon längst als eine Seite bezeichnet, wohin russischer Wind wehte, und obwol sich niemand zur gottlosen Prophezeiung des nahen Falles entschließen wollte, so haben es die eifrigen Chokander dennoch vorgezogen, anstatt nach Westen, lieber gegen Osten zu ziehen; man hat sich anstatt nach Bochara lieber auf chinesisches Territorium geflüchtet.

Daß diesen Leuten an der Aufrechterhaltung der neuen Heimat, an der Sicherung des Asyls viel, ja sehr viel gelegen sei, ist leicht zu begreifen. Diese Leute — und sie bilden einen bedeutenden und einflußreichen Theil des halberoberten Chanats — sind es auch, die dem ehrgeizigen Jakub-Padischah mit wesentlicher Hülfe an der Hand gingen, ihn zur Annahme einer solchen Stellung gegenüber den Chinesen zwangen, wie sie bisjetzt noch kein Empörer in den Thalgegenden des Thien-Schan-Gebirges einnahm. Nicht politische Combinationen oder weitgreifende Plane — die ich den Orientalen stets abgesprochen habe und noch immer absprechе — sind es, welchen diesen Nadir der Neuzeit zu fest entschlossenem Widerstande nöthigen, nein! Nach Chokand kann er nicht zurück, da die frühere glückliche Zeit der Chodscha-Einfälle längst vorüber ist und Rußland das Erscheinen einer fremden Macht an den Ufergegenden des Jaxartes gewiß verhindern würde. Im Süden, Osten und Norden gibt es keine Möglichkeit des Entschlüpfens; es bleibt ihm daher nichts übrig, als sich in den Sechsstädten zu befestigen, seine Herrschaft zu consolidiren und alle zukünftigen Prätensionen der Chinesen auf diese Gegenden ein für allemal zu vereiteln. Dies thut auch Jakub-Padischah, der ehemalige Kuschbegi.

Von China ist daher wenig oder gar nichts zu befürchten. Was den schlauen Eroberer in seinem Besitze beunruhigen kann, das ist einzig und allein Rußland, und daß er die Gefahr schon von vornherein wittert, ist eben aus seinen mühseligen Maßregeln der Selbstvertheidigung, aus der eisernen Gewalt, durch die er das Band der Einheit zusammenhalten will, ersichtlich. Rußland steht, wie wir schon im Laufe dieser Blätter angedeutet, mit lauerndem Blicke an der westlichen Grenze des chinesischen Reichs, namentlich an jenem Theile, der sich von den Quellen des Irtischflusses bis zur südöstlichen Spitze der Hochebene von Pamir erstreckt. Im Gubernium von Semipalatinsk schon längst Herr aller Pässe und Wege, die über das Ala-Tau-Gebirge nach der Dsungarei führen, wird ihm doch von chinesischem Mistrauen untersagt, seine Kaufleute nach Kultscha und Tschugutschak senden zu können, ja wie uns der gelehrte deutsche Philolog Radloff, der als russischer Offizier jene Gegenden bereiste, erzählt, war es ihm trotz aller Be-

Digitized by Google

schwerden der langen Reise doch nicht länger als drei Tage gestattet, sich in Kultscha aufzuhalten. Im Norden gegen das siechе, aber dennoch bedeutende China keinen offenen Schritt wagend, mußte man sich später solchen Theilen der dortigen Grenze nähern, wo chinesische Autorität schwächer, die inländische Anarchie größer ist; dieses waren die Ufergegenden des Issikköl, in dessen Norden Fort Wernoe, im Westen Tokmak errichtet wurde, um von hier aus, als von einer verhältnißmäßig sichern Basis, die Ereignisse der Zukunft abwarten zu können. In den der Welt mitgetheilten strategischen Planen hieß es allgemein, daß das Vorrücken in dieser Gegend ein Flankenangriff auf Chokand sei, und daß die beiden verschiedenen Occupationscorps später am Jaxartes zusammentreffen sollen. Ganz erlogen war indeß die Sache nicht. Das Armeecorps am Issikköl hat seine guten Dienste geleistet, sein wesentlicher Erfolg bleibt aber dennoch, daß Rußland heute dem siechen Nachbar auch in dieser Gegend ganz nahe gekommen ist; ja es steht mit offenen Händen da, um das sich selbst bestellte Erbtheil vielleicht noch vor dem gänzlichen Absterben des zukünftigen Erblassers in Besitz zu nehmen.

Doch wird man mich fragen, was sollten wol die Russen mit den chinesischen Tataren beginnen? Haben sie nicht etwa schon genug des Tatarischen an sich?

Nun, eine entschiedene Antwort auf diese Frage zu geben, wäre Rußland selber nicht im Stande! Doch darf nicht vergessen werden, daß es sich hier nicht um den Besitz von 100 Quadratmeilen und einigen Millionen Einwohnern handelt, nein, es gilt die alte große Handelsstraße vom innern China gegen Westen, die bis gegen Ende des Mittelalters in blühendem Zustande war, wieder zu beleben, aus ihr eine mächtige und lebensreiche Ader zu machen, die befruchtend und segenbringend durch den großen Körper des russischen Reichs ziehen soll. Das ist keine Chimäre. Wenn wir mehrere Jahrhunderte lang nacheinander chinesische Producte über Komul, Kaschgar, Samarkand, Belch, Tebris und Konstantinopel, oder über Bochara, Astrachan und Nischnie-Novgorod in Europa bekamen, warum sollte dies nicht heute stattfinden können? Wird denn nicht eine erleichterte Communication auf trockenem Lande bei vollkommener Sicherheit den trügerischen Wellen des Meeres vorgezogen werden? Es ist wol wahr, eine Communicationsstraße von Peking nach Petersburg hat Rußland schon völlig sich angeeignet, doch ist diese bei dem rauhen sibirischen Winter und der unwirthbaren Steppe Gobi nie eine stark frequentirte, und müßte gegenüber dem Wege von Osten nach Westen, der sich von Peking oder von den Ufern des Jang-Tse-Kiang durch die Provinzen Schen-si, Kansu und Ostturkestan auf der Jahrhunderte alten Straße hinzöge, bedeutungslos werden.

Wie alle Anzeichen verrathen, ist dem Hofe von Petersburg an dem Zustandekommen dieses Vorhabens auch sehr viel gelegen; er will den Engländern zuvorkommen, die ebenfalls die Wichtigkeit einer Handelsstraße zu Lande in das Innere des Himmlischen Reichs erkannten und trotz der Schläfrigkeit der jetzigen indischen Regierung ein Explorationscorps zur Erbauung einer Straße von Assam über Burmah nach der Provinz Junnan ausschicken. Natürlich erging es den Engländern, die immer von den Russen geschlagen werden, auch hier so. Die Expedition mußte unverrichteter Sache zurückkehren, und das englische halbofficielle Organ des Vicekönigs meint, es wäre gar nicht schade, daß dieser mit Gewalt unternommene Schritt fehlgeschlagen sei.

Wäre man an der Newa ebenso schlaff wie an den Ufern des Hooghly, so wäre Rußland nach der Besitznahme des Fort Wernoe stehen geblieben, doch sind die Männer der eisigen Zone fester als die von der indischen Sonne mürbe gewordenen Briten, denn sie werden im Fort Wernoe nicht bleiben, und es wird wahrscheinlich nicht lange dauern, da werden wir hören, daß russische Kosacken durch den Terekpaß auf einem Besuche bei Jakub-Padischah begriffen sind. An welchen Punkten daher die Angriffe russischerseits geschehen werden, ob in der Dsungarei, namentlich bei Kultscha, oder ob durch

Digitized by Google

den Terekpaß im Territorium von Kaschgar, das ist bisjetzt noch nicht zu errathen. Daß man aber mit ernsten Planen umgeht, beweisen die 10 Sotnias Kosacken — jede zählt 100 Mann — die 8 Bataillone Infanterie und die 20 Kanonen, welche am östlichen Theile des Issikköl stationirt sind und die doch wahrscheinlich nicht gegen die dortigen nomadisirenden Karakirgisen verwendet werden sollen, so auch das doppelt so starke Observationscorps, welches auf demselben Punkte nur westlich vom Issikköl steht. Einer Initiative können wir also sicherlich gewärtig sein, und sie wird sich, wenn ich nicht irre, zuerst im südöstlichen Theile der genannten Linie, nämlich auf dem heutigen Territorium Jakub-Padischah's zeigen.

Dieser neue Beherrscher der Sechsstädte steht, wie wir aus russischen Berichten ersehen, nicht auf dem allerfreundlichsten Fuße mit dem Chan von Chokand, dem Nachbarherrscher und ehemaligen Suzerän, denn es wird wol niemand vergessen haben, daß Buzurg-Chan, wenn auch im stillen, doch die bedeutendsten Subsidien zu seinem Einfalle von Alem-Kul, also mittelbar von Chudajar-Chan, erhalten habe. Was die Ursache dieses Freundschaftsbruches sei, ist leicht zu erklären. Jakub-Padischah, der über eine besser gefüllte Staatskasse verfügt als der Chan von Chokand, hat in neuerer Zeit sämmtliche kriegslustige Kirgisen in seinen Dienst aufgenommen, die erstens dem Beherrscher von Chokand, ihrem rechtmäßigen Herrn, den Gehorsam aufsagten, zweitens seine eigenen Grenzen plünderten, ja was noch verhängnißvoller für alle Parteien ist, russische Unterthanen und russische Karavanen gefährdeten. Außerdem hat Jakub-Padischah rundweg verweigert, an Chokand den jährlichen Tribut für die Sechsstädte zu entrichten, welcher Pflicht sich früher selbst die stolzesten chinesischen Nachbarn unterzogen, und da er die Schwäche des benachbarten Chokand nur zu genau kennt, darf es uns gar nicht befremden, wenn er heute, als der Mächtigere, mit Eroberung und Einverleibung Chokands droht.

Von Chudajar-Chan, dem jetzigen Fürsten Chokands, hat er wenig zu fürchten, er kann ihn einschüchtern, solange er will. Nicht so verhält es sich mit den Russen, und die Einfälle, die seine kirgisischen Söldlinge am Narin oder an den Ufern des Issikköl machen, werden ihm wahrscheinlich sehr theuer zu stehen kommen, wenn sie ihm nicht sogar seine ganze Unabhängigkeit kosten. Wie der ehemalige schlaue Kuschbegi sich so weit hinreißen ließ, die Russen, deren Macht er genau kennt, zu reizen, ist mir unbegreiflich, doch ohne Zweifel gab er zu Händeln Ursache.

Im Anfange dieses Jahres zogen zwei russische Karavanen von Taschkend nach Ostturkestan; die eine gehörte dem Hrn. Pervuschin, einem sehr angesehenen Kaufmanne, und wollte über Chokand und Oosch nach Kaschgar gehen; die andere gehörte dem Hrn. Michael Chludov und besuchte die östlichen Ufer des Issikköl; sie beabsichtigte, durch den Zauker-paß Aksu zu erreichen. Die erste kam glücklich in Kaschgar an, da ließ sie Jakub-Padischah gleich festnehmen, zahlte alle Waare mit silbernen Jambus*) aus und verbot unter den strengsten Drohungen jedes fernere Erscheinen russischer Unterthanen auf seinem Gebiete. Die zweite gegen Aksu ziehende Karavane hatte natürlich von dieser Drohung nichts gehört, und kaum war Chludov an seinem Bestimmungsorte angelangt, als er und seine Gefährten geblendet, ihres Gutes beraubt und ins Gefängniß geworfen wurden, wo sie auch so lange verharren müssen, bis sie eine eindringende russische Macht befreit.

Wenn schon dieses allein den Russen eine genügende Ursache gibt, nach den Sechsstädten zu ziehen, so wird der Umstand, daß der heutige Beherrscher Ostturkestans mit den unter russischer Botmäßigkeit stehenden Kirgisen am Issikköl stark fraternisirt und der dortigen Kosackengarnison viel zu thun gibt, die Initiative gewiß beschleunigen. General

*) Vgl. meine „Skizzen aus Mittelasien", S. 317.

Digitized by Google

Kalpakovski, der Befehlshaber von Tokmak, wurde schon mehrmals durch das Erscheinen kaschgarischer Truppen beunruhigt, und da Jakub-Beg mit dem Emir von Bochara in freundschaftlichen Verhältnissen steht, so ist die russische Muthmaßung, daß hier eine Diversion zu Gunsten des hartbedrängten Fürsten am Zerefschan stattfinden solle, nicht unbegründet, oder doch wenigstens ein ganz triftiger Grund, um die russischen Bajonnete dem Terekpaß zu nähern.

Und so sehen wir nun auf einmal wieder, wie die Russen völlig dazu gezwungen werden, ihre Fahnen auf die Citadellen Kaschgars, Jarkends und Chotens aufzupflanzen, denn daß die Ostturkestaner mehr Hindernisse in den Weg legen können als die übrigen Mittelasiaten, wird niemand einfallen. Ja es braucht nur eine einzige Schlacht zu Ungunsten Jakub-Padischah's auszufallen, und er wird von den Ostturkestanern zur Waffenstreckung und zur Huldigung gezwungen werden. Hier ist bekanntlich das Joch der Ungläubigen kein ganz fremder Gegenstand; ob Buddhist oder Christ, beide führen den Titel eines Kapir, und Europa, aber auch Rußland selber, wird sich nicht genug wundern können, mit welch geringen Kosten und Opfern dieser bedeutende und reiche Theil Mittelasiens in seine Hände gefallen ist. Daß sich die nach der Einnahme der Sechsstädte im Besitze der Töngens befindliche Dsungarei nicht lange auf freiem Fuße werde erhalten können, braucht nicht erst gesagt zu werden. Rußland, das diesen nordwestlichen Theil des chinesischen Reichs schon lange mit Späheraugen beobachtet und mit den Handelsplätzen Tschugutschak und Kultscha sehnsuchtsvollen Blickes kokettirt, hat im heutigen Gubernium Semipalatinsk alle Wege und Pässe, die zu den genannten Städten führen, in seinem Besitze. Außerdem sind die Kalmücken als erklärte Feinde der Kirgisen und mächtige Widersacher der töngenischen Revolte den russischen Planen günstig. Ohnehin wird Rußland noch diese Gegenden als zweite Communicationsstraße nach den Sechsstädten unentbehrlich finden, sodaß im Falle einer Besitznahme Ostturkestans der im Norden des Thien-Schan-Gebirges sich erstreckende Trans-Ilidistrict auch als mitinbegriffen anzusehen ist.

Abgesehen von dem vorhin angedeuteten Nutzen einer großen Handelsstraße aus dem Innern Chinas sind auch jene Vortheile nicht zu übersehen, welche der Hof von Petersburg durch Besitznahme des so fruchtbaren und an Metallen so überreichen Bodens Ostturkestans gewinnt. Die Idee einer Ausbreitung nach dieser Richtung hin ist ebenso wenig neu, als sämmtliche andere Plane auf Mittelasien; ja die Begünstigung, welche dem kirgisisch-russischen Reisenden Wellichanoff 1852 bei seinem Incognitoausfluge nach Kaschgar und Aksu von seiten der russischen Regierung zutheil wurde, ist, wenngleich die Reise unter dem Panier der Russischen Geographischen Gesellschaft, also zu wissenschaftlichen Zwecken zu Stande gekommen war, dennoch nicht ganz frei von politischer Absicht. Fremde, den Europäern unzugängliche Gegenden durch europäisch gebildete Eingeborene bereisen zu lassen, hat die angloindische Regierung auf Anrathen des Kapitäns T. G. Montgomerie in neuerer Zeit begonnen; Rußland pflegt diese Strategie schon längst und die Erfahrungen des russificirten Kirgisen, von denen blos ein unschädlicher Auszug der Welt mitgetheilt worden, liegen als sichere Wegweiser nach Turkestan schon mehrere Jahre lang im Archive des russischen Generalstabs bereit.

Wenn wir nun sowol die Entfernung als auch die Bedeutung der Interessen in Erwägung ziehen, die für Rußland in seinen Beziehungen zu Ostturkestan liegen, und damit die Distanz und das Interesse messen, welches für England aus seinen Besitzungen am Himalaja, aus seiner politischen Stellung in Kaschmir, Nepal und Tübet zu den Sechsstädten hervorgeht, so wird sich der besonnene Leser gleich fragen müssen, warum nicht der Vicekönig von Kalkutta den Russen zuvorgekommen ist, warum nicht er sich, den doch mächtige Handelsinteressen nach Ostturkestan rufen, mit diesen Vorposten der indischen Macht vor den Russen in Communication setzte, vor den Russen, die als Rächer von

Digitized by Google

Beleidigungen auftreten, während er zum Erscheinen freundliche Einladung erhielt und vom Volke sowol als von den Höfen mit offenen Armen empfangen worden wäre?

Abgesehen von meinen persönlichen Erfahrungen, nach welchen die indische Regierung im Auge der Ostturkestaner als ein Musterbild von Gerechtigkeit und Ordnung dasteht, die selbst hoch über die chinesische, ja sogar über die mohammedanisch-bocharische gestellt wird, weshalb sich auch zwei Drittheile der turkestanischen Pilger nach Mekka anstatt auf der bequemen Straße über Bochara lieber über den gefährlichen, schwierigen Karakurumpaß, auf dem langen Umwege durch Indien und über den Indischen Meerbusen nach Arabien begeben — abgesehen hiervon können wir doch die unwidersprechlichen Zeugnisse für unsere Behauptung nicht ignoriren. Nicht nur mag der alte Habib Ulah Johnson höflichst zu sich nach Choten geladen, ihn gastfreundschaftlich bewirthet, mit Geschenken und Aufträgen an den Vicekönig entlassen haben, sondern selbst von Jarkend hat man sich an ihn mit derartigen Einladungen gewendet; ja man trug ihm sogar die Besitznahme der Stadt an. In Kalkutta wurde der kühne Reisende verspottet, das halbofficielle Organ Sir John Lawrence's erklärte rundweg jedermann, der britische Aufmerksamkeit auf diese Gegend lenken will, für „einen Feind seines Vaterlandes". Doch kann ich nicht begreifen, wie sich eine derartige Behauptung mit der eigentlichen Aufgabe des Ministeriums in Kalkutta, dem doch die Ausbreitung der englischen Handelsinteressen am meisten am Herzen gelegen sein soll, vereinigt. Oder sollte etwa Sir John Lawrence nicht wissen, wie viel Turfanwolle jährlich nach Indien, namentlich nach Umritsir zur Hebung der Kaschmirshawlfabrikation eingeführt wird, wo doch in den letzten 10 Jahren bei diesem Artikel jährlich 500000 Pfd. St. in Umsatz gebracht wurden? Oder sollte er nicht dahin trachten, den Theepflanzungen am Himalaja, die seit Robert Fortune's Mission nach China der angloindischen Regierung so viel gekostet haben und noch kosten, in Turkestan einen leichten und sichern Markt zu verschaffen? Früher nahm dieses den Ostturkestanern unentbehrliche Nahrungsmittel über Komul nach Aksu und Kaschgar seinen Weg und hatte natürlich einen hohen Preis, sodaß ich mich erinnere, dasselbe Kervanka grünen, aus China importirten Thees in Samarkand mit 14 Tenge bezahlt zu haben, welches ich dann später in Mesched von einem kabuler Kaufmann, der indischen grünen Thee von gleicher Qualität nach Persien führte, nur um 6 Tenge kaufte. Wenn der Preisunterschied in Friedenszeiten so bedeutend ist, warum sollte die englische Regierung es nicht versuchen, ihren in den Sechsstädten allgemein beliebten Theeproducten heute, wo der Handelsweg über Komul gänzlich geschlossen ist, Eingang zu verschaffen? Dieses hätte doch sehr leicht geschehen können, wenn man sich dem schon jahrhundertelang bestehenden System der Aksakals (Handelsconsuln) angepaßt haben würde und so wie Kaschmir, Chokand, Tübet und Kabul es zu thun pflegen, auch einen englischen Aksakal, sei dieser ein Eingeborener oder ein Engländer, in den Handelsstädten ersten Ranges eingesetzt hätte! War dieses etwa nicht der Mühe werth?

Oder sollte Sir John Lawrence den ganzen Bericht des Dr. Henry Cayley ignoriren? Dieser Offizier wurde von Sir Richard Temple zur Erforschung der Handelsverhältnisse jener Gegenden ausgeschickt und theilte uns über den Kuschbegi folgendes Urtheil mit: „Der Kuschbegi ist zweifelsohne ein tapferer, energischer und geschickter Soldat, ein tüchtiger, wenngleich nicht ganz gewissenhafter Herrscher. Man erzählt, daß er strenge Disciplin in seiner Armee halte, jeden kleinsten Fehler bestrafe, andererseits aber wieder die Soldaten gut behandle und auf gutmüthige Weise belohnte. Auch den Kaufleuten kommt er freundlich entgegen; die von ihm auferlegten Steuern sind nicht besonders drückend und er ist von seinen Unterthanen gewiß gefürchtet und geehrt. Der Umstand, daß er alle Provinzen Turkestans unter sich vereinigt und consolidirt, ist sowol für dieses Land als auch für die Nachbarländer von hohem Nutzen, namentlich für ihn sehr ersprießlich, und

Digitized by Google

ich meine, es würde den besten Erfolg hervorrufen, wenn wir einen beglaubigten Gesandten zum Kuschbegi nach Jarkend schicken würden, um ihm einen wahrheitsgemäßen Bericht von unsern Wünschen und Absichten zu geben. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er sehr bemüht ist, mit uns auf freundlichem Fuße zu verbleiben, doch sind wir ihm durch unsere Motive ein wenig verdächtig, und da er nur falsche und entstellte Nachrichten über Politik erhält, so wird er ein wahrhaftes Zutrauen nie haben können, bis wir nicht die nöthigen Schritte zur gegenseitigen Aufklärung gethan haben."

Leider pflegt Sir John Lawrence in jeder Anbahnung zur gegenseitigen Verständigung mit den Nachbarländern die Keime einer spätern Verwickelung zu entdecken. Er will mit aller Gewalt in der Gunst des steuerzahlenden englischen Publikums verbleiben, doch scheint er wie überall zu vergessen, daß es besser ist, zur rechten Zeit einen Pfennig auszugeben, als sich später zur Zahlung eines Pfundes genöthigt zu sehen. Daß er mit Hintansetzung der in allen Zeiten von den Engländern stark verfochtenen Handelsinteressen mit halsstarriger Verweigerung des unbedingt nöthigen politischen Einflusses es unterließ, sein Augenmerk auf Ostturkestan zu richten, das mag er einstweilen dem als Inbegriff aller Weisheit geltenden Princip der Unthätigkeit zugute schreiben. Doch was wird er thun, wenn der russische Bär sich mit Bequemlichkeit auf seine Tatzen stützend, vom Gipfel des Karakurumpasses nach Ladak hinüberzublinzeln anfangen wird? oder wenn er sich gar mit dem Herrscher von Kaschmir, dessen Treue gegen die englische Regierung noch sehr in Frage steht, in freundliches Liebäugeln einlassen wird? Denn heute, solange Jakub-Padischah ihm im Wege steht, der russische Kaufleute nicht nach Kaschmir ziehen läßt, ist die Annäherung wol eine schwierige, doch ist bei andern politischen Constellationen in Ostturkestan das Ausbleiben einer russisch-kaschmirischen Allianz kaum denkbar. Man wird mir doch nicht einreden wollen, daß die Herren am Hooghly es mit freudigen Blicken ansehen, oder vielleicht noch Beifall klatschen werden, wenn sich der Herrscher von Kaschmir, den heute ein gezwungenes Liebesverhältniß an Indien knüpft, von den britischen Umarmungen losreißt, um sich in die offen gehaltenen moskowitischen Arme zu stürzen?

Die Absichten Rußlands auf Britisch-Indien, die von Petersburg aus bis Taschkend hin in gerader Linie laufen, von hier weiter in einer Gabelung Indien, diesem werthvollen Edelsteine Großbritanniens, sowol nordöstlich als auch nordwestlich sich nähern, ja sehr nahe daran sind, die Söhne Albions dort in eine sehr kritische Lage zu versetzen, wird nach meinen Auseinandersetzungen hoffentlich niemand in Abrede stellen. Wir haben bisjetzt die Unausbleiblichkeit des großen Zweikampfes besprochen, in einem nächsten Aufsatze wollen wir auf die Chancen der kämpfenden Parteien hinblicken; namentlich wollen wir sehen, ob England denn wirklich in Indien so stark ist, als es sich dünkt, und ob es die landhungerigen Russen wirklich so leicht zurückzudrängen vermag, als es glaubt.*)

*) Im ersten Artikel (S. 663 fg. dieses Bandes) haben sich infolge der weiten Entfernung des Verfassers vom Druckorte mehrere wesentliche Irrthümer eingeschlichen, deren Berichtigung hier folgt:

Der Tod des Emirs von Bochara (S. 672) und die Nachfolge des Törekelan (nicht Törokelan) hat sich infolge später eingelaufener Nachrichten als unrichtig erwiesen, und die ganze hierauf bezügliche Episode ist daher als Resultat einer unliebsamen Mystification anzusehen. Ebenso sollte es heißen: Dschizzak (statt Dschizak), Firdusmanend (st. Firdusmauent), Chodschend (st. Chadschend), Muzaffar-ed-Din (st. Muzafar-ed-Din), Dost-Mohammed (st. Dos-Muhamed), Tschardschui (st. Tschardschni), Meimene (st. Memene), Jakub Kuschbegi (st. Jakub-Kuschbegi), Belch (st. Balch), Sindh (st. Sint), Achoud (st. Achand), Mesned (st. Meznet), Bola-Hissar (st. Birla-Hissar), Aucland (st. Aclent), Tschetschenzen (st. Tschetschedschen) u. v. a.

Digitized by Google

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament.

Vierter (letzter) Artikel.

Der norddeutsche Reichstag im Frühjahre 1868.

Wie oft haben wir von der Partei, mit deren Vaterlandsliebe wir uns zuletzt beschäftigten, den Vorwurf erheben hören, bald daß der Reichstag zu rasch arbeite, bald daß sich niemand für seine Thätigkeit interessire. So wenig wir den guten Glauben derartiger Tadler einräumen können, so überkommt doch auch uns ein Bangen, wie wir unsern Lesern ein Quellenmaterial von weit über 1000 Druckseiten in knappem Rahmen vorführen sollen; ein Material, dem zur größern Hälfte das mächtige politische Pathos abgeht, das die frühern Verhandlungen des Reichstags und diejenigen des Zollparlaments auszeichnet; die Resultate einer nüchternen, langen und reichen Arbeit, von der jedes Stück der Vorführung wol werth wäre, und doch unmöglich jedes eingehend geprüft werden kann. Zwar viele der gesetzgeberischen Arbeiten der Frühjahrssession sind schon in den kurzen Monaten seit dem Schlusse des Reichstags dem Volke ans Herz gewachsen. Kaum eine deutsche Landschaft, in der nicht schon glücklich liebende Paare die Segnungen des Gesetzes über die Erleichterung der Eheschließung empfunden hätten, kaum ein Flecken, der nicht von dem Bundesgesetze über die privatrechtliche Stellung der Wirthschaftsgenossenschaften, die Aufhebung der Schuldhaft, oder von dem Fortschritt der neuen Postverträge mit der Schweiz, Belgien, Schweden, oder dem Niederlassungsvertrage mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika nahe berührt worden wäre. Andere Dinge wieder ruhen, bereits beschlossen, doch in ihrer Ausführung noch im Schoße der Zukunft; so die Schließung der Spielbanken, und vornehmlich das Gesetz, das die Phantasie der Höker, Fleischer, Gastwirthe und Faßbinder mit steigendem Grauen vor dem 1. Jan. 1872 erfüllt, wo eine neue Welt von Begriffen dem Chaos der einheimischen Gewichte, Längen- und Hohlmaße das verdiente Ende bereiten soll. Für beide Gruppen von Arbeiten des Reichstags aber, die bereits gesetzlich wirksamen und die zukünftig gültigen, können wir kein unverdächtigeres Zeugniß anführen, als die Beschlüsse der sogenannten Deutschen Volkspartei in Stuttgart, die uns der Zufall in diesem Augenblicke in die Hand spielt. Sie illustriren zugleich in eigenthümlicher Weise das große Wort von süddeutscher Freiheit und „den Gütern süddeutscher Cultur", wie Hr. Schäffle sagen würde. Dieselben Männer, die wir bei uns jede Arbeit der norddeutschen Volksvertretung als schlechthin verwerflich, freiheitsfeindlich und unüberlegt schmähen hören, preisen als unerreichte Ideale des imaginären Südbundes, und vorläufig der süddeutschen Particulargesetzung, lauter Dinge, die wir, dank der Thätigkeit unserer norddeutschen Gesetzgeber, seit längerer oder kürzerer Zeit schon besitzen: Freizügigkeit und Niederlassungsrecht, das freie privatrechtliche Gebaren der Genossenschaften und die Aufhebung der Ehehindernisse, und vor allem das allgemeine directe Wahlrecht. Aber eine große politische Frage hat auch diesmal den Reichstag, und zwar ernster und anhaltender als je beschäftigt. Die Gesetzesvorlage der Regierungen über die Verwaltung des Bundesschuldenwesens, die im Herbst 1867, wie man sich erinnert, unerledigt geblieben war, führte zu den weitaus aufregendsten und erbittertsten Verhandlungen, welche diese Versammlung noch erlebt hatte. Kurz vor Eröffnung des Deutschen Zollparlaments, am 22. April, faßte der Reichstag den Beschluß, welcher der Regierung das Gesetz unannehmbar machte. Die Schatten dieses ernsten Conflicts lagerten sich über alle Theile des Volkes und trübten die frohe Aussicht auf die Thätigkeit des Zollparlaments. Die fernere Entwickelung unserer jungen Marine, der

Digitized by Google

nothwendige Ausbau unserer Küstenbollwerke schien wegen einer constitutionellen Liebhaberei in Frage gestellt. Während das ganze Volk mit Spannung dem Zollparlamente folgt, fühlt sich doch immer wieder jedes patriotische Herz zu der bangen Frage gedrängt, wird dieser Conflict enden, wenn der Reichstag wieder zusammentritt, und in welcher Weise ist es zu ermöglichen?

Kaum irgendwer mochte dieser Session große politische Kämpfe vorhersagen, als am 23. März der Reichstag durch den König mit einer nüchternen Thronrede eröffnet wurde, die der Volksvertretung eine reiche Fülle ruhiger wirthschaftlicher und socialer Arbeit in Aussicht stellte. Ueber den Zankapfel der Session, das Bundesschuldengesetz, sagte der König in der Thronrede nur: „Ich vertraue, daß die Bereitwilligkeit, mit welcher die verbündeten Regierungen in diesem Entwurfe den von Ihnen bei der frühern Berathung gefaßten Beschlüssen entgegengekommen sind, von Ihrer Seite ein gleiches Entgegenkommen finden werde." Hierin lag ein Wunsch, kein Ultimatum. Wenn auch nicht streng logisch, war es doch auf seiten der Regierungen begreiflich, daß sie ihre Nachgiebigkeit gegen den Beschluß des Reichstags im Herbst 1867, wonach eine Convertirung der Bundesschulden nicht anders als auf Grund eines Bundesgesetzes vorgenommen werden dürfe*), für compensabel hielten mit dem Verzicht des Reichstags auf den Verantwortlichkeitsparagraphen Miquel's. Nur die Pessimisten lasen schon aus der Thronrede die feste Zuversicht der Regierung heraus, daß sie diesmal der Mehrheit des Reichstags gegen das Miquel'sche Amendement gewiß sei. Doch auch sie sahen weit eher einer Niederlage des Reichstags als einem Conflict entgegen. Die allermeisten aber gingen mit der Hoffnung auf eine mühevolle, aber auch wirkungsreiche Session an die Arbeit. Der vorwiegend wirthschaftliche Charakter der meisten in Aussicht stehenden Vorlagen gab eine ebenso sichere Gewähr für die rasche Verständigung unter einer jeweilig übergroßen Mehrzahl des Hauses und für compacte Majoritäten, als andererseits die bereits vorhandene gründliche Bekanntschaft der Mitglieder untereinander, das gewonnene Ensemble der Fractionstaktik auf Grund der erprobten Formeln ihres specifischen Gewichts, in derselben Richtung wirken mußte. Nur wenige Verschiebungen zeigt die Personalstatistik des Fractionswesens, deren nicht schon gedacht wäre. Zwei bedeutende Capacitäten hatte die national-liberale Partei seit dem Herbst an sich gezogen, den berühmten Statistiker Engel und den noch jugendlichen Kreisgerichtsrath Lesse aus Thorn (Danzig), dem es in der Freien Vereinigung zu öde geworden war; in Pogge hatte sie einen schweigsamen, aber ebenso charakterfesten als liebenswürdigen Mecklenburger gewonnen. Er war statt des auf Grund eines falschen Additionsexempels im Herbst zugelassenen und infolge richtiger Anwendung der ersten Species wieder ausgewiesenen Hrn. von Oertzen-Cotelow gewählt.

Der Weiße Saal hatte bei Eröffnung des Reichstags in dem Halbkreis der Abgeordneten große Lücken gesehen. Die zweite Sitzung schon am folgenden Tage, die aus Anlaß der Präsidentenwahl die Beschlußfähigkeit des Hauses zu prüfen hatte, ergab das peinliche Resultat, daß vier Mitglieder zur beschlußfähigen Anzahl (149) fehlten. Die wesentlichste Schuld an dieser Unvollzähligkeit des Hauses, die von den Bundesfeinden zweifellos als Mißachtung des Reichstags ausgelegt wurde, lag an der Regierung selbst. Eine starke Rücksichtslosigkeit gegen alle von Berlin entfernt wohnenden Abgeordneten beging die Präsidialmacht, als sie überhaupt vor Ostern, das schon auf den 12. April fiel, den Reichstag zusammentreten ließ. Denjenigen, deren Reise aus der Heimat in die norddeutsche Hauptstadt ein kleines Kapital verschlingt, den Bewohnern unserer Nord-, West- und Ostmarken, war kaum zuzumuthen, nach Berlin zu reisen zu einer vierzehntägigen Beschäftigung mit Formalitäten, um hernach die Osterfeiertage die kostspielige

*) Vgl. unsern zweiten Artikel, S. 440 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

Reise heimwärts zurückzumachen oder in Berlin theuere Ferien zu genießen. Doch sicherlich hätte der finanzielle Gesichtspunkt keinen Abgeordneten von seinem Sitze fern gehalten, wenn wirklich Aussicht auf sofortige ernste Arbeit vorhanden war. Aber die gab es leider nicht einmal. Die ganze Arbeit, welche die Geschicklichkeit Simson's auf das Prokrustesbett vom 28. März bis 3. April spannte, wäre trotz der Geschäftsordnung in zwei bis drei Tagen abgethan gewesen, wenn der Bundesrath mit fertigen Vorlagen vor den Reichstag getreten wäre. An den wichtigsten, wie z. B. an dem Entwurfe einer norddeutschen Gewerbeordnung, feilte man im Bundesrathe noch bis kurz vor Ostern. Von allen Gesetzentwürfen, die vor Ostern ins Haus gebracht wurden, konnten allein der Niederlassungs- und Staatsangehörigkeitsvertrag mit Nordamerika und die Vorlage über die Verwaltung der Bundesschulden eine Debatte von großem Interesse hervorrufen; der erstere allein aber konnte bis dahin durchberathen werden. Aus seiner eigenen Initiative, durch einen Antrag Lasker's auf die Redefreiheit der Abgeordneten in den Einzellandtagen, mußte der Reichstag die Frist bis Ostern nothdürftig mit würdigem Material ausfüllen. Wenn wir also die Präsidialmacht und den Bundesrath keineswegs freisprachen von Mitschuld an der Beschlußunfähigkeit des Reichstags vom 24. März, so war doch andererseits offenbar, daß bestimmte Kreise von Abgeordneten ihr Fernbleiben von Berlin so übel maskirten und so compact in Scene setzten, daß es der Schadenfreude über die Beschlußunfähigkeit des Hauses moralisch mindestens gleichkam. Dies gilt leider vor allem von dem Fernbleiben der meisten Sachsen. Am wenigsten begründet war ohne Frage die Entschuldigung der Mitglieder des königlich sächsischen Landtags, daß sie gerade jetzt in Dresden am unentbehrlichsten seien, weil dort die Berathungen über das neue Wahlgesetz begonnen hätten. Sie vergaßen hinzuzufügen, daß der Entwurf dieses neuen Wahlgesetzes bereits seit 4½ oder 5 Monaten den Kammern von der Regierung vorgelegt war, und der Anfang der Verhandlungen gerade auf den 23. März angesetzt wurde, wo in Berlin der Reichstag eröffnet werden sollte! Immerhin mag ihnen aber noch nachgerühmt werden, daß die meisten von ihnen wenigstens einen Urlaub vom Reichstage auszuwirken suchten. Ein Theil der sächsischen Linken aber und alle Socialochlokraten verschmähten diese Selbstherabwürdigung ihrer angeborenen Willensfreiheit. Die Herren Bebel und Liebknecht waren in derselben Zeit in Sachen der Zollparlamentswahlen für die Candidaten der Herren Dalwigk-Ketteler gegen die der nationalen Partei in Hessen thätig. Aber wer wollte die Sachsen schelten, wenn die parlamentarischen Cellulargebilde Preußens relativ dasselbe, absolut ein viel höheres Quantum von Mitgliedern des Reichstags absorbirten. Da werden sehr zahlreiche Urlaubsgesuche erbeten und ertheilt wegen der nothwendigen Betheiligung des betreffenden Mitgliedes an dem Landtage der Provinz Sachsen, oder des Fürstenthums Lüneburg, des schlesischen oder rheinischen Provinziallandtags u. s. w., oder weil das betreffende Mitglied bei den Arbeiten der Kreiseingesessenen der Provinz Preußen oder gar des ostpreußischen Generallandtags, ein anderes für die Feststellung und Zutheilung des Saatgetreides in den Nothstandsdistricten unentbehrlich sei.*) Daneben werden nun auch die gewöhnlichen Urlaubsgesuche „wegen dringender Geschäfte" oder fröhlicher oder betrübender „Familienereignisse" dem urlaubsunmuthigen Reichstage gegenüber höchst grell colorirt. Den Advocaten und Beamten der Versammlung sterben und erblinden ihre Stellvertreter zu Hause, die Familienväter debutiren hinfort nur noch „mit Verhältnissen, die sie bei dem besten Willen verhindern, ihre Sitze im Reichstage einzunehmen", die Kranken lassen sich von ihren besorgten Aerzten in Nizza oder Montreux eine Badelaufbahn verschreiben, die frühestens mit dem Ablaufe des Mandats

*) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Reichstags von 1868, S. 11. 15. 16 u. s. w.

Digitized by Google

im August 1870 eine annähernd erfolgreiche Wirkung verspricht. Sofort aber mit dem Nachweise der Beschlußunfähigkeit suchen die verschiedenen Parteien des Hauses, jede von ihrem Standpunkte aus, in alle Zukunft Abhülfe für die Unvollzähligkeit. In derselben Sitzung vom 24. März noch fordert der vortreffliche Freiherr Nordeck zu Rabenau, daß sofort alle Mitglieder des Reichstags, die sich durch das gleichzeitige Tagen von Provinzial- oder Territoriallandtagen am Erscheinen verhindern lassen, aufgefordert werden, sich möglichst schnell hier einzufinden". Zu ihrer Bestürzung entdeckt die Vertretung des Norddeutschen Bundes, daß ihr nach der dermaligen Fassung der Geschäftsordnung wie der Verfassung nicht einmal ein „Ersuchen" in dieser Richtung an das Bundespräsidium eingeräumt ist. Nur für die Zukunft kann Sorge getragen werden, daß ein gleichzeitiges Tagen parlamentarischer Mikrokosmen die Vertreter des ganzen Volkes ihren vornehmsten Pflichten nicht entziehe. In der für die jüngste Erfahrung wahrlich mildesten Form suchte ein Antrag von Rabenau und Stephani in Zukunft dem Uebel zu steuern. Dieser Antrag kleidete sich in eine bloße Aufforderung an den Bundeskanzler, „dahin zu wirken, daß in Zukunft ein gleichzeitiges Tagen von territorialen und Provinziallandtagen mit dem Reichstage vermieden werde". Die Mäßigung in der Form war um so anerkennenswerther, als der Reichstag nach der Bundesgesetzgebung zweifellos berechtigt war, ein förmliches Verbot in der Richtung zu erlassen, in der sein Ersuchen an den Bundeskanzler ging. Diese Befugniß des Reichstags zu gesetzgeberischem Eingreifen führte die Rede Stephani's trefflich aus, gab Bismarck bereitwilligst zu, obwol er hoffte, daß vorläufig in seiner „nicht ganz einflußlosen Stellung" seine Verwendung bei den Einzelregierungen für den von ihm „lebhaft bewillkommneten Antrag dasselbe erreichen werde". Bismarck ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sich über die Fehlenden herb auszulassen und streng constitutionelle Anschauungen zu bekunden. „Ich habe nicht voraussetzen können, daß irgendein Mitglied eines Provinziallandtags seinem dortigen Mandat einen Vorzug vor dem hiesigen geben würde (hört! hört!), um so weniger, als es dort einen gesetzmäßig erwählten Stellvertreter hat. Ebenso überrascht bin ich gewesen, daß Beamte, ohne sich der Zustimmung der vorgesetzten Behörde zu vergewissern, dienstliche Hindernisse geltend gemacht haben. Wenn ich die Ehre hätte, Mitglied der hohen Versammlung zu sein, so würde ich fast alle eingegangenen Urlaubsgesuche abgelehnt haben (Heiterkeit), die nicht durch Krankheitsfälle motivirt sind, denn ein Abgeordneter hat keine dringendern Geschäfte, als hier anwesend zu sein und sein Mandat wahrzunehmen." (Beifall.)*) Dieser Tadel galt vor allem der conservativen Partei. Die Präsenz- und Abwesenheitsliste vom 24. März und 4. Juni**) (auch an diesem Tage war der Reichstag nicht beschlußfähig) beweisen officiell, daß jedesmal nahezu 50 Sitze der Rechten unbesetzt waren, daß der große Grundbesitz, die Geburts- und Geldaristokratie in der Mehrzahl durch ihre Abwesenheit glänzte.

Gleichwol bemächtigte sich die Linke dieses Anlasses, lediglich um der Diätenlosigkeit ein Ende zu machen. Diäten waren nach ihrem Recept ein untrügliches Mittel für ein volles Haus, die Diätenlosigkeit der Hauptgrund für das Fernbleiben der Mehrzahl. Sie brachte am 30. März den Antrag Waldeck ein auf Abänderung des Art. 32 der Verfassung, oder, wie sie sich charakteristisch ausdrückte, auf Wiederherstellung des ursprünglichen Beschlusses des constituirenden Reichstags. Auch der Verzicht auf Diäten sollte unstatthaft sein. Die Debatte über dieses angebliche Correctiv der Beschlußunfähigkeit der Versammlung ging am 2. April in Scene. Sie war unvergleichlich viel unbedeutender als die Verhandlungen des constituirenden Reichstags über die Diätenfrage***),

*) Stenographischer Bericht, S. 76.
**) Stenographischer Bericht, S. 6. 250. 551.
***) Vgl. S. 264 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

denen wir doch auch nicht viel nachzurühmen hatten. Dies sprach Bismarck unverhohlen aus. Der einzige neue Grund der Linken, den Waldeck in zwei Reden an Einem Tage ausreichend abnutzte, die Unbeschlußfähigkeit vom 24. März, war angesichts der Abforbirungen durch die Provinzial- und Territoriallandtage eigentlich eine petitio principii, wie Vincke (Olbendorf) richtig einhielt. Die weitern parlamentarischen Erfahrungen aber, die Hennig für die mangelhafte Vollzähligkeit diätenloser Versammlungen anführte, die des preußischen Herrenhauses, des italienischen und englischen Parlaments, dürfen der Natur der Verhältnisse nach, wie jeder bei einigem Nachdenken sich sagen muß, nur mit großer Vorsicht mit der Diätenlosigkeit in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden, namentlich, da aus dem Sommer 1868 erwiesen ist, daß auch die kleinen und kleinsten parlamentarischen Körperschaften, die sich angeblich mit Hülfe der Diäten auf Kosten des Reichstags beschlußfähig zu halten suchten, häufig und anhaltend an einer künstlich übertünchten Beschlußunfähigkeit krankten. Was aber vornehmlich die Verhandlung über den Waldeck'schen Antrag vom 2. April 1868 in unsern Augen herabdrückte, ist der gehässige persönliche Ton, den die conservative Partei anschlug und bei ihren Gegnern herausforderte. Der Vorwurf des Grafen von der Schulenburg (Beetzendorf), daß die Antragsteller den Antrag um ihrer Existenz willen eingebracht hätten, war sicherlich eine ebenso unpassende Insinuation als die Redeweise des Hrn. von Wedemeyer, der von „den lumpigen drei Thalern" sprach, deren Nichtbewilligung wenigstens dazu diene, „die unnütze Schwätzerei todtzuschlagen". Aber kein geringerer Mann als Schulze-Delitzsch ließ sich durch diese Provocationen verleiten, in demselben Maße seine gute ruhige Natur zu verleugnen. In einer Rede, die sonst unstreitig zu den besten des Tages gehört und die politischen und socialen Bedenken der Diätenlosigkeit vortrefflich recapitulirte, brachte er doch den Zwillingsbruder zu seinem berufenen Worte aus der Conflictzeit von dem preußischen „Großmachtskitzel" zur Welt. Jedenfalls war das ungeeignetste Argument in diesem Augenblicke der Zweifel daran, daß diese Versammlung die erste in Deutschland sei, die Behauptung, daß „sich die Sympathien der Nation in viel höherm Grade dem österreichischen Reichsrathe, als unsern Verhandlungen hier zuwenden. Dorthin wendet sich im Augenblicke der Geist unserer Nation". In vieler Hinsicht von Interesse war die Rede des Nachfolgers Schulze's, die Wagener's, der mit einem seiner behaglichen Trugschlüsse das Begehren nach Diäten für eine socialistische Agitation ausgab — „denn Socialismus ist nichts anderes, als der Anspruch, eine rechtlich vorhandene Gleichheit auch thatsächlich durch Staatsmittel dargestellt zu sehen; das Verlangen nach Diäten ist gegenüber dem allgemeinen Wahlrecht nichts weiter, als ein socialistischer Anspruch, um die unzweifelhaft gewährte Rechtsgleichheit thatsächlich durch Staatsleistungen zu ermöglichen. Der nächste Schritt ist der, daß die Wähler Tagelohn bekommen". Im übrigen bezog sich Wagener tapfer auf Gneist, die englische Verfassung und andere seiner Weltanschauung sehr heterogene Dinge. Aber das stärkste Argument der Conservativen, das Graf Bismarck vornehmlich betonte, war die Geschichte, wie die Bundesverfassung zu Stande gekommen sei, durch Compromisse. „Und kaum sitzen Sie darin, wollen Sie mit der einen Hand zurückziehen, was Sie mit der andern nachgegeben haben. Wenn nun die Regierungen ihrerseits Verfassungsänderungen im Sinne der Verstärkung der Regierungsmacht beantragten? Vor diesem Rütteln an den Fundamenten warne ich Sie, meine Herren, in unser aller Interesse. Die Einrichtungen sind noch nicht so fest gewachsen, daß wir heute in Frage stellen dürften, was wir vor einem Jahre nach einem mühsamen Compromiß zu Stande gebracht haben. Wer das Ansehen der Compromisse nicht ehrt, der ist für eine constitutionelle Verfassung überhaupt nicht reif; denn das Verfassungsleben besteht aus einer Reihe von Compromissen; diese heute zu geben und

Digitized by Google

morgen zurückzunehmen, ist keine constitutionelle Politik." (Lebhafter Beifall rechts.)*) Diese Anschauung ist übrigens wol von keiner Fraction des Reichstags aufrichtiger getheilt worden als von der nationalen, deren große Mehrzahl mit der Linken bei der Schlußabstimmung votirte. Ihr Votum bedeutete lediglich eine principielle Zustimmung; daß der Antrag jetzt schon von der Fortschrittspartei eingebracht sei, hat sie ernstlich beklagt. Denn wenn ihm auch die von manchem Angehörigen der Linken offen ausgesprochene Absicht fern lag, die Nationalen wieder einmal auf die Probe zu stellen und eine im voraus selbst bei einer Majorität im Reichstage nutzlose Demonstration vor den Wählern aufzuführen, so war doch der nächste Anlaß, der dem Antrage Waldeck's die Entstehung gab, wie gezeigt wurde, keine Empfehlung für ihn, und die Regierungen konnten mindestens noch weitere Erfahrungen als die eine Wahl im Herbst 1867 verlangen, ehe sie einer so wichtigen Verfassungsänderung zustimmten. Der Antrag wurde in der Vorberathung mit fünf, in der Schlußberathung am 18. April mit vier Stimmen Majorität abgelehnt.

Endlich darf nicht wundernehmen, daß auch gegen diejenigen Mitglieder ein Anlauf versucht wurde, die sich vom Reichstage fern hielten, um ihn unvollzählig zu machen. Die Vertreter der sogenannten Volkspartei im Hause erklärten ihren Wählern daheim geradezu, daß sie absichtlich von den Sitzungen weggeblieben, um dem Reichstage den Reiz ihrer Opposition zu entziehen und ihn nach ihren schwachen Kräften unbeschlußfähig zu machen. Sie hatten blos den berliner Arzt Dr. Reincke mit Generalvollmacht zurückgelassen, der in jedem Augenblicke den Antrag auf Zählung der Anwesenden stellte. Die grün-weißen Saxonen nach der Artung des Stadtraths Sachße aus Freiberg oder des Vertreters für Oschatz, Günther, hatten diese Absicht zwar nicht mit derselben Kühnheit in die Welt gerufen; aber ihr überaus beharrliches und unbegründetes Fernbleiben von Berlin hatte keinesfalls in einer übermäßigen Zuneigung zu den gesetzgeberischen Factoren des Norddeutschen Bundes die Ursache. Haben wir doch selbst gehört, wie Hr. Günther (Sachsen) Hrn. Oehmichen die Wette anbot, daß das Haus nach seiner zweiten kurzen Vertagung über Pfingsten nicht mehr vollzählig zusammenzubringen sein werde! Solchen selbstwegwerfenden Tendenzen gegenüber mußte ein Exempel statuirt werden, zumal da die Fälle sich häuften, wo Mitglieder trotz der Verweigerung ihres Urlaubs zu Hause blieben, eine weit größere Anzahl gar nicht um Urlaub anhielt. In den ersten Tagen nach dem 24. März wurde in den großen Fractionen des Hauses ernstlich erwogen, ob man nicht die beschlußfähige Anzahl (bisher die Hälfte aller Mitglieder) herabsetzen solle. Hierfür ließ sich das praktische England anführen, wo die Anwesenheit von 40 Mitgliedern das aus 600 Stimmen bestehende Unterhaus schon beschlußfähig macht. Aber diesem Auskunftsmittel, das ohne Zweifel übrigens eine Verfassungsänderung gewesen wäre, stand die Erwägung entgegen, daß man, statt die Schuldigen direct zu treffen, gerade aus dem staatsfeindlichen Lager das Gerede herausfordern werde, der Reichstag habe aus Mangel an Theilnahme schon seine Beschlußfähigkeitsziffer reduciren müssen u. s. w. Ebenso gewiß aber war, wie bereits oben angedeutet wurde, daß dermalen weder die Verfassung noch die Geschäftsordnung des Hauses dem Präsidenten oder der

*) Stenographischer Bericht, S. 57 und 58; über die ganze Verhandlung vgl. S. 48—61. Wir glauben unsern Lesern schuldig zu sein, die vielverdrehten Worte Bismarck's über den süddeutschen Liberalismus (S. 59 und 60) hier authentisch anzuführen. Bismarck sprach von den staatsfeindlichen Parteien Süddeutschlands und fuhr dann fort: „Ich lasse unentscheiden, ob es ein Vorzug ist, liberal zu sein oder nicht (Heiterkeit), aber derjenige muß Süddeutschland mit Ausnahme Badens sehr wenig kennen, der nicht weiß, daß im Liberalismus sie dort — ich will nicht sagen um ein Menschenalter, aber um diejenige Zeit, die seit der Julirevolution verflossen ist, hinter uns zurück sind."

Digitized by Google

Versammlung Zwangsmittel gegen renitente Mitglieder gestattete. Es ist das Verdienst des Grafen zu Münster, in dieser Richtung den Weg gezeigt zu haben. Er brachte aus Anlaß der Geschäftsordnungsreform den Antrag ein: „Fehlt ein Mitglied ohne Urlaub während zehn aufeinanderfolgender Plenarsitzungen, so wird dasselbe durch das Präsidium aufgefordert, seinen Sitz im Hause binnen einer vom Präsidenten zu bestimmenden Frist einzunehmen. Folgt dasselbe trotz bescheinigten Empfanges dieser Aufforderung nicht, so wird angenommen, daß das ausbleibende Mitglied sein Mandat niedergelegt habe, und eine Neuwahl veranlaßt." Dieser Antrag war von den besten Namen der Conservativen, Freiconservativen, Altliberalen, Centralen und Nationalen, ja selbst von Bockum-Dolffs unterschrieben. Aber doch war ihm dadurch noch keineswegs die Majorität gesichert. Die Unterschriften waren mehr ein Ehrenapplaus für den entschiedenen Schritt des Grafen. Aber die Geschäftsordnungscommission erklärte sich mit allen gegen zwei Stimmen gegen den Münster'schen Antrag. In der Commission hatte sogar der Regierungsbevollmächtigte die Annahme der Münster'schen Antrags als einen „Punkt der Differenz" erklärt. Am 15. Juni referirte Harnier im Namen der Commission und beantragte die Ablehnung des Münster'schen Antrags, nicht einmal dessen Ueberweisung an den Bundeskanzler. Alle die Gründe, welche Harnier gegen die mehr redactionellen Mängel des Antrags einhielt, z. B. und namentlich gegen die Fiction einer stillschweigenden Einwilligung in den Mandatsverlust, sind ganz durchschlagend. Wenn schon das bürgerliche Recht als Regel aufstellt, daß Verzichte nur bei ausdrücklicher Erklärung rechtswirksam und stets restrictiv auszulegen sind, so fragt sich überhaupt, ob bei öffentlichen Rechten, denen eminente öffentliche Pflichten entsprechen, die Theorie der stillschweigenden Willenserklärung anwendbar sei. Weniger glücklich aber scheint uns die Commission verneint zu haben, daß der Reichstag einen derartigen Antrag ohne Verfassungsänderung, ja vermöge seiner Geschäftsordnung annehmen könne. Für den Kreis unserer Leser bemerken wir zur Klärung der Frage nur so viel: Der Art. 27 der Bundesverfassung bestimmt unter anderm: „Der Reichstag regelt seinen Geschäftsgang und seine Disciplin durch eine Geschäftsordnung." Damit ist klar gesagt, daß der Geschäftsgang und die Disciplin einen Theil der Geschäftsordnung, diese aber ein Internum des Reichstags bildet, an dessen Gestaltung der Bundesrath oder das Bundeskanzleramt irgendeinen Antheil verfassungsmäßig nicht hat. Ferner bestimmt Art. 28 der Bundesverfassung, daß „zur Gültigkeit der Beschlußfassung die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich" sei. Wenn nun schon logisch die innere Disciplin des Reichstags, die also nach Art. 27 der Bundesverfassung ihm allein überlassen ist, sich keineswegs blos auf die Handhabung der Verhandlungen, sondern namentlich (nach dem Wortlaut des Art. 27) auch auf die Mandatsprüfung der Mitglieder überhaupt bezieht: so zerstreuen die §§. 64 und 65 der Geschäftsordnung des Reichstags hierüber vollends jeden Zweifel. Denn der §. 64 der Geschäftsordnung bestimmt, daß „einen Urlaub über acht Tage nur der Reichstag bewilligen darf", „Urlaubsgesuche auf unbestimmte Zeit aber unstatthaft" sind. Daß das unentschuldigte Wegbleiben eines Mitgliedes in den Bereich der unstatthaften, weil unbestimmten Urlaube fällt, folgt aber mit Evidenz aus dem Sinne und Wortlaut des §. 64. Ein Einschreiten gegen derartige unstatthafte Selbstbeurlaubungen gehört unzweifelhaft in das Gebiet der Disciplin, d. h. nach Art. 27 der Bundesverfassung in die Geschäftsordnung. Der Reichstag hat die vornehmste Pflicht, sich beschlußfähig zu erhalten (Art. 28 der Bundesverfassung). Es ist kein logischer Grund vorhanden, warum ein Mitglied, das sich auf eigene Faust unbestimmten, d. h. nach der Geschäftsordnung „unstatthaften" Urlaub nimmt, oder sich der Urlaubsverweigerung gegenüber nicht einfindet, nicht mit Mandatsverlust bestraft werden sollte. Denn es setzt sich außerhalb der selbstgegebenen Ordnung; ein Verzicht auf Zwang in dieser Richtung käme der Unterlassung

Digitized by Google

der Nothwehr gleich. Auch Art. 65 der Geschäftsordnung läßt eine unbegrenzte Anzahl von Fällen, in welchen „die Stelle eines Mitgliedes des Reichstags aus irgendeinem Grunde erledigt wird", offen. Das eine Argument, was Harnier gegen den Antrag anführte, daß nämlich die hessische, hannoversche u. s. w. Geschäftsordnung, aber eben nur, weil sie in der Form eines Gesetzes erlassen worden sei, eine derartige Bestimmung habe enthalten können, beweist nicht allzu viel. Denn solange sich die Geschäftsordnung des Reichstags innerhalb der Grenzen des Art. 27 der Bundesverfassung hält, hat sie sogar grundgesetzliche Gewähr für sich. Die Frage war also lediglich die, ob der Schritt, den Münster rieth, zur Disciplin gehöre oder nicht. Einen Theil dieser Gründe machte Braun (Wiesbaden) am 15. Juni für den Münster'schen Antrag geltend. Gleichwol zog der Antragsteller seinen Antrag noch in der nämlichen Sitzung zurück, wie wir sicher wissen in der Meinung, er werde nicht die Majorität erlangen. Und doch war ihm diese gewiß. Denn die maßgebenden Kreise hatten sich in der letzten Stunde noch dahin entschieden, daß der Reichstag allerdings auch im Wege der Geschäftsordnung diese Bestimmung zu treffen sein eigener Herr sei. Der nächsten Session steht die Entscheidung über diese wichtige Reform in Aussicht, da Graf Münster die Wiedereinbringung seines Antrags für diese verhieß.*) Die einzige Verbesserung, die wir wünschen, ist die, daß an Stelle der Fiction der stillschweigenden Einwilligung in den Mandatsverlust die Erlöschung des Mandats an die erfolglose peremtorische Aufforderung zum Erscheinen geknüpft werde. Uebrigens wird dem Antrage jedenfalls nur nützen, wenn er im Wege förmlicher Gesetzgebung und von einem Hause angenommen wird, welches an seiner Vollzähligkeit nicht den geringsten Zweifel läßt.**)

Entschiedener noch als mit diesen verschiedenen Versuchen zur Wahrung seines Hausrechts hatte der Reichstag einen vornehmlich politischen Weg betreten, als er am 3. April den Antrag Lasker und Genossen betreffend „die Nichtverfolgbarkeit der Mitglieder der Landtage und Kammern" annahm. Weltbekannt ist, wie eng der Streit über die Redefreiheit der Abgeordneten mit dem preußischen Verfassungsconflict verflochten ist. In dieser Hinsicht war der preußische Conflict noch bis zur Stunde unerledigt. Während der Session erlebte der Reichstag die Amtsentsetzung des Assessors Lasker wegen seiner Sünden auf der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses; das Erkenntniß auf zweijährige Gefängnißstrafe wider Twesten wegen derselben Vergehen war kaum gefällt. Aber die Zweischneidigkeit der Waffe eines gerichtlichen Einschreitens wider die Reden der Abgeordneten hatte der preußischen Regierung blutige Wundenmale zurückgelassen. Der Rücktritt oder besser die Entfernung des Justizministers Lippe konnte nicht im entferntesten als entsprechende Sühne angesehen werden. Der berufene Spruch des Obertribunals vom 29. Jan. 1866 hatte eine zu weite Kluft zwischen dem preußischen Volke und der Regierung gerissen. Die ernstesten Versuche des Abgeordnetenhauses im Spätherbst 1867 zur Schlichtung des Conflicts waren an der zähen Kleinlichkeit des Herrenhauses gescheitert. Das Lieblingskind der Conflictszeit begann dem seither mächtig gewachsenen Grafen Bismarck fürchterlich zu werden. Im preußischen Staatsrechte ließ sich der Hebel kaum finden, die Frage aus der Welt zu schaffen. Diese Erwägungen in erster Linie mögen den Lasker'schen Antrag ins Leben gerufen haben. Aber auch in dieser Frage sollte sich der gute Satz bewähren, daß Deutschland gewinnt, was Preußen gewonnen hat. Wenn in irgendeinem Punkte des constitutionellen Staatsrechts, so war in diesem der Hochmuth der deutschen Kleinstaaterei dem preußischen Conflict gegenüber in jenen frühern Tagen

*) Ueber die Verhandlungen über den Münster'schen Antrag vgl. Stenographischen Bericht, S. 454—457.

**) Beides, um jeden Verdacht zu beseitigen, als könne jetzt oder in Zukunft einmal eine Minorität die Majorität terrorisiren.

Digitized by Google

das Kennzeichen eines liberalen Mannes gewesen. Die Organe des Königs von Hannover, des Herzogs von Nassau und des Hrn. von Beust hatten damals schadenfroh versichert, eine solche Vergewaltigung der Redefreiheit wie in Preußen durch den Obertribunalsbeschluß gegen Twesten sei bei ihnen daheim unmöglich. Natürlich! weil sie in Hannover, Nassau und Sachsen unzweifelhaft Rechtens war. Neunzehn von den norddeutschen Verfassungen gewährten ihren Territoriallandtagen so gut wie keine Redefreiheit. Die Strafgesetzbücher sollten überall da volle Gültigkeit beanspruchen, wo die Verfassung nicht ausdrücklich Ausnahmen treffe. Und diese Ausnahmen waren zu Gunsten der Redefreiheit der kleinstaatlichen Tribünen nicht getroffen. Im Gegentheil stellten die Bestimmungen der Einzelverfassungen eigentlich die ganze Scala derjenigen Vergehen, die von der Tribüne herab begangen werden können, als an dem Urheber strafbar dar; so die sächsische, indem sie zwar die Mitglieder des Hauses den durch die dämonische Geschäftsordnung gemilderten Ausfällen des Redners preisgab, aber keine Seele außerhalb der Kammern; die von Dessau und Reuß, indem sie zwar die Verfolgung der Abgeordneten wegen irgendeiner Aeußerung gänzlich ausschloß, sie aber zuließ im Falle der Beleidigung, Verleumdung oder wenn sonst ein strafbarer Inhalt der Rede vorhanden ist. Noch weit bunter gestalten sich die Varianten der Redefreiheit in den süddeutschen Staaten, sodaß z. B. Liechtenstein überhaupt nur Abgeordnete „von verträglicher Gemüthsart" wählen darf. Dieser öffentlichen Unwahrheit gegenüber hatte die Bundesverfassung in dem Art. 30 ein von allen Bundesstaaten erstrebenswerthes Ideal aufgestellt. Der Antrag Lasker bezweckte das Ideal, von dem schwerfälligen Verwirklichungsmechanismus der Einzelstaaten befreit, sofort von Bundes wegen einzuführen. Da das Princip absoluter Redefreiheit verfassungsmäßig, d. h. für praktische Staatsmänner mit sozusagen kategorischem Imperativ für den Reichstag und Bund feststand, so mußten die Gegner des Antrags zu dem Einwande der Incompetenz greifen. Diese Aufgabe ist in einer Versammlung, die ernstlich und naturgemäß nach Erweiterung ihrer Befugnisse strebt, niemals dankbar. Sie war am 3. April von der conservativen Partei obendrein in die nicht übermäßig geschickten Hände des Hrn. von Seydewitz (Bitterfeld) gelegt worden. Er bestritt demselben Reichstage, der ein halbes Jahr zuvor durch die Aufhebung der Zinsbeschränkungen die Art an die kanonischen Traditionen des deutschen Strafrechts gelegt hatte, und dem das ganze Strafrecht zugewiesen war durch die Verfassung, die Befugniß, einen einzelnen Zweig des Strafrechts abgesondert zum Gegenstande der Bundesgesetzgebung zu machen, er verneinte der Wahrheit zuwider, daß Bestimmungen über die parlamentarische Redefreiheit überhaupt strafrechtlichen Charakters seien, oder „in den Strafgesetzbüchern" ständen, er warnte vor dem Eingriffe in die Landesverfassungen. Daß außer von Seydewitz auch Windthorst sich zu den Gegnern des Antrags schlug, machte wieder einmal klar, wie die bundesstaatlich-constitutionelle Fraction nur von der Hand des crassen Particularismus in den Mund lebt. Hier lag doch wenn je ein Antrag vor, der im bundesstaatlichen Interesse ebenso dringlich war als im constitutionellen. Das Warnungssignal, das Windthorst aufsteckte, war indessen schlechthin das des Pessimismus. „Bei einigen mag die Flut noch fortdauern", rief er, „ich sehe die Ebbe." Und dann suchte er auch in diese Räume die angeblich staatsmännische Lehre zu importiren, mit der man weiland im Welfenreiche den Geist der Zeit zu bannen meinte, den Satz, daß der Deutsche jeden Fortschritt ein Jahrhundert beschlafen müsse. Am überraschendsten war, daß der weimarische Bundesrath und Minister von Watzdorf, der unter allen fürstlichen Bundesrathsgliedern sonst mit Recht als der freisinnigste bezeichnet wurde, unter Berufung auf sein „gutdeutsches Herz und seine Bereitwilligkeit, das Kleine dem Großen zu opfern", mit Nachdruck gegen den Lasker'schen Antrag sprach. Damals wurde in Abgeordnetenkreisen allgemein behauptet, Bismarck habe Watzdorf als Fühler vorausgesandt. Wenn dies der Fall war, so war dieser

Digitized by Google

Plänklerangriff verfehlt zu nennen; überdies sprach aber Watzdorf sicherlich seine wahre Herzensmeinung aus, wenn er den Reichstag warnte, „seine zweifelhafte Competenz über das Maß zu extendiren". Nicht der Verfassung entsprechend war seine Behauptung, „daß es den Grundanschauungen der Verfassung widerspreche, wenn man jetzt in die Berathung eines einzelnen Theiles aus dem Strafrechte eingehen wolle", und daß, „wenn man einen einzelnen Fall herausnehme, man mit demselben Rechte eine Reihe von Gegenständen in die Competenz des Reichstags ziehen könne, welche nach der gegenwärtigen (?) Bundesverfassung ganz entschieden der Competenz der einzelnen Staaten zufallen". Die einzige Erinnerung an das Gesetz über die Aufhebung der Zinsbeschränkungen schlug dieses Argument zu Boden. Nur zu sehr hörte man der Rede die große Unlust an gegen das weitere Vordringen der Bundesgesetzgebung in das Gebiet des Particular-Constitutionalismus. Daß Preußen indeß nicht gern werde majorisiren wollen, war zu vermuthen. Die Rede Bismarck's ließ dagegen keinen Zweifel mehr, aber auch daran nicht, daß nur die leidige, seit dem Zustandekommen der Verfassung in den leitenden Kreisen eingerissene Hochachtung vor den sogenannten „berechtigten Eigenthümlichkeiten" dem Bundeskanzler Schranken auferlegte.*) Denn daß Bismarck im Ernst nicht glaubte, was er zu fürchten vorgab, daß mit der Bewilligung der Redefreiheit an die Einzellandtage sie nicht zugleich auf „die Provinzial- und Communallandtage und mit der Zeit auch auf jede Volksversammlung, jeden Verein übergehe", bedarf kaum der Ausführung. War also auch durch diese Stimmen aus dem Bundesrathe der Erfolg des Lasker'schen Antrags bei der Executive Norddeutschlands mehr als in Frage gestellt, so bieten dagegen die Reden der Vertheidiger des Antrags theils in ihrer Widerlegung der gegnerischen Angriffe, theils durch ihre principiellen Ausführungen über die Redefreiheit im allgemeinen und die Befugniß des Reichstags, sie den Einzellandtagen kraft der Bundesverfassung zu gewähren, auch für die Zukunft dauerndes Interesse. Denn keinesfalls betrachtet der Reichstag die Frage mit dem bloßen Stillschweigen des Bundesraths abgethan. Von den Reden, die sich in diesem Hause der principiellen juristischen Begründung der Redefreiheit zuwandten, verdient diejenige Aegidi's die vornehmste Erwähnung. „Die Feinde der Redefreiheit haben so oft behauptet, sie sei das Recht straffoser Verleumdung. Wer aber ohne zu verleumden seinen politischen Pflichten nicht nachkommen könnte, der hätte sich selbst gerichtet. Dieses Recht besteht nicht in dem Rechte der Mitglieder, ungestraft Verleumdungen auszustoßen, sondern in dem Rechte der Abgeordneten, frei von dem Verdacht zu sein, als könnte an dieser Stelle oder auf einer ähnlichen Tribüne ein Volksvertreter je die Absicht haben zu verleumden. Das ist die Redefreiheit: diese praesumtio juris et de jure, daß ein Vertreter des Volks, wenn er im Dienste seines Landes spricht, nicht die Absicht haben kann, zu verleumden. Darum kann das Haus und sein Bureau, sein Präsidium dagegen reagiren, wo es einen Misbrauch dieses seines Rechts für vorhanden erachtet. Aber außerhalb dieses Hauses darf niemand die Behauptung wagen, daß hier eine Verleumdung ausgesprochen sei. Damit steht und fällt die Redefreiheit. Darum gibt es kein Mehr oder Weniger bei der Redefreiheit, jede Beschränkung ist so viel wie ihre Aufhebung." Mit allem Nachdruck warfen sich dagegen Miquel, Braun und Lasker auf die Untersuchung der bestrittenen Competenz des Reichstags oder der drohenden Gefahr für die Selbständigkeit der Einzelstaaten. Daß die Frage durchaus ins Strafrecht gehöre, auch wenn sie nicht in den Strafgesetzbüchern ausgetragen sei, wie Hr. von Seydewitz so

*) Stenographischer Bericht, S. 85 fg. So sagte Bismarck unter anderm: „Ich würde den Antrag im Bundesrathe empfehlen können, wenn er sich auf Preußen allein erstreckte. Da habe ich mir meinen Vers darüber gemacht. Ich halte den Antrag an sich für ein Uebel, aber ein solches, welches ich in Kauf nehme für einen höhern Preis, den Preis des innern Friedens in einem großen Lande.

Digitized by Google

behaglich betont hatte, bewies Miquèl mit den zwei Worten: „In allen deutschen Strafgesetzbüchern werden Verleumdungen und Beleidigungen mit Strafen bedroht; hier soll für einen ganz bestimmten Fall allgemein ein Strafausschließungsgrund gegeben werden.“ Der Rest der Miquèl'schen Rede zeichnete sich in hohem Grade durch das diesem Redner eigene große nationale Pathos aus. „Wer glaubt, daß uns die Versammlungen der Einzelstaaten mit Undank lohnen könnten, muß ein schlechtes Vertrauen haben zu der Kraft des Einheitsgedankens in der Nation. (Bravo!) Wir sind überzeugt, daß, wenn man diese Vertreter unabhängig hinstellt von dem Drucke der particularen Tendenzen der Regierungen, die Freiheit die Volkskräfte wach ruft, daß dies dem deutschen Einheitsgedanken zugute kommen wird und nicht den particularistischen Hemmnissen. Es wird dem Bunde ein gutes Prestige geben, wenn wir zeigen, daß derselbe in der Lage ist, nach seiner Competenz schwere Meinungsverschiedenheiten im Interesse des Volksfriedens zur Erledigung zu bringen, wo solches in den einzelnen Staaten wegen entgegenstehender Hindernisse nicht möglich war.“ (Wiederholtes Bravo!) Der Schwerpunkt der Braun'schen Rede lag in der Ausführung, daß die Einzelverfassungen in Congruenz mit der Bundesverfassung treten müßten. „Wenn die Bundesverfassung in modernem Stil gebaut ist, die Einzelverfassungen in byzantinischem, gothischem, antikem, vielleicht auch in chinesischem (Heiterkeit), so macht das keinen guten Eindruck. Diejenigen, die das einen Eingriff in die Einzelverfassungen nennen, täuschen sich in der Empfindung der Betroffenen. Wenn jemand ein Knochen im Halse stecken geblieben ist und ich hole ihm denselben heraus, so begehe ich auch einen Eingriff in seine innere Verfassung (Heiterkeit), aber den Eingriff wird mir der Mann danken.“ Sehr glücklich erinnerte endlich Braun daran, wie nothwendig die Redefreiheit da sei, wo eine bundestreue Minderheit in einer Einzelkammer gegen eine bundesfeindliche Majorität ankämpfe. „Wenn sich z. B. ein Redner in einem solchen Lande wie Würtemberg erlaubt, einen solchen Minister wie Hrn. von Varnbüler mit einigen raschen, schweren, groben Zügen an die Wand zu malen (Heiterkeit), er würde für eine geraume Frist von Jahren an einem sehr sichern Orte aufgenommen werden.“ (Heiterkeit.) Mit 119 gegen 65 Stimmen wurde schließlich der Antrag angenommen.

Alle diese politischen Arbeiten und Debatten des Reichstags aber treten weit zurück vor der großen politischen Sensationsfrage, welche die Verhandlungen über das Bundesschuldengesetz in dieser Session bilden. Der Gesetzentwurf war schon am 28. März an das Haus gelangt und sofort einer besondern Commission überwiesen worden, die aus nahezu denselben Personen bestand als die der vorigen Session über denselben Entwurf. Aber mit der Zeit hatten die Menschen sich gewandelt. Das Amendement Miquèl's*), das im Herbst, kaum vom Bundesrath bemerkt, die Zustimmung des Reichstags gefunden hatte, hatte nun in der Commission die Mehrheit gegen sich. Rothschild, Hr. von Zehmen und Graf Münster hatten rasch eine Schwenkung gemacht, seitdem man hörte, die Regierung werde das Miquèl'sche Amendement entschieden perhorresciren. Nichtsdestoweniger wurde das Amendement sofort in der Commission wieder eingebracht, und zwar in folgender Fassung: „Ergeben sich gegen die Decharginung Anstände, oder finden sich sonst Mängel in der Verwaltung des Bundesschuldenwesens, so können die daraus hergeleiteten Ansprüche sowol vom Reichstage als dem Bundesrathe selbständig gegen die nach §. 7 dieses Gesetzes**) verantwort-

*) Vgl. unsern Artikel über die Herbstsession des Reichstags von 1867, S. 441 dieses Bandes.

**) Der §. 7 des Gesetzentwurfs (der in Verbindung mit dem Miquèl'schen §. 17 sehr verschiedene Auslegung über den Umfang der Beamtenkreise erfuhr, welche damit für verantwortlich erklärt seien) lautet: „Die Mitglieder der Bundesschuldenverwaltung sind unbedingt verantwort-

Digitized by Google

lichen Beamten verfolgt werden. Der Reichstag kann nöthigenfalls mit der gerichtlichen Geltendmachung derselben die von ihm gewählten Mitglieder der Bundesschuldencommission beauftragen." Mit der üblichen Objectivität trägt der Bericht der Commission*) die Gründe für und wider das Amendement vor, im wesentlichen allerdings nach der Ablehnung des Zusatzantrags gravitirend. Die Freunde des Antrags heben hervor das lebhafte Interesse des Bundescredits. „Wenn die nach §. 7 unbedingt verantwortlichen Beamten gegen die Vorschriften des §. 7 verstoßen hätten, sodaß die Decharge von der Bundesschuldencommission verweigert werden müsse, so sei einleuchtend, daß die Gläubiger des Bundes ein größeres Vertrauen zu dem jungen Bundesfinanzwesen haben würden, wenn sie wüßten, daß die Anklage gegen den Bundesbeamten auch direct vom Reichstage erhoben werden könne, da unglaublich erscheine, daß der Bundeskanzler in Fällen die Verwaltung zur Rechenschaft ziehen werde, in welchen sie vielleicht gerade seinen Anordnungen pflichtwidrig gefolgt sei. Oesterreich am meisten beweise den Nutzen praktisch gehandhabter Verantwortlichkeit. Dazu kämen politische Gründe. Es handle sich hier nicht darum, die wichtige Frage nebenbei auszutragen, wie dem Grundsatze der Verfassung genügt werden solle, nach welchem alle Handlungen der Bundesexecutive durch den verantwortlichen Bundeskanzler dem Reichstage gegenüber zu decken seien; es handle sich hier vielmehr lediglich um einen Ausnahmefall, in welchem die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers gerade fortfalle und die Schuldenverwaltung allein verantwortlich sei. Dies geschehe in allen unter 1—3 im §. 7 aufgezählten Fällen.**) Würde die Decharge verweigert, weil die Verwaltung gegen diese klaren Bestimmungen gefehlt habe, so sei es geradezu unwürdig, daß der Reichstag seinen Regreß gegen die fehlenden Beamten dann nicht direct bei ihrem persönlichen Richter nehmen könne. Dann bleibe die Verweigerung der Decharge in der Luft hängen, es entstehe ein politischer Conflict, der vermieden worden wäre, wenn der ordentliche Richter erkannt hätte. Es sei auch ganz irrig, wenn man dem projectirten §. 17 entgegensetze, daß dadurch die Machtbefugnisse des erkennenden Richters gegen die Executivbeamten vermehrt würden. Denn diese ständen so wie so unter ihrem persönlichen Richter. Die Frage sei nur die, ob der Richter einschreiten solle auf Anrufung des Bundeskanzlers, oder ob dies Recht der Anklage auch dem Reichstage zustehen solle. Der Bundeskanzler könne sich doch über den dolus, die lata oder levis culpa der Schuldenbeamten täuschen. Der Bundeskanzler selbst könne das Gesetz verletzen. Um so schärfer müsse die Controle sein. Wenn der Reichstag selbst gegen den Bundeskanzler klagen könne, und dieser werde verurtheilt, so sei das weder ein Unglück noch der Reichsverfassung entgegen, sondern nur eine Ergänzung derselben. Hierzu sei die Gelegenheit günstig und müsse benutzt werden. Denn der Reichstag habe Gelder für Anleihen zu bewilligen. Die Verantwortlichkeit für das Scheitern des Gesetzes werde der Bundesrath schon mit Rücksicht auf die junge Flotte nicht lange tragen können." Dagegen äußerten die Widersacher des Miquel'schen Antrags im Commissionsberichte: „Es sei unrichtig, daß der Bundescredit durch den §. 17 gesicherter erscheine. Niemals werde ein Gläubiger danach fragen, ob dem Reichstage ein Klagerecht gegen die Bundesschulden-

lich in Bezug auf: 1) An- und Ausfertigung und Ausreichung der verzinslichen und unverzinslichen Bundesschuldverschreibungen nebst Coupons und Talons; 2) Verzinsung der Bundesschulden und unverkürzte Verwendung der dem Tilgungsfonds überwiesenen Gelder zum gesetzlichen Zwecke, sowie die Fürsorge für die gesetzlichen Formen etwaiger Convertirungen; 3) Löschung, Cassation und Aufbewahrung der eingelösten Bundesschuldverschreibungen bis zu deren gänzlicher Vernichtung. In allen übrigen Beziehungen hat die Bundesschuldenverwaltung den Anordnungen und Anweisungen des Bundeskanzlers Folge zu leisten, welchem die Verantwortlichkeit für dieselben obliegt."

*) Nr. 52 der Drucksachen (Anlagen) zu den Verhandlungen des Reichstags von 1868.

**) Vgl. zweite Anmerkung zu S. 833.

Digitized by Google

verwaltung zustehe oder nicht. Weder das preußische noch das englische Schuldenwesen enthielten eine derartige Bestimmung. Das Beispiel Oesterreichs sei nicht zutreffend, da die österreichische Finanzverwaltung ihre Zerrüttung in vorconstitutionellen Zeiten begründet habe. Aber größer seien die politischen Bedenken gegen das Amendement. Man statuire eine äußerst wichtige Ausnahme von dem Princip der Trennung der Verwaltung von der Justiz. Man führe das eigentlich juristische Verantwortlichkeitsprincip in die Verfassung ein. Man werde die Bundesschuldenverwaltung damit äußerst ängstlich machen und lahm legen. In Wahrheit richte sich obendrein das Amendement thatsächlich gegen den Bundeskanzler. Ueberall wo eine Verurtheilung erfolge, werde diese den Bundeskanzler treffen. Damit werde der Conflict nicht gehoben, sondern in feierlichster Weise constatirt. Die Tragweite eines derartigen Conflicts richtig gemessen sei aber die, daß man das Zustandekommen dieses Gesetzes und damit vielleicht die Realisirung der Anleihe und den Ausbau der Flotte in Frage stelle." Was die der Regierung nahe stehenden Mitglieder der Commission, die Herren von Blanckenburg und Graf Münster nur leise andeuteten, daß die Annahme des Miquel'schen Amendements gleichbedeutend sei mit einer Verkümmerung der Flotte und der Küstenbefestigung, gab der Vertreter des Bundesraths, Ministerialdirector Günther, und in noch höherm Grade der ad hoc in der Commission erschienene Graf Bismarck in unverhülltester Klarheit zu erkennen. Ueber die Behauptung Günther's, daß das Amendement eine Verfassungsänderung enthalte, mag kurz hinweggegangen werden. Die Zurückziehung der Gesetzesvorlage würde, wenn diese Auffassung rechtlich begründet gewesen wäre, kaum das correcte Verfahren gewesen sein. Dagegen vom höchsten Interesse sind die Erklärungen des Bundeskanzlers in der Commission, weil sie einen tiefen Blick gewähren in die Entschlüsse, die von Anfang an als Repressalien für die Annahme des unliebsamen Amendements bereit waren, und auch in der diplomatischen Rundung der uns vorliegenden Protokolle*) einen Rückschluß gestatten auf die drastische Inscenirung dieser Erklärungen Bismarck's in der Commission. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Anwesenden waren die letztern äußerst heftig, so zwar, daß bei allen liberalen Elementen der Commission der Entschluß, am Miquel'schen Amendement festzuhalten, gleichbedeutend erschien mit einem Kampfe für die Würde und Willensfreiheit des Volkshauses gegenüber dem Rathe der Regierungen. Bismarck erklärte: „Der Umstand, daß nur dieser Frage in der Thronrede ausdrücklich Erwähnung geschehen, bekunde die einstimmige Festigkeit der Regierungen. Der Bundesrath fasse die Frage als eine rein politische auf, und würde es nicht zweckmäßig sein, die Fundamente des neuen Baues auf diese Weise in ihrer Solidität auf die Probe zu stellen. Der Reichstag könne das ebenfalls nicht wünschen. Machtkämpfe führten nicht zum Ziele und zur Einheit." Nachdem von den Anhängern des §. 17 nochmals betont worden war, daß man ja das Anklagerecht nur in denjenigen Fällen eintreten zu lassen beabsichtige, in welchen die betreffenden Beamten den Anweisungen des Bundeskanzlers keine Folge zu leisten hätten, und es doch offenbar noch kein Conflict sei, wenn wegen mangelnden Einvernehmens der gesetzlichen Factoren ein Gesetz nicht zu Stande käme, erwiderte Bismarck: „Der Conflict, den das Amendement in seinem Schoße berge, könne freilich vermieden werden, wenn die Regierungen auf Herstellung der Einrichtungen, für welche die Zehnmillionen-Anleihe bestimmt sei, und auf diese selbst verzichteten. Der Möglichkeit eines principiellen Conflicts sei indessen dadurch Vorschub geleistet, daß die Verfassung die Herstellung einer Bundesschuldenverwaltung auf dem Wege der Gesetzgebung nicht vorschreibe. Ueber die Absichten der Regierungen wolle er sich hier nicht aussprechen. Es sei möglich, daß man lieber auf die Vervollständigung der Marine als auf den innern Frieden verzichte. Nur

*) Anlagen zu den Stenographischen Berichten, Nr. 52, S. 176, Sp. 1 und 2.

Digitized by Google

das sei völlig bestimmt und noch gestern im Bundesrathe einstimmig beschlossen worden, daß die Regierungen über die Concessionen des vorliegenden Gesetzentwurfs nicht hinausgehen, der beantragten Ausdehnung der Verantwortlichkeit nicht zustimmen würden."

Wir haben mit Grund den wesentlichen Inhalt des Commissionsberichts mitgetheilt, weil er den einzigen objectiven Anhalt bietet für die Genesis und die Beurtheilung des wirklich entstandenen Conflicts. So viel ist aus diesem Berichte klar, daß die Anhänger des §. 17 in der Sache selbst mehr Gründe anzuführen hatten als die Gegner, daß der Kern des Amendements abzielte auf die Unterstellung der Verwaltung und ihrer Organe unter den ordentlichen Richter, und daß diese Maßregel mit der Bundesverfassung in keiner Weise im Widerspruche stand, ja zu den Fundamenten constitutioneller Doctrin gehört. Ebenso klar tritt andererseits aus dem Berichte entgegen der feste Wille der Regierungen, die Gesetzvorlage nicht amendiren zu lassen in dem Sinne, daß nach dem Belieben der Volksvertretung die Bundesverwaltung unter die Justiz gestellt werde, die sichere Ueberzeugung, daß die Majorität des Reichstags das Amendement verwerfen, vor der Aussicht auf die Verkümmerung der Flotte zurückschrecken werde. In dieser Zuversicht hatte schon die Thronrede das Amendement perhorrescirt. Diese zur Schau getragene Siegesgewißheit, die, wie unten gezeigt werden wird, keineswegs ganz berechtigte Drohung mit der Antastung der Flotte, endlich das absolutistische Benehmen Bismarck's in der Commission trugen eine ebenso feste Entschlossenheit für das Amendement in Kreise, die bei einer entgegenkommendern Haltung der Regierungen zu Compromissen sonst wol geneigt gewesen wären. Dazu kam aber, daß das Auftreten Bismarck's nicht nur an sich, sondern als Symptom verborgenerer Dinge zu denken gab, und alle liberalen Parteien des Hauses in dieser Frage zu einer enggeschlossenen Phalanx zusammenführte. Bismarck gefiel sich in dieser Session darin, die liberalen Parteien zu brüskiren. Bereits bei der Helldorf'schen Wahlprüfung*) hatte er eine verwogene Rede für die Regierungscandidaturen und diesen Regierungscandidaten insbesondere gehalten, zum ersten male sich „im Interesse der verbündeten Regierungen" in ein offenbares Internum des Hauses, die Wahlprüfung, gemischt. Der andern Rede, die er aus Anlaß des Lasker'schen Antrags über die Redefreiheit der Einzellandtage für die sogenannte „Freiheit" der Kleinstaaterei hielt, seinem großen Herzen zweifellos zuwider, ist schon oben gedacht worden. Zwischen diesen beiden Debuts des Bundeskanzlers war der Reichstag mit dem bekannten ominösen Entwurfe einer norddeutschen Gewerbeordnung während der Osterfeiertage beschenkt worden. Dieser Gesetzentwurf erschien bis weit in die Rechte hinein allen Fractionen unannehmbar wegen seiner schlechthin falschen überlebten und schädlichen Wirthschaftspolitik. Aber die feudale Partei Altpreußens weissagte ihrerseits den Niedergang gewerblicher Selbstständigkeit aus dem Entwurfe. Dem deutschen Interesse am wenigsten, aber nicht einmal Bismarck's dauernder Stellung selbst war gedient, wenn der Reichstag in demselben Maße als der Bundeskanzler sich herbeiließ, mit den feudalen Wölfen zu heulen. Dies waren die bestimmenden äußern Einflüsse für die Anhänger des §. 17, das Amendement allen Drohungen zum Trotze zu behaupten. Die äußersten Anstrengungen machten die streitenden Lager in den letzten Tagen vor der entscheidenden Sitzung, sich durch abwesende Freunde zu verstärken. Die Angehörigen der liberalen Parteien waren diesmal ausnahmsweise dem Nothrufe gefügiger als die Conservativen, die bis zur letzten Stunde sicher auf ihre Majorität rechneten. Die sachlichen innern Gründe für und wider das Miquel'sche Amendement führen die Verhandlungen selbst am deutlichsten vor.

In der Commission war das Amendement mit 7 gegen 7 Stimmen verworfen worden. Die Berichterstattung hatte daher ein Conservativer, Hr. von Blanckenburg.

*) Sitzung vom 16. April, Stenographischer Bericht, S. 116 fg.

Digitized by Google

Seine Rede*) war lediglich eine Geschichte des §. 17; seine Argumente gegen das Amendement lassen sich zusammenfassen in das harmlose Behagen an den Drohungen Bismarck's und in einigen nicht ganz zutreffenden Citaten aus frühern Reden Forckenbeck's und Twesten's, welche „die juristische Verantwortlichkeit für ein Spielwerk für Kinder" erklärt haben sollten. Im übrigen begnügte sich der Herr Referent, während der kommenden Debatte hinter dem Referententisch denjenigen seiner Gesinnungsgenossen neidlos zuzulächeln, die im Erfinden von Gründen glücklicher waren als er. Der erste, der im Plenum für das Amendement in die Schranken trat, war der Antragsteller Miquel. Seine Aufgabe war die der Vortruppen überhaupt, das Terrain zu recognosciren, den Gegner auf den Punkten zu beschäftigen, die der eigenen Taktik die günstigsten sind. Er wies zunächst den Vorwurf des Commissionsberichts, daß hier eine Verfassungsänderung eingeschmuggelt werden solle, nachdrücklich zurück. „Das Princip der Verantwortlichkeit ist doch klar genug in der Verfassung aufgestellt. Wie konnte man daher denken, daß der Antrag solche Dimensionen annähme wie jetzt, daß ihm der Vorwurf der Verfassungsumgehung gemacht würde. Wie uns die Rechnung in Bezug auf das ganze Finanzwesen abgelegt werden muß, wie wir Decharge zu ertheilen haben, wie die Controle des ganzen Finanzwesens unzweifelhaft Sache des Reichstags ist, so ist das hier fragliche Gesetz eine Application von diesen Principien, die specielle Behandlung eines einzelnen Falles, weil dieser einzelne Fall besondere Vorschriften erfordert. Das Amendement ist nichts als die Wirksammachung der Controle, welche die Commission über das Bundesschuldenwesen zu führen hat. Das ist nicht eine Erschütterung, sondern eine Befestigung der Verfassung. Es handelt sich bei dem vorliegenden Antrage auch ganz und gar nicht um die Vermehrung der Competenz der Gerichte gegen die Verwaltung. Die Mitglieder der Bundesschuldenverwaltung stehen ja auch ohne den Antrag unter dem Stadtgericht zu Berlin — (Sehr wahr! links) — sondern lediglich darum, einen neuen Kläger einzuführen, die Möglichkeit der Verfolgung von Ansprüchen, die schon verfolgt werden können, auch dem Reichstage zu gewähren. Nur dadurch wird die Controle des Reichstags wirksam, seiner Stellung würdig." Unvorsichtig über diese kluge Defensive hinaus ging aber Miquel, als er sich anschickte die politische Nothwendigkeit des Amendements als eine Befriedigung der „öffentlichen Meinung" gerade in diesen Zeitläufen darzuthun, die er mit dem Kernschwarz eines hereinbrechenden Weltkampfes colorirte. Mit üppigem Behagen warf sich Wagener (Neustettin) auf diese unbewehrte Flanke des Gegners. „Wäre der Abgeordnete Miquel mit seiner erschreckenden Schilderung der answärtigen Verhältnisse im Rechte, so wäre in solchem Augenblick der Antrag unverantwortlich!" rief er. „Sollten wir der öffentlichen Meinung" dieses Opfer bringen? 1866 und die Schlacht von Königgrätz und die Gründung des Norddeutschen Bundes sind alle nicht durch die öffentliche Meinung gemacht, sondern die öffentliche Meinung ist damals durch denjenigen gemacht, den wir heute die Ehre haben als Bundeskanzler unter uns zu sehen. (Bravo! rechts). Die öffentliche Meinung ist weiter nichts als das Kind derjenigen, die wissen, was sie wollen und sich über ihre Leistungsfähigkeit nicht durch Worte, sondern durch Thaten legitimiren." Wir gehen hinweg über die auch in dieser Rede Wagener's breitspurigen falschen Citate aus Worten hervorragender Gegner, diesmal Gneist's, dem Wagener imputirte, „die Verwaltungsbehörden bei uns als die geschichtlich berechtigten Gerichtshöfe für das öffentliche Recht" hingestellt zu haben; wir decken mit dem Mantel der Liebe die Unterstellung, als bedeute der Miquel'sche Antrag einen Eingriff in die Befugnisse der Staatsanwaltschaft, überhaupt die Einmischung des Reichstags in criminelle Untersuchungen, statt nur die Geltendmachung civiler Regreßansprüche gegen die

*) Stenographischer Bericht, Sitzung vom 22. April, S. 141 fg.

Digitized by Google

Mitglieder der Bundesschuldenverwaltung. Aber einen der Kernpunkte der Sache traf Wagener, wenn er den Antrag als im wesentlichen auf die juristische Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers gerichtet bezeichnete, und fragte, ob dieser denn wirklich jetzt schon unter den drei Männern des Stadtgerichts stehe? oder ob es nicht der eminenten Höhe dieser Verantwortlichkeit entspreche, das Problem zu lösen, „wiederum einen königlichen Staatsgerichtshof herzustellen, der mit allen den Befugnissen ausgestattet ist, die in der höchsten Stelle concentrirt sein müssen, wenn überhaupt die Souveränetät nicht in Stücke zerfallen soll". So sehr der folgende Redner, Peter Reichensperger, gleich im Eingange seiner Rede den §. 17 als einen politisch bedeutsamen charakterisirte, so wenig gelang auch ihm, über seine politische Bedeutsamkeit zu sagen. Dagegen war seine Rede wol die beste des Tages vom Standpunkte der constitutionellen Doctrin. „Mehr als ein liberaler Redner hat wol bei Begründung der Verfassung gesagt, der Bundeskanzler habe nur eine moralische Verantwortlichkeit, eine juristische sei nicht zulässig und wünschenswerth. Ich meine, wenn man große repräsentative Körperschaften ohne gesicherte Rechtsstellung hinstellt, so hat man den Keim der Zwietracht in die Organisation selbst gelegt. Derartige Körperschaften müssen alsdann nach der Natur der Dinge aggressiv und erobernd fortschreiten. Das gereicht dem Staatswesen gewiß nicht zum Heile. Sagt doch selbst der Freiherr vom Stein, an solchen Institutionen könne kein Vernünftiger theilnehmen. Weshalb soll denn der Bundeskanzler nicht vor den Richter gestellt werden? Wem ist es denn eingefallen, in Preußen eine andere Person als den Monarchen exempt zu erklären von der Justiz? Wir müssen solche Gelegenheiten benutzen, denn ohne Benutzung dieser Gelegenheiten ist von einer Constituirung des Rechts- oder Freiheitsprincips überhaupt niemals in der Geschichte die Rede gewesen. (Sehr wahr! links.) Die gegenwärtige Lage der Dinge drängt dem Reichstage geradezu die Pflicht in die Hand, sein Recht geltend zu machen, weil es sich hier einmal um eine von der Executive unabhängige Behörde und zugleich um eine unbedingt verantwortliche handelt. Dazu kommt, daß der bereits im vorigen Jahre bewilligte Credit von 10 Millionen an die Voraussetzung gebunden ist, daß dies Gesetz zu Stande komme. Die einfache Eventualität ist also die: kein Gesetz über die Verwaltung des Bundesschuldenwesens — keine Schuldverschreibungen, keine Anleihen! Allerdings wäre es eine Verletzung hoher patriotischer Pflichten, die Bewilligung dieser die Hebung der Bundesmarine sichernden Gelder an exorbitante oder außerhalb der Sache liegende Bedingungen zu knüpfen. Allein der Antrag ist in der Natur der Sache gerechtfertigt und begründet." Reichensperger widerlegt dann in kurzen, schlagenden Argumenten die Gegengründe des Commissionsberichts Die Bestimmungen der §§. 7 und 9 bieten allerdings alle nur wünschenswerthe Sicherheit, aber nur unter der einen Bedingung, daß sie ausgeführt werden. Daß sie nicht verletzt werden sollen, ist der einzige Zweck des Antrags. Ein Klagerecht des Fiscus oder der Executivbehörde sichert das Gesetz noch keineswegs vollständig. Dann sagt man, der Antrag sei ein Mistrauensvotum gegen die Bundesschuldenverwaltung. Wenn das ein Mistrauensvotum ist, so ist das unbedingte Klagerecht des Fiscus oder der auf die bestimmten Functionen der Bundesschuldenverwaltung gerichtete Eid auch eins. Wenn man uns entgegnet, der Antrag verwerfe das Princip der Trennung der Justiz von der Verwaltung, so scheint man vorauszusetzen, daß das Princip der Trennung der Justiz von der Verwaltung darin bestehe, daß die Verwaltungsbeamten nicht vor die Justiz gestellt werden könnten. (Große Heiterkeit links.) Der Schwerpunkt der gegnerischen Einwendungen liegt aber darin, daß eine Verurtheilung der Bundesschuldenverwaltung auf Antrag des Reichstags jedesmal gegen den Bundeskanzler gerichtet sein und daher mit diesem einen Ausnahmefall die juristische Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers gesetzlich eingeführt werde. Dies ist nur insoweit begründet, als eine Verurtheilung der Bundes-

Digitized by Google

schuldenverwaltung wegen Handlungen, welche die Bundesexecutive als berechtigt anerkannte, dem Bundeskanzler nicht angenehm sein, der Fall der moralischen Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers wenigstens wirklich vorliegen würde. Aber die praktische juristische Verantwortlichkeit tragen blos die Mitglieder der Commission. Wenn man endlich uns einhält: Machtkämpfe führen nicht zum Ziel und zur Einigkeit, so gibt es eben nur ein Mittel, die Machtfragen zu erledigen, nämlich dadurch, daß man sie zur Rechtsfragen macht." Auch diesmal gab der ultramontane Welfe Windthorst der Versammlung ein Räthsel in Betreff seiner Natur auf, indem er, der sich sonst überall als incarnirtes Rechtsgefühl in der verderbten Zeit zu bewegen liebte, heute erklärte: „Wollen Sie die Verantwortlichkeit im allgemeinen ordnen, so bin ich gern und ganz dabei, wo nicht, so sage ich zu den Versuchen, wie sie hier gemacht werden wollte, Nein!" Ihm erwiderte Twesten: „Das haben wir oft und gelegentlich auch von dem Herrn Bundeskanzler gehört, wir sollten nicht Fragen in abstracto zum Austrage bringen, sondern uns an concrete Fälle halten, da seien Compromisse zur Verfassungsentwickelung möglich. Wenn aber concrete Fälle eintreten, dann wird uns der Einwand gemacht, wir sollten die Sache im ganzen regeln." Am gründlichsten behandelte Twesten den erhobenen Vorwurf, der Antrag führe einen Conflict herbei, und die Folgen dieses angeblichen Conflicts: „Wen von zwei berechtigten Factoren der eine Ja, der andere Nein sagt, kommt eben das beantragte Gesetz nicht zu Stande, das ist aber kein Conflict. (Sehr richtig!) Ein Conflict entsteht nur, wenn von der einen Seite ein Einbruch erfolgt in das Recht der andern Seite. (Sehr wahr!) Ein solcher Einbruch würde es sein, wenn der Bundesrath auch ohne ein Gesetz über die Bundesschuldenverwaltung eine Anleihe contrahiren wollte. Ich lege sehr großen Werth auf das Zustandekommen dieses Gesetzes, weil jeden Augenblick der Fall eintreten kann, wo eine Anleihe nothwendig wird. Aber daß die Flotte in Frage gestellt werde, wenn das Gesetz nicht zu Stande komme, kann ich in keiner Weise einräumen. Wenn es geschähe, so sage ich, ist die Regierung allein dafür verantwortlich. (Sehr wahr! Unruhe rechts.) Die unbedeutende Summe von 10 Mill. Thlrn. soll nach der vorigen Marinevorlage auf mehrere Jahre vertheilt werden; für das laufende Jahr sind 3,500000 Thlr. aus außerordentlichen Mitteln in Aussicht genommen. Das macht auf die Bevölkerung unseres Bundesstaats von 30 Millionen 3 Sgr. 6 Pf. auf den Kopf. Ich denke, diese Summe wird sich auch ohne Anleihe aufbringen lassen. Die Regierung mag die Summe auf den Etat bringen, und sie wird gedeckt werden; sie kann ebensowol durch Matricularbeiträge gedeckt werden wie durch eine Anleihe. Also auch ohne Anleihe und ohne Gesetz über die Bundesschuldenverwaltung wird die Regierung Mittel für die Flotte finden." Ueber das Wesen des §. 17 sagte Twesten: „Wenn gesagt wird, unsere Controle werde die Verwaltung lähmen, so bitte ich doch zu bedenken, daß bei der Bundesschuldenverwaltung von irgendeiner freien Verwaltung gar nicht die Rede ist. Sie hat lediglich die mechanischen Functionen des §. 7 zu erfüllen, Speculationen mit Geldern, Acte des Finanzministeriums sollen ihr niemals obliegen. Unsere Controle hat also nichts Beengendes. Nur soll nicht blos dem Bundeskanzler, sondern auch der Volksvertretung die Geltendmachung der Regreßansprüche an die Bundesschuldenverwaltung freistehen. Der Reichstag wird von einer solchen Klage nur Gebrauch machen, wenn der Bundeskanzler sich weigert, es zu thun. Das würde allerdings mindestens implicite zugleich eine Anklage gegen den Bundeskanzler selbst sein.... Die preußische Finanzverwaltung hat sich von jeher durch ihre Solidität und Integrität rühmlich ausgezeichnet. Gänzlich verschieden von dieser trefflichen Eigenschaft unserer Beamten ist aber die Frage ihrer Widerstandskraft gegen die vorgesetzte Regierung. (Sehr richtig!) Die Zahl derjenigen Beamten, welche bereit sind, ihr Amt wegzuwerfen, wenn es ihnen von der Regierung zur Schmach gemacht wird, ist in jeder Bureaukratie eine geringe....

Digitized by Google

Der Gesetzentwurf selbst drängt zu unserm Antrage, macht eine Ausnahme von der Regel, daß nur die Executive die Executive controliren soll, denn unsere Commission soll die Bundesschuldenverwaltung controliren; nur die Art und Weise der Controle ist noch nicht definirt. Wir wünschen sie dadurch praktisch zu machen, daß wir die Möglichkeit einer Rechtsprechung über diesen Zweig des öffentlichen Lebens herbeiführen. Eine papierene Verantwortlichkeit ist bisher die Verantwortlichkeit der Minister in Preußen wie die des Bundeskanzlers im Bunde. Gleichwol aber ist auch diese Verantwortlichkeit nicht nur eine moralische, sondern eine juristische. Nur die Ausführung der juristischen Verantwortlichkeit ist nicht gegeben. Ich gehöre auch nicht zu denen, die da glauben, daß es häufig vorkommen werde, oder daß ein ungewöhnlich großes politisches Gewicht darauf zu legen sei, wirklich den Proceßweg zu beschreiten. Aber die Möglichkeit, die juristische Verantwortlichkeit auch zu einer praktischen zu machen, muß gegeben sein." Auch Twesten schloß mit einer im Ton sehr behaglichen, den Worten nach sehr ernsten Schilderung, wie bequem gerade jetzt das Princip zur Geltung gebracht werden könne, da die Regierung der Volksvertretung bedürfe. Schon während der letzten Worte Twesten's hatte sich Bismarck zum Wort erhoben. Diese beiden Männer haben die gegenseitigen Unbilden aus der Conflictzeit nie ganz verwunden. Der Ton Twesten's schon, gewiß weit mehr als der maßvolle Inhalt seiner Worte, erinnerte Bismarck an die Tage des lebhaftesten preußischen Verfassungsstreits. Der Bundeskanzler säumte nicht in demselben Ton zu antworten. Aber auch seine Worte hatten die Klangfarbe des maßlosen Parteihaders jener düstern Jahre; zum ersten mal läßt er sich seit der Aera des Norddeutschen Bundes zu schlechterdings unrichtigen historischen Citaten hinreißen in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks. Diesem Hause, in dem heute alle gegnerischen Redner, Miquel, Twesten und Reichensperger ihre ernste Bereitwilligkeit erklärt hatten, unter keinen Umständen die Flotte leiden zu lassen unter diesem häuslichen Streit, warf Bismarck in gereiztester Sprache die Beschuldigung hin, „es suche seinen Willen durchzusetzen, mit der Drohung das Land wehrlos zu machen. Wir sollen von Ihnen das Recht der Landesvertheidigung erkaufen durch eine Concession zur Erweiterung ihrer parlamentarischen Macht. So steht die Frage". (Lebhafter Widerspruch links.) Von dieser durchaus schiefen Perspective aus baut sich dann der weitaus größte Theil der Bismarck'schen Rede auf, indem er direct die Situation vergleicht mit der seiner Regierung im Frühjahr 1866, wo er dem Staate Geld geschafft habe, obwol „ihm von der Landesvertretung erklärt worden sei: diesem Ministerium keinen Groschen, auch wenn der Feind vor den Thoren stünde". (Lebhafter Widerspruch links.) Mit weit mehr Berechtigung zu sittlicher Entrüstung hielt dann Lasker dem Bundeskanzler sein eigen und des gesammten preußischen Ministeriums Zeugniß vor gegen die Wahrheit des behaupteten Satzes. In dem Bericht an den König wegen der Auflösung des Abgeordnetenhauses hat das Ministerium selbst gesagt, daß es das Vertrauen zu jenem Abgeordnetenhause habe, daß es die zum Kriege erforderlichen Mittel bewilligen werde.*) Auch im übrigen steht die Bismarck'sche Rede tief unter jener Höhe der Auffassung, die wir bei dem großen Staatsmann sonst stets zu rühmen hatten. So die auch diesmal unerwiesene Behauptung, daß das Gefühl der persönlichen Regreßpflichtigkeit die Leute ängstlich machen werde; so der Vergleich: „Wenn nun von den Bundesregierungen der Spieß umgedreht würde?! wenn wir erklärten: Sie bekommen keine Telegraphen ohne Mäßigung der Redefreiheit Ihrer Tribüne, ohne Verlängerung des Militärbudgets, oder wenn wir im kleinen einer Kreisstadt sagten, wir hatten vielleicht die Absicht, euch ein Telegraphenamt herzulegen, aber solange euer Abgeordneter im Reichstage so stimmt, schneidet er uns das Geld ab, und wir können

*) Stenographischer Bericht, S. 160.

Digitized by Google

es nicht." Denn sicherlich lag das Amendement Miquèl auf demselben Plane des Denkens als der Gesetzentwurf selbst, die Bedingungen, unter denen die Bundesschuldenverwaltung ins Leben treten sollte, bildeten die Fundamente des Gesetzes, während die Bismarck'sche Parallele die heterogensten Dinge miteinander in Causalzusammenhang setzte. Ebenso unbegreiflich war endlich der Schluß der Bismarck'schen Rede: „Sie stellen uns nach Ihrer (?) Rechtsauffassung durch die Annahme dieses Amendements vor die Alternative: keine Verbesserung der Flotte oder einen Conflict." Auch die nochmalige Versicherung des Bundeskanzlers, daß er, wenn der §. 17 zur Annahme gelange, das Gesetz noch in dieser Sitzung zurückziehe, machte wol keine Stimme wankend. Mit 131 gegen 114 Stimmen bei namentlicher Abstimmung wurde das Miquèl'sche Amendement angenommen.

Der Sieg machte auf die Dauer auch die Sieger nicht froh. Wir fällen dies Urtheil einstweilen ohne alle Rücksicht auf die gewaltigen Repressalien, die Bismarck der Abstimmung vom 22. April nachsandte: die Entlassung namhafter Mannschaften der Marine, die Sistirung der Uferbauten unserer Nordmarken, die Zurückberufung norddeutscher Kriegsschiffe von ihrer bereits angetretenen Fahrt in die ostasiatischen Gewässer und an die Küste von Helgoland. Aber als die Hitze des Streits verflogen war, als man den Unmuth über das inconstitutionelle Gebaren Bismarck's in der Commission und im Plenum durch die Annahme des Miquèl'schen Amendements gesühnt hatte, verlor der Sieg, wenn man den Werth des Errungenen kühl betrachtete, viel von seinem Reize. Ueberblickt man allerdings den Hergang der Verhandlungen in der Commission und im Plenum noch einmal, und unter Zusammenfassung nur des rein Sachlichen mit Weglassung all der zahlreichen scharfen und nutzlosen Persönlichkeiten, so durfte der Reichstag das Zeugniß für sich beanspruchen, daß er im vollen Rechte war, wenn er die Theilnahme an der ganzen Verwirklichung der gesetzlich „unbedingten Verantwortlichkeit" der Mitglieder der Bundesschuldenverwaltung*) für sich beanspruchte, unter allen Umständen auch die juristische civile Regreßpflicht derselben bei Gesetzesüberschreitungen feststellte. Gegen dieses Verlangen ließ sich weder einwenden, daß die Beamten ängstlich würden, denn sie waren schon nach der Vorlage den Ansprüchen des Fiscus unbedingt ausgesetzt; noch, daß die Lage des preußischen Staats vor dem letzten großen Kriege Analogien biete, denn damals handelte sich's um die Beschaffung neuer Anleihen, die das Ministerium möglicherweise ohne Indemnität seitens der Volksvertretung contrahirt hatte, hier immer nur um die Verwaltung gesetzlich bereits vorhandener Anleihebeträge. Aber der Fehler des Antrags, auch wenn er die Billigung der Bundesregierungen fand, beruhte in seiner nahezu vollkommenen politischen Wirkungslosigkeit und möglicherweise argen Zweischneidigkeit. Daß die politische Wirkung eines vom Reichstage wider den Bundesschuldendirector X. oder den Controleur Y. feierlich beschlossenen Civilprocesses gleich Null sei, hatten auch die Vertheidiger des Antrags, namentlich Twesten (Stenographischer Bericht, S. 153) eingeräumt. Die „eminente politische Bedeutung" des Antrags aber, die alle Vertheidiger desselben ihm vindicirten, ohne sich darüber näher auszulassen, sollte vermuthlich darin bestehen, daß im Falle der richterlichen Verurtheilung des schuldigen Beamten auf Antrag des Reichstags der Bundeskanzler eine moralische Niederlage ohnegleichen erntete, weil er selbst die Einleitung des Processes unterlassen hatte. Man stellte sich auch diese — die denkbar kräftigste — Wirkung des Amendements zuversichtlicher vor, als sie wirklich war. Nach der Bundesverfassung Art. 24 genügt die einfache Majorität des Bundesraths unter Zustimmung des Präsidiums zur Auflösung des Reichstags. Dieses Mittel würde jedenfalls immer angewandt worden sein, ehe man den Conflict

*) §. 7 des Entwurfs, s. o. S. 833 und 834.

Digitized by Google

durch den Anklagebeschluß des Reichstags ausbrechen ließ. Ob dann die Wähler, vor die denkbar größte politische Krise des jetzigen Norddeutschen Bundes, d. h. die Abdankung des Bundeskanzlers gestellt, im Sinne der Abdankung sich bei den Neuwahlen entschieden haben würden, um dafür ein paar Bundesschuldenbeamte in einen Bundescivilproceß zu verwickeln, erscheint uns mehr als fraglich. Denn nur unter außerordentlichen Verhältnissen des Staats würde der Bundeskanzler wol gewagt haben, gegen das Gesetz die Beamten der Bundesschuldenverwaltung vor Regreßansprüchen zu schützen. Und in solchen Fällen fragt die übergroße Mehrzahl — glücklicherweise — immer mehr nach der Noth des Landes als nach dem Sinne doctrinärer Rechthaberei. Das Jahr 1866 in seiner Rückwirkung auf den preußischen Conflict ist uns hierfür ein unvergessenes Zeugniß. Noch weit ungünstiger aber als jemals zur Zeit des preußischen Conflicts wäre bei Annahme des Amendements im Falle eines Bundesconflicts die Stellung der norddeutschen Volksvertretung den Wählern gegenüber gewesen, als jemals die der preußischen Opposition gegen das Ministerium Bismarck — so viel ungünstiger, als die Sympathie der großen Masse für eine Civilklage gegen ein paar Strohmänner geringer ist als für die großen Schlagwörter der preußischen Conflictzeit Redefreiheit, Budgetbewilligung, Rechts- und Verfassungsstaat. Und angenommen, der Reichstag befand sich bei seiner Anklage in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der norddeutschen Bevölkerung. Wer gab die Garantie eines verurtheilenden Richterspruches? Und wenn Freisprechung erfolgte oder Klagabweisung, oder widersprechende Entscheidungen verschiedener Instanzen, wer heilte dann den Schaden, den sich die norddeutsche Volksvertretung zugezogen? Und übrigens, war der ganze Apparat der Anklage denn wirklich so sehr im Interesse der Würde des Reichstags? Man wollte den Bundeskanzler treffen, und schlug los gegen ein paar mehr oder weniger (wenigstens der intellectuellen Urheberschaft nach) unschuldige Beamte. Man hatte die Bundesschuldenverwaltung im Gesetz feierlich als eine „ganz unabhängige" Bundesbehörde bezeichnet, nun wollte man über sie und die höchsten Staatsinteressen erkennen lassen von einer territorialen Unterinstanz, wo kaum das noch zu schaffende oberste Bundesgericht, noch passender ein zukünftiger Staatsgerichtshof der würdigste Richter gewesen wäre. Wahrlich, nicht ganz unbegründet war das stolze Wort Bismarck's: „Man möge dann doch lieber gleich den Kreisrichter zum Minister machen, mindestens würde er das Bedürfniß empfinden, den Kreisrichter fortan als seinen constitutionellen Hausarzt zu consultiren."

Alle diese Nachtheile waren gerade dann vorhanden, wenn §. 17 wirklich Theil des Gesetzes geworden wäre. Nun war das ganze Gesetz durch die Annahme des Amendements gefallen, und damit war die Ernte des Sieges noch weit kärglicher geworden. Sie war lediglich moralischen Inhalts, und dies nicht einmal mit unverkümmerter Freude, mindestens nicht mit staatsmännischer Hoffnung zu betrachten. An sich war hocherfreulich, daß die nationale Fraction, ja die ganze liberale Seite des Hauses in einer wichtigen Frage stimmte wie Ein Mann. Aber daß sie die Majorität erlangt hatte, war wenig mehr als ein in den Präsenzverhältnissen beruhender Zufall. Und daß Namen, wie von Schweitzer und Stephani, Hänel und Harnier, Bebel und Braun, aus sehr verschiedenen Erwägungen zu derselben Abstimmung sich gedrängt sahen, war klar.

Dazu kam nun aber, was wir oben schon andeuteten, die rasche und scheinbar sehr constitutionell empfindsame Handlungsweise der Regierung infolge des Beschlusses vom 22. April. Wir haben von Männern gereiftester politischer Erfahrung und größter Kenntniß unserer Bundesverhältnisse in den ersten Tagen nach dem 22. April Aeußerungen vernommen, nach welchen die Entlassung der Marinemannschaften, die Einstellung unserer Küstenbefestigungen, die Zurückbeorderung unserer Dienstfahrzeuge mit Befriedigung als die unabweisliche streng constitutionelle Kehrseite des Reichstagsbeschlusses vom 22. April

Digitized by Google

bezeichnet wurden. Wenn gewiegte Politiker so urtheilten, wie schwer mußte fallen, die große Masse zu überzeugen, daß diesen Maßregeln der Schein des Constitutionalismus nur geborgt sei, daß gerade die Ausgaben, welche die Bundesregierung jetzt plötzlich sistirte, ihr bereits im Herbst 1867 durch ein Bundesgesetz, d. h. im Budget, gewährt waren, daß dagegen die Gelder, welche sie aus der Anleihe zu erhalten die gegründete Hoffnung hegen durfte, à conto des Budgets entnommen und verausgabt waren für Verwendungen von intensiver, langausdauernder Anlage, z. B. zur Anzahlung auf große Lieferungscontracte. In nothwendigem logischen Connex mit dem Beschluß vom 22. April standen aber die von der Regierung angeordneten Minderausgaben für die Flotte keineswegs. In den hochzornigen Leitartikeln, welche die Organe des Grafen Bismarck auf das Haupt der Majorität vom 22. April nun ausschütteten, war das Empörendste die frivole Consequenz, mit der die willkürlichen Flottenverkümmerungen der Regierung dem Reichstage wochenlang schuld gegeben wurden, trotzdem die Organe der Majorität sofort aus dem Budget für 1868 den Beweis führten, daß gerade die befohlenen Ersparnisse wider ein feierlich vereinbartes Bundesgesetz verstießen, und gleichzeitig die schon von Twesten betonte Bereitwilligkeit des Reichstags verkündeten, den Ausfall der Anleihe durch Matricularbeiträge und Budgeterhöhung zu ersetzen. Wahrlich, wie immer die Majorität des 22. April gefehlt haben mochte, daß sie theils um persönlicher Verstimmungen, theils um einer politisch einflußlosen doctrinären Caprice willen den Frieden unter den gesetzgeberischen Factoren und mit der Executive störte, reichlich denselben Tadel verdient die Regierung, daß sie die hereinbrechenden Gefahren ihrer Eigenmächtigkeit mit einer Entstellung der Thatsachen zu decken wagte. Unter dem politisch gereiften Theile der norddeutschen Bevölkerung erregte es in den kommenden Wochen eine so nachhaltige Entrüstung, daß kein geringerer als der Kriegsminister von Roon in der Sitzung vom 15. Juni *) sich gedrungen fühlte, alle Verantwortlichkeit der Regierung für diese denunciatorischen Zeitungsartikel der officiösen Presse abzulehnen. Dies vermochte freilich nichts an der Thatsache zu ändern, daß die officiöse Presse die Artikel gebracht hatte, und daß die Zeitungen, die sie brachten, in der Zeit vom 22. April bis 15. Juni d. J. ihren officiösen Charakter so gut bewahrten wie vorher und nachher. Die Aeußerungen des Kriegsministers stellten aber das Gebaren der officiösen Presse, namentlich ihren stehenden Ruf: „Diese Partei hat die Entwickelung der Marine gehindert!“ um so verächtlicher hin, als er in derselben Rede erklärte: „Die Vorwürfe, daß die Marine Reductionen unterworfen worden sei, die im höchsten Grade schädlich und bedenklich gewesen, muß ich in meiner Stellung als verantwortlicher Verwalter der Marine entschieden zurückweisen.“ **)

Die große Masse des Volks aber, namentlich die Bevölkerung der Küstenstriche und die Marine, urtheilten nicht viel anders als die officiöse Presse. Wir haben bei der Fahrt des Zollparlaments nach Kiel bei jedem abgetakelten Kriegsschiffe und beim Vorüberfahren an den unfertigen Landbefestigungen aus dem Munde hochgebildeter Seeoffiziere den Mitgliedern des Reichstags gegenüber immer die Worte vernommen: „Das ist euer Werk.“ Der Beweis des Gegentheils war nur mit dem Budget in der Hand zu führen und durch die unbedingte Bewilligung der 3,500000 Thlr., welche nach dem Voranschlage die Marine sofort bedurfte. Aber die Methode der Bewilligung dieser Summe, welche die Majorität vom 22. April durch Twesten anbot, die Uebertragung der Summe auf das Budget für 1869, die Aufbringung derselben durch Matricularbeiträge, lehnten die Bundesregierungen ihrerseits entschieden ab.

*) Stenographischer Bericht, S. 449, Sp. 2 fg., S. 250, Sp. 1.
**) Ebendas., S. 450, Sp. 2.

Digitized by Google

Da so eine definitive Ordnung der Streitfrage unmöglich schien, das Interesse der Regierungen aber in demselben Maße als das der Volksvertretung zu einem Ausgleich drängte, so versuchte man die Einigung über ein Provisorium. Die vertraulichen Verhandlungen über ein solches wurden sofort nach dem Schlusse des Zollparlaments (Ende Mai) begonnen, aber ein unerwartetes plötzliches Hinderniß trat dem Abschlusse der Verständigung entgegen. Am 28. Mai hatte sich der Reichstag über die Pfingstfeiertage vertagt, den 29. früh war er zu der großen Parade auf dem Tempelhofer Felde geladen. Der Bundeskanzler erschien zur Parade, obwol er die letzten Tage heftiger als zuvor an seinen Nervenkrämpfen gelitten. Er wurde plötzlich so unwohl, daß er sofort zu Wagen in seine Wohnung gebracht werden mußte. Eine tödliche Krankheit befiel ihn, die gebot, ihn in den ersten Wochen mit allen Staatsgeschäften zu verschonen. Als ihm die erste Kunde gebracht wurde, daß man mit den Führern der Conservativen und Nationalen über einen provisorischen Ausgleich unterhandle, durfte er noch nicht sprechen; er soll damals nur durch eine heftige Kopf- und Handbewegung seine Abneigung ausgedrückt haben. Am 10. Juni aber schon wurde der Entwurf des provisorischen Ausgleichsgesetzes über die Verwaltung der Bundesschulden ins Haus gebracht und der Vorberathung im Hause überwiesen. Wenn nicht der Entwurf selbst, so waren doch dessen Principien vorher bereits in den Fractionen der Rechten und namentlich der Nationalen, wie auch selbstverständlich bei einem Ausgleich, durchberathen und angenommen worden. Die Linke bekundete ihrerseits auch bei dieser Gelegenheit, daß ihr die Anlage für große staatsmännische Auffassung gänzlich versagt sei. Sie hatte von Anfang an den Ausgleichsversuchen gegenüber kein anderes Wort, als „daß die Charakterlosigkeit der Nationalen den eigenen Begräbnißact vollziehe", oder daß für alle Zeiten der Kampf für die Selbstachtung und Würde des Reichstags verloren gegeben sei. Derartige Vorwürfe klangen komisch aus dem Munde von Politikern, die am 22. April nicht einen Redner gestellt hatten für das Miquel'sche Amendement. Sie entsprachen aber auch weit weniger den Thatsachen als der Urtheilsfähigkeit der Kreise, die damals noch in den Resten der alten Fortschrittspartei die Apostel der einzig wahren Staatsdoctrin feierten. Denn in der That enthielt die neue Gesetzesvorlage auch nicht die Spur einer definitiven Ordnung des principiellen Streits. Der Entwurf übertrug nämlich die Verwaltung des Bundesschuldenwesens der preußischen Hauptverwaltung der Staatsschulden, dieser in ganz Europa anerkannten Musterbehörde, aber nur bis zum Erlaß eines „definitiven" Gesetzes über die Bundesschuldenverwaltung, nach Maßgabe des preußischen Gesetzes vom 24. Febr. 1850. Die Hauptverwaltung war hiernach verantwortlich, daß eine Convertirung nicht anders als auf Grund eines dieselbe anordnenden Gesetzes und nach Bewilligung der betreffenden Mittel, vorgenommen werde (§. 3). Die obere Leitung steht dem Bundeskanzler so weit zu, als dies mit der Unabhängigkeit der Hauptverwaltung vereinbar ist (§. 2). Die Geschäfte der Staatsschuldencommission werden von einer Bundesschuldencommission wahrgenommen. Diese besteht aus drei Mitgliedern des Bundesraths, drei Mitgliedern des Reichstags und bis zur Bestellung eines Präsidenten der Rechnungsbehörde des Norddeutschen Bundes aus dem Chefpräsidenten der preußischen Oberrechnungskammer, der besonders zu vereidigen ist (§. 3). Die Bundesschuldencommission hat dem Bundesrathe und Reichstage gegenüber dieselben Verpflichtungen, welche der preußischen Staatsschuldencommission den beiden Häusern des preußischen Landtags gegenüber obliegen (§. 7).

Die Stellung der Parteien zu diesem Gesetze ist schon angedeutet. Die sogenannte Deutsche Fortschrittspartei verhielt sich schlechthin verneinend. Die Socialisten brachten durch Reincke den §. 17 in neuer Fassung ein, wonach der Bundeskanzler ausdrücklich für verantwortlich erklärt und als Gerichtshof bei etwaigen Anklagen das Oberappellations-

Digitized by Google

gericht in Lübeck eingesetzt werden sollte. Unter den Nationalen scheint der Vergleichsgesetzentwurf zu harten Kämpfen geführt zu haben. Ein Theil der gezähmten Demokraten unter ihnen entfaltete die schon für bürgerliche Verhältnisse naive Anschauung, daß man sich durch Eingehung eines Vergleichs blamire. Diese Denkungsweise gewann schließlich in dem Antrage von Fries einen unbrauchbaren Niederschlag, der für einen Kleinstaatler insofern anerkennenswerth war, als er „die Bereitwilligkeit des Reichstags aussprach, die für die Flotte und Küstenvertheidigung nothwendigen Gelder im Etat zu verwilligen und solcherweise die Matricularbeiträge entsprechend zu erhöhen". Aber der Antrag Fries paßte schlechthin nicht zur Lage. Er muthete der Bundesregierung nicht nur die principielle Nachgiebigkeit zu, die der Reichstag seinerseits verweigerte, sondern er belastete auch die kleinen Binnenbundesstaaten durch den Modus der Matricularbeiträge am meisten; sie, die ohnehin der deutschen Flotte niemals übermäßig opferwillig waren. Wozu sollte die Regierung den bequemen und fröhlichen Weg der Anleihe, der ihr schon ein halb Jahr zuvor vom Reichstage bewilligt war, verlassen, um dem mühsamen, unwirthlichen Saumpfad der Matricularbeiträge, diesem „Schweißgroschen" der Kleinstaaterei", nachzugehen? — Diesen Stimmungen im Hause, denen sich die unbedingte Zuneigung der Conservativen, Freiconservativen und Altliberalen zur Regierungsvorlage zugesellte, entsprach auch die Debatte am 15. Juni.*) Mit vollem Recht durfte Miquèl, der erst nach Schluß der Generaldebatte zu §. 1 das Wort ergriff, versichern, „daß gerade diese Verhandlung die große Verschiedenheit in den Anschauungen zwischen den Nationalen und der Fortschrittspartei völlig klar gelegt habe". Hatte doch Waldeck, der erste Sprecher der Linken, sich offen zu dem Satze bekannt, selbst wenn sich's um Sein und Nichtsein des Staats handle, dürfe der Kampf um die constitutionellen Rechte nicht aufgegeben, nicht sistirt werden. Im Gegentheil, die Verlegenheit der Staatsregierung müsse man recht ausnutzen. Ihm rief dann Graf Bethusy die treffenden Worte entgegen: „Ich declinire nicht: Freiheit, Einheit, Macht, sondern ich declinire: Macht, Einheit, Freiheit." Die Taktik der Linken, der sich diesmal Fries zugesellte, dem Gesetz gegenüber war aber auch von Haus aus verfehlt. Alle ihre Redner bewegten sich in der Retrospective, ob Anleihe? ob Matricularbeiträge? für die Flotte, eine Frage, die wie gesagt schon längst zu Gunsten der Anleihe entschieden war. Aber wäre auch die Wahl im Augenblick frei gewesen, im Interesse des Ansehens und der scharfen parlamentarischen Wachsamkeit der Volksvertretung lag diesmal die Entscheidung für Matricularbeiträge entschieden nicht. Man wäre gezwungen gewesen, sie nach dem Flottenplan auf drei Jahre zu bewilligen, während sie sonst als ordentliche Einnahmequelle des Bundes der jährlichen Bewilligung des Reichstags unterstellt sind. Und gerade vom freiheitlichen Standpunkte aus gewährte die Anleihe die Garantie, daß nach Verbrauch der Anleihegelder, die nach dem Flottenplan zweifellos Ende 1870 ausgegeben sind, die Regierung eine neue Anleihe fordern und sich dann zur principiellen Austragung des Streits werde bequemen müssen. Denn kaum zum dritten Theil hat bis dahin der Flottenplan seine Ausführung gefunden. Ueber die Natur des gegenwärtigen Provisoriums war sich die Linke keineswegs klar. Die einen sagten, es ist gar kein Provisorium, die andern, man wisse, wie die Provisorien enden. Die letztern erinnerte Lasker an ihren eigenen Antrag im preußischen Abgeordnetenhause (1867), „daß der Etat nur in Bausch und Bogen gewährt werde, nicht definitiv, um die Streitfrage zu vertagen". Den ersten aber, die behaupteten, man schaffe gar kein Provisorium, sondern einen definitiven Zustand, traten Graf Bethusy, Braun und Miquèl mit längern Ausführungen gegenüber. Wieder war es Bethusy, der mit Einem Wort die Situation bezeichnete: „Der Reichstag

*) Stenographischer Bericht, S. 430—451.

Digitized by Google

will beschließen, heute über §. 17 nicht zu beschließen." Miquel äußerte: „Das heutige Verhalten der Regierungen ist entweder eine volle Widerlegung des Verdachts, als wollten dieselben eine Pression auf den Reichstag üben, oder ein voller Rückzug. (Hört! hört!) Die Regierungen erklären: wir wollen den Druck, den wir auf den Reichstag etwa üben könnten, nicht mehr benutzen. Der Reichstag mag auf seinem frühern Beschlusse beharren, wir auf unsern Ansichten. Wir beide sind darin einig, daß die Flotte nicht geschädigt werden soll. Wer so verfährt, versucht nicht, dem andern «den Fuß auf den Nacken zu setzen», sondern proponirt ein ehrliches Compromiß." Am werthvollsten waren die Erläuterungen Braun's, da er die echt constitutionelle Verantwortlichkeit und Controlirbarkeit der provisorischen Bundesschuldenbehörde, d. h. der preußischen, an der Hand des Gesetzes prüfte. Dann sagte er von der Stellung des Reichstags: „Er hat schon im voraus die vortheilhafte Position, daß er nur Eine Kammer ist, daß also seine Beschlüsse nicht in Frage gestellt werden können durch die Beschlüsse einer andern Kammer, er hat den großen Vortheil, daß er die Steuern, d. h. die Matricularumlagen verwilligt, während das preußische Abgeordnetenhaus in diesem Sinne das Steuerbewilligungsrecht nicht hat, sondern die Steuern forterhoben werden. Tritt nun eine Differenz zwischen der Bundesschuldenverwaltung und dem Reichstage ein, so verweigert der Reichstag die Decharge, er wird den betreffenden Posten einfach im Reichsbudget wieder in Einnahme setzen und so viel weniger an Steuern bewilligen. Dann tritt also die praktische Verantwortlichkeit, in Ziffern ausgedrückt, ein. Sind denn das keine Garantien, sind sie so gering, daß man nicht einmal einen provisorischen modus vivendi herstellen könnte? ... Der Parlamentarismus wird nur dann geschädigt, wenn die Parlamente Dinge thun, die dem nationalen Gefühl und Bedürfniß widerstreiten. Das ist die schwerste Gefahr des Parlamentarismus." Auch denjenigen der Linken, die heute wiederum die harte Lection des Jahres 1866 in ihrer Eigenrichtigkeit von sich ablehnten mit der schmollenden Selbstentwürdigung, daß kein Sterblicher die siegreiche Kraft unserer Truppen, die Fähigkeit und Gewandtheit der Führer habe voraussehen können, warf Braun das treffende Wort entgegen: „Ich gebe bereitwillig zu, daß viele Leute die Ereignisse des Jahres 1866 allerdings nicht vorausgesehen haben." (Lebhafte Zustimmung und Heiterkeit.) Auch die Bundesregierung säumte nicht, sich durch ihren dermalen hervorragendsten Vertreter, Delbrück, in der gewinnendsten Weise zu äußern. Er sagte unter anderm: „Daß die verbündeten Regierungen die Vorlage gemacht haben, spricht genügend aus, daß sie die Ansicht theilen, daß große Interessen des Vaterlandes es erheischen, die Marine derjenigen Entwickelung entgegenzuführen, welche durch die im vorigen Jahre vom Reichstage genehmigte Anleihe in Aussicht genommen war." Und dann zum Schluß mit besonderer Bezugnahme auf die vorhergehende Rede Löwe-Calbe's: „Wenn der Reichstag noch heute dem Gesetzentwurfe seine Zustimmung ertheilt, so werde ich auch noch heute in der Lage sein, nähern Aufschluß darüber zu geben, was aus der Anleihe für die Marine bestritten werden soll." Beides geschah in der That noch in derselben Sitzung; der Reichstag ertheilte mit 151 gegen 42 Stimmen der Vorlage seine Zustimmung, und Delbrück legte sofort dem Hause mit gewohnter technischer Meisterschaft die Consequenzen des Beschlusses in Ziffern vor. Nur sehr unvollständig aber würden wir vermeinen diese Verhandlungen unsern Lesern vorzuführen, wollten wir nach dem Bericht der glücklichen Schlichtung des ersten „Conflicts" unter den legislativen Organen des Norddeutschen Bundes jener Rede vergessen, die damals, wie jede kräftige Regung unsers nationalen Bewußtseins, unter allen des Tages am meisten unsere westlichen Nachbarn in fieberhafte Aufregung versetzte: wir meinen die Rede Moltke's. Sie gehörte so wenig und so streng zur Sache, wie die Erinnerung an das Heil des Vaterlandes in den Tagen wilder politischer Erregung, wo die Schlagwörter feindlicher Parteien die ruhige Stimme der Vaterlandsliebe

Digitized by Google

übertäuben oder beirren. Schon wenn Moltke sich zum Wort erhebt, wird man unwillkürlich erfüllt von jener einfachsten und doch erhebendsten Mahnung des Gewissens deutscher Bürger, der Einheit und Größe des Vaterlandes zu gedenken. Und wie schlicht, wie unmittelbar spricht der Gedanke der Macht Deutschlands aus diesem Manne! So wie sein Antlitz und seine Thaten die ehernen Formen geschichtlicher Größe zeigen, so seine Rede den Werth unvergänglicher Wahrheit. An Einem Manne offenbart sich der ganze fundamentale Gegensatz des deutschen und des habsburgisch-lothringischen Staats, wenn man jene Rede Moltke's vergleicht mit der orakelhaften Rede Beust's im wiener Wehrausschusse. Die willenlenkende Absicht ist dieselbe, aber wie weit gehen die Mittel auseinander! Moltke sprach: „Welcher verständige Mensch würde nicht wünschen, daß die enormen Ausgaben, welche in ganz Europa für Militärzwecke gemacht werden, für Friedenszwecke verwendet werden könnten? Aber auf dem Wege der internationalen Verhandlung, wie einer der Herren Vorredner (Waldeck*) gemeint hat, wird das sicherlich nie zu Stande kommen. Es ist ja der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Ich sehe für den Zweck nur Eine Möglichkeit, und das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bilde, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. (Lebhaftes Bravo!) Ebendeswegen glaube ich, wenn dies segensreiche Werk jemals zu Stande kommen soll, es von Deutschland ausgehen wird (Bravo! Sehr gut!); aber, meine Herren, erst dann, wenn Deutschland stark genug ist, d. h. wenn es geeinigt sein wird. . . . Unsere Nachbarn wissen alle recht gut, auch die, welche so thun, als ob sie es nicht wüßten, daß wir sie nicht angreifen wollen; aber sie sollen auch wissen, daß wir uns nicht angreifen lassen wollen. (Bravo!) Dazu brauchen wir Armee und Flotte, und ich vertraue dem Patriotismus des hohen Hauses, daß Sie das von der Regierung gebotene Gesetz annehmen werden."

Wenn aber der norddeutsche Reichstag bei diesen Schlußverhandlungen über das Bundesschuldenwesen bekundete, daß er sich lebhaft erinnerte seines Ursprungs aus gewaltiger, für Deutschlands Einheit ringender Zeit, und denjenigen den Schrecken in die Glieder jagte, die des Jahres 1866 nicht mit gleicher Befriedigung gedenken, so hatte er andererseits schon in den ersten Beschlüssen dieser Session gezeigt, daß er die festesten Bande der Völkerverbindung, die internationalen Staatsverträge, mit Bereitwilligkeit und Verständniß zu vermehren bereit sei. Welcher Deutsche, der überm Atlantischen Meere auch Häupter seiner Lieben zählt, hat nicht aus Anlaß der Ereignisse des Jahres 1866 und ihres wiederholt streng monarchischen Zuges von drüben die schmollende Frage an sich richten hören: wie kommt es, daß hier die Deutschen bald die besten Bürger der großen Republik werden? Die Frage sollte eine Widerlegung sein der Consolidirung des monarchischen Princips im Heimatlande. Aber die Thatsache beweist nur das sehr Erfreuliche, daß der Deutsche überall da, wo er der unnatürlichen Schranken der bundestäglichen kleinstaatlichen Heimat entbunden ist, außerordentlich praktische, energische, vielseitige politische Anlagen entwickelt. Nirgends hat sich dies in den gemeinsamen Beziehungen der großen transatlantischen Republik und dem jungen deutschen Staate besser erwiesen als durch den Vertrag über die Staatsangehörigkeit zwischen den Vereinigten Staaten und dem Norddeutschen Bunde. Wie wäre möglich gewesen, die schwierige und feine Frage der Erwerbung der gegenseitigen Staatsangehörigkeit zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland jemals auch nur in Betracht zu ziehen unter dem alten Bunde, geschweige denn sie und die gegenseitige Convention zur Auslieferung von Verbrechern zum völligen, diesseit und jenseit des Oceans

*) Stenographischer Bericht, S. 434, Sp. 2. Waldeck hatte den naiven Vorschlag internationaler Schießversuche auf Panzerplatten, etwa nach dem apostolischen Wort: „Prüfet alles und das Beste behaltet", vor das Haus gebracht.

Digitized by Google

befriedigenden Abschluß zu bringen in sechs kurzen Artikeln, die nicht einmal eine Spalte der Drucksachen füllen.*) Fehlte doch dem alten Staatenbunde die Möglichkeit, der großen Republik drüben auch nur eine entfernte Reciprocität zu gewähren, da die Verleihung der Staatsangehörigkeit damals noch lediglich die Territorialgesetzgebung anging, ein Bundesindigenat nicht existirte. Und wie hätte der Deutsche Bund seinerseits die Erwerbung des nordamerikanischen Bürgerrechts, dieses äußere Kennzeichen der Aufnahme in einen Bund von Demagogen und Flüchtlingen aller Nationen, auch nur als annähernd des Aequivalent erachten können für die preisgegebene Befugniß zum Tragen der Landescocarde von Lippe-Detmold oder Anhalt-Dessau? „Die Angehörigen beider Staaten sollen, wenn sie naturalisirte Staatsangehörige des andern Staats geworden sind, nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst von ihrem Mutterstaate als Angehörige der neugewählten Heimat angesehen und behandelt werden, mithin aller ihrer Rechte und Pflichten gegen den ursprünglichen Heimatsstaat für enthoben gelten. Der Verzicht auf die durch die Naturalisation erworbenen Rechte wird vermuthet, und damit leben die Rechte und Pflichten des Naturalisirten im alten Vaterlande wieder auf, wenn derselbe in der alten Heimat sich niederläßt ohne die Absicht, nach dem neuen Vaterlande zurückzukehren. Der Verzicht auf die Rückkehr (in die neue Heimat) kann als vorhanden angesehen werden (may be held to exist), wenn der Naturalisirte des einen Theils sich länger als zwei Jahre in dem Gebiete des andern Theils aufhält." Dies der kurze bündige Inhalt des Gesetzes, soweit es sich auf den Erwerb der Staatsangehörigkeit bezieht. In der einfachsten Weise fanden so langjährige Differenzen zwischen Deutschland und Amerika ihren Abschluß. Denn der Norddeutsche Bund erkannte dadurch auch seinerseits den wichtigen amerikanischen Grundsatz an, daß durch die Naturalisation in Amerika die frühere Staatsangehörigkeit erlösche, alle aus dem frühern Staatsbürgerverhältnisse des Eingewanderten resultirenden Beziehungen gelöst werden; während bisher manche Staaten des Norddeutschen Bundes ein Erlöschen der Staatsangehörigkeit durch Abwesenheit gar nicht kannten und mindestens die Erfüllung der Pflichten gegen die alte Heimat von dem nach Deutschland zurückkehrenden amerikanischen Deutschen immer gefordert wurde, vornehmlich die der Militärpflicht.

Während die radicalsten Blätter der Union auch aus diesem Holze Pfeifen schnitten gegen den Präsidenten Johnson (obwol der Vertrag wahrlich mehr das Werk des weisen George Bancroft ist als das des eigensinnigen Präsidenten), weil im Art. 2 das amerikanische Princip geschädigt sei durch die Bestimmung, daß ein naturalisirter Angehöriger des einen Theils, der vor seiner Einwanderung in seiner alten Heimat ein Verbrechen begangen, bei seiner etwaigen Rückkehr zur Untersuchung und Strafe gezogen werden soll nach dem Strafgesetze seines ursprünglichen Vaterlandes: so ging andererseits das Streben des Reichstags hauptsächlich dahin, dem Vertrage die möglichst liberale Auslegung in Betreff der Militärpflicht der Auswandernden und Zurückkehrenden zu geben. Die Denkschrift des Bundesraths**) begnügte sich über diesen wichtigen Punkt mit der vieldeutigen Bemerkung: „Kehrt der Ausgewanderte zurück, so leben mit den alten Rechten auch seine alten Pflichten wieder auf." Den Abgeordneten Lasker und Löwe gebührt das Verdienst über den Umfang dieser Pflichten aus dem Munde Bismarck's folgende authentische Interpretationen erzielt zu haben: „Derjenige, welcher freiwillig nach Norddeutschland zurückkehrt, befindet sich in der Lage eines freiwillig Einwandernden. Wenn dieser freiwillig Einwandernde sich noch in dem in Norddeutschland militärpflichtigen Alter befindet, wird ihm auch als norddeutscher Bürger (Sehr richtig!) diejenige Pflicht für das Land zufallen,

*) Actenstück Nr. 8.
**) Anlage Nr. 8, Denkschrift, S. 17, ad Art. 4.

Digitized by Google

welche mit diesem Alter für den norddeutschen Bürger verbunden ist." (Bravo!) Und ferner auf die Erklärung Löwe's: „Das möchte ich bestimmt feststellen, daß der Herr Bundeskanzler sich zu meiner Freude dahin erklärt hat, daß die Verfolgung wegen unbefugter Auswanderung nicht eintreten kann, auch wenn er aufgehört hat, amerikanischer Bürger zu sein", antwortete Bismarck: „Ich gebe diese Erklärung und könnte es fast so ausdrücken, daß wir die fünf Jahre Abwesenheit in Amerika, verbunden mit der Gewinnung des amerikanischen Bürgerrechts, als eine Erfüllung der Militärpflicht dem Norddeutschen Bunde gegenüber behandeln (Heiterkeit), wenn der neuamerikanische Bürger nicht durch seine rechtzeitige Wiederkehr eine neue Militärpflicht gegen den Norddeutschen Bund eingeht."*) Wie sehr bedeutsam der Vertrag in politischer Hinsicht ist, vermag jeder sich selbst zu bemessen, wenn er sich die andere Frage stellt, ob wir von Bundes wegen heutzutage ohne weiteres in der Lage wären, einen Staatsangehörigkeitsvertrag mit Frankreich, Spanien, Oesterreich und selbst England, Italien oder der Schweiz zu schließen? So viel näher sind wir Norddeutschen den Nachkommen der streitbaren puritanischen Round-heads verwandt, die heute den weiten Continent von der mexicanischen Grenze bis an die canadischen Seen füllen, als den Nachbarn, von denen nur unsere eigenen Grenzen und Meere uns scheiden. In würdigster Weise gab Bismarck auch dieser politischen Bedeutung des Vertrags Ausdruck, indem er am Schlusse seiner ersten Rede ausrief**): „Lassen Sie uns den Vorzug, der älteste historische Bundesgenosse des nordamerikanischen Gemeinwesens zu sein, von der ersten Zeit der Unabhängigkeitserklärung her, sehr hoch anschlagen und sehr werth halten!"

Natürlich weit zurück hinter der Tragweite dieses fast einstimmig genehmigten Vertrags mit der nordamerikanischen Union steht der Freundschafts-, Schiffahrts- und Handelsvertrag mit der Republik Liberia, dem der Reichstag an demselben Tage (8. April) seine Zustimmung mit derselben Einstimmigkeit ertheilte. Aber keineswegs verdienen die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Negerrepublik Liberia das mitleidige Lächeln, das der unzufriedene Theil der Presse damals zur Schau trug. Das Volk dieser Küstenrepublik gehört zu den befähigtsten und cultivirtesten Stämmen der sogenannten nordamerikanischen Neger auf der Westküste Afrikas und ist seit Jahren von äußerst intelligenten und gebildeten Präsidenten geleitet. Die Bedeutung unsers Handels mit dem Lande charakterisirt sich dadurch, daß allein im Jahre 1867 vier hamburgische Schiffe mit einer Ladung deutscher Industrieproducte im Werthe von über 100000 Thlrn. nach liberischen Häfen gefahren sind, und daß der vornehmste Artikel des liberianischen Exports, das wichtige Palmöl, das bisher nur von Engländern zu beziehen war, nun auch deutschen Kaufleuten gegen den Import von wollenen und baumwollenen Stoffen zugänglich gemacht ist. Da Liberia nur denjenigen Nationen den Handel an seinen Küsten gestattet, mit denen es Verträge geschlossen hat, so war der Abschluß dieses Vertrages (30. Oct. 1867) um so nothwendiger. Bereits im Jahre 1855 hatten die Hansestädte einen Vertrag gleichen Inhalts mit Liberia geschlossen. Der Vertrag des Zollvereins war damals gescheitert an dem Widerspruche Hannovers.

Wieviel rascher und ungehemmter als damals die internationale Politik Deutschlands heute zu Resultaten führen kann, hatte der Reichstag in dieser Session die reichste Gelegenheit zu erproben, als ihm allein acht Postverträge zur Genehmigung vorgelegt wurden, die sammt und sonders seit dem Zustandekommen des norddeutschen Post- und Posttarifgesetzes ihren Abschluß gefunden hatten. Hiervon wurden die Verträge mit den süddeutschen Staaten, Luxemburg und Oesterreich, die, kurz gesagt, unserm einfachen Porto einfach beitraten, schon früher als der nahen Verwirklichung entgegengehend erwähnt. Daß aber

*) Stenographischer Bericht, S. 46, Sp. 1 und 2.
**) Stenographischer Bericht, S. 45.

Digitized by Google

schon in dieser Session der Reichstag in der Lage war, mit Nordamerika, Belgien, Dänemark, Norwegen und der Schweiz Postverträge zu schließen, zeugte von sehr rascher Arbeit der Executive des Bundes. Alle diese Verträge bringen den modernen Grundsatz der internationalen Verkehrserleichterung im vollsten Maße zur Geltung. Seit die meisten civilisirten Staaten sich zu einem einheitlichen Porto im Innern entschlossen haben, kann die unverhältnißmäßige Höhe des Außenportos nur mit eigenen Opfern aufrecht erhalten werden. Bei unserer Bundesregierung war der Abschluß dieser zahlreichen Verträge und die Anerkennung der großen modernen Grundsätze der Verkehrserleichterungen um so höher anzuschlagen, als schon die Postreform im Innern die Kasse mit einem Ausfall von über einer Million Thaler bedrohte und in derselben Richtung, vorübergehend wenigstens, die internationalen Tarifermäßigungen wirken mußten. Diese Ermäßigungen sind sehr erheblich. Die Portosätze von und nach der Schweiz, von und nach Belgien und Norwegen sind auf die Hälfte, die von und nach Nordamerika, via Bremen und Hamburg, sogar auf ein Drittheil des frühern Betrages, nämlich auf 2, $3\frac{1}{2}$ und 4 Sgr. für den einfachen Brief herabgesetzt worden. Daneben enthalten alle continentalen Postverträge, d. h. die mit der Schweiz, Oesterreich, Belgien u. s. w. die Stipulation directer Kartenschlüsse und directer Postanschlüsse und die liberale Ausdehnung der Kreuzbandsendungen auf Waarenproben, gebundene Bücher, Musikalien, Zeichnungen, Photographien und alle andern auf mechanischem Wege hergestellten Gegenstände; z. B. auch offene Karten. Bei Preiscouranten und Circularen dürfen die Preise sogar handschriftlich eingetragen werden; den Correcturbogen dürfen Aenderungen, welche sich auf die Ausstattung des Werkes beziehen, beigefügt, auch kann das Manuscript beigelegt werden. Die Einführung der internationalen Expreßbestellung und Postanweisung, welche diesen Verträgen gewährt ist, hat der Verkehr längst als Bedürfniß empfunden. Endlich gewähren die Verträge mit der Schweiz und Belgien im Gegensatz gegen die frühern den Fortschritt einer wesentlichen Herabsetzung der Transitportosätze; derjenige mit der Schweiz für den Postverkehr Deutschlands mit Italien; derjenige mit Belgien für die Correspondenz von Deutschland nach England, Frankreich und Amerika via Belgien. Zu allen diesen Verträgen mit dem Auslande ist Oesterreich und die süddeutschen Staaten der Beitritt offen gehalten.

Im besten Sinne aber zeigte der Reichstag sein Interesse an derjenigen Aufgabe des internationalen Rechts, durch die eine wahrhaft und ursprünglich deutsche und humane Idee verwirklicht werden würde, und welche andererseits in den nächsten Jahrzehnten die Hauptrolle unter den Controversen des internationalen Seerechts zu spielen bestimmt ist. Bereits bei Gelegenheit der Besprechung des Gesetzes über die Bundesflagge der Kauffahrteischiffe hatten wir Gelegenheit, zu erwähnen, wie energisch die deutschen Lehrer und Schriftsteller des internationalen Seerechts von jeher den Grundsatz der Unverletzlichkeit alles neutralen Privateigenthums zur See verfochten hatten. Zum ersten male suchte man nun die deutsche Theorie der Freiheit alles Privateigenthums zur See auch der kriegführenden Nationen durch den Arm des deutschen Staates zu geachtetem Ansehen zu erheben. Der wackere Professor Aegidi, dessen Namen wir mehrfach schon in internationalen Fragen freudig nannten, hatte den Antrag eingebracht: „daß bei dem gegenwärtigen friedlichen Einvernehmen mit den auswärtigen Mächten Verhandlungen eingeleitet werden, welche zum Zweck haben, durch Uebereinkunft von Staat zu Staat die Freiheit des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten zu einem vertragsmäßig anerkannten Grundsatz des Völkerrechts zu erheben." Der jugendliche Danziger Lesse befürwortete ihn als Referent, in seinem trefflichen Referat schön ergänzt durch die gerade in diesem Punkte reichen diplomatischen Erfahrungen des Correferenten Dr. Schleiden. Daneben fielen dann einige interessante Schlaglichter aus der Praxis der großen Rheder durch Meier (Bremen), während

Digitized by Google

Aegidi eine vorzügliche Charakterisirung der Lage gab, in die durch die Lösung oder das Scheitern der Frage das ganze moderne Seekriegsrecht versetzt werde. Das war die Verhandlung. Nur wenige hervorragende Gesichtspunkte und Thatsachen können wir in beschränktem Raum unsern Lesern vorführen. Sachlich und rechtlich ist die Begründung des Grundsatzes von großer Einfachheit. Im Landkriege ist längst anerkannt, daß das Privateigenthum auch im eroberten Feindeslande heilig und unantastbar sei, daß es von Individuen niemals, im Interesse der Taktik und militärischen Operation nur ausnahmsweise weggenommen werden dürfe. Das Privateigenthum der Neutralen vollends ist, wie das Recht zu Neutralität der Staaten selbst, im Landkriege rechtlich niemals bestritten worden. Dagegen haben, wie schon früher gezeigt wurde, die Rechte der Neutralen zur See erst durch den Krimkrieg im Pariser Vertrage von 1854 die Anerkennung der europäischen Großmächte gefunden; der weitere entscheidende Schritt aber, alles Privateigenthum zur See, auch das unter Feindesflagge segelnde, im Kriege vor Wegnahme sicher zu erklären, ist damals wie früher gescheitert an dem Widerspruche Englands. Der eine der ärmlichen Scheingründe für die Aufrechterhaltung dieses rechtlosen Zustandes ist der, daß das Recht der Seebeute ein nothwendiger Ersatz sei für das Zwangsrecht der Besetzung und Eroberung des feindlichen Landes im Landkriege. Die Frivolität des Vergleichs springt in die Augen. Die Besetzung des Feindeslandes ist gleichbedeutend mit der völligen Bewältigung der Staatsmacht des Feindes, zur See etwa mit der völligen Vernichtung der Kriegsflotte, mit der effectiven Blokade aller feindlichen Häfen, aber nimmer mit dem Raube des Privateigenthums friedlicher Feinde. Niedrig genug denken auch die andern Briten von der Bemannung ihrer Flotte, die da behauptet haben, der englische Matrose bedürfe der Aussicht auf Prisengelder, um sich tapfer zu schlagen. Und am wenigsten den Principien des Rechts entsprechend dünkt uns die Theorie des Sir George Lewis, der am 11. März 1862 im Hause der Gemeinen alle über die Rechte der Neutralen im Völkerrechte hinausgehenden Zusagen für null und nichtig erklärte, weil mit dem Kriege alle mit dem Feinde geschlossenen Verträge hinfällig würden. Alle für Friedenszeiten geschlossenen Verträge, ja, aber nimmer die völkerrechtlichen Zugeständnisse, welche moderne Cultur und Gesittung sich gerade für den Kriegsfall gelobten. Was sollte uns vor dem Zurücksinken in die Greuel asiatischer Barbarei während der Kriege bewahren, wenn nicht solche für den Krieg und die Menschlichkeit der Kriegführung geschlossenen Verträge gehalten würden? Sämmtliche Continentalstaaten, am frühesten und eifrigsten Preußen, sind diesen Theorien des englischen Seekriegsrechts entgegengetreten, erkennen heute die Nothwendigkeit an, den letzten Schritt zu thun und auch das Privateigenthum der Angehörigen kriegführender Mächte für unverletzlich zu erklären. Sie haben einen mächtigen Bundesgenossen in ihren Bestrebungen gefunden an den Vereinigten Staaten von Amerika, die schon seit den Tagen ihrer Unabhängigkeitserklärung durch Franklin am englischen Hofe die Verwirklichung ihres Grundsatzes durch Staatsverträge mit England anstrebten, durch den bekannten Vertrag mit dem gesinnungsverwandten Großen Friedrich im Jahre 1785 zum ersten male in der Geschichte durchsetzten, und dann wieder als Bedingung ihres Beitritts zur Pariser Convention 1854 forderten. Wäre damals in den langen Verhandlungen mit England, die an den Pariser Vertrag sich knüpften, das Präsidium Buchanan mit voller ehrlicher Kraft für diese Bedingung eingetreten, so war die Frage heute wol keine Frage mehr und England aus seiner völligen Isolirung herausgezwungen worden. Aber in Wahrheit hatte Amerika damals noch vermeintlich selbst das größte Interesse, es beim alten zu lassen. Ein Seekrieg mit England gehörte nicht zu den unwahrscheinlichen Dingen, die englische Handelsflotte war damals noch weit reicher und bedeutender als die amerikanische; der Statusquo verhieß Amerika im Kriegsfall also reichere Chancen für Gewinn als für Verlust. Diese

Digitized by Google

grob materielle Auffassung hat sich dann an Amerika im Kriege gegen den Sonderbund bitter gerächt. Heutzutage ist der gute Gedanke Bluntschli's überall, jenseit und diesseit des Oceans, im Ansehen: „daß das Beuterecht gegen fremde Schiffe und Waaren nicht blos das Vermögen der feindlichen, sondern ebenso das Vermögen der eigenen Nation gefährde, denn Handel und Verkehr sind immer wechselseitig." Auch in England beginnt dieser klare volkswirthschaftliche Grundsatz einflußreiche Vertheidiger zu finden. Schon im Jahre 1857 erklärte der bedeutende englische Rheder Lindsay, daß die Nichtanerkennung des Grundsatzes von seiten Englands den Uebergang des englischen Frachthandels auf neutrale Staaten, die Erhöhung der Versicherungsprämie für englische Schiffe zur Folge haben würde. Auch im englischen Unterhause hat sich für die Unverletzlichkeit alles Privateigenthums zur See Labouchère gegen Stuart Mill ausgesprochen. Auf dem Continent aber, namentlich in Holland und bei den deutschen Handelskammern, ist die Agitation von Jahr zu Jahr im Wachsen. So durfte denn wol mit vollem Rechte Delbrück, indem er sich unter Hinweis auf die ganze Vergangenheit der preußischen Regierung mit der Tendenz des Antrags Aegidi vollständig einverstanden erklärte, die Förderung der Frage als eine hoffnungsreiche bezeichnen bei „stückweisem Arbeiten, d. h. durch den Abschluß von Einzelverträgen, welche mit Rücksicht auf die obwaltenden Stimmungen und reellen Interessen möglich, und so allmählich zu einem Stück des allgemeinen europäischen Völkerrechts gemacht werden". Der Reichstag nahm den Antrag fast einstimmig an, niemand aber wagte, wie der Antragsteller mit Genugthuung und patriotischem Stolz constatirte, sich gegen ihn zu erheben „und jene engherzigen Ansichten zu vertheidigen, die in parlamentarischen Versammlungen anderer Reiche so oft einen Anwalt gefunden haben".

Noch reicher aber und unmittelbarer wirksam für Deutschland als diese Reihe internationaler Verträge, die der Reichstag in seiner diesjährigen Session verfassungsmäßig abschloß oder für die Zukunft anbahnte, waren seine volkswirthschaftlichen Arbeiten. Diese Thätigkeit war um so erfreulicher, der herzlichen Anerkennung in den weitesten Kreisen gewisser, als sie einige der schwierigsten Seiten der socialen Frage löste, und zwar mit jener vollen und wahren Humanität, welche alle Stände unsers Volkes von jeher den Leiden der arbeitenden Klassen bewiesen. Zu der socialen Seite der Bundesgesetzgebung rechnen wir zunächst das Gesetz über die Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Befugniß zur Eheschließung. In Preußen und dem größten der Bundesstaaten, im Königreich Sachsen, waren diese polizeilichen Beschränkungen schon seit Jahrzehnten gefallen, dagegen mit zähem Eigensinne festgehalten worden von den kleinen thüringischen Staaten, Mecklenburg u. s. w. Diese mottenburgische Tyrannisirung der vernünftigen Freiheit moderner Volkswirthschaft durch die Unvernunft eines überwundenen Absperrungsfanatismus mußte sobald als möglich fallen, wenn das deutsche Bürgerrecht und die deutsche Freizügigkeit zur Wahrheit werden sollte. So oft Angehörige Preußens oder Sachsens mit Angehörigen aus den Ehepolizeistaaten eine eheliche Verbindung einzugehen trachteten, hatten auch sie unter der Barbarei dieser mittelalterlichen Einrichtungen zu leiden. Abgesehen aber von diesen mislichen Erfahrungen der eigenen Angehörigen, drängte auch der sittliche Zustand der Bundesländer und der süddeutschen Staaten, in denen die Eheverbote und Ehehindernisse von der Polizei und Gesetzgebung am eifrigsten gehandhabt wurden, die aufgeklärten Regierungen des Bundes zu einer raschen Cur des Grundübels.

Ein gutes Stück deutscher Geschichte spiegelt sich in dem Werdegang dieser Ehehinderuisse.*) Solange in Deutschland die Selbstregierung der Gemeinden und Gaue

*) Ihre historische Entwickelung ist am besten zusammengestellt in dem als Monographie erschienenen Abzuge aus dem vierten Bande der „Vierteljahrsschrift" von Faucher: „Das Zwangscölibat der Mittellosen in Deutschland", von Dr. Karl Braun.

Digitized by Google

dem im Mittelalter emporgewachsenen Feudalherrenthum erfolgreichen Widerstand leistete, war die Verehelichungsfreiheit eine unbedingte. Ja, die Gemeinde betrachtete jedes junge Paar als willkommenen Zuwachs zu ihrer Macht, als Bürgen vermehrter productiver Arbeit. Sie lieferte daher dem jungen Ehepaar Holz zum Baue des Blockhauses, half an der Erbauung werkthätig mit. Die Kirche begünstigte im sittlichen wie hierarchischen Interesse die Eheschließung. So galt im deutschen Rechtsleben des Mittelalters heirathsund wehrfähig für gleichbedeutend. Nur der Unfreie bedurfte der Einwilligung seines Herrn; seine Kinder wurden Hörige des Herrn seiner Frau. Als aber mit dem Emporwachsen des Feudalstaats in Deutschland der freie Bauernstand fast überall in Leibeigene, der freie Grundbesitz in Lehen verwandelt und dadurch die große Masse des Volks aus den Rechten der alten Markgenossenschaft, aus der gemeinschaftlichen Nutzung und dem ideellen Miteigenthum an Feld und Wald verdrängt wurde, da wurde die Ehebewilligung des Herrn zur Ehe des Leibeigenen und Hinterfassen sozusagen zum gemeinen Recht. Noch kräftiger und roher aber wurde dem natürlichen Rechte der Mittellosen in Deutschland entgegengetreten, als mit dem Ende des Mittelalters die Landeshoheit sich über den Feudalstaat erhob und durch Annexion, Gewalt und Gesetz die Rechte der Feudalherren an sich brachte. Ihr galt die rasche ungebundene Eheschließung der Unterthanen als erhebliche Gefahr für den fürstlichen Privatseckel. Denn nach rechtsgültigem Brauch holte sich der zur Ehe schreitende junge Mann das uralte Quantum Holz zu Haus und Hausrath aus dem Walde; zur Zeit der Markgenossenschaften war dies sein unzweifelhaftes Recht gewesen. Aber die Geschichte hatte die freien Bauern in Hörige, der Dreißigjährige Krieg sie in Bettler verwandelt. Die Landeshoheit behandelte sie auch so. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ja um die Zeit, als Goethe und Schiller schon geboren waren, werden von den Herrschern Baierns Befehle erlassen wie diese: „das Bauen von Tagelöhnerhäusern schlechthin zu verbieten, da sich darin «nackend und arm Volk aufhalte»", oder gar „die ohne kurfürstlich gnädigsten Consensum aufgerichteten Tagwerkshäuser niederzureißen" (Anno 1751); in Würtemberg ward am 3. Febr. 1729 das Heirathen ganz verboten, nach einigen Monaten „denen vermöglichen Purschen" gegen Abtretung von 5 Proc. ihres Vermögens an den Landesvater verstattet. Noch 1756 bestimmt das bairische Landrecht, daß diejenigen, so ohne polizeiliche Erlaubniß geheirathet haben, im Verarmungsfalle „unter allwöchentlichen Karbatschenstreichen" ins Arbeitshaus gesteckt werden sollen. Die moderne Gesetzgebung hat wenigstens in den größten und vorgeschrittensten deutschen Staaten eine so scheußliche Verquickung des fürstlichen Eigennutzes mit der Staatsmacht überwunden. Aber Baiern und Würtemberg im Süden, Reuß, Meiningen, die askanischen Fürstenthümer und Mecklenburg im Norden hielten bis zum Erlaß des norddeutschen Gesetzes (die südlichen Staaten noch heute) die weitgehendsten Ehebeschränkungen in voller Blüte. In Mecklenburg übte bis dahin der Gutsherr ein unbedingtes Eheverbot gegen die Tagelöhner. Ein erschrecklicher Procentsatz der unehelichen Geburten, die Auswanderung der Heirathslustigen, deren deutsche Sittlichkeit sich gegen die Eingehung einer wilden Ehe sträubte, und die fortwährende Abhängigkeit der ganzen Existenz der ländlichen Bevölkerung vom Gutsherrn war die Folge. Neunundvierzig mecklenburgische Ortschaften zählten seit einer Reihe von Jahren nur uneheliche Geburten. In Baiern ist eigentlich heute noch, wenn man das Gesetz streng auslegen wollte, jeder am Heirathen gehindert, jedem kann die Eheschließung versagt werden. In Würtemberg ist es nicht besser. Ein bairischer Volkswirth (Leuchs) hat aus klaren Ziffern nachgewiesen, daß Baiern in 150 Jahren ausgestorben wäre, wenn sich dort nur derjenige verehelichte, den das Gesetz dazu berechtigt. Baiern ist zudem das classische Land, an dem man die sittlichen Folgen der Ehefreiheit und Ehehindernisse studiren kann, denn die bairische Pfalz hat mit der Aufnahme der französischen Gesetzgebung alle diese Schranken abgestreift.

Digitized by Google

Seit den Jahren 1817—57 kennt man aus bairischen statistischen Quellen die Verhältnißziffern der unehelichen Geburten in den altbairischen Provinzen zu denen der Rheinpfalz. Sie ergeben, daß in den altbairischen Provinzen im genannten Zeitraume der Procentsatz der unehelichen Geburten (zur Gesammtzahl der unehelichen Geburten) von 21 auf 24 Proc. gestiegen, in der Pfalz von 9 auf 7 Proc. gesunken ist. Auch in wirthschaftlicher Hinsicht war das Eheversagungsrecht, namentlich seitens der Gemeinden, wie es z. B. in Thüringen in Flor stand, eine arge Thorheit. Uneheliche Kinder wurden an Stelle der ehelichen geboren, d. h. schlechterzogene, Armenhauscandidaten, an Stelle solcher, die den Segen und die Zucht des Familienlebens kennen lernen. Häufig versagten Gemeinden aus Retorsion den Angehörigen anderer Gemeinden die Ehe mit ihren Gemeindeangehörigen. Die Folge war dann, daß in beiden Gemeinden wilde Ehen, in beiden uneheliche Kinder ins Leben gerufen wurden, wo ebensowol zwei ordentliche Ehen hätten gestiftet werden können. Der Bundesrath hatte durch seine Gesetzesvorlage mit allen diesen bedauerlichen Misbräuchen der Staatsgewalt gebrochen, der Reichstag trug an seinem Theile bei, die Verehelichungsfreiheit, welche die Vorlage des Bundesraths im Princip gewährt, auch praktisch überall durchzusetzen, sie der misgünstigen Interpretation der kleinen Staaten zu entziehen. Namentlich aber war gegen Mecklenburg gerichtet der wichtige Zusatz, der aus der Commissionsberathung hervorging, daß die Ehe auch nicht versagt werden dürfe „wegen Mangels eines bestimmten, die Großjährigkeit übersteigenden Alters, oder des Nachweises einer Wohnung, eines hinreichenden Vermögens oder Erwerbs, wegen erlittener Bestrafung, bösen Rufs, vorhandener oder zu befürchtender Verarmung, bezogener Unterstützung; auch darf ein Zugzugsgeld von der ortsfremden Braut nicht erhoben werden". Für Mecklenburg wird, wenn nicht alles trügt, gerade dieses Gesetz den Anfang einer nothwendigen socialen Umwälzung bezeichnen, die Zerschlagung der Latifundien, die Erhebung des gemeinen Tagelöhners zum freien Bauern; denn mit dem Eheverbote des Gutsherrn ist die Hauptschranke gebrochen. Aber auch die Commission, welche dieses Gesetz berieth, hielt sich für verpflichtet, abermals zu verlangen, daß dem Reichstage spätestens in der nächsten Session der Entwurf eines allgemeinen Heimatsgesetzes vorgelegt werde. Es ist die natürliche Consequenz des Gesetzes über die Freizügigkeit und die Aufhebung der polizeilichen Ehebeschränkungen, daß darüber einerlei Recht gelte, wem die Verpflichtung zur Armenunterstützung obliege, nach wieviel Jahren des Aufenthalts des Zugezogenen und Eingeheiratheten der neuen Gemeinde diese Pflicht zuwächst. Und doch bietet kaum ein Zweig des öffentlichen Rechts in Deutschland eine krausere Mannichfaltigkeit als dieser. Das Bundeskanzleramt erklärte dem Reichstage, daß die Vorarbeiten für das gewünschte Gesetz bereits begonnen hätten.

Wenn durch die Vorlegung dieses Gesetzes die Regierungen volles Verständniß gezeigt hatten für den großen Zug der modernen Zeit, so war dagegen der Entwurf einer norddeutschen Gewerbeordnung, der den Abgeordneten während der Osterferien in die Heimut nachgesandt wurde, ein über die maßen unzeitgemäßes und schwerfälliges Elaborat. Nur in wenig Beziehungen erhob sich dieser sehr umfängliche Entwurf (172 Paragraphen) über das Niveau der preußischen Gewerbeordnung von 1845, die alle beseitigt wünschten. Man konnte kaum glauben, daß Eine Feder, ja auch nur Ein Zeitalter an diesem Gesetze gearbeitet habe. Umgekehrt wie bei den Völkern, welche so stetig als das englische und römische ihr Recht entwickeln, deren Rechtsbücher auf den ersten Seiten die Uranfänge des nationalen Rechtslebens aufweisen und am Schlusse die neuesten Rechtsideen verwirklichen, verhieß der Entwurf der Regierungen in den ersten Paragraphen volle Gewerbefreiheit, während er in seinen spätern Theilen das ganze Concessionswesen, ja die Zünfte und Bannrechte bestehen ließ, wenn er auch den Zunftzwang beseitigte. Noch nie hatte Norddeutschland einem Gesetze mit solcher Spannung entgegengesehen, noch nie war es so sehr enttäuscht

Digitized by Google

worden als diesmal. Hatte doch schon im Herbst 1867 aus Anlaß des norddeutschen Freizügigkeitsgesetzes die Regierung ein Gewerbegesetz auf der Basis der Gewerbefreiheit sicher verheißen. Sollte man nun norddeutsche Gewerbefreiheit nennen die Fortexistenz der Bann- und Zunftrechte, das Erforderniß sogenannter „sittlicher Befähigung und Zulässigkeit" zu dem Gewerbe eines Tanzlehrers, Kammerjägers, Badhalters, Gondelverleihers, Packträgers und Lohnkutschers, das ganz neue und exorbitante Recht sogenannter „Gewerbegerichte", über die Entziehung von Gewerbeconcessionen, unter Umständen auf Lebenszeit des Betheiligten, inappellabel zu entscheiden? Man wußte in der That nicht, sollte man mehr beklagen oder freudig begrüßen, daß die Regierung diesen Entwurf mit ein paar Seiten voll Raisonnements als „Motive" ausgestattet hatte, deren sich der kleinste Gesetzgeber eines deutschen Kleinstaats nicht hätte rühmen mögen. In den Kreisen der Abgeordneten war anfangs Zwiespalt darüber, ob man überhaupt die im voraus eingesetzte Gewerbecommission den Entwurf durchberathen lassen, oder ihn nicht einfach als ein unreifes widerspruchsvolles gesetzgeberisches Experiment ablehnen solle. Doch so dringend hielt man das Bedürfniß nach einer norddeutschen Gewerbeordnung, daß man sich freudig der Mühe unterziehen wollte, diesen Entwurf der Berathung zu Grunde zu legen und so lange ihn umzuarbeiten und zu amendiren, bis er dem modernen Wirthschaftsbedürfnisse annähernd entspräche. Für den größten Theil des Bundesgebiets, „für Altpreußen, war der Entwurf zudem wirklich ein Fortschritt. Und wie immer die Commissionsberathungen enden mochten, sie dienten jedenfalls dazu, die Regierung und die große Mehrheit der Volksvertretung über bestimmte Punkte zu einigen. Die große Mehrheit sagen wir, weil in der That dem Reichstage nachzurühmen war, daß in der Frage der gewerblichen Freiheit alle politischen Fractionen, mit Ausnahme der feudalen Rechten, zusammengingen. So hat sich denn die wackere Gewerbecommission — und dieses Lob gilt von allen ihren Elementen, den Zünftlern und ihren Gegnern, den Abgeordneten wie den Regierungsvertretern Delbrück, Weinlig und Michaelis — keine Mühe verdrießen lassen, etwas zu Stande zu bringen. Nach langem harten Tagewerke im Reichstage, ja auch während der Sitzungen des Zollparlaments, widmeten diese Männer noch ihre Freistunden, ihre Abende, oft die halbe Nacht ihrer ernsten Arbeit, die Erholung abweisend, die durch die Reize dieses wunderbar schönen Frühjahrs und aus den grünen Zweigen des Reichstagsparks lockend hereinschaute in das Commissionszimmer. Trotz dieser angestrengten Thätigkeit aber ist die Commission bis zum Juni nur bis zum §. 30 der Gewerbeordnung gelangt, und ihre Beschlüsse waren nur über die ersten 13 Paragraphen definitiv, im übrigen nur provisorisch gefaßt. So stellte sich denn allmählich als Unmöglichkeit heraus, den Entwurf durchzuberathen, denn bei jedem Paragraphen entspannen sich aus dem Mangel ordentlicher Motive und einheitlicher Grundsätze endlose principielle Debatten. Doch wie für die künftige Gesetzgebung diese Commissionsarbeiten unverlorene sein werden, so hatten sie den sofortigen unmittelbaren Vortheil, den man von ihnen erwartet hatte, in reichem Maße eingetragen. Volksvertretung und Regierung hatten sich über eine große Anzahl principieller Gesichtspunkte, die wesentlichsten des stehenden Gewerbebetriebs, verständigt. Diese einigenden Gesichtspunkte sofort gesetzgeberisch zu fixiren, um wenigstens die dringendsten Hoffnungen zu befriedigen, welche das deutsche Volk auf eine Gewerbeordnung als die vornehmste Arbeit der Session setzte, war die Absicht des Antrags Lasker-Miquel, den Betrieb der stehenden Gewerbe betreffend, das sogenannte Noth-Gewerbegesetz. Wenn längst das Provisorium, das dieses Gesetz in Norddeutschland schafft, festern umfassendern Reformen gewichen sein wird, wird man diesem kleinen Gesetze noch nachrühmen, daß es dem Volke alles gewährte, was von den Regierungen nur irgend zu erlangen war, und daß es rasch gewährte, als die Noth und das Bedürfniß nach freier Entfaltung des Gewerbebetriebs durch die schwere Wirthschafts-

Digitized by Google

krisis des Jahres 1867 am dringendsten geworden war. In einer meisterhaften, fast einstündigen Rede vertheidigte der Vertreter der Stadt Leipzig, Dr. Stephani, als Referent das Noth-Gewerbegesetz und entwaffnete wol hauptsächlich durch die warme, gründliche und patriotische Schilderung der Lage den gehässigen Widerstand der Feudalen, der diesem Gesetze zugedacht war. Nicht ohne Grund, denn aus seinen Hauptbollwerken war das Heer der Zünftler vertrieben, als der Reichstag am 17. Juni dem Gesetze mit übergroßer Mehrheit seine Zustimmung ertheilte. Aufgehoben waren dadurch das Verbietungsrecht der Zünfte und kaufmännischen Corporationen, die Prüfungen als Voraussetzungen zum Gewerbebetrieb, mit Ausnahme der Examen der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Advocaten, Notare, Seeschiffer, Steuerleute und Lootsen, aufgehoben die Unterscheidung zwischen Stadt und Land in Bezug auf den Gewerbebetrieb und die Beschränkung der Handwerker auf den Verkauf selbstgefertigter Waaren. Gestattet war hinfort der gleichzeitige Betrieb verschiedener Gewerbe oder desselben Gewerbes in mehrern Betriebs- oder Verkaufslocalen; erlaubt das Halten von Gesellen, Gehülfen, Lehrlingen, Arbeitern jeder Art und in beliebiger Anzahl. Gesellen und Gehülfen sind in der Wahl ihrer Meister unbeschränkt. Der Betrieb eines Gewerbes, zu welchem nach den Landesgesetzen eine polizeiliche Genehmigung nicht erforderlich ist, kann hiervon fortan nur im Wege der Bundesgesetzgebung abhängig gemacht werden.

In doppelter Hinsicht hatte der Reichstag bereits vorher zum Theil aus eigener Initiative die Consequenzen dieses festbeschlossenen Schrittes eines auf der Grundlage der Gewerbefreiheit beruhenden Gewerbegesetzes gezogen. Begabte Volkswirthschaftslehrer haben unserer Zeit im Gegensatz zu den bewegenden Wirthschafts- und Productivkräften früherer Epochen die intensive Beweglichkeit und Macht des Credits als besondere Eigenthümlichkeit zugeschrieben; mit vollem Recht, wenn man Parallelen zieht mit frühern Wirthschaftszeitaltern. Denn in der That ist der Credit die bewegende Kraft unserer Wirthschaft geworden. Wie man sich erinnert, hatte der Reichstag im Herbst 1867 bereits den Schritt gethan, den das Wesen des Credits, d. h. das Anvertrauen eigener Ersparnisse an fremde Redlichkeit erfordert, daß der Preis dieses Vertrauens unbeschränkt sei durch gesetzliche Vorschriften, da das Risico des Creditirens in jedem einzelnen Falle verschieden sein kann. Der Reichstag hatte damals die Zinsverbote aufgehoben, zugleich aber den Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung baldigst ein Gesetz vorlege über die Aufhebung der Schuldhaft. Diesem Wunsche war die Regierung schon zu Anfang der Session nachgekommen. Nahe liegend ist der enge Zusammenhang dieses Gesetzes mit der Aufhebung der Zinsbeschränkungen und dem Gewerbegesetz. Vergönnt man dem Kapitalisten die freie Bestimmung darüber, wie viel er vom Schuldner für die Gefahr des Creditirens Prämie, d. i. Zinsen nehmen will, und entkleidet man damit das ehrliche und ehrenvolle Geschäft des Creditgebers aller jener ketzerischen Gewande, die ihm das Kanonische Recht und unter dessen Krummstabe das Deutsche umgehangen, so ist es alsdann Pflicht des Staats, auch das Verhältniß des Schuldners einfach und klar zu gestalten. Es ist schlechthin unnatürlich, daß der Schuldner für einen rein materiellen Werth, das ihm geliehene Kapital, die ihm creditirte Waare, haften soll mit dem höchsten geistigen Gute, das er besitzt, seiner Freiheit, seiner Arbeits- und Willenskraft. Schon im Mittelalter, wo doch der Gläubiger Zinsen gar nicht oder nur nach sehr niedrigem Ansatze vom Schuldner verlangen darf, ist zwar die Schuldhaft Rechtens; sie wird aber selten oder nie so geübt, wie sie in Deutschland bis in die Mitte des Jahres 1868 vollstreckt wurde, d. h. durch die gemeine Freiheitsberaubung des Schuldners, ohne die Berechtigung, seinem Berufe, seinem Erwerbe nachzugehen, für sich, die Seinen, seinen Gläubiger zu arbeiten. Vielmehr wird er im Mittelalter meist nur innerhalb seines Berufs gezwungen, einen bestimmten Theil seines Verdienstes dem Gläubiger zu überlassen. Es schien vollends exor-

Digitized by Google

bitant, nun dem Gläubiger noch die Freiheit des Schuldners ganz zu eigen zu geben, da der erstere die absolute Befugniß hatte, das Risico des Creditgebens in der Höhe der Zinsen zu berechnen. Es widerstrebt gründlich dem humanen Zuge unserer Tage, die menschliche Freiheit, die Würde der Persönlichkeit als eine Pertinenz von Vermögensinteressen zu behandeln. Jede objective Kritik des wechselseitigen Verhältnisses zum Gläubiger und Schuldner construirte sich a priori den Satz: es ist ein ungesunder und unnatürlicher Credit, der bewilligt wird mit dem Hintergedanken, daß der Schuldner mit seiner Freiheit im Nothfalle hafte, der diesen aus Furcht vor der Haft zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zwingt. Zu demselben Ergebniß war die Erfahrung in Deutschland wie in den westeuropäischen Culturstaaten gelangt. In England und Frankreich, selbst in Oesterreich und Amerika war die Schuldhaft ohne Nachtheil aufgehoben worden. Warum sollte bei uns das Wunder gelingen, den Schuldner durch Freiheitsberaubung, d. h. die Vernichtung seiner Erwerbsthätigkeit, zur Zahlung zu bewegen? Auch bei uns war die Schuldhaft allmählich zur socialen Krankheit geworden. Nicht auf hinterzogene Deckungsmittel des Schuldners speculirte der Gläubiger durch Vollstreckung der Schuldhaft, sondern auf die Dazwischenkunft der Verwandten und Freunde des Schuldners. Zudem öffnete die niedrige Stellung der mit der Realcitation beauftragten Beamten der Bestechung weite Wege; sehr häufig war der wohlbekannte Schuldner nicht ausfindig zu machen, oder mußte trotz seiner robusten Gesundheit wegen plötzlicher Krankheit entlassen werden. Wo aber wirklich die Haft zur Vollstreckung gelangte, zeigte sich nach den übereinstimmenden statistischen Ziffern der Gerichte die Erfahrung, daß, je länger die Haft andauerte, je weniger Aussicht auf Befriedigung des Gläubigers vorhanden war. Sie war also in Wahrheit kein Zwangsmittel für böse, sondern eine Strafe für verarmte Schuldner. Endlich gebot auch die sehr verschiedene Gestaltung der deutschen Particulargesetzgebung über die Schuldhaft eine gründliche Revision. Aus allen diesen Erwägungen hob der Reichstag mit sehr großer Majorität die Schuldhaft auf. Nur die Fälle des Personalarrestes blieben bestehen, wo (z. B. bei Ausländern) durch die persönliche Sistirung des Schuldners ein Proceßverfahren eingeleitet (das Forum begründet) oder fortgesetzt werden soll, oder wo sie den Zweck hat, die gefährdete Execution in das Vermögen des Schuldners zu sichern.*) Etwas zu weit in humaner Rücksichtnahme auf die socialen Klagen der arbeitenden Klassen dürfte der Reichstag gegangen sein, als er bei diesem Anlaß auf den Antrag Schulze's den Bundesrath aufforderte, dem Reichstage in der nächsten Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, worin das unbedingte Verbot jeder Beschlagnahme noch nicht verdienter Arbeits- und Dienstlöhne im Executions- und Arrestwege ausgesprochen werde. Wir lassen dahingestellt, ob es möglich sein wird, ohne eine in der Sache unlogische Bevorzugung der arbeitenden Klassen vor den niedern Beamten oder auf Salär gestellten Gewerbsgehülfen u. s. w. den Begriff der „Arbeits- und Dienstlöhne" so eng zu präcisiren, daß nicht weite Kreise der Gesellschaft an der wohlmeinenden Absicht der Gesetzgeber unverdienten, den Credit im allgemeinen erschwerenden Antheil nehmen. Aber ausgemacht scheint uns, daß diejenigen, denen die Wohlthat dieses zukünftigen Gesetzes zugedacht ist, ganz bestimmt hinfort nicht in der Lage sein werden, für ihre Person Credit zu erhalten. Denn ihr baares Verdienst ist in der Regel das einzig sichere Mittel gewesen, aus dem sich der Gläubiger im Falle der Execution zu befriedigen hoffen darf. Dieser Erwerb wird ihnen meist in so kurzen Zeiträumen ausgezahlt (wöchentlich) — wenn sie nicht gar bei ihrem Principal in Vorschuß stehen — daß auch eine sehr prompte Justiz kaum jemals rückständige, immer zukünftige und darum unantastbare Löhne treffen würde. Dazu kommt, daß schon die Aufhebung der Schuld-

*) Antrag Lasker-Windthorst, Anlage Nr. 86.

Digitized by Google

haft in derselben Richtung wirkt: den Credit der kleinen Leute zu schmälern. Wir stehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß wir diese Wirkung für eine wohlthätige halten. Denn in demselben Maße als ihm der Credit beschränkt wird, muß der kleine Gewerbtreibende auf Baarzahlung bei seinen Kunden dringen. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Beschränkung des Credits, wie ihn die Aufhebung der Schuldhaft, und der gänzlichen Vernichtung des Credits, wie ihn der Schulze'sche Antrag bei den dadurch Betroffenen zur Folge haben wird.

Im wesentlichen allerdings sind diese Bedenken gemildert dadurch, daß der Reichstag gleichfalls auf Antrag Schulze's dem Gesetze über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im ganzen so, wie sie bereits durch das preußische Gesetz sich gesetzliches Ansehen errungen hatten, seine Zustimmung ertheilte, und dieses Gesetz am 4. Juli 1868 im Bundesgesetzblatt publicirt wurde. In dem lauten Kampfe der socialen Leidenschaften der letzten Jahre haben die Schüler Lassalle's so oft Hohn und Verachtung ausgegossen über diese große Schöpfung Schulze-Delitzsch's, daß trotz aller Gegenausführungen das Genossenschaftswesen in seiner Natur, seinen Zwecken und seiner Entfaltung nicht überall richtig beurtheilt wird. In dieser Hinsicht mögen zwei Worte genügen. Schulze-Delitzsch hat nie behauptet, daß mit der Gründung von Genossenschaften die sociale Frage selbst gelöst sei, wohl aber, daß am wirksamsten durch sie an der Lösung der Frage gearbeitet werde. Ist doch die sociale Frage nichts anderes als das Problem, Wege zu finden, wie der Mittellose im Stande sei, an der Macht und dem Credit, welchen der Kapitalbesitz verleiht, theilzunehmen. Hierzu läßt sich füglich kein anderer Weg denken und rathen, als der anscheinend sehr paradoxe, selbst Kapitalist zu werden. Der einzelne Arbeiter für sich, lehrt Schulze, vermag zwar durch Ersparnisse ein kleines Kapital zu erwerben, aber niemals für sich allein so viel, daß er wirklich die sociale Lage und namentlich den Creditumfang des eigentlichen Kapitalisten gewinnen könnte. Dies ist nur möglich durch die Vereinigung vieler sparender Individuen zu einer Genossenschaft, durch Zusammenlegung der kleinen Ersparnisse zu einem werbenden Großkapital und durch die Solidarhaft aller Mitglieder der Association untereinander gegen dritte. Ueber diese bescheidenen und doch so großartigen Zwecke haben sich die Schulze'schen Associationen nie hinweggesetzt. Daß sie im Stande sein würden, sich die vollen Nutznießungen des Großkapitals einzuheimsen, wie ihr Gründer ihnen prophezeite, sollte heutzutage, wo Belgien, Frankreich, England, Rußland und die Schweiz*) blühende Genossenschaften nach Schulze's Princip gegründet haben, kaum mehr der Beweisführung bedürfen; doch mag auch hierfür ein Beispiel in Zahlen angeführt werden aus dem Entwickelungsgange derjenigen Art von Genossenschaften, welche eben die Erlangung und Gewährung von Credit für ihre Mitglieder zum Zwecke hat, die Vorschußvereine. Im Jahre 1859 bestanden deren in Deutschland 80, im Jahre 1866 532 (Ende August 1867 1122), mit einer Mitgliederzahl von 18676 1859, zu 193712 1866, mit einem eigenen Fonds von 276846 Thlrn. 1859, zu 5,773106 Thlrn. 1866. Die seitens der deutschen Genossenschaften überhaupt im Jahre 1866 gewährten Credite betrugen 105—110 Mill. Thlr., der Kassenumsatz mehr als das Doppelte, das Betriebskapital 36—37 Millionen, wovon 9 Millionen den Genossenschaften eigenthümlich gehören. Reichlichen Ersatz fürwahr vermag jeder ordentliche sparsame Mann zu hoffen für den ungesunden Credit, der ihm bisher nur gegen das Opfer seiner ganzen Person und Zu-

*) Während der Durchsicht dieser Zeilen trifft uns die Nachricht, daß selbst die himmelanstrebenden Tendenzen der radicalen Socialisten des Cantons Zürich bei der Verfassungsrevision sich befriedigt erklärt haben mit einem Verfassungsparagraphen, welcher als beste Förderung des Wohles der arbeitenden Klassen „die freie Entwickelung des Genossenschaftswesen zu schützen" verspricht.

Digitized by Google

kunft gewährt wurde, wenn er sich einer dieser Genossenschaften anschließt. Der Kern des norddeutschen Gesetzes beruht darin, daß es jeder Genossenschaft freistellt, sich bei der Behörde, die das Handelsregister führt, zur Eintragung unter einer bestimmten Firma zu melden, und damit den Charakter kaufmännischer Corporationen zu erlangen. Sind sie eingetragen, so nehmen sie an allen Rechten theil, die das Gesetz den „eingetragenen Genossenschaften" einräumt und die im wesentlichen durch die Rechte der kaufmännischen Firma ausgedrückt sind; doch werden sie durch den Wechsel ihrer Mitglieder nicht berührt. Nachdem die Genossenschaft eingetragen ist, wird ihr der Rücktritt in den frühern Stand nicht mehr verstattet. Alle Mitglieder haften solidarisch und mit ihrem ganzen Vermögen.

Endlich noch in zwei Punkten hat der Reichstag in seiner jüngsten Session wichtige social-ökonomische Reformen gefördert. In der letzten Woche der Session noch berieth der Reichstag über den Antrag Harkort-Becker auf Einführung des Einpfennigtarifs (pro Centner und Meile) auf den Eisenbahnen des Bundesgebiets für den Transport von Kohlen, Coaks, Holz, Erzen, Steinen, Salz, Roheisen, Düngungsmitteln u. s. w. nach Art. 45 der Bundesverfassung. Die Commissionsberathungen und der Bericht an das Plenum ergaben, daß der Antrag in seiner dermaligen Fassung zu weit und zu eng gefaßt war, und die Regierung den Art. 45 liberaler interpretire als der „rothe Becker". Zu weit ging der Antrag, indem er bei allen Eisenbahnen die Einführung des Einpfennigtarifs zwangsweise verlangte. Denn dieser Tarif ist in der Bundesverfassung nur „für größere Entfernungen" zugesagt; seine Verwirklichung nur bei großen Bahnen, mit geringer Steigung, wo besonders Lastzüge von einer gewissen Anzahl Achsen regelmäßig abgelassen werden, mit den wohlerworbenen Rechten der Actionäre vereinbar. Das Ausführungsmittel aber dürfte gesetzlich nur der Weg der Verhandlung und Verständigung mit den einzelnen Bahnverwaltungen sein. Die Bemühungen der Regierungen und Industriellen, die steigende Concurrenz, die Stipulation des Einpfennigtarifs bei Ertheilung neuer Concessionen werden auf die Dauer sicherer wirken als Cabinetsordres und Octroyirungen, wenn diese selbst Rechtens wären. Aber der Antrag war andererseits auch zu eng gefaßt. Denn der Art. 45 der Bundesverfassung strebt keineswegs blos Transportprivilegien für einzelne Güter an, sondern einen im allgemeinen wohlfeilern Verkehr. Zu dieser liberalern Auffassung bekannte sich der Regierungscommissar. Die Regierung legte zur Beurtheilung des Standes der Frage eine Uebersicht von $1\frac{1}{2}$ Druckbogen vor. Dieselbe ergibt, daß 40 norddeutsche Eisenbahnen auf größere Entfernungen und unter Zuschlag einer durchschnittlichen Expeditionsgebühr von 2 Thlrn. pro 100 Ctr. den Einpfennigtarif bereits eingeführt haben. So wurde der Antrag auf Braun's Vorschlag diesmal von der Tarifcommission abgesetzt. Dagegen überwies der Reichstag die wichtige Petition des Professors Biedermann und Genossen über die Verbesserung der norddeutschen Schädengesetzgebung bei unverschuldeten Unglücksfällen auf Eisenbahnen, in Bergwerken und Fabriken sammt dem sehr reichen von den Petenten beigegebenen Material dem Bundeskanzler zur thunlichsten Berücksichtigung.

So sehr der norddeutsche Manchestermann gewohnt ist, alle Verhältnisse und Gesetze, welche die Verpflegung und Unterhaltung der Heere zum Zweck haben, als das Gegentheil von wirthschaftlichen Fragen und Interessen zu bezeichnen, so wagen wir doch an unserm Theil die Behauptung, daß das Servisgesetz, wie es der Reichstag durch seine Berathungen umgestaltete, ein eminentes wirthschaftliches Interesse und zwar dieses ganz vorzugsweise bietet. Bei keiner andern Regierungsvorlage hatten die liberalen Parteien des Hauses einen schwerern und hartnäckigern Kampf zu bestehen gegen den sprichwörtlichen Hang der Kriegsministerien zur Machterweiterung. Bei kaum einer Vorlage aber waren so klar die größern Ideen und das bessere Recht auf seiten der Volksvertretung als hier. Der Entwurf des Servisgesetzes nämlich, den die Bundesregierungen dem Reichstage

Digitized by Google

Ende April zugehen ließen, verfolgte ein Princip, das, wenn es zur Geltung gekommen wäre, die Blüte, ja häufig die Existenz einquartierungspflichtiger Ortschaften bedroht hätte. Denn nicht der freie Raum, den der Einwohner oder Geschäftstreibende von dem Raumbedarf seiner Familie oder seines Erwerbs abgeben konnte, sollte die Grenze und das Object der Einquartierungspflicht bilden, nicht der Raumbesitzer die verpflichtete Person sein, sondern lediglich die Gemeinde. Die Fiction, daß die Gemeinde über einen nahezu unendlichen Raum zu gebieten habe, gerade so viel Militär unterbringen könne, als das Kriegsministerium im einzelnen Falle gut finde, war schlechthin unhaltbar. Ein Gesetz, das die Unterbringung und Verpflegung der Truppen in Friedenszeiten zum Gegenstand hatte, mußte streng das Princip befolgen, nur nach bestimmten Raumgrößen, über die das Individuum zu verfügen hat, und nur nach dem freien, zur Existenz des einzelnen nicht nothwendigen Raum die Einquartierungslast zu vertheilen. Denn ein weiter gehendes Gesetz forderte vom Staatsbürger jenes Uebermaß sittlicher, patriotischer Pflichterfüllung, deren Verletzung selbst im Strafrecht als „Nothstand" von jeher straflos geblieben ist. Abgesehen aber von dieser gänzlichen Verkehrung der Principien, durfte man von dem Regierungsentwurf auch voraussetzen, daß er mit Absicht, die richtige Vertheilung der Einquartierungslast umgangen habe. Wir imputiren dabei keineswegs eine böse Absicht. Denn im Bundeskriegsministerium galt ohne Zweifel die Absicht für eine sehr löbliche, die Lasten des Heerwesens vom Militärbudget auf die Schultern der Gemeinden unmerklich überzuwälzen. Daß dies aber die eigentliche Tendenz der Regierungsvorlage war, ließ sich mit Händen greifen. Dem freien schrankenlosen Ermessen des Kriegsministeriums blieb nach der Vorlage überlassen, welche Gattung und Quantität von Mannschaften es auf einen Ort werfen wollte. Ja, offenbar lag im Interesse des Heeresdepartements, einzelne Orte andauernd so lange mit einer unerträglich großen Einquartierungslast zu beschweren, bis die Verzweiflung der in ihren Räumen übersetzten Bürger den Bau von Kasernen aus Gemeindemitteln als Ausweg ergriff. Hierauf war die Hoffnung der Leiter des Bundeskriegswesens gegründet. Man hoffte einen sehr ansehnlichen Theil jener „militärischen Einrichtungen", welche aus den 225 Thlrn. pro Kopf bestritten werden müssen, den Gemeinden aufzuhalsen. Bei der Mehrzahl der Gemeinden aber mußte der Zwang zu Kasernenbauten in dem Umfange, wie sie das Kriegsministerium begehrt hätte, der Ueberschuldung oder der Vernichtung des Gemeindevermögens gleichkommen. Und damit war dem Bunde der Kern seiner Finanzquellen, das unterste, aber keineswegs unwichtigste Glied patriotischen Gemeinsinns zerstört. Diese verderbliche, auf ein augenblickliches Palliativ abzielende Absicht des Gesetzes wäre vielleicht nicht so schnell durchschaut worden, wenn nicht die preußischen Mitglieder des Reichstags den Kampf gegen diese beabsichtigte Willkür in der Vertheilung der Einquartierungslast sozusagen schon von ihren Vätern überkommen und nach Kräften selbst früher ausgefochten hätten. Seit dem Servisregulativ vom 17. März 1810 hatte sich in Preußen die Streitfrage erhoben. Sie war bis zu diesem Augenblicke noch ungeschlichtet. Im allgemeinen herrschte auf dem platten Lande das Ermessen der Militärverwaltung, in den Städten das Princip der Vertheilung der Mannschaften nach Raumüberfluß. Dem mannhaften, klaren, und in reicher Erfahrung geschulten Widerstande der Majorität der Serviscommission gegen die Regierungsvorlage, und vor allem dem wackern Vertreter der Stadt Leipzig, Dr. Stephani, ist zu danken, daß das wichtige Gesetz schließlich in einer Fassung zu Stande kam, welche die drohende Gefahr von der Selbständigkeit der Gemeinden ebenso abwendete, als sie der Regierung den ihr nothwendigen Raum zur Verpflegung der Bundestruppen gewährte. Mit Freuden dagegen ging der Reichstag ein auf die Regierungsvorlage, welche den Gemeinden und Kreisen, denen die Fürsorge für die einberufenen Landwehr und Ersatzreserve obliegt, hinfort auch die Unterstützung der bedürftigen Fami-

Digitized by Google

lien der zum Dienste einberufenen Ersatzreserve auferlegt. Und mit noch gesteigertem Wohlwollen genehmigte der Reichstag den Gesetzentwurf über die Bewilligung von Pensionen und Unterstützungen an die Angehörigen der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee. Die rechtliche Verpflichtung des Norddeutschen Bundes zur Gewährung dieser Pensionen war mehr als zweifelhaft. Dagegen galt es zu zeigen, wo eigentlich Deutschland und deutsche Gesinnung bestehe. Aus diesem nationalen Impuls brachte auch der Regierungsentwurf freudig Opfer. Während das preußische Pensionsgesetz nur nach fünfzehnjähriger Dienstzeit oder bei Invalidität den Offizieren Pensionsberechtigung gewährt, bezüglich nur eine vorübergehende Berechtigung auf den Bezug von Staatsunterstützungen eröffnet, sah die Vorlage von allen derartigen Schranken ab, gewährte die Pensionen allen lebenslänglich, erhöhte den Pensionsbetrag bei den niedrigen Graden bedeutend; der Reichstag wandte diese Erhöhung auch den mittlern Chargen zu. Wenn man erwog, wie vielen Familien, die seit Jahrzehnten in Kummer und Sorgen dahingelebt hatten, ein erfreuliches Dasein nun bevorstand, und wie viel günstiger die Kämpfer für Schleswig-Holstein aus der Bundeskasse bedacht wurden als selbst die Krieger, welche jene Schlachten geschlagen, die unsern jungen deutschen Staat ins Leben riefen, so lernte man recht niedrig denken von den Doctrinären der nordalbingischen Rechtscontinuität, die auch jetzt gegen dieses Gesetz votirten, weil es der hergebrachten Schablone des in seiner Rechtsgültigkeit sehr bestrittenen schleswig-holsteinischen Pensionsgesetzes nicht völlig entspreche.

Ein für die deutsche Volkswirthschaft folgenreiches Gesetz dieser Session aber bleibt uns noch zu erwähnen übrig, die norddeutsche Maß- und Gewichtsordnung. Kaum auf einem andern Gebiete hat die deutsche Vielstaaterei so unholde Früchte getragen als auf dem des Maß- und Gewichtssystems. So allgemein war hier das Bedürfniß einer einheitlichen Umgestaltung geworden, daß selbst der selige Bundestag sich zu der seltenen That eines Commissionsberichts begeisterte, der am 30. April 1861 erstattet ward. Dieser Bericht war ungewöhnlich gründlich und erschöpfend, durchaus von großen Gesichtspunkten ausgehend. Auf Grund des Ausschußantrags wurde bereits im Jahre 1865 ein Entwurf zu einer deutschen Maß- und Gewichtsordnung fertig, welcher der größte Theil der norddeutschen Staaten, alle heutigen Südstaaten, mit Ausnahme Liechtensteins, und selbst Oesterreich im Princip beitraten. Dieses Princip war das System des Meters und seiner Verwandten, des Grammes u. a. Aber die Einheit blieb Idee und das System Theorie. Ein unschätzbares Kleinod deutscher Souveränetät wäre zu Grabe gegangen, wenn Hessen den kleinsten Fuß, Frankfurt die kleinste Elle, Nassau sein riesiges Fußmaß ($\frac{1}{2}$ Meter, $1\frac{1}{2}$ mal so groß als der größte deutsche Fuß) aufzugeben gezwungen gewesen wäre. Nicht die Entscheidung aller mathematischen Wissenschaften für das Metersystem, als einer internationalen Einheit, nicht der empfindliche Schaden, den die Vielartigkeit der Maße unserm dadurch an die Scholle gebannten Handel und Wandel zufügten, vermochte damals beim alten Bunde die zu „organischen Einrichtungen" verfassungsmäßig nothwendige Einheit der Stimmen zu Stande zu bringen. Und doch war der Bericht des Bundestags so trefflich gearbeitet, daß damals auch die tugendhafteste kleinstaatliche Entrüstung kaum einen Schatten von Grund dagegen fand, daß er der diesjährigen Vorlage der Bundesregierung unverändert beigegeben wurde. Jener Bericht verneinte zuerst in gründlichster Weise die Fragen: soll ein ganz neues Maß geschaffen, soll eins der deutschen Maße adoptirt werden? Daß der Kernpunkt der einheitlichen Gestaltung, die Hoffnung auf einen unmittelbaren Anschluß an die Maße der großen Handelsvölker wegfiel, wenn man ein specifisch teutonisches Maß erst erfinden wollte, lag auf der Hand. Nicht minder, daß aus demselben Grunde alle in Deutschland existi-

Digitized by Google

renden Maße unbrauchbar waren. Denn keins war der Meter. Keins ließ sich, ohne die Zuhülfenahme unbehülflicher Decimalstellen, zugleich in Längen-, Flächen- und Hohlmaßen ausdrücken. Auch der Schwankung, welcher der Bericht von 1861 noch eine lange Auseinandersetzung widmet, ob der englische Fuß oder der französische Meter als deutsches Maß anzunehmen sei, war unterdessen bereits entschieden. Vor nicht langer Zeit hat das englische Parlament die Einführung des metrischen Systems in England beschlossen. Auch Rußland neigt sich ernstlich seiner Einführung zu. Belgien, Holland, die Schweiz, Italien und Griechenland haben den Meter bereits adoptirt, der Nordamerikanischen Union ist durch die Entscheidung Englands ihr bisheriges Maß schier werthlos geworden. So war die Annahme des metrischen Systems für Deutschland unerläßlich. Seine Eigenschaft als Universalmaß der gebildeten Erde, seine Fähigkeit, die Lineargröße in Flächen- und Hohlmaße zu verwandeln, bei durchgehender Decimaltheilung, sicherten ihm Vorzüge, die kein anderes System im entferntesten aufzuweisen vermag. Auch die Gewohnheit an die neuen Längen, Flächen und Körper wird der Deutsche sich schnell aneignen. Ist doch schon jetzt das Zollpfund ein halbes Kilogramm, der Centner 50 Kilogramm, nimmt doch schon jetzt der deutsche Schneider, die deutsche Modistin und jeder höhere Maurer sein Maß nach dem Centimeter, wenn sie feinere Längen bezeichnen wollen. Sie alle werden den 1. Jan. 1872, wo das Gesetz obligatorisch in Kraft tritt, mit Ruhe herankommen sehen, vielleicht auch zahlreiche andere Berufe das neue Maß schon vom 1. Jan. 1870 ab gebrauchen, wo seine Anwendung facultativ ist. Derjenige Theil des neuen Gesetzes, an den sich die Eigenart deutscher Zunge am schwersten gewöhnen wird, sind die fremden Namen. Noch heute, nach bald zwanzigjähriger Einführung der französischen Münzwährung spricht der deutsche Schweizer von Batzen und Rappen und „Fränkli", im Gegensatz zu dem gehaltvollern „alten Schweizerfranken". So hätte auch der Reichstag noch zahlreicher aus Bewunderern der französischen Nomenclatur bestehen dürfen: geraume Zeit hindurch wird der gemeine Mann doch die alten deutschen Namen Morgen, Zoll, Fuß, Klafter, Meile und Schoppen den neuen Benennungen der Metermaße unterlegen.

Wie aber der Reichstag bei der Annahme des metrischen Systems vollen Gebrauch machte von der Gunst der Lage der heutigen deutschen Gesetzgebung im Gegensatz zu der frühern Staatsrechtsepoche, wo das vernünftig Erkannte scheiterte an dem widerspruchsvollen Geiste des kleinstaatlichen Dünkels, so überwand er in der letzten Woche seiner Sitzungen auch noch eine jener Krankheiten des alten Deutschland, gegen die der selige Bundestag immer vergeblich gekämpft hatte: die Spielbanken. Am 5. März d. J. hatte schon ein preußisches Gesetz die Spielbanken in Wiesbaden, Ems und Homburg geschlossen. Es war eine sittliche Nothwendigkeit, dieses Gesetz auf die übrigen grünen Tische des Norddeutschen Bundes, Pyrmont, Wildungen, Travemünde und Nauheim auszudehnen! Namentlich Nauheim forderte durch seine nachbarliche Lage bei Ems, Homburg und Wiesbaden, die Umgehung des preußischen Gesetzes heraus, daß Sonntags nicht gespielt werden durfte. Bekanntlich hebt dieses preußische Gesetz die Spielbanken erst vom Ende des Jahres 1872 ab auf, und zwar ohne alle Entschädigung. Diese Galgenfrist war keineswegs aus Achtung vor den „wohlerworbenen Rechten" der Spielpächter eingeräumt, sonst würde das Gesetz nicht die Clausel enthalten, daß dem Bundespräsidium auch eine beliebige frühere Schließung der Banken ohne alle Entschädigung freistehe. Wohl aber liegt diese Frist im Interesse der meisten Städte, welche bis dahin Spielhöllen beherbergten. Sie sind in ihrer materiellen Existenz mit derjenigen der Actien der Banken tief verflochten, oft nicht freiwillig, da die Regierungen auch Witwen- und Waisengelder in Spielbankactien anzulegen befahlen. Nicht minder sollen diese vier Jahre der Errichtung von Curfonds zugute kommen. Das Damoklesschwert der möglichen sofortigen Auf-

Digitized by Google

hebung des Pachts wird die Unternehmer selbst zur strengsten Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen den Curfonds zwingen. Immerhin steht uns in vier Jahren die gänzliche Vertilgung dieser welschen Giftpflanze bevor, während die landesväterliche Gesinnung der Regenten von Nassau oder Hessen-Homburg bis 1887 oder 1896 sich noch an ihrem Dufte zu erfreuen gedachte.

Früher noch steht die einheitliche Ordnung des gesammten norddeutschen Strafprocesses, Strafrechts und der Organisation der Gerichte zu erwarten. Für den Antrag Wagner-(Altenburg)-Planck: „die Regierung zur baldthunlichsten Vorlegung dieser Gesetze aufzufordern", erklärte Delbrück die volle Sympathie der Bundesregierungen und verhieß, „daß von seiten des Präsidiums alles geschehen werde, um bald eine gemeinschaftliche Gesetzgebung in diesen Materien herbeizuführen". In der That thut auch Eile noth und zwar in demselben Maße die Einheit des Verfahrens und der Gerichtsorganisation (womöglich mit einem einheitlichen obersten Bundesgerichtshofe) als die des Strafrechts. Ja, noch wichtiger scheint uns die Einführung einer überall gleichmäßig und nach germanischen Principien gebildeten Jury, die Einsetzung eines obersten norddeutschen Gerichtshofs, der dem kleinlichen politischen Horizont sächsischer Oberappellationsgerichtsräthe und preußischer Hülfsarbeiter beim Obertribunal grundsätzlich und von Haus aus entwachsen wäre, sowie die gleichmäßige Abschaffung der Todesstrafe.

So erwünscht indessen auch aus politischen Gründen die baldige Verwirklichung dieser Regierungszusage ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß der Bundesgesetzgebung Fragen von viel höherer, die ganze Schwerkraft des norddeutschen Staats bewegender Bedeutung noch bevorstehen, und daß diese vor allem gelöst werden sollten; dem Reichstage kann nicht wohl der Vorwurf gemacht werden, daß aus seiner Schuld die diesjährige Session an eigentlich staatsmännischer, dem Ausbau des deutschen Staats gewidmeter Arbeit so arm gewesen ist. Denn wo bei den leitenden Köpfen des Staats selbst nicht der entschiedene Wille und Plan des Ausbaues der Bundesbehörden vorhanden ist, würde der Reichstag aller Wahrscheinlichkeit nach mit etwaigen Anträgen auf Errichtung von Bundesressortministerien u. s. w. nichts weiter als ausweichende Beschlüsse erzielt haben. Die Vorlagen, welche die Regierung dem Reichstage über die Rechtsverhältnisse der Bundesbeamten und die Erwerbung eines Grundstücks für das Bundeskanzleramt an der Wilhelmsstraße machte, haben natürlich mit der Befestigung des jungen Staats sehr wenig zu thun, etwa ebenso viel als der Miquel'sche §. 17 zum Bundesschuldengesetz mit der großen Frage der Verantwortlichkeit der Minister. Kaum können irgendwo nackte Zahlen so beredt Uebelstände zeichnen als das Bundesbudget die Gebrechen in dem Zustande der Entwickelung — oder Stockung, wie man's nennen will — der heutigen Bundesverfassung. Diese officiellen Zahlen des Staatshaushalts beweisen am klarsten, daß bei all dem bewunderungswürdigen Fleiße, den die ersten beiden kurzen Sessionen der ersten Legislaturperiode des Reichstags bisher entfaltet haben, doch das Beste und Größte noch zu thun übrigbleibt, daß die nächsten Jahre von jedem Deutschen die volle Theilnahme für die wirkliche Durchbildung des deutschen Staats erfordern werden. Die paar Millionen, die nach Abzug des Ausgabebudgets für Flotte und Heer für Bundesinstitute verausgabt werden, zeigen auf einem Blatte, wie wenige der Institutionen, welche im Art. 4 der Bundesverfassung als Gegenstände der Bundesgesetzgebung bezeichnet sind, ihre Verwirklichung schon jetzt gefunden haben. Reichstag, Bundeskanzleramt, Telegraphen, Post, Bundesconsulate, Matricularbeiträge (als die entsprechende Ziffer für den Bundesrath), das sind die Positionen des Budgets, das sind die bisjetzt durchgeführten Factoren des Bundes. Aber wie viel fehlt auch hier an der Vollendung. Der Reichstag wird nur dann den stolzen Beruf einer deutschen Volksvertretung voll empfinden und politisch machtvoll bethätigen können, wenn die Bundesexecutive aus dem Bundeskanzleramte mit

Digitized by Google

seinem bureaukratischen Herrscherwillen sich erweitert und physisch wie moralisch vergrößert hat zu einer Reichsregierung mit Departementsministern an der Spitze. Nicht Mistrauen in die ungewöhnliche Begabung des großen Staatsmannes, der die Macht des Bundes leitet, nicht doctrinäre constitutionelle Weisheit fordert diese Ausbildung der Bundescentralgewalt. Je mehr der Bund seine Bestimmung erfüllt, je mehr er nach der Verfassung und, wenn es noththut, im nationalen Interesse durch Modificirung der Verfassung, Stücke der Particularhoheitsrechte an sich zieht, um so dringender wird die Forderung nach Ressortministerien im Interesse des Bundes. Nur die Opposition wird den gegenwärtigen Zustand sublim finden, daß der Bundeskanzler dem Bunde gar nichts kostet, daß die Revision des Bundesetats von beinahe 78 Millionen von der preußischen Rechnungsbehörde umsonst und die Kassenverwaltung für die lächerlich geringe Summe von 1800 Thlrn. besorgt wird, daß Bundesheerwesen und Flotte, auswärtige Vertretung und alles Mögliche von geheimnißvollen Wesen, die der Bund nur mit dem Namen preußischer Beamter zu nennen im Stande ist, bestens und zu den denkbar niedrigsten Sätzen, d. h. gratis, verwaltet werden. Aber jedem denkenden Politiker, jedem warmen Freund unserer staatlichen Zukunft drängt sich immer wieder die schwere Frage auf: ob das dauernde oder wirklich eines großen Gemeinwesens würdige Zustände seien? Wir gehören nicht zu den Nachbetern jener unklaren Phrase, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse; wir meinen, ein Bund unter Preußens Führung wird naturgemäß immer in der ganzen Anlage der Verfassung das wahre Machtverhältniß der Glieder zum Ausdruck bringen. In einem Bundesstaate, in welchem 20 Bundesgenossen zusammen noch nicht annähernd die politische Bedeutung des 22. besitzen, ist es an sich nicht geradezu ehrenrührig, wenn sich der Bund im Anfang seines Bestehens in mancher Hinsicht die bereits vorhandenen Machtmittel und Staatseinrichtungen dieses größten seiner Glieder nutzbar macht. Aber niemand behaupte, daß das fertige Zustände seien. Die Erörterung der wichtigsten Staatsverhältnisse des Norddeutschen Bundes, die Stellung seiner Organe zu den Ministerien des preußischen Staats und dieser zu jenen kann im Reichstage nur bei anhaltender Heiterkeit in Scene gehen. Wenn Bismarck die Zusage ertheilt, als Bundeskanzler sich beim preußischen Minister des Auswärtigen verwenden zu wollen, oder an einer andern Stelle die beruhigende Versicherung abgibt, daß er auch für Heer und Flotte die Verantwortlichkeit trage, obgleich der preußische Minister des Kriegs dieselben verwalte, so muß doch jedem neben der Freude über diese robuste Vielseitigkeit des Bundeskanzlers die Frage aufsteigen, auf wie viel Organen denn noch, außer auf diesen zwei Augen, die äußere Geltung des deutschen Staats beruhe? Wie der Reichstag in seinen bisherigen Sessionen bewiesen hat, daß er in patriotischer Hingebung und Größe der Auffassung weit stehe über den beiden preußischen Kammern, so hegen wir die Ueberzeugung, daß mit der Creirung von Bundesressortministerien der preußische Staat nicht geschwächt, sondern erheblich gestärkt würde.

Berichtigung. Von hochgeschätzter Hand geht uns die Bemerkung zu, daß in unserm ersten Artikel (S. 253 dieses Bandes) sich eine Verwechselung des Abgeordneten Grafen Grote mit dem Abgeordneten Groote (Düsseldorf) eingeschlichen habe. Da der letztere nur einmal an der angeführten Stelle, der erstere kaum jemals im Reichstage das Wort ergriffen hat, und persönlich ein hochfeiner Aristokrat, allen Fernerstehenden, ja selbst seinen Collegen, das nähere Studium seiner Persönlichkeit entzog, so mag der Irrthum einigermaßen entschuldigt werden. Den beiden verfassungsmäßigen Reichstagssessionen blieb Graf Grote zudem infolge seines tödlichen Leidens fast ganz fern.

Digitized by Google

Die Alpenbahnen.

Von Julius Schulze.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Als der Dichter so sang, da mochte freilich noch etwas mehr ursprüngliche, schreckhafte Romantik jene Wolkenpfade umgeben als heute. Besser war es wol als im Mittelalter, wo ein Saumpfad das höchst Erreichbare schien, und wo die deutschen Kaiser, um ihren Heeren das Niedersteigen nach Italien zu ermöglichen, Colonien streitbarer und arbeitstüchtiger deutscher Männer sammt Weib und Kind dorthin verpflanzten; noch heute wohnen ja im Aversers- und im Rheinwaldthale deren unverkennbare Nachkommen. Aber als der Handel sich mehrte zwischen den rheinischen und schwäbischen Städten hüben und den lombardischen drüben, da wurde allgemach an Besserung der Wege gearbeitet, und wenn es auch nur sehr bescheidene Vorstellungen waren, die man damals an das Wort „Straße" knüpfte, so wurden doch selbst die Alpenstraßen mit der Zeit so beschaffen, daß man im Sommer ohne besondere Schwierigkeit und Gefahr sie passiren mochte. Im Winter freilich war daran nicht zu denken.

Die neue Zeit, deren erste ungelenke Flügelschläge auch der Dichterkönig noch spürte, verwandelte zunächst die Saumpfade und die schlechten alten Straßen in prachtvolle Kunstbauten, die zu jeder Jahreszeit passirt werden können, im Winter freilich nur von kleinen Schlitten und muthigen Fußwanderern, und auch von diesen nicht immer oder doch nicht mühe- und gefahrlos. Die Simplon-, Gotthard-, Splügen-, Julier-, Brennerstraße, die über das Stilfserjoch u. a. sind Wunderwerke der modernen Technik, mit denen auch die gewaltigen Römerbauten den Vergleich kaum aushalten. Ja selbst weit diesseit des Alpenkammes gibt es solche Prachtschöpfungen, wie z. B. die Achsenstraße am Vierwaldstättersee. Aber eine Eisenbahn über die Alpen? Auf diese abenteuerliche Idee kam man lange nicht, oder wandte sich achselzuckend ab, wo sie auftauchte. Wo sollte denn in jenen Fels- und Eiswüsten, an Abgründen vorüber und um scharfe Kanten herum, die kaum für den Postschlitten Raum ließen, der Platz für Eisenbahnzüge sich finden? Wie sollte man solche Züge gegen die Lawinen schützen, und wie sollte es gar im Winter ergehen? und auf welche Weise sollten denn die furchtbaren Steigungen überwunden werden, die selbst dem muthigsten Reisenden Schwindel verursachten? Das alles war offenbar nicht möglich, so raisonnirte man. Ja man hielt es nicht einmal für möglich, eine Eisenbahn über den Schwarzwald zu bauen. Jetzt ist die letztere, die Sommeraubahn, im Baue begriffen, zwei Bahnen oder wenn man will drei führen über den Kamm der Alpen und mindestens zwei weitere sind in Aussicht genommen.

Diesmal war Oesterreich voran. Schon in den funfziger Jahren verband es seine Reichshauptstadt und seinen Haupthafenplatz Triest durch die prachtvolle Semmeringbahn, eine damals als etwas Unerhörtes angestaunte und jedenfalls äußerst respectable Leistung der Bautechnik. Eine fast ununterbrochene Folge von Tunneln, von großartigen Viaducten und Brücken bildend, überschreitet diese Bahn zwischen Wiener-Neustadt und Mürzzuschlag den Kamm der Steirischen Alpen; von Laibach aus ersteigt sie die berüchtigte Hochfläche des Karst und stürzt dann hinab zum Adriatischen Meere. Im Jahre 1867 reihte sich ihr würdig die Brennerbahn an. Von Innsbruck führt sie durch den blutgetränkten Iselberg, dann hoch über die Flußthäler weg, an deren Rande colossale Aufschüttungen den

Digitized by Google

Raum für die Schienen verschaffen mußten, über die Paßhöhe des Brenner, jetzt wieder steil hinab in kühnen Windungen, sodaß man an einer Stelle die Bahn 500 Fuß unter sich zum zweiten male erblickt, endlich ins Etschthal nach Bozen, wo die Pforte zum sonnigen Süden sich erschließt. Keine Schienenverbindung auf Erden hat, wenn die Umstände günstig sind, eine größere Zukunft. Während die Brennerbahn projectirt und dann ohne viel Geräusch vollendet wurde, war man an einer andern Stelle daran gegangen, nach einem ganz verschiedenen System die eisgepanzerte Völkerscheide zu durchbrechen. Zwischen einem der savoyischen Flußthäler und dem bei Turin in den Po mündenden Thale der Dora-Riparia lagert der Gebirgsstock des Mont-Cenis, und es schien, zumal das Gestein nur geringe Schwierigkeiten in den Weg zu legen versprach, am bequemsten, diesen Stock mittels eines riesigen Tunnels zu durchbohren. Drei Stunden Länge wird derselbe haben, sodaß selbst ein Schnellzug eine Viertelstunde Zeit bedarf, um ihn zu durchmessen. An diesem Riesenwerke wird nun seit einer Reihe von Jahren eifrig gearbeitet gleichzeitig von französischer und von italienischer Seite her, und man hofft in wenigen Jahren fertig zu werden. Das wird dann freilich ein bewundernswerthes Werk geworden sein. Aber dafür hat es auch große Summen gekostet, zumal in der ersten Zeit, als noch Erfahrungen gesammelt werden mußten! 100 Mill. Frs. werden für den Mont-Cenis-Tunnel bei weitem nicht ausreichen.

Die Brennerbahn in der Mitte, der Mont-Cenis nach Westen und der Semmering nach Osten, das scheint zunächst für jedes Bedürfniß hinzureichen. Aber so ist es nicht. Zunächst würde, wenn man sich mit den vorhandenen Alpenbahnen begnügen müßte, ein industrie- und verkehrreiches Land völlig auf die Seite geschoben sein: die Schweiz. Dann würde das ganze Rheingebiet seinen sehr umfangreichen Verkehr mit Italien auf einem Umwege betreiben müssen, und würde den nicht minder bedeutenden Durchgangsverkehr nach England einerseits, nach der Levante andererseits an Frankreich verlieren. Endlich wird ohne Zweifel die Masse von Personen und Gütern, welche die Alpen passirt, mit der Zeit eine so bedeutende werden, daß man nicht leicht zu viel Bahnen haben kann. In der That handelt es sich in den betheiligten Kreisen nicht darum, ob eine schweizerische Alpenbahn gebaut werden soll, sondern nur darum, ob eine oder zwei, oder gar drei, und welche in Angriff genommen werden sollen. Um die heftigen Kämpfe zu verstehen, welche sich an diese Frage geknüpft haben, ist es nöthig, einen Blick auf das gewaltige Gebirge zu werfen, welches hier den Zwecken des Menschen unterthänig gemacht werden soll.

Von den Ufern des Mittelmeeres zieht der Alpenkamm zuerst gegen Norden immer höher ansteigend. Ungefähr gerade da, wo der König der europäischen Berge, der Montblanc, sich erhebt, wendet der Hauptkamm sich gegen Osten, trägt das furchtbare Matterhorn, den Monte-Rosa u. a., erhebt sich dann als Gotthardstock inmitten der Quellen von vier Strömen, zieht hinüber noch weiter östlich, wo der Inn auf ihm entspringt und das obere Flußthal desselben, das Engadin, zwischen zwei mächtigen Bergkämmen, in welche der eine Hauptkamm sich hier scheidet, eingebettet liegt. Von diesen beiden Kämmen zieht der südlichere, von der stolzen Berninakuppe, weiterhin von der Ortlesspitze gekrönt, gegen das Thal der Etsch hin, bildet die Wasserscheide zwischen der Etsch, dem Inn und der Adda, deren oberes Flußthal den Namen Veltlin führt, und setzt sich über den Brenner fort. Der nördlichere verläuft sich gegen das untere Innthal; dies ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob er sich in eine Ebene verflache, aber doch ist es ein minder mächtiges Gebirge, welches hier zwischen Inn und Rhein die Wasserscheide macht. Vom Gotthard aus zieht aber, außer jenem nach Osten streichenden Hauptkamme, noch ein anderer gegen Westen bis unweit des Genfersees. Dort thronen die Jungfrau, das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, das Viescherhorn und wie diese majestätischen Berg-

Digitized by Google

rieſen des Berner Oberlandes alle heißen. Hier iſt die Waſſerſcheide zwiſchen der Rhône einer-, der Reuß und Aare andererſeits.

Die Durchſchnittshöhe dieſer Alpenkämme iſt 6—7000 Fuß, und dieſe Zahl ſchon zeigt, daß Brenner und Semmering bei all ihrer Großartigkeit ſich mit einer Ueberſchienung der Schweizer Alpen nicht meſſen dürften; denn die Paßhöhe des Brenner beträgt nur 4300 Fuß und die des Semmering faſt noch 1000 Fuß weniger. Die niedrigſte aller Einſattelungen des ſchweizeriſchen Hauptkammes, unter dem Namen des Lukmanierpaſſes bekannt, iſt immer noch 5900 Fuß hoch. Gotthard, Splügen, Bernhardin, Simplon haben eine Paßhöhe von 6—7000, Julier und Septimer von über 7000 Fuß; aber es kommen auch noch Päſſe von über 8000 und ſelbſt bis zu 10000 Fuß Höhe vor. Wollen wir uns nun über die Frage, welcher Paß für eine Alpenbahn der praktikabelſte ſei, ein Urtheil bilden, ſo müſſen wir wiederum zunächſt die Geſammtconfiguration des Bodens ins Auge faſſen. Drei Flußthäler dringen von Norden her bis dicht an den Alpenkamm vor: die des Rheins, der Reuß und der Aare. Der Rhein entſteht bekanntlich aus dem Zuſammenfluſſe einer Menge von Waſſeradern, die aus den verſchiedenen Thallandſchaften Graubündtens dem Hauptthale zuſtrömen. Folgen wir zuerſt dem ſogenannten Hinterrheine, welcher bei Reichenau ſich mit dem Vorderrheine vereinigt. Wir gelangen da zuerſt nach Thuſis, wo der Hinterrhein die Albula aufnimmt, und wenn wir wiederum der letztern folgen, ſo gelangen wir entweder durch ein wildes Felsgewirr über den ſchwierigen Albulapaß ins Engadin, oder von Tiefenkaſten aus ein Seitenthal hinauf über den Julierpaß gleichfalls ins Engadin, oder vom Julier abzweigend über den Septimerpaß ins Bergell (Val Bregaglia), eine ſonderbare Ein- oder Abſenkung ebenfalls mitten in dem Gebirgskamme, welche in ſteilem Falle nach Chiavenna, alſo in die Nähe des Comerſees, führt. Wollte man vom Engadin aus nach Italien hinunter, ſo müßte man gleichfalls durchs Bergell, da der Berninapaß und deſſen Fortſetzung durch das Peſchiavothal ins Veltlin unverhältnißmäßige Schwierigkeiten böten, während der Rücken, über den es ins Bergell geht (die ſogenannte Querſchwelle von Maloggia), von kaum merklicher Höhe iſt. Der Hinterrhein ſelbſt durchbricht hinter Thuſis das Gebirge an jener weltberühmten Stelle, welche den Namen Via mala führt. Durch eine zweite, kaum minder ſchreckliche Bergſchlucht gelangt man dann an den Splügen, und noch weiter, ganz nahe bei der Quelle des Hinterrheins, zum Bernhardin. Erſterer Paß führt gleich den vorerwähnten nach Chiavenna, letzterer nach Bellinzona, und alſo an den Lago-Maggiore. Vom Vorderrhein ab zweigt ſich zu Diſentis das Medelſerthal ab, und da hinauf geht es über den Lukmanier gleichfalls nach Bellinzona.

Zwiſchen dieſen Päſſen hat man alſo die Wahl, wenn man eine Bahn durch das Rheinthal haben, wenn man, mit andern Worten, auf den Bodenſee münden will. Die Bahn geht ſchon bis Chur. Die Päſſe, die wir jetzt noch beſprechen, münden auf den Vierwaldſtätterſee und von da nach Baſel, oder haben noch directer die Richtung nach Baſel, oder münden gegen Genf hin und berühren alſo das deutſche Intereſſe weiter nicht.

Da iſt zuerſt der Gotthardpaß, der altberühmte, mit ſeiner furchtbaren Schöllinenſchlucht, ſeiner Teufelsbrücke auf deutſcher und ſeinem Val di Tremola, d. i. Thal des Zitterns, auf italieniſcher Seite. Er folgt dem Reußthale bis unmittelbar vor den Beginn des eigentlichen Gebirgspaſſes. Dann der Grimſelpaß, zu welchem es durch das Thal der Aare hinaufgeht, und welcher das Eigenthümliche hat, daß er nicht den Hauptkamm, ſondern nur den Seitenkamm des Berner Oberlandes überſchreitet, alſo nur ins Rhônethal, nach Wallis, hinüberführt, ſodaß, um nach Italien zu gelangen, noch ein weiterer Hochgebirgspaß, der Gries oder der Rüfenen, überſchritten werden müßte. Dieſen Mißſtand vermeidet der Simplon, welcher vom Genferſee her das Berner Oberland um-

Digitized by Google

geht und an die westlichen Gestade des Lago-Maggiore führt; dahin würde auch der Griespaß führen, während es über den Nüfenen wieder zur Gotthardstraße hinabginge.

Fragen wir nun nach dem Charakter dieser verschiedenen Pässe, so haben sie, mit Ausnahme des für unsern Zweck wenig ins Gewicht fallenden, wennschon sehr wichtigen Simplon, alle etwas Gemeinsames: von Norden her ist der Zugang ein vergleichsweise leichter, die Steigung infolge der großen Längenentwickelung keine allzu bedeutende; nach Süden aber muß ein furchtbarer, nahezu plötzlicher Absturz überwunden werden, und dies letztere eben bildet die eigentliche Schwierigkeit, welcher das seitherige Nichtzustandekommen einer schweizerischen Alpenbahn zuzuschreiben ist. Einige Zahlen mögen dies deutlich machen. Die Stadt Chur liegt schon 1800 Fuß über dem Meeresspiegel. Von den tessinischen Seen aber, wenngleich sie dem Gebirgskamme weit näher liegen, hat der Luganersee eine Höhenlage von 8—900, der Lago-Maggiore nur von 600 Fuß; der Comersee liegt noch etwas tiefer. Noch auffälliger wird dieses Verhältniß, wenn man die Pässe einzeln ins Auge faßt. Von Disentis bis auf die Paßhöhe des Lukmanier sind 5—6 Stunden Wegs mit einer Steigung von 2300 Fuß; von der Paßhöhe hinab nach Olivone sind es nur 4 Stunden mit einer Steigung (vielmehr Senkung) von 3200 Fuß. Und gleichwol ist dies noch der allergünstigste Paß. Vom Gotthard hinunter nach Airolo sind zwar nur 3000 Fuß, aber dabei nur 2 Stunden Längenentwickelung! Man hat trotz der Bedenken, welche sich an diesen Sachverhalt knüpfen, und trotz der scheinbaren Unmöglichkeit, im Winter auf solchen Höhen den Verkehr offen zu halten, doch die Chancen einer einfachen Ueberschienung reiflich erwogen. Gegen den Schnee glaubte man durch Galerien sich schützen, auf der Nordseite die Längenentwickelung durch Ausbiegungen und Curven vermehren zu können; denn auch hier ist die Steigung immerhin eine solche, die mit künstlichen Mitteln überwunden werden muß. Aber an dem Hinunter scheiterten alle derartigen Pläne. Wohl ist von aufgemauerten Kehren gesprochen worden, wohl hat man da oder dort einen günstigern Ort zur Gewinnung der größtmöglichen Längenentwickelung suchen wollen (so statt des Lukmanier den benachbarten Greinapaß), aber doch mußte man bald kopfschüttelnd von solchen Projecten absehen. So trat denn an die Betheiligten die natürliche Frage heran, ob man nicht in ähnlicher Weise wie den Mont-Cenis auch einen der schweizerischen Gebirgsstöcke durchbohren wolle. Die Erfahrungen des Mont-Cenis, meinte man, würden dem neuen Unternehmen zugute kommen, und die Kosten würden durch Heranziehung der außer der Schweiz noch betheiligten Länder, also Deutschlands und Italiens, wol aufzubringen sein. Nun entstand eine Reihe von Tunnelprojecten, eins abenteuerlicher als das andere. So und so viel tausend Meter wurde wie Kinderspiel betrachtet, und das meistbesprochene und am besten studirte Project, dasjenige eines Gotthardtunnels, hatte eine Durchbohrung in der Länge von 17000 Meter oder fast 4 Stunden zum Gegenstande. Nun ist aber erstens der Mont-Cenis-Tunnel noch nicht fertig, wenn auch seine Vollendung jetzt höchst wahrscheinlich sein mag; zweitens ist doch noch ein Unterschied zwischen 3 Stunden hier und 4 Stunden dort, und man darf billig zweifeln, ob die technische Leistungsfähigkeit hier nicht auch ihre Grenzen habe; drittens kann Frankreich allerdings zu vielem andern „Ruhme" auch den bezahlen, ungezählte Millionen in den savoyischen Riesentunnel zu stecken, aber ob Deutschland und gar Italien Lust haben, dies nachzuahmen, das bleibt doch noch die Frage. Es hat wol die italienische Regierung die Sache mehreremal ernstlich in Betracht gezogen, aber seit der Brenner vollendet und Venetien italienisch geworden ist, hat Italien zum mindestens keine Eile mit derartigen Projecten, und was nicht absolut nöthig ist zu unternehmen, davor warnt der Finanzzustand des jungen Königreichs eindringlich genug.

So bleibt die Schweiz allein, die nun freilich ein ungemein hohes Interesse am Zustandekommen einer schweizerischen Alpenbahn hat, um so mehr, als die Verkehrsabnahme

Digitized by Google

auf ihren Alpenpässen im laufenden Jahre schon eine merkliche war. Ob die Schweiz es durchführen könnte, aus ihrer Tasche oder doch auf ihre Rechnung eine Alpenbahn zu bauen, mag ununtersucht bleiben; Gemeingeist und praktische Tüchtigkeit vermögen viel, und die Schweiz ist ein wohlhabendes, verhältnißmäßig sogar reiches Land. Das Unglück ist aber, daß man sich über die Wahl des zu bevorzugenden Passes nicht einigen kann, und an mehr wie eine kolossale Unternehmung dieser Art ist natürlich nicht zu denken. Ein Blick auf die Karte wird zeigen, mit wie mislichen Verhältnissen man es hier zu thun hat. Unstreitig drängt der Gotthard sich dem Blicke am meisten auf. Aber die Ausführung einer Gotthardbahn würde die Rheinthalcantone Sanct-Gallen, Glarus und Graubündten in derselben Weise zur Seite schieben, wie jetzt die ganze Schweiz zur Seite geschoben ist, und die Cantone Waadt, Genf und Wallis wären kaum in einer bessern Lage, oder sähen sich auf den Mont-Cenis angewiesen. Umgekehrt führte man die Bahn über den Lukmanier, so wäre zwar infolge der vom Zürichersee nach Sargans bestehenden Verbindung die Lage der West- und Mittelschweiz eine bessere als die der Ostschweiz beim Gotthard, aber doch hätten gerade die gewerb- und verkehrreichsten Cantone, Sanct-Gallen abgerechnet, einen ungeheuern Umweg zu machen, um so mehr, als die Bahn von Chur aus weit westlich zurückgeführt werden müßte, bis sie von Disentis ab über den Paß geht. Wollte man aber statt des Lukmanier den Splügen oder Septimer nehmen, so würde man zwar diese weite Umbiegung vermeiden, aber den Canton Tessin handelspolitisch von der Schweiz trennen und dadurch die politische Trennung, die ohnehin von vielen für früher oder später unvermeidlich angesehen wird, zu einer bloßen Frage der Zeit machen. Der Simplon endlich genügt natürlicherweise nur den Cantonen, die sein unmittelbares Hinterland bilden.

Jetzt wird man die Erbitterung verstehen, welche sich seit etwa fünf Jahren an die Eisenbahnkämpfe in der Schweiz knüpfte. Es sind Lebensfragen in erster Linie für die Schweiz, in zweiter Linie aber auch für die sich gegenüberstehenden Parteien. Jeder erkennt, daß die Schweiz einer Bahn dringend bedarf, aber jeder weiß auch, daß, wenn es die des Gegners ist, sie fast ausschließlich nur diesem zugute kommt. Einige besondere Verhältnisse verschärften noch die gegenseitige Gereiztheit. Die Rheinthalbahn bis Chur, die Bahn Winterthur-Sanct-Gallen und die Bahn Zürich-Sargans gehören einer Gesellschaft der Vereinigten Schweizerbahnen, einem an chronisch gewordenem Bankrott leidenden Unternehmen. Natürlich hegt man die Hoffnung, daß eine Fortsetzung nach Italien dieses Bahnsystem rentabel machen werde, ist aber andererseits mit Recht überzeugt, daß eine Gotthardbahn der ganzen Sache vollends den Todesstoß geben muß. Da nun die Cantone des Rheinthals und vor allem Stadt und Canton Sanct-Gallen stark betheiligt sind, so begreift man die leidenschaftliche Energie, welche von dort aus an den Tag gelegt wird. Anders und doch wieder ähnlich verhält es sich im Gotthardlager. Zwei Eisenbahngesellschaften sind es, die Nordostbahn und die Centralbahn, welche daselbst die Hauptrolle spielen. Erstere zwar hat mehr ein negatives als ein positives Interesse wahrzunehmen, nämlich, daß eine Ueberschienung der Alpen vom Rheinthale aus nicht oder doch möglichst lange nicht zu Stande komme, weil dieselbe den Transit von ihren Nordostbahnlinien abwenden würde; die Centralbahn aber, mit ihrer Ausmündung auf Basel, kämpft recht eigentlich dafür, durch Zustandekommen des Gotthardprojects ein Stück Weltbahn zu werden. Vielleicht könnte man nun glauben, der Eisenbahneneinfluß hüben und derjenige drüben glichen sich ungefähr aus. Das ist aber nicht der Fall. Die Nordostbahn ist trotz mancher nur durch Zuschüsse aufrecht zu erhaltender Linien ein sehr rentables Unternehmen, dessen Actien eine Dividende von 7—8 Proc. abwerfen; die Centralbahn steht zwar etwas minder glänzend, rentirt sich aber doch gleichfalls. Nun ist die Hochschätzung des Geldes in der Schweiz sicherlich nicht geringer als

Digitized by Google

anderswo; man will eine der schlimmsten Nationaleigenschaften des Schweizers, denn der Schweizer hat neben seinen guten auch schlimme Nationaleigenschaften, in seiner Interessirtheit, in seiner Hinneigung zu einem plutokratischen Wesen finden. Verwaltungsrath der Nordostbahn zu sein mit einem Jahresgehalte von 20000 Frs., das ist ein Wort, welches nicht nur in Zürich, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft Gewicht hat. Solche Männer mit ihrem Schweife von Clienten und Creaturen und mit dem Interesse der Actionäre hinter sich vermögen etwas, nicht trotz, sondern wegen der republikanischen Zustände. An sich wäre das nicht weiter schlimm, denn es gibt gewiß kaum etwas, dessen Gedeihen so von der allgemeinen (materiellen) Landeswohlfahrt bedingt ist als die Eisenbahnen, und die Männer, welche seither den Verwaltungsrath der Nordostbahn gebildet haben, waren vollkommen im Stande, dies zu übersehen, haben ihren Einfluß durchweg im wohlthätigsten Sinne geltend gemacht und eine wirkliche, großartige Eisenbahnpolitik getrieben. Aber von solchen Zuständen ist eine gewisse, allmählich hereinbrechende Corruption schwer trennbar. Es kam dahin, daß der Canton Zürich eigentlich nicht von seiner Regierung, sondern von der Nordostbahndirection regiert wurde, und insbesondere der hervorragendste Mann in letzterer, Dr. Alfred Escher, hat in der Schweiz einen geheimen und öffentlichen Einfluß geübt, welcher mit seiner politischen Stellung außer allem Verhältnisse stand. Man hat ihn den Princeps von Zürich und den schweizerischen Eisenbahnkönig genannt, und wenn hier auch viel Uebertreibung, viel Neid und persönliche Gehässigkeit unterlief, so war doch ohne Zweifel etwas daran. Wer die schweizerischen Verhältnisse kennt, der wird es begreiflich finden, wenn es einem geistvollen, feingebildeten Manne besser zusagt, hinter den Coulissen die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, als an den Kämpfen des Tages in der politischen Arena großen Antheil zu nehmen. Nur unter Berücksichtigung dieser mächtigen Eisenbahneinflüsse kann man es würdigen, wie drohend sich eines Tages in der Schweiz das Project gestaltet hatte, die Mittel der gesammten Eidgenossenschaft für den Gotthard aufzubieten.

Vor einer Reihe von Jahren schon hatten die Gotthardcantone eine Convention geschlossen behufs gemeinsamer Studien und vorbereitender Schritte zur Aufbringung der nöthigen Mittel. Die Urcantone Luzern, Zug, Aargau, Solothurn und Basel bildeten den Kern dieses Bundes. Zürich, dessen cantonale Interessen viel eher auf einen Rheinthalpaß deuten und dessen zweite Hauptstadt Winterthur die Gotthardpolitik stets entschieden bekämpft hat, wurde durch die Nordostbahn ins Gotthardlager hinübergeführt, und die unter gleichem Einflusse stehenden Cantone Thurgau und Schaffhausen wurden so nebenher mitgeschleppt. Thurgau fiel zwar bald nachher ab, weil man ihm seine Bahn Konstanz-Rorschach aus nordostbahnlichen Interessen hintanhielt, aber im übrigen hielt der Bund so ziemlich zusammen. Bern, welches man gern herübergezogen hätte, studirte an seinem eigenen Project, demjenigen einer Grimselbahn; doch neigte es natürlich dem Gotthard eher zu als einem Rheinthalpasse. Gegen die Gotthardverbrüderung einigten sich nun freilich die Lukmanier- und die Simploncantone zu einer gemeinsamen Negative; wie lange dieselbe aber vorgehalten hätte, ist fraglich. Wohl stiegen die Wogen der Leidenschaft in Sanct-Gallen so hoch, daß in dortigen Blättern verblümt mit Auflösung der Eidgenossenschaft gedroht wurde, aber gerade diese Heftigkeit beweist, wie nahe man schon die Gefahr gekommen glaubte. Die Gotthardverbindung hatte inzwischen eine Subscription eröffnet und es waren von den betheiligten Cantonen und Eisenbahngesellschaften circa 20 Mill. Frs. gezeichnet worden. Der damalige italienische Bautenminister Jacini, ein Freund des Gotthards, hatte dort das Sinken des Zünglein zu Gunsten dieses Passes veranlaßt; selbst Genua, von jeher eine eifrige Verfechterin des Lukmanier, welcher allein ihm die Concurrenz mit Marseille zu ermöglichen schien, begann zu schwanken, und Mailand wollte sich nur für seinen Spliigen oder Septimer interessiren. In Deutschland

Digitized by Google

wurde eifrig für den Gotthard agitirt, die niederrheinischen Städte erklärten sich (von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht) für denselben, und die preußische Regierung schien einer Betheiligung nicht abgeneigt zu sein. Allgemein hielt man die Sache des Gotthards für gewonnen, und in diesem Falle würde wol auch das Eintreten der gesammten Eidgenossenschaft bewerkstelligt worden sein.

Nicht mit Einem Schlage änderte sich diese günstige Position des Gotthards. Auf ihrem Höhepunkte mag sie im Frühling des Jahres 1866 gewesen sein, doch fehlte es auch damals schon nicht an Kennzeichen des beginnenden Umschwungs. Da war zuerst die endgültige Entschließung von Regierung und Landtag in Baden zu Gunsten einer Schwarzwaldbahn, das Kinzigthal hinauf, dann über die Sommerau ins Donauthal, von da ins Hegau und an den Bodensee. Diese Bahn, welche sofort kräftig in Angriff genommen wurde und in wenigen Jahren vollendet sein wird, bildet, nur durch den Bodensee etwas verschoben, eine ziemlich gerade Fortsetzung der schweizerischen Rheinthalbahn, und demgemäß im Falle einer Alpenüberschienung vom Rheinthal aus ein Glied der kürzesten Verbindungslinie zwischen dem Jonischen Meere und der Nordsee. Vorahnend hatte schon der wackere Redtenbacher geäußert, Baden müsse, wenn es seinen Vortheil verstehe, jeden Kreuzer, den es habe, in eine Schwarzwaldbahn stecken. Es war viel dagegen gearbeitet und intriguirt worden, man hatte gefabelt von der viel größern Wichtigkeit, die eine Bahn von Freiburg ins Donauthal als Glied einer directen Eisenbahnverbindung Wien-Paris (!) haben werde; aber die gesunde Einsicht Mathy's trug den Sieg davon und gab damit der badischen Eisenbahnpolitik ihre vom Gotthard abgewendete Richtung an. Dann waren da die oben schon berührten Kämpfe um die Bahn längs des Bodensees, von dem fröhlich aufblühenden Konstanz zum Ausgangspunkte der schweizerischen Rheinthalbahn Rorschach. Wie man sich auch mühte, das für einen Theil dieser Strecke bestehende Ausschlußrecht der Nordostbahn zu einem eidgenössischen Interesse zu stempeln, man drang damit nicht durch, und schon damals konnte es einem Zweifel nicht unterliegen, daß dieses Recht gegen billige Ablösung werde aufgegeben werden müssen, um sodann in die Weltbahn von der Nordsee nach Italien ein weiteres Glied einzufügen. Jetzt haben die Anschlußverhandlungen begonnen, und wol noch ehe die Kinzigthalbahn vollendet ist, wird die Locomotive längs des Bodensees dahinbrausen. Nun kamen die Ereignisse von 1866, die Vereinigung Venetiens mit Italien; 1867 wurde der Brenner vollendet und schon vorher war Jacini vom politischen Schauplatze abgetreten. Mit der Bundesgenossenschaft Italiens war es jetzt zu Ende. Plötzlich stellte sich auch heraus, daß von einem Engagement Preußens für den Gotthard, wie die Organe des letztern es ausposaunt hatten, nicht entfernt die Rede war. Zu gemeinsamen Studien wollte man sich in Berlin wol herbeilassen; daß aber Preußen keine Verbindlichkeiten zu Gunsten eines stundenlangen Tunnels mit vieljähriger Bauzeit übernehmen werde, das verstehe sich doch wol von selbst — so erklärte eine an den preußisch-norddeutschen Geschäftsträger zu Bern gerichtete Note des Grafen Bismarck.

Aber der härteste Schlag traf das Gotthardproject von einer ganz andern Seite, der Fortschritt unserer Zeit, die unaufhörlich vorwärts strebende Technik hat ihn geführt. Was man früher für unmöglich gehalten, von der Paßhöhe hinunterzufahren nach Italien, das ist jetzt als eine mögliche Sache erwiesen, ja es ist schon ausgeführt und im Gange. Der Engländer Fell war nicht der erste, der auf den Gedanken kam, mittels künstlich vermehrter Reibung müsse es sich bewerkstelligen lassen, ganz bedeutende Steigungen auf- und abzufahren; aber er war der erste, welcher diese Idee in eine praktische Form brachte und nun auch wirklich ausführte. Bekannt ist, wie auf seinen Rath und unter seiner Leitung, während die Bohrarbeiten durch den Mont-Cenis ihren Weg gingen, eine Bahn über den Mont-Cenis gebaut wurde in unglaublich kurzer Zeit, da mei-

Digitized by Google

stens die Straße benutzt werden konnte, und demgemäß auch mit sehr geringen Kosten. Das Fell'sche System besteht darin, daß eine starke, gezahnte Mittelschiene ein gesichertes Aufwärtsfahren und ein hinreichend kräftiges Bremsen ein Abwärtsgehen auf Steigungen gestattet, an deren Ueberwindung bisher gar nicht zu denken war. 20—25 pro Mille schien bisjetzt das Aeußerste zu sein, während Fell 10—12 Proc. erreicht, sodaß man nach seinem System ganz muthig zwischen Santa-Maria, auf der Paßhöhe des Lukmanier, und Olivone hin- und herdampfen könnte. Die zu transportirende Personen- oder Güttermenge kann allerdings bei dem geringen Durchmesser vieler Curven und dem starken Kraftaufwande, welchen die Locomotive zur Ueberwindung der Reibung bedarf, nicht so groß sein wie unter gewöhnlichen Verhältnissen; auch die Schnelligkeit der Fahrt ist eine geringere; aber immerhin bleibt der Gewinn im Vergleich mit dem Achsenverkehr ein ganz ungeheuerer. Die Anlagekosten sind gering, die Abnutzung ist zwar begreiflicherweise eine sehr starke, die Betriebskosten sind aber gleichwol nicht hoch, da abwärts nicht getrieben, sondern nur gebremst zu werden braucht. Die Mont-Cenis-bahn ist nun schon eine hinlängliche Zeit im Betriebe, um ein Urtheil über die ganze Sache zu ermöglichen, und dieses Urtheil lautet dahin, daß zwar im einzelnen die Erfindung noch der Vervollkommnung bedürftig ist und nicht gerade ganz sanguinischen Erwartungen entsprochen hat, daß aber der Betrieb auf diese Weise ermöglicht ist. Bis der Tunnel fertig gebohrt und im übrigen vollendet ist, wird das Anlagekapital für die Fell'sche Bahn herausgeschlagen sein. Kaum war die Welt davon unterrichtet, welch einen neuen Triumph die Technik errungen, so wurde sie mit der Kunde von einer zweiten, ähnlichen Erfindung überrascht. Ein schweizerischer Ingenieur, Nameus Wetli, hatte einen jener einfachen und doch genialen Gedanken, welche an die Geschichte vom Ei des Columbus erinnern. Er fragte sich, warum es denn nöthig sei, daß der ganze Zug ungeheuere Curven beschreibe, um eine große Steigung zu überwinden; ob es nicht genug sei, wenn die Kraftmaschine, die Locomotive, innerhalb der gewöhnlichen Leitschienen die nöthigen Curven mache? Leider ist diese großartige, vielversprechende Idee erst im Modell ausgeführt, die Anwendbarkeit dieses Modells aber ist von allen Technikern anerkannt worden. Man glaubt, daß Wetli über Fell den Sieg davontragen werde. Sei dem aber wie ihm wolle, daß auch die schweizerischen Alpenpässe ohne Tunnel in das Joch der völkerverbindenden Schiene gezwängt werden können, das steht fest.

Und damit hat die Alpenbahnfrage denn eine ganz andere Gestalt gewonnen. Zunächst kann nicht mehr die Rede davon sein, im Interesse der Gesammtheit alle andern einem Passe aufzuopfern; es ist gegenwärtig feststehend, daß die Schweiz zwei, auch drei oder noch mehr Pässe überschienen könnte, und daß es sich jetzt fast nur noch um die geeigneten Anschlüsse handelt. In vergleichsweise günstiger Lage ist der Simplon, für den die großentheils schon vollendete Bahn durch das Rhônethal keine sonderlichen Schwierigkeiten mehr bietet; auf der andern Seite des Gebirges freilich ist noch nichts gethan, und der finanzielle Stand der Ligne d'Italie ist kaum besser als derjenige der Vereinigten Schweizerbahnen, sodaß die Aufbringung der nöthigen Mittel zum Weiterbauen trotz Fell und Wetli einige Schwierigkeiten haben wird. Viel schlimmer steht es jetzt mit dem Gotthard. Die Bahn geht erst bis Zug auf der einen, bis Luzern auf der andern Seite. Von welchem dieser Endpunkte aus man es auch unternehme, ans Südende des Vierwaldstätterſees zu bauen, jedenfalls wird dies an und für sich schon eine Riesenarbeit sein. Nun das Reußthal hinauf! Die hierüber ausgearbeiteten Pläne lassen dem ärgsten Gegner des Gotthards nicht viel hinzuzufügen übrig; dieser Bahnbau durch das Land Uri ist ein Werk, daß es einen, wie die Schweizer sagen, „übel gruset". Von Andermatt bis zum Gotthardhospiz wäre es freilich nicht viel schwieriger wie anderswo, nur müßte man schon das ganze Urserenthal herauf ungewöhnliche Vorkehrungen gegen den Schnee

Digitized by Google

treffen; aber nun das Val di Tremola hinunter und dann von Airolo durchs Livinerthal — das bietet fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Diese Gotthardbahn kann nur als Welthandelsstraße einen Sinn haben, nur für diesen Fall mögen die Kosten verhältnißmäßig sein, d. h. verhältnißmäßig für den Nutzen der Gesammtheit, denn von einer Rentabilität könnte keinenfalls die Rede sein. Ganz anders beim Lukmanier. Von Chur bis Disentis sind die Schwierigkeiten nicht sehr erheblich, von Disentis bis Santa-Maria nicht größer als bei Gebirgsbahnen überhaupt. Die klimatischen Verhältnisse sind hier überaus günstig; nicht nur ist, wie schon erwähnt, der Lukmanier der niedrigste aller Alpenpässe, sondern es ist eine Thatsache, daß die graubündtener Thäler vergleichsweise ein milderes Klima haben als die weiter westlich gelegenen. Kurz, man würde auf der ganzen Strecke im Bereich der Vegetation bleiben, und gegen den Schneefall ließen sich ohne große Schwierigkeiten Vorkehrungen treffen. Einen Vortheil freilich, den der Gotthard hat, entbehrt der Lukmanier bisjetzt noch: es führt keine eigentliche Straße hinüber. Gegenwärtig aber ist der Beschluß gefaßt, eine solche auszuführen, und wahrscheinlich ist mit dem Baue schon begonnen worden. Hinunter nach Olivone ist der Bau schwierig, doch nicht schwieriger als die Mont-Cenisbahn, und unendlich leichter als die italienische Seite des Gotthards. Von da durchs Blegnothal bis Bellinzona (vielmehr Biasca) ist ein weit kürzerer und jedenfalls nicht schwierigerer Weg als von Airolo dahin. Im Tessinischen liegt nämlich, trotz unaufhörlich auftauchender Projecte über ein tessinisches Bahnnetz, der Eisenbahnbau noch sehr im argen; man hat dort die sich bekämpfenden Ueberschienungsprojecte zu benutzen gesucht, um möglichst viel für den Canton zu gewinnen, und damit einen argen Schwindel getrieben. Jetzt ist drüben in Wirklichkeit noch fast nichts geschehen. Sobald die Sache ernsthaft in Angriff genommen wird, ist dies indessen nicht von Wichtigkeit. Von dem Splügen und Septimer mag fürs erste abgesehen werden. Kürzer wäre es, wenn man statt des Lukmanier einen dieser beiden Pässe wählte, und für die Interessen Deutschlands wäre es im übrigen gleichgültig. Da aber die Opposition der Schweiz nicht ausbleiben würde, auch die Schwierigkeiten des Baues durch das Thalgewirr an Hinterrhein und Albula so groß sind, daß man es billig zuerst mit dem ungleich zahmern Lukmanier versuchen sollte, so ist der letztere Paß immer noch derjenige, der die größte Wahrscheinlichkeit einer baldigen Ueberschienung für sich hat.

Inzwischen hat auch dasjenige Moment, welches der Sache des Gotthards den letzten Halt verlieh, das feste Zusammenhalten der Betheiligten, aufgehört. Im Canton Zürich brach der Volksunwille gegen eine nicht schlechte, aber oligarchische Elemente in sich bergende und im Zusammenhange hiermit mancherlei Mißbräuche hegende und schützende Regierung aus. Regierung und Großer Rath wurden gestürzt und ein Verfassungsrath eingesetzt, welcher die Spitze seiner Arbeiten gegen eine Wiederkehr des Nordostbahnregiments richtet. Schaffhausen ist dem züricher Winde gefolgt und hat sich von der Gotthardverbindung losgesagt; Thurgau ist längst dem gegnerischen Lager zuzurechnen. Auch in andern Cantonen, so in Schwyz, ist die Sache des Gotthard nicht ohne Anfechtung. Von einem maßgebenden Einflusse, den dieselbe in den eidgenössischen Räthen üben sollte, ist nicht mehr die Rede.

Wie hat sich nun Deutschland zu dieser Entwickelung der Alpenbahnfrage zu stellen? Sie ist für Deutschland durchaus günstig. Ohne sein Zuthun ist ein schwerer Schlag von den Zukunftshoffnungen für seinen Handel abgelenkt worden. Wäre die Gotthardbahn zu Staude gekommen, so würde das halb schweizerische, halb französische Basel der Mittelpunkt geworden sein für den Handel Westdeutschlands, Ostfrankreichs, der Niederlande und Englands nach Italien. Für den Localverkehr würde es allerdings an Abzweigungen nach Norden und Osten nicht gefehlt haben; aber der Weltverkehr hätte sich theils auf französischem, theils auf schweizerischem Boden bewegt und höchstens einen

Digitized by Google

schwachen Arm über die deutschen Rheinthalbahnen entsendet. Schon der Fracht- und Zeitverlust, den ein großer Theil des deutschen Verkehrs zu tragen hätte, wäre äußerst erheblich. In einem Kriege würde es Frankreich ein Leichtes gewesen sein, die Verbindung nach Italien auf den in österreichischem Besitz befindlichen Brenner zu beschränken.

In allen diesen Punkten verhält es sich mit dem Lukmanier gerade entgegengesetzt. Sieben Bahnstränge, jeder eine Hauptrichtung des mitteleuropäischen Schienennetzes repräsentirend, münden heute schon auf den Bodensee, aus der Mittelschweiz, aus dem obern Rheinthal, aus dem bairischen Schwaben (Augsburg), aus Würtemberg und Franken (Ulm), aus dem obern Neckarthal, über den Schwarzwald, das untere Rheinthal herauf. In nicht ferner Zeit wird eine weitere über den Arlberg, von Innsbruck her, zum Anschlusse an die Brennerbahn hinzutreten, und es ist lebhaft die Rede von einer Bahn, welche bei Conegliano von der Venedig-Triester abbiegen, über Bozen ins Thal von Meran eindringen und von dort ins obere Innthal (das Engadin) zum Anschlusse an die obere Rheinthalbahn durchbrechen soll, sodaß also der Bodensee ebenso direct wie selbst der Brenner aufs Adriatische Meer wiese. Längst besteht die Absicht, die Einmündungspunkte aller Bodenseebahnen durch einen Schienengürtel miteinander zu verbinden, womit dann dieses Bassin eine handelspolitische Wichtigkeit erlangen wird, welche vielleicht einzig dasteht, wenn nämlich die uralte Verbindung mit Italien auf der Straße durch das Rheinthal wie ein Phönix aus der Asche emporsteigt.

Ist es nicht ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß das großartige Unternehmen des Suezkanals, welches selbst die Engländer jetzt nicht mehr als ein Schwindelproject zu bezeichnen wagen, gleichzeitig auftritt mit den Plänen zu einer Alpenbahn, welche die altberühmten, aber fast in Vergessenheit gerathenen Heerstraßen der Ostschweiz in ein Weltbahnensystem hineinziehen soll? Nicht zum Nachtheile Deutschlands, dessen Städte im Mittelalter unter dem Einfluß der nämlichen Verkehrsrichtung blühten, welche hierdurch wieder zur herrschenden würde. Am Bodensee, als dem Mittelpunkte eines in drei Linien nach Italien und in fünf Linien nach Deutschland ausstrahlenden Bahnnetzes, liegt also der classische Boden für manche unserer schönsten Zukunftshoffnungen.

Chronik der Gegenwart.

Technologische Revue.

Längere Unterbrechung im Erscheinen unserer Technologischen Revue aus Verhinderungsgründen, an welchen die Redaction keine Schuld trägt, hat diesmal die Uebersicht derselben zu einer ganz ungemein mannichfaltigen gemacht; sie wird auf diese Art so recht zum Spiegel der erfindungsreichen, hastig nach vorwärts drängenden Zeit, für deren mechanische Hülfsmittel fast keine Aufgabe mehr unmöglich erscheint. Und dabei müssen wir noch nachdrücklich hervorheben, daß wir bei den Mittheilungen aus dem technologischen Gebiet nur eklektisch verfahren, keineswegs alle Neuheiten aufzählen, sondern nur diejenigen, welche besondern Werth zu haben scheinen oder das Interesse des Publikums außerhalb der Fachkreise ansprechen.

Die amerikanische Strickmaschine, deren die Technologische Revue schon erwähnt*), hat mittlerweile vielfach Eingang gefunden, sodaß über ihre Erfolge Positives mitgetheilt werden kann. Ihr Erfinder heißt übrigens nicht Hinkley, sondern Lamb und wohnt in Neuyork. Sie ist nur zur Verarbeitung von Wolle zu verwenden, eignet sich dagegen

*) Vgl. S. 79 dieses Bandes.

Digitized by Google

nicht für Zwirn oder Baumwolle, welche letztere Fäden sie zu locker, netzartig verknüttet. Die damit gestrickten Strümpfe bedürfen keiner Naht und lassen sich für jeden Fuß genau passend herrichten. Eine einigermaßen geübte Arbeiterin kann damit in 10 Arbeitsstunden 17 Paar kleinere oder 14 Paar größere Kinderstrümpfe, endlich 10 Paar Strümpfe für Erwachsene ohne Anstrengung fertigen. Der geniale Mechanismus ist bisher schon wesentlich vereinfacht, die Stellung der größern und kleinern Maschen durch ein vierfaches Zeigerwerk verbessert worden. Durch letzteres ist es möglich, weit oder eng zu stricken, gleichwie bei den bessern Nähmaschinen ebenfalls durch einen mit Nummern versehenen Stichsteller enge oder weite Stiche gemacht werden können. (Um verschiedenen, an die Redaction gerichteten Anfragen zu begegnen, bedauern wir, daß uns vorläufig eine deutsche Bezugsquelle der Maschine nicht bekannt ist; aufgestellt ist dieselbe unter anderm in den Musterlagern der Gewerbvereine zu Stuttgart und Wien, der Preis ist 75 Thlr.)

Mit der Strickmaschine ist an letztgenanntem Ort der gelungene Versuch gemacht worden, bei der sogenannten Shawlstickerei Glasfäden einzustricken, welche die Verwendbarkeit eines neuen Gespinststoffes, der sogenannten Glaswolle, von J. de Brunfaut in Paris zum ersten male erzeugt, überzeugend darthaten. Man versteht darunter ein neues Erzeugniß der Glasspinnerei, von viel größerer Feinheit, Geschmeidigkeit und Dauer, als die seither bekannten, welcher schon zur Darstellung von Coiffuren, Schleifen, Armbändern, Manschetten, Uhrketten, gekräuselten und glatten Straußfedern vielfach angewandt wird. Die Glaswolle ist so fein wie Spinngewebe, daher die Besorgniß vor verletzenden Splittern ganz unbegründet ist, nichtsdestoweniger so stark, wie die beste Wolle, und von brillantem Glanz. Wie auf der Strickmaschine läßt sie sich auch mit der Nähmaschine zum schönsten Stepp- und Kettenstich benutzen. Ein besonderes Gewicht wird auch auf die hygienische Eigenschaft dieses Stoffes gelegt, dessen isolirende und wärmehaltende Beschaffenheit außer Zweifel steht, sodaß man glaubt, die Glaswolle müsse in zahlreichen Krankheiten als Linderungsmittel eine hervorragend günstige Wirkung äußern.

Ein neues Verfahren zum Sprengen des Glases haben die Baccarat-Krystallwerke in Frankreich eingeführt. Man leitet dazu einen heißen Gasstrom mittels einer feinen Löthrohrspitze auf das zu sprengende Stück, wodurch man einen so scharfen Absprung erlangt, als derselbe auf andere Weise kaum möglich ist. Um z. B. einen Cylinder zu sprengen, wird derselbe dicht vor der Rohrmündung um seine Achse gedreht, der so gezogene heiße Ring aber alsdann befeuchtet, worauf sofort eine ganz glatte Trennung erfolgt. Die schnelle, ununterbrochene Ausführbarkeit, welche mittels Erzeugung eines continuirlichen heißen Luft- oder Dampfstroms keinerlei Schwierigkeit hat, empfiehlt diese Methode ebenso wie der saubere, durchaus glatte Abschnitt.

In der Gewerbeausstellung zur Zeit des Octoberfestes in München war eine neue Uhr von dem berühmten Erfinder Mannhardt ausgestellt, welche ein lange gesuchtes Problem in sehr befriedigender Weise löst. Es ist bei der Construction derselben nicht blos das Schmieröl und jede gleitende Reibung entfernt, sondern der freischwingende Pendel erhält auch durch eine besondere Vorrichtung den Antrieb an der geeignetsten Stelle in der Nähe des Schwingungsmittelpunkts und während seiner größten Geschwindigkeit. Auf diese Weise ist ein völlig sicherer und zuverlässiger Regulator hergestellt worden, der sich selbst für Sternwarten, die bekanntlich der genauesten Uhren bedürfen, eignet. Die Uhr geht acht Tage, und sorgfältig angestellte Beobachtungen haben gezeigt, daß das Werk sowol bei der größten Kälte als im stark geheizten Raume die gleiche Zeit hält. Auch von andern neuen Erfindungen im Gebiete der Uhrenindustrie ist zu berichten. Deuwagner in Sanct-Pölten, der deutsche Erfinder der Remontoirs, d. i. Taschenuhren, welche ohne Schlüssel aufgezogen werden, hat nunmehr einen ganz neuen Aufziehmechanismus construirt, vermittels dessen das Oeffnen und Schließen des Deckels eine Sa-

Digitized by Google

vonetteuhr aufzieht; ein sechsmaliges Aufspringenlassen genügt, um die Uhr auf 24 Stunden aufzuziehen; wird sie hingegen tagsüber mehr als sechsmal geöffnet, so beginnt der Aufziehmechanismus leer zu gehen, die Uhr erleidet somit keinen Schaden. Der Erfinder hat das Patent an die Firma Theyrer u. Sohn in Lachaux-de-Fonds verkauft, welcher aber mit Unrecht die Idee selber zugeschrieben wird.

Als Nachtwächter-Controleuhr, wie sie namentlich in größern Etablissements durchaus nothwendig erscheint, war bisher die Bürk'sche unübertroffen. Noch einfacher und sicherer soll aber diejenige von Dollfus-Mieg u. Comp. in Mülhlhausen sein. Der Wächter erhält nämlich eine Karte; auf jeder Station, die er zu besuchen hat, schiebt er dieselbe in ein Kästchen von entsprechender Größe, in welchem genau zu der bestimmten Zeit, nicht früher oder später, ein Stempel auftritt, welcher den Theil einer zusammengesetzten Figur auf die Karte druckt. Hat der Wächter alle Stationen richtig begangen, so hat er auch die letztere in vollendeter, geschlossener Zeichnung auf seiner Karte; ist er aber nur ein einziges mal zu spät, oder gar nicht gekommen, so weist die Figur eine Lücke auf. Wenn der Mann seine Stunde beendet hat oder an die Endstation gelangt, so stößt er die Karte in eine besondere Mündung des Apparats, wodurch zugleich die genaue Zeit seines Abgangs constatirt wird. Die ganze, äußerst sinnreiche Vorrichtung schließt die Möglichkeit einer Hinterziehung um so mehr aus, als die Druckfiguren der Stempel häufig gewechselt werden und schwer nachzumachen sind.

Eine Wasseruhr von ebenso einfachem als sicherm Mechanismus hat der Pater Embrico in Rom erfunden. Das zu ihrem Betriebe erforderliche Wasser entströmt ununterbrochen dem obern Rande eines stets angefüllten Trichters und fällt herab in eine, in der Mitte durch eine Wand geschiedene Schale in Form eines Schiffchens, welche quer auf der Welle befestigt ist, die den Antrieb des Pendels mittels der gewöhnlichen Gabel regiert. Auf diese Weise hebt und senkt sich das Schiffchen, je nachdem seine beiden Abtheilungen sich leeren und füllen, mit völliger Regelmäßigkeit; ein ganz ähnliches Wiegesystem ist unterhalb angebracht, empfängt das Ausgußwasser des obern, und bewegt sich somit in gleichem Tempo. Von der untern schwingenden Welle aus greift ein Hebelarm in das Zeigerwerk und treibt das Secundenrad, welches zugleich Betriebsrad für das Minutenrad und Stundenrad ist, während alle übrigen Bewegungen sich durch bloße Hebel, nicht durch gezahnte Räder, fortpflanzen.

Glimmer statt Glas findet immer weiter gehende Verwendung. Schon seit einiger Zeit benutzt man das durchsichtige Mineral zu Schutzbrillen für Metall- und Steinarbeiter an Stelle der gebrechlichen und gefährlichen gläsernen mit dem besten Erfolge; es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß ein wuchtiger Hammerschlag, der ein Brillenglas zu Staub zermalmen würde, eine Glimmerbrille nicht in Splitter zu zertrümmern, sondern nur flach zu drücken vermag. Durch den Gebrauch derselben werden die so häufig vorkommenden Augenverletzungen bei jenen Arbeitern sicher auf ein geringstes Maß beschränkt werden. Neuerdings hat man aber auch unzerbrechliche Lampencylinder aus Glimmer in den Handel gebracht, sowie andere nutzbare Anwendungen des lange verachteten Materials gefunden. Der innere Raum des breslauer Theaters wird durch einen Kronleuchter erhellt, welcher außer 24 Argantlampen noch drei konische Ringe mit etlichen hundert offenen Gasflammen hat. Zur Beschirmung der letztern wurden bisher Halbkugeln von geschliffenem Glase verwendet, welche aber häufig sprangen, daher fortwährend Reparatur und Unannehmlichkeiten veranlaßten. Dem hat man nunmehr erfolgreich abgeholfen durch einen großen, konisch zulaufenden Schirm, dessen obere Breite noch 7 Fuß Durchmesser zeigt, aus mattgeschliffenem Glimmer, welcher nicht allein ein viel milderes, weißeres Licht verbreitet als die frühern Glasschirme, sondern auch um mindestens 100 Pfd. leichter ist als der frühere Apparat. Es ist vorauszusehen, daß

Digitized by Google

der Glimmer statt des Glases noch zu vielen ähnlichen Zwecken befriedigende Verwendung finden wird.

Eine interessante Erfindung der Neuzeit ist der Krystallisationsdruck, welchen zuerst Kuhlmann in Lille angewendet hat. Derselbe besteht in der Uebertragung der zierlichen Zeichnungen krystallisirender Salze auf Zeuge oder Papier. Früher schon geschah dies mittels Bleizucker, dessen giftige Eigenschaft aber die Anwendung beschränkte und vielfach das Verbot der Perlmutter-, Krystall- und Eispapiere veranlaßte. Kuhlmann gelang es, das essigsaure Bleioxyd durch andere Salze — Baryumacetat, Zinksulfat, Chlorbaryum, Eisenvitriol, Salpeter — zu ersetzen, gleichzeitig aber auch die Krystallisation nicht direct vor sich gehen zu lassen, sondern sie auf Metall oder Glas zu erzeugen, und von diesen auf das Papier u. s. w. zu übertragen. Ebenso hat Kuhlmann vielfache Versuche angestellt, die Zeichnungen der Krystallfiguren in der Druckerei, namentlich dem Zeugdruck, anzuwenden, und es ist in Bezug auf die Herstellung flacher Formen das Problem als gelöst zu betrachten. Eine besonders wichtige Anwendung des Krystalldrucks ist diejenige zur Herstellung unnachahmbarer Kassenscheine und Werthpapiere, indem eine jede Platte auf keine Weise wieder noch einmal gerade so erzeugt werden kann, aber auch der geübteste Künstler nicht im Stande ist, die Millionen feiner Aederchen der chemischen Action nachzubilden. Vor der photographischen Nachahmung schützt aber die Benutzung einer Druckfarbe, welche die Photographie nicht wiederzugeben vermag.

Großes Aufsehen haben die erst jüngst auf dem Continent eingeführten amerikanischen Brunnen gemacht, eine Erfindung von Goodwood, deren Nutzen nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Der wesentlichste Theil derselben besteht aus einer Röhre von gezogenem Eisen, unten geschlossen mit einem harten Stahlmeißel oder Bohrer, oberhalb desselben aber ringsum mit Löchern versehen. Diese Röhre wird mittels eines sie umschließenden Rammklotzes, der sich auf- und niederbewegend in Rollen läuft, die an jener selbst befestigt sind, in den Boden getrieben, wozu zwei Arbeiter genügen. Daß der Saugtheil eine wasserführende Schicht erreicht hat, erkennt man durch Einführung eines Senkloths in die Röhre; ist der Wasserstand genügend hoch, so schraubt man zuerst eine Reinigungspumpe auf, mittels welcher man das mit Schlamm, Sand und Kies gemengte Wasser so lange entfernt, bis sich unten rings um den Korb eine Höhlung als Behälter gebildet hat, welche ein continuirliches Wasserquantum liefert. Sobald die Pumpe völlig klares Wasser gibt, nimmt man die Reinigungspumpe ab, schraubt eine gewöhnliche auf, und der Brunnen ist fertig. Hat beim Niedertreiben des Pumpenrohrs dasselbe eine Thonschicht durchteuft, oder sind die Korblöcher auf andere Weise verstopft, sodaß die Reinigungspumpe nicht saugt, oder daß, trotz der Wahrscheinlichkeit, kein Wasser in die Röhre tritt, so preßt man mittels einer Druckpumpe von oben Wasser hinein, wodurch alsbald die Oeffnungen frei werden. Unter günstigen Verhältnissen stellt man auf diese Weise binnen 20 Minuten einen Brunnen her — ein ganz unberechenbarer Vortheil, der diese amerikanischen Brunnen zum Segen wasserarmer Landstriche machen wird. Am besten bewähren sie sich in einem kiesigen, grantigen, schotterigen Untergrunde. Findet man in der entsprechenden Tiefe kein Wasser, so ist dies immerhin blos ein geringes Zeitversäumniß, da man binnen 5 Minuten mittels eines Wuchthebels das Rohr aus der Erde ziehen kann, und alsdann den Versuch an einer andern Stelle wiederholt.

Das Wunder früherer Zeit, die Taucherglocke, wird neuerdings selten mehr gebraucht, sondern durch viel vollkommenere Taucherapparate ersetzt, die namentlich seit der Pariser Weltausstellung allgemeiner bekannt geworden sind. Sie bestehen aus einer wasserdichten, dem Druck des Wassers Widerstand leistenden Rüstung mit Helm und Glasvisir, in welche der Taucher sich einschließt und mittels eines Kautschukschlauchs von oben herab frische Athmungsluft zugepumpt erhält, während er die ausgeathmete Luft durch

Digitized by Google

ein Ventil in das Wasser austreten läßt. Mit einem solchen Apparat kann der Mensch sich bis in eine Tiefe von 160 Fuß wagen, doch bleibt als mittlere Tiefe, in der sich noch gut arbeiten läßt, als Grenze 90 Fuß, während bei nur 60—70 Fuß Tiefe der Taucher 12 Stunden lang unter Wasser fortarbeiten kann, ohne daß er mehr als ein paarmal zur Erholung auf 10 Minuten an die Oberfläche kommt. Bei einer Tiefe von mehr als 160 Fuß wird dagegen der Druck des Wassers so gewaltig, daß die Taucherrüstung ihm nicht mehr zu widerstehen vermag, der Taucher daher erdrückt werden müßte.

Zur raschen Anzeige ausgebrochenen Feuers in größern Magazinen hat man in England folgenden neuen Signalapparat construirt: In allen Räumen, wo leicht entzündliche Stoffe lagern, ist ein zuverlässiges Thermometer angebracht, das in Verbindung steht mit einem elektrischen Leitungsdrahte, welcher nach dem Signalglockenapparat in dem Locale der Feuerwache führt. Sobald nun in irgendeinem Magazin ein Brand ausbricht, so erhöht sich natürlich die Temperatur, das Quecksilber steigt und berührt den Leitungsdraht, der als Telegraph sofort den Signalglockenapparat in Alarm bringt. Auf diese Weise ist eine hinreichende Sicherheit für die rascheste Kunde von einem Brande geboten, welche die Anstellung besonderer Feuerwächter entbehrlich macht. Auf Schiffen sind statt der bei Nebel unzuverlässigen Lichtsignale Tonsignale angebracht worden: Trompeten, welche durch einen Blasbalg in Klang gebracht, bis auf vier Seemeilen Entfernung gehört werden.

Die Dampfkesselversicherung ist mit Hinblick auf die große Zahl von Menschenleben, welche den Kesselexplosionen zum Opfer fällt, sowie auf die immensen, dadurch veranlaßten Verluste, eine Sache von der größten Wichtigkeit, deren sich sowol die Regierungen als auch die Industriellen auf das energischste annehmen sollten. So wie es heute ist, kann kein Dampfkesselbesitzer eine Nacht ruhig schlafen; an einem Haar, woran der Zufall die Schere hält, schwebt unaufhörlich über ihm das Damoklesschwert der Kesselexplosion, das weder durch die strengsten Kesselgesetze, noch durch Aufsicht und Vorkehrungen aller Art im Falle aufgehalten werden kann, zumal über die Ursachen der Dampfkesselsprengungen bisjetzt trotz aller Hypothesen noch gar nichts Sicheres aufgestellt ist; es kann sogar bezweifelt werden, daß dies jemals geschehe, weil wahrscheinlich eine größere Anzahl von Factoren dabei in Wirkung tritt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Um so mehr ist es gerathen, allenthalben den Weg zu betreten, den man in England mit Glück betreten hat, nämlich den der allgemeinen Versicherung der Dampfkessel. Denn die Aufgabe der zu diesem Zweck gegenwärtig in Großbritannien wirksamen drei Associationen: die Manchester Boiler Association, die Midland Steam Boiler Inspection and Assurance Company, und die National Boiler Insurance Company, ist nicht blos die vollständige Entschädigung der von Dampfkesselexplosionen betroffenen, sondern in erster Linie die Verhütung von derartigen Unglücksfällen, zu welchem Endzweck die Ingenieure dieser Assecuranzgesellschaft unabläßig alle Dampfkesselanlagen ihres Bezirks revidiren und controliren. Im Jahre 1867 standen 6000 Dampfkessel unter der Controle genannter Gesellschaften, an welchen über 20000 Untersuchungen vorgenommen wurden. Dadurch aber hat die Zahl der Kesselexplosionen in England augenscheinlich abgenommen; es fielen 4—5 Fälle der versicherten Kessel auf 50—60 Fälle der nichtversicherten im ganzen Lande. Daraus geht mit Augenscheinlichkeit der hohe Werth der Dampfkesselversicherung hervor, welche auf dem Continent allgemein ins Leben zu treten die Berechtigung hat.

Das Paraffinfleisch ist Ergebniß einer neuen Methode der Conservation des wichtigsten Nahrungsmittels, welche bisher auf die verschiedenartigsten Weisen angestrebt worden ist. Weder das Dörren noch das Einsalzen, weder die Aufbewahrung in ver-

Digitized by Google

lötheten Blechbüchsen noch die Extractbereitung vermag alle Nahrungsstoffe, welche in gutem, frischem Fleisch enthalten sind, auf die Dauer und ohne größern Aufwand so zu erhalten, wie es die Ernährung des Menschen verlangt. Es gilt dabei vorzugsweise, die billige Fleischproduction wenig bevölkter Länder für die Civilisation nutzbar zu machen in einem Grade, welcher dem kostspieligern Erzeugniß der letztern mindestens die Wage hält. Dies scheint die Erfindung des Engländers Redwood erreichen zu wollen. Sein „Paraffinfleisch" ersetzt die Blechbüchse durch ein einfaches Umschließen mit geschmolzenem Paraffin, wobei Kochen, Aufkochen und luftdichtes Verlöthen in Einer Operation ausgeführt und die kostspieligen Büchsen erspart werden. Bei einer Temperatur von 105—115 Grad C. wird das sauber gewaschene, sorgfältig abgetrocknete Fleischstück in flüssigem Paraffin untergetaucht, und zwar so lange, bis jede Entwickelung von Gas aufhört. Dazu erfordert es natürlich um so mehr Zeit, je größer die Stücke sind; alsdann kommt das Fleisch abermals in Paraffin, das nur wenig über seinen Schmelzpunkt erhitzt ist, und wird darin so oft eingetaucht, bis sich eine genügend dicke Paraffinschicht als Ueberzug darumgelegt hat. Dann ist das Fleisch fertig und kann jahrelang ohne Verderb und ohne jeden Angeschmack aufbewahrt werden. Soll es zur Verwendung kommen, so braucht man blos durch Klopfen das Paraffin abzulösen oder das Stück in heißes Wasser zu tauchen, wodurch das Paraffin abschmilzt und selbstverständlich wieder zu gleichem oder anderm Zweck verwendet werden kann.

Der Anhydratkochtopf von Kapitän Warrens, ein für jeden Herd zu verwendender Kochapparat zur Bereitung von Speisen ohne Wasser, wird als die wichtigste und interessanteste Neuerung des letzten Jahrzehnts auf dem Gebiete der Speisenbereitung betrachtet. Derselbe kann auf jedem Herd, mit jedem beliebigen Brennmaterial benutzt werden, und sein Hauptvorzug vor jedem andern Kochgeschirr besteht darin, daß man das Fleisch ohne jeden Zusatz von Wasser kocht, demnach die kräftigste Bouillon ohne jede Beimischung von Wasser gewinnt. In ähnlicher Weise kocht man Kartoffeln, Gemüse u. s. w., alles zu gleicher Zeit, ohne Anwendung von Wasser, mit geringem Consum an Brennmaterial und ohne daß während des Kochens irgendwelche Beaufsichtigung nöthig ist; trotzdem ist es absolut unmöglich, daß das Fleisch oder irgendeine Speise überkochen oder anbrennen kann. Das Fleisch wird während des Kochens weder mit Dampf noch mit Wasser in Berührung gebracht, also in seinem eigenen Safte zubereitet, behält demnach seinen ganzen Nahrungsstoff und Wohlgeschmack unverkürzt, während es an Gewicht fast nichts verliert. Der Apparat empfiehlt sich für jede Haushaltung, der es darum zu thun ist, ohne Vermehrung des Kostenaufwandes eine kräftigere und zugleich wohlschmeckendere Nahrung zu erzielen. Er wird aus verzinntem Bessemerblech gefertigt und besteht aus drei ineinandergreifenden Töpfen, von welchen der untere mit Wasser so weit gefüllt wird, daß der Boden des zweiten, der das Fleisch aufnimmt, es berührt; der oberste Topf ist für das gleichzeitige Kochen von Gemüse bestimmt. Für jedes Pfund Fleisch rechnet man eine halbe Stunde Kochzeit. Währenddessen bedarf der Apparat keiner Beaufsichtigung, die Speisen können nach der Abkochung noch zwei bis drei Stunden darin warm erhalten werden, ohne daß sie an Geschmack und Qualität einbüßen. Ein anderer neuer Kochapparat ist von einem Ingenieur und Metallwaarenfabrikanten zu Iglau in Mähren aufgestellt worden. Mittels desselben kann Wasser in vier Minuten zum Sieden gebracht werden; als Brennmaterial dient Petroleum. Die Flamme setzt weder Rauch noch Ruß am Gefäß oder Cylinder ab und kann zugleich zur Beleuchtung dienen; in der Stunde wird nur für 1,7 Kr. Petroleum verbrannt.

Eine selbstwirkende Gefrorenesmaschine, welche durch die sinnreiche Construction eines im Innern der Büchse angebrachten Spatels das Gefrorene von selbst ablöst, aufstreicht und abarbeitet, so zwar, daß nach 10 Minuten langem Drehen dasselbe fertig

Digitized by Google

herausgenommen werden kann, hat E. Kolbenheyer in Wien erfunden. Die Zweckmäßigkeit des Apparats ist durch praktische Versuche außer Zweifel gestellt. Eis- und Zeitersparniß gewährt derselbe schon dadurch, daß der beliebig festzustellende Spatel die bereits gefrorenen Theile von den Wänden loslöst und mit den noch nicht gefrorenen in Berührung bringt, dadurch aber eine gute Abarbeitung der Mischung bewirkt, wie sie an ähnlichen Maschinen in solcher Weise bisher vermißt wurde. Hieran reiht sich eine andere Erfindung der Neuzeit, die der Eiswagen zum Biertransport im Sommer. Zuerst wurden dieselben angewandt von der bekannten großartigen Dreher'schen Bierbrauerei in Kleinschwechat, welche in besonders construirten gedeckten Lastwagen ihr Bier zur Weltausstellung in Paris sandte, wo dasselbe in fabelhaften Quantitäten consumirt wurde. Diese Eiswagen, welche in der heißesten Jahreszeit functionirten, entsprachen allen Anforderungen zur größten Zufriedenheit; sie boten in ihrem Lagerraum Platz für je 95 Eimer Bier sammt Gebinde, im Gewicht von circa 140 Zollcentnern. Der Eiskellerfabrikant Wiesner in Wien fertigt solche transportable Eiskeller nunmehr in verbesserter Construction, und haben sich dieselben z. B. für den Biertransport zwischen Wien und Bremen trefflich bewährt. In letzterer Stadt werden diese Eisapparate, welche auf Rollen laufen, völlig unberührt auf die Schiffe gebracht und mittels derselben der vaterländische Gerstensaft bis nach Amerika befördert. Ueberhaupt fängt die Eisindustrie, deren eigentliche Heimat der letztere Welttheil ist, sich auch in Europa derart zu heben und zu vervollkommnen an, daß man nicht blos zur Gewinnung des Eises besondere Eispflüge und Maschinen anwendet, sondern auch die Erzeugung in der Weise zu sichern bestrebt ist, daß man durch die Anlage besonderer, flacher Bassins das Geschäft zu einem möglichst gefahrlosen und regelmäßigen zu machen bestrebt ist.

Von neuen Maschinen, Apparaten und Verfahren heben wir die folgenden hervor: Von Schnellfeuergewehren haben sich namentlich durch die Versuche während des wiener Schützenfestes bewährt die Systeme von Wincheſter, Peabody, Vetterly, Werndl, Milbank-Amsler, Larsen, Wa'nzl, Kruka, Werder, Morgenstern neben den französischen Chassepots und dem preußischen Zündnadelgewehre. Zerlegbare Kanonenboote, welche durch Straßenlocomotiven transportirt werden können, bauen die französischen Staatswerkstätten zu Cherbourg. Eine selbstthätige Dampfhammersteuerung für doppeltwirkende Hämmer mit Gegendampf hat Vanderelst zu Brain-le-Comte in Belgien erfunden; Hagen in Stargard einen Dampfkolben für Locomotivencylinder mit Dichtungsringen aus weichem Messing von vorzüglicher Haltbarkeit und Leistung; Thomson in Edinburgh ein Manometer aus schraubenförmig gewundenem Messingrohr, das durch den Dampfdruck aufgewunden wird. Von Lambelin in Paris ist ein selbstthätiger Apparat zur Abführung des Condensationswassers aus dem Dampfcylinder bekannt geworden. Eine verbesserte und vereinfachte Bandsäge, die mit der Schnelligkeit von 4 Fuß in der Minute arbeitet, ist patentirt für First u. Pryibil in Neuyork; eine verbesserte Kneipzange von Hall verhindert, daß beim Abzwicken die Backen aufeinanderwirken („Neue Erfindungen", Nr. 1); stählerne Dünger- und Heugabeln werden aus England und Amerika importirt und bürgern sich wegen ihrer größern Leichtigkeit und Dauer immer mehr ein; einen drehbaren Parallelschraubstock mit paralleler und schiefer Backeneinstellung, welcher eine Schiefstellung der Backen gestattet und die Umspannung unnöthig macht, hat Zemann beschrieben („Polytechnisches Journal", Nr. 188 und 103). Rankine hat einen während der Bewegung verstellbaren Regulator mit vollständigem Isochronismus angegeben („Deutsche Industriezeitung", Nr. 244).

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die deutschen Bibliotheken.

Als Bischof Luitprand am Hofe des Königs Otto im Jahre 958 in Frankfurt a. M. die „Antapodosis“ (Buch der Vergeltung) begann, glaubte er sich vor der Nachwelt entschuldigen zu müssen, daß er sie noch mit einer Schrift belästige, und äußerte seine Furcht in den Worten: „Diese hochmüthigen Leute, die zum Lesen zu träge sind, und nach dem Ausdrucke des gelehrten Boëthius den philosophischen Mantel zu tragen glauben, da sie doch nur einen Fetzen davon besitzen, werden mir höhnend sagen: «Unsere Vorfahren haben schon so viel geschrieben, daß es eher an Lesern als an Büchern fehlen möchte» — auch werden sie mich mit jenem Vers des Lustspiels verspotten: «Nichts wird man hören, was nicht andere schon gesagt.»“

Wie hier den Terenz, so citirt der vor allen als bibelfest berühmte Bischof mit großer Vorliebe Stellen der heidnischen Literatur, und zwar, wie die ungenaue Form beweist, aus dem Gedächtniß. Es war also sicher nicht Mangel an Achtung vor ihren Werken, sondern gerade ihre höchste Werthschätzung, die ihn das Vorhandene als nicht vermehrbar erkennen, und die ihn den bescheidensten Theil für sich beanspruchen ließ, wie er auch bald erklärend hinzufügt: „Wer sich in den tiefsinnigen Werken des beredten Tullius milde gelesen, mag in solch leichten Schriften wie die gegenwärtigen Erholung suchen.“

Was würde der gelehrte Bischof sagen, wenn er die Zahl unserer Bücher zu überblicken vor sich gehabt hätte! Eins ist gewiß: die Sorge, die er weiterhin noch ausführlicher motivirt, daß leichte Schriften zur Erholung des Geistes von dem Studium tiefsinniger Werke auch von nöthen seien, würde er nicht gar so stark hervorgehoben haben; denn wie viel Herrliches auch in dem seit jener Zeit bald verflossenen Jahrtausend geschrieben worden sein mag: an der Zahl solcher Bücher, die durch ihren Tiefsinn den Geist nicht zu sehr anstrengen, ist jetzt noch viel weniger Mangel, und wir können wahrlich mit mehr Recht als jene von Bischof Luitprand gefürchteten Spötter ausrufen: „An Büchern mangelt es uns nicht, eher an Lesern!“

Kein Umstand ist so wichtig für das deutsche Culturleben als die Verhältnisse unserer Bibliotheken. Sie sind nicht allein das Resultat der Höhe unserer Civilisation, sondern auch die Achse, die durch ihre Größe den ganzen Kreis der Thätigkeit bestimmt; denn wir befinden uns auf dem Standpunkte, daß Bücher für jeden unentbehrlich gleich dem Gelde werden. Wenn sie wie dieses cursiren, ahmen sie leider auch die metallischen Neigungen nach. Das Gold ist für den Reichen, nur das Kupfer für den Armen zu erwerben, aber der Geist der Menschen ist an Adern edler Metalle unerschöpflicher als der mütterliche Boden, der ihn genährt. Die Erde hat ihre besten Gaben jenen vertraut und wartet geduldig, bis der lässige Schuldner, um das Kapital einst abzutragen, mit dem geliehenen Pfunde gewuchert haben wird. Trieb das Verlangen, Gold zu gewinnen, die Menschheit zur Alchemie, so fand sie auch ein Gold — das Gold der Wissenschaft. Jenes konnte sie nicht chemisch bereiten, allein die Sehnsucht danach führte auf dem speculativen Gebiete vorwärts und man erfand die Druckerpressen, das geistige Gold zu vervielfältigen. Die Vermehrung von Büchern geschieht aber in den letzten Decennien bereits mit so unglaublicher Schnelligkeit, daß die geistigen Schätze, der ganzen Menschheit wohlerworbenes Eigenthum, auch der ganzen Menschheit zugute kommen dürfen.

Digitized by Google

Nur schließt der Reiche den Ueberfluß an Geld und Büchern ein und der Arme hungert und verkümmert, weil er, um das tägliche Brot sorgend, keine Gelegenheit hat, die geistige Nahrung zu erwerben.

Unser Jahrzehnt tritt in seinem Ringen nach Abhülfe des Elends vor allen Zeiten glänzend hervor; vertrauen wir der Zukunft, daß sie Mittel und Wege finden wird, auch auf dem begonnenen Pfade einer allseitigern Mittheilung der geistigen Güter ein erfreuliches Ziel zu erreichen. In der Beurtheilung unserer Büchervorräthe können wir aber nicht nur die Größe der Bibliotheken ins Auge fassen. Die Bücherzahl geht nicht immer mit dem Werthe derselben Hand in Hand, und der Endzweck aller Bücher, ihre Benutzung, steht leider noch viel weniger mit den Größen der Zahlreihen in gleichem Verhältniß. Wir müssen also von dem Ausspruche des Kaisers Maximilian lernen, der, als er im Jahre 1575 die kaiserliche Privatbibliothek zu Wien der Oeffentlichkeit übergab, dies mit den Worten begründete: „Eine noch so wohl versehene Bibliothek, die nicht zum Gebrauche offen steht, gleicht einer brennenden Kerze unter einem darübergestürzten Scheffel, deren Licht niemand wahrnehmen kann."

1) Historische Einleitung.

Erst 400 Jahre arbeitet die Buchdruckerpresse und bereits ist ihre Thätigkeit so ins Unendliche gewachsen, daß keine Zahlen sie mehr anschaulich zu machen vermögen. Nicht die ersten drei Jahrhunderte haben der Lettern so viele gedruckt als jetzt ein Jahr.

Das neue Leben, welches die Buchdruckerkunst hervorbringen sollte, brauchte jene Zeit, um die unermeßliche Gewalt seiner Bedeutung im rechten Maße darzuthun. Auch die klarste aller segensvollen Erfindungen wurde dem Geschick unterworfen, daß sie für ihre Zeit die rechte Würdigung nicht genießen durfte. Auch sie mußte sich erst den Boden erwerben, auf dem ihre Früchte reifen konnten. Thatsächlich ist es, daß bei den Römern Sklaven, in der frühesten Blütezeit der deutschen Klöster Mönche so viel schrieben, daß die ersten Druckereien keinen so gewaltigen Umschwung hervorbrachten, als wir heute, wo unser Bedarf ins Unendliche gewachsen, anzunehmen geneigt sind. Heute freilich hat die deutsche Erfindung nicht nur Europa, sondern den ganzen Erdball verändert und sie bewegt in den extremsten Verhältnissen mancher fernen Punkte mehr das junge Leben, als wir culturstolzen Europäer glauben wollen. Auch Neger und Hottentotten wissen die Buchdruckerkunst sich nutzbar zu machen, und in ausgedehnterm Maße, als wir es uns vorstellen können. Nicht allein bei den freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten, auch auf dem schwierigen Terrain Südafrikas gibt es jetzt bereits 29 regelmäßige Zeitungen, in Australien gegen 50, in Vandiemensland 12 und allein auf den Sandwichinseln 6 Zeitschriften in 10000 Exemplaren. So schnell konnte freilich in jenen Tagen Hand in Hand mit der Neuheit der Erfindung der geistige Verkehr nicht erblühen. Die ältesten Druckwerke werden noch heute im bibliographischen Interesse gleich Handschriften jener Zeit geschätzt, ein Beweis, wie wenig in den ersten Jahrhunderten die neue Kunst angewendet wurde. Der Keim des großen Segensbaumes lag in dem Factum, daß jene vervielfältigende Erfindung den Zauber des Unschätzbaren verminderte und dadurch zum öffentlichen Eigenthum Wege bahnte, daß sie aus stiller Klosterzelle die geistigen Güter auf den lauten Markt der Welt geführt.

Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts bewahrten die reichen deutschen Schriftschätze nur die Klosterbibliotheken. Auch auf den Universitäten zu Prag, Wien, Köln und Erfurt war es recht schlecht bestellt. Nur Heidelberg machte eine Ausnahme, denn Johann von Dalberg, Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, der Schöpfer jener ersten vorzüglichsten deutschen Bibliothek, fand um das Jahr 1480 immerhin schon erwähnenswerthen Bestand; fast alle Universitäten hatten in den ersten Jahren nach unsern

Digitized by Google

Begriffen noch keine Bibliothek, sondern besaßen nur einige Bücher, die ja aber auch dem öffentlichen Leben verschlossen waren. Die deutschen Kaiser selbst hatten im Gegensatz zu der Liebhaberei ihrer Vorfahren, Schriftschätze anzusammeln, während sie fast ein Wanderleben führten, im letzten Jahrhundert vor Erfindung der Buchdruckerkunst in ihrer Hauptstadt Wien so wenig Bücher, daß auch diese kaum eine Bibliothek genannt zu werden verdienten. Erst 1440 wird die kaiserliche Privatbibliothek als solche geordnet und gehütet. In der geistigen Finsterniß, welche zwischen diesem Zeitpunkte und dem großen Schritte des Kaisers, seine Bibliothek der Oeffentlichkeit zu übergeben, noch 135 Jahre währt, leuchtet nur ein heller Stern des deutschen Volksbewußtseins. Mitten unter Kämpfen um Freiheit und Leben erwachte zuerst in den Freien Reichsstädten der Sinn für den Besitz eines Büchereigenthums. Die älteste deutsche Bibliothek ist die der Stadt Regensburg. Wir hören zuerst von ihrem Bücherbesitz im Jahre 1430, indem die Stadt ein Vermächtniß von acht juridischen Handschriften erhält. Den Reichsstädten bleibt der Ruhm, daß sie alle mehr oder minder kleine Sammlungen von ihren Mitbürgern als öffentliches Eigenthum ihrer Stadt erhielten. In Ulm schenkt Heinrich Neidhardt 1440 der Stadt 300 Handschriften. Drei Jahre später werden von seinen Brüdern Bestimmungen zur Erbauung einer Bibliothek über ihrer Familienkapelle im Münster getroffen. Reichlicher flossen die Geschenke in Nürnberg, Hamburg, Hannover 1445, Memmingen 1467 und Frankfurt a. M. 1484. In einigen dieser Städte werden gleichzeitig mehrere Sammlungen ins Leben gerufen. Für den Stadtarzt bestanden schon früher eine manchmal nicht unbedeutende Anzahl Bücher und die juridischen Bücher sehen wir wieder als besonders wichtiges Gut der Ortsobrigkeit testamentarisch vermacht. Ebenso war auch diese bald beflissen, so seltene Schätze zu erwerben. Die Städte aber hatten keine Mönche, die für sie schrieben. Sie mußten begreiflicherweise jedes solches Document auf das Theuerste, oft mit Vorrechten den Klöstern bezahlen, in einer Zeit, in welcher man bekanntermaßen für eine Bibel 5—600 Thlr. zahlte, deren Abschriften noch am leichtesten gemacht werden konnten. Für ein Decretum Gratiani gab man im 13. Jahrhundert 10 Pfd. St. und wir finden Beispiele in den Chroniken, daß sich ein Abt zwei Weinberge für ein schönes Meßbuch geben läßt.

Ehe der Sinn für öffentliche Stadtbibliotheken entstand, war natürlich der Wunsch nach dem eigenen Besitze schon längst bei den reichen Handelsherren jener Zeit entstanden. Es müssen viele, nicht unbedeutende Bibliotheken angesammelt worden sein, leider war ihr Los, ebenso rasch wieder zerstreut zu werden. Die Herren Fugger in Augsburg, seit 1400 dort zu großem Ansehen gelangt, hatten vor allem mit außergewöhnlichem Eifer Schriftschätze gesammelt. Nach dem Sinne des Gründers sollten wol auch fort und fort alle spätern Erwerbungen der Geschlechtsbibliothek einverleibt werden, aber leider wurde in der Folge von den verschiedenen Linien des weitverzweigten Hauses ganz diesem Wunsche entgegengehandelt. Im Jahre 1575 schenkte Johann Jakob Fugger seine vorzügliche Handschriftensammlung der Bibliothek zu München. In den folgenden Jahrzehnten geschah aber doch so viel für die Geschlechtsbibliothek, daß sie um das Jahr 1600 für die bedeutendste Privatsammlung galt. Die Klosterbibliothek ausgenommen war sie mithin wol die größte, die neben der Universitätsbibliothek zu Heidelberg und der in den letzten Jahrzehnten auf vielfache Weise vermehrten kaiserlichen Bibliothek zu Wien existirte. Als Kaiser Karl V. die Kunstschätze von Paris mit französischem Selbstgefühl gezeigt wurden, konnte er nicht sagen: „Da habe ich in Wien noch mehr", sondern er sagte der Wahrheit gemäß: „Da hat ein Weber in meinem Reiche ganz andere Dinge." Jenem Reichthum ward aber eine traurige Zersplitterung zutheil. Ulrich Fugger, der Raimund'schen Linie angehörig, welcher die größte Bibliothek besaß, vermachte, weil er zum Protestantismus übergetreten und mit der übrigen Familie zerfallen war, der Uni-

Digitized by Google

versität zu Heidelberg seine ganze Sammlung. Und als nun vollends durch die traurigen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs das reiche Haus, dessen Flagge auf allen Meeren wehte, so weit ruinirt war, daß ein Concurs ausbrach, kam auch die Geschlechtsbibliothek zur Versteigerung. Sie wurde von Kaiser Leopold für einen Spottpreis erstanden und nach Wien geführt. Jene 15000 Bände enthalten für die deutsche Culturgeschichte unschätzbares Material, weil sie aus Zeiten stammen, wo die ersten commerziellen Interessen wol nirgends vollständiger vertreten sind. Diese Sammlung enthält die ältesten deutschen Zeitungen, und wol nur der erste Versuch Julius Cäsar's, in 15 Exemplaren der sogenannten „Acta diurna" den entfernten Heeren und Consuln die wichtigsten Befehle und Nachrichten in gleichlautenden Abschriften zukommen zu lassen, raubt ihnen die Ehre, die ersten Zeitungen der Welt zu sein. Die ältesten Zeitungen jener Fugger'schen Bibliothek sind dadurch entstanden, daß sich die verschiedenen Häuser und Agenturen der Fugger die nöthigen Berichte zuschickten, welche dann im Interesse der sich über die ganze bekannte Welt erstreckenden Handelsverbindungen zusammengestellt und allen Factoreien mitgetheilt wurden. Diese Zeitungen unterscheiden sich wenig von den heutigen, außer dadurch, daß sie nicht gedruckt und die Berichte in verschiedenen Sprachen abgefaßt sind. Das Italienische herrscht vor und wechselt mit Latein, Spanisch, Französisch und Deutsch. Sie umfassen aber alle Welthändel, alle religiösen Fragen, alle Naturerscheinungen so gut wie heute. War doch alles, was die Welt bewegt, für die Handelshäuser von Interesse. Aus diesen Berichten entwickelten sich in wichtigen Kriegszeiten die ersten öffentlichen fliegenden Blätter, die sich später mit ziemlicher Regelmäßigkeit wiederholten. Man pflegt das Jahr 1457 als das Geburtsjahr zu nennen, obgleich man in den nächsten Jahrzehnten in Betreff der Oeffentlichkeit auch noch wenig Regelmäßigkeit kennt. Die Bücherschätze aber, welche die Fugger gesammelt, haben die drei Bibliotheken Heidelberg, München und Wien werthvoll bereichert; in einer Zeit, wo ebenso gut wie heute die Zahl der Bände nicht maßgebend für den Werth jener Schätze war, aber sicher um viel seltener eine Sammlung, die mit wissenschaftlichem Ernst und königlicher Freigebigkeit, wie sie von den Herren Fugger angelegt worden, gewonnen werden konnte. Die Buchdruckerkunst hatte sich langsamen Schritts erhoben und Kaiser und Reich brauchten Zeit, von der neuen Erfindung Nutzen zu ziehen. Das erste Buch, das sogenannte „Psalterium von Mainz", wurde am 14. Aug. 1457 vollendet. Ueber den Kämpfen und Sorgen, die Gutteuberg zu erleiden, und den Versuchen anderer verstrichen Jahre, ohne eine wesentliche Förderung den Sammlungen zu gewähren. Wir verdanken es dem rastlosen Streben eines Anton Koberger, daß am Ende des Jahrhunderts einzelne erfreuliche Resultate erzielt wurden. Er starb 1513 und hinterließ bereits 24 Pressen, an denen er 100 Arbeiter beschäftigte. Er war der erste deutsche Buchhändler und eröffnete Läden in den größten Städten Deutschlands. Nach seinem Tode muß sein Unternehmen bedeutend rückwärts gegangen sein; die folgenden drei Jahrzehnte weisen geringe Erfolge auf, und die als selten werthvollen Drucke werden von Panzer noch bis zum Jahre 1536 zu den Incunabeln gerechnet. Das Wirken der Reformation entflammte wieder den Eifer, um Schriften religiösen Inhalts zu vervielfältigen. Im Jahre 1564 werden bereits 250 Werke gedruckt, 25 Jahre später sind es 362 Werke und 1614 erscheinen 731 Werke. Viel trug zu diesem Aufschwung die ungemeine Ehre bei, die der Kunst als solcher gezollt wurde. Nie wurde sie in jener Zeit als Handwerk betrachtet, ja sie wurde ganz besonders die freie, die edle Kunst genannt. Erst später begann man, sie von ihrem Zauber zu entkleiden und in die gemeine Wirklichkeit des Broterwerbs herabzudrücken. Ob das Bestehen und räuberartige Betreiben des Handwerks im Nachdruck die geschätzte Kunst um ihre Ehre gebracht hat? Gerecht wäre es nur gewesen, aber noch mehr hat im 17. Jahrhundert der Uebergang des ausschließlichen Besitzes aller dichterischen und wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Bestrebungen in die Hände der gelehrten Stände dazu beigetragen. Es entstand die Kluft zwischen den Schreibern der Bücher und denen, die sie drucken sollten, während im 16. Jahrhundert, wo die Dichtkunst im Volke wurzelte, einer, der Bücher druckte, gern auch seine eigenen Gedanken zu Markte brachte. Das Selbstgefühl in der Würde ihrer Kunst blickt auch durch ihre Poesien, und nicht unbedeutende Dichter können wir unter ihrer Zunft zählen, so Pauli von der Aelst. Wie vielfach die Bessern jener Zeit, klagt er über die geringe Verwerthung und singt in seinem Liederbuch 1602:

Soll ich all's melden mit Fug
Was Nutz die Druckerei bringt?
Ein Ries Papier wär' nit g'nug
Was Gut's daraus entspringt.

Es that noth, für die bald hartbedrängte Kunst Theilnahme zu erwecken, denn die alles verheerenden Kriegsjahre sollten noch auf weit hinaus jeden erneuten Versuch zu Grunde richten. Langsam erholen sich die Städte von den großen Verlusten und erst 100 Jahre später sind die Zahlen der erschienenen Werke wieder den letztgenannten entsprechend. Im Jahre 1714 werden 828 Werke genannt; 1814 sind es bereits 5000 Werke.

2) Journale und Bücherverkehr der Gegenwart.

Außer der erwähnten bedeutenden Vermehrung ist aber jetzt ein neues Element in den Vordergrund getreten, und es genügen zur Beurtheilung des Wachsthums der Druckwerke nicht mehr die Zahlen, welche der „Leipziger Meßkatalog" uormirt. Das öffentliche Leben hatte sich in seinem Heißhunger eine leichtere Nahrung, die schneller zu bereiten und seinen Bedürfnissen nach schnellerer Kenntniß besser Rechnung trug, in Journalen und Broschüren geschaffen. Der geistige Frühling begann seine Blütenblätter gleich denen der fruchtbringenden Bäume in Ueberfülle auf den kalten Erdboden zu schütteln; als eine Botschaft, daß seine Früchte still keimen, wenn auch der Blütenblätter viele wie bei jenen nutzlos zerflattern und vergehen. Die Zahl der Exemplare, in welcher heute Journale gedruckt werden, ist eine so unendlich größere, als die der werthvollsten Bücher, daß diese Thatsache fast zu ernsten Fragen Veranlassung geben könnte. Gehen wir nicht der Gefahr entgegen, über der Leichtigkeit, mit der wir den Schaum des Wissens schlürfen, zu verlernen, uns in die einheitliche Größe wissenschaftlicher Kunstwerke zu vertiefen? Haben wir denn noch Zeit und Lust, irgendwelche Unbequemlichkeit und Schwerfälligkeit zu überwinden, um das Gold zu suchen, wenn es uns nicht hübsch blank geputzt als Zierath leicht zu hantierender Spielsachen wohlgefällig ins Auge tritt? Jedenfalls wollen wir es unserer Nation nicht als Bildungsmangel anrechnen, wenn sie in Verbreitung des Journalismus von andern Völkern, wie vor allen von den Engländern noch übertroffen wird. In Deutschland gibt der 1868 neuerschienene Preiscourant über die durch die Postanstalten des norddeutschen Postbezirks zu beziehenden Zeitschriften deren 2566 an. Sie sind als 761 politische, 947 nichtpolitische, aber steuerpflichtige, und 858 nichtpolitische und steuerfreie aufgeführt. Dahin gehören freilich auch alle wöchentlich und monatlich erscheinenden Zeitschriften, und daß wir deren keine kleine Zahl besitzen, belehrt uns der Jahreskatalog der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig, welcher uns im Jahre 1865 die Namen von 982 periodisch erscheinenden Journalen nennt. Im Jahre 1866 hingegen erschienen nur 887, ein immerhin bemerkenswerthes Zeichen des Sturms, der in diesem Jahre unsichere Verhältnisse aus dem Wege zu räumen wußte.

Das Verhältniß der Journalistik in England und Frankreich ist von dem unsern wesentlich dadurch verschieden, daß die Blätter öffentlich auf den Straßen verkauft werden dürfen. In Paris erscheinen sogar am Sonntag oder besser gesagt am Montag alle politischen Blätter ebenso regelmäßig als in den Wochentagen, nur mit Ausnahme von

Digitized by Google

sechs hohen Festtagen. Welch großartigen Aufschwung vermag aber die politische Presse zu nehmen, sobald sie eben wirklich der Oeffentlichkeit angehört! Wir können uns noch kein Bild davon machen, aber die Zahl der Exemplare für die einzelnen Blätter würde sich bald verdoppeln. In Paris haben 19 politische Blätter 75 Mill. Exemplare in einem Jahre trotz der unter dem zweiten Kaiserreich eingeführten Stempelsteuer abgesetzt. In London, wo an manchen Tagen mehrere Blätter erscheinen, je nach den eingelaufenen Schiffen, wird der Handel am großartigsten betrieben. Bereits im Jahre 1850 wurden in London überhaupt etwas über 65 Mill. Zeitungen abgesetzt, seit 1855 aber, wo die Stempelsteuer aufgehoben wurde, ist in ganz England die Zahl der Exemplare so enorm gewachsen, daß sich in den 12 Jahren der Absatz in London mehr als verdoppelt hat. Selbst „Advertiser", der im Jahre 1855 erst 959000 Nummern verkaufte, zeigte im verflossenen Jahre an, daß er seine Maschinen so weit vervollständigt, um während einer Stunde 80000 Exemplare abzuziehen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas sollen 400, nach andern 600 Mill. Zeitungsexemplare der 3000 Journale circuliren. So weit ist der Schnellpressendruck bei uns noch nicht gediehen; aber wir wissen uns zu helfen. Wir sind ein armes Land, wo manches literarische wie politische Exemplar durch recht viele Hände geht, denn ein gebildetes Proletariat muß unerschöpflich sein in Hülfsquellen und aus Wenigem seine Nahrung zu ziehen verstehen. Können wir doch für uns werthvollere Resultate in Betreff ernster Arbeiten in den Vordergrund stellen, denn an wissenschaftlichen Arbeiten überragt Deutschland weit alle andern Nationen. Im Jahre 1846 weisen die Kataloge 11086 in diesem Jahre neu erschienene Werke nach. Dem bedeutenden Rückschlag von 1848 folgen 1849 nur 8500 Bücher und 1856 10500 Werke. Im Jahre 1865 hingegen nennen die Kataloge der Hinrichs'schen Buchhandlung 8978 erschienene Werke und im Jahre 1866 7765 Werke. Unter diesen befanden sich im Jahre 1865 nur 380, im Jahre 1866 nur 342 Romane.

Diese Zahlen beweisen, daß die deutsche Nation, welche vor 100 Jahren 200, jetzt aber 3000 Buchhandlungen beschäftigt, die erste ist an Productivität auf dem Gebiete der Schriftstellerei. Demnächst ist der französische Buchhandel mit den meisten Nummern versehen, dann folgt erst der der englischen Nation. Im Jahre 1867 auf der Ausstellung zu Paris wurden 3399 Bände neuer Werke und 1533 neuer Auflagen für das Jahr 1866 festgestellt. Sie vertheilen sich auf 184 Verlagshandlungen. In den Vereinigten Staaten rechnet man gegen 3000 selbstständige Werke und 1000 Bücher, welche durch Nachdruck von andern Nationen entlehnt, durch 4000 Buchhändler vervielfältigt werden. Schon 1857 erschienen dort 2443 Bücher, von denen nur 746 keine Originale sind.*)

Betrachtet man aber die Zahl der Exemplare, so ist das Verhältniß gerade ein entgegengesetztes. Die allgemeine Kauflust in Amerika meldet uns fast unglaubliche Zahlen und die Kenntniß der Verbreitung unserer Bücher zeigt uns ein trauriges Resultat. Weit stehen wir da hinter England, welches in Europa die erste Stelle einnimmt, und weit hinter Frankreich zurück. Das Elend deutscher Schriftsteller ist keine Erfindung unbefriedigter Idealisten, es ist leider eine mit Zahlen zu beweisende Thatsache. Nicht der Werth, zum besten Theile bedingt der Preis die Verbreitung der Werke, und je höher er sich bei wissenschaftlichen Arbeiten stellt, desto weniger Exemplare werden in den meisten Fällen abgesetzt. War doch jener bekannte Streit zwischen einer geachteten Buchhandlung und einem Manne der Wissenschaft nur dadurch entstanden, daß diese nicht gewagt, mehr als einige hundert Exemplare aufzulegen, und dort fehlte es gewiß nicht an genügender Erfahrung. Ist Deutschland ein so armes Land, daß es seine Schriftsteller wirklich nicht ernähren kann? Ist die Zahl seiner reichen Leute so gering, oder stehen diese, statt nach

*) Vgl. R. J. Neumann, „Geschichte der Vereinigten Staaten".

Digitized by Google

dem natürlichen Laufe der Dinge die Träger der Civilisation zu sein, hier gerade ohne Sympathie theilnahmlos der welthistorischen Sendung unserer Nation gegenüber? Wie dem auch sei, die deutschen socialen Uebelstände, welche viel Arbeit für wenig Geld bedingen, culminiren in der Region der Geistesarbeit und der Schmerzensschrei Julius Mosen's wird hier noch lange widerhallen:

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorberkron',
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?

Wenig Käufer, wenig Anerkennung, aber viel Kritik und nur im seltensten Falle ein wenig Unsterblichkeit; das ist das Los reichbegabter deutscher Schriftsteller. Mancher entging einer traurigen Vergessenheit nur durch das sonderbare Glück, daß Weltkluge aus andern Nationen seine Arbeit bei zeiten zum Fundament ihrer praktischen Reformen erwählt hatten. Fragen wir uns nun, warum geht gerade in Deutschland der Reichthum der Productivität mit dem Mangel der Verbreitung Hand in Hand? Prüfen wir die Verhältnisse anderer Nationen, um die Antwort zu finden, wir werden stets zu dem Resultate zurückkehren: Je billiger die Bücher, je größer der Absatz. Die billigsten Bücher der Erde liefern die Vereinigten Staaten und haben daher auch den größten Absatz. Nachdem freilich durch den Nachdruck, der dort zuerst allgemein galt, die billigen Preise Brauch wurden, befinden sich jetzt die dortigen Schriftsteller am besten, sie erhalten höhere Preise, als selbst die der englischen Nation und der Absatz mancher wissenschaftlichen Werke beläuft sich auf 4—500000, ja bis auf 1 Mill. Exemplare. Wir haben in Deutschland gewiß keinen Fall, daß Gelehrten ein Werk, wie in Amerika den Aerzten Wood und Bache ihre „Arzneikunde", 80000 Doll. einbrachte. Auch Charles Dickens erhielt für zwei Romane, die in England sehr hoch honorirt waren, von den beiden Firmen in Amerika 60000 Doll. In England sind die meisten Bücher viel theuerer als dieselben in Nordamerika. Aber dort hat man zu einem andern Hilfsmittel seine Zuflucht genommen. Neben den theuern Exemplaren hat man durch billige Pennyausgaben versucht, erst eine allseitigere Verbreitung der englischen Autoren, dann aber auch eine größere Einnahme zu erzielen. Und dennoch bestehen ihre Buchhändler nicht schlecht und zahlen jedenfalls ganz andere Preise, als es in Deutschland vorkommt.*) Aber welchen Bedarf an Büchern hat auch der Engländer und noch mehr der Amerikaner! Jeder anständige Gasthof hat eine größere Bibliothek, als bei uns die Bücher von ein paar Dutzend kleinen Städten zusammen ausmachen würden. Die Daten des Bücherverkehrs grenzen an das Unglaubliche. Wir können es nicht recht verstehen, wenn wir hören, daß eine Buchhandlung in San-Francisco allein 110000 Bände Jugendschriften auf Lager hält, oder, daß das Haus Ivison in Newyork 185560 Bände Jugendschriften in Einem Jahre allein nach Illinois verkauft. Die billigen Bücher Nordamerikas verschaffen ihm auch Absatz nach dem Auslande. Die japanesische Regierung bezieht gegenwärtig 25000 Bände englischer Schulbücher für ihre Volksschulen aus Newyork. Minder gut ist nun freilich der große Absatz, der auch schlechten Büchern hier zutheil wird. Ein Roman: „Die Amme und der Spion", fand 125000 Abnehmer, ohne irgendeinen andern Werth zu haben als den die Neugier der Amerikaner reizenden Titel. Hingegen hat in Deutschland der Roman, welcher den größten Erfolg der Neuzeit errang, Freytag's „Soll und Haben", nur 25000 Exemplare abgesetzt.**) Begreiflicher ist es, wenn wir hören, daß von den vielen Schriften

*) Ein Beweis dafür ist die Thatsache, daß Alfred Tennyson von der Zeitschrift „GoodWords" für 12 kleine Gedichte 2000 Pfd. St. erhielt.

**) Die Lieferungsromane von John Retcliffe u. a. dürften denn doch einen weit größern Absatz aufzuweisen haben. D. Red.

Digitized by Google

über den amerikanischen Conflict die des Horace Greeley in Herford in Connecticut in 180000 Exemplaren verkauft wurde. Wie viel Bücher werden da gekauft und vielleicht nicht gelesen! Wir aber sind ein armes Volk und können eher Bücher schreiben, als sie uns kaufen. Bruchstückweise in Sentenzen und Auszügen, allenfalls aus Groschenbibliotheken holt sich zum großen Theil das deutsche Volk die Geistesproducte seiner Autoren. Circulirten doch bis in diesen Tagen die größten Heroen unsers Vaterlandes nicht in übermäßig viel Exemplaren, wie stolz auch dieses Vaterland sich sonst auf seinen Ruhm erwies. Und erst jetzt stehen wir wenigstens in dieser Beziehung an einem Wendepunkte der Dinge. Die deutschen Classiker waren bis dahin als Monopol einzelner Verlagshandlungen so theuer, wie nie Bücher verkauft werden dürften, viel weniger Werke Schiller's und Goethe's, von denen der Absatz sich ebenso sicher vermehren mußte, als der Preis des Exemplars geringer wurde. Hundertmal mehr wäre Schiller gekauft worden und hätte der Verlagsbuchhandlung sicher solchen Gewinn getragen, daß sie die größere Arbeitslast nicht scheuen durfte. Und wer weiß, ob nicht mancher, da die erste Ausgabe für die wichtigsten, in der Jugend zuerst gewünschten Bücher so groß war, vielleicht nie die Freude am Besitze solcher Geistesschätze kennen gelernt, der sonst auf der betretenen Bahn vorwärts geschritten wäre und noch vieles andere erworben hätte. Gewiß, die theuern Bücherpreise unserer Classiker haben bei dem geistigen Streben unserer Nation auch in den ärmsten Klassen es manchem verleidet, mit dem Kauf von Büchern einen Anfang zu machen.

Und warum beharrte die Buchhandlung auf den überhohen Preisen der Werke Schiller's? Waren es denn nur ein paar Städte, zu denen sein Name durchgedrungen, deren Absatz es fraglich machte, ob die Kosten gedeckt werden würden? Wer will sie berechnen, die fernen Punkte, denen dadurch für ein halbes Jahrhundert ein geistiges Kapital vorenthalten wird? Nur nach Amerika, hauptsächlich um dem Nachdrucke entgegenzuarbeiten, lieferte dieselbe Buchhandlung unsere Classiker in den letzten Jahren für ein Drittel der hiesigen Preise. Diese Ausnahme ist nur zu loben, denn in Amerika, wo man gewöhnt ist, daß die Artikel der Presse ebenso gut wie alle andern Waaren als Handelsartikel öffentlich feilgeboten werden, konnte den englischen Büchern, die von Händlern bis in die tiefsten Einöden getragen und angepriesen wurden, keine andere Concurrenz gemacht werden, als indem diese Bücher ebenso durch ihre billigen Preise sich Eingang verschafften. Aber auch in Europa gibt es noch eine Masse Leute, die ein billiges Buch eher kaufen als ein theueres. Man blicke nur einmal in die Leihbibliotheken der kleinen Städte in den entlegenen Provinzen, man wird staunen, daß noch heute Bücher aus dem jammervollen Grunde der größern Billigkeit verbreitet werden, deren mehrzeiliger Titel uns eine ungeahnte Blut- und Schauerwelt verheißt. Wie wenig richtig die Rechnung des Hrn. von Cotta war, beweist am besten, daß erst jetzt, mit dem Erlöschen des Monopols, die Preisermäßigung eintritt. Warum erst jetzt, wo doch sicher der größere Theil des Bedarfs sich auf andere Firmen vertheilen wird, während 20 Jahre früher genügt hätten, die Welt mit den Werken Schiller's auf lange zu versorgen? Hoffte die Buchhandlung vielleicht noch jetzt auf eine Verlängerung des Monopols? Die verflossenen 50 Jahre haben eine unersetzliche Lücke geschaffen; was verloren ist an geistigem Kapital, das ist für die Ewigkeit verloren, und wäre es das höchste Gut, es muß andern einmal weichen. Wenn sich nur die Hälfte des Interesses an Idealem, das nicht nach Wunsch befriedigt wurde, dem Praktischen zugewandt hätte, die Lücke bleibt unausfüllbar. Wenn jetzt die Werke Schiller's noch so billig verkauft werden, jetzt müssen sie mit andern den Boden theilen, die Welt ist eine andere geworden. Ja, wir stehen endlich an einem Wendepunkte der Dinge, aber auch jetzt müssen Jahre vergehen, ehe sich der Zweck erfüllt. Nicht die neuen Bücher, die, solange sie hübsch eingebunden, oft wenig gelesen, die Tische mancher Damen zieren, üben die bedeutendste Wirkung aus; erst wenn sie von Hand zu Hand ge-

Digitized by Google

gangen, wenn die äußere Gestalt dem Staube ihren Tribut gezollt, dann erwacht das geistige Wirken und entwickelt seine volle Thätigkeit. Gewiß jedem ist die Freude am Besitz sauberer Bände zu gönnen, aber erst die fehlende Eleganz überwindet den Egoismus des Einzelnen und reicht brüderlich dem Armen und Elenden die geistige Hand, ihm, der es am meisten bedarf. Erst wenn Bücher werthlos geworden, erst dann, wenn niemand mehr stolz auf ihren Besitz, können sie ungehindert ihre Mission erfüllen. Und vor ihnen liegt noch ein weites, weites Feld! Es sind Oasen in der Wüste, wo bis vor wenigen Jahren in Deutschland Bücherreichthum geherrscht hat. Gute Bücher aber vermögen bessern Lerneifer zu erwecken als Schulzwang, und während gar mancher es fertig bekommt, so wenig in unsern Dorfschulen zu lernen, daß er es recht schnell wieder vergessen kann, schafft die Freude am Gelesenen sicher bei jung und alt den besten Fortschritt. So gut wie in Frankreich der Wunsch, die Zeitung lesen zu können, manchem ältern Manne die Geduld des Lesenlernens gelehrt hat, ebenso würden manchem jungen Herzen gute Bücher aus dem Schulzwang eine Schulfreude machen, und dessen Zweck besser erfüllen helfen.

Blicken wir fort von den Armen, die es nicht haben können, zu den Reichen, die es haben sollten und haben müßten, so gehen wir auch keiner freudigen Beobachtung entgegen, denn es befinden sich im Verhältniß zum Bedarf und zur Productivität unserer Schriftsteller weniger Bücher in Privathänden, als die Stufe unserer Intelligenz begreiflich macht. Die reichen aristokratischen Familien hegen in der Neuzeit keine Vorliebe für Büchersammlungen und diejenigen, die solche Sammlungen ererbten, bewahren nur gerade das aus andern Zeiten Erhaltene, wie vielfach in Süddeutschland. Wer aber im heutigen Oesterreich kauft Bücher, selbst wenn ihn der Begriff der Ehre, die sich an den Besitz einer Bibliothek knüpft, zu ihrer Vermehrung anspornen sollte? In Norddeutschland, wo mit wenigen Ausnahmen keine reiche Vorzeit solche Schätze angesammelt hat, ist es allgemeiner, daß Einzelne kleine Büchervorräthe besitzen. Eine Bibliothek haben selbst in Berlin nur hervorragende Gelehrte, und diese verdanken auch manchmal nur dem anerkennenswerthen Gebrauch der Schriftsteller, den Koryphäen der Wissenschaft durch Uebersendung von Exemplaren eine Anerkennung zu zollen, ihre Entstehung. Das traurige Geschick dieser Bibliotheken, die meist mit dem Tode des Besitzers vermittels des Auctionshammers wieder in alle Welt zerstreut werden, raubt ihnen das Interesse der Zukunft. Ein noch härteres Los war freilich kürzlich der Bibliothek eines deutschen Dichters beschieden, sie wurde Schulden halber von den Verwaltern der Gläubiger verschleudert, ohne die genügende Nachricht darüber zu verbreiten, obgleich darunter die werthvollsten Prachtwerke, Geschenke der nordamerikanischen Regierung, waren. Das ist traurig und um so bedeutungsvoller, als Privatsammlungen von einiger Bedeutung bei uns überhaupt zu den Seltenheiten gehören. Von alten aristokratischen Geschlechtern, die sich gern als die reichsten in Deutschland nennen hören, wissen wir, daß sie es als eine Liebhaberei, wie etwa jede andere betrachten, Bücher zu sammeln, der sie, wenn es nicht schon zufällig ihre Voräldern thaten, vielleicht mitunter deshalb nicht huldigen, weil sie eine solche Geschmacksrichtung mit zu vielen andern armen Menschenkindern gemein haben könnten. Andere wiederum tragen in ihren Bibliotheken noch immer dem Geiste, welcher sie schuf, Rechnung und huldigen heute dem französischen Geschmack, weil ihre Vorfahren denselben als ihrem Stande entsprechend erkannten. Unsern Schriftstellern wie dem Publikum kommen solche Neigungen nicht zugute und unser heutiges Motto müßte noch richtiger lauten: „An Büchern fehlt es uns nicht, nur an Käufern."

Deutschland steht in Beziehung des Kaufens und Lesens von Büchern im schärfsten Gegensatze zum Alterthum. In Rom war es undenkbar, daß ein reicher Mann keine Bibliothek besaß; es würde ihm eine unerträgliche Schande gewesen sein, ohne daß er

Digitized by Google

sich deshalb verpflichtet fühlte, selber seine Bücher zu lesen. Seneca sagt: „Wozu denn eine Anzahl von Büchern und Bibliotheken, wo der Besitzer sein ganzes Leben kaum die Verzeichnisse zu lesen vermag?“ Und weiterhin sagt er: „So kannst du denn gerade bei dem größten Müßiggänger alle möglichen rednerischen und geschichtlichen Werke finden und Bücherschränke bis ans Dach hinauf gethürmt. Denn man findet bereits in Badehäusern und Thermen schmucke Bibliotheken als eine unentbehrliche Zierde des Hauses.“

Trotz der Buchdruckerkunst und dem Fleiße deutscher Schriftsteller gehen wir dieser Gefahr nicht entgegen. Der deutsche Geist und die deutsche Armuth haben Hand in Hand oft gar wunderbare Auskunftswege geschaffen, um Bücher nicht zu kaufen und doch lesen zu können. Den leichtesten Bücherverkehr vermitteln in Deutschland die sogenannten Leihbibliotheken. Da sie aber der Erwerbsthätigkeit angehören, die keine sittlichen Principien anerkennt, so kommt dem Werthvollsten, weil es das theuerste Material ist, diese Leichtigkeit am wenigsten zugute. Die Zahl wissenschaftlicher Bibliotheken bleibt sogar an einzelnen Orten hinter jenen zurück; da außerdem der größte Theil dieser Bibliotheken bestimmten Zwecken dient, so sind es immer nur die wenigen öffentlichen Bibliotheken in Deutschland, die durch Ausdehnung wie Gediegenheit des Gehalts das strebende Publikum lehren, mit ihnen, als den einzig bestehenden zu rechnen. Es ist auch natürlich, daß sich das Vertrauen an die durch ihre Größe hervorragenden Bibliotheken kettet und der Wissenschaft gegenüber müssen sie ohnedies selbstverständlich ein Verhältniß der Pflicht anerkennen. Die Größe einer Bibliothek ist zumeist für den Stand der Gelehrten eine wichtige Frage. Erstens weil es ihrer Zeit zugute kommt, soviel als möglich an einem Orte vereinigt zu finden, und vor allem, weil es, je größer eine Sammlung ist, desto wahrscheinlicher sein muß, daß sie ihren Bedarf am vollständigsten vertreten finden. In Wahrheit steht die Sache allerdings etwas anders, als es scheint. Wir haben in Deutschland trotz des Systems, die Bücherquellen eines ganzen Landes in einer großen Bibliothek der Hauptstadt zu vereinen, immer noch keine so umfassende Bibliothek, die allen Ansprüchen gerecht zu werden vermöchte. Kam es doch jüngst in der Hauptstadt Preußens vor, daß ein Naturforscher, der eine überseeische Expedition behufs wissenschaftlicher Forschungen begleiten sollte, seine Vorstudien nicht dort ausführen konnte, weil das Hauptwerk, ein wegen seiner vorzüglichen Kupfer theueres Exemplar, dort nicht angeschafft war. Unsere größten Bibliotheken tragen den Stempel zufälliger Gelegenheitssammlung oder den fürstlicher Liebhabereien, denn selbst ein den Wissenschaften geneigter Fürst, dem es z. B. Freude macht, das Fach der Orientalia zu begünstigen, wird leicht glauben, daß, wenn er auf so interessantem Gebiete die öffentlichen Sammlungen gefördert, er damit reichlich seine Pflicht für die unter seinem Schutze stehende Bibliothek gethan. Eine, für alle Gebiete der Wissenschaft gleich umfassende Sammlung kann nur durch die Bestrebungen einer einheitlichen Nation, die sich einen großen geistigen Mittelpunkt schafft, erreicht werden. Die Sehnsucht danach ist in Deutschland bei allen Männern von reformatorischem Geiste ein langgefühltes Bedürfniß.

Als im Jahre 1819 der Freiherr vom Stein in Frankfurt a. M. den Geschichtlichen Verein ins Leben rief, der es sich zur Aufgabe stellte, die Quellen zur deutschen Geschichte vollständig zu ordnen und herauszugeben, war es weiter sein Plan, die ganze Nation für das Interesse deutscher Kunstsammlung, für Eine deutsche Bibliothek zu gewinnen. Wie segensvoll aber auch sein Beginnen gewirkt hat, so blieb es doch bei dem Impuls, den er in den Fachmännern erweckt hatte; und wenn auch in neuerer Zeit durch thätige Bemühungen Einzelner die verschiedenen Geschichtsforschervereine endlich einen thatsächlichen Mittelpunkt in dem 1852 in Nürnberg gegründeten Germanischen Museum gefunden haben, so ist zwar damit dem deutschen Volke die Möglichkeit gegeben, sich ein Nationalgut seiner reichen Entwickelung zu gewinnen, aber die durch unsere zersplitterten

Digitized by Google

politischen Verhältnisse bedingte Zertheilung und frühere Versäumniß wird nie gut zu machen sein. Dann ist die Betheiligung daran leider noch immer so wenig eine allgemeine, daß sie für die hohe Bedeutung der Sache kaum den ernsten Erfordernissen entspricht, geschweige für den einen Theil der Bibliothek ein bedeutendes Resultat zu liefern vermag. Unser Volk wird aber dennoch, wenn auch langsam, sein Ziel erreichen, weil das Unternehmen keine, im Interesse des Scheins aus Eitelkeit hervorgerufene äußerliche That, sondern eine nothwendige Basis in der Entwickelung unserer heutigen Culturstufe ist.

Wie es nach einer Seite unsere Ehre für Gegenwart und Zukunft bedingt, das erworbene Eigenthum zu sammeln und zu bewahren, so ist es andererseits ebenso der Würde unserer geistigen Güter gemäß, das Vorhandene am besten zu verwerthen. Dazu, sollte man meinen, hätte Deutschland durch seine vielen fürstlichen, städtischen und Specialbibliotheken vielfach Gelegenheit.

Die Zahl der Bibliotheken thut es aber nicht allein; auch die Größe einer jeden ist nicht das Wesentlichste, denn manche unter ihnen vermehrte sich vorwiegend durch einen großen Zuwachs von Pflichtexemplaren mehr den Bänden als dem Werthe nach; und die Größe einer Bibliothek kann sogar zum Hemmschuh werden, der ihre wesentliche Benutzung erschwert, wenn nämlich die Bücherzahl dadurch, daß sie in keinem entsprechenden Verhältniß zu Raum und Verwaltung steht, an der Circulation verhindert wird. In unserm armen Lande, wo das Sparsystem nicht selten diesen Mangel bedingt, ist das eine offene Frage. Wenn auch alsdann das Mögliche geschieht, um die Männer der Wissenschaft nicht diesen Uebelstand empfinden zu lassen, so trifft es um so mehr den minder bekannten Theil der studirenden Welt. Da aber ein armer Staatsbürger, ehe er zu jenen gerechnet wird, in der Regel schon vorher die Bibliotheken seiner Vaterstadt benutzen muß, so leiden, wenn nicht die gegenwärtigen, so doch die zukünftigen Träger der Wissenschaft darunter, deren aus dem Publikum der Bibliotheken recht viele emporwachsen zu sehen wir in unserer strebsamen Zeit wol erwarten dürfen. So gilt für unsere Verhältnisse die Behauptung, daß eine deutsche Bibliothek, und wäre es die größte, nicht denselben Nutzen gewährt, als wenn dieselbe Zahl Bücher drei oder fünf Sammlungen bildeten.

In jeder blühenden Culturepoche wuchs bei den Völkern die Zahl ihrer öffentlichen Bibliotheken. Was man meist ohne die Buchdruckerkunst vermochte, das lehrte Cordova. Man spricht von 70 Bibliotheken, die jene Stadt in ihrer Blütezeit hatte. Aber wir sind auch nicht so bereit, Opfer zu bringen, wie einst die Araber. Nach einem glücklichen Kriege gegen die Griechen versprach Almamum, alle seine Eroberungen wieder herauszugeben, wenn ihm gestattet würde, von allen in Griechenland vorhandenen Büchern eine Uebersetzung anfertigen zu lassen. Uns fehlt der Begriff für solche Verehrung von Büchern und trotz der Gelehrsamkeit der Deutschen lassen wir uns auch in dieser Beziehung von manchen andern Nationen beschämen. Frankreich und Nordamerika haben in den ersten Hauptstädten, die den Centralpunkt der Intelligenz bilden, mehrere große öffentliche Bibliotheken nebeneinander. In Paris befindet sich außer der kaiserlichen noch eine ganze Anzahl öffentlicher Bibliotheken zu 50-, 150—250000 Bänden. Im ganzen sind in Frankreich 6,233000 Bände in öffentlichen Bibliotheken. Wie sehr das Bedürfniß ohne Zweifel auch bei uns da ist, dafür spricht, daß es sich neben den umfangreichen Bibliotheken, außer den früh gebildeten selbständigen Bibliotheken der Universitäten und Schulen, wie außer den neuern zahlreichen Specialbibliotheken der Behörden auch noch durch mannichfache Specialbibliotheken von Vereinen Auswege geschaffen hat.

Die beiden größten deutschen Städte haben, wenn wir auch die kleinsten Sammlungen

Digitized by Google

von verschiedenen Vereinen und Behörden mitzählen, 50 wissenschaftliche Bibliotheken. In dem Handbuch deutscher Bibliotheken des Dr. Julius Petzholdt sind in Wien 53, in Berlin 43 aufgeführt. Dresden hat 29, Hamburg 27, Leipzig 24, Prag 18 und Breslau 15. Selbstverständlich sind diese Bibliotheken, je nachdem sie Specialbehörden größerer Länder oder Vereinen angehören, sehr verschieden. Aber auch, wo die Verhältnisse in den Hauptbedingungen dieselben sind, besteht zwischen den Bibliotheken von Wien und Berlin ein bedeutsamer Unterschied. So läßt sich in den Specialbibliotheken der Behörden bei aller Gleichheit der Zwecke, wie z. B. für militärische Interessen, doch die Verschiedenheit beobachten, daß in Wien nur eine Bibliothek des Kriegsarchivs besteht, während in Berlin mehrere gesonderte für das Fach bestehen, und dann natürlich auch als einzelne gezählt werden müssen: wie die Bibliothek des Generalstabs, der Kriegsakademie, der Divisionsschule und des Cadettencorps. Diese Bibliotheken sind meist auch, wenn noch so ausgewählt, doch gering an Bändezahl und nicht sehr alten Datums; die Bibliothek des Generalstabs ist 1816 entstanden. Alle Klöster, alle aristokratischen Geschlechter Oesterreichs haben mindestens eine nennenswerthe Bibliothek, Berlin dagegen nur mehrere von Vereinen zu bestimmten Zwecken gegründete Bibliotheken. Diese sind erstens an Umfang unbedeutend und zweitens werden einige mehr in der Theorie als in der Praxis benutzt. So scheint z. B. an der Bibliothek des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen der Titel das Beste zu sein, denn es wäre weit gefehlt, wollten wir daraus folgern, daß das Humanitätsprincip unsers Jahrzehnts bereits so weit seine Wirksamkeit ausgedehnt hätte. Solange Uebertreter der Gesetze auch unter den gebildeten Ständen anzutreffen, so lange konnte es uns nicht befremden, eine Bibliothek zu finden, deren fruchtbringende Tragweite sich auch auf die Gefangenen selbst erstreckte. Wie unrecht es wäre, diesen Gedanken als unpraktisch zu verwerfen, beweist die jüngst von den sächsischen Buchhändlern ins Leben gerufene Bibliothek der Strafanstalt in Zwickau, die von den Strafgefangenen benutzt werden darf und ohne Zweifel mit dankbarem Herzen benutzt wird. Allein die Bibliothek in Berlin ist nur für den Verein selbst bestimmt, und es fehlt vorläufig auch vollständig der Boden wie das Material, auf dem sich bauen läßt. Auch die katholische Lesebibliothek, die Bibliothek der Missionsgesellschaft sind hier selbst von ihrem Standpunkte aus jedenfalls so wenig erwähnenswerth, daß sie im Vergleich mit den Bibliotheken in Wien nicht mitgezählt werden sollten. Die Bibliotheken verfolgen aber doch wenigstens einen Zweck, erstreben einen Nutzen. Wir können dies nicht von allen wissenschaftlichen Samulungen sagen. Das berliner Museum besitzt die werthvollsten, auf Archäologie und Kunst bezüglichen Werke in 20000 Bänden, und diese sind bisher lediglich zu dem etwaigen Privatgebrauch der Beamten des Museums vorhanden gewesen, weil seit Jahren die Petitionen um Anstellung eines Bibliothekars noch zu keiner Entscheidung geführt haben. Mehrere Jahrzehnte lang mußten jene für die Entwickelung der Kunst so wesentlichen Schätze für das Publikum ganz unzugänglich bleiben; und dieser Sammlung würde gewiß nicht der Boden fehlen, auf dem sie in der kunstliebenden Stadt vielfachen Samen streuen könnte. In dem amtlichen Bericht für das Handbuch wurde zwar im Jahre 1850 gesagt: „Der Katalog ist zum Drucke vorbereitet", indeß dürfte dies wol auf einem Irrthum beruhen, da in dieser Beziehung nichts in den verflossenen 18 Jahren geschehen ist. Erst in der jüngsten Zeit ist eine vorläufige Ordnung und Registrirung durch den Generalsecretär gefördert und die Aussicht zur Anstellung eines Bibliothekars eröffnet worden. Wie wichtig gerade diese Sammlung für die Oeffentlichkeit werden wird, kann uns ein Beispiel aus Stuttgart lehren. Dort steht die große königliche Bibliothek, obgleich erst 1777 eröffnet, mit ihren 450000 Bänden nicht nur den größten, sondern auch den besten deutschen Bibliotheken an der Seite. Sie verlieh gegen 18000 Bände jährlich, eine Zahl, immerhin für den Bedarf Stuttgarts ausreichend, wenn in dem ungleich be-

Digitized by Google

völkerten Berlin in derselben Zeit 32000 Bände als verliehen aufgeführt wurden und außerdem für Stuttgart auch noch die vielfache Benutzung anderweitiger Bücherquellen, selbst die der königlichen Privatbibliothek, welche 50000 Bände enthält, durch die dortigen Verhältnisse ermöglicht ist. Neben diesen Bibliotheken besteht die des Museums mit 10000 Bänden, und verleiht ungeachtet einer Caution von 5 Fl. und 24 Kr. jährlich 8000 Bände, eine Zahl, die fast der Größe des Umfangs gleichkommt. Wird also einst die Sammlung des Museums in Berlin der Oeffentlichkeit zugänglich werden, so dürfen wir bereits in ihr einen neuen Hebel der Entwickelung für die aufblühenden Künste begrüßen, wenn wir auch vorläufig noch mit einem Seufzer über das viele nutzlose Kapital zurück in die Vergangenheit zu blicken gestimmt sind. Und das wol mit Recht; denn Berlin, wenn nicht gerade unbedingt an Einwohnern, so doch sicher an solchen Einwohnern, die durch wissenschaftliche Bestrebungen an den Bibliotheken ein Interesse nehmen, die erste Stadt in Deutschland, hat eigentlich nur eine öffentliche Bibliothek. Die geringe Zahl reicher aristokratischer Familien in Norddeutschland hat keine Bibliothek in Berlin, um in vorkommenden Fällen den Bücherverkehr anderweitig zu unterstützen, und die Stadt, die über eine halbe Million Einwohner hat, konnte bisher keine Stadtbibliothek errichten, bekam auch von so manchen reichen Legaten kein einziges zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek.

Da hatten die alten Städte und vor allem die reichen und angesehenen Männer in denselben doch ganz andere Begriffe von der Würde ihres Stadtrechts. Wir dürfen auch gar nicht erst so weit in die Vergangenheit zurückblicken, mancher unserer Nachbarn kann uns zum beschämenden Beispiel dienen.

In Breslau, wo außer mehrfachen Sammlungen, die wenig genug für ihren Werth studirt werden, allein die Universitätsbibliotheken nach der Zählung im Jahre 1860 336537 Bände enthalten, und überreich an historischem Material, außer dem Bedarf der Studirenden auch noch dem der mehr commerziellen als intellectuellen Stadt zu genügen vermöchten, ist neben den bestehenden Volksbibliotheken kürzlich eine Stadtbibliothek errichtet und mit dem Besitze der Kirchen (durch bedeutende Legate, wie das Rüdiger'sche, erhielt die Sanct-Elisabethbibliothek allein 30000 Bände) dotirt, um diese werthvollen Sachen leichter für eine Verwerthung zu gewinnen, und dem Wachsthum der Stadtbibliothek für die Zukunft eine wesentliche Grundlage zu geben. Im Auslande können wir noch eclatantere Beispiele finden. Turin hat trotz vier öffentlicher Bibliotheken noch eine fünfte Stadtbibliothek kürzlich ins Leben treten lassen. Obgleich die Universitätsbibliothek früher schon im Durchschnitt 400 Leser zählte, ist, seitdem man die Bibliothek auch in den Abendstunden benutzen kann (die Beleuchtung kostet freilich jährlich allein 5000 Frs.) und die Bibliothek von morgens 8—4 Uhr nachmittags, abends von 7—11 Uhr, also während 12 Stunden des Tags geöffnet ist, die Zahl der Leser bis auf 600, ja bisweilen sogar zu einer Zahl von 1000 täglich angewachsen. Geheimrath Reigebaur, der diese Daten im „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" mittheilt, sagt: „Es dürfte nicht so leicht sein, eine andere Bibliothek zu finden, die so viel Leser aufzuweisen hat als die der Universität zu Turin." Wir wissen nur, daß es behufs dieses Vergleichs eine entbehrliche Mühe wäre, die Leser an der Universitätsbibliothek zu Berlin einer gewissenhaften Schätzung zu unterwerfen, denn die Metropole deutscher Intelligenz hatte über ein Jahrzehnt lang keine besondere Universitätsbibliothek, und die jetzt bestehende ist demgemäß die allerkleinste in Deutschland. Doch den Studenten geht es noch immer nicht viel besser als den Künstlern, die auf die eine öffentliche königliche Bibliothek angewiesen sind. Ob diese aber neben ihren Pflichten gegen den königlichen Hof, die zahlreichen Beamten, welche hohe Würden bekleiden, den wirklich reich vertretenen Gelehrtenstand, ausreichend für Studenten und Künstler ist, und dann noch dem

Digitized by Google

Publikum im allgemeinen einen wesentlichen Vortheil zu bieten vermag, oder für dieses nur eine Lotterie ist, in die man immer einsetzt, um Nieten zu ziehen: das läßt sich leicht berechnen, wenn man den engen Raum, in den künstlich alles hineingepreßt wird, und der das Seinige redlich beiträgt, den Bücherverkehr zu erschweren, in Betracht zieht.*) Neben der königlichen Bibliothek müssen wir hier, als der einzigen öffentlichen für Berlin, der seit dem letzten Jahrzehnt bestehenden Volksbibliotheken gedenken, welche, dem schreiendsten Bedürfniß abzuhelfen, von dem Erwerbe der Vorträge des Wissenschaftlichen Vereins begründet worden sind. Es war ein ehrenvolles Bestreben, durch das erübrigte Kapital, zunächst von 4000 Thlrn., den größtmöglichsten Nutzen zu stiften, welches den Verein bewog, in der Hoffnung, den Anstoß zu anderweitiger Theilnahme zu geben, gleich mit vier Volksbibliotheken zu beginnen. Aber das edle Beginnen blieb vereinzelt. Der Magistrat bewilligte einen jährlichen Zuschuß von 1500 Thlrn.; daß diese Summe der Größe der Stadt, die keine andere Stadtbibliothek hat als diese Volksbibliotheken, angemessen ist, das dürften wol nur wenige behaupten. Der Verein fügte noch zwei bedeutende Summen hinzu, deren letztere größere aber leider als unveräußerliches Kapital angelegt werden und nur mit den Zinsen den Bibliotheken zugute kommen soll. So sind es vorläufig freilich noch an Zahlen sehr bescheidene Sammlungen, die uns aber gerade in ihrer Kleinheit als Beispiel dienen können, wieviel wichtiger die leichte Benutzung als selbst die Größe einer Bibliothek ist. In den wenigen Jahren ihrer Existenz haben sich diese schon auf dem schwierigen Terrain unter den gewerbtreibenden Klassen in der großen Stadt so weit geltend gemacht, daß im Jahre 1862 bereits 4311 Leser Bücher von dort entlehnten. Im Verhältniß zu ihrer Größe (jede Bibliothek hat etwa 5000 Bände) liefern die kleinen Volksbibliotheken bereits die erfreulichsten Resultate. Berlin hat nun freilich die bei weitem größte Zahl an Leihbibliotheken in Deutschland, nämlich 70, während Wien nur 34 hat. Darauf wird sich der Ruhm der Gelehrsamkeit nicht gerade stützen wollen, wenn wir auch versichern, daß eine Menge guter und wissenschaftlicher Sachen darin vertreten sind. Der zahlreiche Bedarf hat eine Brücke über widerstrebende Elemente geschlagen und so können wir manches Leihinstitut der Stadt Berlin mit größerm Rechte zu den wissenschaftlichen Bibliotheken zählen, als manche, deren Zweck diesen Titel rechtfertigt. Im übrigen Deutschland, besonders im bücherreichen München sowie auch den größten Städten Baierns sind neben den öffentlichen Bibliotheken nur an Zahl und Inhalt unbedeutende Leihbibliotheken. Es wäre falsch, wollten wir nach den Bücherverhältnissen einen Schluß auf die Bildungsstufe der Bevölkerung ziehen. Wol tragen die Bibliotheken den Stempel des Geistes, der sie schuf, aber erst künftige Jahrhunderte erben, was die frühern erworben. Wir können die Quellen des Bücherreichthums in Süddeutschland weit verfolgen. Das gewaltigste Fundament für ihre Bibliotheken legten zuerst die Klöster. Und mögen wir auch bedauern, daß die Fundgrube für altdeutsche Literatur, die Klöster Tirols, noch heute dem Licht der Welt Schätze vorenthalten, die dort vielleicht nicht einmal der verdienten Würdigung genießen, so können wir doch nicht behaupten, daß in Baiern, wo dieselben zu großen öffentlichen Bibliotheken vereinigt sind, in der Gegenwart dieser Bücherreichthum im Lande selbst so viel mehr geschätzt oder dort durch dieselben die Wissenschaft so wesentlich gefördert sei, obgleich hier, noch weit mehr als in Norddeutschland, durch den hohen Aufschwung des Städtewesens der Begriff, daß geistige Güter des Volks theuerstes Eigenthum seien, hätte Wurzel schlagen müssen. Der Neuheit tragen in unserm Vaterlande, neben der Vielseitigkeit der Studienzwecke, zumeist große fürstliche Schöpfungen Rechnung, welche durch ihr immenses Wachsthum uns heute zuerst in die Augen

*) Es ist vollständig zu rechtfertigen, wenn der Humor der strebsamen Jugend das „Nutrimentum spiritus" der Ueberschrift der königlichen Bibliothek in ihrer oft getäuschten Erwartung als „Nutrimentum sutorum" citirt.

Digitized by Google

fallen. So wie die meisten Hochschulen, die ihr Vorrecht theilen, erfreuen sich sämmtliche Hofbibliotheken noch eines besondern Vergrößerungsmittels in der den Buchhändlern auferlegten Ablieferung von Pflichtexemplaren. An Bändezahl ist dadurch eine reiche, in Einzelfällen sogar die Zahl der durch Fonds erworbenen Werke überragende Erwerbsquelle gewonnen. Daß diese Maßregel für die spätere Geschichtsforschung die Möglichkeit gibt, aus dem für uns jetzt unwichtigsten Blatte Vortheil zu ziehen, und so an und für sich eine nothwendige und nützliche ist, bedarf keiner Erörterung. Es bleibt großartig wie glänzend, wenn die gegebenen Verhältnisse erlauben, durch kolossale, dazu erbaute Prachtgebäude, wie z. B. in München, alles Erreichbare der Zukunft aufzubewahren und ebenso gerecht auch der Gegenwart dienstbar zu machen.

Was Lesesäle zu leisten vermögen, das müssen wir von London lernen. Nachdem man einen Lesesaal für 1 Mill. Pfd. St. erbaut hatte, überlegte man wenige Jahre später, daß dieser nicht mehr ausreiche und ein neuer erbaut werden müsse. Aber dort stehen auch in dem größten Lesezimmer 20000 Bände, die jeder nach Belieben ohne jede Controle benutzen, sowie sich selbst aus dem darunter befindlichen Katalog der ganzen Bibliothek aussuchen kann, was sich in derselben Nützliches für seinen Zweck findet.

Eine große Bibliothek muß einen gedruckten, jedermann zugänglichen Katalog in einem Lesezimmer haben, wenn sie in der Zukunft ihre Mission erfüllen soll. Bei uns in Deutschland sieht es auf diesem Gebiete meist kläglich aus. Unsere Kräfte haben durch Ueberwindung vieler Hindernisse erstarken sollen. Jede Bibliothek sollte den doppelten Zweck, den der Verbreitung wie den der Aufbewahrung für die Zukunft haben. Doch gleichen wir fast den Geizhälsen, die ihr Gold den Erben hinterlassen, ohne mit dem Pfunde gewuchert zu haben. Je treuer wir im Aufbewahren der gegenwärtigen Masse von Drucksachen für die Zukunft gesorgt, desto mehr lassen wir die Gegenwart unter den daraus entspringenden Beschränkungen an Raum und Zeit leiden. Hier ist die einzig mögliche Reform, daß da, wo nun einmal der nöthige Raum nicht geschafft werden kann, andere Gebäude zum Aufbewahren des in der Gegenwart noch am wenigsten benutzten Materials benutzt werden. Die daraus entstehende Weitläufigkeit für die Verwaltung wird sich bald durch den gewonnenen Raum als ein Vortheil erweisen. Jedenfalls wäre es wol bei uns in den meisten Fällen thöricht, auf das in andern Ländern übliche System der kolossalsten und kostbarsten Neubauten in der nächsten Zukunft zu hoffen. Halbe Maßregeln aber, wie An- und Umbauten würden nach wenigen Jahren wieder nicht genügen, auch räumlich nicht immer ausführbar sein, da bei uns nirgends auf solche Auswege, wie z. B. in Paris zu rechnen ist, daß ein halbes Straßenviertel niedergerissen und drei oder vier Lesesäle angebaut werden müßten. Die Prachtbauten von London und Paris dürfen für uns vorläufig kaum zum Muster dienen, zumal solange wir für die Maßregeln der Sicherheit durch gußeiserne Gebäude noch kein einziges Beispiel der Nachahmung aufzuweisen haben. Und gibt es denn gar keine Feuersgefahr mehr für unsere Bibliotheken? Vielleicht ist diese nicht ganz so groß wie früher, aber die Zeit muß kommen, sie doch auch einmal für Deutschland zu beseitigen, wo in den Centralpunkten, vor allem in Berlin, der Stadt, die den größten Bücherbedarf und die größten Hindernisse seiner Befriedigung aufzuweisen hat, ein großes, wenn nicht ganz aus Eisen bestehendes, so doch mit eisernen Wänden versehenes Gebäude den für Unica und werthvolle Werke bestimmten Theil schützt.

Bisher ist man zwar nur in gerade entgegengesetzter Weise verfahren, indem man auf dem seltsamen Wege Abhülfe geschaffen, daß vermittels eiserner Säulen die Höhe der Räume durchtheilt und schwebende Stockwerke hineingebaut sind. Es ist zu bewundern, wie diese räthselhafte Bauart Massen Bücher zu tragen vermag, und wie die Beamten im Stande sind, aus diesen engen Zellen Bücher heraus- und wieder hineinzu-

Digitized by Google

schaffen. Wenn aber das Wachsthum unserer Bibliotheken auch nicht dem jener früher genannten in Betreff des Raumes gleicht, so doch zum großen Theil hinsichtlich der Bändezahl, die darin aufgehäuft werden, und wie hierin das Misverhältniß der Größe unserer Bibliotheken zu ihrem Nutzen liegt, so ist es auch der Mühe werth, die Vergrößerung unserer Bibliotheken zu verfolgen.

Im Jahre 1660 war in Wolfenbüttel die größte deutsche Bibliothek; ja, sie war selbst größer als die dem Namen nach erste der Welt, die königliche Bibliothek zu Paris. Wolfenbüttel besaß 115504 Schriften in 27600 Bänden, nach andern in 28415 Bänden. In jener Zeit hatte die kaiserliche Bibliothek in Wien 80000 Schriften und 10000 Manuscripte. München, welches 1618 nur 17046 Druckwerke und 1000 Manuscripte besaß, war, wenn auch durch den Raub der Bibliothek zu Tübingen im Jahre 1634 bedeutend vergrößert, doch höchstens im Besitz von 40000 Schriften. Dresden hatte 7000 Bände und die Bibliothek von Berlin war noch gar nicht gegründet.

Im Jahre 1770 hingegen besaß schon Dresden durch die großartigsten Ankäufe der von den Grafen Brühl und Bünau hinterlassenen Bibliotheken die größte deutsche Bibliothek mit 174000 Bänden. So schnell änderten sich die Verhältnisse, daß mit Ausnahme der Bibliothek zu Wolfenbüttel, welche jener an Zahl der Werke nur wenig nachstand, die dritte an Größe bereits die königliche Bibliothek zu Berlin war. Im Jahre 1661 vom Großen Kurfürsten mit Ueberwindung der vielfachsten Hindernisse gegründet, wurde sie später mit ununterbrochenem Eifer vermehrt, daß Grävius bei seiner Widmung des „Lucian" zu sagen wagte: „Attalicorum et Alexandrinorum regum memoratis bibliothecis palmam reddat ambiguam." Allerdings eine etwas übertriebene Schmeichelei, denn die berühmte Bibliothek der Ptolemäer, welche in Cäsar's ägyptischem Feldzuge ein Raub der Flammen wurde, hatte 700000 Bände Rollen (nach Seneca 400000 Bücher, was aber bei der willkürlichen Verbindung von Pergamentrollen wol dasselbe sein mag). Auch diejenige, welche bald nachher wieder nach Alexandria gebracht wurde, die berühmte pergamenische, welche Antonius aus Pergamus in Syrien der Kleopatra schenkte, hatte 200000 Werke. Als sie im Jahre 391 zerstört war, können es nur wenige Werke gewesen sein, die zu dem bekannten Märchen, daß Amru sechs Monate lang die Bäder der volkreichen Stadt damit habe heizen lassen, den Stoff geliefert. Nur in der Entrüstung des so ganz und gar anders gesinnten Theils der arabischen Partei seines Heeres ist die Uebertreibung zu suchen. Auch das traurige Ende der griechischen Sammlungen deckt größere Zahlen. Ein Theil wanderte nach Konstantinopel und dort verbrannten im Jahre 472 mit der von Julian erbauten Bibliothek 120000 Bände Rollen. Aber dessenungeachtet waren die 20600 Bände, welche der große Kurfürst in verhältnißmäßig kurzer Frist angesammelt, für jene Zeit dennoch eine große That. Man bedenke, was Berlin war, als durch die traurigen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs Handel und Gewerbe gänzlich daniederlagen, als von der einstigen Bevölkerung, deren Zahl ungefähr auf 20000 Seelen geschätzt werden konnte, sich nur noch 6500 in der verwüsteten Stadt befanden, als ungepflasterte Straßen, schlechte, halb verfallene Häuser mit Strohdächern und eine, nur für Fußgänger gangbare Brücke damals die, seit dem Einbruch der Schweden durch das Verbrennen der Vorstädte wieder wie zwei Jahrhunderte früher getrennten Communen verband. Befand sich doch selbst das kurfürstliche Schloß in so jämmerlichem Zustande, daß man Schutzmittel suchen mußte, nur die Decken vor dem Einsturz zu bewahren. Außer der Abhülfe für solch dringenden Nothstand waren es aber vor allem umfassende Culturpläne, die den großen Fürsten beschäftigten und durch deren Ausführung der ganze Staat neu erbaut wurde. So ist es wirklich zu bewundern, wie mitten unter den dringendsten materiellen Interessen der Große Kurfürst Muße fand, jene Thätigkeit für die Bibliothek zu entwickeln.

Digitized by Google

3) Fürstliche Bibliotheken.

Große Fürsten haben allezeit neben dem Ruhme der Eroberer, der sie umstrahlte, sich den Ruhm erworben, ihre besondere Fürsorge den Bibliotheken gewidmet zu haben. Alle Zeiten, alle Länder liefern uns die Beispiele, und so darf es uns nicht wundernehmen, daß Friedrich der Große ungeachtet der dauernden Kriegsjahre die königliche öffentliche Bibliothek zu Berlin verdoppelt hat. Sie zählte 72000 Bände beim Antritt seiner Regierung und 150000 bei seinem Tode und verdankt ihm den Bau des gegenwärtigen Gebäudes, welches, wie unzulänglich jetzt seine Räume auch sein mögen, für den damaligen Bestand vollkommen entsprechend war. Durch solches Wachsthum konnte die Bibliothek allerdings bald in die Reihe der bedeutendsten in Deutschland treten.

Im Jahre 1774 hob man in Oesterreich die Jesuitencollegien auf, und die kaiserliche Bibliothek zu Wien erhielt dadurch eine so wesentliche Vermehrung, daß, als Kaiser Joseph sie noch durch Einzelkäufe vergrößerte, die Bibliothek zu Wien die erste in Deutschland wurde. Seit 1806 ist München die größte deutsche Bibliothek. Sie hatte von 1803—6 durch Einziehung der Klosterbibliotheken einen Zuwachs erhalten, der sie verdoppelte. Leider war dies nicht allein der Grund; einige Gewaltmaßregeln, die minder gerechtfertigt scheinen dürften, mußten dazu beitragen. Als Augsburg im Jahre 1806 an Baiern fiel, forderte man der dortigen Stadtbibliothek sämmtliche Handschriften und werthvollen Werke ab, unter dem Vorwande, daß in Augsburg nur eine Büchersammlung für Geschäftsmänner, nicht aber für bloße Literaten nöthig sei. Für Augsburg war dieser Schlag doppelt hart, weil es damit den Rest der Schriften, welche die Freie Reichsstadt einst besessen, einbüßte. Auch der Stadtbibliothek in Regensburg wurden alle werthvollen Schriften abgefordert, sodaß wir die größte deutsche Bibliothek auf ziemlich gewaltsame Weise zu ihrer Höhe erwachsen sehen.

Vielleicht auf keinem Gebiete ist es so schwierig, die Statistik der Bändezahl festzustellen, als auf dem der Bibliotheken. Die Mannichfaltigkeit unserer Druckwerke läßt eine sehr verschiedene Art und Weise zu, um jene Zahlen zu gewinnen. Der Wunsch der am besten unterrichteten Beamten, die Ehre ihrer Bibliothek nach Kräften zu wahren, hat an manchen Bibliotheken den Gebrauch eingeführt, Flugschriften, Zeitungen mit den Bänden wissenschaftlicher Druckwerke zusammenzufassen. Dadurch scheinen viele Bibliotheken weit größer, als sie im Verhältniß zu andern und besonders zu denjenigen des Auslandes in Wahrheit sind. Die beiden größten Bibliotheken der Welt sind die kaiserliche zu Paris und Peking. Die Bibliothek zu Paris nennt 800000 Druckwerke, aber sie hat ebenso viel Bände Flugschriften, eine Million Urkunden und 85000 Handschriften. Nach unserer Art zu zählen: 1,600000 Druck- und 1,085000 Handschriften. Indeß auch Deutschland besitzt staunenswerth große Bibliotheken. Die vollständigste Nachricht über ihre Größe finden wir in dem von Hofrath Dr. Julius Petzholdt in den Jahren 1850 und 1853 nach den von sämmtlichen Bibliotheken eingeholten amtlichen Berichten zusammengestellten Handbuche. In diesen Jahren treten die Größezahlen unserer Bibliotheken in nachstehende Reihenfolge:

München	800000	Bände,	22000	Manuscripte.
Berlin	500000	„	10000	„
Stuttgart	360000	„	3400	„
Wien	345000	„	20000	„
Dresden	300000	„	2800	„
Darmstadt	230000	„	4000	„
Wolfenbüttel . . .	200000	„	5000	„
Gotha	150000	„	5000	„

Digitized by Google

Weimar	150000	Bände,	2000	Mannscripte.
Hannover	100000	„	2000	„
Karlsruhe	100000	„	1300	„
Wiesbaden	80000	„	—	„
Kassel	70000	„	—	„
Oldenburg	65000	„	—	„
Koburg	55000	„	—	„
Rudolstadt	50000	„	—	„
Fulda	50000	„	—	„
Arolsen	30000	„	—	„
Meiningen	30000	„	—	„
Altenburg	30000	„	—	„
Dessau	25000	„	—	„
Detmold	23000	„	—	„
Eutin	19000	„	—	„
Köthen	15000	„	—	„
Greiz	14000	„	—	„

Die gegenwärtige Größe läßt sich bei der großen Anzahl Bibliotheken, die zu erwähnen sind, nicht mit derselben Zuverlässigkeit angeben. Nur einige vergleichende Beispiele sollen uns als Maßstab für die größten Veränderungen dienen.

In den seit jener Zeit verflossenen Jahren hat sich für die sechs ersten Bibliotheken die Vermehrung so bedeutend herausgestellt, daß selbst die Reihenfolge nicht mehr dieselbe geblieben ist. Jetzt verhalten sich diese Bibliotheken folgendermaßen zueinander:

München	900000
Berlin	700000
Dresden	500000
Stuttgart	450000
Wien	400000
Darmstadt	300000

Letzteres wird nun freilich nächstens eine beträchtliche Zahl wieder abliefern müssen, da sich Preußen die Sammlung, welche ehemals dem Kölner Dom gehört und die durch Kriegsschicksale in der Revolutionszeit erst in Klöster und später nach Darmstadt gerathen war, wieder für das Domkapitel ausbedungen hat.

Das Steigen der dresdener Bibliothek von 3- auf 500000 gleicht einer Verdoppelung in 20 Jahren, die aber zum größten Theil von den aus Leipzig strömenden Pflichtexemplaren stammt, wie die weiter unten genannte kleine Zahl ihrer Fonds ziemlich sicher nachweisen läßt.

Die kaiserliche Bibliothek zu Wien hingegen hat trotz einer dreimal größern Summe, die zu ihrer Disposition steht, die allergeringste Veränderung erfahren. Die geringe Zahl der Pflichtexemplare in den österreichischen Landen trägt allerdings nicht dazu bei, eine Massenanhäufung von Büchern hervorzurufen, aber dieser Mangel wird wiederum durch manchen der Verwaltung an Raum und Zeit daraus entspringenden Vortheil aufgewogen. Ueberraschend ist das Wachsthum der königlichen Bibliothek zu Stuttgart; 1777 eröffnet, steht sie jetzt, noch nicht 100 Jahre alt, nicht nur den größten, sondern auch den besten Bibliotheken an der Seite. Sie bleibt ein Denkmal für Herzog Karl von Würtemberg, der sie mit unbeschränkten Mitteln und unermüdlicher Thätigkeit geschaffen. Ebenso großartig ist die Schöpfung der Bibliothek zu Korvei durch den Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rothenburg, der im Jahre 1812 nur etwas französische Romanliteratur ererbte und in so großartigem Maßstabe verfuhr, daß die Bibliothek jetzt 200000 Werke enthält. So steht also auf derselben Stelle, wo einst eine bedeutende Klosterbibliothek vorhanden, wenn auch nichts aus den Kriegszeiten ihr geblieben, dennoch

Digitized by Google

jetzt wieder eine ebenbürtige Bibliothek, die erst in der Neuzeit durch Erbschaft an den Herzog von Ratibor gekommen ist und dadurch zu dem traurigen Lose verurtheilt wird, nur allein von dem Herzog benutzt werden zu können. Auch unter den Bibliotheken zweiten Ranges sind bedeutende Veränderungen eingetreten. In Hannover ist die königliche Bibliothek in 12 Jahren von 100000 auf 150000 gewachsen und unter den kleinsten Bibliotheken sind durch Vereinigung mehrerer getrennten einige größere gebildet. So in Gera, wo mit den früher in Lobenstein und Ebersdorf bestehenden vereint sich heute eine Bibliothek von 25000 Bänden befindet. Staunenswerth ist es, daß sogar Rückschritte ohne äußere Nöthigung geschehen. In Wolfenbüttel, wo die Bibliothek ein alter Veteran ist, von der Glorie unsterblichen Ruhmes überstrahlt, wird jetzt manche Veränderung vorgenommen, die wol nur zur Verkleinerung der Bibliothek führen kann.

4) Universitätsbibliotheken.

Seit dem Jahre 1855, in welchem die Universität zu Olmütz aufgehoben wurde, hat Deutschland (die Schweiz und die außerdeutschen Provinzen des österreichischen Staats nicht mitgezählt) 23 Universitätsbibliotheken. Zum Theil sind die Bibliotheken ehemaliger Universitäten, ohne die, welche hin und her verlegt wurden und von denen manche eine ganz kurze Frist existirte, an denselben Orten erhalten und Predigerseminarien, Lyceen, Gymnasien oder auch den Städten überwiesen worden.

Nach dem Handbuch enthalten die deutschen Universitätsbibliotheken:

Göttingen	350000	Druckwerke,	5000	Manuscripte.
Breslau	300000	„	—	„
München	230000	„	2000	„
Tübingen	200000	„	2000	„
Freiburg	170000	„	—	„
Heidelberg	150000	„	—	„
Rostock	120000	„	—	„
Bonn	120000	„	—	„
Wien	120000	„	—	„
Prag	120000	„	4000	„
Erlangen	120000	„	—	„
Leipzig	120000	„	2000	„
Jena	100000	„	—	„
Halle	100000	„	—	„
Gießen	100000	„	—	„
Marburg	100000	„	—	„
Würzburg	100000	„	1500	„
Kiel	80000	„	—	„
Königsberg	80000	„	—	„
Greifswald	60000	„	—	„
Innsbruck	45000	„	—	„
Graz	41000	„	—	„
Berlin	40000	„	—	„

Von den durch Zuwachs seit jener Zeit entstandenen Veränderungen ist uns bekannt:

Göttingen	400000
Breslau	350000
Heidelberg	220000
Jena	200000
Wien	159000
Prag	126103
Innsbruck	57802
Graz	48847

Digitized by Google

Für die Universitätsbibliotheken wird noch viel weniger der Werth im angemessenen Verhältniß zur Größenzahl stehen. Oertliche Verhältnisse und Zeitumstände, unter denen die Bibliotheken entstanden, und die oft von ganz außer ihrem Bereich liegenden Verhältnissen abhängigen Veränderungen tragen die Schuld. Durch die zum Theil sehr geringen Dotationen und durch das für Universitätsbibliotheken doppelt precäre Glück, Pflichtexemplare zu erhalten, wird ihr naturgemäßer Fortschritt so geschmälert, daß wir uns nicht wundern dürfen, kleinere Bibliotheken besser den Studienzwecken Rechnung tragen zu sehen als solche, deren Bändezahl zuerst zu diesem Anspruch berechtigt. Nur Göttingen behauptet seinen Ehrenplatz, und zwar nicht nur unter den Universitätsbibliotheken, sie gilt für die vollständigste, mithin auch die werthvollste, die Krone aller deutschen Bibliotheken. Nach ihr dürfen wir die Universität zu Heidelberg als eine am meisten ihrem Zweck entsprechende nennen, obschon sich diese auf einem schwierigen Terrain erst von dem Einfluß kirchlich-dogmatischer Strömung freizuerhalten hatte. Die herrschende Religion kann nicht ohne Einfluß bleiben, wenn sich auch Tübingen des Ruhmes erfreut, die Schule der allerfreiesten Forschung ausgebildet zu haben. In Betreff der Bändezahl in den Bibliotheken wird Tübingen wie München und Erlangen nicht das gleiche Material für die Reformationsgeschichte und den Kampf der Aufklärung durch die deutsche Philosophie liefern können, sondern die halb so großen Universitätsbibliotheken von Leipzig und Halle werden darin jene bei weitem überragen. In den vollständig katholisch influirten Universitätsbibliotheken können wir selbstredend jene Toleranz gar nicht erwarten, und wir müssen viel eher bei der Zahl der Bände einen Theil als Ballast zur katholisch-theologischen Literatur gehörend berechnen. Sogar Breslau, das sonst im Fache der Historie ganz vollständig vertreten sein soll, wie Geheimrath Neigebaur versichert, wird in diesem Punkt auch nichts vermissen lassen, da sein Hauptfundament der durch die aufgehobenen Klöster erworbene Reichthum ist, mit dessen Doubletten es dann erst die berliner Hofbibliothek bereichert hat. Durch solche Abhängigkeit von den Verhältnissen des Orts und der zufälligen Entstehung tritt nach der, für die Studien aufgestellten ersten Bedingung der Vollständigkeit nach allen Seiten die zweite, des umfassenden Besitzes in Einem Fache für die Beurtheilung ihres Werths an uns heran. Hier müssen wir die Universitätsbibliothek zu Bonn wegen ihres Specialreichthums zuerst nennen, da die Bibliothek, erst seit 1818 bestehend, gleich mit den Büchern des Reichskammergerichts zu Wetzlar und der ehemaligen Rechtsschule zu Koblenz so reich dotirt wurde, daß sie für Rechtswissenschaft die mannichfaltigsten Quellen besitzt und in diesem Fache von keiner der umfassendsten Universitätsbibliotheken erreicht wird. Für das Studium der Medicin hingegen galten lange die Sammlungen von Wien für die reichhaltigsten. In der Neuzeit, wo durch das Erwachen der Naturwissenschaften ein so gewaltiger Umschwung stattfindet, werden natürlich je nach dem günstigen Boden, den sie bei den Universitäten finden, diese Wissenschaften den andern den Rang ablaufen.

Ueberblicken wir das Wachsthum unserer größten Bibliotheken in den letzten Jahrzehnten, so finden wir so bedeutende Resultate, daß, wenn die Vermehrung nicht nur vorwiegend eine Vergrößerung der Bändezahl, sondern wirklich eine Ansammlung des Besten ist, wir das Gesammtgebiet der Schriftschätze umfassende Bibliotheken besitzen müssen. Nur Ein Bedenken tritt uns dabei entgegen, das sich auf statistisches Material und unwidersprechliche Zahlen stützt. Die größte deutsche Bibliothek, die Hofbibliothek zu München, ist jährlich mit 34000 Fl. dotirt; davon werden für Regie und Besoldung 18000 Fl. verbraucht und 16000 Fl. sind zur Anschaffung von Büchern festgesetzt. Ungefähr ebenso viel haben Wien und Berlin, jene 19000 Fl., diese 10000 Thlr. Dresden hat 3500 Thlr., Darmstadt 10000 Fl., Stuttgart 6000 Fl. und Wolfenbüttel 400 Thlr. So haben wir an den sieben größten fürstlichen Bibliotheken eine Vergrößerung im Werthe

Digitized by Google

von etwa 44000 Thlrn. Diese Summe kann unmöglich in Bezug auf Werke der Wissenschaft, mit welchen die Nationalliteratur jährlich bereichert wird, oder auf solche, welche die Bibliotheken von früher nicht besitzen und noch dringender bedürfen, auf die werthvollsten Werke des Auslandes und auf das höchste, fast bis zur Uebertreibung gesteigerte Ziel unserer Bibliotheken, alte seltene Exemplare zu erwerben, allen Anforderungen zugleich entsprechen. Gewiß ist es der Zweck der Bibliotheken, Seltenes zu bewahren, aber es werden so häufig kolossale Summen für Unicas ausgegeben, die gar nicht im Verhältniß zu ihrem Werthe stehen. Der frühere König von Hannover kaufte für 10000 Thlr. ein aus dem 12. Jahrhundert stammendes Evangeliarium, weil es einst im Besitz Heinrich's des Löwen gewesen, und gab noch ein Facsimile der zu Wolfenbüttel befindlichen Dr. Wenzel's Legende dazu. Es war früher nicht besser; im Jahre 1640 bot Kaiser Rudolf II. 11000 Dukaten für ein Andachtsbuch, welches weder gedruckt noch geschrieben, sondern ausgeschnittene und aufgeklebte Buchstaben enthielt. Es kam in die Hände des Fürsten de Ligne. In diesen Liebhabereien werden wir übrigens von allen andern Nationen noch übertroffen. Marquis von Blandford gab für ein Exemplar des „Decameron" von Boccaccio 2260 Pfd. St. Die tollsten Summen verschwenden die Engländer, und über die Scenen bei englischen Auctionen könnte man ganze Bände Anekdoten schreiben; selbst das Britische Museum gab eine bedeutende Summe für eine Uebersetzung der „Essays" Montaigne's blos, weil Shakspeare seinen Namen hineingeschrieben. Dort schädigen aber solche Liebhabereien nicht die Fonds zu andern wissenschaftlichen Erwerbungen, denn es werden dort fortwährend Summen zur Anschaffung neuer Werke ausgegeben, die unsern Maßstab ganz unendlich übertreffen. In der einen Nationalgalerie des Britischen Museums in London, und zwar ohne die Verwaltungskosten, welche nach unserm Gelde etwa 200000 Thlr. jährlich betragen, wird allein für die bei uns gar nicht gekannte Ausgabe von Kästen aus Glas und Holz, oder in der Neuzeit aus Eisen, in denen dort die Bücher aufbewahrt stehen, eine höhere Summe ausgegeben, als der Gesammtansatz jener größten sieben fürstlichen Bibliotheken für neue Ankäufe beträgt. Es sind jährlich für Bücherkästen 6500 Pfd. St., für Handschriftkästen 190 Pfd. St., zusammen nach unserm Gelde 44500 Thlr. ausgesetzt.

Die jährliche Einnahme sämmtlicher 23 deutschen Universitätsbibliotheken beträgt nach den für das Handbuch amtlich eingeschickten Berichten im Jahrgange 1853 (der von den 1850 herausgegebenen in zwei Fällen bedeutend abweicht) nicht nur für Anschaffung von Büchern, sondern für Verwaltungskosten, Einbände, Fracht etwas weniger, als das Britische Museum jährlich für Einbände ausgibt. Die dort festgesetzte Summe beträgt 7500 Pfd. St. für Büchereinbände, 900 Pfd. St. für Einbände von Handschriften, nach unserm Gelde 56000 Thlr. Die Universitätsbibliotheken in Deutschland hingegen haben im ganzen über folgende Summen zu disponiren:

Wien	3500 Fl.	Erlangen	3500 Fl.
München	4000 „	Halle	2500 Thlr.
Berlin	700 Thlr.	Gießen	3800 Fl.
Göttingen	5000 „	Marburg	2500 Thlr.
Leipzig	5000 „	Greifswald	2000 „
Würzburg	6000 Fl.	Kiel	1680 „
Königsberg	2444 Thlr.	Rostock	1500 „
Breslau	2000 „	Freiburg	2000 Fl.
Tübingen	12000 Fl.	Jena	940 Thlr.
Bonn	3550 Thlr.	Graz	600 Fl.
Heidelberg	4000 Fl.	Innsbruck	600 „
Prag	2500 „		

Beträgt in Summa 42500 Fl. und 29814 Thlr.

Digitized by Google

Der Werth der österreichischen Gulden ist nun freilich ein sehr bedingter; wenn wir sie aber auch so hoch als möglich rechnen, und die rheinischen Gulden nach ihrem vollen Preise zu 17½ Sgr. annehmen, so bleibt immer die Totalsumme, über welche die sämmtlichen 23 Universitäten Deutschlands verfügen, kleiner als die für Einbände der einen londoner Bibliothek. Und in keinem Lande legt man so geringen Werth auf öffentliche Bibliotheken als gerade in England, wo die Privatsammlungen im kolossalsten Maßstabe jenen den Vorrang ablaufen. Aber auch ohne diesen etwas demüthigenden Vergleich ist es, unsere staatlichen Verhältnisse an und für sich betrachtet, erstaunlich genug, daß früher in Preußen, dessen Schulen und Studienanstalten in anderer Beziehung als Muster für die ganze Welt gelten und durch den hohen Bildungsstand seiner Lehrer im allgemeinen auch gelten müssen, die sämmtlichen sechs Universitätsbibliotheken bisher jährlich im ganzen mit 13194 Thlrn. dotirt waren. Jetzt freilich sieht es ein wenig anders aus, zu den sechs Universitäten mit 13194 Thlrn. ist ein Bibliothekenfonds von 9180 Thlrn. gekommen.

Weniger kann es uns befremden, wenn das geldarme Oesterreich für seine vier Universitätsbibliotheken nur 7200 Fl. verausgabt, obgleich jede der Hochschulen in Sachsen und Würtemberg über größere Summen verfügt als jene vier Universitätsbibliotheken des gesammten Kaiserstaats. Freilich, wollen wir den praktischen Boden verlassen, so könnten wir einen Vergleich anstellen zwischen dem Aufwande, der für die Bestrebungen des Menschengeistes, ewige Güter zu erwerben, gemacht wird, und demjenigen, mit welchem der gegenseitige Vernichtungskampf ausgeführt wird. Vor dem Arsenal in Wien, vor diesem Bollwerk der Vernichtung, dessen kolossaler Bau von den vergoldeten Ruhmeshallen und Trophäen bis durch das Labyrinth seiner Hallen nur Kugeln und Kanonen geweiht, lauter redet als alle Worte, dürfen wir uns hier nicht fragen in Erinnerung jener Millionen und aber Millionen, welche die Menschen zum gegenseitigen Kampfe verwenden, wie viel Großes in entsprechender Weise sie gethan, das Streben im Erwerben der höchsten Güter zu fördern? Mag dort auch eine große Künstlerhand versucht haben, den Krieg in seiner civilisatorischen Mission aus den Thaten der Vergangenheit zu verherrlichen, es bleibt ein spärliche Zinsen tragendes Kapital. Ja die Ereignisse der letzten Jahre lehren, daß all dieses Geld des kolossalen Arsenals besser hätte verwerthet werden müssen. Nicht die Zahl der Kugeln, der Geist, der sie leitet, schafft erst die civilisatorische Mission. Gestaltet sich auch in der Gegenwart an vielen Orten manches wesentlich zum Bessern, mag es jetzt scheinen, daß wir in Betreff der Opferfähigkeit einzelner für die Gesammtheit einem wesentlichen Fortschritt entgegengehen, wir dürfen uns nicht täuschen, denn die Erfahrung lehrt, so weit wir auch zurück- und umherblicken, daß alle Anstrengungen der Einzelnen schließlich wenig gefördert haben, solange sie eben Ausnahmen geblieben sind. Nicht allzu groß ist die Zahl der Fürsten und Privatmänner, denen wir in unserm Vaterlande in dieser Beziehung ein Denkmal der Erinnerung setzen können. Es sind noch immer die Pfade einzelner, welche die geistige Höhe unserer Nation kennzeichnen. Eine Nation, die es erleben mußte, daß ein deutscher Beamter unserer Bibliotheken das Manuscript eines Werks, wie des „Kosmos" von Humboldt, einem fremden Fürsten überlieferte, hat nicht das Recht zu glauben, daß den Interessen unserer Bibliotheken die allerseits rechte Würdigung gezollt wäre. Trotz der Armuth unserer Nation, die es der Mehrheit unmöglich macht, sich theuere Werke anzuschaffen, trotz der eminenten Productivität unserer Schriftsteller, trotz der großen Zahl der Bibliotheken und Bände weiß der größte Theil der Gebildeten in den Hauptstädten gar nichts von den Verhältnissen unserer öffentlichen Bibliotheken. Die Gelehrten wenden sich an die Gefälligkeit der Beamten, die ihnen auch zutheil wird, und das Publikum tappt vollständig im Finstern. Niemand weiß, was eigentlich erlaubt ist und was nicht. Ver-

Digitized by Google

gebens predigen so gewissenhafte Fachmänner wie Hofrath Petzholdt in seinem „Katechismus der Bibliothekenlehre", daß in jeder Bibliothek die Regulative, nach deren Bestimmungen die Benutzung für das Publikum gestattet sei, in dem Locale selbst aushängen müssen. Es scheint, als ob diese Unkenntniß in manchen Bibliotheken gern gesehen würde, vielleicht, daß die Beamten hoffen, weniger belästigt zu werden, und eben in dem Publikum nur Feinde ihrer Ruhe sehen. Ja wo der enge Raum die Schwierigkeiten verzehnfacht, mag wol die Abfertigung nicht gerade immer gewissenhaft sein und mancher Fleißige auf die Benutzung eines Buchs verzichten, weil er es gar nicht für vorräthig hält, während nur keiner es herauszusuchen Zeit hatte.

5) Städtische Bibliotheken.

Es gehört unleugbar zu den Folgen der ebenerwähnten Mißstände, daß unter dem Publikum ein Indifferentismus und eine Geringschätzung der Bibliotheken, deren Wohlthat sich so wenig unter ihnen fühlbar macht, um sich greift, daß die Testamente zum Besten einer Stadtbibliothek, wie sie doch in vergangenen Zeiten oft stattfanden, jetzt zu den seltensten Ausnahmen gehören. So dürfen wir uns bei den vielfach stagnirenden Verhältnissen der Städte auch über das geringe Wachsthum städtischer Bibliotheken nicht wundern. Viele von ihnen büßten in den Kriegszeiten ihre Sammlungen gänzlich ein, oder retteten nur Trümmer derselben. Hier erfordern die Verhältnisse einen ganz andern Maßstab. Wenn es indeß auch nicht an vielen Orten sich wiederholte, daß der Magistrat wie in Wien im Jahre 1780 seine Bibliothek der kaiserlichen Bibliothek verkaufte, so ist doch für manche städtische Bibliothek in der Neuzeit so wenig geschehen, daß wir bei der heutigen Vermehrung von Büchern wol von einem Mangel an Interesse sprechen können, wie im Verhältniß zu der unendlichen Mannichfaltigkeit unserer Druckwerke nachstehende kleine Zahlen beweisen:

Hamburg	200000	Druckwerke.	Laibach	33000	Druckwerke.
Augsburg	100000	„	Klagenfurt	31627	„
Mainz	100000	„	Passau	30000	„
Trier	100000	„	Ansbach	30000	„
Leipzig	90000	„	Annaberg	30000	„
Frankfurt	80000	„	Stralsund	30000	„
Münster	70000	„	Danzig	30000	„
Bamberg	70000	„	Elbing	25000	„
Olmütz	54362	„	Aschaffenburg . . .	25000	„
Salzburg	50141	„	Zwickau	20000	„
Nürnberg	50000	„	„	200	Manuscripte.
Lübeck	50000	„	Triest	18000	Druckwerke.
Paderborn	40000	„	Wittenberg	18000	„
Düsseldorf	40000	„	Zittau	12000	„
Erfurt	40000	„	„	200	Manuscripte.
Ulm	40000	„	Aachen	10000	Druckwerke.
Donaueschingen . .	40000	„			

Vor einigen Jahren erhielt Konstanz durch das Vermächtniß des frühern Bischofs von Wessenberg dessen 60000 Bände starke Bibliothek. In Hannover bestehen mehrere nicht unbedeutende Sammlungen, welche der Stadt durch Legate zutheil geworden und die mit der alten städtischen zu Einer Bibliothek vereinigt werden sollen.

Hamburg hat neben der genannten noch die getrennt bestehende werthvolle Commerzbibliothek mit 15000 Bänden als städtisches Eigenthum. Hingegen können die obenangeführten Bibliotheken von Erfurt und Bamberg nur in Bezug auf den gegenwärtigen Besitz zu den städtischen Sammlungen gerechnet werden, weil sie ehemaligen Universitäten

Digitized by Google

angehörig mit dem Titel Königliche Bibliothek erst den Städten überwiesen wurden. Auch in Aschaffenburg führt die Bibliothek, ein Geschenk Karl's von Dalberg, den Titel Königliche Bibliothek. Das Bedürfniß der Vermehrung unserer öffentlichen Bibliotheken hat im letzten Jahrzehnt in den verschiedenen großen Städten allgemeine, wenn auch gegenwärtig zum Theil noch sehr unbedeutende Volksbibliotheken ins Leben treten lassen.

6) Die deutschen Privatbibliotheken.

Die größte deutsche Privatbibliothek besitzt der Fürst von Oettingen. Seine Bibliothek zu Maihingen bei Wallerstein zählt 100000 Bände. Neben ihr läßt sich zuerst die in Regensburg befindliche Bibliothek des Fürsten Thurn und Taxis nennen. Es folgt die Bibliothek des Fürsten Lobkowitz zu Prag mit 70000 Bänden. Derselbe Fürst hat außerdem auf seinem Schlosse Raudnitz an der Elbe 40000 Bände und 580 Manuscripte, darunter die bekannte Pergamenthandschrift des Plato, die der Stifter der Bibliothek mit 2000 Dukaten bezahlt haben soll. Demnächst sind in Prag die Bibliotheken der Fürsten Kinsky mit 40000 Bänden und Fürstenberg mit 30000 Bänden, die der Grafen Clam-Martinitz, Klebelsberg und Nostitz zu erwähnen. Trotz der einzig dastehenden Verluste, welche die Bibliotheken dieser Stadt erlitten haben, repräsentiren diese Bibliotheken neben der des Kaisers Ferdinand mit 55000 Bänden und den Klosterbibliotheken, worunter die des Klosters Strachow mit 50000 Bänden, einen bedeutenden Reichthum und die Möglichkeit einer Unterstützung für die unausbleiblichen Fälle von Unzulänglichkeit an der Universitätsbibliothek.

In Wien hat die Bibliothek der Fürsten Liechtenstein 50000 Bände, Esterházy 36000 Bände, Schwarzenberg 30000 Bände; eine ebenso große Bibliothek befindet sich auf seinem Schlosse Krumau. Graf Schönborn hat 20000 Bände und eine kleinere Büchersammlung auf seinem Schlosse Weißenstein, welche aber die wichtigsten Handschriften aus Aschaffenburg, der Kartause bei Mainz, Himmelsthür und Sanct-Peter bei Erfurt stammend, enthält. Fürst Metternich besitzt 24000 Bände. Ihnen folgen die Bibliotheken der Fürsten Rasumowsky, Dietrichstein. Letzterer hat auf seinem Schlosse Nikolsburg 22000 Bände, obgleich die frühere werthvolle Bibliothek ganz von den Schweden weggeführt worden war. Außerdem hat Wien acht zum Theil nicht unbedeutende Klosterbibliotheken, und enthält so neben der Hof- und Universitätsbibliothek, der kaiserlichen und den nicht außer Acht zu lassenden Privatbibliotheken der Erzherzoge (die des Erzherzogs Karl hat 30000 Bände) mannichfache Bücherquellen. Unter den kleinern Bibliotheken in Wien, von denen die der Grafen Harrach, Hammer-Purgstall, Fuchs zu Puchheim, von Bretfeld mit je 10000 Bänden zu erwähnen, befinden sich einige mit werthvollen Werken. Die Herrlich von Kesaer'sche enthält die seltensten Originalauflagen deutscher Dichter von der Zeit der Minnesänger bis auf Martin Opitz und die ältesten Schriftsteller gothischer und altnordischer Sprache.

Von Berlin meldet uns das „Handbuch" keine einzige Privatbibliothek. Die vielen Gelehrten der Hauptstadt besitzen natürlich, wie in Wien und andern Orten, vor allem auch hier nicht unerhebliche Sammlungen, die aber mit dem Tode des Besitzers meist wieder zerstreut werden.

Die bedeutendste Ausnahme der Gegenwart ist die nach dem Tode des Professors Boeckh der Universitätsbibliothek vermachte Sammlung von 12000 Bänden. Welch bedeutende Lücke sie dort auszufüllen vermag, haben wir weiter oben gesehen. Möge das edle Beispiel bald Nacheiferung finden. Die an Bändezahl größte Bibliothek unter den Gelehrten Berlins soll Professor Johannes Schulze besitzen.

Im übrigen Norddeutschland ist die Bibliothek des Fürsten Stolberg zu Wernigerode die hervorragendste. Sie enthielt 55000 Bände. Jetzt soll sie bedeutend vermehrt sein

Digitized by Google

und nach dem „Schulkalender" des Dr. Mushacke bereits 70000 Bände enthalten. Außerdem hat sich der regierende Fürst durch Einrichtung kleiner Forst- und Hüttenbibliotheken in Ilsenburg zur Benutzung für seine Beamten ein anerkennenswerthes Verdienst erworben. Ihr folgt die Bibliothek des Grafen Schafgotsch zu Warmbrunn, 50000 Bände stark, die des Fürsten Hohenlohe zu Fürstenstein mit 30000 Bänden. Die in diesen Bibliotheken aufbewahrten Urkunden sind dadurch von besonderm juridischen Interesse, daß einzelne Bezirke verschiedenem Städterecht angehörten. Unter den kleinern ist die von Schindel'sche Majoratsbibliothek in Schönbrunn bei Görlitz, 8000 Bände stark, die einzig noch zu erwähnende.

Leider sind einige dieser Privatbibliotheken vorwiegend mit französischer Romanliteratur angefüllt.

7) Bibliotheken der deutschen Schulen.

Es bleiben außer den bereits erwähnten noch eine große Zahl Bibliotheken übrig, die wir zwar nicht immer in Bezug auf ihre Größe, wohl aber in Betreff des Inhalts und der Zweckdienlichkeit mit besonderer Freude betrachten können. Es sind außer den Universitäten noch viel Studienanstalten, nach deren Bibliotheken wir wol mit Berechtigung fragen dürfen.

Wir haben in Deutschland ein Gewerbeinstitut, 62 Gewerbeschulen, 11 Polytechnische Schulen und 19 specielle Handelsschulen. Der größte Theil dieser technischen Fachschulen hat im Verhältniß zu ihrem Zwecke noch sehr kleine Sammlungen, nur ein paar hundert Bücher. Die einzigen Ausnahmen sind: das Landschaftliche polytechnische Institut zu Graz mit einer Bibliothek von 47602 Bänden und 11330 Handschriften; das Polytechnische Institut zu Wien mit 15000 Bänden und das Gewerbeinstitut zu Berlin nach dem „Handbuch" mit 6000 Bänden, aber in der Neuzeit so außerordentlich vermehrt, daß sich die Bändezahl verdreifacht haben soll; das Polytechnikum in Dresden mit 5000 Bänden, jetzt 10000 Bände enthaltend, da ein Hr. Großkamp aus Dresden ihm 10000 Thlr. vermachte. Auch ein neuerrichtetes Polytechnikum in Nürnberg soll glänzend ausgestattet werden, da ihm von einer Frau Cramer-Klett 100000 Fl. hinterlassen wurden.

Die Büchervorräthe der Realschulen können wir im allgemeinen keine Bibliotheken nennen, sie haben es in der Neuzeit meist nur zu ein paar hundert Bänden oder höchstens einige bis zu 1000 gebracht. Die einzigen Ausnahmen sind: die bereits vom Großen Kurfürsten gegründete Realschule zu Königsberg, die zu Neisse und Elberfeld mit je 7—8000 Bänden, eine Bevorzugung, die sie ihrem Alter verdanken, welches sie bei Aufhebung der Klöster als Erbe der Bibliotheken eintreten ließ. Unter den sonstigen Erziehungs- und Studienanstalten hat nur das Waisenhaus zu Halle mit 30000 Bänden, die Ritterakademie zu Liegnitz mit 15000 Bänden und das Pädagogium zu Putbus mit 11000 Bänden eine Bibliothek. Das beste Resultat ergibt sich, und hier stehen uns ja fortlaufend durch den „Schulkalender" des Hrn. Dr. Mushacke auch die zuverlässigsten Quellen in der Neuzeit zu Gebote, für die Gymnasien.

Im Jahrgang 1865 waren sie verzeichnet:

Dillingen	75000 Bände.	Neisse (katholisch)	22893 Bände.
Passau	33000 „	Aschaffenburg	22000 „
Klagenfurt	32650 „	Altona	20000 „
Halberstadt	30000 „	Bremen	20000 „
Wien (k. k. Theresianum)	30000 „	Zwickau	20000 „
Linz	28100 „	Königsberg	18400 „
Eutin	26000 „	Augsburg	17000 „
Altenburg	24000 „	Flensburg	17000 „
Berlin-(Joachimsthal)	23800 „	Ellwangen	15000 „
„ (Graues Kloster)	22000 „		

Digitized by Google

Außer diesen haben wir in Deutschland noch 21 Gymnasien, welche zwischen 10- und 15000 Bände in ihren Bibliotheken, und 42 Gymnasialbibliotheken, welche zwischen 5- und 10000 Bände enthalten. Von den 55 Obergymnasien in Oesterreich, wie man sie dort noch speciell nennt, werden 37 von Klöstern geleitet und haben natürlich in den meisten Fällen keine andern Bibliotheken als die des Klosters. Freilich sind viele derselben mehr Ordensschulen als Gymnasien mit kleinen Bibliotheken. In diesem Falle wird es wol jeder als einen großen Vorzug gelten lassen, daß wir recht viele kleine Bibliotheken, die einer großen Zahl Schulen angehören, besitzen. Sie wirken jedenfalls segensreicher als eine große Bibliothek ohne jene Schulen.

8) Bibliotheken der Schweiz, Ungarns und Polens.

Wir haben es bisjetzt nur mit den Bibliotheken Deutschlands zu thun gehabt; wenn wir aber der Vergangenheit gedenken, erweitern sich unsere Grenzen ein wenig, wir können nicht von der Gegenwart Abschied nehmen, ohne der Bibliotheken der Schweiz zu gedenken. Sanct-Gallen war ja meist der älteste Hort für deutsche Wissenschaft und Zürich der Hauptsitz des alten Herzogthums Schwaben. Die Bibliotheken der Schweiz enthalten:

Luzern	90000	Bände,	—	Manuscripte.
Lausanne	90000	„	—	„
Basel	75000	„	—	„
Sanct-Gallen	65000	„	—	„
Aargau	60000	„	—	„
Zürich	60000	„	3000	„
„ (Polytechnikum) . .	22000	„	—	„
Bern	50000	„	—	„
Schaffhausen	40000	„	—	„
Einsiedeln	21800	„	—	„
Chur	15000	„	—	„
Pruntrut	15000	„	—	„
Winterthur	12000	„	—	„
Engelberg	10000	„	—	„
Zug	10000	„	—	„

Die außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs enthalten in der Gegenwart, da die berühmte Corviniſche Bibliothek Ofens in Konstantinopel geendet, nicht mehr viel ihrer einstigen Herrlichkeit. In Pesth zählt die Landesbibliothek 180000 Bände, die der Akademie der Wissenschaften 70660 Bände und die der Universität 77458. Die Universitätsbibliothek zu Lemberg, zum größten Theil verbrannt, enthält nur noch 30000 Bände. In Preußen hat nur Posen die Bibliothek des Grafen Raczynski mit 30000 Bänden und die des Grafen Dzialynski mit 40000 Bänden.

9) Klosterbibliotheken.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Klosterbibliotheken kennen zu lernen. Nicht über alle stehen uns zuverlässige Quellen zu Gebote; von den 720 Mönchsklöstern in Oesterreich hat ein erheblicher Theil keine großen Bücherschätze, noch weniger die 298 Nonnenklöster. Nur einige 50 Bibliotheken mit je 30—60000 Bänden, einzelne, wie die Abtei zu Martinsberg in Tirol mit 80000 Bänden könnten wir nennen. Aber manches Blatt von historischer Bedeutung wird unter ihnen noch verborgen sein. Bei diesen Bibliotheken wendet sich das Interesse zur Vergangenheit zurück.

Je leichter Bücher gedruckt werden konnten, je mehr schwand die hohe Verehrung, die man für die mühsam gewonnenen Bücher im Alterthum und Mittelalter hegte, am allergrellsten hat sich aber das Blatt in den Klöstern gewandt. Wir verleumden gewiß nicht,

Digitized by Google

wenn wir den Nutzen der gegenwärtigen Klosterbibliotheken ziemlich gering anschlagen. Es ist sicher ein Gewinn, wenn man bei Betrachtung des Wechsels unserer großen Bibliotheken stets von der Aufhebung der Klöster den Aufschwung der Landesbibliotheken datiren muß. Mit geringen Ausnahmen ist dies der Fall bei allen Hof- und Universitätsbibliotheken und bei dem größten Theil der Gymnasialbibliotheken. In den Städten, die naturgemäß hiervon ausgenommen sind, finden wir die geringsten Massenanhäufungen. Wollen wir uns daher ein unparteiisches Bild von unsern gegenwärtigen Bibliotheken im Verhältniß zur Zahl unserer Druckwerke und der Culturstufe unsers Vaterlandes geben, so müssen wir einen Rückblick auf die deutschen Bibliotheken vor Erfindung der Buchdruckerkunst werfen.

Blicken wir auf die Ursachen zurück, welche die größten Bibliotheken hervorgerufen, so führen sie uns immer auf die Bücherschätze hin, die den Klöstern entstammen.

Die ersten deutschen Klöster waren der Ehrenplatz für alles geistige Streben; denn geistiges und religiöses Interesse war Eins in der Kindheit des Germanenthums. Durch das Ansehen, welches sie selbst bei den Gegnern genossen, vereinten sich ungestört in ihrem Hafen die verschiedensten Elemente, welche sich in gebildetern Zeiten feindlich zu begegnen pflegen. Durch Reichthum und Ruhe waren die Klöster allein im Stande, jenes beschauliche Stillleben zu gewähren, das für Geistesarbeit unerläßliche Bedingung war, und ohne welches die Unbemittelten sicher durch den Kampf um die Existenz gar bald ihrem Streben entzogen wären. Auch die Klöster waren nicht vor der Raufluft späterer Zeiten sicher, ja sie vielleicht gerade am allerwenigsten, aber man hoffte es in der ältesten Zeit, und damals waren sie es auch noch eher. So sehen wir sie in den ersten kampfgerüsteten Jahrhunderten als Zufluchtsstätte aller derer, welche die Beschäftigung mit der Feder der mit dem Schwerte vorzogen. Keine Entbehrung, kein Hinderniß hielt den Lernbegierigen ab, in das Kloster einzutreten, von dem er glaubte, daß es die von ihm ersehnten Bücher enthielt. So verdankten die Klöster einen großen Theil ihrer spätern Ausdehnung ihren Bibliotheken. Wir aber verdanken erst den Klöstern eben jene Bibliotheken, die sie uns erhalten.

Jedes Kloster hat seine Bücherei. Im 9. und 10. Jahrhundert zählten sie ihre Bücher freilich erst nach Hunderten, im 11. Jahrhundert hingegen nach Tausenden. Im 12. Jahrhundert begann der Eifer nachzulassen. Die Klöster wurden unter die Herrschaft der Bischöfe gestellt, damit begann der Verfall des einstigen Klosterlebens, um neuen Elementen Platz zu machen, welche den spätern Zeiten als die eigentlichen Attribute der Klöster bekannt geworden. Die durch die Kreuzzüge entflammte religiöse Schwärmerei äußerte sich auch wol schriftlich, aber in einer Weise, welche die Bibliothek mehr nach Umfang als nach Werth bereicherte. Die Klöster aber begannen pilzartig aufzuwachsen, der heilige Bernhard von Clairvaux gründete 160 Klöster und kleidete manchen Tag 40 Mönche ein, da kam es vor, daß der Abt und das ganze Kapitel nicht schreiben konnten. Das wäre in den ersten Zeiten unmöglich gewesen, und auch später ergriff man bald wieder Maßregeln, hierin einen Fortschritt zu erzielen. Um das Jahr 1097 hatte man in Korvei festgesetzt, daß jeder Neuaufgenommene dem Kloster ein nützliches Buch schenke und jedes von Korvei abhängige Kloster eine geschichtliche Chronik schreibe; man versuchte es, dem Beispiel zu folgen. Die Bibliotheken wuchsen aber noch beträchtlich, als das Mönchsleben bereits ausgeartet war. Erstens durch Vermächtnisse und dann, weil es auch später in den großen Klöstern immer einen Theil Mönche gab, die mit großem Fleiße abschrieben. Freilich trug dazu wesentlich bei, daß die Abschreiber jener Zeit mehr geachtet wurden, als wir es uns heute vorstellen können. Heute erfreuen wol kaum die Verfasser der Schriften sich solcher Verehrung, wie damals jeder, der sich nur mit dem mechanischen Theil der Arbeit beschäftigte. Die vielfach verbreitete Ansicht,

Digitized by Google

als hätten vorwiegend Inculpaten die Autoren copiren müssen, ist eben dahin zu berichtigen, daß es in den ältesten Zeiten kaum üblich war. Wenn es aber späterer Klosterbrauch wurde, so ist es ein Beweis dafür, daß die Mönche gerade so weise Erziehungsgrundsätze hatten, wie ein großer Theil unserer heutigen Lehrer, die auch gern die Beschäftigung mit Lerngegenständen den Schülern als Strafarbeit zu verleiden wissen. Der Eifer des Abschreibens hat aber allein manches Werk in spätern Kriegszeiten vor Vernichtung bewahrt. Daß der größte Theil jener Thätigkeit verloren gegangen, darf uns in Erinnerung der spätern Rauf- und Zerstörungssucht wol kaum wundernehmen, wir können nur versuchen, aus den erhaltenen Trümmern das, was einst gewesen, zu beurtheilen. Wir haben ja unter den der Vernichtung entrissenen Schriften Denkmale, die nicht blos einen archäologischen Werth haben, sondern auch nach Inhalt und Form Kunstwerke enthalten, die für alle Zeit einen beachtenswerthen Platz in der Literatur behaupten. Alle vorräthigen Handschriften des classischen Alterthums wurden in den Klöstern mit großem Eifer abgeschrieben. Trotz der größten Hingabe an die Sache erforderten solche Abschriften Jahre, denn das Schreiben jener Zeit hatte durchaus nichts mit der Flüchtigkeit unserer Handschrift gemein. Es war eine Art Malen, und so sind viele Manuscripte mit so wunderbarer Feinheit und Sauberkeit ausgeführt, daß ungeübte Augen dieselben wegen ihrer Regelmäßigkeit für veralteten Druck ansehen. Zu diesem Zwecke war eine der wichtigsten Pflichten neuentstandener Klöster, Schreibschulen anzulegen. Aus ihnen gingen nothwendig bald die Initialen- und Miniaturmalerei hervor. In welch früher Zeit die Sorgfalt dafür rege wurde, sehen wir aus folgenden Daten der wenigen noch existirenden Bibliotheken aus jener Zeit.

Die älteste, uns an demselben Orte wenigstens zum Theil erhaltene Bibliothek ist die des Klosters Sanct-Gallen. Ein Bücherverzeichniß, verfaßt unter dem Abt Gozbert, der von 816—836 an der Spitze jenes Klosters stand, beweist uns, daß die Bibliothek damals 400 Werke besaß und zu ihrer Aufbewahrung ein mit besonderer Vorliebe geschmückter Saal eingerichtet war. Bald nachher wurde sie bedeutend vermehrt und erhielt ihren eigenen Bibliothekar. In den Jahren 861—872 wird der Mönch Liutprand definitiv in den Urkunden als solcher aufgeführt. Im Jahre 890 besaß das Kloster schon einige tausend Bände, dank der Bemühungen des gelehrten Notkar I., des Stammlers, und der Sitte dankbarer Schüler, ihre Bücher dem Kloster wieder zu vererben, dem sie ihre Leitung verdankten. Leider ging bei einer Feuersbrunst manches verloren, jedoch muß zur Wiederherstellung der Bibliothek viel geschehen sein, denn als wenige Jahrzehnte vergangen und im Jahre 972 Otto II. mit seinem Vater das Kloster besuchte, war er so überrascht, hier die werthvollsten Werke zu finden, daß er sich mehreres aussuchte und mitnahm. Erst lange Jahre nachher infolge der unermüdlichen Bitten des Mönchs Ekkehard gab er wenigstens den größern Theil zurück. Nachdem durch mehrere Jahrhunderte die Bibliothek des Klosters bedeutend gewachsen, kam im 13. Jahrhundert mit der Zeit seines Verfalls natürlich auch diese zurück. Noch mehr in spätern Kriegsjahren und durch die Kirchenversammlung zu Konstanz, deren Mitglieder viel entlehnten und nichts wiedergaben, hat die Bibliothek große Verluste erlitten. Noch schlimmer erging es ihr später während des Bürgerkriegs; selbst im Frieden behielt Zürich 500 werthvolle Manuscripte zurück. So darf es uns nicht wundern, daß nach Aufhebung des Klosters jetzt als Cantonbibliothek die Sammlung nur noch 1530 Manuscripte und 60000 Bände Druckwerke besitzt.

Die Bibliothek des aus dem 8. Jahrhundert stammenden Benedictinerstifts zu Sanct-Peter in Salzburg beginnt ebenso in der Mitte des 9. Jahrhunderts und enthält wichtige Manuscripte für die deutsche Geschichte. Die ältesten Nachrichten über die Bibliothek

Digitized by Google

sind nicht zuverlässig. Der erste Katalog stammt erst aus dem 12. Jahrhundert. Jetzt hat die Bibliothek 40000 Bände.

Das Kloster Einsiedeln aus dem 10. Jahrhundert hat von seiner Bibliothek während der Reformationszeit und der Französischen Revolution, wo die Bibliothek jedesmal geflüchtet wurde, sehr viel verloren. Das Kloster blieb jahrelang unbewohnt. Es enthält aber noch viele Schriften, die einst in seinen Mauern geschrieben, und 21800 Druckwerke. Diese drei Klosterbibliotheken der ältesten Zeit sind die einzigen, die den Klöstern bis auf diesen Tag erhalten sind. Alle andern Klöster, mithin auch ihre Bibliotheken, gehören spätern Zeiten an.

Die Dombibliothek zu Halberstadt ist in Norddeutschland die älteste, selbständig bestehende Bibliothek, die, wenn auch im protestantischen Besitz, sich doch als Bibliothek auf das Jahr 842 zurückführen läßt. Sie hat aber trotz des Vorzugs vor vielen großen Bibliotheken, keinem Ortswechsel unterworfen gewesen zu sein, das meiste wieder eingebüßt, denn aus der Blütezeit des Klosters, wo viel Geschichtliches in seinen Mauern geschrieben wurde, ist fast nichts erhalten. Gegen 200 alte Manuscripte ist alles, was ihr geblieben. Die Bibliothek gehört jetzt dem Domgymnasium und hat 30000 Bände. Seit dem 10. Jahrhundert besteht die Dombibliothek zu Magdeburg; von ihrem frühern Besitz ist ihr fast nichts geblieben, sie hat nur 300 Manuscripte erhalten. Die Zahl ihrer Druckwerke war 1846 12000 Bände, jetzt soll sie wesentlich vermehrt worden sein. Die Dombibliothek zu Merseburg, aus dem Jahre 1000 stammend, hat wenigstens alte Schriften zum Theil bewahrt. In ihr haben wir auch das älteste Schriftdenkmal aus der Heidenzeit, zwei kleine Gedichte, wol mehr Beschwörungsformeln, die ein Zufall aufbewahrt hat. Diese letzten drei Bibliotheken sind zwar stets als Bibliotheken an demselben Orte erhalten, haben aber während der mannichfaltigen Schicksale, ehe sie evangelische Gymnasialbibliotheken wurden, so vieler Herren Besitz vergrößert, daß sie wenig genug Bürgschaft leisten für die große Zeit, die sie geschaffen. Mancher Rest der zerstörten Klosterbibliotheken ist uns freilich in anderm Besitz erhalten, so wenigstens ein Theil der aus Fulda und Weingarten stammenden Schriften in der Landesbibliothek zu Fulda, und vor allem im Wilhelmsstift zu Tübingen. Es ist daher von Interesse, daß jetzt alte karolinger Urkunden aus der fuldaer Bibliothek photographirt werden und so der Oeffentlichkeit zu Gebote stehen. Noch wichtiger könnte eine Sammlung von Initialen aus dem 12.—17. Jahrhundert, vorwiegend aus münchener Bibliotheken werden, welche in lithographischem Farbendruck bei Denicke in Leipzig erscheinen, aber leider werden sie wol vorwiegend die Periode des Verfalls kennzeichnen. Unter den Klöstern der spätern Periode besitzen natürlich noch manche die aus den Bruderklöstern ererbten Schätze. In Oesterreich mußten sie zwar alle nach Wien verlangten Manuscripte abgeben, aber sie haben wol manches sich zu erhalten gewußt. Die Benedictinerabteien Sanct-Paul, Kremsmünster, Mölk, Lambach sollen viel interessante Urkunden aus der Zeit der Karolinger besitzen. Auch Klosterneuburg, Tepl, Heiligenkreuz, Sanct-Florian, Lilienfeld, Martinsberg, Herzogenburg und andere besitzen manches, was für die Geschichtsforschung von Werth sein wird. Das bedeutendste Material aber, welches erhalten, birgt das päpstliche Archiv, das allein noch 10000 Urkunden, älter als Gregor VII., besitzen soll. Die Urkunden sollen schön auf Pergament geschrieben und in Foliobände von rothem Maroquin gebunden sein. (Friedrich von Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen".) Was dorthin gelangt ist, war allerdings sicher geborgen, aber wie erging es den Schriften, welche von antipäpstlichem Geist erfüllt waren! Die Jesuitenklöster waren unter den spätern diejenigen, welche den Wissenschaften die berechtigte Stätte gewährten, und wir wissen, wie sie im Forschen nach ketzerischen Schriften und Verbrennen derselben unermüdlich waren. Man erzählt, daß der Jesuit Edmund Angers im Jahre 1563 drei Tage und drei Nächte zugebracht habe, protestantische Werke zu

Digitized by Google

verbrennen. So war es auch einst geschehen. Im Herzen der Klöster die eigene Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, Raubluft und Vandalismus zerstörender Kriegszeiten von außen haben wenig übriggelassen. Alle jene Namen von Klöstern, die als bücherreich berühmt waren, sind verhallt! Wie viele unter uns wissen noch, was Reichenau, Korvei, Fulda, Hirschau, Hersfeld und Quedlinburg einst gewesen, jene Pflanzstätten des reichen Geisteslebens einer gewaltigen Zeit? Wäre uns keine weitere Nachricht geblieben, das Nibelungenlied allein vermöchte uns durch die Verkörperung der poetischen Ideen und durch den Reichthum der Sprache auf eine vorangegangene große Entwickelungszeit schließen zu lassen. Das Wort Leibniz' in „Unvorgreifliche Gedanken", daß die Sprache der Spiegel des Verstandes sei, gilt auch umgekehrt. Ebenso gewiß, wie die Entwickelung des Verstandes den der Sprache bedingt, ebenso gewiß kann diese nur der Ausdruck einer vorangegangenen Entwickelung des Verstandes sein.

Der erste Stifter der Klöster in Europa, Benedict von Nursia, hatte in der von ihm entworfenen Regel wissenschaftliche Uebungen zur Pflicht gemacht. Die Benedictinerabteien, für welche diese ältesten Gesetze maßgebend wurden, haben sich auch am zahlreichsten erhalten. Wir dürfen ihren geringen Fleiß nicht so rasch geringachten, und müssen vor allem erst die harten Schicksale, die das Resultat schmälerte, in Erwägung ziehen.

Das Benedictinerkloster Sanct-Blasien brannte im Jahre 1325 ab und es wurde kein Buch aus der großen Sammlung gerettet. Die gleich darauf im Neubau mit doppeltem Eifer angelegte Bibliothek wurde im Bauernkriege geplündert. Wieder fing man rastlos an zu sammeln; als die Bibliothek 26000, meist sehr gewählte Werke, unter denen sich die seltensten Manuscripte befanden, besaß, da brannte das Kloster im Jahre 1769 wiederum ab, die Mönche konnten nur wenig retten und auf ihrer Flucht nach Sanct-Paul mitnehmen.

Wir wissen von dem Kloster Hildesheim, daß, nachdem es erst als bücherarm bekannt gewesen, im Jahre 954, als Otwin den Bischofsstuhl bestieg, es erstens durch diesen einen großen aus Italien mitgebrachten Vorrath erhielt, dann aber viel in seinen Mauern geschrieben wurde, wovon uns leider nichts erhalten ist. Wie viele deutsche Originalwerke sind auf solche Weise verloren gegangen! Das Kloster Hirschau hatte schon im 10. Jahrhundert eine bedeutende Bibliothek. Sie ging zu Grunde sammt dem Kloster, welches von einem benachbarten Grafen zerstört wurde. Die Enkel dieses Grafen mußten zwar das Kloster wieder erbauen, aber die Bibliothek wurde natürlich nicht ersetzt und man mußte von vorn anfangen. Als wieder eine werthvolle Bibliothek angesammelt war, erlitt sie erst große Verluste in der Reformationszeit und wurde mit dem Kloster im Jahre 1692 von Melac vernichtet. Auch in Reinhardsbrunn, einer hirschauer Colonie, war viel Geschichtliches geschrieben und gesammelt und dann wieder alles, außer einigen Fragmenten, verloren worden. Wir wollen also die Bestrebungen der ältesten Klöster nicht mit denen der Gegenwart in Eine Kategorie bringen, es ist uns wenig genug geblieben, um das Gewesene beurtheilen zu können.

In spätern Zeiten waren Bücher noch mehr den wunderbarsten Schicksalen ausgesetzt. Nicht allein Brand und Wuth entfesselter Roheit in Volksaufständen und Kriegszeiten, auch der Mangel an Werthschätzung von Büchern bereiteten ihnen den Untergang. Die Eroberer führten auf Wagen das kostbare Gut ihren Heeren nach, wie es im Dreißigjährigen Kriege mit den würzburger Bibliotheken geschah. Die aus dem 8. Jahrhundert stammende Bibliothek am Salvatordome wurde zwar beim Herannahen der Schweden unter Dachböden geborgen, dennoch haben Gustav Adolf und die kaiserlichen Heere abwechselnd sich den großen Büchervorrath Würzburgs abgenommen. Die Landsknechte mögen auch nicht gerade immer fein säuberlich mit den erbeuteten Büchern umgegangen sein! Denn trotz der Bestimmung im Westfälischen Frieden hat Würzburg außer 6000

Digitized by Google

Bänden, die bereits früher von den Kaiserlichen zurückerbeutet und den Jesuiten geschenkt worden, nichts zurückerhalten. Die älteste Universitätsbibliothek zu Heidelberg, Bibliotheca Palatina, die zu den besten jener Zeit zählte, wurde vom Kurfürsten Maximilian von Baiern, nachdem Tilly 1622 die Stadt erobert hatte, als willkommene Kriegsbeute an den Papst Gregor XV. geschenkt und nach Rom gebracht. So stand die werthvollste Bibliothek des Mittelalters im Vatican! Im Jahre 1815 wurden auf dringendes Verlangen Oesterreichs und Preußens erst 38 Manuscripte herausgegeben. Im Jahre 1816 glückte es besser, und Heidelberg erhielt von den indeß nach Paris entführten Werken 848 deutsche und 4 lateinische Manuscripte zurück. Das that derselbe Kurfürst Maximilian, der kaufend und sammelnd zur Vermehrung seiner Bibliothek in München so viel geleistet hat. Er verschmähte sogar unredliche Mittel nicht, denn nach der Schlacht bei Nördlingen nahm er aus Tübingen den ganzen Bücherschatz des Herzogs Christoph von Würtemberg, obschon er vorher ausdrücklich drei Tage zum Transport bewilligt hatte. Der Kurfürst verschenkte also die Bibliothek Heidelbergs nur nach dem alten mittelalterlichen Brauch, etwas zu verschenken, von dem man voraussah, daß man es ungestraft nicht würde behalten können.

Was bei den französischen Invasionen in Köln und Mainz bis Freiburg mit über den Rhein gewandert, dürfte schwerer nachzuweisen sein; daß aber manches Buch aus deutschen Klöstern weggeführt, dafür liefert die große Bibliothek zu Paris den Beweis. Und wie viele werthvolle Schriften sind allein in der Stadt Prag ein Raub der Flammen und der Kriegswuth geworden! Hier während der Hussitenkämpfe und im Dreißigjährigen Kriege auch im übrigen Deutschland, des Bauernaufstandes nicht zu gedenken, wo es in der maßlosesten Weise geschah, war es die natürliche Folge der Religionskämpfe, daß Bücher als feindliche Waffen betrachtet wurden. Jenen Verlust dürfen wir nicht zu tief beklagen. Auf unserm Boden reiften jene Gedanken, die für die ganze Welt gewonnen werden mußten, denn mit deutschem Blut ist die geistige Freiheit, mit deutschem Blut der Fortschritt nach allen Seiten hin erkauft. In Hinsicht des Fleißes im Bücherschreiben und Sammeln, wie leider auch in der Größe derartiger Verluste, steht aber unsere Nation auch nicht vereinzelt da. Auch Rom sah einst goldene Tage, wo die Buchhändler wetteiferten, von den Schriftstellern zuerst die Erlaubniß zu erhalten, ihr neuestes Werk abschreiben zu dürfen. In Roms Blütezeit waren es Sklaven aus den Gebildeten aller eroberten Provinzen, die als Abschreiber und Vorleser verwandt wurden. Es wurden hohe Preise für den Nachweis von Fehlern gezahlt, weil man viel auf Correctheit der Abschrift gab. Der Buchhandel breitete sich unter Augustus bis in die entlegensten Provinzen aus. Die Buchhändler theilten sich in solche, die neue Werke vervielfältigen, und solche, die alte Werke übersetzen ließen. Erstere nannte man Librarii, letztere Antiquarii. Darus verkaufte die Werke Cicero's, Quinctilian gedenkt des Trypho, welcher des Martial Epigramme verkaufte. Der Wetteifer war so groß, daß von einem Werke des Martial in acht Tagen 1000 Abschriften angefertigt sein sollen. Von solchem raschen Fleiße liefert das Mittelalter kein Beispiel. Schnelligkeit ist keine Tugend im Mönchsleben. Noch großartigere Leistungen erblicken wir aber auf spanischem Boden. Ihnen wurde ein noch schnellerer Untergang zutheil. Das rasche Aufblühen wie das ebenso rasche Versinken der tiefen Gelehrsamkeit der spanischen Araber bleibt einzig in der Culturgeschichte der Völker. Wo sind sie geblieben die Schätze Cordovas? Die Stadt, die zwei Jahrhunderte lang der Hauptsitz der Gelehrsamkeit gewesen, zählte mehr Bibliotheken als jetzt mancher größere Ort, trotz der Leichtigkeit der Vermehrung durch unsere Druckerpressen. Dort wie in Deutschland erlag die geistige Richtung jener orthodoxen Partei, gegen deren Lehre der Prädestination selbst vergeblich der Orden der Brüder der Reinheit, das wissenschaftliche Leben zu erhalten, kämpfte. Indeß während des 9. Jahrhunderts und auch noch

Digitized by Google

im 10. Jahrhundert, als bereits die Demoralisation des Islam das wissenschaftliche Leben zu erschüttern begonnen, waren die Araber noch immer die Lehrer der Europäer, und Deutschland ein gelehriger Schüler. Als im Jahre 1031 das Khalifat auch äußerlich in kleine Reiche zerfiel und das Opfer der Parteien rasch seinem Verfall entgegeneilte, hatte auch Deutschland nur noch wenig Zeit, mit dem Erbe zu wuchern, denn schon keimte auf seinem Boden, von Cluny ausgehend, dasselbe verderbliche Misgeschick. War es ein Wunder, daß auch Deutschland erlag? Hier hatte noch nicht Arabiens Sonne taghell gestrahlt, nur einzelne Sterne, die aus finsterer Nacht leuchteten, mußten, von Wolken verdunkelt, Irrlichtern weichen. Wie schwer ist es, die grellen Gegensätze, die in der ersten Zeit des Mittelalters nebeneinanderbestehen, richtig zu würdigen, zumal da spätere Zeiten das Mögliche geleistet haben, über das, was einst gewesen, den Mantel des Vergessens zu breiten. Erst unser Jahrhundert hat mit unsaglichem Eifer versucht, aus dem dunkeln Schacht die Goldkörner hervorzugraben, durch die unser Glaube an das Versunkene und Vergessene wiederhergestellt ist.

Den regen Verkehr jener Blütezeit unserer Nation mit den römischen Classikern müssen wir jedenfalls bewundern. Die Gemeinsamkeit der lateinischen Schriftsprache war ein geistiges Band aller Gebildeten und führte naturgemäß die Deutschen zuerst zu den Quellen des römischen Alterthums zurück. Die größte Vervielfältigung erlebte der Virgil. Er war das A-b-c-Buch des Mittelalters, welches jeder las, der überhaupt lesen konnte. (Wattenbach, „Deutsche Geschichtsquellen".) Auch Terenz, Horaz und Lucan, andererseits Boëthius waren in aller Mund, und kannte man die griechischen Classiker auch nur aus Uebersetzungen, so kannte man doch einige. Besonders war es der Aristoteles, der sich immer großer Verehrung zu erfreuen hatte. An ihn knüpfen sich die spätern Streitigkeiten über Logik und veranlaßten die strengen Mönchsorden, sein Studium zu verbieten. Die Priester wurden von den Päpsten gefragt, was sie lasen. Honorius III. setzte einen Bischof ab, weil er den Donatus nicht gelesen hatte. Cicero, Quinctilian, Livius, Seneca, Plinius waren von vielen gekannt. Auch Hippokrates, Galenus hören wir von einzelnen, Tibull, Propertius und Priscian von andern nennen. Dann auch spätere Prosaisten wie Sedulius und Capella. Singt doch Ermaldus Nigellus bereits im „Ludwigsliede":

Seine Thaten nicht will ich im einzelnen alle berichten,
Weder gebührt es sich so, noch auch vermag's mein Talent.
Wär' es Virgil und Ovid, Cato, Flaccus, Lucanus, Homerus,
Tullius, Cicero mit Macer und Plato zugleich,
Sedulius und du Prudentius oder Juvencus
Und Fortunatus, käme auch Prosper hinzu,
All das vermöchten sie kaum in berühmtem Gesang zu umfassen,
Um ihr gefeiertes Lied doppelt zu schmücken dadurch.
Dennoch will ich auf kunstlosem Nachen mit zersplittertem Ruder
Schiffen hinaus in die See dieses unendlichen Meers.

Wir sehen, man war am Ende des 9. Jahrhunderts nicht unbekannt mit dem Alterthum, wenn uns auch die naive Form des Aufzählens einen gewissen Stolz dieser Gelehrsamkeit verräth, trotz einer vorangeschickten Zeile:

Denn die Gelehrsamkeit fehlt,
Fremd sind mir der Musen Reviere.

Auch verbotene Bücher gab es, die verboten und doch fleißig gelesen und abgeschrieben wurden, so Ovid's: „Die Kunst zu lieben". Cicero und Quinctilian hingegen wurden selbst in einigen Schulen gelesen. Später mehrt sich noch die Belesenheit einzelner. Von Otto von Freising wissen wir, daß er, außer den obengenannten Werken, auch Statius Persius, Juvenal, Josephus und Aurelian's „Bucolica" kannte.

Digitized by Google

Die deutschen Kaiser haben viel für Hebung der Wissenschaft gethan. Otto I. gab sich alle erdenkliche Mühe, gelehrte Ausländer ins Land zu ziehen. Als es ihm gelang, den italienischen Grammatiker Gunzo von Novara zu gewinnen, soll dieser 100 Werke, darunter den Plato und Aristoteles, mitgebracht haben. Von Otto des Großen jüngstem Bruder, dem Erzbischof Brun, wissen wir, daß er sich von seinen geliebten Büchern auf allen Reisen begleiten ließ, und die Meister der Wissenschaft, wie Ruotger sagt, sich von allen Enden der Welt bei ihm zusammenfanden. Auch unsere jungen Fürstentöchter wurden zur Verehrung des classischen Alterthums erzogen, die Frauen des ottonischen Kaiserhauses liefern uns dafür ein Beispiel. Von Gerburg, der Aebtissin von Gandersheim, erzählt uns Roswitha: „Sie war, wie es der Nichte des Kaisers ziemt, von höherer wissenschaftlicher Bildung und unterwies mich in den Autoren, welche zuvor die gelehrtesten Männer mit ihr gelesen hatten." Daß Hadwiga, Herzogin von Schwaben, Schwester der Gerburg, sich als Lehrer des Latein den Mönch Ekkehard aus dem Kloster Sanct-Gallen hielt, ist bekannt. Sie unterrichtete den spätern Abt desselben Klosters, Burchard, im Griechischen und schenkte ihm zum Abschied einen Horaz. Ja manche Kammerfrau hat mit ihrer Herrin Studien machen müssen, die wir bei den Frauen unserer Zeit in Frage stellen dürfen. Scheffel läßt in seiner glänzenden Schilderung mittelalterlicher Zustände, dem Roman „Ekkehard", in der er das Leben jener Herzogin Hadwiga beschreibt, die Fürstin ausrufen: „Nun wissen wir doch auch, wie Kammerfrauen den Virgilius lesen!" Heute werden wir dies zu prüfen wol kaum Gelegenheit finden, während dieser Zug in jener Zeit so treu aus dem Leben aufgegriffen war.

Von Agnes von Weimar, Gemahlin des 1036 verstorbenen Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, heißt es in „Chron. gozec.": „More antiquarum disciplinis apud Quedlingeburg pulchre fuit instructa." An der Bildungsstufe unserer Frauen können wir den unsers Volks beurtheilen. Es war Deutschlands Blütezeit, wo sie als Träger der Cultur genannt zu werden verdienen. In den Klöstern haben sie viel geleistet und auch das Volk blieb nicht unberührt davon; denn deutsche Bürgerfrauen trugen Heinrich Frauenlob zu Grabe.

Die erste deutsche Schriftstellerin ist eine Nonne des Klosters Heidenheim, welche im Jahre 770 von den Bekehrungskämpfen in Deutschland unter Bonifacius eine Beschreibung machte.

War erst durch die in Deutschland herrschende Schriftsprache die römische Literatur allgemein verbreitet, so erwachte unter Otto III., wenn auch nicht durch, so doch gleichsam mit der Kaiserin Theophania wegen ihrer Kenntniß der griechischen Sprache auch die Liebhaberei für die griechischen Schriftsteller, und wir finden es häufig, daß die griechischen Classiker in der Ursprache gelesen werden. Ebenso das Hebräische; allerdings nur in seltenen Fällen, weil es die Mönche anwiderte, diese Sprache von Juden zu erlernen. Hingegen wurde das Arabische von vielen in Spanien erlernt, und durch ihre Uebersetzungen die Schriften des Avicenna und der „Almageſt" des Ptolemäus bekannt. Hermann Contractus, Mönch in Sanct-Gallen, schrieb ums Jahr 1050 mathematische Werke, deren Kenntniß er durch arabische Schriftsteller und durch arabische Uebersetzungen der Griechen gewonnen. Dies geschah in jener Zeit; die noch heute von einer großen Zahl gebildeter Leute unter dem Begriff Mittelalter mit aller Barbarei und Roheit der folgenden Jahrhunderte zusammengeworfen wird, die aber einen vollständigen Gegensatz zu jener Blütezeit bildete. Nimmermehr hätten die Klöster so großes Ansehen und so gewaltige Macht errungen, wenn sie nicht dem Hauptbedürfniß jener Zeit Rechnung getragen und gleichsam das Räthsel gelöst, wie die beiden schroffen Gegensätze, der Durst nach Waffenehre und nach Geistesentwickelung, die mit gleicher Kraft so gewaltig im

Digitized by Google

deutschen Leben pulsirten, gleichberechtigt nebeneinander bestehen konnten. Erst als im scharfen Gegensatze zu dem wissenschaftlichen Leben in deutschen Klöstern in Cluny eine streng mönchische Asceſe sich entwickelte, welche das Studium des Alterthums für sündlich erklärte, begann mit den Streitschriften über religiöse Themata die Gefahr für die Nachbarklöster. Sobald die Hierarchie sich des Vortheils dieser Bewegung bewußt geworden, fing jener Vernichtungskrieg an, der unter der Fahne einer Reformation der Kirche das neue Mönchsthum in die deutschen Klöster einführte. In die verschiedenen Gegenden Deutschlands wurden Mönche aus Cluny zur Errichtung neuer Klöster nach ihrem Muster gesandt. Dem Einfluß der Clunyacenſen gelang es bald, die religiösen Streitfragen in das Herz der bestehenden Klöster zu tragen. Ein hartnäckiger Kampf ist dagegen geführt und gewaltig viel hin- und hergestritten worden. Die Masse der Schriften, die darüber verfaßt wurden, haben viel dazu beigetragen, daß die bibliographischen Schätze jener Zeit jahrhundertelang mit geringschätzigem Auge betrachtet worden sind. Doch trifft diese Schuld wahrlich nicht diejenigen, die in stiller Klosterzelle ruhig ertragen mußten, daß ihre Streitschriften im Kampfe für die sittliche Freiheit vernichtet wurden, weil sie den Mächtigen nicht behagten. Während der Kreuzzüge und der Bemühung der Hierarchie als politischer Macht traten vollends die äußern Interessen in den Vordergrund und das einstige reiche wissenschaftliche Leben erlosch.

Die Poesie der Hohenstaufenzeit sind schon die Blumen auf seinem Grabe. Aber es ist nicht vorübergegangen, ohne aus seiner Asche den Phönix zu erwecken, der sich den Weg zur Unsterblichkeit in dauerhaftern Formen bahnte. Das erwachte Städtebewußtsein führte mit materiellen Waffen den Kampf der Aufklärung weiter und erhob, wenn auch auf großen Umwegen, das deutsche Geistesleben von seiner schweren Niederlage.

Blicken wir nicht geringschätzig auf eine so schnell untergegangene Blütezeit zurück, nur die Verhältnisse sind günstiger geworden; die einzelnen von uns könnten von manch' erhebendem Beispiel jener Tage lernen. Es waren Märtyrer und Helden, ob sie nun in stiller Mönchszelle oder auf den Kaiserthronen dem Kampf gegen die Hierarchie erlagen. Wohl aber jedem Fürsten, dem die Geschichtsforschung einst nacherzählen kann, daß er mitten unter den härtesten Kämpfen und Sorgen um Thron und Reich Muße fand, mit treuer Seele den Samen des Guten und Schönen auszustreuen, wie sie es dem Hohenstaufenfürsten Friedrich II., dem Märtyrer jenes großen Kampfes, nacherzählt. Friedrich von Raumer sagt von ihm in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" (Bd. 3): „Durch Nachforschung in seinen eigenen Staaten, durch Benutzung seines eigenen Aufenthalts in Syrien, durch Verbindung mit arabischen Herrschern und durch Ankauf brachte er mehr Bücher zusammen als irgendein Fürst seiner und der nächstvergangenen Zeit. Um aber die alten griechischen Schriftsteller zugänglicher zu machen, wurden auf seinen Befehl mehrere derselben aus der Urschrift oder aus arabischen Uebersetzungen ins Lateinische übertragen. Denn Kaiser Friedrich war so weit entfernt von der kleinlichen Begier nach ausschließlichem Besitz jener Schätze, daß er sie vielmehr der Universität Bologna, ohne Rücksicht auf deren ihm oft feindlichen Gesinnung mit einem Schreiben übersandte, in dem er äußert: «Die Wissenschaft muß der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Kriegskunst zur Seite gehen, weil diese sonst den Reizungen der Welt und der Unwissenheit unterliegend, entweder in Trägheit versinken oder zügellos über alle erlaubte Grenzen hinausschweifen. Deshalb haben wir von Jugend auf die Wissenschaft geliebt und sie in ihrer eigenthümlichen Gestalt geliebt. Nachher wurden wir durch die Sorgen der Regierung freilich oft davon abgezogen, aber keinen ersparten Augenblick ließen wir in Müßiggang verfließen, sondern verwendeten ihn mit freudigem Ernste zum Lesen trefflicher Werke, damit die Seele sich aufhelle und kräftige durch Erwerbung der Wissen-

Digitized by Google

schaft, ohne welche das Leben der Menschen der Regel und der Freiheit entbehrt. Darum haben wir jene trefflichen Werke zunächst für uns übersetzen lassen: weil aber das edle Besitzthum der Wissenschaften durch Verbreitung oder Vertheilung sich nicht mindert oder zu Grunde geht, sondern desto dauerhafter und fruchtbarer heranwächst, je mehr man sie mittheilt und verbreitet, so wollen wir diese gewonnenen Früchte weiser Anstrengung nicht verbergen, noch den eigenen Besitz für recht erfreulich halten, ehe wir ein so großes Gut andern mitgetheilt haben.»"

Die Fortschritte im astronomischen Wissen.

Von Ph. Spiller.

Zweiter Artikel.

Resultate in Beziehung auf Kosmogonie.

1) Allgemeine Ergebnisse.

Wenn wir auch nur die bisjetzt erst durch die optischen Instrumente erlangten Resultate zusammenfassen, so können wir dem geistvollen Ausspruche des Empedokles (460 v. Chr.), daß beim Wechsel des Werdens und Vergehens nicht eine Vernichtung, sondern nur ein Uebergang der Stoffe zu neuen Formen stattfinde, jetzt schon eine bestimmtere Gestalt geben; denn wir sind doch schon im Stande, einen ziemlich befriedigenden Blick in die Entwickelungsstufen der Himmelskörper zu thun, und können mit Benutzung der durch den ganzen Weltraum gültigen Naturgesetze die Grundzüge zu einer allgemeinen Kosmogonie aufstellen. Ich will mich an dieser Stelle nur mit einigen Andeutungen begnügen.

1) Der erste Zustand eines Weltkörpers ist unstreitig der eines planetarischen Nebels, bei welchem zarte Stofftheile, noch ohne eigenes Licht und ohne einen bedeutenden Wärmegrad, sich ohne innern Zusammenhang nebeneinandergeschart haben und nur durch die Gravitation zusammengehalten werden, sodaß das Ganze sich möglichst kugelförmig gestaltet. Diese Nebel werden uns erst dann, und zwar zunächst als Kometen sichtbar, wenn sie in unser Planetensystem treten und ihrem Sonnennähepunkte zueilen, und später noch als Meteorsterne, wenn sie in die Erdatmosphäre gelangen.

2) Waren solche kosmische Nebel lange entfernt von störenden Einflüssen, so wirkte auf sie die Gravitation nach und nach so mächtig raumverengend ein, daß sich zufolge der erhöhten Wärme ein selbstleuchtender gasiger Kern mit einer Nebelhülle, welche nur durch zurückgeworfenes Licht sichtbar wird, bildete, wie es bei dem Kometen Nr. 1 von 1866 der Fall war, der im Spectralapparate nicht mit homogenem Lichte erschien.

3) Bei weiter fortgesetzter Einwirkung der Gravitation auf alle Bestandtheile nimmt ferner der ganze Körper einen glühendgasigen Zustand mit eigenem Lichte an, ohne daß er einen festen oder flüssigen Kern besitzt. Im Spectralapparat zeigt eine solche kosmische Wolke nur helle Linien auf dunkelm Grunde. Bisjetzt sind in diesem Zustande der Entwickelung mit Sicherheit schon acht kosmische Wolken aufgefunden worden.

4) Wenn die aus glühenden Gasen bestehende kosmische Wolke einer Temperaturerhöhung nicht mehr fähig ist (was von dem Weltätherdrucke und dem Schwingungszustande der Gase abhängt), so beginnt zufolge der Abkühlung an dem kalten Weltraume eine Verdichtung (Condensation) der Gase an der Umgrenzung des noch gasigen Kernes und es zeigen sich im Spectrum des Nebelflecks nur einzelne helle Linien, wie unter andern bei einem Nebelflecke in der Hydra bemerkt worden sind.

Digitized by Google

Wir haben also in zwei Fällen einen gasigen Kern; seine Umhüllung ist im ersten Falle noch in dem Zustande eines planetarischen Nebels, welcher nur durch reflectirtes Licht sichtbar ist; im zweiten Falle aber ist die Umhüllung in einem mehr zusammenhängenden nebelartigen Zustande mit eigenem Lichte. In jenem Falle war die Temperatur der Hülle im Zunehmen, in diesem aber im Abnehmen begriffen.

5) Dringt die Condensation weiter ins Innere, so bildet sich allmählich ein tropfbarflüssiger Kern, wobei sich im Spectrum eines solchen Nebelfleckes mehr oder weniger ausgebildete dunkle Linien zeigen, wie z. B. in dem großen Nebel der Andromeda und in dem des Hercules.

6) Ist die Condensation der in einem gasigen Zustande vorhanden gewesenen Stoffe zum größten Theile beendigt und eine bedeutende noch flüssige Kernmasse von einer verhältnißmäßig nicht sehr ausgedehnten Atmosphäre aus gasigen Stoffen verschiedener Art umgeben, so haben wir einen Fixstern oder eine Sonne mit einer großen Anzahl dunkler Linien im Spectrum.

7) Aber auch dieser Zustand ist kein bleibender. Im ganzen Weltraume findet eine ewige Umwandlung statt. Die Sonnen verlieren ihre Wärme in dem kalten Weltraume nach und nach, freilich wol in Zeiträumen, welche nicht blos nach Millionen von Jahren gemessen werden; es bilden sich auf der Oberfläche zuerst kleinere, dann immer größere Schlackenpartien; die Leuchtkraft nimmt allmählich ab, bis sie endlich erlischt und der Fixstern verschwunden zu sein scheint. Plötzlich aber leuchtet er wieder auf, die innere Glut hat die dunkle verengende Schale durchbrochen und die leuchtenden Massen überfluten die Oberfläche, anfänglich vielleicht noch die ganze. Aber auch dieses Licht verlischt, bis ein neuer, aber schwächerer Durchbruch von dem Dasein des Himmelskörpers Kunde gibt. Endlich aber ist er völlig abgestorben und wandelt unbemerkt von dem irdischen Auge seine lichtlose Bahn, um unter günstigen Umständen nur noch von dem geistigen Auge erkannt zu werden.

8) Ist aber ein solcher Fixstern für die Oekonomie des Weltgebäudes ein nutzloser Trümmerhaufen? Gewiß nicht!

Wie auf unserer Erde aus dem Tode ein neues Leben emporsprießt, wie hier in dem ewigen Wechsel von Vergehen und Entstehen die Bedingungen zu höheren Entwickelungsstufen liegen, so dort in jenen unendlichen Räumen.

Wenn ein abgestorbener Himmelskörper auf seiner stillen Bahn in eine weit im Weltraume ausgedehnte kosmische Wolke geräth, welche nur aus gasigen Stoffen von einer enorm hohen Temperatur besteht, so tritt das über alle Beschreibung großartige Ereigniß eines Weltenbrandes ein: der dunkle Körper wird wärmer, leuchtend, die Glut vermehrt sich, indem die kosmische Wolke sich um ihn mehr und mehr zusammenzieht und ihm Wärme abgibt, der Körper schmilzt und löst sich endlich vielleicht ganz zu einer kosmischen Wolke auf, wenn auch von niedrigerer Temperatur, um dann die entgegengesetzte Umwandlung zu durchlaufen.

9) Von außerordentlicher Wichtigkeit sind endlich die Nebelsterne mit mehrern leuchtenden Punkten, wie z. B. ein Nebelfleck in der Hydra. In ihrem Spectrum zeigt sich außer einzelnen hellen Linien des Gases noch ein feines Absorptionsspectrum mit dunkeln Linien. Sie sind nach meiner Ansicht ein in der Entwickelung begriffenes System von Himmelskörpern. Auch unser Planetensystem muß in seiner frühen Jugend einem im Weltraume befindlichen, nicht allzu entfernten Beobachter ganz in derselben Weise erschienen sein.

Es sind zwar seit Kant verschiedene Hypothesen für die Entstehung und Ausbildung desselben angegeben worden, aber sie erscheinen mir unhaltbar, weil sie nicht auf die Naturgesetze gegründet sind oder sogar ihnen geradezu widersprechen. Es hängen mit der Auffindung der richtigen Theorie so außerordentlich wichtige, unsere Erde selbst betreffende,

Digitized by Google

bisjetzt aber entweder noch gar nicht oder noch nicht genügend erklärte Thatsachen und Erscheinungen zusammen, daß es wol gerechtfertigt erscheint, dieses Thema einer besondern Behandlung zu unterwerfen. Der menschliche Geist hat in der Astronomie Triumphe gefeiert, wie sie nicht größer gedacht werden können. Die erlangten Resultate beziehen sich aber nur oder vorzüglich auf die vorhandenen Bewegungserscheinungen; es werden in dieser Beziehung die Thatsachen so hingenommen, wie sie eben sind und wie sie nach Lage der Sachen naturgesetzlich sein müssen. Es ist aber durchaus gerechtfertigt, wenn wir z. B. fragen: warum ist die Lage der Erdachse gegen die Bahn um die Sonne eine schiefe geworden, wodurch allein die so wunderbare Abwechselung der Jahreszeiten entstanden ist? Warum bewegt die Erde sich nicht in einem Kreise, sondern in einer Ellipse um die Sonne? Warum hat sie und jeder andere Planet überhaupt diese Doppelbewegung erhalten müssen? Wie ist die einseitige Lage der Monde zu ihren Planeten zu erklären? Woher kommt die große Anzahl von Planetoiden zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter, und woher schreiben sich die Meteorsteinfälle? Wie ist der urplötzliche Eintritt von furchtbar vernichtender Kälte in die übrigens allmähliche Abkühlung unsers Erdkörpers erklärbar, wie die Wanderung der Erratischen Blöcke und Geschiebe?

Diese und viele andere, sowol die Erde als auch die übrigen Planeten und ihre Monde betreffenden Fragen bedürfen einer eingehendern und naturgemäßern Behandlung, als sie bisher ihnen zutheil geworden ist. Ein nach allen Seiten genügendes und alle diese Erscheinungen naturgesetzlich erklärendes Resultat kann aber nach meiner festen Ueberzeugung nur dann erzielt werden, wenn man die bisher festgehaltene Theorie für die Entstehung unsers Planetensystems aufgibt und sich zu der bekennt, welche ich in der Schrift „Die Weltschöpfung vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft" kurz entwickelt habe.

2) Entwickelung der Weltkörpersysteme nach Kant und Laplace.

Kant war der erste, welcher für die Entstehung unsers Planetensystems eine mechanische Theorie aufgestellt hat, wobei er aber sein Bedauern darüber ausdrückt, daß ein so großer Weltweiser, wie Newton, vor der Schwierigkeit stehen geblieben ist, die allen Planeten und Monden bei ihrer Bewegung um die Sonne und um ihre Achse gemeinschaftliche Richtung von Westen nach Osten, wie sie auch die Sonne bei ihrer Achsendrehung hat, aus Naturgesetzen zu entwickeln, und seine Zuflucht zu einem höhern Willen genommen hat.

Es ist immerhin ein großes Verdienst, den ersten Schritt zur Erlangung einer richtigen Erkenntniß zu thun, aber es ist, wie wir bald sehen werden, dem großen Philosophen nicht gelungen, seiner Vorstellung eine naturgesetzlich unerschütterliche Grundlage zu geben. Um gegen ihn gerecht zu sein, wollen wir die Hauptstellen aus seiner Theorie wörtlich anführen. Er sagt:

„Ich nehme an, daß alle Materien, daraus die Kugeln, die zu unserer Sonnenwelt gehören, alle Planeten und Kometen, bestehen, im Anfange aller Dinge in ihren elementaren Grundstoff aufgelöst, den ganzen (?) Raum des Weltgebäudes erfüllt haben, darin jetzo diese gebildeten Körper herumlaufen."

„Die Materie ist sofort in Bestrebung sich zu bilden. Die zerstreuten Elemente dichterer Art sammeln vermittels der Anziehung aus einer Sphäre rund um sich alle Materie von minderer specifischer Schwere; sie selber aber zusammt der Materie, die sie mit sich vereinigt haben, sammeln sich in den Punkten, da die Theilchen von noch dichterer Gattung befindlich sind, diese gleichergestalt zu noch dichteren und so fortan. Indem man also dieser sich bildenden Natur in Gedanken durch den ganzen Raum des

Digitized by Google

Chaos nachgeht, so wird man leichtlich inne, daß alle Folgen dieser Wirkung zuletzt in der Zusammensetzung verschiedener Klumpen bestehen würden, die nach Verrichtung ihrer Bildungen durch die Gleichheit der Anziehung ruhig und auf immer unbewegt sein würden."

„Allein die Natur hat noch andere Kräfte in Vorrath, welche sich vornehmlich äußern, wenn die Materie in feine Theilchen aufgelöst ist, als wodurch selbige einander zurückstoßen."

„Wenn die Masse des Centralkörpers (welcher nämlich durch fortgesetzte Anziehung der Theilchen untereinander entstanden ist) so weit angewachsen ist, daß die Geschwindigkeit, womit er die Theilchen von großen Entfernungen an sich zieht, durch die schwachen Grade der Zurückstoßung, womit selbige einander hindern, seitwärts gebeugt (!) in Seitenbewegungen ausschlägt, die den Centralkörper vermittels der Centerfliehkraft in einem Kreise zu umfassen im Stande sind, so erzeugen sich große Wirbel (!) von Theilchen, deren jedes für sich krumme Linien durch die Zusammensetzung der anziehenden und der seitwärts (!) gelenkten Umwendungskraft (!) beschreibt; welche Art von Kreisen (!) alle einander durchschneiden, wozu ihnen ihre große Zerstreuung in diesem Raume Platz läßt. Indessen sind diese auf mancherlei Art untereinander streitenden Bewegungen natürlicher (!) Weise bestrebt, einander zur Gleichheit zu bringen, das ist in einen Zustand, da eine Bewegung der andern so wenig als möglich hinderlich ist. Dieses geschieht erstlich, indem die Theilchen eines des andern Bewegung so lange einschränken, bis alle nach einer Richtung fortgehen; zweitens, daß die Partikeln ihre Verticalbewegung, vermittels der sie sich dem Centro der Attraction nähern, so lange einschränken, bis sie alle horizontal, d. i. in parallel laufenden Cirkeln um die Sonne als ihren Mittelpunkt bewegt, einander nicht mehr durchkreuzen und durch die Gleichheit der Schwungkraft mit der senkenden sich in freien Cirkelläufen in der Höhe, da sie schweben, immer erhalten; sodaß endlich nur diejenigen Theilchen in dem Umfange des Raumes schweben bleiben, die durch ihr Fallen eine Geschwindigkeit und durch die Widerstehung der andern eine Richtung bekommen haben, dadurch sie eine freie Cirkelbewegung fortsetzen können. In diesem Zustande, da alle Theilchen nach einer Richtung und in parallel laufenden Kreisen, nämlich in freien Cirkelbewegungen durch die erlangten Schwungkräfte um den Centralkörper laufen, ist der Streit und der Zusammenlauf der Elemente gehoben und alles ist in dem Zustande der kleinsten Wechselwirkung. (?) Es ist also klar, daß von der zerstreuten Menge der Partikeln eine große Menge durch den Widerstand, dadurch sie einander auf diesen Zustand zu bringen suchen, zu solcher Genauigkeit der Bestimmungen gelangen muß; obgleich eine noch viel größere Menge dazu nicht gelangt und nur dazu dient, den Klumpen des Centralkörpers zu vermehren, in welchen sie sinken, indem sie sich nicht in der Höhe, darin sie schweben, frei erhalten können, sondern die Kreise der untern durchkreuzen und endlich durch den Widerstand (wessen?) alle Bewegung verlieren.

„Dieser Körper in dem Mittelpunkte der Attraction, der diesem zufolge das Hauptstück des planetarischen Gebäudes durch die Menge seiner versammelten Materie worden ist, ist die Sonne, obgleich sie gleich diejenige flammende Glut alsdann noch nicht (!) hat, die nach völlig vollendeter Bildung auf ihrer Oberfläche hervorbricht (wodurch?)."

In Beziehung auf die Bildung der Planeten führt Kant Folgendes aus:

„Wenn man also diesen herumschweifenden Grundstoff der Weltmaterie in solchem Zustande, darin er sich selbst durch die Anziehung und durch einen mechanischen Erfolg der allgemeinen Gesetze des Widerstandes versetzt, erwägt; so sehen wir einen Raum, der zwischen zwei nicht weit voneinander abstehenden Flächen, in dessen Mitte der allgemeine Plan der Beziehung (er meint den erweiterten Sonnenäquator) sich befindet, begriffen ist, von dem Mittelpunkte der Sonne an in unbekannte Weiten ausgebreitet, in welchem alle begriffene Theilchen, jegliche nach Maßgebung ihrer Höhe und der Attraction, die daselbst herrscht, abgemessene Cirkelbewegungen in freien Umläufen verrichten, und

Digitized by Google

daher, indem sie bei solcher Verfassung einander so wenig als möglich mehr hindern, darin immer verbleiben würden, wenn die Anziehung der Theilchen des Grundstoffes untereinander nicht alsdann anfinge, seine Wirkung zu thun, und neue Bildungen, die der Same zu Planeten, welche entstehen sollen, sind, dadurch veranlaßte. Denn indem die um die Sonne in parallelen Cirkeln bewegten Elemente, in nicht gar zu großem Unterschiede des Abstandes von der Sonne genommen, durch die Gleichheit der parallelen Bewegung beinahe in respectiver Ruhe gegeneinander sind, so thut die Anziehung der daselbst befindlichen Elemente von übertreffender specifischer Attraction, sogleich hier eine beträchtliche Wirkung, die Sammlung der nächsten Partikeln zur Bildung eines Körpers anzufangen, der, nach dem Maße des Anwuchses seines Klumpens seine Anziehung weiter ausbreitet und die Elemente aus weitem Umfange zu seiner Zusammensetzung bewegt."

Ueber die Entstehung der gemeinschaftlichen Bewegungsrichtung sagt Kant:

„Die Richtung, welche bei dieser Kraft (Gravitation) immer nach dem Mittelpunkte hinzieht, macht allhier kein Bedenken; denn es ist gewiß, daß der seine Stoff zerstreuter Elemente in der senkrechten Bewegung sowol durch die Mannichfaltigkeit der Attractionspunkte, als durch das Hinderniß, das einander durchkreuzende Richtungslinien leisten, hat in verschiedene Seitenbewegungen ausschlagen müssen, bei denen das gewisse Naturgesetz, welches macht, daß alle einander durch gewechselte Wirkung einschränkende Materie sich zuletzt auf einen solchen Zustand bringt, da eine der andern so wenig Veränderung als möglich mehr zuzieht, sowol die Einförmigkeit der Richtung als auch die gehörigen Grade der Geschwindigkeit hervorgebracht hat, die in jedem Abstande nach der Centralkraft abgewogen sind und durch deren Verbindung weder über noch unter sich auszuschweifen trachten; da alle Elemente also nicht allein nach einer Seite, sondern auch beinahe in parallelen und freien Cirkeln um den gemeinschaftlichen Senkungspunkt in dem dünnen Himmelsraume umlaufend gemacht worden. Diese Bewegungen mußten hernach fortdauern, als sich planetische Kugeln daraus gebildet hatten und bestehen anjetzt durch die Verbindung des einmal eingepflanzten Schwunges mit der Centralkraft in unbeschränkte künftige Zeiten. Auf diesem so begreiflichen Grunde beruhen die Einförmigkeit der Richtungen in den Planetenkreisen, die genaue Beziehung auf eine gemeinschaftliche Fläche (den Sonnenäquator)."

Die wesentlichsten Gedanken Kant's über den Ursprung der Monde und die Achsendrehung der Planeten sind in folgenden Sätzen enthalten:

„Die Bestrebung eines Planeten, aus dem Ursprunge seiner elementarischen Materie sich zu bilden, ist zugleich (!) die Ursache jener Achsendrehung und erzeugt die Monde, die um ihn laufen sollen. Was die Sonne mit ihren Planeten im großen ist, das stellt ein Planet, der eine weit ausgedehnte Anziehungssphäre hat, im kleinen vor, nämlich das Hauptstück des Systems, dessen Theile durch die Attraction des Centralkörpers in Bewegung gesetzt werden."

„In der That thut der Cirkellauf des Hauptplaneten nichts dazu, dem Stoffe, aus dem sich um ihn die Monde bilden sollen, Umwälzungen um diesen einzudrücken; alle Partikeln um den Planeten bewegen sich in gleicher Bewegung (Richtung) mit ihm um die Sonne und sind also in respectiver Ruhe gegen denselben. Die Attraction des Planeten thut alles allein. (?) Allein die Kreisbewegung, die aus ihr entstehen soll, weil sie in Ansehung aller Richtungen an und für sich gleichgültig ist, bedarf nur einer kleinen äußerlichen Bestimmung, um nach einer Seite viel mehr, als nach der andern auszuschlagen; und diesen kleinen Grad der Lenkung bekommt sie von der Verrückung der elementarischen Partikeln, welche zugleich mit und um die Sonne, aber mit mehr Geschwindigkeit, laufen, und in die Sphäre der Attraction des Planeten kommen. Denn diese nöthigt die zur Sonne nähern Theilchen, die mit schnellerm Schwunge umlaufen,

Digitized by Google

schon von weitem die Richtung ihres Gleises zu verlassen und in einer ablangen Ausschweifung sich über (!) den Planeten zu erheben. Diese, weil sie einen größern Grad der Geschwindigkeit, als der Planet selber, haben, wenn sie durch dessen Anziehung zum Sinken gebracht werden, geben ihr im geradlinigen Falle und auch dem Falle der übrigen eine Abbeugung von Abend gegen Morgen und es bedarf nur dieser geringen Lenkung, um zu verursachen, daß die Kreisbewegung, dahin der Fall, den die Attraction erregt, ausschlägt, vielmehr diese, als eine jede Richtung nehme. Aus diesem Grunde (?) werden alle Monde in ihrer Richtung mit der Richtung des Umlaufs der Hauptplaneten übereinstimmen."

„Man nimmt mit Vergnügen wahr, wie dieselbe Anziehung des Planeten, die den Stoff zur Bildung der Monde herbeischaffte und zugleich derselben Bewegung bestimmte, sich bis auf seinen eigenen Körper erstreckt, und dieser sich selber durch eben dieselbe Handlung, durch welche er sich bildet, eine Drehung um die Achse, nach der allgemeinen Richtung von Abend gegen Morgen ertheilt. Die Partikeln des niedersinkenden Grundstoffes, welche, wie gesagt, eine allgemeine drehende Bewegung von Abend gegen Morgen hin bekommen, fallen größtentheils auf die Fläche des Planeten und vermischen sich mit seinem Klumpen, weil sie die angemessenen Grade nicht haben, sich frei schwebend in Cirkelbewegungen zu erhalten. Indem sie nun in den Zusammensatz des Planeten kommen, so müssen sie, als Theile desselben eben dieselbe Umwendung, nach derselben Richtung fortsetzen, die sie hatten, ehe sie mit ihm vereinigt worden."

Aus dem Angeführten ergibt sich hinreichend, daß Kant wol das Verdienst gebührt, zuerst nach einer mechanischen Theorie des Weltgebäudes und zunächst unsers Planetensystems gesucht zu haben, zugleich aber auch, daß er das Richtige noch nicht gefunden hat. Die Bildung eines Centralkörpers (der Sonne) durch Gravitation loser Stoffe im Weltraume zueinander ist wol naturgemäß, vollständig unrichtig aber die Begründung seiner Achsendrehung durch die Annahme einer zweiten Kraft, der Zurückstoßungskraft, welche ganz fein zertheilten Stoffen eigenthümlich sein soll. Wie durch zwei diametral einander entgegenwirkende Kräfte zunächst Wirbel und aus diesen freie Kreisbewegungen aller in derselben Richtung entstehen können, ist unfaßbar. An der Unmöglichkeit, diese Schwierigkeit zu lösen, muß auch die Erklärung der übereinstimmenden Bewegungen aller Planeten und Monde von Westen nach Osten scheitern. Bei der Bildung eines Planeten kämen drei Kräfte in Conflict: die Gravitation der Stofftheilchen zur Sonne, zu dem zu bildenden Planeten und die Zurückstoßungskraft; bei der Entstehung eines Mondes gar vier Kräfte.

Wenn sich aus allen oder fast allen in einem gewissen Raumgebiete rings um die Sonne kreisenden Stofftheilchen ein gewisser Planet durch Gravitation nach einem bestimmten Concentrationspunkte hätte zusammensetzen sollen, so würden die vor diesem Punkte befindlichen Theile haben zurückkehren, die hinter ihm liegenden ihre Geschwindigkeit beschleunigen müssen; die auf der innern Seite der Bahn dieses Punktes vorhandenen mußten von der Sonne weg, die auf der äußern Seite zur Sonne hin sich bewegen, um den Planeten zu bilden. Wie aus einem solchen Widerstreite von Kräften die Doppelbewegung der einzelnen Planeten, die einseitige Lage der Monde zu ihnen, die schiefe Lage der Bahnen und der Drehungsachsen gegen den Sonnenäquator naturgemäß erklärt werden soll, läßt sich durchaus nicht ermitteln.

Eine andere, bis auf den heutigen Tag von den Astronomen entweder stillschweigend oder in den Schriften ausdrücklich angenommene Theorie rührt von Laplace her. Er sagt:

„Die Betrachtung der Bewegungen der Planeten führt uns auf den Gedanken, daß vermöge einer ausnehmend großen Wärme die Atmosphäre der Sonne sich anfänglich

Digitized by Google

über alle Planetenbahnen hinaus erstreckt und sich erst nach und nach auf ihre jetzigen Grenzen zurückgezogen habe." „Um den Planeten und Trabanten eine beinahe kreisförmige Bewegung um die Sonne nach einerlei Richtung geben zu können, mußte diese Flüssigkeit von einer unermeßlichen Ausdehnung die Gestirne wie eine Atmosphäre umgeben." „Aber wie hat sie die Bewegung des Umlaufs und der Umdrehung der Planeten bestimmt? Wenn diese Körper in diese Flüssigkeit gekommen wären, so würde ihr Widerstand sie auf die Sonne geworfen haben; man kann daher vermuthen, daß sie an den successiven (durch fortschreitende Abkühlung entstandenen) Grenzen dieser Atmosphäre durch die Verdichtung der Zonen, welche sie bei ihrer Erkältung und Verdichtung auf der Oberfläche dieses Gestirnes, in der Ebene ihres Aequators (!) absetzen mußte, entstanden seien. Man kann auch vermuthen, daß die Trabanten auf ähnliche Art aus den Atmosphären der Planeten entstanden seien." „Die fünf obenerwähnten Erscheinungen (welche sich auf die übereinstimmenden Bewegungen im Planetensysteme, die ziemlich kleine Neigung der Bahnen und die geringe Excentricität derselben beziehen) fließen natürlich aus diesen Hypothesen her, welchen die Saturnringe einen neuen Grad der Wahrscheinlichkeit geben."

Danach würde sich an der äußern Grenze der weit im Weltraume ausgedehnten Sonnenatmosphäre durch Verdichtung eine Flüssigkeit gebildet und dieselbe sich wegen der als schon vorhanden angenommenen Achsendrehung der Sonne sammt Atmosphäre zu einem zonenartigen Ringe um ihren Aequator zusammengezogen haben. Daß aber ein flüssiger und frei schwebender Ring bei der allergeringsten von außen kommenden Störung des Gleichgewichts, z. B. durch einen Kometen, sofort in den Centralkörper stürzen muß, gibt Laplace an einer andern Stelle merkwürdigerweise selbst zu; wie ein Ring aber sich ringsum zu einem Planeten zusammenballen soll, ist durchaus unerklärlich, da in jedem seiner Orte die Fliehkraft und die Centralkraft einander das Gleichgewicht halten. Bei einem festen Ringe, wie bei den Saturnringen, ist die Erhaltung des Gleichgewichts der beiden Kräfte gesichert; diese sind aber, wie wir später sehen werden, nicht aus einem flüssigen Ringe hervorgegangen.

Es ist erfreulich, daß Laplace gegen seine Theorie selbst Mistrauen hegt, um so befremdlicher aber ist es auch, daß er an einer andern Stelle die Achsendrehung der Himmelskörper von seitlichen Stößen ableitet. Er sagt:

„Dies ist der Fall bei der Erde und den (andern) Planeten. Um also die doppelte Bewegung der Umdrehung und des Fortrückens der Erde zu erklären, braucht man nur anzunehmen, daß sie anfänglich (?) einen Stoß erhalten habe, dessen Richtung ihrem Schwerpunkte nahe vorbeiging, in einer Entfernung, die bei der Voraussetzung der Gleichartigkeit dieses Planeten, ungefähr der hundertundsechzigste Theil ihres Halbmessers ist. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Planeten, Trabanten und Kometen ursprünglich (!) nach einer genau durch ihre Schwerpunkte gehenden Richtung geworfen (!) worden seien, ist unendlich klein; folglich müssen sich alle diese Körper um sich selbst drehen."

„Aus einem ähnlichen Grunde muß die Sonne, die sich um sich selbst dreht, einen Stoß (!) erhalten haben, der, da er nicht durch ihren Schwerpunkt ging, sie mit dem Planetensystem im Weltraume fortführt, wofern nicht ein entgegengesetzter Stoß diese Bewegung aufgehoben hat, was nicht wahrscheinlich ist."

Woher aber alle diese Stöße für sämmtliche Planeten, Monde, ja für alle Fixsterne und Körper im Weltraume gekommen sein sollen, sagt weder Laplace noch irgendein anderer Astronom, welcher in seine Fußstapfen getreten ist. Eine früher noch von Buffon aufgestellte Ansicht, daß ein Komet den Sonnenkörper gestreift und die zu den Planeten nothwendige Masse in den Weltraum mit fortgerissen habe, können wir füglich der Vergessenheit übergeben. Die Gravitationsgesetze gestatten nach meiner Ansicht die Stöße

Digitized by Google

überhaupt nicht; ein kleiner Körper fällt wol auf einen massigern und bleibt bei ihm, und ein massiger kann wol in einen sehr lockern von weiter Ausdehnung gerathen. Die Planeten sind abgeplattet; sie konnten diese Gestalt nur annehmen, wenn sie noch hinreichend weich oder tropfbarflüssig waren; die Stöße hätten also schon wenigstens vor Erreichung des festen Zustandes erfolgen müssen, und wäre dieses geschehen, so hätten sie andere Folgen gehabt, als sie in ihrer ganzen Erscheinung darbieten, nämlich ein Zertheilen, Zerspritzen und überhaupt eine verworrene Bewegung der flüssigen Massentheile.

Nach diesen, wenn auch nur kurzen Auseinandersetzungen tritt an jeden, welcher sich nicht blos mit den vorliegenden Thatsachen begnügen, sondern bei allen Erscheinungen auf den letzten Grund zurückgehen will, das lebhafte Bedürfniß nach einer mehr befriedigenden und auf zweifellose Naturgesetze begründeten Theorie heran, welche geeignet ist, eine große Reihe der wichtigsten Erscheinungen im Weltraume und auf unserer Erde in ungezwungenster Weise zu erklären. Ich wünsche nur, daß ich im Stande bin, das Vertrauen, welches ich zu der naturgesetzlichen Gültigkeit der folgenden Ausführungen habe, auch in dem Leser hervorzurufen und zu befestigen. Wenn auch die anzuführende Theorie eine völlig neue ist, so liegt doch die Basis dazu in den ewig alten und ewig unveränderlichen Naturgesetzen. Sie müssen stets der feste Leitstern bleiben.

3) Entstehung unsers Planetensystems nach der Abschleuderungstheorie.

Wenn nicht schon die Uebereinstimmung in den Bewegungsrichtungen aller zu unserer Sonne gehörigen Planeten und Monde auf einen gemeinschaftlichen Ursprung des Systems hinführte, so würde uns die in neuester Zeit aufgefundene Gleichartigkeit der Stoffe dazu eine dringende Veranlassung sein. Wir haben früher schon unter Anleitung zuverlässiger Beobachtungen die Entwickelungsstufen für einen planetarischen Nebel im Weltraume angegeben; wir brauchen für unsern Zweck den Fortschritt darin zunächst nur bis zur Bildung eines glühendflüssigen Kernes von einer schon bedeutenden Ausdehnung zu verfolgen. Wenn wir es nun als Thatsache annehmen könnten, daß schon die ganze kosmische Wolke eine Achsendrehung besessen und bei ihrer zunehmenden Verdichtung eine Beschleunigung dieser Bewegung angenommen hätte, so würden wir für unsern Zweck höchst einfache und nothwendige Folgerungen daraus entnehmen können.

Die Vorfrage, ob die Temperatur der kosmischen Wolke bei ihrer Verdichtung eine höhere geworden sei, erledigt sich durch die allbekannte physikalische Thatsache, daß die Wärme jedes Körpers steigt, wenn seine Stofftheilchen einen kleinern Raum einnehmen, gleichgiltig durch was für eine Kraft die Raumverengung erzeugt wird. Im Weltraume ist es nach meiner Meinung der Druck des Weltäthers*), was man sonst Gravitation nennt.

Die Hauptfrage ist aber: wie bekam die kosmische Wolke eine Achsendrehung und wodurch beschleunigte sich dieselbe?

Für beides liegt die Antwort in der sogenannten Gravitation. Im ganzen Weltraume war Bewegung von Ewigkeit her und wird auch in Ewigkeit bleiben. Bei dieser Bewegung der losen Dunstkugel besaßen die auf der äußern Seite der Bahn liegenden Theilchen eine größere Geschwindigkeit, als die auf der innern, weil jene in derselben Zeit einen größern Weg zurücklegen mußten als diese; jene hatten also auch ein größeres Bestreben vorwärts zu gehen als diese, zumal die letztern wegen größerer Nähe am Centralkörper durch die Gravitation zu ihm mehr zurückgehalten wurden als

*) Vgl. meine kleine Schrift: „Die Einheit der Naturkräfte", S. 18.

Digitized by Google

jene. Außerdem aber zeigten die Bestandtheile der kosmischen Wolke ihre Gravitation zueinander, welche ihnen die Bildung der Kugelgestalt und eine Bewegung nach dem Mittelpunkte derselben vorschrieb. Die an der Außenseite der Bahn vorhandenen Theilchen eilten, mit beschleunigter Bewegung fallend, mehr vorwärts als die an der Innenseite, und die natürliche Folge davon war eine Achsendrehung mit wachsender Geschwindigkeit, welche bei der zunehmenden Raumverminderung an dem Weltäther ein abnehmendes Hinderniß zu überwinden hatte. Die Richtung der Achsendrehung mußte also zufolge der Einwirkung der beiden Gravitationskräfte so eintreten, daß der kugelförmige planetarische Nebel mit seiner Außenseite sich vorwärts in der Richtung der Bahn bewegte. Man wird der Vorstellung von dem Vorgange einigermaßen zu Hülfe kommen, wenn man sich statt der Gravitation eine Reibung denkt, welche auf der innern Seite der krummen Bahn größer ist als auf der äußern.

Wenn ein Körper gezwungen wird, eine kreisförmige oder überhaupt eine krumme Bahn zu beschreiben, so will er in der Richtung der geraden Verbindungslinie, welche vom Drehungsmittelpunkte aus nach ihm gezogen wird, von hier aus weiter fortfliehen; denn wir bemerken ja, z. B. wie er den Faden, an welchem er im Kreise geschwungen wird, an allen Orten seiner Bahn gerade spannt. In ebenderselben Weise wird auch das Wasser in einem Glase, welches auf einem im Kreise geschwungenen Reifen steht, überall nach dem Boden desselben gedrückt. Die Kraft, mit welcher ein Körper gerade in dieser Richtung sich zu bewegen strebt, heißt seine Fliehkraft und ist in geradem Verhältnisse abhängig von seiner Masse und Geschwindigkeit. Die vom Körper aus in gerader Richtung nach dem Mittelpunkte der Bewegung gerichtete Kraft wird Centralkraft genannt. Letztere ist bei den Weltkörpern die Gravitation.

Sind zwei in gerade entgegengesetzten Richtungen wirkende Kräfte einander gleich, so erhalten sie einen ruhenden Körper an der betreffenden Stelle im Gleichgewichte oder in Ruhe; gelangt er aber an diesen Ort während einer Seitenbewegung, so bewegt er sich nach dem Beharrungsvermögen weiter fort und zwar in einer geraden Linie, wenn die beiden Kräfte von da an auf ihn nicht mehr einwirken. Diese gerade Linie hat gegen die Richtungslinien der beiden Kräfte eine gleiche Neigung oder steht auf ihnen lothrecht, wenn die Kräfte gleich sind; im Falle der Ungleichheit nähert sie sich aber stets der Richtung der größern Kraft, oder der Winkel, den sie mit ihr bildet, ist kleiner als der von ihr und der Richtungslinie der kleinern Kraft erzeugte.

Wenn nun die beiden ersten Kräfte nicht blos für einen Augenblick und gleichzeitig auf den Körper einwirken, sondern fortwährend, so ist für stets einander gleichbleibende Kräfte die Bahn des Körpers ein Kreis, für veränderliche Kräfte eine andere krumme Linie. Jedenfalls hat der Körper in jedem Punkte seiner Bahn stets das Bestreben, in der Berührungslinie (Tangente), welche durch diesen Punkt zur krummen Bahn denkbar ist, sich fortzubewegen. Die Kraft, mit welcher dieses geschieht, heißt Tangentialkraft und sie ist auch abhängig im geraden Verhältnisse von der Masse und der Geschwindigkeit des Körpers.

Findet eine Achsendrehung statt, so wird diese letztere Kraft auch Schwungkraft genannt. Sie sucht durch ihr Beharrungsvermögen diese Bewegung stets in unveränderter Weise zu erhalten, was man im Maschinenwesen durch die Schwungräder zu erreichen sich bestrebt. Die Richtung der Schwungkraft weicht in jedem Augenblicke von der Tangentialkraft und der Centralkraft, die bei festen Körpern durch die Cohäsion vertreten wird, ab, weil jedes Bogenelement zwischen der Tangente und dem zugehörigen Radius liegt.

Wenn nun die Achsendrehung eines flüssigen kugelförmigen Körpers allmählich zunimmt, so tritt ein Augenblick ein, in welchem die Fliehkraft der Massentheilchen am

Digitized by Google

Aequator der Kugel, wo die größte Geschwindigkeit stattfindet, der Centralkraft gleich wird. Bei weiterer Beschleunigung der Drehung sollten sich dann am Aequator nur so viele Theile ablösen, daß bei den zurückgebliebenen das Gleichgewicht stattfindet, aber wegen der Cohäsion der sich ablösenden zu den übrigen fliegen mehr Theile ab und bei den zurückgebliebenen ist jetzt die Schwungkraft kleiner als die Centralkraft.

Eigentlich sollte sich nun rings um den Aequator der flüssigen Kugel ein Ring ablösen; dieses wird aber nur dann der Fall sein, wenn die Fliehkraft in gleichen Entfernungen vom Mittelpunkte überall gleich ist. Dieses ist bei einer bewegten Flüssigkeit, besonders wenn in ihr zufolge der Verschiedenartigkeit der Bestandtheile chemische Thätigkeiten stattfinden, ein ungemein unwahrscheinlicher Zufall. Ueberdies wird jede kleine Veranlassung von außen ebenfalls eine solche Störung hervorbringen können.

Bei unserm noch weithin in den Weltraum ausgedehnten Mutterkörper für das Planetensystem kann selbst ein Komet, deren eine ungemein große Anzahl im Weltraume herumschwärmt, die Veranlassung gewesen sein, daß sich an seiner ziemlich lockern Oberfläche eine Flutwelle bildete, welche bei der hinreichend gewachsenen Drehungsgeschwindigkeit als der Planet Neptun abgeschleudert wurde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein kleiner oder wenig Masse enthaltender Himmelskörper an einem andern in bestimmter Entfernung eine um so größere Flutwelle erzeugen muß, je größer und lockerer dieser ist. Wir erkennen dieses ja auch an der durch den kleinen Mond an unserer Erde bewirkten Flut.

Die von dem Mutterkörper abgelöste Flutwelle gestaltete sich nach den Gravitationsgesetzen sofort kugelförmig; die Kugel flog von dem Mutterkörper fort in einer Bahn, welche anfänglich noch stark, dann aber um so weniger gekrümmt war, je weiter der neue Körper aus dem Bereiche der Anziehungskraft des Hauptkörpers kam. Er flog aber in dieser parabolisch gekrümmten Bahn nur so weit, bis seine Fliehkraft im Gleichgewichte gehalten wurde von der Anziehungskraft zum Mutterkörper (Centralkraft), und von da an trat er in eine Umlaufsbahn um den letztern ein, indem er fortwährend einen Weg zwischen der Schwungkraft und Centralkraft einschlug.

Es mußte aber außer dieser Revolutionsbewegung noch eine Achsendrehung (Rotationsbewegung) entstehen, weil die auf der Außenseite der Bahn liegenden Massentheilchen wegen ihrer größern Geschwindigkeit eine größere Bewegungskraft besaßen, als die auf der innern Bahnseite; jene zwangen also diese, unter einem gleichzeitigen Bestreben beider nach dem Mittelpunkte der Kugel hin sich zu bewegen, d. i. eine Achsendrehung im Sinne der fortschreitenden Bewegung anzunehmen.

Weil endlich die Kugel anfänglich noch in einem tropfbarflüssigen Zustande war, mußte sie sich abplatten. Je größer die Kugel war, desto schneller mußte sie sich drehen, denn desto größer war der Unterschied der Kraftmomente zwischen den außerhalb und innerhalb der Revolutionsbahn liegenden Massentheile, desto größer aber mußte auch die Abplattung werden.

Der so entstandene äußerste Planet unsers Systems bewegte sich, wie heute noch, nicht in einem Kreise, sondern in einer elliptischen Bahn um den Centralkörper, welcher sich in einem der beiden Brennpunkte befindet, und erzeugte bei seinem Jahreslauf auf ihm eine Flutwelle. Diese war am größten, wenn die beiden Körper einander am nächsten standen. Wenn nun bei fortschreitender Verdichtung des Centralkörpers seine Achsendrehung sich hinreichend beschleunigt hatte, so wurde die zur größten Höhe angewachsene Flutwelle endlich abgeschleudert, wodurch der Uranus entstand, welcher eine ebensolche doppelte Bewegung annahm wie sein Vorgänger, und sich ebenfalls abplattete.

So erzeugte und zwar wol in Zwischenzeiten, welche nach Billionen von Jahren zu rechnen sind, jeder entstandene Planet bei seiner größten Nähe am Centralkörper immer

Digitized by Google

wieder einen neuen: der Uranus den Saturn, dieser den Jupiter; dann folgte ein Planet, welchen mir mit X bezeichen wollen, ferner der Mars, die Erde, Venus, Mercur, und als Rest blieb unsere Sonne. Ob sie nach Mercur noch einen Planeten erzeugt hat, ist bisjetzt mit Sicherheit noch nicht ermittelt, da das Sonnenlicht unmittelbare Beobachtungen außerordentlich erschwert, die Zeit der Sonnenfinsternisse seine Auffindung noch nicht ermöglicht und die Rechnung aus den vermeintlichen Störungen des Mercur ein sicheres Resultat über seine Stellung noch nicht hat erreichen lassen.

Aus dieser so höchst einfachen Abschleuderungstheorie lassen alle in unserm Planetensysteme und bei jedem einzelnen Planeten vorkommenden Erscheinungen, auch die Entstehung ihrer Monde auf eine vollkommen naturgemäße Weise bis ins Einzelne sich verfolgen und erklären. Wir heben daraus das Wichtigste zur Rechtfertigung hervor.

Die einzelnen Planeten wurden aus der Aequatorialgegend des Mutterkörpers abgeschleudert, weil dort die Fliehkraft am größten war. Wäre die Vertheilung der Masse in der abgeschleuderten Flutwelle zu beiden Seiten des Aequators eine genau gleiche gewesen, so würde die Achse des entstandenen Planeten auf der Umlaufsbahn senkrecht und die Bahn selbst ein Kreis geworden sein, denn der nördlich vom Aequator des Mutterkörpers gelegene Theil hätte genau ebenso weit vom Mittelpunkte fortfliegen müssen als der südliche, und der Aequator des Planeten würde in die erweiterte Aequatorialebene des Centralkörpers zu liegen gekommen sein. Die weitere Folge davon wäre gewesen, daß der Planet von dem Punkte aus, wo soeben die beim Abschleudern vorhandene Fliehkraft durch die Centralkraft aufgehoben wurde oder vielmehr wo beide einander das Gleichgewicht gehalten haben, rings um den Centralkörper in einem Kreise hätte wandern müssen, weil diese beiden Kräfte unverändert, also stets einander gleichgeblieben wären und den Planeten gezwungen hätten, in jedem Augenblicke sich in lothrechter Richtung gegen die beiden Seitenkräfte bewegen zu wollen, was nur bei einer Kreisbahn geschehen kann.

Daß die Massenvertheilung der abgeschleuderten Flutwelle zu beiden Seiten des Aequators eine vollkommen gleiche hätte sein sollen, ist bei der chaotischen Vermengung der verschiedenartigsten Stoffe im Centralkörper und ihrer chemischen Einwirkung aufeinander äußerst unwahrscheinlich. Wenn die Vertheilung ungleich war, so mußte der gewichtigere Theil weiter fliegen als der leichtere, aber ohne daß die Gravitation der Theile zueinander eine völlige Trennung gestattete. Die natürliche Folge davon war, daß die Drehungsachse des entstandenen Planeten eine schiefe Lage gegen die erweiterte Ebene des Aequators vom Centralkörper bekommen und überhaupt aus dieser Ebene geschleudert werden mußte, sodaß seine Umlaufsbahn mit ihm einen Winkel bildete. Hieraus folgen für jeden Planeten die zwei wirklich vorhandenen Thatsachen: 1) die Drehungsachse bildet mit der Umlaufsbahn einen Winkel; 2) die Umlaufsbahn ist gegen den Sonnenäquator geneigt. Eine weitere Folge war ferner, daß die Bahn nicht ein Kreis werden konnte. Um dieses einzusehen, müssen wir zunächst festhalten, daß ein Körper, welcher sich um eine Achse dreht, ein um so kräftigeres Bestreben zeigt, diese Achse in einer freien und festen Lage (also mit einer sich gleichbleibenden Richtung) zu erhalten, je gewichtiger er ist, je mehr das Gewicht an seinem Umfange liegt und je schneller er sich dreht.

Da nun die Drehungsachse eine schiefe Lage zur Umlaufsbahn bekommen hatte, so würde der Mittelpunkt und zugleich Schwerpunkt der Kugel, selbst wenn die Bahn ein Kreis geworden wäre, nicht stets in derselben Entfernung vom Mittelpunkte des Centralkörpers geblieben sein, sondern würde in der ersten Hälfte der Bahn sich ihm genähert, in der zweiten Hälfte in gleicher Weise von ihm sich wieder entfernt haben.

Die natürliche Folge davon war, daß die Fliehkraft in der ersten Bahnhälfte zunehmen, in der zweiten abnehmen mußte; dieses bewirkte weiter, daß der Planet in jenem Theile

Digitized by Google

der Bahn sich von dem Centralkörper entfernte, wodurch die Gravitation zu ihm sich verminderte; in diesem Theile sich ihm näherte, wodurch die Gravitation wuchs. In der ersten Bahnhälfte trat also eine Verzögerung, in der zweiten eine Beschleunigung der Bewegung ein.

Der Kampf der beiden Kräfte ist in einer solchen Weise gegeneinander abgemessen, daß die Bahn der Planeten eine Ellipse wurde und die Sonne einen ihrer Brennpunkte einnahm. Die wunderbar regelmäßige Abwechselung der Tageslängen und der Jahreszeiten hat einzig ihren Grund in der gleichmäßigen Achsendrehung und in der schiefen und festen Lage der Achse gegen die Umlaufsbahn.

Aus der Vertheilung der Länder und Meere auf unserer Erde können wir entnehmen, daß die nördliche Halbkugel mit vielen weit nach Norden reichenden Ländermassen etwas gewichtiger ist als die südliche; folglich mußte sie bei der Ablösung vom Centralkörper so weit in einer parabolischen Bahn fortfliegen, daß jene Halbkugel die entferntere wurde, und dann erst konnte sie ihre Umlaufsbahn beginnen. Diese Bedingung ist im Sonnennähepunkte erfüllt, also müssen wir den 21. Dec. als den Geburtstag unserer Erde ansehen.

Wenn nun durch Annahme der Abschleuderungstheorie bisjetzt schon sich sehr wesentliche Erscheinungen im Planetenleben in ungezwungener und naturgemäßer Weise erklären lassen, so wollen wir nun die absolut nothwendigen Folgen davon für das ganze Planetensystem und ihre Uebereinstimmung mit den vorhandenen Thatsachen kurz anführen.

Nachdem von dem Centralkörper eine Flutwelle abgeschleudert worden, war seine Masse eine kleinere geworden, folglich auch seine Anziehungskraft (wie man sich auszudrücken pflegt) zu andern Körpern. Hatte also ein Planet von ihm einen neuen abgelöst, so mußte jener Planet selbst und zwar sofort und augenblicklich eine um so größere Strecke weiter von ihm fort in den Weltraum fliegen, je massiger der neue Planet war; denn da die Centralkraft kleiner geworden war, so hatte die Fliehkraft des schon früher vorhanden gewesenen Planeten einen Ueberschuß und er mußte demgemäß sich von dem Centralkörper entfernen. So flog nun jeder von den schon vorhandenen Planeten eine Strecke weiter vom Centralkörper fort, sowie sich ein neuer bildete.

Aber nicht genug, daß seine neue Umlaufszeit, welche von da anfing, wo die Fliehkraft durch die zwar verkleinerte, aber fortwährend einwirkende Centralkraft im Gleichgewichte gehalten wurde, eine größere, die Geschwindigkeit also eine kleinere wurde; der Planet nahm in der größern Unabhängigkeit eine schnellere Achsendrehung an.

4) Die Mondensysteme.

Der letzte Umstand besonders wurde von weltenhistorischer Wichtigkeit. Die abgeschleuderten feurigflüssigen Planeten blieben lange noch in einem flüssigen Zustande. Wenn sie nun plötzlich eine schnellere Achsendrehung annahmen, so mußten sie selbst auch aus der Gegend ihres Aequators einen Theil der Masse abschleudern und zwar während des Fortfliegens an der hintern Seite ihrer neuen Flugbahn, weil nach dem Beharrungsgesetze die Massentheile ihre alte geringere Geschwindigkeit beibehalten wollten. Es trennte sich also wol ein Theil von dem Planeten ab, flog aber hinter ihm her und erhielt zufolge der ihm von früher noch eingeprägten Achsendrehung eine Bewegung um seinen Planeten. Auf diese Weise entstanden die Monde.

Weil neue Abschleuderungen vom Centralkörper immer nur in sehr langen Zwischenzeiten stattfanden, so konnte es nicht fehlen, daß ein älterer Planet an dem kalten Weltraume bereits nicht unbedeutend abgekühlt war, daß also manche Stoffe bereits in einen zähern Zustand übergegangen waren. Löste sich von ihm ein Mond in einem solchen Zustande ab, so blieb der gewichtigere Theil desselben etwas mehr zurück als der leichtere; es bildete sich zwar noch eine Kugel, aber ihr Mittelpunkt wurde nicht mehr der Schwer-

Digitized by Google

punkt, sondern der letztere lag weiter ab von dem Mittelpunkte des Planeten als ersterer. Die nothwendige Folge davon war, daß der Mond seinem Planeten stets dieselbe Seite zuwenden mußte, sodaß er sich nur während eines ganzen Umlaufs um ihn einmal um seine Achse dreht. Während die Planeten zur Sonne sich in einem indifferenten Gleichgewichte befinden, ist das der Monde zu ihren Planeten ein stabiles.

Unser Mond zeigt uns diese naturgesetzlich nothwendige Erscheinung in der Thatsache, daß er uns stets dieselbe Seite zuwendet. Bei ihm liegt der Schwerpunkt der jenseitigen Oberfläche um etwa acht Meilen näher als der diesseitigen. Da er sich wahrscheinlich kugelförmig gestaltet hat, so muß er bei seiner Ablösung noch in einem hinreichend flüssigen Zustande gewesen sein. Er nahm dabei alle im Bereiche seiner Anziehung liegenden Stoffe mit sich fort, sodaß er auch die Bestandtheile des Wassers, wenn nicht das Wasser als solches selbst schon erhalten hat. Da wir jetzt, nachdem er sich so bedeutend abgekühlt hat, daß wir alle seine Vulkane als erloschen ansehen können, auf der uns zugewendeten Seite Wasser oder andere Flüssigkeiten nicht vorfinden, so muß er das Wasser jenseits besitzen, wie es sich auch aus der Lage seines Schwerpunktes ergibt, denn alles Flüssige sucht ihm auf jedem Weltkörper möglich nahe zu kommen. Bescheint die Sonne die jenseitige Fläche (zur Zeit des Neumondes), so wird sie das Wasser theilweise in Dünste auflösen; aber auch diese Dunstatmosphäre muß sich jenseits halten. Wenn kurze Zeit vor und nach dem Neumonde ein mattes Licht sich noch über die Spitzen der Hörner weiter hinaus verbreitet, als es die Berechnung aus der gegenseitigen Lage von Mond, Sonne und Erde ergibt; wenn ferner die Mondberge an der Lichtgrenze matter erscheinen als an andern Stellen: so kann man sich der Ansicht nicht entziehen, daß es nicht nur eine durch die Gravitation und die Schwungkraft an die abgewendete Seite des Mondes gefesselte Atmosphäre gibt, sondern auch, daß sie bis an die Grenze des sichtbaren Theils sich hinzieht und hier sogar noch eine Strahlenbeugung verursacht. Die Spuren der jenseitigen Mondatmosphäre zeigten sich unter anderm auch während der Sonnenfinsterniß am 9. Aug. 1867. Als nämlich die Sonne so weit bedeckt war, daß sie scharfe Hörner bildete, ließ das untere Ende eine kleine, wie durch eine Brechung der Lichtstrahlen bewirkte Abweichung bemerken. Nach der Stellung des Mondes zur Erde mußte es gerade das untere Ende sein, welches die Spuren einer jenseitigen Atmosphäre verrieth. Weil die Schwankungen (Nutationen) des Mondes nach Längen bis zu 7° 30′ anwachsen, so bleiben uns überhaupt nur etwa drei Siebentel der jenseitigen Oberfläche für immer verborgen. So nun wäre eine alte die Flüssigkeiten des Mondes betreffende Streitfrage auf eine, wie mir scheint, befriedigende Weise beantwortet.

Die den Saturn fast in der Ebene seines Aequators umschwebenden sieben Monde haben ihrem Mutterkörper alles Flüssige so sehr entzogen, daß er höchstens noch an seinen Polen dergleichen enthält; denn als er zufolge seiner beschleunigten Achsendrehung, welche er heute noch in 10 Stunden 20 Minuten vollendet, genöthigt wurde, aus seiner Aequatorialgegend einen Theil seiner Massen abzugeben, konnten sich nur noch zähe zusammenhängende Ringe ablösen und er war selbst nicht im Stande, die Spuren dieser Ablösung zu verwischen, was die heute noch sichtbaren zonenartigen Gürtel an seinem Aequator beweisen. Die Ringe erhalten sich freischwebend nur deshalb, weil die bei ihrer Drehung um den Centralkörper auftretende Fliehkraft durch die Centralkraft im Gleichgewichte erhalten wird. Weil die abgeschleuderten Massen vulkanischer Natur waren, haben sich auf den Ringen mächtige Gebirge gebildet.

So zeigt uns also der Saturn mit seinen Monden und Ringen Ereignisse in historischer Stufenfolge mit unvergänglicher Schrift, welche wir nur recht zu deuten brauchen, um zu erkennen, daß Weltkörpersysteme in der That auf die angegebene Weise entstanden sind und im Weltraume noch entstehen werden.

Digitized by Google

5) Erscheinungen als Folgerungen aus der Abschleuderungstheorie.

Es lassen sich aber aus der von mir angenommenen Abschleuderungstheorie noch eine Reihe der merkwürdigsten, bisjetzt durchaus noch nicht genügend erklärten Erscheinungen in der ungezwungensten Weise ableiten.

a) Die Planetoiden und Meteorsteine.

Es muß jedem Naturfreunde und denkenden Menschen überhaupt im höchsten Grade auffallen, daß noch fortwährend kleine Planeten im Weltraume aufgefunden werden, welche alle ihre Bahnen um die Sonne zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter vollenden und auch eine nur wenig voneinander abweichende mittlere Entfernung von ihr haben. Wären sie nicht so ungemein klein und als Planeten so lichtschwach, so würde man schon mehr als die gegenwärtig bekannten 106 entdeckt haben.

Ferner ist es wichtig, daß die Erde alljährlich von einigen Meteorsteinfällen, durchschnittlich von drei bis vier, heimgesucht wird, daß die Meteorsteine fast durchgängig einerlei Aussehen haben und fast alle aus denselben Stoffen bestehen, von welchen Eisen der vorzüglichste ist, indem bis zu 96 Proc. darin vorkommt; außerdem enthalten sie Krystalle von Olivin und Chrysolith.

Wenn sich daraus schon ergibt, daß wir für jede dieser beiden Erscheinungen auf eine gemeinschaftliche Ursprungsquelle schließen dürfen, so gehe ich einen bedeutenden Schritt weiter, indem ich sie beide, die bisjetzt entdeckten 106 und noch aufzufindenden Planetoiden und die Meteorsteine, als Bruchstücke des zwischen Mars und Jupiter vorhanden gewesenen Planeten X ansehe. Wann aber trat die furchtbare Katastrophe des Zerspringens eines ganzen Weltkörpers ein?

Als Mars von dem Centralkörper abgeschleudert wurde und dieser dadurch an Masse und Anziehungskraft verlor, mußte der Planet X eine Strecke in den Weltraum fort von dem wärmenden Centralkörper fliegen. Die Folge davon war, daß seine Oberfläche schnell abkühlte, zumal sie aus guten Wärmeleitern (besonders Eisen) bestand und sich zusammenzog, und daß innere Massentheile krystallisirten.

Nun wissen wir aus irdischen Erfahrungen, daß schnelle Abkühlung die Körper (Erze, Glas, Metalle — glasharter Stahl) sehr spröde macht: ein schnell gekühlter Glastropfen zerfällt fast in Staub, wenn man auch nur die Spitze des daran befindlichen Glasfadens abbricht. Wir wissen ferner, daß die festesten Körper zersprengt werden, wenn die Stofftheilchen einer in ihnen abgesperrten Flüssigkeit schnell zu Krystallen sich lagern und dabei einen größern Raum einnehmen: das in einer starken Bombe gefrierende Wasser zertrümmert sie und schleudert die Bruchstücke weit fort, um so weiter, je fester die Rinde war und je kleiner die Stücke sind.

Da die Kräfte und ihre Wirkungen in der ganzen Natur dieselben sind, so ist kein Grund anzunehmen, daß der Planet X dem angegebenen Schicksale nicht ausgesetzt gewesen sein sollte. Seine größten Bruchstücke umhüllten sich mit einem Theile der im Innern noch in einem glühendflüssigen Zustande vorhandenen Stoffe, gestalteten sich kugelförmig und flogen nicht weit fort; die kleinern Theile der verhärteten Kruste wurden in ziemlich geraden Bahnen weit weggeschleudert und haben mancherlei Gestalten. Jene gaben die Planetoiden, welche zwar ihre Gravitation gegen die Sonne ziemlich unverändert beibehalten haben, aber weil sie nach verschiedenen Richtungen hin zersprengt wurden, gegen den Sonnenäquator sehr verschieden geneigte Bahnen beschreiben (Themis 0° 48′ 52,9, Pallas 34° 42′ 32,9″); diese aber schweifen in mancherlei Bahnen zwischen den Planeten einher, bis sie einem derselben so nahe kommen, daß er sie zwingt in mehr und mehr sich verengenden Bahnen um ihn sich zu bewegen, sodaß sie endlich in seine Atmosphäre gerathen, durch

Digitized by Google

Reibung darin endlich glühend werden, wegen der Entwickelung der eingeschlossenen Gase häufig platzen und dann einen Steinregen geben.

Es ist in neuester Zeit die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Meteorsteine von den Meteorsternen oder Sternschnuppen herrühren. Ich glaube dieselbe aber in der kleinen Schrift „Die Weltschöpfung vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft" (Berlin 1868) gründlich widerlegt zu haben, und will zu dem, was ich oben (S. 738) über diese kosmischen Erscheinungen angeführt habe, hier weitere Ergänzungen nicht geben.

b) Die Eiszeiten der Erde. Die Erratischen Blöcke und Geschiebe.

Ferner glaube ich eine andere, unsere Erde selbst betreffende, höchst wichtige und bisjetzt durchaus noch nicht genügend erklärte Erscheinung bis auf ihre Einzelheiten aus der oben aufgestellten Abschleuderungstheorie sicher ableiten zu können: ich meine die berühmten Kälteperioden oder Eiszeiten der Erde.

Es ist eine Thatsache, daß die Temperatur der Erde in der Zeit, als sie noch in einem glühendflüssigen Zustande war, mindestens 6000 Grad R. betragen haben muß, weil die Schwermetalle an ihren Fundorten zeigen, daß sie in einem geschmolzenen Zustande vorhanden gewesen sind, und der Schmelzpunkt des Platins so hoch liegt.

Darüber ist ferner kein Zweifel, daß der Erdkörper sofort nach seiner Ablösung vom Centralkörper, als dessen Rest wir unsere Sonne anzusehen haben, an dem absolut kalten Weltraume sich sehr allmählich und ohne besondere Veranlassung fortwährend in gleichen Zeiten gleichmäßig abkühlen mußte. Bischof meint nach Versuchen, welche er mit Basaltkörpern gemacht hat, daß die Erde 35 Mill. Jahre gebraucht habe, um von 2000 Grad nur bis auf 500 Grad abzukühlen.

Nach der Stellung der Erde zur Sonne ist es klar, daß die Polarzonen am ehesten für die Entstehung und Erhaltung organischer Wesen geeignet gewesen sind, während die Aequatorialgegenden durch und selbst ohne den Einfluß der Sonne noch lange allzu heiß waren. Daß dieses Leben aber nach hinreichender Abkühlung mit unglaublicher Energie sich entwickeln mußte, ist klar, wenn man bedenkt, daß die am Aequator durch die hohe Wärme aus den Meeren äußerst lebhaft sich entwickelnden Dünste nach den kühlern, aber immerhin noch sehr warmen Polargegenden sich begaben und so fast ohne Unterbrechung durch Abwechselung von Jahreszeiten, wie wir sie jetzt haben, eine feuchtwarme Atmosphäre unterhielten. Kein Wunder also, daß wir jetzt noch in der kalten und dem nördlichen Theile der gemäßigten Zone vorzüglich in den Steinkohlenbergwerken die Ueberreste von kolossalen Farrn, Calamiten, Licopodien und andern Vegetabilien auffinden, die jetzt überhaupt nicht oder nimmermehr in gleichen geographischen Breiten vorkommen oder gedeihen; daß wir ferner als Denkmünzen der Schöpfungsgeschichte der Erde die Knochen vorweltlicher Riesenthiere in ungeheuern Mengen antreffen, obwol wir die Erdrinde im ganzen noch ziemlich ungenügend kennen. Das jetzt unwirthbare Sibirien ist ja eine Fundgrube für das Elfenbein von Elefanten der Urwelt. Nach den diesjährigen Nordpolexpeditionen sind selbst zu Tage tretende Steinkohlenflötze in den nördlichsten Thälern Grönlands und Spitzbergens aufgefunden worden. Welch eine reiche urweltliche Vegetation muß also dort bestanden haben! Man hat berechnet, daß der Brennwerth der bisjetzt bekannt gewesenen Kohlenflötze dem eines hundertvierunddreißigjährigen Waldes gleichkommt, welcher die ganze Erdoberfläche (einschließlich der Meeresfläche) bedecken mußte.

Aber wir haben die deutlichsten Beweise dafür, daß nicht blos die Polargegenden, sondern auch ein großer Theil der gemäßigten Zonen, Gegenden, welche gerade die massenhaften und riesenhaften Reste einer untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt enthalten, in der Zwischenzeit bis zu unserer geschichtlichen Periode viel kälter gewesen sind als

Digitized by Google

jetzt, daß also in der allmählichen Abkühlung der Erde eine Unterbrechung durch bedeutende Kälte eingetreten ist, welche später zwar einer Erwärmung hat weichen müssen, aber sich doch in so bedeutendem Grade geltend gemacht hat, daß diese Gegenden nie mehr eine der frühern Wärme auch nur einigermaßen nahe kommende Temperatur erreichen konnten.

Es haben sich nicht nur in der gemäßigten Zone, sondern selbst bis in die heiße hinein bis heute ziemlich viele Eisgrotten erhalten, z. B. die berühmte Höhle von Besançon, die Grotten auf Teneriffa, in Savoyen, Ungarn, Steiermark, im Ural. In Sibirien thaut in einer Tiefe von 2—3 Fuß der Erdboden selbst während des Sommers gar nicht mehr auf. Im Scherginschachte bei Jakutzk war selbst bei 382 Fuß Tiefe die Temperatur nur —2,4 Grad R. und würde bei 582 Fuß erst 0 Grad sein. Ebenso ist das Victorialand in einer südlichen Breite von 70—79° stets auch gefroren und ohne alle Vegetation.

Das nördliche Europa ist bis an die Pyrenäen und Alpen vergletschert gewesen; selbst in Norditalien sind von Gletschern noch Moränen vorhanden, auf denen jetzt Wein gebaut wird. Die Abkühlung hat sich auf die ganze Erdoberfläche erstreckt. Auch Darwin spricht nach einer genauen Prüfung der Vertheilung und Abänderung des organischen Lebens die feste Ueberzeugung aus, daß die Abkühlung sich gleichzeitig über die ganze Erdoberfläche erstreckt haben müsse, und meint, auf die Pflanzengeographie gestützt, daß zur Zeit der größten Kälte unter dem Aequator am Meeresspiegel die Temperatur so niedrig gewesen sei, wie sie jetzt dort in einer absoluten Höhe von 5—6000 Fuß ist.

Das Merkwürdigste aber ist, daß eine das Pflanzen- und Thierleben vernichtende Kälte nicht etwa allmählich, sondern urplötzlich eingetreten ist, denn es wurden elefantenähnliche Thiere so sehr überrascht, daß sie, ins Eis eingefroren, sich bis in dieses Jahrhundert vollständig erhalten haben. Im Jahre 1722 fand man an der Nordküste Sibiriens ein Mammuth, welches in einen Block des Schwemmlandes eingefroren war; 1770 fand Pallas am Wiluiufer ein vollständiges Rhinoceros, und 1804 strandete an der Lenamündung ein Mammuth, welches schon 1799 in einen Eisblock eingefroren gesehen worden war. Sein Fleisch war noch so gut erhalten, daß die Hunde der Jakuten gierig davon verzehrten. Von der Mächtigkeit des Thieres, dessen Skelet im Museum zu Petersburg aufbewahrt wird, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß seine Stoßzähne allein 360 Pfd. wiegen.

Wie furchtbar die unerwartet hereinbrechende Kälte gewesen sein muß, kann man auch daraus entnehmen, daß die einander feindseligsten Thiere, grasfressende und Raubthiere, sich in die noch einige Zeit etwas wärmer bleibenden Höhlen flüchteten und dort wahrscheinlich unter den wüthendsten Kämpfen um ihr Dasein, welches außerhalb zu fristen unmöglich geworden war, endlich einen gemeinsamen Tod fanden. Daß die Thiere oder deren Knochen in diese Höhlen, von denen auch mehrere in Deutschland sind, durch Fluten geschwemmt worden seien, ist nach allen Umständen nicht anzunehmen.

Es hat wol nicht an Erklärungen gefehlt für diese so höchst interessante Erscheinung, aber die bisher aufgestellten erscheinen mir ungenügend und können gründlich widerlegt werden.

Die einen haben gemeint, daß die Lage der Erdachse plötzlich eine andere geworden sei, wodurch sich die Lage der Zonen sofort geändert habe. Dieses ist aber rein unmöglich, weil die Erde bei einem Gewichte von etwa 123191 Trillionen Zollcentnern und einer ziemlich schnellen Achsendrehung eine ungeheuere Rotationskraft besitzt, mit welcher sie die Achse in einer unveränderlichen Lage gegen die Bahn um die Sonne zu erhalten sucht. Das Gewicht dieser Behauptung wird noch vergrößert, wenn man annimmt, daß die Erde hohl ist, wozu wir eine Reihe von berechtigenden Gründen haben.

Andere sagen, daß Thiere, wie das zuletzt an der Mündung der Lena aufgefundene,

Digitized by Google

welche mit einem dichten wolligen Haare bekleidet waren, wol wie der Eisbär in so kalten Gegenden hätten leben können, oder meinen, daß, wenn sie nicht stets dort gelebt haben, sie aus geringern geographischen Breiten dahin gewandert seien, wie sich ja heute noch einzelne Raubthiere der wärmern Zone bis zu nicht unbedeutenden Breiten nach Sibirien verirren. Selbst Darwin ist der Ansicht, daß das einstige Vorkommen von Elefanten und Rhinocerossen in einem Eisklima, während deren jetzt lebende Arten alle eine tropische Heimat haben, nur als ein Beispiel „einer sehr gewöhnlichen Biegsamkeit der Constitution für Acclimatisation" anzusehen sei.

Allen diesen muß entgegnet werden, daß, wenn schon ein Rind täglich gegen 30 Pfd. Nahrungsmittel bedarf, ein so ungeheuer großes grasfressendes Thier zu seiner Existenz täglich wol das Zehnfache gebraucht haben mag, und daß daher weder ein einzelnes Thier noch viel weniger ungeheure Scharen in jenen Gegenden mit ihrer jetzigen, wegen der Entgletscherung gegen früher sogar bessern Vegetation und Temperatur die hinreichenden Nahrungsmittel finden konnten. Die Bekleidung des Thieres mit dichtem Haare ist gar kein Entscheidungsgrund, weil ja der in der heißen Zone lebende Löwe auch einen starken Haarwuchs besitzt. Wenn einzelne größere Raubthiere jetzt noch von Süden aus nach Sibirien eindringen, so sind es eben nur Raubthiere und nicht grasfressende.

Ferner ist die Ansicht, daß die Thiere oder ihre Knochen durch Anspülung aus geringern geographischen Breiten dorthin gekommen sein sollen, sowol durch das an der Lena aufgefundene Thier als auch durch die später zu erweisende Thatsache, daß die Strömungen von den Polen hergekommen sind, durchaus unhaltbar geworden. Ebenso wenig können die Knochen der verschiedenartigsten Thiere in oft kaum zugängliche Höhlen gespült worden sein.

Eine andere Erklärung der Kälteperioden bestand in der Annahme kalter und warmer Stellen des Weltraums, in welche die Sonne mit allen ihren Planeten bei der fortschreitenden Bewegung gekommen sein soll. Dieses widerspricht dem Gesetze des Gleichgewichts, in welchem der Weltäther seiner ganzen Natur nach und besonders zufolge der Lichterscheinungen sich befindet. Daß übrigens die Erde bei ihrem Laufe auf andere Stoffe, namentlich Kometenstoffe, trifft, ist zwar ausgemacht, nicht aber, daß diese zarten Stoffe so große und so schnelle Herabsetzungen der Wärme zu erzeugen fähig wären, als hier nothwendig gewesen sind.

Adhémar sucht die Eisperioden der Erde aus dem Vorrücken der Tag- und Nachtgleichenpunkte, d. i. der Durchschnittspunkte der Ekliptik und des Aequators von Westen nach Osten oder in der Richtung des scheinbaren Sonnenlaufs zu erklären. Bekanntlich ist die Erdbahn länglichrund (elliptisch) und die Sonne steht nicht im Mittelpunkte, sondern in dem einen Brennpunkte. Daher ist die Erde während eines Jahres der Sonne einmal am nächsten, nämlich zu Anfange unsers astronomischen Winters, und nach einem halben Jahre am entferntesten, nämlich beim Beginne des astronomischen Sommers. Denkt man sich nun diese beiden Punkte mittels einer durch den Sonnenmittelpunkt gehenden geraden Linie (große Achse der Ellipse) verbunden und auf ihr die durch die Sonne gehende lothrechte Linie bis an die Ellipse gezogen, so sind die beiden Treffungspunkte die Orte, in welchen die Erde auf ihrer Bahn gleiche Tage und Nächte hat. Diese Senkrechte theilt die Erdbahn in zwei ungleiche Theile; in dem kleinern verweilt die Erde während unsers Winterhalbjahres, in dem größern während des Sommerhalbjahres; dort hat sie eine größere Geschwindigkeit als hier, sodaß sie im größern Bahntheile fast acht Tage länger verweilt als im kleinern.

Weil aber die Tag- und Nachtgleichenpunkte jährlich um 50,3 Secunden auf der Bahn vorrücken, so werden sie nach etwa 12882,5 Jahren in die Endpunkte der großen Achse fallen oder dahin, wo jetzt der Sonnennähe- und Sonnenfernepunkt liegen, und erst in 25765 Jahren gelangen sie wieder in die jetzige Lage.

Digitized by Google

Adhémar meint nun, daß alle 25765 Jahre jede der beiden Halbkugeln der Erde einmal überflutet werde, gegenwärtig die südliche, weil die kalte Halbkugel während ihres langen Winters mehr Wärme durch die Ausstrahlung verliere, als sie durch die Besonnung während des kurzen Sommers gewinne, daß daher die kältere Halbkugel durch das in größerer Menge sich ansetzende Eis gewichtiger werde, als die wärmere und somit die Gewässer mit ihren zerstörenden Wirkungen vorzüglich nach jener strömen mußten.

Dagegen ist Folgendes zu erinnern. Es steht wissenschaftlich fest, daß die durch die Sonne auf der Erde im ganzen Jahre erregte Wärme für die beiden Erdhälften genau gleich ist, weil bei der einen Erdhälfte (jetzt der nördlichen) zu einem langen kalten Sommer (Sonnenferne) ein kurzer warmer Winter (Sonnennähe) und bei der andern (jetzt der südlichen) zu einem kurzen warmen Sommer (Sonnennähe) ein langer kalter Winter (Sonnenferne) gehört. Daß die nördliche Halbkugel gegenwärtig etwas mehr freie Wärme zeigt, liegt in der ungleichen Vertheilung des Festlandes.

Ferner ist durchaus nicht sicher, daß die eine Erdhälfte während ihres längern Winters durch Ausstrahlung in den Weltraum mehr Wärme verliert, als sie durch die Besonnung während des kurzen Sommers empfängt, denn die Ausstrahlung wird bei bedecktem Himmel, wie er während solcher Winter meist stattfindet, außerordentlich gehemmt. Nur bei heiterm Himmel und Windstille ist es im Winter recht kalt.

Außerdem duldet die unveränderte Achsendrehung der Erde und daher die ganz bestimmte Fliehkraft eines jeden ihrer Punkte, sowie die gleiche Fliehkraft je zweier Punkte in den beiden Halbkugeln mit gleicher geographischer Breite, eine solche Verlegung des Schwerpunktes blos nach der einen oder blos nach der andern Erdhälfte durchaus nicht, am wenigsten auf eine so lange Reihe von Jahren. Diejenigen Eismassen, welche sich in den Polargegenden etwa über den Gleichgewichtszustand vorübergehend bilden sollten, wandern alljährlich nicht nach den Polen, sondern in geringere Breiten, um geschmolzen zu werden.

Endlich aber wäre auch die abwechselnde Abkühlung der beiden Halbkugeln eine viel zu langsame und auf einen allzu großen Zeitraum ausgedehnte, als daß wir die obige plötzlich eingetretene Katastrophe irgendwie genügend erklären könnten.

Etwas tiefer eindringend erscheint auf den ersten Augenblick die Ansicht von James Kroll, welcher die Kälteperioden auf den Wechsel der Excentricität der Erdbahn zurückführt.

Gegenwärtig unterscheidet sich die elliptische Bahn der Erde nicht sehr von einem Kreise, oder die Entfernung der beiden Brennpunkte ist nur ein kleiner Theil der mittlern Entfernung der Sonne von der Erde. Die Entfernung der beiden Brennpunkte ist aber einem solchen Wechsel unterworfen, daß sie in etwa 314000 Jahren einmal ihren kleinsten und ein andermal ihren größten Werth erreicht. Die Excentricität wechselt nämlich zwischen etwa 3 und 14 Mill. englischen Meilen.

Bei einem solchen Unterschiede der Entfernungen, in welche die Erde von der Sonne gelangt, muß sich die Verschiedenheit der Wärme durch die Besonnung in den beiden Halbkugeln der Erde allerdings sehr bemerklich zeigen, besonders wenn bei dem steten Vorrücken der Tag- und Nachtgleichenpunkte die Sonnenwendepunkte zugleich die Endpunkte der großen Achse zu der Zeit sind, wenn die Excentricität am größten ist.

Aber auch für diese Ansicht gelten wesentlich dieselben Einwendungen wie für die vorige. Wenn nämlich bei wachsender Excentricität die Schärfe der Gegensätze in den Jahreszeiten für jede der beiden Halbkugeln wol auch wächst, so findet doch, da dieses Wachsen innerhalb eines sehr großen Zeitraumes stattfindet, die Thatsache einer urplötzlichen Ueberraschung durch einbrechende große Kälte für solche Thiere, welche an ein tropisches Klima gewöhnt waren, gar keine Erklärung. Wäre die Abkühlung wirklich so langsam geschehen wie sie aus der allmählich sich verändernden Excentricität sich ergeben soll, so würde die

Digitized by Google

ganze, an Wärme gewöhnte Thierwelt jedenfalls nach und nach gegen den Aequator gewandert sein und nicht in großen Scharen bei dem gesteigerten Mangel an Lebensmitteln sich dem sichern Tode durch Kälte und Hunger preisgegeben haben.

Sehr viele endlich begnügen sich mit der Thatsache, daß die Alte Welt in den Polargegenden und in den höhern Breiten der gemäßigten Zonen einst vergletschert worden und gewesen ist; sie geben nur die Umstände an, unter denen diese Vergletscherung allmählich aufgehört habe. Sie sagen ganz richtig, daß Europa jetzt noch mit Eis bedeckt sein würde, wenn man die um den Südpol jetzt befindliche Eisdecke abnehmen und als Kappe über den Nordpol legen könnte; sie führen es auch als eine Thatsache an, daß Nordamerika jetzt noch eine niedrigere Temperatur besitzt als Europa unter gleichen Breitengraden. Wenn sie aber dem Golfstrome als gewissermaßen einem Wasserheizapparate die Hauptrolle für die Erwärmung Europas und seine Befreiung von dem frühern Eise zuschreiben, so ist doch auch zu berücksichtigen, daß die ganze nördliche Halbkugel wegen der überwiegenden Ländermassen mehr freie Wärme zeigen muß als die südliche, daß ferner die Alte Welt mit Europa wegen ihrer größern Ausdehnung von Osten nach Westen täglich während der gleichmäßigen Achsendrehung länger von der Sonne beschienen wird als das mehr von Norden nach Süden ausgestreckte Amerika, und daß endlich die Lage der Hauptgebirgsmassen für die Erwärmung Europas eine günstigere ist. Uebrigens aber ist durch gar nichts erwiesen, daß der Golfstrom erst nach der Vergletscherung Europas und Asiens etwa durch neugebildete Korallenbänke, wie man (Karl Vogt) meint, seine jetzige Richtung angenommen habe. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, daß dieselbe in der jetzigen Weise so lange bestanden habe, als die Erdoberfläche die jetzige Gestalt besitzt, welche durch die Eiszeit nur unwesentlich verändert wurde. Auch haben die Korallen wenig die Neigung, in einem so tiefen Meere, wie es der Atlantische Ocean ist, sich ihre Bänke zu bauen, wie erstaunlich auch sonst ihre Thätigkeit ist.

Bei allen diesen Untersuchungen und Erklärungen ist die für den vorliegenden Fall aufzuwerfende Hauptfrage: durch welche besondern Ereignisse trat die nach unzweifelhaften Thatsachen plötzlich eingetretene Vergletscherung im Widerspruche gegen die unter gewöhnlichen Verhältnissen naturgemäß ohne Unterbrechung fortschreitende allmähliche Abkühlung der Erde ein? durchaus noch nicht beantwortet worden.

Ich hoffe im Folgenden die Ueberzeugung hervorzurufen, daß sich aus der von mir aufgestellten Abschleuderungstheorie alle Thatsachen als durchaus naturgemäße Ergebnisse werden ableiten lassen. Bevor ich dieses aber thue, muß ich noch einige Worte über das Auftreten der Erratischen Blöcke und Geschiebe vorausschicken, weil ich auch sie als Zeugen für die Richtigkeit meiner Behauptung aufrufen will.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß alle Hochgebirge bis auf eine nach den Umständen mehr oder minder große Entfernung mit einem Gürtel von abgelösten Steinen umgeben sind. Nicht nur die zersetzenden Einflüsse der Atmosphäre und die in die Felsenspalten eindringende Vegetation, sondern auch die jährlich wiederholt eintretende Eisbildung aus dem in die Spalten gedrungenen Wasser bewirkt Ablösungen und Zersprengungen von Gesteinen der Gebirgsmassen. Die Bruchstücke folgen nun theils blos ihrem Gewichte, theils werden sie von den aus den Gebirgen herabkommenden Gewässern mit fortgerissen, theils wandern sie mit den Gletschern der Hochgebirge abwärts und werden dabei theilweise abgeschliffen. Wennschon diese Erscheinungen früher in einem weit großartigern Maßstabe stattfanden, als wir sie jetzt erkennen, so sind sie doch wahrhaft pygmäenartig gegen die, von welchen die Erratischen Blöcke und Geschiebe Zeugniß ablegen, welche weit von den Gebirgen entfernt, oft durch Meere von ihnen getrennt und zum Theil in Ebenen, wo nie Gebirge gewesen sind, aufgefunden werden.

Gewaltige Granit-, Gneis- und Glimmerschieferblöcke, welche zweifellos den norwegi-

Digitized by Google

schen und schwedischen Gebirgen angehört haben, liegen nämlich nicht nur in der germanischen und sarmatischen Tiefebene von Belgien bis an den Ural, sondern noch südlicher bis über die Alpen und Pyrenäen zerstreut. Auch auf den Azoren finden sich außer manchen Pflanzen, welche einen etwas nördlichen Charakter an sich tragen (H. C. Watson), große Erratische Blöcke von Granit und andern Felsarten, welche sonst in dieser Inselgruppe nicht vorkommen.

Außerdem findet man in manchen Gegenden und bis zu mehr als 1000 Fuß Höhe über dem Meere ungeheuere Mengen abgerundeter Geschiebe, wie man sie häufig zu Pflastersteinen verwendet. Letztere liegen vorzüglich in drei linienförmigen und miteinander von Westnordwest zu Nordwest nach Ostsüdost zu Südost parallel laufenden Reihen. Dies weist deutlich darauf hin, daß sie durch eine eigentlich von Norden herkommende Wasserflut getrieben worden sind, welche aber wegen der Achsendrehung der Erde die Richtung von Nordnordost zu Nordost her annahm, ähnlich dem untern Passate der nördlichen Halbkugel; dabei wurden sie abgerundet und endlich abgesetzt. Auch in Nordamerika habe ich auf der Fahrt von Neuyork nach Buffalo solche Gürtel durchschnitten, in denen Geschiebe und Blöcke ebenfalls in ungeheuerer Menge vorkommen. An den Küsten des Stillen Meeres reichen die Felsentrümmer herab bis 46° nördl. Br., an der Ostseite sogar bis zu 36 oder 37°, was ebenfalls auf eine so ziemlich von Nordosten herkommende Kraft hinweist.

Die größern Blöcke sind weniger abgeschliffen, die größten am wenigsten. Die letztern sind also nicht durch Wasser am Erdboden fortgetrieben worden. Hin und wieder, namentlich auch in den schottischen und walesser Gebirgen, findet man, daß Hügel von Norden nach Süden durch sie geschrammt und gefurcht, ja selbst wie abgeschliffen erscheinen.

Auf eine auch von dem Südpole nach dem Aequator gerichtete Strömung weisen die nach Süden hin spitz und steil auslaufenden Ländermassen der südlichen Halbkugel hin. In Amerika finden sich namentlich vom 41. Breitengrade bis zur Südspitze die deutlichsten Beweise für eine durch frühere Gletscherthätigkeit bewirkte Fortführung von Felsenblöcken und kleinern Steinen aus ihren Geburtsstätten nach geringern Breiten. Außerdem ist es eine durch die Pflanzengeographie festgestellte Thatsache, daß viel mehr gleichartige und verwandte Pflanzen von größern zu geringern Breiten gewandert sind als umgekehrt.

Es ist bemerkenswerth, daß die Traditionen aller Völker zwar von einer sogenannten Sündflut sprechen, daß es aber erst in der neuesten Zeit gelungen ist, die sichern Ueberreste von Menschen aufzufinden, welche unstreitig Zeugen gewesen sind von der großen Katastrophe, welche die Erde heimgesucht hat; von Menschen, welche den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten, sondern sich nur der höchst mühevoll bearbeiteten Steine zu ihren Verrichtungen bedienten, die oft von einer erstaunlichen Ausdauer und Energie zeugen. Von den drei bisjetzt aufgefundenen Menschenschädeln zeichnet sich der aus dem Neanderthale durch ein thierisches Gepräge besonders aus: die Stirn ist flach, die Augenbrauenbogen stark aufgewulstet und der Längendurchmesser des Schädels sehr vorwiegend. Der Schädel aus der Höhle von Engis bei Lüttich, sowie der im Arnothale aufgefundene haben zwar eine ähnliche, aber nicht so stark thierisch ausgeprägte Form.

Wenn nun die Spuren der ersten Menschen und ihrer Thätigkeit (z. B. die Pfahlbauten) in den ältern Gletscherregionen gefunden werden, so darf man nicht glauben, daß sie aus Liebhaberei sich in oder an den Gletschern ein Paradies werden aufgesucht haben, sondern man muß der Ansicht sein, daß die Hochgebirge ebenso wie die Polargegenden vor dem Eintritt der Kälteperioden zufolge der allmählichen Abkühlung der Erde zuerst für die Erzeugung und Erhaltung organischer Wesen geeignet waren, und daß gerade sie bei dem Eintritt der Katastrophe in den gemäßigten Zonen zuerst und am meisten vergletschert wurden. Das Menschengeschlecht war also bereits vor dem Eintritt der Kälteperioden vorhanden.

Digitized by Google

Wir wollen nun, um der Erklärung aller obigen Erscheinungen näher zu treten, uns in die Zeit zurückversetzen, in welcher die Venus und der Mercur noch mit dem Centralkörper verbunden waren. Die Erde sowie jeder von den obern Planeten hatte zu dieser Zeit eine bestimmte Bahn um den Centralkörper angenommen, die sich nach seiner Fliehkraft und der Stärke der Anziehung durch letztern richtete. Weil der Centralkörper bei seiner fortschreitenden Verdichtung eine schnellere Achsendrehung annahm, so mußte endlich einmal, als die Erde bei ihrer größten Annäherung an ihm eine bedeutende Flutwelle erzeugte, der Augenblick eintreten, in welchem diese Welle als neuer Planet sich ablöste.

Wenn aber der Centralkörper durch die Abschleuderung eines neuen Planeten an Masse verlor, also weniger stark anzog, so konnten die Erde und alle übrigen entfernten Planeten sofort ihrer Fliehkraft mehr folgen, und sie flogen augenblicklich weiter in den Weltraum, und zwar so weit fort, bis das Gleichgewicht zwischen der neuen kleinern Centralkraft und der Fliehkraft hergestellt war.

Demnach mußte die Erde mit großer Geschwindigkeit in kurzer Zeit eine weite Strecke von der Sonne sich entfernen, als die Venus vom Centralkörper abgeschleudert wurde. Wenn die Erde jetzt noch in ihrer Bahn um die Sonne in 1 Secunde durch 4 Meilen fliegt, so mußte sie vor der Entstehung der Venus, also in größerer Nähe bei dem Centralkörper, noch schneller gehen, zumal in ihrer Sonnennähe und somit auch in der That eine weite Strecke fortfliegen.

Ebenso wird Mercur sich abgelöst haben, als Venus in der Sonnennähe war. Bei seiner Entstehung wird die Erde zwar wieder eine Strecke fortgeflogen sein, aber weniger weit. In der That weisen Geologen auf zwei Kälteperioden hin, und Darwin glaubt auf sie aus der Pflanzenvertheilung schließen zu müssen. Die erste Periode geht vielleicht zurück bis zur Miozönzeit. In Australien sind Pflanzenformen, die mit Formen des gemäßigten Europas verwandt sind, aber doch so sehr abweichend, daß man eine solche Abänderung nach Darwin's Meinung kaum seit der letzten Eiszeit erwarten kann. Wenn schon der Abschleuderungstheorie eine innere Berechtigung wol kaum abzusprechen ist, so sind solche äußere Gründe für die Bestätigung immerhin äußerst werthvoll.

Es gehört nun weniger eine lebhafte Phantasie dazu, als vielmehr nur eine strenge, naturgesetzliche Berücksichtigung aller gegebenen Verhältnisse, um sich die großartigen Folgen für die Erde in dem Falle, daß sie in ganz kurzer Zeit sich eine weite Strecke von der Sonne entfernte, recht zu vergegenwärtigen. Wir müssen großartige Erscheinungen auch mit einem großartigen Maßstabe messen, und dürfen dabei niemals vergessen, daß die Naturgesetze durchgreifende und für ewige Zeiten gültige sind.

Die plötzliche Abnahme der Wärme auf der Erde mußte bei der plötzlichen Zunahme ihrer Entfernung von der Sonne deshalb eine bedeutende sein, weil die Erwärmung eines Planeten durch die Sonne abnimmt, wie die Quadratzahlen der Entfernung zunehmen, d. h. in der doppelten Entfernung ist die Erwärmung nur ein Viertel von der in der einfachen, in der dreifachen Entfernung nur ein Neuntel u. s. w.

Ist doch jetzt noch auf der Erde der durch Besonnung oder Insolation erzeugte Wärmeunterschied zu den Zeiten der Sonnennähe und Sonnenferne bei einer Excentricität von nur 347080 Meilen, während die halbe große Achse der Bahn 20,666800 Meilen beträgt, höchst auffallend. Im südlichen Australien z. B. ist, wie erst neuerdings nachgewiesen worden, im dortigen Sommer, also zur Zeit der Sonnennähe, der Unterschied der Temperatur im Schatten eines Gegenstandes und in den Sonnenstrahlen viel größer (und für die Gesundheit sogar höchst nachtheilig), als bei uns im Sommer oder zur Zeit der Sonnenferne.

Das plötzliche Herabsinken der Temperatur auf dem ganzen Erdkörper war sofort begleitet von den furchtbarsten Niederschlägen von Schnee und Eis, nur in der heißen Zone,

Digitized by Google

namentlich am Aequator der Erde, vielleicht noch von Regen. Wenn aber dadurch der größte Theil der gerade vorhandenen Dünste bald verschwunden war, so währte diese Erscheinung doch noch eine ziemlich lange Zeit fort; denn das Wasser, vorzüglich in der Aequatorialzone, kühlte nicht so rasch ab als das Festland. Auch in den gemäßigten und kalten Zonen blieb das Wasser noch längere Zeit namhaft wärmer als das Festland. Aus den Gewässern entwickelten sich also äußerst lebhaft fort noch immer Dünste, welche in größern Breiten beider Halbkugeln sowie auf hohen Gebirgen selbst der heißen Zone sich massenhaft als Schnee und Eis absetzten.

Durch diese Vorgänge wurde das natürliche Gleichgewicht auf der Erdoberfläche gestört, da die Erde nach dem Beharrungsvermögen nicht nur ihre frühere Rotationsgeschwindigkeit beibehielt, sondern sogar eine größere annahm, weil sie von der Sonne unabhängiger geworden war. Die Polarzonen und die ihnen benachbarten Strecken der gemäßigten enthielten nämlich wegen der ungeheuern Menge von sich festsetzenden Niederschlägen zu viel Masse.

Nun ist ferner zu berücksichtigen, daß doch auch die innere Erdwärme sich noch einige Zeit hindurch geltend machte. Während dadurch die Eismassen an ihrer Sohle schmolzen, erneuerten sie sich oberhalb durch den unablässig fallenden Schnee, welcher am Tage nur theilweise durch die Sonnenwärme schmolz. Wir haben also hier eine ungeheuere Gletscherbildung über einen sehr großen Theil der um die beiden Pole liegenden und bis tief in die gemäßigten Zonen hineinreichenden Erdoberfläche, an welcher selbst die hohen Gebirge der heißen Zone theilnahmen.

Durch das Schmelzen des Eises an seiner untern Fläche mittels der Erdwärme wurden die Gletscher dann flott, konnten somit zur Herstellung des gestörten Gleichgewichts ihre Wanderung nach den geringern Breiten antreten, und nahmen als Passagiere diejenigen Felsenblöcke mit sich fort, welche von den höhern Theilen der nordischen Gebirge durch das Eis bei der plötzlich eintretenden Kälte waren abgesprengt worden. Dergleichen Absprengungen mußten vielfach und wiederholt vorkommen, weil einige Zeit hindurch abwechselnd die innere Erdwärme den Schnee und das Eis zu Wasser, die äußere Kälte dieses in den Spalten zu Eis verwandelte.

Da die Eisfelder bei ihrer Wanderung in wärmere Gegenden allmählich schmolzen und bei dem Stoße an Hindernisse auch Risse bekamen, wodurch zunächst kleinere Zwischenräume entstanden, so fielen die kleinern Stücke zuerst durch und verloren, weil sie noch immer weiter fortgespült wurden, am meisten ihre scharfen Kanten; die größern Felsenblöcke aber machten häufig eine größere Reise auf dem Eise mit und wurden daher weniger abgerundet. Jene gaben das Erratische Geschiebe, welches sich bei den wiederholt eintretenden Stauungen der Gewässer in langausgedehnten Schichten ablagerte, diese aber die Erratischen Blöcke. Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß die am Fuße der nordischen Gebirge und an Meeresgestaden bereits vor dem Eintritt der Kälte vorhanden gewesenen, schon einigermaßen abgerundeten Geschiebe in das neuentstandene Eis eingefroren, dann mit fortgeführt und endlich auch abgelagert worden sind.

Auf diese Weise ist es klar, daß bei der plötzlich einbrechenden Kälte die vorhandene überreiche Thierwelt in der jetzigen kalten und in den höhern Breiten der gemäßigten Zonen sofort ihren Untergang finden mußte. Daß wir aber die Reste von den riesenhaften plötzlich untergegangenen Thieren der vorangegangenen Periode meist in einiger Tiefe im Erdboden oder Sande begraben vorfinden, ist nach dem Gesagten sehr natürlich. Das grauenvolle Bild der Zerstörung alles Lebens durch die unerwartet einbrechende Kälte wurde zuerst bedeckt von dem durch die unter den Eismassen hervorbrechenden Gewässer herbeigeführten und zurückgelassenen Schlamme und Sande; die Eismassen mit den Gesteinen

Digitized by Google

kamen etwas später, sodaß letztere meist nicht sehr tief, ja bisweilen sogar zufolge späterer Abschwemmungen an der Oberfläche liegen.

Ebenso ist es jetzt erklärlich, daß einzelne von den Thieren, welche am meisten nördlich lebten, sich bis in unsere Tage erhalten konnten wie in einem Eiskeller. Da die Fliehkraft dieser nördlichen Fundorte bei der Achsendrehung der Erde gering ist, so entfernten sie sich nach ihrem schnellen Tode nicht weit von ihren frühern Wohnorten.

Es ist nun nicht mehr räthselhaft, daß in Höhlen sich die Knochen der einander feindlichsten Thiere zusammenfinden; wir brauchen nicht zu der unnatürlichen Annahme unsere Zuflucht zu nehmen, daß kleinere Raubthiere sich großer Grasfresser bemächtigt und sie in so ungemein großer Menge in die Höhlen geschleppt haben sollen. Diejenigen von den Thieren, welche an den Grenzbezirken der Katastrophe dem Tode entgangen waren, mögen Wanderungen angetreten haben, um sich eine für sie geeignetere Temperatur aufzusuchen.

Die Kälte war bei dem Eintritte dieses gewaltigen Naturereignisses für einen bestimmten Ort größer als sie jetzt ist, weil die innere Erdwärme allmählich mäßigend auftrat; aber die frühere Temperatur wird nie mehr hergestellt werden können, und die kräftigere Zeugungs- und Ernährungskraft der Erde für organisches Leben ist für immer mehr den geringern geographischen Breiten zugewiesen. Die innere Wärme der Erde vermag je nach den geographischen Breiten nur bis zu einem gewissen Punkte unter der Erdoberfläche sich wirksam zu zeigen, indem für jeden Ort in einer gewissen Tiefe die Temperatur eine unveränderliche ist, sodaß auch der Stand der Sonne in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten darauf keinen Einfluß hat.

c) Weitere Stützen für die Abschleuderungstheorie.

Obwol sich aus der Abschleuderungstheorie mit großer Einfachheit die schiefe Lage der Planetenachsen gegen ihre Bahnen um die Sonne, die Nothwendigkeit der elliptischen Gestalt dieser Bahnen, die Entstehung der Monde und ihre einseitige Lage gegen den zugehörigen Planeten, ferner das Vorhandensein einer so großen Anzahl von Planetoiden und Meteorsteinfällen und die Entstehung der so berühmten Kälteperioden einschließlich der Wanderung der Erratischen Blöcke und Geschiebe mit größter Einfachheit und ohne auf einen Widerspruch mit irgendeinem Naturgesetze zu gerathen, erklären ließen, so will ich schließlich doch noch einige Bemerkungen zu ihrer Stütze anführen.

Alle Planeten mit Ausnahme einiger Asteroiden beweisen es durch die Lage ihrer Bahnen gegen den Aequator der Sonne, daß sie aus seiner Gegend, wo die größte Fliehkraft stattfindet, abgelöst worden sind; denn sie haben eine im ganzen nur geringe Neigung gegen ihn; die der größern Planeten schwankt zwischen 2° 54′ (Mercur) und 7° 9′ (Erde), die ältern oder obern haben fast dieselbe Neigung von 6°. Aus der angegebenen Entstehungsweise der Planetoiden ergibt sich, daß die Neigung ihrer Bahnen sehr verschieden geworden sein muß, wie es auch wirklich der Fall ist (Themis 0° 48′ 52,s″ und Vesta 37° 8′).

Die Größe der Neigung der Bahnen bei den acht unversehrt gebliebenen Planeten ist wol abhängig gewesen von dem Unterschiede des Gewichts der beiden auf den entgegengesetzten Seiten des Sonnenäquators befindlich gewesenen Theile derselben: je größer dieser Gewichtsunterschied war, desto mehr wurde der Planet aus der Ebene des Aequators herausgeschleudert.

In gleicher Weise weichen auch die Bahnen der Monde nicht bedeutend ab von dem Aequator des zugehörigen Planeten. Man sieht also z. B. die vier Jupitermonde fast immer in einer geraden Linie dem Aequator des Planeten gegenüber.

Die größere Geschwindigkeit bei der Drehung der obern Planeten um ihre Achse ist nicht blos von der namhaften Größe ihres Durchmessers abhängig, sondern auch davon,

Digitized by Google

daß jeder von ihnen nach dem Erscheinen eines neuen, der Sonne nähern Planeten in größerer Unabhängigkeit eine schnellere Drehungsgeschwindigkeit annahm. Damit hängt auch die größere Anzahl ihrer Monde zusammen, wiewol nicht gerade immer ein neuer Mond abgeschleudert werden mußte, wenn ein neuer Planet entstand; denn es kam auf den Grad der bereits erlangten Abkühlung sehr an.

Da kein Grund ist anzunehmen, daß die mit der Achsendrehung eines Planeten verbundene Rotationskraft, welche für jeden bestimmten Ort von der Schwungkraft abhängig ist, nicht hätte unmittelbar nach seiner Entstehung der Gravitation eben gleich sein sollen; so muß für den Fall, daß sie kleiner ist, ein besonderer Grund vorliegen. Nun finden wir bei unserer Erde, daß die Fliehkraft an ihrem Aequator erst dann der Centralkraft gleich sein würde, wenn sie siebzehnmal schneller als jetzt, oder schon in 1 Stunde und 24,5 Minuten um ihre Achse sich drehte. Sie muß also in einer frühern Zeit an ihrem Aequator gewissermaßen etwas entlastet worden sein, weil sie jetzt sich zu langsam dreht. Diese Entlastung ist bei der Abschleuderung des Mondes geschehen, sodaß also die jetzige geringere Rotationskraft ebenfalls ein Moment für die Richtigkeit der obigen Theorie ist.

Noch einen wichtigen Grund dafür finden wir in der Vergleichung der specifischen Gewichte der Planeten.

Wenn auch verschiedene Astronomen das specifische Gewicht der Planeten noch etwas verschieden bestimmt haben, so kommen alle Resultate doch darin überein, daß die entferntern Planeten, selbst wenn wir sie als Vollkugeln ansehen, aus leichtern Stoffen zusammengesetzt sind, als die der Sonne nähern. Wenn die Dichte der Erdmasse mit 1 bezeichnet wird, so zeigt sich nach Piazzi folgende Stufenfolge: Mercur 3,9252, Venus 1,1066, Erde 1,0000, Mars 0,9937, Jupiter 0,2929, Saturn 0,1696. Nach Newton verhalten sich die Dichtigkeiten von Erde, Jupiter und Saturn wie 400, 94½ und 64 zueinander. Nach andern Angaben sind die Werthe für Jupiter 0,22, Saturn kaum 0,10, Uranus etwa 0,2, dagegen für Mercur 1,23.

Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß sich die Planeten erst dann vom Centralkörper ablösten, als sich bei diesem bereits ein flüssiger Kern gebildet hatte, wie wir es auch oben angenommen haben. Gleichwie Flüssigkeiten von verschiedenem specifischen Gewichte, welche sich nicht miteinander verbinden, z. B. Quecksilber, Weinsteinöl, Alkohol, Steinöl in demselben Gefäße sich so lagern, daß die schwerste unten, die leichteste oben sich befindet; so war es auch bei dem Centralkörper, sodaß also die Flutwelle aus dem leichtesten Stoffe zuerst, aus dem schwersten zuletzt abgeschleudert wurde.

Ferner ist auch klar, daß die Flutwellen aus den leichtesten Stoffen unter übrigens gleichen Umständen das größte Volumen haben mußten, und in der That sind auch die obern Planeten bedeutend größer als die untern.

Mit der bei wachsender Entfernung vom Centralkörper in Verbindung stehenden Abnahme des specifischen Gewichts der Planeten steht im Zusammenhange die Zunahme der Excentricität ihrer Bahnen um die Sonne. Bei den noch leichtern Kometen ist die Excentricität so groß, daß die Bahnen oft mehr der Parabel sich nähern, als daß sie Ellipsen sind.

Die so deutlich hervortretende Abnahme des specifischen Gewichts der Planeten mit der Zunahme ihrer Entfernung spricht entschieden gegen die von Laplace aufgestellte Theorie der Bildung unsers Planetensystems. Wenn sich aus dem chaotischen Urnebel durch Verdichtung seiner äußern Partien an dem kalten Weltraume, durch Bildung von Ringen aus diesen verdichteten Bestandtheilen und durch eine, man möchte sagen, Aufrollung der letztern zu Kugeln die Planeten sollten gebildet haben, so müßten die entferntesten gerade das größte specifische Gewicht besitzen, weil die Schwermetalle mit ihren hohen Schmelzpunkten zuerst aus dem luftigen Zustande zu Dunstatmosphären sich hätten bilden und dann in den flüssigen Zustand verwandeln müssen. Die Unmöglichkeit der Planetenbildung aus

Digitized by Google

flüssigen Ringen glaube ich schon früher nachgewiesen und zugleich darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß die Neigung der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator sich daraus gar nicht erklären ließe.

Sogar die Beobachtung der Sonnenflecke gibt mir eine Bestätigung für die Richtigkeit der Abschleuderungstheorie. Venus und Erde zeigen nämlich jetzt noch ihren Einfluß auf die Sonne, indem sich bei der Zu- und Abnahme der Sonnenflecke gewisse Stadien zeigen, die mit dem Jahre der Venus und der Erde übereinstimmen, und die Hauptperiode der Flecke von 11,87 Jahren hängt mit der Umlaufszeit des Hauptplaneten unsers Systems, des gewaltigen Jupiter zusammen. So wie er einmal während seines Jahres in den Sonnennähepunkt und einmal in den Sonnenfernepunkt kommt, so erscheint in dieser Periode abwechselnd die größte und die kleinste Anzahl von Sonnenflecken. Der Planet zieht die Schlacken auf der Sonnenoberfläche gleichsam als Flutwelle zusammen, und zwar am meisten in der Sonnennähe.

6) Sind die Weltkörper hohl?

Zum Schlusse dieses Aufsatzes will ich noch eine, namentlich in frühern Zeiten öfters aufgeworfene, niemals aber wissenschaftlich genügend beantwortete Frage einer kurzen Untersuchung unterziehen, nämlich ob die Himmelskörper Hohlkugeln oder Vollkugeln sind. Ich bin darauf neuerdings geführt worden durch eine merkwürdige Behauptung, welche der durch die fleißige Beobachtung der Sonnenflecken so ausgezeichnete Pater Secchi aufgestellt hat, nämlich daß die Sonne an ihren Polen kälter sein müsse als am Aequator. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Sonne und die großen Planeten, nicht aber die Monde hohl sind. Daß es unsere Erde ist, wird durch einige besondere und ganz neue Beobachtungen in erfreulicher Weise bestätigt.

Bereits im Jahre 1855 habe ich in einer kleinen Schrift („Neue Theorie der Elektricität und des Magnetismus in ihren Beziehungen auf Schall, Licht und Wärme", 3. Aufl., 1861) nachgewiesen, daß die Wärme ein Schwingungszustand der kleinsten Massentheilchen eines Körpers ist. Die Schwingungskraft ist um so bedeutender, je schneller die Schwingungen geschehen, d. h. je höher die Temperatur ist. Gestaltet sich ein Körper kugelförmig, und ist er dabei in einem feurigflüssigen Zustande, so muß die Kugel hohl werden, weil die schwingenden Massentheilchen sich dahin zu begeben suchen, wo sie den geringsten Widerstand finden, d. h. vom Mittelpunkte der Kugel fort nach außen. Gegen eine völlige Zerstreuung derselben wirkt die Cohäsion, wenn sie nicht etwa von der Schwingungskraft übertroffen wird.

Damit stimmen die Beobachtungen vollständig überein, denn ich habe gefunden, daß sowol die Stahlkügelchen, welche beim Verbrennen einer Uhrfeder im Sauerstoffe entstehen, als auch die Eisenkügelchen, welche ein durch Elektricität geschmolzener Draht gibt, mit Ausnahme der allerkleinsten, die wegen ihrer großen Zerbrechlichkeit freilich auch schwer zu untersuchen sind, alle hohl sich zeigen. Die kleinsten kühlen allzu rasch ab, als daß sich die Schwingungskraft der Cohäsion gegenüber durch anhaltende Wirkung hinreichend könnte geltend machen. Wenn Meteore sich während ihres Laufes durch die Erdatmosphäre in einen glühenden Streifen oder Schweif auflösen, so sind die auf die Erde fallenden Kügelchen auch hohl, wie man es beim sogenannten Meteorstaube, welcher mitten im Oceane auf Schiffe gefallen ist, gefunden hat. Ich sehe also gar nicht ein, warum nicht die sogar sehr lange glühend gewesenen Tropfen des Weltraums denselben Bedingungen unterworfen und nicht schon deshalb hohl geworden sein sollen. Dazu kommt ferner, daß die bei der Achsendrehung in allen Theilen außer in der Achse selbst unabläßig auftretende Fliehkraft nicht nur schon bei der Entstehung eines jeden Planeten, sondern auch als sie bereits eine festere Rinde bekommen hatten und heute noch die noch feurigflüssigen Stoffe

Digitized by Google

des Innern fortwährend nach der festen äußern Schale hindrängt, besonders aber nach dem Aequator, sodaß wir die Erdschale in den kalten Zonen als weniger dick ansehen müssen als in der heißen.

Wenn ich hier zunächst die Ansicht aufstelle, daß das Erdinnere jetzt noch in einem glühendflüssigen Zustande sich befindet und daß die feste Erdkruste auf dieser Flüssigkeit schwimmt, gleichwie einzelne Länderstrecken mit vollständiger Vegetation auf Wasserflächen schwimmen, so will ich als Grund dafür außer den aus der Tiefe der Krater von Vulkanen hervorfließenden Laven noch die Erdbeben aufstellen. In beiden Fällen pflanzen sich heftige Bewegungen oder Erschütterungen, welche auf oder an der Oberfläche geschehen sind, weithin wellenförmig fort; bei den Erdbeben Hunderte und Tausende von Meilen, wie es an der Bewegung des Luftbläschen der Libellen oder Wasserwagen auf weit vom Schauplatze entfernten Sternwarten erst kürzlich noch bemerkt worden ist. Weil hierbei der Meeresgrund ebenfalls wellenförmig bewegt wird, stürzen in solchen Fällen mächtige Wasserwogen auf das benachbarte Land.

Für die andere Behauptung, nach welcher die innere Erdglut in der kalten Zone nicht so tief liegt als in der heißen, scheinen nicht blos die Vulkane und heißen Quellen auf Island eine Bestätigung zu geben, sondern auch, abgesehen von den Walrossen und Walfischen*) und den für sie nothwendigen massenhaften Ernährungsmitteln, der ungeheuere Reichthum anderer, zum Theil riesenhafter (Tintenfische mit harten Schnäbeln) und demzufolge auch wieder anderer kleinerer Thiere, welche alle aber in einer Meerestiefe von 160—200 Fuß unter dem Spiegel an der Küste Grönlands unter mehr als 80° nördl. Br. (Cap Independence 81,5°) leben. Nördlich von Spitzbergen erreicht das Meer nach den diesjährigen Messungen der Deutschen Nordpolexpedition eine Tiefe von fast 15000 Fuß. In diesen Gegenden findet das Meeresleuchten als ein freiwilliger Act mikroskopischer und auch größerer Thiere nur in diesen größern Tiefen bis zu 200 Fuß statt, weil das aus dem Eise entstandene süße Wasser, als das leichtere, oben schwimmt, jene Thiere in ihm aber nicht lange leben können.

Die fabelhaft zahlreichen Heriugszüge kommen ebenfalls aus größern Tiefen der nördlichen Meere, in denen die innere Erdwärme dem Wasser eine mildere Temperatur gibt, als sie in dem leichtern und auch leichter gefrierenden Eiswasser an der Oberfläche stattfindet. Letzteres wird durch das schmelzende Eis bis zu einer gewissen Tiefe stets kalt erhalten, ersteres durch die innere, nicht so sehr entfernte Erdwärme stets wärmer.

Bei der Beurtheilung dieser bisher noch nicht gehörig gewürdigten Verhältnisse sind zwei physikalische Thatsachen wichtig, nämlich daß Wasser von etwa 9 Grad Wärme dasselbe specifische Gewicht hat wie das von 0 Grad, und daß das von 4 Grad Wärme das schwerste ist. Das Eis gibt dem Wasser unmittelbar darunter eine Wärme von 0 Grad, die innere Erdwärme bewirkt, daß warmes Wasser vom Meeresboden aufsteigt. Hat letzteres sich dabei bis zu 9 Grad abgekühlt, so muß in der Wasserschicht von da bis fast an die Oberfläche eine lothrechte Doppelströmung eintreten: das Wasser ruht in dem obersten Theile, indem die Wärme sowie die Dichtigkeit des Wassers von 0 Grad bis 4 Grad nach unten zunimmt, und steigt in dem untersten, weil das Wasser von 4 Grad bis 9 Grad Wärme nach unten wieder leichter wird. Gleichzeitig aber sucht auch das Wasser von 4 Grad in diesen untern Theil zu fallen, und da es dabei wärmer wird, so bildet sich über dem Wasser von 9 Grad Wärme eine ruhige Schicht des Gleichgewichts, welche als ein schlechter Wärmeleiter das Wasser ziemlich darunter stets in einer höhern Temperatur erhält und es für die Erhaltung und Vermehrung der Thierwelt außerordentlich befähigt.

*) In diesem Jahre wurden bis zum 3. Mai allein von dem norwegischen Schiffe Hoffnung 7300 junge und 1921 alte Seehunde gefangen. Welch eine ungeheuere Anzahl von Fischen bedürfen diese Thiere zur Nahrung.

Digitized by Google

Wenn in einzelnen Fällen, z. B. im Ochotskischen Meere, auch in größern Tiefen von 180 bis sogar zu 600 Fuß eine Temperatur von — 1 Grad bis — 2 Grad R. gefunden worden ist, so kann dieses wol nur in kräftigen örtlichen Strömungen seinen Grund haben, ebenso wie die niedrigen Temperaturen von 5,6 Grad und 6,4 Grad R. in den größern Tiefen der tropischen Meere bei einer hohen Lufttemperatur, die niemals unter 15,2 Grad bis 16 Grad R. sinkt. Die Meerestiefen, in denen die Temperatur ziemlich beständig ist, nehmen nach dem Aequator hin zu. Für die Breiten 40°, 32°, 21° sind diese Tiefen beziehungsweise etwa 200, 300, 400 Toisen (1 Toise = 6 pariser Fuß).

Wenn wir für die Schichtenbildung der Erde die Wirkungen der Gravitation oder des Bestrebens aller Stoffe, dem Mittelpunkte um so näher zu kommen, je gewichtiger sie sind, mit denen der Schwungkraft zusammenhalten, so erkennen wir, daß es in der Erde eine Schicht geben wird, in welcher das Gleichgewicht dieser Kräfte und somit die größte Dichtigkeit vorhanden ist. Wegen der Gravitation nimmt das Gewicht der Stoffe von außen nach innen zu, wegen der Schwungkraft aber von innen nach außen. Damit stimmt in der That die Erfahrung gut überein, daß die mittlere Dichtigkeit der die äußere Erdrinde zusammensetzenden Körper (Silicate) nur etwa 3 beträgt, während das specifische Gewicht der ganzen, voll gedachten Erde 5,6747 gefunden worden ist. Daß die gewaltsamen Katastrophen in Betreff des ersten Punktes manche Ausnahmen erzwungen haben, ist nicht eine Einwendung dagegen.

Welch einen bedeutenden Einfluß die Schnelligkeit der Achsendrehung auf die Vergrößerung der Fliehkraft auch des Innern eines Himmelskörpers, also auch auf dessen Aushöhlung besitzt, zeigt sich recht auffallend bei den obern Planeten. Während jeder Punkt des Erdäquators in 1 Secunde eine Geschwindigkeit von nur 1422 pariser Fuß besitzt, ist diese bei Jupiter 39070 Fuß, bei Saturn 33500 Fuß, bei Uranus 21650 Fuß und ihr specifisches Gewicht nach neuern Angaben der Reihe nach 1, 1,08, 0,47, 0,99.

Für die Sonne erscheint die Ansicht, daß sie hohl ist, noch viel wahrscheinlicher als für die meisten Planeten; denn obgleich in ihrer Atmosphäre ein Verbrennungsproceß vorzüglich von Eisen stattfindet, dessen specifisches Gewicht mehr als 7 beträgt, ist bei einem Durchmesser von etwa 187800 geographischen Meilen ihr specifisches Gewicht doch nur ein Viertel des Wassers. Bei ihr ist weniger die Schwungkraft wirksam, denn jeder Punkt ihres Aequators bewegt sich in einer Secunde nur etwa 6520 Fuß, als vielmehr die Glut ihrer Masse und die Expansivkraft der eingeschlossenen Gase, deren Wirkung wir in der 20000 Meilen hohen Protuberanz bei der Finsterniß am 18. Aug. 1868 kennen gelernt haben.

Auch die oben von Secchi angeführte Behauptung stimmt damit überein. Die flüssigen Glutmassen sind nämlich bei der Achsendrehung der Sonne durch die Fliehkraft besonders nach dem Aequator hin getrieben worden, also hat die Sonne an den Polen eine weniger dicke, mithin auch weniger wärmende Schicht glühender Massen als am Aequator.

Daß unser Mond und ebenso jeder andere hohl sein sollte, ist nicht wahrscheinlich, denn er wurde von der Erde erst dann abgelöst, als sie nicht mehr so sehr heiß war wie ursprünglich. Darauf weist sein geringes specifisches Gewicht von 3,5 (Piazzi) hin, welches so ziemlich mit dem mittlern specifischen Gewichte der jetzt die Erdoberfläche bildenden Körper (mit 3) zusammenfällt. Außerdem aber besitzt er keine selbständige Achsendrehung, welche eine Aushöhlung hätte befördern können.

Wenn bei den Jupitermonden das specifische Gewicht des entferntesten, also zuerst entstandenen 1,68, das des nächsten nur 0,69 (für Jupiter selbst 1 gesetzt) beträgt, so deutet dieses darauf hin, daß jener sehr früh sich abgelöst hat, als sich aus der Atmosphäre des Planeten zuerst die schwersten Stoffe in einem noch sehr heißen Zustande auf seiner Oberfläche abgelagert hatten.

Digitized by Google

Die nordamerikanischen Bildungsanstalten.

Je mehr der große Freistaat jenseit des Oceans, seitdem er den Riesenkampf für seinen Bestand durchgefochten hat, unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, je höher die Wogen des politischen Lebens und der Parteiwistigkeiten dort gehen, und je enger die Verbindung zwischen der Alten und der Neuen Welt geworden ist, desto interessanter, scheint es, müsse die Frage nach dem Zustande der Volksbildung daselbst, als der Grundlage aller Cultur, für uns sein. Nun sollte man glauben, daß ein Land, welches seinen Channing gehabt, der gewiß von allen, die das Thema behandelt, dem Volksunterricht am begeistertsten das Wort geredet, und von der Wichtigkeit des Lehrerstandes die höchste Auffassung gehabt, daß ein solches Land, wo noch dazu das Volk selbst die Herrschaft in Händen hat, die besten Schulen haben und für die Volksbildung aufs angelegentlichste sorgen müsse. Dem ist jedoch nicht so. Bis zu einem gewissen Grade ist die Volksbildung allerdings, wenigstens in den nördlichern Staaten der Union allgemeiner verbreitet als in irgendeinem europäischen Staate, was aber die höhere Bildung betrifft, so ist sie, wie aus folgendem, uns von einem amerikanischen Lehrer zugegangenen Berichte hervorgeht, noch sehr mangelhaft. An der Zuverlässigkeit dieser Angaben ist um so weniger zu zweifeln, als der Verfasser vermöge seines eigenen Bildungsganges und seiner jetzigen Stellung die besten Gelegenheiten gehabt, sich mit dem ganzen Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten vertraut zu machen und dessen Mängel kennen zu lernen. Folgendes sind seine Mittheilungen.

So bedeutende Fortschritte auch seit der Gründung des Yale und des Havard College gemacht worden sind, so fehlt es uns doch noch so sehr an Vollständigkeit und an einer durchgreifenden Hebung des Unterrichtssystems. In ganz Amerika gibt es keine einzige Universität oder andere öffentliche Lehranstalt, wo man irgendeinen Zweig der höhern Bildung vollkommen, d. h. bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Wissens verfolgen könne. Das Land ist noch zu jung, das Volk zu wenig durchgebildet, zu sehr dem blos Praktischen zugethan und auf den Gelderwerb gerichtet, um Vollkommenheit in den reinen Wissenschaften ihrer selbst willen anzustreben oder auch nur von seinen Lehrern zu beanspruchen. Man hat eben keine Zeit dazu; es darf der höhern Bildung nur ein kleiner Theil dieses nur nach seiner praktischen Verwerthung geschätzten Gutes gewidmet werden; was nicht auf ein praktisches Ziel ausgeht, wird als unpraktisch verschrien: kurz, „Brotstudien" allein haben Geltung in den Augen der Amerikaner. Infolge dieser Nützlichkeitstheorie hat die höhere Bildung auf jedem Schritt mit weitverbreiteten Vorurtheilen zu kämpfen, und es kann angesichts dieser Schwierigkeiten nur wundernehmen, daß man trotz allem schon so große Fortschritte gemacht hat.

Die amerikanischen Schulen zerfallen im allgemeinen in vier Klassen. Es sind 1) die Bürgerschulen (Common Schools), 2) die Vorbereitungsschulen (Preparatory Schools), 3) die Gymnasien (Colleges), worunter sich manche mit Unrecht „Universitäten" nennen, und 4) die sogenannten Fachschulen (Professional Schools).

Die Bürgerschulen sind von den Regierungen der verschiedenen Staaten gegründet und werden von denselben unterhalten. Jedem Kinde ist bis zu einem gewissen, nicht in allen Staaten gleichen Alter freier Eintritt gestattet. In den großen Städten gibt es gewöhnlich mehrere Bezirksschulen (Ward oder Division Schools), die nach Verhältniß aus vier bis sieben Klassen (Departments) bestehen, von denen jede ihren eigenen großen Saal hat und von einer oder mehrern Lehrerinnen*) unterrichtet wird. Die Leitung der Schule

*) Die Zahl der Lehrerinnen in Amerika übersteigt bei weitem die der Lehrer, weil diese höhern Gehalt beanspruchen als jene.

Digitized by Google

ist einem Director (Principal) anvertraut. Der Unterricht in diesen Anstalten beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, Orthographie, Arithmetik, Geographie und englische Grammatik. Mit diesen Bezirksschulen hängt eine sogenannte hohe Schule (High School) zusammen, wo denjenigen Schülern, welche den Cursus in einer der obengenannten mit Ehren absolvirt haben, ebenfalls freier Eintritt gestattet ist, und wo Unterricht in der Geschichte, Algebra, Geometrie, den Anfangsgründen der classischen Sprachen und zuweilen auch des Französischen und Deutschen ertheilt wird, sodaß wenigstens einige dieser High Schools als Vorbereitungsschulen zu den Colleges angesehen werden dürfen. Die Leistungsfähigkeit dieser Bürgerschulen hängt natürlich von der Tüchtigkeit der Lehrer und Lehrerinnen ab; es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schulen in manchen Orten ausgezeichnet sind und die aufrichtigste Bewunderung verdienen. Das Gehalt der Lehrer in den genannten Schulen variirt von 1000—2500 Doll. jährlich, während das der Lehrerinnen sich höchstens auf 1100 Doll. beläuft.

Auf dem Lande ist das Schulwesen nothwendigerweise vereinfacht. Das ganze Land ist in Schulbezirke getheilt, deren Umfang von der Dichtheit der Bevölkerung abhängt. In jedem solchen Bezirke wird jährlich von drei bis etwa sieben Monaten Schule gehalten. Die Anstellung der Lehrer sowie die Verwaltung der Schule ist in den Händen eines Vorstandes von drei Mitgliedern. Die Lehrer und Lehrerinnen sind in der Regel junge Leute, die ihre Bildung in eben diesen Landschulen oder höchstens in irgendeiner obscuren Vorbereitungsschule erlangt haben, ohne sich dem Lehrfache eigentlich widmen zu wollen, und die daher selten länger als etwa ein halbes Jahr ihr Amt innehaben. Um zu einem solchen zu gelangen, müssen sie zwar eine Prüfung vor der damit beauftragten Behörde ablegen; die an sie gestellten Anforderungen indessen sind ziemlich gering. Wie aus all diesem einleuchten muß, leisten die Landschulen in den meisten Fällen nur äußerst wenig. Es gibt jedoch auch hier hervorragende Ausnahmen. Die Unterrichtsgegenstände, die hier hauptsächlich gelehrt werden, sind Lesen, Schreiben und Rechnen; nebenbei zuweilen Geographie, Algebra und englische Grammatik. Zu bemerken ist noch, daß in allen den bisher genannten Schulen Knaben und Mädchen gleichmäßigen Unterricht erhalten, und daß die vorstehenden Angaben nur auf die nördlichen Staaten Bezug haben. In den südlichen Staaten gibt es, außer in einigen der größern Städte, keine Freischulen.

Die Bildungsanstalten zweiter Klasse, gewöhnlich Academies genannt, sind ebenso zahlreich wie verschieden in ihrem Werthe. Die meisten sind Privatschulen, und nur wenige, darunter die besten, öffentliche Stiftungen. Diese letztern haben in den östlichen Staaten meistens keinen weitern Zusammenhang mit einer höhern Schule, und wenigstens zwei derselben, die Boston Latin School und Phillips' Academy zu Andover sind wirklich vortrefflich und dürfen hinsichtlich der Genauigkeit, wenn auch bei der Kürze der Cursus nicht in Betreff der Vollständigkeit des Unterrichts, mit den englischen Grammar Schools verglichen werden.

In den westlichen Staaten walten andere Verhältnisse ob, und man kann den Privatanstalten der genannten Art so wenig Vertrauen schenken, daß jedes College ohne Ausnahme eine Vorbereitungsschule für die in dasselbe aufzunehmenden Zöglinge benöthigt. In dieser werden sie in den Elementen der alten Sprachen und der andern im College betriebenen Wissenszweige sorgfältig unterrichtet, und der Cursus erstreckt sich auf zwei bis drei Jahre. Außer diesen öffentlichen Anstalten gibt es eine Unzahl von Privatschulen für Kinder beiderlei Geschlechts, die verschiedene Ziele haben und von verschiedenem Werthe sind, und von denen sich sehr wenig sagen läßt.

Die sogenannten Colleges sind eine echt amerikanische Anstalt, deren Eigenthümlichkeiten Folge der amerikanischen Anschauungen und Gewohnheiten sind. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als 100, und weichen sie auch in Umfang und Werth sehr voneinander ab,

Digitized by Google

so sind sie sich doch, was den Studiengang und die innere Organisation überhaupt betrifft, einander so ähnlich, daß die Beschreibung eines einzigen für die aller übrigen gelten kann.

Jedes College steht unter der nominellen Verwaltung eines Vorstandes (Board of Trustees), dessen Amt jedoch mehr Ehre als Arbeit und Verantwortlichkeit mit sich bringt, also — eine Sinecure ist. Er tritt ein- oder zweimal jährlich zur Berathschlagung zusammen, was indessen nur eine Formalität ist; denn die wirkliche Verwaltung der Anstalt liegt in den Händen der von den Curatoren angestellten Facultät oder des Lehrkörpers, welcher aus einem Vorsitzenden, mehrern Professoren und zuweilen einer Anzahl von Docenten (Tutors) besteht. Nur die Anstellung der Lehrer geht entweder von der Staatsregierung oder auch von dem Vorstande selbst aus.

Die Collegiengebäude enthalten gewöhnlich Wohnzimmer für die Studirenden; viele jedoch ziehen es vor, außerhalb des College zu wohnen. Die Disciplin ist in einigen Punkten sehr streng und daher sehr schwierig zu handhaben. Dem Studirenden ist keine Freiheit in der Wahl der Studien gelassen, sondern jeder muß den vorgeschriebenen Cursus verfolgen. Dieser erstreckt sich ohne Ausnahme auf vier Jahre, während deren jeder durch die vier entsprechenden Klassen der Freshmen, Sophomores, Juniors und Seniors zu gehen hat. Die, welche einen solchen Cursus absolvirt haben, erhalten das Diplom eines Baccalaureus Artium. Die zum Eintritt in die Freshmenklasse erforderlichen Kenntnisse weichen in den verschiedenen Collegien mehr voneinander ab, als der Cursus der Studien selbst; im Durchschnitt aber sind es ungefähr die folgenden. In der Arithmetik: Rechnen und Algebra bis zu den quadratischen Gleichungen; im Lateinischen: außer den Anfangsgründen der Grammatik Uebersetzung eines Buches im Cäsar oder Sallust, einiger Reden Cicero's und etwa zweier Bücher der Aeneide; im Griechischen: ebenfalls die Anfangsgründe der Grammatik nebst Uebersetzung der drei ersten Bücher der Anabasis des Xenophon. Seit einigen Jahren wird selbst in den besten Colleges nur sehr geringe Fertigkeit im Lateinschreiben verlangt. Die Aufnahmeprüfung ist zu oft nichts weniger als streng; die Examinatoren scheinen eben mehr auf die Vermehrung ihrer Klassen als auf deren Vervollkommnung auszugehen. Die Studien der Klassen sind ungefähr die folgenden. In der Freshmenklasse: Algebra, Geometrie, leichtere griechische und lateinische Autoren, wie Herodot und Livius, die Ilias des Homer und die Oden des Horaz. Im Sophomorejahre: die höhere, reine Mathematik, Tacitus, Cicero's philosophische Schriften, ein oder zwei griechische Trauerspiele und die übrigen Dichtungen des Horaz. Im Juniorjahre die Principien der Physik, Chemie, Astronomie und der Logik, nebst Plato und vielleicht ein oder zwei andern classischen Schriftstellern. Im Seniorjahre endlich Geologie nebst vermischten, besonders philosophischen und historischen Studien. Der Unterricht wird nur in seltenen Fällen vermittels Vorlesungen ertheilt; in den Sprachen und der Mathematik niemals. Vielmehr bestehen die Lectionen aus einer Befragung über vorher gestellte Aufgaben, wobei der Student jedesmal eine Nummer je nach der Vortrefflichkeit seiner Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen erhält. Der Durchschnitt aller dieser Nummern bestimmt seinen Rang in der Klasse, und falls dieser nicht eine bestimmte Höhe erreicht, wird es ihm nicht gestattet, seine Studien weiter fortzusetzen.

Von den obengenannten Unterrichtsgegenständen wird die Mathematik in der Regel am gründlichsten getrieben; das Wenigste wird in den classischen Sprachen geleistet, woran theils der Mangel an Interesse seitens der Lernenden, theils die Unwissenheit der Lehrer schuld ist. Ueberhaupt trifft man in Amerika nur sehr selten jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen oder Fertigkeit im Gebrauche derselben an, die nur durch fortwährende Uebung im Schreiben und Sprechen derselben zu erlangen ist. Erst seit kurzem fordert man einige Geläufigkeit im schriftlichen Gebrauche des Lateinischen und Griechischen; allein

Digitized by Google

es beschränkt sich diese Forderung auf die kürzesten und einfachsten Sätze. Von den neuern Sprachen wissen die meisten amerikanischen Studenten gar nichts, oder höchstens so viel, wie in einem vierteljährigen nachlässigen Studium zu erlernen ist.

Es erhellt aus vorstehenden Angaben, daß die amerikanischen Colleges eigentlich nicht mehr als eine Art höherer Schulen oder Gymnasien sind, in welchen man zwar den Grund zu einer vollständigen Bildung legen, eine solche selbst aber nicht erreichen kann.

Was das Studium der verschiedenen Fächer der Wissenschaften betrifft, so sind die Mittel dazu durch die Fachschulen geboten; nur für die philosophischen und philologischen Studien ist schlecht, ja fast gar nicht gesorgt.

Einige medicinische, juristische und theologische Schulen stehen im Zusammenhange mit den Colleges; die meisten jedoch, darunter die besten, sind selbständige Institute. Berühmt unter diesen sind die theologischen Seminare zu Andover, Princeton und Neuyork; die medicinische Schule zu Philadelphia und die Albany Law-School für Juristen. Außer diesen, einem besondern Fache gewidmeten Schulen gibt es aber auch drei andere Anstalten, in welchen sämmtliche Facultäten vertreten sind und die als Universitäten bezeichnet werden dürfen. Es sind dies Yale College in Newhaven, Harvard University in Cambridge und Michigan University in Ann Arbor. Daß ihr Erfolg bisher nur mäßig war, liegt mehr am amerikanischen Volksgeiste als an den Anstalten selbst.

In den beiden erstern bilden zwar die üblichen Gymnasialstudien den eigentlichen Hauptcursus; indessen kann man hier auch Theologie, Medicin, Rechtslehre, Naturwissenschaften, ja selbst Philosophie, Geschichte und Sprachwissenschaften studiren. Die letztern Studien, wie man nach allem Vorangegangenen leicht erwarten kann, werden freilich nur schwach betrieben und sind auch nur schlecht bedacht. In der Michigan University sind mit Ausnahme der Theologie ebenfalls alle genannten Fächer vertreten.

Nicht unerwähnt dürfen wir den jüngsten Versuch lassen, der eben diesen Herbst gemacht worden, eine den deutschen Universitäten ganz ähnliche Hochschule zu gründen, wo dem Studirenden vollständige Freiheit in der Wahl seiner Studien gelassen wird und alle Fächer des Wissens aufs beste vertreten sein sollen. Wir meinen die Cornell University zu Ithaca, Neuyork, die Ezra Cornell gegründet hat und welche von Dr. Thomas White dirigirt wird. Der Erfolg dieser Anstalt ist freilich sehr zu bezweifeln; sollte sie aber wider Erwarten gedeihen, so dürfte auch Amerika einer wesentlichen Verbesserung seines Universitätswesens entgegensehen.

So weit unser Berichterstatter. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß sich gewiß auch die besten Hoffnungen auf eine Hebung des ganzen Unterrichtswesens an den immer lebhafter werdenden geistigen Verkehr zwischen Amerika und Deutschland knüpfen lassen; denn die zuvor sind wol so viele junge Leute beiderlei Geschlechts von jenseit des Oceans zu uns herübergekommen, um hier an der Quelle zu schöpfen und sich eine deutsche Bildung anzueignen, als seit einigen Jahren, und so kann es kaum ausbleiben, daß sie bei ihrer Rückkehr nach der Heimat guten Samen dort ausstreuen und segenspendend auf ihre Landsleute einwirken werden.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Die deutsche Literatur hat in jüngster Zeit zwei erwähnenswerthe Verluste erlitten.

Am 24. Aug. 1868 ist auf dem Gute Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg gestorben, einer unserer beliebtesten Erzähler und Novellisten, von großer Vielseitigkeit der Richtungen, anregend selbst in seinen Verirrungen, ein Ausläufer der romantischen Schule und sich an Tieck's novellistische Productionen anlehnend, doch von der politisch-socialen Bewegung des Tags vielfach aus dem ruhigen Kreise des epischen Behagens in den Wirbel der Meinungen hinausgerissen. Unbestritten bleibt ihm der Vorzug anmuthiger, leichter, oft glänzender Darstellung; er war ein Erzähler von frischem Wurfe und brauchte sich nicht wie viele neuere Romanschriftsteller erst zum Erzählen zu zwingen wie zu einer sauern Arbeit. Denn diese zimmern ihre Erzählung oft im Schweiße des Angesichts zusammen wie das nothwendige Gerüste, auf dem sie ihre Geistesschätze zur Schau stellen; für Sternberg war das Erzählen selbst ein Vergnügen, dem er sich mit einem Antheil weckenden Behagen hingab.

Sternberg ist ein Sohn der deutsch-russischen Provinzen, welche neuerdings durch die Attentate des Moskowiterthums auf deutsches Geistesleben unserer Theilnahme näher gerückt sind. Die Schriften von Eckardt, Brunier u. a. nähren diese Theilnahme durch lebendige Schilderung von Land und Leuten und durch die Charakteristik der hervorragenden Männer, welche sich um die deutsche Literatur in jenen Provinzen verdient gemacht und die Beziehungen derselben zum geistigen Mutterlande stets aufrecht erhalten haben. Auch Sternberg verdient als eine der productivsten Kräfte der Deutsch-Russen, sowenig er als Publicist die brennenden Fragen seines engern Heimatlandes behandelte, doch immer seine Stelle in der Ruhmeshalle der Ostseeprovinzen.

Er wurde am 22. April 1806 auf dem Gute seines Vaters in Estland, Noistfer bei Reval, geboren, anfangs durch Hauslehrer erzogen, bis er später das Gymnasium und die Universität zu Dorpat besuchte. Das Studium der Rechtswissenschaft, dem er sich widmen sollte, übte indeß keine Anziehungskraft auf ihn aus, während sich seine Phantasie und sein Formensinn bereits hier in Dicht- und Zeichenstudien bewährten. Nachdem er einige Zeit in Petersburg gelebt hatte, unternahm er 1830, von dem Kaiser unterstützt, eine Reise nach Deutschland, besuchte Dresden und Stuttgart und hielt sich längere Zeit in Manheim und dem classischen Musensitze Weimar auf.

Sein erster Aufenthalt in Deutschland fiel in eine literarisch bewegte Zeit. Die von Heine und Börne ausgestreuten Freiheitsgedanken nahmen mit der Julirevolution einen vorher ungeahnten Aufschwung. Das Junge Deutschland, zum Theil auch durch die Hegel'sche Philosophie gebildet, durch George Sand und die französischen Romantiker angeregt, vertrat die lärmende Initiative einer neuen Literaturepoche. Der Weltschmerz gehörte damals zur Signatur der Talente; die österreichischen Lyriker, Dramatiker wie Grabbe, alles hatte einen Zug von Zerrissenheit. Gleichzeitig waren indeß die Taschenbücher nicht ausgestorben; die Nachzügler der Romantik füllten dieselben mit ihren Erzeugnissen; auch der Literaturkönig einer im Niedergange befindlichen Epoche, Ludwig Tieck, erfreute hier durch seine Novellen, welche keineswegs mehr an die wundersam glitzernden Märchenfrüchte des Phantasus erinnerten, sondern seine ironische und polemische Lebensbilder einer oft schalkhaft lächelnden, oft verbitterten und verstimmten Muse waren.

Durch diese Einflüsse wurden Sternberg's erste Erzeugnisse bestimmt. Er war von Haus aus ein estländischer Hochtory, jener Aristokratie entstammt, wie sie an den Ufern des Peipussees gedeiht, zäh festhaltend an ihren Vorrechten, welche der Fortschritt der Zeit ihr nur allmählich zu entwinden vermag, eine Aristokratie, welche noch heutigentags

Digitized by Google

der russischen Demokratie Veranlassung zu den heftigsten Angriffen gibt, indem diese gleichzeitig das Deutschthum durch die Tendenzen jener Kaste zu compromittiren sucht. Doch dies culturfremde Hinterwäldlerthum einer provinziellen Adelskaste war bei Sternberg durch das Studium der neuen Literaturen und durch einen gewissen freigeistigen Zug namentlich in religiöser Hinsicht etwas beiseitegeschoben worden und gab nur noch eine gewisse Grundstimmung zu Gunsten vornehmer Formen her. Der Salon blieb seine Heimat, aber auch der Geist, das Talent erschienen salonfähig.

Die erste Sammlung von Sternberg's „Novellen" erschien 1832—34 in fünf Bänden. Die Einflüsse der romantischen Schule zeigen sich unverkennbar in den Märchen und Gespenstergeschichten; das „Waldgespenst" erinnert an Ludwig Tieck's „Blonden Eckbert"; die „Gespenstergeschichte aus alter Zeit" schlägt gar Töne an, welche an Amadeus Hoffmann gemahnen, namentlich durch das gespenstige Zwielicht, in welchem sich prosaische Lebenswirklichkeit und unheimliches Geisterwesen vermischen. „Voltaire in Ferney" zeigt bereits die Vorliebe des Verfassers für die Helden der Aufklärung und führt zu seinen größern Erzählungen „Lessing" (1834) und „Molière" (1834) hinüber. Hier tritt das Phantastische zurück, wenn auch die thatsächliche, biographische Grundlage mit großer Licenz behandelt wird. Die literarhistorische Anekdote, wie Lessing's und Gellert's Abenteuer an der Thorwache, ist frisch aus dem Geist der Zeit heraus erzählt; im übrigen würde man den eigenthümlichen scharfen Geist Lessing's vergeblich aus diesen romantischen Jugendabenteuern heraus ahnen. „Molière" hat festern Boden unter sich, die Schlußscenen der Erzählung erinnern uns in der That an das George Sand'sche, viel spätere Drama. Das bedeutendste Werk jener Epoche ist indeß der Roman „Die Zerrissenen" (1832), welcher gänzlich unter dem Einflusse der jungdeutschen und Byron'schen Richtung steht. Die Handlung bewegt sich in Hofkreisen; ein Fürst, seine Geliebte, seine Braut, einige Maler und Freigeister bilden die Gruppen der Charaktere, die in allerlei romanhafte Beziehungen, aber ohne jeden künstlerischen Abschluß gebracht werden. Bizarre Sonderlinge, in deren Schilderung der Autor sich überhaupt damals behagt, repräsentiren den Spleen und Weltschmerz in den verschiedensten Formen. Gleichwol enthält der Roman eine Fülle höchst geistvoller Reflexionen, die man unfehlbar, wären sie in jüngster Zeit erschienen, einem Schüler Schopenhauer's zuschreiben würde. Weniger bedeutend ist „Galathea" (1836), eine andere Hofgeschichte mit gutgezeichneten Charakteren, aber einer sehr unbefriedigenden Handlung. Einzelne Schilderungen sind indeß von einer begeisterten Naturlyrik durchdrungen, welche an Jean Paul und Leopold Schefer anklingt.

Was Sternberg in „Molière" angebahnt, eine Schilderung des Rococozeitalters in Frankreich, das führte er wacker aus in dem Memoirenroman „Saint-Sylvan" (2 Bde., 1839), der vorzugsweise an dem frivolen Hofe des sächsischen Königs Friedrich August spielt, wenngleich er auch in die Cirkel der französischen Salondamen hinüberführt. Er ist offenbar einer der pikantesten Romane der neuen Zeit; die Schilderung der Rococofrivolität bis in die keckſten Nuditäten hinein hat den Reiz der Eleganz und vermeidet die Klippen des Cynismus. Sternberg's Verhalten zu jenem Zeitalter geht aus einer Mischung von Sympathie und Antipathie hervor; er verurtheilt die Ueppigkeit im ganzen, aber er verweilt gern bei der einzelnen üppigen Situation; er persiflirt die schöngeistigen Damen der pariser Salons, aber er verleugnet selbst einen schön- und freigeistigen Zug nicht. Die Neigung für das Pikante führt unsern Dichter in dem Romane „Georgette" (1840) bis zur psychologischen Caricatur. Der Held dieses Romans, ein mit dem Spleen behafteter Engländer, der auch etwas von Faust und Manfred in sich trägt, kann für seinen fixen Selbstmordgedanken keine sonderliche Theilnahme erwecken. Eine Heilung dieses Spleens durch die Liebe hätte wenigstens einen versöhnenden Abschluß gegeben; aber daß sich auch eine beglückende Liebe solchem Wahnsinne gegenüber ohnmächtig be-

Digitized by Google

weist, macht einen demüthigenden Eindruck. Der Roman „Alfred" (1841) führt uns in buchhändlerische und Literatenkreise, ähnlich wie der spätere Roman der Ida von Düringsfeld „Die Literaten", aber mit ungleich mehr Takt in Vermeidung der persönlichen Bezüglichkeiten und mit mehr Geist in der Auffassung der Verhältnisse und in satirischer Darstellung. Treffend ist namentlich der Gegensatz der beiden Buchhändler, des einen, der den Geist als Geist, und des andern, der ihn nur als Waare schätzt.

Im Jahre 1841 siedelte Sternberg nach Berlin über, welches länger als ein Jahrzehnt sein Wohnort blieb und dem Autor durch die tiefern geistigen Gegensätze, welche hier unter der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens gärten, mannichfache Anregungen bot. Offenbar erweiterte sich hier sein Gesichtskreis für die Darstellung der modernen Verhältnisse. Varnhagen's Salon, in welchem der estländische Baron bald heimisch wurde, machte ihn mit einer Menge geistiger und politischer Notabilitäten bekannt, deren äußere Physiognomie sein schnellfertiger Bleistift mit ebenso viel Gewandtheit auf dem Papiere zu skizziren wußte, wie Varnhagen's Silhouettenschere sie auszuschneiden verstand. Sternberg's Persönlichkeit hatte etwas echt Vornehmes und Edles; er war in Gesellschaft mehr Beobachter als lebhafter Erzähler; doch auch neben Varnhagen's bedeutendem Kopfe, der etwas von dem olympischen Schnitte der Goethe-Büsten hatte, machte Sternberg's Erscheinung einen geistig hervorstechenden Eindruck.

Der Reichthum des berliner Lebens prägte sich in seinem nächsten Roman „Diane" (2 Bde., 1842) aus, in welchem preußische Generale, Offiziere, Diplomaten, Gutsbesitzer, Schauspielerinnen und Pietisten die Hauptrolle spielen. „Diane" ist in Bezug auf Erfindung, spannende Darstellung, auf das eigentliche Talent der Erzählung, welches hier glatt und duftig, dort pikant und selbst schauerlich auftritt, vielleicht Sternberg's glücklichstes Product. Die beiden Mädchen, Diane und Judith, sind trefflich contrastirt und beschreiben in ihren Lebensschicksalen eine künstlerisch wohldurchgeführte Parallele. Die hereinragenden Nachtstücke, wie der Sohnesmord, den der alte General aus aristokratischem Vorurtheil begeht, sind zwar grell und heben sich zu gespenstig von der sonst modern-bequemen Handlung ab; doch hält Sternberg stets die Spannung wach und führt uns gleichsam an sicherer Hand, selbst wo er uns gewagte Sprünge machen läßt.

Die politischen Bewegungen der vierziger Jahre, in geistiger Aussaat die bedeutendsten von allen, zwangen jeden Schriftsteller, der nicht von ihrem Wogenschlag verschlungen werden wollte, eine bestimmte Stellung ihnen gegenüber anzunehmen. Dies that Sternberg in seinem socialen Tendenzroman „Paul" (3 Bde., 1845), dessen erster Theil eine große Frische der Darstellung athmet und die Jugendabenteuer des Helden mit einem an die besten englischen Muster erinnernden Humor schildert, während die spätern, namentlich der letzte: „Paul in der Heimat", sich in jenen weitläufigen Organisationen positiver Gesellschaftssphären verlieren, die an die Wanderjahre, an Cabet's „Ikarier" und alle die schrullenhaften Schreibtischprogramme einer bessern Zukunft erinnern. Sternberg nahm fest und bestimmt den aristokratischen Standpunkt ein; aber er verlangte eine Aristokratie, die sich nicht abschließt von den Bewegungen der Gegenwart, sondern sich selbst in ihnen die Sporen verdient. Sein Held Paul wird Gärtnergehülfe, Comptoirist, Literat; doch er sieht fast überall nur den Revers der Münze und faßt die Aristokratie zuletzt im wesentlichen negativ als den Widerstand gegen den Geldgeist des Jahrhunderts auf.

Als im Jahre 1848 die politischen Parteien noch heftiger aufeinandergeplatzt waren, wurde auch die Parteistellung Sternberg's, der inzwischen Feuilletonist der „Neuen Preußischen Zeitung" geworden war, eine entschiedenere. Seine „Neupreußischen Zeitbilder": „Die Royalisten" (1848) und „Die beiden Schützen" (1849), waren Tendenzpamphlete, ohne alle Grazie, zum Theil im grobkörnigen Stil der Kaserne abgefaßt, dictirt von Parteierbitterung, welche aus den Gegnern Caricaturen, aus den Genossen

Digitized by Google

Helden machte. Der Uebergang aus dem Salon in die Kaserne war allzu gewaltsam; Sternberg konnte sich auf die Dauer auch nicht mit den Plebejern in Uniform befreunden. Er hat später diese Productionen selbst verleugnet und als Verirrungen bezeichnet. Aus dieser derben realen Welt entfloh er in „Tulu" (1848) und den „Braunen Märchen" (1850) in ein phantastisches Reich, dessen Feen und Amoretten aber die Stuccaturarbeit nicht verleugneten. Seine Engel waren sehr nüchtern; dagegen fehlte es nicht an Frivolitäten und Cynismen handgreiflichster Art. Sternberg hatte die Gattung des Märchens nach Tieck'schen Ueberlieferungen stets gepflegt, so auch im „Buch der drei Schwestern" (2 Bde., 1847), in welchem der „rothe Zwerg" immer noch besser ist als die braunen Spukgeister, die ihm folgten.

Sternberg zeigte sich mehr und mehr als ein talentbegabter Erzähler, der aber äußern Anstößen und Richtungen folgt. Er hatte deutsche und französische Literaturnovellen, jungdeutsche Zerrissenheitsromane, Tieck'sche Novellen und Märchen, social-organisatorische Zukunftsromane, preußische Kasernen- und Kreuzzeitungsromantik in die Welt geschickt, fast alles vom Standpunkte des Salons mit einer gewissen aristokratischen Feinheit und Blässe, aber auch alles infolge der gerade tonangebenden Richtungen, die er nicht selber schuf oder lenkte. Nach einem kurzen Rückzug in das Gebiet der bloßen Unterhaltungsliteratur, in welcher sich schöngeistige Salonnovellen, wie „Wilhelm" (2 Bde., 1849), „Die gelbe Gräfin" (2 Bde., 1848) so überlebt zeigten, wie äußerliche Kriegsbilder: „Jena und Leipzig" (2 Bde., 1852), und wenig tiefgehende Geschichtsgemälde: „Die Ritter von Marienburg" (3 Bde., 1853), kehrte er in „Macargan" (1853) noch einmal zu seiner Jugendliebe, der französischen Philosophie, zurück, um dann dem neuen Zeitgeschmack des Memoirenromans in anekdotenreichen, aber etwas breitspurigen Gemälden: „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans" (3 Bde., 1861) und „Dorothea von Kurland" (3 Bde., 1861) zu huldigen. Besser waren seine novellistischen Künstleralbums: „Die dresdener Galerie" (2 Bde., 1857—58) und „Künstlerbilder" (3 Bde., 1861), in denen seine Fachkenntniß sein graziöses Talent unterstützte. Beiträge zur Geschichte des deutschen Salons gab er in den Schriften: „Ein Fasching in Wien" (1851), „Ein Carneval in Berlin" (1853) und „Erinnerungsblätter" (6 Bde., 1855—60), ein autobiographisches Denkmal in eleganten Albumblättern und scharfen Silhouetten.

Sternberg war von Berlin nach Dresden übergesiedelt, wo er sich in dem zahlreichen Kreise schriftstellernder Damen, der in der Elbstadt heimisch ist, zu behagen schien. Ein schweres Gehirnleiden lähmte indeß hier seine geistigen Fähigkeiten, der rettungslos Erkrankte wurde von treuer Freundeshand auf dem Gute Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz gepflegt, wo ihn der Tod am 24. Aug. von seinen Leiden erlöste.

Robert Griepenkerl, der Dichter des „Maximilian Robespierre", ist am 17. Oct. 1868 in Braunschweig gestorben. Er gehört zu jenen neuen Dramatikern, welche eine Zeit lang viel von sich sprechen machten, aber durch die Ungunst der Verhältnisse oder minder glückliche Griffe ihres Talents bald den gewonnenen Boden wieder verloren. Bei seinem ersten Auftreten als ein Messias der deutschen Bühnen begrüßt, gehört er jetzt nur der Literaturgeschichte an, denn von den deutschen Theatern sind die Spuren seines Wirkens bereits wieder verschwunden.

Robert Griepenkerl ist keineswegs als ein Dichter zu betrachten, dessen Talent bereits in früher Jugend verheißungsvolle Blüten trieb; im Gegentheil, er wendete sich erst nach dem 40. Lebensjahre der dramatischen Dichtung zu. Geboren wurde Griepenkerl am 4. Mai 1810 in Hofwyl in der Schweiz, wo sein Vater damals Lehrer war. Als der letztere eine Anstellung am Carolinum in Braunschweig erhielt, folgte er ihm dorthin, und nach vollendeten Studien lebte er hier seinen literarischen Neigungen. Er trat ganz

Digitized by Google

in die Fußstapfen seines Vaters. Wie dieser ein „Lehrbuch der Aesthetik" (2 Bde., 1827) herausgegeben hatte, so wandte auch der Sohn sich vorzugsweise ästhetischen Studien zu, wurde 1839 wie der Vater Lehrer der Aesthetik an dem Carolinum, später an der Cadettenanstalt in Braunschweig.

Die antike Tragödie und die Theorie der Musik waren anfangs die Gegenstände, die ihn am meisten beschäftigten, und er kann in vieler Hinsicht als ein Vorläufer von Richard Wagner betrachtet werden, der ebenfalls sein „Kunstwerk der Zukunft" auf der Grundlage des griechischen Trauerspiels und mit Grundlegung einer neuen musikalischen Theorie aufgebaut hat. Griepenkerl übersetzte 1833 den „Oedipus" von Sophokles, 1842 die „Antigone" des griechischen Tragikers. Eine Novelle: „Das Musikfest oder die Bethovener" (1838); seine Schriften: „Ritter Berlioz in Braunschweig" (1843) und „Die Oper der Gegenwart" (1847) bahnten eine Reform der Musik an, ungefähr auf denselben Bahnen, wie sie von der Wagner'schen Schule später mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt wurden. Allerlei ästhetische Reformgedanken waren auch in seiner literargeschichtlichen Studie: „Der Kunstgenius der deutschen Literatur im letzten Jahrhundert" (1846) nicht zu verkennen.

Doch nicht als Reformator der Oper, sondern als Reformator des Dramas sollte Griepenkerl genannt und in vielen Kreisen gefeiert werden. Das Jahr 1848, das einen so kühnen Bruch mit der politischen Vergangenheit der deutschen Nation vollzog, schien ganz dazu angethan, auch Drama und Bühne wieder mit historischem Geist zu sättigen. Hatten doch die Advocaten der geistigen Dreifelderwirthschaft, die Literarhistoriker, welche ihre Abneigung gegen die Dichtung nur schwer zu verbergen vermochten, indem sie die Politik zur einzig berechtigten Muse der Neuzeit machten, oft genug erklärt, die deutsche Tragödie werde erst wieder einen Aufschwung nehmen, wenn die deutsche Nation, in einer politischen Bewegung von Bedeutung, geschichtliche Trauerspiele außerhalb der Bretter erlebt haben würde. Nun war das Jahr 1848 nicht nur durch eine große politische Bewegung bezeichnet worden, sondern so wie die nächsten auch reich an Tragödien der verschiedensten Art. Die Parteikämpfe wurden zu Bürgerschlachten, welche die Städte verwüsteten, und man sah Opfer der politischen Ueberzeugung zum Tode führen.

Da schien die Zeit gekommen, ähnliche Gemälde auf der Bühne zu entrollen, und die Französische Revolution gab die geeignetsten und verwandtesten Stoffe her. Griepenkerl schrieb einen „Robespierre", und da die größten Bühnen sich diesem Stoffe verschlossen, reiste er als Vorleser von Stadt zu Stadt und errang zum Theil glänzende Erfolge durch die Energie seines dramatischen Vortrags. Das Stück erschien 1851 mit einer Einleitung, in welcher der Dichter als Advocat seiner Dichtung und zugleich als kritischer Revolutionär auftrat.

Wenn Griepenkerl die Berechtigung moderner Stoffe und des modernen, sie durchdringenden Geistes für das Drama der Gegenwart betont: so war diese theoretische Initiative, welche den praktischen Versuchen des Jungen Deutschland auf diesem Gebiete nachfolgte, vollkommen begründet, und auch die Verpflanzung mehr politischer Stoffe statt der socialen und freireligiösen auf die Bretter kam dem Instinct der Zeit entgegen. Der Dichter ist auch späterhin diesem modernen Ideale treu geblieben, und das rechnen wir ihm zur Ehre an gegenüber den Experimenten, die bis in die jüngste Zeit hinein wieder von allen Seiten gemacht werden, die Bühne mit den fremdartigen Gestalten und Gedankenkreisen untergegangener und der Gegenwart nicht sympathischer Epochen zu bevölkern.

Anders verhält es sich dagegen mit dem Dogma der revolutionären Dramatik, daß „die Bretter unter dem Kothurn der Wirklichkeit erdonnern müßten". Demgemäß soll der Dramatiker als Photograph zwar nicht der kleinen philiströsen Lebenswahrheit, aber doch dem großen geschichtlichen Tableau gegenübertreten; das Abschreiben der Wirklichkeit ist

Digitized by Google

sein letztes Princip. Was vermag die Dichtung im Vergleich zu dem großen Gedichte des Weltgeistes, der Weltgeschichte? Die Folge dieser Grundsätze war eine Tintoretto'sche Composition voll unruhiger Bewegtheit, mit vielen Figuren und Köpfen, mit keinen sich sondernden Gruppen und breit hereinspielenden Massen. Die Geschichtschronik wurde auf die Bühne gebracht, wenn auch nicht mit der Naivetät der meisten Shakspeare'schen Historien. Die Begebenheit überwiegt die Handlung, welche nur aus dem Innern des Helden hervorgehen kann. Das echte Drama aber setzt den großen Scheidungsproceß des geschichtlichen Rohstoffes und des dramatisch verwendbaren Gehaltes voraus, welcher letztere nur die That des Helden, ihre Genesis und ihre Folgen darstellen kann.

Selbst in Griepenkerl's bestem Drama, im „Robespierre", tritt das Mißliche seiner Kunsttheorie störend hervor. Die Composition hat nicht die dramatische Einheit, aus deren Brennpunkt allein eine reichhaltige Spannung ausstrahlt. Zunächst hat das Stück zwei Helden. Robespierre und Danton in einem und demselben Drama werden diesem immer den Charakter eines monstrum biceps geben. Diese Gefahr ist aber um so größer, wenn Robespierre der eigentliche Held ist, da Danton's kolossale und gebieterische Persönlichkeit mit ihren mächtigen Handhaben für charakteristische und imposante Darstellung den Advocaten von Arras in den Schatten stellt. In Georg Büchner's „Danton's Tod" ist Danton der Held, hier ist Robespierre's Nebenstellung erträglicher. In dem Griepenkerl'schen Drama erlischt zwar das eine bedrohliche Gestirn des dramatischen Doppelsterns schon mit dem dritten Acte; aber mit ihm erlischt leider auch das Interesse für das Stück, um so mehr, als der Dichter aus dem Fanatiker Robespierre in den letzten Acten theils einen sentimentalen Schwärmer macht, der in den Kirchhofgrüften von Saint-Denis von royalistischen Anwandlungen angekränkelt wird, theils die Gegenbewegung gegen Robespierre, die den Sturz des Dictators zur Folge hat, nicht mehr dramatisch aus den Handlungen fesselnder Charaktere herleitet, sondern sie nur episodisch in den großen Tableaux zu Worte kommen läßt. Es soll gleichsam Danton's Schatten sein, der Robespierre züchtigt, ähnlich wie der junge Preisdramatiker, Albert Lindner, in einem Aufsatze des „Shakspeare-Jahrbuch" die Composition von Shakspeare's „Julius Cäsar" dadurch zu retten sucht, daß er meint, auch in den letzten Acten sei Julius Cäsar's „Geist" der eigentliche Held. Neben den Hauptpersonen greifen die Massen in die Handlung ein; die Volksscenen sind nach Shakspeare'schem Vorbilde mit Cynismen und Volkswitzen gesättigt, während die Frauen, wie die allein in Versen sprechende Thereſe Cabarrus und Lucile Desmoulins, sich durch einen idealen Zug, der nicht von Sentimentalität frei ist, von den andern Gestalten des Dramas unterscheiden.

Wenn auch die letzten Acte des „Robespierre" ermatteten, so hatte das Drama doch einen künstlerischen Organismus, der sich in der scharfen Gliederung der einzelnen Aufzüge aussprach. „Die Girondisten" (1852), das zweite Revolutionsdrama Griepenkerl's, ließen diesen Organismus aber vermissen. Wie dort eine Zweizahl von Helden, so stand hier gar eine Vielzahl im Mittelpunkt der Handlung: die ganze Gironde, eine politische Welt voll Geist und Talent, Glanz der Beredsamkeit, Tugend und Größe im Dulden; beseelt von jenem edeln Enthusiasmus für die Ideen, welcher dem dichterischen so verwandt ist; aber alsbald von dem Fortgange der Geschichte in eine Stellung gedrängt, in welcher Geist und Rhetorik unfähig waren, für geschichtliche Thaten zu gelten. Die Energie der Gironde reicht aus für eine minder bewegte Zeit; in den Revolutionsstürmen wurde sie ohnmächtig; die dramatischen Helden aber müssen immer die bewegenden Mächte ihrer Zeit vertreten. Hierzu kommt, daß das Interesse in dem Drama Griepenkerl's immer von einer Gestalt zur andern überspringt, von Vergniaud zu Buzot, von der Roland zur Lambertine. Nirgends eine Entwickelung der Charaktere, ein Faden der Spannung; überall Gruppen, Tableaux, aber selten ein Blick in die innere Werkstatt des Gemüthes!

Digitized by Google

Auch die Diction verfällt in das Manierirte und hat nicht die Frische des „Robespierre". Der Donner, den „der Kothurn der Wirklichkeit" auf den weltbedeutenden Bretern hervorruft, erscheint oft nur als hohler Theaterdonner.

Der Fortgang von Griepenkerl's dramatischer Production zeigt wie im Spiegel das Los der meisten neuen Dramatiker: geniale Anläufe mit reformatorischem Schwunge, gegen welche sich die Bühnen verschließen, dann Zugeständnisse an die Anforderungen des Theaters und des Publikums, irgendein letzter erfolgloser Versuch im Stile des ersten Anlaufes, und der Rest ist Schweigen.

Die historische Tragödie faßt nicht Fuß auf den deutschen Bretern trotz aller Tragödien der Wirklichkeit; sie scheitert an den Rücksichten der großen Bühnen, an der Theilnahmlosigkeit des Publikums. Am wenigsten gelingt dies der Geschichtschronik ohne Spannung, ohne Mittelpunkt. Das hatte Griepenkerl empfunden, und wie viele andern Dramatiker glaubte er sich erst durch populäre Stücke auf den Bühnen einbürgern zu müssen, um später nach dem Grundsatze: „Die Flagge deckt das Gut", unter anerkannter Flagge seine Reformdramen einschmuggeln zu können. Doch er täuschte sich hierin; das Publikum acceptirte die Zugeständnisse, aber es lehnte die Consequenzen ab. Griepenkerl schuf ein Salondrama mit etwas jungdeutscher Färbung: „Ideal und Welt" (1855), welches sogar Zutritt zu dem berliner Hoftheater erhielt; er dichtete ein Volksdrama mit Bergwerksscenerie, unterirdischen Knalleffecten, rührenden Motiven: „Auf der hohen Rast" (1861). Als er indeß später zu einem weltgeschichtlichen Thema zurückkehrte und die größte Tragödie des Jahrhunderts in dem Drama „Auf Sanct-Helena" (1862), leider am Faden einer anekdotischen Erfindung, behandelte, da büßte er alsbald den Einfluß auf die Theaterleitungen, den er mühsam gewonnen, wieder ein. Freilich ist der französische Kaiser auf der Insel Sanct-Helena zwar ein tragisches Situationsbild ersten Ranges; aber ihm fehlt die dramatische Bewegung. Das große Weltdrama liegt hinter ihm; die elegische Beleuchtung, die über der Scene schwebt, unschätzbar für den Lyriker, ist zu schwach für die Wirkungen der Bühne. Man wird zwar Tragödien des Alterthums anführen können, in denen ebenfalls eine jenseit liegende Handlung nur in ihren letzten Wirkungen in das Drama eingreift; man wird an den trefflichen Bogenschützen Philoktet erinnert, der auf der Insel Lemnos über seine Wunde jammert, bis Odysseus und Neoptolemos den Zerstörer Trojas zur That abrufen. Auch Napoleon hatte den Bogen und die Pfeile des Herakles und litt an einer schmerzlichern Wunde als Philoktet; doch dieser hat noch eine große That vor sich, die mit seinem Leiden aussöhnt, während der Imperator hülflos seinem Leiden erliegt. Die Kleinlichkeit der äußern Situationen, der Gefangenschaft des Helden, der Rettungsversuche, gerade das auf der Bühne Sichtbare steht hier in so erstaunlichem Misverhältnisse zu der Größe der innern Situation, die sich nicht dramatisch gestalten läßt, daß hier ein harmonischer Eindruck unmöglich wird.

Von Griepenkerl's äußern Lebensverhältnissen erfuhr man nur Unerfreuliches, das Gerücht erzählte sogar von Verwickelungen bedenklicher Art. Schon die productive Muse des Dramatikers ist in Deutschland unfähig, ihm den Lebensunterhalt zu sichern; mit ihrem Verstummen oder ihrer gänzlichen Erfolglosigkeit muß er bitterer Noth anheimfallen. So erfahren wir denn auch, daß Griepenkerl in Armuth gestorben ist. Von der Tageskritik einst mit rauschendem Lärme begrüßt, wird er jetzt nur durch den Fleiß der Literarhistoriker vor gänzlicher Verschollenheit gesichert. Jedenfalls verdient er immer unter den Vorkämpfern eines modernen, vom Geist der Zeit durchdrungenen Dramas genannt zu werden.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre. Erster Artikel. Landwirthschaftliche Schulen und Vereine. 1

Reisebilder aus Aegypten. Von Arthur Stahl. 19

Guizot und seine Memoiren. Ein Essay von Feodor Wehl. 33

Johann Heinrich von Thünen und seine Bedeutung für die Landwirthschaft. Von Dr. M. J. Schleiden. 51

Der russische Strafcodex. Von Dr. W. Beckhaus. 59

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Thomas d'Arcy M'Gee. — James Thomas Brudenell (Earl of Cardigan). — Charles-Aimé-Josephe Lehon. — Louis-Marie de la Haye, Vicomte de Cormenin. — Auguste-Pierre-Walbourg Gemeau. — Benjamin Delessert — Marie Barthélemi Vicomte de Castelbajac. 67

Technologische Revue: Neue Sicherheitslampen. — Carburiren des Leuchtgases. — Elektrisches Licht. — Nitroglycerin als Vernichtungsmittel. — Holzpolsterung der Möbel. — Briquettesfabrikation mit Sägespähnen. — Neue Papierindustrie. — Der Dampfmann (eine Straßenlocomotive). — Die Flugmaschine. — Die Schnell-Buttermaschine. — Lehrwerkstätten für die Spitzenfabrikation. — Neue Maschinen, Apparate und technische Verfahren. 74

Die Idee und Mission der internationalen Literatur. Von Alexander Jung. . . . 81

Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre. Zweiter Artikel. Land- und forstwirthschaftliche Zustände. 110

Skizzen aus den Walliser Alpen. Von Otto Speyer. Zweiter Artikel. 123

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Die jüngsten Ausbrüche des Vesuv und der Bergsturz in Santa-Lucia. — David Livingstone, seine letzten Reisen und Schicksale. — Kleinere Notizen aus Afrika. — Die englische Forschungsreise nach Palästina. — Die Cochin in Ostindien. — Entdeckungsreisen in Australien. — Die Pacific-Eisenbahn. — Die britische Eisenindustrie. — British-Columbia. — Die Iren und Mormonen. — Statistik von Neuyork. — John Richardson. — Petermann's Deutsche Nordpolexpedition. 146

Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament. Erster Artikel. Der constituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes. I. 161

Luxusgerichte. Erster Artikel. Die Auster. 177

Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. Zweiter Artikel. Die Vorkämpfer der Unsterblichkeit. 198

Erinnerungen an Victorien Sardou. 228

Digitized by Google

Seite

Chronik der Gegenwart:

Muſikaliſche Revue: Die londoner Season. — Muſikfeſte in Amerika und Deutſchland. — Jubiläum des leipziger Conſervatoriums und Concerte für das Mendelsſohn-Denkmal. — Concerte in Kairo und Beirut. — Bach's „Matthäuspaſſion" zum erſten mal in Paris. — Die Concertſaiſon. — Hervorragende Virtuoſen. — Neue Opern. — Verlagsnovitäten. 231

Die Reichstage des Norddeutſchen Bundes und das Deutſche Zollparlament. Erſter Artikel. Der conſtituirende Reichstag des Norddeutſchen Bundes. II. 241

Der Kanal von Suez im Jahre 1868. Von Gerhard Rohlfs. 270

Karl Maria von Weber. Von Otto Gumprecht. Erſter Artikel. 277

Maximilian, Kaiſer von Mexico. Von Sigmund Hahn. 304

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: James Buchanan. — James Brooke. — Dr. Robert Vaughan. — General Camou. 314

Rußlands Landarmee. 321

Abyſſinien und der Krieg mit England. Zweiter Artikel. Die engliſche Expedition . . 346

Mehemed-Ali-Paſcha, ehemaliger Großvezier, Großadmiral und Kriegsminiſter des Sultans. 379

Aus dem Thierleben von Paris. Von Karl Ruß. 1) Die Tauben im Jardin des Tuileries. 2) Die Lieblingsthiere der Pariſer. 3) Der Vogelmarkt von Paris. 385

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Fürſt Michael Obrenowitſch von Serbien. — Jean-Pons-Guillaume Viennet. — Xavier Durrieu. — Paulin Limayrac. — Nathaniel Bagſhaw Ward. — Sigmund Lachenwitz. 392

Skizzen aus Paris und London. I. Von Rudolf Gottſchall. Todte Saiſon. . . . 401

Die Reichstage des Norddeutſchen Bundes und das Deutſche Zollparlament. Zweiter Artikel. Der erſte verfaſſungsmäßige Reichstag im Herbſt 1867. 426

Ein Schüler Saint-Simon's. 458

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Jean-François Barrière. — Joſephe Adolphe Ferdinand Langlé. — Erneſt Capendu. — Carlo Mattencci. — Hermann Plüddemann. — Hans von Mangoldt. 464

Revue der Erd- und Völkerkunde: Das Erdbeben auf den Sandwichinſeln. — Die franzöſiſche Expedition zur Erforſchung des Mekong. — Der Verbindungsweg zwiſchen Indien und Weſtchina. — Goldfelder in China und chineſiſche Anſiedler in Californien. — Die Königin von Mohilla in Frankreich. — Vermiſchte Nachrichten aus Afrika. — Norwegen und die neuen Touriſten. 469

Japan im letzten Jahrzehnt. Von Richard Andree. Erſter Artikel. 481

Die Reichstage des Norddeutſchen Bundes und das Deutſche Zollparlament. Dritter Artikel. Das erſte Deutſche Zollparlament. I. 496

Karl Maria von Weber. Von Otto Gumprecht. Zweiter Artikel. 531

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Emanuel Leutze. — Thaddeus Stevens. — George Cattermole. — The Right Honourable Robert Monſey Roſſe Lord Cranworth. — Sir E. Blakeney. — Right Honourable Stephen Rumbold Luſhington. — Sir George Pocock. . . . 554

Digitized by Google

Seite

Skizzen aus Paris und London. II. Von Rudolf Gottschall. 1) Dichtergräber. 2) Der große Aedile. 561
Japan im letzten Jahrzehnt. Von Richard Andree. Zweiter Artikel. 579
Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre. Dritter Artikel. Die Industrie- und Handelspolitik Oesterreichs. 601
Chronik der Gegenwart:
Literarische Revue: Wilhelm Jordan's Nibelungenepos. — Hermann Lingg's „Völkerwanderung" und „Gedichte". — „Gedichte" von Gottfried Kinkel. Zweite Sammlung. — „Heinrich von Schwaben" von Wilhelm Hertz. — „Der Pinsel Ming's" von Hans Hopfen. — „Sinnen und Minnen" von Robert Hamerling. — Gedichte von Feodor Wehl, Johannes Schrott, Ludwig Evers, Emil Claar, Wolfgang Müller von Königswinter, Martin Greif. — Gesammtausgaben von Heinrich Heine, Friedrich Bodenstedt, Friedrich Rückert, Friedrich Hebbel. — „Hohenschwangau" von Karl Gutzkow. — Erzählungen und Romane von Adolf Stern, Leopold von Sacher-Masoch, Gustav vom See, F. W. Hackländer, Edmund Höfer, Hugo Oelbermann. 625

Emile de Girardin. Von Wilhelm Lauser. 641
Die Fortschritte Rußlands in Centralasien. Von Hermann Bámbéry. Erster Artikel. 663
Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament. Dritter Artikel. Das erste Deutsche Zollparlament. II. 685
Bilder aus der Volksheilmittelkunde. Von Karl Nuß. 1) Das Verbrechen. 2) Der Hexenschuß. 3) Die Rose. 706
Chronik der Gegenwart:
Theatralische Revue: Charlotte Birch-Pfeiffer. Ihr nachgelassenes Drama: „Wer ist sie?" — Die wiener Lustspielpreise. — Neue Stücke von Roderich Benedix. — „Cendrillon" in Berlin. — Eine Posse von Hugo Müller. — Geibel's „Sophonisbe". 713

Die Fortschritte im astronomischen Wissen. Von Ph. Spiller. Erster Artikel. 721
Skizzen aus Paris und London. III. Von Rudolf Gottschall. 1) Französische und englische Volksstücke. 2) Versailles und Hampton Court. 744
Die österreichische Volkswirthschaft seit dem Beginn der funfziger Jahre. Vierter Artikel. Die einzelnen Industriezweige. 761
Das Institut der Friedensrichter in Rußland. Von Dr. Beckhaus. 783
Chronik der Gegenwart:
Revue der Erd- und Völkerkunde: Die Sitzungen der Britischen Association zur Förderung der Wissenschaften und die Berichte von E. Whymper, Sir Charles Lyell, E. B. Wright, K. J. Mann, Professor H. Bámbéry, W. G. Palgrave, Hyde Clarke, Professor Huxley. — Kleinere Mittheilungen. — Das Erdbeben in Peru. 790

Die Fortschritte Rußlands in Centralasien. Von Hermann Bámbéry. Zweiter Artikel. 801
Die Reichstage des Norddeutschen Bundes und das Deutsche Zollparlament. Vierter (letzter) Artikel. Der norddeutsche Reichstag im Frühjahre 1868. 823
Die Alpenbahnen. Von Julius Schulze. 865
Chronik der Gegenwart:
Technologische Revue: Strickmaschine. — Glaswolle. — Sprengen des Glases. — Neue Uhren. — Nachtwächter-Controleuhr. — Wasseruhr. — Glimmer statt Glas. — Krystallisationsdruck. — Amerikanische Brunnen. — Taucherapparate. —

Digitized by Google

Seite

Signalapparate. — Dampfkesselversicherung. — Paraffinfleisch. — Anhydratkochtopf. — Neuer Kochapparat. — Gefrorenesmaschine. — Eiswagen zum Biertransport. — Neue Maschinen, Apparate und Verfahren. 874

Die deutschen Bibliotheken. 881

Die Fortschritte im astronomischen Wissen. Von Ph. Spiller. Zweiter Artikel. Resultate in Beziehung auf Kosmogonie. 915

Die nordamerikanischen Bildungsanstalten. 942

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg. — Robert Griepenkerl. . . 946

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

RICHARD BAUR
Digitized by Google